Digitized by Google

699

Per. 27835 d. 29
1846 (2)

Digitized by Google

Digitized by Google

Blätter für literarische Unterhaltung.

Jahrgang 1846.

Zweiter Band.

Digitized by Google

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Jahrgang 1846.

Zweiter Band.

Juli bis December.

(Enthaltend: Nr. 182—365, Literarische Anzeiger Nr. XII—XXVI.)

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1846.

Digitized by Google

Digitized by Google

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 182. —— 1. Juli 1846.

Zur Nachricht.

Von dieser Zeitschrift erscheint täglich eine Nummer und der Preis beträgt für den Jahrgang 12 Thlr. Alle Buchhandlungen in und außer Deutschland nehmen Bestellungen darauf an; ebenso alle Postämter, die sich an die Königl. sächsische Zeitungsexpedition in Leipzig wenden. Die Versendung findet in Wochenlieferungen und in Monatsheften statt.

Geschichte des Ursprungs und der Entwickelung des französischen Volkes oder Darstellung der vornehmsten Ideen und Facten, von denen die französische Nationalität vorbereitet und unter deren Einflusse sie sich ausgebildet hat. Von Eduard Arnd. Drei Bände. Leipzig, Brockhaus. 1844—46. Gr. 8. 11 Thlr.

Erster Artikel.

Man kann der Meinung sein, daß die Geschichte des französischen Volkes, des Landes überhaupt, was heute Frankreich genannt wird, ungemein viel Unerquickliches und nur selten einen reinen, wohlthätigen Eindruck darbiete, und daß dieses Volk, selbst bei sehr glänzenden Gaben und einigen wohlthuenden Gemüthszügen, gleichwol überwiegende geistige Mängel und sittliche Schatten zeige, und Ref. ist im Ganzen dieser Meinung. Ein Land und ein Volk, welches durch fast zwei Jahrtausende so wichtig in Geschichte und Leben gewesen; worin Cäsar seine Siege erfochten; Karl der Große sein herrliches Frankenreich gethürmt, das Ritterthum und die Romantik ihre höchste Blüte erreicht; die Jungfrau von Orleans die letzte wunderthätige Fahne geschwungen; Ludwig XI. und Richelieu die Staatskunst der Machiavellistischen Periode begründet und damit einen nothwendigen Übergang vom Mittelalter zur Neuzeit angebahnt; Franz I. als letzter Ritter auf dem Throne gesessen und gegen den Traum der Universalmonarchie seines kaiserlichen Gegners einen beharrlichen Kampf gekämpft; die Hugenotten sich erhoben und unterlegen; Heinrich IV. sein offenes Herz, seinen ritterlichen Leichtsinn und seine Heldenkraft bethätigte; Ludwig XIV. in langjähriger Regierung die Eroberung durch Waffengewalt, lange erfolgreich, zuletzt aber gleichwol scheiternd versuchte, dafür aber Europa dem Geschmack und Esprit seiner Pariser unterwarf; von wo den größern Theil des 18. Jahrhunderts hindurch die Verderbniß und seit dessen Schlusse der politische Sturm über Europa ausging; von wo in der Kaiserzeit das alte Staatensystem umgewälzt wurde und wo wieder in der Restaurationszeit der constitutionnelle Staat seine festländische Schule macht: — ein solches Land und Volk muß immer in seiner Geschichte und Entwickelung lehrreiche und interessante Scenen in Fülle bieten, wie viel Unheimliches und Verworrenes auch sich beimischen und wie viel Versöhnendes und Erhebendes auch der Deutsche namentlich vermissen mag. Sei es nun aber der große Reichthum der Thatsachen, oder der vielfach unerfreuliche Geist dieses geschichtlichen Lebens, oder die Unfähigkeit der Franzosen selbst zu der echten Historie: wie viel auch über französische Geschichte geschrieben worden — wenn wir die Gesammtgeschichte ins Auge fassen und von bloßen Compendien absehen, ist es, im Vergleich zu manchem andern Staate, eigentlich nicht viel —, ein auch nur annäherungsweise genügendes, die Aufgabe in einiger Vielseitigkeit erfassendes, sich der classischen Geschichtschreibung anreihendes Werk über die französische Gesammtgeschichte besitzen wir nicht. Ungemein eifrig ist die Chronique scandaleuse der französischen Geschichte ausgebeutet worden; unzählbar sind die sogenannten Memoiren in Frankreich, von den vortrefflichen der ausgehenden Ritterzeit an bis zu den lästerlichen der Voltaire'schen Periode und den seichten und unzuverlässigen Compilationen der neuesten Zeit. Einzelne vorstechende Punkte: die Hugenottenkriege, die Zeiten Ludwig's XIV., die französische Revolution und was Dem folgte, sind in vielen und zum Theil sehr bedeutenden Werken behandelt worden. In neuerer Zeit fängt auch ernstere wissenschaftliche Forschung an, sich einzelnen zeither vernachlässigten Seiten betrachtend zuzuwenden, wie namentlich der Rechtsgeschichte. Aber die Gesammtgeschichte ist zeither zumeist mit bloßer Rück-

Digitized by Google

sicht auf die äußern Thatsachen behandelt worden. Dabei hat überdem der Parteigeist seine Rolle ganz besonders gespielt und namentlich der kirchliche Parteigeist sich färbend und entstellend bethätigt; dann die bei den Franzosen so gewaltige Nationaleitelkeit, welche, eben weil sie Eitelkeit und nicht Stolz ist, es mit der Wahrheit nicht genau nimmt. Die Ungründlichkeit und der Leichtsinn der Franzosen lassen ihre geschichtlichen Arbeiten nicht oder nur unter großer Vorsicht und unter einem Mistrauen brauchen, wovon man wieder nicht weiß, ob es nicht zu weit geht; dem Ausländer mangeln aber wieder die französischen Quellen, die erst jetzt, durch Guizot's und Mignet's Fürsorge, und auch nur in Bezug auf bestimmte Epochen, zugänglicher geworden sind. Am Ende sind auch die äußern Thaten und Ereignisse Frankreichs zu blendend und imponirend, als daß man nicht darüber den stillen, verborgenen, allmäligen Gang der innern Entwickelung mehr als zu sehr übersehen sollte. Und doch ist er so lehrreich, so wichtig! und doch enthält er die wahre Erklärung des Äußerlich-Geschehenen!

Der Verf. des vorliegenden Werkes hat darin eine zur Zeit in dieser umfassenden Ausführung noch gänzlich mangelnde Darlegung dieser innern Entwickelung beabsichtigt. Er lebt seit Jahren in Frankreich, kennt es durch und durch und hat aus den einheimischen Quellen in vollen Zügen schöpfen können. Dabei ist er aber Deutscher geblieben, und den Deutschen ist es vor andern Völkern gegeben, sich in fremdes Wesen zu versetzen, ohne aufzugehen in dieses, es zu verstehen und zugleich richten zu können. In der That verbindet das Werk in eigenthümlicher Weise deutsches und französisches Wesen. Deutsch ist die Gründlichkeit, das auf nüchterne, nackte Wahrheit gerichtete Streben, der sittliche Ernst, die tiefen, eingreifenden Contouren der Darstellung. Französisch ist der Wegfall alles Dessen, was wenigstens der Schein pedantischer Systematik sein kann; ferner die Sparsamkeit des gelehrten Apparats; dann die lebendige, zugleich ein Unterhaltungsinteresse befriedigende Darstellung und das nähere Eingehen auf manche Dinge, die, wie wichtig sie auch sein mögen, doch dem deutschen Gelehrten selten ernsthaft oder wissenschaftlich genug sind. Ob es aber nicht manchem Deutschen zu französisch und manchem Franzosen zu deutsch erscheinen wird? Ob es nicht entweder kürzer oder noch ausgedehnter hätte sein sollen? Ob die Entfernung des Verf. ihn nicht einige deutsche Leistungen hat übersehen lassen, die ihm, wie z. B. Loebell's „Gregor von Tours", sehr gute Dienste geleistet haben würden? Wie Dem auch sei, es ist ein Buch von sehr reichem Inhalte und ansprechender Darstellung und Behandlung, ein tüchtiger Kern in gefälliger Schale.

Auf die Eigenthümlichkeit der Form wird der Leser gleich auf den ersten Seiten vorbereitet. Wir reisen mit dem Verf. von Deutschland nach Frankreich, stellen mit ihm Betrachtungen über den Unterschied zwischen Nord- und Süddeutschland, Vergleichungen zwischen der deutschen und französischen Grenze an, und begleiten ihn auf seinem Weg nach Paris über das Schlachtfeld des Hunnenkampfs bei Châlons-sur-Marne. In Paris angelangt, wird ein allgemeiner Blick auf diesen Brennpunkt des französischen Lebens geworfen; und Wanderungen in den verschiedenen Theilen der Stadt sollen zur ersten Orientirung führen, wobei der Verf. nicht versäumt auf den verschiedenen Ursprung und die verschiedene Bedeutung der Städte in der antiken und modernen Welt aufmerksam zu machen und den Charakter der aus diesen hervorgehenden Gesittung zu bezeichnen. Schon vorher, bei der Bastille, kommt eine mit jenem Unterschiede zusammenhängende Betrachtung, die wir mittheilen, weil sie nicht oft genug zu wiederholende Wahrheiten enthält und zugleich darthut, daß der politische Standpunkt des Verf. derjenige ist, welcher sich von einem wahren Geschichtskundigen erwarten läßt. Es heißt (I, 17):

Der Name der Republik in Athen und Rom erweckt noch heute die größten Vorstellungen, und ist so zu sagen ein Gemeingut der Menschheit geworden. Venedig, die Republik des Mittelalters, ist einer der bedeutendsten Punkte jener großen Epoche, Nordamerika, die Republik der Gegenwart, wird selbst von den entschiedensten Gegnern politischer Freiheit, wenn auch nicht geliebt, doch geehrt. Man vergißt bei dem Gedanken an das Parthenon und das Capitol den grausamen und ausschließenden Geist der alten Welt, über Dandolo und Morosini die tiefe Unsittlichkeit und die Abwesenheit jeder wahren Freiheit bei den Söhnen der Lagunen, über dem edeln großartigen Sinne Washington's den Mangel alles idealen Lebens, oder, um richtiger zu sagen, den groben Materialismus der amerikanischen Organisation —, der Name der Republik ist durch alle diese Erscheinungen verherrlicht worden, wie der der Monarchie durch Marc Aurel, Karl den Großen und Friedrich —, aber die französische Republik hat eine von Schrecken und Lächerlichkeit gemischte Erinnerung zurückgelassen und, sonderbarerweise, nicht etwa blos im Auslande und bei ihren Feinden, nein — sie hat hier, in ihrer Heimat, einen üblern Ruf als irgendwo anders. Waren Robespierre und Danton schlimmer als Marius und Sulla? Nein, aber sie waren viel, viel kleiner. Die römische Republik hatte ein so langes kräftiges Dasein geführt, daß ihre Entartung als eine dem Schicksale alles Endlichen bedingte Nothwendigkeit erscheint. Venedig hat als Staat über ein Jahrtausend bestanden, auch muß man, wenn man an seinen schmachvollen Fall denkt, nicht vergessen, daß es Nationen nicht ebenso wie Individuen vergönnt ist, heroisch zu endigen. Die Sonne Amerikas steht noch im ersten Zeichen ihres Zodiacus, und dieses Volk hat eine lange hoffnungsvolle Bahn zu durchwandern, aber die französische Republik kam wie eine Misgeburt mit dem Keime des Todes im Herzen auf die Welt, ihre Entstehung wie ihr Untergang hat keine jener allgemeinen Sympathien erregt, die Allem, was ein großes, wenn auch mangelhaftes Leben in sich getragen, von der unparteiischen Nachwelt gezollt wird.

Der Verf. führt uns auf den Montmartre, dessen Geschichte er uns erzählt, und zeigt uns von da Paris und seine Umgebungen. Dann beginnt er seine geschichtliche Darlegung mit den Parisiis, ihrer Ankunft in Gallien, ihrer Verbindung mit Cäsar, dem sie sich erst anschließen, dann, gemishandelt, von ihm abfallen und nach der Besiegung Galliens verschwinden, um erst zu Ende des 4. Jahrhunderts wieder aufzutreten. Von ihnen geht der Verf. zu den Celten überhaupt über,

Digitized by Google

mit Recht erkennend, daß in ihnen der Grundfactor des französischen Wesens zu suchen ist. In der That, man sollte nicht von romanischen, sondern von romanisirten celtischen Völkern sprechen. Romanen sind vielleicht nur in Italien und den südlichen Donauländern zu suchen. In Gallien und Hispanien haben die Römer, wie später die Germanen geherrscht und dem dienenden Volke die officielle Form gegeben und was sich lernen und aneignen läßt; aber das Naturel blieb celtisch und das Naturel ist zuletzt immer die Hauptsache. In Spanien ist der ursprüngliche Stamm weit mehr ausgerottet worden als in Frankreich und der Grundton der Bevölkerung mag maurisch-germanisch sein. In Frankreich blieb er celtisch, und die Franzosen von heute sind immer noch die Gallier des Cäsar. Der französische Staat hat einige Gedanken und Strebungen von dem römischen erborgt und die französischen Proconsuln haben viel Ähnlichkeit mit den römischen in der Zeit des Verderbnisses. Der Franzose als Mensch hat mit dem Griechen mehr Verwandtschaft als mit dem Römer, wie denn die Celten und Slawen den Griechen, die Germanen den Römern näher stehen. Auch unser Verf. erkennt (1, 53):

daß das celtische Element, ungeachtet die Römer den Galliern ihre Sprache, die Franken ihre Gesetze aufgedrungen, ungeachtet des Einflusses, den das Christenthum auf sie wie auf alle moderne Nationen ausgeübt, das Fundament und den Fonds der französischen Nationalität ausmache. Die Franzosen haben von den Römern den Formalismus ihrer Sprache und ihrer Vorstellungen und die endliche prosaische Richtung ihres Genius, von den Franken Vieles in Einrichtungen und Gebräuchen überkommen, obgleich der germanische Einfluß nur auf der Oberfläche des Lebens in diesem Volke geblieben, wie denn auch die feudalen Einrichtungen auf die Länge keiner Nation so lästig geworden und von keiner andern mit so leidenschaftlicher Ungeduld gebrochen worden. Von den Galliern aber haben die Franzosen ihre gesellige und heitere Natur empfangen, die unerschöpfliche in ihren Gegenständen immer wechselnde Thätigkeit, den Mangel an Tiefe, die ohne Ruhe nicht möglich ist, und eine gewisse moralische Unordnung im besondern, und politische Planlosigkeit im öffentlichen Leben, welche die Individuen immer in einer Art von Spannung und Fehde untereinander hält und die Nation oft zu den verwegensten Unternehmungen fortreißt, aus denen selten Das hervorgeht, was sie selbst gewollt hat.

Aber wohin ist die Gemüthstiefe, die Innigkeit des Gefühls, das Idyllische, Poetische, Patriarchalische des celtischen Urcharakters und seiner Sitten gekommen? In den Hütten der Bretagne mag man seine Reste suchen: in dem officiellen, vom Zeitungslichte beschienenen Frankreich und bei der großen Mehrzahl seiner Bevölkerung findet man nichts mehr davon. Es ist abgestreift unter dem Einflusse der Kriegs- und Herrscherkünste, die man gelernt hat, und den Schöpfungen des französischen Esprit. Aber warum hat sich in England, neben all den staatsmännischen Künsten der Normannen und solchem Aufschwunge der Wissenschaften und Künste so viel mehr davon erhalten? Das mag darin mit liegen, daß in Frankreich das Römerthum doch mehr gewirkt hat als das germanische Wesen, welches in England, die Celten theils ausrottend, theils in bestimmte Bezirke bannend, den eigentlichen Grundstamm des Volksthums bildete. Sinnlichkeit und leichte äußerliche Erregbarkeit sind das Vorherrschende der Franzosen, wozu dann noch ihr eigenthümlicher Esprit kommt, der sich eben wegen des Zurücktretens des Gemüthslebens in einseitiger Entwickelung ausgebildet hat. Dieser und der germanische Unternehmungs- und Thätigkeitstrieb, wie der römische Herrschergeist, haben sie vor dem bleibenden Eintauchen in den oft gutmüthigen und idyllischen Indifferentismus des Celten- und Slawenthums bewahrt. Aber wohl ergibt sich aus diesen Umständen, daß die Franzosen die germanischen Institutionen behalten und selbst in ihrer Art fortentwickeln, aber durch den Geist, in welchem sie solche auffassen, gänzlich umschaffen und verderben; daß sie öftere Perioden des Glanzes haben mögen, wie überhaupt dort Alles, in celtischer Weise, in Masse und auf die Masse wirkt und die innere Gliederung und Organisation der Masse nicht so oder doch in viel mangelhafterer Weise sich bildet als es im wahren „ureigenen" Geiste des deutschen Volkes liegt; daß es nicht an einzelnen Zügen hochherzigen Sinnes, nicht an manchen Tugenden des Privatlebens gebricht; daß in den Perioden der Ruhe das Ganze einen scheinbar gemüthlichen, idyllischen Charakter annehmen kann; daß, wenn jenes Sinnenleben von unschädlichen oder von nützlichen Impulsen beschäftigt wird, auch sein Wirken ein unschädliches oder ein nützliches ist; daß aber in dem Allen kein Verlaß, kein sittlicher Halt ist; daß der französischen Bildung die Grenze viel früher gesteckt ist als der germanischen (woher übrigens ihre große Verbreitungsfähigkeit); daß auf Perioden des Glanzes oder der Ruhe gar leicht wieder Perioden großer sittlicher Erschlaffung und Verderbniß folgen, ja auch, bei dem Ganzen und bei Einzelnen, Tage einbrechen, wo die Gefahr der gräßlichsten Ausrottung droht und das Thierische der Menschennatur in seiner ganzen Nacktheit, in seiner entsetzenden Herzlosigkeit und vernunftlosen Gemeinheit hervortritt. Diese Gefahr wird sich bei der französischen Nation nur allmälig, theils durch immer reichere Bildung beschäftigender Interessen, theils durch Berichtigung und Vergründlichung des Geistes verlieren. Bis jetzt aber bietet die Geschichte weniger europäischer Völker in den innern Beziehungen ihres Lebens, bei allem Glanz und Scheinglück, ein so trostloses Gemälde dar wie die des französischen Volkes. Unruhen und Aufstände, Intriguen, Verrath, Gewaltthat und Bedrückung sind überall vorgekommen: aber nirgend so arg, so herzlos und gemein, so tückisch und niedrig, so rastlos in Perioden wiederkehrend, so planlos und erfolglos, so wenig durch mildernde, erfreuliche Züge des allgemeinen Charakters in solchen Zeiten versöhnt, eine so schlimme Entsittlichung durch alle Classen des Volkes bekundend, das Laster, das Verbrechen mit so viel Leichtsinn, Falschheit, Schwäche und Feigheit gepaart. Und doch kann dieselbe Nation zu andern Zeiten überaus liebenswürdig und hochherzig sein.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Bürger. Ein deutsches Dichterleben. Roman von Otto Müller. Frankfurt a. M., Oehler. 1845. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Gewiß gibt es nur wenige Dichter, deren Leben Stoff für einen Roman böte. Ihr Leben spinnt sich meistens stiller oder doch unbekannter ab als jedes andere; selbst die Conflicte zwischen ihrer poetischen Natur und der Wirklichkeit unterscheiden sich in ihrer Form nicht auffällig von denen, welche auch andern Menschen das Leben verbittern. Dennoch ist ihr Leben ein durchaus anderes, weil sie einen Maßstab daran legen müssen, welchen die übrige Welt für ungebräuchlich erklärt, und den gebräuchlichen können oder mögen sie nicht gebrauchen, oder die Möglichkeit ihres Daseins wäre auf die Spitze gestellt. Das ausgleichende Maß findet nicht Jeder und dann entwickeln sich jene Conflicte wol zu einer Gestalt, die uns mit Sorgen und Schrecken erfüllen kann. Unter den Dichtern des vorigen Jahrhunderts, die noch nicht vergessen sind, war Bürger von den Musen reich ausgestattet; allein sie konnten seine Jugend nicht gegen die Angriffe der Verführung schützen, deren Gift in Halle schon ein bekannter Gelehrter ihm einflößte. Selbständigkeit des Charakters wurde mit jedem Tage mehr eine Unmöglichkeit, und hätten nicht Freunde, die seine gänzliche Versunkenheit ihm nicht abwendig gemacht, die äußere Existenz zu sichern sich bemüht, so wäre er gewiß schon früh untergegangen. Ob Bürger's Leben Gegenstand eines Romans sein könne, ist eine Frage, die nicht so leicht Entscheidung finden, jedenfalls aber bei nicht wenigen Schriftstellern an Bedenklichkeiten scheitern dürfte, welchen Achtung nicht zu versagen ist. Selbst der vorliegende Roman spricht für Bedenklichkeiten seines Verf. Das Buch beginnt mit Bürger's erster Hochzeit, mit jenem Momente, wo am Altare eine Doppelehe geknüpft wird, die wir auch im nichtkanonischen Sinne als eine heillose bezeichnen müssen.

Sie darzustellen, wie der Leser, dem sonst keine Quellen zu Gebote stehen, sie aus Prutz' „Göttinger Dichterbund" genügend kennen lernen kann, hat der Verf. nicht gewagt; was er aufbietet, sie zu bemänteln, ist, genau erwogen, nur Ausdruck seiner Verlegenheit, seiner Bedenklichkeiten. Eine Rechtfertigung solchen Zustandes ist bis jetzt auch einer Dudevant nicht gelungen; jenes Bemänteln aber macht eigentlich die Sache nur noch schlimmer als sie an sich schon ist, denn es bestätigt die Unrechtfertigkeit des heillosen Verhältnisses, und wie überhaupt jeder Schmuck des Häßlichen Verschwendung ist, so tritt das Häßliche darin nur noch greller hervor. Bürger's ganzes Leben war eine einzige sehr traurige Selbsttäuschung; in seinem Innern gähnte eine tiefe weite Kluft zwischen dem wahrhaften, nur im Sittengesetz freien Menschen und jenem, welchem die Lust Gewohnheit geworden war. Jene Selbsttäuschung, ein Kind der Schwäche, mochte sich nicht versagen, was die Sitte verletzte, ihr ewiges Gesetz verhöhnte, verwünschte; und diese Kluft aufzuheben bedurfte es der Stärke eines Charakters, die dem Unglücklichen so fern lag, daß er in den ernstesten heiligsten Stunden Briefe zu schreiben vermochte, welche Pietät bis jetzt gegen Veröffentlichung geschützt hat.

Ref. ist mit den Schwächen der menschlichen Natur durch seine eigenen vertraut genug, um die Versicherung hier aussprechen zu können, daß es ihm durchaus nicht einfällt, auf Bürger den Stein eines Verdammungsurtheils werfen zu wollen. Nur gegen Illusionen müssen wir uns zu schützen suchen, wenn es darauf ankommt, mit einiger Entschiedenheit zu bestimmen: ob ein gegebenes Leben Gegenstand eines Kunstwerkes sein könne oder dürfe? und, ist ein solches Werk hingestellt: ob es jenes Leben wahrhaft erschöpfe? Aus dem schon Gesagten mag sich ergeben, daß Ref. die erste Frage, auf Bürger bezogen, im Ganzen nicht mit Ja zu beantworten geneigt ist, und rücksichtlich der zweiten Frage nur ein entschiedenes Nein hat. In formeller Beziehung vermissen wir vor allen Dingen Darstellung überhaupt. Der Roman hat wie jedes Kunstwerk die Aufgabe, im Einzelwesen die Gesammtheit, im Besondern das Allgemeine abzuspiegeln; er muß also jede Person, jede Handlung, den Grund und Boden, auf welchem beide sich bewegen, in bestimmter Zeichnung, klarer Farbe und angemessener Gruppirung dem Auge vorführen. Wenn wir nun auch bei dem vorliegenden Werke, eben weil es nicht etwa als „historischer", sondern schlichtweg nur als „Roman" bezeichnet ist, kein Wort darüber verlieren wollen, daß es, mit der Wirklichkeit verglichen, diese in vielen Punkten umgeht oder doch modificirt: so müssen wir doch nicht versucht werden, die Nothwendigkeit des Gegebenen zu bezweifeln. Eine solche Versuchung aber tritt uns fast überall entgegen. Es ist nicht nothwendig, daß Stolberg und Boje zu Bürger's Hochzeit kommen, denn die Beziehungen Bürger's zu den Genossen des Hainbundes sind im ganzen Buche noch viel lockerer als in der Wirklichkeit. Dennoch war der Hainbund eine bedeutende Erscheinung und Bürger's Verhältniß zu demselben so einflußreich, daß der Hainbund nothwendig den klaren, bestimmt gezeichneten Grund bilden mußte, auf welchem Bürger's Leben sich bewegte. Hier finden wir nur einzelne Glieder desselben von der Willkür herbeigezogen, und der äußerste Grad solcher Willkür zeigt sich bei Fritz Hahn. Der Verf. läßt ihn relegiren, bei Bürger ein Asyl finden, hier ein Liebesverhältniß zu einer wahnsinnigen Försterstochter anknüpfen und sterben. Fragen wir: Wozu das? Trägt die Episode irgend wesentlich, etwa in der Eigenschaft eines Gegensatzes dazu bei, uns für Bürger's Dasein ein näheres innigeres Verständniß zu eröffnen? Und wäre Das nicht, entschädigt sie nur als Episode, als ausgerundetes, vollendetes Lebensbild? Wir begegnen überall nur einem Nein. So geht es aber mit allen Personen des Buchs: sie werden herbeigezogen, wann eben etwas gethan oder gesagt werden muß, was auch in anderer Weise geschehen konnte; — mit einem Worte: es mangelt die Nothwendigkeit, die innere Wahrheit ihrer Erscheinung so sehr, daß wir oft Mühe haben, uns selbst den äußern Grund für ihr Dasein klar zu machen. Das Alles wäre vermieden, wenn die Erscheinungen, anstatt mit rhapsodischer Willkür, mit epischem Geiste aufgefaßt und verbunden worden wären.

Ref. hat vorsätzlich nur die Form des Buchs berührt. Was den Geist, das Wesen desselben betrifft, so hat der Verf. gethan was er thun konnte, um aus dem schmutzigen Staube noch hier und da eine Blume hervorzulocken. Daß es ihm nicht gelang, liegt hauptsächlich in der Wahl eines Stoffes, welcher Emancipationsphantasien willkommen sein kann, überall aber auf Schwierigkeiten von solcher Schwere trifft, daß auch Goethe's „Wahlverwandtschaften" sie nicht zu beseitigen im Stande gewesen sind. 18.

Übersetzungsanzeige.

Von dem 1845 in London in der vierten Auflage unter dem Titel „**Eothen**" herausgekommenen Werke erscheint eine deutsche Übersetzung unter dem Titel:

Aus dem Osten

in meinem Verlage.

Leipzig, im Juni 1846.

F. A. Brockhaus.

Verantwortlicher Herausgeber: **Heinrich Brockhaus**. — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig**.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 183. —— 2. Juli 1846.

Geschichte des Ursprungs und der Entwickelung des französischen Volks &c. Von **Eduard Arnd.** Drei Bände.

Erster Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 182.)

Doch kehren wir zu unserm Verf. zurück, der uns nun über die Galen unterrichtet, ihre frühesten Wanderungen und Eroberungen, ihren Charakter und ihre Verfassung, ihren Cultus und ihre Religion darstellt, die Beherrschung der letztern durch den Druidismus hervorhebend und den Untergang desselben, die Verschmelzung der galischen Naturreligion mit dem römischen Polytheismus schildernd. Nun zeigt er Galliens Zustand unter den Römern, und führt uns rasch bis dahin, wo wieder die Lutetia Parisiorum bedeutungsvoll und Julianus Apostata zum Augustus ausgerufen wird. Eine Betrachtung über den Untergang des römischen Reichs und Galliens Zustand zu dieser Zeit macht den Schluß des ersten Buchs. Mit Recht erkennt er, außer den allgemeinen Gründen jenes Verfalls, in der innern Organisation des römischen Reichs, in der Verwaltung eines aus den verschiedensten Nationen bestehenden, nicht durch friedliche Einigung oder allmäliges Nähertreten, sondern einzig durch Gewalt und Zerstörung gebildeten Reichs, den Keim eines unausbleiblichen Untergangs. Mit Recht sagt er (I, 122):

> Der Verstand begreift dieses große Ereigniß bis auf einen gewissen Grad, was aber auf das tiefste befremdet und darum, wenigstens in seinen Grundzügen, erklärt werden muß, ist die Entsagung und Selbstaufgebung, mit der eine, wenn auch gelähmte und erschütterte, ihrer Form nach aber noch immer bestehende Ordnung der Dinge die Angriffe von Feinden erwartete, die sie nicht mit vorübergehenden Übeln, sondern mit gänzlichem Untergange bedrohten. Die Einwohner der römischen Provinzen begriffen, wie man nach allen vorhandenen Zeugnissen schließen muß, daß es sich bei den Invasionen, von denen sie seit dem 4. Jahrhunderte regelmäßig heimgesucht wurden, nicht um einen Wechsel der Herrschaft, eine Veränderung der Regierung handle, sondern daß aus ihnen eine vollkommene Zerstörung ihres bisherigen Daseins, eine individuelle und persönliche Unterjochung hervorgehen müsse. Dennoch spricht die Geschichte von keinem irgend bedeutenden und geordneten Widerstande, den sie diesem äußersten Elende, das sie bedrohte, entgegengesetzt hätten. Wenn man die Nachrichten über die Occupation Galliens durch Burgunder, Gothen und Franken liest, so könnte man zuweilen auf den Gedanken kommen, daß die deutschen Eroberer ein fast menschenleeres Land eingenommen hätten, sowie später Europäer sich nach der Entdeckung Amerikas zuweilen auf unbewohnten Inseln niederließen, so vollkommen unthätig erscheint die Bevölkerung bei diesen jedes Einzelnen persönliches Geschick bedrohenden Einfällen. Selbst das oströmische Reich ist nicht so unrühmlich, so ohne allen Widerstand gefallen. In Gallien, das durch seine Lage den Angriffen der Germanen am meisten blosgestellt war, tritt die gänzliche Erschlaffung aller militairischen und politischen Organisation fast noch mehr als anderswo, wenigstens früher hervor. Die Ursache dieser tiefen Entartung liegt theils in dem allgemeinen Einflusse Roms auf seine Unterthanen, in der Stellung der Provinzen zur Hauptstadt, theils in der innern Verwaltung und den sich aus ihr entwickelnden Zuständen, wie sie von dem römischen Despotismus geschaffen waren.

Dieser Despotismus war aber in dem Verhältnisse zu den Provinzen der Republik so gut eigen wie dem Kaiserthum. Das ganze Verhältniß Roms zu seinen Provinzen war ein ganz eigentlich despotisches: es verwaltete sie zu seinem, des Herrschers Nutzen, und das allein begründet den Begriff der Despotie. Früher handelte es sich dabei um den Nutzen Roms, der Stadt, ihrer Macht und ihrer Mächtigen, später um den der Kaiser und ihrer Herrschaft, und es mag, als nicht Alles mehr nach der Stadt floß und um sie sich drehte, eher einige Milderung zu Gunsten der Provinzen eingetreten sein, wie denn die Habsucht und der Übermuth eines Einzigen eher zu befriedigen sind als die eines herrschenden Volks, und die Diener des Erstern leichter belangt werden können als die Großen einer Republik wie die römische war. Verres gehört noch der Republik an, und aus Dem, was wir selbst von einem Brutus, einem Cato wissen, erhellt, wie groß die Verderbniß war und wie es die Andern trieben. Der oft der Schwäche und Unzuverlässigkeit bezüchtigte Cicero scheint doch der redlichste und wohlwollendste Proconsul gewesen zu sein, den wir kennen. Aber wo gab es mehr dergleichen? Der Verf. schildert nun die Gebrechen der bürgerlichen Ordnung in den Provinzen näher und drängt sie zuletzt in dem Satze zusammen (I, 127):

> Es war keine Hoffnung auf eine mögliche Erneuerung und Wiederbelebung des gesellschaftlichen Körpers vorhanden, dessen Elemente aus einer verweichlichten selbstsüchtigen Aristokratie ohne politische Kraft, einem unterdrückten Mittelstande, der selbst die Auszeichnungen die ihm wurden als eine Last betrachten mußte, und einem zahlreichen, müßigen, von öffent-

lichen Spenden lebenden städtischen Pöbel bestanden. Unter diesem Allen lag ein bis zum Dasein der Thierheit herabgewürdigter Sklavenstand.

So sagt er noch in Bezug auf die materielle Lage: daß sie mehr den Schein als das Wesen des Lebens hatte. Für Glanz, für Bestechung der Sinne, für die Ueppigkeit der Großen, für die Bequemlichkeit der Herrschaft war gesorgt, aber daneben lag das Land unbebaut, von den elendesten Proletariern bewohnt. Große Heerstraßen führten von einer bedeutenden Stadt zur andern, aber es gab keine andern Wege als diese. Es gab eine Staatspost, aber sie diente nur der Herrschaft, nicht dem Publicum. Die besiegten Völker umkleidete römischer Schein ohne das Wesen des altrömischen Lebens. Durch das Aufgeben ihrer Sprache und Sitte verloren sie das Mark ihres Wesens, über der Übung, fremde Formen sich anzueignen, die zeugende männliche Kraft ihres Geistes. Der Verf. spricht auch darin das rechte Wort aus, daß er (I, 130) sagt:

Rom hätte nur groß bleiben können, wenn es statt die besiegten Völker zu denationalisiren aus ihnen eine Conföderation gebildet und, ihre Eigenthümlichkeit anerkennend, ihr Dasein geleitet hätte ohne es zu vernichten.

Als der formelle römische Geist, der sein Dasein an todte Zeichen gebunden hatte, mit der regellosen, aber frischen und überströmenden Kraft des Nordens zusammenstieß, wurden diese Zeichen gebrochen. Er selbst verschwand mit ihnen und der Verstand der lateinischen erlag dem Gemüthe der germanischen Welt.

Sehr richtig macht übrigens der Verf. auf die bezeichnende Thatsache aufmerksam, daß der Untergang des weströmischen Reichs selbst heute noch von den französischen Geschichtschreibern als das größte Unglück, als das Verschwinden einer herrlichen Bildung und die germanische Invasion als das schrecklichste Verhängniß, das je über die Welt gekommen, dargestellt wird. Theils nehmen sie, meint er, ihrem in Formen befangenen Geiste gemäß, das Äußere, die Hülle der Civilisation, für diese selbst. Theils ärgert es sie, daß es Germanen, die Stammverwandten der heutigen Deutschen, waren; daß Die aus Deutschland kamen, welche diese Weltveränderung vollbrachten. Dabei stellen sie die deutschen Eroberer des 5. Jahrhunderts als an den Grenzen der Thierwelt stehende, den Indianern und Neuholländern ähnliche Wilde dar. (Montesquieu steht auch darin höher als sein ganzes Volk.) Dabei kommen ein paar Bemerkungen, welche mitzutheilen wir uns nicht enthalten können (I, 131):

Es ist ein besonderes Schicksal des französischen Genius, daß er mehr durch seine Irrthümer, seine Schwächen und Mängel als durch das ihm zugetheilte Maß von Wahrheit auf andere Nationen gewirkt hat. Die oberflächliche, populaire, rhetorische Form der französischen Bildung hat ihrer Darstellungs- und Betrachtungsweise überall einen so leichten und oft so verderblichen Eingang verschafft.

Es ist eine Eigenheit der Franzosen, daß sie in Bezug auf Anordnung politischer und gesellschaftlicher Verhältnisse das veränderungslustigste und neuerungssüchtigste Volk sind, das es je gegeben, in Bezug auf literarischen Geschmack, in einer gewissen, gerade die tiefsten intellectuellen Interessen umfassenden Sphäre fast ebenso stationnair bleiben wie die halb erstorbenen Völker Spaniens und Italiens.

In der Regel sind alle philosophischen, historischen, literarischen Ansichten in Frankreich traditionnel.

Übrigens drehen sich die Veränderungen im Politischen auch um die Formen, und in die neuen Formen drängt sich immer das alte Wesen wieder ein.

(Die Fortsetzung folgt.)

Voyages pittoresques dans l'ancienne France. Par le baron *Taylor*.

Während sich allenthalben Alterthumsvereine bilden und sich bald bescheiden locale oder vaterländische, bald mit oft gerechtem Selbstgefühl allgemeine nennen, verfallen die uns von der Vergangenheit hinterlassenen Kunst- oder Geschichtsdenkmale immer mehr und mehr. Wo vor zehn Jahren noch eine interessante Ruine den Reisenden anzog, findet der neuere Besucher oft kaum einen bedeutungslosen Steinhaufen, und manche heute bewunderte Reste des Mittelalters werden in einem halben Menschenalter vielleicht gänzlich verschwunden sein. Ursachen verschiedener Art wirken auf dasselbe Ziel hin. Bald ist es die Unwissenheit oder die Gleichgültigkeit, bald der Eigennutz oder die Armuth der Privatbesitzer, zuweilen ist es auch die natürliche Folge des gebrechlichen Zustandes der durch das hohe Alter morsch gewordenen Monumente, welche diese bedauerungswürdigen Wirkungen hervorbringen. Die Vereine können hierbei nur für die öffentlichen, dem Staate angehörigen Gegenstände etwas thun, für die sich im Privatbesitz befindlichen leider so viel wie nichts. Wort und Beispiel sind fast die einzigen ihnen zu Gebote stehenden Mittel — denn so viel Geld als nöthig wäre ist selten zu erschwingen — ihren schönen Zweck zu erreichen, und diese Mittel sind gewöhnlich zu schwach, jene Hindernisse hinwegzuräumen. Doch der verhältnißmäßig geringe Erfolg schwächt keineswegs die Güte der Absicht.

Indessen bliebe den Freunden der vaterländischen Kunst und Geschichte in dieser Verlegenheit zwischen Wollen und Können noch ein Ausweg übrig und wir wundern uns, daß man nicht schon längst darauf gekommen. Der Vergänglichkeit des menschlichen Körpers eingedenk lassen wir unsere Lieben oder Die, so wir bewundert und verehrt, durch den Pinsel oder Meisel auf Leinwand oder in Stein darstellen und manches Bild überlebt so das Andenken seines Originals. Und wir sollten nicht den Resten des Alterthums einen ähnlichen Tribut bringen? Hätte man doch dabei noch den Vortheil, die Zeichnung durch den Kupferstich oder den Steindruck zu vervielfältigen und Vielen zum Genuß darbieten zu können, denen sie sonst unbekannt geblieben.

Durch die Sorgfalt mancher Einzelnen und mancher Vereine sind schon oft, wir wissen es, örtliche Merkwürdigkeiten gezeichnet und verbreitet worden; allein alles bisher in diesem Sinne Gethane bleibt an Umfang und Vollständigkeit weit unter Dem, was wir vorschlagen möchten. Wir meinen nichts Geringeres als ein ganz Deutschland umfassendes Werk, worin Alles, was in künstlerischer oder historischer Hinsicht von Werth ist, Platz fände. Das Riesenhafte dieses Unternehmens schreckt uns keineswegs, denn wir haben das Beispiel seiner Ausführbarkeit vor Augen, und dieses Beispiel ist es gerade, welches uns den eben mitgetheilten Gedanken eingegeben hat. Wir reden von den „Voyages pittoresques dans l'ancienne France".

Während Deutschland, einer emsigen Biene gleich, rechts und links in den Nachbarländern den literarischen Blumenstaub sammelt und nach einer schnellen Umwandlung unter der Feder eines flinken Übersetzers als Honig und Wachs auf den leipziger Büchermarkt bringt, läßt es ein Werk außer Acht, das, seit einigen Jahren geräuschlos Lieferung an Lieferung rei-

hend, noch mehre Jahre zu seiner Beendigung bedarf. Schon in seiner jetzigen Gestalt zeigt es sich für den Historiker wichtig und bietet dem Poeten eine reiche Fundgrube, besonders aber dem Künstler einen unübersehbaren Schatz in baumeisterlicher, bildhauerlicher und malerischer Hinsicht dar; es verspricht aber ein Ganzes zu werden, das seines Gleichen sucht.

Frankreich verdankt dieses prachtvolle Geschenk einem Manne, der mit den nöthigen Kenntnissen, mit der Kunstbildung, dem Geschmack die ebenso unentbehrlichen Eigenschaften der Ausdauer, des Fleißes und der Energie verbindet, dem Baron Taylor. Eine Masse historischer Materialien, wie sie selten ein Privatmann besessen, besonders aber viele ausgezeichnete Künstler, und nicht blos französische, um sich sammelnd — es gibt wol keinen französischen Zeichner oder Maler von Namen, der nicht für die „Voyages pittoresques" gearbeitet hätte —, hat er Muße genug zu finden gewußt, um das Ganze zu leiten, den ausgesandten Künstlern Instructionen zu schicken und einen ungeheuern Text zu schreiben. Provinzen wie die Normandie, die Picardie, Bretagne, Languedoc sind schon vollständig; Auvergne, Dauphiné, Champagne und andere nähern sich ihrem Ende.

Man wird die Größe dieses Unternehmens noch mehr würdigen, wenn man bedenkt, daß wenige Länder so reich wie Frankreich an Kunstalterthümern sind; was aber die Sammlung der letztern noch interessanter macht, ist deren große Mannichfaltigkeit. Fast alle Perioden, beinahe alle im Laufe der Zeiten und bei den verschiedenen Nationen aufgetauchten Stile sind mehr oder minder vollständig repräsentirt. Bald stehen griechische, römische, romanische, byzantinische neben gothischen Antiquitäten, neben den neuern Denkmälern der Renaissance; bald ist die eine oder andere Kunst in dieser Provinz vertreten und fehlt in jener ganz. Welche Menge Tempel, Wasserleitungen, Theater, Castelle, Kirchen, Klöster, Burgen, Schlösser, Privatwohnungen, Bildsäulen, Haut- und Basreliefs u. s. w. gehen nicht vor den Augen des Lesers vorüber! Die verschiedenen Völker, die den herrlichen Boden des alten Galliens zum Schauplatz ihres Wirkens gemacht, leben vor ihm auf in den Monumenten, die sie gelassen, und die, obgleich dauernder als ihre Erbauer, dem Zahne der Zeit nun endlich zu unterliegen beginnen; vom Vandalismus der Revolution verschont, fallen ihrer viele jetzt unter dem Hammer der engherzigen Vortheilssucht der Bande noire.

Solche Klagen hat der Verf. der „Voyages pittoresques dans l'ancienne France" oft geäußert und dabei Gelegenheit genommen, für deren Erhaltung Alles vorzubringen, was nur Kunst- und Vaterlandsliebe Feuriges eingeben konnten.

Wir sprachen oben von dem zusammengesetzten Interesse des Werkes in Hinsicht auf Kunst, Poesie, Geschichte und Archäologie; wir werden jede dieser Richtungen etwas mehr im Einzelnen verfolgen, erlauben uns jedoch zuerst eine Bemerkung, die wir im voraus durch ein Citat rechtfertigen wollen.

„Im alleinigen Interesse der poetischen und künstlerischen Erinnerungen begonnen", sagt Hr. Baron Taylor in dem von der Abtei St.-Amand handelnden Capitel des ersten Bandes (Normandie), „sind die «Voyages pittoresques dans l'ancienne France» nach und nach ein Bild des Mittelalters geworden."

„Die Verbindung der Geschichte der Monumente mit der der Menschen ist zu eng, als daß wir hätten unser Ohr verschließen können vor der feierlichen Stimme der Vergangenheit, die aus Ruinen ertönend denkwürdige Begebenheiten erzählt...."

Wir glauben daher mit Recht behaupten zu können, daß der Verf., von der Masse des Stoffs sowol als von dessen Eigenthümlichkeit gezwungen, unwillkürlich die Grenzen seiner ursprünglichen Aufgabe erweitert und erst gleichsam unter der Feder das im reichen Maße sich vorfindende historische Element hineingezogen hat. Ein genaueres Studium des Werkes hat diese Ansicht noch bei uns bestärkt. Kehren wir jedoch nach dieser Abschweifung zu den Einzelheiten zurück und beginnen wir mit der Kunst.

Unter diesem Gesichtspunkte ist die Aufgabe des Werkes, wie wir schon angedeutet, sämmtliche in künstlerischer Hinsicht merkwürdige, mehr oder minder gut erhaltene Denkmäler Frankreichs aufzunehmen. Die Anzahl der dazu nöthigen Lithographien wird 3000 übersteigen und die 2700—2800 schon erschienenen gestatten gewiß ein ziemlich gültiges Urtheil über das Ganze zu fällen.

Dies Urtheil kann nur ein günstiges sein. Die Zeichnungen sind meist von zu berühmten Namen unterschrieben als daß man nicht mit einem gewissen für die Sache eingenommenen Vorurtheil an die Betrachtung derselben gehen sollte; wir müssen aber gestehen, daß unsere Erwartungen in der Regel erreicht, oft übertroffen wurden; Feinheit des Stichs, richtige Schattengebung, zweckmäßiges Hervorheben Dessen, was dieses Vorzugs würdig ist, zuweilen ein glückliches Gruppiren der das Tableau belebenden Figuren, durchgängig sorgfältiges Lithographiren, müssen wir rühmend anerkennen; überhaupt ist selten etwas von Dem, was einer solchen Arbeit künstlerischen Werth verleiht, von uns vermißt worden.

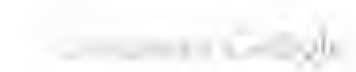
Eine besondere Rücksicht ist auf den Künstler genommen worden, der die vorliegenden Modelle benutzen will, wie aus dem Folgenden von selbst hervorgeht.

Bei den weniger wichtigen Resten der Vergangenheit hat man sich begnügt, eine allgemeine Ansicht der Steine zu liefern. War es ein in geschichtlicher Hinsicht nothwendiges Überbleibsel, so baute wol der Künstler in Gedanken das Verfallene wieder auf, half sich dabei mit den durch die Trümmer angedeuteten Umrissen und mit den in Chroniken und Documenten enthaltenen Angaben und machte daraus den Gegenstand eines zweiten Bildes. Andere Antiquitäten, z. B. griechischen, römischen, altgallischen oder druidischen Ursprungs, wurden zuerst in ihrem jetzigen Zustande, in der Mitte ihrer Umgebung, aufgenommen, einzelne interessante Theile, etwa guterhaltene Bas- oder Hautreliefs oder Inschriften, in größerm sehr deutlichem Maßstabe auf ein besonderes Blatt gezeichnet. Besonderer Fleiß wurde jedoch auf die Reproducirung merkwürdiger Kirchen oder anderer unverletzt durch die Jahrhunderte gekommener Bauwerke verwendet. Das sogenannte Viereckige Haus (Maison carrée) in Nismes, das Museum in Montpellier, viele Kathedralen wurden von der Fronte, von der Seite, im Innern &c. gezeigt; die wichtigen Theile, Statuen, Verzierungen aber besonders abgebildet und ein Plan des Gebäudes krönte und vervollständigte die Reihe.

Ein Beispiel unter hunderten; wir nehmen es aus der Provinz Franche-Comté, es ist die Kirche zu Brou. Das Bild Nr. 25 (von Bonington) stellt die Façade nebst deren nächster Umgebung vor; das Bild Nr. 26 (von Courtin und Daguerre) gibt eine allgemeine Ansicht des Innern dieser Kirche; Nr. 27 (von Courtin und Bauzelle) zeigt den Chor derselben; Nr. 28 (von Arnout) die Seitenkapelle; Nr. 29 (von Bonington und Bauzelle) das prachtvolle Denkmal der Margarethe von Bourbon; Nr. 30 (von Richebois und Bauzelle) den Betstuhl der Prinzessin Margarethe; Nr. 31 (von Fragonard) das Grabmal des Philibert des Schönen; Nr. 32 (von Théophile und Bauzelle) 15 einzelne Theile dieser Kirche: Bet- und Beichtstühle, Fenster, Verzierungen u. s. w.; Nr. 33 (von Théophile) weitere Einzelheiten: sechs die Gräber schmückende Bildsäulen; Nr. 33 bis (von Alph. de Cailleur und Müller) gibt endlich den vollständigen Plan der Kirche.

Den Bildern kommt da, wo es nützlich, die Beschreibung zu Hülfe, und oft weiß der Verf. interessante und zuweilen wichtige Bemerkungen über Geschichte und Theorie der Kunst einzuflechten, wie dies unter andern die folgenden aus der Einleitung des zweiten Bandes citirten Stellen andeuten:

„..... Wir haben bei der Beschreibung der Ruinen der Normandie gesehen, daß die Monumente, denen wir mit so viel Geringschätzung den Namen gothisch geben und deren Bau wir in die Jahrhunderte der Barbarei versetzen, weder roh noch barbarisch sind. Unter einem andern Himmel und unter einer andern Eingebung als die Monumente der Griechen errichtet, haben sie vielleicht weder deren Reinheit noch deren Eleganz, aber sie übertreffen diese an religiöser Feierlich-



keit und geheimnißvoller Harmonie, wie der erhabene und wohlwollende Glaube des Christenthums die poetische Götterlehre der Heiden..... Die Franche-Comté hat keine Denkmäler aus der langen Epoche, welche zwischen die Zeit des Urchristenthums und der Renaissance fällt. Die Römer haben darin viele Spuren zurückgelassen, aber das Mittelalter ist für sie vergangen als wäre es nie dagewesen....."

Ein anderes Beispiel dieser Art wird weiter unten angeführt werden.

Wir hatten übrigens Gelegenheit uns zu überzeugen, daß die Zeichnungen nicht blos mit größter Treue gefertigt sind, sondern auch alle ohne Ausnahme an Ort und Stelle aufgenommen, also keine etwa von schon vorhandenen Abbildungen copirt.

Von der Kunst gehen wir zur Poesie über. Der Verf. gibt unter dieser Rubrik die poetischen Sagen, welche sich der Landmann in den langen Winterabenden, am flammenden Herd sitzend, erzählt. Diese im Munde des Volkes lebenden Überlieferungen, oft die Geschichte begleitend, zuweilen sie ersetzend, haben nach den Provinzen, wo sie gäng und gäbe, eine andere Physiognomie, die keines Lavater bedarf, wenn sie eine Gegend vorstellt, deren Bewohner ihre Race von fremder Beimischung rein erhalten haben. Auch das Klima, die Bodengestaltung, Meeresnähe u. s. w. üben ihren Einfluß auf die Phantasie und drücken deren Kindern einen eigenen Stempel auf. Die Sagen der nördlichen Picarden oder Normannen, der südlichen Provençalen, der auf den schneebedeckten Pyrenäen hausenden Basken und Bearner, der Anwohner der klippenreichen Küsten der Bretagne oder der friedlichen Ackerer des vom Rhein bespülten Elsaß unterscheiden sich beim ersten Anblick. Das interessante Studium, dessen Stoff diese Überlieferungen bilden, führt auf manche durch Stammesverwandtschaft motivirte Ähnlichkeiten, die dennoch wieder durch Locales modificirt sind. So werden Diejenigen, welche die Rheinsagen kennen, mit Vergnügen die des Lurleifelsen mit der folgenden aus der Juragegend vergleichen:

„Auf dem Kamm einer langen Bergkette, welche den Horizont gen Abend schließt, gewahrten wir bald die berüchtigte Oliferne, deren Andenken die Menschen weniger wegen der von ihr im 16. Jahrhundert ausgehaltenen Belagerungen bewahrt als wegen der Fabeln, die der Anblick ihrer alterthümlichen Gemäuer erweckt."

„Die Annäherung ist mit großen Schwierigkeiten verbunden; der Felsen, der sie trägt, beherrscht eine tiefe Schlucht, und von der Höhe ihrer Zinnen erscheinen gen Morgen die Wasser des Ain wie ein in das Thal gefallener glänzend blauer Gürtel. Während der Eroberungskriege (im 16. Jahrhundert) ließen die durch Olifernes langen Widerstand aufgebrachten Franzosen alle ihre Bewohner über die Klinge springen und zerstörten ihre alten Wälle, um den letzten Zeugen des Ruhms ihrer Vertheidiger zu vernichten."

„Unter den außerordentlichen Begebenheiten der fabelhaften Chronik gibt es eine, welche würdig ist die Muße des Romantikers oder Poeten zu beschäftigen. Eines Tages — und wer möchte die Leidenschaften schildern, deren Resultat dieses Verbrechen war?! — wurden drei junge Damen, einander an Schönheit und Anmuth gleich, von dem Tyrannen von Oliferne zum Martertode des Regulus verdammt. In ein inwendig mit Nägeln gespicktes Faß gezwängt, ließ er sie von der Höhe des Felsen in die so reinen, hellen Gewässer des Ain rollen. Lange schwamm die schreckliche Maschine auf dem Flusse, Seufzer, wie sie noch nie am Ufer wiedergehallt, ertönten aus ihr und verdoppelten sich, wann sie der Strom zufällig gegen Felsen warf. Endlich sank das Faß, aber erst viel später öffnete es sich, von den wüthenden Wellen zertrümmert, und befreite drei blutige Gespenster, welche sich an einem dem Schlosse gegenüberstehenden Felsen festsetzten und daselbst ihre ewige Wohnung aufschlugen. Es sind die Klippenspitzen der **drei Damen**, die der Reisende noch jetzt in der schauerlichen Landschaft unterscheiden kann. Jede Nacht verlassen sie ihren Tagesaufenthalt, um ihre einstige Burg zu besuchen."

„Getragen von der Luft steigen sie dann an das Ufer des Flusses hinab, überschreiten ihn, den Saum ihrer langen weißen Gewänder eintauchend, schweben zu ihrem alterthümlichen Palast hinauf und hausen da, bis sie gegen Sonnenaufgang, auf dem Morgennebel hüpfend, ihrem schweigsamen Felsen zueilen."

„Der grausame Baron blieb aber nicht ungestraft; seit seinem Tode irrt er, in den benachbarten Bergen jagend, ruhelos umher. Kaum vergoldet die Sonne die Gipfel der Berge, kaum haben die drei Damen sich auf ihrem Felsen zur Ruhe begeben, so tritt der Burgherr von Oliferne, begleitet von seinen Hofleuten, aus der Hauptpforte des Schlosses; ihm folgen Leib- und Saumrosse, Spür- und Jagdhunde, Pagen und Jäger. Hartnäckig verfolgt der rastlose Jäger den Bären und den Eber und weithin wiederhallen die Echos von den Jagdhörnern der schrecklichen Rotte. Keinen Bauer gibt es auf diesen Bergen, der nicht behauptet dieses Wunder gesehen zu haben, und der sich nicht aus dem Staube macht, wann er das Geschrei und Gebell der Meute des gespenstigen Burgherrn von Oliferne zu hören glaubt. Es ist der Freischütz des Jura. Wahrscheinlich sind es diese Überlieferungen, die den Bären dieser Felsen einige Ruhe verschafft und ihr Geschlecht bis auf unsere Tage erhalten haben; denn der Berg von Oliferne ist der einzige im Jura, wo deren zuweilen noch gesehen werden."

„Der letzte Baron von Oliferne hinterließ einen großen Ruf als tapferer und geschickter Krieger; er ist besonders durch seine Kriegslisten und durch seine hartnäckige Vertheidigung gegen die Franzosen berühmt. Seine meisten Verbrechen mögen wol blos politische Verleumdungen sein, welche zur Schande des Menschengeschlechts fast immer historische werden."

(Der Beschluß folgt.)

Bibliographie.

Buttel, v., Über die Geltung des römischen Rechts und das Verlangen nach freierer Gerichtsverfassung. Eine Vorlesung. Oldenburg, Schulze. Gr. 8. 7½ Ngr.

Choke, J., Warbeck oder: die Prätendenten. Historisch-dramatisches Gedicht in 4 Aufzügen. Nach Fr. v. Schiller's hinterlassener Skizze. Sudenburg-Magdeburg, Paetz u. Comp. Gr. 8. 15 Ngr.

Der Erzähler aus der Heimath und Fremde. Originalerzählungen und Übersetzungen. Herausgegeben von C. **Spindler**. Jahrgang 1846. 1ster Band. Stuttgart, Franckh. 8. 1 Thlr.

Der Feldzug der Züricher nach der Grafschaft Baden, Belagerung der Stadt Baden und deren Übergabe im J. 1712. Baden, Zehnder. Gr. 16. 4 Ngr.

Hopf, A., Lumpazi's Carneval. 1stes Heft: Die schöne Hulda. Charlottenburg, Bauer. 8. 2½ Ngr.

Kies, L., Martin Luther's Leben und Tod. Für Jugend und Alter erzählt. Heilbronn. Kl. 8. 6 Ngr.

Mibchar ha-Peninim (das Buch), aus dem Arabischen übersetzt. In einem correkten hebräischen Texte und mit dem erläuternden hebräischen Kommentar von A. **Adam**. Hamburg. 8. 10 Ngr.

Ritter, C., Die Erdkunde im Verhältniß zur Natur und zur Geschichte des Menschen, oder allgemeine vergleichende Geographie, als sichere Grundlage des Studiums und Unterrichts in physicalischen und historischen Wissenschaften. 12ter Theil. (3tes Buch. Westasien.) 2te stark vermehrte und umgearbeitete Auflage. — A. u. d. T.: Die Erdkunde von Asien. 8ter Band. 1ste Abtheilung: Die Halbinsel Arabien. Berlin, Reimer. Gr. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Wessenberg, J. H. v., Nikodemus. Eine Erzählung. 2te verbesserte Auflage. St.-Gallen, Scheitlin und Zollikofer. Gr. 16. 10 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: **Heinrich Brockhaus**. — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 184. —— 3. Juli 1846.

Geschichte des Ursprungs und der Entwickelung des französischen Volkes rc. Von Eduard Arnd. Drei Bände.

Erster Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 183.)

Das zweite Buch beschäftigt sich nun mit den Germanen und Galliern, bis ungefähr zu der Zeit, wo aus Franken, oder vielmehr aus von Franken beherrschten Galliern Franzosen werden. Nach einer geistvollen und tiefsinnigen Betrachtung der ältesten Formen menschlicher Gesellschaft, „nachdem die Menschheit dem tiefen und unschuldigen Dasein entsagt hatte, in welchem sie sich, im Anfang der Zeiten, mit dem Leben des Alls in unbewußter Übereinstimmung und untereinander in liebevoller Gemeinschaft gefühlt hatte, einem Dasein, an dessen Wahrheit die Sagen aller Völker übereinstimmend erinnern, über das aber die Geschichte schweigt, da es außerhalb derselben liegt" — stellt er in kurzen, treffenden Zügen das Wesen der Urgermanen dar. Dann führt er uns mit einem Schlage zu der Zeit, wo ganz Gallien von den germanischen Eroberern in Besitz genommen worden. Er charakterisirt die Gothen, das mächtigste, edelste und bildsamste Volk, das aber sehr bald ausartete, die milden, aber auch bald erschlaffenden Burgundier, dann die Franken. Ursprünglich einer der schwächern Stämme, zeigen sie sich doch, sobald sie selbständig auftreten, als ein von Kampfmuth und Thatenmuth glühendes, kühnes, rastloses Geschlecht. Ihr sittlicher Charakter wird von den Geschichtschreibern weniger als die Kraft und Kühnheit ihres Wesens gelobt. Sie erschienen gewaltthätiger und habgieriger (auch perfider) als andere deutsche Völker; aber sie zeichnen sich durch eine besondere geschichtliche Beweglichkeit und politische Fähigkeit aus und bleiben weder in der streng am Alten hängenden Befangenheit der Sachsen stehen, noch unterliegen sie so früh wie die Gothen den Einflüssen des römischen Lebens. Gelernt haben sie von diesem jedoch frühzeitig, und wie weit sie verderbt waren, sind sie es hauptsächlich durch dieses und durch die übernommenen Aufgaben des Herrschens und Eroberns worden.

Der Verf. schildert nun recht einsichtsvoll die Verschiedenheit des Verfahrens, was Römer und Franken den Bewohnern der eroberten Länder gegenüber beobachteten und warum sich Römer mit Stolz „cives romani" und Deutsche mit nicht minderer Freudigkeit „edil frankono liudi" nannten. Dann kommt er auf die Spaltung in West- und Ostfranken und auf die größte Gestalt unter den Erstern, auf Clodwig, an dem er das damalige fränkische Königthum darstellt. Der verbreiteten Meinung, daß die Hörigkeit der ländlichen Bevölkerung lediglich von der Eroberung des römischen Reichs durch die Germanen und dem aus dieser entstandenen Feudalwesen hergekommen, tritt er in besonderer Untersuchung mit Recht entgegen und verbreitet sich über die celtische Clansverfassung und das römische Sklaventhum. Dann stellt er das Verhältniß der Freien untereinander und die Gründe des Lehnssystems dar, in dessen Betreff auch wir meinen, daß seine Entstehung allerdings aus der Eroberung Galliens abzuleiten sei. Endlich zeigt er auch noch das Eindringen und den Einfluß des Christenthums jener Zeit unter diesen Elementen und Umgebungen. Er zeigt uns Clodwig und Childebert und andere Merovinger als Kirchengründer und was sie in Verschönerung und Vergrößerung der alten Lutetia gethan. Den merovingischen Hof schildert er uns in einem ergreifenden Gemälde, das sich um die Gestalten des Chilperich, der Fredegunde und Laudastes gruppirt und in dem sich die ganze noch ungemilderte gewaltthätige Kraft der Urzeit offenbart. Wir sehen weiterhin in dem Gedränge der verwickeltern und bewegtern Verhältnisse die monarchischen und aristokratischen Elemente immer höher steigen, aber auch, was nicht nothwendig mit solchem Steigen verbunden sein muß, die alte Volksfreiheit immer tiefer sinken. Wir sehen aber auch die Merovinger verfallen, die Hausmeier sich erheben und mit Pipin auf den Thron steigen. Daß Das zugleich ein Sieg Austrasiens über Neustrien war, weiß der Verf. sehr wohl. Er hätte aber auch sagen sollen, worin er begründet war. Er lag in demselben Umstande, der den Sieg der Franken über die Gothen in Gallien mehr noch als die oben erwähnten persönlichen Eigenschaften dieser Stämme entschieden hatte. Die Franken siegten, weil sie das nördliche Gallien inne und in diesem Besitze den ganzen Norden zum stützenden Rückhalt hatten, aus dem sie stets erneuerte Kräfte ziehen konn-

ten. Nicht die Franken, Deutschland eroberte Gallien: durch das natürliche Übergewicht, welches aufstrebende und überströmende Kraft über Auflösung und Verfall hat. In Austrasien aber war die wahre Grundkraft des fränkischen Volksthums, weil dort die lebendigste Verbindung mit der alten Stammmutter und Völkeramme war.

Bei Karl dem Großen zeigt uns der Verf. zunächst seine Verdienste um die Erweckung des geistigen Lebens, auf das er bei dieser Gelegenheit einen Blick wirft, geht übrigens nur kurz über die Zeit der Karolinger hinweg, am längsten bei ihrem Einfluß auf Paris verweilend. In der That, ihre Bedeutung, namentlich die des großen Karl, war wichtiger für Europa als für Frankreich. Was waren seine großen politischen Leistungen? Er hat die römische Kaiserwürde auf das Reich der Franken gebracht; aber nicht bei dessen französischen, sondern bei deutschen Bestandtheilen ist es noch ein Jahrtausend verblieben. Er hat die Idee des Staats in die germanische Welt gebracht, aber sie kam ihnen allen zu statten. Er brach das Reich der Longobarden, aber nicht um es an Frankreich zu binden. Er hat die aus der Verbindung des Germanismus mit dem Romanismus und aus dem sich bildenden Lehnwesen hervorgegangenen staatlichen Grundsatze und Richtungen zur weitern eigenthümlichen Verarbeitung nach Deutschland verpflanzen helfen und dieses für die Zeit der Aufnahme dieser Keime mit dem Frankenreiche vermählt; aber eben dadurch hat er es zum selbständigen Bestehen und zur Wiedererlangung seiner alten, von Dänen, Slawen und Hunnen verletzten Grenzen befähigt. Er hat das Christenthum nach Deutschland bringen helfen, aber nicht auf Frankreich, sondern auf Deutschland selbst und zuletzt auf Rom blieb es gestellt. Seine ganze Aufgabe war in der Form eine nur vorübergehende, nicht aber, wie der Verf. (1, 288) zu meinen scheint, war sie es überhaupt. Die Vereinigung der wichtigsten Grundlagen des künftigen Staatensystems war nothwendig, damit dessen Theile von gewissen Ideen durchdrungen würden, die von da an fortwährend auf den Höhen des Staatslebens herrschten und, wenn sie auch zuweilen ganz aus dem Leben verdrängt schienen, dennoch rastlos an der Entwickelung der Staatenwelt arbeiteten. Aber diese Vereinigung mußte wieder gelöst werden, weil sie viele Theile verband, die eines selbständigen Lebens fähig waren, die als Theile mehr wirken konnten als auf die Länge das Ganze, die eben in der Trennung an der Aneignung und Erweckung der noch dem rohen Naturprocesse überlassenen Nachbarländer arbeiten sollten. Karl der Große aber war kein französischer, sondern ein deutscher Held.

Durch eine Erörterung der weitern Entwickelung des Lehnswesens gewinnt der Verf. den Übergang zu Frankreich und dem beginnenden Mittelalter. Mit Recht sagt er in zusammendrängendem Überblick über das vorher und nachher näher Entwickelte (1, 329):

Unter den ersten Merovingern war das lateinische, unter den ersten Karolingern das germanische Princip im Leben der Franken im Zunehmen gewesen, zwischen beiden stand aber die Kirche, die, dem Ursprunge ihrer Mitglieder nach, zu den Besiegten gehörend, sich gleichwol von ihnen getrennt hatte, den Siegern näher trat und sie zu ihren Lehren bekehrte. Sie gehörte auf diese Art weder den Einen noch den Andern an. Sie erhielt die Sprache, die Sitten und Vorstellungen Roms in ihrem Kreise, konnte aber einmal die innere Auflösung derselben nicht verhindern und beherrschte übrigens nur einen Theil des Lebens der Eroberer. Sie hatte, ungeachtet sie diesen ihre religiösen Grundsätze auflegte, den ihnen eigenthümlichen Sinn und Charakter nicht bezwingen und verändern können. Aus einer solchen Trennung aber, nur für einen Augenblick und auch nur äußerlich und zu äußern Zwecken, von Karl dem Großen aufgehoben, konnte kein neues Leben erwachen, und das bisher bestandene, römisches und germanisches, ging isolirt seinem Untergange entgegen. Da trat unter den letzten Karolingern jene neue Gestalt öffentlichen Lebens, das Lehnswesen, aus dem Geiste der Sieger und ihrem Walten unter den Besiegten, keineswegs aber, wie man dies so oft dargestellt hat, als ein Ausdruck rein deutschen Lebens hervor; denn es war erst nach der Eroberung und durch die Berührung mit der römischen Welt entstanden. Der ihm einwohnende Geist war allerdings in der alten Heimat und dem Gemüthe der Germanen geboren worden, seine besondere Gestalt aber, das Unvollkommene, Endliche und Schlechte an ihm, entstand durch seine Vermischung mit den noch vorhandenen Resten des römischen Lebens.

(Hier eine Randglosse: Ist nur das Unvollkommene und Schlechte an dem Lehnswesen „endlich" gewesen? Haben sich nicht auch urgermanische Züge, die ihm die Seele gaben, „endlich" gezeigt? Wie steht es mit der alten hingebenden Treue, dieser so herrlichen Tugend, weil sie der Selbstsucht bar ist? Ist sie noch in alter Stärke und Innigkeit des Gefühls so kräftig, so bestimmend und das Leben durchdringend wie ehedem?) Der Verf. hebt schließlich hervor, wie mit dem Feudalwesen eine neue Nation und, als Ergebniß dieser Verschmelzung sonst so tief getrennter Stämme, eine neue Sprache entstand. Aus dem Frankenreich ward Frankreich und schied sich von Deutschland. Frankreich, mit gallischem Grundcharakter, romanisch durchhaucht und mit germanischen Formen im staatlichen Leben.

Durch das Lehnswesen findet er den Übergang zum Ritterthum. Hier sagt er (1, 369):

Was die Meinung Derer betrifft, welche das Ritterthum für ein phantastisches Gebilde ohne Wahrheit und Kraft gehalten haben, so ist von ihnen die ideale und reale Natur des Menschen zu sehr getrennt und ihr gegenseitiger Einfluß zu sehr verkannt worden. Wie kam es, hat man gefragt, daß, wenn das Ritterthum etwas wahrhaft Bestehendes und Lebendiges gewesen, seine edeln und sittlichen Vorschriften von der Geschichte jener Zeit als unaufhörlich verletzt gezeigt werden? Aber das Mittelalter erscheint uns nur darum oft als eine so unsittliche Epoche, weil es mehr als irgend eine andere Zeit einem sittlichen Ideal nachjagte, von dessen Werth sein Inneres tief erfüllt war, das es aber nicht erreichen und unter sich einheimisch machen konnte. Dieses Ideal war dem germanischen Charakter, der unter allen nationalen Individualitäten am meisten zur Realisirung des Guten und Wahren geneigt ist, durch das Christenthum offenbart worden. Eins der vornehmsten Mittel, demselben nahe zu kommen, war jene Institution des Ritterthums, durch welches der aus der größten aller Revolutionen, der Zerstörung des römischen Reichs, entstandene wilde und schrankenlose Geist durch moralische und religiöse Vorschriften, auf die Welt selbst und nicht auf einen außer ihr waltenden

Zustand berechnet, gebändigt werden sollte. Das Mittelalter erkannte seine Verpflichtungen und empfand seine Mängel tiefer als andere Epochen vor und nach ihm gethan, aber die geringe Entwickelung der Intelligenz in ihm, die nicht seine Schuld war, da es am Eingange einer neuen Welt stand und Alles von vorn anfangen mußte, machte es ihm unmöglich, in sein gebrochenes und zerrissenes Dasein eine Einheit zu bringen, die die in ihm waltenden Widersprüche versöhnt und seiner edeln und strebenden Natur eine angemessene Befriedigung gewährt hätte. Im Vergleich zu der starren Selbständigkeit der alten Welt und des Orients erscheint das Mittelalter wie eine immerwährende Klage, wie eine Erneuerung des Leidens jener göttlichen Natur, von deren Bilde diese Epoche so tief erfüllt war, im Vergleiche zu dieser tief am Boden klebenden sittlichen Bewußtlosigkeit, wie ein unaufhörliches Ringen, die Luft des Himmels zu athmen. In diesem tiefen Gefühl der eigenen Schuld, in diesen zerreißenden Selbstanklagen lag nothwendig ein Mittel innerer Genesung. Darum gingen aber auch, mitten aus einer rauhen und wilden Welt, so viele religiös begeisterte und moralisch erhabene Naturen hervor, darum war das Mittelalter eine Zeit der Heiligen und Helden wie keine andere gewesen. Es lebte in ihm, ungeachtet des Chaos, auf das es gegründet war, der Schatten, die es umgaben, nicht blos in seinen Meinungen, sondern im Tiefsten und Persönlichsten des Daseins, in seinen Sitten, etwas Hohes und Großherziges, das sich in zahllosen Zügen kund that, und es war, ohne Zweifel, in ihm ebenso viel Entsagung wie Selbstsucht, ebenso viel Reue wie Unrecht, ebenso viel Rechtsgefühl als Neigung zu Gewaltthätigkeit vorhanden. Der Einfluß des Ritterthums ist sehr groß und tief eingehend gewesen. Noch heute kann man in dem im Ganzen herrschenden Ehr- und Zartgefühl der erleuchteten Classen des Abendlandes, hierin dem Alterthum und dem Orient so überlegen, den Einfluß der Meinungen und Sitten jener längst verschwundenen Institution erkennen.

Gewiß ist in dem Allen sehr viel Wahres und hat Das namentlich in dem Sagenkreise der Tafelrunde und ganz besonders in der Krone desselben, dem „Parzival“, auch seinen poetischen Ausdruck gefunden. Rußland, das Slawenthum überhaupt, büßt es noch heute, daß es kein rechtes Mittelalter, kein durchgebildetes Lehnswesen und vor Allem kein echtes Ritterthum gekannt hat. Übrigens war doch im Mittelalter auch viel Selbstbehagen, weil viel Gesundheit und Natürlichkeit, und bei aller Gewaltthat doch zuletzt viel weniger Selbstsucht als späterhin.

(Der Beschluß folgt.)

Voyages pittoresques dans l'ancienne France. Par le baron *Taylor*.

(Beschluß aus Nr. 183.)

Ungern enthalten wir uns, von den Grenzen dieses Aufsatzes eingeengt, mehres in diese Kategorie Gehöriges anzuführen, und gehen zu der von uns gemachten dritten Abtheilung über. Das was wir den geschichtlichen Theil des Werkes nennen wird von einer Menge Specialgeschichten gebildet, die sich gegenseitig ergänzen. Jede Provinz beginnt mit einer mehr oder minder vollständigen historischen Einleitung, denen die nöthigen geographischen und physischen Bemerkungen und Erläuterungen hinzugefügt sind. Dann folgen nach und nach die Kunstmerkwürdigkeiten besitzenden Orte und von jedem werden die daselbst vorgefallenen Begebenheiten in einer mit deren Wichtigkeit im Verhältniß stehenden Ausdehnung mitgetheilt, wobei die Monumente natürlich besonders berücksichtigt sind. Auszüge aus Chroniken, Biographien, Hinweisungen auf Originaldocumente, Specialschriften und andere Quellen vervollständigen das Ganze. Die glänzende Feder des Verf. weiß auch dieser Partie das Leben zu verleihen, ohne welches die Geschichte dem Leser oft nur magere Daten zu geben scheint. Ein Beispiel ist wol am besten geeignet, die Art und Weise der Behandlung des Stoffs zu verdeutlichen, und wir wählen dazu Narbonne, blos weil es die erste Stadt ist, auf die wir im Aufschlagen eines andern Bandes (Languedoc) trafen:

„Da sind wir nun an einer der Mutterstädte des alten Galliens angelangt, von wo die Civilisation ausgegangen ist, um sich nach Norden zu verbreiten: rechts, gen Osten, bis an den Rhein und die Maas; links, gen Westen, bis an die Meerenge, die Frankreich von England trennt.“

„Narbonne verdankt wahrscheinlich sein Entstehen demselben Volke wie Marseille, aber Neptun, den es vielleicht beleidigt, hat ihm seinen Schutz entzogen; einst ein berühmter Seehafen, hat sich das Meer nach und nach von seinen Mauern zurückgezogen und versagt ihm gegenwärtig ein günstiges Ufer, Hafen, Handel und Reichthum.“

„Das poetische Gefühl darf uns indessen nicht die ernstern Studien des Reisenden vergessen machen, sehen wir daher, ob nicht der Fluß mehr als Neptun unsere Vorwürfe verdient. Macht man den reizenden Spaziergang von Narbonne bis ans Meer, sei es längs dem Aude, sei es auf den Lagunen, so hat man Gelegenheit, eine merkwürdige Arbeit des Alterthums zu bewundern, die uns an die von Ostia, einst ein Hafen Roms, erinnert. Man sieht hier nämlich einen von zwei parallelen aus gehauenen Steinen aufgeführten Dämmen gebildeten Kanal von 250 Fuß Breite und 30 Fuß Tiefe, dessen Boden gepflastert ist und der bestimmt war, den Aude, einst Atar genannt, mitten durch einen Morast ins Meer zu geleiten.“

„Das hohe Alter, worin sich die Gründung Narbonnes verliert, das seinen Ursprung bedeckende Geheimniß bilden das erste Kleinod seiner edeln Krone. Die Adler der Eroberer der alten Welt hatten noch nicht die Gipfel der Alpen sich unter dem Fußtritt ihrer unüberwindlichen Legionen beugen sehen, als schon Narbonne berühmt unter den Völkern war und mit Stolz in seinem Hafen die Schiffe der ersten Handelsvölker Afrikas und Asiens barg; es hatte, um eine Macht zu werden, nicht auf Roms Schutz zu warten gebraucht.“

„Pytheas stellt ein glänzendes Bild des Reichthums auf, den es schon vor seiner Eroberung von dem Volk der Könige besaß. Später wurde Narbonne die erste römische, so weit von den Alpen entfernte Colonie, ja nach Cicero's Zeugniß die schützende Burg der andern umher, und zählte bald unter den ersten Städten des Riesenreichs. Auch nach Strabo genoß dieser Hafen der arecomischen Volcier einer großen Berühmtheit ...“

„Narbonne ist voller Erinnerungen an das alte Rom, das ihm seine Gesetze und seine Künste, seine Götter und seine Herren, kurz alles Das mitgetheilt hat, was seine Größe ausmachte; wir können stolz sein, eine Stadt unser zu nennen, die so lange den Stempel Romas an der Stirn getragen und von deren Bürgern bevölkert wurde. Unter dem imposanten Scepter der kaiserlichen Proconsuln, umgeben von aller Pracht der Herrscher, entstand Monument auf Monument. Hier errichtete der Enthusiasmus der Besiegten dem Andenken des Nebenbuhlers von Antonius einen Altar von weißem Marmor. Hier schuf die Macht des Siegers mit Zauberschnelle eine vier Meilen (Stadien) lange Brücke über den Aude und den wunderbaren Kanal, den wir schon erwähnt. Sein friedlicher Hafen ward der Haupthafen Galliens und sein stets zunehmender Handel vermehrte seine Industrie und seinen Glanz. Vergeblich verzehrte unter Antonius dem Frommen eine schreckliche Feuersbrunst seine Gebäude und seine Reichthümer: Roms Schatzkammern öffneten sich für sie und das von Antonius mit vollen Händen ausgestreute Geld richtete die Tempel der Götter, die Theater, die Paläste wieder auf....“

„Diese Stadt gab Rom drei Kaiser: Carus, Numerarius und Carinus.“

Mit gerechter Vorliebe verweilt der Verf. noch länger bei der in Roms Kaiserzeit fallenden Epoche Narbonnes, aus der viele von dessen Alterthümern datiren, und führt dann in etwas gedrängterer Weise die an Begebenheiten reiche Geschichte dieser Stadt bis auf unsere Tage fort. Die politische und die Kunstgeschichte geschickt ineinander verwebend theilt er uns vieles Bemerkenswerthe über die Überbleibsel aus der Zeit des Urchristenthums mit. Wir können seiner wol 50 Folioseiten langen Schilderung — aus der wir besonders bedauern das den Cardinal Richelieu Betreffende übergehen zu müssen — nicht Schritt für Schritt folgen, wollen uns jedoch nicht versagen, noch folgende kurze Stelle zu übersetzen:

„Im narbonner Posthofe, dem alten gräflichen Palaste, befindet sich ein Basrelief in weißem Marmor von etwa sechs Fuß Länge und anderthalb Fuß Höhe. Man hat oft geglaubt, es stelle die Hochzeit des Atolph und der Placidia vor; allein es hat keine Beziehung auf die Heirath dieses Königs; es ist vielmehr eine der Seiten eines byzantinisch-christlichen Grabmals und alle Figuren sind nach der Sitte der damaligen Zeit bekleidet. Das darauf Vorgestellte ist meist dem Alten oder Neuen Testamente entlehnt: die wunderbare Vermehrung der Brote und Fische, die Quelle, die Moses' Stab aus dem Felsen lockt, und noch andere Symbole der Barmherzigkeit und Liebe. In der Mitte steht eine weibliche, die Hände wie zum Gebet erhebende Gestalt, welche vielleicht die heilige Jungfrau, wahrscheinlicher aber die Seele des in dem Grabe ruhenden Körpers vorstellt. Endlich sieht man darauf einen bartlosen Christus, wie er oft auf den altchristlichen Denkmälern sculptirt ist. Dieselben Sinnbilder, derselbe Stil finden sich besonders auf den Grabsteinen des unterirdischen Roms und auf den Sarkophagen der ersten lateinischen Christen. Ein solcher bartloser Christus wird häufig auf Mosaiken des 4., 5., 6. und 7. Jahrhunderts und auf Bildern des Erlösers aus dem 11. und 12. Jahrhundert gesehen; in späterer Zeit aber wurde Jesus nur mit dem Barte vorgestellt."

„In der Urzeit der Kirche war noch kein gleichmäßiger Typus für das Antlitz des Heilandes angenommen; heftige Debatten erhoben sich mehrmals über diesen Gegenstand, aber die Kirche mischte sich nie auf officielle Weise in diesen Streit."

„Der Gebrauch, das Haupt des Christus mit dem Barte zu zieren, ist ebenfalls sehr alt und seit dem 4. Jahrhundert schon verbreitet. Dieses Vorbild nähert sich alsdann sehr der Beschreibung der Gestalt Christi, welche Lentulus in seinem apokryphischen Briefe an den römischen Senat gegeben; er scheint nach dem 12. Jahrhundert von der Kirche allgemein angenommen worden zu sein."

Wenn wir den Inhalt der „Voyages pittoresques dans l'ancienne France" in die drei voneinander unterschiedenen Theile der Kunst, Poesie und Geschichte zerlegt haben, so will Das keineswegs sagen, daß der Text in dieselben Kategorien zerstückt ist. Im Gegentheil, gleichwie ein aus drei verschiedenfarbigen Fäden gedrehtes Seil bald die eine, bald die andere Farbe zeigt oder verbirgt und so ein in seiner Mannichfaltigkeit harmonisches Ganzes bildet, so sind auch in dieser Schrift Kunst, Poesie und Geschichte zur gegenseitigen sinnigen Hervorhebung zusammengeflochten. Bald scheint die eine, bald die andere vorzuherrschen; im Grunde aber ist Alles darauf berechnet, die Kunstalterthümer hervorzuheben und selbst den todten Trümmern Leben einzuhauchen. Diese Tendenz gibt sich auch auf den Bildern zu erkennen. So enthält z. B. die angeführte äußere Ansicht der Kirche zu Brou außer diesem Gebäude noch mehre Gruppen: Mönche wallen in Procession zur offenen Kirchthür hinein; Landleute beiderlei Geschlechts in den dort üblichen Trachten sind verschiedenartig auf dem Vorplatze beschäftigt u. s. w.

Wir dürfen nicht vergessen, auch der oft so prachtvollen Randverzierungen, die den Text mehrer Provinzen schmücken, zu erwähnen. Diese Verzierungen, denen man auf den großen Folioseiten vielen Platz einräumen konnte, geben Ansichten und Trachten des Landes, Scenen und Gruppen, Bildsäulen, Reliefs, Ornamente und andere in vergrößertem Maßstabe mitgetheilte Stücke der Alterthümer, gewöhnlich sinnreich durch die schönsten Arabesken und Symbolenreihen zu einer symmetrischen Einheit verbunden.

Wir glauben die Zusammensetzung des Werkes unsern Lesern klar genug gemacht zu haben, um ihnen das Urtheil über das Ganze überlassen zu können; wir zweifeln nicht, daß es mit dem unserigen übereinstimmen wird. Auch der Preis ($12\frac{1}{2}$ Fr. oder $3\frac{1}{3}$ Thlr. die Lieferung) ist verhältnißmäßig billig gestellt, und wir haben gehört, daß die Verlagshandlung den Bibliotheken und Kunstanstalten den Ankauf durch günstige Bedingungen erleichtert, was gewiß zu dessen sehr wünschenswerther Verbreitung beitragen mag.

Möchten wir bald die Freude haben, das Beginnen eines ähnlichen, das deutsche Vaterland umfassenden Unternehmens zu sehen; Deutschland hat ja der ausgezeichneten Künstler, der gediegenen Schriftsteller genug, um es zu einem schönen Ende zu führen. Es wäre dies eins der herrlichsten Monumente, das sich das 19. Jahrhundert da selbst setzen könnte.

H. M. Block.

Literarische Curiositäten.

Pietro Bembo verfuhr mit seinen literarischen Arbeiten noch wählerischer als es mit Canning der Fall war. Er hielt 40 numerirte Portefeuilles. Sobald er einen Bogen geschrieben, legte er ihn in Nr. 1 und jedesmal durchgelesen und corrigirt ging der Bogen die Reihe durch bis in Nr. 40. — In einem seiner vortrefflichen Beiträge zum „Edinburgh review" erwähnt Macaulay, daß er das Original einer schönen Stanze von Ariosto besitze, welche der Dichter 100mal abgeändert. — Bekanntlich hat Petrarca einen Vers 24mal geändert. — Nachdem Gibbon sein „Memoir" sechsmal umgeschrieben, blieb es Fragment. Er bemerkt darin, wie viele Versuche er vor Abfassung seiner Geschichte angestellt, ehe es ihm gelungen, einen Mittelton zu treffen zwischen dem langweiligen Chronikenstile und rhetorischer Declamation. Das erste Capitel arbeitete er dreimal, das zweite und dritte zweimal um, ohne daß es ihn ganz befriedigte. — Buffon schrieb seine „Epoques de la nature" 18mal ab, bevor er sie dem Druck übergab. — Sismondi copirte seine „Histoire des républiques italiennes" dreimal, seine spätere „Histoire des Français" zweimal, las sich ebenso oft jede Periode laut vor und sah die Correcturbogen fünf- oder sechsmal durch.

Varro berechnet, daß es bei den alten Philosophen in Betreff des höchsten Gutes, des Summum bonum, 800 verschiedene Meinungen gebe. Das zeugt für eine Erfindungskraft, welche den neuern Philosophen nicht abgeht. Monsieur Reynière versichert in seinem „Cours gastronomique", daß man in Frankreich 685 verschiedene Arten kenne, Eier für die Waffel zuzurichten und", setzt er hinzu, „nos savants entdecken deren täglich mehr".

Das erste Buch mit Kupferstichen ist ein 1481 in Florenz gedruckter Dante. Von Montag, den 5. Januar 1665, datirt die erste Nummer der ersten kritischen Zeitschrift, „Journal des sçavans", und das erste darin recensirte Buch ist eine Ausgabe zweier afrikanischer Bischöfe des 5. Jahrhunderts, Victor Vitensis und Vigelius Tapsensis, von Pater Chiflet, einem Jesuiten. Die Zeitschrift war Kleinoctav und erschien wöchentlich; jede Nummer hatte 12—16 Seiten.

Das früheste auf aus Leinwandlumpen gefertigtes Papier geschriebene Werk ist eine arabische Übersetzung der Aphorismen des Hippokrates mit der Jahreszahl 1100. 16.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 185. —— 4. Juli 1846.

Geschichte des Ursprungs und der Entwickelung des französischen Volkes rc. Von Eduard Arnd. Drei Bände.

Erster Artikel.

(Beschluß aus Nr. 184.)

Im dritten Buche nimmt nun der Verf. zum Anfangsknoten seiner Geschichtserzählung den ducatus Franciae, welchen die Capetinger, die dritte französische, die erste wahrhaft nationale Dynastie, zur Wiege des modernen Frankreichs machten. Er verbreitet sich ausführlich über Hugo Capet. Er zeigt ferner die Veränderungen, die in der Epoche vom Sinken der Karolinger bis zum ersten Kreuzzuge in dem politischen Charakter der Gesellschaft nicht nur, sondern zugleich in deren äußern Sitten, ja in dem Ansehen des Landes selbst vorgegangen: die festen Schlösser, das Vorherrschen der Reiterei, die neue Bewaffnung, den Einfluß, den das Alles auf die Herrschaft der Wenigen über die Vielen und auf den Krieg geäußert, wobei die kriegerische Organisation mehr auf die Vertheidigung als auf den Angriff gerichtet war. Dann wird die Kirche jener Tage geschildert. Die Regierungen der ersten Nachfolger Hugo Capet's sind sich durchaus ähnlich. Man findet dieselben im Ganzen glücklichen, obgleich nie zu großen Resultaten führenden Kämpfe gegen ihre Vasallen, denselben Bund mit der Geistlichkeit, als deren Schützlinge sie sich betrachten. Ein Glück dabei, bemerkt der Verf., daß diese drei ersten Regierungen sehr lang waren. „Die Unterthanen gewöhnten sich auf diese Art, das Bild des Königthums lange in den Zügen derselben Person anzuschauen, wodurch es in dem Hause, in das es gekommen, befestigt wurde." Die königliche Gewalt vermehrte sich durch das bloße Factum ihres Daseins, ihrer Erhaltung. „Die königliche Gewalt schwebte wie eine ältere, fernere und erhabenere Institution über den Herzogen." Der Verf. scheint die Hauptbedeutung des Königstitels nicht gekannt zu haben. Er bezeichnete die Unabhängigkeit der Gewalt und des Staats; er enthielt den Protest gegen den Kaisertitel, der die Oberherrlichkeit über Alles beanspruchte. Deshalb konnte zur Zeit des Deutschen Reichs kein deutscher Reichsfürst den Königstitel tragen außer auf Grund eines nicht deutschen Landes. Der Beistand, den die Kirche den Capetingern leistete, führt übrigens den Verf. auf das Papstthum, das er uns in seiner ganzen Entwickelung durch die Reformen Gregor's VII. vorführt.

Auch Philipp I. regierte 48 Jahre und war Zeuge dreier großen Begebenheiten: der Eroberung Englands durch die Normänner, des Kampfes der geistlichen und weltlichen Macht in den Personen Papst Gregor's VII. und Kaiser Heinrich's IV., und des ersten Kreuzzuges, ohne an denselben den entferntesten Antheil zu nehmen. Der Verf. schildert sein Leben und seine Reue, dabei hervorhebend, wie es dem Mittelalter, im Gegensatze zu Rom und zu dem Orient, eigen gewesen, „daß der Mensch, der sonst keine irdische Macht gefürchtet, von den Schatten einer andern Welt mit das Innerste durchzitternden Schauern ergriffen wurde". Schon in den letzten Jahren Philipp's hatte sein Sohn Ludwig, dem Wesen nach König, angefangen, den Trotz seiner Vasallen zu brechen und den ersten Grund zu einer regelmäßigen Entfaltung der königlichen Macht zu legen. Als er die Krone geerbt, steigerte sich seine politische und kriegerische Thätigkeit noch. Er war einer der thätigsten und wohlgesinntesten Könige seiner Zeit, und seine Regierung verdient die Aufmerksamkeit in jeder Beziehung, mit welcher der Verf. bei ihr verweilt. Auch beginnt zur selben Zeit das Streben eines Theils der nordfranzösischen Städte, sich dem Joche ihrer geistlichen und weltlichen Herren zu entziehen und unter den Schutz der Krone zu stellen. Sowol auf diese Erscheinung als auf die Verstärkung des Königthums übte der erste Kreuzzug einen bedeutenden günstigen Einfluß aus, den der Verf. in seinen wesentlichsten Zügen nachweist. Von da an beginnt das Sinken des Lehnwesens, mit dessen Trümmern nur es die Revolution zu thun gehabt hat.

Der Verf. hebt dann die Eigenthümlichkeiten hervor, die sich in Südgallien durch den Einfluß der Burgundionen und Westgothen, durch die dort innigere Verschmelzung des lateinischen und germanischen Elements, das Vorherrschen des erstern, die Bedeutung der römischen Municipien und andere Umstände erhalten. In Nordgallien hatten weit wenigere der größern römischen Städte eine innere Unabhängigkeit bewahrt. Der Verf. unterscheidet drei Hauptclassen der französischen Städte des Mittelalters. Die erste

mächtige Regung städtischen Lebens, die sich in Cambray erhob, führt ihn auf das „Balderini Chronicon", das sie schildert, und auf dessen Verfasser, den Bischof Baudri, der die erste Stadtordnung für Noyon gegeben. Dieser folgten die Freibriefe von St.-Quentin, Beauvais, Laon, Rheims u. a., und so die ganze Bewegung, an die sich die Bildung des tiers-état knüpft oder doch darin sich kundthut. Denn daß er nicht allein aus den Communen hervorgegangen, erkennt der Verf. sehr wohl, aber sie machten immerhin seine Grundlage aus. Er wirft einen geistvollen Blick auf das städtische Leben im Mittelalter, die Wiege der neuen Zeit, in manchem Punkte tüchtiger als was aus ihr hervorgegangen.

Zeigte sich in dem Vorhergehenden eine langsame aber ineinandergreifende Entwickelung, so ergibt sich nun auch auf mehrfachen Punkten theils ein Verfallen der vorhergegangenen Regungen, theils mindestens ein Versuch der Reaction gegen das Neuerhobene. Mit dem Tode Ludwig's VI. greifen die meisten Barone der Umgegend von Paris zu den Waffen, und diese Empörung erstreckt sich bis nach Burgund und in die Champagne hinein. Man sieht, die Rechte des königlichen Hauses und der Erstgeburt waren in der Meinung der einzelnen Vasallen noch nicht so fest gewurzelt, daß eine Opposition unmöglich oder durchaus verbrecherisch und als Angriff auf die Existenz des Staats selbst erschienen wäre. Die Kirche aber bewährte von neuem den Bund, den sie mit den Capetingern geschlossen. Das Blutbad von Vitry besiegelte den Sieg des Königs, erzeugte aber zugleich eine Stimmung in ihm, die er nur auf einem Kreuzzuge zu beschwichtigen hoffte. Im Orient ist aber auch schon eine Nichtbefriedigung, ein beginnender Verfall der Ideen und Kräfte, die dem ersten Kreuzzug Erfolg verschafft, bemerkbar. Während der Abwesenheit des Königs treten zwei große Kirchenlichter, Suger und der heilige Bernhard, treulich für König und Reich wachend, hervor. Welcher Contrast zwischen ihnen und den spätern Richelieu und Mazarin und selbst Fleury! Wenn Das Vorschritt ist, so ist es wenigstens kein sittlicher. Der Kreuzzug gibt noch den Anstoß zur Trennung des Königs von seiner ersten Gemahlin, und ihre Wiedervermählung mit Heinrich Plantagenet wird ein erster äußerer Anlaß zu den englisch-französischen Kriegen, deren wichtigster Grund allerdings in dem Verhältniß der Normandie zu beiden Reichen lag. Die Regierung Ludwig's VII., in Bezug auf äußere Verhältnisse meistens unglücklich, war doch im Innern für das Schicksal Frankreichs und die Entwickelung seiner Nationalität nicht ohne Vortheil. Die königliche Macht schritt fort, und die kräftige Verwaltung Suger's hatte den Adel in eine festere und anerkanntere Abhängigkeit von der Krone gebracht.

Der eigentliche Gründer der französischen Monarchie im modernen Sinne wurde sein Sohn, Philipp August, in dem sich übrigens, bei großen staatsmännischen Gaben, auch die Härte, Hinterlist und Selbstsucht, die wir noch bei manchem spätern großen französischen Könige in entscheidenden Momenten vortreten sehen, bemerklich machen. In Beziehung auf die Städte trat er in die Fußstapfen seines Vaters und Großvaters. Der Geistlichkeit seines Landes zeigte er sich günstig, was aber bei ihm nicht wie bei seinem Vater Bigoterie, sondern Klugheit war, während er sonst auch dem Interesse der Kirche das seine vorzog und wiederholt mit dem Papste in Streit trat. Überhaupt, wie der Verf. auch namentlich in seinem Verhalten bei und nach dem dritten Kreuzzuge erweist, war das persönliche Interesse, wenn auch meist ein wohl verstandenes und mit dem seines Landes verbundenes, die einzige Richtschnur seiner Handlungen. (Nur die Scheidung von Ingeburg macht eine Ausnahme, und diese Concession an die Menschlichkeit hat ihm die größten Unannehmlichkeiten seines Lebens bereitet.) Wenn aber der Verf. den Gegensatz zwischen den Charakteren des Philipp und seines großen Gegners Richard und an dem Letztern „die Mischung von Roheit und Zartgefühl, von Treulosigkeit und Edelmuth, den Hang, sein Ziel durch alle möglichen Mittel zu verfolgen, und die dabei doch nie ganz verschwindende Herrschaft gewisser Grundsätze der Ehre und des Rechts, diese sonderbare Mischung, die an den meisten hervorragenden Charakteren des Mittelalters sichtbar", hervorhebt und dann weiter mit Recht bemerkt: „Philipp's Regierung aber ist von unendlich größerm Einfluß gewesen; Philipp August ist einer von den Fürsten, welche tiefe Spuren in dem Boden, auf dem sie gewandelt, zurückgelassen, während Richard Löwenherz auf das Schicksal seines Landes einen geringen oder eigentlich gar keinen bestimmten Einfluß ausgeübt": so können wir doch die Frage nicht unterdrücken, ob Richard mehr gewirkt haben würde, wenn der Mischung seines Charakters jene Züge von Zartgefühl, Edelmuth, jener Sinn für Ehre und Recht gemangelt, Philipp weniger, wenn er, wie Ludwig der Heilige, sein richtig erkanntes Interesse auch immer auf edle Weise gesucht hätte, sowie die Bemerkung, daß Richard's Edelmuth wenigstens in der Stimme der Nachwelt seine Anerkennung gefunden hat, welche Philipp's Verdienste zwar anerkennt, aber nicht mit Liebe bei seinem Bilde verweilt. Noch hebt der Verf. hervor, daß in jener Zeit im Volke noch kein Haß zwischen Frankreich und England bestanden, wenngleich er bereits in den damaligen Monarchen beider Reiche vorspielte. Ein Hauptgrund der spätern Zwiste war schon damals in der Einverleibung der Normandie gelegt, auf deren Zustand der Verf., den schon vorher einige Ereignisse veranlaßt hatten, eine kleine Episode über das Söldnerwesen der damaligen Zeit einzuschalten, nun einen Blick wirft. Philipp's Regierung zeigt aber auch ein Streben nach einer regelmäßigern Verwaltung, einer umfassendern Einwirkung auf das ganze Reich. Er erläßt zwar noch keineswegs, nach eigenem Ermessen, allgemeine Verordnungen, die alle politischen Verhältnisse Frankreichs umfaßt hätten, aber er bewegt doch die größten Vasallen, gewissen allgemeinen Grundsätzen und Anordnungen beizutreten, wodurch sie im ganzen Reiche Gültigkeit erlangen. Dabei begünstigt ihn

die Aufmerksamkeit, welche das wiederaufgefundene römische Recht auf sich zu ziehen anfing, und der Einfluß der Legisten. So lange dem Lehnswesen frisches Leben innewohnte, hatte Das nicht durchdringen können, ward aber bedeutender, wie die Mängel des Lehnswesens vortraten. Dann zeigte sich der Einfluß des Verhältnisses des Lüdigmannes, unsern Ministerialen entsprechend. Auch auf den Süden seines Reichs, wo seine Oberhoheit nur ganz nominel war, dehnte er indirect den Einfluß der Krone aus, und dazu diente der wenn auch nicht unmittelbar von ihm geleitete Kreuzzug gegen die Albigenser, über welche der Verf. sich nun weiter verbreitet.

Indem er weiterhin den in dieser Zeit hervortretenden, besonders durch die Kreuzzüge und durch die feste, geordnete Regierung Philipp's bewirkten Glanz des französischen Namens hervorhebt, zeigt sich doch auch, daß „dieser glänzenden Lage ungeachtet das französische Königthum jenen Prüfungen nicht entging, denen jede wachsende, zu einer großen Zukunft bestimmte Macht ausgesetzt ist und die, bald im Misbrauche ihrer eigenen Kraft, bald im Neide ihrer Nebenbuhler ihren Grund haben". Die sichtbare Tendenz der Krone, sowie jene übertreibenden Gerüchte, welche aller Opposition zum Stachel und zur Waffe dienen, dann bestimmte Handlungen, durch die er sich mächtige Feinde gemacht, riefen einen großen Bund gegen ihn hervor, in welchen einige seiner nächsten Verwandten und Vasallen eintraten. Man wollte das Lehnswesen in seiner Reinheit, wie es im Anfange des Capetingischen Hauses bestanden, wiederherstellen. Der Bund war von einem rein feudalen Geiste beseelt, doch ohne die reinen und edeln Gefühle, welche eigentlich die Reinheit des Feudalwesens in einem höhern Sinne begründeten, ihm die sittliche Weihe gaben. So viel als möglich bezweckte man Wahl des Oberherrn wie in Deutschland. Man hatte den Plan einer Theilung der Monarchie entworfen. Man wollte die Güter der mit Philipp verbündeten Bisthümer und Stifter unter die weltlichen Herren vertheilen und die Kirche in das abhängige Verhältniß, in dem sie unter den römischen Kaisern und vor ihrer Aufnahme in den Lehnsnexus gestanden, zurückführen. Man bezweckte also damals in förmlichem berechnetem Plane, was drei bis vier Jahrhunderte später in Deutschland die Gewalt der Verhältnisse selbst bewirkte. Philipp hatte auch unter dem Adel viele Anhänger. Die Städte, mit Ausnahme der flandrischen, waren ihm unbedingt ergeben, und die Schlacht bei Bovines entschied für ihn und das französische Königthum: ein Sieg, an dem zwei Bischöfe vornehmlichen Antheil gehabt; von deren Einer, der Beichtvater Philipp's, für — den geschicktesten Feldherrn galt, der Andere, mit einer Streitaxt bewaffnet, überall wo der Kampf am heißesten wüthete zu finden war. Von da an machte der Adel nur noch unter einigen schwachen Regierungen erfolglose Versuche, seine frühere Stellung wiederzugewinnen.

Von neuem kehrt der Verf. zu Paris zurück, an dem er am meisten den Einfluß der Zeitentwickelung in den hier einschlagenden Momenten zu zeigen liebt. Seit Hugo Capet war es der dauernde, der gewissermaßen natürliche Sitz der Könige geworden, deren Vorfahren schon ein Jahrhundert vorher als Grafen daselbst gewaltet. Auch für Paris that Philipp August Vieles, sodaß der Verf. nur Ludwig XIV. in dieser Beziehung mit ihm vergleichen kann. Durch ihn geschah der erste Schritt, „Paris von dem Sitze eines obersten Lehnsherrn, eines Bischofs, geistlicher und weltlicher Vasallen und einer ohnmächtigen, herabgedrückten Bürgerschaft zu einer Hauptstadt im modernen Sinne, mit Anstalten der öffentlichen Sicherheit, des Unterrichts und einem größern Umschwunge des Handels und der Gewerbe zu machen". Er umgab Paris mit Mauern und Thürmen, er bedachte es mit bedeutenden Stiftungen, seine Unterrichtsanstalten mit großen Privilegien, ließ zuerst die Straßen pflastern, errichtete Brunnen und Markthallen, baute den Louvre u. s. w. Dabei stellt der Verf. das persönliche Walten Philipp August's dar, von dem er schließlich urtheilt (I, 555):

> In der langen Reihe der Capetingischen Finsterniß ist Philipp August, wenn man Zeit und Umstände in Erwägung zieht, von keinem andern, selbst nicht von den glänzendsten dieses Stammes an natürlichen Herrschergaben übertroffen worden.

Noch kommt eine interessante Schilderung des damaligen moralischen Zustandes von Paris: der Edlen und der Geistlichkeit im Verhältniß zu den Bürgern, der Studirenden, ihrer Sitten und Beziehungen, bei welcher Gelegenheit auch von Abailard gehandelt wird; es wird der Charakter der Gebäude und Umgebungen von Paris bezeichnet, die allmäligen Veränderungen des Bodens und des äußern Ansehens des Landes hervorgehoben und als bestimmte „Typen des Mittelalters werden der Edle, der Mönch, der Bürger, der Hörige" in geistreicher Charakterisirung vorgeführt.

Dann kommt die kurze und thatenlose Regierung des frommen und tapfern Ludwig's VIII., der weit mehr als sein Vater ein Charakter des Mittelalters war. Die Regentschaft der thätigen und kühnen Blanca von Castilien, welche die innern Veränderungen und Unruhen zur Vermehrung der Macht und Rechte der Krone benutzte. Dann Ludwig IX., von dem der Verf. sagt, er habe, „in mancher Beziehung eine einzige Erscheinung in der Geschichte, alle menschlichen Vorzüge, fast ohne einen persönlichen Fehler, besessen, denn seine etwanigen Gebrechen gehörten nicht ihm, sondern seiner Zeit an, und selbst dann erscheinen sie, mit seiner edeln und reinen Persönlichkeit verbunden, in sehr gemildertem Lichte".

In dieser Zeit traten die Regungen einer freiern Intelligenz in sichtbaren Conflict mit den Grundsätzen der Hierarchie. Ludwig IX. war zwar den religiösen Überzeugungen seiner Zeit wie kein Anderer zugethan, keineswegs aber ein blindes Werkzeug päpstlicher Machtvollkommenheit. Doch machte ihm dieser Gegensatz tiefen Kummer, und wenig Freude brachten ihm auch seine Kreuzzüge, wenig die weltlichen Händel, die er mit je-

ner in der Geschichte wirklich einzigen Gewissenhaftigkeit auffaßte, daß er den Engländern freiwillig einen Theil der ihnen entzogenen Besitzungen, allerdings gegen Verzicht auf das Übrige, zurückgab. Mit Recht erklärt ihn der Verf. für die edelste und tiefste Personification des Mittelalters, und sagt von ihm (I, 593):

Die Einheit, zu der sich in seinem Wesen sonst so getrennte Eigenschaften, wie ein unbezwingbarer Muth und eine ungeheuchelte Demuth, große politische Thätigkeit und ein unbestechliches Gefühl für Recht, eine bis in sein innerstes Wesen gedrungene Religiosität mit einer richtigen Auffassung seiner Pflichten als Regent verbanden, macht ihn zu einer in der Geschichte einzigen Erscheinung. Die Feudalwelt hat keine christlich heiligere und sittlich gerechtere Individualität als die seinige hervorgebracht. Wie alle außerordentlichen Persönlichkeiten ist er sein ganzes Leben lang von einer großen Idee ausschließend beherrscht gewesen und zuletzt für sie gestorben. Man fühlt, daß er ganz wie aus einem Stücke gegossen war und daß nichts Fremdes, Hinzugefügtes, Erkünsteltes seine Reinheit gestört hat. Die Persönlichkeit dieses Fürsten erscheint, wie die des Epaminondas und Marc Aurel, an und für sich, fast untadelhaft und der Vollkommenheit nahe.

In Ludwig's ganzem Walten als Mensch und als Fürst wird vor Allem der Charakter des Christen sichtbar.

Übrigens schritt auch unter ihm das Königthum fort, nur daß die Mittel, durch welche sich dasselbe befestigte und erhöhte, mit der Wahrheit und Gerechtigkeit übereinstimmten. Auch im Innern des Reichs war Ludwig der einsichtsvollste und wohlthätigste Reformator und wirkte kräftig zum nöthigen Untergang derselben Zeit, deren edelster Ausdruck er war.

Die unbedeutende Regierung Philipp's III. begünstigte doch die niedern Classen. Unter Philipp dem Schönen tritt die Übermacht der Schrankenlosigkeit der Krone, weniger eine systematisch beabsichtigte, aber eine thatsächlich vorhandene, sichtbar hervor. Die geistliche und weltliche Aristokratie beginnt offenbar und unaufhaltsam zu sinken. Das römische Recht und die Legisten treten in den Vorgrund des staatlichen Lebens und die Parlamente werden bedeutsam. Die Städte werden zu den Reichsversammlungen berufen. Mit dem Papstthum wird offen und siegreich gestritten. Der Templerorden wird schmählich gestürzt. Treffend bemerkt der Verf. (I, 627):

Nur vierzig Jahre lagen zwischen Ludwig dem Heiligen, der für das Kreuz gestorben, und seinem Enkelsohn, der es mit dem Blute seiner standhaftesten Vertheidiger befleckte. Selten hat sich, in so geringer Entfernung, ein so großer Unterschied der Zeiten aus sich selbst, ohne außerordentlichen äußern Anstoß entwickelt.

Philipp war ein selbständiger und harter Fürst, ließ sich aber die Befreiung der Hörigen angelegen sein, an welcher das 14. Jahrhundert arbeitete wie das 12. an der der Städte. Die drei folgenden kurzen und unbedeutenden Regierungen sehen den Widerstand der Reste des Feudalgeistes gegen die königliche Übermacht erfolglos fortgehen. Dem Geiste Frankreichs war es nur vortheilhaft, daß bei dem Tode Ludwig's X. das Salische Gesetz als Grundsatz erkannt wurde. (Dem Glücke Frankreichs wäre es vielleicht ersprießlicher gewesen, hätte es eine Verfassung gehabt oder erhalten, wo Das, wie in England, nicht nöthig war. Doch sind wir an sich für den Grundsatz des Salischen Gesetzes.) Unter Philipp V. und Karl IV., mit dem der directe Mannsstamm Hugo Capets erlosch, treten manche finstere und harte Züge der unter die Legisten gekommenen Staatsgewalt hervor, von denen eigentlich auch die Kirche erst ihre spätere Härte gelernt hat. Das Elend des niedern Volkes, dem man nicht durchgreifend genug zu Hülfe gekommen, bricht in mehrfachen, seine Lage nicht bessernden Aufständen aus. So bleibt am Schlusse dieser ersten Hauptperiode, welche uns immer noch als die ansprechendste der französischen Geschichte erschienen ist und deren schlimmste Züge der Verf. uns in dem Verfall der Merovinger und der Karolinger vorführt, doch dieser düstere und unheimliche Geist nicht gänzlich aus. Der Verf. schließt mit einem abermaligen Blick auf Paris, wie es sich bis zu diesem Punkte gestaltet.*) 97.

Literarische Notizen aus England.

Ehrenrettung Maria Magdalena's.

Ein frommer Mann in England hat sich die Mühe gegeben, unter dem Titel „Gospel scenes; illustrative of the incidents in the history of our Saviour" Gedichte von verschiedenen Verfassern, welche Gegenstände der heiligen Geschichte behandeln, zu sammeln und dieselben mit kritischen und erläuternden Noten zu versehen. Er bedauert in dem Vorwort bächlich, daß nur sehr wenige von den höhern Dichterkräften Englands ihre Gaben zur Verherrlichung der Thatsachen angewandt haben, welche den Gegenstand des Glaubens und der Anbetung in der Nation bilden, während die andern Künste, Malerei und Musik, es sich vorzugsweise haben angelegen sein lassen, diese Dinge zu feiern. Wie es mit dem kritischen Genie des gläubigen Sammlers beschaffen ist, mag aus folgender Stelle hervorgehen, worin er „die Ehrbarkeit" des frühern Lebenswandels der Maria Magdalena nachzuweisen sucht. „Es ist gar nicht erforderlich", bemerkt er, „um ihr Beispiel strahlender zu machen, anzunehmen, daß sie früher eine große Sünderin gewesen. Im Gegentheil ist aller Grund vorhanden anzunehmen, daß sie eine Frau von guter Aufführung und tugendsamem Ruf gewesen ist. Hätte Dies nicht stattgefunden, so würde ihre Nachfolge Jesu unvereinbar mit Dem geblieben sein, was sie denjenigen trefflichen Frauen schuldig war, die gemeinschaftlich mit ihr ihn (Jesum) bedienten, und würde ein Ärgerniß für ihn selbst mit sich gebracht haben."

Mackintosh's vermischte Schriften.

Es sind kürzlich unter dem Titel „The miscellaneous works of Sir James Mackintosh" die bisher nicht veröffentlichten literarischen Werke Sir James Mackintosh's erschienen, dessen bekannte „History of England" trotz der geistreichen Auffassung des Verf. doch allenthalben Gründlichkeit und wissenschaftliche Forschung vermissen läßt. Der größere Theil der jetzt in drei Bänden erschienenen literarischen Hinterlassenschaft ist von nur geringem Werth, und nur drei größere Abhandlungen, von denen die erste dem Fortschritt der ethischen Philosophie, die zweite das Leben Sir Thomas More's, die dritte endlich eine Übersicht der Ursachen der englischen Revolution von 1688 zum Gegenstand hat, verdienen Erwähnung. 12.

*) Den zweiten und letzten Artikel lassen wir im nächsten Monat folgen. D. Red.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 186. —— 5. Juli 1846.

Handbuch der allgemeinen Literaturgeschichte aller bekannten Völker der Welt, von der ältesten bis auf die neueste Zeit, zum Selbststudium und für Vorlesungen, von Johann Georg Theodor Gräße. Ein Auszug aus des Verfassers größerm Lehrbuche der allgemeinen Literaturgeschichte. Erster Band. Literaturgeschichte der alten Welt. Dresden, Arnold. 1845. Gr. 8. 2 Thlr.

Jede zusammenhängende wissenschaftliche Darstellung menschlicher Erkenntnisse muß entweder den philosophischen oder den geschichtlichen Weg einschlagen. Wenn Ref. nicht irrt, so steht in unserer Zeit der letztere in allgemeinerer Gunst als der erstere; je reichere und schönere Früchte durch eine solche Bevorzugung seitens der Leser bereits gezeitigt sind, desto mehr hat sich die Geschichtschreibung zu hüten vor jeder Einseitigkeit, die nur zu leicht zu einer Dürre und Geistlosigkeit führen könnte, mit welcher jene Gunst nicht lange Hand in Hand gehen würde. In doppeltem Maße hat sich vor diesem Fehler zu bewahren ein Theil der Geschichtschreibung, der gerade jetzt mit besonderm Eifer angebaut wird, ich meine die Literaturgeschichte; denn sie ist Geschichte des menschlichen Geistes, wie er sich auf dem Gebiete der redenden Künste und der Wissenschaften zu erkennen gibt; wenn aber eine Geschichte des Geistes ohne Geist geschrieben wird, so ist Das auch eine Erfüllung des Bibelworts von dem dumpfgewordenen Salze. Sowie aber das dem eigentlichen Geschichtsforscher unentbehrliche Durchstöbern „würdiger Pergamene“ an sich freilich keine geistreiche und geistig erquickende Arbeit zu nennen ist, so gibt es auch auf dem Boden der Literaturgeschichte manche dürre Partie; denn der literarhistorische Stoff liegt in den Schriftwerken der verschiedenen Jahrhunderte aufgehäuft. Man muß also vor Allem über das Vorhandensein der verschiedenen Bücher, ihre Verfasser u. s. w. unterrichtet sein; muß aber auch ferner von Dem, was in allen diesen Büchern enthalten ist, eine nach Maßgabe der beabsichtigten Studien umfassende Kenntniß haben: eine nicht sehr lohnende Arbeit, wenn man annehmen muß, daß von jeher wenigstens ebenso viel schlechte als gute Bücher geschrieben worden sind, welches Verhältniß sich heutzutage noch viel günstiger für die erstern stellen dürfte. Erst wenn diese Vorarbeiten überstanden sind, kommt der Literarhistoriker an den Theil seiner Arbeit, der ihm selbst geistig wohlthuend sein und der allein bei Lesern von geistigem Interesse auf Empfänglichkeit rechnen kann: an die Darstellung des Größten, was wir auf der Erde finden, des menschlichen Geistes in seiner fortschreitenden Entwickelung. Nur dieser Theil der Literaturgeschichte, der sich natürlich fortwährend auf die vorher gewonnene Grundlage stützen und beziehen muß, verdient in Wahrheit den Namen einer Wissenschaft; die vorhergehenden bibliographischen Forschungen sind Gegenstand der Gelehrsamkeit und können nur bei dem Manne von Fach oder dem besondern Liebhaber große Theilnahme finden; wol aber verdient der Gelehrte, der sich ihnen in der rechten Weise unterzieht, den vollen und ungetheilten Dank aller Freunde wahrer Wissenschaftlichkeit.

Literarhistorische Aufsätze, theils selbständige, theils kritische, sind, wie sich Dies in Blättern für literarische Unterhaltung auch nicht anders ziemt, fortwährend viele in d. Bl. niedergelegt; vorherrschend wurde jedoch bei denselben, wie es ihr Leserkreis erheischt, der letzterwähnte, im höhern Sinne wissenschaftliche Standpunkt festgehalten. Ich werde mir erlauben diesmal eine Ausnahme hiervon zu machen und einigermaßen auf den dürren Boden der rein gelehrten Literaturgeschichte zurückgehen müssen, denn Hrn. Gräße's Werk, an welches ich anknüpfe, ist nun einmal kein Buch für literarische Unterhaltung, und ich zweifle, daß irgend ein Leser dasselbe zu seiner Unterhaltung, diese im höhern und bessern Sinne verstanden, in die Hand nehmen wird; jedenfalls aber ist es eine so bedeutende Erscheinung, daß auch eine ausführliche Besprechung desselben hier vollkommen gerechtfertigt erscheint.

Vorläufig muß ich noch bemerken, daß ich folgenden Worten des Verf. (S. 9): „daß das ganze Leben eines Menschen nicht hinreicht, um nur einigermaßen dem Ideale einer Literaturgeschichte möglichst nahe zu kommen, begreift Jeder, der sich mit dieser Wissenschaft beschäftigt hat“, ganz vollkommen beistimme; daß also Ausstellungen, die im Verlaufe dieses Aufsatzes an Hrn. Gräße's Arbeit gemacht werden, keineswegs immer einen Vorwurf gegen den Verf. enthalten und begründen können, sondern daß Dies nur dann der Fall

sein wird, wenn derselbe entweder ausdrücklich mehr versprochen als gehalten hat, oder wenn eine Abstellung der nachgewiesenen Mängel augenfällig in seiner Macht gelegen hätte.

Jedes Buch läßt eine doppelte Beurtheilungsweise zu: eine relative, d. h. im Vergleich mit dem bisher auf demselben Gebiete Geleisteten, und eine absolute, d. h. eine solche, welche die ideale Foderung der Wissenschaft zum Maßstabe nimmt, wobei dann der menschlichen Schwachheit immer billige Rechnung zu tragen ist.

Bei der erstern Betrachtungsweise sind es eigentlich nur Ludwig Wachler's Werke, mit denen wir Hrn. Gräße's Arbeit zu vergleichen haben, da sie die erste und bisher einzige wissenschaftliche Darstellung der allgemeinen Literaturgeschichte enthalten; Hr. Gräße legt deswegen auch mit Recht keinen geringen Werth darauf, „daß Wachler sein größeres Werk noch in seinen letzten Vorlesungen angelegentlich empfohlen habe" (S. vi). So wenig ich nun die Richtigkeit dieser Angabe irgend bezweifle, so wenig ich der Arbeit des Hrn. Gräße ihre große Brauchbarkeit abzusprechen gedenke, so kann ich doch nicht umhin, hier einige Worte Wachler's anzuführen, die er wenige Monate vor seinem Tode brieflich mittheilte:

> Das Gräße'sche Handbuch betreffend habe ich bis jetzt so viel wahrgenommen, daß unsere Vorstellungen von Zweck und Einrichtung eines solchen Werkes und von den sich hiernach bestimmenden Foderungen an Vollständigkeit desselben durchaus verschieden sind; auch über den Plan und Organismus scheint wesentliche Verschiedenheit vorzuwalten.

Ganz Dasselbe läßt sich über das Verhältniß zwischen den kleinern Werken beider Verfasser sagen. Zuerst nämlich liegt auf flacher Hand, daß Hr. Gräße einen ganz ohne Vergleich größern Vorrath an positiven Notizen bietet; es ist Dies die ganz natürliche Folge von dem fast zwölf Jahre spätern Erscheinen seiner Arbeit, in welcher Zeit gerade für diese Wissenschaft unendlich viel geschehen ist. Ob aber der ganze stoffliche Reichthum, dem der Leser hier begegnet, als reiner Gewinn zu erachten sei, Das ist noch sehr die Frage. Am kürzesten wird sich der Unterschied wol so bezeichnen lassen: Hr. Gräße hat vorzugsweise eine Geschichte der Bücher geschrieben, Wachler eine Geschichte des menschlichen Geistes, wie er sich in der Literatur offenbart; aus Hrn. Gräße's Buch kann man mehr positive Notizen erlernen als aus Wachler's Werken, diese aber enthalten außer einer ganz hübschen Summe von Gelehrsamkeit noch unendlich reiche geistige Anregung; Wachler hat die Wissenschaft der Literaturgeschichte begründet und selbst schon auf eine bedeutende Stufe der Ausbildung erhoben, Hr. Gräße hat die Kenntniß der verschiedenen Literaturen wesentlich erleichtert und gefördert. Um sich diese sehr verschiedenen Richtungen klar zu machen, braucht man nur die Vorreden zu Wachler's „Lehrbuch" und zu Hrn. Gräße's „Handbuch" zu lesen. So steht also Letzterer auf einem wesentlich andern Boden als sein bedeutendster Vorgänger.

Zu einer andern Vergleichung aber fodert Hr. Gräße selbst auf durch folgende Worte (S. ix):

> Zum Muster habe ich mir das kleine „Lehrbuch der deutschen Literaturgeschichte" des berühmten Gervinus genommen, welches in jeder Beziehung die Anfoderungen, die man an ein derartiges Werk machen kann, nicht blos befriedigt, sondern auch übertrifft.

Hiergegen muß ich nun einwenden, daß sich Hr. Gräße nach meiner Ansicht durchaus nicht das rechte Muster genommen hat, theils weil eine allgemeine Literaturgeschichte durchaus auf anderer Grundlage beruhen muß als die eines einzelnen Volks, theils aber auch weil ich das kleinere Buch von Gervinus bei allen seinen Vorzügen keineswegs für ein Ideal halte, worüber ich mich früher in d. Bl. ausgesprochen habe. Nun aber macht es einen schier komischen Eindruck, daß Hr. Gräße jenem seinem angeblichen Muster so durchaus nicht treu geblieben: Gervinus gibt eine fortlaufende Schilderung des innern Entwickelungsganges der deutschen Literatur und sehr wenige literarische, gar keine bibliographischen Nachweise; Hr. Gräße dagegen gibt statt jener Entwickelung fast nur eine ununterbrochene Aufzählung von Namen und Zahlen und sehr reichliche bibliographische Nachweisungen, sodaß ich wenigstens nicht entdecken kann, worin die Ähnlichkeit beider Bücher bestehen solle. Doch halte ich es für nöthig, hier ausdrücklich zu bemerken, daß ich weder in den Abweichungen von Wachler's Principien noch in dem mislungenen Wetteifer mit Gervinus an sich einen Grund sehe, Hrn. Gräße's Werk zu verwerfen.

Wenn ich nun dazu übergehe, den absoluten Werth der vorliegenden Arbeit auszumitteln, so ist es nicht mehr als billig sich nach den Anfoderungen umzusehen, die der Verfasser selbst an sein Werk stellt: er unterscheidet nach F. A. Wolf's Vorgange eine äußere Literaturgeschichte oder Literärgeschichte *) und eine innere oder im engern Sinne sogenannte Literaturgeschichte. Nun hätte sich Hr. Gräße vor allen Dingen erklären sollen, welchen von diesen beiden Theilen er eigentlich bearbeiten wolle; dies hat er aber so wenig gethan, daß auf dem Titel seines Werkes „Handbuch der allgemeinen Literaturgeschichte", auf dem Umschlage der einzelnen Hefte aber „Handbuch der allgemeinen Literärgeschichte" zu lesen ist, jene im Buche ausdrücklich gebilligte Eintheilung hier also ebenso ausdrücklich beseitigt ist. Die richtigste Annahme ist wol ohne Zweifel, daß Hr. Gräße in seinem Werke Beides hat vereinigen wollen. Und eine dem Literarhistoriker unentbehrliche Eigenschaft zeigt sich in diesem Werke allerdings in seltenem Maße: Dies ist eine wahrhaft staunenswerthe Bücherkenntniß, die Hr. Gräße nicht blos in seinem „Handbuche" und seinem „Lehrbuche", sondern durch eine ganze Reihe bibliographischer Monographien auf das glänzendste bewiesen hat. Leider ist aber da-

*) Hr. Gräße hätte bei seiner bibliographischen Genauigkeit wol bemerken sollen, daß Wolf nicht das misgestaltete Wort „Literärgeschichte" braucht, sondern Literargeschichte oder -Historie sagt; auch gebraucht er den Namen „Literaturgeschichte im engern Sinne" nicht, sondern sagt „Geschichte der redenden Künste und Wissenschaften".

mit nur die Anfoderung an den Literärhistoriker, um jene Eintheilung beizubehalten, nicht die an den Literaturhistoriker zu stellende befriedigt; Jener freilich kümmert sich, um F. A. Wolf's Worte zu gebrauchen, um die Bücher nur als continentia, Dieser aber muß hauptsächlich auf die contenta, auf den Inhalt der Werke sehen, und hierfür dürfte doch Hrn. Gräße's Belesenheit kaum ausreichen, die auf einzelnen Gebieten und zwar auf sonst wenig gekannten Gebieten gewiß sehr groß ist, ebenso mangelhaft aber in andern für die Geschichte des menschlichen Geistes weit wichtigern Zweigen zu sein scheint.

Und diese meine Ansicht wird Hr. Gräße hoffentlich nicht übel nehmen, denn wer sollte auch während des längsten Lebens im Stande sein, nur ein Hauptwerk von jedem Schriftsteller, den derselbe namhaft macht, so durchzulesen, daß er darauf ein selbständiges Urtheil über den schriftstellerischen Charakter desselben begründen und sich dieses immer gegenwärtig halten könnte! Die Zeiten solcher Polyhistorie, wie sie bis gegen Mitte des vorigen Jahrhunderts angestaunt wurde, sind vorüber; Lessing war der Letzte, der sie besaß, aber auch der Erste, der es wagte den Stab über sie zu brechen, und der Himmel bewahre uns vor ihrer Wiederkehr! An ihrer Stelle ist jetzt die Kenntniß der Bücher als solcher zu einer eigenen Wissenschaft Namens Bibliographie erhoben worden, und wenn eine solche umfassende Bibliographie systematisch nach Völkern und Zeiten geordnet wird, so mag man sie immerhin eine äußere Geschichte der Literatur nennen; von einer Literaturgeschichte hat man heutzutage andere Begriffe. Diese soll nicht mehr die Geschichte einzelner Bücher und Gelehrten, sondern das geistige Leben, Wachsen und Absterben einzelner Völker oder der ganzen Menschheit gerade so schildern, wie es die politische Geschichte mit den Staatsverhältnissen thut; je größer also das Gebiet ist, dessen Bearbeitung sich der Literaturhistoriker vorgesetzt hat, desto mehr muß er weise Mäßigung in Auswahl des Stoffs anwenden. Der Darsteller der allgemeinen Literatur muß eben nur Das aufnehmen, was für die gesammte Menschheit von wesentlicher und dauernder Bedeutung ist; allen todten Notizenkram muß er lediglich dem Bibliographen überlassen, dafür aber seinen ausgewählten Stoff so klar durchschaut haben, daß er ein lebendiges, zusammenhängendes Gemälde von den geistigen Zuständen, deren Resultat die genannten Schriften sind, entwirft und seinen Leser in der dargestellten Zeit vollkommen heimisch macht.

(Der Beschluß folgt.)

Militairische Erinnerungen aus dem Tagebuche des Generallieutenants von Minutoli. Berlin, Reichardt und Comp. 1846. 8. 1 Thlr. $7\frac{1}{2}$ Ngr.

Es sind jetzt 13 Jahre, seitdem wir in diesen Blättern vom Jahre 1833 die „Erinnerungen eines alten preußischen Offiziers aus den Rheinfeldzügen in den Jahren 1792—94" besprochen haben, als deren Verfasser wir späterhin den General von Valentini, einen der kenntnißreichsten höhern Offiziere des ältern preußischen Heers, kennen lernten. Andere und ruhmvollere Ereignisse haben seitdem jene frühern Waffenthaten eines Heers, das unter tüchtigen Anführern sich immer wacker zu schlagen pflegte, in den Hintergrund gedrängt; auch leben nur noch Wenige von Denen, die sich mit Frische und Treue des Gedächtnisses an jene Kriegsthätigkeit erinnern können. Um so willkommener aber müssen Schilderungen aus der Geschichte jener Zeit von der Hand der rechten Leute sein, und wir haben alle Ursache uns solcher Darbietungen zu freuen, wie sie z. B. in Fouqué's Lebensbeschreibung enthalten sind, oder in Blücher's Tagebuche aus dem Feldzuge von 1793, welches in Schöning's „Geschichte des fünften preußischen Husarenregiments" benutzt ist. In die Reihe dieser Schriften gehört nun auch das vorliegende Tagebuch des Hrn. von Minutoli, eines vielseitig gebildeten und wohlunterrichteten preußischen Offiziers, der in demselben die Erlebnisse seiner ersten Dienstjahre zunächst für seine eigene Familie niedergeschrieben hatte, sie dann aber auch der Öffentlichkeit nicht vorzuenthalten beschloß. Wir empfangen nun hier eine schlichte, natürliche Erzählung, wie sie sich dem Erzähler aus seiner Kunde der Dinge und aus seiner unmittelbaren Anschauung derselben von selbst ergibt, mit aller Eigenheit des Redenden als eines eifrigen Kriegsmannes und treuen Unterthans unbefangen ausgestattet, der sich nicht anders zeigen will als er wirklich ist, seine Meinung überall offen bekennt, selbst wo sie nicht zum Vortheile der ergriffenen Kriegsmaßregeln lautet, und überhaupt in ein recht aufrichtiges und persönliches Verhältniß zu seinen Lesern tritt.

Ohne weitere Einleitung führt uns der Verf., damals Lieutenant im Füselierbataillon von Legat, gleich zu dem Zuge der preußischen Truppen nach Frankreich im Sommer 1792. Dem jungen Offizier, der als Quartiermeister und abwechselnd als Bataillonsadjutant nicht blos mit dem Gewöhnlichen des Marsches zu thun hatte, waren manche Einblicke in die Bewegungen des Heers vergönnt, und so bedauert er denn an mehren Stellen die Langsamkeit des Heranzugs, den unnöthigen Aufenthalt im Lager an der Konzerbrücke vom 6. bis 12. August und die darüber verloren gegangene Gelegenheit, bedeutende Vortheile über die noch ungeordneten französischen Heere zu erhalten. Lagerscenen, Quartiernoth, Streit mit der Bevölkerung geben ein recht anschauliches Bild, nicht minder das mit der Treue eines Augenzeugen beschriebene Gefecht bei Fontoy am 19. August und die Besetzung von Verdun am 2. September. Nach derselben begleiten wir unsern Verf. auf der von dem Major Velten geleiteten Unternehmung nach St.-Mihiel, um dort den bekannten Drouet gefangen zu nehmen. Dies mislang zwar; aber die Gewandtheit, mit der sich die Führer des kleinen preußischen Heerhaufens auf diesem Streifzuge benahmen, und die Anstelligkeit der Soldaten machen dies Stück aus dem Kriegsleben des Verf. zu einem der anziehendsten in seinem Buche, sowie die gleich darauf folgende von ihm persönlich ausgeführte Bestrafung einer französischen Gemeinde weit außerhalb der preußischen Vorpostenkette. Von da ab beginnt nun das planlose Hin- und Herziehen der Truppen; einzelne Scharmützel werden geliefert, es folgt die Kanonade von Valmy, dann beginnen die Unterhandlungen mit Dumouriez, und am 29. und 30. September tritt der Herzog von Braunschweig seinen Rückzug an. „Man konnte es sich nicht verhehlen", sagt der Verf., „daß die Lage der Verbündeten, einem unternehmenden, thätigen Feinde gegenüber, eine sehr misliche war, denn sie waren von feindlichen Corps und von Festungen umgeben, hatten zu ihrer Linken den Argonner Wald, der ihrem Auge jede feindliche Bewegung entzog; dagegen war das preußische Heer mit einer zahlreichen Artillerie und mit einer Menge von Wagen versehen, indem man es den Offizieren aus zu großer Nachsicht verstattet hatte, sich derselben statt der Packpferde zum Transport ihres Gepäcks zu bedienen. Mit diesem unzähligen Troß mußte nunmehr das Heer auf grundlosen Wegen durch viele Engpässe ziehen und große und kleine

Gewässer überschreiten; überdies gebrach es der Infanterie an Schuhen und den Pferden an Hufeisen, sodaß eine große Anzahl derselben fiel und eine gräßliche Ruhr unsere Truppen auf eine erschreckende Weise verringerte." Alles war muthlos, alles Mitgefühl abgestorben, Selbsterhaltung war der einzige Zweck, der Unmuth so groß, daß Mehre ihrem Leben selbst ein Ende machten; die Nahrung war spärlich, Brot fehlte ganz, die Reste von Weizenkörnern und von Schlehen, das Regenwasser, konnten weder Stärkung noch Erquickung gewähren. Hr. von Minutoli war sehr glücklich, als er sich aus einigen Kaffeebohnen einen dünnen Kaffee kochen lassen konnte, womit er seinen Regimentscommandeur erfreute; kurz man hatte es allein den Unterhandlungen des Herzogs von Braunschweig zu danken, daß das Heer nicht fortwährend von den Franzosen beunruhigt und nicht gänzlich aufgerieben wurde. Goethe's bekannte Erzählung wird hier in vielen Einzelheiten bestätigt, und diese Berichte eines Augenzeugen (S. 133—158) verdienen ebensowol die Aufmerksamkeit künftiger Geschichtschreiber des Feldzugs als die in der Vorrede enthaltenen militairischen Betrachtungen über jenen unseligen Einfall.

Der zweite Theil dieser Erinnerungen umfaßt die preußischen Einlagerungen auf dem rechten Rheinufer während des Winters von 1792—93, die einzelnen Gefechte mit Custine's Truppen und endlich die Wiedereroberung von Frankfurt am 2. December. Rüchel's großer Antheil an dem Gelingen dieser Waffenthat wird in das beste Licht gesetzt, aber auch sein hochfahrendes, eigenmächtiges Wesen tritt bei mehren Gelegenheiten lebhaft hervor. Ein Zug auf S. 184 verdient mitgetheilt zu werden. Als die Colonnen auf Frankfurt anrückten, befrembete Rüchel ein plötzlicher Aufenthalt, sodaß er wuthentbrannt fragte: wer das Halten befohlen hätte. Als man ihm antwortete: „Der Herzog von Braunschweig!", vergaß er alle Rücksichten der Subordination und schrie: „Heilige Scheck Donnerwetter! wo ist denn der große Herzog?" Da antwortete eine Stimme neben ihm: „Hier, Herr Oberstlieutenant!" Und er bemerkte erst jetzt in seinem blinden Eifer, daß er an dem Könige von Preußen und an dem Herzoge vorbeigeritten war und daß der Letztere selbst ihm geantwortet hatte. Der milde König bewies auch hier seine großmüthige Nachsicht und sprach einige versöhnende Worte, worauf die Colonnen vorwärts gingen.

Im dritten Theile ist die Einschließung von Mainz und der Kampf bei Belagerung dieser Stadt der Hauptgegenstand. Der Verf. war auch hier unter den Thätigsten: er zeigte sich gewandt, tapfer und unternehmend, und auch ein Herz für die Noth der armen Soldaten, die einen schweren Dienst hatten, dabei im strengen Winter ohne Mäntel und ohne schützende Bekleidung in ihren dünnen Montirungen waren und sich an dem nassen Holze, das ihnen geliefert wurde, niemals erwärmen konnten, sondern vor Rauch fast erblindeten. Bei den immerwährenden Neckereien, Vorpostengefechten und heftigen Kanonaden stand Hr. von Minutoli in den auf der Rheinspitze Mainz gegenüber angelegten Schanzen, wo er am 21. Mai einen heftigen Angriff mit großer Tapferkeit bestand und sich mitten unter seinen Leuten dem heftigsten Feuer aussetzte, bis ihm eine französische Kugel den linken Oberarm zerschmetterte, sodaß der Vorderarm heruntersank. Nur erst als Blutverlust und Mattigkeit ihm zu sehr zusetzten, verließ er den Kampfplatz und ward erst nach Ginsheim, dann nach Frankfurt gebracht. Man wollte ihm den Arm abnehmen, aber er weigerte sich beharrlich, um nicht in seinem einundzwanzigsten Jahre schon dienstunfähig zu werden, und erduldete lieber sechs Monate lang alle Schmerzen eines schweren Krankenlagers. Aber selbst nach seiner Herstellung konnte er keine Dienste mehr thun und ward deshalb als Stabscapitain in das berliner Cadettencorps versetzt.

Hiermit endigen diese Erinnerungen; wir wünschen und hoffen jedoch, daß es noch nicht die letzten sein werden, mit denen Hr. von Minutoli die jungen Offiziere des preußischen Heers beschenkt hat. Denn für diese finden sich hier viele nützliche Lehren, z. B. über die Anlage von Schanzen, über den kleinen Dienst und den Vorpostendienst, über Situationszeichnung, über Behandlung der gemeinen Soldaten u. dgl. m.; vor Allem aber mögen sie sich den durch das ganze Buch verbreiteten lebhaften Sinn für militairische Ehre und treue Diensterfüllung zum Muster nehmen. Endlich verdient auch die erste Beilage über Volksbewaffnung und über das nothwendige Zusammenwirken der Linientruppen mit den Landwehren besonders ausgezeichnet zu werden. Das schöne Denkmal, welches Hr. von Minutoli der Treue seines vor Mainz gebliebenen Dieners May auf S. 250 gesetzt hat, ist ein sprechender Beweis seiner Erkenntlichkeit und Herzensgüte. 20.

Literarische Notizen aus Frankreich.

Zur Dante-Literatur.

Wir haben selbst früherhin in d. Bl. auf den strebsamen, talentvollen Gelehrten Ozanam aufmerksam gemacht. Seine Vorträge über die deutsche und italienische Literatur zeichnen sich in jeder Beziehung vor den hohlen Paradereden, welche an den pariser höhern Unterrichtsanstalten eine so bedeutende Rolle spielen, vortheilhaft aus, und sein „Dante et la philosophie catholique au 13ième siècle" hat ihm bei der gelehrten Welt selbst im Auslande einen geachteten Namen gemacht. Diese Schrift, welche einen wichtigen Beitrag zur Culturgeschichte des Mittelalters liefert, ist auch in Deutschland durch eine Bearbeitung eingeführt, während sie in Italien bereits vier Übersetzungen erlebt hat. Sie erscheint gegenwärtig in einer neuen Ausgabe, welche der Verf. mit wesentlichen Verbesserungen und Zusätzen versehen hat. So ist unter Anderm eine Zusammenstellung wichtiger Fragmente aus Thomas von Aquino, Albert dem Großen, Roger Bacon u. s. w. hinzugefügt, welche zur Beleuchtung und Charakteristik der Dante'schen Weltanschauung von durchgreifender Bedeutung sind. Als besonders werthvoll sind sodann noch einige neue Untersuchungen zu bezeichnen, welche Ozanam über die Quellen, aus denen Dante geschöpft haben mag, mittheilt. Außerdem hat er seiner Darstellung so viele neue Gesichtspunkte sowie manche interessante Documente, welche er früher noch nicht benutzt hatte, eingeflochten, daß diese neue Ausgabe fast die Bedeutung eines ganz neuen Werks besitzt.

Phantastereien.

Zu den phantastischen Ideologen, welche, ohne sich auf eine wohlbegründete philosophische Durchbildung zu stützen, die Welt nach ihren schwärmerischen Ideen erfassen und neugestalten möchten, gehört auch Ed. Alletz. Dieser Schriftsteller, den wir wegen seiner Speculationen über Beziehungen des gesellschaftlichen Lebens einen socialistischen Philosophen nennen können, tritt jetzt wiederum mit einem neuen Producte hervor. Das Erscheinen desselben wird durch lobpreisende Anzeigen, denen der Verf. vielleicht nicht ganz fremd ist, begrüßt. Wie es darin heißt, werden die in dieser Schrift enthaltenen Resultate der erstaunten Welt zugleich in französischer, deutscher und italienischer Sprache mitgetheilt, damit der Strom der neuen Weisheit sich hier in einem möglichst breiten Bette ergieße. Wie man den Vogel an den Federn erkennt, so verräth der nach dem Sonderbaren strebende Schriftsteller meist schon durch die Titel, in deren Wahl die Sucht nach dem Piquanten und Auffallenden vorherrscht, weß Geistes Kind er ist. Das neue Erzeugniß der Alletz'schen Speculation erscheint unter folgendem Aushängeschild: „Harmonies de l'intelligence humaine." Es handelt sich also hier wieder darum, mit einem stolzen Wort eines der wichtigsten Räthsel der Welt zu lösen. 17.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 187. — 6. Juli 1846.

Handbuch der allgemeinen Literaturgeschichte aller bekannten Völker der Welt ꝛc., von Johann Georg Theodor Gräße. Erster Band.

(Beschluß aus Nr. 186.)

Sehen wir nun zu, wie Hrn. Gräße's Arbeit solchen Begriffen von Literaturgeschichte entspricht. Meiner Meinung nach hat er schon dadurch einen großen Fehler begangen, daß er die beiden so verschiedenen Theile der innern und äußern Literaturgeschichte hat vereinigen wollen; er hat dadurch die an Unmöglichkeit grenzende Schwierigkeit, seiner Aufgabe gründlich zu genügen, um ein sehr Bedeutendes gesteigert, und so statt eines beschränktern, aber in seinem Umfange werthvollern Buchs ein in keinem Theile ausreichendes geliefert. Der eigentlich literarhistorische und der bibliographische Theil des Buchs lassen sich übrigens im Ganzen leicht trennen, denn der letztere hat mit wenigen Ausnahmen seinen Platz in den Anmerkungen gefunden, die auf jeden Paragraphen folgen und, wenn man den kleinern Druck in Rechnung bringt, wol zwei Drittheile des Buchs füllen mögen.

Ich fasse zunächst den literarhistorischen Theil oder den eigentlichen Text des Buchs ins Auge, wo sich denn sofort die Fragen nach Auswahl und Anordnung des Stoffes und nach Art und Weise der Darstellung aufdrängen. Was den erstern Punkt betrifft, so scheint Hr. Gräße in dem Irrthum befangen zu sein: daß eine allgemeine Literaturgeschichte die Namen aller Schriftsteller und ihrer Hauptwerke, wenigstens soweit uns dieselben erhalten sind, umfassen müsse; ja er legt auf diese Vollständigkeit offenbar ein ganz besonderes Gewicht. Ich habe schon oben ausgesprochen, daß ich ganz im Gegentheil mögliche Mäßigung in Anführung von Namen für ein wesentliches Erfoderniß eines solchen Grundrisses halte; denn das Studium eines so umfassenden Werkes kann doch immer nur zu einer allgemeinen Übersicht verhelfen, die durch ein Übermaß erschwert, ja geradezu vereitelt wird. Für Jeden, der sich über Einzelheiten näher unterrichten will, wird die Einsicht in Schriften speciellern Inhalts doch immer unentbehrlich bleiben. So scheint mir z. B. Das, was §. 208 über die armenische Geschichtschreibung, wenn auch nur auf Einer Seite, gesagt ist, schon beiweitem zu viel, weil diese Literatur auf die Entwickelung der Gesammtbildung durchaus keinen Einfluß geübt hat. Die Rücksicht auf die Gesammtbildung der Menschen muß durchaus bei der Auswahl des Stoffes leiten; in dieser Beziehung aber hat sich Hr. Gräße große Ungleichheiten zu Schulden kommen lassen: er widmet z. B. der theologischen Literatur in den ersten christlichen Jahrhunderten ungefähr 75 Seiten, während der griechischen Dichtkunst vor Alexander dem Großen nur etwa 31 zu Theil werden; und ein ähnliches Misverhältniß ließe sich an sehr vielen Stellen nachweisen, welches denn zuletzt eine ganz falsche Anschauung bei dem unkundigen Leser veranlassen muß.

Ebenso läßt sich an der Anordnung des Stoffes Manches aussetzen. In der Darstellung der Dichtkunst vor Alexander dem Großen folgen die verschiedenen Völker so aufeinander: Griechen, Hebräer, Inder, Chinesen; in der Zeit nach Alexander dem Großen: Inder, Hebräer, Griechen; §. 74 fg. sind die Hülfswissenschaften der Geschichte vor, §. 111 fg. und 207 fg. nach der Geschichte selbst aufgeführt. Ich weiß sehr wohl, daß diese Ungleichheiten nur von geringer Bedeutung sind, aber in einem systematisch geordneten Buche muß die einmal angenommene Ordnung auch bis in die kleinsten Einzelheiten beibehalten werden.

Was endlich die Art und Weise der Darstellung betrifft, so tritt es hier ganz besonders hervor, daß Hr. Gräße weit mehr für den literarischen Stoff als für das Leben in der Literatur Sinn hat. Höchst dürftig oder gar nicht ist nachgewiesen, auf welchen Ursachen die verschiedenen Wendungen und Wandelungen im Gange der menschlichen Bildung beruhen. Überall ist nur aufgezählt, was geleistet wurde, nirgend sind diese Leistungen erklärt und begründet; daher sind namentlich die einleitenden Paragraphen zu den verschiedenen Perioden fast durchweg dürr und ungenügend und stehen den betreffenden Stellen in Wachler's „Lehrbuch" unendlich nach; fast nur der schon erwähnte Abschnitt über die urchristliche Theologie macht hiervon eine Ausnahme und enthält eine mehr genetische Entwickelung, wodurch er freilich gegen die übrigen Partien des Buchs um so unbilliger bevorzugt erscheint.

Wenn so Auswahl, Anordnung und Darstellung des literarhistorischen Stoffs vielfache Ausstellungen nöthig

machen, so kann es nicht fehlen, daß auch mancherlei Einzelheiten als verfehlt und mangelhaft bezeichnet werden müssen, von welchen ich hier nur Das aufzählen will, was mir sofort bei erstem Durchlesen in die Augen gefallen ist.

Durchaus ungenügend ist das §. 19 über die Geschichte der Homer'schen Gedichte Gesagte, wo die verschiedenen sich widersprechenden Ansichten wenigstens angedeutet werden mußten. Geradezu unrichtig ist §. 27, daß „die Sillen am meisten von den alten Philosophen gegen die Homer'schen Gedichte geschleudert wurden", da die Sillen vielmehr in parodischer Anwendung Homer'scher Verse gegen gleichzeitige Philosophen bestanden. Die §. 37 ausgesprochene Hoffnung auf Erhaltung der Anthologie des Orion dürfte jetzt wol aufgegeben werden, wenigstens haben sich die vor etwa 15 Jahren vermutheten Spuren als durchaus trügerisch erwiesen. §. 43 heißt es: „die rein poetischen Bücher der Hebräer sind alle aus der Zeit der höchsten Blüte des jüdischen Reiches unter David und Salomo", und noch auf derselben Seite wird Moses ohne Bedenken unter den Psalmisten aufgeführt. S. 96 ist die Zeit, wo Demetrios von Phaleros über Athen herrschte, falsch angegeben. S. 103 ist die noch sehr fragliche, gerade von Neuern anders bestimmte Zeit der von Thales berechneten Sonnenfinsterniß mit unzulässiger Sicherheit angegeben. §. 78 ist Herodot's Vorlesung in Olympia, von Dahlmann mit bedeutenden Gründen bekämpft, als ein unzweifelhaftes Factum hingestellt. Mit nicht geringerer Entschiedenheit ist §. 99 die streitige Frage nach den verschiedenen Geliebten Tibull's beantwortet. Bei Diodor von Sicilien §. 111 hätte neben seiner Unglaubwürdigkeit namentlich auch seiner chronologischen Ungenauigkeit gedacht werden sollen. §. 137 werden uns sogar wieder die sonst überall glücklich abgeschafften deutschen Barden aufgetischt, wobei sich Hr. Gräße in seinem größern Werke sogar auf Koberstein, der ausdrücklich das Gegentheil sagt, beruft. Nicht genau ist §. 171 die Entdeckung von Waitz über Ulfilas benutzt, obgleich dessen Schrift genannt ist. Die Übersetzung des παράκλητος durch „vollkommener Lehrer" §. 178 dürfte man wol nicht zugeben können. Sehr ungenügend handelt §. 192 von den römischen Agrimensoren.

Doch genug solcher Einzelheiten, wie sie ja auch dem Tüchtigsten begegnen können, wenn auch dabei Manches kaum zu entschuldigen ist; schlimmer noch erscheint die ganz schiefe Beurtheilung, die manchem sehr bedeutenden Schriftsteller widerfahren ist. Daß Virgil's „Äneis" S. 153 ein „Nationalepos" genannt wird, ist schon ein ziemlich starker Misgriff; was soll man aber zu folgender Charakteristik des Aristophanes sagen? (S. 50): „Seine Stücke, obwol an lockerm Zusammenhange der einzelnen Theile, Planlosigkeit und allzu großem Haschen nach Obscönität leidend, entsprechen doch ihrem Zwecke, unter dem Scheine, Gelächter erregen zu wollen, die Gebrechen der Staatsverwaltung und ihrer Führer durchzuziehen, ausgezeichnet und stehen an Witz unübertroffen da." Um namentlich den Vorwurf der Planlosigkeit aussprechen zu können, muß Hr. Gräße weder jemals ein Stück des Aristophanes selbst noch die von ihm angeführte Schrift Rötscher's gelesen haben. Nicht viel besser ist S. 96 die ganz uneingeschränkte Behauptung, daß Äschines „ein bloßes charakterloses Werkzeug des Philippos" gewesen sei. Endlich führe ich noch aus §. 98 folgende Worte an: „Horaz, wenn er auch in seinen Epoden und Oden zuweilen nach griechischen Vorbildern arbeitete, wird doch immer, ebenso wie Homer der größte Epiker, der größte Lyriker aller Zeiten bleiben." Das heißt doch wahrlich einen alten Aberglauben, an dem die Wissenschaft noch viel reicher ist als man gewöhnlich denkt, gedankenlos nachsprechen. Und Urtheile wie die vier angeführten geben schon einen hinreichenden Beweis, daß im höhern Sinne literarhistorische Urtheile bei Hrn. Gräße nicht gesucht werden dürfen.

Noch erwähne ich an dieser Stelle einen mehr äußerlichen Übelstand: es macht nämlich einen unangenehmen, durchaus unwissenschaftlichen Eindruck, daß alle griechischen Wörter ohne Accente gedruckt sind; einen Grund dafür kann ich nicht absehen. Ebenso halte ich es auch für einen Übelstand, daß alle griechischen Namen in der latinisirten Form angeführt sind.

Ich füge noch einige Zeilen über den bibliographischen Theil des Werkes hinzu. Bibliographische Arbeiten haben nur dann wahren Werth, wenn man sich entweder auf ihre Vollständigkeit einigermaßen verlassen kann oder wenn die Auswahl bei denselben nach ganz festen und klaren Principien geschieht. Ersteres natürlich findet in dem vorliegenden Werke nicht statt; um so nöthiger wäre Letzteres, woran es aber durchaus fehlt. Hr. Gräße hat offenbar abdrucken lassen, was er in reichhaltigen Sammlungen aufgespeichert hatte: während er bei dem einen Schriftsteller Recensionen und einzelne oft für das Ganze sehr unbedeutende kritische Aufsätze anführt, ist bei andern ungleich wichtigern Schriftstellern die Literatur sehr unvollständig. Ja, gerade Arbeiten von literarhistorischer Bedeutung fehlen. So, um nur ein Beispiel anzuführen, sind bei dem in der Literaturgeschichte wahrlich nicht hochstehenden Quintus von Smyrna (S. 238) mehre in Zeitschriften enthaltene kritische Aufsätze aufgeführt; bei Aristophanes aber (S. 51) fehlen die Abhandlungen von Süvern, mit denen die ganze neuere Auffassung der attischen Komödie beginnt, dagegen ist hier die sehr unbedeutende Schrift des Holländers Brill namhaft gemacht. Auf sonstige Nachträge einzelner fehlender Schriften kann ich nicht eingehen, weil ich eben die ganze Verfahrungsweise des Verf. nicht billige; nur daß zu §. 128 weder Burmann's noch Meyer's Ausgabe der lateinischen Anthologie erwähnt ist, scheint ein wesentlicher Mangel. Höchst unkritisch ist auch nach Wachler's Aufsatz über P. L. Courier der (S. 243, Anm. 8) erneuerte Vorwurf über den bekannten Tintenfleck in der florentiner Handschrift des Longos.

Mag nun aber Hr. Gräße seine bibliographischen

Sammlungen hier auf richtige oder unrichtige Weise angebracht haben, jedenfalls ist bei allen derartigen Angaben strengste Genauigkeit die erste Pflicht. Ich habe nun zwar die Anmerkungen keineswegs Wort für Wort durchgelesen, glaube aber doch im Ganzen bemerkt zu haben, daß die nöthige Genauigkeit nicht fehlt; ich würde also einige fehlerhafte Einzelheiten gar nicht erwähren, wenn nicht Hr. Gräße sagte (S. IX): „Trotz der größten Vorsicht haben sich auch in diesem Bande einige Druckfehler eingeschlichen, von denen ich hier bemerke" u. s. w.; es folgen nun fünf Druckfehler, von denen aber leider der vorletzte selbst wieder doppelt druckfehlerhaft (S. 140 statt 141 und §. 186 statt 86) angegeben ist. Natürlich wird man durch vorstehende Worte zu dem Glauben gebracht, daß man nun gar keinen Druckfehler mehr in dem Buche finden werde, oder wenigstens keinen, den man sich nicht sogleich selbst verbessern könne. Hier sind einige derselben, wie sie mir ganz unwillkürlich aufgefallen: S. X ist angegeben, daß die Zahlen der Anmerkungen zu §. 95 unrichtig stehen, ganz dasselbe findet unangegeben statt bei §. 20, 159 und in geringerm Grade bei §. 105 und 133. Anderweitige Druckfehler sind: S. XIII, Z. 11: 20 statt 29; S. 51, Z. 1 v. u.: P. Schn. statt D. Schn.; S. 125, Anm. 8: Geier's Comment. ist 1844 erschienen; S. 211, Anm. 5: der Livius von Alschefski ist 1841 begonnen; S. 239, Anm. 3: der Nonnos von Passow ist in Leipzig erschienen; S. 329, Z. 3: Emisa statt Emesa; S. 365, Anm. 1: der Lucian von Jacobitz hat vier Bände. Da es nun doch ohne ganz absonderlichen Zufall nicht wohl denkbar ist, daß mir alle derartigen Fehler so ohne Weiteres in die Augen gefallen sein sollten, so müssen allerdings gegen die volle und unbedingte Genauigkeit des Hrn. Gräße einige Zweifel entstehen.

Soll ich alles bisher Gesagte kurz zusammenfassen, so würde sich etwa folgendes Resultat ergeben: Hrn. Gräße's Arbeit ist ein sehr stoffreiches, größtentheils mit der erfoderlichen Genauigkeit gearbeitetes Buch, dem aber freilich Gleichartigkeit in der Behandlung sehr fehlt; im hohen Grade und mehr als die bisherigen Hülfsmittel wird dasselbe brauchbar sein für Alle, die, ohne ein wissenschaftliches Studium aus der Literaturgeschichte zu machen, über diesen oder jenen Punkt positive Notizen suchen, sodaß es in dieser Beziehung etwa ein systematisches Conversations-Lexikon der Literatur darstellt; nicht minder brauchbar und willkommen wird es auch dem Gelehrten, der nichts ohne eigene Prüfung annimmt, als handliches Repertorium sein, da das größere, sonst in demselben Geiste gearbeitete Handbuch desselben Verfassers durch Preis und Umfang weniger zugänglich ist. In diesem Sinne also läßt sich dem Werke eine recht große Verbreitung und eine baldige Verbesserung in neuen Auflagen wünschen.

Dagegen muß durchaus Protest eingelegt werden, daß die Wissenschaft durch dieses Werk irgend gefördert worden sei; als bibliographisches Werk kann und soll es ja nichts Vollständiges sein; eine Literaturgeschichte aber ist es in keiner Weise: darin ist weder die Anlage noch das selbständige freie Urtheil des Verfassers über geistige Erscheinungen vorhanden. Dies aber hier mit aller Schärfe auszusprechen, bestimmt mich die sichtliche und zu große Vorliebe, die Hr. Gräße mehrfach für seine literarischen Leistungen an den Tag legt. Er könnte ein ausgezeichneter Bibliograph sein und ist es auch wirklich in seinen Monographien und in einzelnen Theilen seines Handbuchs; er ist ein sehr anerkennenswerther Hülfsarbeiter für die Literaturgeschichte, die solches Fleißes und solcher Bücherkenntniß höchlichst bedarf: aber den Literarhistorikern unsers Volkes, einem F. Schlegel, Wachler, Gervinus hat er sich durch seine bisherigen Arbeiten nicht beigesellt.

W. A. Passow.

August Pfitzmayer über das Japanesische.

Unter den neuern Linguisten Deutschlands ist in den letzten Jahren der Name August Pfitzmayer's in Wien vielfach genannt worden. Der Umfang seiner Sprachkenntnisse ist wahrhaft staunenswerth, da mit Ausnahme des Magyarischen wol keine neuere europäische Sprache, keine der wichtigern Sprachen des Alterthums und der Sprachen des Morgenlandes sich findet, deren Pfitzmayer nicht mächtig wäre. Er ist der deutsche Mezzofanti oder wird es werden. Das englische „Athenaeum", welches einen kurzen Lebensabriß dieses Mannes mittheilt, sucht wie es scheint die Aufmerksamkeit der Engländer und der englischen oder ostindischen Regierung auf denselben zu lenken; und es könnte leicht geschehen, daß, wie der sprachfertige Gützlaff, wie andere unserer begabten Landsleute dem Dienste der Engländer in Ostasien gewonnen worden sind, dies später auch mit Pfitzmayer der Fall sein wird. Der Bericht im „Athenaeum" enthält ein in englischer Sprache abgefaßtes Schreiben Pfitzmayer's, worin derselbe sich gegen den Berichterstatter über seine chinesischen und japanesischen Studien ausspricht. Er sagt darin: „Ich habe von Paris ein sehr seltenes chinesisches Werk, bekannt unter dem Namen «Tso Chuen», erhalten, welches die Memoiren der vorzüglichsten Lehnstaaten Chinas enthält und als ein sehr interessanter Anhang zu der Geschichte jenes Reichs von 1722 v. Chr. bis zur Zeit des Kon-fu-tse dienen kann. Da die östreichische Regierung nun Sorge getragen hat, einen vollkommenen Satz chinesischer Typen anzuschaffen, so läßt sich hoffen, daß dies Werk mit einer europäischen Übersetzung gedruckt wird, was die erste Veröffentlichung desselben außerhalb China sein würde. Sie sind etwas im Irrthum, wenn Sie von dem Japanesischen und Chinesischen als miteinander verwandt sprechen. Zwar sind viele chinesische Wörter in die frühere (japanesische) Sprache aufgenommen worden, aber die weit größere Zahl der Worte ist in dem reinen, einheimischen Idiom geschrieben, das nicht die mindeste Ähnlichkeit mit dem Chinesischen hat und auch sein eigenes Alphabet besitzt, welches aus einer sehr großen beinahe unbeschränkten Anzahl von Zeichen besteht. Bisher konnten blos die in chinesischer Schrift abgefaßten Werke von europäischen Gelehrten verstanden werden, und selbst bei diesen wie bei den Übersetzungen der Holländer konnte dies blos durch Vermittelung der Dolmetscher zu Nangasaki geschehen. Die ganze leichtere Lecture, wie Novellen, Schauspiele, Gedichte u. s. w., sind den Forschungen des Gelehrten völlig unzugänglich, und einer der ausgezeichnetsten, Abel Remusat, gab sich vergebliche Mühe, Kenntniß davon zu erlangen, indem er es für fast unmöglich erklärte, auch nur das Alphabet zu bewältigen. Da Japan eine so hohe Stufe der Civilisation erlangt hat und die Literatur dieses Landes mit jeder andern in Fruchtbarkeit und wie ich vermuthete in Ur-

sprünglichkeit wetteifern könnte, so bedauerte ich sehr, keinen nahbaren Zugang irgend einer Art zu ihren Schätzen zu besitzen; bei genauem Forschen fand ich aber bald, daß dies an dem gänzlichen Mangel eines Werkes lag, welches den Namen eines Wörterbuchs dieser Sprache verdient hätte. Ich begann deshalb für meinen eigenen Gebrauch alle mir zu Gebote stehenden urschriftlichen lexikographischen Werke der Japanesen zu excerpiren, und durch alphabetische Einreihung der Wörter, die sie nach den Gegenständen vertheilt enthielten, gelang es mir, ein beinahe vollständiges Wörterbuch abzufassen, mit dessen Hülfe ich nun im Stande bin, japanesische Bücher zu lesen. Obwol dies noch mit einiger Mühe geschieht, so hoffe ich doch, daß Übung mir bald meine Aufgabe leichter machen wird. Was die Schriftzeichen betrifft, so kann ich sie nicht nur mit großer Leichtigkeit lesen, sondern ich habe auch die Druckerei der Regierung veranlaßt, die Buchstaben des Tirokana-Alphabets, die im allgemeinen Gebrauch sind, anzufertigen, sodaß japanesische Werke jetzt in Wien mit beweglichen Typen gedruckt werden können. Eine Probe, aus dem Bruchstück eines japanesischen Romans bestehend, wird in einigen Wochen die Presse verlassen (das Schreiben datirt noch vom vorigen Jahre), und ich könnte nun die Veröffentlichung des ganzen Textes unternehmen, wenn die Regierung nicht die Kosten scheute. Was mein Wörterbuch anlangt, so brauche ich blos die Erklärungen in irgend eine europäische Sprache zu übertragen (die japanesischen Autoren geben sie im Chinesischen), um es für die Veröffentlichung fertig zu halten. Ich bin noch mit Zusätzen beschäftigt, besonders von Wörtern, die ich in Schriftstellern, welche ich lese, finde, damit es so vollständig als möglich erscheinen könne. Bereits enthält es gegen 40,000 Wörter, eine wirklich außerordentliche Zahl, da das japanesisch-englische Wörterverzeichniß von Medhurst zu Batavia 1830 herausgegeben nur 7000, das von Siebold 1840 in Leyden veröffentlichte, welches die Anordnung nach Gegenständen und die Erklärungen zumeist im Chinesischen ziemlich nutzlos machen, wenig mehr als 20,000 Wörter enthält. Ich beabsichtige das meinige herauszugeben, sobald irgend eine Regierung mir günstige Bedingungen gewährt." Der Berichterstatter fügt bezeichnend hinzu, daß diese Einzelheiten sicherlich die Glieder einer Nation interessiren müssen, deren Banner nun in den chinesischen Häfen flattert, und deren verkehrliche, wenn nicht erobernde Fußstapfen den bisher verfemten Boden des himmlischen Reichs beschreiten. „Die Nothwendigkeit", äußert er in dieser Hinsicht, „uns selbst möglichst unverweilt mit dem Volke, das zu unterwerfen uns beschieden ward, mittels seiner Sprache zu identificiren und diese Nation der alten Zeit verstehen zu lernen — diese Nothwendigkeit ist so oft und gewandt dargethan worden — verbum haud amplius addam. Ich wollte durch die Hervorhebung der außerordentlichen Verdienste eines so wahren Autodidakten wie Dr. Pfitzmayer in der morgenländischen Literatur die öffentliche Aufmerksamkeit nur auf die Nothwendigkeit hinlenken, in der Zukunft irgendwo einen Lehrstuhl des Chinesischen zu errichten, und warum sollte in diesen Tagen des Wiederauflebens oder des Zurückblickes auf die «alten Pfade» nicht irgend eine Universität von der düstern Leopoldstadt in Wien eine solche Fähigkeit wie Dr. Pfitzmayer denselben auszufüllen herbeirufen, wenn geeignete Lehrer im Inlande fehlen?" 26.

Bibliographie.

Bade, C., Napoleon im Jahre 1813. Vier Theile. 2te Auflage. Altona, Blatt. 1845. Gr. 12. 4 Thlr.

Burkersroda, v., Die Sachsen in Rußland. Ein Beitrag zur Geschichte des russischen Feldzugs im Jahre 1812. Naumburg, Weber. Gr. 8. 12 Ngr.

Creuzer, F., Luther (1483—1546) und Grotius (1583—1645) oder Glaube und Wissenschaft. Heidelberg, Winter. 8. 6 Ngr.

Er muß auf's Land. Lustspiel in 3 Akten. Freie Bearbeitung nach Bayard und de Bailly von J. Mendelssohn. 2te Auflage. Hamburg, Berendsohn. 12. 7½ Ngr.

Die Generale der Republik und des Kaiserreichs. 1ste Lieferung. Leipzig, Lorck. Gr. Lex.-8. 10 Ngr.

Pariser Haamlichkeite, oder: Der Sachsehäuser in Paris. Bun Aa'm der schun lang schwarz is. 1ste Auswahl. Hanau, Edler. 8. 5 Ngr.

Hans Sachs, Die wittenbergisch Nachtigall, die man jetzt höret vberall, samt der Klagred ob der Leich Dr. Mart. Luther's. Von Neuem ans Licht gestellt durch Dttm. F. H. Schönhuth. Stuttgart. Gr. 16. 4 Ngr.

Ritter Jaroslaw und der schwarze Räuber. Ritter- und Räubergeschichte vom Verfasser des Rächers der heil. Vehme. Leipzig, Literarisches Museum. 12. 15 Ngr.

Klunzinger, K., Geschichte der Stadt Laufen am Neckar mit ihren ehemaligen Amtsorten Gemrigheim und Ilsfeld. Stuttgart, Cast. 8. 12 Ngr.

Köster, H., Die poetische Literatur der Deutschen, von ihrem Beginn bis auf die Gegenwart, in ausgewählten Beispielen chronologisch geordnet für höhere Schulen und zum Selbstgebrauch. Gießen, Heyer. 4. 1 Thlr. 25 Ngr.

Krakau, die Stadt, ihre nächste und entferntere Umgegend. Ein Geleitbuch für Einheimische und Fremde. Cracau, Wildt. 16. 10 Ngr.

Lappenberg, J. M., Die Miniaturen zu dem Hamburgischen Stadtrechte vom J. 1497. Hamburg, Meissner. 1845. 4. 2 Thlr. 15 Ngr.

Lübben, A., Das Plattdeutsche in seiner jetzigen Stellung zum Hochdeutschen. Oldenburg, Schulze. Gr. 8. 7½ Ngr.

Steffens', H., nachgelassene Schriften. Mit einem Vorworte von Schelling. Berlin, Schroeder. 8. 1 Thlr.

Wehl, F., Das Buch Berlin. 1ste und 2te Lieferung. Berlin, Wolff. 15. 5 Ngr.

Tagesliteratur.

Arnold Strutthan von Winkelried und Bruder Klaus von Flüe vor der Tagsatzung in Zürich im Jahr 1845. Eine eidgenössische Bettagspredigt von einem katholischen Geistlichen des Kanton St.-Gallen. St.-Gallen, Scheitlin und Zollikofer. Gr. 8. 2 Ngr.

Hagen, C. L., Einige kleine Gaben in dieser Zeit der religiösen und kirchlichen Wirrnisse auf dem Altare der protestantischen Kirche niedergelegt und dem deutschen Volke zur Beherzigung dargeboten. Eisenberg, Schöne. 8. 6 Ngr.

— — Zwei Vorträge, den landständischen Blättern Utopiens entnommen und bei den jetzigen religiösen Bewegungen dem gesunden Geiste des deutschen Volkes zur Beachtung und zum Verständniß übergeben. Eisenberg, Schöne. 8. 6 Ngr.

Erstes und zweites Sendschreiben der großen Mehrzahl der Mitglieder der Breslauer Israelitengemeinde an Hrn. Rabbiner Dr. Geiger. 2ter Abdruck. Breslau, Aderholz. Gr. 8. 1 Ngr.

Sendschreiben der großen Mehrzahl der Mitglieder der Breslauer Israelitengemeinde an sich selbst. Breslau, Aderholz. Gr. 8. 1 Ngr.

Drei Sendschreiben des heil. apostolischen Stuhles an den verstorbenen Bischof von Rottenburg, Joh. Bapt. v. Keller. (Original sammt deutscher Übersetzung.) Als Einleitung ein Wort an die Katholiken in Württemberg. St.-Gallen. Gr. 8. 7½ Ngr.

Stupp, H. J., Sendschreiben an den Pfarrer Hrn. Kellessen in Aachen; und Kloth contra Kleth in Sachen des Hermesianismus. Köln. Lengfeld. Gr. 8. 3 Ngr.

Über Bildung von Vereinen zur Abhülfe des Mangels an Saat- und Brotgetreide. Nebst einem Vorworte von C. Pelz. Breslau, Verlags-Comptoir. Kl. 8. 5 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter für literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 188. — 7. Juli 1846.

Über das Komische.

Über das Komische und die Komödie. Ein Beitrag zur Philosophie des Schönen von August Wilhelm Bohtz. Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht. 1844. Gr. 8. 1 Thlr. 5 Ngr.

Jean Paul sagt, das Komische oder Lächerliche habe von jeher nicht in die Definitionen der Philosophen hineingehen wollen, ausgenommen unwillkürlich, und in der That ist es eine Materie wie Quecksilber, sodaß man es keinen Augenblick auf einen Haufen sammeln und noch weniger in bestimmte Grenzen bringen kann; denn es findet auch die feinsten offenen Stellen und entwischt Einem nicht nur unter den Händen, sondern sogar in den Händen, und schrumpft, je nachdem es sich in kälterer oder wärmerer Atmosphäre befindet, wie ein Fuß im Winter ebenso leicht zusammen als es wie ein Fuß im Sommer sich ausdehnt und anschwillt, sodaß ihm der Definitionsschuh bald zu weit sitzt und bald zu enge. Trotzdem haben die Definitionsschuster sich alle mögliche Mühe gegeben, den rechten Leisten zu finden, bis jetzt aber kaum mehr damit geleistet als wieder etwas Lächerliches — für jeden neuen Schuster nämlich. Es würde uns daher fast wundern, daß immer wieder neue Versuche gemacht werden, das neckische, possirliche Spitzmäuschen in die Falle zu locken, wenn nicht überall gerade in der Schwierigkeit der größte Reiz läge und Jeder zu sich das — Andern freilich wiederum leicht komisch erscheinende — Vertrauen hegte: er wisse die Sache schlauer anzufangen als alle Vorgänger und werde sich endlich als privilegirter Kammerjäger und echter Rattenfänger von Hameln den ridiculus mus, an dem schon manche Berge in Geburtswehen gelegen, auf ewig zum Gefangenen und Leibeigenen machen. Ref. weiß dies kitzelnde Selbstvertrauen um so mehr zu würdigen, als er es selbst längere Zeit hindurch zu sich gehegt hat und noch jetzt eitel genug ist, sich auf seine Mausefalle mehr zugute zu thun als auf die irgend eines Andern. Er tadelt daher Keinen, welcher ebenso denkt wie er; ja er begrüßt eine Schrift wie die vorliegende jedesmal mit ebenso viel Freude als Neugier, weil es ihn reizt zu sehen, mit welchen Kunstgriffen und Wendungen sich auch Andere auf der schlüpferigen Bahn fortgeholfen haben.

Nebenbuhler üben in der Regel eine scharfe Kritik gegeneinander, und auch Ref. wird größtentheils polemisirend gegen den Verf. auftreten; dennoch fühlt er sich verpflichtet, von vornherein auszusprechen: daß er, obschon er nicht nur in vielem Einzelnen, sondern auch in der Construction des Ganzen wesentlich vom Verf. abweicht, das Werk nichtsdestoweniger mit Genuß und Anerkennung gelesen hat, und daß er es sowol von Seiten der gewonnenen Resultate als von Seiten seiner populair-wissenschaftlichen Darstellung, die von einer Überwindung der eigentlichen Schulphilosophie Zeugniß gibt, angelegentlich empfehlen kann.

Das Werk zerfällt der Sache gemäß in drei Haupttheile, von denen der erste die Idee des Schönen, der zweite das Komische, der dritte die Komödie behandelt. Der erste Theil, obwol der kürzeste und eigentlich nur Einleitung zu den beiden folgenden, ist doch insofern der wichtigste, als wir darin mit der ästhetischen Grundidee, von welcher der Verf. ausgeht, und mit dem dialektischen Gesetze, nach welchem er jene Grundidee zu verschiedenen Momenten und Gegensätzen auseinandergehen läßt, bekannt gemacht werden. In beiden Beziehungen fällt der Entwickelungsgang des Verf. der Hauptsache nach mit den Resultaten der neuesten Philosophie und zwar am meisten mit der Darstellung F. Th. Vischer's zusammen, wie sie derselbe in seiner Abhandlung „Über das Erhabene und Komische" niedergelegt hat. Er bestimmt nämlich das Schöne als „die erscheinende Idee" oder als die unmittelbar wie mit einem Schlage dem Anblickenden entgegentretende Einheit des Begriffs und der Erscheinung, des Inhalts und der Form, des Innern und des Äußern; die besondern Momente des Schönen aber leitet er ähnlich wie Vischer aus dem Einfluß negativer Momente her, welche die dem Schönen zum Grunde liegende Harmonie zu vernichten drohen und erst durch die geistige Macht der Idee überwunden werden müssen, wenn jene Einheit von Begriff und Erscheinung, Inhalt und Form u. s. w. zur Existenz gelangen soll. Demgemäß unterscheidet er drei besondere Phasen des Schönen: 1) das Schöne im engern Sinne, d. i. Dasjenige, in welchem von einer Einwirkung negativer Momente gar keine Spur vorhanden ist, in welchem kein Kampf der Form mit dem Stoffe, der Idee mit dem Ausdrucke stattfindet und welches also die Grundbedingung des Schönen am einfach-

Digitized by Google

sten und unmittelbarsten erfüllt; 2) das Erhabene, d. i. dasjenige Schöne, in welchem die Idee als solche mit überwiegender Gewalt zur Existenz gelangen will, dadurch über die Erscheinung hinausgeht und die Harmonie zwischen dem idealen und sinnlichen Princip des Schönen dergestalt aufhebt, daß sie erst nach einem Kampfe, in welchem die Idee als Siegerin jenes Misverhältniß überwindet, wiederhergestellt erscheint; 3) das Komische, d. i. dasjenige Schöne, in welchem umgekehrt die Erscheinung als solche, d. h. als gemeine Wirklichkeit sich geltend zu machen sucht, dadurch mit der Idee in Widerspruch geräth und gleichfalls die dem Schönen nothwendige Harmonie vernichtet, aber durch die Kraft der Idee ebenfalls überwunden und zum Ausdruck des Idealen zurückgeführt wird.

Ich kann mich mit dieser Deduction aus verschiedenen Gründen nicht ganz befreunden. Zunächst scheint mir die Begriffsbestimmung des Schönen selbst einerseits zu weit, andererseits zu eng zu sein. Zu weit scheint sie mir, weil die unmittelbar in die Augen fallende Einheit von Begriff und Erscheinung auch an offenbar nicht-schönen und häßlichen Gegenständen stattfinden kann, was auch immer der Verf. unter „Begriff" verstehen möge. Faßt er nämlich Begriff als das normale Urbild, das jedem einzelnen Objecte zum Grunde liegt, so leuchtet ein, daß z. B. eine Spinne schön sein muß, wenn sie nur dem Bilde, das wir von einer Spinne in uns tragen, entspricht. Das haben nun freilich manche Ästhetiker ihrer Definition zu Gunsten wirklich behauptet; aber trotzdem wird selbst die begriffmäßigst gebaute Spinne noch immer auf Neunundneunzig unter Hundert nur Ekel und Abscheu erwecken. Wenn aber etwa der Verf. unter Begriff nicht das Urbild irgend einer besondern Erscheinung, sondern das ganz allgemeine Sein, die Abstraction jeder Besonderheit verstehen sollte: dann müßte sogar eine Erscheinung schon dann schön genannt werden, sobald sie nur den unmittelbaren Eindruck machte daß sie überhaupt *sei*; das thun aber so ziemlich alle Erscheinungen, gleichviel ob schön oder nicht-schön, — woraus folgt, daß die Definition auf jeden Fall zu weit gefaßt ist. Zu eng aber scheint sie mir andererseits, weil ich nicht einsehe wie das Schöne nach dieser Bestimmung auch das Erhabene und Komische umfassen kann. Denn, wenn einmal für das Schöne die „unmittelbar" und „wie mit einem Schlage" dem Anblickenden entgegentretende Einheit von Begriff und Erscheinung nothwendig ist, dann kann diejenige Einheit, die erst als Ergebniß, als vermitteltes Resultat eines Kampfes bezeichnet wird, unmöglich auch als zureichende Bedingung für das Schöne gefaßt werden; und das Erhabene und Komische, insofern es nicht unmittelbar jene Einheit zur Evidenz bringt, liegt also nicht innerhalb, sondern außerhalb der Sphäre des Schönen. Zwar wird der Verf. seine Deduction als ein sogenanntes dialektisches Umschlagen zum Gegensatze bezeichnen; allein, darin täuscht er sich. Der dialektische Fortschritt schreitet allerdings vom Satz zum Gegensatz fort, aber so, daß der Gegensatz aus dem Satze selbst entwickelt wird und ohne daß dabei der Satz in seinem Umfange vorerst oder irgendwie verändert werden darf.

Ferner habe ich an der Deduction des Verf. auszusetzen, daß der Begriffskreis des Schönen dadurch eine unverhältnißmäßige Gliederung erhält. Der Verf. selbst wird zugeben, daß das „Erhabene" dem „Schönen im engern Sinne" weit näher verwandt ist als das „Komische". Während im Erhabenen das Gleichgewicht zwischen Begriff und Erscheinung zu Gunsten des Begriffs oft kaum gestört erscheint — insofern nämlich die Erscheinung selbst, über welche die Idee hinausgeht, niemals eine geringfügige sein darf, sondern durch ihre eigene Größe zur transscendenten Idee übertreten muß —, stellt sich dagegen im Komischen das Gleichgewicht völlig vernichtet dar, insofern hier der Begriff neben der Erscheinung gänzlich zu verschwinden scheint und mit ihr in einen Contrast tritt, der sich gleich stark nur in einer Modification des Erhabenen findet, nämlich im Tragischen. Wie es uns scheint, hat sich hier der Verf. wie schon Vischer durch den Umstand verführen lassen, daß das Komische und Erhabene im Kreise des Schönen allerdings die diametralen Gegensätze sind, d. h. am weitesten voneinander abliegen, sich gegenseitig ausschließen und eben deshalb in jenem complementairen Verhältnisse der gegenseitigen Foderungen zueinander stehen, welches in den beiden Redensarten „Les extrêmes se touchent" und „Du sublime au ridicule il n'y a qu'un pas" treffend angedeutet ist. Aber gerade als diametrale Gegensätze waren sie bei einer Trichotomie, die der Verf. angewendet hat, nicht zu gebrauchen. Der Diameter theilt den Kreis nothwendig in zwei Hälften: was bleibt also für den dritten Theil, hier namentlich für das „Schöne im engern Sinne", übrig? Bei der Trichotomie ist die erste und wesentlichste Bedingung, daß die drei Seiten, die zusammen ein Ganzes bilden sollen, eine völlig gleiche Neigung zueinander haben und daß sich beliebig je zwei von derselben zusammenfassen und gemeinschaftlich der dritten gegenüber als Gegensatz fassen lassen, ganz wie in einem gleichseitigen Dreieck. Wie in der Regel hat auch hier der vulgair gewordene Sprachgebrauch das Richtige getroffen und dem Komischen nicht das Erhabene, sondern das Tragische zur Seite und Beides, das Komische und Tragische, zusammengenommen dem Rein-Schönen gegenübergestellt.

Um mich wegen dieser meiner Ausstellungen mit dem Verf. so klar als möglich zu verständigen, will ich versuchen, in aller Kürze hier einen Grundriß meines eigenen Ideengangs zu geben. Auch ich bin von der *Idee* ausgegangen, habe sie aber nicht blos von ihrer formalen Seite als Einheit von Begriff und Erscheinung gefaßt, sondern als Allheit oder Vollkommenheit, d. h. als die absolute Indifferenz von Einheit und Unendlichkeit. Die Allheit oder Vollkommenheit kommt als solche zwar nur dem All oder dem Absoluten zu; die Idee der Allheit aber können auch die einzelnen Emanationen des Alls erwecken, und zwar möglicherweise nur in folgenden

drei Relationen: 1) in Beziehung auf sich selbst, d. h. von Seite ihres Seins oder Begriffs; 2) in Beziehung auf das Andere als das mit ihnen in Correlation Stehende, d. h. von Seite ihres Daseins oder ihrer Erscheinung; 3) in Beziehung auf das Absolute als das sie Mitumfassende, d. h. von Seiten ihres Werdens und Wollens. Je nachdem nun ein einzelnes Object, entweder nach der ersten Beziehung rein objectiv aufgefaßt, d. h. erkannt, oder nach der zweiten subjectiv aufgefaßt, d. h. empfunden, oder nach der dritten absolut aufgefaßt, d. h. begehrt, die Idee der Vollkommenheit erweckt, nennen wir es wahr, schön oder gut. Schön ist demnach dasjenige Object, welches als Erscheinung, d. h. in Correlation mit einem die Erscheinung empfindenden Andern (Subjecte) die Idee der Vollkommenheit oder Allheit, d. i. der Indifferenz-Einheit und Unendlichkeit erweckt.

Da hier der Raum nicht ist, diese Bestimmung nach allen Seiten hin zu beleuchten, so gehe ich unmittelbar zur Deduction der besondern Modificationen über. Diese ergeben sich ganz nach denselben Relationen wie das Wahre, Schöne und Gute. Eine Erscheinung kann nämlich die Idee der Allheit oder Vollkommenheit erwecken 1) in Beziehung auf sich selbst gedacht, d. h. durch Das, was sie als Erscheinung ist; 2) in Beziehung auf das empfindende Subject betrachtet, d. h. durch Das, was sie als Erscheinung erscheint; 3) in Beziehung auf das Absolute gefaßt, d. h. durch Das, was sie als Erscheinung wird. Im ersten Falle kommt die Idee der Vollkommenheit am erscheinenden Objecte selbst zur Manifestation; im zweiten Falle dagegen geht sie vom Objecte ganz und gar in das empfindende Subject über; und im dritten Falle endlich erhebt sie sich vom Objecte und Subjecte zum Absoluten. So erhalten wir als die drei Modificationen des Schönen: 1) das Rein-Schöne, d. i. dasjenige Schöne, welches die Idee der objectiven Vollkommenheit erweckt; 2) das Komische, d. i. dasjenige Schöne, welches die Idee der subjectiven Vollkommenheit erweckt, und 3) das Tragische, d. i. dasjenige Schöne, welches die Idee der absoluten Vollkommenheit erweckt.

Fragt der Verf., welche Stellung nach dieser Gliederung das Erhabene erhält, so muß ich ihm antworten, daß ich es nur als Zwischenmodification des Rein-Schönen und Tragischen betrachten kann, wie es gleiche Nuancen zwischen dem Rein-Schönen und dem Komischen, sowie zwischen dem Komischen und dem Tragischen gibt. Jede der drei Hauptmodificationen nämlich, indem sie sich abermals nach den oben genannten drei Relationen gliedert, breitet sich nach beiden Seiten hin so weit als möglich aus: nämlich das Rein-Schöne einerseits nach dem Komischen, andererseits nach dem Tragischen; das Komische nach dem Rein-Schönen und dem Tragischen; und das Tragische nach dem Rein-Schönen und dem Komischen hin, — bis sie in einem Punkte zusammentreffen, wo sie sich gegenseitig vereinigen und indifferenziren. So entstehen drei Zwischenmodificationen: 1) das Erhabene, zwischen dem Rein-Schönen und dem Tragischen; 2) das Reizende, zwischen dem Rein-Schönen und dem Komischen; und 3) das Humoristische, zwischen dem Komischen und dem Tragischen, — durch welche der Kreis des Schönen folgende symmetrische Gliederung erhält:

Rein-Schön
Erhaben　　Reizend
Tragisch　　Komisch
Humoristisch.

In diesem Kreise treten zugleich die diametralen Gegensätze klar hervor. Das Erhabene bildet als solches den Gegensatz zum Komischen: denn es verschwindet bei ihm die Idee der subjectiven Vollkommenheit gänzlich in den Ideen der objectiven und der absoluten Vollkommenheit; während umgekehrt beim Komischen die Ideen der objectiven und der absoluten Vollkommenheit ganz und gar in der Idee der subjectiven Vollkommenheit aufgehen. Das Reizende bildet als solches den Gegensatz zum Tragischen: denn bei ihm geht die Idee der absoluten Vollkommenheit ganz und gar in den Ideen der objectiven und der subjectiven Vollkommenheit unter; während umgekehrt beim Tragischen die Ideen der objectiven und der subjectiven Vollkommenheit gänzlich in der Idee der absoluten Vollkommenheit verschwinden. Das Humoristische endlich bildet als solches den Gegensatz zum Rein-Schönen: denn bei ihm verliert sich die Idee der objectiven Vollkommenheit ganz und gar in den Ideen der subjectiven und der absoluten Vollkommenheit; während umgekehrt beim Rein-Schönen die Ideen der subjectiven und der absoluten Vollkommenheit völlig in der Idee der objectiven Vollkommenheit aufgehen. Die nähere Erörterung muß ich natürlich hier schuldig bleiben; indeß hoffe ich, daß dem Verf. wenigstens die Grundzüge meines Systems klar geworden sind; und es würde mir lieb sein, wenn er mir als Erwiderung seine Bedenken dagegen mittheilen wollte, da man selten ein unbefangener Opponent seiner selbst ist.

Im zweiten Theile behandelt der Verf. das Komische insbesondere, und zwar zunächst den Begriff des Komischen. Er unterscheidet in demselben wiederum drei Modificationen: 1) das Häßliche, d. i. die gemeine Wirklichkeit, insofern sich dieselbe gegen die Idee auflehnt; 2) das Lächerliche, d. i. dasjenige Häßliche, welches durch seine Unschädlichkeit dem Subjecte zu einem heitern Spiel mit den sichtbar gewordenen Contrasten Anlaß gibt; 3) das Komische, d. i. dasjenige Lächerliche, welches sich trotz seiner Widersinnigkeit als in der innigsten Berührung mit der Idee darstellt.

Die Besprechung und Entwickelung dieser Begriffe ist sehr ausführlich und allseitig, sodaß nicht leicht irgend ein hierher fallender Punkt unbesprochen bleibt. Trotzdem kann ich mich auch hier mit dem Ideengange und den Bestimmungen des Verf. nicht einverstanden erklären. Zunächst muß ich zwar anerkennen, daß das Häßliche bei einer Darstellung des Komischen als Ausgangspunkt benutzt werden kann; aber es bei einer philosophischen Entwickelung geradezu als erste Phase und Modification herzustellen, scheint mir nicht räthlich. Denn einerseits kann es mit demselben Rechte auch als erste

Stufe des Tragischen betrachtet werden, ja die Darstellung des Verf. selbst behandelt gerade vorzugsweise die düstern Seiten desselben, nämlich das Häßliche und das Lächerliche, als Dämonisches und Gespensterhaftes, und erkennt neben denselben nur die dritte, nämlich die Caricatur, als dem komischen Gebiete zugehörig an. Andererseits wurzelt nicht alles Komische im Häßlichen oder in der gemeinen Wirklichkeit, was der Verf. insofern selbst zugibt, als er erklärt: keineswegs jedoch sei das unschädlich gewordene Häßliche als solches nothwendig auch das Lächerliche, sondern zur Erzeugung des Lächerlichen sei die innere ideale Thätigkeit des Subjects ein wesentliches Erfoderniß. Was heißt das, bei Licht besehen, anders als: Das Häßliche kann zwar das Lächerliche werden, aber wirklich und nothwendig entsteht das Lächerliche nur durch die Correlation eines angeschauten Contrastes mit dem empfindenden Subjecte. So kommt also der Verf. gelegentlich auch auf dieselbe Bestimmung, welche der Ref. an die Spitze der Untersuchung gestellt und als den eigentlichen Kern und Keim des Komischen betrachtet wissen will.

(Der Beschluß folgt.)

Werdomar und Wladislav aus der Wüste Romantik. Von Ferdinand Gregorovius. Zwei Theile. Königsberg, Universitäts-Buchhandlung. 1845. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Der Verf., von dem Ref. zum ersten Male etwas liest, ist offenbar nicht ohne Talent. Seine Schilderungen von Ereignissen, von Debatten sind lebhaft, seine Darstellung von Gemüthszuständen ist lichtvoll; er schreibt einen witzigen Dialog, der mit Hindeutungen auf moderne Zustände und Ereignisse geschickt durchwebt ist. Der Verf. gehört der Gegenwart, ihren Tendenzen, ihren Hoffnungen und Schmerzen wie ein Lebendiger an; er selbst gibt darüber folgende Andeutungen, wenn er sagt: „Laßt euch erfassen, ihr Helden, ihr Riesengestalten der modernen Zeit, die ihr mit stolzem Löwengange den Erdkreis umschreitet, gewaltig an meine sehnende Brust will ich euch ziehen und dann mich trunken hinsetzen und rufen: «O ihr Götter, ich habe den Herzschlag eines Helden gefühlt.» Und der Romanschreiber breitet die Arme weit in die Welt aus und tappt nach Helden. Selige Zeiten, da noch die Romantik ihr goldgesticktes Panier über den Völkern schwang, die im Zauberwald einer poetischen Geschichte spielten und kämpften, sangen und buhlten, beteten und fluchten, da der Dichter keinen Schritt weit that, ohne auf einen Helden und Lindwurm zu stoßen. Verwittert und verbleicht ist das Panier, in den stillen Kammern der Schlegel und Tieck hausen die Sagen, abstract sind die Heroen geworden und der Lindwurm wühlt als Skepsis im Schlamme der Zeit. Durch die Wüste des Jahrhunderts zieht die Menschheit mit mattem Herzen und dumpfem Sinne und öden Seelen, und vor ihr her die Feuersäule der Idee, eingehüllt in dicke Rauchwolken. Unter dem Troß des ziehenden Schwarmes sind wunderbare Gestalten; Menschen mit bleichen Gesichtern, mit still glühenden Augen schleichen vorüber, lärmende Narren an ihrer Seite, dumme Teufel, — doch wir suchen Helden in diesem Gewühl; — vielleicht schwankt Einer tragisch hin mit Zügen, die einem Helden ähneln, nur ähneln, die vielleicht werth wären, im Epos eines andern Jahrhunderts zu leuchten; vielleicht schwankt Der hin und sucht oberwärts ein unbekanntes Plätzchen für den Tod. Das Epos ohne That ist unsere Zeit. In ihrem Gemüthe wallt es und wogt es, da rauscht das Panier der Romantik, da klingt die Lyrik, die will sich zum Drama fügen und kann es nicht. Im Gemüthe der Zeit liegt die Romantik, die kein Ende findet, die auch ohne Ritterthum und Jungfrau Maria besteht. Wann wird die Epoche kommen, da der Weltgeist zu den drei Idealen das vierte findet? Noch liegt es auf den Knien der Götter, vielleicht wird es mit Feuer oder mit Blut gesäugt. Wir lachen und weinen; bald kommt die Komik und schläfert uns ein mit Getändel, bald kommt das Trauerspiel und weckt uns mit der gewichtigen Sprache des Pathos; doch unsere Stimmung ist nicht Einheit und unsere Melodie eine vieltönige, verworrene Concertmusik, und was Freiheit heißt ist bei uns nur Poesie."

Ref. muß noch hinzufügen: daß er an dem Verf. das Talent, verschiedene Stilarten zu copiren, glaubt wahrgenommen zu haben; das läßt sich namentlich für komische und satirische Romane mit Vortheil ausbeuten. 25.

Literarische Notizen aus England.

Die Zuaven in Algerien.

Der englische Capitain J. Clark Kennedy schildert in seinem jüngst erschienenen Reisewerk „Algeria and Tunis" (1845, 2 Bde.) die unter dem Namen Zuaven wohlbekannte leichte Reitertruppe folgendermaßen: „Die Zuaven sollten der Absicht des Marschalls Clausel gemäß, welcher dieses Corps 1830 bildete, dieselben Dienste den Franzosen in Afrika thun, welchen den Engländern die Sepoys in Ostindien leisten; in Folge dessen bestanden sie zuerst beinahe ganz aus Eingeborenen, und selbst ihr Name war einem kriegerischen Stamme in der Nähe von Konstantine entlehnt. Bald darauf jedoch ermunterte man das Eintreten von Franzosen in diese Truppe, und gegenwärtig befinden sich nur noch sehr wenig Eingeborene in ihren Reihen; auch vermindert sich der Letztern Anzahl von Jahr zu Jahr. Die Uniform des Corps ist äußerst malerisch: sehr weite Hosen aus rothem Tuch, die unterm Knie zusammengebunden sind; starke lederne den Fuß bis zum Knie deckende Beinkamaschen, die auf der ganzen Länge an der äußern Seite mit gesticktem Saum versehen sind; Schuhe und weiße Kamaschen darüber; die Jacke ist von blauem Tuch, roth vorgestoßen, und auf beiden Seiten der Brust eine Arabeske gleichfalls von rothem Tuch gestickt; das Brustkleid ist von gleichem Stoffe und hat vorn keine Öffnung, sondern es wird entweder über den Kopf angezogen oder an der Seite zugeknöpft; Jacke und Weste sind tief ausgeschnitten, ohne Koller, sodaß der Hals völlig blos bleibt; eine blaue Schärpe wird mehrmals um den Leib geschlungen; die Kopfbedeckung besteht in einer karmoisinen Kappe mit goldener Quaste; ein darumgeschlungenes Seidentuch macht sie zum Turban."

Schlimme Meinung der Engländer von deutschen Geschichtschreibern.

Das „Athenaeum" äußert bei Beurtheilung einer englischen Übersetzung von Schlosser's „Geschichte des 18. Jahrhunderts" unter Anderm: Schlosser's Sympathien seien mit dem Volke, nicht mit den Herrschern; die Unerschrockenheit, womit er seine Gedanken über die Niederträchtigkeit und Verworfenheit an hohen Plätzen ausspreche, erscheine besonders merkwürdig an einem Deutschen, „dessen Landsleute im Allgemeinen schreiben als wäre die Welt für den Kaiser geschaffen". Glücklicherweise werden die Ausnahmen von dieser Regel von Jahr zu Jahr häufiger, und so können wir vielleicht auch noch die Zeit erleben, wo der chinesengleichen Hofhistoriographie sich jeder Mann von Geist und Wissen schämen wird. 12.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

// Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 189. — 8. Juli 1846.

Über das Komische.

(Beschluß aus Nr. 188.)

Ferner kann ich mich nicht mit der Art und Weise befreunden, wie die Begriffe des Lächerlichen und Komischen voneinander geschieden werden. Es ist zwar richtig, daß wir unter dem Komischen etwas Höheres verstehen, aber es geradezu als eine höhere Modification des Begriffs selbst auffassen dürfen wir darum noch nicht. Das höhere Element, welches das Komische vor dem Lächerlichen voraus hat, liegt nur in der Genesis desselben, und der ganze Unterschied besteht darin, daß das Lächerliche nur Product des Zufalls, das Komische dagegen das durch die Kunst erzeugte Lächerliche ist, sodaß sie also im Besondern ganz dasselbe Verhältniß zueinander haben wie das Naturschöne und das Kunstschöne im Allgemeinen. So wenig nun das Naturschöne und das Kunstschöne als eigentliche Modificationen des ästhetischen Begriffs gefaßt werden können, ebenso wenig ist dies in Betreff des Lächerlichen und Komischen erlaubt. Die Bedingungen, unter denen das Lächerliche wie das Komische zu Stande kommt, und der Effect, den das Eine wie das Andere ausübt, sind an und für sich ganz gleich, nur daß im Komischen die künstlerische Abrundung und Klärung hinzutritt.

Abgesehen aber von dieser Distinction sagt mir auch die Bestimmung des Komischen als solche nicht zu, und namentlich leuchtet mir nicht ein, inwiefern gerade dadurch, daß sich der dem Lächerlichen zum Grunde liegende Widersinn nicht mehr getrennt von dem echten positiven Momente, sondern mit dem gemüthlichen und vernünftigen Leben in uns verbunden zeige, jene zum Schönen durchaus nothwendige Harmonie des Begriffs und der Erscheinung zu Stande kommen soll. Erstens wäre hiernach von vornherein jeder Widersinn echt komisch, da er im Leben nie ganz isolirt dasteht und überall mit der tiefsinnigsten Vernunft Hand in Hand geht. Zweitens aber gibt ein bloßes Neben-, In- und Durcheinander durchaus noch nicht die Idee einer wirklichen Einheit und Harmonie; im Gegentheil, der Dualismus, der Widerspruch tritt oft dann um so disharmonischer hervor, je enger die Gegensätze ineinander zu fließen scheinen und je weniger Hoffnung vorhanden ist, die dissonirenden Elemente klar wieder voneinander zu scheiden. Nur wenn sich der Contrast als ein bloßer Schein erwiese, wenn sich zuletzt zeigte, daß Dasjenige, was im Contraste als das Unvereinbare sich darstellt, eigentlich und ursprünglich eins und identisch sei: nur dann dürfte von einer wirklichen Harmonie die Rede sein; — aber ist das jemals von den contradictorischen Gegensätzen des Widersinns und der Vernunft zu hoffen? Was aber der Verf. Harmonie nennt, scheint mir wenig geeignet, jene reine, göttliche Heiterkeit, die wir beim Genuß des Komischen stets empfinden, in uns hervorzurufen; höchstens erzeugt sie in uns jenes Lachen der Verzweiflung oder des Indifferentismus, der, weil einmal Weisheit und Thorheit, Widersinn und Vernunft, das Höchste und das Niedrigste bunt durcheinander laufen, Alles in einen Sack schiebt und die ganze Welt für ein Narrenhaus hält. Ein solches Lachen geht aber schon über die Sphäre des Rein-Komischen hinaus, denn es kann sich unmöglich neben seiner komischen Lust des tragischen Schmerzes erwehren, und es gehört insofern derjenigen Zwischenmodification an, die wir als das Humoristische bezeichnet haben.

Der zweite Abschnitt des zweiten Theils behandelt „die Erzeugung des Komischen durch die künstlerische Thätigkeit", innerhalb welcher der Verf. abermals drei Phasen unterscheidet, nämlich den Witz, die Ironie und den Humor. Abgesehen von denjenigen Differentialpunkten, die sich aus dem bereits Entwickelten consequenterweise ergeben — wohin z. B. die (S. 124) ausgesprochene Ansicht über den Humor gehört —, ist mir diese ganze Abtheilung wie aus der Seele geschrieben. Der Verf. entfaltet hier, wo er aus der abstracten Sphäre schon vielfach in das concrete Gebiet übergeht, durchweg die gesündesten, jedes Vorurtheils ledigen Ansichten, von denen wir nur wünschen können, daß sie gegen manche irrthümliche Ansichten der Zeit durchdringen und zur Herstellung eines unbefangenen ästhetischen Urtheils beitragen mögen. So ist namentlich Das, was er über die Ironie sagt, ganz meine eigene Ansicht, wie ich sie bereits in Nr. 148 d. Bl. f. 1844 bei Besprechung des „Literarhistorischen Taschenbuch" von Prutz angedeutet habe. Es heißt (S. 108):

In der gewöhnlichen, prosaischen Ansicht der Dinge wal-

Digitized by Google

tet der Ernst, d. h. diejenige Thätigkeit des Geistes, die auf besondere Zwecke gerichtet ist. Dies particulaire beschränkte Interesse verschwindet in der poetischen Weltansicht. Es wird hier — und daher jene scheinbare Kälte in den bedeutendsten Dichtungen — das Einzelne auf den universellen Standpunkt erhoben. Dieser fodert, daß das Ideale nicht in jener Gestalt fixirt werde, in welcher es dem gewöhnlichen Dichter sich zeigt, der den Gegenstand, der ihn begeistert, nicht frei, nicht vielseitig darzustellen vermag. Der Poet muß allerdings ganz der Begeisterung sich hingeben; er darf nicht über sie grübeln, und sie soll ihm kein von dem Innern abgelöstes, äußeres Object werden. Aber ebenso wenig darf der Dichter, im stupiden Enthusiasmus befangen, die Idee nur in Einer Form erblicken. In solchem Falle wird mit dem eigenen Ideale eine Art Abgötterei getrieben, und alle diejenigen Erscheinungen der Wirklichkeit, die dem Subjectiven, Innern, nicht entsprechen, werden gemisdeutet. Daher regt sich dann aber auch ein sonderbares, bisweilen sogar unheimliches Gefühl beim Anblick der Gestalten dieses beschränkten Enthusiasmus. Der feinere Leser oder Zuhörer wird sich des Lächelns über Heroen und Heldinnen, die, indem der Dichter sie dem äußersten Höhepunkte der Idealität nahezurücken glaubt, aufhören Menschen zu sein, nicht erwehren können. Es ist allein die poetische Ironie, welche den Künstler vor solchen Verirrungen schützt. Vermöge derselben erkennt der Poet, wie auch das ideale Leben, insofern es erscheint, in Gegensätzen und Widersprüchen, die sich einander bekämpfen, sich äußert; ja wie gerade solche Collisionen in der sittlichen Welt es sind, die dem Leben das räthselhaft-wunderbare Ansehen ertheilen. Die Macht jener poetischen Dialektik, welche die Ironie ausübt, mußte daher bereits sich uns da zeigen, wo wir in das dialektisch-speculative Moment des Komischen eingehend nachwiesen, wie durch dasselbe Alles, was nach der gewöhnlichen, prosaischen Ansicht der Dinge als wahr gilt, in das heitere Spiel sich auflöst.

Nicht minder stimme ich und Andere mit Dem überein, was der Verf. über die Anwendung des Obscönen in der Kunst sagt. Es heißt (S. 120):

Jener kräftige, markige Geist des Humors, der über die Vorurtheile und alle willkürlichen Beschränkungen sich erhebt, zeigt sich auch darin, daß er die Sinnlichkeit oder das Naturelement in dem reichsten, buntesten Farbenspiele hervortreten läßt. Diese Richtung des Komischen wird häufig misverstanden und die humoristische Sinnlichkeit mit dem Gemeinen, ja selbst Obscönen für einerlei genommen. Es ist gegen solchen Tadel im Allgemeinen Dies zu erwidern: daß, im Spiegel der absoluten Wahrheit gesehen, das Leben ganz offenbar werden, nach allen Richtungen sich entfalten muß. Indem es der Geist wahrer Sittlichkeit ist, der in dem Ganzen uns entgegentritt, so kann unmöglich das edlere Gefühl durch solche Stellen verletzt werden, an denen wir auch das physische Leben, die Natur des Menschen sich äußern sehen. Solchen Inhalt der Kunst, der nicht den Menschen in abstracto, sondern den wirklichen, der an Naturverhältnisse gebunden ist, darstellt, nehmen zu wollen, verräth nur Mangel an Einsicht. Insbesondere der Komik, die ja Dasjenige, was bisher gemein, roh, sinnlich war, dem Reiche des Schönen aneignet, muß gestattet sein, den Phantasieregen in seinem bunten Farbenspiele auch in diese niedern Regionen fallen zu lassen. Daher scheuten denn die echten Komiker aller Zeiten, wie Aristophanes, Plautus, Rabelais, Molière, Shakspeare, Cervantes, Holberg, Tieck, Jean Paul u. A., sich nicht, auch das Thier im Menschen zu zeigen. Möge immer von neuem eine Halbmoral, die zwar einzelne Verhältnisse auffaßt, jedoch nicht das Ganze überschaut, an jedem Auftreten gesunder, derber Sinnlichkeit Anstoß nehmen: das wahrhaft sittliche und ästhetische Urtheil wird dadurch nicht irre gemacht werden.

Der dritte Theil behandelt die „Komödie", und zwar zunächst das Drama im Allgemeinen, sodann die drei Hauptepochen des Lustspiels: die Aristophanische Komödie, die neuere Komödie der Griechen und das romantische Lustspiel. Im letztern unterscheidet er wieder das humoristische Lustspiel (Shakspeare, Tieck), das Intriguenlustspiel (Moreto, Calderon) und das Charakterlustspiel nebst der Posse (Molière, Holberg). Auch hier entwickelt der Verf. fast durchgängig Ansichten, die mit den meinigen übereinstimmen, und ich halte es daher für das Zweckmäßigste, diesen ganzen Theil der Kritik des Lesers zu überlassen.

Richard Morning.

Zu des Grafen Reinhard deutschen Schriften.

(Nachtrag zu der im „Historischen Taschenbuch" für 1843 enthaltenen Charakteristik des Grafen Reinhard.)

Seit dem Erscheinen meines Aufsatzes über Graf Reinhard, den würdigen Mann, dessen Andenken durch die engsten und zartesten Bande mit seinem deutschen Geburtslande lange noch verknüpft sein wird, bin ich zur Kenntniß einiger seiner theils vermißten, theils mir früher noch unbekannten deutschen Jugendschriften in Prosa und in Versen gelangt, welche mir einer weitern Mittheilung in diesen Blättern nicht unwerth, zum Theil sogar recht interessant zu sein scheinen. Sie befinden sich in der von Johann Michael Armbruster herausgegebenen Zeitschrift „Schwäbisches Museum" (erster Band, Kempten 1785). Ein jüngerer Landsmann Reinhard's hat die Güte gehabt, meine Aufmerksamkeit auf diese Quelle mit besonderer Beziehung auf den Aufsatz zu lenken, dessen ich in der Lebensskizze über Reinhard gedacht habe. Reinhard, bemerkte ich dort (S. 208), brachte nach dem Abgange aus dem theologischen Stifte in Tübingen zwei und ein halbes Jahr als Vicar seines Vaters, Dechanten in Balingen, zu. Seinem Triebe auszuwandern widersetzten sich die Ältern lange; da geschah es, daß Reinhard als der Verfasser einer im Jahre 1785 (nicht 1786) erschienenen scharfen kritischen Beleuchtung des theologischen Stifts in Tübingen und des ganzen daselbst befolgten Studiensystems entdeckt wurde. Dieser Aufsatz machte großes Aufsehen und jetzt wurde Reinhard von seinem Vorhaben nicht länger zurückgehalten, da ihm die geistliche Laufbahn, wozu er ohnehin keinen lebendigen Beruf in sich verspürte, im Würtembergischen auf lange, wo nicht auf immer verschlossen schien.

Reinhard's anonymer Aufsatz am bezeichneten Orte führt die Überschrift: „Einige Berichtigungen und Zusätze, den Aufsatz im «Grauen Ungeheuer», Nr. 9: Über das theologische Stift in Tübingen betreffend." (S. 245—280.) Daß wir daran Reinhard's für ihn und sein ganzes Leben so verhängnißvoll gewesenen Aufsatz haben, dies anzunehmen berechtigt uns nicht blos das Zusammentreffen der Zeitumstände (weil Reinhard wirklich noch vor Verlauf eines Jahres, als diese Abhandlung erschienen, sein Vaterland verließ), sondern noch viel mehr die unverkennbare Verwandtschaft in Schreibart und Ideen, wie wir sie in andern Schriften des Verf. aus jener Zeit antreffen; endlich der Umstand, daß bei zwei andern in demselben Bande befindlichen Beiträgen, von denen nachher die Rede sein wird, Reinhard sich unterzeichnet hat. Wie der Aufsatz vorliegt, hat er außer dem an Reinhard's Person und Schicksale sich knüpfenden Interesse auch heute noch ein viel allgemeineres. Das theologische Stift in Tübingen und die Karls-Akademie, erst auf Solitude, dann in Stuttgart — diese beiden berühmten, in gewisser Beziehung wol auch berüchtigten Bildungsanstalten Würtembergs, werden für Geschichte deutscher Poesie, Literatur, Philosophie und Geschichte noch heute vielfach genannt. Wie Reinhard, so sind auch Schelling und Hegel „Stiftler" gewesen; auch Schiller wäre es ohne einen Zufall, der nicht von ihm abhing, geworden, wie der Verfas-

er von „Schiller's Heimatjahren", Hermann Kurtz (selbst ein „Stiftler"), bemerkt hat; es reicht wol hin, diesen mit aller Wärme eigenster Theilnahme und Erlebnisse geschriebenen historischen Roman zu nennen, um bei den Lesern ein frisches Interesse an der Geschichte des tübinger Stifts vorauszusetzen. Die seit Reinhard's Kritik, also seit 60 Jahren, mit der Verfassung des Stifts vorgenommenen Veränderungen, die Einflüsse der äußern Welt haben die Grundzüge in dem Gepräge jenes merkwürdigen Instituts nicht verwischen können.*) Jedenfalls bleibt Reinhard's Aufsatz eine nicht zu übersehende Quelle für den Geschichtschreiber des Stifts. Reinhard geht bis auf die vier niedern Seminare oder Vorbereitungsschulen in Würtemberg zurück, die ebenfalls nicht im rosigen Lichte erscheinen. Veranlassung zu der Enthüllung der im Stifte damals verjährten Mängel und Misbräuche gab ihm ein kurz vorher in W. L. Weckhrlin's „Grauem Ungeheuer" (Bd. 3, 1784) erschienener Artikel: „Über das Reich der Magister Schreiber." Es würde uns zu weit führen, auf das Für und Wider bei diesem Thema einzugehen. Das Einzelne hat auch größtentheils ein locales Interesse. Der Vortrag ist durchgehend kräftig, oft ironisch, die Gesinnung athmet den Drang nach Befreiung verjährter geistiger Bande und zugleich den edelsten Patriotismus. Reinhard geht den ganzen eigenthümlichen Bildungsgang eines würtembergischen Magisters durch, vom sechsten Lebensjahre an, wo der künftige Mann der Kirche „verdammt ist, von einem lateinischen Präceptor (einem der sogenannten Famula) durch die doppelte Portion von Schimpfnamen, Maulschellen, Steckstreichen und Ruthenhieben sich das Latein nebst einem Bischen Hebräisch, Griechisch und dem hebräischen Alphabet, und arabische Definitionen aus der Logik und Rhetorik nicht zu vergessen, einprägen zu lassen..." bis zu seiner Promotion. Und welche Schilderung macht er von diesen „Doctoren der Philosophie"? Diese seien, sagt er (S. 271), wenigstens zur Hälfte gestempelte Ignoranten, in deren Gehirnkasten niemals auch nicht der Schatten vom Licht eines bestimmten Begriffs gefallen ist. Daß die Natur gütiger ist als die Verfassung, daß trotz der unzählbaren Schwierigkeiten von Schlendrian, Pedanterei und Despotismus dennoch einige gute Köpfe sich zuweilen durcharbeiten, wollen wir der Vorsehung danken. Aber dann sind es eben nicht gerade diese, welche bei uns immer ihr Glück machen, doch dies ist hier wol so wie überall." Hier sprach Reinhard ahnungsvoll seine eigene Bestimmung aus.

Zum Schlusse faßt der Verf. die mitgetheilten Züge in die Klage zusammen: daß eine Anstalt, „die alle Anlage habe, die einzige in ihrer Art und die vortrefflichste zu werden", doch auch alle andern im protestantischen Deutschland durch ihre „ganz mönchisch-despotische äußere und innere Verfassung übertreffe". „Ich bin nicht der Meinung des großen Bilfinger", fügt Reinhard dennoch hinzu, „daß man diese ganze Verfassung aufheben und zertrennen solle. Der Plan, einen gewissen esprit de corps zu gründen, ist zu schön und zu tief angelegt, und seine recht geleiteten Folgen sind zu wohlthätig als daß man ihn ohne irgend einen Versuch einer radicalen Verbesserung so ganz aufgeben und nicht trachten sollte, sie dem Geiste der Zeit gemäß umzubilden."

Wie ganz anders stellte sich in unserer Zeit das tübinger Stift als in Reinhard's Jugend! Zwar haben sich die Änderungen der Verfassung fast nur auf Äußerlichkeiten beschränkt, so z. B. ist die früher gesetzliche schwarze Tracht seit 12 Jahren abgeschafft und nur im Allgemeinen anständige Kleidung vorgeschrieben, wie Prof. Oehler bemerkt. Dagegen hat gerade das Überwiegen der Philosophie in den ersten Jahren der Seminaristenbildung, wie sie auf der alten Verfassung beruht, einen wahren Umschwung des Geistes in jener Anstalt hervorgerufen. Eben durch das Vorherrschen der philosophischen Richtung hat das tübinger Stift Ausgezeichnetes geleistet. „In dieser philosophischen Richtung ist es auch begründet, daß weder der vulgaire noch der ästhetische Rationalismus in Tübingen viel Terrain gewinnen konnte, daß aber freilich auch dort der Unglaube mit Waffen von ganz anderer Spitze und Schärfe kämpft als die sind, welche jene aus ihren Rüstkammern hervorzuholen pflegen: was Jeder weiß, der die neuere tübingische theologische Literatur von dem innerhalb der Mauern des Stifts geschriebenen Strauß'schen Buche an kennt"... Auch dies hat noch jetzt wie in Reinhard's Jugend Geltung, daß „Diejenigen, welche in dem Seminar gebildet worden sind, bei ihrem Eintritt in diese Anstalt einen Revers ausstellen müssen, durch welchen sie sich verpflichten, ohne Erlaubniß der Oberbehörde aus dem geistlichen Stande nicht auszutreten und nicht ohne königliche Bewilligung in ausländische Dienste zu gehen, und im Falle der schuldhaften Nichterfüllung dieser Verbindlichkeiten die auf sie verwandten Bildungskosten dem Staate zu ersetzen, — ein Gesetz, fügt Oehler hinzu, das übrigens sehr mild gehandhabt wird". So hat denn auch Reinhard erst dann in Frankreich Dienste während der Revolution angenommen, als er die nachgesuchte Erlaubniß dazu vom Herzog von Würtemberg erhalten hatte.

Auffallend ist es, wie Reinhard als der Verfasser des Aufsatzes im „Schwäbischen Museum" hat entdeckt werden können, da er, wie aus einem dem Aufsatze angehängten Schreiben Armbruster's „An den ungenannten Einsender dieses Aufsatzes" hervorgeht, sogar ihm selbst sich nicht genannt und um das Verbrennen der Originalhandschrift gebeten hatte; daß dies geschehen, wird ihm hier zugesichert. Die Anonymität hatte dem Herausgeber, gesteht dieser, anfangs Bedenken erregt: ob er ihn auch aufnehmen sollte? „Nur Das hat mich bestimmt, ihn aufzunehmen", bemerkt er, „daß er nach allen Anzeigen das Gepräge der Wahrheit und den Beifall eines Mannes hat, der die Anstalt, über die Sie schreiben, durchaus kennt u. s. w."

So viel von diesem Aufsatze Reinhard's in Prosa. Außer diesem enthält derselbe Band des „Schwäbischen Museum", wie schon bemerkt, zwei Beiträge von Reinhard in Versen. Erstlich ein aus 87 achtzeiligen kurzen trochäischen und gereimten Strophen bestehendes Gedicht: „Zobeide, ein Feenmärchen." (S. 119—148.) Stoff und Behandlung erinnern an den Orient und die „Tausendundeine Nacht", die Anregung scheint von Wieland's Schriften ausgegangen zu sein. Doch dann hätte Reinhard sein Vorbild beiweitem nicht erreicht; die Sprache ist hart, die Erfindung erhebt sich nicht über das Gewöhnliche. Beiweitem gelungener sind die unmittelbar darauf folgenden Übersetzungen aus den „Deliciae CC. Italorum poetarum, collectore Ranutio Ghero (Jano Grutero)", 1608. „Man kann freilich", sagt Reinhard in dem Vorworte dazu, „lange im Spreu wühlen, bis man ein Körnchen findet. Indeß sehe ich nicht ein, warum wir das Körnchen liegen lassen sollten, da wir die Spreu so erst sorgfältig sammeln, wann sie 1000 Jahre älter ist. Übrigens betrachte ich diese Deliciae CC. poetarum zu meiner nicht geringen Erbauung wie eine Todtengruft und erinnere mich der eigenen Sterblichkeit." Es sind im Ganzen nur acht Gedichte elegischer Gattung, welche neben der Übersetzung der Elegien des Properz, von dem entschiedenen Talente Reinhard's für diese Nachbildung Zeugniß ablegen. Der Herausgeber des „Schwäbischen Museum" begleitet diese Übersetzungen mit einer bittern Bemerkung gegen die Kritiker, welche Reinhard's Elegien bis dahin unbeachtet gelassen hatten. „Wie viele Almanachsdichter wiegt der einzige Reinhard auf? Und Vaterland Schwaben! Er ist dein Sohn! Kenne Ihn!"...

Ob nicht vielleicht auch der zweite Band des „Schwäbischen Museum" Beiträge aus Reinhard's Feder enthält, kann ich nicht sagen, da ich seiner nicht habhaft wurde. Dieser erste Band hat jedenfalls für den Literator unter Anderm auch

*) Eine gedrängte aber zuverlässige Schilderung des tübinger Stifts gab kürzlich Professor Oehler zu Breslau, selbst Zögling und ehemaliger Repetent im Stifte, in dem „Evangelischen Kirchen- und Schulblatt" (Breslau 1848), Nr. 1—2: „Die theologischen Seminare und die Verhältnisse der Candidaten der Theologie in Würtemberg."

das Interesse, daß er mit den „Scenen aus Iphigenia in Tauris, einem ungedruckten Trauerspiel von Goethe", eröffnet wurde. Es sind Scenen aus der ersten prosaischen Bearbeitung, welche erst in neuester Zeit von Adolf Stahr (1839) vollständig herausgegeben wurde. Diesem waren die Scenen im „Schwäbischen Museum" damals noch unbekannt geblieben. Bemerkenswerth ist, daß hier die rhythmische Prosa dieser ältern Bearbeitung, ich weiß nicht ob von dem Abschreiber oder von Goethe selbst, in Verse abgesetzt ist. Den übrigen Inhalt des Buchs übergehe ich, um von dem eigentlichen Gegenstande nicht zu weit abzuschweifen. **G. E. Guhrauer.**

Bibliographie.

Boz (Dickens), Das Heimchen. Ein Märchen. Neu aus dem Englischen von C. Kolb. Stuttgart, Krabbe. 16. 5 Ngr.

Der Chozef und der Row. Jüdische Parodie des Gedichtes „Der Kaiser und der Abt" von G. A. Bürger. Travestirt für unsere Leute von Reb Schamsche Zereles. Leipzig, Literarisches Museum. 8. 2 Ngr.

Jost, J. M., Geschichte der Israeliten seit der Zeit der Maccabäer bis auf unsere Tage. 10ter Band. 1ste Abtheilung. — A. u. d. T.: Neuere Geschichte der Israeliten von 1815 bis 1845, mit Nachträgen und Berichtigungen zur ältern Geschichte. 1ste Abtheilung: Deutsche Staaten. Berlin, Schlesinger. Gr. 8. 1 Thlr. 25 Ngr.

Keil, J. G., Die Glaubenslehren und Sacramente der protestantischen Kirche vor dem Richterstuhle der Vernunft. Leipzig, Melzer. Gr. 8. 6 Ngr.

Maimonides, Moses, Jad hachasakah oder Mischna Thorah in 14 Büchern, das gesammte jüdisch-theologische, — philosophische, ethische und rituelle — Gesetzesgebiet umfassend, in rein deutscher Uebersetzung. Zum erstenmal herausgegeben von E. Soloweiczyk. 1stes Buch: Maddah, oder von der Erkenntniß. Königsberg. 8. 15 Ngr.

Schiff, H., Das Margarethenfest und des Teufels Schwabenstreich. Katholische Novellen. Leipzig, Literarisches Museum. 16. 20 Ngr.

Schiller's Testament. Perlen für das deutsche Volk. Sentenzen aus seinen Werken in alphabetischer Reihenfolge. Leipzig, Melzer. Gr. 16. 15 Ngr.

Schneidawind, F. J. A., Geschichte der Belagerungen Wiens durch die Türken. Hamburg, Berendsohn. 16. 10 Ngr.

Sonntags-Bibliothek. Lebensbeschreibungen christlich-frommer Männer zur Erweckung und Erbauung der Gemeine. Eingeleitet von A. Tholuck. 1ster Band. 6tes Heft: Das Leben Johann Wessel's von B. Bähring. Bielefeld, Velhagen und Klasing. 8. 3¾ Ngr.

Wolff, O. L. B., Die deutschen Dichter, von Gottsched bis zu Goethe's Tode. Geschichte, Schilderung und Kritik ihrer Werke und ihrer Zeit, begleitet von Auszügen aus ihren vorzüglichsten Schriften. 1stes Heft. Weimar, Voigt. Gr. 8. 10 Ngr.

Worsaae, J. J. A., Die nationale Alterthumskunde in Deutschland. Reisebemerkungen. Aus dem Dänischen. Kopenhagen. 8. 8 Ngr.

Tagesliteratur.

Die Oberschlesische Aristokratie, der Clerus, die Beamten, Bürger, Bauern, der Mäßigkeitsverein und Herr Wit genannt v. Dörring. Leipzig, Drobisch. 1845. Kl. 8. 5 Ngr.

Die protestantische Conferenz und die vier freien Städte. Von einem Hanseaten. Bremen, Kaiser. Gr. 8. 5 Ngr.

Detroit, L., Der Kampf und das Bekenntniß derer, welche im neuen Wesen des Geistes dienen, und nicht im alten Wesen des Buchstabens. Predigt. Königsberg, Tag u. Koch. Gr. 8. 3 Ngr.

Diefenbach, L., Öffentliche Erklärung der Freunde protestantischer Kirchenerneuerung zu Offenbach a. M., nebst einigen derselben vorausgegangenen Vorträgen. Offenbach, Heinemann. Gr. 8. 4 Ngr.

— — Kirchengeschichtliche Übersichten zu Anfange des J. 1846. I. Zur Geschichte und Charakteristik der gegenwärtigen religiösen Bewegungen, zunächst in der katholischen Kirche. II. Uebersicht der katholischen Gemeinden deutschen Bekenntnisses bis zum Anfange des J. 1846. Offenbach, Heinemann. Gr. 8. 4 Ngr.

Geissel, J. v., Erzbischof von Köln, Oberhirtlicher Gruß an die hochwürdige Geistlichkeit und an die Gläubigen der Kölner Erzdiözese, am Tage der feierlichen Inthronisation am 11. Jan. 1846. Köln, Bachem. Gr. 8. 2 Ngr.

In Sachen der „Deutsch-Katholiken". Urtheil letzter Instanz vom großen G. Mit Erläuterungen vom kleinen David. Ein ungestalteter Weihnachtsschwank. Magdeburg, Heinrichshofen. Gr. 8. 6 Ngr.

Kirmsse, K. E., Ein offener Brief an Hrn. Dr. Karl Bock, Professor der pathologischen Anatomie zu Leipzig, sein Votum in Angelegenheiten der Medicinalreform in Sachsen betreffend. Altenburg, Helbig. 8. 4 Ngr.

Ledderhose, K. F., Lutherbüchlein, d. i. wahre Geschichte des Lebens und Todes Dr. Mart. Luther's. Heidelberg, Winter. Kl. 8. 1½ Ngr.

Ludewig, H., Die Organe der erscheinenden Literatur und der Buchhandel in den Vereinigten Staaten von Nordamerika, nebst Beantwortung der Frage: Was hat eine gute deutsche Buchhandlung in jenen Staaten zu hoffen? Leipzig, T. O. Weigel. Gr. 8. 3 Ngr.

Luther's Tod. Eine Denkschrift zu des großen Reformators 300jährigem Todestage. Danzig, Homann. Gr. 8. 3 Ngr.

Das entlarvte Märterthum der sogenannten Aebtissin Mieczislawska und ihrer vorgeblichen Leidensgenossen. München, Franz. Gr. 8. 2 Ngr.

Nessler, F., Dem Gedächtnisse des Reformators Dr. Mart. Luther, an seinem Todestage nach 3 Jahrhunderten am 18. Febr. 1846. (Gedicht.) Lausanne. 4. 5 Ngr.

Oettingen-Wallerstein, Fürst L. v., Rede gelegentlich der Berathungen über die Anträge des Hrn. Fürsten von Wrede in Betreff der Quarten und Klöster. Nebst Beilagen. München. 8. 10 Ngr.

— — Erste Aeußerung über die Frage der Adressen. München. 8. 1 Ngr.

— — Drei Anträge in der Kammer der Reichsräthe 1846, betreffend die Revision der Distrikts- und Local-Umlagen-Gesetze, die Verhältnisse der Staatsdiener und den Nothstand der minderbemittelten Klassen, insbesondere die Theuerung der ersten Lebensbedürfnisse. München. 8. 2 Ngr.

Perlen, im Strom der Zeit mit Fleiß gefischt, zu Nutz und Frommen aufgetischt. 1stes Heft. Berlin, Walter. 8. 5 Ngr.

Pestalozzi-Fest. Gefeiert am 12. Jan. 1846 von dem Lehrervereine im untern Herzogthum Anhalt-Bernburg. Bernburg, Gröning. 8. 3¾ Ngr.

Schneider, B., Offenes Sendschreiben an Hrn. Dr. Eduin Bauer zu Dresden, sein „Urchristenthum" betreffend. Dippoldiswalde. Gr. 8. 5 Ngr.

Voigt, J., Sendschreiben an Augustin Theiner in Betreff des von ihm behaupteten Übertritts des Herzogs Albrechts von Preußen zur katholischen Kirche. Königsberg, Tag und Koch. Gr. 8. 8 Ngr.

Wie Dr. M. Luther den rechten Grund des Glaubens gefunden, und im Frieden dieses Glaubens selig entschlafen ist. Heidelberg, Winter. Kl. 8. 1½ Ngr.

Ein evangelisches Wort an die neuesten Gegner von Johannes Ronge, oder Prüfung der Predigt von J. Carl und des Zeitbildes von G. Reich. Von einem protestantischen Geistlichen. Hanau, Edler. 8. 4 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: **Heinrich Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 190. —— 9. Juli 1846.

Die preußische Verfassungsfrage und das nordische Princip. Von einem Östreicher.

Vierter und letzter Artikel.*)

So ist denn abermals ein polnischer Aufstand ausgebrochen, und abermals wiederholt sich das schmerzliche Schauspiel vor unsern Augen, wie ein Volk für die gerechteste Sache die es je gegeben hat mit bewunderungswürdigem Heldenmuthe sein Blut in dem Kampfe gegen überlegene Gewalt verspritzt und wahrscheinlich abermals vergeblich verspritzt. Vergeblich? Das eben ist die Frage, die wir hier erörtern wollen, und die es wol verdient, daß Jedermann, vom Könige herab bis zum Bettler, sie scharf ins Auge fasse. Denn es ist eine Gewissensfrage für die ganze Menschheit, eine Gewissensfrage insbesondere für die europäische cultivirte Menschheit, und vor allem Andern eine Gewissensfrage für uns Deutsche, die wir nicht blos die nächsten Zuschauer dieses sich ewig wiederholenden Trauerspiels gewesen sind und noch sind, sondern die wir auch — leider und zu unserer ewigen Schande — eine nur zu thätige Rolle in dem Drama dieses Völkermordes gespielt haben. Wenn je die Presse die Pflicht gehabt hat, offen und rücksichtslos einen Gegenstand zu besprechen, so ist es der polnische Aufstand, der in diesem Augenblicke, wo ich schreibe, das künftige Schicksal Deutschlands und Europas entscheidet. Dieser Aufstand, er ist die letzte Mahnung, die an das Ohr der Fürsten und der Völker schlägt; hört man sie abermals nicht, so wird die Geschichte der kommenden Jahre dieses Jahrhunderts einen Charakter annehmen, sich ausbilden zu einem Chaos, so gräßlich und bluttriefend, wie keine frühere Periode etwas Ähnliches uns aufzeigt; und der Spruch des Alten Testament, die Sünden der Väter sollen gerächt werden bis ins dritte und vierte Glied, wird in furchtbare Erfüllung übergehen. Darum: wer Ohren hat zu hören, der höre!

Wann diese Zeilen, die ich eben schreibe, dem Publicum gedruckt vor Augen liegen, dann ist der Kampf vielleicht schon wieder auf die gewöhnliche Weise entschieden: die Blüte der polnischen Jugend modert vielleicht schon wieder auf den Feldern, die ihren freien Vätern gehörten; zahlreiche Untersuchungscommissionen überziehen vielleicht schon wieder das Land und üben im Namen der Gerechtigkeit — o der Entweihung dieses heiligen Namens! — ihre officiöse Thätigkeit an den Tausenden, die im Kerker schmachten; die Knute tanzt vielleicht bereits wieder auf dem Rücken heiliger Märtyrer, die für Religion und Vaterland den ungleichen Kampf zu bestehen für Pflicht hielten; Weiber und Kinder ziehen vielleicht schon wieder in langen Reihen den Eisfeldern Sibiriens zu, und der Schmerzensseufzer: „Finis Poloniae!" ringt sich vielleicht abermals aus der Brust heraus. Vielleicht aber besteht der Kampf noch fort in voller Kraft, vielleicht sind die Würfel noch nicht gefallen und in athemloser Angst harrt die fühlende Menschheit seiner Entscheidung. Vielleicht macht der unerreichte Heldenmuth der Polen das Unmögliche möglich und zeigt der Welt aufs neue, wie innerste Begeisterung alle Berechnungen nach Zahlen zu Schanden macht, wie eine heilige gerechte Sache die mit Kanonen überladene Wagschale der äußern Gewalt federleicht in die Luft schnellt. Vielleicht hat sich schon herausgestellt, daß dieser Brand mit der ultima ratio der Könige nicht mehr zu löschen ist; vielleicht sind Zwischenfälle eingetreten, welche das ganze künstliche Gebäude der Diplomatie über den Haufen geworfen haben. Vielleicht — doch dem sei nun wie ihm wolle, mag Polen abermals in diesen wenigen Wochen unterlegen haben, oder mag der weiße Adler noch frei und kampfesfröhlich seine Schwingen in der Luft ausbreiten: für die Zukunft ist die Frage bereits entschieden. Siegen oder besiegt, immer steht so viel fest: Polen ist noch nicht verloren. Dieser Proceß, den die Polen um ihr Recht und die Freiheit seit fast einem Jahrhundert mit drei großen Reichen führen, und den man schon für verloren hielt, er ist noch nicht zu Ende. Eine neue Protestation haben die Polen bei dem Regierer der Welten eingereicht, eine Protestation, so eindringlich geschrieben und mit ihrem Herzblute besiegelt, daß Jeder sich überzeugen muß, wie die Kräfte zur Fortsetzung dieses großen Rechtsstreits noch keineswegs erschöpft sind, sondern wie vielmehr alle Aussicht vorhanden ist, daß sie bis zur letzten Instanz ausdauern werden, wo dann frei-

*) Vergl. den ersten, zweiten und dritten Artikel in Nr. 99—102, 125—128 und 160—163 d. Bl. Daß dieser vierte Artikel schon vor einigen Monaten abgefaßt wurde, geht aus Ton und Haltung desselben hervor. D. Red.

lich über das Resultat des letzten Urtheils kein Zweifel obwalten kann. Doch greifen wir unserer Betrachtung nicht vor.

Es gibt Gegenstände, über die man weder ruhig denken noch ruhig schreiben kann, Gegenstände, bei deren bloßer Erwähnung schon das Blut aufwallt, die Pulse jagen und das Herz an die Lippen pocht, daß Einem der Athem vergeht. Das Schicksal Polens ist ein solcher Gegenstand, bei dem sich das Herz jedes guten Menschen im tiefsten Busen umwendet, bei dem die Röthe der Scham und des Zornes Jedem auf die Wange treten muß, der nur noch einen Funken von Menschlichkeit und Rechtsgefühl im Innern beherbergt. Ich wenigstens kenne keine schmachvollere und unglückseligere Erinnerung, keine die mein ganzes Wesen dergestalt in Aufruhr versetzte als die polnische. Und das will etwas sagen, denn die Reihe solcher Gegenstände ist lang genug.

Kaum sind einige Tage verflossen, seitdem ich obige Zeilen geschrieben, und der polnische Aufstand scheint bereits vorläufig wieder unterdrückt zu sein. In Posen kam er gar nicht zum Ausbruche; was in Rußland geschehen, davon erfahren wir nichts; die Erfolge in Galizien waren zu unbedeutend und zu wenig zusammenhängend, als daß sich die Bewegung hätte consolidiren können; und Krakau, der vorläufige Mittelpunkt der Erhebung, ist von den Truppen der drei Mächte besetzt. Die Flamme ist gelöscht, und nur hier und da züngelt noch ein Überrest aus der Asche hervor. Die Rebellen sind besiegt und sehen ihrer Strafe entgegen; die Regierungsblätter lassen ihr Triumphgeschrei und ihre moralische Verdammungsurtheile vernehmen. Wollte man ihnen glauben, so wäre die Sache vollständig beendigt. Vielleicht glauben sie es selbst, oder überreden sich wenigstens es zu glauben. O, täuschet euch nicht! Und wenn in diesem Augenblicke auch nicht ein einziger Mann in Polen mehr ist, der gegen euch die Waffen führt, so hat die polnische Angelegenheit doch damit noch nicht ihre Endschaft erreicht. Im Gegentheile, nie war sie weiter davon entfernt als eben jetzt, wo sie wieder vollständig besiegt zu sein scheint. Die eigentlichen schlimmsten Verwickelungen fangen jetzt erst an; denn nicht in den Waffen allein besteht die Stärke der polnischen Sache: sie hat andere, mächtigere Verbündete, die mit jedem Tage ihre Gewalt kräftiger entwickeln, Verbündete, die Gott Lob im 19. Jahrhundert unwiderstehlich sind. Diese Bundesgenossen der polnischen Sache, wie heißen sie? Sie heißen Gerechtigkeit, sie heißen Christenthum, sie heißen ferner Nationalität, Sympathie aller gebildeten Völker und aller bessern Menschen. Diese Bundesgenossen, sie sind in Krakau nicht arretirt; die Verschwörung derselben, so offen sie am Tage liegt, ist für die gerichtliche Verfolgung unzugänglich; und es verlohnt sich schon der Mühe, zu untersuchen: ob die vereinigten Großmächte mit allen ihren Heeren und Kanonen jenen moralischen Großmächten auf die Länge Widerstand leisten können? Es ist die Pflicht jedes fühlenden Menschen, seine Stimme in dieser Angelegenheit zu erheben, um wenigstens einen kleinen Theil der ungeheuern Sündenschuld, die rücksichtlich Polens auch auf ihm ruht, von sich abzuwälzen. Es ist namentlich die Pflicht jedes Deutschen; denn welcher Deutsche, der überhaupt noch einen Rest von Gewissen aus dem Schiffbruche politischer Verderbniß gerettet hat, gestände sich nicht mit Schamröthe auf der Wange: daß sein Volk der Helfershelfer jenes Verbrechens gewesen, durch welches Polen gefallen ist, und daß er als Theil dieses Volkes auch seinen Antheil an der Schuld zu tragen habe. Darum greife auch ich zur Feder und reiße die alte Herzenswunde vom Falle Warschaus her, die nicht geheilt, sondern nur oberflächlich vernarbt war, mit freudigem Schmerze wieder auf. Wie wenig sie geheilt war, wie sehr sie im Innern noch forteiterte und zerstörend fortfraß, Das ist mir und mit mir gewiß allen deutschen Vaterlandsgenossen bei der ersten Kunde von dem neuen Aufstande Polens so recht im innersten Bewußtsein aufgegangen. Es sind 15 Jahre her seit dem letzten Polenkampfe; 15 Jahre sind verflossen seit Warschau gefallen; 15 Jahre seit jene Scharen von Polen durch Deutschland zogen, seit wir beschämt und trauernd uns ihnen naheten und kaum wußten, ob wir nicht zu schlecht seien, um ihnen die Hand drücken zu dürfen. Funfzehn Jahre sind es, seit wir weinend in ihren Armen lagen, und sie, die Flüchtigen, Heimatlosen, Verbannten es waren welche uns trösten mußten. Denn wir bedurften mehr als sie des Trostes. Sie waren unglücklich: sie hatten Alles verloren, was das Leben schön und werthvoll macht; aber eins, ohne welches der Mensch überhaupt nicht leben sollte, hatten sie wenigstens gerettet: die Ehre, die Achtung vor sich selbst. Wir aber, wir Reichen, die wir alles Das besaßen, dem jene Armen wahrscheinlich für immer soeben Lebewohl gesagt hatten — Ältern, Gatten und Kinder, Besitzthum, Heimat und Vaterland: wie elend fühlten wir uns ihnen gegenüber, wie ungerecht, feige und erbärmlich! Uns armen Sündern gegenüber waren sie die Glücklichen, denn uns fehlte das Eine, ohne welches alle Güter dieser Erde keinen Werth haben: das gute Gewissen, das Bewußtsein persönlichen Werthes und erfüllter Pflicht. Wir, die wir seit 50 Jahren fortwährend den schreiendsten Ungerechtigkeiten ruhig zugesehen, die wir sogar dabei geholfen, die wir noch zuletzt Henkersdienste bei dem unglücklichen Opfer geleistet und ihm die Hände geknebelt, auf daß es sich gegen den Feind nicht wehren konnte: wir standen mit zur Erde gedrücktem Blick und fühlten das unselige Elend der eigenen Verächtlichkeit. Dieses Bewußtsein der Verächtlichkeit der eigenen Person und des eigenen Volkes hat mich seit der Zeit nie wieder verlassen. Und es ist vielen Andern ebenso gegangen, ich hoffe es, ich weiß es. Gleichwie der Feigling, der vor seinen Augen einen Unschuldigen mishandeln, verfolgen und ermorden sieht, ohne den Muth zu haben zur Hülfe zu eilen; gleichwie der Unglückliche, der vor seinem Blicke den Freund ertrinken sieht, ohne zu wagen ihm die Hand zu reichen: wie er

nie wieder zu einem frohen Bewußtsein kommen kann, indem ihm seine feigen Unterlassungssünden ruhelos verfolgen und in crassen Bildern vor die Seele treten, ihn an seine Jämmerlichkeit mahnen, — so ist es auch uns ergangen.

Seit dem Falle Warschaus war die Freudigkeit, die Hoffnung, die Unschuld aus unsern Seelen für immer verschwunden. Wie lange hat es nicht gedauert, ehe wir nur die Worte: Freiheit, Recht und Vaterland wieder auszusprechen wagten! Wir fühlten, daß wir nicht berechtigt dazu waren. Wer das Recht seines Nebenmenschen mit Füßen tritt, oder es feige verräth, darf Der Anspruch machen auf die Rechte eines freien Mannes, die ja nur auf das Bewußtsein eigener Gerechtigkeit und eigener männlicher Würde gegründet sein können? Wol hat das Leben eine ausgleichende Gewalt: auch die Gewissensbisse, auch die eigene Verachtung weiß es allmälig zum Schweigen zu bringen; allmälig betheiligt man sich wieder bei alle den Fragen, die es mit zwingender Nothwendigkeit uns aufdrängt; und so ist es uns Allen gegangen: aber das rechte Leben war es nicht mehr, die echte wahre Theilnahme, die den ganzen Menschen in Anspruch nahm in Schmerz und Jubel, war unmöglich geworden. Denn unser besserer Theil, unsere Jugend, unsere Unschuld, unser Selbstgefühl, es lag unter den Trümmern von Warschau begraben, begraben für ewige Zeiten. Was uns auch das Leben noch bringen mag, und seien es alle Güter eines in herrlichster Freiheit und Fülle aufblühenden Vaterlandes, wie die ruhigste Phantasie unserer Jugend es sich nur ausschmücken konnte: für uns haben sie keinen Werth mehr, denn wir sind ihrer nicht mehr werth. Unser Dasein ist einmal angefressen und im innersten Lebenskeime zerstört von dem Wurme der Selbstverachtung. Der Fall Warschaus ist der bedeutendste Lebensabschnitt für viele Menschen gewesen: von dem Falle Warschaus an datirt sich die moralische Zerstörung Unzähliger. Das sind in den Augen unserer bureaukratischen Schreiberseelen vielleicht Übertreibungen, überspannte Gefühle, sie sind aber nichtsdestoweniger wahr. Ich habe sie an mir sowol wie an gar vielen Freunden erlebt. Wir haben die erste Heftigkeit dieses Schmerzes überwunden. „Denn was verschmerzte wol nicht der Mensch!"

Die Eisdecke der Gewohnheit hat sich über diese ewig frische Quelle des Grames und der Selbstverachtung gelagert, aber unter derselben sprudelt sie, wenn auch geräuschlos, doch unversiegbar fort. Den gespenstigen Schatten des hingemordeten Polens haben wir absichtlich in den Hintergrund unserer Seele zurückgedrängt, damit er uns nicht mehr störe in der trivialen Gewohnheit des Lebens, im Essen, Trinken und Schlafen, im Conversiren, Kritisiren und Politisiren. Man sucht die Stimme des Gewissens so gerne zu übertäuben und mag die eigene Selbstverachtung nicht gern sich eingestehen. Aber die höhere Lebenskraft ist darum nicht weniger gelähmt, wenn auch das bleierne Gewicht der Schuld nur im tiefsten Innern der Seele ruht.

Seit jenem Unglückstage bin ich nie mit einem alten Freunde und Genossen wieder zusammengekommen, mit dem ich den alten fröhlichen Austausch von Ideen und Empfindungen hätte erneuern können. Kein begeistertes Wort wagte sich mehr über unsere Lippen und wir hatten den Glauben an unsere eigenen Begeisterer verloren. Es war vor einigen Jahren, als einer meiner liebsten Freunde nach zehnjähriger Trennung mit mir Abends wieder zusammensaß. Es war ihm gut gegangen, so was die Welt gut gehen zu nennen pflegt: er war in geachteten, bürgerlichen Verhältnissen, galt für einen eisernen, principiellen Charakter, hatte eine liebe Frau und gesunde, fröhliche Kinder, und Jedermann prophezeite ihm eine bedeutende Zukunft und einen immer weitern Wirkungskreis. Und auch ich hatte vergleichungsweise mit vielen Andern mich nicht zu beschweren. So saßen wir denn zusammen, über Allerlei verständig sprechend, uns unser Glück gegenseitig rühmend, unsere kleinen Lebenserfolge erzählend. Und je lebhafter wir äußerlich wurden, desto öder, verzweiflungsvoller wurde es in unserm Innern; desto mehr fühlten wir Beide, ohne es zu sagen, den Unterschied zwischen Sonst und Jetzt. Je mehr wir prahlten, desto bewußter wurden wir uns unserer eigenen Jämmerlichkeit, bis denn endlich einer die Hand des Andern ergriff, und mit düsterm Schmerze die Worte sprach: Es wäre doch besser gewesen, wenn wir damals, kurz vor dem Falle Warschaus, nach Polen gegangen, wie wir es beabsichtigten, und im Gewühle der Schlacht gefallen wären. Frei und stolz wären wir aus der Welt geschieden, sans peur et sans reproche. Der Glaube an uns selbst, an unser Vaterland, an unsere Mitmenschen wäre unser letzter Athemzug gewesen.

Und alle diese alten verharrschten Wunden sind nun bei der Kunde von dem neuen Aufstande Polens wieder aufgebrochen: alle die alten Schmerzen sind wieder da und nur der alte Jubel fehlt. Die einmal verlorene Unschuld läßt sich nicht wieder gewinnen, aber zur Reue und zur Sühne ist noch immer Zeit; und kann ich nicht selbst hinziehen nach Polen, um meinem Gewissen Genüge zu thun: so will ich wenigstens mit matter gebrochener Zunge — denn wie anders und feuriger hätte ich damals für Polen schreiben können! — ein Zeugniß ablegen für Polen. Kein Hahn soll wieder krähen, der mich auf der alten Verleugnung ertappte. Ja, wer könnte die Stirn heben, noch ferner öffentlich mitzusprechen, noch ferner von Recht und Freiheit zu reden und über Polen, über die erste tiefste Gewissensfrage der Zeit, der gegenüber alle andern als klein und nichtig erscheinen, zu schweigen!

Ich kann nichts Neues über die polnische Angelegenheit sagen, nichts, was die ganze übrige Welt nicht ebenso gut wüßte als ich selbst, und dennoch muß ich für Polen sprechen. Das ist ja eben der Fluch des gegenwärtigen Deutschlands, das ist ja die namenlose moralische Verächtlichkeit, in der wir alle dahinvegetiren: daß eben das Einfachste, Wahrste, Nothwendigste, dessen Jedermann im innersten Busen sich bewußt ist, nicht über die Lippe

zu treten wagt; daß conventionelle Rücksichten und hergebrachte Redensarten an die Stelle des moralischen Bedürfnisses getreten sind; daß wir uns ordentlich von unsern eigenen Zuständen, so offen sie auch auf der Hand liegen, fürchten und sie nicht auszusprechen und zu nennen wagen. Die Sache Polens lebt in jedem Herzen, in der Hütte des Tagelöhners wie im Palaste, und doch wagt Niemand anders als flüsternd, andeutend darüber zu reden, gleich als ob diese hundertjährige Leidensgeschichte ein tiefes verstecktes Geheimniß wäre. Eben weil ich nichts Neues sagen kann, will ich über Polen sprechen. Denn, wenn es mit den Menschen erst so weit gekommen ist, daß sie das Offenkundige, Längstbekannte, Gewisse nicht mehr auszusprechen wagen: was frommt ihnen dann noch das Neue? Wahrlich! wir bedürfen keine neuen, moralischen und politischen Entdeckungen: wir haben vollauf zu thun, um erst mit den alten einfachen Wahrheiten ins Reine zu kommen, um alte Sünden wieder gut zu machen, alte Pflichten zu erfüllen, alte Wahrheiten zu bethätigen. Nichts zeigt so sehr die moralische Kraftlosigkeit unserer Zeit, als diese Sucht, diese kindische triviale Lüsternheit nach neuen oder neu sein sollenden Gedanken, als diese Lust an Systemen und theoretischen Streitigkeiten, womit die sittliche Ohnmacht sich kitzelt und sich vorspiegelt, auf solche Weise die Welt erlösen und ihre Pflicht erfüllen zu können.

(Die Fortsetzung folgt.)

Notizen aus England.

Der Katalog der Büchersammlung des Britischen Museum.

Die Vorstände des Britischen Museum haben auf den Beschluß des Unterhauses, daß mit Veröffentlichung des Bücherkatalogs der Bibliothek dieser wissenschaftlichen Anstalt schleunigst begonnen werden möge, erwidert: daß kein Theil einer solchen alphabetisch geordneten Arbeit eher gedruckt werden könne, bis das ganze Manuscript vom ersten bis zum letzten Artikel zum Druck fertig und jeder in die gehörige Reihenfolge eingeordnet ist. Diese Bedingung sei erfoderlich, wolle man ein völlig richtiges und vollständiges Register haben, indem die unter den letzten Buchstaben des Alphabets eingereihten Bücher die Hinweisung auf Bücher unter den vordern Buchstaben, sowie vice versa, nothwendig machten, was nicht möglich sei, wenn der Druck der letztern bereits stattgefunden. Aus diesen Gründen haben die genannten Vorstände von dem unverweilten Beginn des Drucks abstehen zu müssen geglaubt. Aber die Presse in England ist über die neue Verzögerung des Dringend-Gewünschten nicht wenig ungehalten. Das „Athenaeum" meint: es gehe aus dieser Erklärung deutlich hervor, daß die gegenwärtige Generation nicht nur keinen ganzen Katalog, sondern nicht einmal einen Theil davon erhalten solle, daß man also blos den Druck zu Gunsten einer entfernten Nachkommenschaft beschlossen. Merkwürdig ist, was über die Kosten der Abfassung dieses nimmer erscheinenden Bücherverzeichnisses gesagt wird. „Man nimmt allgemein an", heißt es, „daß die Summe, welche allein für den Buchstaben A aufgewendet worden ist, sich auf 20,000 Pf. St. oder noch höher beläuft, und dies ist lange noch nicht der umfangreichste noch der kostspieligste Buchstabe des Alphabets. Aber selbst diesen Betrag als Durchschnittssumme angenommen, werden wir eine Auslage von mehr als einer halben Million Pf. St. bis zu der Zeit zu machen haben, wo unsere Enkel sich im Besitz dieses Verzeichnisses befinden. Es erfodert nur die Annahme einer zufälligen Erhöhung dieses widersinnigen Aufwandes, um uns die Abgeschmacktheit eines Verzeichnisses vor Augen zu rücken, welches beinahe so viel kostet als die Sachen die es aufführt."

Ein englischer Pedant.

Die Pedanterie ist keine ausschließliche Domaine der deutschen Gelehrsamkeit, obwol sie bei uns in Folge von Umständen, die bis zur letzten Zeit alles frische naturgemäße Weben und Leben niederhielten, besonders angebaut worden ist. Jedes Volk hat mehr oder weniger solche Käuze, denen Staub und Schimmel lieber ist als das Grün am goldnen Baum des Lebens. Man weiß, daß dergleichen Leuten die licentiae poetarum längst ein Gräuel gewesen sind. Gewöhnlich haben die zahlreichen Verstöße gegen Zeitrechnung, Geschichte, Erd- und Himmelskunde, welche sich die Dichter haben zu Schulden kommen lassen, Gegenstand der Anklagen und Angriffe von Seite dieser Leute gebildet. Aber damit scheint die Sache noch nicht gethan zu sein. Denn vor kurzem ist ein englischer Schulfuchs, Herr R. Newell, aufgestanden und hat ein eigenes Werk: „The zoology of the english poets, corrected by the writings of modern naturalists", erscheinen lassen, worin er alle die Stellen der englischen Dichter aufsucht, in denen sich Irrthümer in Beziehung der Thierwelt finden. Schade um die unverdrossene Mühe, die es sich der arme Mann hat kosten lassen; schwerlich wird ihm sein Vaterland oder die Welt großen Dank dafür wissen. 12.

Drei Buchfehler.

Die „Biographie universelle" nennt den Herzog Franz von Bridgewater so reich, daß er jährlich 110,000 Pf. St., also etwa 770,000 Thlr., Einkommensteuer bezahlt habe. Das Wahre daran ist, daß der Herzog diese Summe als Betrag seines jährlichen Einkommens angab, was einen gewaltigen Unterschied macht. — Ebenso nennt der französische Astronom Lalande den berühmten Ferguson „berger du roi d'Angleterre en Ecosse", also des Königs von England Schafhirt in Schottland. Das mag daher rühren, weil Ferguson in seiner Jugend einem Pachter unweit Keith in Banffshire einige Jahre die Schafe hütete. — Smollett sagt in seiner „History of England": „Die alten Briten hatten keinen Getreidebau und wohnten in strohgedeckten Hütten." Kein Getreidebau und Strohdächer: woher das Stroh? Denn mit dem Festlande standen die alten Briten in keiner Verbindung. 16.

Literarische Anzeige.

Die Unterzeichneten haben sich zur Herausgabe folgender Schrift veranlaßt gesehen:

Über die Verhältnisse der Buchhandlung F. A. Brockhaus in Leipzig zu Herrn Hofrath Dr. J. P. Eckermann in Weimar in Beziehung auf das Werk „Gespräche mit Goethe in den letzten Jahren seines Lebens". (Aus den Acten zusammengestellt und als Manuscript gedruckt.)

Sollte es für Jemand von besonderm Interesse sein, diese Schrift zu besitzen, so wird ihm dieselbe, so weit der Vorrath an Exemplaren reicht, gern überlassen werden, wenn er sich im Wege des Buchhandels an die Buchhandlung **F. A. Brockhaus** wendet.

Leipzig, im Juli 1840.

Friedrich Brockhaus.
Heinrich Brockhaus.

Verantwortlicher Herausgeber: **Heinrich Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig.**

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 191. —— 10. Juli 1846.

Die preußische Verfassungsfrage und das nordische Princip. Von einem Östreicher.

Vierter und letzter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 190.)

Über das Verhältniß Rußlands zu Polen will ich nicht reden. Ich schreibe für keine russischen Leser. Auch das Verhältniß Östreichs zu Polen will ich nicht erörtern. Es handelt sich um Preußen bei diesem Aufsatze.

Zuerst eine Vorbemerkung. Ich glaube an Preußen und lasse mir diesen Glauben nicht nehmen. Ich glaube an Preußens höhere Bestimmung: ich glaube an seinen Beruf, in der gegenwärtigen Zeit eine Führerrolle auf der Bahn der Humanität zu übernehmen und einen Fortschritt der Menschheit zu vermitteln. Ich glaube an einen großen, heiligen geschichtlichen Beruf Preußens in der Gegenwart; und welche einzelne Umstände auch fortwährend daran arbeiten und es versuchen, mir diesen Glauben zu nehmen, mich irre an demselben zu machen: so ist er doch so tief mit meinem innersten Leben verwachsen, daß er immer wieder von neuem ausschlägt und Blüten treibt, so oft er auch geknickt und seiner Triebe beraubt wird. Der Glaube an Preußen ist bei mir organisch geworden, er ist ein constitutionnelles Grundelement meines Lebens. Preußen ist entweder Nichts oder es ist das edelste Glied im Organismus der gegenwärtigen Menschheit. Ohne die höchsten sittlichen und idealen Zwecke kann ich mir Preußen nicht denken. Darum ist es auch ganz natürlich, wenn man hohe sittliche Anfoderungen an dasselbe macht, und wenn man das öffentliche Leben desselben einer schärfern, bitterern Kritik unterwirft als es bei manchen andern Staaten und Völkern zu geschehen pflegt. Die preußischen Staatsmänner beklagen sich über diese bittern Urtheile, mit welcher vorzugsweise die preußische Regierung heimgesucht wird. Aber sie sollten nicht verkennen, daß eben darin ein Beweis liegt, wie hoch der Beruf Preußens in der Achtung der Deutschen steht und welchen großartigen Anfoderungen man Preußen für gewachsen hält. Preußen ist das Schmerzenskind unserer Hoffnung, unserer Liebe, unserer Begeisterung. Wir erwarten von Preußen die Erfüllung Dessen, was die Geschichte als wahr und gut und schön herausgestellt hat. Mögen so hohe Anfoderungen Denen, die vorzugsweise bei Leitung der Staatsgeschäfte betheiligt sind, auch häufig lästig und empfindlich werden, mögen sie für ihre Person sich dadurch verletzt fühlen; aber nie sollten sie doch in ihrer persönlichen Gereiztheit vergessen, daß der edelste Patriotismus diesen unzufriedenen Kritteleien häufig zu Grunde liegt und daß man der allertreueste Sohn Preußens sein kann, wenn man sich auch an einzelne Personen und einzelne Maßnahmen der Regierung fortwährend reibt. Ein Angriff auf einzelne Zustände, einzelne Gesetze oder einzelne Beamte Preußens ist noch kein Angriff auf den Staat Preußen selbst, wie man nur zu häufig annimmt; vielmehr möchte oft umgekehrt gerade in solchem Gebahren der Beweis für das höchste Interesse und für die leidenschaftlichste Liebe gegen Preußen liegen.

Wir glauben aber, daß nicht nur die Weltregierung einen so hohen ethischen Beruf für Preußen im Allgemeinen bestimmt hat, sondern wir sind auch fest überzeugt, daß der jetzt regierende König einen solchen Beruf seines Volkes erkannt und acceptirt hat. Sein Bewußtsein einer idealen Aufgabe, die er zu lösen, ist zu unverkennbar, als daß nicht Jeder, der sehen kann und will, sich davon überzeugen müßte. Und darin liegt eben der zweite unwiderstehliche Antrieb, fort und fort mit sittlichen Anfoderungen für die preußische Regierung hervorzutreten. Nicht nur die Überzeugung vom Berufe Preußens tritt dazu, sondern auch insbesondere die Überzeugung von dem Berufe des jetzigen Königs.

Mit diesen hohen sittlichen Anfoderungen der Zeit treten wir also an das Verhältniß Preußens zu seinen polnischen Provinzen und zu Polen überhaupt hinan, und mit dem Maßstabe einer geläuterten christlichen Politik wollen wir sein Verfahren messen und abwägen.

Man werfe uns nicht ein: daß wir übertriebene idealistische Anfoderungen machen; daß wir Preußen eine Politik unterzuschieben suchen, für die es nicht reif sei, die ins Bereich der Unmöglichkeit gehöre. Wenn wir die Ausübung höherer sittlicher und wahrhaft christlicher Grundsätze in Bezug auf Polen von unsern preußischen Staatsmännern fodern, so wollen wir uns doch hüten, ihnen Principien unterzuschieben, welche ihnen fremd sind und welche sie selbst nicht theilen; wir wollen uns blos an ihre eigenen Worte, an ihre eigenen Grundsätze halten,

verlangen weiter nichts als daß ihre Worte auch im Bezug auf Polen eine Wahrheit werden.

Ein hoher Sinn für Gerechtigkeit spricht sich seit der Thronbesteigung Friedrich Wilhelm's IV. in allen Erlassen der preußischen Regierung aus. Die preußische Regierung spricht es öffentlich aus, daß ihr die Gerechtigkeit heilig sei. Wir brauchen Das nicht weiter zu beweisen und mit Documenten zu belegen.

Nun denn: Gerechtigkeit auch für Polen! Wer Gerechtigkeit von Andern verlangt, von seinen Beamten, von seinen Unterhanen, von andern Staaten und Völkern; wer einen heiligern Sinn für Gerechtigkeit wieder einführen will in die Gemüther der Menschen; wer bei jeder Gelegenheit auf die Gerechtigkeit provocirt: Der muß selbst gerecht sein in allen seinen Handlungen und alle seine Verhältnisse der Idee der Gerechtigkeit gemäß einrichten.

Ist das Verhältniß Preußens zu seinen polnischen Provinzen ein gerechtes? Mag man die ewigen Grundsätze der Gerechtigkeit noch so künstlich drehen und deuten: nie wird man dahin gelangen, diese Frage mit einem ehrlichen Ja beantworten zu können.

War die zweimalige Theilung Polens, in deren Folge Polen um seine Existenz, um seine Freiheit und seine Nationalität betrogen wurde, und ohne welche die jetzigen polnischen Provinzen nimmermehr an Preußen gelangt wären, etwa eine gerechte Handlung? Und war die Rolle, die Preußen bei diesem Acte spielte, etwa eine edle und gerechte? Der trete auf, der Dieses zu behaupten wagt! Ich kenne die Scheingründe, die man zur Rechtfertigung dieser schweren Sünde anzuführen pflegt; ich kenne sie zur Genüge, diese Rücksichten der sogenannten Nützlichkeit, der sogenannten Nothwehr, der sogenannten höhern Politik. Aber ich weiß auch, daß jeder einzelne Mensch sowol als jeder Staat feierlich dagegen protestiren würde, wenn man nach solchen Gründen mit ihm selbst verfahren wollte. Ich weiß, daß die allgemeine Anerkennung und Rechtfertigung dieser Gründe das Grab aller Rechtlichkeit und das moralische Verderben der Menschheit sein würde. Nimmermehr wird daher das gerechte Preußen solche Grundsätze im Allgemeinen als seine eigenen proclamiren, nimmermehr wird es sein damaliges Verfahren gegen Polen als Norm seiner jetzigen Politik hinzustellen wagen. Im Gegentheil, es wird diese Grundsätze der List, der Habsucht und der rohen Gewalt im Allgemeinen mit Abscheu von sich weisen; es wird feierlichst dagegen protestiren, wenn man ihm eine ähnliche Handlungsweise in diesem Augenblick, sowol nach innen gegen seine eigenen Unterthanen als nach außen gegen fremde Staaten, zutrauen will. Aber was im Allgemeinen unrecht, ist Das etwa für Polen recht? Gibt es eine besondere, ausnahmsweise Gerechtigkeit für Polen, welche gerade das Gegentheil von Dem lehrt, was sonst gerecht ist?? Ich denke: es gibt nur *eine* Gerechtigkeit! Oder wenn man einmal Polen von dieser einen, allgemeinen Gerechtigkeit ausnimmt, so sehe ich wahrlich nicht ein, warum man nicht bei jeder beliebigen Gelegenheit auch jede andere beliebige Ausnahme machen könnte, auf welche Weise denn zuletzt das Fundament des Zusammenlebens der Menschen, die Gerechtigkeit, völlig illusorisch und zur lügnerischen Phrase würde. Nein! Das geht wahrlich nicht an! Das darf Niemand sich zu sagen erlauben: „Im Allgemeinen will ich gerecht sein, aber in dieser besondern Angelegenheit will ich eine Ausnahme machen und will ungerecht sein." Wenigstens wird Jedermann gegen solche Pharisäer auf seiner Huth sein, und in dessen gerechte Gesinnung überhaupt die allerentschiedensten Zweifel setzen. Und so darf denn auch Preußen, welches ja die Gerechtigkeit im Zusammenleben seiner Unterthanen sowol wie im Zusammenleben mit andern Staaten realisiren will, nie und nimmer sprechen: „Ich bin begeistert für einen gerechtern Geist in der Politik; aber auf mein Verfahren gegen Polen kann und soll dieser Geist keine Anwendung finden."

Nun denn: war jenes Verfahren ein ungerechtes, ist dann das Beharren auf diesem Verfahren, ist die Behauptung jener unglücklichen Zustände, welche durch Verrath und Gewalt herbeigeführt worden sind, nicht immer noch dieselbe fortlaufende Ungerechtigkeit? Es ist wahr: gar viele Staaten, wie sie jetzt bestehen, sind auf eine Weise entstanden, die auf der Wagschale der Gerechtigkeit zu leicht befunden werden möchte; aber die Zeit hat diese moralischen Übelstände bereits ausgeglichen, sie sind verjährt und haben aufgehört in der Gegenwart eine Ungerechtigkeit zu sein. Selbst die ursprünglich Verletzten verlangen keine Wiederherstellung in den Zustand, denn sie sind mit dem gegenwärtigen Staate unwiederbringlich verwachsen. Aber nimmermehr ist Das mit Polen der Fall. Die Nationalität Polens ist noch vorhanden, die Polen verlangen sie zurück und nur die Gewalt setzt sich ihrer Foderung entgegen. Ich verstehe dieses Raisonnement vieler sonst gerechten Männer nicht. Sie geben zu, daß die gewaltsame Unterdrückung Polens eine Ungerechtigkeit gewesen sei; aber sie halten es für gerecht und billig, diese einmal vorhandene Ungerechtigkeit aufrecht zu erhalten. Mit Abscheu sprechen sie von der Theilung Polens. Sie waschen ihre Hände in Unschuld und glauben sich völlig gerechtfertigt, weil sie es nicht selbst gewesen sind, welche die ersten Schritte gethan und die ersten Plane gefaßt haben. Das nenne ich mir eine bequeme Moral! Aber täuscht euch nicht! Glaubt mir: die Sünde der Theilung Polens, sie ist noch nicht beendigt, sie wird täglich und stündlich von neuem begangen und euere eigenen Hände sind es, die fortwährend dabei thätig sind.

Die Polen sind von neuem aufgestanden; sie sind Rebellen, Hochverräther gegen den preußischen Staat nach den bestehenden Gesetzen. Großer Gott! ich danke dir, daß ich nicht Richter bin in dieser Untersuchungssache. Der Buchstabe des Gesetzes ist gegen sie; aber der Geist der Gerechtigkeit, das ewige unveräußerliche Recht ist auf ihrer Seite. O der ungerechten Willkür der Menschen! Hochverrath tauft man Das, was die heiligste Pflicht ist gegen Volk und Staat? Wie soll

unter den eigenen Unterthanen wirkliche wahrhafte Ehrfurcht vor dem Bestehen des Staats erzeugt werden, wie soll wahrhafter Abscheu gegen den Hochverrath die Herzen durchdringen, wenn der Hochverrath von dem Staate selbst auf solche Weise geheiligt wird?

Es genügt nicht nur, daß das äußere Gesetz eine That zum Verbrechen stempelt, auch das moralische Bewußtsein muß demselben entsprechen. Weh dem Staate, dessen Gesetz mit dem moralischen Bewußtsein, mit den Gewissen seiner Unterthanen in schroffem Widerspruche steht! Und so steht es in Bezug auf die Polen. Das Gesetz verdammt sie, aber das Gerechtigkeitsgefühl spricht sie frei. Ja! es ist eine moralische Unmöglichkeit, die Strafe des Hochverraths über sie zu verhängen, die sie doch nach dem Buchstaben des Gesetzes verwirkt haben. Der König ist gezwungen durch sein eigenes Gerechtigkeitsgefühl, die Strafe der Verschwörer und Hochverräther zu mildern, wo nicht ganz zu erlassen. Und wenn morgen ein neuer Aufstand ausbricht, so wird man die sogenannten polnischen Rebellen von neuem begnadigen müssen. Die preußischen Gesetze des Hochverraths haben ihre moralische Geltung für Polen verloren, sie sind unausführbar geworden. Kann der Staat solche bleibende Misverhältnisse, die mit seinem eigentlichen Wesen im schroffsten Widerspruche stehen und Gesetze und Recht völlig auf den Kopf stellen, auf die Länge ertragen? Und wenn man fortwährend genöthigt ist, die Angriffe der polnischen Unterthanen auf den Staat straflos durchschlüpfen zu lassen, wie soll man dann gegen die andern Unterthanen verfahren?

Ehrfurcht vor dem Staate, heilige Scheu vor dem Gesetze, Übereinstimmung der äußern Gerechtigkeit mit der innern Gerechtigkeit: das Alles wird nie und nimmer erzielt werden, so lange das Verhältniß mit Polen nicht vollständig gelöst ist.

(Die Fortsetzung folgt.)

Romanliteratur.

1. Nordische Landreise. Skizzen, Erzählungen und Gedichte von Ryno Quehl. Berlin, Gumprecht. 1846. 8. 1 Thlr.

Als eine Gabe für liebenswürdige Frauen und Jungfrauen, zur Erinnerung an die swinemünder Badereisen 1845, bezeichnet das zweite Titelblatt dieses Werk; außerdem ist es noch einem Freunde gewidmet, und die Badegäste haben darauf subscribirt. Den Inhalt zu charakterisiren ist schwierig; die sogenannten unsterblichen Capitel eines gewissen Theodulf's sind von einigen sterblichen des swinemünder Badegastes unterbrochen. Das Ganze ist in humoristischem Ton gehalten; der weltbewegte Autor bespricht Zeit- und Lebensfragen, und geißelt die Vorurtheile der Menschen und des Jahrhunderts; besonders den höhern Ständen zeigt er sich nicht gewogen, namentlich Fürsten, Grafen und Freiherren. Diejenigen, die er aufführt, taugen nicht viel, und der Freiherr von Schuft, der als ein wirklicher Schuft, als ein entsprungener Unteroffizier, welcher betrogen und gestohlen hat, erkannt wird, nöthigt ihm die Bemerkung ab, wie leicht es sein müsse, unter Cavalieren den Cavalier zu spielen. Über das Interesse an der Zeitbewegung konnte das poetische Element — wenn ja der Autor über ein solches zu gebieten hatte — nicht aufkommen. Die Gedichte selbst, meist Gelegenheitsgedichte, sind unbedeutend; einige skizzenhafte Erzählungen, welche auf der Eisenbahnfahrt mitgetheilt werden, mögen auf dieser Fahrt recht willkommen gewesen sein; dem Ref. schienen sie nicht bedeutend genug für den Druck. Am meisten erfreute er sich an einer Art von Bildergalerie der Badegäste, welche, mit Humor carikirt, zuweilen das zustimmende Lächeln des Lesers erregen muß; auch fühlt derselbe sich bewegen, in seiner Seele ein Bild des Autors zu entwerfen, worin dieser als ein gescheiter unterhaltender Gesellschafter, als ein Doctor der etwas Tüchtiges gelernt hat erscheint —, doch nicht als ein hochbefähigter Autor, wenngleich er gegen Censur, Frömmelei und Mangel an Öffentlichkeit mit großem Eifer zu Felde zieht.

2. Bilder aus den Kriegszeiten Tirols. Geschichtliche und poetische Erzählungen von Alois Flir. Innsbruck, Wagner. 1846. 8. 18 Ngr.

Die Erzählungen sind mit Lebendigkeit und Geschichtstreue mitgetheilt, ein schönes Geschenk sowol für den feurigen Patrioten wie für Alle, die sich für die tiroler Freiheitskämpfe interessiren. Die erste Erzählung bezieht sich auf den Kampf selbst, die zweite auf Stimmungen nach demselben, die dritte auf Zustände vorher. Die dritte Erzählung ist der Novelle am verwandtesten. Der Verf. will durch sein Beispiel aufmuntern zum Sammeln interessanter Einzelheiten und charakteristischer Handlungen, damit in der natureinfachen Darstellung derselben ein Gemälde des vaterländischen Wesens und Lebens zu jener Zeit vollendet gegeben werde; auch verspricht er selbst noch dazu Beiträge zu liefern, welches Versprechen die Lesewelt gewiß mit Dank aufnehmen wird. Die Gedichte haben mehr historischen Werth als poetischen: der Inhalt war mehr die Hauptsache als die Form; doch sind sie ganz geeignet, im Volke und in der Jugend die Erinnerung an große und unglückliche Zeiten zu bewahren.

3. Sympathien. Ein Bild aus dem Seelenleben von Friedrich Dornau. Wien, Stöckholzer von Hirschfeld. 1846. 8. 1 Thlr.

Gräber und Kreuze, trauernde, schwebende Gestalten, unerhörte Gefühle, unergründliche Empfindungen bilden in dem vorliegenden Büchlein ein so undurchdringliches Gewebe, daß man kaum einen Geschichtsfaden daraus hervorziehen kann. Der Held Eduard ist der Mann der Sympathien, der drei Frauen liebt, von dreien geliebt wird, und stirbt weil die eine aus Liebe zu ihm gestorben ist. Die verschiedenen Gestalten gehören nicht dieser Welt an, und die einfachsten Lebensereignisse werden so wunderbar und phantastisch aufgefaßt, daß sie sich unter der Reflexion verlieren und den Gang der Erzählung nicht fördern. Daher kommt es, daß der Leser ermüdet und nur mit Mühe seine Aufmerksamkeit zu fesseln vermag, obgleich recht tiefe poetische Auffassungen, anmuthige Schilderungen und ernste wahre Reflexionen ihn dazu vermögen sollten. Die Moral, welche Ref. aus dem Ganzen zog — er steht indeß nicht dafür, daß der Autor sie mit Willen hineingebettet hat — ist: daß die geistigen Don Juan, deren Phantasie sich immer mit Liebe und Gefühl beschäftigen muß, ebenso unglücklich sind als die wirklichen ausschweifenden Don Juan gewöhnlicher Art.

4. Die Unbekannte. Aus den Papieren einer Fürstin, von einem Unbekannten. Zwei Bände. Meißen, Goedsche. 1846. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Ein Roman sehr gewöhnlicher Art, voller Liebesereignisse und Herzensangelegenheiten verschiedener Paare, welche ineinandergreifen, sich begegnen und sich trennen, sich verlieren und sich wiederfinden. Um der Zeitfrage einigermaßen zu huldigen,

sieht der Leser Jesuitenränke; dieselben sind aber nicht allzu geschickt eingeflochten und gar nicht motivirt. Der vorliegende Roman ist überhaupt kein Kunstwerk: der Verf. hat verschiedene romantische Gedanken, die er durch Lecture zahlreicher Romane in sich aufgespeichert, aneinandergereiht. Er hat eine Art Ährenlese auf dem Felde der Romantik gehalten. Die Charaktere der betheiligten Personen sind nur roh skizzirt und keiner tritt uns als originel entgegen. Möchte der unbekannte Verf. so vieler Geheimnisse dem Publicum nur immer selbst ein Geheimniß bleiben! 46.

Bibliographie.

Andersen, H. C., Bilderbuch ohne Bilder. Übersetzt aus dem Dänischen von G. von Leinburg. Frankfurt a. M., Brönner. 16. 10 Ngr.

Catlin, G., Die Indianer Nord-Amerika's und die während eines 8jährigen Aufenthalts unter denselben erlebten Abenteuer. Nach der 5. englischen Originalausgabe deutsch herausgegeben von H. Berghaus. 1ste Lieferung. Brüssel, Muquardt. Gr. Lex.-8. 10 Ngr.

Dinter's, G. F., sämmtliche Schriften, durchgesehen und geordnet von J. C. W. Wilhelm. 1ste Abtheilung (exegetische Werke). 1ster Band: Schullehrer-Bibel. Altes Testament. Die 5 Bücher Mosis. Neustadt a. d. O., Wagner. 8. 28 Ngr.

Die Frauen der Bibel. In Bildern mit erläuterndem Texte. 1ste Abtheilung. (Frauen des alten Testaments.) 1ste und 2te Lieferung. Leipzig, Brockhaus und Avenarius. 4. 8 Ngr.

Hesse, W., Gewalt der Liebe. Erzählungen nach geschichtlichen Überlieferungen. Zwei Theile. Leipzig, Kollmann. 8. 2 Thlr. 6 Ngr.

Kamptz, v., Abhandlungen aus dem deutschen und preußischen Staatsrecht. 1ster Band: Landstände, allgemeine Stände, preußische Constitution. Berlin, Reimer. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Lanz, K., Correspondenz des Kaisers Karl V. Aus dem Königl. Archive und der Bibliothèque de Bourgogne zu Brüssel mitgetheilt. 3ter Band. (1550—1556.) Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 4 Thlr.

Montholon, Geschichte der Gefangenschaft Napoleon's auf Sanct-Helena. 2ter Band. Leipzig, Brockhaus und Avenarius. 8. 25 Ngr.

Oesterreichs Heerwesen in neuester Zeit. Von einem österreichischen Officiere. Leipzig, Thomas. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Reinbold, A., Lyrische und dramatische Dichtungen. Leipzig, Brockhaus. Gr. 12. 1 Thlr.

Sand, G., Ausgewählte Romane, deutsch von F. W. Bruckbräu. 1ste—3te Lieferung. Augsburg, v. Jenisch u. Stage. Gr. 12. à 4 Ngr.

Schirmer, A., Gedichte. Frankfurt a. M., Keßler. 8. 2 Thlr.

Schücking, L., Eine dunkle That. Roman. Leipzig, Brockhaus. Gr. 12. 2 Thlr.

Siebenrock, J. F., Mein Glauben und mein Hoffen. (Gedichte.) Baden, Zehnder. Gr. 16. 16 Ngr.

Sue, E., Martin der Findling, oder Memoiren eines Kammerdieners. Deutsche Originalausgabe unter Mitwirkung von W. L. Wesché. 1sten Bandes 1ste Hälfte. Leipzig, Kollman. Kl. 8. 7½ Ngr.

— — Martin, das Findelkind, oder Erlebnisse eines Kammerdieners. Ins Deutsche übertragen von T. Hell. 1sten Theiles 1ste Abtheilung. Grimma, Verlagscomptoir. Kl. 8. 2 Ngr.

Sydow, F. v., Der Mann von Welt und seinen Sitten. 2te Auflage. Leipzig, Köhling. 8. 15 Ngr.

Vaulabelle, A. v., Geschichte der beiden Restaurationen bis zum Sturze Karl's X. Aus dem Französischen übersetzt von G. Fink. 1ster Band. Baden, Zehnder. 8. 1 Thlr. 5 Ngr.

Wachsmuth, W., Das Zeitalter der Revolution. Geschichte der Fürsten und Völker Europas seit dem Ausgange der Zeit Friedrich's des Großen. 1ster Band. 1ste Lieferung. Leipzig, Renger. Gr. 8. 10 Ngr.

Zumpt, K. G., Über die persönliche Freiheit des römischen Bürgers und die gesetzlichen Garantien derselben. Eine philologisch-antiquarische Abhandlung. Darmstadt, Lange. Gr. 8. 7½ Ngr.

Tagesliteratur.

Ammon, C. F. v., Predigt vor dem Schlusse des Landtages im Königreich Sachsen am 17. Juni 1846. Dresden, Walther. Gr. 8. 4 Ngr.

Ein Beitrag zur Charakteristik der Deutschthümlerei in Böhmen. Leipzig, Keil und Comp. Kl. 8. 5 Ngr.

Benfey, S., Einiges über die Bedeutung des die gräfliche Familie Bentinck betreffenden Bundesbeschlusses vom 12. Juni 1845. Göttingen, Dieterich. 8. 7½ Ngr.

Betrachtungen über das Andringen auf erhöhten Schutz der Gewerbsamkeit im deutschen Zollvereine gegen fremde Mitbewerbung. Berlin. Gr. 8. 7½ Ngr.

Bürger, E. M., Sendschreiben an die evangelisch-lutherische Kirche zunächst in Wisconsin, Missouri, Preußen und Sachsen. Leipzig, Kößling. Gr. 8. 20 Ngr.

Cieszkowski, A. Graf v., Zur Verbesserung der Lage der Arbeiter auf dem Lande. Ein Vortrag. Berlin, Schröder. Gr. 8. 4 Ngr.

Crelinger, Vertheidigung und Erkenntnisse in Sachen des Buchhändlers Theile zu Königsberg. Ein Beitrag zur Lehre der Beleidigungen und zur Beurtheilung des Verhältnisses eines Verlegers bei beleidigenden censirten Druckschriften. Königsberg, Theile. Gr. 8. 15 Ngr.

Die Differenzen zwischen dem Officiers-Corps des Königl. Sächs. I. leichten Reiter-Regiments Prinz Ernst und einigen Bergakademisten zu Freiberg dargestellt von dem Officiers-Corps. Dresden, Gottschalck. Gr. 8. 12 Ngr.

Falkenberg, F., Stephanus oder die Märtyrer-Krone. Eine Weihnachtsgabe. Barmen, Falkenberg. 1845. Gr. 8. 2½ Ngr.

Friedensworte an die badischen evangelischen Geistlichen gerichtet von einem Landpfarrer. Karlsruhe, Macklot. Gr. 8. 2 Ngr.

Hamann, A., Über die Bedeutung der Pestalozzi'schen Elementarbildung in der Gesammtausbildung des Menschen. Potsdam, Janke. 8. 7½ Ngr.

Julius, G., Die Bankbewegungen in Deutschland. 1stes Heft: Die Entwicklung und Lösung der preußischen Bankfrage. Berlin, L. Fernbach jun. Gr. 8. 12 Ngr.

Klusemann, F. A., Was wir an unserer Kirche haben? Predigt über Joh. 3, 16—21. Magdeburg, Baensch. 8. 3 Ngr.

Köllner, W. H. D. E., Die wahre Bedeutung des Studiums der christlichen Theologie, mit Rücksicht auf die theologischen Verirrungen unserer Zeit. Eine akademische Rede. Göttingen, Dieterich. 1845. Gr. 8. 2½ Ngr.

Die evangelische Landeskirche Preußens. Zur Begrüßung der Reichssynode am Pfingstfest 1846. Berlin, Schroeder. Gr. 8. 4 Ngr.

Redepenning, E. R., Was ist Wahrheit? Gedächtnißpredigt auf den Justizrath Bergmann. Göttingen, Dieterich. 1845. Gr. 8. 2½ Ngr.

Schultz, K. W., Drei Luther-Predigten. Wiesbaden, Friedrich. Gr. 8. 3¾ Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 192. — 11. Juli 1846.

Die preußische Verfassungsfrage und das nordische Princip. Von einem Östreicher.

Vierter und letzter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 191.)

Kommen wir zu einem zweiten ethischen Gesichtspunkte, zu der Vaterlandsliebe. Auch hier brauche ich nicht zu beweisen, wie sehr die preußische Regierung in ihren Reden und Erlassen diese Liebe zu fördern und tief einzupflanzen sucht in die Herzen ihrer Unterhanen. Den Stolz auf seine Geschichte, die Liebe zu seinen großen Männern, die Begeisterung für seine Unabhängigkeit und Freiheit: — das Alles predigt sie bei jeder Gelegenheit und mit Recht. Ja, die Vaterlandsliebe, das Bewußtsein der Nationalität und der freien Entwickelung derselben, sie ist etwas Heiliges und Schönes; ohne sie gibt es keinen Staat. Für sein Vaterland leben, als auf den von Gott uns angewiesenen Kreis, und wenn es sein muß fröhlich dafür zu sterben, das ist unser aller Beruf. Dürfen wir aber Das, was uns selbst heilig ist, bei unsern Mitmenschen mit Füßen treten? Kann die Vaterlandsliebe bei uns zur Wahrheit werden, ist sie nicht eitel Phrase und Affectation, wenn wir sie bei andern Völkern verfolgen und verdammen? Oder ist nur die preußische Vaterlandsliebe etwas Gutes, und eine französische, eine englische, eine polnische Vaterlandsliebe schlecht und sündlich? Gott Lob! aus jenen rohen Zeitaltern sind wir heraus, wo mit so parteiischem Maßstabe gemessen werden durfte. Wer die fremde Tugend nicht ehrt, mit dessen eigener Tugend ist es schlecht bestellt. Die Unterdrückung der Nationalität Polens ist wenig geeignet, das preußische Nationalgefühl zu heben und zu stärken. Die preußische Armee, welche heute die Helden der Freiheit und des Vaterlands gleichgültig niederschießt, sie wird schwerlich sehr empfänglich sein für die Gefühle der Freiheit und der Vaterlandsliebe, wann es gilt für den eigenen Herd zu fechten. Das menschliche Herz ist kein todtes Instrument auf welchem man nach Belieben Töne anschlagen oder schweigen lassen kann.

Ich will hier ein aufrichtiges Bekenntniß ablegen. Ich habe zwei Söhne und glaube sie nicht weniger zu lieben als jeder andere Vater. Glücklicherweise waren sie noch nicht in dem Alter, um Militairdienste leisten zu müssen, als die Nachricht von dem polnischen Aufstande zu uns gelangte. Aber als ich hörte, wie die preußischen Armeen nach Polen rückten, und als ich mir die Möglichkeit dachte, daß später vielleicht bei einem ähnlichen Anlasse meine Söhne gezwungen sein würden, die Märtyrer der polnischen Vaterlandsliebe niederzuschießen: da schauderte ich, und der entschiedene Entschluß stand vor meiner Seele, in solchem Falle sie lieber selbst zur Desertion aufzufodern, selbst wenn ich sie nie wieder sehen sollte. Ja, der Sohn, der gegen die polnische Freiheit ficht, er dürfte mein Haus nicht wieder betreten. Aber damit hat es gute Wege. Ich hoffe sie zu lehren, daß der Kampf für Freiheit und Vaterland etwas Großes und Heiliges ist. Die Namen Blücher und Scharnhorst, Körner und Gneisenau, sie sollen nicht an ihr Ohr schlagen, ohne daß ein Schauer der Verehrung durch ihre jungen Herzen bebt. Aber ich wüßte ein solches Resultat schwerlich zu erreichen, ohne die Namen eines Kosciuszko, eines Konarski, und wie die zahllosen polnischen Helden sonst heißen, in gleiche Linie mit Jenen zu stellen. Es ist unmöglich, sie für den Kampf für das Vaterland zu begeistern, ohne auf die glänzendsten Beispiele der neuern Geschichte, auf die Polen dabei hinzuweisen. Die Polen sind in dem Cursus über Patriotismus einmal nicht zu umgehen; sie sind in dieser Beziehung das erste Volk der Gegenwart. Mögen ihre sonstigen Fehler so groß sein wie sie wollen, ihre zähe Anhänglichkeit an das Vaterland ist die bewunderungswürdigste Erscheinung der Neuzeit, und wir Alle sind nicht werth, ihnen die Schuhriemen in dieser Hinsicht aufzulösen. Ja, ich bewundere sie, ich fühle mich klein und niedrig im Vergleich mit ihnen, und nie soll der Hahn krähen, der mich auf einer niederträchtigen Verleugnung ihrer Größe ertappte. Armes Preußen! welches gezwungen ist, zu einer solchen Verleugnung der heiligsten Tugenden, der aufopferndsten Vaterlandsliebe sich herzugeben! Auf welcher moralischen Basis ruht dann noch die eigene? Ehe Preußen aus diesem Zustande sich nicht befreit, vermöge dessen es die Vaterlandsliebe ächten und schmähen muß, eher ist auch an keine preußische Tugend, an keinen wahren, edeln preußischen Patriotismus zu denken.

O ich weiß, was officielle Zeitungsschreiber mir entgegnen werden. Sie werden, wie gewöhnlich, von hoh-

Digitized by Google

len Theorien sprechen, die sich im Leben nicht bewähren, von flachen Declamationen, die vor der Praxis verschwinden. Aber diesen Vorwurf schleudere ich auf sie zurück, schleudere ich auf sie zurück mit dem vollsten gerechtesten Ingrimme. Es gibt ein Wort, was uns Allen heilig ist oder wenigstens heilig sein sollte. Mir ist es dasselbe in der That und in der Wahrheit. Dieses Wort heißt Christenthum. Ich kann ehrlich die Hand aufs Herz legen und sagen: Das Christenthum ist mir etwas Unergründlich-Heiliges, und ich bestrebe mich, es innerlich und äußerlich zu verwirklichen. Ihr aber, die ihr keine Zeile schreiben könnt, ohne dieses Wort zu gebrauchen, deren drittes Wort immer der christliche Staat ist: ihr seid die hohlen Theoretiker, die flachen unwahren Declamatoren! Warum erklärt ihr das Christenthum nicht überhaupt für eine hohle Theorie, für ein phantastisches Luftgebilde, welches keine reale Geltung im Leben haben könne? Dann wäret ihr wenigstens ehrlich.

Man gibt sich viele Mühe zur Wiederbelebung des Christenthums in Preußen, und wenigstens von Seiten des Königs liegt diesen Bemühungen gewiß der tiefste wahrste Ernst zu Grunde. Auch ist es gewiß, daß das Christenthum aller Staatsweisheit Anfang und Ende ist, und daß ohne lebendiges Christenthum im Herzen der Staatsangehörigen nach keiner Seite hin ein wahrhaft sittliches und glückliches Staatsleben gedacht werden kann. Aber was die Mittel betrifft, die man zu diesem erhabenen und nicht genug zu preisenden Zwecke anwendet, so scheinen sie doch oft gar zu äußerlich, kleinlich und zu wenig auf den tiefsten Kern der Sache eingehend. Liebe und Entäußerung seiner selbst sind die praktischen Grundlehren des Christenthums, und Christus ist das heilige, anbetungswürdige Beispiel und Vorbild dieser Tugenden. Auch der Glaube an Christus, wenn er keine blos todte, dogmatische Annahme sein soll, ruht auf einer lebendigen Liebe und auf der Sehnsucht nach Selbstentäußerung. Je mehr diese Liebe praktisch geübt wird und im Leben sich ausbreitet, je wahrer und tiefer wird auch der Glaube an Christus werden. Die meisten Menschen verstehen Christus gar nicht mehr. Ja so weit ist es gekommen, so weit hat die Liebe einer rohen thierischen Selbstsucht weichen müssen, daß die meisten Menschen nicht mehr fähig sind, die Persönlichkeit Christi zu bewundern und sich vor ihr in den Staub zu werfen. Sie wissen gar nicht mehr, was sie an ihm haben und was sie mit seinen Namen eigentlich anfangen sollen; er ist ihnen nur noch ein todter Schall, den sie aus bloßer Gewohnheit noch dann und wann über ihre Lippen gehen lassen, ohne daß ihr Herz von seinem unergründlichen Inhalte eine Ahnung hat. Alles Predigen von Christus wird ihn auch nie wieder lebendig machen in den Gemüthern. Durch Predigen wird der Glaube nicht wieder erzeugt, gepredigt ist von jeher genug und übergenug, zumal bei den Protestanten, und trotz dieses Predigens ist der Glaube fort und fort mehr entschwunden. Es gibt nur ein Mittel zur Wiedererzeugung des christlichen Glaubens und dieses Mittel heißt: christliches Handeln. Das Bild, welches man von Christus im Herzen trägt, soll man durch seine eigenen Werke den Zeitgenossen lebendig veranschaulichen und vor Augen führen. In den Werken muß die Persönlichkeit Christi lebendig wiedergeboren und der ungläubigen, verirrten Welt von neuem vorgeführt werden: das einzige Mittel, um ihr die Fähigkeit wiederzugeben, sich allmälig mehr und mehr in seine Persönlichkeit wieder zu versetzen. Und nicht blos einzelne Stille im Lande müssen diese Liebe und diese Selbstentäußerung in ihren Handlungsweisen darlegen — Das ist von jeher geschehen und es ist gut, daß es geschehen ist; denn wer weiß was ohne sie aus dem Christenthume geworden und ob es nicht ganz abgestorben wäre; aber ein vereinzeltes Privatchristenthum im praktischen Leben genügt nicht mehr; es handelt sich darum, daß das allgemeine öffentliche Leben, daß die Handlungen im Großen und Ganzen, wie sie vom Staate ausgehen, vom Geist der Liebe und Selbstentäußerung entschieden durchdrungen werden. Dieser fluchwürdige Dualismus, vermöge dessen die Großen der Erde ihren Unterthanen das Christenthum als eine Privattugend anempfahlen, vermöge dessen sie Glauben und Liebe, Demuth, Gehorsam und Verachtung alles Irdischen predigen ließen, während sie für ihre eigene Lebensweise und für die Handlungsweise des Staats eine ganz entgegengesetzte Maxime befolgten und sogar offen erklärten, daß in Sachen der weltlichen Politik eine andere Moral zu befolgen sei als die christliche: er muß vollständig aufhören, wenn an eine christliche Wiedergeburt der Zeit gedacht werden soll. Dadurch, daß der Staat und Die welche an seiner Spitze standen fort und fort lange Jahrhunderte hindurch unchristlich gehandelt haben, dadurch ist auch das Christenthum zuletzt in den einzelnen Gliedern des Staats ertödtet worden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Reisewerk über Indien.

Travels in Kashmir, Ladak, Iskardo, and the countries adjoining the mountain course of the Indus. By *G. T. Vigne.* Zwei Bände. London 1845.

Indien, von Alters her ein lockendes, ist in der Neuzeit ein politisch so bedeutendes Land geworden, daß die reichen Beiträge zur Kenntniß desselben, auf welche die deutsche Literatur stolz sein darf, eigentlich nur ein Grund mehr sind, an obigem Reiseberichte eines Engländers über Oberindien nicht vorüberzugehen. Englische Augen sehen oft anders als deutsche, Engländer reisen häufig zu andern Zwecken als wir Deutsche, und den praktischen Blick haben sie in der Regel vor uns voraus. Das würde, wenn es hier darauf ankäme Vergleichungen anzustellen, auch aus Vigne's Werke sich erweisen lassen. Ein zweiter Umstand, der sein Buch empfiehlt, liegt in seiner Persönlichkeit. Manches englische Reisewerk birgt unter der Maske der Unparteilichkeit bald diesen, bald jenen vom Ausländer doppelt schwer zu durchschauenden Parteizweck. Vigne steht unparteiisch und unabhängig, ist ein private gentleman, der fast sieben Jahre in den an die Quellen des Indus grenzenden Ländern zugebracht hat, folglich auch kein Flüchtig-Reisender. Engländer bleibt er allerdings insofern, als er Englands indische Politik und indische Interessen berücksichtigt. Nur berücksichtigt er die Sache, nicht die Männer, deren Händen

sie vertraut ist; und was er für gut und nothwendig erkennt, gilt ihm gut und nothwendig, ob der Premier Peel oder Melbourne, der Staatssecretair des Auswärtigen Aberdeen oder Palmerston, der Generalgouverneur von Indien Hardinge oder Ellenborough heiße. So kommt er wiederholt auf die Behauptung zurück: daß Kaschmir der Punkt sei, wo die englische Macht am obern Indus sich längst habe concentriren sollen und früher oder später sich concentriren werde. Man braucht aber weder großer Geograph zu sein, um zu wissen, daß Kaschmir am westlichen Ufer des Indus liegt, noch großer Politiker, um schon aus der Zeitungslecture das Resultat gewonnen zu haben, daß selbst jetzt nach den glorreichen, entscheidenden Siegen über die auf britisches Gebiet eingefallenen Sikhs sehr gewichtige Stimmen in England von einem Vorwärts auf dem östlichen Ufer dringend abmahnen.

Kaschmir scheint sich überhaupt in die Gunst des Verf. eingeschmeichelt zu haben. Er widmet ihm einen großen Theil seines Buches, und die Localität ist vielleicht eine der Ursachen seiner Vorliebe. Er beschreibt Kaschmir (oder Cashmere) als ein Alpenthal des Himalayagebirgs zwischen dem 33. und 35. Grade nördlicher Breite und dem 74. und 77. Grade östlicher Länge. Es soll ungefähr 90 englische Meilen lang und von 16—36 breit sein. Von hohen Gebirgen umschlossen, trägt es zahlreiche Merkmale, daß es früher See, jedenfalls eine Gruppe kleiner Seen gewesen ist. Die Seitenabhänge des Thals sind nirgend steil, von der Natur und mittels Kanälen trefflich gewässert und so fruchtbar, daß der ganze District ungeachtet seiner beträchtlich hohen Lage einer der reizendsten Theile Asiens ist. Daß er Shawls und andere wollene Waaren liefert, weiß in unserer luxuriösen Zeit mancher Bräutigam und Ehemann aus schmerzlicher Erfahrung. Wie in den meisten Ländern Hindostans ist auch hier die Bevölkerung ein Gemisch von Muselmännern und Hindus; doch bilden Erstere die Mehrzahl und zwar in einem Verhältniß von 3 zu 1 in den Städten, von 9 zu 1 in den Dörfern. Grausamkeiten aller Art haben die einst sehr starke Volkszahl auf 200,000 vermindert und Bedrückungen aller Art den schwunghaften Handel gelähmt.

Die bald Sirinagur, bald Kaschmir genannte Hauptstadt liegt am Flusse Jylum oder Veyut in der Nähe eines wunderschönen Sees, der eine deutsche Meile lang und eine halbe breit ist. „Die Stadt", sagt der Verf., „bietet einen seltsamen, nicht besonders gefälligen Anblick. Man sieht ein unzähliges Durcheinander von Giebelhäusern, dazwischen die blanken Metallspitzen der Moscheen, Melonenfelder, schilfige Buchten und schmale mit Weiden und Pappeln eingefaßte Kanäle. Der See ist vollkommen ruhig; nur das Geplätscher des wilden Geflügels oder das einer Barke nachziehende Gekräusel stört seine klaren Spiegelbilder. Ein Blick vergegenwärtigt die Beschreibungen in „Lallah Rookh". Eine Menge Dörfer inmitten von Wallnußbäumen und Chunars reihen sich längs dem See, und querdurch streckt sich eine grüne Heerstraße. Aber die berühmten schwimmenden Gärten von Kaschmir sucht man lange vergebens. Sie verschwimmen mit dem frischen Grün des üppig bebauten Bodens am Rande des die Stadt begrenzenden Wassers." Im Innern der Stadt fehlt es nicht an Überresten ehemaliger Größe aus den Tagen des Nur Jehan Muhul, „des Lichts der Welt", und aus noch älterer Zeit. Sieben Brücken spannen sich über den Fluß, der nahe bei der Stadt zur Strömung eingedämmt ist, 80 englische Ellen breit und 12 tief, und die erwähnte Heerstraße kreuzt den 7—10 Fuß tiefen See in seiner ganzen Breite. Das schöne gesunde Klima, der reiche ergiebige Boden und die vortreffliche Lage der Stadt sind die Localgründe für des Verf. obengedachte Behauptung, daß früher oder später die englische Macht am obern Indus sich hier centralisiren werde. Obgleich die Einwohnerzahl sich auf 80,000 beläuft und Shawlweberei immer noch verhältnißmäßig das einträglichste Gewerbe ist, bestehen doch kaum 500 oder 600 Stühle, die überdies so ungeschickt gebaut sind, daß es zu Fertigung von zwei großen Shawls zweier Stühle und an jedem sechs Monate lang der Arbeit von zwei Männern bedarf. Der Poshm oder die Ziegenwolle, aus welcher die Shawls gefertigt werden, kommt meist aus Thibet und wird vorher gesponnen und gefärbt. Man bereitet gegen 40 verschiedene Farben. „Das Gespinnst für zwei sehr große Shawle wiegt nicht über 15 oder 20 Pfund und kostet 120—150 kleine Rupien, die ungefähr 70 Thaler betragen. Nachdem das Gespinnst gefärbt ist, wird es durch Reiswasser gezogen, was ihm Festigkeit gibt. Die gleichzeitige Steife nimmt später das Waschen weg. Das Muster wird ebenso oft eingenäht als eingewebt." Ein Shawl der erstern Art ist von geringerer Qualität, sein Preis vielleicht 150 kleine Rupien, während einer der letztern Art 7—800 kostet. Aus derselben Wolle werden auch die berühmten Handschuhe und Strümpfe gefertigt. Übrigens bespricht der Verf. diese Details mit der Nebenabsicht, den ungeheuern Gewinn anzudeuten, welchen das Gewebe in den Händen englischer Arbeiter abwerfen müßte.

Die schwimmenden Gärten in Kaschmir verdienen schon wegen ihres poetischen Rufs Erwähnung. Der Verf. hat sie jedoch sehr „un-lallah-rookish" gefunden, indem es schwer sein soll, sie von einem Beet Schilf oder Binsen zu unterscheiden; — ganz glaublich, denn auf eine Binsenmatte wird eine Schicht Erde und Dünger gelegt, rings ein Zaun von Schilf gepflanzt, in der Mitte das Erdreich zu zwei Fuß hohen Haufen zusammengeworfen, jeder mit Seeschlamm getränkt, darein die Melonen- oder Gurkenpflanze gesteckt und das Weitere der Natur überlassen. Ein solcher unpoetischer Garten ist gewöhnlich 10 Ellen lang und drei Ellen breit — um so viel länger als breit, damit er bequem von einer Stelle zur andern gezogen werden könne —, und für einen oder zwei Thaler zu kaufen. Wenn der Verf. diese kleine Enttäuschung durch seine blühende Schilderung der eigentlichen Gärten, der schäumenden Cascaden, der großartigen Haine und des ätherreinen Wassers in jenem irdischen Paradiese vollauf vergütet, so kann man wieder nicht umhin zu bedauern, daß seine Bewohner solcher Genüsse unwerth sind, — freilich eine Wiederholung der alten Wahrheit: „All but the spirit of man is divine." Das Volk ist unwissend und seine Herrscher üben die fürchterlichsten Unbilden. Während der Verf. sich in Kabul aufhielt, wurde die Gemahlin des Gouverneurs einer politischen Intrigue beschuldigt und auf Runjeet Singh's Befehl ihrem Gemahl zurückgegeben. Ihr Sohn, ihr einziges Kind, der Liebling seines Vaters, warf sich ihm — im Orient das ausdrucksvollste Zeichen demüthigen Flehens — unbedeckten Hauptes zu Füßen und bat um das Leben seiner Mutter. Mihan Singh versprach ihr zu verzeihen, wußte aber bald den Sohn zu entfernen, und ließ die Unglückliche während des Badens in Dampf ersticken.

Über den Charakter der Kaschmirianer sind bei ihren Nachbarn drei Sprüchwörter in Umlauf: 1) „Viele Hühner in einem Hause besudeln es, und viele Kaschmirianer in einem Lande verderben es"; 2) „Triffst du auf eine Schlange, so tödte sie nicht, aber einen Kaschmirianer schone nicht"; 3) „Nimm einen Kaschmirianer nie zum Freunde, oder du hängst ein Beil über deine Thür." Der Verf. räumt ein, daß die so Gescholtenen ein lügnerisches und betrügerisches Geschlecht sind, findet aber den Grund jener Nachreden in ihrer unglücklichen Feigheit, indem er vermuthet, daß deshalb die Nachbarn sich derlei Auslassungen gegen sie erlauben; „denn im Punkte der Moralität", setzt er hinzu, „bin ich geneigt anzunehmen, daß der Kaschmirianer besser ist als der Sikh und der Patan. Und die Frauen" fährt er fort, „sind meist so schön, daß man mit den assyrischen Soldaten, als sie die schöne Judith erblickten, ausrufen möchte: «Wer könnte ein Volk verachten, das solche Weiber hat?» Ihre Kleidung besteht in einem rothen Überwurfe mit großen weiten Ärmeln und einer rothen Binde um die Stirn, von welcher eine weiße Mantilla niederfällt. Das Haar wird in Flechten gelegt und unten mit einer Quaste von schwarzer Baumwolle behangen, die fast an die Knöchel reicht. Die Hindu-Frauen tragen außerdem um die Hüften ein weißes

in leichte Falten gebrochenes Tuch. Ein sogenanntes Purdah oder Verhüllen des Gesichts findet nur unter den höhern Ständen statt. Wie sehr man aber auch die Schönheit der denselben angehörenden Frauen gerühmt hat, ich zweifle, daß es übertrieben worden. Oft fehlt ihnen zwar jener schlanke, gefällige Wuchs, der in Hindostan Gemeingut ist; doch würde ihre Figur sie in europäischer Gesellschaft stets zu hervorragenden Erscheinungen machen. Sie haben den Teint unserer Brünetten mit etwas mehr Roth auf den Wangen, die Hindu-Frauen hingegen das Roth und Weiß bisweilen etwas zuviel und gleichen in diesem Betracht den Armenierinnen und Türkinnen von Yarkund. Ihre Augen sind meist groß, nußbraun und wie Mandeln geschnitten, ihre Zähne weiß und regelmäßig. Sie ermangeln natürlich des Zaubers und der Grazie, welche Civilisation und Talente verleihen; aber für Männer, deren Erziehung hierauf keine Ansprüche macht, weiß ich keine Frauen, die vor denen von Kaschmir den Vorzug verdienen. Den natürlichen weichen Glanz ihrer Augen erhöht die schwarze lange Wimper, und ein wenig Surmee oder Antimonium ist eine wirksame Zugabe."

Ref. hat alles in die Politik Einschlagende übergehen zu müssen geglaubt und auch sonst nicht nach Verdienst von einem Buche sprechen können, dessen Hauptwerth in einer Masse einzelner Bemerkungen liegt, die sich weder ausheben noch aneinanderreihen lassen, aber die Mühe des Lesens reichlich belohnen.

W. Seyffarth.

Bibliographie.

Albert, P., Das zerfallene Christenthum, oder Sonn- und Festtagspredigten wider die herrschenden Modelaster, falschen Grundsätze und Scheintugenden unserer Zeiten. In zeitgemäßer Bearbeitung neu herausgegeben von F. J. A. Köhler. 1ster Band. 1ste Abtheilung. Lindau, Stettner. Gr. 8. 12½ Ngr.

Bethmann-Hollweg, M. A. v., Ursprung der lombardischen Städtefreiheit. Eine geschichtliche Untersuchung. Bonn, Marcus. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Böttger, A., Agnes Bernauer. Trauerspiel in fünf Aufzügen. Leipzig, Klemm. 8. 15 Ngr.

Bray, Mrs. Eliza, Heinrich von Pomeroy oder der St. Johannisabend. Aus dem Englischen übertragen von W. F. L. Petri. Drei Theile. Grimma, Verlagscomptoir. Kl. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Briefe Joseph's des Zweiten. 3te Auflage. Zeitgemäß eingeleitet und erklärt von F. Schuselka. Leipzig, Brockhaus. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Das Buch der Ritterorden und Ehrenzeichen. Geschichte, Beschreibung und Abbildungen der Insignien aller Ritterorden, Militair- und Civil-Ehrenzeichen, Medaillen ꝛc. nebst einer Auswahl der vorzüglichsten Costüme. 1ste Lieferung. Brüssel, Muquardt. Gr. Lex.-8. 20 Ngr.

Casper, J. L., Denkwürdigkeiten zur medicinischen Statistik und Staatsarzneikunde. Für Criminalisten und Aerzte. Berlin, Duncker und Humblot. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Disraeli, B., Contarini Fleming. Ins Deutsche übertragen von A. Kretzschmar. 1ster Band. Grimma, Verlagscomptoir. Kl. 8. 15 Ngr.

Füger-Rechtborn, Anna v., Gedichte. Gratz, Dirnböck. Gr. 8. 1 Thlr.

Geibel, E., König Sigurd's Brautfahrt. Eine nordische Sage. 2te Auflage. Berlin, Besser. 8. 10 Ngr.

Geschichte der europäischen Staaten. Herausgegeben von A. H. L. Heeren und F. A. Ukert. 22ste Lieferung. Hamburg, Perthes. Gr. 8. 4 Thlr. 24 Ngr.

Gies, O. R., Johann Huß; ein Trauerspiel. Dresden, Arnold. 8. 24 Ngr.

Goethe's Studentenjahre. Novellistische Schilderungen aus dem Leben des Dichters. Zwei Theile. Leipzig, Kößling. 8. 3 Thlr.

Halfern, A. v., Der Letzte der Seminolen. Scenen aus den Kämpfen der Indianer Florida's gegen die Weißen, nebst Rückblick auf die Zustände der Vereinigten Staaten. Dresden, Arnold. 12. 1 Thlr. 15 Ngr.

Jung, A., Elixire gegen die Flauheit der Zeit. (Gedichte.) Leipzig, Fritzsche. Gr. 16. 7½ Ngr.

— — Königsberg und die Königsberger. Leipzig, Kirchner. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Kaiser Franz der Erste von Oesterreich und seine Zeit. Brüssel, Vogler. 8. 2 Thlr.

Kingston's, W., portugiesische Land- und Sittenbilder. Nach des Verf. Lusitanian sketches von M. B. Lindau. Zwei Theile. Dresden, Arnold. 8. 3 Thlr.

Kruse, F., Urgeschichte des Esthnischen Volksstammes und der Kaiserl. Russ. Ostseeprovinzen Liv-, Esth- und Curland überhaupt, bis zur Einführung der christlichen Religion. Moskau, Severin. Gr. 8. 4 Thlr.

Lentz, C. G. H., Geschichte der evangelischen Kirche seit der Reformation. Ein Familienbuch zur Belebung des evangelischen Geistes. 4tes Heft. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 9 Ngr.

Lintz, H., Entwurf einer Geschichte der Rechtsphilosophie, mit besonderer Rücksicht auf Socialismus und Communismus. Danzig, Gerhard. Gr. 8. 20 Ngr.

Meier, M. H. E., Die Privatschiedsrichter und die öffentlichen Diäteten Athens, sowie die Austrägalgerichte in den griechischen Staaten des Alterthums. Mit einem epigraphischen Anhang. Halle, Schwetschke und Sohn. Imp.-4. 20 Ngr.

Der Mensch und sein Gott in und außer dem Christenthum. Von einem Weltlichen. Offenbach, André. 8. 8 Ngr.

Moore, T., Lalla Rukh. Ein Gedicht. Deutsch von T. Oelckers. 3te durchgesehene Ausgabe. Leipzig, B. Tauchnitz. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

Neander, A., Ueber das Leben des Joseph Blanco White. Berlin, Besser. Gr. 8. 8 Ngr.

Die Prostitution in Berlin und ihre Opfer. In historischer, sittlicher, medizinischer und polizeilicher Beziehung beleuchtet. 2te unveränderte Auflage. Berlin, Hofmann und Comp. Gr. 8. 1 Thlr.

Der Rächer der heiligen Vehme. Ein Sittengemälde aus den finstern Zeiten des Mittelalters. Vom Verfasser des Gevatter Tod u. s. w. Leipzig, Literarisches Museum. 12. 15 Ngr.

Roß, L., Hellenika. Archiv archäologischer, philologischer, historischer und epigraphischer Abhandlungen und Aufsätze. In periodischen Heften. 1sten Bandes 1stes Heft. Halle, Schwetschke und Sohn. 4. 1 Thlr.

Schletter, H. T., Handbuch der deutschen Preßgesetzgebung. Sammlung der gesetzlichen Bestimmungen über das literarische Eigenthum und die Presse in allen deutschen Bundesstaaten, nebst geschichtlicher Einleitung. Leipzig, Steinacker. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Schnabel, G. N., Statistik der landwirthschaftlichen Industrie Böhmens. Prag, Calve. Gr. 8. 2 Thlr.

Schnauffer, C. H., Gedichte. Mannheim, Hoff. 8. 1 Thlr.

Soulié, F., Die Gräfin von Monrion. Ins Deutsche übertragen von F. Osador. 1ster Theil. Grimma, Verlagscomptoir. Kl. 8. 15 Ngr.

Ullrich, F. W., Beiträge zur Erklärung des Thukydides. Hamburg, Perthes-Besser und Mauke. 4. 1 Thlr. 20 Ngr.

Waldow, H., Bilder aus Karlsbad. Stolp, Fritsch. 12. 15 Ngr.

Wessenberg, J. H. v., Magdalena. 2te verbesserte Auflage. St.-Gallen, Scheitlin und Zollikofer. Gr. 8. 10 Ngr.

Winfried, Poetische Versuche. Neue Sammlung. Hamburg, Perthes-Besser und Mauke. 12. 20 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: **Heinrich Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 193. — 12. Juli 1846.

Die preußische Verfassungsfrage und das nordische Princip. Von einem Östreicher.

Vierter und letzter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 192.)

Es ist eine gute Sache um die Reform von unten herauf. Aber man glaube um Gottes willen nicht, daß man damit ausreichen wird, wenn nicht auch von oben herunter mit allgemeinen großartigen Beispielen vorangegangen wird. Die Bestrebungen einzelner Privatleute in einzelnen Gemeinden sind nicht im Stande, die großen gewaltigen Massen elektrisch zu durchdringen. Der Staat selbst muß seine Handlungsweise im christlichen Sinne reformiren, wenn er alle einzelnen Glieder unwiderstehlich berühren und anregen will. Jede seiner Handlungen muß von christlicher Gesinnung durchdrungen sein; in jedem Athemzuge muß der Geist Christi wehen; jedes allgemeine und öffentliche Verhältniß muß zuerst im Geiste Christi reformirt werden. O! wie ist es möglich, von christlicher Milde und Gerechtigkeit zu sprechen, während das Blut in Polen stromweise fließt und Hunderte unserer Mitmenschen einem barbarischen Henkertode ausgeliefert werden?! .

Man nenne mich einen hohlen Theoretiker so viel wie man will: ich bin mir des Gegentheils bewußt. Ich will, daß diese hohle Theorie des Christenthums zur praktischen Wahrheit werde, daß dieses Preisen des Christenthums von Seiten des Staats sich auch in seiner Handlungsweise überall zeige. Fühlt er sich wirklich berufen zu einer tiefern, sittlichern, wahrhaft christlichen Reform — und ich glaube, daß die Zeit da ist zu diesem Berufe —, so zeige er es uns in seinen Werken, so gehe er mit großartigen, aufopfernden Beispielen voran, und er sei versichert, daß solche Opfer den lebendigen Glauben an Christum fördern werden.

Was will dieser Mensch? höre ich fragen; was verlangt er? Doch wol nicht gar die Herausgabe unserer polnischen Provinzen? Ist er wahnsinnig? Wie! dieses fait accompli, diesen legitimen Besitzstand, ohne welchen Preußen aufhört eine Macht ersten Ranges zu sein: den sollen wir so ohne weiteres hingeben?

Und warum nicht? meine Herren! In welchem christlichen Katechismus steht denn geschrieben, daß der christliche Staat durchaus eine Macht ersten Ranges sein muß? Sehet! da ist wieder dieselbe Lüge, derselbe Mangel an christlicher Selbstkritik, an die ihr euch so gewöhnt habt, daß ihr es selbst nicht mehr merkt. Euer praktischer Katechismus, nach dem ihr handelt, lautet also: „Erst Macht und Rang, und nachher, wenn es angeht, auch etwas Christenthum." O über die christlichen Staatsmänner des christlichen Staats!

„Aber die Regierung hat Pflichten gegen ihre Unterthanen: sie kann Polen nicht herausgeben, ohne sich an dem übrigen Staate, dessen sämmtliche Verhältnisse einmal mit dem Besitze der polnischen Provinzen historisch verwachsen sind, schwer zu versündigen."

Allerdings ist es der Fluch der Sünde, daß sie sich häufig nicht wieder gutmachen läßt ohne Verletzung anderer Pflichten. In diesem Falle aber wäre es doch noch sehr die Frage: ob die übrigen preußischen Unterthanen durch die Herausgabe der polnischen Provinzen so sehr schwer verletzt würden und ob diese großartige Handlung der Gerechtigkeit in ihren Folgen den etwanigen Verlust, der dadurch entstände, nicht tausendfältig aufwiegen würde?

Es ist zuerst sehr die Frage: ob die polnischen Provinzen zu Preußens Macht wesentlich etwas beitragen? Wer blos nach Köpfen und Thalern rechnet, der mag Das glauben; wer aber die Macht Preußens in etwas Anderes setzt — in seine geistige, sittliche, christliche Kraft, in seine Führerrolle auf der Bahn des Bessern für Deutschland, in die Allgewalt der Sympathien, die es nothwendig an sich reißen muß, sobald es diese Bahn mit christlichem Heldenmuthe sichern Schrittes betritt: der möchte doch wol anderer Meinung sein; der möchte der Überzeugung leben, daß der Erwerb für die Zukunft diesen etwanigen Verlust der Gegenwart reichlich aufwiegen werde. Die Mächte, welche jetzt die Welt regieren, sind moralischer, sind christlicher Natur. Gott Lob! daß es so ist. Wer sich mit ihnen verbindet, dem wird es auch an äußerer Macht nicht fehlen. Das Preußen, welches aus christlichem Gerechtigkeitsgefühle und im Bewußtsein seines christlichen Berufs seine polnischen Provinzen herausgibt und Gut und Blut an die Wiederherstellung der polnischen Nationalität und an die Wiedergutmachung des frühern Unrechts

setzt, — das erwirbt sich Bundesgenossen in den Herzen seiner eigenen Unterthanen und aller übrigen Völker von so gewaltiger Natur, daß sie sich auf der kleinlichen Wagschale des Statistikers gar nicht abwägen lassen.

Das weiß ich wohl, daß Preußen nicht morgenden Tages ohne weiteres seine polnischen Provinzen für frei erklären kann; aber es kann den Plan der Wiederherstellung Polens fassen, mit Ernst und Hingebung nach diesem Ziele hinarbeiten, seine Politik auf dieses Ziel richten. Freilich würde es dann seine Gemeinschaft mit Rußland aufgeben und eine feindliche Stellung gegen diese Macht annehmen müssen. Aber ein christlicher Staat, der mit Rußland gemeinsame Zwecke verfolgt, ist überhaupt ein Widerspruch. Der erste Schritt zum wahren praktischen Christenthume ist eine vollständige Trennung von der russischen Politik.

In Bezug auf die polnischen Provinzen gibt es nur eine Alternative: sie werden entweder russisch werden, oder wieder polnisch; preußisch bleiben sie auf keinen Fall. Die Polen wollen ihre Nationalität und haben das heiligste Recht darauf. Sie sind ein Glied der großen slawischen Nationalität und zwar bei allen ihren Mängeln das edelste, hochherzigste und gebildetste Glied derselben. Im Slawenthume ringen jetzt zwei Mächte miteinander um die Herrschaft: das russische und das polnische Slawenthum. Wird das polnische Slawenthum besiegt — wird sein hochherziger Repräsentant, der polnische Adel, der allein im Stande ist, eine nationale Cultur über die untern Schichten des Slawenthums auszubreiten, besiegt und ausgerottet —, so fällt die ganze Masse dem Russenthum in die Hände. Das ist die Wahl, die Preußen und die auch Östreich zu treffen hat: ein verbündetes Polen, dem man ehrlich mit Rath und That an die Hand geht zur Ordnung eines bessern Staatslebens, eine Vormauer gegen russische Barbarei, eine Verbindung, welche nicht im Widerspruche steht mit jeder rechtlichen und christlichen Gesinnung und nicht alle bessern Gefühle der eigenen Unterthanen verletzt und zerreißt; oder: die nächste Nähe eines auf der tiefsten Stufe moralischer Verderbniß stehenden Nachbars, dem man auf Kosten seines eigenen bessern Selbstes fortwährend Concessionen zu machen gezwungen ist, um ihn bei augenblicklicher guter Laune zu erhalten, bis man zuletzt dennoch, an Leib und Seele beschädigt, ihm als Gegner entgegentreten und zu jenen bessern Grundsätzen seine Zuflucht nehmen muß, die man seinetwegen fortwährend verleugnet und verrathen hat, und zu deren Durchführung alsdann vielleicht kein hinreichender moralischer Fonds mehr im Volke vorhanden ist.

(Der Beschluß folgt.)

Die Verbreitung des deutschen Volkes über die Erde. Ein Versuch von Wilhelm Stricker. Leipzig, Mayer. 1845. Gr. 8. 25 Ngr.

Der vorliegende „Versuch" ist aus Vorlesungen entstanden, welche der Verf. im Winter 1844—45 im Geographischen Verein zu Frankfurt gehalten hat und welchen wieder der Aufsatz in Biedermann's „Deutsche Monatsschrift": „Die deutsche Auswanderung und die Colonisation" (Juni und Juli 1843; Nachtrag dazu, December 1844), zu Grunde liegt. Über den Zweck desselben sagt der Verf. in seiner Vorrede selbst: „Ich wollte kein gelehrtes Werk geben, sondern die Kenntniß über die eigene Zahl, den eigenen Werth unter meinen Landsleuten zur Stärkung des Nationalgefühls verbreiten, zugleich dem Auswanderer eine Beurtheilung aller vorgeschlagenen Zielpunkte der Auswanderung vorlegen." Die letztere Absicht konnte in dem beschränkten Raum dieses Büchleins, welches nur allgemeine, leicht hingeworfene Umrisse zuließ, natürlich nicht vollständig erreicht werden; was dagegen den ersten Punkt, die Stärkung des deutschen Nationalgefühls, betrifft, so dürfte die Verbreitung des vorliegenden Werkchens in dieser Beziehung allerdings viel einfluß- und wirkungsreicher sein als die der zweckverwandten Arbeit des Slawomanen Kollár, welcher, voll von Selbsttäuschungen über die Größe und Bildung seines Volkes, die Scharen seiner Stammgenossen auf eine Weise gemustert hat, welche halb einen komischen, halb einen wehmüthigen Eindruck macht. Leider scheint, gegen die Behauptung des Verf., in unserm Volke selbst das Bewußtsein von einer einigen deutschen Nation immer mehr und mehr von dem engern Nationalinteresse verdrängt zu werden, und es ist daher ein verdienstliches Werk, dem Volke sein eigentliches Selbst in seiner Ganzheit ins Gedächtniß zurückzurufen und deutlich vor das Auge zu stellen, nämlich so, wie es durch die festere, ja die einzigst wahre Grundlage der Nationalität, durch die gemeinschaftliche Sprache, bestimmt wird. „Mit Stolz und Wehmuth", sagt der Verf., „habe ich die Arbeit ausgeführt; Stolz: daß überall, wohin auch die Deutschen gewandert sein mögen, das Urtheil der Umwohner über ihre Redlichkeit, ihren Fleiß, ihre Ordnungs- und Gesetzmäßigkeit sich gleich bleibt, daß sie überall als die wahren Träger der Gesittung dastehen; Wehmuth: daß solche Kräfte zersplittert werden und für die Nation untergegangen sind, daß die deutsche Bevölkerung auswärtiger Staaten stets nur als Dünger dient, durch den fremde, oft feindliche Saaten desto üppiger wachsen; daß endlich die fluchwürdige Ausländerei der Deutschen dem eigenen Geist, der eigenen Sprache und Literatur im Lande selbst die Anerkennung verweigert, welche die Fremde so willig zugesteht; daß der Deutsche, in allen Zweigen des Wissens der halben Welt Schulmeister, dem Vaterlande nicht genügt, daß Franzosen und Schweizerinnen jetzt wieder den deutschen Bären lecken und von Kindheit auf an eine fremde Sprache gewöhnen müssen." Solche gesunde, tüchtige Gesinnung, dieses natürliche, unzerflossene Nationalgefühl spricht sich ungeschminkt und kräftig in dem ganzen Büchlein aus. Es macht daher einerseits dem indifferenten Kosmopolitismus, andererseits der heute modernen Anklägerei und Herabsetzung Deutschlands gegenüber einen erfrischenden, beinahe trostreichen Eindruck auf den deutschen Leser. Einige besonders interessante Stellen aus dem durchweg ansprechenden, von vielen treffenden Bemerkungen durchflochtenen Inhalte mögen hier wörtlich Platz finden und die hier und da nothwendigen Berichtigungen sich von selbst daran anknüpfen.

Der Verf. beginnt mit der Bestimmung des deutschen Sprachgebiets durch genaue Angabe der deutschen Sprachgrenzen. Im Westen verfolgt er sie vom Deutschen Meere an, wo sie zwischen Calais und Gravelingen herunter, bei Brüssel und Waterloo vorbei, sich zwischen Löwen und Lüttich bis zur Maas hinzieht, führt sie dann durch Belgien und Frankreich bis an die Vogesen hinab und endlich in die Schweiz. Dann bezeichnet er nach Süden hin ihre äußersten Punkte in der Schweiz, in Piemont und Tirol, in Illyrien und Steiermark, zeigt wie sie sich dann nach Ungarn wendet, wo bei Presburg drei Sprachgebiete, das deutsche, slawische und magyarische, zusammenstoßen; er folgt ihr dann im Osten durch Mähren, Böhmen, Schlesien, Posen und Preußen, bis sie am Kurischen

Haff das Meer erreicht, bezeichnet dann als nördliche Grenze die Ostseeküste und leitet sie endlich durch Pommern und Schleswig, an der Küste des Deutschen Meers, an Holland und Belgien hin, wieder nach Calais zurück. Von den Abgrenzungen der deutschen Mundarten unter sich erwähnt der Verf. nur die wichtigste, die zwischen der ober- oder hochdeutschen oder fränkischen, und der nieder- oder plattdeutschen oder sächsischen. „Die flämische und die bei uns Holländisch, im Lande selbst Niederdeutsch genannte Mundart ist seit 300 Jahren vom Mutterlande getrennt und selbständig entwickelt. . . . Den Oberdeutschen mögen die belgischen und batavischen Mundarten fremd scheinen, den Niederdeutschen liegen sie so nahe, daß fast keine Sprachgrenze schwieriger zu bestimmen ist als die zwischen Plattdeutsch und Holländisch, welche durch das alte, unvermischte, in sich einige und nur politisch zwischen Holland und Hanover getheilte Friesland läuft. Da in der lettischen Sprache zugehörigen deutsch-russischen Ostseeprovinzen die Seestädte im Besitz der Deutschen sind, so ist Niederdeutsch eine Sprache, die von Calais bis Petersburg verständlich ist, die lingua franca der nordischen Meere."

Mit dieser Bemerkung schließt die eigentliche Bestimmung der Sprachgrenzen, und es folgt nun ein kurzer Blick auf die Geschichte derselben, aus welcher hier einige statistisch interessante Angaben herausgehoben sein mögen. „Im französischen Norddepartement beträgt die Zahl der Niederdeutsch redenden Bevölkerung 100,000 = 1/7 der Gesammtbevölkerung desselben, im Departement Pas-de-Calais 1300. Von den sechs Millionen Bewohnern von Böhmen und Mähren gehört das Deutsche als häusliche Sprache höchstens dem vierten Theile an, obgleich außerdem noch ein Viertel der Bevölkerung auch Deutsch spricht. Der hohe Adel des Landes, die höhere Geistlichkeit und die Bürgerschaft der größern Städte sind ganz germanisirt. In dem größten Theile der Grund- und Urbevölkerung des Landes blieb aber Alles slawisch, die niedere Geistlichkeit und die Bürgerschaft der kleinern Städte ebenfalls. Der hohe slawische Adel ist aber weder ganz ausgerottet worden, wie in Östreich, Brandenburg u. s. w., noch so vollkommen germanisirt, daß alles Andenken an den slawischen Ursprung verloren wäre, wie in Sachsen, Mecklenburg u. s. w., sondern der verdeutschte böhmische Adel behielt seine alten slawischen Erinnerungen lieb, und unter ihm finden wir Vorkämpfer des Panslawismus, z. B. Graf Thun. Auch in der Verfassung und den Gesetzen des Landes, in der Betreibung der Gewerbe und des Ackerbaus, in der Kleidung des Volkes blieb sehr viel Slawisches zurück. Als ein Theil dieses slawischen Reichs, die Lausitz, im 17. Jahrhundert an Sachsen kam, war es nicht mehr an der Zeit, diese katholische Provinz, welche schon ihre Religion von den lutherischen Erblanden, noch mehr ihre eigene Verwaltung und ihre Vorrechte von dem übrigen Staate entfernt hielt, zu germanisiren. So erhielten sich zwei slawische Spracheilande im deutschen Gebiet, die sächsisch-preußische Oberlausitz mit böhmischer, die preußische Niederlausitz mit polnischer Sprache. . . . Der Umkreis dieses Gebiets soll sich in je 50 Jahren nur eine Stunde Weges verengen. Es ist eigenthümlich, daß die westliche Sprache stets nach Osten überzugreifen scheint, ohne Rücksicht auf politische Verhältnisse, was am schlagendsten an den Pyrenäen vortritt, wo die spanische Sprache, trotz der politischen Überlegenheit Frankreichs, in dieses Land übergreift."

Hierauf geht der Verf. zur Bestimmung der deutschredenden Bevölkerung durch Zahlen über: „Versuchen wir nun die Deutschen auf der Erde zusammenzuzählen und die Sprachgrenzen mit den politischen in Übereinstimmung zu bringen, so hat diese Aufgabe ihre großen Schwierigkeiten, da sich diese beiden Linien auf die seltsamste Weise durchkreuzen. Es versteht sich, daß dabei nur von der seßhaften und auf größern Strecken ohne fremde Beimischung zusammenwohnenden Bevölkerung, nicht von einzeln lebenden Deutschen die Rede ist. Wir haben nach der Sprache und politischen Stellung: 1) Reindeutsche Staaten, die in ihrer ganzen Ausdehnung dem Deutschen Bunde angehören, wohin alle Bundesstaaten, außer Östreich, Preußen, dem Königreiche Sachsen, Dänemark und Holland, zu rechnen sind. 2) Im Königreich Sachsen einen Staat, der in seiner ganzen Ausdehnung, mit Einschluß seiner slawischen Bevölkerung von 33,000 Menschen in der Oberlausitz, dem Deutschen Bunde angehört. 3) Preußens Slawen in Oberschlesien, der Lausitz und in Pommern, seine Wallonen bei Malmedy werden zum Deutschen Bunde gerechnet, während die ostpreußischen Kerndeutschen außer demselben liegen. Ebenso zieht Östreich Slawen und Italiener zum Bundesgebiet, dagegen können ihrer geographischen und politischen Lage nach die Deutschen in Ungarn und Siebenbürgen nicht dazu gehören. (Die vier Millionen Tschechen in Böhmen und Mähren und die Italiener in Istrien wissen wahrscheinlich ebenso wenig, daß sie dem Deutschen Bunde angehören, als die Protestanten in Linz, Prag, Passau und Ingolstadt es merken, daß die Deutsche Bundesacte freie Religionsausübung ihnen zusichert.) 4) Niederland ist ein reindeutscher Staat, der nur zum kleinsten Theile dem Bunde angehört. 5) Dänemark einer von fremdem, wenngleich verwandtem Stamme, der einen Theil seiner deutschen Bevölkerung, die Holsteiner und Lauenburger, dem Bunde angeschlossen hat, während die Schleswiger außerhalb desselben liegen. 6) Es gibt dem deutschen Staatenverbande ganz fremde Länder, mit theils überwiegend deutscher Bevölkerung, wie Belgien und die Schweiz, theils mit untergeordneter, wie Frankreich, Rußland, Sardinien und England."

In der nun folgenden weitern Ausführung dieser einzelnen Angaben tritt uns eine traurige Folge der Eroberungskriege recht deutlich vor das Auge, daß nämlich Genossen des deutschen Stammes von dem natürlichen politischen Bande, das sie gemeinschaftlich umfassen sollte, von dem Deutschen Bunde, trotz ihrer Nachbarschaft, ausgeschlossen, fremde, störende Elemente dagegen gewaltsam in denselben hineingezwängt sind. „Die politische Grenze des Deutschen Bundes", fährt der Verf. fort, „greift nach Osten weit über die Sprachgrenze hinaus, während sie nach Westen bedeutend zurückgedrängt ist: nicht gerade ein Gewinn für Deutschland, denn für die verlorenen allemannischen Elsasser, die Deutschesten der Deutschen, mit ihrer Schirmburg des deutschen Reichs und Rheins, hat es feindselige Polen und unzuverlässige Italiener eingetauscht." Diese Behauptung bedarf einer Berichtigung. Sie sollte genauer lauten: Die politische Grenze des Deutschen Bundes greift nach Süden und Südosten weit über die Sprachgrenze hinaus, während sie nach Westen und Nordosten bedeutend zurückgedrängt ist. Denn hat nicht der Verf. eben selbst erwähnt, daß die deutsche Bevölkerung in Ostwestpreußen, Posen und den russischen Ostseeprovinzen ebenso wenig zum Deutschen Bunde gehöre als die in Ungarn, Siebenbürgen und Galizien? „Suchen wir nun diese Verhältnisse in (runde) Zahlen zu fassen, so erhalten wir von deutschredenden Bewohnern in den reindeutschen Staaten des Bundes: 15,930,000, hierzu für Sachsen 1,670,000, zusammen 17,600,000. Zu bemerken ist dabei, daß größtentheils ältere Zählungen vorlagen, daß daher (?) der jetzige Stand etwas unsicher ist. Die vorgenommenen Erhöhungen der Zahlen sind aber so gering, daß der Anschlag eher unter als über der Wahrheit bleibt. . . . Die Zahl der Deutschen im ganzen preußischen Staate beträgt etwa 13,000,000, oder, mit Abrechnung von Posen und Preußen, im Deutschen Bunde fast 11 Millionen. Östreich hat 8 Millionen deutsche Bewohner; . . . im Deutschen Bunde über 6 Millionen; fast 2 Millionen gehen ab für Ungarn, Siebenbürgen und Galizien. . . . Man irrt also wol nicht allzu sehr, wenn man unter den 41 Millionen Bevölkerung des deutschen Bundesgebiets 34—35 Millionen deutscher Zunge rechnet. Hierzu kommen noch die der außerbundlichen Länder Östreichs und Preußens mit 3,700,000, gegen 3 Millionen Belgier u. s. w. . . ., sodaß eine Gesammtsumme von gegen 53 Millionen ansässiger und beisammenwohnender deutscher Bevölkerung in mehr als 70 unabhängigen Staaten sich ergibt."

Der Verf. betrachtet nun noch das deutsche Element in den westlich und östlich an Deutschland angrenzenden Ländern und beklagt unter den Verlusten, welche wir auf dem linken Rheinufer erlitten, zumeist den des Elsaß, sagt aber doch ganz aufrichtig: „Es ist seit 1840 viel über die Nationalität des Elsasses geschrieben worden und man hat versucht sich darüber zu täuschen; es ist aber gar nicht zu verkennen, daß von politischer Sympathie zu Deutschland keine Spur wahrnehmbar ist und die Zuneigung zu Frankreich nur wachsen wird, je länger die politischen Zustände Deutschlands und Frankreichs in jetziger Weise fortdauern. Ja, wenn die Elsasser keine Deutsche wären!" u. s. w. Als ausführliche Ergänzung der hier kurz gegebenen historischen Andeutungen über diesen Punkt ist zu empfehlen „La réunion de l'Alsace à la France" von Hallez-Claparède (Paris 1844). Nach der kurzen Bemerkung, daß in Lothringen und Deutschflandern die deutsche Sprache nur noch als häusliche, ohne Geltung in Gesellschaft oder Schrift auftrete, geht der Verf. zu Belgien über, wo die dreifache Mischung der Sprachen (die niederdeutsche, wallonische und hochdeutsche) die königliche Verordnung hervorgerufen habe: daß alle Gesetze in französischer, flämischer und deutscher Sprache bekannt gemacht werden müßten und alle öffentlichen Acte in jeder dieser drei Sprachen abgefaßt werden könnten, wo für die Hebung des germanischen Wesens neuerdings der genter Literatenverein und der antwerpener „Ölzweig" (de Olystak) besonders thätig seien. „Die antwerpener deutschen Kaufleute", fährt er fort, „werden angeklagt, dieser Bewegung gänzlich fremd zu bleiben. Es ist erstaunlich, wie viel hier Deutsch gesprochen wird und welche Anzahl von größtentheils sehr vermögenden Deutschen in vollkommener Abgeschlossenheit von der Literatur ihres Vaterlands lebt. Kaum daß man auf den Clubs einige deutsche Tageblätter hält; von kritischen Blättern, Monatschriften liegt gar nichts auf. Keine andere bedeutende Handelsstadt Europas, Amsterdam vielleicht ausgenommen, kann sich einer solchen Gleichgültigkeit gegen die literarischen Erzeugnisse Deutschlands rühmen. Das deutsche Leben ist verschwunden, und von Dem, was jetzt in Deutschland Kopf und Herz bewegt, weiß man nichts als vielleicht den Bedarf von Kohlen und Eisen und den Preis der Baumwolle; und doch sind die reichsten Familien hier Deutsche, welche des Jahres oft unglaubliche Summen auf ihren Haushalt verwenden, aber ihre Bildung ist entweder englisch oder französisch." Der Schluß dieses Abschnitts handelt von den Deutschen in Ungarn, Siebenbürgen und Galizien.

(Die Fortsetzung folgt.)

Literarische Notizen.

Mistreß Trollope und „Die Familie Roberts auf Reisen".

„The Robertses on their travels" (3 Bde., London 1846) ist der Titel des neuesten Romans der viel und immer gut schreibenden Mistreß Trollope. Obwol ihr neuestes Werk, enthält es doch eigentlich nichts Neues. Nur sagt man sich Das erst, nachdem man es gelesen, und vermuthlich rührt dieses späte Geständniß daher, daß die Verf. männliche Kraft mit weiblichem Zartsinn vereinigt, daß sie ebenso gut versteht, mit einem Gegenstande zu spielen als ihn bis ins Innerste zu durchdringen, und daß vor ihren Falkenaugen das menschliche Leben sich aller seiner Hüllen entschleiert. Keine Schriftstellerin — nicht in England allein — beweist besseres Geschick oder geneigtern Willen, die Schwachheiten des eigenen Geschlechts zu verrathen, der Frauen kleine Eitelkeiten, ihre unschuldigen Intriguen, ihre heimlichen Klatschereien und ihre Neigung zu figuriren. Keine schildert treffender die Veranstalten der Toilette zu einem Balle, zu einem Concert; den Empfang einer hohen Putzmacher-Rechnung; gegenseitige Eifersüchteleien; die tausendfältigen Künste, zu verdunkeln; die unerschöpfliche List der Verheiratheten, den lieben Mann an der schwachen Seite zu fassen; oder die schlauen Liebesaffairen der Ledigen, von der echten Romantik der funfzehnjährigen Miß bis zu den tiefgelegten Plänen der reifen vierzigjährigen Jungfrau. Von allem liefert „Die Familie Roberts" Proben, lebenswarme Skizzen und Portraits voll Licht und Schatten. Die Fabel des Romans bilden die Ereignisse, welche der Familie Roberts auf ihren Reisen zugestoßen: Herrn Roberts, einem reichgewordenen aber bescheiden gebliebenen londoner Kaufmann; seiner Frau, einer aus ihrer Sphäre nach einer höhern strebenden Dame, den beiden Töchtern, hübschen Mädchen, zwischen Vater und Mutter die Wage haltend; und dem Sohn, einem aufgeschossenen, ungelenken John Bull. Zuerst geht's nach Paris, von da nach Baden-Baden, zuletzt nach Rom. Hier muß Mistreß Roberts: Pater, peccavi! sagen. Herr Roberts bezahlt ihre Schulden und die Schulden des Sohns, nur dessen Spielschulden nicht; kehrt nach London zurück, betreibt wieder sein Geschäft und stirbt. Mistreß Roberts sieht ihren Irrthum ein, und da beide Misses Roberts fingirte Mädchen sind, ist es der Verf. zu verzeihen, daß sie Beide unverheirathet läßt — in single blessedness. 16.

Zur neuern Geschichte.

Die Geschichte des Kaiserreichs, dieses bunte Gemälde mannichfaltiger Erscheinungen, erfreut sich jetzt einer besondern Pflege. Erst noch ganz kürzlich sind einige nicht uninteressante Darstellungen jener beziehungsreichen und wichtigen Zeit erschienen, welche zum Theil selbst im Auslande bereits die gebührende Beachtung gefunden haben. Wenn auch keins der bezüglichen Werke, deren Erscheinen in die letzte Zeit fällt, Anspruch auf eine erschöpfende, wahrhaft kritische und abgerundete Behandlung machen kann, so bringt doch fast jedes derselben des Interessanten und Brauchbaren so viel, daß sie der Forscher der Zeitgeschichte nicht unberücksichtigt lassen darf. In dieser Beziehung wollen wir es auch nicht unterlassen, auf die Schrift „Chute de l'empire: histoire des deux restaurations jusqu'à la chute de Charles X en 1830", von A. de Vaulabelle, wiederholt aufmerksam zu machen. Von diesem inhaltreichen Geschichtswerke ist uns vor einiger Zeit der dritte Band zu Gesicht gekommen. Derselbe umfaßt die Geschichte der zweiten Occupation, des Ministeriums von Fouché und Talleyrand, die Processe von Ney und Labédoyère sowie die Erzählung der Unruhen, welche im südlichen Frankreich blutige Spuren zurückgelassen haben. Wie es heißt, haben wir noch zwei fernere Bände zu erwarten.

Historische Literatur.

Der Herausgeber der für die Kenntniß der englischen Literatur nicht unwichtigen „Revue britannique", Amédée Pichot, hat kürzlich eine neue, die vierte, Auflage seiner „Histoire de Charles Edouard" veranstaltet. Diese neue Ausgabe ist bedeutend, etwa um 100 Seiten, vermehrt; und unter Dem, was der Verf. bei dieser Gelegenheit hinzugefügt hat, befindet sich manches Interessante und selbst für allgemeinere Beziehungen Wichtige. Besondere Beachtung verdient der Briefwechsel des jungen Fürsten mit Montesquieu, in dem ein Austausch der gegenseitigen Ansichten in Betreff des Aachener Friedens stattfindet. Wie es heißt, wird der Graf Artaud de Montor, der sich besonders durch seine auf die päpstliche Geschichte bezüglichen Schriften als fleißiger und geistvoller Historiker bekannt gemacht hat, seinen „Machiavel, son génie et ses erreurs" noch durch einen dritten Band, den er herauszugeben im Begriff steht, vermehren. Derselbe wird eine Reihe neuer Documente, welche zur Kenntniß Machiavelli's und seines Charakters von Wichtigkeit sind, und unter Anderm auch den „Anti-Machiavel" Friedrich's des Großen, in seiner ursprünglichen, von Voltaire vielfach willkürlich veränderten Gestalt enthalten. 17.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 194. — 13. Juli 1846.

Die preußische Verfassungsfrage und das nordische Princip. Von einem Östreicher.

Vierter und letzter Artikel.

(Beschluß aus Nr. 193.)

Wir haben uns von unserm eigentlichen Gegenstande etwas weit entfernt: wir wollten von den Verhältnissen der polnischen Provinzen zu der preußischen Verfassungsfrage reden; aber indem wir uns damit beschäftigten, erscholl die Kunde von jenem neuen Auflehnungskampfe der polnischen Nationalität, und diese Kunde wirkte dergestalt auf unsere Stimmung, daß wir zu einer ruhigen Besprechung, auf ein sogenanntes wissenschaftliches Raisonnement, uns unfähig fühlten. Doch mag auch aus obigen Zeilen unsere Ansicht hinlänglich hervorgehen. Unser Verf. betrachtet eine reichsständische Verfassung für Preußen als das einzige, aber auch völlig durchgreifende Mittel, um diesem lose zusammenhängenden Staate eine feste organische Einheit zu gewähren. Durch solche Verfassung würden namentlich jene neuerworbenen Provinzen, die den historischen Entwickelungsgang Preußens nicht mitgemacht, aufs schnellste mit den alten Kernlanden zu einem Ganzen verwachsen. Er begreift unter jenen: Sachsen, Westfalen, die Rheinprovinzen und die polnischen Provinzen. Was diese drei erstern betrifft, so haben wir schon im dritten Artikel unsere Ansicht dahin ausgesprochen: daß sie und vielleicht noch manche andere norddeutsche Länder eine natürliche Verwandtschaft mit Preußen haben, ein in der Zeit begründetes Streben, sich von dieser stärkern Monas anziehen und amalgamiren zu lassen, und daß nur jenes widernatürliche bureaukratische System im Vereine mit der provinzialständischen Verfassung diesem wahrhaft historischen und durch innere Nothwendigkeit gebotenen Processe im Wege gestanden habe. Was aber die polnischen Provinzen betrifft, so können wir mit dem Verf. nicht übereinstimmen. Wenn überhaupt zwei ganz verschiedene Nationalitäten in heutiger Zeit zu einer wahrhaften Staatseinheit verschmolzen werden können, so kann es freilich allein auf dem Wege einer freien gemeinschaftlichen Volksverfassung geschehen. Aber damit ist nicht gesagt, daß eine solche Volksverfassung das Unmögliche möglich machen könne, daß sie ein Universalmittel zur Aufhebung jeglicher Verschiedenheit der Nationalitäten sei. Eine Grenze hat hier die Natur auch gesetzt: Verwandtes läßt sich aufeinander pfropfen, aber das Heterogene kann nie auf organische Weise sich miteinander verbinden. Wir halten die polnischen Provinzen, so weit sie noch nicht germanisirt sind, überhaupt nicht dafür bestimmt, ein Theil des preußischen Staats zu werden. Es ist immer schwer oder vielmehr unmöglich, mit Bestimmtheit anzugeben, wie sich die Geschichte gemacht haben würde, wenn von den Vorfahren anders gehandelt wäre und wenn andere Ereignisse sich zugetragen hätten.

So lassen wir es denn auch dahingestellt sein, ob eine preußische Volksverfassung im J. 1815 die Nationalität der Polen nicht besiegt haben würde. Es wäre möglich, doch glauben wir es nicht, schon aus dem Grunde nicht, weil die preußischen Polen zu edelherzig und zu national dachten, um selbstsüchtig ihr Schicksal auf eigene Hand sich zu machen und die engen Bande, mit welchen sie an ihren der russischen und östreichischen Herrschaft unterworfenen Brüdern gefesselt waren, egoistisch zu lösen. Aber hätte ein in großartigem Geiste entworfenes und durchgeführtes Verfassungsleben auch damals eine solche Wunderwirkung hervorbringen können, so ist sie jetzt doch auf keinen Fall mehr möglich. Dreißig versäumte Jahre wiegen schwer in heutiger Zeit; sie lassen sich nicht wieder nachholen. Der Wille der Polen ist seit dieser Zeit entschiedener geworden; das Bewußtsein ihrer Verbrüderung, ihres heiligen Anrechts auf einen selbständigen nationalen Staat hat in schwerer Schicksalsschule mit solch' allmächtiger Klarheit sich ihrer bemächtigt, daß eine Incorporation der Gesinnung auf geistig-friedlichem, gesetzlichem Wege zur moralischen Unmöglichkeit geworden ist. Man muß ihnen diese nationale Selbständigkeit entweder gewähren, oder man muß sie sämmtlich auf gewaltsam-grausame Weise mit Stumpf und Stiel ausrotten. Was mit der Muttermilch schon eingesogen wird, heiß, glühend, unzerstörbar; was die Basis des ganzen Wollens und Charakters von frühester Jugend auf bildet; was mit allen Hochgefühlen der menschlichen Brust aufs engste verschmolzen ist, mit den Zügen der Mutter, mit dem Enthusiasmus der Knabenjahre, mit der Religion u. s. w.: Das läßt sich durch eine blos negative Freiheit (für die Polen wenigstens blos negativ und deshalb keine wahre Freiheit) nimmermehr paralysiren.

Aber eben um desto mehr ist eine Verfassung für die übrigen preußischen Provinzen das dringendste Bedürfniß. Der Verlust der polnischen Provinzen ist in gewisser Beziehung wirklich ein Verlust für Preußen, nämlich ein äußerer, materieller. Dieser Verlust steht bevor; er wird durch moralische Pflichten, durch eine edlere Politik geboten. Preußen muß sich auf diesen Verlust vorbereiten; es muß auf einen Ersatz für denselben bedacht sein. Und dieser Ersatz für den äußern Verlust kann vorläufig nur in einem Zuwachse von innerer Kraft und Einheit bestehen, und dieser Zuwachs kann wiederum einzig und allein durch eine allgemeine Volksverfassung bewerkstelligt werden. Ob das gegenwärtige bureaukratisch-absolutistische Preußen ohne die polnischen Provinzen bestehen könne? das ist eine Frage, die wir nicht erörtern wollen, weil sie uns nicht im mindesten interessirt. Aber Das wissen wir, daß es jenen Verlust leicht verschmerzen kann, wenn sich wirklich ein freies Staatsleben, getragen von den lautern Grundsätzen christlicher Gerechtigkeit und Liebe, in seinem Innern entwickelt. Die polnischen Provinzen würden in dieser Beziehung mehr ein Hinderniß als eine Unterstützung sein, während sie, von Preußen getrennt und mit dem übrigen Polen zu einem freien Staate vereinigt, den Beruf Preußens auf das kräftigste unterstützen würden.

Es war unser Plan, die Ansichten unsers Verf. über die Verfassungsfrage in Beziehung auf Östreich in einem fünften Artikel zu besprechen; aber schon haben wir den Raum überschritten, den diese Zeitschrift einem einzelnen Werke widmen kann. Wir brechen daher hier ab und wollen nur noch in wenigen Worten die Ansicht des Verf. dem Leser vorführen. Wenn derselbe die einigende Kraft einer freien Volksverfassung schon in Beziehung auf Preußen etwas zu überschätzen scheint, so thut er dieses in Beziehung auf Östreich in noch weit höherm Grade. Er ist der Überzeugung, daß Östreich nur eine gemeinschaftliche freie Verfassung für seine verschiedenen Provinzen zu decretiren brauche, um in wenigen Jahren zu einem völlig einigen Staate und zu einem einzigen Volke verschmolzen zu sein. An solche zauberhafte und zu gleicher Zeit unsittliche Wirkungen glauben wir Gott Lob nicht. Wir glauben nicht, daß die Italiener, Magyaren, Slawen und Deutsche so oberflächliche, charakterlose Wesen sind, daß sie ihre innerste Eigenthümlichkeit und Verschiedenartigkeit so wohlfeilen Kaufes aufgeben würden. In der That begreifen wir nicht, warum der Verf. nicht lieber gleich einen europäischen Universalstaat mit gemeinschaftlicher Verfassung vorschlägt, da ihm die Nationalitäten so leicht wiegen und als unwesentliche Übelstände erscheinen. Denn ein solcher Verschmelzungsproceß möchte für ganz Europa und selbst für alle fünf Erdtheile eben nicht mehr und nicht weniger schwierig sein als für die östreichischen Provinzen. Was aus Östreich in Zukunft werden soll, das ist freilich schwer zu sagen, und wir glauben, daß der Fürst Metternich diese Frage nicht wohl beantworten kann; aber so viel wissen wir doch gewiß, daß ein weit verwickelterer historischer Entwickelungsproceß diesen seltsamen Staat (wenn man es so nennen will) in der Zukunft erwartet, als der Verf. auf dem Papiere nach seinen vernunftrechtlichen Principien à la Rotteck mit ihm vorzunehmen für gut findet.

F. von Florencourt.

Die Verbreitung des deutschen Volkes über die Erde. Ein Versuch von Wilhelm Stricker.

(Fortsetzung aus Nr. 193.)

Im zweiten Buche betrachtet der Verf. die Deutschen im russischen Reiche, in Spanien und in Großbritannien. In Bezug auf das erstgenannte Land beginnt der Verf. folgendermaßen: „Nicht minder wichtig als für Ungarn und Siebenbürgen ist, was auch Hr. v. Custine und die Schmähschrift «La Russie envahie par les Allemands» dagegen vorbringen möge, die deutsche Nation für Rußland gewesen. Seit Peter dem Großen sind fast ausschließlich Männer aus Deutschland, aus den Ostseeprovinzen und Söhne von in Rußland eingewanderten Deutschen die Verbreiter der Bildung in diesem Reiche und die gewaltigsten Vertreter der russischen Interessen gewesen. Wir brauchen nur an die aus deutschem, nämlich holsteinischem und anhaltischem Blut entsprossene Kaiserfamilie und an die drei einflußreichsten Staatsmänner Rußlands, Münnich, Ostermann und Nesselrode, zu erinnern. Es wäre zu lang, die Namen der russischen Feldherren von deutschem Blut hier zu nennen: genug, daß bis jetzt nur sieben Nationalrussen im Kriege sich ausgezeichnet haben. Wir erinnern in anderer Hinsicht an die deutschen Gelehrten der Hochschule Dorpat und die Zierden von Petersburg, Moskau und Kasan. . . . Das gebildete Europa verdankt die Kenntniß Rußlands fast ausschließlich deutschen Quellen, von Herberstein's Reise bis zu Kohl's Schriften. . . . Krusenstern und Kotzebue sind die berühmtesten Erdumsegler der russischen Marine. . . . Deutsche Bergleute beuten die Schätze Polens, wie des Urals und Siberiens aus; deutsche Lehrer sind die Zierden sämmtlicher russischen Hochschulen; das ganze Medicinalwesen des Reichs ruht in den Händen deutscher Ärzte und Apotheker, und das Wohl der kaiserlichen Familie war noch stets deutschen Leibärzten anvertraut. Beiweitem die meisten dieser Kräfte kamen aus den deutschen Ostseeprovinzen Livland, Kurland, Esthland. Bis vor wenigen Jahren hielt das große Publicum in Deutschland die Kur- und Livländer für Russen, ebenso wie die Holsteiner und Schleswiger für Dänen, wie die Belgier und Elsasser für Franzosen. . . . Noch jetzt tritt in den Ostseeprovinzen alle drei Jahre der Landtag zusammen, wo unter dem Vorsitze des Landtagsmarschalls die Landboten sich vereinigen. Natürlich unterliegen alle Beschlüsse des Landtags der Bestätigung der Regierung, auch steht an der Spitze der Verwaltung ein mächtiger Statthalter, der von der Regierung eingesetzt ist. Der erste Mann nach diesem ist der Landesbevollmächtigte, der die Provinzen in Petersburg vertritt."

Über das Verhältniß der Ostseeprovinzen zu Rußland sagt Kohl: „Die Unzufriedenheit der Provinzen entspringt keineswegs aus deutscher Gesinnung oder Hinneigung zu einem deutschen Staat, etwa Preußen. Hier sind die Stände gleich gemacht, der Adel beschränkt (eximirter Gerichtsstand? rheinische Autonomie?), die mittelalterlichen Privilegien der Städte aufgehoben, die Juden in ihre menschlichen Rechte eingesetzt, die Zünfte eingerichtet, die Leibeigenschaft mit der Wurzel ausgerottet und alle Staatsbürger auf gleiche Weise zur Steuer-, Dienst- und Wehrpflicht gezogen. In den Ostseeprovinzen dagegen besteht in hundertfacher Hinsicht noch mittelalterlicher Zustand. Die eximirten Stände sind frei von Abgaben und Wehrpflicht, die alte Lehnsherrschaft steht hier noch in ziemlich

unversehrter Pracht. Die Literaten stehen dem Adel gegenüber, wie zu Luther's Zeiten; und es gibt kein Stück Landes mehr in der Welt, dessen Zustand in dem Grade dem Mittelalter gleicht wie die drei baltischen Herzogthümer. Daher lieber Rußland mit seinen schlechten Gerichten, mit seiner Bestechlichkeit, aber auch mit seinen geringen Steuern und seiner starken, Vertrauen erweckenden Macht, als Preußen mit seiner Ordnung, seiner gleichwaltenden Gerechtigkeit, seiner Schulmeisterei und Bevormundung. Preußens consequente Vernunft litte keine Einwendung, mit Rußlands Absolutismus findet man sich doch zuweilen ab. . . . Wie die ganze deutsche Bevölkerung der Russen, so stehen im Lande selbst Adel und Bürger sich scharf getrennt gegenüber . . . Früher gab es in Livland wenige Steuern und keine Kriegspflicht; mit der russischen Eroberung wurde dies anders: die Bewohner wurden in zwei Classen getheilt, in Solche, welche der Kopfsteuer und andern Abgaben, auch der Rekrutenstellung unterworfen sind, die Okladisten, und in Solche, die davon frei sind, die Exempten. Die Bauern, die verdeutschten Eingeborenen, ferner die Handwerker, Künstler und Krämer gehören, sobald sie russische Unterthanen geworden sind, zu den Okladisten, welche noch unter dem Stocke stehen; daher suchen alle Wohlhabenden sich dieser Classe zu entziehen, indem sie sich so lange wie möglich die Eigenschaft als Ausländer zu erhalten oder durch Erlangung von Ämtern oder Adelsdiplomen zu den Exempten aufzuschwingen wissen. Die höhern Stände der Herzogthümer, die Exempten, bestehen neben Großhändlern und Adel auch aus den Literaten (Geistliche, Advocaten, Professoren und Ärzte). Sämmtliche livländische Literaten sind Deutsche, und was sich von fremden Nationalitäten unter ihnen eingeschlichen haben sollte, konnte es nur durch seine Verdeutschung. Die periodische Literatur der Ostseeprovinzen ist durchaus deutsch; in Riga erscheinen sechs deutsche Blätter, in Dorpat fünf, in Mitau zwei, in Pernau, Libau und Reval deutsche Wochenblätter. Dazu kommen noch neun Blätter in Petersburg und eine Waaren- und Schiffsliste in Kronstadt. Es erscheinen demnach in Rußland in Allem 24 deutsche Zeitschriften, wovon 13 den Ostseeprovinzen angehören, und diese machen über ein Siebentel sämmtlicher russischer Zeitschriften aus, deren Zahl 142 beträgt. In Deutschland sind deren gegen 900. Von diesen 142 sind nur 99 in russischer Sprache geschrieben, acht französisch, vier englich, drei polnisch, drei lettisch und eine italienisch in Odessa. Auch in Beziehung auf die nicht periodische Literatur neigen die Ostseeprovinzen durchaus nach Deutschland hin. Man verfolgt dort den Gang unserer Literatur mit Aufmerksamkeit, während die russische fremd bleibt und die Kenntniß dieser Sprache sich nicht über das Bedürfniß hinaus erstreckt. Der Haupthebel der Russificirung der Ostseeprovinzen ist die griechische Religion, welche mit dem Russenthum unauflöslich fest verbunden ist. Die griechische Kirche stand von jeher der lutherischen im Ganzen weniger feindlich gegenüber als der römischen, ist auch weniger proselytenmachend, als sie vielmehr das Entweichen ihrer Angehörigen verhindert; aber ihre Vertheidigung ist so ausgedehnt, daß sie nicht selten in Angriff übergeht. Die Gesetze, daß alle unehelich oder in gemischter Ehe erzeugte Kinder in griechischer Religion erzogen werden müssen, daß ein Religionswechsel nur zu derselben stattfinden darf, daß, wer einmal das Abendmahl nach griechischer Weise genossen hat, schon dadurch der griechischen Kirche angehört: — alle jene Bestimmungen führen der griechischen Kirche jährlich eine Menge mehr oder weniger unfreiwilliger Bekenner zu. Das letztgenannte Gesetz ist besonders wichtig bei dem Heere, wo einzelne lutherische Soldaten unter lauter griechischen dienen und die übrigen Ceremonien dieser Kirche unter den Waffen mitmachen müssen. Dazu kommen noch manche Bestimmungen der Regierung für einzelne Fälle, z. B. daß die Söhne der mit confiscirten polnischen Gütern beliehenen Offiziere griechisch werden müssen, um diese Besitzungen erben zu können" u. s. w.

Von diesen Russificirungsversuchen urtheilt Kohl sehr richtig folgendermaßen: „Ihrer selbst und um des allgemeinen Wohles willen müßte die russische Regierung, wenn sie sich von einer richtigen Politik leiten lassen wollte, diese Ausrottung deutscher Sitte und Sprache, die offenbar zugleich eine völlige Ausrottung deutschen Geistes und deutscher Tüchtigkeit sein würde, zu verhüten suchen. Da Rußland bisher den Deutschen noch beinahe Alles verdankt, so sollte es das Glück zu schätzen wissen, daß es ein Stück von Deutschland zu seiner Verfügung hat, aus dem es, wie aus einer Pflanzschule, viele sehr nützliche Männer und treue Unterthanen ziehen kann, und es sollte daher den guten deutschen Geist auf alle Weise zu erhalten suchen. Wenn es aber fortfährt, die Deutschen mit Tataren und Tungusen auf Einem Fuße zu behandeln, so werden die Quellen tüchtiger Feldherren, Staatsmänner, Lehrer und Bürger gar bald versiegen."

Nachdem nun der Verf. noch einen Blick auf die Deutschen in Finnland geworfen, geht er zu denen in Südrußland über mit den Worten: „Nicht wie die Deutschen an der Ostsee, mit Bildung, Reichthum und Macht ausgerüstet; nicht herrschend über ein überwundenes Geschlecht und den heutigen Herrschern geschlossen gegenüberstehend; aber ehrenwerth durch den Fleiß und die Tüchtigkeit, mit der sie alle Schwierigkeiten überwunden und eine geachtete Stellung sich errungen, sind die Deutschen in Südrußland, Männer des Pflugs, wie jene Männer der Feder und des Schwerts. Die deutschen Ackerbaucolonien in Südrußland zerfallen in zwei Abtheilungen, die an der Wolga und die am Schwarzen Meere." Die erstern bereiste und beschrieb Prof. Erdmann im August 1815: er bezeichnet ihren materiellen Zustand als nicht gerade günstig, ihren geistigen als äußerst vernachlässigt. Als später Alexander v. Humboldt, Ehrenberg und Rose dieselben im J. 1829 besuchten, fanden sie solche blühend und die deutschredenden Einwohner durch Wohlstand und Reinlichkeit ausgezeichnet.

Von den in der Gegend von Odessa gelegenen deutschen Ansiedelungen spätern Ursprungs hat in der neuesten Zeit Kohl in seiner gemüth- und geistvollen Weise höchst anziehende Schilderungen gegeben, aus denen wir hier nur Einiges hervorheben. Die Colonisten sind auch hier größtentheils Schwaben und wurden um das Jahr 1810 von der russischen Regierung zur Einwanderung veranlaßt. Die Beschwerden der ersten Ansiedelung waren so groß, daß viele Deutsche starben, noch ehe sie das Land in Besitz genommen, und nur sehr wenige den bessern Zustand der Dinge erlebten. Unglaubliche Hindernisse und Übelstände überwanden jedoch endlich deutscher Fleiß und deutsche Ausdauer, sodaß gegenwärtig die dort wohnenden Schwaben nicht nur vollkommen bequem eingebürgert, sondern sogar in jeder Hinsicht ihren russischen Nachbarn überlegen sind. „Die sämmtlichen deutschen Colonien Neurußlands haben 25,000 Einwohner und stehen unter dem «Comité der Colonien» in Odessa, dem ein russischer General vorsitzt und bei dem, obgleich alle Angestellte auch Deutsch verstehen müssen, alle Verhandlungen Russisch sind. Dieser Ausschuß steht wieder, wie der der Wolgacolonien, unter dem Coloniedepartement des Ministeriums des Innern in Petersburg. In der Krim liegen 16, 1804 und 1805 gegründete, zusammen 4000 Einwohner, meist Würtemberger, Elsasser und Schweizer, zählende deutsche Ortschaften. Im J. 1816 gründeten ausgewanderte Würtemberger in Georgien, jenseit des Kaukasus, sechs deutsche Gemeinden. Die Verfassung der einzelnen Colonien ist demokratisch. Die Schulzen, sowie die Oberschulzen und die Schreiber bei den Ämtern werden von den Bauern durch Kugelung gewählt. Ackerbauende deutsche Colonisten zählt Rußland in Allem 235,000. Dazu kommen noch deutsche Bergwerkscolonien in Westsibirien. . . . Versuchen wir eine statistische Übersicht der Deutschen in Rußland, außer den in den Hauptstädten wohnenden, zu geben, so finden wir in den Ostseeprovinzen in runder Summe etwa 100,000, wovon 38,000 auf Kurland bei einer Gesammtbevölkerung von 507,000 kommen. Von 1000

Einwohnern der Ostseeprovinzen sind 900 Esthen oder Letten, 50 Deutsche und 30 Russen, die übrigen in Esthland und Livland sind Schweden, in Kurland Juden. Unter 100 Deutschen sind etwa 10 Adelige, 80 Bürgerliche von ursprünglich deutscher Herkunft und 10 verdeutschte Urbewohner. Die Dichtigkeit der Bevölkerung beträgt in Kurland 1000, in Livland 800, in Esthland 300 Menschen auf die Quadratmeile. Einschließlich der ackerbauenden Colonien und der zusammenwohnenden Deutschen in den Städten können wir eine Gesammtzahl von einer **halben Million Deutschen in Rußland** annehmen."

Vom fernsten Osten geht der Verf. nach dem weitesten Westen, zu den deutschen Ansiedelungen in Spanien über, und schildert dieselben nach den Angaben von Zschokke, Schlosser, Büsching, Hösken und Barrow. „Ein Baier, Joseph Kaspar Thürriegel aus Gossersdorf (geb. 1733) war es, der im Auftrage des Olavides die unwirthbaren Thäler und Höhen der spanischen Sierra-Morena zuerst fruchtreich und bevölkert machte, indem er 1769 7326 deutsche Haushaltungen nach Spanien führte. Im J. 1777 besaß die Colonie bereits drei Städte: La Carolina, den Hauptort und Sitz des Statthalters, mit 6—7000 Einwohnern, dann Carlota und Luisiana. Später haben sie ihren Wohlstand und ihr Ansehen noch vermehrt."

Sehr wenig bekannt sind die deutschen Ansiedelungen in Irland, über welche sich einige Angaben in Bran's „Miscellen der ausländischen Literatur" (1842, Heft 5) finden. „In der nächsten Umgebung von Adare bei Limerick hat ungefähr vor 140 Jahren sich ein eigenthümlicher Stamm von Fremden niedergelassen, welche sich noch jetzt sehr von andern Leuten abgesondert halten. Sie werden Palatines oder Pfälzer genannt. Im Anfange des vorigen Jahrhunderts führte nämlich Lord Southwell eine Schar deutscher Protestanten nach Irland ein und wies ihnen Court-Matres zum Wohnsitz an" u. s. w. Ordnung und Reinlichkeit, Fleiß und Redlichkeit werden bei dieser Colonie, ebenso wie bei denen in Spanien und Rußland, als die hervorstechendsten Eigenschaften der deutschen Ansiedler genannt. Ebenso heißt es von der flämischen Bevölkerung in Südwales, einer flandrischen Colonie zwischen Caermarthen-Bai und David's Head: „Sie sind reinlicher als ihre Nachbarn und sprechen kein Wälsch, sondern eine englische Mundart, die der der schottischen Hochlande nahe kommt, mit vielen niederdeutschen Worten."

(Der Beschluß folgt.)

Bibliographie.

Becker, W. A., Handbuch der römischen Alterthümer. Nach den Quellen bearbeitet. 2ter Theil. 2te Abtheilung. Leipzig, Weidmann. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Blum, G., Meerblumen. Liederkranz für Seeleute. 2te Auflage. St. Pauli. 1845. Gr. 12. 5 Ngr.

Bürk, A., Ulrich von Hutten, der Ritter, der Gelehrte, der Dichter, der Kämpfer für die deutsche Freiheit. Dresden, Arnold. 8. 1 Thlr.

Coquerel, C., Die Verfolgungen der protestantischen Kirche in Frankreich seit dem Ende der Regierung Ludwig's XIV. bis auf die neuere Zeit. Für das deutsche Volk bearbeitet von G. **Schilling**. Stuttgart, Verlagsbüreau. 8. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Cussy, F. de, Consul-général à Palerme, Dictionnaire ou manuel-lexique du diplomate et du consul. Leipzig, Brockhaus. 8. 3 Thlr.

Dahlmann, F. C., Geschichte der englischen Revolution. 4te verbesserte Auflage. Leipzig, Weidmann. 8. 2 Thlr.

Encke, J. F., Ueber das Verhältniss der Astronomie zu den andern Wissenschaften. Eine Vorlesung in dem wissenschaftlichen Vereine zu Berlin. Berlin, Besser. Gr. 8. 7½ Ngr.

Erdt, F., Der Jesuit. Dramatisches Charaktergemälde in 5 Acten. Danzig, Gerhard. 12. 25 Ngr.

Frankl, L. A., Don Juan d'Austria. Heldenlied. Leipzig, Weber. Gr. 8. 2 Thlr.

Gräße, J. G. T., Handbuch der allgemeinen Literaturgeschichte aller bekannten Völker der Welt, von der ältesten bis auf die neueste Zeit. Ein Auszug aus des Verfassers größerem Lehrbuche der allgemeinen Literärgeschichte. 2ter Band: Literaturgeschichte des Mittelalters. Dresden, Arnold. Gr. 8. 3 Thlr. 22½ Ngr.

Kohl, J. G., Die Marschen und Inseln der Herzogthümer Schleswig und Holstein. Nebst vergleichenden Bemerkungen über die Küstenländer, die zwischen Belgien und Jütland liegen. Drei Bände. Dresden, Arnold. Gr. 12. 5 Thlr. 20 Ngr.

Mundt, T., Die Götterwelt der alten Völker. Berlin, Morin. 8. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Nicol, G., Gedichte. Hannover, Kius. Gr. 12. 1 Thlr.

Oelckers, T., Tolle Welt. Ein Roman. Zwei Theile. Leipzig, Rößling. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Schefer, L., Laienbrevier. 5te unveränderte wohlfeile Auflage. Berlin, Veit u. Comp. Gr. 16. 1 Thlr. 15 Ngr.

Schneeglöckchen. Gedichte von K. **Fröhlich**, G. **Thölde** und F. **Bethke**. Berlin, Springer. 12. 6¼ Ngr.

Wohlgeboren-Wohlbrück, Minna, Reise-Erinnerungen. Berlin, Duncker und Humblot. 8. 1 Thlr.

Tagesliteratur.

Bergius, C. J., Das Geld- und Bankwesen in Preußen. Breslau, Aderholz. Gr. 8. 10 Ngr.

Die Ergebnisse unserer Tage als Vorläufer einer bessern Zeit, nebst Andeutungen, wie und durch wen Letzteres zu begründen sei. Oeconomisch-statistische Betrachtungen eines practischen Landmannes. Hamburg, Perthes-Besser und Mauke. Gr. 8. 1 Thlr.

Franz, F. T., Mein Glaubensbekenntniß. Landau, Kaußer. Gr. 8. 2 Ngr.

Kröger, J. C., Mittheilungen über Pestalozzi und seine Erziehungsmethode. Hamburg, Perthes-Besser und Mauke. 8. 12½ Ngr.

Niebuhr, M., Bankrevolution und Bankreform. Wort eines Laien für Laien. Berlin, Besser. Gr. 8. 16 Ngr.

Peel, R., Rede gegen die Schutzzölle, gehalten in der Parlamentssitzung vom 22. Januar 1846. Ins Deutsche übertragen von A. **Kretzschmar**. Grimma, Verlagscomptoir. Kl. 8. 6 Ngr.

Die Pestalozzi-Feier zu Hamburg. Hamburg, Perthes-Besser und Mauke. Gr. 8. 12½ Ngr.

Prochel, J. G., Jubel-Predigt über 1. Cor. 2, 1. 2. Stolp, Fritsch. 8. 3 Ngr.

Röhr, J. F., Die gute Sache des Deutsch-Katholizismus. Ein Zeugniß für dieselbe. Weimar, Hoffmann. 8. 10 Ngr.

Schell, F. J., Das alte und neue Hohepriesterthum und der Deutsch-Katholizismus. Leipzig, Einhorn. 8. 4 Ngr.

Die Sprecher für die Deutsch-Katholiken in der gegenwärtigen sächsischen Ständeversammlung. 2tes Heft: Die Sprecher der II. Kammer. Nebst dem Deputationsberichte, den Kammerbeschlüssen und einer vergleichenden Übersicht beider mit der Regierungsvorlage, dem Deputationsberichte und den Beschlüssen der II. Kammer. Leipzig, Melzer. Gr. 8. 7½ Ngr.

Uhlich, Christenthum und Kirche. 2te Auflage. Leipzig, Klemm. 12. 5 Ngr.

Die polnische Verschwörung zu Anfang des Jahres 1846. 2te durchaus umgearbeitete und berichtigte Auflage. Grimma, Verlagscomptoir. Kl. 8. 10 Ngr.

Zollvereinsfragen Anfang 1846. Die Zölle auf Garne. Die Belange der preußischen Ostseeprovinzen. Das Schifffahrtsgesetz. Die Note des Grafen Aberdeen. Die Tarifvorschläge von Sir Rob. Peel. Berlin, Besser. Gr. 8. 12 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: **Heinrich Brockhaus**. — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 195. — 14. Juli 1846.

Schelling's Vorwort zu H. Steffens' Nachgelassenen Schriften.

Wir beeilen uns, den weiten Kreis der Leser d. Bl. mit dem „Vorwort" bekannt zu machen, welches in einem besondern Abdruck vor uns liegt, wie es denn, abgesehen von seinem nächsten einleitenden Zweck, eine umfassendere Bestimmung und eine größere Bedeutung hat und, obwol in fragmentarischer Form, ein selbständiges Ganzes ist.

Während wir schon lange warten und hoffen, daß der alte Meister die reichen Ergebnisse vieljähriger, unermüdlicher Forschungen nicht blos seinen Zuhörern, den nächsten Augen- und Ohrenzeugen seiner auch im höhern Alter noch jugendlich-rüstigen Geisteskraft, sondern auch dem gesammten Vaterlande und der Welt mittheile, überrascht er uns mit diesem Vorwort, welches noch mehr als eine frühere Vorrede, in der er nach langem Schweigen ein kräftiges Zeugniß wider eine verfängliche Richtung der Philosophie ablegte, lebhafte Theilnahme in Anspruch nimmt und noch gewaltiger in die Evolutionen der streitenden Mächte dieser Zeit eingreifen wird.

Es sind zunächst theologische und kirchliche Fragen der Gegenwart, auf die wir hier aus einem freien, unumwölkten Standpunkte klare und überzeugende, selbst in den bloßen Andeutungen befriedigende Antwort erhalten: das wohlbegründete Gutachten eines reichbegabten, tiefforschenden und erfahrungsreichen Lebens, dessen Zeugniß hoffentlich unter dem Tagsgeschwätz der Parteien nicht verhallen wird wie die Stimme eines Predigers in der Wüste.

Fragt man: Woher Hr. v. Schelling Veranlassung genommen, gerade in der Vorrede zu Steffens' literarischem Nachlaß, auf solche Weise das Wort zu nehmen und Streitfragen zu besprechen, die jetzt die Gemüther bis in die untersten Schichten des Volkes hinab bewegen? Es ist das ebenso wol ein Wort an seinem Orte wie zu rechter Zeit. Steffens diente mit Leib, Seele und Geist der Wissenschaft; aber er isolirte sie nicht vom Leben; sie sollte selbst dem Leben dienstbar werden, obwol in der unbeschränktesten Selbständigkeit und Freiheit. So wenig er die Resultate der Forschung nach dem Maße ihrer praktischen Brauchbarkeit zu würdigen geneigt sein konnte, so wenig vergaß er: daß grau ist alle Theorie, doch grün des Lebens frischer Baum. Der tiefe Blick in die Geheimnisse der Natur hatte ihm auch das Verständniß der Geheimnisse des Menschenlebens geöffnet, zu dem sein reiches, inniges Gemüth ihn hinzog. Sowie seine Naturanschauung ursprünglich eine religiöse war und seine wissenschaftlichen Bestrebungen und Leistungen nie und nirgend das religiöse Element verleugneten, so wurzelte auch sein ganzes Wesen immer tiefer im Christenthum und bürgerte sich in die Kirche ein, mit evangelischer Glaubenskraft und Gesinnung. Die seelenvolle, lebendige Theilnahme eines so frischen und starken Gemüths an den Zeiterscheinungen auf kirchlichem Gebiete macht es begreiflich, wie derselbe Mann, der mit der feurigsten Liebe der Naturwissenschaft zugethan war und wohl begriff, daß das längste Leben nicht ausreiche, ihre Tiefen zu erschöpfen, auch theologischer Schriftsteller werden konnte, und zwar einen ausgezeichneten Beruf dazu bethätigend. Steffens ist Einer der Wenigen, deren ungemeine Vielseitigkeit nicht auf Unkosten der Gründlichkeit erworben ward; er ist auf jedem Gebiet, auf dem er sich bewegte, ein tüchtiger Mann, der da kann was er will, weil sein Wille jene Klarheit und Energie gewonnen hat, welche nur die Gewalt einer reinen Liebe freien Geistern mittheilt. Auch seine Novellen, in welchen er einen köstlichen Schatz sinniger Dichtungen hinterlassen hat, bezeugen: daß er ebenso gründlich das Menschenleben wie die Natur beobachtet und erforscht hatte; daß die wichtigsten Fragen der Zeit ihn nicht blos oberflächlich berührten, sondern tief ergriffen, von ihm mit freiem Geiste aufgefaßt und möglichst erschöpft wurden, und daß recht eigentlich nichts Menschliches ihm fremd, sondern ein Gegenstand liebevoller Theilnahme und tiefsinniger Betrachtung war. Wissenschaft und Gesinnung standen bei ihm im schönsten Einklang.

Die nachgelassenen Schriften des geistreichen und liebenswürdigen Mannes konnten sonach nicht zweckmäßiger eingeleitet werden als durch den Inhalt des Vorworts, in welchem Schelling seinem trefflichen, schon früh zur selbständigen Meisterschaft herangereiften Schüler, dem Freunde seiner Jugend und seines Alters, ein

würdiges Denkmal errichtet hat, da er ihm nicht eine Lobrede hielt, sondern Angelegenheiten besprach, welche dem edeln Entschlafenen am meisten am Herzen lagen. Schelling sagt darüber sehr schön:

Kirche und Staat — das sind die zwei Gebiete, in denen allein die Philosophie mit dem öffentlichen Leben sich berührt, und beide sind ihr so nahe gelegt, daß, wie mistrauisch ihr Einfluß auf beide von manchen Seiten noch betrachtet wird, sie durch nichts abgehalten werden kann, sich angelegentlichst mit ihnen zu beschäftigen. Steffens trat vor keiner der großen Aufgaben zurück, und mit derselben Freimüthigkeit, wie er sich über religiöse und kirchliche Verhältnisse geäußert, hatte er auch bei gegebener Veranlassung über Zustände und Principien des Staats sich erklärt. Es gibt Individuen, bei denen der Werth ihrer literarischen Leistungen den ihrer Person übertrifft. Bei Steffens galt das Umgekehrte, insofern als man seine Persönlichkeit noch immer höher anschlagen mußte als seine geistigen Hervorbringungen.

Nachdem Schelling fein berührt hat, wie wenig es bei der Nähe seines Verhältnisses zu dem werthen Freunde und bei der Übereinstimmung ihrer Bestrebungen schicklich erschienen, als Lobredner oder als Beurtheiler seiner Werke vorzutreten, fährt er fort:

Mir stand nur zu, Zeugniß abzulegen für sein hohes und durchaus reines Wollen, wie ich gewiß mehr als irgend Einer unter den hier Anwesenden Ursache hatte, ihm das Wort des römischen Dichters nachzurufen: Vielen Guten starb er beweint, Niemand beweinter als mir! Aber nicht geziemte, unmännlichen Schmerz zu äußern oder zu erregen; vielmehr, wofern ich im Stande war den vollendeten Freund mit Worten zu ehren, so konnte dies auf die würdigste und seinem Sinn gemäßeste Weise nur geschehen, wenn ich an seinen Namen ein frei vom Herzen weggesprochenes Wort knüpfte, das in einer Zeit großer Verwirrung über die wichtigsten Fragen ernstlich Strebenden zu einiger Verständigung und Weisung dienen konnte. In diesem Sinne wurde der gegenwärtige Vortrag gehalten.

Es ist ein weiter Weg von den ersten Anfängen der Speculation durch alle nothwendigen Zwischenglieder bis zu den letzten Resultaten, in welchen das höchste Menschliche sich zusammenfaßt. Steffens erlag nicht der Länge des Weges, wie überhaupt das Ausgezeichnete seines Wesens eine unverwüstliche Jugend des Geistes war.

— — Er hat treu ausgehalten mit dem Vaterlande seiner Wahl, Glück und Unglück der Zeit redlich mitgetragen. Anerkannt von seinem edeln aufs höchste verehrten Könige, hat er neben dem Danke auch den Undank der Welt erfahren, aber aus allen Stürmen eines geistig bewegten und äußerlich wechselvollen Lebens die erquickende Frische seines Geistes und seine gegen alle Menschen liebevolle Gesinnung davongetragen, der wir zuletzt gedenken, um mit der Erinnerung an diese schönste, höher als jede geistige Begabung anzuschlagende Eigenschaft diesen dem Andenken des theuern Freundes gewidmeten Vortrag zu schließen.

Dieser Vortrag, beim Beginn der Sommervorlesungen 1845 gehalten, ist, mit einigen Erweiterungen, der größte Bestandtheil des Vorworts. Mögen nun einige Andeutungen des hauptsächlichsten Inhalts desselben sich anschließen.

Ausgehend von dem ziemlich allgemeinen Zugeständniß, daß die Philosophie damals, als der Name Steffens zuerst in der Literatur genannt wurde, „einen bedeutenden Ruck gethan habe", wird der Meinung, es sei damals viel leichter gewesen, mit neuen Ansichten aufzukommen als gegenwärtig, mit der feinen Bemerkung begegnet:

Liegt nicht eben darin die Anerkenntniß eines bedeutenden Fortschritts, daß man gesteht, es sei jetzt schwerer, zu dem Gefundenen Etwas hinzuzuthun als es damals gewesen, Dasselbe zu finden, und ist nicht eben dies das Zeichen eines glücklich Gefundenen, daß es hintennach als das Einfachste und Müheloseste erscheint?

Steffens' reiches Studium der Natur, das seiner Hinneigung zur Philosophie vorausgegangen und ihm, dem Mineralogen, Geognosten und Geologen, in der Geschichte der Erde die Anschauung einer unergründlichen Vergangenheit, eine ganze Folge von Zeiten aufschloß, in der je die eine die andere zudeckt, Eins dem Andern zu Grunde gelegt wurde, nicht ohne in dieser Unterordnung selbst verändert zu werden, gibt Veranlassung zu einer kurzen, aber anschaulichen und lichtvollen Exposition des Verhältnisses der Philosophie zur Naturforschung. Wir heben nur die denkwürdige Schlußbemerkung heraus:

Die Naturphilosophie, womit noch heutzutage Manche die ganze damalige Philosophie bezeichnen, war nur ein Theil, nur der erste Durchgangspunkt einer Bewegung, die nach dem sie bestimmenden und leitenden Gesetz über die Natur hinausgehen mußte.

Aber worin immer dieser vom Höchsten bis zum Tiefsten reichende Zusammenhang seinen Abschluß fand, nie konnte die erste Beziehung auf die Natur abgerissen werden, ein früh gehörtes Wort mußte sich erfüllen:

Der Tempel, der zum Thron der Gottheit steigt,
Ruht dennoch sanft auf der Natur.

Worauf sich niemals wieder zurückkommen ließ, war:

Der unnatürliche Supernaturalismus, von dem sich damals für immer alle bessern Geister abwandten.

Da einer von unten aufsteigenden Philosophie Gott nur das Ende, aber das nothwendige Ende, und darum zugleich die End-Ursache sein konnte, so erschienen auf diesem höchsten Punkte die Dinge als aufgenommen in die Gottheit.

Immanenz der Dinge in Gott ist der letzte Ausdruck dieser Philosophie. Insoweit ist sie Pantheismus, aber ein unanstößiger und unschuldiger, wenn er rein contemplativ bleibt, d. h. wenn er sich als Darstellung — blos des idealen und logischen Werdens der Dinge erkennt. Im entgegengesetzten Falle entsteht jener monströse Pantheismus, mit einem anfänglich außerhaften Absoluten, einem Gott, der nöthig hat, durch die Natur hindurchzugehen, um sich bewußt zu werden.

Daß ein so plumper Pantheismus so viel Eingang fand, das beweist nur, daß weder jene reine Vernunftwissenschaft die ganze Foderung der Philosophie erfüllt, noch der „schwache Theismus" etwas vermag, der mit Recht schwach heißt, weil er nur in absoluter — nicht Über- sondern Außerweltlichkeit (denn Das ist ein großer Unterschied) eine der Gottheit würdige Stellung zu finden weiß.

Daß Steffens gleichsam unmittelbar von seiner weltlichen Wissenschaft hinweg theologischer Schriftsteller ward, Das würde weniger als damals gegenwärtig auffallen;

da unversehens die ganze Zeit theologisch geworden, Alles ohne Unterschied nach diesen Fragen sich drängt. Die Verhältnisse sind ernst genug: aus wissenschaftlichen Fragen sind kirchliche und damit unvermeidlich politische geworden und die Sachen auf einen Punkt gelangt, wo der Fall des bekannten Solon'schen Gesetzes eingetreten und es keinem gegen seine Mitbürger Wohlgesinnten, der mit seiner Zeit leben und in ihr wirken will, erlaubt ist, gleichgültig zu bleiben, wo er zwar nicht gerade Partei ergreifen (denn er könnte ja hoffen, außer allen Parteien zu bleiben), aber doch seinen Standpunkt nehmen und mit ausdrücklichen unzweideutigen Worten erklären muß.

Schelling bemerkt weiter: es sei auffallend, oder, wenn man die Menschen kenne, auch nicht auffallend, daß man der Philosophie alle Freiheit gestatte, von ihrem Ausgangspunkte durch folgerechtes Fortschreiten wohin immer zu gelangen; nur wann sie ganz absichtslos durch bloße Nothwendigkeit der Sache mit der positiven Religion in Berührung komme, da solle jene Freiheit nicht mehr gelten, da solle die Philosophie sich scheu, entsetzt zurückwenden. Allerdings muß sie, um Philosophie zu sein, schon in ihrem Anfange mit jeder Auctorität gebrochen haben, welche Namen sie trage, auch selbst den Namen christliche Philosophie ablehnen:

nicht nur im Sinne formeller Abhängigkeit, sondern auch im Sinne materieller Übereinstimmung, da diese für sie als Philosophie keine Bedeutung hat. Namentlich wird sie die Folgen der Reformation in ihrer ganzen Ausdehnung und bis zu dem Extrem voraussetzen, zu welchem es nun stufenweise gekommen ist, wenn auch scharfsinnige Geister den nothwendigen Gang längst vorausgesehen hatten.

Wir werden zweckdienlich an eine Äußerung D'Alembert's erinnert, welcher den protestantischen Theologen, sofern sie alle Auctorität in Glaubenssachen verwerfen, so viel Logik zutraut, daß sie die Consequenz ihres Princips so weit als möglich ausdehnen werden, da dann „der Socinianismus, zu dem heutzutage die meisten unter ihnen sich bekennen, früher und später einem offenen und unverstellten Deismus Platz machen wird". D'Alembert verweist auf die Dogmatik eines genfer Theologen, die in der ersten Auflage von der Nothwendigkeit, in der zweiten nur noch von der Nützlichkeit einer Offenbarung handelte und in der dritten wahrscheinlich nur noch die Bequemlichkeit (Annehmlichkeit, commodité) einer Offenbarung statuiren werde. Wenn Schelling meint, es hätte für die vierte Ausgabe die Aufschrift: Von der Unschädlichkeit einer Offenbarung prognosticirt werden können, so ist Das noch keineswegs genug. Der Scharfsinn rationalistischer Theologen hat bereits die Schädlichkeit wenigstens des Offenbarungsglaubens entdeckt. Das Vertrauen des geistreichen Franzosen zur Logik der protestantischen Theologen ist glänzend gerechtfertigt: „Der déisme franc et sans alliage ist öffentlich bekannt und die ausgesprochene Weisheit des Tages". Diese Thatsache setzt der Philosoph voraus; er geht sogar einen Schritt weiter und sagt:

So mußte es kommen; dieser Fortgang war ein nothwendiger. Es mußte einmal tabula rasa gemacht, der Boden völlig eingeebnet werden, wenn das Christenthum ein frei erkanntes und frei angenommenes werden, an die Stelle einer verdumpften Theologie ein von der freien Luft der Wissenschaft durchwehtes und darum allen Stürmen gewachsenes, dauerhaftes System treten sollte, ein System, das die im Christenthum von Anfang enthaltenen, so viele Jahrhunderte wie in einem Schrein verschlossenen Schätze zu allgemeiner Geltung und Erkenntniß brächte.

Darum soll auch durch kein äußeres Mittel der öffentliche Abfall vom Christenthum gehindert werden.

Es selbst will, ja leidet keinen Zwang: stark und mächtig will es sein nur durch sich selbst, jede äußere Hülfe verschmähend; — und welche könnte es noch annehmen, nachdem es in der Reformation sich erhebend, den Schutz und Schirm der größten und dauerndsten Macht, welche die Erde je gesehen, zurückgestoßen hat?

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Verbreitung des deutschen Volkes über die Erde. Ein Versuch von Wilhelm Stricker.

(Beschluß aus Nr. 194.)

Das dritte Buch handelt von den Deutschen in Afrika, Amerika und Australien. „In ganz Afrika finden sich, abgesehen von den deutschen Feldarbeitern und Soldaten in Algier, und von den deutschen Beamten, Ärzten und Missionnairen im ägyptischen Reiche, nur geschichtliche Spuren des Deutschen, welche aber sehr merkwürdig sind, da sie an den ersten und letzten Colonisationsversuch eines deutschen Fürsten erinnern, der in größerm Maßstabe angelegt war und auch zu gelingen schien. Als Brandenburg durch den Frieden von St.-Germain en Laye 1679 Hinterpommern gewonnen hatte und dadurch an das Meer gerückt war, schloß Kurfürst Friedrich Wilhelm der Große mit dem holländischen Kaufmann Raulé wegen Errichtung einer Flotte einen Vertrag auf sechs Jahre ab, demzufolge Raulé in den kurfürstlichen Häfen der Ostsee jederzeit sechs Fregatten von 20—24 Kanonen, nebst einigen kleinen Schiffen im segelfertigen Stande halten sollte, wofür ihm monatlich 5000 Thaler bezahlt wurden. Bald darauf trat Raulé selbst in brandenburgische Dienste und übernahm den Handel nach der Küste von Guinea. Er kam glücklich dort an und schloß mit den Häuptern der Negerstämme auf dem sogenannten Cap der drei Spitzen einen Vergleich, in welchem sie erklärten, daß sie den Kurfürsten für ihren Herrn anerkennen und nur mit brandenburgischen Schiffen handeln wollten. Trotz der Feindseligkeiten, welche nun von den Holländern gegen einzelne brandenburgische Schiffe ausgeübt wurden, und obgleich sie alle Matrosen ihrer Nation aus brandenburgischen Diensten zurückriefen, kam doch die Afrikanische Gesellschaft zu Stande, deren Freiheitsbrief am 18. Reifmonat 1682 unterzeichnet wurde. Der Kurfürst, jedem großen und kühnen Unternehmen hold und ohne Eigennutz, blos an die zukünftigen Vortheile seiner Staaten denkend, gab sehr bedeutende Summen zu dieser Anstalt her und es wurden in Hamburg zwei neue Fregatten zu diesem Zwecke ausgerüstet. Sein Enthusiasmus entzündete auch seine Unterthanen, und ein würdiger Edelmann, Otto Friedrich von der Gröben, übernahm den Befehl jener Schiffe. Glücklich segelte er mit 100 brandenburgischen Soldaten nach jenem Lande, baute daselbst die Feste Großfriedrichsburg, und manche Negerstämme begaben sich freiwillig unter brandenburgischen Schutz. Aber die Eifersucht der Holländer dauerte fort und stellte die Kraft und Ausdauer des Kurfürsten und Gröben's auf harte Proben. Im J. 1687 besaß der Kurfürst vier feste Sitze in Afrika. Dennoch zeigte sich kein schneller Vortheil, und als er endlich, um das Andenken an die gestiftete Gesellschaft zu bewahren, aus dem Goldsande von Guinea Dukaten schlagen ließ, gestand er freimüthig, daß jeder dieser Dukaten ihn zwei koste. Sein Nachfolger Kurfürst Friedrich III. (König Friedrich I.) setzte das Werk seines Vaters fort und scheute gleichfalls keine Kosten, um es zu heben. Doch auch jetzt wollte der gewünschte

Vortheil sich nicht zeigen, bis Friedrich Wilhelm I., der ganzen Sache überdrüssig, seine sämmtlichen Besitzungen in Afrika 1720 an die Holländisch-westindische Handelsgesellschaft für die unglaublich geringe Summe von 7200 Dukaten verkaufte, denen als angenehmes Geschenk noch zwölf Mohrensklaven hinzugefügt wurden."

Eine weit wichtigere Rolle spielen die Deutschen in der Neuen Welt und vor Allen in den nordamerikanischen Freistaaten. Der Verf. theilt nun weiter mit, wie bei der starken Einwanderung von Deutschen in Nordamerika und bei der durch eigene und fremde Schuld herbeigeführten Täuschung der Erwartungen sich hier bald das Bedürfniß der Errichtung von deutschen Unterstützungsvereinen fühlbar gemacht habe. Als solcher entstand die „Deutsche Gesellschaft in Neuyork" und 1843 eine „Deutsche Einwanderungsgesellschaft" in Philadelphia, deren Zweck unter Anderm es ist, arbeitslosen Deutschen, sowol solchen, welche von Europa ankommen, als solchen, welche sich längere Zeit in Amerika befinden, Unterkommen zu verschaffen. „Erst seit 1817 hat die deutsche Einwanderung begonnen mächtig zu werden, während die frühern Einwanderer großentheils ihre Nationalität aufgaben. Die Einwanderung betrug von 1817—26 jährlich etwa 6000, sank dann bis 1830 auf etwa 3000 Personen, nahm dann wieder bis 8000 zu, und ist nun beständig im Steigen. Natürlich wechseln diese Zahlen sehr, besonders da einigemal ganze Religionssekten aus Schlesien und Sachsen einwanderten. Auch werden die Deutschen in Amerika durch Elsasser, deutsche Schweizer und Lothringer, zum Theil auch Holländer und Belgier verstärkt, die sich in der Neuen Welt zu dem Stammvolke halten, von dem sie in der Alten nichts wissen wollen. Wie sehr die Auswanderung nach Nordamerika alle andern überwiegt, zeigt eine Übersicht des Jahres 1844, wo von Bremen aus 146 Schiffe mit 19,863 Auswanderern ausliefen. Davon waren 138 Schiffe mit 19,145 Personen nach den Vereinigten Staaten, sechs mit 496 nach Texas, eins mit 38 nach Brasilien und eins mit 184 nach Australien bestimmt. Im J. 1843 gingen nur 46 Schiffe mit 9953 Auswanderern in See, und seit 1834 fuhren allein von Bremen 556 Schiffe mit 64,690 Auswanderern nach Nordamerika. Allein aus Baiern wanderten von 1835—39 19,000 Menschen mit fast 7 Millionen Gulden Vermögen meist nach Amerika aus. Wie sehr in neuester Zeit das Bestreben nach innerer Ausbildung stets das nach politischer Geltung begleitet, beweist eine 1839 zu Philippsburg (Pennsylvanien) gehaltene Versammlung der «Deutschen Convention», worin diese beschloß, «um das Interesse des Deutschen, besonders der Erziehung, zu wahren», sich alle drei Jahre zu versammeln und folgende Zwecke zu verfolgen: Stiftung eines englisch-deutschen Lehrerseminars, Vermehrung der Volksschulen, Sammlung geschichtlicher und statistischer Nachweisungen über die deutsche Bevölkerung der Vereinigten Staaten, Veranlassung von diplomatischen Verbindungen der Union mit constitutionnellen deutschen Staaten, Belehrung deutscher Einwanderer, Ermittelung und Wahrung ihrer Rechte, Gründung von noch mehren deutschen Vereinen und Hebung der deutschen Literatur."

Der Verf. betrachtet nun das Verhältniß der deutschen Bevölkerung in allen einzelnen amerikanischen Staaten, namentlich in Pennsylvanien und Ohio, wo dieselbe jedenfalls die wichtigste Rolle spielt; er bespricht sodann die communistischen Gemeinden der Würtemberger Rapp, Bäumler, Haller, die verunglückten Colonisationsversuche der Betrüger Preli aus Offenbach und Stephan aus Dresden, und endlich sehr ausführlich die deutsche Journalistik in Nordamerika, mit einer kurzen Abschweifung auf die deutschen Zeitungen außerhalb Deutschlands überhaupt. Dieses Buch schließt mit Anweisungen und Belehrungen für deutsche Auswanderer im Allgemeinen. Aus allen diesen zum Theil sehr interessanten Abtheilungen einzelne Mittheilungen zu machen, verbietet der beschränkte Raum.

Wir gehen sogleich zum vierten und letzten Buche über, welches die Deutschen in einigen europäischen Hauptstädten betrachtet. Die Schilderung des Lebens und Treibens unserer Landsleute in Lissabon ist höchst anziehend. Die Darstellung der Verhältnisse, in welchen die Deutschen in Paris wohnen, würde es nicht minder sein, wenn sie weniger unvollständig wäre und namentlich auf die in letzter Zeit immer bedeutsamer gewordenen innern Beziehungen zwischen beiden Nationen, die gerade in Paris selbst ihren prägnanten Ausdruck finden, mehr Rücksicht genommen hätte. Dazu bedurfte es besonders einer genauern Betrachtung der deutschen Literatur in Paris und einer Darlegung der Motive, welche sie sich in dieser abnormen Eigenthümlichkeit entwickeln ließen. Auch über den Deutschen Hülfsverein wäre noch Manches zu sagen gewesen. Der Bericht über die Deutschen in London erscheint etwas dürftig und trocken, und berührt einzelne Gesellschaften gar nicht, wie z. B. die mit socialistischen Tendenzen, welche sogar eine eigene Versammlungshalle haben. Ähnliches gilt von Stockholm und Christiania. Dagegen sind die Deutschen in Petersburg sorgfältiger und erschöpfender besprochen, wie denn überhaupt in dem ganzen Werkchen Rußland mit besonderer Vorliebe und tiefeingehender Sachkenntniß behandelt zu sein scheint. Die publicistische Richtung Europas während der letzten Jahre, die Aufmerksamkeit, welche es vorzugsweise der drohenden Gefahr von Osten her zuwendet, erklärt diesen Mangel an Gleichgewicht genügend. Über Konstantinopel geht der Verf. flüchtig hinweg, verweilt aber dafür desto länger bei Rom, wo die Schilderung des von deutschen Künstlern gefeierten Cervarafestes in ihrer höchst gelungenen und anziehenden Darstellung dem Leser ein deutliches, abgerundetes Bild des deutschen Humors vor Augen führt. Einige Bemerkungen über die deutschen Elemente in Neapel bilden den Schluß der vorliegenden Arbeit, welche im Ganzen genommen als eine zeitgemäße, deutsche Gesinnung und Art fördernde nicht verfehlen wird, sich den Beifall aller wahren Patrioten und dem Verf. ihre dankbare Anerkennung zu erwerben. 44.

Notiz.

Der Löwe als Hausthier.

Capitain Kennedy erzählt in seinem bereits erwähnten Reisewerke seinen Besuch bei dem französischen Befehlshaber in Medea, dem General Marey, wo der englische Reisende und seine Begleiter in das Leben unter den Beduinen und die wilden Ergötzlichkeiten des Atlas eingeweiht wurden. Dabei wird eines zahmen Löwen gedacht, den der General in seinem Hause hielt. „Der Löwe", wird berichtet, „trat in das Gemach, worin wir uns befanden, von dem Diener blos leicht an der Mähne gehalten, die, obwol nur einen Fuß lang, dem Thiere ein respectables Aussehen gab. Er schien sich wenig daraus zu machen, daß wir Fremde waren, denn indem er wie ein großer Hund im Zimmer umherlief, litt er es, daß wir uns kleine Freiheiten mit ihm herausnahmen, indem wir ihm auf den Rücken klopften, uns eine Pfote geben und seine Klauen und Zähne zeigen ließen. Jedoch zeigte er besondere Vorliebe für seine alten Bekanntschaften; denn er legte sich vor sie nieder und zeigte ihnen, daß er auf dem Rücken gekraut sein wollte. War ihm dies ein paar Mal geschehen, so begann er zu gähnen und schickte sich an einzuschlafen, als man ihm den Rauch einer Cigarre ins Gesicht blies, was ihm augenscheinlich gar nicht zu gefallen schien. Er sprang schnell auf, zog die Nase ein und wies ein paar Reihen scharfer Zähne, — ein sicheres Zeichen, daß ihn das Ding verdrossen. Ein herzliches Niesen schien jedoch schnell seine gute Laune wiederherzustellen; ohne ferner zu grollen, gab er dem Capitain Mortenot, seinem Beleidiger, die Pfote, indem er liebkosend seinen Kopf gegen dessen Knie rieb." 12.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 196. — 15. Juli 1846.

Schelling's Vorwort zu H. Steffens' Nachgelassenen Schriften.

(Fortsetzung aus Nr. 195.)

Spittler bemerkt in Beziehung auf die damals blühende und wohlgeordnete Socinianische Gemeinde im ehemaligen Polen:

Sie machte das lehrreiche Experiment, daß Religionsideen, die, zu sehr von dem Positiven entkleidet, zuletzt fast blos Philosophie werden, in eben dem Verhältniß an großer Wirksamkeit zur Nationalcultur verlieren, je mehr man sie als bloße Philosophie geben will.

Dazu bemerkt Schelling, daß wenn das Christenthum in blos geschichtlicher und bildlicher Einkleidung nichts Anderes enthielte als was die Philosophie, unabhängig von ihr, schon habe, so hätte die Philosophie nichts an ihm: es wäre ihr nur im Wege und müßte sobald als möglich abgethan werden. Sei aber der Fall der, daß die Verhältnisse, auf welchen das Christenthum nach seiner eigenen Angabe beruht, wirkliche, aber als allgemeine noch nicht erkannte Verhältnisse seien, so biete sich eine große Erweiterung der menschlichen Erkenntniß dar. Mit der Offenbarung sich beschäftigen, um sie nur wieder in Philosophie, d. h. in Das, was unabhängig von ihr schon gewußt ist, aufzulösen, wäre ein der Philosophie unwürdiges Treiben, da sie vielmehr immer auf Erweiterung des menschlichen Wissens bedacht sein soll. Kennt man die „Wahrheiten", für welche viele Theologen die „in Christo verborgenen Schätze der Weisheit und Erkenntniß" hinzugeben bereit sind, so wird man unwillkürlich an den König erinnert, von dem Sancho Pansa erzählt: derselbe habe sein Königreich verkauft, um sich eine Gänseheerde dafür anzuschaffen und mit dieser im Lande umherzuziehen. Gegen einen so unschuldigen Geschmack kann man sich unmöglich ereifern. Die sogenannten Rationalisten irren sich, wenn sie meinen: es zürne Jemand über den Gebrauch, den sie von ihrer Denkfreiheit machen; eher könnte man geneigt sein ihnen vorzuwerfen: daß sie unter Denkfreiheit die Freiheit nicht zu denken verstehen, und daß sie von dieser einen ungebührlichen Gebrauch machen. Freilich, was man nicht begreift und ebenso wenig erfahren hat, Das kann man auch nicht annehmen. Aber lohnt es darum der Mühe, auf die Kanzel zu steigen und zu verkündigen: daß man Dies oder Jenes nicht begreife? zumal wenn man wahrscheinlich gar vieles Andere nicht begreift. Ankündigungswerth wäre vielmehr, wenn man etwas begriffen hätte, namentlich eine Lehre, welche Geister wie Leibnitz, wie Lessing aufs ernstlichste beschäftigt hat. Indeß darin, daß sie zu begreifen verlangen, geben wir ihnen ja eben hiermit recht; man kann sie nur anmuntern, auf dem Wege fortzugehen, und möchte ihnen wie Mephistopheles zurufen:

Da seid ihr auf der rechten Spur;
Nur müßt ihr euch nicht verblüffen lassen!

Daran reihen sich sehr anziehende und fruchtbare Andeutungen, welche in die wichtigsten Zeitfragen tiefer eingehen. Der Protestantismus trat zuerst als Gegensatz wider eine bestehende Kirche, darum in der Form eines Bekenntnisses auf. Von da an galt es zunächst, die Richtigkeit des Bekenntnisses, nämlich seine Übereinstimmung mit der Heiligen Schrift, nicht die Wahrheit der Sache selbst zu beweisen. Die Sache selbst trat früh und lange in den Hintergrund. Die Theologie wurde eine philologisch-exegetische Wissenschaft; später trat der Theil hinzu, der sich mit der Echtheit und Glaubwürdigkeit der Bücher der Heiligen Schrift beschäftigte:

Heutzutage will man die Bekenntnisse los sein, und allerdings ist ihre Zeit vorüber. Aber die Meisten, welche sie abgethan wollen, meinen mit ihnen zugleich die Sache. Die Sache ist aber älter als alle Bekenntnisse, selbst als das älteste des heiligen Petrus, und in der That tritt vielmehr eben, wenn man von den Bekenntnissen nicht mehr wissen will, erst eigentlich die Sache hervor.

Wir hätten Dies zur Verhütung des naheliegenden Misverständnisses weiter entwickelt sehen mögen. Die Bekenntnißschriften haben auch jetzt noch, wie für die Kirche so für die theologische Wissenschaft eine Bedeutung, nach der ihre Zeit keineswegs vorüber ist, zumal ihr Inhalt nicht nur im Glauben, sondern auch in der Wissenschaft als nothwendig und wesentlich sich rechtfertigt und besteht, wenn auch die Form einer Wandlung unterläge, die denn auch freilich den Inhalt nicht unberührt lassen könnte.

Fodert man von Denen, welche christliche Lehrer sich nennen, billig, daß sie das Christenthum aufrichtig,

d. h. mit eigener Überzeugung lehren, und entgegnen sie, daß sie Dies nicht können, daß ihnen die Möglichkeit gegeben werden müsse, so ist die Frage: Ob sie diese Möglichkeit mit Recht von der Kirche fodern? Früher kam man über diesen Punkt hinweg, auf eine Weise, welche Schelling die gewaltthätige nennt, da man durch die äußerlich (vermeintlich) bewiesene Göttlichkeit des Ursprungs der Heiligen Schrift allen Zweifel und alles Widerstreben gegen die Göttlichkeit des Inhalts kurzweg niederschlug. Dadurch war ein blinder Auctoritätsglaube eingeführt, mit welchem der Vernunft jede Einsprache, jedes Begehren, ja Bitten um Verständigung abgeschlagen war, dergestalt, daß die unentbehrlichen wissenschaftlichen Bestimmungen, durch welche die frühere scholastische Theologie wenigstens für die formelle Denkbarkeit gewisser Dogmen gesorgt hatte, als unnöthig, für den blinden Buchstabenglauben überflüssig beseitigt wurden. Eine den menschlichen Geist wirklich befriedigende und zur Ruhe bringende Darstellung des Christenthums wird nicht erreicht werden, bis wenigstens der Vernunft die Möglichkeit der Verhältnisse einleuchtend gemacht wird, auf denen die christlichen Hauptlehren beruhen.

Von dieser Foderung abzustehen ist nur in so weit möglich, als der Inhalt des christlichen Glaubens Gegenstand der unmittelbaren innern Erfahrung werden kann: „denn nur Das, was man erfahren, kann man glauben, wenn man es auch nicht begreift." Daher denn die frühern einsichtsvollen Theologen das Zeugniß des Heiligen Geistes, d. h. die gefühlte und erfahrene Göttlichkeit des Inhalts, als den einzig überzeugenden Beweis von der Göttlichkeit des Ursprungs der Heiligen Schrift, erklärten, allen andern äußern oder historischen Beweisen aber nur eine pädagogische Bedeutung zuschrieben. Diese zweite allein zulässige Weise, über den Punkt der Möglichkeit hinwegzukommen, nennt Schelling, im Gegensatz mit jener ersten, die fromme.

Auf der Erfahrung aber kann der Einzelne stehen; nicht so die Kirche. Die Erfahrung muß eines Jeden eigene sein; was Jeder erfährt, muß er an sich selbst, er kann es nicht an Andern, also auch nicht an einer Gesammtheit Anderer erfahren, wennschon die gleiche Erfahrung vieler Andern ihn in der eigenen bestärken kann. Und so wenig wie die Kirche kann die Theologie auf der bloßen Erfahrung stehen; die Theologie soll eben das Allgemeine, über den bloßen individuellen Überzeugungen schwebende, und sie kann darum nur das wissenschaftliche Bewußtsein der Kirche sein.

Es handelt sich jetzt um die Sache selbst, also nicht mehr, wie zur scholastischen Zeit, um die blos formale, sondern um die reale Denkbarkeit. Dieser wahre Fortschritt kann nicht wieder zurückgenommen, diese Foderung nicht abgewiesen werden, auch nicht durch den Vorwand der Unbegreiflichkeit oder daß das Nichtbegreifen nothwendig zum Glauben sei; darin ist nur Misverstand.

Denn alles Glauben ist nur Glauben an die Wirklichkeit: blindes, wenn die Einsicht in die Möglichkeit fehlt (wie wir im gemeinen Leben blindlings an die Wirklichkeit der Dinge glauben); erleuchtetes, wenn die Möglichkeit eingesehen ist; denn diese Einsicht hebt den Glauben nicht auf; es ist nicht so, daß aus der Möglichkeit nothwendig die Wirklichkeit folgt; man könnte die Möglichkeit einsehen und doch an die Wirklichkeit nicht glauben. Was Gott möglich, das thut er darum nicht nothwendig; daß er es wirklich gethan, muß immer geglaubt werden. Der Glaube bleibt so etwas ganz für sich, unabhängig von aller Wissenschaft, frei sogar von jeder Berührung mit derselben, weil rein von allem Allgemeinen das Persönlichste in das, als innerstes Heiligthum menschlicher Freiheit, nichts von außen, auch nicht die Wissenschaft, eingreift. Das ist der Sinn der unverstandenen, darum so viel misbrauchten Glaubensfreiheit. Hierin (im Glauben) ist Jeder dem Andern gleich, der Wissende wie der Unwissende. Daher auch Der, welcher die Möglichkeit einsieht (und ein Solcher sollte jeder Lehrer sein), an die Wirklichkeit in keinem andern Sinne glaubt als in welchem das Volk, d. h. derjenige größere Theil an sie glaubt, der für sich blos an die Erfahrung gewiesen ist. Denn auch Jener glaubt an die Wirklichkeit der Erlösung z. B. nicht, weil er die Möglichkeit einsieht, sondern wegen der ihm gewordenen Erfahrung.

Die Erfahrung kann der Lehrende dem Lernenden nicht mittheilen. Darum wird dieser in eine andere Schule geschickt, in welcher, mittels der Bibel, der Heilige Geist selbst der Lehrmeister ist. Der Lehrer aber soll nicht nur den Lernenden immer in diese Schule weisen, sondern auch das innerlich Erfahrene ihm auslegen, ja es ihm in den Zusammenhang erheben, in welchem es ihm zugleich ein Denkbares, ja sogar ein wirklich Gedachtes wird. Zu solchem Unterricht ist eine Theologie erfoderlich, in welcher nicht scholastisch, die blos formale, sondern die reale Denkbarkeit gezeigt ist. Die Theilnahme an den Predigten würde größer sein, wenn aus denselben mehr gelernt, die Erkenntniß erweitert, wirkliche Erbauung, d. i. Aufbauung eines Systems christlicher Einsichten gefördert würde.

Die gotterweckten Männer, welche, den frommen Ph. J. Spener an ihrer Spitze, gegen die scholastische, in die dürrste Verstandeswissenschaft entartete Theologie die Rechte des Herzens und der Erfahrung geltend machten, bahnten dem Rationalismus den Weg, indem die formale Theologie ihre Geltung verlor, für eine reale die Philosophie keine Mittel bot, eine Herzenstheologie aber der drängenden Zeit nicht gewachsen war. Mit der bloßen Erfahrung kann die Frage nach der Möglichkeit, d. h. die Philosophie, nicht zurückgewiesen werden. Es fragt sich also nicht: ob Theologie sein soll? sondern nur: welche sein soll?

(Der Beschluß folgt.)

Paul. Von A. von Sternberg. Drei Bände. Leipzig, Hahn. 1845. 12. 4 Thlr. 25 Ngr.

Das Buch ist weder als Roman bezeichnet noch in sonst irgend eine Classe menschlichen Wissens, Wollens oder Wirkens eingefacht werden; und wirklich könnte man verlegen über die ihm anzuweisende Stelle werden, wenn die heutige Literatur nicht Zweck- und Tendenzschriften aufzuweisen hätte, unter denen denn auch „Paul" in mancher Beziehung eine der erstern Stellen einzunehmen hat. Es ist die Macht des Goldes, welche alle Adern im Leben der Gegenwart wie ein schleichendes und mit jedem Tage heftiger wirkendes Gift durchdringt, und gegen diese Macht zieht Paul zu Felde. Alle Elemente sind vor-

handen, in ihm einen Don Quixote des 19. Jahrhunderts darzustellen, mindestens ebenso lange fortlebend als jener Held von La Mancha, der ursprünglich nur berufen schien, die Abnormitäten der Paladine in ihrer wahren Gestalt zu zeigen, also eine Erscheinung, von welcher Cervantes gewiß am ersten voraussehen konnte, daß sie vorübergehen würde. Im „Paul" dagegen haben wir es mit einer Macht zu thun, die, soweit wir rückwärts zu sehen vermögen, eine Lebensfrage war, die es auch sicher noch für lange Zeiten bleiben wird, nämlich mit der Macht des Goldes, welcher gegenüber Jedermann nach dem Glück eines Fortunatus strebt. Diese Macht hat Erscheinungen hervorgerufen, die wahrhaft erschreckend an alle Thüren klopfen, alles Bestehende zu zertrümmern und einen Krieg zu wecken drohen, schlimmer als der, welcher nur an der Entscheidung des Schwertes hängt. Es ist der Krieg der Armuth, der Noth gegen den Reichthum. Jene hat Nichts, dieser Alles zu verlieren. Verbündete sind die politischen, die bürgerlichen Stellungen in ihren tausendfachen Verzweigungen und die religiöse Zerrissenheit. Eine Persönlichkeit, durch Geburt und Reichthum außer den Kreisen der Noth, der Unzufriedenheit, des täglichen Erwerbes, der materiellen und religiösen Speculationen stehend, durch alle diese Kreise zu führen, ist wol keine so ganz leichte Aufgabe, vorzüglich wenn es sich weniger um Raisonnement als Darstellung handelt, und bekanntlich ist diese allein das überzeugendste, schlagendste Raisonnement. Es wäre dann ein Werk hingestellt, welchem immerhin hier und da Schwächen, Einseitigkeiten anhaften möchten: in seiner Ganzheit wäre es ein unberechenbarer Gewinn, als poetisches Kunstwerk und als Strebepfeiler in der wankenden Gegenwart. Wirklich sehen wir alle Elemente für ein solches Werk in dem vorliegenden Buche vereinigt, und die literarische Stellung des Verf. ließ die möglichste Lösung seiner schwierigen Aufgabe mit Recht erwarten. Sehen wir was er gibt.

Paul ist der Sprößling einer reichen Adelsfamilie in Westfalen, die nur existirt weil sie nun einmal da ist. Ohne irgend wesentliche Bildung und Erziehung ist ein gesunder, kräftiger Wille fast das Einzige, was ihn fesseln oder entzügeln kann. Damit muß er nothwendig in Conflicte gerathen, und wenn er nicht mindestens ebenso kräftig als das ihm Entgegenstehende ist, so muß er geistig untergehen, wenn Geburt und Reichthum vielleicht auch die äußere Stellung sichern oder hinhalten. Er bewegt sich als Gardeoffizier zu Berlin in den hergebrachten Verhältnissen und langweilt sich im Allgemeinen. Er macht eine Reise nach Schlesien, und die Eigenthümlichkeit einer jungen Dame, Hermance, die mit ihrem Bruder schon in Algier war, fesselt ihn. Anscheinend weist sie ihn, wenn nicht schroff, doch kalt zurück und Paul, unbewußt für den innern Streit Lösung suchend, verläßt sie auf der Stelle, verliert sich in Wald und Gebirg, um endlich mit zerrissenen Kleidern und hungernd Obdach in der Hütte bitterer Armuth zu finden. Er sieht sie hier zum ersten Male und mit ihr die Quelle derselben, das Fabrikwesen. Er glaubt sich herausgefodert, zu beweisen: daß ein Vornehmer, ein Reicher seine ganze Existenz von sich werfen könne, um das Brot der Armuth zu essen. Er begibt sich aller ererbten Vorrechte, aller Güter, und mit einem von seiner Mutter erbettelten Thaler wandert er dem Rheine zu und tritt als Gärtnergehülfe in Dienst. Zuvor aber hat eine geheimnißvolle Dame, die sich bald als irgend eine Fürstin ausweist, die Stelle als eine Art Schutzgeist übernommen. Er wohnt nun einer communistischen Versammlung bei; die Tochter des Gärtners findet in ihrer Liebe zu ihm den Tod und er wandert nach Augsburg, wo er im Comptoir eines Handelsherrn bescheidenen Platz findet. Der Reichthum desselben ist größtentheils auf den Untergang eines Bruders gegründet, der, blödsinnig, im Kellergewölbe gefangen gehalten wird und nicht sterben will. Paul verläßt die Höhle und geht nach der Schweiz, wo er in ländlicher Einsamkeit mit sich und der Welt ins Klare zu kommen versucht, und hier vorzugsweise wirkt jene geheimnißvolle Dame auf ihn ein. Dann kommt er nach Leipzig, betheiligt sich hier bei einer Zeitschrift, und die liberale Richtung derselben in der schwankendsten, armseligsten Erscheinung öffnet ihm die Augen über die der bestehenden Gesellschaft drohende Gefahr. Paul geht nach dem Landsitze in Westfalen zurück; Hermance, die ihn in die Welt hinausgetrieben, wird sein Weib, und nun haben wir im dritten Bande, „Paul in der Heimat", zu erwarten, welche Früchte seine Erfahrungen tragen werden.

Wir wollen nicht fragen: ob diese Erfahrungen, bei einem Gärtner, einem Handelsherrn und einem Zeitungsblatt erworben, so umfassend sein können als Paul sie selbst einsammeln wollte, um die Gestalt der Gegenwart in allen Verzweigungen klar durchschauen zu können und seine Stellung zu bestimmen, zu beherrschen? Wir wollen nicht fragen: ob er in den durchlaufenen Kreisen wirklich von der verderbendrohenden Macht des Goldes eine durchdringende Anschauung gewinnen konnte? Wir wollen nur anführen, daß seine Erfahrungen ihn vorzugsweise auf zwei Lebenserscheinungen zurückführen: den Adel und die Kirche. Beide stützen sich bekanntlich auf geschichtliches Dasein, und wie gewöhnlich wird aus dieser Thatsache auch hier das Recht der Fortdauer hergeleitet. Adel und Kirche mögen immerhin fortbestehen und sie werden das auch bei allen möglichen Umgestaltungen. Allein die Behauptung: weil Etwas schon lange bestanden hat, muß es auch fortbestehen, ist so allgemein und schwankend, daß sie im Grunde gar nichts sagt. Ein tausendjähriger Irrthum hat nicht das Recht auf eine einzige Stunde der Fortdauer. Wir lassen ihn vielleicht nur gelten, weil er sich so fest in unser Leben hineingesogen hat, daß plötzliche Ausrottung uns selbst schwer verwunden würde, oder weil die Schwäche der Pietät das Überlieferte, das Gewohnte nicht antasten mag. Was nun jenen Stand betrifft, der ursprünglich an Scholle und Schwert verwiesen war, so hat es eine Zeit gegeben, wo er fast außer der Gesellschaft stand und davon noch heute der exclusive genannt wird. Er hat erkannt, daß solche Stellung, solche Bezeichnung nicht ein Makel allein sind, sondern auch seine ganze Existenz unterwühlen. Er lenkt ein, und die Gegenwart hat die achtungswürdigsten Persönlichkeiten aufzuzählen. Allein damit ist dem Ganzen nicht geholfen, und Paul sieht in der Rückkehr zur Scholle das Mittel seiner Reorganisation. Der güterbesitzende Adel soll seine Güter wirklich besitzen, d. h. verwalten und in seiner Umgebung als Regierer und Freund dastehen. Es sollen Majorate und für die nachgeborenen Söhne Anstalten gegründet werden, die Cadettenhaus, Akademie für Künste und Wissenschaften, Asyl und Kloster zugleich sind. Die jüngern Söhne sollen nicht den väterlichen Namen erben und nicht heirathen. Wir werden dann mit der Zeit dahin kommen, wo England steht: unermeßlicher Reichthum einzelner Aristokraten und dicht daneben bittere Armuth der Masse. Das ist kein Glück, nicht einmal für die Bevorzugten, und einem solchen Ergebniß auszuweichen gibt es kein Mittel. England wäre längst schon von andern Völkern verschlungen, wenn seine geographische Lage ihm nicht Bollwerke böte. So wühlt und gährt das Verderben in seinem Innern selbst. Auf dem Continente mag es der Adel immerhin versuchen sich als Stand zu consolidiren, um sich als Glied der großen Völkerkette desto kräftiger zu fühlen und zu bewähren; er mag stolz auf seinem Stand sein, aber er muß es auch sein auf den Beruf als Glied des Ganzen, damit er nicht vergesse, daß er eben auch untergeordnet ist. Jene von Paul für diesen Zweck ergriffenen Mittel können löblich und zweckfördernd sein für den Augenblick: weiterhin zerbröckeln sie an der Lebensentwickelung der Gesammtheit, und außerdem steht ihr Festhalten und Fortbilden doch nur unter der Subjectivität des Individuums. Überhaupt, steht es denn wirklich so gefährlich mit der Aristokratie wie Paul uns glauben machen will? Er führt uns nicht wenige Subjecte vor, die einer frühern Zeit angehörend wie Geistererscheinungen in einem alten Schlosse an uns vorüberwandeln oder in dem bekannten nobeln Nichtsthun vegetiren, in nobeln Passionen sich herabsetzen. Diese

Digitized by Google

Zeit aber ist dahin. Die Gegenwart hat es längst eingesehen, daß Rechte nicht bestehen dürfen ohne Pflichten, und wir begegnen in den Cabineten, in den Kanzleien, in Wald und Feld, in Kunst und Wissenschaft der ehrenhaftesten Thätigkeit. Daneben ist auf die vom Glück minder Begünstigten in mancher Weise Bedacht genommen. Wie wird sodann auf dem von Paul eingeschlagenen Wege jenem Dämon entgegengewirkt, der ihn eben auf diesen Weg geführt hat, dem Golde? Es mag sein, daß es damit den Speculanten der Gegenwart entwunden wird, aber nur, um in die Schatzgewölbe einzelner Aristokraten überzugehen, und dann ist der Fluß desselben sicher ins Stocken gerathen. Schon Friedrich Schlegel weist in einem seiner philosophischen Werke dem Gelde eine bedeutende Herrschaft an; allein es fällt ihm nicht ein, dasselbe bei irgend einem Theile der Gesellschaft anhäufen zu wollen, denn bekanntlich ist es rund und wirkt nur gedeihlich gewissermaßen als herrenloses Gut.

Das Zweite, welchem Paul seine Aufmerksamkeit zuzuwenden veranlaßt wird, ist die Kirche. Sein ohne sichtbaren, wol aber zu errathenden Grund vom Protestantismus zur katholischen Kirche übergetretener Pfarrer beweist ihm die Nothwendigkeit einer Kirche mit ihrem Oberhaupte, mit ihrem schroffen Dogmatismus. Für sich selbst kann Jeder glauben und für wahr halten was ihm das Beste und Heilsamste erscheint; damit aber darf er nicht der Kirche gegenübertreten wollen, vielmehr soll er ihren Vorschriften ein gehorsamer Sohn sein. Das Recht zu solcher Foderung leitet die Kirche aus ihrem historischen Bestehen her, und von einem solchen ist schon eben geredet. Der Pfarrer bemüht sich, den Widerspruch zwischen innerer Überzeugung und aufgezwungenem Fürwahrhalten, in welchem er nothwendig selbst befangen ist, durch Argumente auszugleichen, die freilich besser als die gewöhnlichen jesuitischen sind; allein es ist und bleibt doch ein Widerspruch, dessen Härte stets schwerer zu vermitteln ist, je mehr die Kirche dem Fassungsvermögen aufbürdet, je weniger sie irgend erheblichen Nutzen für das innere Glück, für Moral und Sitte zu rechtfertigen vermag; und Paul's Pfarrer, wie scharfsinnig auch er sich darstellt, rechtfertigt doch nichts, denn er fußt auf Voraussetzungen, denen das Leben keine Gewähr leistet. Es ließe sich, wenn hier der Ort dazu wäre, nachweisen: daß eine Kirche wie sie der Pfarrer will nirgend geduldet werden dürfe, wo eine Gesellschaft übereingekommen ist, sich zur christlichen Religion zu bekennen. Sie ist keine Kirche, sondern lediglich eine politische Gewalt, und diese kann und muß allein in der Krone ruhen.

Es mag sein, daß Paul an manchen Orten, in manchen Kreisen als ihr Vertreter und Verfechter willkommen geheißen wird; gewiß aber ist es, daß er seine Zeit nur einseitig auffaßt, daß er selbst mit dem redlichsten Willen, der ihm gern zugestanden werden soll, jener Barbarei wiederum entgegenschreitet, wo nichts Geltung hatte als Aristokratie und Kirche, wo also leibliches und geistiges Vermögen der todten Hand verfallen ist. Was von Unzulänglichkeit des Protestantismus, der Humanitätsideen gesagt ist, mag, da nur flüchtig abgesprochen wird, übergangen werden. Beide sind überdem gegenwärtig in dem Falle, sich bewähren oder vom Kampfplatz abtreten zu müssen, der nun einmal eröffnet ist, um täglich neue Streiter herbeizulocken.

Nach dem Allen sehen wir, daß es sich bei Paul nicht um die Macht des Geldes handelt, sondern um einen Parteikampf in Staat und Kirche. Für diesen Zweck sind der Mittel zu viele und zu wenige: zu viele, indem namentlich der erste Band mit seinem Personenreichthum einen Roman voll Leben und Bewegung verheißt: er geht spurlos vorüber; zu wenige: indem die Gebrechen, die Wunden der Zeit, für welche Paul so eifrig um Heilung bemüht ist, nicht zu Tage liegen. Es ist zu beklagen, daß das reiche Material im Buche wie im Leben so leicht zusammengereiht ist, daß nirgend sich Befriedigung findet. Daß überall der Widerspruch herausgefodert wird, möge dem Buche wie der Zeit zu gute kommen. 18.

Miscellen.

Die Sitzungen der Kirchenversammlung zu Trident wurden gewöhnlich mit dem in der römischen Kirche üblichen Gottesdienste und einer Predigt eröffnet. Bei der am 3. März 1547 gehaltenen siebenten Sitzung sollte der Bischof von St.-Marcus, Coriolanus Martiranus, die Predigt halten. Dieser aber schützte aus besondern Gründen eine Unpäßlichkeit vor, die ihm nicht gestatte das Zimmer zu verlassen. So wurde an diesem Tage gar nicht gepredigt. Es scheint, sagt Sarpi („Histor. concil. Trident.", S. 117), in der That wunderbar zu sein, daß in einer Versammlung von 60 Bischöfen und 30 Theologen niedern Grades, denen doch das Predigeramt zu üben nichts Ungewohntes war, auch nicht Einer habe aufgefunden werden können, der fähig gewesen wäre, nach einer auch noch so kurzen Vorbereitung einige passende Worte von der Kanzel vorzubringen. Dabei darf nicht unerwähnt gelassen werden, daß in den Acten der Synode ausdrücklich bemerkt ward: es sei an diesem Tage keine Predigt gehalten worden, weil der hierzu bestimmte Bischof von St.-Marcus an Heiserkeit gelitten habe, was sogar durch den Druck bekannt gemacht wurde. Wenn nun einerseits eine solche Veröffentlichung Zeugniß gibt von dem Leiseauftreten und der Geschicklichkeit im Vermitteln des Synodal-Secretairs, welcher glaubte, so Etwas müsse actenmäßig der Nachwelt aufbewahrt werden: so liefert andererseits diese Thatsache den Beweis, daß man damals nicht entfernt den Gedanken gehabt habe, es werde einmal eine Zeit kommen, welche Gericht halten werde über Handlungen einer Versammlung, die ebenso wie die der Apostel auf die Erleuchtung des Heiligen Geistes rechnete.

Hugo Grotius, geb. zu Delft in Südholland, welches unter der Regierung Kaiser Karl's V. zu dem burgundischen Kreise gehörte und so mit dem deutschen Reiche in Verbindung stand, hat der deutschen Sprache folgendes Ehrendenkmal gesetzt:

O patria salve lingua! quam suam fecit,
Nec humilis unquam, nec superba libertas,
Quam non subactis civibus dedit victor,
Nec adulter avit inquilina contages;
Sed casta, sed pudica, sed sui juris,
Germana priscae fortitudinis proles!

Rühmend hat in unserer Zeit J. H. Voß der deutschen Sprache, die ihm so viel verdankt, in nachstehenden Worten gedacht: „Unsere Sprache, so kraftvoll und bestimmt wie der Geist unserer unhöfisch redenden Vorfahren; so voll ursprünglicher und unversiegender Lebendigkeit wie die griechische; so biegsam für Ernst und Laune, für Erhabenes, für Sinniges und Gemüthliches; so reich an rhythmischer Bewegung und, wenn man zu zu ordnen weiß, auch an Wohlklang: sie will gründlich erforscht sein und lohnt's."

Der heilige Virgilius, Bischof von Salzburg (gest. 785), war mit dem heiligen Bonifacius in stetem Streit. Virgilius hatte einen Taufact für gültig erklärt, bei welchem ein ungelehrter Priester die Formel gebraucht hatte: „In nomine Patria et Filia et Spiritua sancta." Diesen Taufact verwarf aber der heilige Bonifacius gänzlich. Der Papst entschied jedoch zu Gunsten des heiligen Virgilius. Über die Frage, ob es Antipoden gebe? waren die beiden heiligen Männer gleichfalls verschiedener Meinung. Virgilius bejahte die Frage; Bonifacius verneinte sie, weil, sagte er, auf diese Art eine andere Welt angenommen werden müßte, die von Christus nicht erlöst worden. 2.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 197. — 16. Juli 1846.

Schelling's Vorwort zu H. Steffens' Nachgelassenen Schriften.

(Beschluß aus Nr. 196.)

An der Fähigkeit, eine Theologie zu Stande zu bringen, verzweifelnd, haben nun Einige die Frage um die Verfassung der Kirche auf die Bahn gebracht und damit viel Anklang gefunden. Aber woher sollte der Kirche die Verfassung, durch welche sie sich selbst neu zu gestalten vermöchte, kommen? Von ihr selbst? Ja, wenn in ihr nur irgend ein Selbst, ein gemeinschaftliches Bewußtsein anzutreffen wäre! statt dessen man nichts als Individuen, Parteien und Meinungen sieht, die sich über eine Verfassung so wenig einigen würden als über die Theologie, welcher man auf diese Weise aus dem Wege gehen wollte. Wie widersinnig es aber ist, wenn sogenannte freisinnige Theologen die Hülfe des Staats dazu anrufen, leuchtet ein.

Das Bekenntniß, mit welchem der Protestantismus auftrat, hatte zunächst nur seine Bedeutung gegen die Kirche, von der er sich trennte und mit der eben, weil mit ihr erst vereinigt, er sich auseinanderzusetzen hatte. Aber mit Aufstellung der Lehren, durch die er sich von ihr schied, war seine Mission nicht vollendet. Es blieb immer die Frage: Warum legt er denn auf jene Lehren ein so großes Gewicht? Sie konnten wol der Grund, aber nicht der Zweck der Trennung sein. Er suchte etwas Höheres, Allgemeineres, die unsichtbare Kirche, die wahre Kirche, deren wesentliches Attribut die Einheit und Allgemeinheit ist.

Die wahre Allgemeinheit beruht auf der absoluten Allgemeinheit der christlichen Principien selbst und ist erreicht, wenn erkannt wird:

daß das Christenthum zu seiner Voraussetzung keine andere Verhältnisse hat als durch welche auch die Welt besteht; daß der Grund des Christenthums gelegt ist, ehe der Welt Grund gelegt war; daß Christus in diesem Sinne der Anfang und das Ende, der Erste und der Letzte ist.

Da aber Alles, was auf Erkenntniß beruht, nur einen stufenmäßigen Fortgang, eine allmälige Entstehung hat, so war die Reformation von Anfang unvollendet, der Protestantismus, so lange er jene wahre Allgemeinheit nicht erreicht hatte, zwar auch eine Kirche, aber nur eine Art von Kirche.

War die Kirche in ihm verwirklicht, sowie sie Allen verwirklicht sein kann, im Geist und der Erkenntniß, so ergab sich die äußere und sichtbare Gestalt von selbst. So lange die Kirche in ihm nur im Werden ist, kann auch die Verfassung nur eine vorläufige, einstweilige sein, und anders haben es die Reformatoren selbst nicht gemeint mit den Einrichtungen, die sie im Drange der Umstände ihrer Kirche gaben.

Es wird dann weiter scharfsinnig und einleuchtend gezeigt: wie nothwendig es war, daß die oberste Aufsicht über die Kirche den Fürsten, einer im Kampf der Meinungen unbetheiligten, wenn nicht über, doch außer den Parteien stehenden Macht, belassen ward; und wie undankbar es ist, nicht einsehen zu wollen, daß die protestantische Kirche ohne Hülfe der weltlichen Macht gar nicht bestehen könnte, und wie thöricht, zu glauben, diese könne ihr eine Verfassung geben, bei der sie ohne weitere Hülfe sich selbst regieren könne.

Daß der Staat, wenn er jener Oberaufsicht sich annimmt, obwol er damit nur eine peinliche Pflicht erfüllt, die ihm gewordene Macht als ein heiliges Vermächtniß ansehen und nicht dürfe sie aus den Händen lassen und gleichgültig zusehen, wenn die Kirche im wilden Zusammenstoß der Meinung sich vollends aufreibt, oder zugeben, daß nur der Form nach fortbestehe, was innerlich aufgegeben ist, oder daß die mit Verkündigung gewisser heilsamer Wahrheiten verbundenen Ehren, Vortheile und Einkünfte Denen anheimfallen, welche eben diesen Wahrheiten öffentlich den Krieg erklären, oder daß eigenmächtig und unbefugt die bestehende Ordnung geändert und die Entscheidung der wichtigsten Fragen durch die Zahl und die Menge, „wovon zur Entscheidung durch die Fäuste nicht weit ist", zu bewirken versucht, daß das arme Volk den schmeichelnden Worten und gleißenden Reden preisgegeben, um das rechte Christenthum gebracht oder das geschichtliche Christenthum ihm nur als eine schlechte Vorstellung und uneigentliche Wahrheit gelassen werde; endlich, daß der Staat, ohne irgendwie die wissenschaftliche Forschung und die Entwickelung der Kirche zur vollkommenen Freiheit zu hemmen, so berechtigt wie verpflichtet sei, die im Lauf der Jahrhunderte bewährte Lehre, den Meinungen, die von gestern sind, vorzuziehen: Das ist mit so überzeugender und schlagender Energie ausgesprochen, daß alle Andeutung nur einen Schattenriß der lebenskräftigen Darstellung geben kann.

Dennoch ist das letzte und auf alle Weise begehrenswerthe

Ziel ohne Frage: daß die Kirche von dem Staate frei werde; denn dieses Freiwerden würde nur das Zeichen ihrer eigenen innern Vollendung sein.

Der Staat kann die Kirche sich nur gleichachten, d. h. sie als frei von sich anerkennen, wenn sie innerlich dieselbe allgemeine Macht geworden, die er äußerlich ist.

Und nicht der Staat kann die Kirche freimachen: sie selbst muß sich befreien, nicht durch Auflehnung, sondern durch Erringen der innern Selbständigkeit, welcher von selbst die äußere folgt; und auch nicht freilassen wird sie der Staat, sondern sie wird frei sein von dem Augenblick, wo sie den Inhalt ihres Glaubens nicht mehr als einen besondern, sondern als den wahrhaft und durch sich selbst allgemeinen hat. Dahin zielt die Bewegung, dies ist die wahre Strömung der Zeit, von der selbst die Thorheit Zeugniß ablegt, welche dieselbe wol fühlt, aber nicht versteht.

Durch wiederhergestellte alte oder improvisirte neue Einrichtungen mag etwa der deutsch-protestantischen Kirche etwas mehr Stabilität gegeben, gewissen Ausschreitungen eine Schranke gesetzt werden; der Protestantismus wird aber sein Ziel am sichersten da erreichen, wo er am längsten gezaudert, sich seine feste äußere Gestalt zu geben, wo er sich am meisten Alles frei gehalten hat. Eine vollkommen befestigte äußere Existenz wäre nicht ohne einen Rückfall zu erlangen gewesen, hätte nur eine Bastarderzeugung der Reformation mit dem Katholicismus sein können, wie in England. Die deutsch-protestantische Kirche darf ihre gegenwärtige Schmach, als die Schmach Christi, höher achten als die glänzendste äußere Verfassung, welche sie an Erreichung ihres Ziels verhindert hätte.

Schwach der äußern sichtbaren Gestalt nach, ist sie stark inwendig, als die ganze Kraft des ersten Princips noch unverschwendet in sich bewahrend und im Bewußtsein des unverlierbaren Ziels. Und Denen, welche ihr die gegenwärtigen Zustände vorhalten, wird sie antworten: daß diese Leiden nicht werth sind der künftigen Herrlichkeit des ohne jede äußere Macht allein durch sich selbst siegreichen Christenthums.

Dies ist der kurze Inbegriff des durch seine prägnante Kürze dergestalt ausgezeichneten Vorworts, daß man an der Möglichkeit verzweifeln möchte, den Inhalt hinreichend zu veranschaulichen, ohne das Ganze abzuschreiben. Es sollen auch diese Andeutungen keineswegs das eigene Lesen überflüssig machen, sondern vielmehr dazu reizen und antreiben. Indem man an dem reichen Inhalt sich erquickt, gewährt zugleich einen eigenthümlichen Genuß die schöne, wahrhaft classische Form, ein Stil, der mit plastischer Gediegenheit alle Anmuth eines zarten Colorits vereinigt. Schelling ist wie der Sache so der Sprache Meister; ihm ist wie die Tiefe und Kraft so die Klarheit und Innigkeit der vaterländischen Rede in seltenem Maße eigen. Darum wird auch dieses Vorwort, das nicht die Sprache der Schule, sondern der feinern Conversation redet, Allen, die einigermaßen denken und combiniren gelernt haben, faßlich sein; es hat jene echte Popularität, die den tiefsten Forscher und gebildetsten Mann befriedigt und doch auch dem Mindergebildeten nicht unzugänglich ist. Man möchte wünschen, daß es möglich würde, die ganze Philosophie in solcher Weise zu popularisiren, sie aus der Schule, in welcher sie sich entwickelt, ins Leben, in welchem sie sich bewähren soll, einzuführen. Wohl Vielen wird nach dem Lesen dieser Vorrede der Wunsch sich aufdringen, daß sie nur der Vorläufer des nahen Erscheinens der positiven Philosophie sein möge.

F. A. Koethe.

Frauenemancipation. Ein Lustspiel von Heinrich Radein. Manheim, Bassermann. 1846. 8. 15 Ngr.

Der Verf. stellt sich selbst als einen Nachahmer der Platen'schen Lustspiele dar. Damit ist die Gattung seines Werkchens und die Art der Ausführung ziemlich genau charakterisirt. Als nothwendige Eigenschaften eines solchen Gedichts und Dichters bezeichnet Ref. Schärfe in der poetischen Portraitirung, Reichthum an Allegorien, Takt für komische Combinationen, Leichtigkeit in der Behandlung. Popularität gewinnt diese Gattung satirischer Schriften in Deutschland nur schwer; alle Ereignisse in Wissenschaft und Kunst sind in Deutschland nicht Volkssache, sondern nur Sache eines ganz kleinen Kreises, welcher gerade mit Kunst und Wissenschaft als Künstler oder als Gelehrter und Ästhetiker sich beschäftigt. Die Bildung der Deutschen wurzelt nicht im Volke. Die Zahl Derer, die von Literatur einen Begriff haben, ist in Deutschland ungemein gering; selbst unter den sogenannten studirten Leuten denken die meisten, wenn von Literatur die Rede ist, nur an die Hand- und Lehrbücher ihrer Wissenschaft, der Medicin, der Theologie, der Jurisprudenz. Daß in der Literatur die höchste Blüte eines Volkes, die edelste, menschlichste oder göttlichste Errungenschaft des Geistes niedergelegt ist, daß deshalb nur die großen Menschen an der Literatur Theil haben, Das bedenkt selten Jemand. Die Zahl der Urtheilslosen ist überall groß, nirgend vielleicht größer als auf dem Gebiete der Literatur; Einer schwatzt das Urtheil des Andern nach; Hunderte stehlen die Ansichten, die sie aussprechen, aus den schlechtesten Journalen und Tagesblättern, welche leider oft von ganz wissenschaftlosen, urtheilslosen, durch Geld erkauften Scribenten geschrieben werden. Wenn man die Unfähigkeit zum Urtheilen über Literatur und Kunst sowol in Süd- als in Norddeutschland wahrnimmt, so darf man den Grund der Bildung, selbst bei den sogenannten Gebildeten, nur als sehr niedrig bezeichnen.

Der Verf. des vorbezeichneten Buchs ist ein Volksfreund: er eifert für Aufklärung, für Licht, für Wahrheit; er kämpft gegen den Schimpf, welchen die Censur dem Geiste anthut; er fodert Preßfreiheit, er spricht seine Sehnsucht nach einem Fürsten, der sie endlich gebe, lebhaft aus. Die Satire des Verf. ist manchmal scharf, treffend; manchmal müßten ihre Pfeile viel kräftiger sein; bisweilen ist sie nicht ganz gerecht, z. B. wann er gegen Schelli-Belli spricht. Diesen läßt Hr. Radein von sich selbst (S. 7) sagen:

Auf die Knie geworfen, verehre mich, Welt! Nur herab von dem Himmel, ihr Sterne!
Es verlasse die Sonne den sphärischen Lauf! Und es stürze der Mond auf die Erde!
Was da lebet und webet, gebeugt in den Staub, das verneig' sich vor meinem Verstande!
Denn ich bin's! ja ich bin's! der allein den Verstand in den menschlichen Schädel gesperrt hat.
Es ertönet mein Name wie Sphärenmusik und es nennt mich die Welt Schelli-Belli.

Hierauf antwortet dann der Chor:

O du herrlicher Mann! O du göttlicher Mensch!
Der du zehnerlei Arten Systeme gedacht!
Dem Chamäleon gleichst du, so änderst du dich:
Denn erst warst du dem Licht nachbetender Knapp',
Ein Spinoza sodann, freidenkender Kopf.

Und nun endlich zuletzt

Positivet er rechts, positivet er links:
O, bewundert den Reichthum des Geistes!

Wenn man Schelling verwirft, sein System oftmals geändert zu haben, so glaube ich: er hat den Muth dazu gehabt nur vermöge seiner Achtung vor dem Fortschritt des geistigen Bewußtseins; eine Schule im strengen Sinne des Worts hat er wol niemals stiften wollen. Übrigens würde Mancher, der Schelling verspottet, aus dessen Vorlesungen Manches lernen können. Wer Schelling kennt, weiß, wie gründlich er eine gewisse Sorte von Tagesschriftstellerei verachtet; die Feindschaft mancher Scribenten hat also doch Grund. Dieses sei hier nur beiläufig bemerkt.

Gegen offenbar Verwerfliches hätte Hr. Radein weit strenger verfahren sollen, z. B. gegen eine Horde von Wegelagerern und Freibeutern, die sich jetzt in immer mehr Städten Deutschlands ansiedelt und auf Dramen und Dramatiker, Bücher, Virtuosen, Künstler u. s. w. förmlich Jagd macht, um sie für Geld zu loben und Den herunterzureißen, der ihnen verächtlich ins Gesicht schlägt. Hr. Radein hätte solche Ehrlose hier nicht blos als lächerlich, er hätte sie als verachtungs- und verabscheuungswürdig darstellen, er hätte ein allgemeines Treibjagen gegen sie eröffnen sollen. Das wäre ein verdienstliches Werk gewesen. In folgender viel zu gelinden Weise spricht er über sie, nämlich der Oberkritiker Schwenkler unterhält sich mit dem Juden Ahasverus folgendermaßen:

Ahasverus:

Ich will nichts wissen vom Literatenquark.

Schwenkler:

Thor! als wenn es Einen gäbe, der nicht Tagebücher schreibt,
Der nicht auch in unsern Tagen etwas von der Dichtung treibt.
Hier am Literatenschlagbaum fragt man dich: „Wohin, woher?“
Künstlerhandwerksbursche geben ihre Wanderbücher her.
Her mit deinem Paß! Wer bist du? Wo hast du die Kunst gelernt?
Welchem Philosophen dienst du? Warum hast du dich entfernt?
Bist du öffentlich und mündlich? für Censoren? pressenfrei?
Und für constitutionnelle Ständeversammlungsschreierei?
Steht dir auch nach altem Plunder noch am rechten Ort der Sinn?
Schnell das Ränzchen aufgebunden! 'sind doch nicht Gedanken d'rin?

Ahasverus:

Laßt mich nur zu Athem kommen! Muß ich denn ein Dichter sein?
Denkt! ich bin ja ein Hebräer, jüdisch ist mein Fleisch und Bein.

Schwenkler:

Juden oder Christen. Dichten denn etwa die Juden nie?
Ist das Geld, obgleich ganz jüdisch, nicht die schönste Poesie?
Glaubst du, mir wirst du entgehen, der ich Lenau kritisirt,
Und so viele and're Dichter mit der Feder angeschmiert?
Fort zur kritischen Secirung! denn jetzt bin ich g'rad' im Schuß;
Wisse nur, daß ich noch hundert Kritiken heut' schreiben muß.

Gegen die Schriftstellerei der Frauen und gegen die französischen Lustspiele hätten wir von Hrn. Radein Angriffe erwartet, die mit etwas größerm Aufwande von Geist gemacht wären; die Verderbenheit des Geschmacks in Deutschland hätte weit schärfer gerügt werden sollen. Übrigens aber müssen wir es lobend erwähnen, daß die Miserabilität der Männer, welche sich von Weibern in der Literatur besiegen lassen, ganz vortrefflich geschildert ist; viele heroische Anstrengungen moderner Dramendichter werden von Madame Birch niedergehalten.

Mancherlei Anspielungen auf bekannte und berühmte literarische Persönlichkeiten hat der Verf. recht geschickt eingewebt; wer die Personalitäten genauer kennt, findet's leicht heraus; die Andern werden, auch ohne die persönlichen Bezüge zu wissen, sich daran amusiren. Um etwanigen Scandal nicht zu vergrößern, theilen wir keine weitern Aufklärungen und Namen mit. Übrigens hat der Verf. die Thatsachen, die Ereignisse, die Persönlichkeiten, welche vor die satirische Peitsche genommen zu werden verdienen, mit sicherm Takt herausgegriffen. Bisweilen wurde bei der Lecture im Ref. der Wunsch nach mehr Witz rege; in der Ausführung komischer Combinationen vermissen wir die nothwendige Mannichfaltigkeit. Nichtsdestoweniger hat Hr. Radein Talent für dieses Genre; wenn er ein neues Werkchen liefert, wird sich gewiß ein Fortschritt darin nachweisen lassen.

Noch Eins müssen wir rügen, nämlich: daß der Verf. Das, was man Regeln der deutschen Orthographie zu nennen pflegt, höchst willkürlich verspottet; er schreibt z. B. besält statt beseelt; Haubt statt Haupt; Geschik statt Geschick; blösen statt entblößen. 25.

Bibliographie.

Allignol, C. und A., Der gegenwärtige Zustand des Clerus in Frankreich, und insbesondere der Landpfarrer, genannt Desserventen. Leipzig, F. Fleischer. Gr. 8. 20 Ngr.

Aretin, K. M. Freih. v., Wallenstein. Beiträge zur nähern Kenntniß seines Charakters, seiner Plane, seines Verhältnisses zu Baiern. Regensburg, Manz. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Becher, S., Die Bevölkerungsverhältnisse der östreichischen Monarchie, mit einem Anhange der Volkszahl, Geburten, Sterbefälle und Trauungen vom J. 1819 bis zum J. 1843. Wien, A. Doll's Enkel. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Bechstein der Jüngere, Neue Naturgeschichte der Stubenvögel. Ein Lehrgedicht. Hannover, Hahn. 8. 1 Thlr.

Biedenfeld, F. Freih. v., Archiv des neuesten Ordenswesens. Geschichte, Beschreibung, Statuten und treubildliche Darstellung der neuesten Orden, Decorationen etc. 1ste Lieferung: Ordensstiftungen von 1841—1845. Weimar, Voigt. Gr. 4. 2 Thlr.

— — Die Heraldik, oder populäres Lehrbuch der Wappenkunde. Weimar, Voigt. Gr. 4. 1 Thlr. 20 Ngr.

Brunner, S., Hurter vor dem Tribunal der Wahrheitsfreunde. Supplement zu Hurter's Geburt und Wiedergeburt. Regensburg, Manz. 8. 1 Thlr.

Cotton, J. S., Major's von Berg Abenteuer mit einem Tiger. Aus dem Englischen in der Nachahmung von Abbé v. Savigny. Mit 7 engl. Vignetten. Wien, A. Doll's Enkel. 8. 8 Ngr.

Dirckinck-Holmfeld, C. Freih., Dänische Zustände, aufgehellt in Literaturbriefen nebst Bemerkungen über die Aussprache des Dänischen. Altona. Gr. 8. 20 Ngr.

Don Juan. Große Oper in zwei Aufzügen. Aus dem Italienischen. 5te Auflage. Wien, Wallishausser. 8. 8 Ngr.

Farinedure, Fritz, Resignation oder Befriedigung? Eine moderne Novelle. Malchin, Piper. 8. 12 Ngr.

Der junge Feldjäger in französischen und englischen Diensten während des spanisch-portugiesischen Krieges von 1806 bis 1816. Eingeführt durch J. W. v. Göthe. Drei Bändchen. 2te Auflage. Leipzig, F. Fleischer. 16. 1 Thlr. 15 Ngr.

Fleck, F. F., System der christlichen Dogmatik, mit besonderer Beziehung auf die religiösen und speculativen Zustände des Zeitalters. 1ster Theil. — A. u. d. T.: Philosophie und christliche Theologie im Widerspruche und höheren Einklange. Leipzig, F. Fleischer. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Geijer, E. G., Des Königs Gustaf III. nachgelassene und funfzig Jahre nach seinem Tode geöffnete Papiere. Übersicht, Auszug und Vergleichung. Aus dem Schwedischen. 3ter Theil. 2te Abtheilung. Hamburg, Perthes. Gr. 8. 28 Ngr.

Gutzkow, K., Gesammelte Werke. 11ter Band: Novellenbuch. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt. 8. 26⅔ Ngr.

Helwing, E., Geschichte des Brandenburg-preussischen Staates während des 30jährigen Krieges und im Zeitalter des grossen Kurfürsten. Lemgo, Meyer. Gr. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

Istrien mit den quarnerischen Inseln. Geographisch-statistische Darstellung nebst 1 Kärtchen. Lex.-8. Wien. 10 Ngr.

Italien. Klassisch, historisch, malerisch. In 60 Ansichten nach Zeichnungen von *Brockedon*, *Stanfield*, *Roberts*, *Harding*, *Prout*, *Leitch*, *Barnard* etc. Nebst beschreiben-

dem Text und Bemerkungen für Reisende, von *W. Brockedon*. 1ste Lieferung. Leipzig, T. O. Weigel. Imp.-4. 1 Thlr. 10 Ngr.

Jamin, D., Placidus an Maclovia über die Scrupel. Aus dem Französischen von M. W. Kerp. Köln, Du Mont-Schauberg. 12. 12½ Ngr.

Kaulen, W., Närrisches Complimentirbuch. Düsseldorf, Stahl. Kl. 8. 6 Ngr.

Malortie, C. E. v., Der Hof-Marschall. Handbuch zur Einrichtung und Führung eines Hofhalts. 2te vermehrte Auflage. Hannover, Hahn. Gr. 8. 3 Thlr.

Neuer Nekrolog der Deutschen. 22ster Jahrgang. (1844.) Zwei Theile. Weimar, Voigt. 8. 4 Thlr.

Preller, L., Die Regionen der Stadt Rom. Nach den besten Handschriften berichtigt und mit einleitenden Abhandlungen und einem Commentare begleitet. Jena, Hochhausen. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Rogge, F. W., Buch der Huldigung. Schwerin, Stiller. 1845. Gr. 8. 10 Ngr.

Röhr, J. F., Predigten über das neue Weimarische Evangelienbuch. 3te Sammlung. — A. u. d. T.: Neue Predigten über freie Texte. Neustadt a. d. O., Wagner. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Rügelieder der Troubadours gegen Rom und die Hierarchie. Originale mit deutscher Übersetzung von E. Brinckmeier. Halle, Schwetschke und Sohn. Gr. 8. 10 Ngr.

Saphir, M., G., Nachfeier der Nachdrucker zum Guttenbergsfeste. Eine dramatisch-episch-drastisch-komisch-literarisch-typographische Jubel- und Triumphscene in abgerissenen Bildern. Und: Literarischer Tag- und Nachtwächter. Redacteur Schuhu, oder die reisenden Kunst-Vögel. Leipzig, Jackowitz. Kl. 8. 7½ Ngr.

Schacht, T., Lehrbuch der Geographie alter und neuer Zeit, mit besonderer Rücksicht auf politische und Kulturgeschichte. 4te Auflage, stark vermehrt und theilweise neu gearbeitet, nebst 2 Karten und 3 lithographirten Tafeln. Mainz, Kunze. Gr. 8. 1 Thlr. 16 Ngr.

Unterhaltungen über Protestantismus und Katholicismus zu gründlicher Belehrung für wahrheitsuchende Christen. Stuttgart, Steinkopf. Gr. 8. 1 Thlr.

Westphalen, N. A., Hamburgs Verfassung und Verwaltung in ihrer allmähligen Entwickelung bis auf die neueste Zeit dargestellt. Zwei Bände. 2te durchgängig vermehrte und verbesserte Auflage. Hamburg, Perthes-Besser und Mauke. Gr. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Tagesliteratur.

Arndt, F., Seid nüchtern und wachet. Predigt am Buß- und Bettage 1846. Berlin, Wohlgemuth. Gr. 8. 2½ Ngr.

Belgien, Rheinland und Adolph Bartels. Potsdam, Stuhr. Gr. 8. 7½ Ngr.

Berends, J., Keine Gewissensfreiheit ohne Lehrfreiheit in der Kirche. Berlin, Krause. 1845. Gr. 8. 5 Ngr.

— — Vorträge über Vergnügen und öffentliche Feste. Gehalten im Berliner Handwerkerverein. Berlin, Krause. 1845. 8. 15 Ngr.

Robert Blum. Ein Charakterbild für Freunde und Gegner. Zeitz, Expedition des Leuchtthurms. 8. 8 Ngr.

Böttger, G., Das bedeutungsvolle Ja des sterbenden Luther! Predigt. Dresden, Arnold. 8. 2 Ngr.

Crüger, F., Königsberger politisches Taschenbuch für 1846. Königsberg, Theile. Kl. 8. 18 Ngr.

Deutsch, K., Publikum und Ärzte in Preußen, in ihren Verhältnissen zu einander und zum Staat. Gleiwitz, Landsberger. 8. 15 Ngr.

Falkson, F., Vier kleine Abhandlungen politischen Inhalts. Königsberg, Theile. 1845. 8. 7½ Ngr.

Die Gesellschaft der protestantischen Freunde in Königsberg, ihr Entstehen, ihr Wirken u. s. w., dargestellt von einem Mitgliede derselben. Leipzig. Gr. 8. 7½ Ngr.

Höfer, A., Ehrengedächtniß des sel. Dr. Mart. Luther. Predigt. Schweinfurt, Wetzstein. Gr. 8. 2½ Ngr.

Kähler, S. A., Sendschreiben an den Herrn Consistorialrath Dr. theol. Dorner zu Königsberg, über die bevorstehende evangelische Generalsynode in Berlin. Königsberg, Bornträger. Gr. 8. 6 Ngr.

Kilian, J., Die nothwendige Vorsicht lutherischer Christen bei jetziger Glaubensverwirrung. Ein ernstes Wort an das evangelische Volk, in wendischer Sprache herausgegeben. Deutsche Übersetzung. Leipzig, Dörffling. 8. 6 Ngr.

Kutscheit, J. V., Das deutsche Kirchenthum. Eine geschichtlich-statistische Betrachtung. Zugleich zur Beleuchtung und Vervollständigung der „Kirchenkarte von Deutschland" des Verfassers. Danzig, Gerhard. Gr. 8. 10 Ngr.

Leizmann, F., Die Realschule und der Zeitgeist. Ein Votum. Lemgo, Meyer. 8. 7½ Ngr.

Lommel, G., Die Unitarier in Ostfranken, die Vorläufer der Deutschkatholiken. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt. Gr. 8. 4½ Ngr.

Linde, J. T. B. v., Über Abschließung und Auflösung der Ehe im Allgemeinen, und insbesondere über gemischte Ehen. Nebst einigen Erwiederungen auf des Hrn. Freih. v. Gagern Zweite Ansprache an die deutsche Nation. Gießen, Ferber. Gr. 8. 1 Thlr.

Marquard, F., Politischer Katechismus für Preußen. Eine alphabetische Zusammenstellung aller dem preuß. Staatsbürger nach der Verfassung und Gesetzgebung seines Landes zustehenden Rechte. — A. u. d. T.: Politischer Katechismus für Deutschland. Herausgegeben von K. Biedermann. Leipzig, Mayer. 16. 10 Ngr.

Newmann, J. H., Über die Entwickelung der christlichen Lehre. Eine Rechtfertigung seines Rücktrittes zur katholischen Kirche. Deutsch von J. A. M. Brühl. 1ste Lieferung. Schaffhausen, Hurter. Gr. 8. 8¾ Ngr.

Pflüger, G., Die Kurhessischen Zustände, mit einem Blick auf das Ultimatum des derzeitigen Landtagscommissars in der schwebenden deutsch-katholischen Frage. Frankfurt a. M. Oehler. Gr. 8. 6 Ngr.

Reineck, K. E., Die Päbstelei im Protestantismus: der Tod der deutschen Reformation wie der evangelischen Freiheit, und die Aufgabe der Landessynode zu Berlin im Juni 1846. Berlin, Bethge. Gr. 8. 12 Ngr.

Ruhe, A., Herr Prof. Rötscher als Dramaturg. Bromberg, Levit. Gr. 8. 10 Ngr.

Rupp, J., Das Verfahren des Königsberger Consistoriums gegen den Verfasser. Mit erläuternden Anmerkungen und Beilagen. Wolfenbüttel, Holle. 8. 1 Thlr.

Scherr, J., Die Schweiz und die Schweizer. Winterthur, Steiner. 1845. 12. 22½ Ngr.

Schmidt, J. F., Bemerkungen über den Entwurf einer neuen allgemeinen bürgerlichen Proceßordnung für das Königreich Hannover, sowie über Mündlichkeit und Öffentlichkeit im bürgerlichen Proceßverfahren. Hannover, Helwing. Gr. 8. 15 Ngr.

Scholl, C., Drei Vorträge, gehalten vor der deutschkatholischen Gemeinde zu Mannheim, zugleich als Rechtfertigung meines Anschlusses. Darmstadt. Gr. 8. 4 Ngr.

Souchon, A. F., Der Christ ein Fremdling und Pilgrim auf Erden. Predigt über 1. Petri 2, 11—20. Berlin. Gr. 8. 2½ Ngr.

Wechsler, B., Über jüdische Schul- und Lehrer-Verhältnisse. Oldenburg, Stalling. Gr. 8. 3¾ Ngr.

Zur neuesten Geschichte Königsbergs. Leipzig. 1845. Gr. 8. 4 Ngr.

Zur Physiologie des heiligen Rockes. Winterthur, Steiner. 1845. 8. 6 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber **Heinrich Brockhaus**. — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 198. —— 17. Juli 1846.

Johann Georg Schlosser.*)

Wann eine große Zeit vorübergegangen ist, wann die gedrängten Ereignisse und Erscheinungen sich auseinanderhalten und übersehen lassen, das Blendende den Glanz verloren, das Dunkele sich gehellt hat: dann ist es die Sache des Geschichtschreibers, die Wirkungen mit ihren Ursachen zusammenzustellen und für die Genossen seiner Zeit den Rückblick in jene, das Verständniß der gegenwärtigen und die Aussicht in die kommende zu erleichtern. Aber nicht allein die erschütternden Bewegungen einer Zeit sind es, welche der Forscher zu betrachten und zu prüfen hat; nicht blos auf der großen Bühne der Welt, im Glanz der Höfe, hinter dem geheimnißvollen Vorhange der Cabinete, im Geräusch der Waffen und des Marktes, arbeitet der ewige Geist an der Entwickelung der Menschenbestimmung: sondern auch in der Abgeschlossenheit eines einzelnen Lebens reifen oft die Keime, woraus Bedeutendes für jene Entwickelung erwachsen soll.

So hat denn der Historiker auch nach solchen Anfängen und Beziehungen zur Geschichte in dem Leben einzelner ausgezeichneter Menschen zu suchen.

Als eine der interessantesten Erscheinungen aus der reichen in den letztern Jahren aus solchen Bestrebungen erwachsenen Literatur haben wir ein Buch begrüßt, welches die Deutschen an einen Mann erinnert, dessen Namen sie fast vergessen haben und dessen Schriften sie nicht mehr kennen, obgleich sie dieselben sehr werthhielten.

Ein Zeitgenosse sagt von ihm: „Ich habe viele große Männer und berühmte Schriftsteller genannt, aber noch nicht den reinsten moralischen Menschen, der mir in einem Leben von beinahe funfzig Jahren vorgekommen ist. Dieser war Georg Schlosser aus Frankfurt am Main. In ihm hatte sich die menschliche Natur veredelt, und er selbst leitete sein ganzes Leben hindurch alle seine erworbenen großen Kenntnisse nur auf diesen Zweck. Kein unreiner Faden läuft durch das reine Gewebe seines Lebens und er führte ein sehr thätiges Leben. Ich möchte sagen, nur die Tugend war sein Genie und machte es aus, so ganz und vollendet stellt er sie dar."

Wenn er nun Der gewesen wäre, wie ihn Klinger mit diesen Worten von der Seite seines sittlichen Lebens und Strebens geschildert hat, so müßte die Erneuerung seines Andenkens schon ein großes Verdienst sein. Vielleicht hat die vergangene Zeit es vor der unserigen voraus, mehr der tiefen und reinen Charaktere hervorgebracht zu haben. An der Anschauung Solcher sollten Schwächere zu erstarken suchen; zu dem Bilde eines klaren Lebens sollten bessere Gemüther sich flüchten, wann sie aus der Verworrenheit, der Langweile des Tages sich hinaussehnen; und für die Jüngern möchte eine solche Schilderung ersprießlicher sein als ein Compendium der Moral. Aber in seinem Leben und Wirken stellen sich auch jene Keime und Beziehungen dar.

Das oben erwähnte Buch führt uns in die zweite Hälfte des vorigen Jahrhunderts, in die Wehen einer Zeit, aus der die Dinge sich neugestalten sollten, in das Zeitalter mächtiger Revolutionen im Reiche der Politik, der Wissenschaften und Künste, des praktischen wie des sittlichen und religiösen Lebens. Schlosser stand, wenn auch von der großen Welt entfernt, doch in gewisser Weise mitten in diesen Bewegungen, überall theilnehmend, sei es als Gegner, sei es vermittelnd oder sich anschließend, nirgend gleichgültig. Sein Leben ist das Bild der Zeit im kleinen Rahmen, und sein Tod fiel an die Scheide des Jahrhunderts, nachdem sein ahnender Geist, der rückwärts das Buch der Geschichte durchlief, nicht ohne tiefen Schmerz einen Blick in die Blätter der zukünftigen gethan hatte.

Fragt man aber: warum sein Name unter uns so wenig gekannt ist? so antworten wir: Weil das Rein-Menschliche in seinen Schriften, Das, was universelle Bedeutung hatte, längst Gemeingut geworden ist, nach dessen erstem Besitzer und Verbreiter Niemand fragt; und weil Dasjenige, was, für die damaligen Zustände berechnet, auf die unserigen nicht mehr passen will, den gewöhnlichen Leser nicht reizt. Es mögen nur Wenige an ihnen auch einen rein ästhetischen und gemüthlichen Genuß finden.

So müssen wir denn Nicolovius für seine Bemühungen danken und dieselben um so mehr anerkennen, da

*) Bei Gelegenheit der Monographie: Schlosser's Leben und literarisches Wirken. Von Alfred Nicolovius. Bonn, Weber. 1844. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

seine Aufgabe eine doppelt schwere war. Es galt zunächst eine Klippe zu vermeiden, die vielleicht nicht Jeder so glücklich vermieden hätte, wie er es gethan hat. Das Verhältniß persönlicher Pietät, in welchem der Verf. zu Schlosser stehen mußte — er ist ein Enkel desselben durch Schlosser's älteste Tochter aus dessen erster Ehe mit Cornelia Goethe —, machte gerade ihm die strengste Unparteilichkeit noch mehr als jedem Andern zur Pflicht. Doch konnte eine zu große Ängstlichkeit der Darstellung ebenfalls schaden. Aber Nicolovius ist in beiden Rücksichten ebenso würdig als verständig zu Werke gegangen.

Dann aber flossen auch die Quellen für seine Arbeit sehr spärlich. Ein Tagebuch, welche für Schlosser's eigene Erinnerung bestimmt war, mußte nach seinem Tode vernichtet werden; und der Plan, über die Geschichte seines innern Lebens dem Sohne ein Vermächtniß zu hinterlassen, blieb unausgeführt. So war denn der Verf. des Buches, außer den Nachrichten der Familie über Schlosser's äußeres Leben, auf die Schriften desselben, welche zu diesem Ende ein sehr genaues Studium erfoderten, und die Mittheilungen seiner Freunde angewiesen. Aber hieraus ist etwas sehr Tüchtiges geworden, und Nicolovius hat dem verewigten Schlosser ein Denkmal gesetzt, das seine Demuth nicht verschmähen dürfte, wie sie sich einst eines solchen auf seinem Grabe nicht würdig hielt.

In dem oben Gesagten liegen für den Leser die Gründe, warum wir das nun erneuerte Andenken des Mannes im weitesten Kreise verbreitet wünschen möchten.

Der Verf. dieses Berichts, der die Schlosser'schen Schriften schon länger kannte und liebte und sich jene Aufgabe gestellt, konnte jedoch nicht dem Gange des Buches folgen, weil seine Absicht ist, einen raschen Überblick zu geben. Wenn in dem Buche sich Alles in chronologischer Ordnung darstellt, so mußten wir nach den einzelnen Beziehungen und den einzelnen Gebieten, über welche Schlosser's Ansichten sich verbreiten, Gleichartiges stets zusammenfassen. Dabei waren wir gezwungen, überall zu den Quellen, zu unsern eigenen Studien aus des Mannes Schriften zurückzugehen, weil wir dadurch manches Charakteristische zu gewinnen glaubten. Deshalb darf vielleicht der Bericht, bei dem uns übrigens die strengste Objectivität Pflicht zu sein schien, auf einige Selbständigkeit Anspruch machen, an welcher uns freilich nicht viel gelegen ist, wenn wir nur den oben ausgesprochenen Zweck dadurch erreichen.

Johann Georg Schlosser wurde am 7. Dec. 1739 zu Frankfurt am Main geboren. Bei der wunderlichsten Jugendbildung, wo der Zwang der Schule ihm bis in sein zwanzigstes Jahr nicht erlaubte, etwas Anderes zu lesen als die von seinen Lehrern ausgewählten Schulbücher, hatte er die vielseitigste Bildung nur sich selbst zu danken. Denn seit seinen frühesten Jahren war bei ihm Alles auf den Stand eines Rechtsgelehrten berechnet, einen Stand, durch welchen sich Ehre und Reichthum erwerben ließen und der zu seiner Zeit den Weg zu den höchsten Ämtern der Stadt eröffnete. So bezog er denn zum Studium der Rechte die Universitäten zu Gießen, Jena und Altorf. Hier aber ging dem lange gefangenen Geiste eine neue Welt auf: das classische Alterthum, zu dem er immer so mächtig sich hingezogen fühlte; die Lehren alter und neuer Philosophen; die Dichter und das ganze Reich Dessen, was man damals die schönen Wissenschaften nannte. Wie freudig mochte er sich in der frischen Luft des neuen Lebens bewegen! Aber er hatte in der neuen Freiheit einen schweren Kampf mit der Abneigung gegen einen Stand, welchem er selbst in spätern Jahren sich niemals ganz versöhnen konnte. Doch er ging siegreich aus dieser ersten Prüfung hervor, welche der Ernst des Lebens ihm auferlegte. Schon in diesem Alter war er der Ansicht: daß der Mensch selbständig sein, daß er alles Glück erst selbst sich erwerben müsse, um es ganz zu genießen; denn alles Andere komme nur durch phantastische Anwendung, Poesie, zugute. Auch ein bestimmtes Amt solle Jeder wählen, und Das war für seine ganze Lebensrichtung bezeichnend. Er erkannte es später für seine eigentlichste Aufgabe, alle Wissenschaften auf den praktischen Nutzen zurückzuführen; hielt er doch den Schriftsteller, welcher auf sein Zeitalter, sei es unter den individuellsten Umständen, wirkt, für vorzüglicher als Den, welcher für die Ewigkeit schreibt. Selbst der eigentliche Gelehrte soll die Anwendung des Errungenen auf das Menschenleben machen. Wer nie ein Amt gehabt, läuft Gefahr des Egoismus.

Nachdem er 1762 die juristische Doctorwürde erlangt hatte, trat er zu Frankfurt als Advocat auf: eine Stellung, welche er bald mit derjenigen eines Geheimsecretairs bei dem Prinzen Eugen, nachherigen Herzog zu Würtemberg, und eines Erziehers bei dessen Kindern vertauschte. Im J. 1769 aber kehrte er in seine Vaterstadt zurück, wo er zwei Jahre lang mit Merck, Höpfner, Wenk in Darmstadt den „Frankfurter Gelehrten Anzeigen" seine Thätigkeit zuwandte.

In dieser Zeit wurde jene Abneigung, mit welcher er immer gerungen hatte, für sein ganzes ferneres Leben entscheidend. Er beklagte das Schicksal des ehrlichen Mannes, welcher den Rechtsvertheidiger machen muß, wo das klare Recht selbst gegen den feinen Betrüger und listigen Sophisten, gegen die Bestechlichkeit der Richter nicht geschützt ist. In einer spätern Schrift „Eutyphron" spricht er sogar die Ansicht aus, daß das Advocatenwesen die Leute engherzig und alles guten Aufstrebens unfähig mache. Wenn sie dazu kommen, meint er, Hand an die öffentlichen Geschäfte zu legen, suchen sie nach ihrer Weise Alles mit List und Ränken durchzuführen, wodurch Treue, Recht und Gerechtigkeit untergraben werden und jene Politk entsteht, welche der Mannhaftigkeit und Gerechtigkeit oder auch einer noch größern List unterliegen muß. So mußte er sich selbst aus einem Stande hinaus sehnen, auf den er, vielleicht für seine Zeit nicht mit Unrecht, so schwere Beschuldigungen häufte.

Er begab sich deshalb 1773 nach Karlsruhe, wo es ihm gelang, bei der Regierung im Dienste des Markgrafen Karl Friedrich von Baden angestellt zu werden. Bald bekam er auch als Oberbeamter der Markgrafschaft Hochberg zu Emmendingen eine Stellung, wie er sie sich wünschte; wo namentlich der administrative Theil der Geschäfte, welche ihm oblagen, seinen Neigungen mehr entsprechen mußte. Für seine Wirksamkeit in diesem Amte ist es bezeichnend, daß er, von seinen beschwerlichen Geschäftsreisen zurückgekehrt, zu sagen pflegte: „Ich weiß, daß ich für etliche hundert Arme leide, denen ich Brot schaffen will. Das allein kann uns gegen die Armen entschuldigen, daß wir reich sind nach unserer Art, wenn wir eben die Arbeit und Mühe, welche sie übernehmen müssen, um eigene Noth abzuwenden, freiwillig um fremder Noth willen übernehmen."

Wie er Handel und Gewerbe für die Seele des Bürgers hielt, so suchte er auch der Markgrafschaft, wo Beides darniederlag, neue Erwerbsquellen zu öffnen. Er war rüstig bemüht für die Belebung des nicht unbedeutenden badischen Bergbaus; und als 1782 eine neue Direction für denselben errichtet wurde, trat er an deren Spitze. Aber er war auch ein ebenso warmer und rüstiger Vertheidiger der Rechte des Volkes und konnte 1783 mit unendlicher Freude öffentlich die Abschaffung der letzten Reste von Leibeigenschaft begrüßen, die der edle Markgraf auch nicht einmal dem Namen nach in seinem Lande dulden wollte.

Doch manches Ziel, das er sich vorgesetzt, sollte er niemals erreichen; selbst diese verhältnißmäßig geringe Wirksamkeit wurde ihm durch amtliche Verhältnisse und collegialische Disharmonien mannichfaltig verbittert; und schon fing seine damalige Stellung an ihm beschwerlich zu werden.

Von seinen Lebensschicksalen aus dieser Zeit erwähnen wir hier nur zwei Ereignisse, welche nicht ohne Einfluß auf seine weitere Geistesrichtung waren. Auf eine Einladung des Kaisers Joseph unternahm er eine Reise nach Wien, welche eine Besprechung mit dortigen Rechtsgelehrten über eine Gesetzverbesserung zum Zweck hatte. Er lernte hier nicht an die Renaissance Östreichs glauben, am wenigsten an eine von dort ausgehende Wiedergeburt Deutschlands, wie man sie damals für Leben und Kunst von mehren Seiten ziemlich sanguinisch erwartete und verkündete. Unter den Blumauer, Ratschky, Denis, Sonnenfels, Gemmingen fand er Nichts, was einer männlichen Seele ähnlich sah —: Alles gebückt unter der Hand des Despotismus. Aber Nicolovius bemerkt sehr richtig, welcher Gewinn für ihn darin lag, daß er seine eigene Lage mehr als je schätzen lernte.

Dann wurde er in dieser Zeit mit dem Illuminatenorden bekannt, von welchem sich Schlosser, wenn auch keine Geheimlehre, doch Gewinn an Kenntniß und Erfahrung versprach. Freilich schwebte ihm auch die Nothwendigkeit einer Weltverbesserung vor, und eine solche hoffte er einst von einer großen Verbindung unter den Menschen, an deren Spitze die großen Seelen des Zeitalters stehen müßten. Doch scheint seine eigene Thätigkeit für die Zwecke des Ordens, dem er bald selbst angehörte, von keiner großen Bedeutung gewesen zu sein.

Die oben erwähnten Verhältnisse veranlaßten ihn endlich, eine Veränderung seiner Stellung dringend zu wünschen, und er bat um ein Amt, wo es ihm vergönnt wäre, nur dann zu reden, wann er um seine Meinung gefragt würde. So wurde er denn wirklich 1787 mit dem Charakter eines Geheimen Hofraths, anfänglich um dem Staatsarchiv seine Thätigkeit zuzuwenden, nach Karlsruhe versetzt. Bald aber mußte er an den Geschäften des höchsten Landescollegiums theilnehmen, indem er, fast gegen seinen Willen, dies Amt und die Functionen eines wirklichen Geheimrathes erhielt.

Aber auch hier sollte er gewahr werden, wie selten nur ein Ideal, das ein edles Herz sich gebildet hat und mit Freuden hegt, im Leben verwirklicht wird. Er sah mehr als eine Ungerechtigkeit; aber, als Karl Friedrich sich überreden ließ, ein Arresterkenntniß gegen einen verschuldeten Abenteurer, aus gräflichem Geschlecht, zu annulliren, und einem von Schlosser vorgeschlagenen Gesetze zum Schutz des Bürgers seine Bestätigung versagte: da konnte der Mann nicht länger an einem Platze bleiben, der durch solche Dinge seine Würde verlor, und er bat um Zurückversetzung in seine erste Stellung, oder eventuell um seinen Abschied, und legte wirklich das Directorium des Hofgerichts nieder.

(Die Fortsetzung folgt.)

Romanliteratur.

1. Die Tochter des Piccolomini. Historisch-romantisches Gemälde von K. Herloßsohn. Drei Theile. Altenburg, Pierer. 1846. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Der vorliegende Roman spielt in Böhmen während des Dreißigjährigen Krieges. Es ist einer der seltenen deutschen Romane, welche voll von Bewegung und nicht auf Zeitfragen und sociale Zustände des Moments berechnet sind; dessenungeachtet fühlt man, daß das Interesse und die Leidenschaft des Moments bei dem Kinde Gevatter gestanden, wenn sie es auch nicht zeugten, da der Jesuitenhaß und die Nichtachtung der katholischen Geistlichkeit sich überall Luft machen. Die Tochter des Piccolomini tritt zuerst in der prager Judenstadt als die Tochter Ephraim's, eines klugen und braven Juden, auf, dem sie in die Pflege gegeben wurde; das Kind sollte lieber jüdisch als katholisch werden. Ihre Schicksale sind mannichfaltig. Graf Kinsky verliebt sich in das schöne Judenmädchen und will sie entführen; sie verläßt das Haus der Pflegeältern, die sie mit einem Schlaftrunk betäubte; ein treuer Anbeter, ein jüdischer Bocher, ist ihr Begleiter, der das von des Verführers Leidenschaft in Furcht und Verzweiflung getriebene Mädchen, als sie sich zum Fenster hinausstürzt, mit seinen Armen auffängt und mit ihr flieht. Sie hat einen Brief aus des Juden Haus mitgenommen und findet darin ihren Taufschein, das Bild des Vaters und den Namen der Mutter; die Mutter sucht sie in der Stadt Przelautsch auf und findet ihren Grabstein, fällt aber auf der Weiterreise den fanatischen Katholiken der Bekehrungscommission in die Hände und soll katholisch werden. Sie wird gegeißelt und eingesperrt, entflieht abermals durch den getreuen Bocher geleitet. Gefahren drängen Gefahren, bis sie endlich, sie, die zum Tode Verurtheilte, den Vater wiederfindet, von ihm gerettet und adoptirt wird und Kinsky heirathet, der seine Schuld bereut hat und sich einer wahren Neigung für das Judenmädchen bewußt ist. In diesen Hauptroman

sind noch Andere einverleibt, und der historische Hintergrund zu den verschiedenen Liebesgruppen ist mit großem Phantasiereichthum und mit Federgewandtheit aufgeführt. Die damalige Schreckenszeit Böhmens mit den verschiedenen Glaubensparteien, welche abwechselnd blutig herrschten und blutig unterdrückt wurden, erkennen wir aus den sich oft wiederholenden Gesprächen der Bürger, der stehenden Gäste eines Gasthofs, sowie auch durch die gedrängten Auseinandersetzungen des Autors, die er von Zeit zu Zeit einzuschalten für nöthig fand. Sehr zu gefallen schien sich der Autor in der Judenstadt, zu deren Treiben er oft zurückkehrt, indem er gern die Juden sprechend auftreten läßt und deren charakteristische Sprache wohl zu handhaben weiß. Nicht leugnen will Ref., daß die jüdischen Scenen ihm oft zu überladen erschienen, wenngleich auch darin sich ein gewisses Talent der Auffassung kundgibt. Scenen des religiösen und politischen Fanatismus fehlen auch nicht unter den Lebensbildern einer trüben, unruhigen Zeit, und einzelne dabei mitwirkende Charaktere tauchen in grellen, der Geschichte treu entlehnten Zügen daraus hervor. Der spanische Obrist von Guerda nebst dem Fanatiker Valerianus werden einigemal in ihrer gewaltsamen und doch so verschiedenartigen Bekehrungsweise vorgeführt, der Erste losschlagend, der Andere erst feurig zuredend ehe er Gewalt braucht. Die Ausschweifungen der katholischen Geistlichkeit sind zu verschiedenen malen in widrigen Scenen dargestellt, und der verbrecherische Mönch Gervaz soll den Beweis liefern: wie weit in damaliger Zeit der Kirche Langmuth gegen ihre Verbrecher ging, wie sie ausarten konnten zu Ungeheuern, ohne Strafe zu finden. Wir können das vorliegende Werk als eine der glücklichsten Verschmelzungen von Wahrheit und Dichtung der Lesewelt anrühmen: wie der frische Epheu einen alten Thurm, so umrankt der Roman die Geschichte, sie umhüllend, ohne ihre wahre Gestalt zu entstellen.

2. Der Bälgetreter von Eilersroda. Niedersächsische Dorfgeschichte von Georg Schirges. Hamburg, Hoffmann und Campe. 1845. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Es ist jetzt die Zeit der Dorfgeschichten, und die Lesewelt sieht tagtäglich die Salonsscenen von den ländlichen, die Prinzessinnen und Gräfinnen von den Bauerdirnen verdrängt. Diese Bücher, welche nicht sowol für das Volk als über das Volk geschrieben sind, haben jetzt einen eigenthümlichen Reiz, da das Volk immer bedeutungsvoller in unserer Tagesgeschichte wird und dem Interesse der gebildeten Welt immer näherrückt. Vorliegende Erzählung ist nun eine Dorfgeschichte der anmuthigsten Art und enthält manche tiefe menschliche Wahrheiten: sie handelt von dem Wohle eines Bälgetreters zu Eilersroda, worüber Pfarrer und Amtmann des Ortes sich streiten, entzweien, chicaniren und die ganze Gemeinde in den Streit ziehen. Es reiht sich Proceß an Proceß; die unangenehmsten Begebenheiten gehen für die Betheiligten daraus hervor; zwei Liebende, des Amtmanns Tochter und des Pfarrers Sohn, werden dadurch getrennt, bis endlich der Pfarrer zum Einsehen kommt und sein Unrecht vor der ganzen Gemeinde bekennt, sodann dem Amtmann die Hand zur Versöhnung reicht. Seine Versöhnungspredigt in der Kirche ist erbaulich und belehrend, und weist dem Geistlichen die wahre Stelle an, die er in jetziger Zeit bekleiden muß: die eines Stifters und Erhalters des Friedens. Einzelne tragikomische Scenen des Streits sind mit vielem Humor durchgeführt; der Autor hat sich den Standpunkt über seinem Stoffe gewählt, nicht mitten darin, sodaß er das Ganze überschaut und immer doch frei sich darüber hinwegbewegt, wenn seine Gestalten auch von Leidenschaften gefesselt sind. Er lacht selbst über die komischen einzelnen Auftritte, die er geschaffen, und behält sich die Freiheit vor, als Autor seine Reflexionen und Bemerkungen ohne Vermittelung seiner Geschöpfe auszusprechen. Die Lecture ist unterhaltend und belehrend, und das kleine Werkchen hat durch Inhalt und Abrundung der Form Anspruch auf ein Kunstwerk.

3. Amélie. Aus den Papieren eines Unbekannten. Leipzig, Schmidt. 1845. 8. 24 Ngr.

Die Heldin dieses anmuthigen Romans ist eine französische Gräfin, welche während der Revolutionsschrecknisse mit dem alten ahnenstolzen Vater emigrirt und in einer kleinen Stadt Deutschlands sein und ihr Leben mittels ihrer Hände Arbeit fristet. Sie hat mit mancherlei Verachtung und Versuchungen zu kämpfen und geht immer schön und edel aus den verschiedenen Prüfungen hervor; zuletzt schlägt sie die Hand eines jungen Bürgers aus der sie liebt. Er war der Bräutigam eines reichen Bürgermädchens, die er nicht mehr achten konnte und verließ. Amélie wollte aber nicht die geduldete Tochter in einer Bürgerfamilie sein und entsagte deshalb dem Geliebten, welcher in einer Schlacht seinen Tod findet. Wenig Handlung und viel Worte! 46.

Literarische Curiositäten.

Dr. Philemon Holland schrieb seine Übersetzung von Plutarch's Sittenlehre auf etwas mehr als ein Ries Papier mit einer einzigen Feder und schloß deshalb mit folgendem Distichon:

This book I wrote with one poor pen, made of a gray goose-quill;
A pen I found it, used before, a pen I have it still.

(Ich schrieb dies Buch mit Einer Feder, aus einem grauen Gänsekiel;
Ich fand die Feder schon gebraucht, 's ist immer eine Feder noch.)

Welches Aufsehen, wenn heutzutage ein Buch dreimal aufgelegt und in 3000 Exemplaren abgesetzt wird! Aber schon 1511 wurden von Erasmus' „Encomium moriae" 1800 und von seinen 1527 erschienenen „Colloquien" 24,000 Abdrücke verkauft. „Orlando furioso" erlebte im 16. Jahrhundert 60 Auflagen, und des alten Thomas a Kempis „De imitatione Christi" ist erweislich 1800mal aufgelegt worden.

Ein Verwandter von Jeremy Bentham hatte die fixe Idee, daß alles Gedruckte Lüge sei. Vielleicht war Das vernünftiger als alles Gedruckte für Wahrheit zu halten. Aber Bentham wollte seinem Verwandten die Idee benehmen und verfuhr dabei sehr logisch. Er fragte ihn: ob er glaube, daß etwas wirklich Geschehenes, wenn es gedruckt werde, dadurch aufhöre geschehen zu sein? 16.

Literarische Anzeige.

Bei F. A. Brockhaus in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Lyrische und dramatische Dichtungen von Alwin Reinbold.

Gr. 12. Geh. 1 Thlr.

Von der Schwester des Dichters, Adelheid Reinbold (Franz Berthold), erschien im Jahre 1842 ebendaselbst:

Gesammelte Novellen. Von **Franz Berthold.** Herausgegeben von **L. Tieck.** Zwei Theile. Gr. 12. Geh. 3 Thlr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 199. — 18. Juli 1846.

Johann Georg Schlosser.

(Fortsetzung aus Nr. 198.)

Im J. 1794 finden wir Schlosser in Pforzheim; nach dem Vorrücken der französischen Armee bis Speier und Worms war es ihm rathsam erschienen, bei dem unvertheidigten Zustande des Landes tiefer in Schwaben Zuflucht zu suchen. Später machte er eine Reise in die Schweiz, wo er mit seinen Freunden Müller und Lavater schöne Tage verlebte. Doch schon lange trug er sich mit einem Plane, der seinem Leben und Wirken eine durchaus veränderte Richtung geben sollte. Er trat 1794, ungern entlassen und durch das Bedauern der karlsruher Bürger geehrt, aus dem Dienste des Markgrafen und begab sich vorläufig nach Ansbach. Aber zwei Jahre darauf wurde es ihm endlich möglich, jenen Plan zu verwirklichen. Die wachsenden Kriegsunruhen hatten in ihm schon lange den Wunsch hervorgerufen, im Norden eine Zuflucht zu suchen. Eine solche hoffte und fand er in Eutin. Dort wohnten Voß und Stolberg, in der Nähe Claudius. Auch sein Schwiegersohn Nicolovius war dort, und eine Zeit lang auch Jacobi; und so ging ihm hier im Schoose seiner Familie und im Kreise der Freunde, in der Stille der Musen und im Schatten des Privatlebens ein trauliches und beschauliches, aber auch literarisch thätiges Leben auf.

Indeß ein so edles Leben sollte nicht in dieser Abgeschiedenheit sich vollenden; noch war ihm die Ruhe nicht gegönnt. Es gelangte an ihn der Ruf zum Syndicat seiner Vaterstadt. Durch Neigung und Pflicht bewogen, verließ er 1798 seine Lieben in Eutin. Die erneuerte Thätigkeit sollte jedoch kaum ein Jahr dauern. Er starb am 17. Oct. 1799 nach kurzer Krankheit in einem Alter von 60 Jahren. Er ruht in seinem Grabe ohne Denkmal, selbst ohne Stein, und er bedarf desselben nicht.

Dafür bürgen nicht nur seine Thätigkeit in den öffentlichen Geschäften und sein ganzes Leben, sondern ein literarisches Wirken, welches für seine Zeit äußerst bedeutend war. Es setzt uns die außerordentliche Productivität eines Mannes in Erstaunen, der unter den mannichfachsten Geschäften seines Berufs gegen neunzig kleinere und größere Schriften hinterlassen hat; doch wir wissen kaum, was wir mehr bewundern sollen: ob die Trefflichkeit des Geleisteten? oder die unendliche Vielseitigkeit, mit welcher Schlosser die verschiedenen Gebiete der Jurisprudenz *), der Politik, Philosophie und Religion umfaßte? oder die tiefe Kenntniß des Alterthums und der Sprachen, mit welcher er manches alte und neue Meisterwerk den deutschen Lesern zugänglich machte? Doch Schlosser ist Derselbe in allen diesen Gebieten: seine Schriften reflectiren stets das Bild seines Charakters.

Wir sehen, wie der Mann niemals gelernt hatte, sich Demjenigen zu beugen, was man euphemistisch die Verhältnisse nennt, wie er in Wort und That der Wahrheit stets getreu blieb. Wol ist diese unbeugsame Ehrlichkeit, das zähe Festhalten an dem für recht Erkannten, ein hervorstechender Zug an sonst starren Charakteren; und wirklich bemerkte man an Schlosser schon frühe eine gewisse trockene und herbe Strenge, die aber durch seltene literarische Bildung, Kenntniß vieler Sprachen für den Umgang und für die ihm Nahestehenden durch ebenso seltene Güte des Herzens gemildert wurde. Er war nichts weniger als Rigorist: er war ja der Ansicht, daß die Liebe das Taglöhnermäßige entfernen solle, welches der Weisheit ohne diese immer anhänge. Wenn er in seinem „Fragment über Toleranz" fodert: Nichts darf intolerant sein als die reine Wahrheit, so hat er auch die Grenze zwischen Gleichgültigkeit und Unduldsamkeit hinlänglich bezeichnet. Er stellt die Regel auf: Niemand soll gegen sich selbst tolerant sein, Niemand unduldsam gegen die Meinung, die sich nicht aufdrängt, Niemand nachgiebig gegen Den, welcher seine Meinungen mit der Waffe in der Hand ausbietet.

Manche mögen ihn einen Pedanten genannt haben, und Niemand war es weniger als er. Pedanterie war ihm eine gesellige Untugend, die beiweitem nicht allein den Gelehrten eigen ist. Pedanten sind ihm Alle, die

*) Seine schriftstellerische Wirksamkeit als Jurist können wir, als nicht in dem Plane unserer Darstellung liegend, hier nicht berühren. Nicolovius nennt ihn in gewisser Beziehung den Stifter der heutigen juridisch-historischen Schule, was wir nicht beurtheilen können. Er wurde mehrfach mit wichtigen Aufträgen z. B. für Gesetzverbesserungen beehrt. Hugo, für dessen „Civilistisches Magazin" er Manches arbeitete, hielt ihn für einen bedeutenden Juristen, der nicht blos den Vortheil großer Gelehrsamkeit, sondern auch den der Erfahrung und praktischen Geübtheit für sich hatte.

den Spielraum der Weisheit nicht verstehen, welche die Grazie des Lebens ist; und er will den Gelehrten rathen — ein Rath, der auch jetzt nicht zu spät kommt, wenn sie so hinter dem Vorhang arbeiten —, sich auch mit dem bessern Genius der Geselligkeit zu befreunden und von ihm zu lernen, was sie an Lebensfreuden und Lebensweisheit in das Publicum zu bringen haben. Ja, er klagt mit Recht: daß es überall nur Stände, nirgend Menschen gebe; daß die Gelehrten so viel studiren und so wenig leben; er klagt über die Schwäche der Körper, die am Ende den Sturz im Staate ahnen lasse. Athen und Rom fielen, als die Weisesten nur in den Schulen saßen oder auf ihren Landgütern Bücher schrieben.

Freilich hatte er einen Wahlspruch, den jene überschwenglichen, Sentimentalen, sogenannten vortrefflichen Leute, deren Augen sich auf Thränen wie auf die täglichen Bedürfnisse des Lebens verstehen, die ohne herzinniges Mitgefühl keine Mücke sterben sehen können, gewaltig befremden mag: Never to be hot on a cold subject. Aber trotzdem gehörte er niemals zu den — ich weiß nicht ob glücklichen oder unglücklichen? — Menschen, denen der Himmel die Glut der Leidenschaft versagt hat. Lenz hatte in seinem „Neuen Menoza" Schlosser unter der Maske des Prinzen Tandi geschildert, und dieser konnte seinem Freunde den Vorwurf machen, nur die eine Seite an ihm gesehen zu haben: den kalten Mann, der Larven und Wahn verabscheut; den Philosophen, der Menschen suchen geht, der Alles nach festen, gefühlten Grundsätzen abwägt; aber nicht die andere: den Menschen, in dem die Leidenschaften stürmen, der mit gleicher Leidenschaft haßt und liebt.

Aber er war ein Feind der Poesie des Lebens, wogegen das poetische Spiel der Phantasie ihm theuer war, wenn nur der ernste, kalte Gang des Lebens nicht durch Dichtung sich verwirrt. Wenn Einer nur stückweise war, was er sein sollte, so erkannte er daran diese Lebenspoesie. Das Wissen ist ihm der leidende Stoff, auf dem das Denken, der wirkende, arbeitet. Wenn wir nicht wollen, daß unsere denkende Kraft aus Mangel an Stoff sich selbst aufreibe, wie Dies geschehen muß, wenn dieselbe immer auf die Phantasien arbeitet, welche immer nachgeben und keinen Widerstand leisten, so müssen wir dieser Lebenspoesie uns entschlagen; wir stören sonst die Harmonie des innern und äußern Lebens, und fallen in eine unweise Wissenschaft, welches die Wissenschaft der Phantasie ist. Nicolovius erzählt trefflich: Wann Schlosser Manche sah, die beim Vollmonde Superlativgefühle an den Tag legten, und welche, wann die Viertel nach und nach herankamen, ihm im Wesentlichen nicht einmal waren, was gewöhnliche Menschen einander zu sein pflegen: so hielt er Solche für Lebenspoeten. Aber nichtsdestoweniger war er der Poesie mit ganzer Seele zugethan, und war selbst nicht einmal Platoniker genug, die Dichter aus seiner Erziehungslehre zu verbannen; nur würde er sie verpflichten, nicht sowol die wahre Natur des Menschen darzustellen als vielmehr dieselbe zu idealisiren.

Jene Strenge und Kälte lag so wenig in seinem Charakter, daß er vielmehr Mühe gehabt hatte, eine gewisse Weichlichkeit, die in ihm aufzutauchen drohte, zu überwinden: Das, was man modern Zerrissenheit, Weltmüdigkeit nennen würde. In frühern Perioden seines Lebens kam es ihm oft wunderbar vor, daß ein Mensch, der ein Herz hat und nach etwas Anderm ringt als was in der Welt ist, leben könne und sich nicht eine Kugel durch den Kopf schieße, wenn er glaube, daß damit Alles vorbei und abgethan sei. Aber davor schützten ihn seine eigenthümliche Theorie von einem künftigen Leben, der Ernst der Wissenschaft, vielleicht vor Allem die Säure der Mathematik, mit welcher er eine Zeit lang ernstlich sich befaßte und in die er sich häufig aus dem Reiche drohender Gefühle zu flüchten wußte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Reise in Ostindien in Briefen an Alexander von Humboldt und Karl Ritter, von **Leopold von Orlich.** Zweite durchgesehene und vermehrte Auflage. Zwei Bände. Leipzig, Mayer. 1845. 8. 3 Thlr.

Unsere Literatur über Indien hat gerade in neuester Zeit sehr rasch an Zahl gewonnen, auch ist sie in wissenschaftlicher Hinsicht weder dem Umfange noch der Tiefe und Höhe nach irgendwie zurückgeblieben. Die Verhältnisse dieses Jahrtausende hindurch bewunderten Landes zur gebildeten andern Welt sind durch die vielen Eroberungszüge, durch kühne Weltreisen zu Land und zu Wasser, durch gewinnreiche Handelsverbindungen mit allen europäischen Staaten, durch die gediegensten Historiker, Geographen, Natur- und Sprachforscher, durch Politiker und Statistiker aller Farben schon sehr genau ins Licht gestellt; aber dennoch ist es kaum möglich, ein Buch über Indien zur Hand zu nehmen, ohne sich für seinen Inhalt lebhaft zu interessiren, selbst da noch, wo nichts Anderes gebracht wird als was schon Hunderte vorher gegeben haben. Wenn Ref. also gesteht, daß er das vorliegende Buch ungemein anziehend gefunden habe, so muß er allerdings hinzufügen, daß Dies vielfach durch bekannte schon oft bewunderte Bilder aus Asiens Zauberwelt bewirkt worden ist; aber er darf dann auch nicht verschweigen, wie ein solches Interesse, durch eine reiche Fülle von Neuem fortwährend angefacht und erwärmt, erst eigentlich Leben und Dauer gefunden hat, wie das Buch in der Auffassungsweise und in der Behandlungsart des allgemein Bekannten doch durchweg selbständig auftritt. Das Nacherzählen und Nachahmen anderer Werke hat der Verf. ganz und gar fern von sich gehalten: eine Eigenschaft, welche sich von Briefen an Männer wie Humboldt und Ritter wol nicht gut anders erwarten ließ.

Der Verf. ist ein Deutscher, und als solcher unterscheidet er sich schon wesentlich von der gewöhnlichen Classe indischer Reisenden. Allerdings haben wir nun an deutschen Werken über Indien keinen Mangel, im Gegentheil sind wir reich gesegnet; wir besitzen sogar classische Schätze, worauf die ganze gebildete Welt mit hoher Bewunderung blickt; aber an wirklich deutschen Reisenden hat es uns hier noch sehr gefehlt. Daß nun Hr. Leopold von Orlich ein echter Landsmann von uns ist, Das gibt seinem Reisewerke gerade den gediegenen Grund und macht es der hohen Beachtung würdig. Offen und ehrlich, schlicht und recht gibt er nur Wahrheit und Wirklichkeit; klar und scharf, frei von Vorurtheil und nationaler Befangenheit, blickt sein Auge in die Einrichtungen des Landes, in das Treiben und Dulden des Volkes und seiner Beherrscher und Lenker. Er wird begeistert warm, wann seine Feder die

gewaltigen Reize der asiatischen Tropenwelt zu zeichnen bemüht ist; aber er bleibt doch immer Herr seiner Phantasie: seine deutsche Ruhe und Gründlichkeit lassen ihr nie den freien Zügel. Seine Wortfarben haben Saft und Kraft, sind frisch und lebendig, licht und feurig, wie die ganze Natur Ostindiens; aber sie sind mit deutscher Behutsamkeit, mit deutschem Geschmacke aufgetragen, wodurch ihnen eine interessante lebenswarme Natürlichkeit eingeflößt, ein gemüthlicher, behaglicher Schmelz angehaucht wird. Die so entstandenen Gemälde sind übrigens auch noch ebenso reich an interessanten Ereignissen, wie sie überhaupt wahr und schön sind. Man muß das Beobachtungstalent des Verf. bewundern: wie sein Auge mit Umsicht und Schärfe das kriegerische Gewühl vieler Tausende von Truppen, den blendenden Glanz der Hofstaatpracht indischer Könige und Großen, das unendlich mannichfaltige bunte Leben und Treiben des Volkes, das mächtige Schaffen und Sein der ganzen Natur in sich aufzunehmen vermag; wie sein Geist Alles bewältigt, mit Emsigkeit einsammelt, verarbeitet und übersichtlich klar und wohlgefällig zur Darstellung zu bringen versteht.

Lodert in unserm Werke nun auch nicht das heiße französische Feuer; begegnet man auch nirgend der schmieg- und biegsamen leichten Gefälligkeit der Darstellung, wodurch sich ein Jacquement, ein Vigne einen großen Namen erworben hat, wodurch alle leicht entzündlichen poetischen Gemüther zur höchsten Bewunderung hingerissen worden sind: so anerkennen wir darin viel eher ein großes Lob als wir uns im geringsten berufen fühlen, darüber einen Tadel auszusprechen. Auch ist es gewiß kein kleines Zeichen für den soliden Werth des Werkes, daß dasselbe sofort ins Englische übersetzt worden ist und neben den berühmten Leistungen eines Alexander Burnes, Elphinstone, Osborne in England mit hoher Achtung genannt wird. Doch wollen wir uns nun des Buches Inhalt und Veranlassung etwas näher ansehen und kennen lernen.

Als im Jahre 1841 die unglücklichen Ereignisse in Kabul bekannt wurden, und in Europa und Indien Jedermann glaubte, daß sich aus dieser Katastrophe ein andauernder ernster Krieg für das britische Ostindien entspinnen würde, entstand in dem Verfasser, einem preußischen Hauptmanne, der lebhafte Wunsch: an dem wahrscheinlichen Feldzuge der Briten gegen die Afghanen theilzunehmen, um hier diejenige Kriegserfahrung sich aneignen zu können, wozu der beständige Frieden in der Heimat keine Gelegenheit darbot. Es schien als wenn dieser Wunsch in Erfüllung gehen sollte. Die Erlaubniß zu dem Vorhaben ward vom Könige unverzüglich gegeben; aber die nöthigen Verhandlungen mit der britischen Regierung verzögerten die Abreise nach Indien ebenso sehr, wie die hier schnell aufeinanderfolgenden kriegerischen Ereignisse alle Erwartungen überflügelten. „So geschah es denn, daß der Verf. die britische Armee erst bei Ferospur erreichte, wo er mit tiefem Schmerze nur sah, wie Lorbern zieren, nicht wie sie erworben werden.“ Dieser Schmerz ist ohne Zweifel ein recht großer gewesen. Das läßt sich aus mehren Stellen des Buchs ganz genau erkennen; um so mehr muß man indeß die Seelengröße des Verf. bewundern, daß er denselben so männlich ernst und kräftig zu beherrschen gewußt hat: daß er ohne Verzug seinem Aufenthalte in Indien einen ganz andern Plan, einen ganz andern Zweck unterzulegen entschlossen war. Wir haben hier eins der vielen Beispiele von Erfahrung, die jeder Mensch bald im Großen, bald im Kleinen, bald glücklich, bald unglücklich macht: — daß nämlich das Nichterfüllen eines der heißesten Wünsche sehr oft mit der Gewährung eines ganz unerwarteten viel größern Glückes ausgeglichen und überboten wird. Solche Eingriffe und Umgestaltungen der Schicksale des Menschen bestimmen die Selbständigkeit, die Charakterfestigkeit; sie entscheiden oft über das Glück oder Unglück des ganzen Lebens.

Die Reise unsers Verf. von London nach Bombay ist eine sogenannte Überlandreise über Falmouth, Gibraltar, Alexandrien, Kairo, Suez u. s. w., welche vom 1. Juli 1842 ab in dem überraschend kurzen Zeitraume von 37 Tagen zurückgelegt ward. Zwei Tage nach der Ankunft in Bombay, am 8. August, schreibt der Verf. seinen ersten Brief; er ist an Alexander von Humboldt gerichtet und erzählt in bündiger Kürze das Bemerkenswertheste der eben zurückgelegten Überfahrt; aber mitten durch die Flüchtigkeit dieser Bemerkungen blickt doch schon überall ein scharfsinniges, unbefangenes Urtheil hindurch, und es wird in der Geschwindigkeit manches Beachtenswerthe über Festungen und Städte, über militairische und bürgerliche Zustände, Sitten und Gebräuche mitgetheilt. Wir wollen eine Stelle aus diesem Briefe mittheilen:

„Den 31. Juli Nachmittags hatten wir die Region des Monsun erreicht; die Maschine wurde nun außer Thätigkeit gesetzt, die Segel wurden aufgezogen und ein starker Wind schaukelte uns rasch, in der Stunde acht Meilen, dem Ziele näher. Noch nicht lange waren wir so dahingetrieben worden, die Sonne war eben im Untergehen, als sich vom Vorderdeck ein Hülferuf erhob und der Schrei laut wurde, daß Jemand ins Meer gefallen sei. Es war die Frau eines jener Hindusoldaten, welche, ihr Nachtlager sich bereitend, das Übergewicht verloren und im Fallen noch ängstlich: «Mein Mann! mein Mann!» geschrien hatte und vom Schiffe übergefahren im Augenblicke verschwunden war. Der Capitain ließ sogleich die Segel einziehen, aber bevor das Schiff zum Stehen kam und das Rettungsboot herabgelassen war, vergingen wol 15 Minuten. Ein Offizier steuerte mit sechs Matrosen, eine Laterne als Signal im Kahne, durch die hochbewegte See der Gegend zu, wo die Unglückliche ihr Grab gefunden hatte. In der Dunkelheit der Nacht verschwand das kleine Boot bald unsern Augen; lange harrten wir, und nicht ohne Besorgniß, seiner Rückkehr. Nach beinahe einer halben Stunde sahen wir endlich das Boot sich uns nähern, aber, wie zu erwarten stand, ohne die Ertrunkene. Zwei Tage später begruben wir einen Matrosen. Als sich die Sonne ins Meer senkte, gab die Schiffsglocke das Grabgeläute; die Matrosen, festlich gekleidet, trugen den Todten auf einer einfachen Bahre, welche mit Kugeln belastet und von der Flagge bedeckt war, nach der Bordseite des Schiffs. Nachdem der Capitain den Segen gesprochen und das Gebet verrichtet, ließen die Matrosen den Todten ins Meergrab sinken. Es war ein feierlicher Augenblick! Aber um so unbegreiflicher war es mir, wie einige unserer Passagiere mit der Kaffeetasse in der Hand Zeugen dieses Traueracts sein konnten.“

Der zweite Brief ist auch an Humboldt gerichtet und ebenfalls von Bombay aus geschrieben. Er enthält eine sehr detaillirte Beschreibung von Stadt, Hafen, Bewohner, Seemacht, und gibt Bericht über interessante Ausflüge nach Malabar-Point, Pareil, Puna, Parbutti. Im dritten an Karl Ritter gerichteten Briefe wird die Überfahrt nach Kuraschy, das Befahren des Sind nach Tatta, Heiderabad, Sewahn und Sakkar besprochen. Die beiden folgenden Briefe sind wieder A. von Humboldt gewidmet, aber noch Fortsetzungen der vorhergehenden, woraus man ersieht, daß diese Schreiben immer beiden großen Männern gemeinschaftlich gegolten haben müssen. Der Leser wird hier nach und nach mit den Beludschen, Afghanen, Seiks und ihrem Verhältniß zu den Briten bekannt gemacht und allmälig immer tiefer in Indien und indisches Leben hineingeführt, bis nach Ferospur, welches als ein Hauptruhepunkt der Reise schon lange bezeichnet war. Der Verf. theilt sehr wichtige historische, geographische und politische Notizen über das Pendjab im Allgemeinen und über das Königshaus zu Lahore im Besondern mit. Vorzüglich aber lenkt er die Aufmerksamkeit auf den viel bewunderten, aber auch viel gefürchteten Rundgit Sing; es wird gezeigt, wie dieser in seiner Sphäre einzig dastehende Mann die Tapferkeit und Kriegskunst der Briten mit hoher Bewunderung wahrgenommen habe und dadurch zu dem heißesten Wunsche getrieben worden sei, seine Kriegsheere ähnlich organisirt zu sehen. Eine von Charles Metcalfe angeführte Escorte gab 1809 den ersten Impuls zu diesem Wunsche, indeß ward derselbe doch erst später, 1822, wirklich in Erfüllung gebracht. Um diese Zeit kamen zwei

französische Offiziere, die Capitaine Ventura und Allard, welche nach Napoleon's Sturze vergeblich einen ehrenvollen Wirkungskreis in Persien gesucht hatten, in Lahore an und fanden bei Rundgit Sing eine sehr freundliche Aufnahme, als sie sich bereit erklärt hatten, die Pendjabarmee nach französischem Fuße zu organisiren. Zu ihnen kamen vier Jahre später noch die Generale Court und Avitabile. Mit Hülfe dieser Offiziere, denen Rundgit Sing Generalrang verlieh, gelang es dem Maharazah, eine wohlgerüstete, aber leidlich disciplinirte Armee von 50,000 Mann auszubilden; daneben besaß er noch 100,000 Mann irregulairer Truppen, welchen die militairische Disciplin noch gänzlich fehlte. Kanonengießereien, Pulvermagazine und Waffenfabriken wurden in Lahore und Amritsir angelegt. Der Einfluß dieser französischen Offiziere wirkte mächtig auf die ganze Seiksarmee, und aus ihm erklärt sich auch, wie bei dem letzten Kriege der Briten gegen das Pendjab von dieser Seite ein so gewaltiger Widerstand möglich werden konnte. Es standen indische, aber europäisch organisirte Truppenmassen einander gegenüber.

Von Rundgit Sing's Tod und Todtenfeier gibt der Verf. Mittheilungen von Augenzeugen: „Der Sitte der Seiks gemäß wurde der Leichnam des Maharazah schon andern Tags vor dem Thore des Schlosses Hasury-Bagh in Gegenwart aller Großen und der versammelten Truppen verbrannt. Mit ihm gaben sich noch vier seiner hinterlassenen Witwen und sieben Sklavinnen den Flammentod. Ein Augenzeuge erzählte mir, daß Nichts auf ihn einen so tiefen und ewig unvergeßlichen Eindruck gemacht habe als der Moment, wo diese weiblichen Gestalten in feierlicher Procession bei Musik und Kanonendonner aus dem Schloßthore heraustraten. Beinahe alle Einwohner Lahores waren Augenzeugen dieses Traueracts. Der Leichnam befand sich sitzend zwischen hoch aufgehäuften Holzschichten. Sobald die Flamme in voller Glut wüthete, bereiteten sich die Unglücklichen zum Tode. Zwei der Frauen, erst 16 Jahre alt, von hinreißender Schönheit, schienen selig, ihre Reize zum ersten male der Menge öffentlich zeigen zu können. Sie nahmen ihre kostbaren Juwelen ab, schenkten sie den Angehörigen und Freunden, ließen sich einen Spiegel geben und gingen langsamen Schrittes in die Feuerglut; bald in den Spiegel sehend, bald die Versammlung anblickend, und dabei besorglich fragend: ob eine Veränderung in ihren Gesichtszügen wahrzunehmen sei? Im Augenblick waren sie von den Flammen erfaßt und durch Hitze und Rauch erstickt. Weniger freudig und willig zeigten sich die andern Frauen; es war ihnen der Schauer anzusehen, der sie beim Anblick des furchtbaren Elements ergriff; indeß sie wußten, daß ein Entkommen nicht mehr möglich war, und ergaben sich freiwillig in das harte Schicksal. Auch der Minister Dihan Sing machte Miene, sich in die Flammen zu stürzen, aber die Nachkommen des Maharazah, namentlich Shyr Sing, hielten ihn davon zurück."

(Der Beschluß folgt.)

Bibliographie.

Dorn, B., Das asiatische Museum der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften zu St.-Petersburg. St.-Petersburg. Gr. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

Julian, Skizzen. Abenteuer, Erzählungen und Phantasiestücke in Callot-Hoffmann's Manier. 2te verbesserte Ausgabe. Neuhaldensleben, Eyraud. 12. 1 Thlr.

Die Justitiarien, Schattenriß von E. R. M—ch. Charlottenburg, Bauer. 8. 20 Ngr.

Lisch, G. C. F., Christian Ludwig Liscow's Leben, nach den Acten des großherzogl. meklenb. Geh. und Haupt-Archivs und andern Originalquellen geschildert. Schwerin, Stiller. 1845. 8. 14 Ngr.

Reden, Freih. F. W. v., Deutsches Eisenbahnbuch. 2te bedeutend vermehrte und berichtigte Auflage. Mit 1 Karte. Danzig, Gerhard. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Schach-Almanach. Schachnovellen. Schachaufgaben. Correspondenzspiele. Miscellen. 1ster Jahrgang. Leipzig, Weber. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Schönstein, G., Anekdoten-Album für das Jahr 1846. Wien, Wallishausser. 12. 8 Ngr.

Süren, L., Die brandenburgisch-preußische Geschichte, mit steter Berücksichtigung der allgemeinen Geschichte der Deutschen, von den frühesten Nachrichten bis auf die gegenwärtige Zeit. 1ster Theil. Köln, Du Mont-Schauberg. Gr. 8. 1 Thlr.

Thöl, H., Volksrecht. Juristenrecht. Genossenschaften. Stände. Gemeines Recht. Rostock, Stiller. Gr. 8. 27½ Ngr.

Thurnberg, Marie v., Gedanken einer Frau über die angebornen Rechte des Frauengeschlechtes. Wien, A. Doll's Enkel. Kl. 8. 18 Ngr.

Über die religiösen Bewegungen in der Christenheit, sowohl Altes als Neues. Eine Ansprache an das Volk zum Frieden vom Hausfreund. Gedruckt von Meister Eisentraut in Besigheim. 1846. Gr. 8. 1 Thlr.

Vogl, J. N., Balladen, Romanzen, Sagen und Legenden. Wien, Wallishausser. Gr. 12. 2 Thlr.

Wangenheim, F. T., Dramatisches. Cassel, Hotop. Gr. 16. 1 Thlr.

Zur Würdigung der Physiologie des Gehirns und des Materialismus. Nebst Mittheilungen über den Einfluß des thierischen Magnetismus auf die Thätigkeit der Gehirnorgane. Von DD. Engeldue und Elliotson. Mit Zeichnungen der phrenologischen Büste und deren Erklärung nach G. Combe. Aus den Verhandlungen der Londoner phrenologischen Gesellschaft übersetzt. Berlin, Krause. Gr. 8. 15 Ngr.

Tagesliteratur.

Bender, F., Der christliche Glaube. Sechs Predigten über das apostolische Glaubensbekenntniß. Darmstadt, Diehl. Gr. 8. 10 Ngr.

Bornitz, L., Der Geist der Weltgeschichte und ihre Zukunft. Ein historisches Gemälde. Landsberg a. d. W., Schäffer und Comp. Gr. Imp.-4. 7½ Ngr.

Chrestin, F., Kritik der Zeitrichtungen. Gegen Feuerbach, Bruno Bauer rc. und gegen Uhlich, Wislicenus rc. für die theure Bibel. Rostock, Stiller. Gr. 8. 12 Ngr.

Darteln, Cand. v., Calvin und seine Verleumder. Eine Widerlegung der Schrift des Hrn. Dr. Reinerding. Oldenburg, Stalling. Gr. 8. 3¾ Ngr.

Dem Andenken Schleiermacher's. Eine Gabe der Erinnerung, allen hoffenden evangelischen Zeitgenossen dargereicht von einem Schüler des Verewigten, veranlaßt durch Prof. Hengstenberg's Erklärung vom 15. Aug. a. pr. Magdeburg, Heinrichshofen. Gr. 8. 10 Ngr.

Kliefoth, T., Ein Wort vom Tode. Predigt über Luc. 7, 11—17. Schwerin, Stiller. 1845. Gr. 8. 3 Ngr.

— — Eine Zeitpredigt über Matth. 24, 15—28. Schwerin, Stiller. 1845. Gr. 8. 3 Ngr.

Rothe, R., Der Glaube an den lebendigen Christus. Zwei Predigten bei dem akademischen Gottesdienst zu Heidelberg. Heidelberg, Winter. 12. 7½ Ngr.

Rupp und Detroit. Beiträge zur Geschichte der neuesten religiösen Bewegung in Königsberg. Leipzig. Gr. 8. 7½ Ngr.

Die Stellung der Kirche in Württemberg, oder: Was erwarten die Katholiken Württembergs von ihrem neuen Bischofe? Marienburg, Dormann. Gr. 8. 10 Ngr.

Die Unverträglichkeit der Speculation mit dem Dogma, aus der Glaubenslehre des Hrn. Diaconus Peters nachgewiesen. Zur Charakteristik einer theologischen Zeitrichtung von einem evangelischen Geistlichen. Breslau, Trewendt. Gr. 8. 10 Ngr.

Vogel, E. F., Gottfried Wilhelm von Leibnitz. Eine biographische Federzeichnung. Leipzig, Jurany. Gr. 8. 7½ Ngr.

Wallner, E., Pfingstlied für Deutschland 1846. Leipzig, Pönicke und Sohn. 2 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 200. —— 19. Juli 1846.

Johann Georg Schlosser.

(Fortsetzung aus Nr. 199.)

So gewöhnte sich Schlosser früh, der idealen und realen Natur des Menschen gleiche Geltung zuzugestehen, indem er mit klarem Auge, und hierin mit mehr Licht als Wärme, beide Sphären auseinander hielt. So lernte er den wahren Inhalt menschlichen Glücks kennen, d. h. er lernte den seligen Zustand kennen, wo der Mensch nicht mehr wünscht als er hat. Jeder Gedanke, der über die Grenze schweift, gibt nicht mehr, sondern zerstört auch was er hat. Das Festhalten an dem Wahlspruch: Wünsche nicht was dir fehlen kann! machte sein Glück aus. Diese Wünsche aber konnten nur in Dem bestehen, was er gute Empfindungen nannte: Gefühl für Ordnung und Klarheit unserer Ideen, Gefühl für schöne Gestalten und Töne, Schauspiele der Natur, Liebe, Freundschaft, Geselligkeit, selbst für die unsichtbaren Geister und für die Gemeinschaft mit Gott.

Einem solchen Manne mußte einerseits der Ton der großen Welt, an der er, wie wir unten sehen wollen, außerdem so Manches auszusetzen fand, unbehaglich sein; andererseits aber mußte ein so zarter Sinn ebenso scheu vor den Berührungen des gemeinen Lebens sich zurückziehen und seine besten Gefühle vor der rohen Masse bewahren. Es ist gewiß nicht Überspannung zu nennen, wenn Schlosser in den Menschen überall keinen Charakter fand, wenn Kräfte wie Physiognomien ihm abgestumpft und verflacht erschienen. Überall vermißte er in seiner Zeit das Männliche, Starke; ja, er konnte sogar an Forster schreiben: unsere Nachkommenschaft, wenn sie wieder männlich werden wolle, müsse durch den Stand der Barbarei dazu kommen, in welchem die Seele so weit in den Hintergrund getrieben wird, daß sie beinahe null ist. Vielleicht war Dies wirklich seine ernstliche Meinung. Er sah wenigstens in den Bestrebungen seiner Zeit, von welcher Seite sie auch kommen mochten, keine Rettung. Selbst Rousseau, den er sonst sehr werth hielt, hatte nach seiner Meinung sich geirrt. Wenn er diesem vorwerfen mußte, daß der Gang der Natur, welchen er zeichnete, Gang im Staube sei: so hatte er an des edeln Iselin „Träumen eines Menschenfreundes“ zu tadeln, daß sie einen Gang über den Wolken gebieten; und er kann sich nicht überreden, daß der Weg der Natur noch unter uns betreten werden könne. Die reinste Himmelstugend muß in Aller Herzen wohnen, wo Dies je geschehen sollte; und wo ist die Nation, die sie hat! Auch in den Philanthropinen, in den Instituten zu Marschlins und Dessau fand er nicht, was Deutschland so gläubig und freigebig von ihnen erwartete. Das Alterthum verstand die Erziehungskunst besser.

Solche Ansichten waren es, mit denen er den Fachgelehrten zurufen konnte: „Ihr Herren seid berufen zu bauen; mich dünkt, ich bin's, einzureißen; wenigstens sammele ich schon lange ämsig Materialien, überall Dummheiten in Dem zu zeigen, was die Menschen recht schön glauben.“ Und was er hier halb im Scherz, halb ärgerlich ausspricht: diesem Berufe hat er wirklich sein ganzes Leben geweiht.

Aber troß der oben erwähnten Bescheidenheit seiner Ansprüche an Lebensglück, troß seiner unendlichen Seelenreinheit und Sokratischen Lebensweisheit, konnte ein Mann, der überall Verkehrtheit erblickte, die zu bekämpfen er sich zur heiligen Pflicht gemacht hatte, nicht immer und in vollem Maße glücklich sein. Auch hat er sich selbst über die Geschichte seines innern Lebens ausgesprochen. In der Jugend war er selten heiter; seine Ideale fand er nie erfüllt; aber als seine Kräfte zu sinken begannen, als er mehr vom Schauplatze des thätigen Lebens abtrat und Beobachter wurde: da erst fühlte er die Heiterkeit in sich aufdämmern. Die Leidenschaften schwiegen; und weit entfernt, das Alter den Winter des Lebens zu nennen, dünkte ihn, in Bezug auf das Leben der Unsterblichen, welches keinen Winter mehr hat, das Alter der Frühling, Jugend und Mannheit aber der Winter des Himmelslebens zu sein. Alle die Erdensorgen, Arbeiten und Mühseligkeiten liegen auf Dem, was in unserer Seele göttlich und himmlisch ist, wie der Frost, wie der dichte Schnee. Wann nun das Alter herankommt, so schmilzt Eins nach dem Andern. Und wirklich schmolz die starre Decke am Ende seines Lebens ganz hinweg. Aber seine Jugend war auch in seinen nächsten und theuersten Beziehungen getrübt.

Das Verhältniß zu seiner Gattin Cornelia Goethe war immer ein unerfülltes; sie war in der That niemals mit Schlosser vereint und krankte an den Leiden unverstandener Sehnsucht, obgleich seine Liebe zu ihr nie-

erkaltete und er niemals ihren Werth verkannte. Sie hatte, nach ihres Bruders Erzählung, in einem langwierigen Brautstande viel gelitten, und Schlosser führte sie endlich, nicht, wie sie gehofft hatte, in eine Residenz, sondern in das freilich stattliche Amthaus zu Emmendingen, das ihr wie eine Einöde erscheinen mußte. Sie schrieb an Auguste Stolberg: „Wir sind hier ganz allein; auf 30, 40 Meilen ist kein Mensch zu finden. Meines Mannes Geschäfte erlauben ihm nur sehr wenige Zeit bei mir zuzubringen, und da schleiche ich denn ziemlich langsam durch die Welt, mit einem Körper, der nirgend hin als in das Grab taugt.“ Diese Ruhe fand sie denn auch schon bald, im J. 1777.

Wie quälend für Goethe diese Ehe war, wissen wir durch ihn selbst; aber vielleicht quälte er, nach der Weise der Männer, ebenso sehr auch seine Schwester. Es möchte sein, daß eine Parabel, ein merkwürdiges kleines Stück, welches zuerst im „Deutschen Museum“, dann im zweiten Theile von Schlosser's „Kleinen Schriften“ erschien, eine Art Schlüssel zum Verständniß dieses Verhältnisses böte.*) Auch sonst brachte die Verwandtschaft mit Goethe seinem Leben gerade nicht viel Erfreuliches. Charaktere wie diese beiden gehen diagonal auseinander. Ließ Jener doch an Schlosser durch seinen Bedienten schreiben, ohne nur einen Gruß hinzuzufügen; aber er hatte ihn, wie Schlosser sich ausdrückt, schon vorbereitet, erstaunlich gleichgültig gegen ihn zu sein. Wenn auch dieser Riß sich später zuzog, so hat doch nie ein wärmerer Verkehr zwischen Beiden stattgefunden.

Glücklicher war Schlosser, als er 1778 eine zweite Gattin fand, die seinem Herzen auf das innigste angehörte; und glücklicher in dem vertrauten Verkehr mit Männern, deren Freundschaft der seinigen werth war. Wir finden unter ihnen die bekanntesten Namen der Zeit. Im J. 1784 wurde Johann Georg Jacobi als Professor der schönen Wissenschaften nach Freiburg versetzt, und von dieser Zeit an sehen wir ihn im emmendinger Kreise. Schlosser hielt sehr viel von ihm, wenn auch die Zeitgenossen in ihren Ansichten über den süßlichen Anakreontiker und galanten Herausgeber der „Iris“ sehr getheilt waren, der wenigstens einem Herder in der Seele zuwider sein mußte. Aber freilich war Jacobi auch ein sehr guter Mann, und sein einziger Fehler war, daß er überall kein Mann war. Er litt, wie es scheint, an einem Fehler seiner Zeit, an dem Rousseau's Grundsätze nicht Schuld waren, an dem Irrthume guter Herzen, welche die Erregung durch Sympathie für Tugend halten. Auch als Dichter wurde er von Schlosser geschätzt. Aber freilich dachte Schlosser dabei mehr an jene Poesie, deren eigentliche Bestimmung ist, sich auf den Hausbedarf in Freude und Leid, Liebe, Kinder, Freunde, mäßigen Genuß bei einem traulichen Nachtessen, wie er sie unter den wiener Dichtern so sehr vermißt hatte, zu beschränken. Wann z. B. der festlich bekränzte Pokal bei einer häuslichen Feier von Hand zu Hand ging, dann versuchte er auch wol selbst sich in einem Liede, das in hübschen Versen die Flüchtigkeit der Zeit beklagt, Mahnung zum Frohsinn bringt, Preis der Tugend und Freundschaft im Kreise von Brüdern und Freundinnen u. s. w. Z. B.:

Reicht mir frische Myrtenkränze!
Denn die Jugend währt nicht lang:
Bald verfließt die Zeit der Tänze
Und verstummet der Gesang.
Ach! zum Grab ist's nicht so weit:
Eh' sie flieht, genießt die Zeit!

Auch der Bruder Friedrich Heinrich Jacobi — der gläubige Denker, welchen Hegel mit einem Manne verglich, der auf einer Felswand ein uraltes Räthsel fand und mit jeder aufgehenden Sonne dessen Lösung zu finden hoffte, welche jede untergehende als Täuschung erkennen ließ — stand unserm Schlosser sehr nahe. Beide theilten die tiefgewurzelte Abneigung gegen das Kant'sche System, und Beide suchten die Philosophie mit der Poesie des Glaubens zu versöhnen.

Befreundet war er ferner mit Pfeffel und Lerse in Colmar, später in Eutin mit Voß, Stolberg, Claudius. Auch Heinse fand in Emmendingen freundliche Aufnahme. Der unglückliche Lenz, dessen Geisteszerrüttung im Schlosser'schen Hause ausbrach, wurde hier liebend gepflegt, bis sein Zustand sich so sehr verschlimmerte, daß er unter andere Aufsicht gestellt werden mußte. Auch der rauhe Merck und Lavater waren ihm befreundet. Außerdem war die Zahl seiner nähern und entferntern Bekannten eine sehr ausgebreitete; selbst mit einem Manne wie Cagliostro kam er in Beziehung, als er einst den ungerecht Beschuldigten öffentlich in Schutz nahm; was denn freilich durch die giftigen Verfasser der „Berliner Monatsschrift“ benutzt wurde, um dem ihnen verhaßten Schlosser einen kleinen Ärger zu bereiten.

Klinger, dem er durch die Empfehlung seines Fürsten in Rußland nützlich sein sollte, rechnete es, wie er selbst gesteht, zu dem wichtigsten Gewinn seines Lebens, daß Schlosser sein Freund war bis zum letzten Augenblick, und daß Beide entfernt und nah stets in gleichem Geiste verbunden blieben.

---

*) Obgleich es Manchem in seiner sentimentalen Weise wunderlich genug vorkommen mag, können wir uns nicht versagen, eine Abschrift desselben hier mitzutheilen:

Eine Ehestandsscene.

Ich hatte ein Schaf, das lag in meinem Schoos, trank von meinem Becher, aß mein Brot und wandelte mit mir auf der Weide. Es kannte keinen Trank als meinen, keine Speise als meine; ging nicht schneller als ich und war glücklich bei mir.

Da kam ein Mann und lehrte es fliegen. Es trank Ätherduft, speiste Morgenthau und flatterte um die Sonne.

Ich sitze seitdem allein und weine. Es schwebt über mir, sieht mich weinen, bedauert mich, kann aber nicht mehr gehen meinen Gang, nicht mehr essen meine Speise und ekelt vor meinem Trank.

Da oben schwebt's und sieht Engel lieben und keinen Engel der's liebt; sieht herab, einen Menschen, der's liebt und ekelt vor seiner Liebe.

Ach ewige Gerechtigkeit! Warum nahm der Mann dem Schafe Das, womit es mir zahlen sollte, und gab ihm, was mir nichts nützt und mir nicht zahlt? Was hilft's, daß es ihm zahlt? Es war ihm nichts schuldig.

Wol war Schlosser in vielen und bedeutenden Dingen den genannten Männern unähnlich genug. Wie wenig glich er Merck, dem von unseligen Leidenschaften zerstörten Lenz und selbst Klinger, dessen religiöse Richtung er nie theilte, der sogar in seinen feinen Lobpreisungen des Despotismus weit von Schlosser sich entfernte, und am Ende nur wenig Anderes mit ihm gemeinsam hatte, als die Vorliebe für Rousseau und seinen Schmerz über die hingesunkene physische und moralische Kraft des Jahrhunderts!

Aber man erinnert sich, daß alle jene Freunde ein Band zusammenhielt: der Sinn für die nun erwachte Freiheit des poetischen Gedankens, die im Jahrhundert der Revolutionen auch ihr Recht suchte; jenes reformistische Bestreben der Jugend, welches nach Klinger's bekanntem Schauspiel in der neuern Zeit seinen Namen bekommen hat. Und auch der ältere Schlosser, dem nichts verhaßter war als aller Stillstand, als träges Kleben an Altem und Veraltetem, dessen Geschmack durch die Dichter des Alterthums und Englands gebildet war, konnte dem freudigen Drange der Jüngern nicht widerstehen. Er erkannte den Schaden, an dem die deutsche Dichtung darniederlag. Er nennt in dem Schreiben an Lenz Europa überall lächerlich, aber am lächerlichsten da, wo es von Kunst, von Gefühl, von dem Übergange ins Herz urtheile. Tausend Thore sind es, wodurch die Natur in unsere Herzen eindringt. Die Schulweisen kennen aber nur eins und haben alle andern sich und ihren Schülern auf ewig verschlossen. Selbst dieses eine kennen Wenige recht. Auch die Theorie der Kunst, die zu seiner Zeit allgemeine Geltung gewonnen hatte, befriedigten ihn nicht. Er äußert einmal in einem Briefe an Forster: die Bemerkung, daß Malerei und Dichtkunst darin ihre Stärke haben, daß sie uns in jedem Augenblicke dahinstellen, wo wir gestanden hätten, wenn die Dinge, die sie uns vorzaubern, in Wirklichkeit da wären, habe die Theoretiker auf die Idee der Nachahmung gebracht und diese sei bis auf einen gewissen Grad richtig; aber wehe Dem, der mit diesen Künsten zufrieden sei, wenn sie nur nachahmen! Darum will er die Ästhetiker bei ihren Regeln lassen, und man soll nicht sorgen, was sie urtheilen. Die einzige Regel ist, die er Lenz gibt: „Hast du selbst durchgefühlt, was du schreibst, so fürchte nicht, daß dein Leser, wenn er ein Herz hat, sich an Maß der Zeit und Lage des Ortes halten werde." Doch konnte er begreiflich noch nicht zu einer bessern Theorie durchdringen. Seine Abhandlung über das Erhabene, die er 1781 als Anhang zur Übersetzung des Longinos drucken ließ, ist immerhin ein tüchtiger Versuch; doch die Hauptsache, seine Erklärung des Erhabenen, daß nämlich der wesentliche Charakter einer erhabenen Empfindung der sei, daß durch sie ungewöhnliche, edle Kräfte zu ungewöhnlicher Thätigkeit mit Wohlgefallen gereizt werden, ist eine sehr oberflächliche. Sie leidet zunächst an den Mängeln einer falschen Psychologie und wirft Alles auf die Seite des Subjects, wie Dies denn freilich selbst noch bei Kant der Fall ist.

Aber durchaus interessant ist, was er in dem Schreiben über den „Neuen Menoza" von dem Gange seiner ästhetischen Bildung gesteht, denn dieser Gang ist wesentlich der der ganzen Zeit. Schon früh entflammte sich des jungen Mannes Seele an den großen Gestalten des Sophokles; Homer's „Ilias" setzte seine Seele in Aufruhr; sein Herz schwoll bei Ossian. Dann fiel er auf Aristoteles, aber er warf das Buch wieder hin. Er war ihm zu kalt, zu berechnend. Einst aber, als er krank war — er las die Dichter nur, wann er sich gesund fühlte —, da griff er wieder zu dem griechischen Kritiker, kam von ihm auf Dubos, Marmontel, Batteux, Baumgarten, und er billigte alle ihre Regeln. Aber als er anfing gesund zu werden, wie entsetzlich kamen ihm da die Anhänger jener Regeln vor: Corneille, Racine, Voltaire, Arnaud! Da lernte er Shakspeare kennen, und der Himmel ging ihm auf. Da endlich sah er, was er als Kranker nicht gesehen hatte: daß die Regelmacher alle nur an der Hülle gehangen und den Geist nicht kannten, der sie beleben sollte. Er sah mehr, er sah, daß der Geist, wo er ist, sich Hülle nehmen kann. Es gibt tausend Formen und nur einen Geist, der sie belebt. Nur eine Regel gibt es: Fühle, was du fühlen machen willst! Und die Regel lehrt keine Ästhetik.

(Die Fortsetzung folgt.)

Reise in Ostindien in Briefen an Alexander von Humboldt und Karl Ritter, von Leopold von Orlich. Zweite durchgesehene und vermehrte Auflage. Zwei Bände.

(Beschluß aus Nr. 199.)

In so anziehender Weise werden alle übrigen Sitten und Gebräuche der Seiks besprochen. Ganz besonders richtig urtheilt der Verf. über die politischen Verhältnisse zwischen Lahore und der Ostindischen Compagnie; wir wollen nur den Schluß davon mittheilen. „So viel von diesem merkwürdigen Reiche, welches in kurzem für die britische Macht in Indien eine Lebensfrage werden muß. Denn ohne dessen Besitz ist keine Sicherheit; nur der Indus über Attock, mit der an Peschawer sich anlehnenden Bergkette und das Himalajagebirge bilden die wahre und natürliche Grenze für Großbritanniens ungeheures Reich in Indien. Ist diese erst erlangt, dann kann alle Kraft dem Innern zugewendet werden und die Civilisation gedeihen." Herr von Warren hat in seinem vortrefflichen Werke über die englische Macht in Indien schon Ähnliches gesagt, und wer auf die heutigen Ereignisse am Sudledge nur einigermaßen ein beachtendes Auge gerichtet hat, wird finden, daß Wenig fehlt an der vollkommensten Erfüllung jener Aussprüche. Die einstweilen in Lahore zurückgebliebenen 10,000 Mann Engländer möchten wol sobald nicht wieder zurückgezogen werden; viel eher ist es wahrscheinlich, daß sie jetzt die Avantgarde und etwas später die Arrièregarde einer gen Kaschmir und Peschawer ziehenden englischen Eroberungsarmee bilden müssen. Das königliche Haus Lahore ist eben jetzt ein höchst ohnmächtiges; die europäisch organisirte Heeresmacht ist hier wenig mehr als eine eilig aber schlecht einstudirte Komödie, eine mit unbrauchbaren, unzuverlässigen Mitteln ausgeführte Nachahmung der Engländer. Die einander gegenüberstehenden Kriegsheere bestehen hauptsächlich aus Indiern, an ihren Spitzen stehen europäische erfahrene Offiziere, aber mit dem Unterschiede, daß die Eng-

länder sehr reich gesegnet sind, während die Seiks kaum für die allerdringendste Noth genug europäische Anführer haben.

Das Eintreffen des Generalgouverneurs Lord Ellenborough in Ferospur mit seiner siegreichen gewaltigen Armee beschreibt der Verf. außerordentlich schön. Man sieht den Militair so recht mit Leib und Seele in seinem Elemente. Ref. muß gestehen, daß er noch nie einen so befriedigenden klaren Blick in die Einrichtung und Größe der britisch-indischen Kriegsmacht hat thun können, wie durch die vorliegende lebendige Schilderung des Hrn. von Orlich.

Durch die im Lager zu Ferospur gesehene Gesandtschaft von Lahore bekam unser Verf. große Lust, diese weltberühmte Königsstadt selbst zu besuchen; er war daher sehr erfreut, als Lord Ellenborough ihm das Anerbieten machte, sich der außerordentlichen Gesandtschaft unter Hrn. Maddock anzuschließen. Wir theilen Etwas hierüber mit: „Seine Hoheit empfing uns in dem Garten des Hasury-Bagh, an dessen Westseite eine breite Marmortreppe zu einer großen Tribune führt. Die Wege dahin waren mit Teppichen und die Tribune mit Kaschmirshawls auf das geschmackvollste drappirt. Shyr Sing, von einigen hundert Großen umgeben, befand sich auf derselben. Prinz Perthab Sing und Dihan Sing bewillkommneten den Gesandten am Marmorpavillon und führten uns zwischen ein Spalier von Panzerleuten und Offizieren zum Maharazah, der uns bei der Vorstellung mit Händedruck herzlich begrüßend zum Sitzen nöthigte. Shyr Sing, der Prinz und der Gesandte nahmen auf goldenen, wir auf silbernen Armsesseln Platz, hinter uns die Großen stehend, Dihan Sing hinter dem des Maharazah. Shyr Sing ist von etwas mehr als mittlerer Größe, kräftigen Körperbaues, corpulent aber leicht in seinen Bewegungen; aus seinen Gesichtszügen sprachen Gutmüthigkeit und Sinnlichkeit, und aus seinen schönen dunkeln Augen blickte ein freundliches liebevolles Wesen; der schwarze Bart war sorgfältig geordnet. Er und die Meisten aus seiner Umgebung waren in gelbseidene Gewänder und Turbane gekleidet und reich mit Perlen und Juwelen geschmückt..... Nach Verlauf einer halben Stunde brachen wir wieder auf, von Sr. Hoheit bis zur untersten Stufe begleitet und von 19 Kanonenschüssen durch die am jenseitigen Ufer stehenden Truppen begrüßt. Auf dem Rückwege verhöhnten uns einige Akalis, dabei mit Wurfeisen ihre Geschicklichkeit vor uns sehen lassend, und vor unserm Hause empfing uns eine Schar von Tänzerinnen und Musikanten aus Kaschmir, welche im Derwischtanz eine große Geschicklichkeit an den Tag legten..... Lahore liegt hart am Rawi, hat gegen 80,000 Einwohner und 8 Meilen im Umfange, und ist von einem schlecht bastionirten Walle und breiten Graben umgeben. Außer Hasury-Bagh, dem Grabmal Semat und den beiden schönen aber sehr verfallenen uud schmutzigen Moscheen Padisaii und Vezischan hat die Stadt nichts Sehenswerthes aufzuweisen. Die Straßen sind eng, schmutzig, eingefaßt von hohen Häusern aus Backsteinen erbaut und mit flachen Dächern, unansehnlich, und nur die überaus zierlich und geschmackvollen Holzschnitzeleien der Balcone und Erker fallen in die Augen. Eine Gosse geht durch die Mitte der ungepflasterten Straßen und macht dieselben bei regnichtem Wetter beinahe ungangbar. Die Bazare sind der belebteste Stadttheil, indeß findet man in ihnen wenig ausgezeichnete Waaren, mehrentheils Lebensbedürfnisse, von welchen unser Elefant sehr unbescheiden im Vorübergehen mit seinem Rüssel plünderte. Das Volk lief neugierig an die Fenster und auf die Plattform, um die Fremden zu sehen; selbst die Frauen und Mädchen zeigten sich unverschleiert; und da konnte man die Kaschmirerinnen an ihrem weißlichen Teint von den Indierinnen unterscheiden. Nur wenige waren hübsch, aber alle hatten schöne glühende Augen, waren mit Ringen und Juwelen überladen, hatten die Augenlider geschwärzt und selbst Schönpflästerchen und Antimonium aufgelegt. Man lachte und machte scherzend Bemerkungen über uns, wozu das mit den Augenlidern festgehaltene Augenglas meines Freundes Anlaß gab."

Von den vielen Auszeichnungen und Festlichkeiten, welche der Gesandtschaft zu Ehren an dem Hofe von Lahore veranstaltet wurden, wollen wir Etwas anmerken und zwar nur von dem Tage der großen Revue. Die Gesandten wurden von dem Maharazah Shyr Sing in Person zu der Revue abgeholt. Die Zahl der zu diesem Zwecke aufgestellten Truppen betrug 60,000 Mann, ihnen zur Seite standen 200 Stück Geschütz, wovon aber nur die Hälfte bespannt war; das ganze Militair bildete eine Linie von 8 (engl.) Meilen. Hira Sing, der Oberbefehlshaber der ganzen Truppenmacht, hatte ungeachtet aller Vorstellungen der unter ihm dienenden europäischen Offiziere diese Art der Aufstellung gewählt, um die Zahl der Streiter recht sichtbar zu machen. „Den Zug eröffneten die drei Kutschen Sr. Hoheit, unter denen der von Rudgit Sing erbaute große Staatswagen, mit sechs Pferden bespannt, sich befand, einem Tokt-i-rawan ähnlich und mit einer Veranda versehen, in welcher für 20 Bajaderen Raum ist, die den einäugigen Helden während des Fahrens erheitern mußten. Die Kutscher in Turbanen, nach der Weise englischer Grooms gekleidet, glichen den Vorreitern einer Kunstreitertruppe. Auf die Wagen folgten die Leibpferde, in Gold gezäumt und gesattelt und mit Sammtdecken behangen, worauf Muster in Perlen und Rubinen gestickt waren. Vor dem Elefanten des Maharazah ritt der Profoß der Armee in englischer Generalstabsuniform, trug aber statt des Federhuts einen gelben Turban. Von der hier versammelten Armee waren etwas über ein Drittel regulaire Truppen und unter diesen etwa 5000 Mann Cavalerie. Sie sind in Divisionen und Brigaden getheilt und stehen unter der unmittelbaren Leitung der europäischen Offiziere. Bei ihnen findet das Commando in französischer Sprache statt; indeß ist die Art der Ausbildung verschieden. Diejenigen Brigaden, welche unter französischen Offizieren stehen, sind nach französischer Taktik ausgebildet, die unter britischen Offizieren aber nach Art der Taktik des englischen Heers. So fehlt mithin Einheit, aber noch mehr vermißt man Disciplin. Ein einziger Unfall würde die Truppen gänzlich auflösen und das Leben ihrer Befehlshaber in Gefahr setzen; wie denn General Court, der bei der Thronbesteigung Shyr Sing's, seinem Schwur getreu, nicht eher dem Maharazah huldigen wollte, bis ihn die Erregentin seiner Pflicht entbunden hätte, von seinen eigenen Soldaten in seinem Hause angegriffen und nur durch ein Wunder beim Leben erhalten wurde. Die Truppen werden besser, jedoch nicht so regelmäßig bezahlt als die Truppen der Ostindischen Compagnie, und von ihrem Gehalte monatlich zwei Rupien für die Verpflegung in Abzug gebracht. Ihre Bekleidung ist roth und blau, einige Regimenter in Czakos, die meisten in Turbanen. Die Cavalerie ist im Allgemeinen sehr gut beritten und besteht aus Kürassieren und Dragonern. Bei der Artillerie stehen die Geschütze denen der Briten wenig nach, dagegen ist die Bespannung sehr mangelhaft. Ihre Bewegungen sind schnell, ihr Feuer mittelmäßig; denn unter sechs Schüssen aus Sechspfündern traf nur einer auf 800 Schritte das Ziel."

In ähnlicher Weise wie die eben besprochenen sind alle 13 Briefe des Buches abgefaßt und man wird aus dem Mitgetheilten den hohen Werth desselben zur Genüge erkannt haben. Um den Umfang der Reise noch beurtheilen zu können, bemerken wir schließlich, daß unser Verf., nachdem er von Lahore wieder zum Hauptlager der englischen Armee zurückgekehrt war, sich entschloß, nach Delhi und von hier nach Kalkutta zu reisen. Auf diesen immer in der ruhigsten Muße ausgeführten Wanderungen wurden bald rechts bald links, bald kürzere bald längere Ausflüge in das Innere des Landes gemacht und alles Beachtenswerthe in Augenschein genommen. In Kalkutta erhielt unser Verf. die Nachricht, daß an einen neuen Ausbruch eines Kriegs in Indien vor der Hand gar nicht mehr zu denken wäre: daher entschloß er sich, von hier nach Europa zurückzureisen. Im Monat Juli 1843 kam er wieder in Falmouth an.

52.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 201. —— 20. Juli 1846.

Johann Georg Schlosser.

(Fortsetzung aus Nr. 200.)

Aber auch von der herrschenden Philosophie, der Wolf'schen, fühlte er sich befremdet, und wenn Locke auch seinen Blick erweiterte, so wirkte er doch nur anregend auf ihn. Sein Grundsatz war: Inductionen, die durch viele Jahrhunderte gesammelt stehen, grenzen nahe an Erkenntnisse a priori und können, wenn der Mensch anders kein Spott und Possenwerk der Schöpfung ist, nur durch grübelnde Speculationen sich von jenen unterscheiden. Er nimmt mit Jacobi ein Wissen ohne Beweis an, das der Gründe nicht bedarf, weil es unmittelbar gewiß ist. Durch das Princip einer beständigen Beobachtung seiner selbst und anderer Menschen in allen Seelenzuständen, der Geschichte in ihrer Entwickelung, entstand ihm Etwas, das er selbst nicht ein System zu nennen wagt, das er aber doch als eine zusammenhängende Folge von Gedanken angesehen wissen möchte. Er will überhaupt kein System, er schlägt im Gegentheil vor, nur Geschichte der Philosophie zu lehren, weil man Niemand müsse zwingen wollen, eine bestimmte Philosophie als die seinige anzunehmen. Ja er glaubt die Speculation überall nicht für den Menschen gemacht; die Philosophie soll lehren nicht sowol in sich bestehende Wahrheit suchen als Irrthümer vermeiden. Er bekennt sich selbst zu einem gewissen ihm von Kant vorgeworfenen Mysticismus, einer innern Anschauung des Übersinnlichen, welcher er nicht nur eine subjective Wahrheit zugestanden wissen will, sondern sogar eine objective, wenn die Trefflichkeit des Offenbarten für eine solche bürgt. Wer gegen solche Wahrheit ankämpft, den nennt er einen Mann der plumpen Weisheit, über welche schon die Alten gespottet haben. Alle Philosophie kann nur die Morgenröthe zeichnen; die Sonne muß geahnt werden. Die höhere Philosophie öffnet das Auge der Seele, in der das Licht der Wahrheit zu schauen ist, und stärkt es, ihren Glanz zu ertragen.

Und doch beschränkt sich seine Metaphysik darauf, daß er mit der Unzulänglichkeit des menschlichen Wissens sich beruhigt. Von Locke hatte er gelernt, daß sich nur über die Begriffe, welche wir uns von den Dingen machen und die wir unsern Empfindungen als den Wirkungen der Dinge auf uns entnehmen, philosophiren lasse, nicht aber über die Dinge selbst. Hier legt sogar die Beschränktheit der Organe des Menschen für solche Empfindungen neue Fesseln an.

Nur aus Schlosser's eigenthümlicher Gemüthsstimmung und aus seinem ausgesprochenen Widerwillen gegen alle Systematik ist es einigermaßen zu erklären, wenn auch nicht zu entschuldigen, daß er gegen das neue Licht der kritischen Philosophie so hartnäckig, ja selbst mit Erbitterung, sich abschloß. Es scheint ihm das Kant'sche System viel Ähnlichkeit mit der Wolkenstadt des Aristophanes zu haben, welche die Götter von dem Weihrauchduft der Menschen, diese von dem Einfluß der Götter abschneiden sollte. Er befürchtet, es werde auf lange Zeit allen Zutritt zur Menschenweisheit versperren, wenn es je die damalige Generation überleben sollte. Das neue Gebäude scheint ihm weder fest und wohnlich noch schön und gut; er sieht in ihm nur den Verstand, der, kaum den Knabenjahren entwachsen, Alles und Alles stürzen will. Er tadelt ferner gegen Ewald, daß die kritische Philosophie die Cur auf den Kopf anlege, da es dem Menschen doch in der Brust fehle; wenn aber gar die Theologen durch sie selbst den dogmatischen Theil des Christenthums zu retten hofften, so hielt er Das für eine heillose Täuschung. Kant warf Schlosser vor, daß er in seiner Philosophie Alles ohne Mühe und Arbeit habe, und wir begreifen die Bedeutung eines solchen Vorwurfs; aber Schlosser konnte ihm entgegnen, daß es nicht auf die Arbeit ankomme, sondern auf Das, was dabei gewonnen werde, und durfte Kant auf Myrmekides und Kallikrates verweisen, von denen Jener ein vierspänniges Wäglein unter den Flügeln einer Mücke verbarg, Dieser ein elegisches Distichon mit goldenen Buchstaben auf ein Senfkorn schrieb.

So war denn bei Schlosser die Ontologie in Gefahr mit der Psychologie sich zu verwirren, und mit welcher Psychologie! Hier steckte er noch tief in der Wolf'schen Schule. Das Denken sowie das Wollen hat viele untergeordnete Kräfte, die Einbildungskraft, die Urtheilskraft, die Kraft des Gedächtnisses; viele Begehrungsvermögen, welche durch die ihnen zugeordneten Werkzeuge wirken, Liebe, Haß, Zorn, Ehrsucht, Ruhmsucht u. s. w. Jede Störung derselben gibt Übelsein, wogegen ihr harmonisches Spiel Wohlsein zur Folge hat.

Hier öffnet sich dann auch sogleich von der Psychologie aus der Eingang in diejenige Disciplin seiner Philosophie, die er am meisten ausgebaut hat und durch welche es ihm vergönnt war, mannichfach segensreich auf die Bildung seiner Zeit zu wirken: die Moralphilosophie, ein Zweig, in dem es auch ohne Speculation möglich war, mit einem tüchtigen Verstande, tiefem sittlichem Gefühl und einem Schatze von Erfahrungen, vieles einzelne Treffliche zu sagen. Kam noch die klare, anmuthige Darstellung hinzu, wie sie Schlosser überall eigen ist, so kann man sich die tiefe Wirkung erklären, welche gerade seine populair-philosophischen Schriften auf sein Zeitalter ausübten. Aber an Nichts litt das Volk größern Mangel als eben an Schriften dieser Art, und darum konnte z. B. Moser Schlosser's „Katechismus der Sittenlehre" an Verdienstlichkeit selbst über ein Buch wie Montesquieu's „Geist der Gesetze" erheben.

Jenes harmonische Spiel, die verhältnißmäßige Stimmung aller Kräfte und Fähigkeiten im Menschen, die Action derselben im Physischen und im Moralischen in ihrem Verhältniß zu dem Wesen, bedingt die Vollkommenheit desselben bei einem Wesen mit Bewußtsein: seine Glückseligkeit. Der Mensch hat den höchsten Genuß, der darnach trachtet, seine Kräfte, wie sie beisammen bestehen können, zu gebrauchen und zu erhalten; er hat Ruhe, Heiterkeit der Seele. Er wird außerdem aber auch seinem Vaterlande, seinen Mitbürgern, Freunden, Fremden und Einheimischen nützlich sein und darin selbst ohne Ehren und Gold das höchste Glück finden.

Es ist nämlich in dem Menschen ein Etwas, welches allein empfindet und allein seine übrigen Theile in Bewegung setzt, wenigstens dieselben wirken läßt. Dieses will Schlosser den innern Menschen nennen. Wie aber Alles einem Gesetze unterworfen ist, so auch dieser innere Mensch, und dieses Gesetz ist in der Regel ausgesprochen: Wirke dahin, Dasjenige zu verlängern, was demselben angenehm ist, den Genuß, oder wenn du von diesem nur noch das Bild fühlst, ihn hervorzubringen, das Leiden aber abzuwenden.

Sehr bestimmt hat sich Schlosser über seine Grundsätze zu Andern, zu Kant, hauptsächlich aber gegen Shaftesbury und dessen Lehre von der Tugend ausgesprochen. Die Mängel einer Pflichtenlehre, wenn auch nicht den Grund derselben, den ewigen Zwiespalt zwischen dem gebietenden und dem gehorchenden Willen, hatte er eingesehen. Wenn aber Shaftesbury behauptet, Nichts sei gut als das dem Zwecke des Ganzen Gemäße, was aber um des Privatvortheils willen gethan werde, obschon es dem Ganzen nütze, sei nicht weiter gut als die Neigung das gemeine Wohl zum Zweck habe: so zweifelte Schlosser mit Recht, daß dieser Zweck sich überhaupt bestimmen lasse, vor Allem aber, daß er von dem einzelnen Menschen mit Klarheit und Bestimmtheit erkannt werden könne, was doch erfoderlich sei, wenn ein freies, bewußtes Handeln die Folge sein solle. Er meint deshalb auf einem ebnern und geradern Wege zum Ziele zu gelangen: Wenn ich Theil eines Ganzen bin, so muß auch wol mein Zweck Theil von dem Zweck des Ganzen sein; aber eben deshalb muß nur derjenige Theil des ganzen Zweckes durch mich erreicht werden können und sollen, welcher meinen selbstthätigen Handlungen angewiesen ist, und das Übrige muß durch Andere erreicht werden. Was für ein Kennzeichen haben wir aber, um diesen Zweck zu erkennen? Ohne Zweifel muß die Natur sie angegeben haben, weil sie die Urheberin des Zweckes ist! Es ist Dasjenige, was ich ohnehin schon geneigt bin zu thun, sobald ich es nur kenne, nämlich: in der ganzen Dauer meiner Existenz das in dem Umfang meiner Genießungsfähigkeit größte Wohl zu genießen; in eben dieser Dauer jedes Leiden, so weit das größte wol dasselbe nicht fodert, zu meiden. Den Vortheil seines Systems findet Schlosser darin: daß, während Shaftesbury die Kenntniß des Ganzen, welches durch die Natur versagt ist, voraussetzt, er nur die Kenntniß des Menschen in seiner Natur verlangt, und Das eben war es ja, was er durch seine Methode erreichen zu können glaubte. Shaftesbury versuchte aus dem Zwecke des Ganzen auf den des Einzelnen zu schließen, Schlosser schließt umgekehrt aus diesem auf jenen.

Die Phantasie ist die Vermittlerin der Empfindungen. Sie gibt Gefühle des Vergangenen, des Gegenwärtigen und des Zukünftigen; so entsteht einentheils Reue und Regret (er findet kein deutsches Wort für den Zustand, wo die Ursache des Verlustes als nicht in dem Menschen liegend vorgestellt wird), anderntheils Hoffnung und Furcht. Dies ist der Schlüssel zur Moral. Der Verstand bildet Schlüsse von den Folgen der Handlungen, und diese schafft die Einbildungskraft zum Bilde um: sie malt den Menschen wie er sein wird, wann diese oder jene Handlung ihre Folgen auf ihn gehabt hat. Ist das Bild unangenehm, so erfolgt ein Gegenwirken oder auch die Unterlassung der Handlung; ist dasselbe aber angenehm, das Hervorbringen der Handlung oder das Unterlassen des Gegentheils. Die Moral ist also nichts Anderes als eine Sammlung von Begriffen menschlicher Handlungen, in Rücksicht auf die Folgen betrachtet, welche sie auf den Menschen haben, und sie theilt sich zwiefach, je nach der Kraft der Seele, welche die Begriffe aufnimmt: die betrachtende Moral entsteht, wenn der Verstand, die praktische, wenn die Phantasie dieselben nach ihrer Art sammelt.

Ja er geht noch weiter: wie das Gefühl des Angenehmen oder des Unangenehmen im sittlichen Leben zum Handeln wirkt, so erregt dasselbe in den schönen Künsten die Phantasie zur Production. In dem Dichter z. B. erhebt sich ein Bild nach dem andern, und die Phantasie malt dieselben aus. Fühlt er das bloße Darstellen der Bilder, so wird er nicht dichten; empfindet er dabei aber noch den besondern Eindruck des Angenehmen oder des Unangenehmen, so wird er seine Gefühle, die in ihm drängen, herausstellen, mittheilen, verewigen. Aber diese Erfahrung beruht auf weiter Nichts als dem Drange der Seele: was sie erregt in Lust und Schmerz, aus sich heraus und als Object vor sich hin-

zustellen, um sich zu gewöhnen, dasselbe als etwas Fremdes zu betrachten und zu bewältigen.

Schlosser nimmt keinen Anstand, diese Grundsätze so weit mit Epikur anzunehmen, und fürchtet keinen Misverstand; und in der That braucht er sich seines Eudämonismus nicht zu schämen. Jener glückliche Zustand besteht ja in den durchaus edeln Empfindungen des Lebens, der Gesundheit, Stärke, Genuß der Freiheit, der Wahrheit, dem Gefühl des Schönen, der Harmonie, der Vollkommenheit, und mehr als in Allem im Gefühl der Liebe. Vor einer sinnlichen Glückseligkeit verwahrt er sich gegen Kant ausdrücklich: In einem Wesen, das seinen Zustand fühle, sei Glückseligkeit von der Vollkommenheit nicht zu trennen; deshalb aber seien die Grundsätze seiner Theorie so wenig empirisch als es der Begriff der menschlichen Vollkommenheit je sein könne.

Auch scheut Schlosser sich nicht, es geradezu auszusprechen: daß die Offenbarung mehr nicht thue, als daß sie die Begriffe des Verstandes vermehre und ihm neue gebe. So schien denn der Mensch der göttlichen Leitung entwachsen, und Schlosser mußte deshalb den Zorn der Theologen erfahren. Aber, meinte er, wer würdige Begriffe von der Erhabenheit der Gottheit hat, wird sich dieselbe nicht in den menschlichen Leidenschaften der Liebe und des Zornes befangen denken, noch in unfühlender Ruhe, sondern wie eine Sonne, die mit gleicher Huld Alle wärmt und erleuchtet, wenn der Mensch sich selbst nicht in den Schatten setzt. Ein so Denkender begreift, daß diese Sonne ihrer Klarheit und ihrer Wärme genießen könne, wenn auch Alles die Decke der Finsterniß über sich ziehen wollte.

Wie Schlosser aber ein sehr scharfer Beobachter der Menschen war, so konnte es ihm nicht entgehen, daß in Einzelnen das sittliche Gefühl in besonderer Klarheit und Ausbildung ihm entgegentrat. Von der Unmittelbarkeit des sittlichen Vortheils hatte er natürlich keinen Begriff, und er erklärt sich deshalb diese Erscheinung in seiner Weise als eine besondere Stimmung des innern Menschen, nach welcher er durch gewisse sinnliche Gefühle und gewisse Bilder, auch ohne Rücksicht auf die Folgen, welche ihre Realisirung auf ihn haben könnte, vorzüglich erregt wird. Dieses besonders starke Gefühl heißt in der Ethik moralisches Gefühl, in andern Dingen Genie; man könnte es auch Genie zur Tugend nennen. Aber weit entfernt, daß diese Wahrnehmung, die sich ihm empirisch aufdrang, ihm den Weg zu einer bessern Einsicht hätte erhellen sollen, merkte er nicht einmal, daß seine Erklärung derselben seine Theorie geradezu aufhob.

Daß nicht alle Menschen solche Genies sind, darüber tröstet er sich: In den Menschen ist Alles einander gleich, eben dieselbe Fähigkeit in dem Einen wie in dem Andern; aber auch hier mußte Verschiedenheit zur Harmonie des Ganzen sei. Diese entsteht nur dadurch, daß viele tausend Nebenumstände uns abhalten zu werden, was wir werden könnten; und er verweist wegen einer fernern Entwickelung auf eine unendliche Zukunft hin. Denn Schlosser dachte nicht daran, daß mit jener Glückseligkeit eines kurzen Erdenlebens die Menschenbestimmung in sich abgeschlossen und vollendet sein könnte. Vielmehr sah er eine höhere Theologie in allem Diesen. Wie bei Platon die Dinge, namentlich das Schöne, an ein früheres seliges Leben erinnern, wo wir von Allem die strahlenden Urbilder schauten, so mahnt unsern Denker umgekehrt der Anblick der Schönheit, der Harmonie, der Vollkommenheit, an ein künftiges Leben. Da die Philosophie Nichts mit dem Tode abgehen sieht, worin diese seligen Empfindungen leben, so ahnt sie mit höchster Wahrscheinlichkeit was von Menschenglückseligkeit über das Grab hinaus noch dauern mag. Die Organe für alles Schöne, alle Harmonie, Wahrheit und Vollkommenheit sind Geschenke Gottes, des ewigen Ordners der Harmonie der Schöpfung. Sieht nun das Auge und hört das Ohr der Seele die Schönheit der Geister, mit welchen es in Berührung und Verbindung tritt, so werden sie eben jener Harmonie wegen wohlthätige Erscheinungen für uns und erinnern uns an jene Harmonie, in deren Genusse wir einst in einem bessern Leben uns begegnen werden. Damit glaubte Schlosser auch den Grund der Wirkung des Schönen auf den Menschen gefunden zu haben, und er berührt sich hier merkwürdig mit einem Satze des Plotin: Niemals würde das Auge die Sonne sehen, wenn es nicht sonnenhaft, noch die Seele das Schöne, wenn sie nicht selbst schön wäre.

Solche und ähnliche Gedanken hatte Schlosser auch wol in der That dem Studium des Platon, den er unter den Alten vorzüglich werth hielt, zu danken. Man hat ihn wol einen Platoniker genannt, doch möchte die Methode der Platon'schen Gespäche, der er in seinen Schriften überall den Vorzug gibt, nicht allein dazu berechtigen. Wenigstens ist seine Theorie von einem frühern und einem kräftigen Leben bei ihm wesentlich anders begründet als bei Platon. Wenn aber Kant die Schlosser'sche Philosophie aus Gefühlen, die Anschauungsphilosophie, die Ahnung des Übersinnlichen von Platon, obschon ohne dessen Schuld, ableitete, so dachte er dabei mehr an Platon den Briefsteller, welchen Schlosser übersetzte und für echt hielt, als an Platon den Akademiker.

Doch ehe wir weiter in unserer Darstellung fortschreiten, müssen wir uns noch einmal zur Schlosser'schen Moralphilosophie zurückwenden. Wenn die Moral sich bei ihm ihrem formellen Inhalt nach in betrachtende und praktische theilte, so scheidet er dieselbe in Bezug auf das sittliche Verhalten weiter in zwei Hauptabtheilungen, an deren Spitze die beiden Grundsätze stehen: der eine, daß wir leiden was wir müssen; der zweite, daß wir genießen wie wir handeln. Aber hier ist sogleich zu bemerken, daß unter jenem Leiden nur das durch die Natur bedingte verstanden ist, daß wir auch der menschlichen Gesellschaft gegenüber zu leiden haben, wodurch der wichtigste Theil der Ethik von einem Platze in der Theorie ausgeschlossen ist.

Neben diesen beiden Grundsätzen werden nun vor

Allem drei Hauptregeln aufgestellt. Die erste ist, uns gegen die Natur und ihre gewaltigen Maschinen zu schützen so viel wir können, und wo wir nicht können, geduldig zu leiden; die zweite, alle wohlthätigen Empfindungen aufzusuchen, die Organe dafür zu schärfen, die Kräfte zu stärken, der Natur ihre Geschenke abzuringen und, wo sie karg gegen uns ist, uns Ersatz zu schaffen. Die dritte und wichtigste Regel aber ist die: den gegenwärtigen Augenblick, den Punkt von Wohlsein, in welchem wir jedesmal stehen, gegen die Masse von Seligkeit im ganzen Umfang und in der ganzen Dauer der Menschenexistenz abzuwägen und nur danach zu wählen. Diese Regeln hat die Menschheit zu allen Zeiten geachtet, und sie sind die Gründe, woraus die ganze Cultur, Wissenschaften, Künste, Gewerbe ihre Entstehung herleiten.

Um das Verdienst dieser wenn auch mangelhaften, doch mit der Wärme der Überzeugung und edeln Eifer für die sittliche Bildung des Volkes ausgesprochenen Grundsätze nicht gänzlich zu verkennen, ist es nöthig, daß wir uns der Trostlosigkeit des sittlichen und religiösen Unterrichts erinnern, die gerade damals ihre Spitze erreicht hatte, als Schlosser seine schriftstellerische Thätigkeit begann. Wenn einerseits die Anhänger der sogenannten Aufklärung Nichts mehr heilig achten, und schöngeistige Philosophen die genialste Moral predigten, so mußte Schlosser andererseits sehen, wie auch bei den eigentlichen Lehrern des Volkes in Kirche und Schule die eigentliche religiöse und sittliche Bildung gegen den dogmatischen Theil des Wissens vernachlässigt war, und auch hier das Fachwerk der Wolf'schen Philosophie und geübte Dialektik die Stelle gesunder Erkenntniß und der warmen Rede der Überzeugung vertreten sollten. Ja, in seinem Eifer scheint es Schlosser wünschenswerther, wenn man jede gelehrte Bildung für die Prediger gänzlich aufgäbe; es würde hinreichen, wenn ein Professor der praktischen Theologie seine Schüler lehrte, was hauptsächlich zum Christenthum gehört, dabei aber sich bemühte, die Herzen der künftigen Volkslehrer auch blos innerhalb der menschlichen Aussichten zur Tugend zu bilden und ihnen die Sittenlehre mit begreiflichen Beweisen vorzutragen, wie sie dieselben künftig dem Volke beizubringen haben.

Hier sollte zuvörderst das Buch aushelfen, durch welches Schlosser zuerst 1771 dem größern Publicum bekannt wurde, ein Buch, dem die allgemeine Stimme einen Platz neben den besten dieser Art, neben Rochow's Schulbüchern anwies, das sogar neben Luther's „Kleinen Katechismus" gestellt wurde. Es ist dies der „Katechismus der Sittenlehre für das Landvolk", dem 1776 auch ein zweiter Theil: „Katechismus der christlichen Religion", folgte.

In diesem Buche, das der Form nach den Namen nur uneigentlich verdient, redet ein alter Verwalter zu den Kindern des Dorfes über die Pflichten der Menschen, über künftiges Leben, und sucht sie nebenbei auch über das Wesentlichste politischer Einrichtungen, Gesetze und Obrigkeiten zu unterrichten.

Aber so freudig auch das Werk überall begrüßt wurde, konnte es doch nicht fehlen, daß ihm von orthodoxer Seite der Vorwurf gemacht wurde: es führe nicht zu Jesu, mache deshalb die Menschen nur äußerlich zu ehrbaren Menschen, und verstümmele die Tugend; aber jene Männer bedachten am allerwenigsten, wie viel vorher noch aufzuräumen war, ehe das Volk zu einem wahren Christenthum und einem echt christlichen Leben geleitet werden mochte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Literarische Notiz aus England.

Ein Libell auf die englische Aristokratie.

Das und kaum etwas Anderes ist die „für das Volk" geschriebene Geschichte der englischen Aristokratie von John Hampden, jun.: „The aristocracy of England: a history for the people" (London 1846). Folglich ist es ein Buch, das muthmaßlich ins Deutsche übersetzt und in Deutschland gelesen werden wird. Den Verf. drückt weder Lebens- noch Europamüdigkeit, auch kein Weltschmerz. Aber er ist durch und durch unzufrieden mit den dermaligen englischen Gesellschaftszuständen, d. h. mit dem Verhältnisse der Aristokratie zu Bourgeoisie. Auf Lebenserfahrung gründet sich seine Unzufriedenheit nicht. Sie ist die Summe eines Systems, einer sich geschaffenen Theorie, und diese das Resultat eines Studiums der englischen Geschichte in dem von den demokratischen Schriftstellern der letzten 50 Jahre genährten Geiste. Ohne im Allgemeinen Thatsachen zu entstellen und zu verzerren, gibt ihnen der Verf. eine falsche Färbung, hängt ihnen ein fremdes Mäntelchen um; und wird auch kein Unparteiischer einigen seiner Ansichten in Betreff des von der englischen Aristokratie ausgeübten und noch auszuübenden Einflusses seine Beistimmung versagen: so liegt es doch auf der Hand, daß er aus vorgefaßter Meinung sie zu einer größern Unheilstifterin macht als sie in Wahrheit gewesen oder ist. Er sieht Alles, was der Aristokratie zum Nachtheil, Nichts was ihr zum Vortheil gereicht, deutet Vieles falsch und verschweigt noch mehr. Bücher solcher Art können in England und anderwärts wenig nützen, aber viel schaden. Das weiß jetzt wol jeder Schulknabe, daß es in allen monarchischen Staaten schlechte adelige Minister und liederliche Fürsten gegeben hat. Das braucht dem Volke nicht eingeprägt zu werden. Präge man ihm lieber ein, daß es besser und klüger ist, sich gegenseitig zu verständigen und zu vertragen. Das Volk ist um manches schöne Recht betrogen, von Seiten der Regierungen sind manche Misgriffe, manche Verbrechen begangen worden. Wärme man Das nicht immer und immer wieder auf! Predige man Eintracht, statt Haß und Mistrauen. Enthülle man jede Ungerechtigkeit und geißele jeden Bösewicht, aber ohne Unterschied, ob der Schurke von Adel oder ein Bürgerlicher ist; und was ein Edelmann verbricht, rechne man nicht seinem Stande an. Für England besonders vergesse kein derartiger und kein deutscher Demagog, daß es vorzugsweise Englands Barone sind, die für Englands Freiheit gekämpft und geblutet, denen Albion, das mit Recht stolze, seine freiesten Institutionen dankt. Das Buch ist gut geschrieben, enthält viele Wahrheiten, viel gesundes Raisonnement; aber es ist und bleibt ein Pasquill, denn nur Haß hat die Feder des Verf. geführt, und wo er gerecht ist, ist er es, weil es geradehin unmöglich war, das Recht in Unrecht zu verwandeln. Dennoch soll damit der Verf. nicht ein vorsätzlicher Pasquillant heißen. Er hat sich in seinen Irrthum hineinstudirt, und was er schreibt, mag seine Überzeugung sein. Nach ihm ist jede Aristokratie der Fluch, Demokratie das Heil jedes Landes. Wer bereits dieselbe Meinung hegt, braucht das Buch nicht zu lesen. Er würde doch dabei beharren, lehrte es auch das Gegentheil.

16.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 202. — 21. Juli 1846.

Johann Georg Schlosser.

(Fortsetzung aus Nr. 201.)

Freilich war auch Schlosser kein Orthodoxer im Sinne der damaligen Theologie, auch nicht einmal im Sinne der heutigen möchte er ein wahrer Christ genannt werden; aber ihn beseelte in Wissenschaft und Leben, in Wort und That die tiefste Religiosität, und es bezeichnet die ganze Richtung seines Lebens, daß, wie er seine schriftstellerische Laufbahn mit einer Schutzschrift für das Christenthum gegen den Deismus, dem „Anti-Pope", begann, er dieselbe am Ende seines Lebens mit einem Aufsatz religiösen Inhalts für immer schloß. Charakteristisch sind diese beiden Schriften noch dadurch, daß sie durch einen langen Zwischenraum getrennt, den Anfang und das Ende des Ganges seiner religiösen Entwickelung während eines ganzen thätigen Lebens bezeichnen.

Auch hier sehen wir den Weg aus den Wirrnissen und dem Dunkel zur Klarheit und zum Licht, wie seine Seele und seine Lebensschicksale ihn zu gleicher Zeit gingen. Wenn der Jüngling im ersten Versuche die Glückseligkeit einen heiligen, beleidigten Namen nennen konnte, so ist über diese letzte Arbeit des Greises: „Die frohen Feste", der Schein milder getrösteter Heiterkeit ergossen. Er weist von sich was die mürrische Askese aufgebracht und findet die freudigste Feier des Christen in den Festen des Herzens, die er begehen kann, überall wo Gottes Boden sich ausdehnt, wo seine Gebete, seine Hymnen, seine Opfer nicht der Priester noch der Altäre noch säulengeschmückter Tempel bedürfen.

Schlosser hat sich nie mit Dem begnügt, was er durch seine Weise zu philosophiren, Beobachtung der Menschen im Einzelnen und im Überblick der Weltgeschichte, an Erkenntniß und praktischer Erfahrung errungen hatte; vielmehr war er der Ansicht, daß dem Menschen Etwas abgehe, das durch Philosophie nicht zu ersetzen sei. So bekannte er sich auch in religiösen Dingen zu einem gewissen Mysticismus, freilich in einem andern als dem heute gebräuchlichen Sinne. Wer wagt es, fragt er, zu behaupten: daß, weil er keiner Anschauung des Übersinnlichen fähig ist, auch kein Anderer sie haben könne? Nur hängt die subjective Wahrheit solcher Anschauungen von dem Bewußtsein ab, durch welches Organ sie dem Mystiker zugekommen sind. Ist er sich bewußt, eine solche nicht blos durch den Weg der Phantasie gehabt zu haben, sondern durch einen untrüglichen über den natürlichen erhabenen Weg der Erkenntniß, und ist sein Leben der Anschauung gemäß, so darf Niemand ihm dieselbe abstreiten. Ja, wenn Cartesius sagt: Kann unsere Vernunft uns betrügen, so hat Gott uns betrogen, so heißt Das für Schlosser: Wenn unser Gefühl uns betrügen kann, so hat Gott uns betrogen!

Seine Construction des Gottesbegriffs und des göttlichen Wirkens ist wesentlich teleologisch begründet und rein monistisch. Gegen die pantheistische Ansicht, daß das Weltall, ungefähr wie Geist und Körper beim Menschen, den Grund seiner Entstehung und Zusammenstimmung in sich habe, macht er den freilich nicht eben schlagenden Einwand geltend: daß der Mensch dann als Theil des Ganzen sich fühlen müsse und kein Bewußtsein der Selbständigkeit haben könne; er müßte sogar ein Mitgefühl mit allem Dem empfinden, was im Umfang der Welt- und Himmelskörper geschieht. So geht er in seinem Eifer für die Persönlichkeit und Überweltlichkeit Gottes so weit, dem Spinozistischen: „Gott ist das unendliche Weltall" (Deus est universum infinitum) ein: „Gott ist der unendliche Mensch" (Deus est homo infinitus) entgegenzusetzen.

Die Schöpfung stellt sich Schlosser als eine unendliche Harmonie vor, die er in einem entzückten Dithyrambus als das All der Welten feiert, durch die Kraft der Natur und die Liebe zusammengehalten, beide Kräfte aber von dem ewigen Schöpfer, der alle Dinge von Ewigkeit her schon als bloße Möglichkeiten wußte, getragen und gelenkt.

Diese Harmonie, welche für die Erkenntniß des Menschen überall deutlich hervortritt, ist aber auch für seine Einsicht der letzte Zweck der Welt; ob aber diese Harmonie, welche er im „Eutyphron" nach griechischer Anschauung die Pepromene nennt, wieder ihren Zweck erfülle? gehört unter die unbekannten Länder auf der Karte des Wissens.

Nach eben diesem „Eutyphron" besteht darin, daß der Mensch in seinem Kreise die Harmonie erhält, seine Gottseligkeit, und Alles, was er zu diesem Ende thut, ist Gottesdienst. Das Auge der Gottheit hängt mit Liebe an der Harmonie des Alls: sollte es nicht mit gleicher

Liebe auf dem Menschen ruhen, der mit warmer Seele die Harmonie genießt, die er über sich erblickt oder die er in seinem eigenen Kreise ordnet? Und hier öffnet sich dann gleich der Trost des Gottseligen; denn, wenn er in Dem, was für seine Harmonie wichtig ist und die göttliche nicht stört, sich nicht länger helfen kann: sollte die Gottheit dann nicht thun, was der Meister seinem Schüler thut, wann seine unsichere Hand den Meißel nicht richtig lenkt? Ihm wird die Hülfe nicht fehlen. Aber auch ebenso naturgemäß, wie das Auge sich schließt, wann Etwas sich ihm naht, oder wie wir die Hände ausstrecken, wann wir im Begriff sind zu fallen, wird dann das Gebet aus seiner Seele hervorbrechen. Deshalb ist auch nur das instinctmäßige Gebet ein wahres Gebet. „Wer sich erst fragen muß", läßt er seinen Sokrates im „Eutyphron" sagen, „ob die Götter ihn erhören können und wollen? läuft Gefahr, mehr ihnen Etwas abschmeicheln als ihre Hülfe erflehen zu wollen." Nicht minder schön als kurz und wahr ist die rechte Weise des Gebets angedeutet, wenn der griechische Lehrer das Gebet der Spartaner: „Mache mich tugendhaft, dann glücklich!" nur so lange weise nennt als sie selbst der spartanischen Tugend getreu bleiben.

Auch hier kommt er auf die Erwartung des Lebens nach dem Tode zurück, und wie er bei seiner teleologischen Ansicht keiner philosophischen Begründung bedurfte, so spricht er offen aus, daß diese Erwartung für ihn das Kennzeichen weder der Wahrheit noch der Unwahrheit trage und geradezu zu den Dingen gehöre, die er nicht wisse. Die Anstalt mit dem Menschen aber erscheine ihm zu groß für die kurze Zeit seines Lebens; sodaß er glaube, die Harmonie des Ganzen müsse eine große Lücke haben, wenn der Mensch hienieden seine ganze Bestimmung ausgefüllt habe.

Aber selbst über das Wie dieses künftigen Lebens, glaubte er, lasse sich mit großer Wahrscheinlichkeit aussagen, und hier fand er selbst unter seinen Freunden keine Anhänger, an Andern, z. B. an Herder, heftige Gegner. Und wirklich liegt auch Nichts dem ganzen modernen Bewußtsein der Welt entfernter als die von ihm vertheidigte Lehre von einer Wanderung der Seelen. Er hat zwei Gespräche zum Schutz seiner Lehre geschrieben und wußte wohl, welchen Widerspruch er finden würde, weshalb er auch seinen Gegner geradezu sagen läßt: „Ist's möglich, daß der Mann, der immer seinem bloßen Menschensinn so treu gewesen ist, der seine ganze Philosophie blos auf den Menschensinn gesetzt hat, sich durch den Unsinn blenden lassen konnte?"

Zwei Gründe sollen vornehmlich seine Hypothese unterstützen. Beweise sind sie ihm selbst nicht. Wer hat aber auch je von Hypothesen Beweise gefodert? Genug wenn keine Erfahrungen ihnen entgegenstehen und tausend aus ihnen sich erklären lassen. Durch die Wanderung soll im Großen erreicht werden, was an Erfahrung in diesem Leben im Kleinen gewonnen wird, andererseits kann die Ungleichheit aller Dinge im irdischen Dasein durch sie vollkommen ausgeglichen werden. Wenn der Mensch ausgewandert hat, dann liegt sein großes Tagebuch offen vor ihm. Alle Bilder ruhen nur, schlafen, sind verdeckt, die in einer Form da waren; aber der Hauptzug der Hypothese ist der, daß alle diese künftig, wann die Seele ausgewandert hat, vielleicht wieder erwachen, mit ihrer ganzen Lebhaftigkeit wieder erwachen, und der Mensch, durch alle die Erfahrungen hindurchgegangen, dann erst ganz ist was er sein soll. Selbst mit der Lehre vom Verdienst der Erlösung getraut sich Schlosser seine Hypothese vereinigen zu können. Wie, wenn alle die Seelen, die vor Teut und Astaroth, Jupiter und Osiris sich beugten, in andern Körpern die Wunden anbeteten, die sie erlösen sollten? Dann auch ferner: Dich habe ich angenommen, heißt es, dich verworfen. Warum verworfen? Weil ich wollte? Das sei ferne! Weil du noch nicht reif bist, noch nicht ausgewandert hast.

Alle Religion ist entweder selbst gefunden, auf dem in der Vernunft gegründeten, sittlichen Vermögen beruhend, oder von Gott empfangen. Sie sollte die Menschen in der großen Lehre von der Unsterblichkeit, der ewigen Dauer der Menschenexistenz, unterrichten: in der Weisheit, Himmelsleben an Erdenleben zu knüpfen; in der Kunst, ohne aufzuhören Mensch zu sein, doch mit Sehnsucht sich nach einem bessern Leben zu erheben; auszugehen aus dem Körper und in männlichem Gottesdienst, in gefühlten Gebeten, in andächtigen Hymnen, schon mit Gott und höhern Geistern zu leben. Die Religion ist Moral des Himmelslebens; aber kleinlich die Ansicht, welche sie für einen Trostgrund ausgibt, der den Unterschied der Stände und des Vermögens erträglich mache. Sie ist vielmehr der letzte heilige Anker, den selbst der Despotismus schonen muß.

Über die Wahrheit einer geoffenbarten Religion entscheidet das unmittelbare Bewußtsein, die Empfindung allein; aber da sie selbst nur individuell sein kann, ist sie Niemandem aufzudringen. Den Glauben kann Keiner geben. Auch wenn Christus Den verdammt, der nicht glaubt, sagt er nicht: Wer den Thathandlungen nicht glaubt. Man darf es also von der Lehre verstehen. Wer aber diese nicht annimmt, der ist wirklich verdammt, d. h. unselig, denn durch ihre Befolgung allein kann dem innern Menschen immer wohl sein. Er hat sich übrigens, wie er selbst gesteht, nie darum bekümmert: ob Christus eine neue Religion habe bringen wollen; oder vielmehr: er hat Das selbst nie geglaubt. Er ist nur immer überzeugt gewesen, daß Christus in die Welt gekommen sei, theils um geheime und unergründliche Zwecke auszuführen, theils aber um den menschlichen Geist, welcher nach den Patriarchen eine sehr üble Wendung genommen hatte, zum Menschensinn zurückzuführen. Schlosser bedurfte nur eines Geistes, der die alte, ewige Religion, das alte ewige Verhältniß zwischen Gott und den Menschen seiner Seele verkündigte. Das that ihm Christus, und daran hatte er genug, um in den weniger reinen und weniger glücklichen Augenblicken seines Lebens sich oben zu erhalten.

Aber von diesem Christenthum hat er auch die erhabenste Überzeugung: Wer auf der höchsten Stufe desselben steht, in dem will Gott wirken, der soll nie unerhört beten und Wunder thun, ihn sollen die Schlangen nicht vergiften und das Feuer nicht brennen. Nur dem Scheine will er niemals trauen; niemals möchte er mit Gewißheit sagen, ob Christus im Herzen oder ob er in der Phantasie lebe, als nur da, wo des Proselyten ganzes Leben Mannesleben war.

Bitter berührte ihn der wachsende Unglaube seiner Zeit, den er überall sehen mußte, und in seinen zerstörenden Wirkungen auf die Bande des Staats, der Gesellschaft, der Familie tief beklagte. Aber er erklärte ihn aus der Schuld der Theologen und Priester, der Theologen durch ihre Erklärung, Paraphrasen, Commentare. Hätte man das einfache Christenthum gelassen, so wäre Niemand so boshaft gewesen, seine willkommenen Verheißungen zu bezweifeln, am wenigsten aber würden sich die bedeutendsten Männer in die Reihe dieser Zweifler gestellt haben. Die Gelehrten haben Christum zum Sophisten gemacht. Aus Religion ist Gelehrsamkeit geworden. Es muß mehr sein als ein Compendium, was Petrus von seinen Netzen, Nathanael von seinem Feigenbaume rief. So ruft er denn über diese Theologen: Herr! du hast Jerusalems Tempel zerbrochen: zerbrich auch die Pagoden unserer Schriftgelehrten!

Aber den Erleuchtern seiner Zeit räth er, wenigstens so lange zu warten, bis alle Menschen reines Herzens genug sind, um reine Köpfe zu tragen. Der Satz: La vérité ne doit pas craindre le grand jour, der Wahlspruch der halben Philosophen, ist ihm thöricht. Wir wissen ja Nichts mit Gewißheit, Alles ist nur Wahrscheinlichkeit. Man darf aber beiweitem nicht sagen: La vraisemblance ne doit pas craindre le grand jour. Jedoch will Schlosser die unschädliche, nützliche Wahrscheinlichkeit davon ausgenommen wissen; sogar der nützliche Wahn kann gelassen werden, so lange man nichts Besseres an seine Stelle zu setzen hat. So verweist er kurz die Aufklärer mit ihrer Predigt an Solche, welche kein Bedürfniß haben, mit bessern Wesen als Jene zu leben, und keine Organe besitzen, um die Sprache besserer Wesen zu verstehen.

Von der Macht der innern Wahrheit selbst erwartet er und ihr überläßt er die Läuterung Dessen, was einer solchen bedarf. Am allerwenigsten scheint ihm ein Religionsedict zum Schutze der Symbolischen Bücher nöthig, wenn nur einige Glaubensartikel die sichtbare Kirche zusammenhalten, da die Glieder der unsichtbaren so zerstreut auf Erden sind.

Die Priester tragen den andern und vielleicht größern Theil der Schuld an dem Verfall der Religionen. Als das Band, durch welches früher alle Wissenschaften zu dem e i n e n Zwecke der menschlichen Glückseligkeit verbunden waren, zerriß, da trennte sich zuerst die Politik, indem sie Alles auf Einen einschränkte, statt für Alle da zu sein; dann auch die Theologie. Was Despoten mit Gewalt errangen, das suchten schlauere Priester durch List und Trug zu gewinnen. Eine aufgeklärte Nation gibt keinem Priester Gewalt. Die Religion ist keine Zuchtmeisterin; sie soll die Aussicht auf das künftige Leben erhalten, nicht dieses Leben verdunkeln. Wenn man den Schuhmacher, der in die Zunft will, vor allen Dingen fragt: was er von Gott halte? ehe man ihn fragt: was er von den Schuhen halte? so ist es unvermeidlich, daß der Artikel von Gott Zunftartikel werde.

So war denn das ewige Heiligthum des Menschengeschlechts, die höchste Idee der menschlichen Vernunft und das Geschenk der Gottheit den unseligsten Händen zum Bewahren vertraut; grübelnder Verstand mäkelte und besserte an jener ewigen Idee, und die Segnungen und Verheißungen jenes Geschenks flossen nur durch die unlautern Hände feiler und herrschsüchtiger Menschen. Aber auch der Dienst jenes Heiligthums und seine wahren Tempel zerfielen. Aller Cultus hat die Absicht, was die kalte Vernunft gedacht hat von Gott und seinem Willen, von der Gemeinschaft mit ihm und seinen Heiligen, in das warme Herz überzutragen. Vor seinem Gott knien, in seinem Namen segnen, mit der heiligen Weihe besprengen, kann jeder Halbsinnige, Halbwarme, sodaß es übergehe in das Herz; aber reden, daß es hinübergehe: welch ein Kopf gehört dazu, welches warme Herz in dem Redner, welche Menschenkenntniß, Sprache, Geist, eigenes Gefühl!

Wer will Schlosser's schöne Träume von Gottesdienst und Priester tadeln, wenn er diese ermahnt: „Wenn ihr das Volk zusammenruft, so segnet's; wenn es von selbst kommt, so predigt. Seht ihr Einzelne, so redet freundlich mit ihnen!"

Ja, den Mangel einer eindrucksvollern Liturgie in unserer Kirche mußte Schlosser so sehr beklagen, das Würdige derselben mußte er so sehr vermissen, daß er einmal halb scherzend, halb aber in bitterm Ernst ausruft: „Das Wenige, was wir noch von Religion haben, scheint durch den beschwerlichen Ernst der Stadtgeistlichen erhalten zu werden!" Aber es war ihm begreiflich, daß die Frivolität des Menschenlebens Spott auf alle Formen werfen mußte; und er kann sich der schrecklichen Ahnung nicht erwehren, daß die Zeit nahe sei, wo die Willkür eines Einzigen an die Stelle der Form kommen, und der Stirn, die sich des Baretts schämte, das Siegel der Schande aufdrücken wird.

So litt der edle Mann an den Schmerzen der Zeit, die, nach dem Pindar'schen Liede, über dem Geschlecht hing, „des Lebens Gang verwirrend". „Aber mit Freiheit ist zu helfen auch Dem, und der Mann arbeitet bessern Hoffnungen zu." Auch er hing besserer Hoffnung nach, und wenn auch zuweilen der Unmuth ihn an Allem verzweifeln ließ, so hörte er doch niemals auf, mit männlicher Freimüthigkeit den Wirrnissen entgegenzutreten, — mit einer Freimüthigkeit, die er vielleicht heute theuer bezahlt hätte, heute, nach mehr als einem halben Jahrhundert, nachdem wir den Wendepunkt einer großen Zeit gesehen haben.

In schlimmen Stunden freilich liebte er, sich in die

reine Natur und in das bessere Land der Phantasie zu flüchten. Mit seinem Freunde Rousseau sehnte er sich zurück in ein Zeitalter patriarchalischer Einfalt, wo Niemand mehr wußte als er wissen mußte für sein Haus, wo aber Jeder mit ganzer Seele liebte was in seinem Hause war, von dem Weibe das an seinem Busen lag, bis zu dem Lamme das auf dem Grase spielte. Ihm wäre der Weg der Natur, wie ihn Osiris lehrte: Brot essen und Wein trinken, und die übrige Zeit mit den Musen vertanzen. Aber die Cultur! Sie sollte Ausarbeitung unserer Kräfte zu unserer Glückseligkeit sein, und so entstand die Wissenschaft der menschlichen Glückseligkeit, welcher alle andere Wissenschaften und Künste untergeordnet sind. Mit dem goldenen Zeitalter ist diese Wissenschaft, mithin alle andere, zerfallen; und sie mußten zerfallen, weil sie Stückwerke waren, weil Nichts sie zusammenhielt als die zufällige Laune, weil sie keinen großen, die Menschheit angehenden Zweck hatten. Ja, die Cultur! „Aus dem Monarchen, der wie Gott Nichts genießen sollte als seiner Majestät und des glorreichen Werkes seiner Hände, des Dankes seiner glücklichen Völker, wurde nun ein hübsches Idol, dem die Knechte des Hofes unsere Weiber, unsere Kinder, unsere Häuser, unsere Ernte, das Fett der Erde und jeden Segen unsers Fleißes opferten." Selbst die Künstler sah Schlosser unmännlichem Treiben dahingegeben; die Dichter sangen mächtigen Thoren Gassenlieder, und die Grazien der Maler waren Buhlschwestern geworden, um die entnervten Begierden unserer Midasse zu kitzeln.

Wenn nun Schlosser auch sah, daß die Wissenschaften, wie er sich ausdrückt, zu seiner Zeit wieder anfingen sich nach ihrem Orient zu drehen: so fürchtete er doch von dem allmächtigen Despotismus der Großen, der engherzigen Eitelkeit, der trägen Nichtswürdigkeit der Kleinen und der kalten Gleichgültigkeit der sogenannten schönen Gesellschaft, für diese wachsenden Keime ein schmähliches Verkümmern. Denn, was ist Aufklärung, das so viel ausgesprochene Wort, das so oft gemisbrauchte, von dem damals die Welt zauberische Lösung zum Licht und zum Heil erwartete? Diese Frage beantwortete Schlosser seinen philosophischen Grundsätzen getreu dahin, daß sie eigentlich das Werk der Philosophie selbst sei, nämlich viele Begriffe zu geben und diese zu berichtigen. Sie muß jeden Begriff der Dinge, ihre Verhältnisse, Ursachen und Folgen so geben, wie sie wirklich in der Natur sind. Aber da muß er denn sogleich wieder die Klage aussprechen, daß man verkehrt die Aufklärung an der Theologie anfange. Man sollte vielmehr bei der Politik beginnen, denn die erste Sorge des Menschen ist für seinen äußern Zustand, und das halbe Leben ist verloren, wenn Freiheit verloren ist. Die Politik muß lernen die Menschen leiten, wohin Weisheit und Gerechtigkeit sie geleitet wissen wollen; aber eine unaufgeklärte Politik wird rufen: Marche! und glauben, sie ginge.

(Der Beschluß folgt.)

Literarische Notizen aus Frankreich.

Die Bearbeitung griechischer Tragödien.

Die Wiederbelebung eines der ergreifendsten Theaterstücke des Alterthums hat die Aufmerksamkeit des Publicums wieder auf die hervorragenden tragischen Dichter der Griechen gelenkt. Die Namen Äschylos, Sophokles und Euripides sind jetzt in Kreise gedrungen, denen sie bisher ziemlich fremd waren. Es erscheint deshalb als eine ebenso zeitgemäße wie dankenswerthe Arbeit, wenn sich einige mit den Classikern vertraute Gelehrte die Aufgabe stellen, die bedeutendsten tragischen Dichtungen der Alten durch angemessene Übertragungen in die französische Literatur einzuführen. Unter den verschiedenen Versuchen dieser Art, welche in jüngster Zeit gemacht sind, bemerken wir folgende Bearbeitung: „La grèce tragique. Chefs-d'oeuvre d'Eschyle, de Sophocle et d'Euripide", von Léon Halévy, dem Bruder des bekannten Componisten. Die Auswahl, welche hier geboten wird, umfaßt den „Prometheus" des Äschylos, Sophokles' „Elektra" und den Euripideischen „Hippolytus", von denen das letztere Stück für die Franzosen besonderes Interesse gewährt. Die Übersetzung selbst ist in Versen, deren Fluß und Abrundung Wenig zu wünschen übrig läßt. Wenn ein Gedicht durch Übertragung in eine fremde durchaus verschiedene Form eingezwängt werden soll, kann es nicht fehlen, daß die eigentliche Farbe des Originals an vielen Stellen verwischt und der Sinn zuweilen einer leichten Verdrehung ausgesetzt wird, und Stoff zu manchen kritischen Aussetzungen gegeben werden muß. So darf man denn auch in Bezug auf die vorliegende Arbeit die Foderungen der Treue und kritischen Strenge, wenigstens was die Einzelheiten betrifft, nicht zu hoch spannen. Die Anmerkungen, Erläuterungen und literarischen Andeutungen, welche sich zum Theil auf Vergleichung der mitgetheilten Dichtungen mit ähnlichen Compositionen beziehen, sind zwar nicht sonderlich tief, aber im Allgemeinen mögen sie wol dem Bedürfniß desjenigen Publicums, für das die ganze Arbeit berechnet ist, genügen.

Der Verein für französische Geschichte.

Was der Wirksamkeit der einzelnen historischen Vereine in der Regel so hemmend in den Weg trat, war die Unmöglichkeit oder doch Schwierigkeit, durch einen geregelten fortlaufenden gegenseitigen Verkehr eine gemeinschaftliche Thätigkeit zu begründen. In Deutschland ist eine Vereinigung und ein Ineinandergreifen so vieler bisher vereinzelter Kräfte dadurch angebahnt, daß sich die „Zeitschrift für Geschichte", welche durch die Gediegenheit ihres Inhalts täglich mehr Raum gewinnt, zur Aufgabe gesetzt hat: durch eine kurze Darlegung Dessen, was die verschiedenen Vereine für die Förderung der historischen Wissenschaften leisten, einen Mittelpunkt für diese bisher isolirten Kreise zu erstreben. Auch in Frankreich wird etwas Ähnliches vorbereitet, indem der Minister des Unterrichts Befehl gegeben hat: durch eine fortlaufende Berichterstattung das gelehrte Publicum von den Arbeiten der einzelnen wissenschaftlichen Gesellschaften, deren es in Frankreich eine Unzahl gibt, in Kenntniß zu setzen. Unter diesen Vereinen verdient die „Société de l'histoire de France" besondere Beachtung. Dieselbe hat sich durch die Behandlung wichtiger historischer Punkte sowie durch die Herausgabe interessanter Quellenwerke um die Geschichtsstudien hervorstechende Verdienste erworben. Einen Überblick über einen Theil der Arbeiten, welche diese gelehrte Gesellschaft in Anspruch genommen haben, gewinnt man durch das „Annuaire historique pour l'année 1846", welches von dem bezeichneten Vereine besorgt ist. Dieses historische Taschenbuch wird nämlich durch ein kurzes Résumé der Arbeiten eröffnet, welche in den frühern zehn Jahrgängen enthalten sind. Außerdem enthält es noch eine Fortsetzung der von Marion entworfenen Aufzählung der Erzbischöfe und Bischöfe von Frankreich, sowie eine Fortsetzung des alphabetischen Verzeichnisses der christlichen Bischöfe von Maslatrie. 17.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 203. —— 22. Juli 1846.

Johann Georg Schlosser.

(Beschluß aus Nr. 202.)

Demnach gehört Schlosser nicht zu den Freiheitsschwindlern: seine politischen Ansichten waren die Folge reicher Erfahrung und reifer Überlegung. Er wollte Nichts umstürzen, nur warnen, rathen, bessern, und war so in seinen Bestrebungen mit edeln Männern wie Moser und Möser verbündet. So war er dem Platon'schen Ausspruche getreu: daß ein rechtschaffener Bürger, so lange er Hoffnung habe, daß er nicht vergebens rede, rathen und reden müsse, wenn ihm die Regierung misfällt; aber er dürfe nicht mit Gewalt dieselbe stürzen wollen; und da, wo sie nicht anders als mit Blut, Tod und Vertreibung gebessert werden könne, müsse er schweigen und für sich und den Staat die Götter um Gnade bitten. Und so hat er denn auch in dem Aufsatz über den leidenden Gehorsam (Vorrede zu Platon's Briefen, 1795) nur die Grenzen bezeichnen wollen, in denen der weise Mann sich zu halten hat, wann die Ordnung und die Sicherheit im Staate untergraben sind; wann Gefahr ist, daß lärmende Demagogen die Freiheit zugleich mit der Regierung in den Staub treten; wann Philosophen für zu kühne Ideale schwärmen und das Volk zu tief gesunken ist, um sich selbst zu retten. Ihm sollte sich Alles von innen heraus neu gestalten: der Reife des Volkes, der Nation selbst überließ er das Werk der Wiedergeburt; doch sollte sich nicht ein freieres, glücklicheres Geschlecht aus der Asche des vergangenen erheben. „Athmet nicht so viel nach Freiheit", konnte er deshalb an G. Forster schreiben, „ehe ich Stoff im Volke sehe, wollte ich es immer in der alten Brühe lassen." Er möchte selbst an der Verfassung eines Staats ohne die höchste Noth Nichts ändern, aber an den Fürsten und an ihren Dienern wüßte er sehr Vieles zu bessern. Auf den letztern liegt aber die größte Last der Schuld am Unheil der Tage. Die unerfahrenen Jünglinge und mit ihnen den kurzsichtigen Pöbel fragt er: Warum schreit ihr immer über Könige und Fürsten, und nicht lieber über ihre Diener und Räthe? Wie soll auch nur der Fürst Alles bis ins Kleinste verfolgen können? Des Rathes, des Dieners Pflicht ist es, den Weg aufzuräumen, daß Jener Nichts zertrete. Darum sollte der Fürst auch würdige Diener wählen, sie ehren, lohnen, ihnen vertrauen, aber wann sie dies Vertrauen misbrauchen, sie strafen als wenn sie sein Leben angegriffen hätten.

Die Welt ist die Schule der Fürsten: warum wird sie ihnen verschlossen? Immer im Glanz des Hofes, was sehen sie da von der Welt? Der Adel macht immer Kreis um das Fürstenkind; und wird es Mann, so bleibt es in dem Zirkel eingezaubert. Die Landstände sollten Organe des Volkes zum Herrn sein, nun sind sie Organe des Herrn zum Volke geworden. Ohne sie gibt es kein dauerndes Glück des Landes. Zwar kann ein ungebundener Fürst schnell gute Anstalten treffen; aber oft folgt ebenso schnell eine dunkele Nacht auf den Blitz des Guten, oder dieser versengt mehr als daß er leuchtet. Wo aber der Adel die Landstände ausmacht, da ist die Last des Volkes zehnfach schwer gegen den Staat, wo gar keine sind.

Ferner sind ihm die stehenden Heere ein tiefer Schaden des Staats. Wo sie sind, ist Bürgerfreiheit unmöglich. Man sollte sie, nach Sully, an der Kette halten wie den Hofhund. Der Soldat soll zuerst Bürger sein und wieder Bürger werden, wann er aufhört, Soldat zu sein. Aber man soll nicht gleich zu viel fodern, nur dann erst weiter gehen, wann Früheres abgethan ist und im naturgemäßen Fortgange nun ein Anderes an die Reihe kommt. Man soll nicht auf einmal glücklich sein wollen; auch im sittlichen Leben ist es der Mensch nicht auf einmal. Den menschenfreundlichen Fürstenstürmern tritt er mit der ernsten Mahnung, die freilich für uns wunderlich genug klingt, entgegen: „Wie fodert ihr an Fürsten, daß kein Unterthan leiden soll? Seht ihr nicht Gottes Eiche zersplittern durch Gottes Blitz?" Er hatte es aber auch sonst wol ausgesprochen, und gewiß ist es wahr: Billigkeit ist Tugend des Privatmanns, oft Tugend des Richters, immer Schwachheit des Gesetzgebers. Aber er will nicht etwa dem demüthigen Leiden und Gehorsam, dem resignirenden Beugen zu den Füßen des Höhern das Wort reden: daran ist bei einem Manne wie Schlosser nicht zu denken. Er fühlte in sich den ganzen Stolz des Menschen und des Mannes, und wenn ihm auch die Majestät des Regenten eine heilige war, so war ihm nicht minder heilig, ja eingedrückt von Gott von Ewigkeit her, die Majestät des ehrlichen Mannes.

Nicht einmal eine patria potestas, geschweige eine herilis soll der Regierung zugestanden werden, sonst bleibt der Regent in allen Fällen Centrum und zwar Centrum wie die Spinne in ihren Polygonen. Die Regierung muß, nur wenige Fälle ausgenommen, an der Hausthür des Bürgers stillstehen.

Solche Gesinnungen waren es, die er als Predigten für Die, welche über ihm waren, und zur Aufklärung des Volkes über gewisse politische Begriffe, in einer Menge von Schriften aussprach. Anders, glaubte er, lasse dem Volke sich nicht beikommen: nur so könne ein wahrer Gemeingeist erweckt werden; und er zitterte davor, daß derselbe eher erwachen möchte, ehe es mit jenen Begriffen im Reinen sei.

Wir sahen, wie gemäßigt Alles bei Schlosser ist und stets im Bereiche des Möglichen liegend. Aber wenn er auch gern mit den Träumen einer schönen seligen Zukunft sich trug, so wollte er doch keinen idealen Staat für die Welt, wie er sie kannte; und deshalb dürfen manche Sonderbarkeiten, wie sie zuweilen die vernünftige Prosa seiner Verbesserungsvorschläge unterbrechen, uns mit Recht befremden. Er hatte sich ein Mittel ausgedacht, wie es dem Volke möglich werden könnte, seinen Fürsten zu einem guten Regenten zu machen. Er will Dies nicht etwa durch eine künstliche Staatsverfassung erreichen, sondern durch etwas Ähnliches, wie die ägyptischen Todtengerichte, das durch die Trauerrede auf den verstorbenen Fürsten ersetzt würde. Es müßte in dem künftigen Landesherrn Achtung vor seinem Volke erweckt werden, indem der Redner verpflichtet wäre, den Einfluß darzulegen, welchen der Charakter, die Sitten und das Betragen desselben auf die Handlungen des Vorgängers gehabt habe.

In nicht weniger barocker Weise wünscht er, daß die guten Schriftsteller die Censoren der schlechten werden mögen; daß sie Alles streichen sollen, was nach Anekdotenjägerei und Pasquillen schmeckt, was gegen die Regenten, Gesetze, bürgerlichen Anstalten, Gerichte, Verwaltung, geoffenbarte Religion geschrieben ist. Um aber das Publicum für die Unterhaltung, welche es etwa verliert, zu entschädigen, sollen die Censoren dasselbe von Zeit zu Zeit mit Begebenheiten aus der Vorzeit unterhalten, welche auch für die Gegenwart ihren Nutzen haben. Man wäre versucht, dies Alles für Scherz zu halten, wenn nicht der Ernst bald nachkäme. Er fürchtet, daß, wenn die Schriftsteller sich nicht selbst controliren, die Schriftstellerei und das Journalwesen bald irgend einem Policeicommissarius unterworfen werde!

So wenig wie er sich zu utopischen Hoffnungen von einem idealen Staate hingab, ebenso wenig kann er sich denken, daß von einer bestimmten Staatsform das Glück eines Landes abhänge. Er sah ja auch nicht, daß irgend eine Regierungsform den Bürger mehr als eine andere beglückte: sie litten ja alle an gleichem Verderben; keine war Das, was sie sein sollte, und er durfte in die Klage ausbrechen:

Wir haben in Deutschland keine Freistaaten mehr, weil der Mangel bürgerlicher Tugend die, welche wir hatten, durch ewige Zänkerei abhängig gemacht hat; wir haben keine Monarchien mehr, weil die Ehre geerbt wird, und Die, welche sie nicht geerbt haben, nur bis auf einen vom Monarchen sehr entfernten Grad steigen können.

Wenn nun die Form an sich Nichts ausmacht: Was ist es denn, das, unabhängig von dieser, über jeden Staat, seine Regierung sei eingerichtet wie sie nur mag, waltet und den Gliedern desselben ihre bürgerliche Ruhe, ihr bürgerliches Glück, ihren bürgerlichen Werth gibt? Diese Frage hat Schlosser ebenso wahr als schön beantwortet. Zwei Dinge sind es, die den Staat bewegen: Weisheit und Gewalt. Was aber ist es, das die Weisheit immer weise, die Gewalt immer genügsam erhält? Was Anderes als die ewige Gottheit der Alten, die so viel beleidigte, so oft vergessene Göttin Aedos: Furcht vor den Göttern und Ehrfurcht vor den Menschen, jene verkannte Göttin, die nie Altäre hatte und sie vor Allen haben sollte, die nie Priester hatte und deren Priester die Könige sein müßten, die Consuln, die Archonten und unsere Fürsten, Bürgermeister, Rathsherren, Landvögte. Aber von Osten nach Westen und von Süden nach Norden sind alle ihre Tempel verstört auf ewig!

Aber bald sollten die Verhältnisse, auf welche seine Reflexionen sich bezogen, ganz anders werden. Die Revolution mit ihren Schrecken kam ihm unerwartet, seine Seele erschütternd, sein Denken lähmend. Er dachte nicht daran, daß die Vertheidiger von Menschenrechten, welche sie nicht kannten, siegen würden, aber er sah endlosen Jammer dem blutgetränkten Lande entsteigen. Seine Stimme mußte hier verhallen; nur seinem Freunde Forster schrieb er in dem letzten Briefe, den der edle auch von ihm nicht erkannte Mann von ihm empfing: „Zerreißen Sie nicht bürgerliche Bande, ehe sie von selbst brechen. Flaminius warf die erste Kette um den Hals des trefflichen Athenervolkes, als das räuberische Rom es frei machen wollte. Rom selbst stürzte jähen Falles, als Marius die Rechte der Menschheit predigte." Und als nun endlich sogar Ludwig's Haupt gefallen war, schrieb er an Jacobi: „Es ist niederschlagend, in ein Zeitalter gefallen zu sein, wie das unserige!" Alles war ihm jetzt zuwider; jede Beschäftigung bringt ihm Bilder des Schreckens; und nicht Philosophie, sondern nur der Glaube an die göttliche Vorsehung hält ihn aufrecht. Er mochte über solche Schrecken nicht einmal weiter denken. Wer darüber philosophiren möchte, kommt ihm fühlloser vor als der Zergliederer, der ein lebendes Geschöpf zerschneidet, um in dem Klopfen seines Herzens, in den Zuckungen seiner Muskeln nach neuen Erfahrungen zu suchen.

Der große Riß in das Band der Menschheit war ihm ein Riß in das Herz. Selbst das Zutrauen auf das Ebenbild Gottes im Menschen hat er verloren. Wenn er sieht, daß ein Volk, wo es seine angeborenen Rechte geltend macht, nicht im Stande ist, dieselben nur mit einiger Weisheit und Mäßigung zu gebrauchen, so deutet ihm Dies für die Nachkommen auf noch drückendere Anarchie oder auf ewige Sklaverei. Ihm war

nicht vergönnt, die Lösung der Verhältnisse zu erleben. Wäre es ihm vergönnt gewesen, so hätte er nicht wie so mancher Andere eine bittere Täuschung zu beklagen gehabt. Er hatte ja nie gehofft, aus dieser Nacht die Freiheit der That und des Gedankens geboren zu sehen. Doch würde er die Morgenröthe derselben, wie sie mit dem Hauch eines frischern geistigen Lebens aufgeht, mit Freude begrüßt haben. Und doch war sein Leben ein glückliches: glücklich, weil sein Genius ihn diese Bahn führte. Ein ganzer Mensch, im vollkommenen Gleichgewicht der beiden Naturen sich auslebend, ist er selbst in seinen Irrthümern achtungswürdig — und welcher Sterbliche wäre frei davon! —, denn sie entsprangen nur daraus, daß er im Drange der Begeisterung zuweilen die Stimme des kalten Verstandes nicht hören mochte. Wir dürfen ihn glücklich nennen, denn er gehörte zu den seltenen Geistern, die ein schöner Weltpatriotismus für das große gemeinsame Vaterland beseelt, daß sie willig der ewigen Linie des Menschengeschlechts den kleinen Punkt der eigenen Existenz zu opfern bereit sind. Er durfte im Rückblick auf sein Thun und Wollen mit dem Bewußtsein aus diesem Leben gehen: jene Harmonie, die der große Regierer der Welt trägt und erhält, auch in seinem Kreise gewollt zu haben; und so konnte er nach seiner gläubigen Überzeugung seine fernere Bestimmung getrost in die Hände desselben niederlegen.

J. Tittmann.

Geschichte der kurhanoverschen Truppen in Gibraltar, Minorca und Ostindien, von E. von dem Knesebeck. Mit zwei Plänen. Hanover, Helwing. 1845. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Unter die vielfach sich kundgebenden hoffnungsreichen Zeichen eines erwachenden deutschen Nationalbewußtseins ist sicherlich auch das fast bei allen deutschen Volksstämmen bemerkbar werdende Bestreben zu rechnen, die Geschichte der kriegerischen Großthaten der Vorfahren dem Dunkel der Vergessenheit zu entziehen. Freilich ist die Geschichte der kriegerischen Großthaten der Deutschen eine vielfach zerspaltene, und leider sind gerade die durch die Arglist des Auslandes angefachten Bruderzwiste, in welchen die Deutschen sich Jahrhunderte lang gegenseitig zerfleischten, oft am reichsten an den hehresten Beispielen aufopfernden Heldenmuths, unerschütterlicher Standhaftigkeit und unübertrefflicher kriegerischer Tugenden. Aber selbst noch in dieser beklagenswerthen Ausartung sind solche Züge doch immer kostbare Keime, um jenen edeln Stolz, jenes Selbstbewußtsein aufblühen zu lassen, ohne welches eine thatkräftige Vaterlandsliebe nicht gedacht werden kann, denn Nichts liegt näher als die wehmuthsreiche Frage: „Welches Volk würden wir sein, wäre die Hälfte jener Großthaten in Kämpfen für ein *einiges, gemeinsames deutsches Vaterland* geübt worden, statt in gegenseitiger Zerfleischung oder im Dienste des Auslandes!" Wahrlich! auch so schon brauchen wir weder der Geschichte des hellenischen und des römischen Alterthums, noch jener der modernen Napoleon'schen Heroenzeit die Beispiele abzuborgen, um unserer Jugend oder unsern jungen Kriegern die erhabensten Bilder wahrer Helden- und Menschengröße vor Augen zu stellen; denn die Geschichte fast jedes einzelnen der deutschen Volksstämme kundet uns Thaten, die jenen vielgepriesenen in Nichts nachstehen. Worin z. B. wäre es gegründet, daß der Opfertod jener 400 pforzheimer Bürger bei Wimpfen, jener der bairischen Gebirgsbauern bei Sendling als ein minder heroischer zu bezeichnen sei, als jener des Leonidas bei Thermopylä oder der Heiligen Schar bei Chäronea? War es nicht eine Antwort voll Römerstolz, die der sächsische Major von Landwüst, als er in der Schlacht von Jena nach heldenmüthigem Widerstande schwer verwundet und gefangen vor Napoleon geführt, Diesem auf die Anrede: „Ihr Kurfürst ist zu beneiden, wenn er viele so brave Offiziere wie Sie in seiner Armee zählt!" mit den Worten entgegnete: „Er wäre zu bedauern, wenn er deren nicht bessere hätte." Wo wäre ein Römer in edelschönerer Weise gestorben als der hessische General von Görz zu Rheinfels? Und findet die Heldenthat des französischen Generals Dernier (1811) zu Almeida nicht ihr glorreiches Vorbild in jener des hanoverschen Generals von Hammerstein zu Menin (1794)? Und welche Bilder des Heldenmuthes knüpfen sich an die Namen: Strehmberg, Labyzyn, Veteranische Höhle, Malborghetto und Pendil u. s. w. und an die Zahlen 1809, 1813 u. s. w.!

Aber welche tausendfache Menge solcher Züge mag auf immer ungekannt der ewigen Vergessenheit verfallen sein! theils durch den natürlichen Verlauf der menschlichen Dinge, theils aber auch, weil nur zu lange in unseliger Verblendung der Sinn und Begriff des Selbstwerthes in Deutschland wie im Todesschlafe befangen war, oder auch die engherzigsten Rücksichten alle Veröffentlichung nationaler Geschichte zu hindern trachtete, und mithin das Volk um so mehr sich verleitet fand, dem alten innern Erbübel zu folgen und der Vergötterung fremder Scheingröße sich hinzugeben, weil ja jede Kunde des bethätigten eigenen wahren Werthes ihm entweder gänzlich vorenthalten blieb, oder in einer so trockenen Weise des Kanzleistils Erwähnung fand, daß das Gemüth unmöglich davon erwärmt werden konnte.*)

Darum aber ist um so erfreulicher jenes, wie erwähnt, überall wahrnehmbare Streben, diesem Übelstande durch kriegsgeschichtliche Monographien noch zur elften Stunde abzuhelfen. Schon Vieles und Gediegenes dieser Gattung hat die deutsche Militairliteratur aufzuweisen, und es ist höchst erfreulich, daß auch im hanoverschen Bruderlande dieser Sinn erwacht zu sein scheint; denn seit mehr als anderthalbhundert Jahren haben die hanoverschen Krieger nicht nur überall, wo sie kampfthätig auftraten, die glänzendste Tapferkeit, die ruhmwürdigsten kriegerischen Tugenden beurkundet: sondern auch öfters und namentlich während des Siebenjährigen Krieges ein entscheidendes Gewicht in die Wagschale der Ereignisse gelegt. Zwar hat das vorliegende Werkchen zunächst nur solche Episoden der hano-

---

*) Als wahrhaft classisch in dieser Beziehung ist z. B. die Einleitung zu Strieder's „Grundlage zur Militairgeschichte des landgräflich hessen-kasselschen Corps" (17[illegible]) zu bezeichnen, indem sie mit den Worten anhebt: „Ohne dem Ruhme anderer Völker zu nahe zu treten, darf man kühn behaupten, daß in einer Galerie muthiger Krieger den Hessen ein ehrender Platz zu vergönnen ist. Von jeher, auch da, wo man sie noch Katten nannte, kämpften sie mit Tapferkeit und Treue"; und welche mit den Worten schließt: „Ästhetische Einkleidungen fehlen hier ganz und bleiben Denen überlassen, die historische Daten bisweilen nur zu dichterisch ausschmücken, und wozu besonders die militairischen am wenigsten geeignet zu sein scheinen. Weitläufigkeit, die unter Anderm auch in *Erzählung mancher Lebensumstände* hätte angebracht werden können, ist *durchaus* vermieden." Diese Zusicherung ist denn auch von dem Verf. auf das treueste erfüllt worden, sodaß jenes Werk, obwol unentbehrlich für den hessischen Geschichtsforscher, doch als ein vollendetes fleisch-, saft- und markloses Gerippe erscheint; und doch lag ihm in einer Fülle von Tagebüchern und amtlichen Vernehmungen alter Krieger über ihre Kriegslaufbahn ein Material zu Grunde, wie es lebensvoller kaum irgend ein Volk aufzuweisen vermocht haben mag, welches Material jedoch leider während der westfälischen Usurpationsperiode unter Anderm auch als Patronen-Packpapier fast vollständige Vernichtung erfuhr.

verschen Kriegsgeschichte zum Gegenstande, worin kleinere Abtheilungen der hanoverschen Krieger lediglich als Soldtruppen in dem Interesse Englands kämpften. Der durch die Zwistigkeiten Englands mit seinen amerikanischen Colonien erzeugte außerordentliche Truppenbedarf hatte nämlich Anlaß gegeben, daß das englische Ministerium im Juli 1775 fünf Bataillone Hanoveraner in Sold nahm, um durch solche die von den Besatzungen zu Gibraltar und Minorca nach Amerika bestimmten Truppen zu ersetzen; indessen enthielt sich hierbei der König von England eines jeden als Kurfürst von Hanover zu machenden Gewinns, denn er ließ allen Vortheil ungekürzt jenen Truppenabtheilungen zufließen. Zusammen nicht völlig 2400 Mann ausmachend, wurden solche am 5. und 6. Oct. zu Ritzebüttel auf 17 Transportfahrzeugen eingeschifft, erfuhren jedoch theilweise im Verlauf ihrer Reise das eigenthümliche Misgeschick, welches auch späterhin die Englisch-deutsche Legion auf ihren Seefahrten verfolgte. Die für Gibraltar bestimmten drei Bataillone Reden, Hardenberg und La Motte fanden hingegen daselbst um so mehr die freundlichste Aufnahme, als der zweite Commandant, General Boyd, die Tüchtigkeit der hanoverschen Truppen im Laufe des Siebenjährigen Kriegs als Augenzeuge und Kampfgenosse hatte kennen und achten lernen.

Der weitern Erzählung der ihnen daselbst gewordenen Erlebnisse und ihrer Theilnahme an der ewig denkwürdigen Vertheidigung unter Elliot gegen die Angriffe der spanisch-französischen Kriegsmacht liegen hauptsächlich die schon 1788 von Scharnhorst in seinem „Neuen militairischen Journale" veröffentlichte Darstellung und ein 1785—89 im „Hanoverschen Magazin" abgedrucktes Tagebuch des Auditeurs Friedrich zu Grunde. In das Einzelne hiervon einzugehen, liegt zwar nicht in unserer Absicht; indessen können wir es uns doch nicht versagen, wenigstens das Zeugniß mitzutheilen, welches der Held Elliot ihnen in Anerkennung ihres rühmlichen Verhaltens gab: weil, da die Engländer gewöhnlich ebenso wenig wie die Franzosen sich geneigt zeigen, fremdem Verdienste Anerkennung zu zollen*), dasselbe nur um so mehr als ein solches erscheint, wiewol schwerlich irgend einer andern Truppe je ein ehrenvolleres zu Theil geworden sein möchte. Als nämlich der hanoversche Generaladjutant des Königs von England, der Feldmarschall Freitag, in Folge höhern Auftrags Elliot ersuchte, diejenigen Offiziere und Mannschaften der drei hanoverschen Bataillone namhaft zu machen, welche sich etwa einer besondern Auszeichnung würdig erwiesen hätten, entgegnete dieser unter dem 21. Juni 1783: „Es haben sich Sr. Maj. Brigade hanoversche Truppen von Anbeginn an musterhaft betragen, seitdem aber die Festung vom Feinde eingeschlossen worden, wäre an Geduld, Gehorsam, Disciplin, Wachsamkeit, Tapferkeit, Eifer, Kraft und Muth kaum jemals eine Truppe ihr gleichgekommen und solche sicherlich nie noch darin von einer andern übertroffen worden. Die lange Dauer des Kampfes habe ihr beständige Gelegenheit gegeben, diese kriegerischen Tugenden zu Gunsten ihrer Freunde und zum Verderben ihrer Feinde zu bethätigen, und um ihre großen Thaten noch mehr auszuzeichnen, wären sie begleitet gewesen von milder Gesittung und der liebevollsten Fürsorge, ihren Kameraden in der Noth beizustehen. Da jeder Einzelne bei jeder Gelegenheit so vorzüglich den ihm in seiner besondern Stellung zukommenden Dienst verrichtet habe, so wolle er sich nicht erlauben, irgend Jemanden besonders hervorzuheben, weil seiner Meinung nach Alle auf solchen Vorzug ein gleiches Recht beanspruchen könnten und deswegen im völligen Besitze so vieler unbefleckter Ehre bleiben müßten, als irgend eine Truppe auf der ganzen Erde. Jedenfalls müßte übrigens nothwendig das ausgezeichnete Beispiel des commandirenden Generals de la Motte und der übrigen Offiziere als ein solches bemerkt werden, das sehr Vieles zu diesem außerordentlichen Verhalten beigetragen habe." Hiermit nicht genug, erwirkte sich Elliot auch noch die Erlaubniß des Königs, an alle hanoverschen Krieger, welche jener Belagerung beigewohnt hatten, auf seine Kosten geschlagene silberne Medaillen vertheilen zu dürfen, deren eine Seite eine Ansicht von Gibraltar mit den schwimmenden Batterien und der Umschrift: „Per tot discrimina rerum XIII. Sp. MDCCLXXXII", die andere Seite aber die von einem Lorberkranze umschlungenen Namen Reden, La Motte, Lydow, Elliot, mit der Umschrift „Bruderschaft" enthielt. Aber auch das eigene Vaterland ehrte seine Helden, indem der König verfügte, daß jene Bataillone für immer die Benennung „Gibraltarsche Bataillone" und in ihren Fahnen u. s. w. hierauf bezügliche Sinnbilder führen, alle fortdienende Mannschaft eine besondere Ärmellitze mit dem eingewebten Worte „Gibraltar" tragen und alle jetzt und in Zukunft pensionsberechtigt werdende Mannschaft erhöhte Pensionsbezüge und besonders formulirte Abschiede erhalten sollte. Ebenso wurden sie bei ihrer im October 1784 erfolgten Rückkehr von Seiten der Landesbewohner und namentlich in ihren Garnisonsorten mit den größten Feierlichkeiten auf das ehrendste und festlichste empfangen. Die 1803 erfolgte Zertrümmerung des kurhanoverschen Staats führte aber leider auch die Auflösung jener Gibraltarschen Bataillone und mit ihnen das Erlöschen jener rühmlichen Auszeichnungen herbei. Doch glücklicher als in einem bald darauf von gleichem Geschicke betroffenen Nachbarlande fand der hanoversche Waffenruhm in den Thaten der Englisch-deutschen Legion ebenso seine ununterbrochene Fortsetzung als erneute glänzende Begründung. Erst der Neuzeit war es vorbehalten, den zwar unschönen und wenig zweckmäßigen, aber durch die daran sich knüpfenden ruhmreichen Traditionen so ehrenwerthen rothen althanoverschen Kriegerrock gänzlich verschwinden zu machen, ja sogar, sind wir recht berichtet, auch die mit so vielem Blute erkauften Schildzierden Waterloo, Peninsula, Venta del Pozzo, Garcia Hernandez u. s. w. zu tilgen. Wäre jenes Opfer dem der deutschen Bundeswehranstalt so hochnöthigen Princip strenger Einheit und Gleichförmigkeit gebracht worden, würde es gewiß freudig verschmerzt worden sein, aber die blos nachahmende Einförmigkeit leitet erst auf weitumführenden trügerischen Pfaden zu jener echten und heißersehnten Einheit hin. Und vollends unwiederbringlich ist der Schaden, der durch Verwischung jener zumal in der hanoverschen Armee in so sinniger Weise althergebrachten*) Corpsauszeichnungen bereitet ward; denn jener edlere Corpsgeist, der schon so vielfältig zu rühmlichen Thaten angeregt hat, schlägt am liebsten seine Wurzeln und Ranken um solche traditionelle Sinnbilder ererbter Ehren.

(Der Beschluß folgt.)

*) Was unter Anderm auch von der so gerühmten britischen Großherzigkeit zu halten ist, darüber hat Ref. noch kürzlich selbst eine wenig befriedigende Erfahrung gemacht, indem alle seine Bemühungen erfolglos blieben, in englischen Blättern einer Reclamation gegen ein die hessische Waffenehre verunglimpfendes albernes Märchen Eingang zu verschaffen, womit ein Hr. Butler seine Monarchin bei ihrem letzten Besuche in den schottischen Hochlanden zu unterhalten beliebt hatte. Und doch, wie viel des hessischen Blutes ist im Interesse Englands vergeudet worden!

*) Dieses ist z. B. aus Wissel's „Geschichte der kurhanoverschen Truppen" zu ersehen, indem derselbe unter Anderm berichtet, wie auf einer an der Standarte des ersten hanoverschen Cavalerieregiments befestigten Silberplatte das rühmliche Andenken an einen gemeinen Reiter (Hr. Graß) sich verewigt fand, der solche in einem Gefechte des Siebenjährigen Krieges wieder dem Feinde entrissen, während das erste Bataillon des siebenten Infanterieregiments zur Erinnerung an die von ihm in Morea bewiesene Tapferkeit in seiner Bataillonsfahne die Devise führte:

Daß neuer Thaten Ehre
Den alten Ruhm vermehre!

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 204. —— 23. Juli 1846.

Fürst Metternich und das östreichische Staatssystem. Ein Gutachten von A. J. Groß-Hoffinger. Zwei Bände. Leipzig, Ph. Reclam. 1846. 8. 4 Thlr.

Wiewol der Verf. seinen Namen und seine Schicksale an mehr als einer Stelle auf eine gewisse starke Manier in den Vordergrund stellt, so glauben wir doch, daß diese Principien des Buches so genügend bekannt seim, daß sie einer besondern Bekanntmachung nicht bedürfen möchten; nach seinen unumwunden dargelegten Ansichten müssen auch Persönlichkeiten ihn nur unangenehm berühren, selbst wenn sie ein Lob enthalten dürften. Dann aber ist die Sache selbst, die der Verf. zu behandeln sich vorgenommen, besonders wegen neuerer, nach dem Erscheinen der vorliegenden Schrift von der östreichischen Staatsregierung ausgegangener Maßregeln, zu bedeutend, als daß man nicht allein schon ihretwegen eine jede Belehrung dankend annehmen müßte; und ein Werk von zwei Bänden muß doch voraussichtlich nur eine solche enthalten. Gehen wir also sofort an dieses selbst. Vorausgeschickt ist eine erschütternde „Verwahrung":

Drohende, räthselhafte, jedes Herz beengende, die Muthigsten gerade mit Bangigkeit erfüllende Erscheinungen stehen am politischen Himmel. Es ist als ob ein großes Garn im Dunkel der Nacht, heimlich und still, um die Geister gezogen werden soll! Diejenigen, welche diese Wahrzeichen beobachten, und deren Gewissen ruhig und furchtlos ist, fühlen doch einen panischen Schrecken für die Staaten, für die Gesellschaft, für Thron und Hütte, Haus und Herd! Sollten sich diese grauenhaften Gespenster in wirkliche Gewalten verwandeln, — dann will der Verf. feierlich eingestanden haben, daß er dieses Buch im Irrthum seines Herzens geschrieben, und daß es ein — willenlos — falsches und vergebliches sei. Der Verf. hat dem Systeme gedient, wie er es in diesem Buche verstanden hat, aber seine Hände sind rein von jeder Theilnahme an Intentionen gegen wahre geistige Freiheit innerhalb des ewigen Sittengesetzes. Er betrachtet daher alles Übel als Folge des Misbrauchs oder als bloße Provisorien der Staatsnothwendigkeit, dem ein würdiger Zustand folgen müsse. Bliebe dieser aber noch länger aus, so würde sein Gewissen, die einzige Gewalt, vor welcher er immer zittert, seinem Verstande den Stab brechen, und ihn zu büßender Reue verurtheilen müssen.

Diese Verwahrung erregt sofort Bedenken wegen der erwarteten Belehrung. Denn dem Verf. ist unzweifelhaft an seinem Herzen und an seinem Gewissen sehr viel gelegen; aber was geht uns Das an, wenn das erstere sich geirrt hat, und das zweite ohne Verstand gewesen ist? Man verlangt nicht nach den flüchtigen Wünschen der Seele des Verf., welche die Wellen des Lebens erweicht haben, nicht nach dem „blutigen Schweiße der Todesangst an seiner Stirne", sondern nach einem festen Urtheile des Geistes, dessen Repräsentant der Verf. nur wäre. Aber leider! wir werden wol hiervon Nichts lesen. Denn gleich am Anfange heißt es: „Es ist außer allen Zweifel, es herrscht ein großer, unfaßlicher Dualismus im östreichischen Staatssysteme; die widersprechendsten Principien sind darin verbrüdert; die Tendenzen laufen nicht alle parallel, sie durchkreuzen sich"; und diesen Dualismus, dessen Wesen wir erst später kennen lernen, „unter den Bestechungen seines Herzens" versucht zu haben zu erklären, setzt der Verf. als eine Möglichkeit voraus. In der That, das ist eine gute Sicherung; wer könnte dann so gottlos sein, den ersten Stein zu heben? Indessen muß die Kritik leider schon sich dieser Nachrede versehen; sonst müßte sie hier ein Ende haben. Der Verf. hat ihr nun aber gegen oder für ihn ihren weitern Weg nicht leicht gemacht; denn es folgt ein 80 Seiten langer Auszug aus der „Revue des deux mondes" vom Jahre 1835, über die diplomatische Politik des Fürsten Metternich in Bezug auf bekannte Vorgänge in der europäischen Geschichte, untermischt mit Abenteuern und Anekdoten des feinen Salons. Das gehört doch aber nicht zum östreichischen Staatssysteme, welches erst nach jenen Vorgängen sich gebildet haben kann, indem diese die Quelle des östreichischen Staats geworden sind. Diesen Auszug kann also, wer es will, als einen Schmuck des Buches ansehen, der fast ein Viertel desselben absorbirt; denn auch in Bezug auf den Fürsten Metternich soll es sich nicht um dessen europäische Wirksamkeit und Verhältnisse zu Napoleon, sondern um die zum östreichischen Staate und die Wirksamkeit in diesem handeln. Nach einem rhapsodischen und unerklärten Übergange aber darüber, daß das östreichische Staatssystem sich deshalb in „ein undurchdringliches Geheimniß für den gemeinen Volksverstand" hülle, weil „Joseph's trauriges, seine Zeiten ewig schändendes Schicksal der östreichischen Staatsvernunft eine so furchtbare Warnung hinterlassen habe", schreitet der Verf. „zur Würdigung jener Erschei-

nungen im östreichischen Staatswalten, welche dem Systeme zugeschrieben werden". Von der Definition desselben lesen wir jedoch immer noch Nichts.

Zu jenen Erscheinungen rechnet der Verf. zuerst die geheime Staatspolicei. Hier sagt er, abgerechnet die kühnen Urtheile über die gänzliche Verdorbenheit der Gegenwart, welche ebenso vielen Werth haben als entgegenstehende optimistische, sehr viele Wahrheiten, die theils über ein solches Institut nicht schwer sind zu sagen, theils aber den unglücklichen Fehler haben, daß sie uns über östreichische Zustände nicht belehren. Dazu verhelfen nur Thatsachen, nicht allgemeine Reflexionen, die nicht minder für jeden Staat passen, als sie bei des Verf. Herzens- und Gewissensrücksichten, und, wie er anderwärts gesagt hat, seinen Träumen in politischen Nächten, im höchsten Grade, wie sie schwarz gefärbt erscheinen — und Das ist nur zu häufig der Fall —, Verdacht zu erregen im Stande sind. Der Verf. schließt diesen Abschnitt mit der „frommen Überzeugung, daß Fürst Metternich an jeder ungehörigen Policeipraxis schuldlos sei". Da haben wir freilich sehr viel erfahren; wir wissen nicht einmal, ob Scherz oder Ernst.

Sodann gibt der Verf. auf 20 Seiten aus eigener Conception ein Censurgesetz. Sollen wir Das hier wieder censiren? Gott bewahre uns davor! Der Verf. hat eine eigene Leidenschaft für Gesetzgebung, der er in seinem „Ungarischen Portefeuille" am ausführlichsten genügt hat. Sein mindester Fehler ist aber dabei nicht der Zweifel bei seinen Bestimmungen. So heißt §. 1 seines Censurgesetzes: „Zum Amte eines Censors sind nur jene Gelehrte tauglich, welche als Schriftsteller bereits Ausgezeichnetes (in welcher Gesinnung? man pflegt die loyale zu wünschen) geleistet haben"; und die Gesinnung kommt wirklich nach: es sollen nur „wohlgesinnte Schriftsteller" mit Ämtern und Sinecuren der Censur beliehen werden. Auch dieses Capitel schließt der Verf. „ohne zu untersuchen, ob die östreichische Censur so ist, wie sie nicht sein soll"; er behauptet nur: „daß sie nicht ist, wie sie sein soll, und zwar gegen den Willen und das System des Fürsten Metternich. Dieser Staatsmann hat der Censur immer die humansten Rathschläge ertheilt: seine Schuld ist es nicht, daß sie niemals befolgt worden sind."

Ebenso besorgt, den Fürsten als ein fernes, reines und erhabenes Wesen darzustellen, als eine Art Gottheit, die hinter trüben Wolken im reinen Äther thront, ist der Verf. bei der Erörterung des östreichischen Finanzsystems. „Das ganze europäische Creditsystem ist Nichts als eine kolossale Betrügerei, nur das östreichische ist würdig und redlich." Und worauf gründet der Verf. dieses Urtheil? Auf Verfügungen der Regierung aus den Jahren 1806 und 1810! Der Verf. scheint nicht zu wissen, daß in jener Zeit alle deutschen Regierungen, auch in viel höhern Dingen als der Finanzpolitik, zu ihren Unterthanen sehr redlich und sehr offen waren. Welche unbedachte Urtheile der Verf. aber in der Hitze seiner Leidenschaft äußert, zeigt unter Anderm das über die englische Staatsschuld, die er einen „factischen Bankrott" nennt. Was ist denn ein Bankrott Anderes, als selbst schon eine Thatsache? Von einem factischen Bankrotte zu reden ist demnach soviel als etwa von einer natürlichen Natur oder einem menschlichen Menschen. Zur Redlichkeit der östreichischen Finanzverwaltung gehört auch nach dem Patente vom 26. Febr. 1810 die Einziehung der liegenden Gründe der gesammten Geistlichkeit, um sich einen Reichthum von Realhypotheken zu verschaffen. Dieses Capital wird mit einer ekstatischen, unverständlichen Definition der Juden geschlossen:

Was sind die Juden!?? Ein einziger Gedanke des Volksmistrauens! Ein einziges Weltereigniß! Die That eines Wahnsinnigen! Ein falsches Gerücht! Eine einzige Weltcabale! Ein einziges großes Unglück! Eine einzige Welttäuschung!

Nun folgt eine Erörterung über die „gewaltsame Niederhaltung der Intelligenz" in Östreich, welche aber nur eine Folge des Misbrauchs des Systems des Fürsten Metternich sein soll. Weshalb? erfährt man nicht. Man soll dem Verf. lediglich glauben. Das System tritt noch immer nicht aus seinem Äther hervor; dagegen geht es den „unverständigen, übelwollenden Dollmetschern desselben", den Beamten, sehr schlecht. Sie sind an Allem Schuld; der Fürst weiß von Nichts. Ist das eine Entschuldigung für ihn? Oder heißt es nicht auch: wie der Herr, so die Diener? Jedoch sollen diese Bemerkungen nur den Verf. daran erinnern, wie ungeschickt man werden kann, wenn man in einer öffentlichen Schrift sein Herz und sein Gewissen und nicht seinen Verstand zu Rathe zieht, wie der Verf. wol könnte, wenn er nur nicht bei seinen Werken sich selbst zu sehr mit interessiren möchte.

Nun geht es wieder ins Allgemeine hinein, auf die Literaten los. Kaum hat man aber zwei Seiten darin gelesen, kann der Verf. doch nicht unterlassen in den Spiegel zu sehen, um zu untersuchen, wie er sich unter dieser „Meute" ausnimmt. Da erscheint er denn als ein reuiger Sünder, und legt ein förmliches Sündenbekenntniß ab. Was geht uns das aber an? Aber wie gehört Das zum Fürsten Metternich und zum östreichischen Staatssysteme? Glücklicherweise ist uns der Charakter des Verf. gleichgültig; aber für ihn ist er freilich von Nutzen, denn seine Offenbarungen füllen immerhin eine ziemliche Zahl Seiten. Von sich geht der Verf. auf die Opposition über, ob mit oder ohne Absicht ist nicht zu entnehmen, und sagt: „Wenn man einen Kämpen der modernen Opposition auf sein Gewissen fragt: Kunz! was ist das System der Opposition? so antwortet Kunz naiv und entschlossen: Es besteht darin, gegen alle Maßregeln der Regierung zu opponiren. Wenn aber die Regierung etwas zum Besten des Vaterlandes unternähme? Ich opponire! Wenn sie liberale Concessionen macht? Ich opponire. Wenn sie thut, was du willst? Hm — ich opponire!" Der Verf. setzt hinzu: „Das ist das System unserer Intelligenz." Es ist wahr, es gibt leider eine solche Opposition; daß sie es aber gleich der ganzen deutschen Intelligenz, daß diese Nichts als ein „Kunz" sein soll, ist doch wirklich stark. Oder

geht das Wort „unserer" auf die östreichische? Aber die vermag ja nicht einmal so wohlmeinend zu opponiren, wie „Dr. Groß-Hoffinger, der Verfasser dieses Buchs" (das ist der große Titel, den der Verf. sich selbst gibt) in seinem „Adler" versucht hat.

Das System, dieses große unbekannte Ding, verlangt von der Intelligenz moralische Principien und Tendenzen; und dieses zu beweisen gibt der Verf. einen 20 Seiten langen Auszug aus einem englischen Journale, worin eine weitläufige Berechnung von Personen vorkommt, die in Schottland oder England gar nicht oder unvollkommen oder gut lesen und schreiben können, und in der Hauptsache der Grundsatz ausgeführt wird: daß die Erziehung auf Religion sich gründen müsse; und dann wird vom Verf. hinzugesetzt: „Ich glaube mich nicht zu irren, daß in dieser Erörterung alle Gedanken des östreichischen Systems ausgesprochen sind." In der That, solches Verfahren ist, abgesehen von dem uralten Grundsatze der Volksbildung auf der Basis der Religion, den schon die ägyptischen Priester anwendeten, theils die größte Sottise auf das östreichische Staatssystem, theils die größte Frechheit und Nichtachtung vor dem deutschen Publicum, einen englischen Literaten zum Hebel des Verständnisses zu nehmen.

Nach diesem kommt die politische Dichtung in Deutschland an die Reihe. Ihr wird Schuld gegeben, daß wir so wenige liberale Preßgesetze haben; und „wäre Fürst Metternich minder liberal denkend gewesen, hätte er eine Politik des Schreckens oder der Ängstlichkeit befolgt, auch jene wenigen wären nicht zu Stande gekommen; denn ohne Zweifel hat Fürst Metternich auf die Maßregeln der deutschen Regierungen, in Betreff der Presse, einen mächtigen, entschiedenen Einfluß ausgeübt". Also dem Fürsten legen die deutschen Regierungen zuvor ihre Preßgesetze zur Begutachtung vor; ihm, von dem der Verf. an vielen Stellen sagt, daß er in Östreich nicht einmal Alles regiere? Wer es glauben will, dem mag es unbenommen sein; bewiesen ist Nichts.

Nachdem die Intelligenz dringend aufgefodert ist, einen Gott und einen Staat anzuerkennen, worauf auch Fürst Metternich sie gewiß anerkennen werde — die Intelligenz schmachtet bereits darnach —, kommen Auszüge aus Bossuet, Fénélon und Blair, in denen von Alexander dem Großen, Brutus, den Tarquinen und Cäsaren u. s. w. die Rede ist; wozu? um die Lenkung der Dinge durch Gott zu beweisen. Das war freilich für Metternich und das östreichische Staatssystem sehr nöthig auseinanderzusetzen.

Auf diese göttlichen Excerpte und ein Zwischenspiel von der ausgewanderten Intelligenz aus Östreich, folgt eine gräuliche Schilderung des „armen Literaten", und als Gegensatz die „Einräumung eines stillschweigend privilegirten Zustandes, nach dem Systeme des Fürsten Metternich, für das wirkliche berufene Talent, die ausgezeichnete Fähigkeit, die wahrhaft redliche und menschenfreundliche Gesinnung, welche Hand in Hand mit der Vernunft niemals ausarten kann zu wirklich staatsgefährlichen Tendenzen"; und — hört! hört! möchten wir fast sagen — hierher rechnet sich „der östreichische Publicist Dr. Groß-Hoffinger, der Verfasser" selbst, nachdem er in seinem Sündenbekenntnisse sich der „frivolen Ungebundenheit aller Gedanken" angeschuldigt, und sein Walten in Östreich als eine „Buße" hierfür erklärt hat! Es wird wol unnöthig sein, noch ein Wort hinzuzusetzen.

Die religiösen Bewegungen in Deutschland konnten in der östreichischen Monarchie keine Sympathie finden, weil „das herrschende Staatssystem offene Angriffe auf die Staatsreligion unterdrückt, dabei aber der Gewissensfreiheit des Volks keinerlei Zügel anlegt". Nun wissen wir doch wenigstens, was die religiösen Bewegungen in Deutschland sind: offene Angriffe auf die östreichische Staatsreligion!

Nach einer Apostrophe an die „Menschen des Jahrhunderts, den Geist Israel's, dessen die Kraft und das Reich und die Herrlichkeit sei", kommen abermals die verderblichen Wirkungen der Staatspolicei zur Sprache, und dann die Identificirung des Systems mit der Person Metternich's, ohne diese Persönlichkeit anders als eine milde und versöhnende zu bezeichnen; der Fürst ist ein „Pfeiler der heutigen Welt". Weshalb aber, und wie, erfahren wir nicht; genug, daß es da steht.

(Der Beschluß folgt.)

Geschichte der kurhanoverschen Truppen in Gibraltar, Minorca und Ostindien, von E. von dem Knesebeck.

(Beschluß aus Nr. 203.)

Den nach Minorca entsendeten beiden Bataillonen Prinz Ernst und Goldacker war indessen ein ungleich weniger günstiges Geschick beschieden gewesen. Der daselbst befehligende General Murray hatte nämlich versäumt, die Inselveste St.-Philipp angemessen mit gesundem Lebensbedarf zu versehen. Als daher im August 1781 ein spanisch-französisches Heer dieselbe überraschend einschloß und eine zahlreiche Flotte jede Seeverbindung abschnitt, brach sehr bald der Skorbut unter der aus jenen zwei hanoverschen und zwei englischen Bataillonen und einigen Marinetruppen zusammengesetzten Besatzung aus und zwar in einer solchen Weise, daß sie in den letzten Tagen des Januars 1782 bis auf 200 Dienstfähige zusammenschmolz. In Folge dessen fand sich Murray genöthigt, am 3. Febr. eine Capitulation einzugehen, wonach die Besatzung die Waffen strecken mußte, jedoch unter der Bedingung, bis zu erfolgter Auswechselung nicht weitere Kriegsdienste zu thun, nach England geschafft wurde. Demgemäß ward jenen zwei hanoverschen Bataillonen Plymouth zum Aufenthalte angewiesen, von wo sie erst nach dem Frieden (im Juni 1784) ins Vaterland zurückkehrten. Obgleich ihr Benehmen während der Belagerung zu Minorca ein tadelloses gewesen und eine große Zahl der Mannschaft trotz äußerster Schwäche und Krankheit unausgesetzt jede Art von Dienst geleistet hatte, so war natürlich der ihnen zu Theil gewordene Empfang nicht mit jenem zu vergleichen, dessen wir bei der Rückkehr ihrer vom Glücke mehr begünstigten Waffenbrüder, welche in Gibraltar gewesen, gedacht haben. Gleichwol war er im Vergleiche mit demjenigen als ein beneidenswerther zu preisen, den wenig Monate früher eine andere Truppe in einem Nachbarlande gefunden hatte, als sie nach den siebenjährigen, zwar meist unglücklichen aber überall

ruhmwürdigen Kämpfen über den Ocean in die Heimat zurückgekehrt war.

Der dritte und letzte Abschnitt des vorliegenden Werkchens enthält die Darstellung der Erlebnisse zweier 1782 nach Ostindien entsendeten hanoverschen Regimenter. Es erfolgte Dies auf den Antrag und im Solde der daselbst durch die Franzosen hart bedrängten englisch-ostindischen Compagnie. Da jedoch Georg III. gerechtes Bedenken trug, seine geliebten deutschen Unterthanen für eine ihnen gänzlich fremde Sache den mörderischen Wirkungen des tropischen Klimas bloszustellen, so wurden zu jenem Zwecke zwei Regimenter (jedes zu 1000 Mann in 10 Compagnien) aus lauter Freiwilligen neu angeworben. Die Lust nach Abenteuern und der Durst nach Reichthümern machten bald die Reihen vollzählig. Sämmtliche Stellen der Offiziere und Unteroffiziere wurden durch die hierzu in Überzahl sich meldenden Freiwilligen der hanoverschen Armee besetzt, die Mehrzahl der Gemeinen dagegen bestand aus Ausländern, wie denn überhaupt die Meinung des Königs eigentlich dahin gegangen war, die gesammte Mannschaft nur aus solchen zusammenzusetzen. Da die Überschiffung nach Ostindien nur abtheilungsweise geschah, so fand sich die Mehrzahl jener beiden Regimenter erst Ende 1782 zu Madras vereinigt. Eins der Transportschiffe war unterwegs vom Sturm verschlagen im Kanal von Mozambique gescheitert; überhaupt waren vier Offiziere und 132 Soldaten eine Beute des Todes geworden, ehe sie noch die Küste Indiens betreten hatten. Auch im Verlaufe ihrer weitern Verwendung traten jene beiden Regimenter niemals geschlossen auf, sondern sie wurden stets nur compagnieweise in combinirten Abtheilungen den verschiedenen Expeditionsheeren beigegeben. So stießen acht Compagnien (850 Mann) unter dem Oberstlieutenant von Wangenheim Anfangs 1783 zu dem bei Pondichery gelagerten Corps des Generals Stuart, und fanden bei dem am 13. Juni auf das verschanzte französische Lager bei Cuddalore unternommenen Angriffe Gelegenheit zur rühmlichsten Auszeichnung, indem sie ein von französischen Elitentruppen vertheidigtes Schanzenwerk mit stürmender Faust wegnahmen, dabei aber auch einen Verlust von 17 Offizieren und 200 Mann an Getödteten und Verwundeten erlitten. Zwar fanden schon am 30. Juni in Folge der eingetroffenen Nachricht von dem Friedensschlusse zu Versailles die Feindseligkeiten zwischen England und Frankreich auch in diesem Welttheile ihr Ende, indessen dauerten die Kämpfe mit Tippo Saib und dessen Bundesgenossen bis 1784 fort, in welchen unter Anderm eine vom Capitain Offeney befehligte hanoversche Abtheilung von 400 Mann bei Erstürmung des Forts Polygautschery sich von neuem sehr auszeichnete und reiche Beute gewann, während eine andere Abtheilung von 300 Mann unter Major von Kruse sich bei der Erstürmung von Cananore hervorthat und unter anderer Kriegsbeute auch die Königin Elisva, eine Bundesgenossin Tippo Saib's, sammt ihren schwarzen Hofdamen zu Gefangenen machte. Im fernern Verlaufe ihres noch bis 1792 dauernden Aufenthalts wurden jene hanoverschen Regimenter jedoch nicht weiter zur Kriegstheilnahme herangezogen, dagegen fanden bei denselben mehrfache Organisationsveränderungen statt, indem theils die mörderischen Einflüsse des Klimas die Zahl der Mannschaft auf das furchtbarste decimirten, theils das allmälige Erlöschen der gewissenhaft geachteten Capitulationsverträge die Dienststärke zu einer sehr wechselvollen machte. In der Mitte des Novembers 1792 langte die letzte Abtheilung der beiden zurückkehrenden Regimenter zu Stade an, aber von 91 Offizieren und 2800 Mann, welche einschließlich der nachgesendeten Ergänzungsmannschaften nach Indien gegangen waren, sahen nur 56 Offiziere und circa 700 Gemeine ihr Vaterland wieder, und auch diese bestanden zum großen Theile aus siechen, mit epileptischen Übeln oder mit periodischem Wahnsinn behafteten Unglücklichen. Der noch dienstfähige Theil jener Mannschaft gab den Stamm zu einem neu errichteten 14. Infanterieregiment, welches 16 Monate später (im April 1794) sich in Menin einen unsterblichen Ruhm gewann.

Dieses ist der allgemeine Inhalt des vorliegenden in ganz einfacher, schmuckloser Sprache abgefaßten Werkchens. Möchte dessen Verf. recht bald den im Vorworte verkündeten Vorsatz zur Erfüllung bringen, demnächst auch eine Darstellung der Kriegstheilnahme der Hanoveraner an den Revolutionsfeldzügen zu veröffentlichen. Möchten nicht minder sowol die Begünstigungen Nachahmung finden, deren der Verf. sich rühmen durfte, als auch in andern Heeren die Offiziere des Generalstabs zeitweilig mit Abfassung derartiger Monographien beschäftigt werden, denn Nichts ist besser geeignet, den wahren militairischen Charakter zu stählen, die Urtheilskraft zu schärfen, die Darstellungsgabe zu veredeln, als ein mit Kritik geübtes Verarbeiten kriegsgeschichtlicher Quellen; während die hin und wieder beliebte Abrichtung auf abstracte Positionsjägerei und Dispositionsspinnerei — in ihrem Extreme und in ihrer endlichen narkotischen Wirkung auf Geist und Gemüth — als eine Art intellectuellen Parademarsches bezeichnet werden könnte.

Sollten wir übrigens bei Besprechung dieses kleinen Schriftchens weiter ausgegriffen haben als uns billig zugestanden werden mag, so halte man es unserm waffenbrüderlichen Sinne gegen ein Heer zugute, mit dessen Vätern die unserigen so schon in Morea als namentlich im Siebenjährigen Kriege und im Revolutionskriege an so manchem heißen Schlachttage treu beisammengestanden, oftmals mit ihnen gleiches Misgeschick erduldet, immerdar aber auch gleichen Ruhm geerntet haben.*)

M. von Ditfurth.

Miscellen.

Ein Gutsherr, Namens v. Hochstedt, hatte seinem Meier eine alte und baufällige Mühle geschenkt, welche dieser auf seine Kosten in guten Stand herstellen und an die Vorderseite des Hauses einen Stein setzen ließ mit der Inschrift:

Des von Hochstedt guter Wille
Schenkt' mir diese alte Mühle;
Und aus dankbarlicher Treue
Läßt mein Tod ihm diese neue.

Nach des Meiers Tode entstand Streit über diese Mühle, indem der Gutsherr auf den Grund jener Inschrift behauptete: die Mühle sei ihm entweder als eine Schenkung von Todes wegen oder als Legat und Fideicommiß zugedacht. Er gewann auch wirklich den Proceß; aus welchen Gründen? ist zu ersehen bei Leyser (Sp. 438, m. 5).

Hermolaus Barbarus, Professor der Moral zu Venedig (gest. zu Rom 1493), ein mit der griechischen Literatur vertrauter Mann, las über die Aristotelische Philosophie mit großem Beifall. Da er aber nicht herauszubringen vermochte, welchen Sinn Aristoteles mit dem Worte ἐντελέχεια verbunden habe, soll er deswegen den Teufel befragt und von demselben die Antwort erhalten haben, es heiße Perfectihabia. Das ist nun freilich ein teuflisches Latein! 2.

*) Auch in den Erinnerungen der Familientraditionen des Ref. spiegelt sich diese ruhmreiche Kampfgenossenschaft hanoverscher und hessischer Krieger ab; denn als dessen Urgroßvater in der Schlacht am Speierbache des Glückes genoß, den Erbprinzen Friedrich von Hessen (nachherigen König von Schweden), dem er als Adjutant beigegeben war, aus augenscheinlicher Todesgefahr zu erretten, fand er in dem ihm als Ordonnanz folgenden hanoverschen Dragoner Gabriel Schwarz vom Schulenburg'schen Regiment nicht nur den muthigsten Helfer, sondern auch den Schützer des eigenen Lebens.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 205. —— 24. Juli 1846.

Fürst Metternich und das östreichische Staatssystem. Ein Gutachten von A. J. Groß-Hoffinger. Zwei Bände.

(Beschluß aus Nr. 204.)

Endlich, nachdem noch der „heutige deutsche Islamismus" sein Theil bekommen hat, sagt der Verf.: „Er schließe dieses unvollkommene, ungenügende, lückenhafte und rhapsodische Buch!" Warum hat er Das nicht gleich anfangs gesagt? Oder warum hat er es denn nicht lieber für sich behalten und uns nicht damit gequält? Auf solche Weise wird man nimmer der Wahrheit dienen, wie der Verf. wünscht; denn solcher Dienst ist die Überzeugung, welche jedoch aus Rhapsodien und Lücken nicht entspringt. Wir hätten ihnen auch nicht so viele Aufmerksamkeit gewidmet, wenn einestheils nicht der Gegenstand in der Gegenwart zu wichtig wäre, anderntheils wir nicht auch speciel hätten zeigen gewollt, wie man im Stande sei, ohne Rücksicht auf den Titel einen mäßigen Band zu füllen. Der erste Band des Buches verdient das ausschließliche Lob, daß alles Mögliche darin ist: Wahres, Falsches, Thränen, Flüche, Beschwörungen, Eitelkeit, Hochmuth, Lobhudelei, Denunciationen, Unwissenheit, — kurz Alles, nur Das nicht, was darin sein soll.

Wir werden denn also im zweiten Bande das System finden. Der Leser soll nicht länger mit den Kreuz- und Quersprüngen des Verf. belästigt werden; das Beispiel des ersten Bandes mag genügen. Der Verf. gleicht einem furchtsamen Wilde, welches, in einem finstern Walde, bald vor- bald zurückläuft, scheu auf die freie Ebene blickt und, wann es doch genöthigt ist hervorzutreten, sich in ein fremdes Gewand hüllt und dann demüthig um Gnade bittet, ein so schlechtes angelegt zu haben. Denn, als er nun nicht mehr umhinkann, das System zu offenbaren, sagt er, daß kein anderes Mittel sei, es kennen zu lernen, als die Ansichten zusammenzustellen, welche östreichische Publicisten von anerkannter Correctheit der Gesinnungen sich über das östreichische Princip gebildet haben; und demzufolge gibt er abermals einen Auszug aus einem Werke des k. k. Hofraths Anton Edlen von Krauß. Auf diesem Wege erst erfahren wir, daß das östreichische Staatsgrundprincip das der Liebe sei. Sofort aber erklärt der Verf., daß er es durchaus nicht billige, daß es viel zu wenig activ und, angewendet, zur Schwäche und zur bloßen Gunst ausgeartet sei. Eine Reform wäre wesentlich nothwendig. Kaum hat er aber dieses Urtheil ausgesprochen und angedeutet, daß es vielleicht gut sein könne, wenn das Princip des Rechts und des Gesetzes die Stelle einnähme, sagt er, sich wiederum in seinem Lieblingsthema von dem Verderben der Civilisation ergehend: „Aber noch bleiben uns Hoffnungen, und diese dankt man einzig und allein dem Fürsten Metternich", nämlich die Hoffnung nach einem Gesetz der Liebe. In der That, hier werden die Widersprüche nur durch die Unverschämtheit verdunkelt, in solcher Weise den Fürsten Metternich vor den Augen der gebildeten Welt geradehin als einen quacksalbernden Wunderdoctor oder eine Art von Don Quixote auszuschreien, der nächstens aufbrechen werde, um die Welt von allem Unrechte zu reinigen. Man glaube aber nicht, daß Dieses durch Einführung eines Rechtszustandes in den Staat geschehen soll, nein! die ganze Reform soll sich in einer Beförderung der Volkswohlfahrt darstellen. Denn für das Staatsleben selbst ist der „tiefere Gedanke" jenes Systems der Liebe: „Das Princip der Aristokratie, der unumschränkten Monarchie und der Legitimität festzuhalten so lange es Gott erhalten lassen will"; dessenungeachtet soll aber doch mittels dieses Princips „die östreichische Monarchie die ihr in socialen und politischen Entwickelungen vorausgeeilte Zeit nachholen", also möglicherweise gegen den göttlichen Willen wirken, der noch Wohlgefallen haben könnte an Aristokratie und Legitimität. Das Recht verträgt sich mit der unumschränkten Monarchie nicht, argumentirt der Verf.; es können Fälle vorkommen, in denen die Regierung in der grausamen Nothwendigkeit wäre, das Recht in Fesseln legen zu müssen; darum ist jene Volkswohlfahrt, als das Object der Reform, durch Bekämpfung des socialen Unglücks des Staats darzustellen; das politische Unglück ist eine Schwärmerei; der Verf. huldigt dieser nicht. Die Reform zu entwerfen hat er nicht für geeignet gehalten.

Nach einer langen Abhandlung über die Theorie der Posse, kommt eine Vergleichung des östreichischen und des preußischen Systems, wobei sich der Verf. nicht entbrechen kann, die Vortheile des „kahlen Rechtsprincips" anzuerkennen, gegen das „vielversprechende, patriarchalische Regierungsprincip der souverainen Liebe".

Den Schluß bildet ein Klagelied über die Schicksale Groß-Hoffinger's und seines Journals „Der Adler", welches policeiliche Intrigue und Cabale vernichtet haben. Also Persönlichkeiten am Anfange, in der Mitte und am Ende sind der einzige feste Rahmen der Lücken, Mängel und Rhapsodien des Werkes! Ist das die rechte Weise für die Abhandlung eines so großen Thema, als auf dem Titel angegeben ist? Das wird gewiß Niemand behaupten können. Daher ist es aber gekommen, daß im Einzelnen viele treffende Urtheile über die drei großen Staatsübel: Censur, Policei und Bureaukratie, und die socialen Misstände, die das Buch wirklich enthält, in der Übermasse der leeren Spreu, die nicht minder darin wirbelt, keine fruchtbare Wirkung zu äußern im Stande sind und daß, im Allgemeinen, die Kraft der Liebe, wenn sie als Gängelband einer weltlichen Regierung dargestellt wird, als Zerrbild erscheint, welches sie in der That nicht sein sollte, wenn man ihre Wirkungen als Zukunft und Ideal des Staatslebens der Freiheit, des freien Streits der Rechte der Bürger und der Regierung des Staats auffaßt; und daß der Weg dahin das Gesetz ist, welches aus königlicher Freiheit der Vernunft, auf Grund des Verständnisses des Streits, der aber eben, um dieses zu geben, vollkommen frei sein muß, seinen Ursprung zu nehmen hat, nicht aus einseitiger, im Streite befangener Thätigkeit eines Ministers, selbst wenn er auch der Fürst Metternich wäre. Es ist nur ein Unglück, daß die deutschen Könige und Kaiser ihre Bedeutung nicht kennen oder nicht kennen wollen. **F. Marquard.**

Biographische Literatur.

1. Leopold Friedrich Franz, Herzog und Fürst von Anhalt-Dessau, ältestregierender Fürst in Anhalt, nach seinem Wirken und Wesen. Mit Hinblick auf merkwürdige Erscheinungen seiner Zeit geschildert von Friedrich Reil. Dessau, Aue. 1845. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.
2. Ein Bild aus den Ostseeprovinzen oder Andreas von Löwis of Menar. Von K. L. Blum. Berlin, Duncker und Humblot. 1846. 8. 24 Ngr.

Eine Biographie, die mit Nutzen und Vergnügen gelesen werden kann, setzt, wenigstens wenn sie eine Verbreitung im weitern Kreise beansprucht, vor allen Dingen Das voraus, daß die Persönlichkeit, welche geschildert wird, in irgend einer Weise sich als eine bedeutendere über das Niveau des Gewöhnlichen erhebe. Je mehr nun der Mann, dessen Biographie zu schreiben sich Jemand vorgenommen hat, in einer oder noch besser in mehren Beziehungen von allgemeinem Interesse sich auszeichnet, in um so größerm Vortheile wird sich der Biograph befinden. Vergleicht man die beiden obengenannten Biographien, so zeigt es sich sehr deutlich, welchen Vortheil es dem Biographen gewährt, wenn die Person, um die es sich handelt, sei es durch gesellschaftliche Stellung oder durch die Richtung ihres Strebens und Wirkens und durch die von ihr geleisteten Thaten in einem weitern Kreise als vielleicht dem ihrer Freunde, ihrer nächsten Umgebung oder der Genossen einer bestimmten Wissenschaft, ein Interesse an ihrem Leben zu erwecken vermag. Der Verf. von Nr. 1 befindet sich nämlich gegen den von Nr. 2 in dem Vortheile, daß er das Leben eines Fürsten, dieser das eines Landedelmanns, jener einen Beförderer und Beschützer der Künste und Wissenschaften, dieser nur einen Pfleger des Ackerbaus und der Viehzucht und nur in speciellen Fächern Bewanderten schildert. Hieraus ergibt sich leicht, daß man sich der ersten Biographie mit mehr Interesse zuwenden wird als der letzten. Die Schuld liegt hier weniger an dem Verf. derselben als an dem Stoffe, denn um eine für die Mehrheit des lesenden Publicums so unbedeutende Person, als ein Secretair einer ökonomischen Societät sein mag, in einer solchen Weise zu schildern, daß ein größerer Kreis dieser Schilderung Aufmerksamkeit zuwende und Gefallen an ihr finde, ist keine geringe Aufgabe. Sehen wir jedoch nun, wie die beiden Verf., der erste das Vortheilhafte seiner Stellung zu benutzen und der zweite das Nachtheilige derselben zu beseitigen gewußt haben.

Der Verf. von Nr. 1, durch seine Stellung dem Fürsten Franz von Dessau nahestehend, mag wol eine sehr gute Gelegenheit gehabt haben, denselben genauer kennen zu lernen als mancher Andere, und so wol die Befähigung beanspruchen können, als Biograph desselben aufzutreten. Wir wollen sie ihm auch nicht absprechen, glauben jedoch, daß seine Biographie an einem Dinge Mangel leide. Es fehlt nämlich dem ganzen Buche ein gewisser geschlossener Charakter, aus dem man erkennen könnte, aus welchem Gesichtspunkte und für welchen Leserkreis es geschrieben. Wir glauben nicht an der Wahrhaftigkeit des Verf. zweifeln zu müssen, denn der Geist der recht wohlthuenden Pietät, welcher durch das ganze Buch hindurch sich bemerkbar macht, hat ihn wol nicht zur Entstellung der Wahrheit verführt, denn er bringt auch Dinge zur Sprache, wenn auch mit zu ehrender Schonung, die ihm selbst wol schmerzliche Erinnerungen erweckten und die ein minder unparteiischer Berichterstatter vielleicht mit Stillschweigen übergangen hätte. Und wenn er, wie er in der Vorrede sagt, bisweilen zur „Dichtung" seine Zuflucht hat nehmen müssen, so wollen wir gern voraussetzen, daß diese dem Geiste der Wahrheit treu geblieben und nicht zur Erdichtung geworden sei. Sprechen wir auch dem Verf. überall die Wahrheit seiner Erzählung nicht ab, so genügen doch einige Blicke in das Buch, um zu zeigen, daß dasselbe keinen Anspruch darauf machen kann, für ein historisches Werk zu gelten, denn gerade an den Punkten, wo der Fürst mit der Geschichte — und diese war doch zu jener Zeit sehr lebendig — in Berührung kommt, pflegt der Verf. am kürzesten zu verweilen. Für Die, welche wegen des Fürsten Liebe zur Kunst und Wissenschaft, die er mit seinen geringen Mitteln auf wirklich bewundernswerthe Weise bethätigt hat, und vielleicht durch den Titel des Buches, wo es heißt: „nach seinem Wirken", verleitet, in vorliegendem Buche vorzugsweise eine genauere und bestimmtere Darstellung des künstlerischen und wissenschaftlichen Treibens und Lebens während jener Periode am dessauer Hofe zu finden wähnen, möchte wol eine Täuschung bereitet sein, indem die eigene Kunstanschauung des Fürsten sowie die Art und Weise, wie sich dieselbe bei ihm gebildet, nur kurz angedeutet, sein Wirken für Kunst und Wissenschaft fast nur durch die Aufzählung äußerlicher Thatsachen veranschaulicht wird und die Schilderung des Wirkens wirklich bedeutender Männer, die der Fürst an sich gezogen, kaum mehr als eine Nomenclatur ist. Der Charakter, zu dem sich die Biographie am meisten hinneigt, ist der eines Buches für das Volk. Man muß gestehen, daß der Verf. sehr häufig und zwar vorzüglich im zweiten „Sein Wesen" überschriebenen Abschnitte den Ton, welcher Lebensbeschreibungen geliebter Regenten zu wirklichen Lieblingsbüchern des Volkes machen kann, auf recht glückliche Weise getroffen hat. Dem Buche aber diesen Charakter vollständig zuzusprechen, hindert uns so Manches, was eben, wie so viele ins Gebiet der Kunst und Wissenschaft einschlagende Andeutungen u. dgl. m., beim Volke eine höhere Bildung voraussetzt, die dasselbe weder hat noch haben kann, und ihm das Verständniß mancher Partien des Buches nicht nur erschwert, sondern ganz unmöglich macht. Wir glauben also, daß der Verf. den obenerwähnten Vortheil noch besser hätte benutzen können, wenn er, wie gesagt, dem Buche eine

bestimmtere Haltung gegeben. Deshalb hindert uns dieses aber nicht, dasselbe für eine ganz angenehme Lecture zu erklären. Denn die einfache und prunklose Sprache sowie die schon erwähnte Pietät des Verf. sind wirklich anziehend. Nur hätte er diese letztere nicht bis zu der übertriebenen Ehrfurcht ausdehnen sollen, stets, wann vom Fürsten die Rede ist, mit großen Anfangsbuchstaben zu schreiben wie „Er, Sein, Selbst u. s. w." Es gehört Dies wol in officielle und in unterthänigst überreichte Gelegenheitsgedichte und Reden, aber nicht in eine Biographie und ist wenigstens ein Servilismus der Form, der deshalb, so unbedeutend sonst auch die Sache ist, gerügt zu werden verdient. Ehe wir uns vom Verf. wenden, wollen wir ihm die Beruhigung geben, daß der Fürst Franz, den, wie er in der Vorrede klagt, Deutschland ganz vergessen, jedem wahren Freunde der Menschheit und Aufklärung stets unvergeßlich sein wird und daß es ihm vielleicht zu größerm Ruhme gereicht, wenn seine Verdienste unter die stillen gerechnet werden, als wenn sie unter den lärmenden genannt würden. Doch gereicht es dem Verf. zum Verdienst, an den Gründer des Philanthropins erinnert zu haben, von dessen Saat die Jetztzeit die Früchte geerntet hat und über welches doch scholarchische Aufgeblasenheit spotten zu können wähnt, indem sie vergißt, daß alle Vorzüge unsers heutigen Erziehungswesens ihren Ursprung den durch den Philanthropinismus — der auf jeden Fall, mochten sich in der Praxis auch manche Ungeheuerlichkeiten zeigen, ein großer Fortschritt und Hebel des Fortschritts war — angeregten Ideen verdanken, während die demselben anklebenden Mängel zum größten Theile von früherer Zeit sich datiren und dem dagegen ankämpfenden Philanthropismus größtentheils vermöge der vis inertiae widerstanden haben.

Nr. 2, die Biographie eines liefländischen Gutsbesitzers, der zuletzt Secretair der liefländischen Ökonomischen Gesellschaft war, dürfte ein allgemeineres Interesse nur in geringem Grade in Anspruch nehmen. Denn obgleich der Verf. sich mit freundlicher Pietät die anerkennenswertheste Mühe gibt, ein solches für den Andreas von Löwis zu erwecken, so reicht hierzu doch nicht hin zu erzählen, wie derselbe von sehr schöner Körperbildung gewesen, sodaß alle Frauen nach ihm geschaut, wie er als Student ein guter Schläger gewesen und seine Zeit zwischen Naturgenüssen und naturwissenschaftlichen Studien getheilt, wie er nach Liefland zurückgekehrt, Landwirth, später Secretair der Ökonomischen Societät geworden, für diese forst- und landwirthschaftliche Schriften geschrieben u. s. w. Es sind dies Alles einfache im Gleise des Gewöhnlichen bleibende Begebenheiten, daß sie uns durchaus nicht interessiren können. Die Schilderung des humanen Charakters des von Löwis ist in ihrem einfachen Stile, wenn man einmal das Buch zur Hand genommen, ganz angenehm, möchte aber doch eigentlich nur die nähern Freunde und Bekannten des Verstorbenen enger an sich ziehen. Man sieht, daß jener obenerwähnte Nachtheil zu schwer auf dem Verf. lastet, als daß er sich dazu erheben könnte, eine für Viele anziehende Lecture zu liefern. Selbst hier und da angebrachte Anmerkungen über Politik, Literatur, Kunst u. s. w. können dem zu Grunde liegenden Mangel nicht abhelfen, zumal da sie mitunter theils falsches Urtheil verrathen, theils wirklich barock sind. So werden die sporadischen, auf Civilisation zielenden Regierungsmaßregeln Alexander's, der seinem Lehrer Laharpe nicht jene Ehre gemacht, die er ihm hätte machen können, als viel zusammenhängender und consequenter geschildert, als man sie bei genauerer Prüfung findet. An einem andern Orte scheint der Verf. die seltsame Meinung des von Löwis zu theilen, daß nur Tanzmusik wahre Musik sei. Daß der Verf. sein Werk in Deutschland hat drucken lassen, läßt vermuthen, daß er für dasselbe auch bei uns eine größere Verbreitung gehofft. Wir glauben aber, daß er sich hierin einigermaßen täuschen wird, denn selbst Forst- und Landwirthe, die Fachgenossen des Verf., dürften außer einigen naturhistorischen Anekdoten nichts besonders Neues und Belehrendes finden. Eine Möglichkeit wäre es, daß der Titel, der eher einen Roman oder andere Unterhaltungsschrift als eine Biographie erwarten läßt, Manchen zum Kauf verführte. 98.

Handbuch für Reisende in den Orient. Nach eigener Anschauung und den besten Hülfsquellen. Nebst Lehren und Winken für Reisende. Mit fünf Karten und zwei Plänen. Stuttgart, Krabbe. 1846. 8. 3 Thlr.

Bei der hohen Bedeutung, die der Orient in der letztern Zeit durch seine politische Stellung gewonnen, und bei der nicht geringen Aufmerksamkeit, die er durch die Reisen und Beleuchtungen berühmter Schriftsteller auf sich gezogen hat, war es ein glücklicher Gedanke der Verlagsbuchhandlung des obenbezeichneten Reisehandbuches, ein solches Werk bearbeiten zu lassen. Wer der Mann ist, dem sie diese Bearbeitung übertragen und von dem es in der Vorrede heißt, daß er „nicht nur die aus frühern Reisen gewonnenen Resultate in nutzbringender Weise zusammengestellt, sondern auch einen Theil der geschilderten Länder selbst besucht habe und dadurch in die Lage gesetzt werden sei, aus eigener Erfahrung den Reisenden manchen, Zeit und Geld ersparenden Rath zu ertheilen", erfahren wir zwar nicht; indeß mag man hier wol der Meinung sein und diese Meinung als ein Urtheil über das Buch selbst aussprechen, daß es sich wenigstens im Allgemeinen durch sich selbst allen Denen empfiehlt, für die es bestimmt ist. Allerdings kann dieses Reisehandbuch tiefern Bedürfnissen und Ansprüchen nicht genügen, und es kann in dieser Hinsicht für Diejenigen, die mit besonderm Nutzen und zu eigenthümlichen Zwecken den Orient (was nämlich hier darunter verstanden wird) bereisen wollen, tiefer eingehende Forschungen, ernstere Vorbereitungen und gründlichere Führer nicht entbehrlich machen; allein dessenungeachtet hilft es doch immer wie das tägliche Brot, so auch dem täglichen und gewöhnlichen Bedürfnisse zweckmäßig ab, und es hat zugleich das Gute, daß es tiefere Bedürfnisse selbst rege und nach weitern Forschungen gleichsam lüstern macht. In der Hauptsache hat sich der Verf. darauf beschränkt, „alle erfoderlichen Reiseerleichterungsmittel anzudeuten, auf die Naturschönheiten aufmerksam zu machen und alle Merkwürdigkeiten, mögen sie nun antiquarisches oder anderweitiges Interesse bieten, möglichst genau zu bezeichnen"; indeß hätte er denn doch Manches ohne Nachtheil für seinen Zweck weglassen können und Anderes, z. B. historische Andeutungen, die sich an einzelne Orte oder Gegenden knüpfen, mehr berücksichtigen sollen. Was soll z. B. hier Das, was in Betreff Griechenlands von der Jagd und den einzelnen Jagdjahreszeiten daselbst gesagt wird? Dabei hätte im Einzelnen mehr Sorgfalt angewendet werden sollen, damit nicht falsche Mittheilungen wie geschehen sich hätten einschleichen können, und es wäre bei weniger Flüchtigkeit und einer größern Gleichartigkeit der Bearbeitung des allerdings massenhaften Stoffes Manches nicht ganz und gar unbeachtet geblieben. Dies gilt z. B. von Kumi mit seinen Braunkohlenlagern auf der überhaupt sehr flüchtig beschriebenen Insel Euböa; ferner von den eigenthümlichen Erscheinungen des Pheniasees in Peloponnes; so sind Peta und Karpenissi mit ihren historischen Erinnerungen aus dem Freiheitskampfe 1822 und 1823 unerwähnt geblieben u. s. w. Was wir aber vorzüglich tadeln müssen, ist die schlechte Orthographie der Eigennamen, die an und für sich und besonders hier störend ist, wenn man annimmt, daß Reisende selbst das Buch in der Gegenwart und in der Wirklichkeit benutzen; und wir wollten daher für den Fall einer zweiten Auflage namentlich auch auf diese Mängel des vorliegenden Reisehandbuches aufmerksam machen. So findet sich hier: Epyrus, Lephta (st. Lepta), Megaspelion (st. Megaspilaeon), Panepistemion (st. Panepistimion), Alphaeus, Bosphorus u. s. w. Das Ganze zerfällt übrigens in neun Abtheilungen, die sich mit den Ionischen Inseln, Griechenland, der Türkei (die europäische Türkei, außer Konstantinopel, ist etwas kurz abgefertigt),

Kleinasien, den Inseln des Archipelagus, Syrien, Palästina und Ägypten beschäftigen. Voransteht eine Einleitung mit allgemeinen Lehren für die Reise, mit Nachweisungen über die Reisegelegenheiten, Dampfschiffahrt u. s. w., und auch den einzelnen Abtheilungen geht eine Einleitung über die geographischen und politischen Verhältnisse, den Charakter, die Sitten und Gebräuche des Volkes u. s. w., außer allgemeinen Reisevorschriften für die einzelnen Länder, voraus. Man sieht leicht von selbst, daß das Handbuch Vieles enthält, was dem Reisenden für seine nächsten Zwecke nützlich sein kann und ihm für eine Reise in die einzelnen Länder und über diese selbst mannichfachen Aufschluß gewährt; es ist jedoch in seinem wissenschaftlichen Theile zu sehr bloße Compilation und zum Theil ohne Kritik und Festhaltung des bestimmten Zweckes, dem es dienen soll, als daß Dies nicht die Kritik bemerklich machen und rügen sollte.

1.

Bibliographie.

Alzog, J., Universalgeschichte der christlichen Kirche. Lehrbuch für akademische Vorlesungen. 4te durchgängig verbesserte Auflage. Mit einer chronologischen Tabelle und zwei kirchlich-geographischen Karten. Mainz, Kupferberg. Gr. 8. 3 Thlr. 14 Ngr.

Bader, J., Die Stifter des Klosters Lichtenthal sind auch Gründer der Markgrafschaft Baden. Mit 1 Stahlstich. Karlsruhe, Macklot. 1845. 9 Ngr.

Carus, C. G., Über Grund und Bedeutung der verschiedenen Formen der Hand in verschiedenen Personen. Eine Vorlesung, erläutert durch Abbildungen thierischer und menschlicher Hände. Stuttgart, Becker's Verlag. Gr. 4. 1 Thlr.

Didier, C., Die Geheimnisse von Rom. Roman aus der neuesten Zeit. Nach der 6ten Originalausgabe aus dem Französischen übersetzt. Zwei Bände. Halberstadt, Lindequist und Schönrock. 8. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Die Formation der Hannoverschen Armee und die militairischen Einrichtungen im Königreich Hannover. Hannover, Kius. Gr. 8. 20 Ngr.

Geschichte der katholischen Missionen im Kaiserreiche China von ihrem Ursprunge an bis auf unsere Zeit. Zwei Theile. Wien, Mechitaristen-Congregations-Buchhandlung. 1845. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Die Gestirne und die Weltgeschichte. Gedanken über Raum, Zeit und Ewigkeit von *F. V.* Breslau, Schulz. Gr. 8. 6 Ngr.

Goehring, C., Geschichte des polnischen Volkes von seinem Ursprunge bis zur Gegenwart. Mit Stahlstichen. 1stes Heft. Leipzig, Naumburg. Gr. 16. 5 Ngr.

Guhrauer, G. E., Gottfried Wilhelm Freiherr v. Leibnitz. Eine Biographie. Zwei Theile. Zu Leibnitzen's Säcularfeier. Mit neuen Beilagen und einem Register. Mit Leibnitzen's Bildniß und Facsimile. Breslau, Hirt. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

— — Nachträge hierzu für die Besitzer der Ausgabe von 1842. Breslau, Hirt. 8. 10 Ngr.

Jordan, J. P., Die Vorläufer des Hussitenthums in Böhmen. Aus den Quellen bearbeitet. Leipzig, Keil u. Comp. Gr. 8. 15 Ngr.

Klesheim, A. Freih. v., 's Schwarzblätl aus'n Weanerwald. Gedichte in der österreichischen Volksmundart. 2te vermehrte Auflage. Wien, Kaulfuß Wwe. Prandel und Comp. Kl. 8. 1 Thlr.

Leibniz als Denker. Auswahl seiner kleinen Aufsätze zur übersichtlichen Darstellung seiner Philosophie. Uebersetzt und eingeleitet von *G. Schilling.* Leipzig, Fritzsche. Gr. 8. 24 Ngr.

Normann, W. v., Gesammelte Schriften. Zwei Theile. Leipzig, Brockhaus. Gr. 12. 2 Thlr. 20 Ngr.

Oeser, C., Theestunden in Lindenhain. Eine Sammlung von Gedichten, Novellen und Schauspielen. Zwei Bände. Leipzig, Einhorn. Gr. 16. 2 Thlr.

Prabodhatschandrodaja oder der Erkenntnißmondaufgang. Philosophisches Drama von Krischnamisra. — Meghaduta oder der Wolkenbote. Lyrisches Gedicht vor Kalidasa. Beides metrisch übersetzt von B. Hirzel. Zürich, Meyer und Zeller. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Ré, C. del, Emil Bergwald. Roman in Lebensbildern aus der Gegenwart. Zwei Bände. Leipzig, Kollmann. 8. 2 Thlr. 18 Ngr.

Rötscher, H. T., Cyclus dramatischer Charaktere. 2ter Theil. Nebst zwei Abhandlungen über das Recht der Poesie in der Behandlung des geschichtlichen Stoffes und über den Begriff des Dämonischen. (Der Kunst der dramatischen Darstellung 3ter Theil.) Berlin, Thome. Gr. 8. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Sommer, E., Sagen, Mährchen und Gebräuche aus Sachsen und Thüringen. 1stes Heft. Halle, Anton. 12. 16 Ngr.

Das Urevangelium oder das Leben Jesu Christi nach der Übereinstimmung der vier Evangelien. Mit einem erläuternden Wörterbuche. Barmen, Falkenberg. 8. 25 Ngr.

Tagesliteratur.

Ackermann, Erinnerungen aus meinem Leben bei Pestalozzi. Frankfurt a. M., Jäger. 8. 5 Ngr.

Böttcher, F., Der deutsche Kirchenbund zum Christenthum der Eintracht, im dritten Jubeljahre des Beginnes deutscher Glaubenskriege mit vier Friedens-Worten zur Besprechung gegeben. Dresden, Adler und Dietze. Gr. 8. 7½ Ngr.

Fort, O., Andeutungen zur Geschichte der Differential-Rechnung. Einladungsschrift zu der von Seiten der naturwissenschaftlichen Gesellschaft zu Dresden veranstalteten Feier des 200. Geburtstages des Freih. G. W. v. Leibnitz am 21. Juni 1846. Dresden. Gr. 8. 6 Ngr.

Grävell, Die General-Synode zu Berlin; deren Ankündigung durch die Vossische Zeitung und Betrachtungen darüber. 1stes Heft. Altenburg, Pierer. Gr. 8. 20 Ngr.

Moraczewski, A., Sendschreiben an Herrn Heinrich Wuttke, die polnische Frage betreffend. Leipzig, Keil u. Comp. Gr. 8. 10 Ngr.

Pauli, J. H., Predigt zum Gedächtniß Friedrich's II., Pfalzgrafen und Churfürsten. Mainz, v. Zabern. Gr. 8. 2½ Ngr.

Pax, W. F., Luther und das protestantische Bewußtsein. Gedächtnißrede. Magdeburg, Creutz. Gr. 8. 6 Ngr.

Pestalozzi, Der Revolutionär. Von einem Zöglinge desselben. Charlottenburg, Bauer. Gr. 8. 5 Ngr.

Ronge, J., Die vierzehn Artikel des Badischen Ministeriums wider die Deutsch-Katholiken. Beleuchtet. Dessau, Neubürger. 8. 2 Ngr.

Schenkel, D., Der Standpunkt des positiven Christenthums und sein Gegensatz. Replik auf die Entgegnung von G. G. Gervinus im Morgenboten. Zürich, Meyer und Zeller. 8. 7 Ngr.

Die Voruntersuchungsakten und die Verhöre mit Jakob Müller von Stechenrain, diejenigen mit dessen Ehefrau und dessen Mutter in Betreff des an Rathsherrn Jos. Leu begangenen Mordes. Wörtlich getreu aus den Akten abgedruckt. Zürich, Schultheß. Gr. 8. 28 Ngr.

Zur Vertheidigung des Aufsatzes: „Ob Symbol, ob Bibel?" Ein offenes Sendschreiben an den Verf. der Entgegnung. Die Übereinstimmung der Augsburgischen Confession mit der Schrift und Vernunft beleuchtend durch Auszüge aus dem exegetischen Handbuch von de Wette und den Werken von Lessing und Herder. Frankfurt a. M., Brönner. 8. 5 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: **Heinrich Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig.**

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 206. — 25. Juli 1846.

Dramatische Bücherschau für das Jahr 1845.

Zweiter Artikel.*)

16. Sämmtliche Werke von Joseph Freiherrn von Auffenberg. Einundzwanzig Bände. Erste, sorgfältig revidirte, vollständige Gesammtausgabe. Siegen, Friedrich. 1843—44. Gr. 16. 8 Thlr. 22½ Ngr.

Joseph Freiherr v. Auffenberg, in vielen Zweigen unserer Literatur von sehr bekanntem Namen und den Hauptstadien seines Lebens nach badischer Cavalerieoffizier, Reisender und dramatischer Dichter, gehört sicher zu den seltsamsten Geistern, die unser an wunderlichen Genien in Kunst und Literatur so fruchtbares Vaterland hervorgebracht hat. Es ist interessant, die Ausbildung, die Erfolge und die Ausartungen so unabhängiger und regelloser Geister, wie Auffenberg einer ist, in einem Überblick ihrer gesammelten Werke zu überschauen, durch diese Zusammenstellung des Verschiedenartigsten zu einem Gesammturtheil über sie zu gelangen und den Berührungspunkt festzustellen, mittels dessen sie mit der Literaturgeschichte überhaupt in Zusammenhang stehen.

Eine solche Übersicht der Gesammtwerke Auffenberg's ist an mannichfacher Belehrung reich und führt zu kritischen Resultaten, welche die Betrachtung der einzelnen Leistungen anomaler Geister nicht herausstellt. So erkennen wir beispielsweise in unserm Dichter eine Periode des Drängens und Ringens nach Entwickelung, eine Periode der Entfaltung, welche die erfreulichsten Früchte verheißt; hierauf eine Epoche der Verdunkelung, wo die seltsamsten Verirrungen bis zu gänzlicher Geschmacksertödtung die Oberhand gewinnen wollen; danach eine Zeit wiederkehrender Sammlung, wo das Excentrische sich ausscheidet und abklärt, sodaß das Ausgezeichnete und Vortreffliche neben dem Gesetzlosen und Ungerechtfertigten und mit ihm gemischt erscheint; und endlich eine Periode der Erschlaffung, wo weder im Guten noch im Übeln mehr etwas Ungewöhnliches und Nennenswerthes geleistet wird. Bei Geistern von unregelmäßiger, stoßweise gewonnener Ausbildung ist ein Mangel an Selbstbeherrschung auf dem Gebiete der Kunst eine ganz naturgemäße Erscheinung; und eben dieser völlige Mangel an Selbstbeherrschung und Unterwerfung unter die Gesetze der Kritik, diese wilde Freiheit, die das Kennzeichen der wahren Unfreiheit, hier wie überall, in der Kunst wie in der Religion und in der Politik ist: diese relative Unfreiheit also ist das Charakteristische der Auffenberg'schen Poesie, wie sie sich aus dem Überblick seiner gesammelten Werke ergibt. Davon, daß Freiheit und Gesetz auf dem Kunstgebiete eins und identisch seien; davon, daß die Gefühle künstlerisch gemäßigt und ihr Ausdruck geschult werden müsse, um zu poetischer Gestaltung fähig zu werden; davon endlich, daß das Gesetz der Schönheit in der Natur selbst erst gesucht werden müsse, nicht aber in jeder Erscheinung ohne Weiteres anzutreffen sei: davon hat Auffenberg eine lange Periode hindurch alles Bewußtsein verloren. Im Anfang seiner poetischen Laufbahn sicherte ihn ein gewisses natürliches Gefühl und die Scheu vor der Convenienz gegen jene Verirrung; später glaubte er in dieser Scheu eine unwürdige Fessel zu erblicken, streifte sie zornig ab, wie es scheint, und verfiel in die schlimmsten Verirrungen. Allmälig erkannte er diese wieder als solche, bemühte sich um einen Rückweg, fand ihn wirklich und erreichte so sein drittes und bedeutendstes künstlerisches Stadium. So erklärt sich uns am einfachsten die auffallende, ja fast verwirrende Verschiedenartigkeit seiner poetischen Leistungen, die wir nun in einem Rahmen vor uns sehen: eine Verschiedenartigkeit so ungewöhnlicher Art, daß eine Zeit lang das Gerücht Glauben finden konnte: der Dichter so trefflicher Dramen, wie „König Erich", „Das Opfer des Themistokles" und „Ludwig XI." sei dem Irrsinne verfallen. Wie dem auch sei, der Mangel innerer Festigkeit, der Vorwurf nicht beherrschter Gefühle spricht sich in diesem Gerüchte deutlich aus. Denn auch uns erschien Auffenberg nach Lesung seines „Alhambra" — den er selbst für sein Hauptwerk erklärt — als ein Geist, den das Zuströmen unabgeklärter Gefühle und nicht genügend untergeordneter Wissenschaft in eine Stellung versetze, in der er für die Schönheit der Kunst den rechten Augenpunkt nicht zu finden vermöge. Erst die Übersicht seiner gesammelten Werke hat dies Urtheil mildern und indem sie für das Heterogene dieses Geistes die fehlende Erklärung und Ausdeutung gewährte, im Ganzen genommen, ihm günstiger gestalten können.

Der Dichter selbst hat die vorliegende Gesammtausgabe besorgt, seiner Erklärung nach in der Hauptabsicht, die erkannten Mängel seiner frühern Arbeiten — Längen, mangelhafte Diction und unsichern Umriß der Charaktere — gründlich zu beseitigen, und diese Dramen einer frühern Epoche der Bühne zugänglich zu machen. In diesem Bestreben ist er, unserer Ansicht nach, durchaus fehl gegangen. Gerade jene ältern Stücke: „Die Spartaner", „Themistokles", „Die Flibustier", „König Erich", „Die Schwestern von Amiens", „Die Bartholomäusnacht", „Fergus Mac Ivor", „Die Vorschau" u. a. bedurften in ihrem unverkennbaren und homogenen Charakter einer solchen fragmentarischen Verbesserung weit weniger, als seine Arbeiten der zweiten und dritten Epoche, denen auf diesem Wege wesentlich zu helfen war, sowie es denn überhaupt mit solchen grundsätzlichen Verbesserungen älterer Leistungen ein sehr misliches Ding ist. Wir wünschten der Dichter hätte sich einentheils auf eine bloße Revision und Sammlung beschränkt, anderntheils aber das ganz Verfehlte davon ausgesondert und das Ganze mit einem Lebens- und Bildungsabriß begleitet, in welchem seine zahlreichen Arbeiten ihre genetische Erklärung und ihre geschichtliche Stelle gefunden hätten. Für seinen Nachruhm hätte er hiermit unstreitig besser gesorgt, den Zeitgenossen aber das Mittel an die Hand gegeben, zu einem mildern Urtheil über so excentrische Arbeiten zu gelangen, wie „Alhambra", „Die Furie von Toledo" und andere sind, an welchen

*) Vergl. den ersten Artikel in Nr. 91—95 d. Bl. D. Red.

die Kritik bis jetzt gerechten Anstoß genommen hat, weil sie ihr unerklärlich waren.

Die zahlreichen und mannichfaltigen poetischen Arbeiten Auffenberg's verkünden unstreitig einen zu dichterischer Schöpfung lebhaft angeregten und mit dem Stoffe hierzu reich versehenen Geist. Im Allgemeinen betrachtet, zeigt sich bei ihm eher ein Übermaß als ein Mangel an Gedanken, eher überschwellender Reichthum als Armuth: er entfaltet dem allgemeinen Überblick eine übergroße und ungemäßigte Leidenschaft, Haß und Liebe im Naturstil; ein glühendes Gemüth, den Gesetzen der Kunst widerspenstig; eine flammende Auffassung, in der poetische Bilder wuchern; eine brennende Phantasie, die sich kaum am Größten und Seltsamsten ersättigt. Dagegen fehlt die ruhige Abwägung, die weise Prüfung, die Erforschung des Lebens; und Das, was wir als poetische Reflexion des Realen bezeichnen, wird bei ihm nur angetroffen, wann er in seinem außerordentlichen Fluge zufällig, gleichsam ermattet, ausruht und das Nächste beschaut. Er ist durchaus ein romantischer Poet, sofern es noch gestattet ist, sich dieses misdeuteten Ausdrucks zu bedienen, um damit den Gegensatz der Reflexionspoesie zu bezeichnen.

Geht nun aber auch durch seine poetische Laufbahn dieser Grundzug übel beherrschter Empfindung hindurch, so stand es mit diesem Mangel doch nicht zu allen Zeiten gleich gut oder gleich schlimm; vielmehr sind, mit einer seltenen Anomalie, die ältern Arbeiten Auffenberg's durchweg Erzeugnisse einer besonnenern Muse als die jüngern. Erst von der Zeit an, da er sich einer unverhältnißmäßigen Hinneigung zu den poetischen Anschauungen des Orients hingab, und seinen Bilderschmuck über den Inhalt und den Gedanken seiner Aufgabe zu stellen anfing, erst nach seiner erfahrungsreichen Pilgerfahrt in Südspanien, gingen Maß und Zügel so verloren, daß wir deutlich zu erkennen vermochten, die anmaßliche Freiheit in den Leistungen jener Zeit sei eine wahre Unfreiheit, und die vermeintliche Kraft in ihnen wirkliche Schwäche und Ohnmacht. Aus diesem dunkeln Zustande ist der Poet allmälig wieder geläutert hervorgegangen, und seine jüngsten Leistungen treten seinen ersten Arbeiten an dichterischer Begabung, an Stil und an Inhalt wieder näher. Eine Fülle kühn ausgedrückten Naturgefühls, ein üppiger Reichthum ergreifender Bilder, eine siegende Macht der Sprache hat ihm zu allen Zeiten zu Gebote gestanden; und sie treten wieder hervor, nachdem er die falsche Gelehrsamkeit und die scholastische Poesie überwunden hat, durch welche eine allzu anhaltende Beschäftigung mit dem Orient seine Muse verwirrte und verdunkelte.

In Auffenberg ist eine entschiedene Anlage für die dramatische Gestaltung vorwaltend. Eine lange Reihe fast immer glücklich entworfener dramatischer Arbeiten zeugt davon, wie naturgemäß und wie leicht sein Geist diese dichterische Form ausfüllt; uns scheint in der That, als wenn jeder Stoff, wie er einen Eindruck auf seine Seele macht, sofort die Form des Dramas vor seinen Augen annimmt. Daß dem so sei, zeigt sich am deutlichsten in seinen prosaischen Vorträgen, selbst in seinen lyrischen Leistungen. In seinen Reiseschilderungen fallen oft plötzlich die Mantelsäcke, die Waffen, und was ihn umgibt, in Dialog und streiten dramatisch miteinander, und seine Gedichte haben fast alle eine dramatische Entwickelung oder schließen in einer scenischen Katastrophe. Mit dieser außerordentlichen Leichtigkeit der dramatischen Gestaltung verbindet sich eine ungemeine Erkenntniß Dessen was effectvoll ist, ein großer Reichthum in der Charakteristik des Großen und Kühnen, viel Vorliebe für das Gewaltige und außerhalb der gewöhnlichen Schranken Einherschreitende, und eine schöne Macht des Wortes, des Rhythmus und des Reims. In diesen Vorzügen charakterisirt sich die dramatische Kunst des Dichters, dessen hervorstechendste Arbeiten wir in der folgenden Übersicht seiner gesammten Werke etwas näher zu beschauen uns vorbehalten.

Wir wissen nicht genau, ob die Reihenfolge der Dramen, wie sie in 20 Bänden hier vor uns liegen, auch die Zeitfolge ihrer Entstehung entspricht, im Allgemeinen aber werden beide ineinander fallen. Die Trauerspiele „Pizarro", „Die Spartaner", „Der schwarze Fritz", „Die Bartholomäusnacht" und „Die Flibustier", welche die beiden ersten Bände der Sammlung anfüllen, fast alle fünfactig und in den Dimensionen großer historischer Tragödien gehalten, sind uns seit sehr langer Zeit bekannt. Es ist von ihnen allen zu sagen daß sie verdienstvolle und lobwürdige Leistungen darstellen; sie brechen dem strebenden Dichter die Bahn und weisen ihm seinen Platz unter den glücklichsten Dramaturgen seiner Epoche an. Den Preis poetischer Errungenschaft, sowol in glücklicher Behandlung der Begebenheit als in dichterischer Charakterzeichnung, unter diesen fünf Tragödien möchten wir der „Bartholomäusnacht" zuerkennen, in der es dem Dichter gelungen ist, die Geschichte wahrhaft zu verklären, ohne den Thatsachen ihre Naturfarbe zu nehmen. Indem er den ganzen Verlauf der Dinge in den Charakter jener durchaus poetischen Gestalt Katharina von Medici setzte, drückte er zwar die übrigen Mitwirkenden an der großen historischen Tragödie des Hugenottenmordes etwas herab, fand aber dafür Ersatz in allen Hebeln, welche die Leidenschaft darbietet, und gab seinem Stücke damit alle Macht einer in den Gemüthern selbst, nicht in den äußern Thatsachen wurzelnden Begebenheit, indem er hiermit der gewöhnlichen Klippe rein historischer Stoffe entging. Der natürlichen Macht des Vorwurfs kam er durch die wirksamsten Erfindungen zu Hülfe, und Charaktere wie Anjou's, Gelaverni dei Gabrini's und des Cardinal-Legaten sind als unverkennbare Proben reicher dramatischer Begabung hinzunehmen. Die Gesammtwirkung des Stücks ist stark und mächtig, auch abgesehen von dem ungewöhnlichen Effect einzelner Situationen, wie z. B. in der Scene, in welcher Gabrini's Anschläge einen so tragischen Ausgang nehmen. Es gereicht dem Verf. zur Ehre, daß er im Augenblick der That alle Gemüther, selbst das des Königs und des Legaten, wanken läßt; und es zeichnet scharf, daß, wo alle Männer zagen, nur Katharina dem weichenden Cardinal nachrufen kann:

> Die Losung dieser Nacht ist: Keine Gnade!

So lobwürdig uns dies Drama erscheint, so verfällt der Dichter doch auch bei dieser Arbeit in einen Fehler, der oft bei ihm wiederkehrt und der als so charakteristisch bei ihm erscheint, daß wir seiner erwähnen müssen. Er liebt es nämlich, in historischen Dramen von strenger Construction plötzlich in einen völlig opernhaften Effect zu verfallen, und hat keine Ahnung davon, daß er mit einem einzigen solchen kurzen Zuge oft die Wirkung seiner ganzen Arbeit, ihren ganzen Ernst zerstört. Dieser Fehler beruht auf einer misverstandenen Nachahmung Shakspeare's, die wir Mühe haben zu verzeihen. Indem in der obenerwähnten Schlußscene Alles sich von der Urheberin des großen Hugenottenmordes abwendet, Alles flieht und sie allein läßt, erscheint plötzlich Coligni's Geist: „Schach der Königin!" rufend; worauf Katharina das Stück mit dem Ausruf schließt:

> Du lügst! — sie lebt! und hat das Spiel gewonnen!

Die Nachahmung bekannter Vorbilder im „Hamlet" und „Macbeth" kommt dem Dichter, unserer Ansicht nach, hier nicht zu statten, einfach deshalb: weil der Zuschauer bei jenen Charakteren darauf vorbereitet ist, eine Sinnentäuschung, wie sie eine Geisteserscheinung voraussetzt, gelten zu lassen, während bei diesem Charakter Alles einer solchen Annahme entgegentritt. Die Wiederholung desselben Zuges in vielen andern Stücken zeigt, daß der Autor sich über den Gebrauch des Wunderbaren im Drama nicht volle Rechenschaft gibt, ein Mangel, der mehr als eins seiner Stück schwer beschädigt.

Von den vier Tragödien, welche den dritten und vierten Band einnehmen, heben wir „König Erich" und „Die Verschau" als die fertigsten und eigenthümlichsten Arbeiten hervor; „Wallace" und „Die Syrakuser" zeigen eher Spuren etwas

mühsamer Arbeit und einer ganz bestimmten Intention, die der freien Kunstschöpfung in der Regel hinderlich ist. Für die Tragödie im antiken Wortsinn fehlen dem Dichter Ruhe und Reflexion; die antiken Stoffe, welche er erwählt hat, nehmen dadurch, daß er sie nothwendig in romantische Farben kleidet, etwas Willkürliches an, das ihrer Wirkung nicht günstig ist. Auffenberg ist, wie gesagt, ein ganz romantischer Dichter und darum glücklicher in Stoffen, wie „König Erich" und „Die Vorschau" sie darboten. Die großen Schicksale, welche mit glücklicher Benutzung des Historischen im „König Erich" zur Darstellung gebracht werden, entsprechen ganz dem glühenden Ausdruck und der volltönigen Sprache, die der Dichter liebt; er weiß uns an diesen Charakter, der halb Tiger, halb Adler ist, mit starken Banden zu fesseln und ein großartig geschildertes Lebensende künstlerisch vorzubereiten. Alle Glut der Gefühle und alle Wärme der Diction, welche diese Arbeit auszeichnen, concentriren sich in der Schlußscene zu einem ungewöhnlichen Effect, wann Erich den Mördern zuruft:

Weicht zurück von meinem Zorn!
Die große Götterdämmerung bricht ein!
Der schwarze Surtur stürmet Asgard's Zinnen;
Die Riesen reiten auf der Himmelsbrücke
Und winken dem verbannten Bruder zu.
Ich schenk' euch die zerschossene Adlerschwinge;
Der freie Geist braucht keinen Fittig mehr.
Seht ihr am Himmel meine neue Krone?
Hinauf — hinauf —

und mit diesem Ausruf sich von der Balustrade hinabstürzt, um auf dem Steinpflaster des Schlosses zu Gripsholm zu zerschellen. Dies Stück ist so reich an schönen, großen und menschlichen Zügen, daß es auf jeder Bühne von Wirkung sein wird. In ganz anderer Richtung, nicht minder trefflich, ist die romantische Tragödie „Die Vorschau". Der tiefe, dichterische Grund dieses Stückes würde über große Mängel der Ausführung lebenskräftig hinweghelfen; in dem Stücke vor uns ist die Ausführung — bis auf die unmotivirten Geistererscheinungen — vortrefflich. Eine köstliche Sage, die dem Stücke zum Grunde liegt, spricht: „Du kannst deine künftige Liebe im Zauberspiegel sehen; ist es dieselbe, die du denkst: gut! so ist dein Leben glücklich; nur darfst du dem Geliebten nie gestehen, daß du ihn gerufen, sonst verkehrt seine Liebe sich in Haß. Wehe dir aber! erscheint ein anderer im Zauberspiegel. Wider Willen mußt du dich ihm zuwenden, der alten Liebe vergessend; wider Willen entschlüpft dir dein Geheimniß, und dem Worte, das es verrieth, folgt der Haß." Diese Sage verkörpert das Drama in trefflichster Gestaltung, wirksam, ergreifend, bewältigend, weil ihr eine Wahrheit unterliegt; und alles Dies um so mehr, als der Verf. in diesem glühenden Thema die sanften Empfindungen, in den Charakteren des Harras, Serini und Alba, vorwalten läßt. Das Stück ließe sich, durch die leichte Aussonderung der opernartigen Scenen im zweiten und im letzten Act, zu einem trefflichen Bühnenstück umbilden, und es verdient diese Umbildung um der blühenden und gedankenreichen Sprache willen, in der es geschrieben ist.

Im fünften, sechsten und siebenten Bande empfangen wir in dem „Opfer des Themistokles", in den „Verbannten", in den „Schwestern von Amiens", im „Fergus Mac-Ivor", im „Nordlicht von Kasan", im „Schwur des Richters" und im „Propheten von Florenz", eine Reihe von Dramen mannichfaltiger Gestaltung, welche im Ganzen genommen einen Fortschritt in Charakterzeichnung und scenischer Vollendung bei größerer Beherrschung des Stoffes und der Sprache zu erkennen geben, und das allmälige Ansteigen des Dichters zu seiner individuellen poetischen Vollendung — die uns im achten Bande entgegentritt — vermitteln und zum Abschluß bringen. Im „Opfer des Themistokles" sind mehre wesentliche Veränderungen gegen die ursprüngliche Bearbeitung zu bemerken, bei welchem das Stück insoweit gewonnen hat, als sie es dem Geiste des Alterthums näher brachten. Die Wirkung des Ganzen ist gut, obwol nicht tiefgehend; hier und da hält ein zu reichlich fließender Strom von Worten den Lauf des dramatischen Schiffes auf. In den „Verbannten", welche die Geschicke Menzikow's darstellen, fehlt es einigermaßen an Handlung, wenigsten an Einheit der Handlung; dagegen fließt der Vers gut, und Rede und Gegenrede zeigen eine ungewöhnliche Kunst; ein ernster Abschluß des dramatischen Gedankens aber wird vermißt. In den „Schwestern von Amiens" hat sich der Verf. im Stoff vergriffen, er, der sonst durch eine feine Diagnose in der Wahl des dramatischen Objects wahrhaft hervorstechend ist. Der Gegenstand ist in dramatischer Form kaum zu behandeln; und der Eindruck des Gewaltsamen, Unerklärten und Naturwidrigen, den das Ganze hinterläßt, zeigt deutlich genug, daß dieser Vorgang der scenischen Behandlung widerstrebt. Das Ereigniß dieses Schwestermordes gehört der verschleiernden Erzählung an; auf der Bühne, wie kunstreich der Autor die Sache auch veranstalte, muß die Heldin Rosaura nach ihrer That durchaus unsere Theilnahme einbüßen, so lange das ethische Princip uns noch Etwas gilt. Über „Fergus Mac-Ivor" können wir schweigen, da er Nichts als eine nicht mislungene Insceneseßung des Walter Scott'schen Romans ist. Dagegen macht das „Nordlicht von Kasan", Pugatschew's meteorgleiches Geschick, auf tiefere Geltung durch Kühnheit der Erfindung und Gewicht der Gedanken Anspruch. Daß Selbstsucht und maßlose Grausamkeit dem glänzenden Gestirn seinen Untergang bereiteten, gibt die Geschichte; aber es gehört, so viel wir wissen, dem Poeten an, daß Sophia, die Gattin des Helden, die treueste seiner Treuen, endlich selbst zu seiner Verrätherin werden muß, von dem dämonischen Geiste besiegt, der in Pugatschew waltet. Dies Stück ist reich an glänzenden Effecten, und wenn es auch von einiger Überspannung nicht ganz frei zu sprechen ist, so drückt es doch mit die Fülle und die Glut am reinsten aus, welche in diesem Dichter wie aus unerschöpflichen Quellen von allen Seiten heranströmt. Die Scene, von welcher ab Pugatschew's Verwirrung beginnt, die Scene, wo er den Heiligen des Berges um seine Zukunft befragt, und dieser, nachdem er seine Züge befühlt, das einzige Wort „Falsch!" ausruft, — dieser Auftritt gehört den besten Erfindungen an, welche dem Dichter gelungen sind. Dem Gedanken entspricht der Ausdruck, und die Verse:

Nicht uns're Rache hast du zu befürchten,
Denn Gottes schwere Hand ist überall:
Sie wird dich treffen, eilst du in die Höhe,
So weit der Flug des Sonnenadlers reicht;
Sie wird dich treffen, eilst du in die Tiefe,
Wo unterm Eis der Leviathan wohnt . . .
Du bist bezeichnet für das Blutgerüst . . .

lassen mit Dem, was ihnen nachfolgt, an ihrer Wirkung keinen Zweifel aufkommen. An einigen Stellen steigert sich die Empfindung so, daß der Dichter in den lyrischen, in den Odenschwung verfällt, und obwol der Versuch stets ein gefährlicher ist, so führt er ihn doch glücklich durch. Auf der andern Seite stellt das Stück trefflich gezeichnete Charaktere dar, und muß so für eine der reichsten und geistvollsten Arbeiten Auffenberg's gelten.

An dem „Schwur des Richters" — nach dem bekannten schönen Stoff gearbeitet, der in den „Briefen eines Verstorbenen" zuerst mitgetheilt wurde — haben wir die Form zu tadeln. Es ist das erste Stück, das uns der Verf. in Trochäen gibt; die Arbeit fällt daher wol in die Zeit, wo, wie weiterhin zu erwähnen sein wird, die langgehegte Vorliebe für Spanisches und spanische Literatur, alles Andere überwältigend, in ihm zur Alleinherrschaft gelangte: eine Krise, die dem Dichter bekanntlich nicht günstig war. Auch dies Stück, so lobwürdig auch mancher Zug darin erscheint, hat unter dieser aufgedrungenen Form gelitten. Der Natur des trochäischen Versmaßes nach zerfließt es ungebührlich in Redensart und in epische Breite, anstatt, wie hier die Aufgabe war, eine dramatische Begebenheit von antiker Kraft in recht kurzen und energischen Zügen zur Anschauung zu bringen. Der Fehler des Ver-

schwimmens erstreckt sich hier bis auf die Charaktere selbst, welche den Conflict bilden; und es ist, als begönne mit diesem Stücke die Epoche Auffenberg's, wo seine Dramatis personae nur dazu vorhanden sind, ihnen lange lyrische Ergüsse in den Mund zu legen. Hiernach ist es Schade um die Kunst und die Gelehrsamkeit, welche bei dieser Leistung aufgewendet werden mußten; der schöne echt tragische Stoff hat die rechte Form nicht gefunden, und der wahre Pathos in ihm hat einem ganz willkürlichen und falschen weichen müssen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Über Gewissensfreiheit. Briefe eines Idioten an einen alten Waffenbruder. Dresden, Naumann. 1846. 12. 28 Ngr.

Der Verf., von welchem schon vor einigen Jahren unter dem Titel „Drei Monate in Paris" ein Bändchen Idiotenbriefe erschienen ist, stellt sich zwischen beide streitenden Parteien der Jetztzeit. Er fodert Glaubensfreiheit, aber nicht vom Standpunkte Derer aus, welche auch in Bezug auf den Inhalt des Glaubens ein freies Verhalten beobachtet wissen wollen; und andererseits ist er strenggläubig, ohne durch diese Strenge des religiösen Bewußtseins ein strenges äußeres Verfahren gegen Andersdenkende begründen zu wollen. Er ist demnach darauf gefaßt (S. xxiv), von beiden Theilen in gleichem Maße angefeindet zu werden. Seine Grundanschauung ist, daß Staat und Kirche durchaus getrennt zu halten seien. Der Staat ist ihm ein bloßes Werk der Noth: „Was kann die Menschen sonst bewegen, sich eines Theils ihrer theuern Freiheit zu begeben, als das Bedürfniß der Nahrung, der Erhaltung und später des äußern Wohlbefindens?" Wie der Staat irdisch, so ist auch sein ihn zusammenhaltendes Band die Regierung, von welcher Form sie auch sein möge. Die Regierung ist ihm, nach Vinet, das Mittel der Gesellschaft und beruht ebenso wenig als diese auf sittlichen oder religiösen Begriffen. Sie ist nur so zu sagen der Handelsagent; da für einen Theil der natürlichen Freiheit irdisches Wohl eingetauscht wird. „Was die Nothwendigkeit zusammengefügt hat, kann nur die Nothwendigkeit, also der Zwang, erhalten" (S. 6). Dagegen in der religiösen Gemeinschaft der Kirche gibt man keineswegs einen Theil der Freiheit auf, sondern dieselbe beruht vielmehr darauf, daß die letztere sich im höchsten Grade entwickelt. Die Gemeinschaft ist für das religiöse Leben an und für sich nicht wesentlich. Die tiefsten Gemüther bedürfen ihrer nicht, sondern sind sich selbst genug. „Wenn ich nur dich habe, so frage ich Nichts nach Himmel und Erde!" sagt David. Und der deutsche Philosoph sagt: „Der Heilige hat seine Kirche aller Orten bei sich und in sich: er steht und geht, liegt und sitzt in seiner Kirche; der heilige Geist predigt ihm aus allen Creaturen; was er auch ansieht, da sieht er einen Prediger Gottes." Nur für uns Andere, in denen der religiöse Trieb nicht eine so intensive Wirksamkeit entwickelt, ist das christliche Gesammtleben der Boden, aus dem wir einen großen Theil unserer Nahrung ziehen; der Stab, an dem wir epheuartig uns hinaufranken; das Schirmdach gegen Stürme und Ungewitter. Und so kann denn auch das religiöse Bedürfniß so wenig als das physische und materielle bei uns, die wir nicht jenen Adlern und Edelfalken gleichen, außer der Gesellschaft befriedigt werden. Der religiöse Gesellschaftsverband beruht allein auf der innern Wahlverwandtschaft oder Sympathie, auf dem socialen Bedürfnisse, auf dem Bewußtsein der eigenen Schwäche und dem Triebe, sich an solcher Vereinigung zu kräftigen", ist also durchaus der Gegensatz zweier ganz verschiedenartiger Sphären: „die eine verlangt das Opfer eines Theils unserer Freiheit für gemeinsame Bedürfnisse, die andere gestattet, ja ist die Ausübung und die schönste Entwickelung unserer Freiheit; die eine bezweckt — zunächst wenigstens — die Vortheile und Sicherheit dieses schnell dahinwelkenden Lebens, die andere bietet nur geistliche, größtentheils hinter dem Schleier des Grabes versteckte Güter." Aus diesen Grundbegriffen ergibt sich dem Verf. natürlich leicht, daß der Staat über den Inhalt einer Kirche zu urtheilen nicht berufen sei. „Wer ist denn der Staat? was sind seine Organe? Menschen, dem Irrthum ausgesetzte Menschen! «Aber», wird eingewendet, «nicht Diese sollen nach leidiger subjectiver Willkür über die Kirche aburtheilen, sondern objective Gesetze, Symbole und Glaubensbekenntnisse (sollen) den Probirstein geben.» Wer hat aber diese entworfen? Menschen! Und wer legt diesen Probirstein an? Wieder Menschen! — und vielleicht Menschen, deren Gewissen gegen dieses Verfahren sich sträubt, denen jene Gesetze, Symbole und Glaubensbekenntnisse wol gar antiquirt sind. «Die Heilige Schrift sei der Probirstein!» Wer legt sie aus? Menschen! Wer sagt, daß sie heilig sei? Wieder Menschen! So verfängt sich der Staat, wann er auf das ihm fremde Gebiet sich verirrt." „Der Mensch", so bestimmt der Verf. Dies näher (S. 17), „ist der Wahrheit wol fähig, aber die beseligende Gewißheit ist rein subjectiv und erweitert sich nicht zu einer auf Andere einwirkenden Evidenz." Ferner geißelt der Verf. die Vermischung des Staatlichen und Religiösen an einigen hervorstechenden Beispielen. Er habe, erzählt er, einen Superintendenten nach dem Gesange des Liedes „Komm heiliger Geist" — „auf Befehl einer königlichen hochlöblichen Regierung" installiren sehen; und 1813 habe ein berühmter Geistlicher, beim Auszuge der berliner freiwilligen Jäger, zu ihren anwesenden Müttern gewendet, so geschlossen: „Selig ist euer Leib, der einen solchen Sohn getragen, selig eure Brust, die ein solches Kind getränkt hat!" Besonders bezeichnend ist für des Verf. Ansicht von der Trennung des Staats und der Kirche, daß er für die Ertheilung der Staatsbürgerrechte an die Juden stimmt. Doch findet sich hier ein etwas bedenklicher Zusatz: „Das Blut des Heilandes, welches die Vorfahren der heutigen Juden in schaudervoller Selbstverblendung über sich und ihre Kinder herabgerufen haben, wird auf ihnen lasten und ein Jude ein unbewußter aber lauter Prediger des Strafgerichts Gottes bleiben und also die Wahrheit Nichts verlieren, auch wenn wir einzelne seiner Glaubensgenossen als Minister, Landräthe oder Justizcommissarien sehen" (S. 28). Das klingt ein wenig nach dem Mittelalter, wo man die Juden als Geldleiher sehr brauchbar fand, sie aber als Juden pflichtschuldigst steinigte. Die Stellung, welche das Buch zwischen den Parteien einnimmt, erhellt am deutlichsten aus S. 65: „Wer, dem die evangelische Wahrheit wichtig ist, sollte sich nicht freuen über den Kampf, den der theure Guerike gegen die protestantischen Freunde und ihre Koryphäen, die Pastoren Uhlich, König und Wislicenus, eröffnet hat, und den Schlachtruf, der von allen Seiten gegen sie ertönt? Wenn indeß dieser Kampf auf das weltliche Gebiet des Staats übergeführt werden sollte, so würden die Protestantischen Freunde gewiß Kräfte gewinnen, welche ihnen jetzt abgehen. Dieses ist aber zu befürchten, weil die Natur des Kampfes von vielen unserer Brüder verkannt zu werden scheint. Wie könnten sonst von ihnen ihre Gegner politisch verdächtigt, und weil sie, um mit Wolfgang Menzel zu reden, von gelehrter Wassersucht nicht aufgetrieben, in einer Sache auch des Volkes an das Volk sich wenden, mit Communisten in eine Classe gesetzt werden?" Den Rest des Buches, das 308 Seiten zählt, füllen Vorschläge zur Einrichtung freier Gemeinden, sodaß die Mängel der nordamerikanischen Erscheinungen der Art vermieden würden, und Anwendungen der aufgestellten Principien auf besondere Fälle, z. B. die Abdankung der waadtländischen Geistlichen. Auch wird ein zweiter Band in Aussicht gestellt.
42.

Literarische Anzeige.

Von **F. A. Brockhaus** in Leipzig ist zu beziehen:

De materiae apud Leibnitium notione et ad monadas relatione commentatio auctore G. *Hartenstein*. Gr. 4. Geh. 12 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: **Heinrich Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 207. —— 26. Juli 1846.

Dramatische Bücherschau für das Jahr 1845.

Zweiter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 206.)

Von diesem vorzeitigen Falle erhebt sich der Dichter im „Propheten von Florenz" wieder, um uns in diesem Drama eine seiner eigenthümlichsten Arbeiten sehen zu lassen. Zwar dringt auch hier die erwachte Vorliebe für das scenische Element stellenweis ungehörig hervor; doch nicht so, daß es Charakter und Haltung des Ganzen zerstörte wie im „Schwur des Richters"; vielmehr ist Kraft, starker Muth, Begeisterung für eine begeisternde Sache die Grundlage des Stücks. Die Verdammung Savonarola's, des größten unter den italienischen Kirchenreformatoren, ist bekanntlich Stoff und Vorwurf dieser Gedankentragödie, an der uns eine große Kühnheit der Wendungen von der tragischen Befähigung des Dichters Zeugniß gibt. In der Schlußscene stehen der Papst und der Reformator sich gegenüber; Alexander VI. bekennt, in seinen Gegner den ersten wahren Mann, den lichterfüllten Sohn des Jahrhunderts gefunden zu haben; er gibt ihm noch einmal die Wahl:

Der Cardinalshut hier — und dort der Holzstoß.

Savonarola bleibt seiner frühern Wahl treu, aber er will friedlich, ohne Groll von dem Papste scheiden, der ihm einst als Freund nahe stand:

Die ganze große Welt liegt zwischen uns:
Wie könnten sich die Hände je berühren?

Papst.

Wird dein Geheimniß nicht mein Erbtheil sein?
Was wolltest du?

Savonarola (in seinen Armen).

Die Republik des Heilands!
Sie sollte diesen ganzen Stern umfassen,
Gegründet auf dem Fundament der Liebe,
Der großen — allgemeinen Bruderliebe,
Die ohne Papst und ohne Kaiser — lebt.

Papst.

Fahr hin Verlor'ner!

Diesem an schönen Zügen reichen Stücke folgen im achten Bande drei Dramen, welche wir, Alles zusammengenommen, für die besten Hervorbringungen Auffenberg's halten, mindestens für diejenigen, in welchen seine individuelle Dichternatur sich am vollständigsten und am meisten entfaltet, mit Vorzügen und Schwächen am klarsten vor uns hinstellt. In dem Maße, wie ein Dichtergeist zur Selbständigkeit heranreift, in dem Maße, wie er frei und sein „Selbst" wird, ist er uns achtbar und ehrwürdig. In den drei Schauspielen des achten Bandes: „Ludwig XI. in Peronne", „Das böse Haus" und „Der Löwe von Kurdistan", feiert der Dichter seine größte Befreiung von allem Fremdartigen; er ist ganz sein eigen. Vorher griff antike Erinnerung und das Vorbild Schiller's, nachher griff die zur Tyrannei für ihn gewordene Vorliebe für das scenische Element der Poesie störend in seine freie Schöpferkraft ein; in diesen Dramen hat er aller äußern Fesseln sich entledigt und fragt nur sich selbst, den eigenen Genius. Vorher und nachher gab er Einzelnes, das schöner ist als diese Stücke; aber ganz sich selbst gehörte er nur in der kurzen Periode dieser drei Dramen an. Die Stoffe zu diesen drei Dramen sind aus Walter Scott entlehnt. Auffenberg scheint bei seinen Arbeiten eines gegebenen äußerlich anzuschauenden Vorbildes nicht entbehren zu können: kein einziges seiner Dramen ist, den äußern Umrissen nach, in seinem Geiste entsprungen; in dieser Beziehung kann ihm die Benennung eines Genius versagt werden, und er hat nur auf den Namen eines Talents Anspruch. Allein auch unter Schiller's und Goethe's dramatischen Nachlässen sind nur einzelne, bei welcher nicht ein gegebener Stoff zur Verarbeitung kam, und diese wenigen sind nicht gerade ihre berühmtesten Werke geworden. Hierin also kann ein Mangel, ein Grund des Tadels nicht gefunden werden; es hängt Alles vielmehr von der Art ab, wie der Stoff — gegeben oder erfunden — ergriffen, bewältigt wurde; völlig unabhängige und reine Erfindung ist nicht blos in den dramatischen, sondern in aller Kunst, überaus Weniges, vielleicht Nichts, wenn man davon ausgeht, daß die Poesie, die Kunst überhaupt, eine zweite Natur ist, ein Substrat der realen. Zu „Ludwig XI." gab „Quintin Durward" des schottischen Romantikers den Stoff; nichtsdestoweniger steht das Stück in unserer Schätzung hoch. Das, was die Charaktere heraushebt und sie poetisch, dramatisch zeichnet, gehört dem Dichter, und die Begebenheit selbst nahm unter seiner Hand eine andere Bedeutung an; die Intentionen, mit einem Wort, sind sein und die wirksamsten Situationen und Gruppen gehören ihm an. Abgesehen davon, daß die Fabel des Stücks sich in regelmäßigem Fortschritt auf das anziehendste dramatisch entwickelt, gibt der Verf. in dem König Ludwig, in Quintin, in Olivier le Daim, Maître Pierre und Tristan, in La Mark, Hayraddin und Bras de fer eine Galerie von Charakteren, denen Wirkung und Bedeutung in seltenem Maße beiwohnen. Die Schlußscene des zweiten Acts, das Gespräch des Königs mit Hayraddin sind unzweifelhafte Proben dramatischen Berufs und scenischen Talents. In „Das böse Haus" erscheint die dramatische Wirkung noch concentrirter, analogischer, die Charaktere noch schärfer, kühner und sicherer gezeichnet; und der Arzt Coyctier, sowie der nachtwandelnde Schatzmeister, Maître Cornelius, gelten mit Recht für Hervorbringungen einer seltenen poetischen Erfindungskraft. Zerfiele dies Drama nicht in zwei allzu lose aneinander hängende Hälften, so würden wir es nicht nur für des Dichters geistvollste Arbeit, sondern geradehin für eins der besten Erzeugnisse des in dramatischer Form dichtenden Geistes erkennen müssen. Dies Stück galt eine Zeit lang für undarstellbar; Ref. gab Veranlassung zu seiner ersten Aufführung, und der ungewöhnlichste Erfolg krönte den Versuch, — natürlich, da Verwickelung und Lösung in diesem Drama, das gänzlich aus Charakteren besteht, die in sich selbst beruhen, das lebhafteste Interesse wie mit unbezwinglicher Gewalt an sich ziehen. Ein

Google

fieberhaft spannendes Interesse an dem thatsächlichen Verlauf der Fabel zu erwecken, ist nicht gerade die höchste und edelste unter den dramatischen Aufgaben, und es ist uns wohl bekannt, daß die antike Kunst, daß Shakspeare und daß selbst unsere größten Meister durch andere Mittel wirken und andern Gaben ihren Ruhm verdanken; allein dennoch hat die Kunst, Theilnahme zu erwecken, nicht blos ihren hohen Werth im Drama, sondern sie ist auch gewissermaßen der Grund und Boden, auf dem erst aller übrige Erfolg erwächst. Auffenberg's „Das böse Haus" aber enthält Charaktere und Effecte für ein halbes Dutzend deutscher Schauspiele, und ist in einer Sprache geschrieben, deren körnige Natur und deren Energie nicht Jeder, der es wünscht, nachahmt oder erreicht. So sagt König Ludwig (S. 224):

Mein sind die Unterthanen!
Mit Haus und Hof, mit Haut und Haar, Pasques-Dieu!
Dafür bin ich der unumschränkte König;
Dafür hab' ich dies Frankreich groß gemacht,
Daß ganz Europa seine Kraft verehrt.
Ich stehle keine Ketten, meine Herrn!
Ich schmiede sie u. s. w.

Und dieser Grundgedanke in der charaktervollen Despotie dieses Königs wird in dem ganzen trefflichen Gemälde König Ludwig's auf eine ebenso wirkungsvolle als ergreifende Weise festgehalten und bis zum letzten Hauch hin durchgeführt.

Auch der „Löwe von Kurdistan" (Richard Löwenherz' Schicksale) ist ein Stück voll schöner männlicher Gedanken und reicher, fesselnder Erfindung, obgleich wieder in seinen Grundzügen dem unerschöpflichen Schotten nachgedichtet. Glut und Wärme der Sprache und eine fast immer glückliche Gestaltung des dramatischen Effects, feste und dichterische Zeichnung der Charaktere treten auch in diesem Schauspiel als Vorzüge des Dichters deutlich genug hervor. Die Liebe zum Orient bricht sich in der Gestalt des Emirs volle Bahn, und wie er sein theures Morgenland zu malen weiß, zeigt der erste Act und die Rede Scheerkohf's, des Löwen von Kurdistan, in einem schönen Beispiel:

Der kurd'sche Löwe rühmet seine Abkunft.
Du sollst sie kennen. Jene sieben Schwestern,
Von sieben Jägern wurden sie befreit.
Die Jäger aber kamen aus der Glut
Des unentweihten Elements hervor,
Aus dessen Born die ew'gen Sterne trinken.
Sie sprengten rüstig die demant'ne Kette,
Und jeder schwang mit der erwählten Jungfrau
Auf einen Löwen sich, dem Geiersflügel
Und gold'ne Mähnen Eblis einst geschenkt.
So kamen sie ins hohe Zauberschloß,
Das unter Wolken thront auf Tugruls Gipfel,
Wo Ströme, ihre künft'ge Größe ahnend,
Gewaltsam brechen aus kristall'ner Urne,
Wo sich die Luft vermählt den flücht'gen Wogen u. s. w.

Hier stehen wir an der Grenze der künstlerischen Vollendung des Poeten. Von jetzt an führte eine entschiedene Vorliebe für morgenländische Studien, die sich aus der harmonischen Geistesbildung übermächtig und anmaßend hervordrängte, seinen Geschmack, seine Kritik irre; und er gab, zu einer Zeit, wo er von den Gegenständen selbst noch keine Anschauung hatte, in den verschiedenen Theilen des „Alhambra" ein Werk, in dem Symmetrie, nothwendige Unterordnung, gute Kritik, Theilung und Trennung der Gattungen völlig vermißt werden. Die Bände 9—15 enthalten diese Hervorbringungen einer nicht zu rechtfertigenden, einseitigen und eintönigen Vertiefung in das spanische Mohrenthum: Band 9 „Boabdil in Cordova", „Abenhamet und Alfaïma"; Band 10 „Die Gründung von Santa-Fé" und als dritter Theil des „Alhambra" die „Eroberung von Granada"; Band 11, 12, 13, 14 und 15 „Almansor", „Seir's Christnacht", „Der Fuß des Zornes", „Molathemoun" und „Der Renegat von Granada": Dichtungen, in welchen der Verf. eine unstatthafte Verschmelzung des Dramas mit dem Epos versucht; in welchen unter einem unendlichen Strome von Trochäen Charaktere und Begebenheiten gänzlich verloren gehen; in welchen Monologe von hundert und mehr Seiten die reiche Belesenheit und orientalische Gelehrsamkeit des Verf., aber auch seine völlige und bis zur Bewußtlosigkeit gesteigerte Vertiefung in sein Thema, über welches er alle Herrschaft verloren hat, bekunden. Wir haben diese seltsamen Arbeiten zu ihrer Zeit ausführlich in d. Bl. besprochen und können uns nicht entschließen, das damals Mitgetheilte hier zu wiederholen; es muß an dieser Stelle an einem allgemeinen Urtheil über sie genügen. Der Dichter selbst hat einem alten glühenden Wunsche später Genüge gethan: er hat Südspanien, Granada, das geliebte Alhambra besucht, und er hat uns diese wahrhafte „Pilgerfahrt" in einer Schilderung beschrieben, die sicher zu dem Ausgezeichnetsten gehört, was wir in dieser Art in unserer Literatur besitzen. Wir werden weiterhin ausführlicher von dieser Leistung sprechen, bemerken aber schon hier, daß der Verf. bei diesem Besuch der Orte und der Dinge, die er in seinem „Alhambra" verherrlicht, selbst inne wird, daß er die Dimensionen übertrieben hat und daß Vieles anders ist als er es sich dachte. Auf diesem Standpunkte der Erkenntniß spottet er denn auch selbst über sein Alhambragedicht, und obwol noch immer ein glühender Bewunderer der Zeit und der Charaktere, ist ihm doch selbst fühlbar geworden, daß sein „unsterbliches" Gedicht eigentlich für Niemand als für ihn selbst lesbar sei. Dies Urtheil ist hart; allein der Dichter selbst fällt es und so können wir wol einräumen, daß er Recht hat. Unerachtet einzelner großer und erfreulicher Schönheiten, werden nur Wenige die Lecture des „Alhambra" und seinen dritten Theil durchführen; denn der dramatische Dichter geht uns hierbei völlig verloren: er taucht aus dem Wogenschwall orientalischer Anschauungen und eintöniger Trochäen nicht eher wieder empor, als im „Renegaten von Granada", der den 15. Band einnimmt, und wo einige zweifelhafte, ohnmächtige und erfolglose Versuche wenigstens ein erneutes Ringen nach dramatischer Wirkung und ein wiederkehrendes Bewußtsein von den Gesetzen der Kunst verrathen.

Diese Periode gänzlicher Geschmacksverleugnung ist merkwürdig; sie lehrt in einem warnenden Beispiel, wie sehr der Dichter sich vor individueller Vorliebe und dem Rausch der Neigung zu irgend einem „Concreten" in der Kunst zu hüten habe, wenn er nicht Gefahr laufen will, Natur und Talent, Mühe und Arbeit im Schutt eines über ihn einstürzenden Baues zu begraben, welcher deshalb zusammenfällt, weil ein Theil an ihm aus den Regeln der poetischen Architektur auswich und als ein Einzelnes das Ganze zu beherrschen trachtete. Von den Verirrungen der fünf schönen Jahre, welche der Verf. an dieser Arbeit verloren, hat er sich zurückgewonnen, — allein diese schöne Zeit verschwendeter Schöpferkraft wird und muß ihn reuen, wie sie uns beklagenswerth scheint. Sollen wir noch Proben geben? Es könnten nur Proben und Beispiele eines bedauernswerthen Irrsaales sein, — und dazu fehlt uns der Raum.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Philosophie des Lebens der Natur gegenüber den bisherigen speculativen und Natur-Philosophien. Allen wissenschaftlich Gebildeten gewidmet und mit einem Vorworte an das philosophische Publicum begleitet von Heinrich Vogel. Braunschweig, Vieweg und Sohn. 1845. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Könnten wir uns dabei befriedigen, den Verf. dieses Buches blos nach seinem Streben und nach seiner Gesinnung zu beurtheilen, die beide von Grunde aus gut sind, so würden

wir ihm nur ein sehr günstiges Zeugniß ausstellen können, und es thut uns fast leid, um dieser Gesinnung und um der Liebe willen, die sein ganzes Werk beseelt, an seinem mühsam aufgerichteten philosophischen Gebäude rütteln zu müssen; allein er stellt sich selbst die hohe Aufgabe: „auf natürlichem, empirischem Wege, in einem für jeden Gebildeten verständlichen Vortrage eine völlige Reform unserer bisherigen philosophischen Grundsätze, — mit dieser Reform aber auch zugleich eine neue, mehr philosophische Methode für die Behandlung der Naturwissenschaften zu begründen." Eine solche Aufgabe aber kann sich der wissenschaftlichen Kritik nicht entziehen, um so mehr, da der Verf. über alle bisherigen philosophischen Systeme den Stab bricht; und wir sind berechtigt zu fragen: ob auch sein neues, die ganze physische und psychische Welt umfassendes System wahr sei? Gehen wir an die Prüfung desselben, so spricht uns seine Einfachheit und die Consequenz, mit der sich Satz an Satz reiht, an; und wir werden uns versehen müssen, uns dadurch und durch den klaren, einnehmenden Vortrag nicht bestechen zu lassen; wir müssen uns vielmehr an die Prämissen halten, auf die das Ganze gebaut ist, um über Wahrheit oder Unwahrheit zu entscheiden.

Die erste Abtheilung handelt von der Form oder dem Vorgange unsers Wissens im Allgemeinen oder in den nächsten oder äußern Erscheinungen dieses Vorganges. Der Verf. zerlegt den Begriff vom *Wissen* in seine Momente oder Erscheinungen, und sucht dadurch nicht nur festzustellen, was unter „Wissen zu verstehen sei, sondern auch, auf welche Weise oder auf welchem Wege ein Wissen überhaupt in das Leben tritt. Wissen ist das Innehaben einer Kenntniß von Etwas, das auf irgend eine Weise vorhanden ist, und wir unterscheiden zunächst: 1) ein *Subject des Wissens*, ein Wissendes; 2) ein *Object des Wissens*, ein zu Wissendes, außer dem Subjecte Vorhandenes; 3) einen Act oder Proceß des *Hineintretens* des zu Wissenden in das Wissende; und 4) ein *Hineingetretenes* oder Gewußtes, welches als Inhalt des Wissens mit dem Objecte desselben nicht verwechselt werden darf. Der Act des Hineintretens oder Hereinnehmens des Objects in das Subject wird gewöhnlich mit dem Worte *Wahrnehmen* bezeichnet. Die Form, in welcher ein Object in das Subject hereintritt, ist zwar identisch mit der Form des außer dem Subjecte wahrgenommenen Objects, allein es ist auch blos die Form des Objects, nicht das materielle Object selbst. Das Gewußte wird als Solches nur in der Form eines Abdrucks, eines Typus oder eines Bildes des außer dem Subjecte vorhandenen Objects, und zwar in der Form eines außer dem Subjecte bestehenden Objects, wahrgenommen. Alle Objecte des Wissens sind in einer immerwährenden Entfaltung in der Breite des Raumes und in der Tiefe der Zeit begriffen. Diese Entfaltung und fortschreitende Bewegung der Objecte vermag das Subject wegen örtlicher Beschränktheit seiner Wahrnehmungsorgane nicht in allen Momenten oder Erscheinungen unmittelbar wahrzunehmen. Es entstehen daher in der Reihenfolge der Typen, die sich als Gewußtes in ihm aufgestellt haben, oder auch an den Endpunkten dieser Reihenfolge mehr oder weniger Lücken, welche ausgefüllt werden müssen, indem das Subject die früher nicht wahrgenommenen Zwischenerscheinungen durch Richtung seiner Wahrnehmungsorgane auf die sich wiederholenden Erscheinungen ergänzt. Nicht immer aber entfaltet sich ein Object, nicht immer wiederholt sich ein Hergang in derselben Weise; das Subject eröffnet in Fällen dieser Art die Fähigkeit seines Wissens einer andern Zwischen- oder Enderscheinung, welche bei einer ähnlichen Reihenfolge der Entfaltung der Objecte einer unmittelbaren Wahrnehmung sich darstellt, und füllt die in seinem Gewußten befindliche Lücke mit dieser *mittelbar* erhaltenen Wahrnehmung aus. Je nachdem diese gesuchte Zwischen- oder Enderscheinung bei allen Wahrnehmungen ähnlicher Reihenfolgen, oder bei dem größten Theile derselben oder nur zuweilen wiederkehrt, schreibt man dieser mittelbaren Wahrnehmung Gewißheit, Wahrscheinlichkeit oder Möglichkeit zu. Ein *gewisses* Wissen aber wird auch durch die ausnahmslose Wiederkehr der gesuchten Erscheinung so lange nicht erzeugt, als nicht diese Erscheinung mit einer *unmittelbar* wahrgenommenen Erscheinung in einem dergestalt nothwendigen Zusammenhange steht, daß ohne das wirkliche Vorhandensein der Zwischen- oder Enderscheinung eine in der Reihenfolge dieser Erscheinungen ihr voraus- oder nachgehende unmittelbar wahrgenommene Erscheinung selbst nicht vorhanden sein könnte oder mit jener im Widerspruche stehen und von ihr aufgehoben werden würde. Auf ähnliche Weise nimmt aber auch das Subject durch *mittelbare* Wahrnehmung Momente wahr, deren unmittelbare Wahrnehmung ihm vermöge seiner Individualität ganz versagt ist. So z. B. kann es sich selbst unmittelbar als Subject nicht wahrnehmen, es muß sich aber mittelbar dadurch als Subject wahrnehmen, als ihm ein Object gegenübersteht, mit welchem es in Wechselwirkung tritt, und weil ohne ein Subject dieser Wechselwirkung diese selbst unmöglich sein würde. Aus dem Inhalte des Vorhergehenden folgt, daß alle mittelbaren Wahrnehmungen, auf deren einfachem Vorgang all unser sogenanntes Urtheilen und Schließen beruht, in Bezug auf die Realität des dadurch entstandenen Wissens mit unmittelbaren Wahrnehmungen nur dann gleiche Geltung haben, wann deren Verneinung oder Negation mit einer unmittelbaren Wahrnehmung im Widerspruche stehen oder diese selbst als unmöglich darstellen würde. — Alles, was man mit dem Worte *Denken* bezeichnet, ist Nichts als ein Wechselwirken des Subjects mit dem Inhalte seines Wissens; und Alles, was man unter *Handeln* versteht, ist Nichts als ein Hinaustreten des Subjects durch die hereingetretenen Bilder hindurch in die ihnen entsprechenden Objecte. Jede wahrnehmbare Erscheinung des Wechselwirkens besteht aber entweder darin, daß sich ein Object mit dem andern liebend vereinigt und in der aus dieser Vereinigung hervorgegangenen Form fest zu erhalten sucht, oder darin, daß ein Object das andere feindlich bekämpft und umzuformen trachtet."

Bis hierher können wir den Ansichten des Verf. wenigstens eine gewisse Consequenz nicht absprechen; wir müssen ihm aber ins Wort fallen, wenn er alles Geistige in der Natur als Gegensatz der Materie geradehin leugnet und die letztere nur für eine Form erklärt, in der das Leben sich darstellt. Allerdings ist das Letztere der Fall; allein damit ist noch nicht erwiesen, daß das Leben selbst nichts Geistiges sei, und der Verf. täuscht sich selbst, wenn er glaubt, mit dem Worte „Leben" das Geistige ausgeschlossen zu haben. Dasselbe gilt von dem Begriffe „Kraft", welche er gleichfalls als das Leben bezeichnet, welches seinen Grund in dem Leben selbst habe, so wie es unserer objectiven Wahrnehmung sich darstellt. Die Materie ohne Geist, ohne Kraft ist todt; das Sich-Bewegende, Fortschreitende und Enthaltende in ihr ist ein Geistiges, möge es nun der Verf. mit dem Worte „Leben" bezeichnen, oder möge er es „Geist", „Kraft" nennen. Die Wechselwirkung der Elemente, auf welcher dem Verf. zufolge das Leben beruht, ist gleichfalls etwas Geistiges, und die von dem Verf. verworfenen Begriffe von Expansion, Contraction, Repulsion und Attraction, Centripetal- und Centrifugalkraft, Polarität, haben ihre volle Geltung, indem sie jene Wechselwirkung in verschiedener Form bezeichnen.

In der zweiten Abtheilung mit der Überschrift: „Der materielle Inhalt unsers Wissens oder die Entfaltungen der Natur im kosmischen, tellurisch-anorganischen, organischen und psychischen Leben derselben", sucht der Verf. seine Grundsätze, von den Cohäsionsverhältnissen der Naturkörper beginnend und bis zu den psychischen Erscheinungen hinaufsteigend, in Anwendung zu bringen. Auch hier substituirt er entweder den bisherigen Kräften einer Thätigkeit ein Bestreben u. s. w., oder er verliert sich in willkürlichen Hypothesen, welche die Sache eben nicht klarer machen als sie es bis daher gewesen. So z. B. erklärt er die Schwere der Körper aus dem Anziehungsbestreben der voneinander losgerissenen oder nicht

cohärirenden Massen und Massetheilchen. Er begnügt sich nicht mit den bisher aufgefundenen Grundsätzen der irdischen Naturkörper und erkennt sie nicht als die letzten Urbestandtheile an, gelangt aber auf sehr willkürliche Weise zu der Annahme: daß die letzten Zerlegungen nothwendig auf zwei Stoffe führen müssen, von denen jeder das reine, unverbundene und unwandelbare Element seines geschlechtlichen Verhältnisses ist und in deren binairen, tertiairen und quaternairen, in bestimmten Proportionen oder Gewichtstheilen entstandenen Verbindungen alle tellurischen Gebilde dargestellt werden. Als männliches Element aller irdischen Verbindungen oder Gebilde gilt ihm vor der Hand der Sauerstoff, und zwar, weil die ersten Verbindungen des Sauerstoffs die festesten und entschiedensten Säuren und Basen sind; dann aber auch, weil der Sauerstoff unter allen Umständen sein geschlechtliches Verhältniß unwandelbar beibehält, sich immer negativ polar zeigt, mit allen andern Stoffen Verbindungen eingeht und im verbindungslosen Zustande nur als reines geschmack-, geruch- und farbloses Gas, folglich noch als kein sinnlich wahrnehmbares, körperliches Gebilde erscheint. Er ist, wenn auch wägbar, noch immer kein Körper; die Wägbarkeit ist nur eine Wahrnehmung seiner Äußerungen, nicht seiner selbst. Woran aber erkennen wir andere Körper als an ihren Eigenschaften? Ist denn Wägbarkeit nicht auch eine Eigenschaft? Die Frage, durch welche Kraft die Elemente angetrieben oder in den Stand gesetzt werden, sich im einfachen Zustande oder in dem Zustande weiterer Verbindungen wechselseitig als geschlechtlich verschieden zu erkennen und in dieser Verschiedenheit zu verbinden oder, wo diese Verschiedenheit mangelt, jedem äußern Zwange zu einer Verbindung zu widerstehen, löst der Verf. wunderlicherweise durch die Annahme eines Triebes zur geschlechtlichen Vereinigung, dem Empfindung und Wahrnehmung zu Grunde liegen, und prädicirt so der todten Materie geistige Eigenschaften, welche sie nicht hat. Wir finden ihn hier, wie noch oft in seinem Buche, auf einem Gebiete, das er doch selbst eifrig perhorrescirt, nämlich auf dem der Ideen, und wissen es auf keine Weise zu begreifen, wie man zu einer solchen Ansicht, sei es durch unmittelbare oder mittelbare Wahrnehmung, gelangen könne. Er scheint das Recht, sich nach Herzenslust auf dem Felde der Ideen zu ergehen, für sich allein in Anspruch zu nehmen, während er es andern ehrlichen Leuten abspricht.

Als Grund der fortwährenden Aufregung der beiden irdischen Elemente und der Gebilde derselben aus ihren Bildungsformen betrachtet der Verf. das von der Sonne in das ganze Planetengebiet ausströmende solare Element, welches kämpfend auf den Endpunkten aller tellurischen starren Gebilde mehr oder weniger bemerkbar, dem basischen oder negativen Urelemente polar oder als solarer (positiver) Magnetismus und als Gravitation — auf die eine Fläche eines Gebildes sich werfend, als positive Electricität gegenübertritt, — siegend in das Innere der Cohäsionsformen der irdischen Gebilde eindringend und sie aus diesen Formen aufregend, als freie Wärme, — im Verfolge des Sieges den Cohäsionszustand der starren Gebilde zerstörend und diese in den flüssigen und gasartigen Zustand versetzend, und in diesem Zustande sie, dem Wege zum Sonnengebiete entlang, dem Erdballe entführend, als latente oder gebundene Wärme, und endlich durch das mächtigere Zuströmen des irdischen Elements besiegt und mit Heftigkeit aus den tellurischen Gebilden und Elementen hinausgestoßen, im condensirtesten Zustande als Funke, oder, wann dieser Funke in gedrängter Wiederholung und Mehrzahl austritt, als Flamme erscheint, welche in nun freigewordenem Zustande als Licht sofort wieder in die Weite strömend sich verbreitet, um entweder mit den irdischen Umgebungen wieder kämpfend anzubinden oder in die Regionen seines Elements, den Sonnenäther, zurückzukehren, worin unser Erdball fortrollend sich bewegt. Aus diesem Zusammenwirken der beiden irdischen Elemente und des solaren Elements werden nun alle Naturerscheinungen: Verbrennungsproceß, magnetische, elektrische, galvanische und kosmische Polaritäten erklärt; wie? das läßt sich freilich schwer begreifen, so leicht es sich auch der Verf. dabei macht. Das solarische Element, dieser Deus ex machina, bringt magnetische Polarität zuwege, indem es die Körper aus ihrem Cohäsionszustande oder ihrer geschlechtlichen Verbindung aufzuregen strebt; es wirft sich bei den Erscheinungen der Elektricität auf die ganze Oberfläche jener Gebilde; es wird von den tellurischen Elementen besiegt oder ausgestoßen und es entstehen Planeten u. s. w.

Auch das vegetative, animale und psychische Leben äußert sich, wie das kosmische der Weltkörper, nur als ein Trieb der tellurischen Elemente, sich dem Ankämpfen des solaren Elements gegenüber miteinander zu verbinden, sich in diesen Verbindungen zu erhalten und neue aus sich hervorzurufen; jede dieser Verbindungen beruht auf einem Siege der tellurischen Elemente und der Gebilde derselben über das solare Element; jedes Fortschreiten der tellurischen Verbindungen zur weitern Ausbildung ihrer Formen erfolgt im Kampfe mit diesem Elemente. Alles Denken besteht nur in einem solaren Wechselwirken mit den durch die entgegengesetzte Polarität in das Sensorium hereingetretenen Formen; das Product, der Gedanke ist Nichts weiter als das Product dieses solaren Wechselwirkens.

Auf eine höchst sonderbare Weise und zum Theil in Widerspruch mit sich selbst gelangt der Verf. zu dem Begriff einer Gottheit. Die mittelbare Wahrnehmung eines Ordnenden, eines die Liebe und den Kampf der Elemente Regelnden, mithin nothwendig über alles Leben der Liebe Erhabenen, allein dennoch die Liebe und Freude als den Zielpunkt oder das Gesetz seines durch die Lebenselemente sich darstellenden Wirkens Offenbarenden, ist die Wahrnehmung der Gottheit. Weiterhin ist sie eine reine Gefühlsform, die gleich der Musik allgewaltig unser Gemüth ergreift. Sie beruht ferner weder auf einem Postulate der praktischen Vernunft, noch läßt sie sich durch den Glauben erfassen; sie ist auch nichts Übersinnliches, weil wir sie mittelbar wahrnehmen können. Ref. muß aufrichtig gestehen, daß er sich in eine solche Vorstellung von der Gottheit nicht finden kann.

(Der Beschluß folgt.)

Literarische Curiositäten.

Eins von Talleyrand's viel nachgeredeten Witzworten ist seine Definition der Sprache als einer dem Menschen zum Behuf der Verbergung seiner Gedanken verliehenen Fähigkeit. Talleyrand hatte nicht nöthig, auf dem Felde des Witzes mit fremdem Kalbe zu pflügen. Gleichwol ist es wahr, daß ein englischer Geistlicher vor ihm dieselbe sarkastische Bemerkung gemacht hat. Young erwähnt einen Ort:

> Where nature's end of language is declined,
> And men talk only to conceal their mind.

Da in der neuern Zeit, ob gebührlich oder ungebührlich, von den Gebeinen der 11,000 Jungfrauen in Köln gesprochen wird, so dürfte es gut sein zu erinnern, daß Derjenige, welcher die Sage von einer nach Armorica unter Segel gegangenen, in den Rhein verschlagenen und bei Köln von den Hunnen ermordeten Prinzessin Ursula sammt Frauengefolge zuerst zu Papier gebracht, wahrscheinlich aus Undecimilla, dem Namen der Leibmagd der Heiligen, die Zahl 11,000 geschaffen und die Eine begleitende Jungfrau zu so vielen Jungfrauen multiplicirt hat.

Der berühmte Hooker war gleich Sokrates unglücklich verheirathet. Als einer seiner frühern Zöglinge, Sir Edwin Sandys, ihn auf seiner Pfarre in Buckinghamshire besuchte, traf er ihn, auf Befehl seiner Frau die Schafe hütend, aber — den Horaz in der Hand, beim Lesen der schönen Schilderung des Landlebens. 16.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 208. — 27. Juli 1846.

Dramatische Bücherschau für das Jahr 1845.

Zweiter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 207.)

Vom 16. Bande ab erhalten wir die neuern Schriften Auffenberg's. In dem Verf. ist eine Palingenesis vorgegangen, und zu dieser gehört, daß er eine ganz neue Hinneigung zum Humoristischen entwickelt, einen geistigen Zug, von dem bis dahin kaum eine Spur bei ihm anzutreffen war. Es hat fast das Ansehen, als wolle er hiermit an sich selbst jene unverhältnißmäßige Vertiefung strafen, zu der ihn die spanisch-orientalische Romantik verlockt hatte, oder doch diesen Irrthum so viel als möglich wiedergutmachen. Das erste Drama dieser neuen Epoche: „Bertold der Zähringer", eine Art vaterländischer historischer Oper, ist en revanche der unendlichen gereimten Trochäen der letzten fünf Bände zum Theil in Prosa geschrieben, was beim Verf. bis dahin noch nie geschehen war. Das Stück ist jedoch schon durch seinen Inhalt zu einem machtlosen Dasein bestimmt, und zeigt in der That nur an wenigen Stellen Spuren der alten Kraft des Poeten. Ein Lustspiel in drei Acten: „Die Raketen des Teufels", folgt. In diesem geistreichen, aber seltsamen Stücke ist es auf eine giftige Satire gegen Censur, Recensien, Kritik und Journalredactionen abgesehen. An Witz, an guten und treffenden Einfällen fehlt es keineswegs, allein sie sind allzu sehr in Galle getaucht und sprechen dem guten Geschmacke zu sehr Hohn, um sich im Ganzen unserer Zustimmung zu erfreuen. Nur Das wird klar, daß der Verf. es versteht, wo er will, die Lachmuskeln seiner Leser in Bewegung zu setzen.

Im folgenden Bande sind die nicht minder seltsamen Sachen: „Die Hexe von Pultawa", lyrisches Drama; „Das Nordlicht von Karlsruhe", eine phantastische Künstlernovelle in Hoffmann's Manier, und einige kleinere Beigaben ohne große Bedeutung enthalten. Diese Sachen scheinen, ihren Grundideen nach, mehr dem Cavalerieoffizier als dem Poeten Auffenberg anzuhören, und sind in der That, obwol im J. 1822 entstanden, doch erst 20 Jahre später zum Abschluß und zum Druck gelangt. Der Verf. hat Recht, daß er für sie um Nachsicht bittet: sie bedürfen derselben, obgleich sie unleugbar von Geist und kräftiger Erfindung zeugen; das Formlose waltet in ihnen vor, und wir sind der Meinung, daß Niemand wohl thut, formlose Geistesfunken seinen gesammelten Werken gewissermaßen nachblitzen zu lassen; nur in seiner chronologischen Folge, als ein Element für die individuelle Bildungsgeschichte, kann dergleichen einen Werth, ein Theilinteresse haben.

Der 18. Band liefert uns „Die Furie von Toledo", einen Roman aus den Zeiten der westgothischen Herrschaft in Spanien. Der große Vorrath von Studien und Aneignungen aus der spanisch-arabischen Geschichte, welche der Verf. gesammelt, hatte in seinem „Alhambra" noch nicht Raum gefunden und floß in einen zweibändigen Roman über, der an allen den Mängeln Theil hat, die wir am „Alhambra" hervorheben mußten. In dieser Geschichte des letzten Gothenkönigs Rodrigo, Julian's Verrath und Tarik's Sieg, stört uns dasselbe Unmaß, dasselbe Misverhältniß der Theile unter sich und dieselbe Geschmackwidrigkeit, welche hieraus entspringen mußte und die wir an „Alhambra" zu rügen fanden, im Genuß der schönen und glutvollen Schilderungen und der wirkungsvollen Scenen und Gruppen, die durch das ganze Werk zerstreut anzutreffen sind. Die Hofeinrichtung, die Feste, der Glanz der Paläste der westgothischen Könige — Nachahmer der Kaiser in Westrom — wird uns hier mit solchen Einzelheiten geschildert, daß die Gelehrsamkeit des Verf. in dieser speciellen Wissenschaft uns Achtung abgewinnt, während sie in ihrer vordrängenden Gestalt an dem poetischen Anhauch zweifeln läßt, der einem Werke der Einbildungskraft nicht fehlen darf, während Eigensinn, verfehlter Humor und Verachtung der Geschmacksregeln so viel verlorene Arbeit bedauern lassen.

Zum vollen Ersatz hierfür wird uns im 19. Bande die treffliche, ja in manchem Betracht unvergleichliche „Humoristische Pilgerfahrt nach Granada und Cordova" in zwei Theilen dargeboten, welche bei jedem Leser die höchste Achtung vor den Gaben des Verf. und eine fast jubelnde Lust und Befriedigung erwecken muß. Wir behalten uns vor, von diesem hinreißenden und begeisternden Erzeugniß der schönsten Anlagen unsers Poeten am Schluß dieses Artikels um so mehr ausführlich zu berichten, als uns nicht bekannt ist, daß dasselbe bis jetzt irgendwo nach Verdienst gewürdigt oder in größern Kreisen besprochen worden sei.

Der 20. Band enthält die lyrischen Poesien des Dichters unter dem Titel „Polyanthea". Auffenberg gilt uns für ein entschieden dramatisches Talent; die Fülle seines Gefühls sucht naturgemäß diese Form des Ausdrucks. Die lyrische Gestalt des Gedankens tritt bei ihm nur als eine Nebenform des Dramatischen oder doch in Abhängigkeit von ihr heraus, und er schließt kurz und eilig mit ihr ab. Größere lyrische Dichtungen, über das Sonett und die Ballade hinaus, vollenden sich daher selten bei ihm, und seine Romanze ist ganz dramatisch, sowie seine Ode selbst der Form des Dialogs sich anzunähern strebt. In den Gedichten launiger Gattung ist mehr Herbheit als Witz, und der glänzende Humor, den seine „Pilgerfahrt" entfaltet, wird darin nicht wiedergefunden. Unter seinen Oden und Liedern sind einige in Stoff und Form hervorstechend, wie die „Frühverlorne", „Sehnsucht nach dem Vaterlande"; die beiweitem meisten treten jedoch nur als Apostrophen an einen Gegenstand, der gerade der sinnlichen Beschauung vorliegt, auf, und entbehren der Verdichtung und Zuspitzung des Gedankens zum Gedicht, oder sie verhüllen sich ganz mystisch, wie z. B. „Schahmurah". Ebenso fehlt den zuweilen gut angelegten Balladen und Romanzen die Ausarbeitung, die letzte Feile; das beste Stück dieser Gattung ist: „Die barmherzige Schwester", eine maurische Romanze; das älteste: „Die Erscheinung Sophiens", fällt schon in das Jahr 1813. Ausgezeichnet dagegen

sind die Fragmente, Gnomen und Sprüche von glücklicher Form und von Bedeutung; z. B.:

Warnung.

Wer Leidenschaften And'rer schlau benützt,
Hat gegen sich den schärfsten Dolch gespitzt.
Die Schlangenhändler werden leicht gebissen,
Die Löwenwärter werden oft zerrissen.
An Stolz fehlt's der Gemeinheit nie. Die Kohle
Will sich des Diamanten Schwester nennen.

Cromwell.

Wie stolz war dieser Priester!

Narr.

's ist bekannt:
Er küßt vor Hochmuth seine eig'ne Hand!

Weiser.

Streck' nach der Decke dich! Hör' meinen Rath!

Narr.

Wie aber, wenn man keine Decke hat?

Auf dem Baum, vom Sturm entwurzelt,
Singt der Vogel wohl noch Lieder,
Doch er baut kein Nest auf ihm.

Dem Glück weich' aus, — dem Unglück geh' entgegen!

Ich möchte einen selt'nen Menschen seh'n!
Such' einen funfzigjähr'gen Menschenfreund!

Schöpf' aus dem Brunnen oder aus dem Meere:
Dein Krug behält nur, was er fassen kann.

Als Satan nach dem Monde lüstern war,
Hat er um's erste Viertel nur gebeten.

Alles zusammengenommen bezweifeln wir, daß dem Verf. ein hervorragendes lyrisches Talent zuzusprechen sei, oder daß er selbst darauf einen Anspruch erhebe, indem er diese Dichtungsform seine ganze lange Laufbahn hindurch stets nur sehr nebensächlich behandelt hat, im richtigen Gefühle, daß seine Empfindungsweise wenig zu dieser Form passen wollte.

Der 21. Band endlich bringt uns ein fast ganz lobwürdiges heroisches Schauspiel: „Skanderberg", durch eine kräftige Zeichnung der Zeit und der Charaktere ebenso hervorstechend, wie durch echte poetische Intentionen ausgezeichnet. Der Kampf zwischen beschworener Treue und Vaterlandsliebe ist in Skanderbeg vortrefflich zur Darstellung gekommen, wie die Zeichnung orientalischer Despotenlaune in Murad II. und eingewurzelten Volkshasses in Anastasia. Ist dieses Freiheitsdrama des Dichters letzte Arbeit, so ist sie sicher nicht seine schlechteste, und wir haben noch reiche Gaben von ihm zu erwarten. Anastasia hat mit dem Opfer ihres Lebens ihr Ziel erreicht. Skanderbeg ist Murad's Gegner und Besieger geworden; sie fällt, und Skanderbeg schließt das Drama mit den Worten:

Wie herrlich strahlst du, Freundin! selbst im Tode:
Ein bleiches Götterbild aus Hellas' Blütenjahren!
Die Kriegstrophäen wehen um dich her,
Der Nachtsturm braust durch schlachtdurchschoss'ne Fahnen,
Und auf blutrauchendem Gefilde ward
Der Schild des Skanderbeg dein Todtenkissen!
Dem ganzen Heere sichtbar — tragt sie hin!
So möge, auf Albaniens Thron gestützt,
Einst Griechenland zur Freiheit sich erheben!

Der Dichter wurde ein rückwärtsgekehrter Prophet: sein Stück verräth, wie auch er zu seiner Zeit für die Sache Griechenlands — die fast vergessene — geglüht hat.

Indem wir hier von dem Dichter Abschied nehmen, um versprochenermaßen noch Etwas von dem Reiseschilderer zu sagen, fassen wir unser Urtheil über ihn dahin zusammen: daß der feurige und etwas ungebändigte Geist, der aus diesen zahlreichen Werken zu uns spricht, auf unsere künstlerische Schätzung hohen Anspruch hat. Er ist erfindungsreich, begeistert, glühend für das Große und Echte, ungemein glücklich in Gestaltung und Formung dramatischer Stoffe, wirkungsvoll und poetisch in Zeichnung der Charaktere, aller Effecte der Sprache mächtig, ein ungewöhnlich reicher und glücklicher dramatischer Dichter. Als eine Merkwürdigkeit an ihm, die, wie wir meinen, er nur mit Alfieri theilt, ist zu erwähnen, daß ihm die Malerei der Liebe Nichts gilt. Dieser Grundstoff der dramatischen Kunst tritt bei ihm nie anders als in der Gestalt eines Incidentpunkts, niemals, oder doch nur einmal in der „Vorschau", als Träger des dramatischen Interesses auf, in allen andern Arbeiten nur wie ein Hebel mehr, wie ein Interesse zweiten Ranges, das in einer langen Reihe seiner Arbeiten überhaupt kaum angedeutet wird. Man muß gestehen, daß der Gedanke kühn ist, 25 Dramen ohne Liebe schreiben zu wollen.

Wir erwähnten oben der wundersam anziehenden „Pilgerfahrt nach Granada" als einer der hervorstechendsten Leistungen Auffenberg's. Wir wollen hinzufügen, daß in dieser Reiseschilderung eigentlich Kern und Inhalt seines ganzen poetischen Lebens anzutreffen ist. Jahre lang hat er geglüht für diese Reise: die Sehnsucht nach der Anschauung der Gegenstände, die ihn fünf Jahre lang, während der Alhambra-Dichtung, ausschließlich bis zur Monomanie beschäftigten, war bis zum Unwiderstehlichen angewachsen: — er webte und lebte nur noch in diesem glühenden Verlangen, — da ging es endlich in Erfüllung! Was Wunder, daß die reichste Blüte dieses vollen Geistes sich in der Schilderung dieser „Pilgerfahrt" entfaltete, und ihr Töne und Farben verlieh, die unsere bewundernde Theilnahme erwecken! Im malenden wie im humoristischen Stil hat Auffenberg nichts Vollendeteres geliefert als diese „Pilgerfahrt"; als Reiseschilderung aber gestehen wir überhaupt Wenig in unserer Literatur zu kennen, das sich derselben an die Seite stellen kann. Thümmel, Seume, Heine und Pückler sind hier zusammengeflossen; jeder Einzelne, sowol im humoristischen wie im gefühlvollen Element, ist aber weit hinter ihm zurückgeblieben. Es ist eine Schrift geworden, die man, mit einem Wort, immer wieder von vorn anfangen kann, wenn man tiefbewegt und bedauernd an ihr Ende gelangt ist. Vor allen Dingen ist sie ganz und gar reiner, unverfälschter Natur und mit der Kunstlosigkeit eines Selbstgesprächs geschrieben. Schade, daß sie nur zwei Theile hat und daß die spanische Orthographie darin vielfach verletzt wird.

Die Reisebeschreibung beginnt auf der Via mala, erstreckt sich über Mailand nach Genua, Marseille, Toulon, Barcelona nach Valencia, wo sie in ihrem ersten Theile mit dem furchtbaren und blutigen Abenteuer endet, das unsern trefflichen, humoristischen Reisebeschreiber, mit 23 Messerstichwunden bedeckt, fast hoffnungslos auf das Schmerzenslager wirft. Diese Erzählung ist von solcher Anziehungskraft, daß wir uns nicht versagen mögen, unsern Lesern ein verkapptes Bild jener Schreckensscene, die jedenfalls ein seltenes Reiseerlebniß darstellt, zu ihrer Unterhaltung mitzutheilen.

(Der Beschluß folgt.)

Die Philosophie des Lebens der Natur gegenüber den bisherigen speculativen und Natur-Philosophien ꝛc. von Heinrich Vogel.

(Beschluß aus Nr. 207.)

Von den Worten: Ideen, Kraft, Geist, Vernunft gibt der Verf. folgende Erklärung: Häufig, ja vielleicht am häufigsten, beschränkt sich unsere Psyche nur auf jenes durch schnell fortschreitende polare Spannung erfolgende Aneinanderreihen der hereingetretenen Momente, erzeugt dadurch in der Tiefe

der Zeit wie in der Breite des Raums in ihrem innern Wirkungskreise eine zahllose Menge von Typen einzelner Gebilde sowol als ganzer Massen derselben, einzelner Entfaltungen sowol als von Hergängen fortdauernder Entfaltungen, wie sie in der objectiven Welt wirklich niemals stattgefunden haben; bezeichnet diese selbst formirten, theils concreten, theils abstracten Typen mit eigenen Namen und schafft sich auf diese Weise eine ideale Welt, die mit der realen keine weitere Gemeinschaft hat als daß die Momente, aus denen diese idealen Typen zusammengesetzt sind, aus den Momenten hergenommen sind, in denen die reale Welt in uns hereingetreten ist. Diese durch die selbst beliebige Richtung der Spannung unserer Psyche blos in uns erzeugten Typen nennt man vorzugsweise Ideen. Die Ideen der sogenannten Vernunft sind mit denen der Einbildungskraft durchaus gleichen Ursprungs; jene wie diese werden nur aus Momenten gebildet, die aus der objectiven Welt in uns hereingetreten sind; und es können uns daher diese Ideen, wenn es sich darum handelt, zu erforschen, wie das Leben der Natur in Wirklichkeit sich darstellt, durchaus keine Wahrheit liefern. Die Vernunft ist nichts Anderes als das polare Wechselwirken des basischen Elements, welches unsere Psyche bildet, mit den übrigen Gebilden der Natur, durch die Nerven unsers eigenen Gebildes als des Schauplatzes jenes Wechselwirkens. Fragen wir uns: auf welche Weise wir zu dem reinen Ideentypus einer Vernunft gekommen sind? und zerlegen wir diesen Typus in die Momente der äußern Wahrnehmungen, aus denen er bestehen soll, oder in die Merkmale seines Begriffs: so werden wir sofort gewahr, daß jener Begriff selbst nur eine jeder objectiven Wahrheit widersprechende Idee ist, weil die Bildung der Ideen nur auf dem polaren Heraustreten der Psyche in die hereingetretenen Momente, keineswegs aber in einem besondern Vermögen beruht, welches, in die Momente seiner Entstehung zerlegt, ebenfalls Nichts weiter sein könnte als das Leben der Elemente und der Gebilde derselben, welches in einem Triebe oder Streben besteht, sich im wechselseitigen Kampfe um ein drittes Element mit diesem zu verbinden. Dieser Trieb muß die Potenz seiner Verwirklichung nicht blos in sich tragen: er ist diese Potenz oder jenes Vermögen selbst. Sofern aber unter „Kraft" nur das Vermögen in seiner Verwirklichung verstanden wird, können die beiden Ausdrücke „Vermögen" und „Kraft" nichts Anderes bedeuten als Das, was wir „Leben" nennen. Von einem Geiste, als einem aus mehren ähnlichen Wahrnehmungsmomenten abstrahirten Begriffe „Geist", können wir nicht sprechen, weil ähnliche oder überhaupt Wahrnehmungsmomente von Etwas, das sich unserm Wissen nicht in Momenten gegenüberstellt, nicht vorhanden sein und ohne solche Momente keine Begriffe abstrahirt werden können. Selbstbewußtsein ist nichts Anderes als das innere Anschauen unserer eigenen Lebensform als einer, gleich andern objectiven Formen, bestehenden Form des Hereinnehmens und Heraustretens. Der typusleere Raum, der in grauer Ferne unserer Wahrnehmung verschwindet, wie die offene See dem Fischer, und in welchem wir keinen Grenzpunkt entdecken können: er ist in der Tiefe die Ewigkeit, in der Breite die Unendlichkeit. Wir selbst, deren Wahrnehmung erst mit der Lebensform begonnen hat, worin wir uns bewegen, können ebenso wenig von einer über die Breite unserer Wahrnehmungen sich hinauserstreckenden Welt wie von einem über die Tiefe dieser Wahrnehmungen hinausragenden Bestehen derselben sprechen: wir müssen uns mit Dem begnügen, was wir selbst und durch Andere wahrgenommen und in unserm Typenraume aufgestellt haben. Weiter hinaus reicht unser Wahrnehmen, folglich auch unser Denken nicht, und was wir als übersinnliche Wahrnehmung bezeichnen, fällt mit dem Unsinnigen in Wort und That in Eins zusammen.

Wir übergehen, was der Verf. über Freude und Schmerz, welche beide nach ihm in derselben Sphäre stehen wie Gutes gegenüber dem Bösen, sowie über die Gefühle und ihre verschiedenen Formen, über Gewissen und Sündenvergebung sagt.

Zum Schlusse zieht der Verf. allgemeine Folgerungen aus den bisherigen Erörterungen in Beziehung auf Recht und Staat, Staatsform, Erziehung und Unterricht, Institution der Ehe, Familienleben u. s. w. Auch hier begegnen wir wieder manchen ebenso paradoxen als willkürlichen Behauptungen. So z. B. sollen wir bei der Zerlegung des abstracten Begriffs von „Recht" in seine Momente in demselben immer nur eine durch den Staat bezeichnete Grenze unserer natürlichen Freiheit finden; und unsere in der Idee erzeugten Floskeln von angeborenen Menschenrechten, sowie überhaupt die Idee von einem sogenannten Naturrechte, sollen sämmtlich Nichts weiter sein als Ideen, welche mit den Momenten unserer natürlichen Wahrnehmungen im grellsten Widerspruche stehen. So soll ferner über die beste Staatsform blos die Erfahrung, die Geschichte entscheiden (S. 255), während nach einer frühern Äußerung (S. 250) die Geschichte durchaus keinen Werth in Bezug auf die Erforschung der Wahrheit für uns hat, weil sie nur eine Fortbewegung in den Irrthümern der Menschen, in den Ideen derselben, entwickelt. Die Erzieher sollen statt trauriger, politischer und religiöser Ideen, statt abgestorbener Sprachen, aus deren sogenannten classischen Entwickelungen uns doch immer nur die irrthümlichen politischen und religiösen Ideen der Vorzeit auftauchen, uns das Leben der Natur lehren, wie es in allen Gestaltungen seines Auftretens bis zu unserm psychischen Leben und bis zur Weltenordnung sich darstellt. Was unsere Fortdauer nach dem Tode anlangt, so verweist uns der Verf. nicht an den Glauben, sondern an die erhabene Weltenordnung. Ob die Elemente, welche unsere Lebensform erzeugt haben, sich dereinst in derselben, oder menschlich egoistisch gesprochen, in einer niederern Form wieder verbinden und darstellen werden; oder ob sie unserer Lebensform eine höhere Stufe des Lebens verleihen werden, von der wir zur Zeit gar keine Wahrnehmung und deshalb auch gar keinen Begriff haben können: dies Alles sollen wir ruhig und vertrauungsvoll der höhern Macht überlassen, die über alles Leben gebietet, und mit frommer Zuversicht hoffen, daß unsere Zukunft sich der erhabenen Weltenordnung gemäß auf eine Weise zu unserm Besten gestalten werde, von der wir auf unserm beschränkten Standpunkte gar keine Ahnung haben können. Obschon Dies nicht der gewöhnliche Glaube der Menschheit ist, so möchten wir doch wissen: wie eine solche Zuversicht, die alles Wissen über die Sache geradehin ausschließt, anders genannt werden könne?

Zum Schlusse spricht sich der Verf. noch über die Kirche aus. In welchen Symbolen auch der Mensch die Gottheit anbeten möge, welche er in der Weltenordnung nicht zu erblicken versteht, wenn er nur Das, was er anbetet, wirklich für ein Symbol und nicht für die Gottheit selbst nimmt, so sollen wir ihn ruhig anbeten lassen und unser Gebet mit dem seinigen vereinigen. Wir sollen die religiösen Gebräuche einer jeden Kirche achten, die in ihrer Wesenheit ja doch immer nur die Verehrung der Gottheit und die sittliche Vervollkommnung des Menschen zum Ziele haben, in welchen Ideen sich auch diese Gebräuche bewegen mögen. Wir sollen endlich, so lange wir nicht Alle wie unser christliches Vorbild aus dem Felde der Ideen in das Reich der Wahrheit herausgetreten sind, nie den Gedanken fassen, mit unsern selbstsüchtigen Ideen eine neue Kirche gründen zu wollen, sondern uns selbst erst heranbilden, um für eine allgemeine Kirche der Wahrheit reif zu sein. Diese allgemeine Kirche ist ihrem Grundbegriffe nach schon vorhanden in der christlich-katholischen Kirche. Sie ist die alleinige freie Kirche, welche sich, nach dem Grade der Annäherung ihrer Mitglieder an ihr christliches Vorbild der allgemeinen Liebe, durch die Beschlüsse ihrer allgemeinen Kirchenversammlungen frei fortzubewegen und mit dem Heraustreten ihrer Mitglieder aus den Ideen der Zeit in die lichten Gefilde der Wahrheit, gleich der erhabenen Christuserscheinung, selbst in diese Wahrheit herauszutreten vermag. Dadurch, daß die Reformation auf gewaltsame Weise einen Theil der Ideen, in denen jene allgemeine Kirche sich bewegt, verworfen hat, ist unser sittliches und reli-

giöses Leben nach allen unsern Wahrnehmungen durchaus nicht gefördert worden u. s. w.

Zuletzt wird unser Verf. zum Seher. „Es wird einst", so sagt er, „wann wir unsere Selbstsucht aufgeben und in dem Weltengesetze der allgemeinen Liebe und Freude unsere Bestimmung erkannt haben, und mit unsern Ideen nicht mehr kämpfend gegen Staat und Kirche und verfolgend gegen unsere Nebenmenschen auftreten werden, es wird einst eine Zeit kommen — und vielleicht ist sie nicht fern diese Zeit —, in der zwei fromme erleuchtete Fürsten im Norden und im Süden unsers deutschen Vaterlandes, im Einverständnisse mit einem erleuchteten und für das wahre Wohl der Christenheit entflammten Oberhaupte der katholischen Kirche, uns Alle dem Schoße einer allgemeinen Kirche zuführen und durch die dann eintretende freie Bewegung dieser Kirche in glanzvoller, von allen Ideen befreiter Hinstellung unsers christlichen Vorbildes, mit weiser Benutzung und Erklärung der bisher zu Grunde gelegten Traditionen, die mit unserer Sehnsucht nach oben in einer andern Welt gesuchte allgemeine Freude schon hier uns bereiten und uns mit einer Liebe zu sich hinaufziehen und mit einem kindlichen Vertrauen an sich fesseln werden, welches alle selbstsüchtige Freude an unsern bisherigen Reactionen gegen ihre Bestrebungen weit hinter sich lassen und uns selbst veranlassen wird, jeder dieser Reactionen in allseitigem Vereine entgegen zu wirken."

Dies sind im Wesentlichen die Grundzüge dieses neuen Systems, das, ein so abgesagter Feind auch der Verf. von aller Speculation ist, keineswegs auf empirische Weise, sondern aus willkürlichen Voraussetzungen entstanden ist. Denn obgleich der Verf. von der schlichten Wahrnehmung ausgeht, so scheint er doch absichtlich sein Auge vor diesen Wahrnehmungen selbst und den daraus abzuleitenden Folgerungen zu verschließen. Er will, daß man sich über Das, was jenseit dieser Welt liegt, nicht bekümmern soll, und vergißt, daß das Nachdenken über den Grund der Dinge und über Anfang und Ende derselben so alt wie die Welt und in unserm geistigen Wesen ebenso nothwendig begründet ist wie das Hereinnehmen der äußern Gegenstände und die innere Anschauung des Äußerlich-Wahrgenommenen. Er kommt durch mittelbare Wahrnehmung zu der Annahme einer Gottheit, d. h. er erlaubt uns zu schließen, daß Alles, was vorhanden ist, nicht durch Zufall entstanden sein könne, zieht uns aber einen Schlagbaum vor, der uns verhindern soll, weiter über dieses höchste Wesen, sein Verhältniß zur Welt und unser Verhältniß zu ihm nachzuforschen. Mit einem Worte, er verschneidet dem menschlichen Geiste die Schwingen und nöthigt ihn zu einer Entsagung und Beschränkung, wozu er nicht erschaffen ist. Wenn wir uns mit Dem begnügen sollen, was wir selbst und durch Andere wahrgenommen und in unserm Typenraume aufgestellt haben, so möge er uns doch erklären, wie es komme, daß sich die Welt bisher damit nie begnügt hat und nie begnügen wird.

Wir haben schon oben bemerkt, daß der Verf., obwol er alles Geistige in der Natur leugnet, ihr doch ein Leben zuschreibt, welches im Grunde Dasselbe ist, denn dieses Leben ist ja auch etwas Geistiges, das sich aus der Materie nicht erklären läßt. Wenn wir ihm aber auch ein allgemeines Leben der Natur zugeben, in dem sich von einem höhern Standpunkte aus die einzelnen Kräfte, wie wir sie bis jetzt annehmen, auflösen: so werden wir doch diese einzelnen Kräfte der Naturerscheinungen so lange nicht entbehren können, so lange sich die Gesetze, denen sie gehorchen, nicht unter einem Begriff subsumiren lassen. Der Versuch des Verf., Dies mittels seines geschlechtlichen Verhältnisses zwischen irdischem und solarem Element zu bewerkstelligen, scheint uns durchaus mislungen. Es geht Dies besonders aus seiner Construction des Pflanzen- und animalen Lebens hervor. Es ist eine durchaus willkürliche Annahme, daß der Keim der Pflanze aus einer in Blasenform erfolgten geschlechtlichen Verbindung zweier zusammengesetzter Molekule entstehe, und man begreift nicht, wie durch diese Verbindung gerade die Blasenform entstehen soll, u. s. w.

Nicht glücklicher ist der Verf. in der Erklärung der psychischen Erscheinungen. Was ist damit erklärt, wenn die Vernunft als das polare Wechselwirken des basischen Elements, welches unsere Psyche bildet mit den übrigen Gebilden der Natur durch die Nerven unsers eigenen Gebildes, als des Schauplatzes jenes Wechselwirkens, bezeichnet wird? Das klingt zwar recht schön, macht aber in der That Nichts weiter begreiflich als die gewöhnliche sinnliche Auffassung. Der Verf. läßt auch hier alles Höhere und Niedere im geistigen Processe unberücksichtigt, weil er Alles auf seine beiden Pole zurückführen will, ohne zu bedenken, daß zwischen der philosophischen Abstraction und dem gewöhnlichen Denken eine große Verschiedenheit obwaltet. Es geht ihm hier wie mit der Erklärung der anorganischen und organischen Processe: er sieht in beiden nur ein auf Polarität beruhendes Leben, ohne damit die Verschiedenheit Beider zu erklären.

Gutes und Böses ist dem Verf. gleich Freude und Schmerz: beides ist ihm gleich nothwendig wie Tag und Nacht, Sommer und Winter. Unser Leben besteht in dem Streben, im Kampfe gegen den Schmerz und das Böse die Freude und das Gute zu erringen; durch Aufhebung dieses Kampfes würde das gesammte Leben der Natur selbst vernichtet werden. Die Nothwendigkeit dieses Gegensatzes zugegeben, folgt aber daraus keineswegs für den Menschen die Verpflichtung, das Gute zu thun, das Böse zu meiden. Beide haben gleiche Berechtigung zu sein, wie irdisches und solares Princip; das Böse aber steht mit dem Schmerze durchaus nicht auf gleicher Linie, denn dem letztern suchen wir durch einen uns angeborenen Trieb zu entgehen, dem erstern nicht; dem letztern zu entrinnen, liegt nur zum Theil in des Menschen Macht, das erstere kann er vermeiden und soll es. 70.

Bibliographie.

Abhandlungen bei Begründung der königlich sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften am Tage der 200jährigen Geburtsfeier Leibnitzens, herausgegeben von der fürstlich Jablonowskischen Gesellschaft. Schmal 4. Leipzig, Weidmann. 5 Thlr.

Boz (Dickens), Italienische Reisebilder. Aus dem Englischen von J. Seybt. Zwei Theile. Leipzig, Lorck. Gr. 16. 20 Ngr.

Gerber, C. F., Das wissenschaftliche Princip des gemeinen deutschen Privatrechts. Eine germanistische Abhandlung. Jena, Crocker. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Grün, A., Schutt. Dichtungen. 7te Auflage. Miniaturausgabe. Leipzig, Weidmann. 16. 1 Thlr. 12 Ngr.

Krische, A. B., Ueber Cicero's Akademika. Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht. Gr. 8. 11¼ Ngr.

Lepsius, C. P., Geschichte der Bischöfe des Hochstifts Naumburg vor der Reformation. Ein Beitrag zur Geschichte des Osterlandes, nach den Quellen bearbeitet. 1ster Theil. Naumburg, Weber. Gr. 8. 2 Thlr.

Mager, Die modernen Humanitätsstudien. 3tes Heft: Die genetische Methode des schulmäßigen Unterrichts in fremden Sprachen und Literaturen, nebst Darstellung und Beurtheilung der analytischen und der synthetischen Methoden. 3te Bearbeitung. Zürich, Meyer und Zeller. Gr. 8. 2 Thlr.

Müller, W., Ueber die Lieder von den Nibelungen. Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht. Gr. 8. 10 Ngr.

Paur, T., Einige Worte über die Vernunft und ihre Feinde. Vier Aufsätze. Breslau, Schulz. Kl. 8. 10 Ngr.

Rahden, W. Baron v., Wanderungen eines alten Soldaten. 1ster Theil. Befreiungskrieg von 1813, 1814 und 1815. Berlin, A. Duncker. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 209. — 28. Juli 1846.

Dramatische Bücherschau für das Jahr 1845.

Zweiter Artikel.

(Beschluß aus Nr. 208.)

Der Verf. hat uns mit seinen wundervollen Farben allen Reiz des schönen Valencia geschildert, seine Kirchen, Brücken und Alamedas, als ihn die Lust, einen Meeressturm zu sehen, mit seinem Freunde Carlos nach Grao, dem Hafen von Valencia, führt. Das Schauspiel fesselte ihn länger als es gesollt hätte, und der Grao war verödet, die Nacht war eingebrochen, als die Freunde an die Rückkehr dachten. Im Galopp jagten einige verspätete Reiter und Tartanen an ihnen vorüber, mit unerklärlicher ängstlicher Eile, deren Bedeutung jedoch bald klar wurde, als die Freunde, etwa um 9 Uhr, an das Seethor kamen und es geschlossen fanden. Sie foderten Einlaß, man wies sie zur Linken, da hier nicht mehr geöffnet werde. Sie wandten sich daher gegen die Puerta real hin, scherzend über dies Abenteuer. „Wir versäumen höchstens den Fandango im Theater, sagte ich", so erzählt der Verf., „als ich plötzlich Etwas schleichend herankommen hörte, und ebenso plötzlich eine breitschulterige, untersetzte Gestalt, in der romantischen Tracht der Labraderes, neben mir erblickte, die uns mit seltsamer Demuth und unter vielen Bücklingen anredete. Die Caballeros haben sich verspätet? Madre de Dios! ich auch, ich auch! Aber Chi! chi! ich kenne die Schildwache am Thore, ich werde sprechen, sie muß uns einlassen. Vamos juntos! Gehen wir zusammen! sagte der Mensch. Jetzt kamen wir an die Puerta real; der Labrader unterhandelte: Zwei Caballeros sind da, vornehme Herrn, Centinela! öffnet doch! Zwei Duros gebe ich! lispelte Carlos dem Unterhändler zu. Sofort änderte dieser den Ton und stellte uns eine Falle, indem er mich zu bereden suchte, ich möchte mich für den Hafencapitain ausgeben. Jetzt stieg der erste Verdacht in mir auf; ehe ich aber antworten konnte, tönte es plötzlich neben uns: Buenas tardes, Cavalleros! und zwei andere Gestalten in derselben Tracht, eine himmellange und eine kleinere, tauchten neben uns aus dem Boden auf. „Wir sind verloren!" flüsterte Carlos. Der Kleine ließ seine Weinflasche fallen, bückte sich und steckte die Manta voll Steine. Indeß parlamentirte der Erste wieder mit der Schildwache, die immer barscher: Nada! (Nichts da!) rief. Es schlug halb zehn. Es nada! sagte der Erste, um diese Zeit hat der Commandant schon die Thorschlüssel; aber um 4 Uhr kommt die Post, da wird geöffnet. Kommen Sie mit uns! Tengo una buena casa! lispelte der Kleine mit Hyänenstimme. Wir waren waffenlos: auf dem Leibe trug ich 80 Napoleonsdor und in der Börse etwa 200 Gulden in Geld, mein Reisegeld nach Madrid, eine goldene Uhr und nur ein kleines Taschenmesser mit zwei Zoll langer Klinge. Fort! schrie die Schildwache. Vamos juntos! riefen die Drei. Wir gingen, denn wir schämten uns, feige zu erscheinen. Unbegreiflich! Mit stetem Vamos! vamos! zogen wir dahin, ich mit dem Ersten, der Lange im Centrum, der Kleine neben Carlos. Wir näherten uns der Brücke, schon vom Thore abwärts: friedlich schimmert jenseit das Licht aus dem Kloster der Trinitarier. Ein Rettungsgedanke kam mir: ich wollte rasch zur Seite springen und am Klosterthor Ayuda al Rey! rufen. Allein Carlos weigerte sich, über die Brücke zu gehen. Für wen halten Sie uns? rief hochfahrend der Erste: Wir sind Hombres de bien! Verflucht sei, wer uns nicht traut! Gehen wir doch mit diesen braven Männern, ehrlichen Valencianern! sagte ich: wir werden eine fröhliche Nacht haben und morgen bezahlen wir die Zeche in unserer Funda. Wir sind keine Franzosen! Si! si! antwortete der Erste. Wir standen nun jenseit des Guadalaviar: ich schlug mein Messerchen auf, näherte mich seitwärts dem Kloster und sang aus Leibeskräften das „Fischerlied". Jetzt ertönte ein dreifaches, schlangenartiges Chi! die Springfedern von drei navajas (langen Messern) knackten hell auf und der Erste rief dumpf: A hora pesetas por la pobreza! Jetzt Geld her für die Armuth! und hell blitzte das Messer in der braunen Faust. Kaum 50 Schritt seitab lag das Kloster. Rasend vor Wuth und verzweifelnd sprang ich, wie ein gehetzter Stier, auf den Labrador los, in der Hoffnung, ihm mit dem Messer die Augen zu treffen; aber, wie zerschmettert sank ich, von einem Steinwurf des Mittlern getroffen, der Länge nach zu Boden nieder. Ich war halbohnmächtig, erwachte aber sogleich, denn schon spürte ich die kalten Messer, die in meinem Leibe wühlten. Es folgte Stich auf Stich. Dies förmliche Hinschlachten setzte mich in die unbändigste Raserei der Verzweiflung. Ich brüllte und biß mit den Zähnen um mich, wie ein wildes Thier. Carlos hatte sich gerettet. Alle Drei waren über mich. Zeitlebens werde ich diese Teufelsbilder nicht vergessen, die dunkel über mir gegen den grauen Nachthimmel abstachen. Am entsetzlichsten jedoch war mir die Höflichkeit des Kleinen, der ganz mild sagte: Callase Vd. (Schweigen Ew. Gnaden!) Mire Vd. la santa pobreza! (Sehen Sie da die heilige Armuth!) O ich bitte! schweigen Sie! Und jeder Rede folgte ein Stich! Instinctmäßig hatte ich mich auf die linke Seite geworfen, um so lange als möglich das Herz zu retten; mit dem rechten Arm und Fuß parirte ich eine Menge von Stichen von Brust und Unterleib ab. Indeß schrie der Erste fort: Las unzas! demonio! El dinero por la pobreza!" Der Lange riß mir die Uhr weg; da rettete mich ein Gedanke. Ich warf den Mördern die Börse zu und schrie: Aqui! mi todo! o santa virgen! War es der Anblick des Geldes oder der Anruf an die Jungfrau, — sie ließen einen Augenblick ab und sahen gierig in die Börse; hierauf bemerkte der kleine Teufel einen Ring an meinem kleinen Finger; da ich ihn nicht ließ, wollte er mir den Finger mit dem Ringe abschneiden. Mich übermannte die letzte Wuth: Maldito seas con padre, madre y hijos! puñadero! brüllte ich, und ein tiefer Stich raubte mir die Besinnung; ich fühlte, wie alle Muskeln sich krampfhaft anspannten, und das letzte „Maldito!" rufend, sank ich, mich zum Tode ausstreckend, röchelnd in Ohnmacht. Wohl zehn Minuten mochte ich so gelegen haben, als

meine Sinne sich wieder belebten. In diesem Augenblick, wo ich mich kaum auf meinen Namen besann, das Ich schon halb getheilt von der Todessichel, stand unerklärbarerweise das Zimmer deutlich vor meinen Augen, in welchem ich geboren bin, wo ich meine Knabenzeit zubrachte. Nach und nach erkannte ich die Dinge; das Kloster glänzte mich friedlich an; da lag ich unter Rosenbäumen und Cypressen, im Paradiese, von Teufeln abgeschlachtet; und die taube, fette Kirche nebenan hörte meinen Hülferuf nicht; vielleicht beichteten meine Mörder in ihr. Die Stunde war gewaltig: ich dachte, was die Censur meines Gewissens nicht passirte; doch dachte ich's, streckte mich und erwartete den Tod. Bald darauf hörte ich's rascheln. Sie kommen wieder! dachte ich, und: L'echarmos nel agua! (Werfen wir ihn ins Wasser!) hörte ich die Hyänenstimme brummen. Mit thierischem Instinct raffte sich mein halbzerstörtes Leben wieder auf, und ich kroch, wie eine Schlange, bis zur Brücke. Die Mörder schlichen mir suchend nach; sie waren nur noch 20 Schritte von mir ab. Hierher! Schildwache! schrie ich in höchster Todesangst, hierher! ihr lieben Männer! da! da sind die Mörder! „Ayuda al Rey!" Und trotz der Angst erfaßte mich grimmiger Hohn, als die Mörder auf diesen Ruf feige davon liefen."

Der arme Dichter schien nun gerettet. An der Brücke traf er wieder auf Carlos. Wir übergehen, wie dieser ihn sterbend von einem Thor zum andern schleppt, wie man auch dem Sterbenden nicht öffnet, wie er endlich fast leblos von zwei Wächtern — hombres de armas — gefunden, zu einem Chirurg der Vorstadt gebracht und am andern Morgen als ein Aufgegebener in das große Hospital — Casa de la misericordia — getragen wird, das er am vorigen Morgen als eine noch zu besuchende Merkwürdigkeit Valencias in seine Schreibtafel notirt hatte. Man zählte seine Wunden und seufzend sagte der Wundarzt: Veinte tres! — 23!

Fesselnd und stoffreich, wie diese Erzählung, ist der Bericht von der wunderähnlichen Heilung unsers Poeten. Er genas nach langen sechs Wochen soweit, daß er auf die Fortsetzung seiner Reise sann. Allen Abmahnungen zum Trotz gab er den Gedanken nicht auf, als Pilger zum Alhambra seinem Ziele nachzugehen; und so glühend, so unbesiegbar war dies zauberähnliche Verlangen, daß er die schrecklichste Erfahrung vergaß und mit einer Requa des bekannten Arriero Ferrer nach Andalusien abreiste. Der Reiz, welcher der Schilderung dieses Reisezuges über Alcoy, Orihuela, Lorca, Baza und die Sierra von Carrascoy nach Granada beigegeben ist, die Glut der Naturgemälde, die plastische Darstellung der Menschen und Sitten, die humoristische Farbe des ganzen Reiseberichts endlich, sind keines Auszugs fähig und stellen denselben überhaupt in die Reihe der gelungensten Reiseschilderungen die wir besitzen. In Granada schwelgt der Verf. in dem Anblick aller der Denkmale der maurischen Größe, für welche ein so heißes Interesse ihn beseelt. Mitten in diesem Genuß, der von ihm so theuer erkauft war, sperrt ihn die Ankunft des Infanten Paula von seinem geliebten Alhambra ab; unser Poet aber weiß sich zu helfen: in der Gestalt eines Pseudo-Maurergesellen setzt er seinen Aufenthalt in dem von ihm so warm beschriebenen Maurenschlosse fort. Eine Reihe anziehender Abenteuer sprießt auf dem Wege nach Malaga, Gibraltar, Ceuta und Cadix für ihn hervor. Der poetische, kühne und in der Darstellung des Erlebten unübertreffliche Reisende tritt uns überall entgegen: sei es, daß er eine bunte Reisegesellschaft mit unvergleichlicher Laune male; eine geheimnißvolle Begegnung mit Leuten, wie Don José, dem großen Banditen, schildere; den tiefen Schmerz spanischer Patrioten ergründe; oder den Reiz eines Volksliedes, den geheimnißvollen Genuß verbotener maurischer Romanzen darstelle; oder endlich die großen Reste der arabischen Glorienzeit vor uns hinstelle. Von Cadix endlich vertreibt ihn eine bedenkliche Verbindung, in welche er wunderbarerweise und wider Willen geräth: er flüchtet nach Sevilla, verlebt hier eine selige Woche, und schließt seinen Reisebericht, der uns ein lebhaftes Verlangen nach seiner Fortsetzung zurückläßt, in Cordova, in dessen wundervoller Kathedrale er ein Werk der Bruderliebe vollbringt, und von wo er uns die verbotene Romanze „O patria dolorosa!" mittheilt.

Wir stehen nun am Schluß eines Aufsatzes, der uns längere Zeit mit einem reichen, bewegten und heißen Dichtergeiste beschäftigte und den wir nicht beenden können, ohne unsern Dank für manche treffliche und achtbare Gabe, unsere herzliche Theilnahme für die mannichfaltigen Schicksale und Bestrebungen und für die frommen Leistungen einer so starken, begeisterten und formenreichen Feder, wie die Auffenberg's ist, laut auszusprechen, und zu ihrer nähern Bekanntschaft einzuladen. *) 19.

Canning als Staatsmann und politischer Charakter.

Unter den zuletzt in England erschienenen biographischen Werken zeichnet sich das „Life of the Right Hon. George Canning", von R. Bell, nicht nur durch anziehende Darstellung, sondern auch durch den historischen Scharfblick aus, womit den Beweggründen nachgeforscht wird, die den Schlüssel zu jener so oft räthselhaften Politik gewähren, welche Großbritannien so lange verfolgt und woran Canning in gutem und schlechtem Sinne einen so großen Antheil genommen hat. Jedoch hat Bell dem Vorwurf nicht entgehen können, daß er seinen Helden und seinen Charakter in einem zu günstigen Lichte dargestellt, ohne die Schattenseiten desselben, welche so scharf hervortreten, daß vielleicht nur sein früher Tod und die Umstände, unter denen er erfolgte, ihn davon gerettet haben, daß die Geschichte ihr sehr schweres Verdammungsurtheil über ihn ausgesprochen. In diesem Sinne hat der geistreiche Kritiker eines englischen Blattes, welches die neuern literarischen Erscheinungen bespricht, dem Bell'schen Werke in kurzen Umrissen eine Skizze des politischen Lebens und Charakters Canning's beigefügt, die das Bild dieses Mannes in weit verschiedenern Zügen erblicken läßt, als man es größtentheils, bestochen durch sein staatsmännisches Auftreten in den letzten Jahren seines Lebens, besonders auf dem Continente, anzusehen gewohnt war. Als ein geistvoller Beitrag zur Geschichte unserer Tage möge das Wesentliche dieser Darstellung hier seinen Platz finden.

Der Verf. bemerkt am Eingange treffend, daß die größten englischen Staatsmänner seit der Gelangung des Hauses Braunschweig zum englischen Throne, Godolphin, Harley, Walpole, Chatham, Pitt und Canning, als die aufeinanderfolgenden Opfer des in England allmächtigen Systems der parlamentarischen Taktik anzusehen seien, eines Systems, welches mit großem Scharfsinn dahin getrachtet habe, dem Genius Fesseln anzulegen und der Mittelmäßigkeit den Vorrang einzuräumen; jeder dieser Männer sei ein Gulliver gewesen, der von Lilliputern an den Boden gefesselt worden. „Die Schwierigkeiten, welche Canning aufstießen", fährt der Verf. fort, „wurden durch einen Umstand vermehrt, den abzuleugnen vergeblich sein würde: er begann seine Laufbahn als ein politischer Abenteurer; seine Gaben, seine Thatkraft und seine sittlichen Grundsätze waren denen der Meisten, vielleicht Aller dieser Classe überlegen, aber er war im Wesen doch nur ein Abenteurer, der sich in die Politik wie in ein Geschäft einließ, obwol bei ihm dies Geschäft zu der Würde eines gelehrten Gewerbes erhoben wurde. Dieser Umstand war mehr ein Unglück auf seiner Seite als sein Fehler, aber er übte einen verzehrenden Einfluß auf seine ganze politische Laufbahn aus; er ließ ihn seinen guten Leumund mehr bei dem Unterhause als bei der Nation suchen; er bewog ihn, Amt und Würde nur als Mittel zur Erlangung von Ruhm und Vermögen zu betrachten. Wenn er, als er ins Unterhaus

*) Den dritten und letzten Artikel hoffen wir im September geben zu können. D. Red.

trat, sich dem Advocatenstande gewidmet und seinen Eintritt in die staatsmännische Laufbahn bis dahin verschoben hätte, wo die Erfolge seines Berufs ihm sein Auskommen sicherten, so würde er vielen zweideutigen Handlungen und noch viel demüthigenderm Verdachte entgangen sein."

Canning war zu London am 11. April 1770 geboren. Sein Vater, der enterbte Sohn einer angesehenen Familie, starb ein Jahr nach Canning's Geburt und hinterließ seine Mutter in so bedrängten Umständen, daß sie sich gezwungen sah, zu ihrem Lebensunterhalt die Bühne zu betreten. Da sie in London nicht gefiel, so ging sie in die Provinz und heirathete dort den Director einer herumziehenden Truppe, einen liederlichen und leichtsinnigen Menschen. Nachdem man die Gefahr, welcher der junge Canning unter einem solchen Stiefvater ausgesetzt war, seinem Oheim väterlicherseits dringend vorgestellt hatte, verstand sich Dieser dazu, für den Knaben zu sorgen, und setzte in Verbindung mit andern Mitgliedern der Familie ihm jährlich 200 Pf. St. aus, die man für hinlänglich zur Bestreitung der Kosten seiner Erziehung hielt. Der Oheim war ein Banquier, dem politischen Liberalismus warm zugethan und persönlich mit den Führern der Whigpartei, Burke, Fox und Sheridan, befreundet. Auf den Rath von Fox ward der Knabe nach Eton gethan, wo er bald als Schüler, als Streitredner und selbst als Schriftsteller zu großem Rufe gelangte. Schon in seinem 16. Jahre lieferte er einige artige Sachen in eine zu Eton von einer Anzahl dort studirender junger Leute gegründete Zeitschrift „The microcosm". Von ihm verfaßte Preisschriften unterstützten seinen erlangten Ruf in Oxford; Redevereine vergrößerten denselben in London. Man hegte große Erwartungen von seinem Glück im öffentlichen Leben; zu früh kündigte Sheridan dem Hause der Gemeinen an: daß ein neuer Stern im Begriff stände, der Milchstraße von hohen Gaben, die auf der Oppositionsseite des politischen Himmels strahlte, seinen Glanz hinzuzufügen; Lord Lansdowne zeigte ihn Bentham zuerst als den künftigen Premierminister, und Godwin betrachtete ihn als den von der Vorsehung ausersehenen Mann des Volkes. Alle wurden getäuscht: er trat ins öffentliche Leben als ein demüthiger Parteigänger des jüngern Pitt. Die zahllosen Erklärungen, die man von diesem Wechsel der Grundsätze gegeben, sind nur Beweise, daß sein Betragen eine Schutzrede erfoderlich macht. Die Sache ist aber nicht schwer zu erklären: er trat ins öffentliche Leben ohne ein Auskommen, das ihm eine unabhängige Stellung verschaffen konnte; er war deshalb gezwungen, von der Partei zu nehmen was er nicht im Beutel hatte.

Canning's Reden zu Gunsten des Kriegs gegen Frankreich und seine Satiren im „Anti-Jacobin" sind zwar voll von Witz, Anmuth und Feuer zugleich, aber sie sind alle durch jenen Mangel an Grundsätzen gekennzeichnet, welcher den bloßen Sachwalter vom Staatsmann unterscheidet. Die Hohlheit seiner Sachführung ist durch die Veröffentlichung der Memoiren des Grafen von Malmesbury jetzt außer allem Zweifel. Canning wie Pitt sehnten sich ebenso nach dem Frieden wie die Führer der Opposition, aber sie besaßen nicht den Muth, dem kriegerischen Hange Lord Grenville's sich zu widersetzen, dessen Zurücktritt den Sturz des Cabinets herbeigeführt haben würde. Auf diese Weise fuhr Pitt fort, Blut und Geld in einem Kriege zu vergeuden, den er nicht allein für unnöthig, sondern sogar für vergeblich erachtete; während Canning seinerseits eine seiner glänzenden Reden zur Vertheidigung eines Ganges der Politik hielt, auf deren Sturz er in demselben Augenblicke hinarbeitete. Ein leichtfertigeres Opfern aller Rücksichten auf die Nation zu Gunsten der Parteibedrängnisse wird sich in der Geschichte schwerlich auffinden lassen!

Canning nahm keinen sehr thätigen Antheil an der Durchführung der Union zwischen Großbritannien und Irland. Ihm hingegen fiel die Aufgabe zu, als Lohn für die Einwilligung der Katholiken in diese Maßregel die Emancipation der letztern in Vorschlag zu bringen; und der Wärme seines Temperaments gab man Schuld, daß die ministeriellen Andeutungen in Bezug darauf beinahe den Anschein von eingegangenen Verpflichtungen gewannen. Dies ist der zur Schau getragene Grund der Niederlegung seines Amts, als Pitt vom Ruder trat, um Addington Platz zu machen, während so viele von Pitt's Anhängern damals in ihren Stellen blieben. Canning hatte jedoch kurz zuvor seine Stellung durch die Heirath mit der Tochter des Generals Scott sehr verbessert, da diese Dame außer den zu häuslichem Glücke wesentlichen Eigenschaften ein großes Vermögen und einflußreiche Verbindungen besaß.

Lord Malmesbury enthüllt in seinen Memoiren das Geheimniß von Canning's Zurücktritt: er stand in dem Glauben, daß Pitt, wenn es ihm beliebe, wieder ans Ruder gelangen könne, und daß, wenn man ihn selbst als ein Opfer seiner eigenen Unbescholtenheit und der Unduldsamkeit des Königs betrachten würde, seine Wiedereinsetzung ins Amt auf das Begehren der Nation ihm eine viel gebietendere Stellung verschaffen müßte als er bis dahin eingenommen hatte. Aber Pitt trug weder Sehnsucht nach einem Märtyrthum der Art, noch konnte man Jemandem den Glauben geben, daß ihm danach gelüstete; die Nation schien auch ohne ihn ganz wohlgemuth weiterzukommen geneigt; und wäre er nicht von Addington verdrängt worden, so hätte es ihm leicht geschehen können, daß er völlig in Vergessenheit gerathen wäre. Statt dem Könige Bedingungen vorzuschreiben, war er gezwungen, dergleichen anzunehmen, und diese Bedingungen schlossen einen Kampf ein, der ihn vor der Zeit ins Grab stürzte.

Bei der Bildung der Verwaltung von Fox und Grenville ward Canning nicht nur der Führer, sondern der belebende Geist der Opposition. Er klagte mit Recht die Beförderung Lord Ellenborough's ins Cabinet als unvereinbar mit dessen richterlichen Functionen an, aber er verachtete viel zweideutigere Parteikniffe nicht; er schloß sich dem gegen Fox und dessen Nachfolger im Amte erhobenen No-Popery!-Geschrei an, obwol er in den Zugeständnissen, die er für nöthig hielt, um den Ansprüchen der Katholiken genugzuthun, weiter ging als Jene. Seine Anfeindung gegen Fox war ebenso persönlich wie rachsüchtig und ebenso arglistig wie jene, welche er in einer spätern Periode seiner Laufbahn selbst von seinen Gegnern erfahren mußte.

Canning trat unter dem Ministerium Perceval und Portland wieder ins Cabinet, obwol dasselbe sich verpflichtet hatte, die katholische Frage auszuschließen. Seine erste Handlung war die Wegnahme der dänischen Flotte, — eine Maßregel, die wol mit scheinbaren Gründen entschuldigt, nimmer aber gerechtfertigt werden mag. Die Expedition war mit großem Scharfsinn entworfen, auch ward sie geschickt ausgeführt und bildete so einen merkwürdigen Gegensatz zu der von Canning's Amtsgenossen und Nebenbuhler Lord Castlereagh nach Walcheren gesandten Expedition. Canning mochte Castlereagh nicht, ja verachtete ihn vielleicht; er drohte sein Amt niederzulegen, wenn der Lord noch länger an der Spitze des Kriegsdepartements stehen würde. Der Herzog von Portland, dessen Kraft man noch überschätzen würde, wenn man ihn blos schwach nennte, überredete Canning, im Cabinet zu bleiben, bis geeignete Anordnungen getroffen werden könnten, verheimlichte aber dem Lord Castlereagh, daß man irgend dergleichen beabsichtigte. Als der Letztere endlich dahinterkam, daß seit sechs Monaten einer seiner Amtsgenossen ihn als unfähig für sein Amt bezeichnet hatte, griff er zu dem ihn kennzeichnenden Auswege und sandte Canning die Herausfoderung zu, — dem Einzigen, welcher bei der ganzen Verhandlung sich aller persönlichen Beleidigung enthalten hatte. Die Zweikämpfer fanden sich zu Putney Heath ein und Canning ward verwundet; er zog sich hierauf aus dem Amte zurück und blieb gegen zwei Jahre ohne Stelle. Lord Liverpool drang zweimal in ihn, wiederum ins Cabinet zu treten, aber er weigerte sich mit Lord Castlereagh als Führer im Unterhause zu dienen; jedoch bald darauf willigte er ein, unter ihm zu dienen, und nahm die Botschafterstelle in Lissabon an.

Nach seiner Rückkehr von dort trat er als Präsident des Controlamts in die Verwaltung und schloß sich so einem Ministerium an, in welchem nicht nur Castlereagh, sondern auch Sidmouth, der Gegenstand seiner bittersten Witzpfeile, sich befand.

Unglücklicherweise beschränkten sich seine Vergehen nicht darauf, daß er sich vor Denen beugte, die er der Verachtung und dem Spotte preisgegeben. Die Letztern schlugen einen Weg der Verwaltung ein, der den Satz zu beleuchten diente: „daß Gewaltthätigkeit die Zuflucht des Schwachen ist"; ihre Märchen von Anschlägen und Verschwörungen, ihre Beantwortung der wilden Declamationen der Aufhetzer durch die Logik von Dragonaden, ihre Eingriffe in die Constitution wurden von Canning mit rücksichtsloser Heftigkeit gerechtfertigt, die Nichts als das Ergebniß der Selbstvorwürfe schien. Aus seiner politischen Erniedrigung ward er durch den Tod Georg's III. und die Ankunft der unglücklichen Königin Karoline, welche ihr Recht als Königin geltend machen wollte, befreit.

Es herrscht gegenwärtig wol keine Meinungsverschiedenheit mehr über das unglückselige Verfahren, welches man den Proceß der Königin genannt hat; wäre sie des Zehnfachen der ihr schuldgegebenen Liederlichkeit schuldig befunden worden, ihre Aufführung würde unschuldig erschienen sein, wenn verglichen mit der ihres Gatten. Die britische Nation trat dazwischen, nicht um einen Triumph für eine geschmähte Unschuld zu gewinnen, sondern um den Sieg der offenkundigen Schuld zu verhindern. Canning, welcher ein früherer Freund und standhafter Rathgeber der unglücklichen Frau gewesen war und nur zu gut die fürchterlichen Umstände der Provocation und der Gegenbeschuldigung kannte, welche sie geltend machen konnte, reichte seine Entlassung ein und verließ, da dieselbe nicht angenommen wurde, England. Nach seiner Zurückkehr fand er seine Amtsgenossen geneigt, ein System kleinlicher Quälereien fortzusetzen, nachdem Gesetze von heftigerm Charakter verworfen worden waren; er bot deshalb noch einmal seine Entlassung an und diesmal schien Georg IV. es sich nicht angelegen sein zu lassen, ihn zurückzuhalten.

Das Bewußtsein, daß seine Laufbahn als Minister der Vertheidigung bedürfe, gab sich in den wiederholten Rechtfertigungen desselben in seinen Anreden an seine Wähler zu Liverpool kund; seine Beredtsamkeit ward mehr darauf gerichtet, die Vorwürfe seines eigenen Gewissens zu beschwichtigen als die Anklagen seiner Gegner zu widerlegen. Man hörte ihn sich gegen Beschuldigungen vertheidigen, die nie erhoben wurden; Umstände aufklären, die Niemand beleuchtet zu haben wünschte; und sich in unbestimmte Allgemeinheiten verlieren, sobald er irgend einen genau festgestellten oder greifbaren Gegenstand berührte. Eine solche Lage war eine sehr drückende, und er ergriff freudig die sich ihm darbietende erste Gelegenheit, um sich aus diesen Verlegenheiten zu ziehen, indem er die Stelle eines Generalgouverneurs von Ostindien annahm. Castlereagh's Selbstmord änderte diese seine Bestimmung und sein Geschick. Er folgte seinem alten Nebenbuhler im auswärtigen Amte, und das Geheimniß, auf welche Weise des Königs Widerwille gegen Canning besiegt worden war, wurde aufgehellt durch die Ernennung des Sohnes der Markgräfin von Conyngham zum Unterstaatssecretair. Der alte Scherz Friedrich's des Großen über den Hof Ludwig's XV. lebte wieder auf; man sagte: Canning sei der Minister Georg's IV. und Unterrock IV.

Was man auch von den Mitteln halten mag, wodurch er ans Ruder gelangte, der Gebrauch, welchen er davon machte, verdient das höchste Lob: er befreite England aus dem Netze der Heiligen Alliance, er erkannte die Freiheit der südamerikanischen Freistaaten an und beschützte die portugiesische Constitution in ihrer Wiege. Seine Verkündigung der ewigen Grundsätze der natürlichen Rechte und der nationalen Gerechtigkeit bildet einen stolzen Zeitpunkt in der britischen Geschichte; er wuchs unter den Umständen und schien plötzlich mit der hinreißenden Thatkraft und der sittlichen Würde Chatham's bekleidet zu sein, wann die Glut seiner Beredtsamkeit das Haus Bourbon traf. Die Vergangenheit war vergeben und beinahe vergessen; aber es gab verhängnißvolle Anzeichen, daß der Jubel etwas zu vorzeitig ausgebrochen. Während der Beifall wegen freisinniger Grundsätze noch in seinen Ohren klang, erneuerte Canning seine Gelübde der Feindseligkeit gegen bürgerliche und religiöse Freiheit in der Heimat, indem er sich gegen jede Maßregel der Parlamentsreform und gegen Aufhebung der Test- und Corporationsacte erklärte.

Im J. 1827 erreichte Canning das Ziel seines höchsten Ehrgeizes, indem er nach dem Tode Lord Liverpool's zum Premierminister ernannt wurde. Groß war sein Verdruß, als er sich augenblicklich von den einflußreichsten seiner Amtsgenossen verlassen fand; und einstimmig erschien die Nation in ihrer Ansicht, daß deren Verhalten die Folge von Beweggründen war, die keineswegs ihnen zur Ehre gereichten. Sich der Gunst des Volkes bewußt, füllte er die erledigten Plätze im Cabinet aus den Reihen seiner persönlichen Freunde, und warb offen um eine Allianz mit den Whigs. Aber hier stieß er auf eine barsche Zurückweisung, welche in einer der sprechendsten Beleidigungen gegeben wurde, die je seit den Tagen des Cicero und Antonius gegen einen Staatsmann ausgesprochen worden sind. Zwischen dem neuen Premierminister und dem Grafen Grey, dem Führer der Whigs, hatte 20 Jahre hindurch bitterer Hader bestanden: genährt auf der einen Seite durch witzige Ausfälle, Epigramme und Spottgedichte, auf der andern durch Repressalien des Zorns, des Trotzes und der Verachtung. Der in Utica verlassene Cato war nicht entschiedener und entschlossener als der strenge aber kaltblütige Graf, der von den meisten seiner politischen Freunde verlassen, umgeben von seinen eingefleischten Feinden, auf den Oppositionsbänken saß; seine Rede hatte die ganze persönliche Bitterkeit einer Philippika; es gab Stellen darin, auf welche Demosthenes selbst hätte stolz sein können; aber seine größte Kraft lag in dem Ausdruck einer würdevollen Schwermuth, die seine Rede durch und durch beseelte. Lord Grey erschien wie einer jener hebräischen Propheten, die über den Trümmern Jerusalems weinen und den Urheber ihres Falls anklagen. Von diesem Schlage erholte sich Canning nie wieder; die Zeit seiner politischen Laufbahn ging zu Ende und er hatte Nichts weiter mit dem Leben zu schaffen. Der Tod nahte ihm mit hastigem Schritte: er fiel als sein Opfer im Augenblick, wo sein Ruhm seine Mittagshöhe erreichte, und er entging so dem Schmerz, ihn am politischen Himmel wieder untergehen sehen zu müssen. Er hauchte seinen letzten Athemzug am 8. August 1827 in der Villa des Herzogs von Devonshire zu Chiswick in demselben Hause und in demselben Gemach aus, wo Fox unter gleich schmerzlichen Umständen vor der Zeit den Geist aufgegeben hatte.

Der Schmerz der Nation über den Tod des volksthümlichen Premierministers war allgemein, aber er ging vorüber. Es hatten stets ängstliche Zweifel darüber gewaltet, welchen Weg er einschlagen würde; er hatte sich in eine Menge von Widersprüchen verwickelt, die in seiner Vergangenheit wurzelten und die ihm und Andern die freie Aussicht in seine Zukunft versperrten. Es wäre ein müßiges Beginnen, jetzt darüber nachzusinnen, was er wol gethan haben würde; aber es kann nicht geleugnet werden, daß Solches viel mehr ein Gegenstand der Vermuthung als der Gewißheit ist, und daß darin selbst ein Umstand der Verurtheilung liegt. Seine Laufbahn war glänzend, aber sie war unstät; seine Einsicht war mehr strahlend als gediegen durchdringend; er war der Letzte jenes Stammes von Staatsmännern, die nimmer in England wieder aufleben können, — jener Gattung, welche die Politik als ein Gewerbe aufsuchte; man kann hinzufügen: daß er der Beste seiner Classe war, aber das Verschwinden dieser Classe selbst ist kaum zu bedauern. Ri.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 210. —— 29. Juli 1846.

Über Louis Blanc's „Histoire de dix ans. 1830—40."

Dies echt französische Werk, fünf starke Bände füllend, hat in kurzer Zeit fünf Auflagen erlebt. Dieser Beweis des Interesses, das es in Frankreich erregt, und des Beifalls, den es in weiten Kreisen gefunden hat, kann nicht Verwunderung erregen: denn der reiche Stoff, den die Ereignisse, die sich in der Zeit von 1830—40 in Frankreich zugetragen, und den die socialen und psychologischen Erscheinungen im französischen Leben darbieten, ist lebendig, fließend, klar, mit rhetorischem Schmuck und mit scharf ausgeprägter Parteiansicht und Tendenz, der republikanischen, dargestellt, und in den Beziehungen Frankreichs zu andern Staaten und Völkern wird der französischen Eitelkeit und Anmaßung in überschwenglichem Maße gehuldigt.

Auch bei uns in Deutschland, wo man in gewissen Kreisen immer noch gewohnt ist, sich durch Das am meisten blenden zu lassen, was an unsern westlichen Nachbarn sich am weitesten von unserer Individualität entfernt, scheint das Werk, wenn auch nicht mit Zustimmung, so doch mit einer gewissen Bewunderung gelesen worden zu sein. Je leichter aus Stillschweigen und ruhigem Hinnehmen Beipflichtung gefolgert werden kann, je gefährlicher aber uns der Grundgedanke und die ganze Tendenz des Werks mit ihren Consequenzen sich darstellt, um so nothwendiger erachten wir eine Aufdeckung der leitenden Gedanken und ihrer Anwendung auf gewisse uns nahe angehende politische Fragen.

In Folge der demokratischen Tendenz sind, begreiflicherweise, das Königthum — die monarchische Verfassung — Frankreichs und der König Ludwig Philipp selbst ins übelste Licht gestellt. Die Quelle und Wurzel alles Übels in der Politik und den bürgerlichen (innern) Zuständen Frankreichs erblickt der Verf. aber in dem Geiste und Einflusse der Bourgeoisie, die aus fanatischer Liebe zum Eigenthum, das sie zu schützen strebe, jeder Revolution, der Volksherrschaft und dem Socialismus entgegentrete.

Wir heben zunächst diejenigen Äußerungen heraus, welche die politische Stellung Frankreichs und seiner Beziehungen zu andern Staaten und Nationen betreffen:

Die hochmüthigsten Mächte zeigten sich zu Boden geworfen (nach der Julirevolution). Man konnte sagen, daß von nun an die Nationen nur mit Hülfe und mit Erlaubniß Frankreichs leben würden. (II, 8.) *)

Man kann die moralische Lage des Cabinets von Berlin durch den Ausspruch beurtheilen, der dem Könige von Preußen bei der Nachricht der pariser Ereignisse entfuhr: „Wenn die Franzosen nur bis an den Rhein gehen, so rühre ich mich nicht." (II, 12.)

Um mit Belgien den Vertrag einer fruchtbaren und ehrenden Brüderschaft zu schließen, durfte ihm Frankreich nur den Arm reichen. (II, 23.)

Solche Umstände gestatteten den Franzosen einen Ehrgeiz ohne Schranken; und eine Staatsgewalt, die würdig gewesen wäre sie zu regieren, hätte unzweifelhaft durch sie das Weltregiment ergriffen. Die Ereignisse riefen unsere Schutzherrschaft nach Konstantinopel und gaben uns, mit dem befestigten Reiche der Sultane, das Mittel, Polen zu retten. Die Uniform unserer Soldaten, auf dem Gipfel der Alpen glänzend, hätte hingereicht, die Unabhängigkeit Italiens zu sichern. — Es war ein merkwürdiges Zusammentreffen von Umständen, das in dem Grade von der Vergrößerung Frankreichs das Heil aller unterdrückten Nationen abhängig machte. (II, 25.)

Man mußte für dieses Übermaß von Leben, das die Revolution in der französischen Gesellschaft geschaffen hatte, einen Weg nach außen suchen. (II, 26.)

Mehre Emissaire der Propaganda reisten nach Brüssel ab. Sie erhitzten dort die Gemüther und warfen den Samen der Leidenschaften, von denen sie selbst durchglüht waren, geschickt unter das Volk u. s. w. (II, 83.)

Die pariser Clubs sendeten ihre Emissaire nach Brüssel. Die Gesellschaft der Volksfreunde errichtete auf ihre Kosten ein Bataillon und sendete es ab, indem es ihm einen Namen, einen Chef, eine Fahne gab. (II, 108.)

Die Revolution, die Warschau entzündete, konnte für immer die Verträge von 1815 umwerfen und entschieden das Scepter des Westens in die Hände Frankreich gelangen lassen. (II, 153.)

Frankreich konnte leicht und kräftig der polnischen Revolution helfen. Die Regierung brauchte weder eine Armee Warschau zu Hülfe zu senden, noch eine drohende Sprache gegen den Kaiser zu führen; um Polen zu retten, reichte es hin, einige französische Generale und zugleich Agenten dahin zu senden, die beauftragt waren, im Namen Frankreichs die demokratische Partei zu unterstützen. (II, 169.)

. . . daher befanden sich die Engländer in der absoluten Unmöglichkeit, einen Krieg zu unternehmen, ja nur daran zu denken. So hätte ihnen Frankreich, indem es Belgien an sich zog, die doppelte Demüthigung auferlegt, ihre Ohnmacht darzuthun und sie für ihre Drohungen zu bestrafen. (II, 233.)

*) Die Citate sind nach der fünften pariser Ausgabe.

Google

Polen wendete sich an den Schutzgeist des französischen Volkes ꝛc., das, um eine Lehre der Brüderschaft zu verbreiten, die Schlachtfelder und die Schaffote mit seinem Blute überschwemmt, das endlich unter dem Kaiserreich sich in tödtlichen Anstrengungen erschöpft hatte, um den schwächsten Nationen die freien Straßen des Oceans zu öffnen. (II, 235.)

Daß Casimir Périer sich in der Kammer gegen die Intervention durch Krieg erklärt und gesagt hat: „Das französische Blut gehört nur Frankreich", veranlaßt L. Blanc zu folgender Apostrophe:

Gottloses Wort! Da der Genius Frankreichs sich immer in seinem Kosmopolitismus gezeigt hat und die Aufopferung (Hingebung, le dévouement) ihm von Gott selbst als ein Element seiner Macht, eine Bedingung seines Lebens auferlegt ist. (II, 313.)

Vom General Guilleminot, der vom Botschafterposten zu Konstantinopel abgerufen worden, weil er auf eigene Verantwortung die Pforte zum Krieg gegen Rußland getrieben, wird gesagt:

Die Entzündung Europas, wenn man sie nothwendig machte, schien ihm kein viel schrecklicheres Unglück, als die unvergängliche Unehre eines Volkes, dessen Unverletzlichkeit für die Freiheit der Welt wichtig ist. — Die Diplomatie dieses großen Volkes wagte nicht einmal, sich zu Kunstgriffen (artifices) zu erheben. (II, 323.)

Nachdem die Gründe aufgeführt worden, weshalb Luxemburg hätte mit Belgien vereint werden sollen:

Diese Gründe waren schlagend und schöpften eine unwiderstehliche Gewalt in dem Enthusiasmus, mit welchem die Einwohner Luxemburgs sich der belgischen Revolution angeschlossen hatten. (II, 378.)

Unter den Augen der erstaunten Nationen und der von Schrecken ergriffenen Könige hatten wir wahrhaft und für größere Zwecke das Napoleon's Händen entschlüpfte Scepter wieder ergriffen. Niemals wurde einem Volke vom Schicksale eine glänzendere Lage gewährt, und wir hatten nicht nöthig, die Welt (l'univers) umzustürzen, um sie zu ändern, denn sie war uns preisgegeben u. s. w. (II, 402.)

Eine Demokratie mit starker Verfassung war allein fähig, die Verträge von 1815 zu zerreißen und Europa umzugestalten. (II, 406.)

Östreich, unsere Erklärungen verachtend, war in Italien eingefallen und die Romagna wieder unter das Joch des römischen Hofs gekommen. (III, 164.)

Der Papst hatte bei der Nachricht der Besetzung (Anconas) einen heftigen Anfall von Zorn und der Cardinal Bernetti rief aus: „Nein! seit den Saracenen ist nichts Ähnliches gegen den Heiligen Vater unternommen worden!" (III, 172.)

Casimir Périer ward durch Furcht verhindert, die Furcht der Andern zu benutzen, und er zwang Frankreich, sich die Bedingungen der europäischen Ruhe gefallen zu lassen, während es bei ihm stand, sie zu dictiren, wie Dies wol das Abenteuer von Ancona bewies. (III, 225.)

Es wird erzählt, daß die Herzogin von Berri, als sie in Frankreich den Bürgerkrieg entzünden wollte, Sardinien und Holland zum Angriff Frankreichs aufgefodert habe; „aber diese Eröffnung hatte keinen Erfolg wegen der furchtsamen Politik Preußens, das den König von Holland wissen ließ: es werde ihn verlassen, wenn er den Krieg anfange." (III, 366.) Nach der Einnahme der Citadelle von Antwerpen:

Es blieb dargethan, daß durch die Schlachten des Kaiserreichs die Quelle des großmüthigen Bluts, das zu so verschiedenen Zeitpunkten für die unterdrückten Völker floß, nicht versiegt war. Denn Das ist der ewige Ruhm der französischen Nation, daß sie, mitten in dem menschlichen Hinundherwogen, beständig den Grundsatz der Hingebung vertreten hat. Daß der furchtbare Beruf, den sie gegen Ende des 18. Jahrhunderts übernahm, in Europa einen lang dauernden Eindruck des Entsetzens zurückgelassen hat, begreift man; und doch handelte sie nicht für sich allein, als sie mit erhabener Wuth die Throne zu erschüttern und die allgemeine Freiheit zu predigen anfing, ohne daß irgend Etwas im Stande war sie aufzuhalten: weder der Bund aller Monarchien, noch England, das seinen Reichthum gegen uns erschöpfte; noch die heftigsten Leidenschaften, die auf der ganzen Oberfläche des Erdbodens entfesselt waren; noch endlich die schreckliche Nothwendigkeit, für die gemeinschaftliche Wohlfahrt durch Schlachten und Siege zu sorgen. (III, 430 u. 431.)

In Betreff der Belagerung der Citadelle von Antwerpen äußert der Verf.:

Durch die Bedingungen, die uns die Diplomatie auferlegte, verlor das Unternehmen das Ansehen eines revolutionairen Feldzugs, das ihm zu erhalten so nöthig gewesen wäre. (III, 431.)

Die europäischen Monarchien, angetrieben von dem unermeßlichen Schrecken, den wir ihnen einflößten, verbanden sich demnach nochmals. (III, 432.)

. . . es war ein Lebensinteresse für Frankreich, daß man ihm im Süden (in Italien) die Freiheit seiner Bewegungen (la liberté de ses mouvements) nicht nahm; und darin bestand die Gefahr, womit Östreich es bedrohete, indem es sich dem Papste nothwendig machte u. s. w. (IV, 133.)

Frankreich hatte zu Ende des 18. Jahrhunderts gezeigt, daß es im Stande sei, Alles zittern zu machen, Alles um sich niederzubeugen u. s. w. (V, 23.)

König Ludwig Philipp hätte, statt den revolutionnairen und demokratischen Geist des französischen Volkes zu vernichten, ihn benutzen und zu Europa sagen sollen:

Machet meine Dynastie populair, indem ihr meinem Lande Nichts von Dem versagt, was ihm rechtlicherweise (légitimement) gehört; und bequemt euch, es in meiner Person zu ehren, denn ich gebiete über den Sturm, und ein Wink von mir genügt, um die Throne zu erschüttern. (V, 24.)

Bei Erzählung der Eroberung Algiers äußert der Verf.:

Die Franzosen, Repräsentanten der christlichen Idee, konnten, um die Araber zu unterwerfen, nicht Mittel anwenden, deren sich die Türken bedient hatten — Uneinigkeit zwischen den Stämmen unterhalten u. dgl. —, sie konnten ihre Eroberung nicht entbehren. — War der Norden Afrikas einmal gesichert, so kam der Süden von selbst. — Aus dem Mittelländischen Meere konnten wir ein französisches machen. Das Alles bot uns das Schicksal im J. 1830 an.

Von der Räumung Anconas:

Die Nation sah ein Ereigniß nahen, das sie mit Traurigkeit erfüllen sollte. (V, 336.)

Es ist wahr, daß 1832 C. Périer in eine Übereinkunft willigte, durch welche Frankreich sich anheischig machte, seine Truppen zurückzuziehen, sobald die östreichischen Italien verlassen haben würden. Aber bedeutete Dies, daß der Rückzug der Franzosen Dem der Östreicher nothwendigerweise, ipso facto, folgen sollte? u. s. w. (V, 338.)

Thiers wird vorgeworfen, durch die Allianz mit England Frankreichs Macht auf dem Meere preisgegeben zu haben, obgleich

Frankreich von Gott selbst zur Herrschaft der Meere (à l'empire des mers) berufen ist. (V, 446.)

Die Bourgeoisie hat sich mit einer thörichten Affectation gedemüthigt. — Es gab eine Zeit, wo auf jedem Punkt der ganzen Erdkugel die Größe unsers Landes in dem geringsten Bürger geehrt ward. (V, 470.)

Frankreich will die Völker nicht zu Unterthanen. Es liegt in seiner Bestimmung, die Welt zu retten, nicht zu unterjochen. (V, 471.)

Wenn die Bourgeoisie auf eine edle Weise begeistert wäre und den Socialismus annähme (das ist der Sinn einer langen Stelle)

würde sie, gegen das Europa der Könige gewendet, nicht fürchten, Frankreich die Sprache und Gebehrde (geste) des Befehlens zurückzugeben u. s. w. (V, 483.)

Unstreitig muß man bei den meisten der vorstehenden Stellen die — Schriftstellern aus germanischem Stamme unerreichbare — Eminenz und Virtuosität im Prahlen, in der Dünkelhaftigkeit, Anmaßung, Selbstverblendung und Nichtachtung fremder Rechte bewundern. Den Franzosen vom Schlage des Hrn. Blanc — und deren Zahl soll sehr groß sein — ist nur die Erinnerung an die französischen Siege, nicht an die französischen Niederlagen geblieben, und sie bedenken nicht, wie sehr sich die Zustände, welche ihre Siege erleichterten und möglich machten, in Europa, namentlich in Deutschland, geändert haben. Von diesen krieg- und herrschlustigen Franzosen, ganz mit den Erinnerungen an die Zeiten der Convention und des Kaiserreichs erfüllt, gilt was Napoleon von den Bourbons sagte: „Sie haben Nichts vergessen und Nichts gelernt."

(Die Fortsetzung folgt.)

Literarische Curiositäten.

Die Buchdrucker und Correctoren waren nach Erfindung der Buchdruckerkunst lange Zeit meist sehr gelehrte Leute. Es konnte fast gar nicht anders sein; denn es handelte sich meist darum, die wissenschaftlichen Schätze Griechenlands und Roms zu Tage zu fördern und, was oft ebenso viel hieß, sie erst zu entziffern. Sauber geschriebene Manuscripte waren selten, und alle wimmelten von Abkürzungen (Abbreviaturen), welche nur ein mit der Sprache vertrauter Mann entziffern und also nur unter solcher Voraussetzung richtig lesen oder in der Correctur berichtigen konnte.*) Nicht selten wird daher in ältern Drucken zu Ende nicht nur der Buchdrucker, sondern auch der Corrector des Buchs genannt und bisweilen wol gar sein Verdienst in einem Distichon gepriesen. So hat man eine Sammlung von Commentarien über die sicilischen Gesetze von Andreas de Ysernia aus dem Jahre 1472, gedruckt zu Neapel, von Sextus Russinger und corrigirt von Petrus Oliverius; zwei Distichen besagen es am Ende, und nennen kurz den Drucker: Sixtus hoc impressit; desto mehr rühmen sie den Corrector:

> Sed bis tamen ante revisit,
> Egregius Doctor Petrus Oliverius.

*) Es kam hier nicht darauf an, ob die Abbreviaturen auch in das gedruckte Exemplar übergehen sollten, was anfangs häufig geschah, um ihm den Schein eines Manuscripts zu erhalten. In dem einen Falle, wo sie aufgenommen wurden, wie in dem andern, wo man sie in einzelne Buchstaben auflöste, mußte man sie richtig zu lesen verstehen. Vergl. darüber Strobel's „Miscellaneen literarischen Inhalts" (Nürnberg 1778, zweite Sammlung, S. 83).

Der Leser soll es wohlgemuth kaufen, denn es sei im ganzen Buche kein Druckfehler: Mendis nam caret istud opus. Bisweilen mochten die frühern Typographen eine übergroße Freude haben, wenn aus ihren Pressen ein für jene Zeit wichtiges Werk zu Tage gefördert war. So erschien 1507 eine „Pragmatique sanction" mit Erläuterungen von Côme Guynier, gedruckt von Andreas Brocard und das aere perennius des Horaz ist zum Schlusse in zwei allerliebsten Versen umschrieben: „Daure dies Buch, bis die Ameise des Meeres Fluten austrank und die Schildkröte rings den Erdball umwandelte!"

> Stet Liber hic, donec fluctus Formica marinos
> Ebibat et totum testudo perambulet orbem.

Daß die Hand ein treffliches Mittel sei, Dem, was wir sagen, noch genauern mimischen Ausdruck zu geben, ist eine allgemein bekannte Sache. Allein es gab auch einzelne Redner, die durch üble Angewohnheiten Eindruck zu machen hofften. Wie mancher Kanzelredner namentlich, und dann Schulmänner besonders, suchen, wenn das Gedächtniß versagt, ihre Verlegenheit durch Husten und Räuspern zu verbergen, bis am Ende, was erst Sache der Noth war, zu einer häßlichen Angewohnheit wird, die sich auch bei Andern wieder in anderer Weise äußert. Jedoch im 16. Jahrhundert war das Husten auf der Kanzel in Frankreich völlig zur Modesache geworden. Einer der beliebtesten Prediger war damals Olivier Maillard (gest. 1502), ein Kapuziner, von welchem zwei Bände Predigten nach seinem Tode 1511 und 1513 erschienen, ungerechnet einzelne die er drucken ließ. In einer der Letztern, aus dem Jahre 1500, ist genau mit einem Hm! Hm! am Rande angegeben, wo er seinem Vortrage durch Husten den rechten declamatorischen Reiz verlieh. Spottend sagte in jener Zeit ein Abt Beisrobert: „Ein guter Kanzelredner muß zur rechten Zeit zu husten, zu niesen und auszuspucken verstehen: dadurch zieht er sich aus mancher Verlegenheit." Und diese Bemerkung gilt noch heute von einer großen Menge.

Der berühmte Gründer des französischen Trauerspiels, Peter Corneille, der seine griechischen, römischen und spanischen Helden so trefflich sprechen ließ, daß manche ihrer Worte noch heute in Aller Munde leben, war im Umgange und im Ausdrucke so alltäglich und nachlässig, daß man ihn kaum ertragen konnte. „Den Mann muß man nur auf der Bühne hören!" rief eine Prinzessin, als er, ihrem Wunsche gemäß, ihr vorgestellt worden war und sich so hölzern benommen hatte. Die Natur hatte einen großen Dichter und zu gewöhnlichen Umgangsmenschen in Einer Person vereinigt, was ihr mehr als ein Mal begegnet ist. Man erinnere sich an die Art, wie F. v. Schiller in Manheim seinen „Fiesco" dem Theaterausschuß so schauderhaft vorlas, daß nur Iffland den dichterischen Bühnenwerth davon durchschaute. Nichts soll, wie der alte Bühnenveteran Christ erzählte, schrecklicher gewesen sein, als wann Ramler den Schauspielern in Berlin durch Ton und Geberde zeigen wollte, wie sie diese oder jene Stelle in Versen vorzutragen hätten. Wie Schiller damals nur in seinem schwäbischen Dialekte zu Manheim vorlas, so blieb auch Peter Corneille immer dem gewöhnlichen Jargon getreu, den er sich in der Jugend zu eigen gemacht hatte.

In ältern Zeiten gab man wirksamen Arzeneien recht fromme, sowie vom 17. Jahrhundert an recht gelehrte Namen. Im 16. Jahrhundert z. B. hatte man in den Apotheken eine Manus Christi, ein Apostolicon, eine Gratia Dei, ein Lazirtränkchen: Antidotum paulinum, das man noch jetzt recht vielen starkgläubigen Theologen eingeben möchte, und ein Lignum sanctum, welches jetzt unter dem Namen Guajac-Holz bekannt ist, damals aber als ein Specificum gegen alle Krankheiten der Haut und des Bluts galt, für welches den Königen Spaniens, wie ein Arzt, Joh. Langius (gest. 1565 in Heidelberg) in je-

ner Zeit sagte, mehr Dank gebühre, als für alle neuentdeckten Gold- und Silberminen.

Daß Bücherdedicationen den Verfassern oft Orden, Medaillen und gnädige Handschreiben verschaffen, ist bekannt und wird nach Möglichkeit in den Zeitungen verbreitet; allein ebenso häufig fällt auch die darauf gesetzte Hoffnung in den Brunnen. Der berühmte Theodor Gaza bekam für seine Bearbeitung des Aristoteles „Über die Natur der Thiere" vom Papste Sixtus V., dem er sie gewidmet hatte, kaum den Einband vergütet; und der noch berühmtere Tasso, sowie Ariosto, hatte keinen glänzendern Erfolg. Letzterer fand beim Cardinal d'Este gar nur Spott und Hohn, statt Dank und Lohn. Als der Dichter Bracciolini dem Papst Urban VIII. sein großes Gedicht überreichte, das er zu Ehren der Barberini herausgegeben hatte, legte er ihm zum Dank spöttisch den Beinamen Monsignor de apibus bei, als Anspielung auf das Wappen der Barberini, und Dies war die ganze Belohnung. Dergleichen Geschick hat mancher Schriftsteller erfahren, und Scarron widmete daher seine Lieder lieber seinem Schooshündchen.

Unter allen Gelehrten, welche eine sogenannte Brotwissenschaft treiben, werden die Ärzte dieser am ehesten untreu. Julius Scaliger spielte den Kritiker und Dichter; der Arzt Vignier schrieb mehre dicke Bände über Geschichte; Averrhoes übersetzte den Aristoteles ins Arabische; wir haben Ärzte, die sich durch ihre theologischen und mathematischen Schriften ausgezeichnet haben, oder als Sternkundige, wie Olbers in Bremen, einen allgemein berühmten Namen erwarben. Kopernicus war, gleich ihm, ein Arzt; ebenso der berüchtigte Nostradamus und der geachtete Cardanus, welche sich namentlich mit der Astronomie beschäftigten. Wolfgang Lazius, ein wiener Arzt (gest. 1555), schrieb eine römische Geschichte, und der Leibarzt der Katharine von Medici, Philipp Laurian, einen Commentar über den Tacitus. Paul Jovius ist als Geschichtschreiber seiner Zeit viel mehr bekannt denn als Arzt. In solcher Weise könnten wir so Viele noch nennen, die als Kalendermacher, als Kirchenschriftsteller, als Staatsmänner, als kirchliche Polemiker, als Alterthumskenner, als Ästhetiker (z. B. Heinroth), als Theaterdichter (Contessa), als Münzkundige, als Architekten und in andern Zweigen des Wissens excellirten; denn es gibt keine Richtung, die nicht ein Arzt entweder neben seinem Hauptfache oder mit gänzlicher Aufgebung desselben gepflegt hätte. Das Beste, was mancher Arzt geschrieben hat, bezieht sich oft am wenigsten auf sein Fach, wie schon dies kleine Namensverzeichniß zeigt, das so unendlich hätte ausgedehnt werden können. Warum gerade die Ärzte häufiger auf solche Nebenwege gerathen? Ihre Wissenschaft greift an sich mehr ins Leben ein, sie ist mit manchen andern Wissenschaften in näherm Zusammenhange, und so gedeiht oft ein solcher Nebenzweig des Wissens auf Kosten des Hauptstammes, der zuletzt ganz vernachlässigt wird.

Wie im Laufe der Zeit sich die Bedeutung eines Wortes ändern kann, zeigen unter Anderm die so verrufenen Sporteln. Wir haben hierin das lateinische sportula, ein Körbchen, von sporta abgeleitet, was ebenfalls einen Korb bedeutet. Die vornehmen Römer pflegten nämlich ihre sogenannten Clienten oder Anhänger entweder täglich an ihrem Tische selbst — abzufüttern oder ihnen ein Stück Geld zu zahlen, womit sie eine Mahlzeit bestreiten konnten, oder aber ihnen das Brot und Fleisch selbst zu geben, und Letzteres hieß sportula mit einem Worte, weil der Empfänger mit einem Körbchen kam. In solchem Sinne kommt das sportula beim Plautus schon und später beim Martial vor. Letzterer hat:

Promissa est nobis sportula, recta data est.

„Man versprach uns eine Portion und gab uns eine ordentliche Mahlzeit"; wenn nämlich Jemand seine Clienten selbst bewirthete, so hieß dies eine coena recta. Wer denkt nun bei unsern Gerichtssporteln und bei so vielen andern Sporteln noch an jenes Körbchen, an die sportulam? Jedoch schon in den spätern Zeiten Roms nahm das Wort eine andere uns näher liegende Bedeutung an: Plinius der Jüngere bezeichnet überhaupt ein Geschenk damit. In solcher Art mag es dann in die Gerichtsstuben gedrungen sein: die Subalternen sollten indirect gewonnen werden; bis sie auf diese zufälligen Geschenke gleichsam angewiesen wurden, welche letztere endlich deshalb festbestimmt werden mußten. In manchen Stellen machen sie aber immer noch die Haupteinnahmen. Was wäre mancher Küster ohne solche Sporteln?

Eine recht gute Anleitung, Geschichte zu schreiben, findet sich, wo sie wol nicht leicht ein Geschichtschreiber suchen dürfte: im zweiten Buche der Maccabäer im zweiten Capitel. Der unbekannte Verf. desselben stellt hier Grundsätze auf, welche noch alle Tage Werth haben. Er nennt seine Quelle: fünf Bücher eines gewissen Jason, aus denen er einen Auszug zu geben verspricht (V. 24), weil von seinem Vorgänger „Alles ineinander geworfen sei, daß man es nur mit Mühe fassen könne" (V. 25). Zugleich verspricht er (V. 26), so zu erzählen, „daß man es gerne lese, daß es Jedermann nützlich sei", gesteht aber auch, wie ihm Dies gerade „Sorge und Mühe genug, Arbeit und Fleiß verursacht habe" (V. 27). Und so theilt er noch manche praktische Winke mit, indem er recht naiv schließt, damit „seine Vorrede nicht größer werde als die Geschichte selbst". In gleich bescheidener und hübscher Weise endigt er auch seinen Auszug; Meisterstücke aber sind seine Schilderungen von mehren Tempelscenen, von der Hinrichtung einer jüdischen Familie, der Selbstentleibung des Razis und der Rache, die den Nikanor ereilte.

Die Italiener nannten sonst die Vorrede zu einem Buche: La salsa del libro, die Sauce zum Buche, und gar nicht mit Unrecht: eine Vorrede reizt zum Lesen des Buches, wie eine gute Sauce den Appetit zu einem Gerichte rege macht. Das ex ungue leonem paßt auch hier. Nicht zu gedenken, daß sie wie ein verjüngter Maßstab gleich angibt, Was und wie Vielerlei und innerhalb welcher Schranken es im Buche erwartet werden soll und darf, läßt sie auch auf den Geist schließen, in welchem der Schriftsteller seinen Gegenstand behandeln wird. Wer mehr fade und langweilig, kriechend oder anmaßend auftritt, wird auch späterhin fade und langweilig u. s. w. schreiben. Die Kunst, einzuleiten, den Leser für den Gedanken zu gewinnen und für die Form, in welcher der Gedanke ausgesprochen werden soll, ist das Schwierigste, und eine Vorrede ist der Schlüssel zur Einleitung. 88.

Literarische Anzeige.

Soeben erschien und ist in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Lentz (C. G. H.), Geschichte der evangelischen Kirche seit der Reformation. Ein Familienbuch zur Belebung des evangelischen Geistes. In zwei Bänden. Viertes Heft. Gr. 8. Jedes Heft 9 Ngr.

Der erste Band ist mit dem dritten Hefte geschlossen und kostet 27 Ngr.; der zweite Band wird ebenfalls aus 3 Heften bestehen, und den Preis des ersten nicht überschreiten.

Leipzig, im Juli 1846.

F. A. Brockhaus.

Verantwortlicher Herausgeber: **Heinrich Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig.**

Blätter für literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 211. — 30. Juli 1846.

Über Louis Blanc's „Histoire de dix ans. 1830—40."

(Fortsetzung aus Nr. 210.)

In Betreff der auswärtigen Verhältnisse, oder der Beziehungen Frankreichs zum Auslande, scheinen bei dem Verf. zwei Überzeugungen vorzuherrschen: 1) daß die französischen Invasionen den Völkern Freiheit und Civilisation gebracht haben; 2) daß der Sieg, den das demokratische Princip, in Folge der Vertreibung der schwachen pariser Besatzung aus der Hauptstadt und des Königs nebst seiner Familie aus Frankreich, davongetragen hatte, ganz Europa so in Furcht und Schrecken gesetzt, so paralysirt, so kleinmüthig und verzagt gemacht habe, daß Frankreich keinen Widerstand gefunden hätte, wenn es dictatorisch aufgetreten und ans Werk gegangen wäre, Europa neu zu gestalten. Er glaubt, nur Napoleon's Herrschersprache, nicht Napoleon selbst und die Zeit in der er herrschte, habe dazu gefehlt. Hinter der Besorgniß und Scheu der europäischen Mächte, ohne unabwendbare Nothwendigkeit die Flammen eines, den Wohlstand der Völker verheerenden allgemeinen europäischen Kriegs zu entzünden, wittert der Verf. bloße Furcht vor den Franzosen.

Hätte L. Blanc seine Landsleute, — die französischen Heere und ihren verderblichen Anhang von Intendanten, Kriegscommissairen, Beamten aller Art und politischen Spionen, auf ihren Zügen im Auslande, in Deutschland, Polen, Rußland, Spanien, Portugal u. s. w. begleitet; hätte er das Plündern der Soldaten gesehen, die, wo sie Nichts fanden, häufig Städte und Dörfer anzündeten; hätte er die systematischen Erpressungen und die Unterschleife der Armeebeamten, die durch ihre Brutalität und durch höhnende Verletzung des Nationalgefühls empörende Behandlung, welche den Einwohnern der besetzten Länder widerfuhr, endlich die Corruption, welche bei längerm Aufenthalte der Franzosen in vielen Beziehungen überhand nahm, unparteiisch beobachtet: so würde in ihm, bei allem Enthusiasmus für die erhabenen Eigenschaften und Vorzüge der französischen Nation, der Glaube an die Wohlthaten, welche sie fremden Völkern gespendet, nicht haben entstehen oder Gunst finden, noch viel weniger von ihm in die Welt ausposaunt werden können.

Mehr oder minder ist die Freiheit und Civilisation, welche die Franzosen andern Nationen gewaltsam angedeihen lassen, durch ihre Razzias in Algerien dargestellt und bezeichnet.

Welchen Werth, welche Wahrheit die betreffenden Floskeln haben, zeigen zunächst Deutschland und Polen. Von Deutschland wurden mehrmals, mitten im Frieden, durch bloße Decrete, Theile abgerissen und Frankreich einverleibt. Stand dieses Verfahren nicht auf einer Linie mit der Besitznahme polnischer Provinzen von Seiten Rußlands, Östreichs und Preußens? worüber jetzt der philanthropische, die Rechte anderer Völker zart und gewissenhaft achtende Sinn der Franzosen — die den polnischen Staat wiederherstellen möchten, damit er ihnen zur Wiedereroberung der Rheinprovinzen u. s. w. Beistand leiste — so viel Geschrei machen. Die Besitznahme Polens ward aber durch die heillosen, anarchischen Zustände dieses Landes und durch die Uneinigkeit und die Intriguen des polnischen Adels, dessen Factionen sich an fremde Mächte um Beistand wendeten, veranlaßt; während der Besitznahme deutscher Provinzen durch die Franzosen, in den J. 1810 und 1811, weder durch die innern Zustände dieser Länder noch durch die Wünsche irgend einer Classe ihrer Bewohner, die mitten im Frieden ihrer Nationalität beraubt wurden, motivirt werden konnte.

Wenn die Franzosen sich rühmen, daß die von Franzosen in Besitz genommenen deutschen Provinzen, namentlich die des linken Rheinufers, zeitgemäße Gesetze und Einrichtungen erhalten hätten — wogegen sie, außer der Nationalität, manch theures Gut, viele schätzbare, volksthümliche Einrichtungen und Verhältnisse einbüßten —, so ist der Vortheil, der dem französisch gewordenen Deutschland zu Theil ward, nicht in Vergleich zu bringen mit den verbesserten Zuständen, die den mit deutschen Staaten vereinigten polnischen Provinzen zu Theil geworden sind, in denen an die Stelle grenzenloser Anarchie, Gesetzlichkeit, Rechtsschutz und Mittel der Bildung und des materiellen Wohlstandes getreten sind.

Über die bloßen Invasionen, d. h. die fruchtlosen Eroberungsversuche, der Franzosen, sagt L. Blanc:

> Da, wo die Engländer sich aufdringen (s'imposent), säen wir den Gedanken (la pensée). Frankreich, nur zu seinem Ruhme ungeschickt, sich festzusetzen, ist wie der Nil: es befruchtet was es überschwemmt und geht vorüber.

Das beste Resultat einer solchen Überschwemmung und Befruchtung Deutschlands, sowie Portugals, Spaniens u. s. w., ist das durch den Druck und die Unbilden der Franzosen in den Bewohnern dieser Länder geweckte und erregte Nationalgefühl gewesen, das die Vertreibung der Eindringlinge bewirkte. Selbst da, wo ein längere Zeit ruhig bestehendes Protectorat stattfand — in den Ländern des Rheinbundes —, geschah von Seiten der Franzosen Nichts für, aber Viel gegen jede Art von Freiheit und Selbständigkeit. Das französische Protectorat bestand darin, sklavische Abhängigkeit von Frankreich und Truppen für undeutsche Zwecke zu verlangen. Dadurch, daß die Rheinbundstaaten die deutsche Reichsverfassung verloren, büßten die Unterthanen den Rechtsschutz ein, den ihnen diese gewährt hatte. Selbst seit Jahrhunderten bestandene landständische Verfassungen und Rechte wurden in einzelnen deutschen Staaten unterdrückt, nachdem die Fürsten durch die Trennung vom deutschen Reichsverbande souverain geworden waren und diese Stellung Seiten Frankreichs — das die Erfüllung seiner Foderungen von den Fürsten verlangte — unterstützt ward.

Am schlagendsten zeigt Polen, welches Frankreich so viele Opfer gebracht hat und mit wahrhaft kindlichem Vertrauen sein Heil von Frankreich erwartete, was für Wohlthaten fremden Nationen von Frankreich — dem rettenden Genius unterdrückter Völker — zu Theil werden.

Frankreich, das sich der Theilung Polens nicht widersetzt, das bis 1806 seine Siege und Friedensbedingungen nicht benutzt hatte, um die Stimme für Polen zu erheben, rief die Polen, als es ihres Beistandes im Kriege gegen Preußen und Rußland bedurfte, auf, die Fremdherrschaft abzuwerfen, und versprach ihnen die Wiederherstellung ihres Staats. Diese beschränkte sich im Frieden von Tilsit darauf, daß ein Theil des preußischen Polens als Herzogthum Warschau einem deutschen Fürsten des Rheinbundes, der übrige Theil an Rußland (!) übergeben ward. Von 1807—12 mußte das Herzogthum Warschau seine Truppen gegen Östreich, d. h. zur Unterdrückung der deutschen Freiheit, fechten lassen; mußte zur Unterdrückung der Freiheit und Selbständigkeit der Spanier und Portugiesen nach der pyrenäischen Halbinsel senden; mußte durch kostspielige Festungsbauten und Kriegsrüstungen, durch Verpflegung fremder Truppen u. s. w. seine Finanzen erschöpfen und dabei seine einzige Hülfsquelle — die Ausfuhr von Getreide — durch die Continentalsperre sich verstopfen lassen, während für die Befreiung des Volkes, der Bauern, vom Drucke der Adelsherrschaft Nichts geschah. Willig und freudig ertrugen die Polen, d. h. der Adel — denn von diesem ist immer nur die Rede, wann Polens Interessen verhandelt werden —, alle Opfer, welche sie bringen mußten, hoffend: Frankreich werde die erste sich darbietende Gelegenheit, den nächsten Krieg, benutzen, um ihr altes Reich wiederherzustellen. Die Gelegenheit, der Krieg, blieb nicht aus: wie schmerzlich wurden aber die Hoffnungen der Polen getäuscht! Plündernd und verheerend *), Pferde, Schlachtvieh und Getreidevorräthe fortführend, durchzogen die französischen Heere die polnischen Provinzen, deren Bewohner, von Napoleon aufgefodert, für ihre Freiheit und Selbständigkeit mit den Franzosen zu fechten, diesem Rufe freudig folgten; obgleich der Kriegsplan Napoleon's deutlich zeigte, daß er selbst die unvollständige Wiederherstellung Polens nur als eine von Umständen abhängende Nebensache betrachtete, der er seine weitern Pläne nicht opfern wollte. Deshalb unterließ er, um durch das polnische Interesse nicht gebunden zu sein, trotz der dringenden Bitten und Vorstellungen der Polen, die Herstellung Polens zu proclamiren und Maßregeln dafür anzuordnen.

Welche Verdienste sich seitdem die Franzosen durch ihre Propaganda und ihre Kammerphrasen um die Polen erworben haben, ist durch die Geschichte der polnischen Revolutionen von 1831 und 1846 bekannt.

Wenden wir uns nun zu einigen sich auf Deutschland beziehenden und die Aufmerksamkeit der Deutschen besonders verdienenden Stellen des vorliegenden Werkes! Im Eingange desselben, wo die Geschichte der Restaurationszeit (von 1814—30) gedrängt dargestellt ist, wird, ohne Misbilligung des Plans, einer französisch-russischen Allianz Erwähnung gethan, die, nach dem Verf., zur Folge hätte haben sollen: daß Frankreich die Rheinprovinzen (worunter auch Belgien verstanden wird) zurückgenommen hätte, durch Hanover zum Theil Holland, zum Theil Preußen entschädigt worden wäre, dessen Besitzthum man übrigens durch einen Theil von Sachsen abgerundet hätte. Der König von Sachsen wäre durch einen Theil von Polen zu entschädigen gewesen.

Man sieht hieraus, daß die polnische Nationalität, trotz aller philanthropischen Reden der Franzosen, von ihnen gleich der deutschen geachtet wird. Beide Länder bleiben fortwährend bestimmt, der französischen Politik Aushülfe darzubieten:

Wer könnte vergessen haben, daß vor 1814 Frankreich die erste Nation der Welt war, daß der Rhein auf ihrem Gebiete anfing und endete, daß Deutschland durch sie und für sie zugestutzt (façonnée) worden war?! (II, 91.)

Preußen sah (als Frankreich nach 1830 nicht Krieg begonnen hatte) die Rheinprovinzen, wo der Name Frankreichs kein Echo mehr erweckte, wieder unter die Macht seiner Gesetze friedlich zurückkehren.

(Der Beschluß folgt.)

Romanliteratur.

1. Der Dichter und die Welt. Roman aus dem Polnischen des J. J. Kraszewski, deutsch von W. Constant. Zwei Theile. Leipzig, Gebhardt und Reisland. 1846. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Ein Mensch, welcher nicht weiß was er will und was er soll, ist eine traurige Erscheinung im Leben. Das ist der Dich-

*) Die französische Armee bezeichnete 1812 ihren Weg durch die zur Emancipation (Insurrection) aufgefoderten polnischen Provinzen Rußlands mit den ärgsten Verheerungen. Unter Anderm wurden in Litthauen, zwischen dem Niemen und der Willia, zehn reich ausgestattete Schlösser des, der Insurrection bereits beigetretenen, Grafen Oginski ausgeplündert, aus bloßer Zerstörungswuth verwüstet und unbewohnbar gemacht.

ter, den der vorliegende Roman schildert; ja den Roman selbst trifft dieser trostlose Vorwurf. Die Vorrede vertheidigt ihn, indem sie sich verwahrt vor der Anklage, das Individuum als einen Typus der ganzen Dichterwelt dargestellt zu haben. In dem sehr langen Epilog aber, wo alle möglichen verunglückten Dichterschicksale geschildert sind, finden wir den frommen Wunsch: „Gott möge euch vor allem Übel und einer poetischen Seele behüten! Mütter sollen über der Wiege ihrer Kinder beten: «Herr, mache ihn zu was du willst, nur nicht zum Poeten!» denn es ist besser, elend, dumm, stumm, taub, blind als ein Poet zu sein; besser ist es, buckelig, schielend, kurzsichtig, krummbeinig als ein Poet zu sein. Ein Poet ist auf dieser Welt eine aus Afrika auf den Nordpol versetzte Pflanze. Sie erhebt sich und erstarrt unter dem eisigen Hauche der Welt, unter der kalten Hand der Eskimos, welche sie zwar verehren, aber nicht erwärmen, nicht begreifen können. Vergebens sucht sie ihr Haupt ihrer Sonne, ihrem Himmel zuzuwenden: nur Eis, Schneeflocken, Bären und Seekälber umringen, beriechen, versuchen, verkosten sie, bis sie dieselbe vernichtet haben. Der Dichter ist ein Gespenst auf der Welt, aber nicht für diese Welt; er steht auf zu Leiden und Martern, zerstäubt die Leute durch sein Erscheinen, spricht zu Tauben, bettelt um Mitleid mit fremder Zunge; und was kommt ihm von dem feierlichen Requiem und den Kränzen nach seinem Tode, da sie eine kalte Hand als ein unfreiwilliges Almosen spendet? Friede mit ihren Seelen im Grabe, denn man hat sie auf dieser Welt nicht erkannt!"

Der Poet selbst, der Held des Romans, ist eine arme Waise, welche bei Verwandten erzogen wird; er liebt seine Cousine, wird aber aus dem Hause verwiesen, weil man ihn eines Verhältnisses mit der Kammerjungfer anklagt, während sein Vetter Franz der Verführer derselben ist. Die große Frage: womit er sein Brot verdienen soll? drängt sich ihm auf; er will einen Beruf wählen, und die verschiedenen Zweige der Wissenschaft und des männlichen Wirkens werden ihm durch deren Vertreter verleidet und heruntergesetzt. Er wird Hauslehrer. Als er wieder seine Verwandten besucht, findet er die unfreundlichste Aufnahme. Marie gibt ihm Ring und Wort zurück und höhnt den von Schmerz Gequälten. Er hat eine alte taube Frau einst vom Überfahren gerettet; diese läßt ihn kommen (sie ist eine Gräfin und plötzlich reich geworden), adoptirt ihn und stirbt. Der Besuch des reichen Dichters im Hause der Verwandten ist ganz verschiedener Art von dem ersten; Marie nähert sich ihm wieder, aber er verschmäht sie. Nach einem Jahre wird er zu ihrer Hochzeit eingeladen. Plötzlich erwacht in ihm der Schmerz, sie auf immer zu verlieren; er sieht daß sie trauert; bei einem zufälligen Zusammentreffen kommt es zur Erklärung, und er entführt die Braut eines Andern am Vorabende der Hochzeit. Der verlassene Bräutigam erschießt sich, der Vater flucht der Tochter und enterbt sie. Nach einem Jahre fühlt der Dichter sich nicht mehr glücklich in seiner Ehe, weil Marie ihn nicht versteht, sein Interesse für Bücher nicht theilt. In der Stadt findet er ein Mädchen, die mit ihm über Shakspeare schwärmt; er verliebt sich in diese und schreibt ihr. Marie entdeckt die Neigung ihres Mannes und verläßt ihn. Zu Fuß kommt sie zu den Ältern zurück, der Vater stößt sie aus dem Hause, die Mutter geht mit ihr ins Kloster. Gustav wird geschieden und heirathet die Bücherfreundin; mit Dieser ist er oft verschiedener Meinung; Beide haben verschiedenen Geschmack für Bücher und Leben; er liebt Einsamkeit, sie Gesellschaft. Endlich nach manchen Reibungen geht die Frau auf Reisen und er bleibt allein. Zuletzt ergibt sich Gustav dem Trunke; er, der sonst die Gesellschaft mied, versammelt jetzt Zechbrüder um sich und trinkt und trinkt, bis er stirbt. Kann man sich wol ein unwürdigeres Leben denken?

Muß Jemand ein Dichter sein, um solchem Schicksal zu verfallen? Und alle Nebenfiguren des Romans sind ebenso unwahr, so unmotivirt dargestellt wie der Dichter selbst. Marie, welche als einfaches liebendes Mädchen in ihrer ersten Jugend erscheint, als liebende einfache Hausfrau und Gattin, wird in der Zwischenzeit eine kalte Coquette und, indem sie am Tage vor der Hochzeit flieht, sowol der einen als der andern Charakterrolle untreu. Ref. will indeß nicht allein den Erzählungsfaden beurtheilen: er möchte tolerant sein, denn Toleranz ist Pflicht. In einem Romane wie der vorliegende ist auch nicht sowol die Geschichte das Wesentliche: die Ausführung ist es, und darin ist die Genialität des Verf. nicht zu verkennen. Er charakterisirt Zustände der Menschen, und es fehlt ihm dabei nicht an poetischen Gleichnissen, an witzigen Einfällen, humoristischen Beleuchtungen und barocken Zusammenstellungen; aber auch hier tritt uns oft der Mangel an Wahrheit grell und unangenehm entgegen. Wir führen nur folgende Stellen an:

„Weise! was habt ihr aus dem Weibe, dieser herrlichen Blume unserer armen Erde gemacht? Eine Maschine, welche aus Nothwendigkeit liebt; gleich wie die Wolke, wann sie schon zu viel Thränen aufgesogen hat, weint; die wie eine Boa liebt, welche, wann sie hungrig ist, ihre Beute umschlingt. Was macht ihr aus ihren schönsten Gefühlen der Scham und der Unschuld? ein enges Kleid der unbeweglichen Kindheit; aus ihren so kostbaren Thränen? einen salzig bittern Fluß; aus ihrem Lächeln? eine Bewegung der Mundwinkel; aus ihrer Liebe? thierische Triebe; aus ihrer Umarmung? einen Rausch; aus ihren Küssen? das Zusammenstoßen zweier entzündlichen Stoffe; und aus der köstlichsten Lust? eine gemeine morale Function!"

„Diese Manier, Alles zu glauben und zu erkennen, hat Alles auf der Welt verdorben. Seitdem ihre Herrschaft begann und man dem Menschen verschreibt, in welchem Jahre ihm die Vernunft kommen soll, in welchem er sie wieder verlieren wird, in welchem er glücklich, begeisterungsvoll und dann wieder für Alles gleichgültig sein soll: seit dieser Zeit ist der Mensch ein kalter Klotz geworden, der sich auf vorgezeichneten Bahnen fortrollt; seit der Zeit ward er zu einer Maschine, die von der Theorie oder Holzköpfe gelenkt wird. Seit dieser Zeit hat der Mensch seinen Willen, den er Regeln unterwarf, verloren."

Unlogisch sind solche ganz auf Unwahres basirte Reflexionen aneinandergereiht, oft am ganz unrechten Orte eingeschoben; der Autor will Etwas beweisen und beweist Nichts. Er erbaut sein Gebäude auf unwahrem Fundament. Wie kommt nur diese Reflexion oder jene Schilderung hierher? fragt sich der Leser. Er verzeiht, weil Reflexion und Schilderung oft recht genial sind, aber er begreift sie nicht. Er wird den Roman nicht ohne Interesse lesen, ja sich oft dabei unterhalten; aber den Eindruck eines Kunstwerkes, die Empfindung eines Kunstgenusses wird er nicht dabei haben. Der Stil ist sehr gewöhnlich und nicht mit Sorgsamkeit bearbeitet; die eingeschobenen Gedichte sind unbedeutend.

2. Was Euch beliebt. Erzählungen von Ludwig Storch. Zwei Theile. Leipzig, Fritzsche. 1846. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Die reiche Abwechselung, welche der Titel verkündet, wird durch den Inhalt geboten. Der Leser wird in die verschiedensten Kreise, in die verschiedensten Gemüthsbewegungen versetzt; es spricht sich ein großes Talent der Erfindung aus; Begebenheiten werden an Begebenheiten gereiht; eine spannende Verwickelung hat sich der einzelnen Novellen bemächtigt, und erst das Ende löst befriedigend den so kühn geschürzten Knoten. Auf die Ausmalung der verschiedenen Charaktere ist weniger Sorgfalt verwendet; der Psycholog findet seine Studien nicht dadurch gefördert. Die Menschen, welche aufgeführt werden, sind Engel oder Teufel; das Gute oder Böse verschwimmt nicht ineinander, wie man es neuerdings gewohnt ist; man fühlt auf jeder Seite, daß die Geschichte die Hauptsache ist, daß der Leser unterhalten und nicht belehrt werden soll. Der Hintergrund der verschiedenen Erzählungen ist meist trefflich geschildert, sowol italienische und brasilische Scenen in der Novelle „Kynosura", als deutsche in den übrigen; der Thüringerwald, „dieses grüne Blatt am Busen Deutschlands", wie er bezeichnet wird, ist mit großer Vorliebe behandelt. Manche der Novellen würzt ein anmuthiger Humor. 46.

Britische Gesandtschaft nach Shoa.

Zu den neuesten englischen Reisebeschreibungen gehört: „The Highlands of Aethiopia described, during eighteen months' residence of a British embassy at the christian court of Shoa", von Major W. Cornwallis Harris (3 Bde., London 1844). Im April 1841 verließ eine englische Gesandtschaft Bombay, um nach Shoa zu gehen. Das Schiff, auf welchem sie sich befand, wurde von Major Harris geführt und befehligt. Die Gesandtschaft landete zuerst bei Aden, einer Stadt, die jetzt England gehört und 20,000 Einwohner hat: Araber, Somaulis von Afrika, Hindus, Perser, Neger, Nubier und Juden schwitzen und zanken sich miteinander in ihren von Hitze glühenden Bazars. Aden liegt am südlichsten Ende des arabischen Festlandes, auf einer kleinen felsigen Halbinsel. Die Umgegend ist ohne Saat, Wasser oder Baum; eine schwarze brennende Wüste von Lava und vulkanischem Sand. Aber nur wenige Jahre der Sicherheit werden aus Aden einen der größten Handels- und Niederlagsplätze des Orients machen. Von dieser Stadt segelten die Reisenden nach Afrika und die Gesandtschaft brachte zwei Tage im Hafen von Tajura zu, wohin sie am 17. Mai kamen. Tajura liegt an einer sehr tiefen Bai. Die ganze Küste bildet einige hundert Meilen in der Länge eine unfruchtbare Wüste. Der Weg von Tajura nach Shoa geht 200 englische Meilen quer durch die Wüste. Kurz nachdem man die genannte Stadt verläßt, führt die Straße den Wanderer zu dem merkwürdigen See Bahr Assat, der erst seit wenigen Jahren europäischen Reisenden bekannt geworden ist. Er ist sechs bis sieben Meilen lang und füllt eine tiefe Höhlung in einer äußerst wilden Gegend von vulkanischer Bildung; er ist umgeben von Gebirgen an drei Seiten und an der vierten getrennt von dem innern Theil des tiefen Meerbusens von Tajura. Bahr Assat liegt 450 Fuß tiefer als das benachbarte Meer, und das Wasser desselben ist in einem sehr hohen Grade salzig, versieht daher nicht allein die Einwohner der Landschaft Adaiel, sondern auch einen großen Theil von Abyssinien mit dem nöthigen Vorrath von Salz; eine unheimliche Gegend, wo eine erstickende Hitze und ein widerlicher Geruch von Salz und Schwefel herrscht und der brennende Sand der Wüste wie Feuersäulen von dem Wind in die Luft geschleudert wird. Innerhalb mehrer Meilen gab es keinen Tropfen frischen Wassers, und der in ledernen Beuteln auf dem Rücken der Kameele mitgebrachte, für die Menschen und Thiere unzulängliche Vorrath wurde siedend heiß und fast ungenießbar. Alles verschmachtete auf der Wanderung durch diese gräßliche Wüste. Am Ufer des Sees Bahr Assat schwamm das krystallisirte Salz wie unregelmäßig zerbrochene Eisscheiben.

Das Gesagte gibt uns eine schwache Darstellung von Dem, was die Mission auf ihrer Reise zwischen dem genannten See und den abyssinischen Gebirgen durch die tropische Wüste auszustehen hatte. Überdies hatte dieselbe in der niedrig liegenden Landschaft Adaiel mit blutdürstigen und räuberischen Völkerstämmen zu kämpfen. Von dem Zweck dieser englischen Gesandtschaft nach Shoa beobachtet der Verfasser ein tiefes diplomatisches Stillschweigen. Die Regenzeit hatte bereits begonnen, als dieselbe am 10. Juli die Ufer des Hawasch erreichte. Er kann als Grenzfluß der Besitzungen des Königs von Shoa betrachtet werden. Dieser bisjetzt wenig bekannte Strom bringt die Gewässer der südöstlichen Seite der abyssinischen Gebirge nach dem indischen Ocean zu, erreicht ihn aber nicht, sondern verliert sich in den Lagunen in der Nähe von Aussa, einer Stadt des Moslem. Jenseit des Hawasch beginnt ein Gürtel ungesunden Landes, im Allgemeinen mit Vegetation gut bedeckt, welches die natürliche Grenze zwischen den christlichen und Galla-Bewohnern der Gebirgsgegenden und den wilden Moslem der unterhalb der Gebirge liegenden Wüste. Allmälig, als die Gesandtschaft vorrückte, zeigten sich die blauen Berge Abyssiniens immer näher, in einer ununterbrochenen Terrasse 9000 Fuß über die Meeresfläche oder 6000 Fuß über den Hawasch sich erhebend. Als unsere Reisenden diese Gebirge bestiegen, nahm die Natur plötzlich einen ganz andern Charakter an: eine volkreiche Gegend, bedeckt mit den Wohnungen eines vergleichungsweise gewerbthätigen christlichen Volkes, trat an die Stelle der Wüste und des Waldes; die wilde Rose, das Farrnkraut, die Lantana und das Geisblatt prangten rund um eine Reihe sehr gut angebauter Terrassen, als sie sich Aigibbi, dem ersten christlichen Dorfe in Efat, näherten; der Weg wurde immer steiler, doch nahm die Bodencultur mehr und mehr einen europäischen Charakter an; sie arbeiteten sich durch tiefgepflügte Felder von Bohnen, Erbsen und Getreide, und zuletzt stiegen sie hinauf durch einen schönen Wald von Wachholderbäumen zu Ankober, der Hauptstadt des Negus oder des Königs von Shoa, Sahela Selassie, welche 8280 Fuß über der Meeresfläche liegt.

Abyssinien erhebt sich wie eine ungeheure Festung von den glühend heißen Ebenen, von denen es nach allen Seiten hin umgeben zu sein scheint. In Norden grenzt es an die Wüste Sennaar, in Nordost an Mazaga, in Südost an die Wüste Adel; die westliche Grenze ist noch wenig bekannt. Das Innere von Abyssinien bildet ein großes Plateau, welches sich von 6—10,000 Fuß über die Meeresfläche erhebt; die auf demselben befindlichen Gebirge sind nicht von bedeutender Höhe. Das Hochland ist die eigentliche Heimat der Amhara-Nation und der alten christlichen Kirche von Äthiopien. Viele Theile davon sind von den heidnischen Galla überzogen worden; diese haben jetzt verschiedene Districte des Landes im Besitz, wo sie ungemischt mit den Christen leben. Aber die das Land umgebenden Moslem sind darin nicht eingedrungen, um Wohnplätze zu suchen, sondern blos, um zu rauben und plündern. Die Amhara beschäftigen sich vorzüglich mit Ackerbau, die Galla mit Viehzucht. Das Land Shoa hat jährlich zwei Ernten; 78 verschiedene Arten von Getreide werden in einem Umkreis von fünf Meilen um Ankober gebaut, von denen 25 aus Weizen bestehen. Die Weiden der Galla sind reich an Klee und Trifolium. Die wilden Thiere sind von den angebauten Gegenden verjagt worden. Das Klima ist im Ganzen gesund und spannkräftig. Die englische Mission scheint im ersten Augenblick von Sr. Majestät dem Negus mit einer gewissen Kälte und Zurückhaltung aufgenommen worden zu sein. Die Kaufleute vom nördlichen Abyssinien, welche dem König Glas, Tuch und Schießgewehre mit großem Vortheil verkaufen, organisirten eine mächtige Opposition gegen die fremden Schleichhändler, welche einen reichen Vorrath von europäischen und indischen Manufakturwaaren mitgebracht hatten. Die Klerisei drohte sogar ihrem Monarchen mit Excommunication, wenn er die rothen Ketzer in sein Reich aufnähme, die man sorgfältig meiden müsse, weil sie Hexerei übten und eine Hungersnoth über das Land bringen könnten. Aber die Vorurtheile gegen die Engländer verschwanden allmälig. Sowol der König wie seine Unterthanen ließen sich verführen durch seidene und baumwollene Zeuche, spielende Dosen, verpuffende Springkugeln, Pistolen, Windbüchsen, Artillerieübungen mit einer leichten Feldkanone, welche die Engländer von Indien mitgebracht hatten, und Congreve'sche Racketen. Die Feindschaft der Priester versöhnten die Engländer durch kluge Spendung einiger glänzenden Altardecken und anderer Zierathen und durch noch mehr überredende Geschenke; auch die feine Welt von Ankober ließ sich bald von ihnen anziehen, und sie wurden zuletzt des Königs Günstlinge und tägliche Gefährten. So erreichte diese Beschenkung ihren Zweck. Was übrigens aus Harris' Reisebericht hervorgeht, ist, daß diese abyssinischen Christen noch auf einer sehr niedrigen Stufe der Cultur stehen. Zuletzt schloß die englische Gesandtschaft einen Handelstractat mit dem Könige von Shoa, in der festen Hoffnung auf den Anfang eines Verkehrs mit den unzähligen kleinen Königreichen des östlichen Afrikas, wodurch England auch in den Stand gesetzt werden kann, dem Sklavenhandel in diesen Ländern entgegenzuarbeiten. 31.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 212. —— 31. Juli 1846.

Über Louis Blanc's „Histoire de dix ans. 1830—40."

(Beschluß aus Nr. 211.)

Von der russischen Allianz, welche dem französischen Cabinete angerathen wird, sagt der Verf.:

Diese würde den Beitritt Preußens herbeirufen, und indem man Preußen einen Theil der von Östreich abgerissenen Stücke (des dépouilles) überließe, wären wir berechtigt, die Rheinlinie wieder in Anspruch zu nehmen, wobei wir zugleich die Bewegung unterstützten, die Deutschland zur Einheit treibt und dahin strebt, ihm Berlin zur Hauptstadt zu geben. Dieser Plan würde unberechenbare Hülfsmittel für den Krieg liefern u. s. w. (V, 136.)

Unter diesen Hülfsmitteln sind unstreitig die der deutschen Länder gemeint. Bemerkenswerth ist, daß bei dem Verlangen der Rheinprovinzen immer nur Preußens gedacht wird, daß Baiern, Hessen-Darmstadt und der Deutsche Bund überhaupt gar nicht dabei in Betracht kommen. Dies zeigt aufs neue, daß der Deutsche Bund als europäische Macht und die außer Östreich und Preußen dazu gehörigen Staaten, vom Auslande politisch nicht beachtet, als ein non ens betrachtet werden, weil der Bund nicht durch eigene Gesandte bei fremden Staaten repräsentirt wird. Die Nebenvertretung durch östreichische und preußische Gesandte oder Bevollmächtigte wird, namentlich von den Franzosen, um so weniger beachtet, als diese immer noch an das Bestehen der frühern Eifersucht und Feindschaft zwischen diesen beiden Staaten glauben. Dies beweisen folgende Stellen:

Östreich war (1830) nur mit den Gefahren beschäftigt, die seiner Oberherrschaft (suprématie) durch den Ehrgeiz Preußens in Deutschland droheten. (II, 12.)

Der Lauf der Ereignisse hatte (1830) zwischen Östreich und Preußen eine feindselige Stellung und Verschiedenheit des Interesses herbeigeführt. (II, 407.)

Nun! sollte Frankreich sein Übermaß von Leben (exubérance de vie) und seinen Beruf, Völker zu emancipiren und Freiheit und Civilisation durch in Algier geschulte Heere zu verbreiten, den Deutschen zuwenden, so wird es das frühere Deutschland nicht wieder finden. Es wird ein durch Nationalgefühl verbundenes, einen achtbaren Staat bildendes, zur Vertheidigung seiner Grenzen, seiner Selbständigkeit, seiner Rechte und Ehre entschlossenes Deutschland finden, das einer Freiheit und Civilisation, wie solche die französische Invasion und Occupation bringen könnten, nicht bedarf und die fremde Anmaßung kräftig zurückweisen würde.

Damit keine andere Regierungsform als die republikanische gut und haltbar erscheine, nimmt L. Blanc häufig bei der Relation der Kammerverhandlungen und der Resultate derselben Gelegenheit, die Blößen und Schattenseiten der constitutionnellen Monarchie hervorzuheben. Er thut Dies mit Geist und Schärfe, sagt, daß sich in selbiger zwei eifersüchtige, d. h. feindliche Mächte gegenüber stehen, die nur Kraft haben, um sich gegenseitig zu zerstören; daß die Ausführung großer Entwürfe dadurch gehindert werde, daß die königliche Gewalt, beschränkt wie sie sei, ihre Existenz bis in Einzelheiten einer eifersüchtigen Bewachung zu unterwerfen und eine unruhige (turbulante) Versammlung entweder zu ertragen oder zu bekämpfen oder zu bestechen (corrompre) habe, daß dadurch aber das Staatsleben überhaupt in eine schwierige Lage gebracht und der König genöthigt werde, Alles dem Streben nach Erhaltung der Krone zu opfern. Dieser Deduction folgt aber nachstehende Stelle:

Ludwig Philipp konnte den Mächten sagen: ... Nun denn! Im Namen des bürgerlichen Frankreichs, das mich gekrönt hat, biete ich der Bourgeoisie aller Länder Europas meine Unterstützung an, und als Preis der Annahme des constitutionnellen Princips setze ich die Freundschaft Frankreichs und den Frieden der Welt. (II, 28.)

Entweder widerspricht sich der Verf. oder er meint, den andern Nationen die Büchse der Pandora zuzuwenden. Um Charaktere, politische Verhandlungen, Intriguen u. s. w. lebhaft und überzeugend zu schildern, führt der Verf. häufig Unterredungen und Äußerungen bedeutender Personen wörtlich an. Wenn er aber auch aus guten Quellen geschöpft hat, so dürfte doch, wenn man die Unsicherheit solcher mündlichen Überlieferungen, zumal in Zeiten der Aufregung und der Parteileidenschaften, bedenkt, die Authenticität der angeführten Äußerungen nicht zweifellos, mindestens nicht höher zu stellen sein als die des Ausrufs, der dem Könige von Preußen entfahren sein soll: „Wenn die Franzosen nur bis an den Rhein gehen, rühre ich mich nicht!" Die com-

munistischen und socialistischen Ideen des Verf. bezeichnen folgende Stellen:

Was hilft das Allen gewährte Recht, sich zu bereichern, wenn die Instrumente der Arbeit und der Credit nur Einigen gehört? (V, 467.)

Wenn die Bourgeoisie von einem edeln Geiste geleitet ist, kann sie die Umschaffung dieses Landes bewirken, — indem sie die Initiative eines Systems ergreift, welches in der Industrie aus dem Gebiete der Concurrenz in das der Association führt, den Besitz der Arbeitswerkzeuge*) allgemein macht, die Staatsgewalt als Banquier des Armen einsetzt, die Sklaverei der Arbeit abgeschafft, dann (hier folgt die schon angeführte Stelle) würde die Bourgeoisie, gegen das Europa der Könige gewendet, nicht fürchten, Frankreich die Sprache und Gebehrde des Befehlens zurückzugeben. (V, 473.)

Die Unterdrückung demokratischer Vereine, deren Treiben der Verf. als verdienstlich bezeichnet, ist als despotische Gewaltmaßregel C. Périer's angeführt:

Eine nationale Verbindung (association) hatte sich zu Paris gebildet, . . . sie erhob neben der Regierung eine mit dieser rivalisirende Gewalt. C. Périer läuft ins Parlament, um sie als eine aufwieglerische anzugeben, und bekämpft sie durch ein vehementes Circular u. s. w. (II, 323.)

Die Gesellschaft der „Volksfreunde", eine kühne, lärmende Gesellschaft (Verbindung, société), die aus allen den heldenmüthigen jungen Leuten bestand, welche im Juli die Gewaltthaten (les coups) des Volkes geleitet hatten, und die sich eignete, einen Augenblick die Überlieferungen des Jakobinerclubs wieder aufleben zu lassen u. s. w. — allarmirt plötzlich die Doctrinaire. (II, 218.)

Der Verf. erklärt das Nichtgelingen der Versuche der republikanischen Partei in Nachstehendem:

Eine Stunde hatte hingereicht, um dem Herzog von Orleans zu beweisen, daß die eifrigsten, heftigsten Menschen sich schnell durch ihre eigene Gewaltsamkeit (Heftigkeit) abstumpfen, daß die niedrige Gesinnung (bassesse), die ansteckend ist wie der Heldensinn, ihm die Ehrgeizigen und die Skeptiker in Menge zutreiben würden; daß die Masse des Volkes, aus Ungewißheit und Unwissenheit für die Dienstbarkeit mit neuen Namen, ganz bereit wäre, und daß er endlich auf die öffentliche Albernheit rechnen könne. (I, 336.)

Geschickten Berechnungen, trügerischen Versprechungen, einigen zur rechten Zeit gemachten Geldaustheilungen war es zu danken, daß man vom Volke erlangt hatte, sich zerstreuen und entwaffnen zu lassen. (I, 445.)

Zu beklagen sind Alle, die sich auf gut Glück in die Revolutionen stürzen und zum Gefecht laufen, indem sie unbekannte (ist gemeint, von ihnen nicht verstandene) Schreie ausstoßen. (I, 454.)

Nachdem erzählt worden, mit welcher Wuth das pariser Volk den Tod der Exminister Polignac u. A. verlangte:

Die Thorheiten der Gedanken, die die Menschen bewegen, ist ein ernster und schmerzlicher Gegenstand des Nachdenkens. Das Volk überließ sich gänzlich unfruchtbaren Voraussetzungen, und ließ eine Verhandlung (die Discussion in der Kammer über die Abgaben), die seine theuersten Interessen betraf, vorübergehen, ohne darauf zu achten. (II, 173.)

Die republikanische Partei war schwer zu leiten. Indem sie die guten Eigenschaften von Allem, was stark und männlich ist, besaß, hatte sie dagegen ernstliche Gebrechen: ein Übermaß von Hitze (Eifer, ardeur), Tollkühnheit im Muthe, einen blinden Glauben an die Wirksamkeit der kecken Unternehmungen, einen geheimen Hang, überlegenen Männern zu mistrauen, Unduldsamkeit, Indisciplin. (II, 332.)

Das Volk, dem das Gehorchen die stärkste der Nothwendigkeiten ist, war wie betäubt, sobald es sich ohne Herrn sah. Es hatte Furcht vor seiner eigenen Souverainetät und war nun bedacht, Die wieder zu erheben, die es niedergeworfen hatte, um ihnen eine Autorität zurückzugeben, deren Last es nicht tragen konnte. (III, 71.)

Das Ministerium, um den Cultus der Gewalt geltend zu machen, nahm zu den schärfsten Mitteln seine Zuflucht. Darauf trat Das, was im menschlichen Ehrgeize von serviler Natur ist, hervor. Um stark zu sein, ist hinreichend, es zu scheinen: die kleinmüthigen Menschen liefen Denen zu, die über Bayonnete geboten und eine dictatorische Sprache führten. (III, 103.)

Die Deputirten der Opposition hatten sich bei Hrn. Laffitte versammelt, und man berathschlagte unter der Herrschaft des Zorns und der Furcht. Die meisten dieser kleinmüthigen Menschen waren vor dem Namen der Republik erbleicht, und schon waren alle die schwarzen Gespenster, die Schrecken ihrer Erinnerungen, vor ihnen aufgestiegen. (III, 298.)

Nach der Erzählung des mislungenen Aufstandes der Republikaner beim Begräbniß des Generals Lamarque (1832) sagt der Verf. (III, 315):

Was würde geworden sein, wenn die Republik gesiegt hätte? Man muß es anerkennen, Europa war zu diesem Zeitpunkte von der unermeßlichen Betäubung, in die es das Jahr 1830 versetzt hatte, zurückgekommen: es wußte wie vorübergehend unser Feuer (ardeur) ist, und nun war das Weltregiment nicht mehr Sache eines Handstreichs. Die Monarchie, Tochter des aufrührischen Geistes, hatte während zwei Jahren viele schlechte Instincte und störende Leidenschaften ausgebrütet: hier einen herzlosen Egoismus, eine gewissenlose Gewinnsucht, ein fanatisches und feiges Trachten nach Erhaltung (conservation); da, und parallel mit den lobenswerthesten Bestrebungen, mit den großmüthigsten Neigungen, den Neid, den Hang zur Unordnung, den Haß mehr der ungerechten Menschen als der Ungerechtigkeit, und unter dem Vorwand, die Tyrannei zu zerstören, die ungeduldige Hoffnung, ihr eine andere Stätte zu geben (déplacer). Eine republikanische Regierung würde daher zu gleicher Zeit (auf einmal) die Gesellschaft umzuschmelzen, die Parteien zu mäßigen, das Volk zu befriedigen und zurückzuhalten, die reiche Classe zu unterwerfen, ohne sie zu berauben, Europa — das auf seiner Hut, wachsam, bewaffnet war — zu besiegen gehabt haben.

Trotz der vorstehenden interessanten Geständnisse, Betrachtungen und Erfahrungen, die völlig geeignet scheinen, den Verf. und seine Partei von den republikanischen Ideen zurückzubringen, sucht derselbe das Heil Frankreichs in der Republik. Nun! Mohren wäscht man nicht weiß. Glücklicherweise hat, wie es factisch bewiesen ist, die Majorität der französischen Nation diesen Glauben nicht; und hoffentlich wird Frankreich immer eine Regierung haben, die so denkt wie das Ministerium, welches auf die Vorwürfe der Opposition (1832) erwiderte:

Ist es denn eine so große Schuld, dem wilden Vergnügen, das Weltgebäude umzustürzen, den Ruhm vorgezogen zu haben: es von der doppelten Geißel der Demokratie und der Eroberung zu retten?

99.

---

*) Daß unter den Instrumenten und Mitteln der Arbeit Geld, Capitalien, gemeint sind, geht aus andern Stellen der Abhandlung dieses Gegenstandes hervor.

Ohne Milton's Blindheit kein „Verlorenes Paradies“.

Diesen Satz führt das „Edinburgh journal“ in einer mit vielen Citaten versehenen Abhandlung, überschrieben: „Milton's blindness“, vortrefflich aus. Hier kann davon blos auszugsweise die Rede sein. „Wir sind überzeugt“, heißt es, „daß nur ein Blinder das «Verlorene Paradies» schreiben konnte, nämlich Einer, der früher das Licht der Augen besessen. . . . Es ist geradehin unmöglich, daß Milton's Blindheit ohne Einfluß auf seine Dichtung geblieben: daß zwischen Dem, was er war, und Dem, was er nach derselben gedichtet, nicht ein wesentlicher Unterschied sein sollte. Die Frage ist blos: läßt jener Einfluß, läßt dieser Unterschied sich nachweisen? . . . Nicht genug, daß wir Das glauben, behaupten wir sogar: daß Milton's Blindheit bei Abfassung seines «Verlorenen Paradieses» ein Erforderniß gewesen ist.“ . . .

„Unsere Annahme, daß Milton's Blindheit einen Einfluß auf seine Dichtung gehabt, soll nicht darauf fußen, daß sie ihn befähigt, seinen Geist von der Außenwelt abzuziehen, ihn frei gemacht, sein kühnes Thema zu verfolgen; . . . auch schweigen wir von den wohlbekannten Stellen, wo Milton den Verlust seines Augenlichtes beklagt; . . . noch wollen wir den Einfluß berücksichtigen, welchen seine Blindheit auf seinen Vers geäußert haben muß, den er erst in die Feder sagen konnte, nachdem er ihn im Geiste geschaffen, obschon Das eine wichtige Erwägung ist. Unsere Beweisführung soll zeigen: daß Milton's Blindheit seine Dichtung viel specifischer und merkwürdiger inspirirte, daß seine ganze Art und Weise, äußere Gegenstände aufzufassen und zu beschreiben, die eines Blinden, und daß diese seine Auffassung und Beschreibung eine seinem großen Gedichte so eigenthümlich angemessene erscheint, um weiter fragen zu können: ob Milton's Blindheit ihn nicht zur Wahl dieses Stoffes veranlaßt habe?“

„Die leichteste Vorstellung für einen Blinden ist gewiß die eines unendlichen Dunkels. Die äußere Welt ist für ihn, was sie einem Sehenden sein würde, der in stockfinsterer Nacht allein auf einer Bergspitze stände, den Blick nach oben. Aber wer früher gesehen, nimmt in sein Dunkel ein Gedächtniß voll geschauter Bilder mit; und versucht er, Dinge nach ihrer Äußerlichkeit zu schildern, vermag er es nur mittels der Erinnerung. Da wird es ihn vergnügen, auf die schwarze vor ihm ausgebreitete Leinwand solche Gegenstände zu malen, deren Andenken ihm die meiste Freude gewährt: — den weißen Giebel seines Hauses, das Gesicht seiner Frau, die Mienen seiner Kinder. Die Macht der Liebe wird solche Gegenstände in seinem Gedächtnisse frisch und lebendig erhalten, während alle andern Bilder zunehmend dunkler und unklarer werden. Doch selbst von diesen erinnert sich der Blinde einiger verhältnißmäßig leichter und deutlicher. Wer seit geraumer Zeit das Licht der Augen verloren, kann sich nur mühsam des Aussehens einer Blume entsinnen, wie des Veilchens. Dagegen bleibt ihm bis zuletzt eine merkwürdig deutliche Vorstellung weißer oder leuchtender Körper, einer Lampe, eines Feuerherdes, eines Lichtstreifs, der Sonne, des Mondes, einer glühenden Eisenkugel, des mit Schnee bedeckten Bodens, eines gestirnten Winterhimmels. Jedenfalls übertrifft ein Blindgewordener den Sehenden in Beschreibungen des Contrastes zwischen Weiß und Schwarz, zwischen Licht und Finsterniß. Die Fähigkeit aber, Licht und Finsterniß gleichsam in Massen zu behandeln, ist genau eine Befähigung zum Schreiben eines Gedichts wie das «Verlorene Paradies». Drei Viertel seiner Schilderungen sind just von der Art, für welche ein Blinder vorzugsweise Kraft und Geschick besitzt. Die handelnd eingeführten Wesen sind Engel. Sie bewegen sich im Universum hierhin, dorthin, überschauen die Schöpfung von einem fernen Punkte jenseit ihrer Grenzen, oder erkennen in weiter Ferne einen silbernen Stern und richten zu ihm ihren Flug. Solche Beschreibungen müssen Dem, für welchen Raum und Finsterniß Eins sind, beträchtlich leichter werden als Demjenigen, für welchen der Raum keine Farbe, höchstens eine schwache blaue Durchsichtigkeit hat. Und Alles in Allem bestehen die eingreifendsten Beschreibungen im «Verlorenen Paradiese» aus Contrasten zwischen Finsterniß und Licht, Licht in Gestalt von Massen oder Theilchen, Streifen oder Scheiben.“

„Man könnte dem «Verlorenen Paradiese» eine Zeichnung oder einen Plan des Universum beigeben, wie Milton es sich gedacht hat. Anfangs war der ganze unendliche Raum in zwei große Regionen oder Hemisphären getheilt, eine obere und eine untere, jene blos Licht, diese blos Finsterniß. Die obere oder erleuchtete Hälfte war der Himmel, die Wohnung der Engel, der einzigen damals existirenden Wesen. Die untere war Chaos oder Nacht, ein dickes, schwarzes, unruhiges Element, wie von Welten im Zustande der Gährung. Sie war völlig unbewohnt. Nach dem Falle der Engel wurde der Raum neu geordnet; aus den zwei Regionen entstanden vier. Das Unterste des Chaos wurde die Hölle, oben, wo Chaos gegen den Himmel drückte, eine Höhlung aus der Finsterniß geschnitten und mit Licht gefüllt, als Universum des Menschen. In Folge des verliehenen Gesetzes der Schwerkraft verließ Alles im Bereich desselben den Zustand des Gährens und verdichtete sich zu Kugeln oder Planeten. Dann kam der göttliche Hauch: die Kugeln bewegten sich umeinander, die Planeten um ihre Sonnen, die Monde um ihre Planeten. In solcher Weise, oben vom Himmel, unten vom Chaos begrenzt, entstand ein neues azurnes Universum, übersäet mit Sternen und durchzogen von Milchstraßen. Es sollte einem neuen Geschlechte zum Aufenthalt dienen. Die Hölle, wo der gefallene Theil des alten Geschlechts hauste, war von ihm durch das Chaos geschieden.“

Solch gigantische Idee, der Grundgedanke des Gedichts, behauptet der Verf., können nur Eingebung eines Blinden gewesen sein; oder hätte ein Sehender sie gefaßt, würde er sie nie mit gleich strenger Consequenz durchgeführt haben. Als Beweise von Milton's Consequenz beruft er sich auf die Beschreibung von der Flucht der aufrührischen Engel vor dem Donner des Messias, von der Schöpfung der Erde, von Satan's Hinabschauen ins Chaos, von der Erschaffung des Lichts. „An letzterer Stelle“, sagt er, „zeigt sich der Einfluß von des Dichters Blindheit in doppelter Weise. Einmal ist der Gedanke, wie an den andern Stellen, der eines Blinden. Anfangs Alles tiefes Dunkel, eine schwarze Atmosphäre. Dann erhebt sich dampfähnlich ein Etwas im Osten und kriecht wie ein Seenebel nach Westen durch das Dunkel. Es ist das Licht. Zweitens bemerken wir in der Beschreibung eine Art Zögern, was nicht der Fall sein würde bei einem Dichter, den das Unglück nicht betroffen, welches Milton das Licht so lieb und alle sein Erscheinen begleitende Umstände so theuer gemacht. . .“ „Ohne Zweifel“, fährt er später fort, „gibt es Dichter, die nicht blind und im Gigantischen und Ungeheuern mit ihrer Phantasie zu Hause sind; die sich die Erde als einen kleinen braunen Ball denken, der durch den Raum rollt und rollend pfeift: aber nur ein Blinder konnte seiner Vorstellung so treu bleiben wie Milton. Und nicht allein, daß er mehr als ein anderer Dichter Feuer und Finsterniß in großem Maße contrastirt: er benutzt auch diesen Contrast zum Mittel einer Versinnlichung, wie solches nur einem Blinden einfallen konnte.“ Dies beweist die Stelle, wo Satan von Ithuriel und Zephon vor Gabriel und dessen Engel gebracht wird.

Am Schlusse bemerkt der Verf., daß, wenn fünf Sechstel des „Verlorenen Paradieses“ großartige Beschreibungen enthalten, im letzten Sechstel der Dichter sich auf die Erde herablasse, ihre duftenden Wälder und ihre blühenden Gärten, ihre blumenreichen Ufer und die grün überhängenden Lauben in Edens Paradies zu schildern, und knüpft hieran die Frage: „Woher hat er die Bäume, die Gesträuche, die Blumen? — dieser alte blinde Mann!“ Als Antwort erinnert er, daß Milton's vor seiner Erblindung geschriebenen Gedichte eine Fülle

reizender, blumenvoller Beschreibungen bieten; hebt dann Eva's Hochzeitslaube im Paradies als die Stelle aus, welche Milton gewiß mit seinem reichsten Schmuck geziert; und endigt seine unternommene Beweisführung mit den Worten: „Immer noch schön! Wackere Erinnerungen an seine alte Liebe, die Blumen! Aber wehe! wehe! sie werden seltener und schwächer, diese Erinnerungen des alten blinden Mannes!" 23.

Bibliographie.

Albrecht, F. H. J., Weltgeschichte. Ein Lehrbuch sowol zum Selbstunterricht als für Gymnasien und höhere Bürgerschulen. 1ster Theil: Alte Geschichte. Geschichte der alten orientalischen Völker und der Griechen, mit Inbegriff der Macedonier u. s. w. Mainz, Kupferberg. Gr. 8. 25 Ngr.

Beyer, M., Das Auswanderungsbuch, oder Führer und Rathgeber bei der Auswanderung nach Nordamerika und Texas in Bezug auf Überfahrt, Ankunft und Ansiedelung. 2te unveränderte Auflage. Leipzig, Baumgärtner. 8. 15 Ngr.

Bibliothek der deutschen Aufklärer des 18. Jahrhunderts. Herausgegeben von M. v. Geismar. III. J. H. Schulz. IV. Vogler's, Superintendenten zu Bayreuth, Evangelist Johannes vor dem jüngsten Gericht. Leipzig, Vereinsbuchhandlung. Gr. 8. 25 Ngr.

Briefe Schiller's und Goethe's an A. W. Schlegel aus den Jahren 1795 bis 1801 und 1797 bis 1824, nebst einem Briefe Schlegel's an Schiller. Leipzig, Weidmann. Gr. 8. 10 Ngr.

Vertrauliche Briefe an einen deutschen Staatsmann über personelle und wissenschaftliche Zustände in Verwaltung, Lehrweise, Vertretung und Ausübung der Medicin. Aus den Papieren eines Verstorbenen. (Fortsetzung.) Kassel, Hotop. Gr. 8. 15 Ngr.

Diez, F., Altromanische Sprachdenkmale, berichtigt und erklärt, nebst einer Abhandlung über den epischen Vers. Bonn, Weber. Gr. 8. 20 Ngr.

Fechner, G. T., Über das höchste Gut. Leipzig, Breitkopf und Härtel. Gr. 8. 15 Ngr.

Fernglas, Dr., Guckkästner Grebecke. Komische Gespräche im Berliner Dialekte. 1stes—3tes Heft. Pesth, Hartleben. 8. 1 Thlr.

Frédéric le Grand, Oeuvres. Tomes I—III. Berlin, Decker. Gr. in-8. 3 Thlr. 5 Ngr.

Grandville's Bilder aus dem Staats- und Familienleben der Thiere. Mit Erläuterungen herausgegeben von A. Diezmann. 1ste Lieferung. Leipzig, Teubner. Schm. 4. 4 Ngr.

Hanne, J. W., Der freie Glaube im Kampf mit den theologischen Halbheiten unserer Tage. Blätter für das mündige Volk. Braunschweig, Westermann. Gr. 8. 20 Ngr.

Haym, R., Die Autorität, welche fällt und die, welche bleibt. Ein populair-philosophischer Aufsatz. Halle, Heynemann. Gr. 8. 5 Ngr.

Herloßsohn, C., Arabella oder Geheimnisse eines Hoftheaters. Roman. Zwei Bände. Leipzig, Melzer. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Jörg, J. C. G., Wie und wo müssen nach den Anforderungen der Heilwissenschaft und Humanität die Ärzte gebildet und examinirt werden? Leipzig, Weidmann. Gr. 8. 12 Ngr.

Keller, G., Gedichte. Heidelberg, Winter. Gr. 16. 1 Thlr. 20 Ngr.

Kleemann, A., Stefan, der Kesselflicker. Eine Dorfgeschichte. Berlin, Springer. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Lepel, B. v., Lieder aus Rom. Berlin, A. Duncker. 8. 1 Thlr.

Maßmann, H. F., Der Egsterstein in Westfalen. Nebst getreuen Abbildungen von E. v. Bandel. Weimar, Landes-Industrie-Comptoir. Gr. 4. 1 Thlr. 15 Ngr.

Rauwerck, K., Die Thätigkeit der deutschen Bundesversammlung. 4tes Heft: 1825—1846. Nebst den geheimen Beschlüssen von 1834. Berlin, Duncker und Humblot. Gr. 8. 20 Ngr.

Otto, Louise, Schloß und Fabrik. Roman. Drei Bände. Leipzig, Wienbrack. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Pathe, G., Kann die menschliche Willensfreiheit mit der Vorsehung und Allwissenheit Gottes bestehen? Ein Gespräch unter zwei befreundeten Hochschülern. Reichenbach, George. 8. 3 Ngr.

Pyat, F., Diogenes. Lustspiel in fünf Acten, nebst einem Vorspiele. Nach dem Französischen von A. Diezmann. Leipzig, Teubner. 8. 15 Ngr.

Reise-Erinnerungen aus Frankreich. Bonn, Wittmann. Kl. 8. 6 Ngr.

Spuren der Gottheit in der Entwickelungs- und Bildungsgeschichte der Schöpfung. Nach W. Whewell's Indications of the Creator, und der dritten Auflage der Vestiges of the natural history of Creation, für deutsche Lehrer bearbeitet von A. Seubert. Stuttgart, Becher. Gr. 8. 1 Thlr. 9 Ngr.

Stern, S., Die Religion des Judenthums, in acht Vorlesungen. Berlin, Bernstein. Kl. 8. 1 Thlr.

Harmloses Unkraut. Reiseblätter aus Baiern, von C. G. F. Bremen, Schünemann. Gr. 8. 1 Thlr.

Tagesliteratur.

Elsner, W. T., über das Princip des Christenthums und das etwa zu erwartende neue Symbol. Worte zur Verständigung und Einigung in den religiösen Differenzen unserer Zeit. Königsberg, Tag und Koch. Gr. 8. 6 Ngr.

Der Geist der evangelischen Kirchen-Zeitung. Allen Lichtfreunden gewidmet. 3te Auflage. Berlin, Bethge. Gr. 8. 2 Ngr.

Heidenhain, H., Die Medicinalreform im Sinne der Wissenschaft, ein aphoristischer Beitrag zur Tagesfrage. Marienwerder, Baumann. Gr. 8. 8 Ngr.

Die Aachener Heiligthumsfahrt, und die Aachener Reliquien. Historisch dargestellt von einem katholischen Laien. Aachen, Cremer. 8. 10 Ngr.

Prozeßverhandlungen des Assisenhofes der untern Seine (Rouen) in Sachen des Duells zwischen den Journalisten Dujarier und von Beauvallon zu Paris. Aus dem Französischen. Berlin, Sacco. 8. 7½ Ngr.

Röse, F., Schwänke und Geschichten für das deutsche Volk. Berlin, Springer. 8. 12½ Ngr.

Schärer, E., Über den Standpunkt und die Aufgabe der Philosophie in unserer Zeit. Zürich, Meyer und Zeller. Gr. 8. 6 Ngr.

Schütz, K. D. Freih. v., Texas. Rathgeber für Auswanderer nach diesem Lande. Wiesbaden, Kreidel. Gr. 8. 20 Ngr.

Das Sein und Werden der christlichen Kirche. Ein Blick in die Zukunft von J. Breslau, Schulz. Kl. 8. 4 Ngr.

Uhlich, Das künftige Leben für Zweifler. Osterpredigten 1846. Magdeburg, Creutz. Gr. 8. 4 Ngr.

—— Predigt zu Luther's Todtenfeier am 18. Febr. 1846. Magdeburg, Creutz. Gr. 8. 3 Ngr.

Wer dieses Wasser trinket, den wird wieder dürsten. (Joh. 4, 13.) An die Reichs-Synode zu Berlin. Stimme eines Laienschülers des seeligen Pacificus Sincerus. Leipzig, Kirchner. Gr. 8. 2 Ngr.

Westmoreland, Graf v., Sendschreiben an den hochachtbaren Sprecher des Hauses der Gemeinen über die Anrechte der römisch-katholischen Unterthanen Großbritanniens, nebst einem Briefwechsel des Papstes Pius VII. mit dem verstorbenen König von Neapel, und Beilagen. Aus dem Englischen übersetzt von R. Bellson. Berlin, Schultze. Gr. 8. 10 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 213. —— 1. August 1846.

Zur Nachricht.

Von dieser Zeitschrift erscheint täglich eine Nummer und der Preis beträgt für den Jahrgang 12 Thlr. Alle Buchhandlungen in und außer Deutschland nehmen Bestellungen darauf an; ebenso alle Postämter, die sich an die Königl. sächsische Zeitungsexpedition in Leipzig wenden. Die Versendung findet in Wochenlieferungen und in Monatsheften statt.

Die jesuitische Reaction und der ideale Katholicismus.

1. Das Innere der Gesellschaft Jesu. Eine durch die Documente des Ordens gegebene Darlegung der Erziehung, Bildung, des innern Ganges, der Verwaltung, des Bestandes und der Wirksamkeit der Gesellschaft in unsern Tagen. Leipzig, L. Wigand. 1845. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.
2. Der Jesuitenkrieg gegen Östreich und Deutschland. Von Franz Schuselka. Leipzig, Weidmann. 1845. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.
3. Die Jesuiten in Tirol. Heidelberg, Hoffmeister. 1845. Gr. 8. 7½ Ngr.
4. Geschichte der Auflösung der Jesuiten-Congregationen in Frankreich im Jahre 1845. Nach den besten Materialien und unter Benutzung handschriftlicher Quellen bearbeitet von Ludwig Hahn. Leipzig, Brockhaus und Avenarius. 1846. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.
5. La Russie et les Jésuites de 1771 à 1820. *Par Henri Lutteroth.* Paris 1845.
6. Geburt und Wiedergeburt. Erinnerungen aus meinem Leben und Blicke auf die Kirche. Von Friedrich Hurter. Drei Bändchen. Schaffhausen, Hurter. 1845. 8. 4 Thlr. 22½ Ngr.
7. Chrysostomus. Ein Reformplan der katholischen Kanzelberedtsamkeit. Von J. Adolf Rüdisser. Lindau, Stettner. 1845. Gr. 8. 15 Ngr.

Als im Jahre 1837 die französische Kammer einen Gesetzentwurf für den Secundairunterricht berieth, worin durchaus keine Vorsichtsmaßregel gegen das Einschleichen der Jesuiten in die Schulen getroffen war, fragte bei der Erinnerung an dieselben ein Redner übermüthig und vorzeitig triumphirend: „Wo sind die Jesuiten? Zeigt mir doch einen Jesuiten?" Die Antwort darauf geben die in der Schrift Nr. 1 mitgetheilten amtlichen Verzeichnisse der Gesellschaft Jesu, welche die Welt in 14 Provinzen und Viceprovinzen theilen und am 1. Jan. 1844 in 233 „Häusern" 4133 Mitglieder des Ordens nachweisen, die sich im mittlern Durchschnitte jährlich um 214 vermehren. Davon kamen 1626 auf Italien, 660 lebten in den „Provinzen" Lyon und Paris, 372 in Belgien und Holland, 215 in England und Irland, 310 endlich in Östreich und 273 in „Oberdeutschland", welche Provinz die Schweiz und die nach Deutschland mit Ausschluß Östreichs vorgeschobenen Posten einschließt; die übrigen waren in Spanien und den davon abhängigen Missionen und Provinzen Südamerikas „zerstreut", oder wirkten in andern außereuropäischen Ländern, besonders in den Vereinigten Staaten, wo sich ihre Zahl auf 231 belief. Dies war 1844 der äußere Bestand jener Gesellschaft, gestiftet, um die religiöse, wiederhergestellt angeblich, um die politische Revolution zu bekämpfen, in der That aber, um einer neuen Theokratie den Weg zu bahnen und die Menschheit an Leib und Seele gebunden der Willkür einer Priesterkaste zu überantworten: ein Plan, den zu fassen thöricht, den durchzuführen unmöglich scheint, der aber das letzte Ziel eines Ordens ist, dem sich Alle anschließen, welche die Welt verdummen wollen, um sie zu bevormunden oder auszubeuten. Diese Verbindung zwischen Fanatikern und Obscuranten, zwischen Betrügern und Betrogenen ist es, was wir die jesuitische Partei nennen; und ihre Bestrebungen beabsichtigen wir, überall nur Thatsachen sprechen lassend, hier in Umrissen zu schildern.

Es ist ein sehr verbreiteter Irrthum, welcher zwischen der Wiederherstellung der Gesellschaft Jesu und der Aufrichtung der sogenannten Heiligen Allianz, weil die Daten beider Begebenheiten (7. Aug. 1814 und 26. Sept. 1815) einander so nahe liegen, einen ursächlichen Zusammenhang annimmt. Man könnte aber diesen Bund vielmehr als eine Protestation gegen jene Maßregel betrachten; denn ihn schlossen ein römisch-katholischer, ein russisch-rechtgläubiger und ein protestantischer Herrscher in der Absicht: dem Grundsatze, daß sie sowie ihre Unterthanen „Mitglieder einer und derselben christlichen Völkergemeinde" seien und sich „wechselseitige Liebe und Hülfe-

leistung" schulden, Geltung zu verschaffen; indem sie zugleich erklärten, daß diese christliche Völkergemeinde „keinen andern Herrn habe als Denjenigen, welchem allein die Macht zukommt", nämlich „unsern göttlichen Erlöser Jesum Christum"; — während die Jesuiten keinen andern Herrn anerkennen als den Papst, dem sie unbedingten Gehorsam schwören und der sich auch der Heiligen Allianz beizutreten weigerte. Von einer solchen Protestation scheint wenigstens Alexander nicht entfernt gewesen zu sein, weil er etwa drei Monate nach der Unterzeichnung der Heiligen Allianz den Jesuiten den Aufenthalt in den beiden Hauptstädten Moskau und Petersburg untersagte und sie endlich 1820 aus dem ganzen Reiche verbannte. Auch Franz I. war einen Augenblick auf dem Punkte, sich von der christlichen Philanthropie seines Verbündeten anstecken zu lassen, da er in grellem Widerspruche mit der Bulle Sollicitudo omnium den Plan zur Stiftung einer östreichischen Bibelgesellschaft, welchen ihm Fürst Metternich von Seiten der londoner Bibelgesellschaft vorlegte, wohlwollend aufnahm und sogar gestattete, daß man in Preßburg den Druck einer Bibelausgabe in vier Landessprachen begann. Wie man sieht, sind also die politische und die religiöse Reaction, deren Anfänge man gewöhnlich auf die erwähnten beiden Maßregeln zurückführt, nicht des nämlichen Ursprungs; ja, die eine wuchs sogar aus einem Keime empor, der vielleicht Heilkraft gegen die andere entwickeln sollte, aber später ausartete und jetzt in scheinbar inniger Umschlingung mit den giftigen Sprößlingen derselben fortwuchert. Wir sagen scheinbar, weil der geistliche und weltliche Absolutismus im Grunde unverträglich sind und sich nur verbinden, weil keiner mehr ohne den andern sich zu behaupten vermag. Am Tage des Sieges, der, wenn die Geschichte keine große Lüge ist, nie anbrechen wird, müßten sie sich nothwendig trennen und miteinander um die Weltherrschaft kämpfen: nebeneinander können ein Innocenz III. und ein Napoleon nicht bestehen.

Die Zwecke der jesuitischen Umtriebe haben wir oben bezeichnet: fassen wir jetzt die Mittel ins Auge. In Rom, wo die Fäden zusammenlaufen, standen 1845 dem General Johannes Roothan 273 Ordensglieder, darunter 116 Priester, zur Seite; ihrer Leitung ist neben einem adeligen Pensionnate und dem Collegium der Propaganda des Glaubens das sogenannte Deutsche Collegium anvertraut, welches auf Betrieb Ignaz von Loyola's von Papst Julius III. „zur Erhebung der streitenden Kirche und zur geistlichen Hülfe Deutschlands", sowie „zur Entdeckung des verborgenen Giftes der Ketzerei und Besiegung und Vernichtung der offenen Irrthümer, und endlich zur Vertheidigung des Glaubens selbst mit allen Kräften und Förderung desselben durch Wort und That, und wo er ausgerottet ist, zur neuen Pflanzung desselben zum Heile der Seelen" gestiftet wurde.*) In dieses Collegium wurden seit seiner Wiederherstellung 1818 bis zum Schlusse des J. 1841 189 Zöglinge aufgenommen, darunter 28 Preußen, 26 Hanoveraner und 52 Schweizer. Aus ihm ging, um nur ein paar Namen zu nennen, derjenige Priester hervor, welcher zuerst seine Stimme gegen die gemischten Ehen erhob, und ein durch sein finsteres Treiben bekannter deutscher Bischof, der einst erklärte, Priester geworden zu sein, „um die Sünden seines Vaters abzubüßen". Den in der Anstalt herrschenden Geist hat unlängst aus eigener Erfahrung G. Köberle in den „Aufzeichnungen eines Jesuitenzöglings" so anschaulich geschildert, daß wir uns begnügen können, auf seine Schrift zu verweisen. Toscana, Lucca und S.-Marino sind die einzigen italienischen Staaten, wo die Jesuiten keine Niederlassungen haben; im Lombardisch-venetianischen Königreich besitzen sie solche in Brescia, Venedig und Verona.

Auf dem Wege nach Deutschland kommen wir zunächst nach Tirol. Wie die Jesuiten vor der Aufhebung dort wirkten, wie ihre Wiedereinführung betrieben und zu Stande gebracht wurde, erzählt die Schrift Nr. 3. Es heißt daselbst:

Die Prämonstratenser waren durch unangenehme Vorfälle der Leitung des Theresianums, einer Erziehungsanstalt adeliger Jünglinge in Innsbruck, überdrüssig geworden und suchten ihre Entlassung. Wie nun auch im damaligen Landesgouverneur Grafen von Wilczeck der Gedanke rege geworden sein mag, die Jesuiten mit diesem Institute zu betrauen, so viel ist gewiß, daß Niemand eifriger bemüht war, ihn darin zu bestärken und sogleich die Verhandlungen anzuknüpfen als ihr wärmster Freund, Joseph Freiherr von Giovanelli. Bekanntlich hält ihr Orden sehr eigensinnig an der von der Regel vorgeschriebenen Erziehungsweise, und da zunächst von Seite der besser unterrichteten Lehrer des innsbrucker Gymnasiums Einsprache dagegen zu erwarten stand, mußte auch dies in ihre Hände gelegt werden. Um den Einwürfen, denen man von den höhern Stellen entgegensah, zuvorzukommen, galt es nun, die Einführung der Jesuiten als den Wunsch des Volkes darzustellen: seine Vertreter, die Stände, sollten ihn aussprechen und dessen Gewährung vom Kaiser bei der bevorstehenden Huldigung als Gnade erbitten. In der Übersicht der auf dem Landtage 1838 zu behandelnden Gegenstände war der Jesuiten mit keinem Worte erwähnt; jedenfalls war es besser, die ständischen Vertreter auf die Frage nicht vorbereitet zu finden, besser durch wenige lenkbare Stimmen des Erfolgs versichert zu sein ... Ein Antrag zur Unterstützung der aus der Theresianischen Ritterakademie austretenden Jünglinge gab in der Sitzung vom 7. Mai den Anstoß. Joseph von Giovanelli bemächtigte sich des Wortes und trat mit dem Ansinnen hervor: sowol das Institut als das Gymnasium zu Innsbruck dem Orden der Gesellschaft Jesu zu übergeben ... Die Angelegenheit der Jesuiten wurde während der Huldigungsfeier im August 1838 eifrigst betrieben ... Am 17. October erfolgte eine kaiserliche Entschließung, wodurch die Übergabe der Theresianischen Ritterakademie und die allmälige des Gymnasiums zu Innsbruck an die Gesellschaft Jesu ausgesprochen wurde.

Dabei blieb es jedoch nicht, wie vorauszusehen war.

Schon vor dem Landtage 1840 brachte der Ausschuß der Adelsvertreter unter Vortritt des Freiherrn Joseph von Giovanelli ein Gesuch um pachtweise Überlassung eines Theils des Universitätsgebäudes an die Jesuiten, dessen Einleitung an die Hofkanzlei aber die tirolische Landesstelle mit Note vom 21.

*) Siehe die betreffende Bulle: „Das deutsche Collegium in Rom. Dargestellt von einem Katholiken." (Leipzig 1843.)

Dec. 1840 ablehnte. Das Mislingen dieses Planes führte indessen nur den Entwurf eines größern herbei. In der Sitzung vom 17. Mai 1841 legte Freiherr von Giovanelli der ständischen Versammlung den Antrag zur Errichtung eines jesuitischen Convictes für die in Innsbruck studirenden Jünglinge vor, wozu das ganze Land mit einer förmlichen Steuer beitragen sollte. Die Stände zeigten sich diesmal minder bereitwillig und glaubten derlei Geschenke dem Willen der Geber überlassen zu müssen. In gleichem Sinne erfolgte die kaiserliche Entschließung vom 12. Febr. 1842, welche zwar die Gründung des Convicts genehmigte, zugleich aber festsetzte, daß hierfür weder das Ärar noch sonst ein öffentlicher Fonds in Anspruch genommen werden dürfe. Nun erschien im Mai 1842 eine Ankündigung, welche angeblich von einem Verein zur Errichtung dieses Convicts erlassen, aber von Niemandem unterzeichnet war und zu Beiträgen einlud.

Diese in einer Beilage mitgetheilte Ankündigung ist ein merkwürdiges Actenstück: — das Convict, „in welchem Jünglinge aus allen Ständen an der unschätzbaren Wohlthat einer christkatholisch-wissenschaftlichen Bildung theilnehmen können", soll nicht blos die „inländischen Ansprüche auf dasselbe, sondern auch jene aus den übrigen Ländern des östreichischen Kaiserreichs befriedigen". Der Gesellschaft Jesu rühmt man nach: sie habe sich mit der „uneigennützigsten Bereitwilligkeit herbeigelassen, die Leitung der Anstalt gegen die Bedingung zu übernehmen, daß ihr das zu diesem Zwecke zu erbauende Haus und die erfoderlichen Räume zur Verfügung gestellt und mit der nöthigen Einrichtung versehen und dann die Erziehungsanstalt nach den Vorschriften des Ordens geleitet werde". Der Ausschuß des Vereins, „welcher unter dem Einflusse und dem Schutze der hochwürdigsten Fürstbischöfe von Trient und Brixen" das Unternehmen verwirklichen will, besteht aus dem Abte des Prämonstratenserstifts Wilten, dem k. k. Geheimen Rathe und Kämmerer Grafen von Trapp, dem k. k. Kämmerer und Baudirector Grafen von Reisach, dem Stadtpfarrer Duille, einem Advocaten und zwei Handelsleuten. Die „Katholischen Blätter aus Tirol", eine seit einigen Jahren in Innsbruck erscheinende, von Geistlichen geleitete Zeitschrift, übernahmen es, die innsbrucker Bürger, welche in ihrer Mehrheit die Jesuiten ungern einziehen sahen, „eines Bessern zu belehren"; und schon im Herbst 1844 „standen die weiten Räumlichkeiten für 300 Zöglinge, ja sogar, um dem Orden keinen möglichen Gewinn entgehen zu lassen, die Wohnungen für alle Handwerker, deren sie bedurften, vollendet da". Auch mit diesem Erfolge begnügte man sich noch nicht.

Das Gebäude, das jetzt die philosophische Facultät theilweise einnimmt, war einst das Collegium der Jesuiten; sie selbst war von ihnen gegründet und lange Zeit hindurch ausschließend mit ihren Lehrern besetzt; auch diesen verlorenen Erdstrich wieder in Besitz zu nehmen und Das vorzutragen, was einst für Philosophie galt, war ein zu nahe liegendes Ziel, um nicht die Wünsche danach anzuregen. Vorerst galt es nur einem Theil des Gebäudes, welchen das Ferdinand'sche Museum inne hatte und nach Erstehung seiner neuen Hallen räumen sollte. Diesen nahm der Superior der deutsch-östreichischen Ordenshäuser durch eine dem Landtage überreichte Vorstellung in Anspruch, allein die k. k. Hofkanzlei wies sie im Einverständnisse mit der Studienhofcommission zurück.

Eine Gegenwirkung wider alle diese Anmaßungen konnte nicht ausbleiben. Die auf ruhige Forschungen gegründeten Vorträge des Benedictiners Albert Jäger, der vielleicht der alten Stellung seines Ordens eingedenk dem Jesuitismus den Spiegel der Geschichte vorhielt, wurden mit lautem Beifall begrüßt; der Versuch eines Jesuiten, die Schränke des Ferdinandeums zu öffnen, um des Manuscripts dieser Vorträge habhaft zu werden, rief allerlei schlimme Nachreden hervor, denen die Obern nur durch seine Entlassung begegnen zu können glaubten; und die Weigerung der Gesellschaft, ihren Sacristan bei einer Diebstahlsuntersuchung vor Gericht zu stellen, veranlaßte endlich die Hofkanzlei zu dem Auftrage, dem weitern Umsichgreifen des Ordens Einhalt zu thun.

(Die Fortsetzung folgt.)

Romanliteratur.

1. Leben und Lieben, Dichten und Trachten des Amtsschreibers Michael Häderlein. Von Fernand. Wien, Gerold. 1846. Gr. 12. 1 Thlr.

Wenn der Leser seinen Geist einmal ausruhen will von Zeitfragen und großen Leidenschaften, und sich erquicken möchte an der Poesie des einfachen Menschenlebens, des guten und schlechten Menschenherzens, so nehme er das vorliegende Büchlein zur Hand: es ist die Lebensgeschichte eines unehelich geborenen Kindes, eines Kindes der tiefsten Armuth. Dieses wird der Milchbruder eines jungen Grafen, erhält dadurch eine sorgfältige Erziehung, welche ihn zum Amtsschreiber qualificirt. Durch sein träumerisches Wesen, durch sein übergutes Herz steht er eigentlich isolirt unter den Menschen, die ihn verlachen und misbrauchen. Er kann im Amt nicht Strenge üben, weil er nicht wehthun mag; er verkauft die Uhr, welche der Graf ihm geschenkt, um der Familie, die er pfänden soll, beizustehen. Überall stößt er an und macht sich selbst Vorwürfe, wann Andere ihm wehgethan. Er ist auch Dichter. Weil er in der Nacht im Felde umherschleicht, um zu dichten, hält man ihn für den Stifter einer Feuersbrunst, obgleich er beim Löschen so thätig war, daß er beinahe verunglückt wäre. Zwei Jahre dauert es, ehe er vom Verdacht gereinigt wird. Unterdeß ist die Kammerjungfer, welche er liebt, ihm untreu geworden, hat ein Verhältniß mit einem schönen Jäger angeknüpft, der sie um einer reichen Braut willen verstößt und ihr Kind verleugnet. Häderlein schreibt das Protokoll bei der gerichtlichen Verhandlung, und hingerissen von dem Unglück des Mädchens und von seiner alten Liebe zu ihr, erklärt er sich für den Vater ihres Kindes und heirathet sie. Weil sie von den Frauen der Amtsdiener wegen ihres Vergehens scheel angesehen wird, will Häderlein nach einem höhern Posten streben und studirt fleißig, um ein Examen zu bestehen; da er aber mehr das Recht, was mit uns geboren ist, als die Rechte im Kopfe hat, wird er vom Examinator für unfähig erklärt. Die Gräfin, seine Gönnerin, hat ihm 1000 Thaler zur Hochzeit schenken wollen; diese hat der Amtmann unterschlagen. Da derselbe ins Zuchthaus kommen soll, gibt ihm des Amtsschreibers Frau eine Quittung darüber; und Häderlein, welcher nicht begreift, wohin die Frau das Geld gebracht, wird auf den Verdacht hingeleitet, daß sie es ihrem fernen Geliebten, dem Jäger, zugewendet und mit diesem noch in einem Liebesverhältniß steht. Daran scheitert sein eheliches Glück, und trotz allen Ermahnungen seines guten Herzens kann er die Eifersucht nicht bewältigen. Nach Jahren wird das Misverständniß endlich gehoben und das Glück wiederhergestellt. Zuletzt findet sich auch noch sein Vater, ein reicher Freiherr, der ihm sein großes Vermögen und seinen Namen vermacht. Laura und seine Mutter sind aber dann schon todt; es lebt nur noch des Jägers Tochter, welche er adoptirt hat. Diese stattet er mit 60,000 Thalern aus;

mit dem übrigen Vermögen hilft er der gräflichen Familie wieder auf, welche durch Kriegszeit und Mangel an Berechnung verarmt ist, und trägt somit an seinen Wohlthätern die Schuld der Dankbarkeit ab, für Alles, was sie an ihm gethan. Die Geschichte ist sehr einfach, gehört ganz dem gewöhnlichen Leben, dem niedern Kreise der Gesellschaft an, aber ihre Ausschmückung ist von sehr poetischer Art; ein frischer Humor ist über das Ganze ausgeströmt und tritt ein, wann das Gefühlsleben zu weich wird; die eingefügten Gedichte sind schön, voll tiefen Gefühls, ohne Bombast und Wortspielerei. Der ganze Roman ist eigentlich ein schönes Gedicht, an Inhalt und Ausschmückung ein Kunstwerk. Ref. bedauert aufrichtig, von dem Autor Fernand noch Nichts gelesen zu haben, und hofft noch recht Vieles von ihm zu lesen. Talent und Genie, Geist und Herz sind bei ihm gut bestellt; die Tendenz ist weder aristokratisch noch demokratisch, sondern rein human, ohne alle Nebenabsicht. Das vorliegende Werk hat uns wahrhaft erquickt in der Einfachheit seiner Darstellung mit dem tiefpoetischen Kern.

2. Adele. Novelle von C. Hoffmann. Stollberg, Schlegel. 1846. 8. 22½ Ngr.

Nur 12 Bogen umschließt das vorliegende Bändchen, doch diese 12 Bogen enthalten unendlich viele Begebenheiten. Ein polnischer Graf ist angeklagt, die Bauern aufzuwiegeln, und muß nach Petersburg, um sich zu rechtfertigen. Wir erfahren bei dieser Gelegenheit Etwas über russische Gesetzgebung. Seine Tochter, die Heldin des Romans, flüchtet in ihrem funfzehnten Jahre mit einer Summe von 110,000 Silberrubeln nach Göttingen; dort lernt sie einen Studenten kennen und verliebt sich in ihn. Der Student hat mancherlei Erlebnisse: er wird Falschmünzer und flüchtig, kommt nach Paris; wird dann auf der Reise nach Amerika von Corsaren gefangen, nach Algier geführt, entflieht mit einer schönen Italienerin, in Italien ungeheuer reich; in Paris erlebt er die Greuel der Revolution und erkennt im Theater Adele, die mit ihrem Vater vereint im ganzen Glanze ihres Ranges auftritt. Jetzt steht der Verbindung der zwei Liebenden Nichts mehr im Wege als daß der Held ein Bürgerlicher ist. Eins der ersten Capitel hat indeß einer Bande Zigeuner erwähnt, welche einem vornehmen italienischen Hause einen Knaben geraubt und diesen nach Deutschland geführt hatte. Man entdeckt zuletzt, daß unser Held dieses Kind ist und er wird glücklich mit Adele. Wir sprachen hier nur von den Begebenheiten der Heldin und des Helden; es gibt aber noch andere Personen, welche Viel erleben. Max und Sachse machen auch Ansprüche an des Lesers Aufmerksamkeit; sie haben auch Lebensgeschichten, Abenteuer und Ereignisse. Kurz, das Werkchen ist voll Leben; doch ist Alles so rasch erzählt, daß man sich nicht dafür interessiren kann; dem Leser wird keine der einzelnen Personen lieb, weil keine liebenswürdig ist; selbst Held und Heldin sind es nicht. Deshalb leidet man nicht mit ihnen, wann sie getrennt werden, zittert nicht, wann ihnen der Untergang droht. Die Sprache ist sehr gewöhnlich und deutet auf eine ungeübte Feder, wie das Ganze kein Talent verräth.

3. Mohnkörner. Gesammelte Erzählungen von Ernst Ritter. Zwei Bände. Pesth, Heckenast. 1846. Gr. 12. 3 Thlr. 6 Ngr.

Das Vorwort sagt: „Die Novellen, welche ein alter Müßiggänger hier gesammelt dem Publicum übergibt, erzählen die einfachsten Dinge mit den einfachsten Worten. In ihnen geschieht durchaus nichts Außerordentliches, ja in den «Herbstwochen am See» geschieht eigentlich gar Nichts! Dessenungeachtet hoffen wir, daß unser Buch nicht ohne Inhalt und auch wol nicht gänzlich ohne Gehalt sein werde. Es ist, wie schon sein Titel andeutet, bestimmt, den Leser sanft in einen ruhigen Schlummer zu lullen! Hält es ihn wider Erwarten wach, fesselt es vielleicht sogar seine Aufmerksamkeit, so müssen wir uns mit dem leidigen Spruche entschuldigen: daß man nicht immer kann wie man will! Wie dem nun sei, wir haben Nichts weiter zu unserer Entschuldigung zu sagen und schließen mit dem Wunsche des Abu Seid von Serug: «Bewahre uns vor Denen, die loben, — ehe sie unsern Werth erproben; — wie vor Denen, die schelten, — ehe sie wissen was wir gelten. — Schütze uns vor der Gönner Überschätzung, — wie vor der Misgönner Heruntersetzung!» (Aus den Makamen des Hariri.)" Dieses anmuthige Vorwort ist ganz geeignet, den Leser auf das Anmuthige aufmerksam zu machen, welches die vorliegenden Blätter bringen. Der Autor hat ihren Werth richtig erkannt, wenngleich er diese Erkenntniß mit allzu großer Bescheidenheit ausspricht. Die beiden Novellen des ersten Bandes, „Schloß Wartberg" und „Gerhardine", zeigen, wie Liebe Verhältnisse überwindet: in der ersten Novelle ist es ein junger Fürst, der ein armes Dorfkind heirathet; in der zweiten vermählt sich der jüngere Mann mit der ältern Frau. Im ersten Falle ist der Ausgang befriedigend, weil das Bauernkind sich den neuen Verhältnissen anpaßt und ihre Verwandten sich von dem ungleichen Ehepaar fernhalten; die Heirath mit der ältern Frau hat die gewöhnlichen Folgen einer solchen Verbindung: Überdruß und Untreue des jungen Mannes. Während der Pflege seiner Frau verliebt er sich in seine Stieftochter, und abermals kämpft das Gefühl gegen Verhältnisse. Nach dem Tode der Gattin sind die Betheiligten nahe daran, zu erliegen, als des jungen Mädchens ältere Schwester sich ins Mittel schlägt. Sie auch hatte geliebt und zwar denselben Mann, der später ihr Stiefvater ward; sie hatte ihre Liebe und Eifersucht gegen die Mutter zu bekämpfen gehabt und gesiegt, indem sie einem ältern Manne die Hand reichte und sich so vom Schauplatze ihrer Schmerzen entfernte. Sie konnte aus Erfahrung sprechen und fand das rechte Wort, die Schwester zur Flucht zu bereden. Begebenheit und Erzählung sind sehr einfach, doch so natürlich und wahr, daß man Alles zu durchleben glaubt. Daß die Novellen rein sittlich gehalten sind, ist auch eins ihrer mannichfachen Verdienste. 46.

Literarische Anzeige.

En vente chez **F. A. Brockhaus** à Leipzig:

Dictionnaire
ou Manuel-lexique
DU DIPLOMATE ET DU CONSUL.
Par
le Baron ***Ferd. de Cussy.***
12. Broch. 3 Thlr.

Publications de la même maison:

Recueil manuel et pratique de traités, conventions et autres actes diplomatiques sur lesquels sont établis les relations et les rapports existant aujourd'hui entre les divers états souverains du globe, depuis l'année 1760 jusqu'à l'époque actuelle. Par le Baron ***Ch. de Martens*** et le Baron ***Ferd. de Cussy.*** Tomes premier et second. 8. 1846. Broch. 4 Thlr. 16 Ngr.

Guide diplomatique. Par le Baron ***Ch. de Martens.*** 2 vols. 8. 1832. 4 Thlr. 15 Ngr.

Causes célèbres du droit des gens. Par le Baron ***Ch. de Martens.*** 2 vols. 8. 1827. 4 Thlr. 15 Ngr.

Nouvelles causes célèbres du droit des gens. Par le Baron ***Ch. de Martens.*** 2 vols. 8. 1843. 5 Thlr. 10 Ngr.

Histoire des progrès du droit des gens en Europe et en Amérique depuis la paix de Westphalie jusqu'à nos jours. Par ***Henry Wheaton.*** Seconde édition, revue, corrigée et augmentée par l'auteur. 2 vols. 8. 4 Thlr.

Verantwortlicher Herausgeber: **Heinrich Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 214. — 2. August 1846.

Die jesuitische Reaction und der ideale Katholicismus.

(Fortsezung aus Nr. 213.)

Außer Tirol und Italien sind die Jesuiten im Umfange des östreichischen Kaiserstaats noch in Linz, Grätz und Galizien ansässig. Am erstern Orte aber macht man es dem Gesinde bei der Aufnahme zur Bedingung, bei ihnen nicht zur Beichte zu gehen; und in der frohsinnigen Hauptstadt der Steiermark misglückten ihnen alle Versuche, die Schulen und hierdurch die Jugend sammt ihrem Zubehör in die Hände zu bekommen.

In Wien selbst sind die Jesuiten „mit langen Röcken" bekanntlich noch nicht ansässig. Dagegen befindet sich dort eine Niederlassung der ihnen „in Sinn und Regel" verwandten Liguorianer oder Redemptoristen, welche ein k. k. Decret vom 19. April 1820 in die kaiserlichen Staaten aufnahm. Dieser Congregation, „die sich in unchristlichem Hochmuth die Versammlung des allerheiligsten Erlösers nennt", widmet Schuselka in seiner oben angeführten Schrift einen besondern Abschnitt. Er sagt:

Sie sind als wahre Bettelmönche in Wien eingezogen, und nun haben sie sich bereits zwei große Häuser gebaut, ihr Personal sehr vermehrt und sind dennoch im Stande, bedeutende Summen östreichischen Geldes nach Italien, Spanien, Portugal und Amerika zu senden. Ihr vornehmster Anhänger und Gönner, der Herr Erzherzog Maximilian von Este, schenkte ihnen ein in der Nähe Wiens gelegenes Landhaus mit großem Garten, wo sie nun in reizender Ländlichkeit ihr Noviziat und ihren Erholungsort haben.

Er fährt fort:

Der Sache und dem Geiste nach unterscheiden sich die Liguorianer von den eigentlichen Jesuiten nur dadurch, daß sie noch verderblicher und gefährlicher wirken als diese. Sie verfolgen die schlimmsten jesuitischen Zwecke mit rücksichtslosester Entschiedenheit und durchaus ohne die mildernden und vermittelnden Formen des eigentlichen Jesuitismus ... Die Liguorianer predigen die barste, nackteste Dummheit und verkünden mit empörender gotteslästerlicher Dreistigkeit, daß eben nur in dieser Dummheit, d. h. im völligen Aufgeben aller Vernunftthätigkeit, im blindesten Legendenglauben, im kindischesten Ceremonienspiel, d. h. also im gänzlichen Verzichten auf alle gottähnliche Menschlichkeit und Menschenwürde, das diesseitige und jenseitige Heil der Menschheit liege. Die Liguorianer wollen im kirchlichen, häuslichen und öffentlichen Leben jenen zelotischen Cynismus wieder einführen, der im Mittelalter bis zu solcher Menschen- und Gottschändung versank, daß z. B. eine deutsche Fürstin Gott einen wohlgefälligen Dienst zu leisten wähnte, wenn sie das Wasser trank, in welchem sich Mönche die Füße gewaschen!

Der Zweck der Liguorianer ist Verfinsterung des geistigen Lebens, Trübung aller Verhältnisse; Schwächung der weltlichen Macht, um die geistliche, die päpstliche wiederherzustellen; Knechtung der Hohen und Niedrigen, der Fürsten und Völker ... Sie sind zu gleicher Zeit Aristokratenknechte und Demagogen. Sie schmeicheln allen Lüsten der Hohen und regen zugleich die Niedern auf, indem sie auf der Kanzel und im Beichtstuhl alle Übel der Zeit als die Folge der gottlosen Üppigkeit und herzlosen Ichsucht der Vornehmen darstellen. Wir tadeln das Leztere natürlich nicht an sich: wir setzen es nur in Gegensatz zu der kriechenden Unterwürfigkeit, mit welcher diese Mönche den Hohen gegenüber jedes Laster beschönigen. Sie suchen Gunst und Geld der Reichen und Mächtigen zu gewinnen, indem sie ihnen versprechen, die alte Zeit wieder hereinzuführen, die für die Aristokraten eine so gute Zeit gewesen. Mit Hülfe der Aristokraten suchen sie Macht über das Volk zu erringen, und diese benützen sie wieder, um die Aristokraten einzuschüchtern, d. h. sie wollen eben alle Stände beherrschen. Sie predigen ferner die feindseligste Unduldsamkeit, machen den Protestanten den christlichen Namen streitig und stellen sie als ein durchaus verworfenes und ewig verdammtes Geschlecht dar. Alles Unglück, welches Östreich nach Joseph II. getroffen, ist nach der Lehre der Liguorianer nur eine Strafe für das Toleranzpatent und die Aufhebung der Klöster gewesen. Sie machen überhaupt gegen das östreichische Kirchenrecht in öffentlichen Reden und Schriften und noch mehr in der Beichte auf eine Art Opposition, für die jeder weltliche Schriftsteller oder Redner ohne Weiteres ins Zuchthaus käme. Wohl wissend, wie bedenklich für Östreich der Kampf der Nationalitäten sei, suchen sie sich auf jede Weise des Slawismus zu bemächtigen und beweisen dadurch am deutlichsten, wie sie gegen Östreich gesinnt sind. Sie nehmen besonders viele Slawen in ihre Versammlung auf, halten in Wien czechischen Gottesdienst und haben fast alle Slawen zu Beichtkindern. Ihr vorzüglichstes Augenmerk ist auf Böhmen gerichtet, wo sie einen mächtigen Wirkungskreis zu erringen hoffen könnten; und nur dem beharrlichen Widerstand der deutschen Stände Böhmens verdankt man es, daß Böhmen bisher von offenkundigen Liguorianern noch rein geblieben.

Anziehend ist, was Schuselka über das Benehmen der Liguorianer gegen den aus ihrer Congregation ausgetretenen geistvollen Kanzelredner und Schriftsteller J. E. Veith, sowie gegen den nun zum Propst von Kloster-Neuburg erwählten würdigen Hofprediger Sedlaczek und gegen die ihren Absichten nicht huldigende Welt- und Klostergeistlichkeit im Allgemeinen berichtet. Es geht daraus hervor, daß es in Östreich noch Leute gibt,

welche glauben: eine „christlich-wissenschaftliche" Bildung sei auch ohne die Ratio studiorum und ohne das aus Liguori geschöpfte „Compendium theologiae moralis" Moullet's erreichbar; — freilich, in jenen Kreisen darf man sie nicht suchen, wo die Herren Jarcke und Pilat den Ton angeben, wo man Hurter mit offenen Armen aufgenommen hat.

In der Schrift Nr. 2 ist ferner, und dafür fühlen sich gewiß Alle, die an Östreichs Wohl theilnehmen, dem Verf. zu Dank verpflichtet, der nachtheilige Einfluß berührt, den „einige hochgebildete und edelmüthige Frauen der höchsten Gesellschaft" in kirchlichen Dingen üben. Es heißt:

Wir sind völlig überzeugt, daß diese durch hohe Tugenden ausgezeichneten Frauen es sehr gut und ehrlich meinen. Sie glauben durch Unterstützung des neuen Mönchthums wirklich etwas sehr Heilsames und Gottgefälliges zu thun; aber wollten sie sich doch vom Gegentheil überzeugen lassen und einsehen, daß sie in ihrem gutmüthigen Wahn den Samen blutiger Zwietracht streuen und dadurch erst den Verfall der Sittlichkeit veranlassen!

Durch die Gunst dieser Frauen wahrscheinlich ist es den Liguorianern auch gelungen,

einige ihrer weltlichen Creaturen als Lehrer in eine hohe Familie zu bringen, deren Geschick mit der Zukunft Östreichs, also Deutschlands, eng und verhängnißvoll verknüpft ist. Schon die Gegenwart Östreichs bietet Schwierigkeiten und Gefahren, die nur durch geistigen Aufschwung beschworen werden können; aber die Zukunft Östreichs wird noch schwieriger sein und durchaus nur von einem freien Geiste gestaltet und geleitet werden können. Diesem freien Geiste aber arbeiten die Liguorianer und ihre weltlichen Helfershelfer entgegen, und lehren besonders die Geschichte durchaus noch immer im Geiste Philipp's II. und Ferdinand's II. Dadurch kann über Östreich und das Haus Östreich namenloses Unglück gebracht werden.

Hr. Schuselka weist nun gerade durch die Geschichte nach, daß Rom und die Jesuiten von Karl V. an stets feindselig gegen die Interessen Östreichs verfahren seien. Es ist dies Benehmen ganz natürlich und man könnte die Nothwendigkeit desselben sogar a priori begründen: denn zwei Gewalten, die sich als die höchsten setzen, müssen in ewige Grenz- und Competenzstreitigkeiten verwickelt sein; allein wir besorgen fast, des Verf. treffliche Abhandlung werde gerade dort, wo man sich die Ergebnisse solcher Forschungen zu Herzen nehmen sollte, ohne Wirkung bleiben. Denn es ist leider nur zu wahr, was Hegel sagt („Philosophie der Geschichte"):

Man verweist Regenten, Staatsmänner, Völker vornehmlich an die Belehrung durch die Erfahrung der Geschichte. Was die Erfahrung aber und die Geschichte lehren ist dieses: daß Völker und Regierungen niemals Etwas aus der Geschichte gelernt und nach Lehren, die aus derselben zu ziehen gewesen wären, gehandelt haben.

Für die Rückschritte, welche man seit einem Vierteljahrhundert in Östreich wahrnimmt, macht die öffentliche Meinung das anerkannte Haupt der Staatsverwaltung verantwortlich, während sie zugleich einem andern hochgestellten Staatsmanne das Verdienst zuschreibt, sich der Sache des Fortschritts (Hr. Hurter verzeihe uns dieses anrüchige Wort!) anzunehmen. Die unparteiische Geschichte wird einst das Urtheil sprechen; und wie das aus Protokollen und Bonmots zusammengeflickte Kartenhaus des Talleyrand'schen Ruhmes eingestürzt, wie, si licet parva componere magnis, der patriotische Heiligenschein um Gentz' Haupt erblichen ist und dem fahlen Schimmer Platz gemacht hat, der auf Fäulniß deutet: so wird, fürchten wir, der diplomatische Gegner Napoleon's, welcher Östreich vom Corsen befreien half, es aber hier dem Zaren, dort den Jesuiten überlieferte, der Nachwelt kaum in dem Lichte erscheinen, das den staatsmännischen Gegner Friedrich's II., den großgesinnten Gehülfen Maria Theresia's und Joseph's II. umglänzt. Vielleicht geschah in dieser Voraussicht die Ernennung eines neuen Reichshistoriographen; — leider erfreuen sich aber diese in Europa nicht des nämlichen Monopols wie in China, und pflegt man bei uns gerade das Gegentheil von Dem zu glauben was sie schrieben, selbst wenn sie eine gewandtere Feder führen als Hr. Hurter, an dessen „Geburt und Wiedergeburt" Nichts bezeichnender ist als der Titel, da der Verf. im Laufe des Werkes wirklich oft kindisch wird.

Da Hrn. Hurter's künftiges Wirken Östreich gewidmet sein wird, so ist hier wol der Ort, sein bisheriges nicht zu schildern — diese Mühe hat er selbst übernommen —, sondern blos kurz zu charakterisiren; und zu diesem Zwecke bietet uns unter Nr. 6 genanntes Werk überreichen Stoff, auf den wir uns auch ausschließend beschränken wollen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Reiseliteratur.

Reisen und Länderbeschreibungen der ältern und neuesten Zeit. Herausgegeben von E. Widenmann und H. Hauff. Vierundzwanzigste bis neunundzwanzigste Lieferung.

Indem wir hier vier neue Lieferungen dieser reichen und anziehenden Sammlung von Reisewerken gleichzeitig überblicken, drängt sich uns wiederum die Bemerkung auf: wie groß der Unterschied und die Mannichfaltigkeit in den Erscheinungen dieses Literaturzweigs sind, je nachdem dieselben entweder hervorgerufen werden von der Eitelkeit, der frivolen Lust der Bewegung und der Ortsveränderung, vom Müßiggange und von der Neugier; oder aber von einem ernsten wissenschaftlichen Bedürfniß, vom Drange nach Wahrheit und Forschung; und wie sehr zu bedauern ist, daß die ertraglosen Erzeugnisse der zuerst genannten Motive den fruchttragenden und mit Aufopferungen aller Art errungenen Erwerbungen der zweiten Art nicht selten Raum und Theilnahme in der Lesewelt entziehen. Die Herausgeber der vorstehend angezeigten Sammlung beschäftigen sich bekanntlich nur mit Werken der letztern Art, mit Arbeiten älterer und neuerer Zeit, denen ein bleibender und wissenschaftlicher Werth beiwohnt, die dem Kenner, dem Forscher, dem gebildeten Geiste dauernde Befriedigung darbieten.

In diesem Sinne bringt die vierundzwanzigste Lieferung zunächst Ignaz Pallme's Beschreibung einer in den J. 1838 und 1839 zurückgelegten Reise in Kordofan und den angrenzenden Ländern. Die Reise in Kordofan hat vorzüglich den Menschen, die Natur und die seltsame Art von Regierung im Auge, welche Mehemed Ali von Ägypten über die reichsten Ländertheile von Afrika walten läßt. Der Verf., ein Böhme, besuchte diese Länder ursprünglich zu Handelszwecken; allein seine mit größter Anspruchslosigkeit gegebene Erzählung erhob sich

in mehren Punkten bald zu wissenschaftlichem Werthe, während ihr der Charakter genauer und unmittelbarer Beobachtung treu blieb. Seine naturhistorischen Nachrichten mögen hin und wieder der Berichtigung bedürfen; aber was er in einfacher Darstellung von den Volkssitten, Gebräuchen, Bedürfnissen, Charakteren, Neigungen und Anlagen der von ihm geschilderten größtentheils halbwilden Volksstämme berichtet, hat Gewicht und verdient vollen Glauben. Vorgefaßte Meinungen sind ihm fremd, und ein Streben, den Thatsachen eine vorbestimmte Farbe zu geben — der Hauptfehler englischer und französischer Reisenden —, ist bei ihm nirgend wahrzunehmen.

Kordofan, die südlichste Provinz der Staaten des Vicekönigs, hat im Süden das Nubagebirge, im Norden Dongola, im Westen Darfur und im Osten die Schelukberge zu Grenzen. Die südliche Grenze wechselt je nach dem Stande der Eruptionen der wilden Nachbarn aus den Negerstämmen. Der Verf. schildert uns die einzelnen Stämme, wie er sie kennen lernte, welche die auf etwa vier Breitengrade ausgedehnte Landschaft bewohnen. Eine alte Lehre, in jüngerer Zeit seit Cook und Rousseau vielfach verkannt, findet in seiner Schilderung wieder eine kräftige Bestätigung, die Lehre nämlich: daß der Mensch da, wo er nicht dem Drucke der Naturbedingungen oder seines Nebenmenschen unterliegt, ein frohes, lebensfreudiges, genügsames, gutmüthiges und geduldiges Geschöpf ist. Nur da, wo die Civilisation halb und unverhältnißmäßig hineinbricht, wo der Druck eine an Gegendruck nicht gewöhnte Seele belastet, wo eine alte Lebensform mit Gewalt geändert werden soll: da bricht die Heimtücke, die Bosheit, die Grausamkeit und Gewaltliebe hervor, welche zwar auch in der Menschennatur liegen, aber in festen Lebenszuständen von den natürlichern Trieben bewältigt werden.

Die Regierung dieser armen Menschenfamilien ist nun die grausamste und gierigste, die sich denken läßt. Den fünf Bezirken von Kordofan steht ein Kaschaf, gewöhnlich Hauptmann eines Linienregiments, vor; solcher Kaschafs mit unbegrenzter Gewalt sind in Korei, Bara, Käschmär, Abuharaß und Dayara; sie treiben die Naturalsteuern ein und befördern die in den Sklavenjagden erbeuteten Horden nach Dongola und Ägypten. Das Land besteht aus zahllosen kleinen Oasen, die stark bewohnt sind, wenigen Wäldern, einigen Bergen, meistens aber in Wüstensand. Die Temperatur ist mit fast unmerklicher Abweichung im Jahre 36—40 Grad in der Mittagszeit, 16—18 in der Nacht; die Naturphänomene sind die der Wüste. Im Juni tritt die nasse Jahreszeit ein; während dieser Periode fällt täglich eine Viertelstunde lang ein gewitterartiger Platzregen. Die Natur erwacht, Alles steht in üppigster Pracht, das Gras erreicht die Höhe eines Reiters; Kordofan erscheint wie ein Paradies, in dessen natürlichen Laubgängen frohe, tanzende und singende Menschenkinder sorgloser Freude leben. Singvögel aller Art, das bunte Gefieder der Papagaien und Kolibris, Gazellen, Antilopen, Strauße und Giraffen, bunte aber unschädliche Schlangen und anderes Gethier durchirrt diese Pflanzenwüste; nur der fremde Mensch erkrankt. Nach dem Regen folgt aufs neue die Hitze, die erst im December und Januar sich mildert; zuletzt fällt das Thermometer Nachts bis auf 6—4 Grad.

Die Ureinwohner Kordofans sind Nuba-Neger, und selbst Kordofan ist ein nubisches Wort, der Name eines Berges bei der Hauptstadt Obeidha. Im J. 1779 fiel das Land in die Gewalt des Beherrschers (Melik) von Sennaar; seitdem ist die arabische Bevölkerung aus Sennaar und Darfur die herrschende geworden. Bara, von Dongola erbaut, unterlag dem Defterdar Mehemed Ali's im J. 1821, und seit dieser Zeit herrscht der ägyptische Soldat in Kordofan. Armuth wurde das Loos der Einwohner, welche in die drei Hauptstämme Neger, Bakkara und Arab zerfallen, zwischen welchen die Dongola als Kaufleute wohnen. Diese Bevölkerung, welche 13 verschiedene Dialekte spricht, steigt mit den wandernden Bakkara (Hirten) auf eine halbe Million Menschen. Der Verf. berichtet entsetzliche Geschichten von der Grausamkeit des Defterdar und seiner Ägyptier, rührende von der Gutmüthigkeit und Kindlichkeit dieser Stämme; wir müssen sie indeß übergehen. Das Land ist zum Wohlstand berufen; das Zuckerrohr wächst ohne Pflege; Indigo, Gummi und das Thierreich bieten reiche Quellen dar; 20,000 Stück Hornvieh schießen jährlich über den Bedarf über; allein die eiserne Ruthe der Despotie erstickt alle diese Keime des Wohlstandes.

Die Einfachheit der Sitten und Gebräuche, die rührende Anhänglichkeit der Familienglieder in diesen Stämmen zeichnet der Verf. mit gerechter Vorliebe. Die Dörfer bestehen aus mehren Gruppen von Tukkoli (Hütten), rund und etwa 12 Fuß im Durchmesser, aus Rohrgeflecht und im Innern mit bunten Strohmatten behängt; das Angalab (Gurtenbett) mit Matten belegt, Schlafstelle und Divan, bildet darin das Hauptmeubel; einige Krüge (Burma), Töpfe für die Merissa, ein berauschendes Bier, Strohschüsseln aus Palmgeflecht und eine Thonschüssel (Doka) zum Brotbacken, bilden mit einem ledernen Schild und etlichen Lanzen gewöhnlich das ganze Geräth der Tukkoli. Reiche Familien haben deren mehre, die eine Dornumzäunung in ein Gehöft vereinigt; das Vieh wohnt in dieser Umzäunung. Die Lebensweise ist die einfachste. Ist die nothwendigste Arbeit gethan, so versammelt sich die ganze Bevölkerung an einem schattigen Platze im Dorfe; die Alten lassen den Merissakrug umgehen, das junge Volk tanzt oder singt zum Schall der Tarabuka (Handtrommel). Häufig sind Streitigkeiten zu schlichten; dies geschieht durch eine Art Duell mit Peitschen aus Nilpferdhaut. Männer und Frauen erscheinen in derselben Nationaltracht; ein Hemd, der Schild bei den Männern, das Haargeflecht bei den Frauen, mit Butter und Öl gesteift, bilden die ganze Umhüllung. Armspangen von Horn und Kupfer, Schnüre von böhmischen Glasperlen, und Goldblättchen auf der Stirn, sowie Fingerringe, sind beim schönen Geschlecht sehr beliebt. Sandalen sind nur dem Reichern gestattet. Der Stolz des Mannes ist ein zweischneidiges Schwert. Dem Charakter der Einwohner, ihrer Gastfreundschaft, ihrer Treue und Anhänglichkeit zollt der Verf. das größte Lob; der Jähzorn ist ihr größter Fehler, doch entladet er sich meistens im Geschrei und geht ohne Blutvergießen vorüber. Die Schilderungen seines Reiselebens gibt der Erzähler in einem Gewande, das durch seine Einfachheit anzieht und gefällt. In Obeidha traf er mit Dr. Iken, einem Hanoveraner im Dienst des Vicekönigs, zusammen. Er berichtet sodann über die Sklavenjagden Mehemed Ali's, von denen die des J. 1838 mit einem Heere von 2400 Mann Infanterie, 750 Beduinen, 200 Mann Cavalerie, 300 Dromedarreitern und 1200 Landesbewohnern und drei Kanonen vollzogen wurde und über 5000 Sklaven einbrachte. Meistens überliefern sich die angegriffenen Ortschaften selbst oder werden von ihren Oberhäuptern überliefert, und was die Flucht ergreift wird wie das Wild gejagt; die Gefangenen werden jedoch menschlich behandelt.

Hiernächst folgen Nachrichten über den Bahr el Abiad, den Weißen Nil, die für problematisch gehalten werden müssen. Der Fluß soll schon in Runga, südlich von Darfur, sehr breit aber nicht tief sein, Bakkara, Donka und Scheluk durchströmen, in Sennaar bei Karthum aber sich mit dem Blauen Nil vereinigen. Auch die Nachrichten von großen Ruinen und Alterthümern bei Cab Belull in der Wüste, die Darfur von Kordofan trennt, mögen sich sehr beschränken lassen. Wie dem jedoch auch sei, die Schrift liest sich durchweg mit Interesse und enthält in den auf eigener Anschauung beruhenden Theilen die dankenswerthesten und durchweg Zutrauen erweckenden Berichte über ein noch sehr mangelhaft bekanntes Land.

Indem wir über die fünfundzwanzigste Lieferung, den zweiten Band der „Reisen auf den griechischen Inseln des Ägäischen Meeres von Ludwig Roß", referiren, müssen wir dieser vorzüglichen Arbeit vorweg ein wohlverdientes Lob spenden.

An einen Reisenden, besonders an einen mit Kunstzwecken reisenden Berichterstatter, machen wir vor allen Dingen eine Foderung, die der Gewissenhaftigkeit. Der Verf. befriedigt diesen Anspruch bei seiner Rundreise durch die griechischen Inseln in seltenem Maße und findet selbst kein Bedenken, frühere Irrthümer, Täuschungen und Fehlschlüsse, die ihm begegnet sind, einzugestehen und aufzuhellen. Dies ist ebenso selten wie achtenswerth.

Die Inselreise wurde mit Prof. Herzog im J. 1841 unternommen, mit hohem Schutz und aller möglichen Gemächlichkeit bei dem herrlichsten Wetter vollendet, und muß reich an Resultaten gefunden werden. Es ist uns nicht möglich, auch nur des zehnten Theils aller der neuen oder berichtigenden Bemerkungen zu gedenken, welche die frische Beobachtungsgabe und der gute Blick des Verf. zu machen vermochte; wir können nur anmerken, daß fast jede Seite seiner Schrift irgend eine wünschenswerthe Aufklärung, eine Wahrnehmung von Interesse darbringt. Zu loben finden wir aber insbesondere die vorzügliche Aufmerksamkeit, welche Hr. Roß den Resten des häuslichen Lebens der Alten und den Anklängen antiker Zustände in den heutigen Sitten und Gebräuchen zuwendet, und mittels welcher es ihm auch gelingt, die hinterbliebenen Reste einer Menge von antiken Privatwohnungen, Burgen, Landsitzen u. s. w. zu entdecken, welche die nur auf Tempel und Paläste reisenden Beobachter gänzlich übergangen haben. Hiernächst haben wir ihm auch ganz besonders für die Theilnahme zu danken, welche er der Sprache und ihren idiomatischen Abweichungen zugewendet hat und mit der er manche erfreuliche Entdeckung classischer Hinterlassenschaften an das Licht bringt, welche dem System Fallmerayer's schwer einzufügen sein möchten. Doch wir kommen hierauf noch zurück.

Am 21. Juli 1841 segelte der Verf. Abends 9 Uhr aus dem Piräeus mit einem schwachen Landwinde auf dem königlichen Kutter Leon ab und fand sich beim Anbruch des Morgens auf der Höhe von Phavra. Zuerst wurde Sunion besucht, die Reste der Befestigung untersucht und im Schatten der alten ehrwürdigen dorischen Säulen des Athene-Tempels, der einzigen, welche nebst den Säulen auf Ägina in Griechenland, die altägyptischen 16 Kannelirungen zeigen, geruht. Merkwürdig, daß diese Eintheilung, die in Italien und Sicilien sich so lange Zeit behauptete, in Hellas so früh verlassen wurde. Bei der Helena-Insel vorüber, kahl und ruinenleer, wird Prasiä — Porto Raphti — von einem Marmorblock, einem sitzenden Schneider ähnlich, so genannt, erreicht; jener Block, 7 Fuß hoch, war offenbar eine weibliche Statue, eine Hera, Athene oder die Gemahlin des Herodes oder Hadrian. Euböa vorüber, bei Karystos vorbei, geht die Reise nach Andros. Das Hauptdorf Gavrion wird von Albanesen bewohnt, die einzige Colonie dieses Stammes im ganzen Ägäischen Meere. Der alte Thurm des heiligen Petros ist eine durch seine Construction merkwürdige Ruine, vermuthlich der Rest einer Burg zum Schutze der nahen Bergwerke. In der Mitte der Insel lag die alte Hauptstadt Andros, von der ein Ritt durch die köstliche Messaria, ein mit Citronenbäumen, Orangen und Cypressen gefülltes Thal, nach Paläopolis führt. Die kleine Insel mit 15,000 Bewohnern ist eine Probe von der Blüte, welche der türkische Scepter einer fleißigen Bevölkerung zu erlangen gestattete. Die Tauben herrschen noch wie bei den Alten — sie waren die Schwestern des Andros — auf der Insel vor. Syros mit seinem Hafenorte Hermupolis empfängt den nächsten Besuch der Reisenden. Stattliche dreistöckige Häuser aus Marmor verkünden schon von fern den Wohlstand dieser neuen Schöpfung, die besonders durch blühende Schulen, worunter selbst eine hellenische, d. h. gelehrte Mädchenschule, glänzt. Jungfrauen tractiren hier den Thukydides, Demosthenes und Xenophon, gewiß eine auf der ganzen Erde sonst nicht vorkommende Seltenheit!

Wir können hier eine Bemerkung nicht unterdrücken, die der Verf. nicht macht. Es ist unter uns nicht genug bekannt, welches der eigentliche Quell der letzten griechischen Revolution war; zu Anfang achtete man nicht genug darauf, jetzt ist man an die Erscheinung gewöhnt und forscht ihrem Ursprunge nicht mehr nach. Wir wollen kurz daran erinnern. Der Aufstand hatte seinen Quell in zweien der edelsten Regungen in der Menschenbrust, im Freiheitstrieb und mehr noch als in diesem in dem Triebe nach Wissenschaft und Cultur; er ist vielleicht das einzige Beispiel in der Menschengeschichte von einer Volksempörung aus — Wissensdurst. Das Klephtenthum des Peloponnes und Livadiens und Drang nach Cultur auf den Inseln Syros und Hydra sind mit dem Wohlstand von Euböa und Skios die Quellen der griechischen Empörung gegen ein zwar barbarisches, aber sonst ziemlich leichtes und nicht drückendes Regiment. Machiavelli schon lehrt, daß jeder Staat vor allen Dingen das Element zu pflegen habe, dem er seinen Ursprung verdankt. Bei den Römern war dies kriegerische That, bei den Neugriechen ist es Unabhängigkeit und Wissenschaft. Die Regierung König Otto's hätte sich Dies wol feststellen und unablässig an diesem Grundbau des jungen Staates fortbilden und fortbauen sollen. Vielleicht wollte sie es; aber es fehlte fester Entschluß und es fehlten die Mittel. In dem Augenblicke aber, wo man, von außenher vielleicht gezwungen, an diesen Grundbau zerstörende Hand legte, haben wir für die Regierung gefürchtet und — unsere Furcht hat sich leider bewahrheitet. Als man anfing, die geringen Bewilligungen für die Universität, für Schulen und Anstalten der Wissenschaft noch zu verkürzen, ohne andererseits dem Freiheitstriebe freies Feld zu öffnen, schien uns der Staat, oder besser gesagt, das bestehende Regiment in Gefahr zu sein.

(Die Fortsetzung folgt.)

Bibliographie.

Blicher, S. S., Novellen. Aus dem Dänischen übertragen von H. Zeise. Zwei Bände. Altenburg, Pierer. 8. 2 Thlr.

Deinhardstein, Erzählungen und Novellen. Pesth, Heckenast. Gr. 12. 1 Thlr. 12 Ngr.

Hepp, F. C. T., Die politischen und unpolitischen Staats-Verbrechen und Vergehen nebst angränzenden Amts-Verbrechen und Polizei-Übertretungen, nach gemeinem und württembergischem Rechte. Tübingen, Zu Guttenberg. Gr. 8. 1 Thlr. 25 Ngr.

Herder's, J. G. v., Lebens-Bild. Sein chronologisch geordneter Briefwechsel, verbunden mit den hierhergehörigen Mittheilungen aus seinem ungedruckten Nachlasse, und mit den nöthigen Belegen aus seinen und seiner Zeitgenossen Schriften. Herausgegeben von seinem Sohne E. G. v. Herder. 1sten Bandes 1ste und 2te Abtheilung und 2ter Band. Erlangen, Bläsing. Gr. 16. 3 Thlr. 27 Ngr.

Ingemann, B. S., Kunnuk und Naja, oder die Grönländer. Eine Erzählung. Aus dem Dänischen übersetzt. Oldenburg, Stalling. Gr. 12. 25 Ngr.

Mylius, Wilhelmine, Gedichte. Hannover, Hahn. 12. 15 Ngr.

Producte der rothen Erde. Gesammelt von Mathilde Franziska. Münster, Coppenrath. Gr. 12. 1 Thlr. 25 Ngr.

Schömann, G. F., Ansichten über die Genien. Greifswald. Gr. 8. 5 Ngr.

Sue, E., Martin der Findling oder Denkwürdigkeiten eines Kammerdieners, deutsch von A. Diezmann. 1stes Bändchen. Leipzig, O. Wigand, 16. 5 Ngr.

— — Martin der Findling oder Memoiren eines Kammerdieners, deutsch von G. Fink. 1stes Bändchen. Baden, Zehnder. Gr. 16. 4 Ngr.

Vogl, J. B., Gedichte Bamberg, Literarisch-artistisches Institut. Gr. 8. 26¼ Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 215. — 3. August 1846.

Die jesuitische Reaction und der ideale Katholicismus.

(Fortsetzung aus Nr. 214.)

Hr. Hurter hat das Glück nicht jener „Molluskenbildung" anzugehören, „welche vorwärts neue Ansätze fördert, rückwärts die Fäulniß walten läßt, momentan Menschen auf die Oberfläche der gesellschaftlichen Ordnung treibt, die keine Vorfahren haben, darum meist auch keine Nachkommen erwarten dürfen; Gebilde des Augenblicks, Blasen, die dem Boden entsteigen und platzen, um andern die Stelle einzuräumen", — sondern er stammt von einer Reihe ehrsamer schaffhauser Bürger ab, ja vielleicht sogar aus einem römischen Geschlechte, da hortari und Hurter sinn- und lautverwandte Wörter sind. Von Beruf ist er ein „Erhalter und Vertheidiger der göttlichen Weltordnung", zu der, wie es scheint, auch ein schlechter deutscher Stil gehört, der, wenn sich in Zukunft zu den schweizerischen Idiotismen noch östreichische, zu Wortbildungen wie „angezappelt", „verrottete Unflathskinder" u. s. w. noch andere Bereicherungen gesellen, den Sprachforschern manche Ausbeute gewähren wird. Vielleicht hat sich jedoch Hr. Hurter keines bessern bedient, um seine Geringschätzung gegen das „lutherische Deutsch" an den Tag zu legen, welches Lessing, Fichte, Goethe geschrieben haben. Wie Hr. Hurter diese göttliche Weltordnung schirmte, indem er als reformirter Geistlicher eine Apologie der römisch-katholischen Hierarchie, Denkschriften für Klöster u. s. w. verfaßte, ist bekannt genug; auch hat er selbst sich so weitschweifig über Das verbreitet, was er gedacht und geredet, gewollt und gethan, daß wir uns dabei füglich um so kürzer aufhalten können.

Beim Durchlesen der drei Bändchen, in die Hr. Hurter bescheidenerweise sein Werk eingetheilt, obgleich es nicht weniger als 1300 Seiten umfaßt, fühlten wir uns oft versucht auszurufen: Tant de bruit pour une omelette! Jeden Tag treten Priester und Laien aus einer Kirche in die andere über, und Niemand bekümmert sich darum; auch um Hrn. Hurter's Übertritt würde sich Niemand bekümmert haben, wenn derselbe nicht durch die ihm zu Theil gewordene Anstellung eine politische Bedeutung gewonnen hätte. Man kann in Östreich, in Deutschland nicht gleichgültig zusehen, wenn hohe Staatsämter der Preis für Leute werden, die den blutigen Samen der Zwietracht ausstreuen, die geistige Errungenschaft der Menschheit als verbrecherischen Abfall von Gott darstellen und die finstersten Zeiten, welche die Geschichte kennt, als das Ideal darstellen, dem anzustreben sei.

Hr. Hurter ist überzeugt, daß, wenn eine erfreulichere Ära für die Menschheit eintreten solle, Dies dann nur möglich seye (auch „seye" scheint zur „göttlichen Weltordnung" zu gehören), wenn der Gesellschaft Jesu zunächst auf die Erziehung der höhern Stände und auf die Bildung künftiger Priester, dann allmälig auch anderer Classen, der ehevorige Einfluß wieder eingeräumt werde; er ist überzeugt, daß, sofern es möglich sei, dem mit solcher verwüstenden Wirkung voranschreitenden innern Zerfall des Menschengeschlechts noch vorzubeugen, dasselbe von dem Abgrund, in welchen die revolutionnairen Bestrebungen aller Art es hinabzutreiben sich bemühten, noch zurückzureißen, Dies einzig dadurch sich erzielen lasse, daß überall der Gesellschaft Jesu auf die Leitung und Erziehung der heranwachsenden Geschlechter der ehevorige Einfluß wieder eingeräumt werde. Welche Ära die Gesellschaft Jesu der Menschheit zu bereiten vermag, Das hat sich überall gezeigt, wo sie herrschte: in Spanien und Portugal wie in Frankreich und Italien, in Deutschland wie in Polen. Hrn. Hurter und der alten Klugheitsregel si fecisti, nega zufolge, beruht freilich Alles, was man dem Orden zur Last legt, auf Verleumdungen, und er bemüht sich, ihn gegen dieselben zu rechtfertigen. Um zu zeigen, wie er dabei zu Werke geht, heben wir eine dieser Verleumdungen sammt Hrn. Hurter's Replik hervor. Er sagt:

Während ich mich in Paris befand (1843), hatten die aufrichtigen Hrn. Quinet, Libri und Consorten diesen Klang (von Schätzen der Jesuiten) vernehmen lassen, und flugs träumte und faselte Alles von Schätzen der Pères de la foi (ein nom de guerre des Ordens), indeß mehre glaubwürdige Personen, und zwar unabhängig voneinander, mich versicherten: durch den Ankauf eines Hauses in der rue de la poste wären dieselben in solche Geldverlegenheit gerathen, daß sie, um ihren Verbindlichkeiten nur einigermaßen nachzukommen, auf bloßes Brot zu ihrer Nahrung sich beschränkt hätten. Darauf seie von einigen mitleidigen Frauen ein Sack mit Bohnen gekauft und dem Koch der Väter zugestellt werden. Mit Thränen in den Augen habe er denselben in Empfang genommen und Gott gedankt, daß es ihm endlich wieder einmal möglich werde, für die Gemeinschaft den Tisch zu decken.

Wie rührend! Schade, daß andere glaubwürdige Personen Hrn. Hurter Nichts von dem Processe Affenaer erzählt haben. Im Beginn dieses Processes gab der Instructionsrichter folgenden Befehl:

In Betracht, daß der Angeklagte im Jesuitenhause, in der rue des postes in Paris, als erster Schreiber und Buchhalter angestellt war, . . . bestellen wir den Buchhaltungserfahrenen, Hrn. Playe, um in den uns heute vom P. Meirez, Geistlichen des pariser Jesuitenhauses, übergebenen Büchern die Berichte und Operationen u. s. w. zu verificiren.

Die Untersuchung dieses Beauftragten stellte für das Jahr 1843, die Ausgaben abgerechnet, ein Activ von 742,121 Francs heraus. Wo bleibt da der Sack mit Bohnen! Und von der lyoner Gesellschaft zur Verbreitung des Glaubens empfing laut deren Abrechnung 1844 der Orden für Missionnaire 336,092 Fr. 32 Cent. (z. B. für 8 Priester in Syrien 51,000 Fr., für 5 Priester in den Rocky Mountains 40,000 Fr., für 11 in Algerien 50,000 Fr. u. s. w.). Dies sind nun zwei Einnahmeposten: glaubt Hr. Hurter, daß sie die einzigen seien?

Hr. Hurter erfreut sich bekanntlich der Gunst der heil. Jungfrau in besonderm Grade, und wir beneiden ihn auch nicht darum, obschon ihre Gnade nicht blos römisch-katholisch machen, sondern auch zu Anstellungen verhelfen kann, wovon man in Wien unlängst Beispiele erlebt hat. Weniger bekannt dürfte es sein, daß ihm auch die Fürsprache des Stifters des Kapucinerordens zugesagt ist. Damit verhält es sich so. Am 4. October, dem Tage an welchem die römisch-katholische Kirche das Andenken des heil. Franciscus von Assisi feiert, betrat Hr. Hurter zum letzten Male die Kanzel der reformirten Kirche. Vier Jahre später bemerkte er dem Cardinal-Staatssecretair: Wenn der heil. Franz wüßte, mit welcher Vorliebe er in dem letzten Band seiner „Geschichte Innocenz'" ihn behandelt hätte, so könnte er auch zu ihm, wie Christus einst zu dem heil. Thomas von Aquino, sagen: „Du hast gut von mir geschrieben." Der Cardinal erwiderte: „Seien Sie versichert, der heil. Franz wird sich auch mit Ihnen beschäftigen!" Nun begnügt sich aber Hr. Hurter mit diesen Gönnern im Himmel noch nicht, sondern schreibt auch 40 Seiten zur Verherrlichung des Wunders, mittels dessen das Blut des heil. Januarius in Neapel zu gewissen Zeiten flüssig wird. Einer der „tiefsten Denker und ausgezeichnetsten Gelehrten" in Neapel, ein „Mathematiker ersten Ranges", hat, wie Hr. Hurter berichtet, in der nach seinem 1824 erfolgten Tode herausgegebenen „Theorie der Wunder ... sammt einer apologetischen Abhandlung über das Wunder des heil. Januarius", die Wunder Erscheinungen genannt, „von denen sich keine natürliche Erklärung geben läßt", mit welcher Begriffsbestimmung Hr. Hurter einverstanden zu sein scheint. Wir kennen eine schärfere: Mirabeau gab sie im Alter von sieben Jahren. Er erzählt in den „Briefen aus dem Thurme von Vincennes":

Als man mir sagte: Gott könne keine Dinge machen, die sich widersprechen, z. B. einen Stock, der nur ein Ende hätte, fragte ich: ob ein Wunder nicht ein Stock mit einem Ende wäre? Meine Grosmutter hat mir Dies nie verziehen.

Ob Hr. Hurter je Fichte gelesen hat? Wir vermuthen fast: wenigstens befolgen er und seines Gleichen einen Rath, den ihnen der Philosoph schon vor 50 Jahren ertheilt hat. Dieser deutsche „Denker" sagt („Beiträge zur Berichtigung der Urtheile des Publicums über die französische Revolution"):

Unsern heutigen Eiferern für die Aufrechthaltung ihres reinen, alleinseligmachenden Glaubens muß ich eine Lehre geben, die den Verdruß reichlich ersetzt, den ihnen die Durchlesung dieses Capitels verursachen könnte. Wenn sie ihren Glauben dadurch zu behaupten suchen, daß sie etwa die abenteuerlichsten Sätze aufgeben, und ihn der Vernunft näher zu bringen suchen, so ergreifen sie ein Mittel, das geradezu gegen ihren Zweck läuft. Sie erregen durch dieses Nachgeben den Gedanken, daß doch auch wol im Beibehaltenen Dinge sein könnten, die mit der Zeit auch würden aufgegeben werden. Doch, Das ist noch der geringste Schade; aber indem sie das System abkürzen und es von einem Theile seines Wunderbaren entkleiden, erleichtern sie die Prüfung und Übersicht desselben: kam das vorherige, dessen Prüfung schwerer war, in Gefahr, wie will sich dasjenige erhalten, das sie erleichtert? Geht den umgekehrten Weg: jede Ungereimtheit, die in Anspruch genommen wird, beweist kühn durch eine andere, die etwas größer ist; es braucht einige Zeit, ehe der erschrockene menschliche Geist wieder zu sich selbst kommt, und mit dem neuen Phantome, das anfangs seine Augen blendete, sich bekannt genug macht, um es in der Nähe zu untersuchen; läuft es Gefahr, so spendet ihr aus dem unerschöpflichen Schatze eurer Ungereimtheiten ein neues; die vorige Geschichte wiederholt sich, und so geht es fort bis an das Ende der Tage. Nur laßt den menschlichen Geist nicht zum kalten Besinnen kommen, nur laßt seinen Glauben nie ungeübt; und dann trotzt den Pforten der Hölle, daß sie eure Herrschaft überwältigen. Laßt euch, o ihr Verfinsterer und Freunde der Nacht! — laßt euch diesen Rath durch die Vermuthung, daß er von einem Feinde herkomme, ja nicht verdächtig werden! Auch sogar gegen euch ist Tücke unerlaubt, obgleich ihr sie gegen uns braucht. Prüfet ihn aufmerksam und ihr werdet ihn völlig richtig finden.

Die Hohenlohe'schen Heilungen, die Wundermedaille, der trierer Rock und endlich das Blut des heil. Januarius scheinen beinahe eine solche Steigerung von „Ungereimtheiten" zu sein, wie Fichte sie angerathen hat; — und es wird auch so fortgehen, so lange es Hurter gibt und so lange Staatskanzleien die Stelle der frühern „Convertitenkassen" vertreten.

Den „letzten seines Zweckes sich klar bewußten und alleinigen Grund der wider die Gesellschaft Jesu angehobenen Verfolgungen und des in verstärktem Maß auf unsere Zeiten herabgeerbten Tobens gegen sie" findet Hr. Hurter in dem Grimm der Bleiwage gegen das Kreuzeszeichen. Damit tritt er in die Fußstapfen der sogar von Gentz verspotteten Monjoye und Barruel, sowie vorzüglich in die seines Freundes und Musters Karl Ludwig von Haller, — Leute, die alles Übel in der Welt vom Sündenfall bis zur französischen Revolution den Freimaurern zuschrieben, weil es, um Anklagen abzulehnen, kein wirksameres Mittel gibt als Gegenbeschuldigungen.

Seinen Beruf zum Reichshistoriographen beurkundet Hr. Hurter auf glänzende Weise durch die Lobrede auf Ludwig XIV., welche er an die Schilderung eines Besuches in Versailles anknüpft. Hier fiel ihm besonders

auf, die Kapelle von allen Seiten das Schloß überragen zu sehen. Er fragt:

Ist Dies Zufall? War es Absicht? Ließ es Ludwig geschehen? Wollte er es so haben?

Er gibt sich selbst zur Antwort:

Sehen wir in ihm einen Fürsten, von welchem berichtet wird: er habe nur an einem Tage seines Lebens, bei Gelegenheit eines großen Marsches, die Messe versäumt; er habe jedes Jahr vor Anfang der Fasten seinen Hofleuten in ernster Anrede erklärt, wie ungeziemend er es finde, wenn in dieser Zeit Jemandem Fleisch vorgesetzt würde; der während Advent und Fasten beinahe allen Predigten beiwohnte und an allen Feierlichkeiten Theil nahm; der ferner bei der Messe darauf sah, daß vom Sanctus bis zur Communion des Priesters Alles, wie er selbst, auf den Knien liege: so dürfen wir auch an der Vermuthung festhalten, jenes Verhältniß der Kapelle zu seinem Schloß seie sein eigener, klar bewußter Wille gewesen.

Wie glücklich muß doch Frankreich unter einem solchen Fürsten gewesen sein! Wie verschwinden vor diesem „Verhältniß der Kapelle zum Schloß" die Dragonnaden, die Widerrufung des Edicts von Nantes und die zweitausend Millionen Livres Schulden, welche Ludwig XIV. hinterließ! Überhaupt sind Apologien Hrn. Hurter's stärkste Seite: für die gelungenste halten wir die der Bettelei im Kirchenstaat, wenn ihr nicht jene den Rang streitig macht, womit er die „Mißstimmung", welche den verstorbenen Herzog von Modena antrieb, Dante's „Divina commedia" unter die verbotenen Bücher zu reihen, „wenn nicht geradezu rechtfertigt, doch wesentlich entschuldigt".

(Die Fortsetzung folgt.)

Reiseliteratur.

(Fortsetzung aus Nr. 214.)

Syros ist bergig, aber trefflich bebaut: Getreidefelder und Weinberge füllen die ganze Insel. Die Sprache ist hier minder rein als in Andros; ein Führer der Reisenden sagte, es gäbe viele *βάζα, μὰ [illegible], ὄχι καλὰ [illegible]*: Vasen, aber arm und nicht gut gemacht. Mykonos zählt 5000 Einwohner und besitzt 30 große Briggs und Goeletten. Der Granitfels lohnt die fleißigste Arbeit nur sehr spärlich; die Alten hatten die Gigantenkämpfe hierher verlegt, und der Anblick der Insel ist noch jetzt wild und rauh genug. Umhergestreut liegen mehre wüste Inselchen, z. B. Raklia (Herakleia) und andere, die von Amorgos aus benutzt werden. Anydros, Denusa, Kinaros sind ohne feste Einwohner. Schinussa, von *σχῖνος*, Lentiscus, war ganz mit dieser Pflanze bedeckt; die Herzöge von Naxos besaßen hier mehre Burgen; Wappenschilde und Ähnliches aus dem Mittelalter werden hier und in Keros, Antikeria u. s. w. viele gefunden. Ein gezwungener längerer Aufenthalt auf Amorgos gibt zu einer sorgfältigen Durchforschung der dasigen Ruinen Anlaß. Die Reste von Minoa sind sehr bedeutend und lehrreich: Akropolis, Gymnasium, Gruben und antike Burgen. Die Insel ist wohlbebaut und zählt außer dem Hafenort Äziale noch zwei Städtchen und eine Menge Dörfer. Aus Astypaläa, das türkisch ist, jedoch kaum jemals von einem Muselmanne betreten ward (denn die Abgaben werden in Pausch und Bogen etwa 400 Thaler jährlich nach Rhodos gesandt), werden merkwürdige Inschriften mitgetheilt. Die Insel Nisyros ist nichts Anderes als der Krater eines Vulkans, der über dem Meeresspiegel hervorragt. Die antiken Strebemauern zu Gärten und Weinberganlagen sind eine specielle Merkwürdigkeit dieser kleinen Insel, auf welcher zahlreiche Schwefelquellen noch im Fluß sind. Auch hier fällt eine stattliche Akropolis schön ins Auge. An den Schwefelquellen waschen schöne Frauen ihre Wäsche, und herrliche Mandelwälder bedecken die Bergabhänge.

Doch wir nehmen wahr, daß wir den Leser wegen solcher Details auf das Buch selbst verweisen müssen und folgen dem glücklichen Reisenden nur flüchtig auf seinem fernern Zuge nach Knidos, Telos, das unsere Karten ganz grundlos Episkopi nennen, Kos u. s. w. In Knidos landet er fast im alten Theater, das jetzt einen Theil des Hafens bildet. Die Stadt Mandraki wächst bedeutend an, Leros glänzt mit seiner Schule; Kalymnos ist in innern Zwistigkeiten zerspalten; hier und in Patmos nimmt die Volkssprache merkwürdige dialektische Formen an, doch gewährt die vielberühmte Klosterbibliothek nur geringe Ausbeute. Dieses Kloster ist zugleich Strafort für Ketzer und Separatisten. Samos mit seinen Ruinen des Hera-Tempels, alten Abzugsgräben und Hafendämmen, und mit seiner Geschichte während des Freiheitskrieges, bildet einen höchst anziehenden Abschnitt; hierauf Phurni (Korassiä), Ikaros, dessen alte Chorographie anziehend ist; Sitten, Tracht und Dialekt der Bewohner. Endlich beschreibt der sechsundzwanzigste Brief die Insel Delos und ihre antiken Denkmale, Rhenäa, Belvina und die Spuren eines alten Zusammenhanges mit dem Peloponnes.

So endet die herrliche Rundreise des Verf., welcher überall das Auge des Gelehrten mit dem offenen Blick des Naturbeobachters zu vereinen weiß. Wohlthuend an ihm ist uns vorzüglich sein unabhängiges Urtheil über den naturbegabten, trefflichen und vielverheißenden Menschenschlag, der diese unvergleichlichen Inselgruppen bewohnt, gegenüber den befangenen und von ganz unstatthaften Prämissen ausgehenden Urtheilen, welche jetzt so häufig über dies Volk vernommen werden.

Als Beilagen empfangen wir einen Abdruck der goldenen Bulle Kaiser Alexios Komnenos', die Stiftung des Klosters Patmos betreffend, und Auszüge aus des heiligen Christodulos Klosterregel mit Fragmenten der Klosterchronik, sprachlich wichtige Documente des 11. und 12. Jahrhunderts, in welchen sich, beiläufig gesagt, bereits arabische Ziffern finden. Einige Auszüge aus den Handschriften von Patmos, eine Art Encyklopädie, und endlich eine sehr dankenswerthe Sammlung neugriechischer Sprüchwörter, bilden den Schluß der inhaltreichen Schrift. Aus dieser letztern Zugabe hier einige Anführungen. Für das gröbere deutsche Sprüchwort: „Den Sack schlägt er, den Esel meint er" sagt der Grieche: „*Ἐσὲ τὸ λέγω, πεθερά, γιὰ νὰ τἀκούσ' ἡ νύφη*". (Dir sag' ich's, Schwiegermama, damit die junge Frau es höre.) Wer sich leichtfertig Händel zuzieht, bekommt zu hören: „*Γριὰ δὲν εἶχε διάβολον, κ' ἠγόρασε γουρούνι.*" (Ein altes Weib hat keinen Teufel und kauft sich ein Schweinchen.) Wer sich mit Dingen befaßt, die er nicht versteht, auf den paßt: „*Λαγὸς πιπέρι ἔτριψε, κακὸ 'ς τὴν κεφαλήν του.*" (Ein Hase rieb Pfeffer, wehe seinem Kopfe!) Vom Ehesegen der Geistlichen heißt es:

Ὁ παπᾶς κ' ἡ παπαδιὰ
Πέντε μῆνας τρία παιδιά.

(Der Pfarrer und die Pfarrerin, alle fünf Monate drei Kinderchen.) Wer am Ende in einer schwierigen Sache stecken bleibt, von dem gilt:

Ὅλο τὸ βόδι τὸ φάγαμεν,
Καὶ 'ς τὴν οὐρὰν ἀποστάσαμεν.

(Den ganzen Ochsen aßen wir und beim Schwanz wurden wir müde!)

Φίλος τὸν φίλον ἔευρε,
Ἡ γάτα τὸ ποντίκι,
Ὁ μυλωνᾶς ἀπέθανε
Μέσ' 'ς τὴν ἀλευροθήκη.

heißt das deutsche Sprüchwort: „Gleiche Narren tragen gleiche Kappen und der Müller stirbt mitten in der Mehlkammer." Von Dem, der ein kleines Übel nicht tragen konnte und sich ein großes bereitete, sagt das Sprüchwort: „*Διὰ τοῦτο ἔκαψα*

τὴν καλύβα μου, διὰ νὰ μὴ με φᾶν οἱ ψύλλοι." (Ich verbrannte meine Hütte, daß mich die Flöhe nicht beißen.) „Wessen das Herz voll ist, dessen fließt der Mund über" heißt: „Τοῦ πουλιοῦ ἡ γλῶσσα εἶναι πάντοτε εἰς τὸ κεχρί." (Die Zunge des Huhns ist immer bei der Hirse.) „Wie der Herr, so der Knecht": „Ἀπὸ κεφαλῆς βρωμάει τὸ ψάρι." (Vom Kopfe her fault der Fisch.) „Mische dich nicht in fremde Händel": „Ἀπὸ τὴν πίτταν ὁποῦ δὲν τρώς ἄφησε την νὰ καίεται." (Den Kuchen, den du nicht selbst issest, laß ihn verbrennen.) Wem es mit einer Sache nicht Ernst ist, der bekommt zu hören: „Ὁποιος δὲν θέλει νὰ ζυμώσῃ, πέντε μῆνας κοσκινίζει." (Wer nicht backen will, sichtet das Mehl fünf Monate lang.)

In der sechsundzwanzigsten Lieferung erhalten wir K. Koch's Bericht von seiner Reise nach dem kaukasischen Isthmus, und zwar den zweiten Theil derselben, während der erste bereits den Inhalt der dreiundzwanzigsten Lieferung dieser Sammlung bildete und als solcher von uns besprochen wurde.*) Der Verf. hat der Durchforschung des kaukasischen Isthmus aus innerm Beruf die schönsten Jahre seines Lebens mit seltener Aufopferung gewidmet, und bringt uns sehr annehmbare Resultate aus dieser Lebensaufgabe dar. Wir haben hier seine Arbeiten bis zum J. 1831 vor uns, und in Wahrheit, sie geben ein schönes Bild von deutscher Ausdauer in Wissenschaft und Kunst und von aufopfernder Liebe zur Sache. Vor allen andern Richtungen — von den naturhistorischen sehen wir ab — sind es die anthropologisch-ethnographischen Untersuchungen des Verf., die uns hier fesseln und beschäftigen. Die Völkerkunde im Stammlande der europäischen Völkerschaften, im uralten Kaukasus, vermuthlich dem ältesten wasserfreien und zur Menschenerzeugung günstigen Gebirgsstriche unsers jungen Erdballs, steht leider noch auf einer Stufe, wo sie den Namen der Wissenschaft kaum schon verdient. Sprachkunde, Geschichte und Anthropologie sind in demselben Falle, und diese Lücke in unserm Wissen auszufüllen hat der Verf. sich zum Ziele seiner wiederholten Reisen nach dem Kaukasus gesetzt.

Vor Allen sind es die Ossen (Asen, Alanen), ein blonder indoeuropäischer Stamm, über welche wir Aufschluß erhalten; sie folgten dem baskisch-celtischen Stamme, der am untern Kaukasus Ursitze hatte, und sind allem Annehmen zufolge die Reste der von Finnen und Slawen verdrängten germanischen Stämme am Kaukasus. Wir werden in ihnen daher wol unsere Brüder zu erkennen haben, und merkwürdigerweise hat sich bei den Ossen eine dunkle Tradition dieser Stammverwandtschaft erhalten, wie andererseits die „Asen" der nordischen Mythologie auf eine ähnliche Erinnerung hindeuten. Nächstdem ist Russisch-Armenien, das Gebiet des Ararat, das vorzüglichste Feld der Untersuchungen des Verf. in diesem Bande. Man kann wol behaupten, daß wir dies merkwürdige Land, das sich einer Geschichte nicht viel jünger als die chinesischen Chronologien rühmt, hier zuerst mit genügender Genauigkeit kennen lernen. Das Land Ararat — denn diese Bezeichnung gebührt nicht sowol dem Berge, welcher bei den Armeniern Masis heißt, als dem Gebiete umher, Ara-Rad (Tod des Königs Ara) — ist durchweg ein alter vulkanischer Erguß von unermeßlicher Ausdehnung, ein ursprünglich culturloses Steingerülle, in dem der menschliche Fleiß und die Zeit einzelne Oasen von ungemeiner Fruchtbarkeit geschaffen hat; Trachytfelsen, steil aufsteigend oder flach hingelagert, bedecken das ganze Land, das dennoch etwa 160,000 Bewohner nährt, und das der Sengi und der Kasach durchströmen. Seit dem Frieden von Turkmantschai, 1828, gehört diese heilige Provinz der Armenier, mit ihrer uralten Hauptstadt Etschmiadsin, noch jetzt dem Sitz des Patriarchen, zu Rußland, dem es von Persien abgetreten wurde, wo es sonst die beiden Sardariate von Eriwan und Nachitschewan bildete. Vom Allagäs (Gottesauge) abwärts erstreckt sich die etwa 3000 Fuß hohe Hochebene bis zum Karabag und die Arares-Ebene hin; jenseit ist Grusien. Es ist das Land, wo die Arsaciden ihre Burgen und Schlösser bauten, das der heilige Georg — aber nicht der Ritter — dem Christenthume gewann, und wo nun die heiligen Klöster der Armenier stehen, zum Theil Burgen der Arsaciden und ihrer noch ältern Vorgänger. Die Geschichte des Landes führt sich in regelmäßiger Chronologie bis zu Thargamos, einem Enkel Japhet's, zurück, und die Zeitgenossen der Königin Semiramis erscheinen darin schon als jung. Es ist wol die älteste nicht ganz fabelhafte Landesgeschichte die es gibt. Bekanntlich landete Noah's Arche auf der Spitze des Ararat, deren wir jedoch vier kennen lernen (etwa 12,000 Fuß hoch), und die von Parrot und später von einem deutschen Colonisten Behrends erstiegen wurde, was jedoch die Armenier gern leugnen, um den Ruf der Unersteigbarkeit jener Stelle nicht untergehen zu lassen. Hier stieg Noah herab, daher der Name der Provinz Nachitschewan (wörtlich: Noah stieg hier nieder). Am Kasach zunächst ist Alles voll Klosterruinen, unter denen drei: Sagmusa-Wank, das Psalterkloster mit vielen Heiligthümern, Joanna-Wank, Johanneskloster, und das schönste Surb-Geurka-Wank, St.-Georg, noch aufrecht stehen. Im nahen Dorfe Aschtarak steht die alte Burg der Arsaciden zu Wagarschabad noch aufrecht. Von hier sind 3½ Stunden nach Eriwan, einer blühenden Stadt von 12,000 Einwohnern. Eriwan, von König Erowant II., der hier von Ardasches III. geschlagen wurde, ist verhältnißmäßig jung und war im 7. Jahrhundert eine Burg.

Von hier eilt der Verf. nach dem uralten und heiligen Etschmiadsin, der jetzigen Residenz des Patriarchen Johannes, der bekanntlich nach einem vorübergehenden Schisma jetzt wieder für das Oberhaupt der gesammten armenischen Kirche erkannt wird. Etschmiadsin (wörtlich: Hier erschien der Eingeborene) wurde mitten in der alten Hauptstadt Ardimet Chagach, Stadt der Artemis, die Erowant I. um 360 v. Chr. gründete, an der Stelle erbaut, wo der Heiland dem Könige Tirdat III. um 340 erschien. Der Mittelpunkt der Hauptkirche, der Altarplatz, ist eben diese Stelle. Rings umher verfiel die alte Stadt, deren letzter Name, Wagarschabad, sich selbst mit ihren Mauern verlor. Statt ihrer stehen nun die Klöster und Kirchen von Etschmiadsin, ein sprechendes Bild davon, wie eine Zeit die andere verdrängt und in Trümmern begräbt. Drei Hauptkirchen: die des Heilandes, der heiligen Hrimpsimeh und der heiligen Gajanneh mit der Klosterresidenz des Patriarchen, bilden jetzt diese geheiligte Hauptstadt der Armenier, in der außer dem Kirchenoberhaupte, dem greisen, vom Schlage getroffenen Patriarchen, 4 Erzbischöfe, 6 Bischöfe, 12 Archimandriten und etwa 40 Mönche wohnen. Der Reisende empfing den Pilgersegen des Patriarchen und ein Manuscript aus der reichen Bibliothek zum Geschenk. Über Parrot's Besteigung des Ararat hegt der Verf. keinen Zweifel.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Vergl. hierüber Nr. 10 d. Bl. f. 1843. D. Red.

Literarische Curiositäten.

Eine deutsche Literaturgeschichte zählt ganz ernsthaft zu den, die Tradition von König Arthur erläuternden Werken: „Prospectus and specimen of an intended national work, by Robert aud William Whistlecraft, proposed to comprise the most interesting particulars relating to king Arthur and his round table." Das ist der Titel einer Burleske.

Im J. 1568 erschien eine englische Übersetzung des Polybius, welche der Verfasser seinem Patron mit den Worten widmete: „Charles Watson wünscht dir das Alter des Arganthonius, das Wohlsein des Polykrates, die Freundschaft des Augustus und nach dem Ende dieser irdischen Tragödie einen Sitz in der himmlischen Hierarchie." 16.

Verantwortlicher Herausgeber: **Heinrich Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 216. — 4. August 1846.

Die jesuitische Reaction und der ideale Katholicismus.

(Fortsetzung aus Nr. 215.)

In Neapel besuchte Hr. Hurter auch das Collegium, worin Chinesen zu Glaubensboten für ihr Land gebildet werden. Um ihm einen Begriff von ihrer Sprache zu geben, las ihm ein Zögling aus einem chinesischen Buche vor; ein anderer schrieb ihm auf chinesisches Papier und in chinesischen Schriftzügen seinen Namen. Er sagt:

Als ich die Zeit, die er dazu brauchte, und den Raum, den die wenigen Worte einnehmen, überschaute, kam es mir zu Sinn, welches Glück bei unserer Preßfreiheit es wäre, wenn wir der chinesischen Schriftzeichen uns bedienen müßten! Darin läge ein wirksames Gegengift gegen diese Pestilenz. Welche Zeit würde nicht zum Schreiben, Setzen, Lesen erfodert! welcher Umfang für die großen französischen Blätter und vollends für die englischen Zeitungsmonstra! (Und gar für Hrn. Hurter's 1306 Seiten Selbstlob!) So lange China seine Schriftzüge beibehält, könnte der Kaiser seinem Volk unbedenklich Preßfreiheit gestatten: es bedürfte wenigstens langer Zeit, bis sie demselben die destructiven Lehren bis zur Übersättigung eingeträufelt, die Wahrheit in Lüge, das Unrecht in Recht verkehrt und Alles widereinander gehetzt hätte.

Schade, daß in Östreich das Amt eines Ministers der Volksaufklärung nicht besteht!

Hr. Hurter ruft am Schlusse eines Abschnitts über die „Erneuerung und Zukunft der Kirche" aus:

Verhehlen wir es uns nicht! verstärkt immerhin die Kirche die Reihen ihrer Streiter: — sie lassen sich zählen; die Massen wenden sich vorerst noch zu den wallenden Bannern der Andern.

Diejenigen, welche nicht zu Hrn. Hurter's „streitender Kirche" gehören, dürfen sich durch sein Geständniß nicht einschläfern lassen; denn mögen die Reihen dieser Streiter sich auch zählen lassen, so sind sie doch trefflich organisirt, verfügen über beträchtliche Mittel, wenngleich mehr materielle als geistige; bilden ein über dem ganzen Erdenrund verbreitetes, zusammenhängendes Netz; und neben den Höfen werden gerade die Massen, welche in letzter Instanz alle Kämpfe entscheiden, von ihnen am thätigsten bearbeitet. Auch braucht man gar nicht in der Mehrheit zu sein, um zu herrschen.

Kehren wir nun zu unserer Umschau zurück. Die Verkämpfer der Reaction in Baiern sind ziemlich bekannt. Jesuiten „in langen Röcken" gibt es seit 1841, wo sich laut den amtlichen Verzeichnissen zwei daselbst aufhielten, im Reiche König Ludwig's keine mehr; und Professor Döllinger fand es angemessen, in der bairischen Kammer zu erklären: „er habe als Prüfungscommissair Gelegenheit gehabt, aus dem Collegium zu Freiburg zurückgekehrte Zöglinge zu prüfen, und sei überzeugt, daß die Jesuitenanstalten außer Stande wären, mit den bairischen Lehranstalten Concurrenz zu halten." Dagegen treiben die Liguorianer ihr Wesen im Lande, und es fehlt auch sonst nicht an Leuten, die an Wiedereinführung der guten alten Zeit arbeiten: wo sich von 556 Jesuiten, mit denen das damalige Kurfürstenthum gesegnet war, nicht weniger als 87 in München aufhielten, während sich unter 91 lehrenden Jesuiten 9 Casuisten, 2 Mathematiker und 1 Historiker befanden; wo man die Behörden anwies, den mit Literatur sich abgebenden Beamten „so viel Arbeit zuzumessen, daß sie zum Bücherschreiben keine Zeit übrig behielten"; wo endlich die Leibärzte, wenn sie keinen Rath mehr wußten, ihren kranken Landesfürsten „kleine Muttergottes-Bildlein" zum Verschlucken gaben. Für Diejenigen, welche der neuesten Geschichte der Schweiz mit Aufmerksamkeit gefolgt sind, dürfte es nicht ohne Interesse sein, zu erfahren: daß die durch ihre Abenteuer in Zürich u. s. w. berüchtigten Gebrüder Rohmer in München zu Geschäften verwendet werden, welche den dortigen Gesandten einer deutschen Großmacht veranlaßten, ihnen das Lob zu schenken, „daß sie der katholischen Kirche große Diensten leisten". Man darf dabei nicht vergessen, daß sie protestantisch getauft sind. Erwähnung verdient schließlich noch, daß die Reaction auf den Buchhandel und die periodische Presse in Baiern großen Einfluß übt.

Baden, Würtemberg und den Rheinlanden wird hauptsächlich von der Schweiz und Belgien aus zugesetzt. Wie eifrig sich die Hurter'sche Buchhandlung in Schaffhausen der „guten Sache" in Würtemberg annimmt, ist man in Stuttgart schon öfters inne geworden. Als ein Curiosum fügen wir noch bei, daß in der Kirche des petits pères in Paris, wo die Erzbrüderschaft vom Rosenkranz alle ersten Sonntage des Monats ihre Andachten hält, unter den Bedrängten, für welche sich diese Brüderschaft zu beten verpflichtet, neben der „hart

verfolgten Kirche in Rußland" auch die „leidende Kirche in Würtemberg" von der Kanzel herab genannt wird.

Für die „schwer bedrückten Klöster und Katholiken in der Schweiz" wird in der Kirche des petits pères und wahrscheinlich in allen Kirchen, welche diese, wenn wir nicht irren, auch in Deutschland verbreitete Erzbrüderschaft zum Schauplatz ihrer „Andachten" macht, ebenfalls gebetet. St.-Gallen, Solothurn und Tessin sind nun, nachdem Zürich die Scharte von 1839 vollständig ausgewetzt hat, die Cantone, welche in das ultramontane Lager hinübergebetet werden sollen. Ist dieses verstärkt und eine Mehrheit in der Tagsatzung errungen, so werden Diejenigen, welche jetzt einem Mehrheitsbeschlusse die Anerkennung beharrlich verweigern, sich keinen Augenblick bedenken, für ihre Decrete die bestrittene Gültigkeit in Anspruch zu nehmen. In Erwartung dieses Umschwunges ist die Nuntiatur mit einem Manne besetzt worden, der barscher auftritt als seine Vorgänger seit langer Zeit, und einen der ihm untergebenen Bischöfe sogar aufgefodert haben soll, einen Theil seiner Diöcese mit dem Interdict zu belegen, was diesen veranlaßt habe, seine Entlassung einzugeben, worauf aber von Rom noch kein Bescheid erfolgt sei. Gewiß ist es, daß sich die Schweiz in einer ähnlichen Lage befindet und einem ähnlichen Enscheidungskampfe entgegensieht, wie am Vorabende der Schlachten von Kappel und Villmergen.

Von den Erfolgen der Gesellschaft Jesu in den Vereinigten Staaten, gleichwie in England, wurde in jüngster Zeit viel Aufhebens gemacht. Dort, wo man glücklicherweise weder Staats- noch Landeskirche kennt, hier, wo eine kräftige Regierung an der Spitze einer Bevölkerung steht, deren ungeheuerer Mehrzahl der Protestantismus im Blute steckt, muß ein ganz anderer Maßstab angewendet werden als in unsern ängstlich bevormundeten Policeistaaten. Es gilt da, was Thiers Denen sagte, die sich zu Gunsten der Jesuiten auf die Freiheit beriefen: „Wenn ihr die Jesuiten zulaßt, müßt ihr auch die Clubs gewähren lassen." Man kann Dies so umschreiben: Wo die Kirchen in den Augen des Staates nur Clubs sind, da kann es diesem gleichgültig sein, ob sich 20 Jesuiten, 20 Schachspieler oder 20 Theophilanthropen zu einem solchen vereinigen; wo aber die Kirchen vom Staate beschützte und bezahlte Anstalten sind, da hat er das Recht, ihnen gewisse Grenzen vorzuzeichnen, und die Pflicht, zu wachen, daß sie dieselben nicht überschreiten. Wir untersuchen hier noch nicht, welches dieser beiden Verhältnisse dem Begriffe des Staats besser oder vielmehr allein entspricht; aber gewiß ist es, daß es außer ihnen nur noch ein drittes gibt: die Beherrschung des Staats durch die Kirche, — das Ideal, welches eigentlich allen Kirchen vorschwebt, dem jedoch nur die römisch-katholische mit Bewußtsein und beharrlich anstrebt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Reiseliteratur.

(Fortsetzung aus Nr. 215.)

Bald nachdem der Reisende Etschmiadsin verlassen, um sich dem Araxes über Sardarabad zu nahen, fangen die Keime der furchtbaren Krankheit, die ihn bald niederwerfen sollte, an, sich zu zeigen. Die von 34 Grad Hitze bis zum Gefrierpunkt wechselnde Temperatur und ein unvorsichtiger Trunk in einem Lager umherschweifender Kurden brachten sie zum Ausbruch: es zeigte sich ein Sonnenstich, der in ein Nervenfieber überging, das 10 Wochen lang anhielt. Der Reisende genas langsam im Militairhospital der Kosackenstation zu Kanakir bei Tiflis. In letzter Stadt, wo er die herzlichste Aufnahme fand, genoß er später des glänzenden und schönen Schauspiels, welches die Ankunft des Kaisers im October 1839 hier veranlaßte. Von der Macht und dem Glanze dieses ganz asiatischen Hofes wird uns ein anziehendes Bild entworfen. Die Pforte hatte eine zahlreiche Gesandtschaft nach Tiflis geschickt; der Schach von Persien sandte seinen eigenen achtjährigen Sohn und Thronfolger, Nasreddin Mirza, mit einem Gefolge von 60 Kronbeamten und Dienern. Außer den russischen Gouverneuren und Militairchefs waren ferner auf dem Balle zugegen: der Mustahid (Musch-Theiit), Aga-Mir-Fettah, der schiitische Obergeistliche der Provinz, der sunnitische Obergeistliche Tidsedin, ein Tatar; der Khan von Karabag, der Khan von Talüsch, Abbas-Beg, der Sultan von Elissen, der Schamchal von Tarku, der Dadian Lewan von Mingrelien und sein Sohn, der regierende Fürst von Abchasien, Michael Schirwaschidse, die Häuptlinge der Swanenstämme, die Witwe des Khans von Choi und Deputirte aller Länder umher. Die königliche Prinzessin von Grusien, Heracleus' II. Tochter, Katiwani, führte den Kaiser ein; alle armenischen Damen von Rang, von Schönheit und Schmuck strotzend, saßen steif und feierlich auf den Divans umher. Die Nationaltänze begannen. In der That ein anziehendes Schauspiel! Der lächerlichen Scenen wurden viele durch die in europäische Hofsitte gezwängten Asiaten dargestellt. Als man zur Tafel gehen wollte, warf sich der Schamchal von Tarku auf seine kostbaren Teppiche nieder und fing an sich entkleiden zu lassen, um die vorschriftliche Waschung an Händen und Füßen vorzunehmen; er war nicht zu überzeugen, daß es anständig sein könnte, ungewaschen zu Tische zu gehen. Bei Tafel machte der Gebrauch von Messern und Gabeln vielen hohen Gästen Mühe, und die Prinzessin Katiwani rief zwei Kurdenhäuptlingen, die damit gar nicht zu Stande kamen, auf Tatarisch zu, sich nicht zu geniren, worauf sie mit den Händen sehr geschickt ihr Geschäft vollendeten. Den Thronfolger von Persien nahm der Kaiser auf seinen Schoos, küßte ihn und schenkte ihm sein Bild. Er ergriff die Hand des türkischen Abgesandten, legte sie in Graf Orloff's Hand und sagte: „Seid Freunde! wie eure Herren es sind." Bei der großen Militairparade übte er das bekannte Beispiel strafender Gerechtigkeit an Fürst Dadian, der wegen Unterschleifs degradirt und, obwol Schwiegersohn des Generalgouverneurs, als Bauer nach Sibirien geschickt wurde; mit dessen Schwägerinnen aber tanzte der Kaiser. Die ganze Reise durch Transkaukasien war ein Triumphzug, dem sich die Fürsten selbst der feindlichen Stämme anschlossen; kein Mensch dachte an Nachstellung: das Vertrauen des mächtigen Monarchen brachte für den Augenblick alle feindseligen Gedanken zum Schweigen. Bei uns aber entsteht unwillkürlich, wenn wir diesen Theil des Reiseberichts durchlesen, von dem kaukasischen Völkerkampfe ein ganz neues Bild. In dieser Art mögen die Römer an ihren Grenzen gegen unsere Vorfahren, die Markgrafen in ihren Marken gegen die Wenden, Czechen und Slawen gekämpft haben: ihr Besieger ward endlich die Cultur, und so wird es auch in Transkaukasien der Fall sein.

Von Krankheit geschwächt, traurig, seinen Reisezweck nur zur Hälfte erreicht zu haben, von wissenschaftlichem Eifer andererseits angetrieben, durchreist der Verf. Kachien und Dage-

stan, besucht das Khanat Awar, die Herrschaft der Kumücken, Tarku, die Tuschen, Gambora, Ruchrawan, und kehrt nach Tiflis zurück. Die kriegerischen Lesgier und Gelen sieht er nur einzeln und weist sie den tatarischen Mischlingsvölkern zu, in denen das tatarische Element vorherrscht. In Tiflis muß er sich endlich zur Rückkehr entschließen, und er geht durch Ciskaukasien nach Odessa, wo die Pest herrschend war, und im Winter durch die Steppe nach Olbiopol und nach Kiew, wo er im März eintraf, und vom 17. bis 24. März nach Petersburg, das am 2. Mai verlassen wurde, und worauf der Reisende am 16. Mai wieder in Jena anlangte.

Der Reisebericht ist, wenngleich ohne allen Anspruch auf schönen Stil, doch in einer fließenden, durch Einfachheit Vertrauen erweckenden Sprache geschrieben, und empfiehlt sich daher auch von dieser Seite.

Die siebenundzwanzigste Lieferung enthält den merkwürdigen und unter uns noch ganz unbekannten Bericht des Geheimschreibers Pizarro's, Fr. de Xerez, von der Entdeckung und Eroberung Perus, von P. H. Külb aus dem Spanischen übersetzt und durch die Schriften von Augustin de Zarate und Garcilaso de la Vega, Zeitgenossen der Ereignisse, fortlaufend ergänzt. Diese Lieferung bietet eine nicht minder anziehende Lecture als die vorhergehenden dar, wenngleich das Allgemeine davon längst notorisch ist. Die Geringfügigkeit der Anfänge dieser unermeßlichen Eroberung, zu welcher Pizarro, Almagro und der Priester Hernando de Lucca sich mit einer Mannschaft von 160 Menschen, etwa 30 Pferden und einem Vermögen von etwa 10,000 Gulden verbanden; die Kühnheit der Eroberer, die kriegerische Gewandheit und die gouvernementale Klugheit, mit welcher die Eroberung eines Reiches von dem Umfange von halb Europa und von kriegerischen Volksstämmen bewohnt, mit so winzigen Mitteln vollendet wurde, nehmen Schritt für Schritt unser Erstaunen in Anspruch, während die von Fr. de Xerez vorgetragenen Details den Reiz eines anziehenden Romans über uns geltend machen. Zwar hat de Xerez nur die Geschichte der Eroberung selbst im Auge, und wir würden daher von ihm ein volles Bild des Landes und der Sitten seiner Bewohner nicht erhalten, wenn der Bearbeiter nicht aus Zarate, besonders aber aus Garcilaso's classischem „Commentarios reales de los Incas etc." diese Lücke auszufüllen die Absicht gehabt und mit dieser Hinzufügung dem Interesse der Forschung volle Befriedigung gegeben hätte. Die Auffassung der Dinge in beiden Berichterstattern ist freilich die eigenthümlich spanische und gehört wesentlich dem Geiste der Zeit an, der kaum eine Ahnung davon hatte, daß gegen schuldlose Heiden um des Goldes und des Glaubens willen nicht Alles erlaubt sei; allein wenn auch Pizarro's Thaten einem andern Urtheilsspruche unterliegen als sein Geheimschreiber glaubt, so können wir uns der Bewunderung doch nicht entziehen, die einestheils der Unternehmungsgeist und die Klugheit dieser ganz culturlosen Abenteurer, anderntheils der Sittenzustand eines Volkes, das aus unbekannten Quellen die Anfänge einer seltsamen Bildung entnahm, uns einflößen. Weder Pizarro, vom Könige zum Marques erhoben, noch Almagro, zum Präsidenten des neuen Reichs ernannt — Beide von niedrigster Herkunft —, konnten lesen oder schreiben: ihr Geist, ihr Muth und ihre Klugheit aber unterwarfen ein Volk von vielen Millionen, das in allgemeiner Cultur ihnen eher überlegen als untergeordnet war; ein Volk, das so unermeßliche Reichthümer an Geld und Silber besaß, daß der einzige Zug zum goldenen Tempel von Cuzco den Spaniern etwa 5 Mill. Gulden, jedem Reiter 8800 Pesos und jedem Fußgänger die Hälfte hiervon an Beute ergab. Wodurch? mit welchen Mitteln? Wir haben sonst keine Antwort hierauf als die: daß es durch ein Übermaß von Tollkühnheit, durch die neue Erscheinung von etwa 30 Pferden und mittels zweier oder dreier Donnerbüchsen geschah. Der Sieg, die Gefangennehmung des Inka Atabaliba mitten in seiner Hauptstadt, mitten unter 30,000 bewaffneten Vasallen durch 120 spanische Abenteurer, erschienen wie ein Märchen, wenn sie nicht historisch wären. Den Bericht Garcilaso's, der selbst ein Nachkomme der Inkas war, über die Sitten, die Religion, die Gesetze und die Cultur der Peruaner müssen wir unsern Lesern zur Unterhaltung hingeben: er ist der vollständigste, der hierüber vorhanden ist, und so viel wir wissen außer durch mangelhafte französische Übersetzungen dem Leser der des Spanischen nicht kundig ist so gut wie unzugänglich. Die echt spanische, überkatholische und darum stellenweise mit Discretion hinzunehmende Auffassung des Wesens und der Natur dieses Volkes wird der Leser ohne weitere Hindeutung wol zu würdigen wissen; leider gibt es keinen zweiten Quell dieser Art für uns, da die andern gleichzeitigen Berichte verloren gegangen sind.

Die achtundzwanzigste Lieferung bringt uns eine Schilderung Syriens (Damascus, Aleppos und des Drusengebirges), welche 1841—43 an Ort und Stelle niedergeschrieben und mit spätern Erläuterungen versehen wurde. Der Reisende, ein Engländer, verräth gute Vorbereitung, Ernst und Wissenschaft, und für Volk und Land offenen und unbefangenen Blick. Er tritt mit seinen Vorgängern, besonders mit dem vielgelesenen Werke: „Morgen- und Abendland", in häufigen Widerspruch, streift nicht selten den glänzenden Schimmer von jenem Bilde ab, das uns namentlich Damascus in einem feenartigen Glanze zeigte; und stellt die Wahrheit und die richtige Schätzung des gepriesenen Syrien an vielen Stellen mit überzeugender Kraft aus jenem nebelhaften Gemälde wieder her, das mehre jüngere Reisende uns von Syrien geliefert haben, und das nur eine vergleichungsweise Wahrheit namentlich für Diejenigen hatte, die aus dem dürren Ägypten in das grüne und laubige Land am Fuße des Anti-Libanon plötzlich versetzt wurden. Das Thal zwischen den beiden Libanons (Cölesyrien) und die frische Ebene jenseit des Anti-Libanon (Syrien mit Damascus) glänzen Dem allerdings entgegen, der von Beirut aus die öden Gebirge soeben überstiegen oder Ägypten im Gedächtniß hat; allein der märchenhafte Glanz von Damascus verliert sich für den ersten Beschauer bald genug in stellenweiser Anmuth und Zierlichkeit bei allgemeiner Dürftigkeit, Schmutz und Elend. Es hat hierbei viel Täuschung und Schwärmerei geherrscht, und die Marmorpaläste von Damascus, seine unvergleichlichen Kaffeehäuser, die den pariser Glanz verdunkeln sollten, seine paradiesische Umgebung, seine gewühlvollen Prachtbazars lösen sich unter der Hand des Verf. in Gewöhnlichkeiten auf. Im Allgemeinen sind die Straßen der syrischen Hauptstadt eng, von Lehmhäusern eingeschlossen, dorfartig, schmutzig oder staubig. Nur die Derwischstraße mit ihren Kaufläden und Kaffeehäusern, die Bazars und etwa 30 nennenswerthe Khans mit allerliebsten innern Höfen, von Marmor eingefaßt und von Springbrunnen gekühlt, haben zu dem glänzenden Bilde den Stoff geliefert, das man von dieser Stadt häufig entwirft. Jene Derwischstraße mit ihrer Bevölkerung von stolzirenden Effendis, seltsam ajustirten Scheiks, Pilgern, fanatischen und nackten Derwischen, Hindus u. s. w. gibt allerdings ein so reines Bild orientalischen Lebens, wie keine andere Stadt des Morgenlandes, und ist im Stande, einen müßigen Reisenden lange Zeit und immer von neuem zu unterhalten; allein eine Stadt voll zauberischer Paläste ist Damascus durchaus nicht. Ihre Moscheen sind unbedeutend, mit denen der Stadt am Bosporus verglichen, und die gepriesensten Kaffeehäuser entlehnen ihre Zierde mehr von ihrer Lage als aus ihrer Einrichtung. Schmutz und üble Gerüche fehlen nirgend; die Künste der Civilisation, namentlich Alles was der Malerei angehört, sind in der Kindheit, oft lächerlich verunzierend; und im Winter ist Damascus eher häßlich als freundlich zu nennen, und jedenfalls trostlos-monoton.

Die geselligen Sitten der Syrier in Bezug auf die Frauen, weit freier als in Konstantinopel der Fall ist, schildert der Reisende sehr liebenswürdig. Der Syrier ist ebenso munter, leb-

haft und unterhaltungslustig, wie der Türke ernst und träumerisch ist. Die Tafelfreuden, die Lust an Gesang und Tanz, wenn auch beide Künste ziemlich barbarisch auftreten, sind sehr verbreitet, und kein Fest endet ohne ein Paar kesselpaukende alte Musikantinnen aus Bagdad und eine in sonderbaren Verzerrungen geübte Tänzerin, die zuweilen, wie die berühmte Primadonna Hanum Tamburdji, in Gold und Edelsteinen glänzt. Bei solchen Festen haben auch die Frauen von den Dächern herab Zuschauerrecht und mischen sich mit den Christinnen. Alles Dies zeichnet Damascus vor allen andern türkischen Hauptstädten aus. Unter der Herrschaft der Ägypter wich vollends aller moslemitischer Fanatismus; allein unter den türkischen Paschas fängt er wieder an aufzuleben. Ibrahim Pascha z. B. war so freier Denkart, daß er den Bahri-Bei, einen Christen, zu den höchsten Stellen seiner Verwaltung erhob und ihn in seinem Vorsitz vor den Moslimen kräftig schützte. Als Bahri sich einst bei ihm beklagte, daß man in der Rathsversammlung nicht aufstehe, wann er oder der Finanzminister erscheine, trat er selbst in den Divan, winkte Bahri an seine Seite, indem er ihn mit dem Worte: „Buyurun!" (Seien Sie so gütig!) neben sich setzen ließ, und rief den Übrigen kurz zu: „Otur!" (Setzt euch!) Seitdem war Bahri das Oberhaupt des Divan. Auch unter den Juden gibt es hier sehr reiche und einflußreiche Familien, wie denn der reiche Ma'alim trotz oftmaliger Plünderung noch immer der mächtigste Banquier im Orient ist.

Nachdem der Reisende uns noch die eigenthümlichen Sitten der syrischen Christen geschildert hat, nimmt er von Damascus Abschied, wendet sich durch den Libanon nach Kesruan, malt uns Ghazir und Beirut und gibt uns dann ein vollständiges Gemälde von der politischen Lage, der Civilisation und der kirchlichen Verfassung der Drusen, deren Geschichte er auf anziehende Art erzählt. Der Ursprung der drusischen Religion, welche bekanntlich Christus und Mohammed verwirft und Solomon den Perser, der zur Zeit Christi lebte, als ihren Stifter, den Khalifen Hakem (etwa um 1000 n. Chr.) als die letzte Incarnation des Geistes der Intelligenz verehrt, und Hamza und Darazi (daher Drusen) als seine Propheten bekennt, ist eine Probe, zu welchem Unsinn der Mensch auf religiösem Gebiete zu verlocken ist. Wir skizziren dies Bild um so lieber, da wir nicht glauben, daß der Inhalt des drusischen Glaubens sehr bekannt sei. Die Drusen erkennen einen Gott, der die Welt gleich so, wie sie jetzt ist, mit allen Völkern der Erde geschaffen hat. Von ihm wurde der Geist der Intelligenz geboren, der sich in einzelnen Menschen verkörpert. Eine solche Incarnation der Gottheit war Solomon der Perser, der Christum belehrte, aber ihn später fallen und durch die Juden tödten ließ. Solomon hatte vier Minister: Marcus, Lucas, Matthäus und Johannes, die Evangelisten, denen er seine Vorschriften dictirte; also ist, was in den Evangelien steht, volle Wahrheit. Die letzte Incarnation des Geistes war der Khalif Hakem um 410 d. Hedjira. Dieser Hakem ist aus der Geschichte als ein Unmensch, ein Wüthrich bekannt, der jedoch mit Hülfe eines merkwürdigen Spionirsystems in Kairo eine gewisse grausame Gerechtigkeit übte und aus seinen Schergen sich eine Schar Propheten erzog, die ihn als einen Herrgott preisen mußten. Einer derselben, Hamza, wurde in die drusischen Berge gesendet, um Hakem hier als den Messias auszurufen, auf den die Welt wartete. Dieser Hamza ist denn auch der Prophet und Religionsstifter der Drusen geworden, und sie rechnen ihre Ära nach ihm. Hakem aber ist der Messias, der am Jüngsten Tage die Todten richten und die wahren Gläubigen alle zu Paschas, Emirs u. s. w. erheben wird. Die Seelen aber werden durch das Licht Hamza's geschaffen, sind unsterblich und wandern in die neugeborenen Menschenkinder; die Christen, die Moslimen und Juden aber betrachtet der Druse als Polytheisten und verachtet sie.

Der Reisende schildert uns weiterhin Aleppo, dessen angebliche 300,000 Bewohner er auf 70,000 zurückführt; vervollständigt sein Bild von Syrien mit einer Menge statistischer Nachrichten über Handel, Bevölkerung, Manufactur; zergliedert uns die Verfassung und die Gestalt der Feudal-Aristokratie, deren edelste Familien er einzeln kennen lehrt, wie die Emirs und Scheikhs im Libanon, die Mokaddem in Hammana u. s. w., und schließt mit den Landeserträgen und den Finanzquellen Syriens. Wir haben ihm für dies vollständige und stets anziehende Bild dieses Landes, in dem sich die künftigen Schicksale der asiatischen Türkei offenbar entwickeln müssen, da sich Christenthum und Mohammedanismus nirgend näher begegnen als hier, unsern Dank zu sagen.

(Der Beschluß folgt.)

Miscellen.

Unter den Gelehrten des 16. Jahrhunderts gibt es merkwürdige Beispiele von Gleichgültigkeit in Glaubenssachen. Justus Lipsius, der berühmte Humanist, welcher 1572 zu Jena die Professur der Geschichte und Beredtsamkeit übernommen, dann, nach mancherlei Schicksalen, 1579 zu Leyden mit vielem Beifalle gelehrt hatte, endlich 1591 auf einer Reise nach Spaa durch Mainz kam, bekannte sich fast überall wo er lebte zu der herrschenden Religion. Zu Jena war er Lutheraner, zu Leyden Reformirter, und zu Mainz nahm er wieder die katholische Religion an, in der er geboren und erzogen worden. Der Rechtsgelehrte Franz Balduin (gest. 1573) änderte sieben Mal die Religion. In Flandern geboren, ward er daselbst in der katholischen Religion erzogen, trat dann zu Genf zu der reformirten über; kehrte zu Paris zur katholischen zurück, und bald hernach zu Genf wieder zur reformirten. Zu Bourges wurde er wieder Katholik; zu Strasburg Reformirter, und zu Heidelberg Lutheraner. Dann kehrte er nach Frankreich zurück, wo er wieder katholisch wurde. Deshalb ward, wie Theodor Beza, Professor der griechischen Sprache zu Lausanne und hernach Prediger zu Genf (gest. 1605), von Balduin berichtet, diesem der Beiname „Ecebolius" (der Auswürfling) gegeben.

Peter Young, Groß-Almosenier von Schottland und früher Königs Jakob I. Lehrer (gest. 1621), wurde von seinem königlichen Schüler so hoch geachtet, daß derselbe ihm seine 1619 herausgegebenen Schriften mit der eigenhändigen Einzeichnung zum Geschenk machte: „Jacobus cet. Cl. V. Petro Junio Equiti cet. hoc operum suorum systema L. M. Q. offert carissimo praeceptori gratus discipulus, memor formatae ab illo adolescentiae suae ad virtutis et litterarum studia, quae quantopere ex eo amaverit, librum hunc, sui profectus indicem et testem, mittit, bonorum, ut sperat, debitorum more, qui serena fronte gratoque animo sortem foenore multiplicatam creditoribus restituunt. Greenvici d. XI. cal. Jun. MDCXX." Man sieht, der königliche Schüler hat Juvenal's Segenswunsch (Sat., 7, 207—209) wol im Gedächtniß gehabt.

Johann Auratus, sonst auch Dorat, d'Aurat und Dori genannt, Prof. der griechischen Sprache zu Paris (gest. 1588) soll über 50,000 griechische und lateinische Verse, außer den französischen, verfertigt haben. In einem seiner Distichen sagt er von dem alten Rom:

Roma quod inverso delectaretur amore
Nomen ab inverso nomine fecit **Amor**.

Matthäus Parisiensis aber, Benedictinermönch zu St.-Alban in Paris (gest. 1259), sagt von dem neuen Rom: „Roma conversa est et nomine et re in **Radicem Omnium Malorum Avaritiam**." 2.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 217. —— 5. August 1846.

Die jesuitische Reaction und der ideale Katholicismus.

(Fortsetzung aus Nr. 216.)

Den vom Papste preisgegebenen Jesuiten öffnete Katharina II. eine Freistätte in ihren Staaten, aus denen sie etwa 50 Jahre früher Peter I. vertrieben hatte. Welche Ränke sie, besonders vom Grafen Joseph de Maistre unterstützt, der von 1803—17 die Stelle eines sardinischen Gesandten in Petersburg begleitete, in Anwendung brachten, um ihren Einfluß zu erweitern, wird in der Schrift Nr. 5 aus authentischen Actenstücken nachgewiesen. Sie verfolgten in Rußland im Wesentlichen den nämlichen Weg, welchen wir sie in Frankreich nehmen gesehen haben. Um das Unterrichtswesen in die Hände zu bekommen, bekämpften und verleumdeten sie die ihnen im Wege stehende Universität Wilna, der damals noch kein Nowossilzow als Curator vorstand, und als man ihnen größere Unabhängigkeit gestattet hatte, misbrauchten sie dieselbe. Der General des nämlichen Ordens, unter dessen Regeln sich eine befindet, die lautet: „Vaterlandsliebe muß im Gefühl und Gespräch wegfallen; daher ist es auch verboten, über Kriege und Zwiste der christlichen Fürsten zu sprechen", — stellte dem russischen Ministerium 1810 vor: „es sei ohne Zweifel außerordentlich wichtig, daß die Jugend in patriotischen Grundsätzen erzogen werde; Dies lasse sich aber von den Universitäten nicht erwarten, deren Professoren großentheils nichts Anderes an den Staat fessele als ihre Besoldungen." Der nämliche Orden, zu dessen Gunsten de Maistre dem petersburger Cabinete gegenüber das Thema: „er sei eine Vormauer aller Autorität", auf jede mögliche Weise variirte, spann seine Fäden bis nach Peking, um die russische Gesandtschaft von da zu vertreiben. Der nämliche Orden, welcher sich den Namen Dessen angemaßt hat, der Diejenigen, welche ihm nachfolgen wollten, ihre Habe verkaufen und den Armen geben hieß; — der nämliche Orden, welcher als vorzugsweise, ja ausschließend zur Erziehung des Menschengeschlechts berufen gelten wollte, ließ seine Leibeigenen in so kläglicher Unwissenheit und Armuth verkommen, daß Alexander I., der sich auf seinen Reisen persönlich davon überzeugt hatte, sich genöthigt sah, den P. General an die Pflichten der christlichen Liebe zu erinnern. Am meisten aber war es die den Reichsgesetzen geradezu widerstreitende, alles Maß überschreitende Proselytenmacherei, welche die Regierung endlich bewog, sich der Jesuiten zu entledigen. Der Bericht, auf den hin Alexander I. den Befehl erließ, sie über die Grenze zu bringen, war von Turgeneff, einem Schüler Schlözer's, und dem edlen Fürsten Galyzin, dem Stifter der Russischen Bibelgesellschaft, verfaßt und unterzeichnet, und enthielt unter Anderm folgende Stelle:

> Alle Handlungen der Jesuiten haben nur den Eigennutz (l'intérêt) zum Beweggrund und bezwecken blos das unbegrenzte Anwachsen ihrer Gewalt; indem sie jeden ihrer ungesetzlichen Schritte durch irgend eine Ordensregel zu entschuldigen wissen, haben sie sich ein ebenso weites als gelehriges Gewissen angeeignet.

Ihre Zahl war von ihrer Aufnahme in Weißrußland an bis 1816 von 172 auf 674 gestiegen. Lutteroth schließt seine Schrift, die manchen neuen Beitrag zur Kenntniß des Ordens liefert, mit folgender Betrachtung:

> In Rußland dachte der Absolutismus einen Augenblick daran, sich mit der Gesellschaft Jesu zu verbinden; er gewahrte jedoch bald, daß ein solches Bündniß für ihn selbst gefährlich ist. In constitutionnellen Ländern ist es unmöglich oder würde wenigstens die Regierungen gewiß ins Verderben stürzen, die thöricht genug wären, sich dazu herzugeben. Da sie aus dem Volke hervorgehen, so müssen sie dessen Strebungen darstellen in dem Maße, wie sie wechseln und sich verändern; wie könnten sie Dies jedoch, wenn sie das Gepräge einer Gesellschaft trügen, die ihren eigenen Geist allen Zeiten aufzwingen will? Ja, wenn dieser Geist der des Evangeliums wäre, welcher immer der gleiche und dennoch der Zeit immer voraus ist; aber nein, er verneint die Grundsätze, welche das Evangelium in die Welt gebracht hat: es ist der reactionnaire Geist der Gegner desselben ... In Rußland hat der Kampf mit der Vertreibung des Ordens geendigt: in Frankreich hofft man ihn mit der Säcularisation der Jesuiten zu endigen. Allein wir wissen, daß die Maßregeln, womit man Alles erledigt zu haben vergibt, gewöhnlich Alles unerledigt lassen: Ideen können nämlich nur durch Ideen, Strebungen durch Gegenstrebungen, der alte Geist durch den neuen, das Böse durch das Gute besiegt werden. In einem solchen Kampfe genügt es nicht, den Feind zu treffen: man muß ihn vor Allem kennen lernen ...

Diese Ansicht über den Ausgang des Jesuitenkampfs in Frankreich wird vollkommen gerechtfertigt durch die Schrift Nr. 4, welche actenmäßigen Bericht über die

Entstehung, den Verlauf und den vorläufigen Abschluß dieses Kampfes gibt. Es geht daraus hervor, was für aufmerksame Beobachter nie ein Geheimniß war, daß es sich dort weniger um die Jesuiten als um die römisch-katholische Kirche handelt, deren Bischöfe fast alle, deren niedere Geistlichkeit großentheils, weil vom jesuitischen Geiste durchdrungen, für die Jesuiten Partei ergreifen. Diese Kirche betrachtet sich nämlich noch immer als Staatskirche; eine solche, ja auch nur eine vom Staate anerkannte, beschützte und bezahlte „Kirche der Mehrheit", wie sich die Charte ausdrückt, ist aber mit dem Geiste der durch die Revolution geschaffenen Gesetze unverträglich. Hier liegt der letzte Grund eines Streites, in den, wie Hr. Hahn treffend bemerkt, die Jesuiten, obgleich auch in der That gefährlich, doch mehr noch durch die List der Parteien gezogen worden sind und worin sie als Vorwand bleiben werden, so lange der Streit selbst dauert. Ihn, weil es Hrn. Rossi in Rom gelungen ist, eine scheinbare Auflösung der Congregation in Frankreich zu bewirken, als beendet ansehen kann nur der Kurzsichtigste. Hr. Hahn zeigt, daß außer der Auflösung der zahlreichen Noviziate fast gar Nichts gewonnen ist. Diese ist wichtig,

weil damit dem Orden eines seiner Mittel für die Theilnahme am öffentlichen Unterrichte genommen wird; denn gerade die Novizen werden in den Jahren, welche auf die eigentlich geistliche Probe folgen, zu Geschäften wie der öffentliche Unterricht gebraucht. Wenn die Geistlichkeit zu Gunsten der Jesuiten eine absolute Freiheit des Unterrichts ohne Garantien und Gradbedingungen foderte, so geschah es vorzüglich in der Hoffnung, die zahlreichen Novizen in den zu stiftenden Schulen zu gebrauchen. Diese Aussicht ist fürerst abgeschnitten.

Hingegen hindert die Jesuiten Nichts, „sobald die augenblickliche Aufregung der öffentlichen Meinung andern Eindrücken, die sich in Frankreich so schnell verdrängen, Raum gegeben haben wird, sich wieder als Congregation zu constituiren". In den Noviziaten zu St.-Acheul bei Amiens, Laval, Issenheim im Elsaß, Avignon und Toulouse befanden sich, den amtlichen Verzeichnissen zufolge, am 1. Jan. 1845 288 Ordensleute, und die beiden Provinzen Paris und Lyon zählten zusammen 253 Scholaren, im Ganzen aber 866 Mitglieder. Ravignan jedoch,

der Profeß des Ordens, der Vertheidiger desselben, der Rathgeber des Provinzials, erklärt und betheuert in seiner Schrift von der Existenz und dem Institute der Jesuiten, S. 9 der dritten Ausgabe, 1844, was unverändert in der letzten Ausgabe von 1845 stehen geblieben ist: quelques Français, quelques prêtres, deux-cent-six, je l'affirme, pour toute la France; und fügt noch die bekräftigende Anmerkung hinzu: deux-cent-six prêtres disséminés dans vingt diocèses: voilà toute la société de Jésus en France. Les novices, les frères ne sont pas compris dans ce nombre. Wenn Das nicht sein Wort, seine Versicherung, Bekräftigung auf Treue und Glauben absichtlich auf falsches Spiel setzen heißt, so sage mir Einer, wie man es nennen soll! („Das Innere der Gesellschaft Jesu", S. 260 fg.).

Da sich die jesuitische Partei in Frankreich als solche für den Augenblick geschlagen sah, constituirte sie sich, wie man die Hand umdreht, als katholische, und tritt nun bei den Wahlen, in der Kammer u. s. w. unter diesem Namen auf. Hr. Hahn schließt seine anziehende, von aller Übertreibung entfernte und ganz historisch gehaltene Schrift so:

In dieser neuen Stellung als politische Partei kann der Katholicismus dem Staate viel, sehr viel Schaden thun, aber ich kann nicht einsehen, welcher Nutzen für die Kirche selbst daraus entstehen könnte. Durch die Nothwendigkeit der Parteipolemik hingerissen, nimmt sie nach und nach die ganze Taktik und alle Gewohnheiten an, welche den Parteien nothwendig eigen sind. Es gibt für alle Minoritäten gewisse unvermeidliche Kriegspläne. Wenn man nicht im Besitze der Gewalt ist, muß man dieselbe auf alle mögliche Weise herabzuwürdigen suchen; und wie jede Partei ein Interesse hat, durch den Lärm, den sie macht, über ihre numerische Schwäche zu täuschen, so läßt auch jetzt schon die katholische Partei in Heftigkeit und Schmähungen keiner andern den Vorrang. Aber geschah es etwa durch solches lärmende Beginnen, daß die katholische Geistlichkeit nach 1830 wieder zu einigem Ansehen kam? Wenn sie heute um sich schauen und andere Symptome befragen will als die in Sacristeien oder Klöstern geschriebenen Artikel ihrer eigenen Journale, so könnte sie sehen, daß sie auch jetzt schon durch ihr neues Geberden viel von dem unlängst gewonnenen Terrain wieder verloren hat; — und wenn die Geschichte, die ich erzählt habe, kein anderes ernstes Resultat hat, so hätte sie doch den Klerus belehren sollen, daß die französische Nation sich Priesterhochmuth und Priestertrotz nicht gefallen läßt. Will er sich nicht belehren lassen und auf der betretenen Bahn weiter fortgehen: so wird auf die ernste, aber gemäßigte Warnung eine schlimmere Katastrophe folgen; so wird man mit dem Jesuiten auch den Priester schlagen; so wird sich Frankreich gezwungen sehen, sich zu zeigen wie es ist, weder ultramontan noch katholisch.

(Der Beschluß folgt.)

Reiseliteratur.

(Beschluß aus Nr. 216.)

Die Schilderung Istriens und Dalmatiens von Heinrich Stieglitz, welche den Inhalt der neunundzwanzigsten Lieferung bildet, ist als eine Fortsetzung der lobwürdigen Arbeit anzusehen, welche der Verf. in eben dieser Sammlung über Montenegrien geliefert und die wir unsern Lesern früher schon zur Anzeige gebracht haben. In demselben Geiste lebhafter und geschmackvoller Darstellung, von der Wissenschaft, Naturkunde und Archäologie überall gestützt, berichtet der Verf. hier über seine Fahrten und Wanderungen im Littorale und auf den Inseln der istrischen und dalmatinischen Küste, einem Landstriche, der in jüngerer Zeit erhebliche Veränderungen erfahren hat und mit diesen noch wenig bekannt geworden ist. Die Umreise beginnt von Triest aus und erstreckt sich zunächst über Pirano, Capo d'Istria und das so anziehende Pola; dann über die Inseln des Quarner-Kanals, Ossero, Cherso und Veglia nach Fiume. Nach dieser Durchforschung Istriens besuchen wir mit ihm Zara in Dalmatien, Sebenico, Spalato, Salona, Lesina, Curzola, die Bocche di Cattaro und schließlich Ragusa und Gravosa; Menschen und ihre Sitten, die Natur und ihre Reize, die Städte und ihre Bedeutung in der alten Zeit wie in der Gegenwart kennen lernend. Durch diesen Wechsel der Bezüge, den der Verf. geschmackvoll zu handhaben weiß, erhält er unser Interesse an seiner Wanderung wach und rege, und wir danken ihm eine Fülle von Belehrung, die er auf anmuthige Art an uns abgibt. Er ist ein belesener, achtsamer und durchaus unbefangener Reisender, ein Führer, dem wir stets gern folgen, weil er überall etwas Bedeutendes zu sagen und das Unbedeutendere gehörig unterzuordnen versteht. Über die Ruinen von Pola, die der Forschung noch so reichen Stoff darbieten, ist er zunächst vollständig belehrend. Die herrliche Arena

nimmt unter diesen die erste Stelle ein und unterscheidet sich von ihrer Schwester-Arena in Verona besonders durch ihre fast vollständige Erhaltung in den äußern Theilen, wodurch sie dem Colosseum ähnlich wird. Die Porta aurea, Triumphthor des Sergius, auf die Schlacht von Actium bezüglich, ist nun völlig aufgedeckt; der Augustus- und der Julien-Tempel zeigen sich jetzt wieder auf das vortheilhafteste; alle diese lehrreichen Reste sichern dem kleinen Orte den Besuch der Archäologen. Von hier wendet sich der Reisende nach Lussin-piccolo und Lussin-grande, die er in dem stürmischen Quarner-Kanal (il carnivoro, der Menschenfresser, zubenannt) nicht ohne Fährlichkeit erreicht. Diese blühenden kleinen Inseln an der Küste Istriens haben ein merkwürdiges tropisches Clima: Citronen und Limonen, Caroben, ungeheure Feigenbäume, selbst Palmen kommen hier unbeschützt fort, unter 44½ Grade der Breite, und die Myrte dient zum Brennholz; auch Ricinus wird gebaut. Die Städte sind anmuthige kleine Handelsorte und besonders blüht Lussin-piccolo. Die Insel Ossero macht auf ein hohes Alterthum Anspruch, indem sie bekanntlich bei Vielen für das Ziel der Argonautenfahrt gilt. Die Sache ist mehr als zweifelhaft. Zwar scheinen der alte Name Absyrtium und die Stadt Cherso ihre Ansprüche zu belegen; inzwischen können auch schon die Römer hierüber einem Irrthum gehuldigt haben. Ossero enthält einen großen Binnensee, der in der Landessprache Jesero heißt; vermuthlich ist dies der Quell des Namens Cherso, und mit diesem Namen brachte dann eine alte Volkssage die Argonautenfahrt rasch in Verbindung, indem sich leicht ein Fleck für den Dianentempel, für den Ort, wo Medea den kleinen Bruder zerstückte u. s. w., fand, während Alles dagegen spricht, das alte Kolchis hier zu suchen. Die Umreise auf der Insel, auf der man nie einen Wagen sah, wird uns anmuthig geschildert; von den Höhenpunkten schweift der Blick über das Meer hin bis Ancona und Venedig, und beherrscht die malerische Küste. Die alte Vorhut Venedigs, die Insel Veglia, der alte Lehnsbesitz der Frangipani, mit seinen Castellen und Schlössern gegen die uskokischen Seeräuber, gewährt ein nicht minder anziehendes Gemälde. Merkwürdig ist die treue Anhänglichkeit dieser Insulaner an ihre alten Herren, die Frangipani, welche Venedig hier in einer Nacht ohne allen Rechtsgrund entführen und ihres Besitzes berauben ließ. Für die Veglianer ist die Geschichte seit jener Zeit wie gar nicht vorhanden; sie glauben noch an den Löwen von S.-Marco und gehen seit der Entführung ihrer Herren in schwarzer Tracht. Fiume und das reizende Castell Tersatto mit seiner herrlichen Fernsicht, auch ein Frangipani'sches Schloß, jetzt der Familie Nugent gehörig, machen den Beschluß der istrischen Reise.

Das Dampfschiff entführt den Reisenden nach Zara, der Hauptstadt Dalmatiens, dessen wachsende Bevölkerung jetzt über 8000 Seelen beträgt. Die marmorreichen Kirchen, die Umgebungen und die bedeutenden Männer, die der Verf. hier kennen lernt, — den Philosophen Tommaseo, Italiens Kant —, werden uns geschildert. Sebenico mit dem nahen Wasserfall des Kerkaflusses, Spalato, das ganz in den Mauern des gewaltigen Palastes des Diocletian eingehäust liegt, mit seinem Reichthum an alten Tempelresten, dem Jupiter- und Dianen-Tempel, und hiernächst das alte Salona, jetzt ein stilles Dörfchen, Salona, auf derselben Stelle, wo einst die berühmtesten Purpurfärbereien und Waffenfabriken des Alterthums, ein von Schiffen wimmelndes Gestade, und wo die schönsten und muthigsten Frauen der alten Welt ihren Wohnsitz hatten, werden uns in anziehenden Bildern vorgeführt. Salonas Zerstörung fällt in das 7. Jahrhundert und erfolgte durch die Avaren; jetzt kann man von diesem Weinsberg des Alterthums sagen: Etiam periere ruinae! Denn nicht ein einziges seiner alten Denkmale ist uns erhalten; Tempelsimse, Torsos, zertrümmertes Gestein ist Alles, was sich von seiner alten Pracht erhalten hat. Nahebei ist Klissa, das Andetrium des Dio, eine Bergfeste, die dem Tiber jahrelang widerstand. Lesina, Lissa, die Insel Curzola, Meleda und die Bocche di Cattaro, östreichisch Albanien, werden uns sodann im raschen Überblick vorgeführt; Scagliari, das durch seine Armuth zum Sprüchwort geworden ist, Budua und die vier Grafschaften der Zuppa, Bundesgenossen der Montenegriner, geben zu weitern anziehenden Bildern Stoff und veranlassen den Reisenden zur Mittheilung poetischer Bruchstücke, die uns ein Verlangen nach größern Proben der dalmatinischen Dichtkunst erwecken. Ein Gedicht von Giovanni Babitsch: „Das Höchste der Schöpfung", und mit den Worten beginnend:

> Über Gott ist kein Gebieter,
> Über die Rose keine Blume;
> Kein Metall ist über Gold,
> Kein Gehülfe über den Bruder,
> Über des Vaters keine Freundschaft,
> Über Mutterliebe keine,

erinnert an Verwandtes in der spanischen Lyrik und strotzt von Gefühl und kräftigem Ausdruck.

Wir enden unsern lehrreichen Ausflug schließlich in Gravosa, dem Hafen, und in Ragusa, dem Hauptort gegen das türkische Gebiet hin, schon im geregelten Karavanenverkehr mit dem Orient, das ultima Thule der europäischen Cultur, wo sich Meisterwerke von Sanmicheli und Tintoretto neben türkischen Bazars, die Gusli (Zitter) neben dem Pianoforte, Sonette neben barbarischen Flintenschüssen zusammenfinden; kurz, wo das Alterthum, die moderne Civilisation und die orientalische Barbarei einen engen Bund im Leben eingegangen zu sein scheinen. Hier verlassen wir den Verf. und empfehlen sein vollkommenes Werk, dem sich seine Skizze von Montenegrien an dieser Stelle anschließt, dem Genusse des Lesers.*) 19.

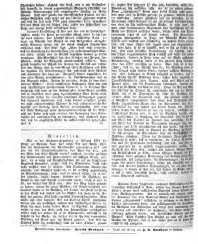
Betrachtungen über den politischen Zustand des ehemaligen Polens und über die Geschichte seines Volkes. Von Joachim Lelewel. Deutsche, mit Anmerkungen des Verfassers vermehrte Ausgabe. Brüssel, Muquardt. 1845. Gr. 8. 2 Thlr.

Aus der ältern Geschichte Polens sind es nur einige Glanzpunkte, welche das allgemeine Interesse in Anspruch nehmen; dieses findet erst mit dem Verfalle des Landes größere Nahrung, und es ist in der That ein eigenthümlicher Fall, daß ein Volk in seiner Größe und Macht den Freund der Geschichte weniger zu fesseln vermag als durch seine Auflösung und seinen Untergang. Die polnischen Verhältnisse der frühern Zeit sind auf das übrige Europa nur selten von bedeutendem Einflusse gewesen; seine innern Kämpfe, das Treiben seiner Parteien können, aus der Ferne gesehen, niemals großartig erscheinen und machen fast immer einen unangenehmen Eindruck. Das Confuse der Verfassung, das Dissidentenwesen, die Verkehrtheiten der Großen, die Unterdrückung und viehische Roheit der untern Volksclassen: alles Dies zeigt uns einen Staat, wie er nicht sein soll und von welchem nur negativ zu lernen ist. Erst mit der Zerstückelung des Reichs treten edlere und anziehendere Erscheinungen hervor, erwacht ein besserer Geist in der Nation; und erst in ihrem Unglück erregt sie Sympathien, welche sie in ihren bessern Tagen nicht zu verdienen wußte.

Dies vorausgeschickt, werden wir mit wenigen Worten sagen können, was Lelewel's jüngstes Werk dem größern Publicum gewährt. Es enthält auf 350 Seiten Betrachtungen über die Geschichte Polens bis zum Jahre 1674. Auf zwei Seiten sind die Drangsale des Landes von 1674—1717 geschildert; wiederum auf zwei Seiten wird der 80jährige Zeitraum von 1717—95 abgethan und damit schließt das Buch. Gewiß wird der Geschichtsforscher in den ersten 350 Seiten gediegene Reflexionen, auch manche wichtige, bisher weniger berücksichtigte

---

*) Über die neuerdings erschienenen Lieferungen der „Reisen und Länderbeschreibungen" berichten wir später. D. Red.



Thatsachen finden; obgleich dem Verf., wie er mit Bescheidenheit bemerkt, in seinem gegenwärtigen Wohnorte (Brüssel) nur schwache Erinnerungen und ungenügende Quellen zu Gebot standen. Daß aber gerade der interessantesten Periode der polnischen Geschichte nicht mehr als zwei Seiten gewidmet wurden und daß die Zeit nach 1795 ganz unerwähnt blieb, charakterisirt das Buch als ein solches, das, außer den Historikern von Fach, nur wenige Leser befriedigen kann.

Lelewel's Darstellung ist klar und frei von der Leidenschaftlichkeit, welche die Polen zu ergreifen pflegt, wenn sie sich über ihr Land äußern; hier herrscht überall verständige Ruhe, die sogar am Schlusse des Buches in eine Resignation übergeht, welche Staunen erregt und als etwas durchaus Unpolnisches erscheinen muß. Der Verf. sagt: „Man darf nicht erwarten, daß die Vorsehung bei Veranlassung jene außerordentlichen Männer sende, welche eine im Verfall begriffene Nation zu retten vermögen. Die Menschheit hat ihre Ursachen und Folgen, ihre Phasen, welche die Ereignisse unwiderruflich erfüllen. Ganz gewiß bewirkte die Schuld der Nation den Verfall und vollendete den Sturz, aber in dem Gange ihrer Irrthümer und Fehler begaben die Veränderungen sich außerhalb ihres Willens und wandelten ihre Lage um. Ereignisse kamen dazwischen, die von allen Seiten heranstürmten, sie überschwemmten und in den Abgrund rissen. Indem sie unterlag, folgte sie dem Loose anderer Völker." Diese vollständige Entsagung steht mit dem noch thatkräftigen Patriotismus Lelewel's in so directem Widerspruch, daß man an der Aufrichtigkeit seiner Worte zweifeln und in denselben einen ganz eigenthümlichen Sinn finden muß. Jedenfalls haben die neuesten polnischen Bewegungen gezeigt, daß Lelewel's Landsleute noch nicht darauf verzichtet hatten, wo nicht außerordentliche Männer, so doch außerordentliche Ereignisse zur Rettung ihrer Nation hervorzurufen. Und trotz des übeln Ausgangs jener Insurrectionsversuche ist die Mehrzahl der Polen noch weit entfernt, den Untergang ihrer Nationalität als unwiderruflich zu betrachten, und nochmals sagen wir, daß die angeführte Stelle die auffallendste des ganzen Buches ist. 13.

Miscellen.

Als in der Kirchenversammlung zu Trident 1551 die Frage zur Sprache kam: Auf welche Art und Weise Christus im Sacramente des Abendmahls gegenwärtig sei? und wie bei der Transsubstantiation das Brot der Leib, und der Wein das Blut Christi werde? entstand hierüber zwischen den Dominicanern und Franciscanern ein heftiger Streit, welcher, da er mehr auf Spitzfindigkeiten als auf ein fruchtbares Ergebniß hinauslief, zeigte, daß die Streitenden selbst nicht recht wußten was sie wollten. Die Dominicaner behaupteten nämlich: von Christus heiße es, er sei wirklich gegenwärtig im Altarssacramente, nicht, weil er anders woher, wo er vorher gewesen, dahin komme, sondern weil die Substanz des Brots in den Leib Christi verwandelt werde, sodaß er nun da sei, wo vorher das Brot war, ohne den Weg dahin gemacht zu haben, indem die ganze Substanz des Brots durchaus verwandelt werde in die Substanz des Leibes, der Stoff des Brots in den Stoff des Leibes und die Gestalt des einen in die Gestalt des andern. Das heiße eigentlich Transsubstantiation. Man müsse also eine doppelte Art des Daseins Christi annehmen, wovon jede ein wirkliches, wahres und selbständiges Dasein sei. Nach der einen dieser beiden Arten sei Christus im Himmel, wohin er von der Erde nach der Himmelfahrt zurückgekehrt wäre; nach der andern sei er im Sacramente, woselbst er sich befinde an der Stelle, wo vorher die in ihn nun verwandelte Substanz des Brots und des Weins gewesen. Jene Art des Daseins heiße die natürliche, weil sie allen Körpern gemein sei; letztere Art hingegen sei eine ganz besondere, welche keine Benennung sich auffinden lasse, wie sie der andern zukomme. Denn „sacramental" könne man dieses Dasein nicht nennen, weil man sonst in Gefahr geriethe zu glauben, dasselbe sei nicht ein wirkliches, sondern gleichsam nur ein sinnliches, da das Sacrament nichts Anderes sei als ein heiliges bildliches Zeichen von einer an sich unkörperlichen Sache, es wäre denn, daß man unter sacramentaler Gegenwart eine thatsächliche Art und Weise des Daseins verstehen wollte, welche allein dem Altarssacramente eigen ist und keinem andern. Die Franciscaner dagegen behaupteten: in Folge der Allmacht Gottes könne Christi Leib wirklich und selbständig an mehren Orten zugleich sein, und wenn solcher Leib irgend einen neu eingenommenen Ort inne habe, so sei er daselbst, weil er sich an solchen begeben, aber ohne successive Veränderung (so nämlich, daß er den früher eingenommenen Platz verläßt und dafür den andern einnimmt), sondern in Folge einer auf der Stelle geschehenen Veränderung, vermöge deren er den zweiten Platz einnimmt, ohne den ersten verlassen zu haben. Gott habe es so eingerichtet, daß da, wo Christi Leib sei, die Substanz eines andern Dinges nicht bleiben könne, sondern aufhöre Substanz zu sein, ohne deswegen in Nichts aufgelöst zu werden, weil an ihre Stelle Christi Substanz trete; daher habe eigentlich die Transsubstantiation ihren Namen, nicht weil Eines aus dem Andern wird, wie die Dominicaner behaupten, sondern weil Eines in die Stelle des Andern tritt. Denn die Art und Weise wie Christus im Himmel ist, unterscheide sich von der Art und Weise wie er im Sacramente ist, nicht der Substanz nach, sondern allein der Quantität nach. Im Himmel nehme sein in Größe ausgedehnter Leib einen dem Verhältniß seiner Größe angemessenen Raum ein; im Sacramente aber sei er substantiell da, und nehme gar keinen Raum ein. Jede der beiden Arten des Daseins sei also ein wahres, wirkliches und selbständiges Dasein und, so viel die Substanz betrifft, auch ein natürliches; in Ansehung der Quantität aber sei die Art und Weise des Daseins im Himmel eine natürliche, die Art und Weise des Daseins im Sacramente hingegen eine wunderbare, und beide unterschieden sich nur darin, daß das Dasein der Quantität nach im Himmel die Wirkung der Quantität sich aneigne, im Sacramente aber die Beschaffenheit der Substanz annehme. Jeder der streitenden Theile gefiel seine Meinung so wohl, daß er versicherte, die seinige sei deutlich, klar und für Jedermann verständlich, und daß, wer einer andern zugethan sei, in zahllose Ungereimtheiten verfalle. Der Kurfürst von Köln aber, welcher mit Johann Gropper (Propst und Archidiakonus zu Köln, einem eifrigen Gegner der Protestanten) dieser gelehrten Erörterung von Anfang bis zu Ende beigewohnt, soll gesagt haben: die Einwendungen, die ein Theil gegen den andern hervorbringe, ließen sich allenfalls noch hören; was aber die positiven Behauptungen, die ein jeder mache, anlange: so komme es ihm vor, daß Keiner die Sache, von der er mit so vieler Zuversicht spreche, recht verstehe, sondern nur leeren Schulwust auskrame.

Thomas Fedro Inghirami, nachmals Bibliothekar der Vaticanischen Bibliothek in Rom, erhielt den Namen Fedro oder Phädra wegen eines auffallenden Beweises seiner Talente und seiner Geistesgegenwart. Als er nämlich mit einigen gelehrten Freunden vor dem Cardinal Riario das Trauerspiel von Seneca „Hippolytus" aufführte, in welchem er die Rolle der Phädra übernommen hatte, und zufälligerweise die Zerrüttung der Maschine das Schauspiel auf kurze Zeit unterbrach, trat er hervor und unterhielt die Zuschauer, bis Alles wieder in Ordnung gebracht wurde, mit lateinischen Versen aus dem Stegreif. Alles klatschte ihm Beifall zu und rief ihn beim Namen der Phädra, den er von dieser Zeit an in seiner Unterschrift sich zueignete. [illegible]

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter für literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 218. — 6. August 1846.

Die jesuitische Reaction und der ideale Katholicismus.

(Beschluß aus Nr. 217.)

Wir haben in der Überschrift dieses Aufsatzes der jesuitischen Reaction den idealen Katholicismus gegenübergestellt. Die Schrift Nr. 7, welche uns zu dieser Gegenüberstellung Veranlassung gab, rührt von einem würdigen, für das Reich Gottes, das mit dem Jesuitismus Nichts gemein hat, feurig begeisterten Priester her, dem in seinem Vaterlande (Östreich) statt Anerkennung Verfolgung ward und der sein mühevolles, in Dunkelheit und Entsagung zugebrachtes Leben in den letzten Tagen des verflossenen Jahres im münchener Spitale schloß. Die Überzeugungen, denen er Bahn zu brechen wünschte, hat er in diese, seine letzte und ein paar Flugblätter abgerechnet, einzige Schrift niedergelegt. In der römisch-katholischen Kirche aufgewachsen und mit ihrer Geschichte und Literatur vertraut, aber zugleich genährt durch das Lesen der Alten und der größten Denker und Dichter der Neuern, bildete er sich ein Ideal, dachte er eine Kirche die nie vorhanden war, einen Klerus von dem die Wirklichkeit Nichts weiß, und glaubte an die Möglichkeit, diese Gedankenwesen mit Fleisch und Blut zu umkleiden und ins Leben einzuführen. Das Leben würde ihn, fürchten wir, schmerzlich enttäuscht haben, — doch lassen wir den edlen Todten selbst reden, denn auch die Irrthümer eines kräftigen, redlich strebenden Geistes sind belehrend; und überdies enthalten die Stellen, welche wir auswählen, so manches schöne und wahre Wort, daß wir gewiß sind, durch die Mittheilung derselben den Dank unserer Leser zu verdienen:

Die katholische Geistlichkeit ist in die volle Stellung der Apostel eingetreten. Gleichwie diese den krankhaften Stoff, der sich im gesellschaftlichen Organismus ihrer Zeit so sehr angehäuft und verbreitet hatte, daß letzterer einer schmerzlichen Auflösung entgegenging, aus der Welt auszuscheiden und die gesundgebliebenen Elemente zur Grundlage eines neuen und festern Gesellschaftskörpers zu vereinigen unternahmen, so ist es auch der unabweisliche Beruf der heutigen Geistlichkeit: das verworrene Chaos, in dem die divergirendsten Ansichten und Interessen der Gegenwart, die gährenden Leidenschaften des Tages, die Umkehrung der wichtigsten Begriffe und der höchsten Grundsätze, und die theilweise Verhältnißlosigkeit der Stände durcheinander liegen, kraft überwiegender Intelligenz, bewußten und beharrlichen Festhaltens an bewährten praktischen Principien und eines hochstehenden Charakters, wie ein solcher die gepriesensten Heroen der Geschichte ziert, zu entwirren; die untern und mittlern Classen der Gesellschaft aus dem verwickelten Labyrinthe der Zweifel, in dessen Irrgängen sie ohne leitenden Faden sich hoffnungslos verloren haben, zu erlösen; und dem namentlich in protestantischen Ländern mit Grundsatz hervortretenden und dem allgemeinen Socialverband mit Zerstörung drohenden Individualismus, insofern dieser in Einseitigkeit befangen ist, mit patriotischer Energie entgegenzuwirken. Einer solchen mit Klugheit und Überlegung begonnenen und mit Muth und Ausdauer fortgesetzten Entgegenwirkung, von der die blühendste Zukunft des europäischen Westens bedingt ist, werden sich allerdings von Seiten sowol des demokratischen als des aristokratischen Radicalismus fast unüberwindliche Schwierigkeiten entgegenthürmen. Denn Jerusalem und Babylon, der ethische und der politische Staat, werden in ewigem Wechselkampfe miteinander begriffen sein. Es gab selten eine Zeit, wo nicht die Rechte und die Interessen Aller mit den ausschließlichen Ansprüchen einer schlauen Minderzahl in die heftigsten Collisionen gekommen sind. Diesem zweifachen Radicalismus ein hemmendes und paralysirendes Gegengewicht zu halten, ist nun die Aufgabe der Kirche, welche die über das Loos des Schwächsten wie über das des Stärksten wachende Vorsehung als einen scheidenden Damm zwischen Recht und Macht aufgeführt hat. Jener Damm, der zwischen zwei so gewaltigen Potenzen steht, wird zwar periodisch von den anstürmenden Wogen bald des einen bald des andern Radicalismus mächtig überbraust, hat aber, so oft man ihn unter der brandenden Strömung für immer begraben wähnte, seine unbeschädigten Granitwände, von denen das tobende Gewässer nur den durch die Länge der Zeit angesetzten Schlamm abspülte, wieder imponirend emporgetaucht, während die nunmehr demüthigen Wellen allmälig sich verlaufen und mit gebrochener Kraft sich in ihr altes Bett zurückziehen. Um dem versöhnenden Socialprincipe des Christenthums unter Völkern, Ständen und Individuen allgemein anerkannte Geltung zu verschaffen; um den Inhalt richtig verstandener Offenbarungslehre so klar und fruchtbar zu entfalten, daß er auch gegenwärtig noch die durch eine hohe und umfassende Zeitbildung mächtig erweiterten Geister und Gemüther anziehe, ausfülle und befriedige, und die getrennten ausländischen Völker und Confessionen wieder mit einem festern Bande cordialer Einheit umschlinge: muß die Geistlichkeit, wenn sie je im großartigen Sinne der Apostel wirken will, das mannichfaltige und unermeßliche Erdreich, das sie einmal zu bearbeiten unternommen hat, mit beinahe chemischer Genauigkeit kennen lernen und die verschiedenartigsten Einflüsse des Klimas, der Jahreszeiten, der Temperatur und Witterung zu beurtheilen wissen, um, wie ein erfahrener Gärtner, nach demselben ihre Aussaat zu bemessen. Der Geist der Zeit, wie sich dieser in der herrschenden Literatur, den administrativen Grundsätzen, den eingewurzelten Gewohnheiten und Vorurthei-

len, dem Geschmack und Ton der Unterhaltungen, den theils offenbaren, theils verschleierten Tendenzen der verschiedenen Stände und endlich in dem möglich vertheilten Maß der Kräfte, die jedem Stande zu Gebote stehen, ausspricht, bildet jenes dornige und unzusammenhängende Terrain, das der katholischen Geistlichkeit, um selbes in einen geebneten und mit gesunden Pflanzen und lieblichen Blumen aller Gattung ausgestatteten Paradiesgarten umzuwandeln, von Gott angewiesen ist. In dem Grade, als die Profanwissenschaften seit drei Jahrhunderten in den civilisirten Ländern Europas einen unverhältnißmäßigen Vorsprung vor der katholischen Theologie gewonnen haben und in formaler Ausbildung selbst den classischen Werken des Alterthums nicht weit mehr nachstehen, wurde auch die katholische Geistlichkeit hinter jene Stände, die in so ausgebildeten Fächern, wie Geschichte, Politik, Jurisprudenz, Mathematik, Naturkunde, Staatsökonomie und Technik fußen, gewaltig zurückgeschoben. Die Namen eines Robertson, Hume, Gibbon, eines Montesquieu, Heineccius und Zachariä, eines Newton, Kepler und Euler, eines Linné, Haller und Boerhaave, eines Adam Smith, List u. A. dieser Größe, haben den Staatsmännern, Juristen, Technikern, Taktikern, Ärzten und Fabrikanten eine imponirende Macht verliehen, die sie einmal in den unbestreitbaren Vordergrund der neuern Geschichte stelle. Sehen wir mit unparteiischem Auge auf die Culturgeschichte der drei abgelaufenen Jahrhunderte zurück, so dürfen wir keineswegs mit Neid auf genannte Stände, die nun unsere ehemalige Stellung in Europa eingenommen haben, hinüberblicken. Während auf unserer Seite Jesuiten und Jansenisten sich über die Subtilitäten der Gnade stritten, haben die Realisten, indem sie schlaflose Nächte, Aufopferungen aller Art, Gefahr des Lebens und die Reize momentaner Vortheile geringachteten, das ganze Feld erobert und das gesammte Publicum in ihre Hand gebracht. Selbes ist allenthalben von den in der obenstehenden Zeitliteratur und Bildung dominirenden Grundsätzen, Ansichten und Vorstellungsarten angefüllt. Werfen wir einen Blick auf Deutschland! Der Geist Winckelmann's, Kant's, Hegel's, Schlosser's, Gfrörer's und Alexander v. Humboldt's strömt in täglich sich vermehrenden und erweiternden Kanälen unaufhaltsam in die bildungsfähigere Abtheilung der Deutschen aus. Ihr Geist wird über kurz oder lang der Geist der ganzen Nation sein. Einer aus solchen Quellen sich bildenden Nation, einem jenen Geist athmenden Publicum steht eine verhältnißmäßig herabgekommene, gedrückte, geschwächte, von ihren eigenen Repräsentanten oft verleugnete, von der Literatur und der Administration beinahe zur Ehrlosigkeit verurtheilte Geistlichkeit gegenüber: mit dem Bewußtsein ihrer vormaligen Größe und Bedeutung; mit der unabweisbaren Aufgabe, unter den herrschenden Ständen eine angemessene und würdige Stellung einzunehmen; mit dem nie aufgegebenen Rechte, ihr altes Terrain, wenn auch in modificirtem Verhältnisse, wieder zu erobern; mit der bewährten Hoffnung, es werde kluggeleiteten Kräften und wiederbelebter Thätigkeit ein gekrönter Erfolg als angemessener Preis bereitet warten. Mitternacht ist vorüber: die Morgenröthe hat begonnen. Erscheint auch der katholische Klerus in der Geschichte der Gegenwart noch nicht als einer der Hauptfactoren der Zeit, so müssen wir bedenken, daß wir in neuesten Decennien gar Weniges, das welthistorischer Erinnerung würdig ist, als Stand geleistet haben. Es fehlte zwar allerdings ein zwingendes Ereigniß ... Aber bloßes Negiren und Ignoriren einer Macht, die so sichtbar, als die Mittagsonne am entwölkten Himmel, dasteht, und die wir, im ausschließenden Gegensatze mit steifer Hartnäckigkeit verharrend, nie vernichten werden, bringt uns nicht nur um keine Linie vorwärts, sondern macht uns im Gegentheil in den Augen der Gebildeten und des Volkes lächerlich und zuletzt verächtlich, beraubt uns noch des letzten Restes von dem öffentlichen Einflusse, den wir, wie Manche sagen, auch nur der Gnade oder dem Interesse der Regierungen verdanken, und würde uns endlich, falls die seit zwei Decennien auf unserer Seite hier und da herrschend gewordene Procedur fortdauerte, als einen schmählichen Bodensatz, gleich den obsoleten Rabbinern des Judenthums, an den stolzen Thürschwellen unserer Besieger absetzen. Zwar das wiedererwachte Selbstgefühl der katholischen Geistlichkeit scheint eine bessere Zukunft zu versprechen. Die Gährungen, in denen Spanien, Frankreich, England, Deutschland, Italien und Ungarn begriffen sind; die täglich überhandnehmenden politischen und religiösen Spaltungen; die Rivalität der Stände, der Schulen und Gelehrten; der auf die Spitze getriebene Vernichtungskampf zwischen sogenannten Conservativen und Radicalen; der in verschiedenen Abstufungen theils durch legale Formen verschleierte, theils als System des Tages ausgesprochene Communismus; die Greuelscenen, die nach dem Zeugnisse der Romanschreiber und der Reisenden in gewissen Residenzstädten ihr diabolisches Spiel treiben; endlich die entmenschte Barbarei, der man gegen wehrlose Classen der Gesellschaft freien Lauf läßt: — alle diese die Weltgeschichte und die Geschichte des auf Cultur und Humanität so stolzen Europa füllenden Erscheinungen stellen an die Kirche, dieses älteste aller Menschheitsinstitute, die mit Entschiedenheit ausgesprochene Aufgabe: die ganze Fülle ihrer moralischen Kraft wieder zu entfalten; sich, wie vormals, mit dem Glanze der höchsten Autorität an die Spitze einer kranken und zerrissenen Zeit hinzustellen; die getrennten Gemüther wieder zu versöhnen; die weiten Lücken, die von einer zweideutigen und schläfrigen Administration, einer kostspieligen, langsamen und bei aller Quälerei höchst unsichern Rechtspflege, und einer oft engherzigen und menschenfeindlichen Policei offengelassen werden, auszufüllen; die menschliche Gesellschaft wieder auf das innere Heiligthum der Seele und auf die festen Fundamente geläuterter und echter Religiosität zurückzuführen und in die kalte Prosa des Tages wieder einige Lebensfunken erfrischender Poesie einfallen zu lassen. In dem Grade, in welchem die katholische Geistlichkeit nun die leeren Stellen der Geister und Gemüther auszufüllen, die Bedürfnisse der Menschheit zu befriedigen, die Räthsel der Zeit zu lösen, die Stürme und Gährungen der Gegenwart zu beschwichtigen, und den politischen Gewalten und dem Publicum, anstatt Mistrauen, Achtung und Ehrfurcht einzuflößen versteht, wird sie auch von Tag zu Tag an Popularität, allgemeiner Anhänglichkeit und reeller Macht gewinnen und eine wahrhafte Vermittlerin zwischen Gott und Menschen sein ...

... Ein unermeßlicher Vorrath wissenschaftlichen Stoffes, eine ausgebildete, bewegliche und reiche Sprache, eine der geistigen Vollreife mit beflügelten Schritten entgegeneilende Nation, und endlich die Geburtsschmerzen einer neuen Zeit bieten der katholischen unaufgefodert die herrlichste Gelegenheit: den höchsten Standpunkt ihres völkerumfassenden Berufes, wie in den goldenen Perioden, die vormals über der Kirche schwebten, mit Weisheit, Entschlossenheit und Thatkraft einzunehmen und eine würdige und hohe Stellung der dominirenden, großen Welt gegenüber zu erobern. Jene vorerst nur literarische und facultative Stellung wird sie über kurz oder lang befähigen, zwischen den politischen Gewalten und den unzufriedenen Völkern, die durch ein sonderbares Verhängniß einander gespannt und feindselig gegenüberstehen, als versöhnende Schiedsrichterin aufzutreten; die ehemalige und jetzt in den Hintergrund gedrängte tribunizische Mittelmacht herzustellen, und ihr unverjährbares Recht der völkerschützenden Mitregentschaft, freilich dem bessern Geiste der Zeit gemäß, wieder in geziemenden Anspruch zu nehmen. Zwar wenn wir einen Blick auf die gegenwärtigen Gährungen Deutschlands werfen, wo uns überall scctirende Zersplitterung des Nationalgeistes, lächerliche und das allgemeine Wohl untergrabende Kasteneifersucht, die äußerst precaire Stellung der Geistlichkeit dem Beamtenstande gegenüber, die Gebundenheit des Geistes an den Zwang des herrschenden Buchstabens und abgetragener Form, kleinstädtische Vornehmthuerei, journalistische Pöbelhaftigkeit, und der schon weit gesponnene Kampf communistischer Gemeinheit mit der schnöden Insolenz der Favoriten und Emporkömmlinge aller Far-

ben, wobei auch Unschuldige, blos weil sie diesen oder jenen Rock tragen, leiden müssen, in ihren Zerrgestalten entgegentreten: so scheint auf einem so bewachsenen Boden allerdings die Zukunft, von der wir die Erfüllung unserer Hoffnungen erwarten, noch von einem dichten Wolkenschleier umhüllt zu sein. Das Rad der Zeit nimmt aber manchmal einen schnellen Umschwung. In der Weltgeschichte berühren sich nicht selten die äußersten Extreme. Die Vorsehung hat schon das Unglaubliche gewirkt . . .

. . . Nur wenn unser Stand sich . . . zu einem einzigen hochgesteckten Ziele, wozu jedoch Pharisäismus und Epikuräismus keineswegs die leitenden Pfade sind, vereinigt und, von dem völkerbelebenden Geiste eines Moses, Samuel und Esdras ergriffen und beseelt, ein neues Volk Gottes aus der seufzenden Erde ruft: — nur in diesem und in keinem andern Falle ist eine sichere Garantie zu hoffen, daß . . . das dritte Rom weit glänzender und mächtiger, als das erste und zweite war, sich erhebe und sich an die geistige und moralische Spitze der Nationen stelle; und daß die herrliche und reiche Geschichte des urkräftigsten Menschenstammes und des gebildetsten aller Welttheile den verlorenen Faden wieder aufnehme und nicht am Ende, wie eine prosaische und burleske Theaterposse, in lauter Kasernen, Kramläden und Schreibstuben terminire.

F. E. Pipitz.

Schlosser und Gervinus.

Beide gelten Etwas als Historiker und werden nach Verdienst gelobt. Sie urtheilen anders als Andere und widerlegen dadurch an ihrem Theil die alte Sage von einer festen und sichern Werthgebung der Nachwelt für Vergangenes, die selbst Nichts ist als eine spätere Mitwelt, und ebenso vielstimmig.

Beide Männer haben eine gründliche Abneigung gegen Eleganz, zarte Gefühle, Vornehmheit der Gesinnung, welche zwar oft mit Oberflächlichkeit, Ziererei, Gleichgültigkeit für Volkswohl verbunden sein können, aber mit ihnen doch nicht Eins und Dasselbe sind; — ungefähr wie eine kecke Jugend schlecht befriedigt wird durch feine Gesellschaftscirkel, und darum zwanglosen Jubel, sogar Rohheit, als etwas Geistbewegendes vorzieht, oder wie Goethe findet, daß die gute Gesellschaft zum kleinsten Gedicht keine Gelegenheit gebe. Doch entspringt die Eigenthümlichkeit jener Historiker nicht aus Poesie und Humor, wie etwa Swift Bettlergesellschaften aufsuchte, sondern sie ist der Ausdruck geradsinniger sich selbst vertrauender Prosa, welche das Lästige der Äußerlichkeit verschmäht, ohne Höflichkeit und Anstandsorge durch die Welt und in den Himmel will; welche das Feine stutzerhaft schilt, das Grobe besser achtet, und besonders für die Geschichte, wie einst Schlözer, Freisinnigkeit und Wahrheit in den Mantel der Derbheit einhüllt. Nun mag allerdings einem echten Natursohne etwas schlimm zu Muthe werden in Zimmerluft des Hofes: er sehnt sich hinaus in die Berge und deren rauhen Luftzug; er will lieber, gleich dem Tiroler, zu jedem Menschen Du sagen, statt Excellenz und Durchlaucht; ja er kann sich im Gegensatz zu Höflingen mit einer selbstgenügsamen Originalität schmeicheln, welche von diesen sogar zuweilen anerkannt und geduldet wird. Allein der Gegensatz als solcher ist doch kein Zeichen des Werthes, und Ungeschliffenheit im Vergleich zur verfeinerten und überfeinerten Sitte noch nicht schlechthin eine Tugend. Gerade ein Geschichtschreiber soll die Welt nehmen wie sie ist, jede Gestaltung derselben in ihrer Verschiedenheit gelten lassen und würdigen, was nach richtigem Sinn unter dem Namen der Objectivität verlangt wird, wenngleich subjective Vorliebe für Dieses oder Jenes nie ganz sich verleugnen kann und verleugnet zu werden braucht. Namentlich Lüge und Ungerechtigkeit sollen nicht verschleiert, Wahrheit und Recht nicht gleichgültig geachtet oder als ein Traumbild verhöhnt werden. Gibt es überhaupt Objectivität ohne ihren Gegenbegriff der Subjectivität? Ein ebener Spiegel zeigt jene, ein vielseitig geschliffener, erhabener, gehöhlter, zeigt subjective Menge oder Verkleinerung und Vergrößerung. Dem Historiker gebührt der ebene Spiegel.

Reiche und gleiche Empfänglichkeit also für Thaten des Lebens und Werke der Bücherwelt sei Demjenigen eigen, der beide schildert, der Vergangenes und Gewordenes in den Kreis der anschaulichen Gegenwart zieht, Gutes und Böses, Schönheit und Misgestalt kenntlich macht, treu und ohne Vorurtheil Andere sehen läßt, was er selbst sah. Er sei kein Hofschranze im schöngetäfelten Prunksaal, aber auch kein ungarischer Landwirth zwischen bestäubten Wirthschaftsgebäuden und schmuzigem Gesinde; kein zahmer Stubenmensch und kein wilder Jäger. Aber was denn? Ein gemüthlich klarer Poet der Wirklichkeit, welcher Hofschmuck und Landwirthschaft, Stubenleben und Waldleben sich gefallen läßt, und ihre Eigenthümlichkeiten hörwürdig erzählt. Ist doch alle Geschichte eine Poesie der Wirklichkeit, das heißt, Nachbildung des Vorgebildeten, Verschlingung des Einzelnen in ein Ganzes, Zeichnung der Glieder und des Leibes, dem sie zukommen.

Hierfür nun zeigt sich bei den Obengenannten ein Mangel. Sie kennen die Wirklichkeit sehr gut, haben sich in ihr bewundernswürdig umgesehen, aber es fehlt eine Poesie derselben, eine nachbildende, Jegliches in seiner Art kenntlich machende Gestaltung. Sie geben zuvörderst Neigung und Abneigung kund, loben weniger als sie tadeln; namentlich, was in der Bücherwelt ihrem Geschmack misbehagt, wird schonungslos in Schatten gestellt, und es behagt den kräftigen, mit Zeit und Vorzeit etwas überworfenen Männern nicht viel, worüber wir — selbst auf manche Art unzufrieden — mit ihnen gewiß nicht rechten wollen. Wenn aber dem einzelnen, selbständigen Charakter in seinen Lebensverhältnissen gestattet ist, Misfälliges von sich abzulehnen oder unwillig zu verschmähen, worüber er das Zerwürfniß mit Andersdenkenden zu tragen und auszufechten hat: so ziemt dem Historiker ein gewiegteres Benehmen, eine größere Duldung, weil seine Aufgabe ist, Gefallen und Misfallen den Sachen unterzuordnen, welche man durch ihn kennen zu lernen wünscht, um das eigene Urtheil sich zu entwickeln, weshalb große Geschichtschreiber mehr schildern als urtheilen und nur selten ihre Gesinnung als ein Ergebniß der Sachen durchschimmern lassen. Ganz besonders schadet ein rasches Hervortreten der Neigungen bei Darstellungen der Literatur, weil die Darsteller in deren Kreise stehen, und was sie selbst besitzen, gern erheben, was sie entbehren, dagegen geringer zu schätzen geneigt sind. Es geht ihnen oft wie den Selbstzufriedenen, die es im Leben zu Etwas gebracht, und welche um Alles, wozu es Andere bringen, sich wenig bekümmern.

Weder Schlosser noch Gervinus hat Poesie; man darf sogar zweifeln, ob sie je einen Vers gemacht; doch sind sie verständige, scharfsinnige Männer in einer naturwüchsigen Prosa, die bei reichlicher Haltlosigkeit sich am Ende wieder zurechtfindet. Prosaischen Naturen ist eigen zu gehen und zu stehen: das Springen, Laufen, Fliegen, widerspricht ihrem Wesen; sie nähren sich von einfacher kräftiger Kost, das Fein-Zugerichtete mit Gewürz Versetzte, in kleinen Gaben Dargebotene, ist ihnen zuwider; sie können wol ein Homerisches Epos verdauen, aber kein Sonett. Sie verstehen heftige Leidenschaften, überwältigende Affecte; aber zarte Klänge des Herzens, leise Rührung der Gefühle, man möchte sagen, die weibliche Seite des innern menschlichen Daseins, bleiben ihnen fremd. Die Poesie nun übt außer dem Gehen und Stehen auch das Springen und Fliegen, nährt sich außer vom Einfach-Kräftigen auch vom Fein- und Künstlich-Bereiteten, herbergt außer dem Heftigen auch das Zarteste und Leiseste der Empfindung, außer dem Männlichsten auch das Weiblichste. Sie ist dadurch reicher und mannichfaltiger als Prosa, und erfindet sich neben schlichter Sprachweise der letztern kunstvollen Schmuck der Worte und des Versmaßes. Eine verständige Prosa wehrt sich auf ihrem Felde mit Recht gegen Einbrüche solchen Getreibes; nur soll sie nicht

wähnen, die Poesie meistern und bemeistern zu dürfen, und unzuläßig oder abgeschmackt zu nennen, was ihr selbst unähnlich ist.

Thut sie dennoch das Letztere, so müssen die Folgen für ganze Reihen der Literatur eintreten. Zuvörderst widersteht ihr eine vollendete Ausbildung der Form, fein geschmackvolle Tracht und Bewegung; Prosaisten wie Addison, Voltaire, Engel oder Sturz gelten wenig: man findet ihre Darstellung zu gebürstet, zu witzig, zu fließend, Gibbon zu sorgsam abgewogen und gerundet, Robertson nur für oberflächliche Geschichtsleser, Joh. Müller zu absichtlich mit seinem Glanz und Nachdruck, dagegen Swift zu glanzlos in seiner scharfen Ironie, Pope zu fein und ruhig, Rousseau zu warm und überschwenglich, Burke zu ungleich u. s. w. Nur Wenige sind genehm, etwa Lessing, dessen Sauberkeit jede Naturprosa sich zum Muster nehmen sollte, und dessen kritischer Verstand Verständigen zunächst einleuchtet. Dichter aber, welche Sprache und Vers leicht beherrschen, ohne Starkes und Gewichtvolles zum Vorwurf zu nehmen, wie Hagedorn, Wieland u. A., fallen von selbst in die weite Grube.

Zweitens misfällt das Entgegengesetzte — die Formlosigkeit der Humoristen. Aller Humor ist springend oder fliegend, zwischen Ernst und Scherz, Ehrlichkeit und Ironie, weicher Empfindung und Spott, ohne geregelte Übergänge, mit freier Vertauschung des Nehmens und Abweisens, mit eigenthümlicher Lust am wunderlichen Spiele, über sich selbst hinausreichend zum Größten, unter sich selbst herabsteigend zum Kleinsten, gesetzlich gesetzlos, ärgerlich über Thorheiten und selbstzufrieden mit den eigenen. Die darin unstreitig liegende Poesie ungebundenster Auffassung des menschlichen Lebens nehmen nun ehrenfeste Erzprosaisten als Hohn gegen ihren Verstand, gleichwie Schlosser ihn den „deutschen Humoristen von Hamann bis auf J. P. F. Richter" schuld gibt, und Sterne verzieht, der ihn vor seinem britischen Publicum nicht wagen durfte — aber zugleich „weniger Streiflichter echter tiefer Poesie zeigte". Wie so? Jene Deutschen, heißt es, sind „dunkel und verworren", — aber doch in „wenigen Stellen verständlich". Warum in so wenigen? Weil ein prosaischer Verstand nicht rasch genug folgt, mit dem phantastischen Wechsel sich nicht befreundet, und aus dem Zugänglichen auf das Nichtzugängliche schließen sollte, statt Letzteres zu verdammen. Jean Paul ist ein Dichter, der keinen Vers machte, und ein Prosaist, der keine prosaische Haltung gegen das Leben nimmt; Schlosser ist ein Prosaist, der gleichfalls keinen Vers machte, dem eine poetische Haltung gegen das Leben fremd blieb, der aber doch bei einzelnen Beziehungen sie ahndet. Nur gehört zu solchen Beziehungen nicht das Sanft-schwärmerisch-Empfundene, dem sich Humoristen oft mit Vorliebe hingeben, und dem Sterne in seiner „Sentimental journey" ungetheilt sich überließ.

Am wenigsten nämlich behagt unsern genannten Historikern das Weich-Verschwimmende, welches männliche Gemüther seltener als weibliche herbergen, und dessen fortgesetzte Pflege in kleinliche Sentimentalität oder Empfindelei ausartet. Schriftsteller sonach, welche die zarte Gefühlseite des Lebens gern zu der ihrigen machen und sie schildern, erfahren keine Gunst, wie denn überhaupt unser Zeitalter von einer frühern Vertiefung in deren Dämmergänge sich lossagte. Herder und F. H. Jacobi — ungeachtet ihrer sonstigen Verschiedenheit hierin einander ähnlich — werden hart beurtheilt: zwischen ihrer Lebenspoesie und der historischen Lebensprosa ist keine Gemeinschaft; je leiser und elegischer der Ton, desto weniger genehm; je feiner und auf leichterregte Herzensschläge hindeutend, desto weniger verstanden und gewürdigt. Es mag Menschen und Menschengeschlechter geben, denen die Seufzer eines Petrarca unbegreiflich sind und thöricht dünken: allein sie waren vorhanden, haben in rührenden Liedern ihre Eigenthümlichkeit verkündet und verdienen in der Literatur ihren Ehrenplatz, wenngleich Niemand der Nachwelt gesonnen sein sollte, nachzulieben und nachzuseufzen.

Gleichwie indessen ein prosaisch-gesunder Menschenverstand bei Auffassung von Kunstwerken der Malerei, Bildnerei und Tonfügung in seinem Misverhältniß und daraus erwachsenden Tadel oft ein ganz Richtiges bemerkt und rügt: so werden auch Urtheile der Prosaiker nicht immer ohne Wahrheit und darum von poetischen Seelen nicht ganz geringzuschätzen sein. Sorgfältige Ausbildung der Form kann übergehen in Gehaltlosigkeit und leeren Prunk, humoristisches Spiel in wilde Verworrenheit, zarte Empfindung in unnatürliche Reizbarkeit und haardünne Sophisterei. Hierin die Grenze des Richtigen und Unrichtigen, des Erlaubten und Unerlaubten genau zu bestimmen, ist eine der schwersten Aufgaben, und vielleicht mit allgemeiner Geltung für den Einzelnen kaum möglich. Immer aber wird ein prosaisches Urtheil mehr die Fehler finden als die Tugenden, weil es für jene Fangarme, für diese keine Phantasie der Erkenntniß besitzt. 21.

Bibliographie.

Arpentigny, C. S. d', Die Chirognomonie, oder Anleitung, die Richtung des Geistes aus den Formen der Hand zu erkennen. Nach dem Französischen bearbeitet von A. Schraishuon. Stuttgart, Becher. Gr. 8. 18 Ngr.

Briefe von Goethe und dessen Mutter an F. Freih. v. Stein. Nebst einigen Beilagen. Herausgegeben von J. J. H. Ebers und A. Kahlert. Leipzig, Weidmann. Gr. 12. 24 Ngr.

Hillebrand, J., Die deutsche Nationalliteratur seit dem Anfange des 18. Jahrhunderts, besonders seit Lessing, bis auf die Gegenwart, historisch und ästhetisch-kritisch dargestellt. 3ter Theil. Hamburg und Gotha, F. und A. Perthes. Gr. 8. 2 Thlr. 16 Ngr.

Müller, J., Zeugniß von Christo und von dem Wege zu ihm für die Suchenden. Predigten. Breslau, Max und Comp. 8. 1 Thlr. 17½ Ngr.

Saint-Hilaire, E. M. v., Geschichte der Kaiser-Garde. Mit Illustrationen. 1ste Lieferung. Leipzig, Weber. Schm. 4. 10 Ngr.

Schlegel's, A. W. v., Oeuvres écrites en français et publiées par *E. Böcking*. Tome I. Poésies. — Essais philos. et historiques etc. Leipzig, Weidmann. 8. 1 Thlr.

Steinhart, C., Kunst und Leben. Ein Gespräch, vorgetragen im literarischen Verein zu Naumburg. Naumburg, Weber. Gr. 8. 8 Ngr.

Ulrici, H., Das Grundprincip der Philosophie, kritisch und speculativ entwickelt. 2ter Theil: Speculative Grundlegung des Systems der Philosophie, oder die Lehre vom Wissen. Leipzig, Weigel. Gr. 8. 2 Thlr.

Tagesliteratur.

Bülow-Cummerow, Das Bankwesen in Preußen mit Bezug auf die Cabinetsordre vom 11. April 1846. Berlin, Veit u. Comp. Gr. 8. 21 Ngr.

Hofer, Das gute Recht der vereinigten Kirche der Pfalz. Ein Wort der Verständigung an ihre Freunde, hervorgerufen durch die offenen Briefe der Herren Dalläus und Schiller. Landau, Kaußler. Gr. 8. 6 Ngr.

Köppen, A., Ein Pastoral-Votum über Kirchenreform an die jetzt versammelte General-Synode in Berlin. Reichenbach, George. 8. 3¾ Ngr.

Prince-Smith, J., Über die englische Tarifreform und ihre materiellen, sozialen und politischen Folgen für Europa. Berlin, Springer. 8. 20 Ngr.

Schubert, W., Predigt zur dritten Säcularfeier des Todes Dr. Martin Luther's. Zerbst. Gr. 8. 2½ Ngr.

Wolterstorff, J. A. G., Die rationale Theologie. Kurz dargestellt und gegen die evangelische Kirchenzeitung sowie mit besonderer Rücksicht auf Hrn. Prediger Kämpfe vertheidigt. Wolfenbüttel, Holle. Gr. 8. 20 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 219. —— 7. August 1846.

August Lewald.

Gesammelte Schriften von August Lewald. In einer Auswahl. Ein Menschenleben. Zwölf Bände. Leipzig, Brockhaus. 1844—46. 12. 12 Thlr.

Es könnte fast scheinen, als wollte Lewald seine bisherige schriftstellerische Thätigkeit nach allen Seiten hin abschließen; denn fast in derselben Zeit, wo uns die Verlagshandlung die gesammelten Schriften zur Besprechung sandte, vernahmen wir auch die Kunde, daß Lewald das Ruder der Zeitschrift „Europa", welches er seit so vielen Jahren schon geführt hatte, in andere Hände übergeben habe. Ob der Schriftsteller damit andeuten will, daß er sein literarisches Wirken als ein abgeschlossenes, vollendetes Ganzes ansieht; daß er die Fäden, an welchen er seine schriftstellerische Thätigkeit nach allen Seiten hin auseinander lenkte, für abgelaufen hält, um sie zum vereinigenden Knoten zusammenfügen zu können; oder ob er blos mit der Vergangenheit als solcher abschließen will, um sich zu neuen Schöpfungen, auf neuen Bahnen zu versuchen: Das wollen und können wir nicht unbedingt entscheiden; jedoch bezweifeln wir das Letztere, denn Lewald ist bereits schon ein Funfziger, und außerdem ist seine ganze Natur in ihrer Entwickelung mehr durch ein ruhiges, gleichmäßiges, stilles Vorwärtsschreiten bestimmt, als daß sie durch innere bedeutende Umwälzungen von einer Stufe zur andern gewaltsam fortgedrängt werden und in neue Phasen eintreten könnte, die von dem frühern sehr verschieden oder gar im Gegensatze zueinander wären. Seine Thätigkeit ist fortwährend in denselben Geleisen geblieben, und alle seine Werke tragen so ziemlich einen und denselben Stempel: mag an dem Schriftsteller das Schlacht- und Siegsgeschrei der Freiheitskriege vorübergezogen sein, mag er die schwere Luft der Restauration und Reaction geathmet haben, oder mag die heiße Julisonne auf sein Blatt geschienen, und mögen rings die Gemüther in gewaltiger politischer Aufregung sich erhitzt haben; der weiße Polenadler fiel im Osten unter seinen Augen; im Westen schlug ein Volk sich einen neuen Königsthron auf, und ein anderes mächtigeres hieß die alten Erben der Krone diese in seine Hände niederlegen, nur durch eigene Macht und Kraft an ein anderes Geschlecht sie zu vergeben. Die Eindrücke, welche diese Ereignisse auf die Zeitgenossen hervorbrachte, ziehen der Entwickelung Lewald's nur in der Ferne vorüber; wie durch einen Gasschleier kann man zwar hier und da nach denselben aufblicken, aber immer liegen sie in tiefer Perspective, oftmals in ganz unklarem verschwommenem Hintergrunde. Seine Thätigkeit fließt so ruhig, still und ungetrübt unsern Blicken vorüber, wie ein Wiesenbach, den kein scharfer Stein zu wildem Tosen aufreizt, über dessen Spiegel ein stets heiterer, blauer Himmel schwebt; mögen auch am Horizonte hin graue, dichte Gewitterwolken emporsteigen und der flammende Blitz zischend auf die Häupter der Berge niederschießen.

So sehr auch diese Ruhe in den Werken Lewald's wohl thut, so oft sie eine Zuflucht bietet, um darin die Schmerzen der eigenen Brust und der Zeit selbst auf Augenblicke zu vergessen: ebenso sehr beleidigt sie übrigens hinwiederum auch, wenn man da, wo man Mitgefühl für allgemeine Interessen, Sympathie für politische und sociale Fragen der Zeit erwartet, Indifferentismus und Gleichgültigkeit findet. Zum Glück ist aber die sogenannte Belletristik jetzt größtentheils so fad und mager geworden, daß ihre hervorstechendsten Vertreter, zu denen wir auch Lewald zählen, durch keine Mittel mehr im Stande sein werden, das Interesse ihrer Leser zu spannen; und wahrlich! dies ist auch der erste Schritt zum Bessern, wenn man es überhaupt einen Schritt nennen will, daß das Volk sich nicht mehr mit solchen Sachen und Sächelchen seine Zeit vertändelt, und darüber vergißt und verträumt, was ihm vor Allem noth thut. Die Zeit und mit ihr das deutsche Volk ist ernster geworden, das Leben im Staate und die Entwickelung in demselben zur Freiheit nehmen nach allen Seiten hin sehr die Kräfte in Anspruch, stählen in dem fortdauernden Kampfe mit der Reaction die Gemüther: sodaß eine solche Literatur, die allen diesen Bestrebungen fremd bleibt, eine Literatur, deren ganzer Zweck blos darin besteht, den Leser auf eine leichte heitere Weise zu unterhalten, ohne den Anfoderungen der Kunst zu genügen, durchaus nicht mehr selbst einem zum Theil noch nicht gebildeten Publicum zusagen wird. Denn alle Kunst und alles Kunstbedürfniß haben nur ihre wirkliche Grundlage in dem Leben selbst: durch dasselbe erhalten sie ihre Stoffe sowie auch ihre Formen. Da nun

die Gegenwart — wir meinen den Abschnitt von 1830 an — von ganz neuen Factoren zur Bewegung angetrieben war; da in derselben nicht allein die Verhältnisse im Staatsleben als einem großen Ganzen, sondern auch die Familie selbst in ihrer Berechtigung diesem gegenüber, sowie die religiösen Zustände zur Untersuchung kamen und diese Erscheinungen fast das charakteristische Merkmal der ganzen Epoche abgaben und die Gemüther lebendig anregten und bewegten: so mußte und konnte auch jene stoffliche Erweiterung in der Literatur durch die politisch-socialen und philosophisch-doctrinairen Elemente als berechtigt erscheinen und als wahrer Ausdruck der Zeit, somit auch als wahre Kunst gelten, vorausgesetzt nur, daß der Stoff sich auch freie völlig künstlerische Form zu bilden im Stande sein wird. Die Literatur hat seitdem begonnen sich mehr an das Leben anzuschließen; sie hat statt jener scherzenden, kindischen, phantastischen, oftmals läppischen Maske der zwanziger Jahre eine ernste, männliche, tönende vorgebunden; und das Volk hat sich in seiner Mehrheit den Vertretern dieser als seiner eigenen Richtung angeschlossen und alle Jene, deren Namen zum Theil mit vielem Ruhm umgeben aus jenen Jahren auf uns überliefert wurden, verlassen, ignorirt und vergessen, und sich den Männern der neuern Richtung, der neuern Gesinnung und That zugewandt. Wie sehr und herb haben Dies die überlebenden Romantiker empfunden! aber wie viel mehr noch ward diese Misachtung und Vernachlässigung von Seiten des Publicums kund bei Journalen und Zeitschriften! die doch immer nur die Träger des zunächst gegenwärtigen Bedürfnisses sind. Hunderte entstanden, aber ebenso schnell gingen sie auch wieder zu Grabe; und nur diejenigen waren im Stande, für die Dauer sich zu erhalten, welche das wahre wirkliche Zeitinteresse erkannten und es vertraten; nur wenige als Vertreter der alten sogenannten Belletristik schleppen sich noch sterbend und keuchend in unsere Tage herüber; und „Europa" selbst, das Organ Lewald's, wie war sie todesmüd und interesselos geworden, sodaß es in der That gut ist, daß die Redaction in die kräftigern Hände des Hrn. Kühne übergeht, der gewiß das mattgewordene Nervensystem der alten Jungfrau neu zu beleben und zu erwecken verstehen wird.

Lewald besitzt eine große Gabe zu beobachten und zugleich diese Beobachtung unter dem richtigen Punkte anzustellen, sodaß die Beobachtung bei ihm zur Darstellung wird. Fast alle Schriften, die bisher von ihm erschienen sind, waren solche Beobachtungen aus der Welt, die ihn umgab, Wahrnehmungen wie die Zeit sie ihm darbot. Alle diese zerstreuten Sachen hat er nun in den obenangezeigten zwölf Bänden zusammengestellt, als Resultat eines Menschenlebens. Die Ergebnisse des Lebens nach der literarischen Seite haben aber die eigentlichen innern Erlebnisse und Kämpfe in den Hintergrund gedrängt, und nur zuweilen leuchtet hier und da aus den Schriften ein schwacher Strahl hindurch. Wir werden daher diese Schriften keineswegs in die Kategorie der Denkwürdigkeiten bringen können, denn hierzu gehört die Darstellung des innern Lebens in Verbindung mit dem äußern: die Übergänge in der Entwickelung, die Umwandlung in der Gesinnung, die Motive zur That müssen unsern Blicken sich darbieten, wenn wir Interesse an einem Leben nehmen sollen; und in diesem Sinne ist auch der Ausspruch des großen Mannes zu verstehen, auf den Lewald in der Vorrede sich bezieht: daß auch der unbedeutendste Mensch dem Publicum sich gefällig machen könnte, wollte er seine Denkwürdigkeiten herausgeben. Wir wollen zwar gern zugestehen, daß in sämmtlichen Schriften Lewald's sein „eigenes Ich überall in der vordersten Reihe" erscheint, d. h. daß man in denselben seine ihm eigene Methode, dieselbe Anschauung und Darstellung wahrnehmen kann; daß aber ein innerer Zusammenhang, eine fortschreitende Entwickelung keineswegs unsern Blicken sich darbieten will, denn die Anschauungen der Mannesjahre und der Jünglingsperiode sind ebenso wie die Darstellung fast ganz dieselben; daß die Anregung zu diesen Stoffen aber in einer frühern oder spätern Zeit empfangen ist, Das bleibt an und für sich ganz gleich, wenn damit nicht ein tieferer Blick in das geistige Leben selbst geboten wird. Man kann zwar aus der Behandlung eines Stoffs zu verschiedenen Zeiten von demselben Autor die Umwandlung und den Fortschritt seines Geistes, die Erweiterung seiner Anschauung, die größere Tiefe seines Gefühls kennen lernen, ebenso wie Dies der Fall ist, wenn auch schon etwas schwieriger, bei wirklichen aus der organischen Entwickelung des Schriftstellers hervorgegangenen Werken verschiedener Stoffs; wenn aber die Verhältnisse sich so stellen, daß zwar der Stoff, die Anregung aus einer frühern Zeit herstammt, die Bearbeitung aber in eine spätere Periode fällt, so läßt sich daraus für die Entwickelung des Lebens weiter Nichts resultiren, als daß man sagen kann: der Stoff wurde in jener Zeit empfangen, und nun hat ihn der Schriftsteller mit diesen vorliegenden Formen verarbeitet.

Wir erklären uns demnach den Titel „Ein Menschenleben", der als gesammte Überschrift für das ganze Werk gilt, nicht so, daß wir etwa darin die innern und äußern Ereignisse eines Menschen, seine Kämpfe mit seiner Leidenschaft, die Erweiterung seines geistigen Lebens, die Stellung der Welt und ihren Ereignissen gegenüber, das zeitweise Einwirken dieser auf die Bildung seines Lebens, kurz den Proceß und die Summe seiner ganzen geistigen Errungenschaft kennen lernten: sondern in dem Sinne, daß wir den größten Theil einer schriftstellerischen Thätigkeit vor Augen haben, die während eines Menschenlebens sich erzeugte; dies „Menschenleben" würde hiernach also mehr die Zeit angeben, gewissermaßen eine quantitative Bestimmung enthalten, statt auf die qualitative Eigenschaft eines menschlichen Lebens sich zu beziehen. Das ganze Werk ist nach einem chronologischen Plane geordnet. Zuerst kommen wirkliche, wahre Notizen aus den Knabenjahren, denen sich die Jünglingsjahre und das Mannesalter anschließen. Der Verf. betrachtet diese eigentlichen Mittheilungen, die beiweitem mehr Interesse

haben würden, wenn sie ausführlicher wären, blos als kurze Einleitungen, denen er dann ausführlichere Schilderungen folgen läßt, welche sich auf die verschiedenen Lebensalter theils beziehen, theils auch das darin nur oberflächlich Berührte besser zur Anschauung zu bringen suchen. Die Eindrücke, die er also in den verschiedenen Perioden empfangen hat, werden als Novellen, Skizzen, Genre, Reisebilder, ohne Rücksicht auf ihre spätere Entstehung, da eingeschoben, wohin sie gerade vermöge ihrer ernsten Anregung gehören. Alle Ereignisse der Zeit und des eigenen Lebens, die ihm imponirt hatten, machen sich zwar durch seine Darstellung Luft, aber überall sucht er die Zeit erst in gewissen einzelnen Gestalten zu fixiren, und sie gewissermaßen in einzelne Novellen zu übersetzen, um sie sich begreiflicher zu machen. Von einem eigentlichen Erfassen des Gedankens, der diese Zeit bewegt, ist keine Rede: Lewald geht zu sehr dem Malerischen nach, das heißt, er sucht von den Ereignissen blos Das in sich aufzunehmen, was er sich assimiliren, was er wieder selbst in Kunstform ausströmen lassen kann; alles Andere scheidet er gleich als Fremdartiges aus, läßt es unbeachtet liegen. Daher kommt zwar ein gefälliges, behagliches Element in sein Wesen, oder um mich richtiger auszudrücken, sein eigenes Wesen schaut die Dinge nur ihrem gefälligen und behaglichen Elemente nach an; aber ein Dichterherz reift nur durch ein ganzes Versenken in den gebotenen Gegenstand, nur durch eine lebendige Aufnahme und ein frisches Fühlen der Gegensätze, der Stürme, die das Leben treiben und bewegen. Jene behagliche Ruhe, die aus weiter Ferne auf ihre Gegenstände herabblickt, die sich dieselben zurecht rückt, bis sie in ein günstiges Licht kommen, wählt, ausscheidet und dann erst fixirt, wird nie von sich rühmen können, daß sie die Fülle des Lebens und der Poesie erfassen könne.

(Der Beschluß folgt.)

Bibliographie der Freimaurerei und der mit ihr in Verbindung gesetzten geheimen Gesellschaften. Systematisch zusammengestellt von Georg Kloß. Frankfurt a. M., Sauerländer. 1844. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Von freimaurerischen Werken haben öffentliche Blätter bisher nur selten Notiz genommen. Der Freimaurer wie der Nichtmaurer hielten sich im Allgemeinen zu einer solchen Kundgebung nicht berufen: der Erstere, weil er leicht in den Fall kommen konnte, Pflichten zu verletzen; der Andere, weil der Gegenstand ihm mehr oder weniger fremd bleibt. Das vorliegende Werk ist nicht als ausschließliches Eigenthum des Freimaurerbundes zu betrachten, und gewiß auch eben deshalb nicht als ein solches auf dem Titel bezeichnet. Es ist ein so wichtiger Beitrag zur Kenntniß der Literatur, daß es keinem Freunde derselben, keinem Bibliothekar, keinem Historiker fremd bleiben darf, und mit Recht sagt der Verf. im Vorwort: daß es sowol den Zeitgenossen als auch den spätern Geschlechtern nicht gleichgültig sein könne, die Materialien kennen zu lernen, welche seit 120 Jahren aus den Bauhütten hervorgegangen sind. Der Freimaurerbund sowie seine Leistungen sind der Culturgeschichte der Menschheit überwiesen, die ihr früher oder später in leidenschaftloser Würdigung den Standpunkt und den Einfluß zuerkennen wird, welchen er in der Bildungsgeschichte unserer Zeit schon eingenommen hat. Er hat längst in Deutschland das erste Jahrhundert seines Bestehens zurückgelegt, und sowol in seinem Mutterlande jenseit des Kanals, als in Deutschland, Frankreich, Holland u. s. w., sind seit 1723 Druckschriften erschienen, welche über sein Thun und Lassen Bericht erstatten. Hierin, und da das Buch, so viel Ref. bekannt, bis jetzt eine öffentliche Anzeige nicht erfahren hat, liegen Gründe genug, den Tresor des Verf. in diesen Blättern, soweit solches von allgemeinem Interesse sein kann, zu eröffnen.

Die Gesammtzahl der in vorliegender Bibliographie nachgewiesenen Druckschriften zeigt zwischen 5000 und 6000 Nummern, größtentheils im Besitze des Verf., welcher zunächst für historische Zwecke eine lange Reihe von Jahren eifrig sammelte, und deshalb Verbindungen nach allen Seiten hin anknüpfte. Die Freimaurerei an sich macht wol wenig Ansprüche auf die Hülfe der Presse; ältere Vorschriften untersagen sogar geradezu alles Schreiben, Drucken u. s. w. Doch stellte sich schon sehr früh das Bedürfniß der Schrift heraus, welches denn auch zum Theil in jener menschlichen Neigung wurzelte: ruhigen, stillen Leuten doch einmal in die Fenster zu schauen. Sodann aber bedarf die Freimaurerei im Allgemeinen dann und wann eines klaren Überblicks von ihrem Verhältnisse zu Demjenigen, was man den Geist der Zeit zu nennen pflegt, um den Standpunkt gehörig zu bestimmen oder eigentlich nur nicht aus dem Auge zu verlieren, welchen sie dabei stets festzuhalten hat, und hieran knüpft sich denn auch ihre Geschichte. Dieser aber ist damit ein großes Feld angewiesen. Die mit der Freimaurerei in Verbindung gesetzten geheimen Gesellschaften, deren Zudringlichkeit sie sich in einem Grade mußte gefallen lassen, daß noch heute bei nicht Wenigen sich ein unhaltbares Urtheil über die Freimaurerei festgesetzt hat, überschwemmten dieselbe mit größern und kleinern Druckwerken, namentlich während der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, mehrentheils so eigener Art, daß man nicht selten versucht wird, an eine eigenthümliche Geistesepidemie zu glauben, welche vielleicht berufen war, dem gleichzeitig aus allen Fächern der Wissenschaft und Kunst hellaufleuchtenden Lichte als Folie zu dienen. Es müssen daher nunmehr Werke in den Kreis der maurerischen Literatur gezogen werden, welche ihr in der aufgedrungenen Beziehung fern liegen, übrigens aber ein gutes Mittel abgegeben haben, den Gesichtspunkt zu erweitern und es klar vor Augen zu stellen: daß einem Bunde, dem in sittlicher Beziehung mehr als irgend einer Verbindung der Erdball angehört, nichts fremd bleiben dürfe. Hier also hat er kaum irgendwo eine Grenze, und jene, welche ihn von geheimen Ordensverbindungen aller Art trennt, ist bei der systematischen Einrichtung des vorliegenden Werks dem Unbefangenen leicht erkennbar.

Betrachten wir nun diese systematische Einrichtung. Eine solche bietet kaum bei einem andern Literaturzweige mehr Schwierigkeiten. Theils berühren nicht wenige Werke so verschiedenartige Gegenstände, daß der Bibliograph um den angemessensten Platz für dieselben in Verlegenheit gerathen muß; theils aber sind der Vorarbeiten nur sehr wenige und meistens für ein Gesammtwerk unzulässig. Das „Freiberger freimaurerische Taschenbuch" auf die Jahre 1816 und 1817 ist das Einzige, welches in einer „Nachricht, die allgemeine Bibliothek der freimaurerischen Literatur betreffend", einen sehr umfassenden Plan des im J. 1843 verstorbenen Nestors der Freimaurer, Friedrich Moßdorf, darlegt. Moßdorf beabsichtigte einen raisonnirenden Katalog, also auch mit eigener Kritik versehen. Hierin wird wol hauptsächlich der Grund des Nichterscheinens dieses Werkes zu suchen sein, und die seit 1777 von dem unermüdeten Sammler zusammengetragenen Materialien sind unbenutzt geblieben. Ob sie gegenwärtig noch vorhanden sind, ist dem Ref. zur Zeit nicht bekannt. Zum Theil mögen sie bei Lenning's „Encyklopädie der Freimaurerei" (3 Bde., Leipzig 1822—28), einem Werke, dem eine neue Auflage

sehr wünschenswerth ist, mit verwendet sein. Im Vorworte der vorliegenden Bibliographie wird S. vi gesagt: die von Moßdorf beabsichtigt gewesene Eintheilung könne dermalen noch nicht vollständig zur Ausführung gebracht werden. Dies ist allerdings insofern richtig, als uns ein großer Theil der außerdeutschen Literatur noch fremd ist; als selbst der Benutzung von Bibliotheken bei einzelnen Logen und Brüdern in Deutschland Hindernisse entgegenstehen, und von den wenigsten derselben Kataloge ausgegeben worden sind, sodaß also noch manche Impressa, z. B. in den Bibliotheken zu Leipzig, Dresden, Hanover, selbst dem aufmerksamsten Eifer bis jetzt entgangen sein mögen. Gleichwol darf es nicht zurückgehalten werden, daß Moßdorf's Schema im Allgemeinen einen großen, der Übersicht förderlichen Raum gewährt, und wenigstens in einzelnen Subdivisionen wol benutzt werden konnte. Nehmen wir jedoch das System, in welchem, was bei dem Moßdorf'schen weniger der Fall ist, der historische Gesichtspunkt vorwaltet, wie es gegeben ist. Wir finden 43 Haupt-, ebenso viele Unterabtheilungen und zwei Nachlesen. In diesem Netz ist die französische Literatur, deren Reichthum wir hier zum ersten Male kennen lernen, größtentheils von der übrigen getrennt. Ref. ist der Ansicht, daß in dieser Beziehung zwei Wege vorlagen: entweder konnte die ganze Literatur überhaupt nach den verschiedenen Ländern geordnet werden, wie solches auch rücksichtlich der reinhistorischen Schriften unter XII, 6—11, geschehen ist; oder aber ein einzelnes Land durfte keine theilweise Absonderung erfahren. Der erste Weg scheint der angemessenste: denn wenngleich die Freimaurerei überall dieselbe ist, so bleibt doch die Charakterverschiedenheit der Völker auf sie ebenso wenig ohne Einfluß, wie z. B. auf irgend ein Glaubenssystem. Der spanische Katholik ist ein anderer als der französische, und sicher auch der Freimaurer. Vorzüglich aber würde eine solche Gruppirung die Übersicht der Literatur eines Landes wesentlich erleichtert haben. Auch wären noch mehre Abtheilungen wünschenswerth, sodaß z. B. die unter den Abtheilungen V, VIII, 2 u. s. w. zerstreuten Schriften über manche Nachahmungen und Abnormitäten der Freimaurerei, unter Andern über den Rosenorden, die Centralisten, Harmonisten, Abeliten, Ritter des bessern Zeitalters, Amicitier und Andere, sogleich vor Augen lägen. Unter der Abtheilung XII fehlen sodann auch die, freilich dem Deutschen zur Zeit nicht eben leicht zugänglichen Werke über Geschichte der Freimaurerei in Dänemark, Schweden und Norwegen.

Die Abtheilung V: „Schriften für, über und wider die Freimaurerei", ist die stärkste und gewiß eine der interessantesten, da überhaupt bei einer einmal angeregten Frage Jeder gern seine Stimme abgibt, und das Für und Wider auch Nichtmaurern zu allen Zeiten Gelegenheit geboten hat, und wol ferner bieten wird, ihre Federn in Bewegung zu setzen. Die Abtheilung VI: „Freimaurer-Reden und -Arbeiten", veranlaßt Ref. zu der Bemerkung, daß der Vorsteher der Bibliothek des Archivs einer einzelnen Loge den bei vorliegender Bibliographie zu Grunde liegenden größern historischen Maßstab meistens nicht als Norm betrachten darf. Die hierher gehörigen Druckschriften knüpfen sich zum großen Theil an bestimmte Logen, weshalb, um eine historische Übersicht jeder einzelnen Loge zu gewinnen, der Bibliothekar dergleichen Druckschriften nach den einzelnen Logen ordnen wird, anstatt nach allgemeinen historischen Zeitabschnitten. Zu Abtheilung XII, 2 bemerkt Ref., daß die Literatur über Steinmetzen aus Hormayr's „Taschenbuch für die vaterländische Geschichte" (1844, S. 424 fg.) noch einige Bereicherung erfahren wird.

Manche in den Kreis der maurerischen Literatur gehörige Schriften hat Ref. nicht verzeichnet gefunden. Da es jedoch bei vorliegender Anzeige nur darauf ankommen kann, auf ein Werk aufmerksam zu machen, welches als das erste dieser Art in Europa und sicher noch weiterhin angesprochen werden muß, und dabei nur Einiges von allgemeinerm Interesse anzudeuten: so zieht Ref. es vor, dergleichen Schriften dem Verf. für eine hoffentlich bald zu erwartende neue Ausgabe seines Werkes unmittelbar anzuzeigen, und spricht zugleich den Wunsch aus, daß dem Verf. von allen Seiten her die freundlichste Unterstützung zu Hülfe kommen möge. Denn wenn auch dem Verf., welcher dem vorliegenden Werke 15 Jahre lang den fleißigsten Eifer widmete, in Kenntniß der maurerischen Literatur Wenige gleichkommen mögen: so liegt es doch in der Natur der Sache, daß überhaupt dem Einzelnen Manches fremd bleibt, und namentlich ist Dies bei der maurerischen Literatur so leicht möglich, da sie überhaupt eines eigentlichen Mittelpunktes entbehrt, die Auflage eines Werkes meistens nur in einer geringen Anzahl von Exemplaren erscheint, und manche Druckschrift von historischem oder intellectuellem Werke oft nur in einem beschränkten Kreise sich verliert. Auch der nichtmaurerische Literaturfreund, Historiker, Bibliothekar muß sich dem Verf. zu besonderm Danke verpflichtet erachten, daß ihm nunmehr ein Leitfaden geboten ist, welcher ihn gegen so manche unrichtige Vorstellungen sichert. Der Historiker namentlich, wenn er es seiner Aufgabe angemessen findet, geheime Verbindungen in den Kreis seiner Darstellung zu ziehen, kommt gar leicht in den Fall, der Freimaurerei, welche bekanntlich keine geheime Verbindung ist, Erscheinungen zu vindiciren, die ihr durchaus fern liegen, und damit den Verdacht auf sich zu laden, daß er von Dingen rede die er nicht kenne. Sie kennen zu lernen, bietet die vorliegende Bibliographie reiches Material. Möge es der Freimaurerei zugute kommen im Urtheile des Nichtmaurers über eine Institution, die der Angriffe von innen und außen so viele erfahren mußte, daß ihr Fortbestand gegenwärtig wol für ihre innere Tüchtigkeit zeugen darf. 100.

Literarische Notiz aus Frankreich.

Von dem sehr beachtenswerthen Werke „Cours d'études historiques", von P. C. F. Daunou, sind neuerdings Band 11 und 12 erschienen. Band 11 enthält eine Analyse von Xenophon's verschiedenen Werken, Band 12 die beiden Geschichtschreiber Polybius und Diodorus von Sicilien. Damit schließt die Reihe der großen Schriftsteller, welche die alten Annalen besonders von Griechenland verfaßt haben. Band 13 und die folgenden werden uns in die römische Geschichte einführen, wozu Dionysius von Halikarnaß und Titus Livius zu Grunde gelegt sind. Man wird in der Beurtheilung des Diodorus von Sicilien eine beredte Schilderung von Alexander dem Macedonier finden. Herr Daunou folgt der Ansicht Seneca's über diesen gewaltigen Eroberer und bekämpft mit großer Energie die Lobsprüche, welche Montesquieu, Voltaire, der Schottländer Gillies und andere Neuere ihm gespendet haben. Nachdem er im Fluge an die vornehmsten Thaten, welche die Laufbahn von Philipp's Sohn auszeichneten, erinnert hat, ruft er aus: „So mag dieser Alexander durch die Unzahl seiner nutzlosen Eroberungen berücksichtigt bleiben! mag er gelobt werden für einige mit vielem Gepränge gewährte Wohlthaten, mitten unter dem Unglück Einzelner und dem Elend des menschlichen Geschlechts! — was uns betrifft, die Nichts für rühmlich erkennen als die Tugend, nichts für heldenmüthig als das Gute, welches man den Völkern thut —, wir sagen: daß der Mann, welcher seine besten Freunde tödtete, blühende Städte verbrannte, keine Idee von einer heilsamen Einrichtung faßte, über die Publicität der Schriften seines Lehrers Aristoteles zürnte, nur durch die Schrecken der Waffen, nur durch die Lügen der Priester und die Unwissenheit des Volkes regieren konnte und der verheerten Welt nichts Anderes hinterließ als die blutige Zwietracht seiner Nachfolger: daß er den Namen «der Große» blos durch die ungeheuern Übelthaten, welche er unter seiner kurzen Regierung verübt, hat verdienen können." 31.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 220. — 8. August 1846.

August Lewald.

(Beschluß aus Nr. 219.)

Wie Lewald nun bei Auffassung und Darstellung in Novellen- oder Genreform stets die leichte, die bequeme Seite in seiner Weise sich herauszubilden versteht: so ist er ebenso in Beurtheilung von Personen und Zuständen stets mild, vermittelnd, entschuldigend, so lange noch eine dieser Seite sich herauskehren läßt. Daß natürlich hierdurch, namentlich wenn es zur Methode oder, wenn man will, zum Stile wird, oftmals eine gewisse Oberflächlichkeit dem Urtheil sich beimischt; daß die Schilderung die Charaktere nur wie mit Streiflichtern überzieht und solche nie ihrem ganzen Umfange nach wiederblicken und nie in lebendigen Formen vor unsern Augen heraustreten läßt, ist ebenso gewiß wahr, als es dem Schriftsteller viele Freunde gemacht hat, sowol Gleichgesinnte, welche die Art und Weise seines Urtheils billigten, als auch gerade Diejenigen, welche er zum Gegenstande seines Urtheils gemacht hatte. Es ist richtig, eine Kritik, die feindselig, schonungslos auf lebende Personen und gegenwärtige Zustände sich stürzt, wird nie, auch wenn sie ihren Hauptbestandtheilen nach berechtigt und wahr ist, eine große Wirkung hervorbringen, sondern höchstens nur Verbissenheit, Rache erzeugen oder auch die letzten guten Keime vollends ersticken. Aber daraus folgt nun keineswegs, daß jede Kritik eine anerkennende sein müsse: die Kritik muß ihren Gegenstand seiner Totalität nach erfassen, seinem Organismus nach begreifen lernen; Härten im Urtheil, die bei einer oberflächlichen Betrachtung zu häufig vorkommen, fallen dadurch weg, weil der Kritiker immer zu untersuchen hat: ob die einzelnen Seiten der Gesammtidee wesentlich und nothwendig angehören und sich so herausbilden mußten? ist Dies einmal richtig erfaßt, so fällt alle Bitterkeit und Schärfe weg, und der Gegenstand erscheint in seinem wahren Lichte. Was bei Lewald die oftmals einseitige, wenngleich liebenswürdige Milde in fast allen seinen Urtheilen hervorgebracht hat, findet seinen Grund, außer der ihm von Natur eigenen Gutmüthigkeit, in seinen vielen Reisen und Erfahrungen: das Reiseleben schleift das Eckige und Kantige der einzelnen Erscheinung ab, verwischt die grellen Punkte und mildert das Urtheil durch die gebotene Vergleichung vieler Gegenstände miteinander und beruhigt sich damit, daß hier und dort noch größere Mängel vorhanden, daß man anderwärts schon schlechtere Zustände angetroffen habe. Lewald hat die Manieren eines feinen Weltmannes, der selten und nur vorsichtig und milde tadelt: wer möchte ihm daraus einen Vorwurf machen? zumal wenn man bedenkt, daß gerade die eigentliche Kritik seine schwächste Seite zu sein scheint. Aber Das können wir ihm zum Vorwurfe machen, daß oftmals diese Manieren etwas an schauspielerische Ziererei grenzt, die persönlich betrachtet, liebenswürdig erscheint, aber gedruckt stets einen widerlichen Eindruck hervorbringt.

Wenn Lewald sich z. B. einen „Aristokraten des guten Geschmacks" nennt, so mag Das als Scherz genommen wol hingehen; aber eine Aristokratie in der Literatur kennen wir ebenso wenig, als unser heutiges Staatsleben damit noch Etwas zu thun haben will. Einen Aristokraten der Gesinnung und des Charakters könnten wir noch eher hinnehmen, d. h. einen Mann, der stolz darauf ist, eine feste Überzeugung zu haben, die das Wohl seiner Nation bezweckt, und dieselbe mit aller Energie des Willens und aller Festigkeit des Entschlusses durchzuführen sucht: Das wäre doch wahrlich ein guter Geschmack! Oder sollten wir den Aristokraten des guten Geschmacks vielleicht gar falsch verstanden haben? Bezöge sich dieser gute Geschmack etwa auf solche Sachen, wie sie in der „Italienischen Reise" sogar häufig vorkommen, sogar sehr in den Vordergrund treten, auf gute Gasthäuser, delicate Speisen und feine Weine?! Nun! wenn Dies wäre, so ginge die Sache uns weiter Nichts an, da die Literatur mit den ausgebildeten Gaumen Nichts zu thun hat.

Der Stil Lewald's ist einfach und gefällig, die Sätze fließen ruhig und ohne Sprünge über die Lippen; er malt immer und schildert, wo Andere vielleicht ein Raisonnement angewandt hätten; er beobachtet, rückt die Gegenstände selbst in den Vordergrund, ohne daß er seine Schilderung durch subjective Gefühle und Empfindungen beeinträchtigte: so eine Lewald'sche Novelle läßt sich prächtig vorlesen, und gern wollen wir ihm das Verdienst zuerkennen, daß er den eigentlichen Conversationston meisterhaft zu handhaben versteht. Seine der Erzählung eingeflochtenen Dialoge sind nicht weitschweifig und breit, sondern dem Gange der Entwickelung angemessen, abgerundet, so recht aus Einem Gusse, lebendig und charak-

teristisch, ohne gerade großartig zu sein. Er sagt von sich selbst, und damit erkennt er auch seine Hauptstärke an, daß er sich nicht zur großen Kunst des Fresco versteigen könne, daß er statt dessen die verwandte, doch ungleich kleinere Art, die aber ebenso frisch und schnell fertig ist, anspruchsloser erscheint und Tagesereignisse, Naturbilder klar und wahr wiedergibt, für sich erwählt habe. Mit Vorliebe behandele er deshalb „die lebendige, helle, treue Aquarelle", die ebenso in der Literatur wie in der Malerei ihre Freunde zähle.

Das der neuesten Literatur vorzugsweise zukommende Reisebild, jene eigenthümliche Mischung zwischen erzählender und beschreibender Dichtung mit einem Schmuckwerk von raisonnirenden und sentimentalen Ergüssen, hat Lewald mit Glück bebaut. Er ist zum Unterschiede von Heine, der mit sentimentalen, ironischen Strichen sein Bild überzieht, mehr der artistische Tourist und der praktische Publicist. Die Kunst nach allen ihren Zweigen, in allen ihren Erscheinungen, ist sein Vorwurf bei solchen Schilderungen; die Darstellung der Sitten und Gewohnheiten des Volkes, in seinem Privat- wie öffentlichen Leben, gelingen ihm nicht minder. Nur denke man bei Letzterm nicht daran, daß Lewald etwa wie Gans und Beurmann das „Reisebild" zu dem größern Rahmen der politischen Rundschau ausgedehnt habe: nein, er stellt seine Genrestücke einzeln für sich hin, ohne weiter den allgemeinen Boden zu betrachten, auf dem sie zur Erscheinung kamen; das eigentliche politische Leben, das Leben im Staate läßt er neben sich liegen; blos wo das einzelne Genrestück oft so dicht mit dem allgemeinen zusammenhängt, daß er es nicht wiedergeben könnte, wenn er es von seinem Hintergrunde loslösen wollte, sucht er auch nach jener Seite hin seine Anknüpfungspunkte. Freilich sind dies immer nur einige leichte, lose Striche, da das politische Leben für Lewald wenig Anziehung zu enthalten scheint.

Es mag wahr sein, daß die Erzählungen, Novellen u. s. w., welche in diesen Bänden zusammengestellt sind, zwar an Frische verloren, zumal gerade sie für Männer der Literatur den Reiz der Neuheit nicht mehr haben; aber dennoch könnte man nicht sagen, daß sie den Leser interesselos ließen, und gewiß werden sie für manchen Leser noch viele heitere Stunden bereiten, wenn er von ihnen gerade nicht erwartet, in den Novellen besondere psychologische Tiefe und in den Skizzen eine gewisse Gründlichkeit zu finden. Sie sind, wie Lewald selbst bekennt — und das ist ein großer Vorzug bei ihm, daß er selbst einen klaren, vorurtheilslosen Blick über sein eigenes Talent hat —, wenn sie weiter auch keine tiefere Bedeutung in Anspruch nehmen wollen, treue Wahrnehmungen aus der Zeit, die der Verf. selbst durchlebte; sie sind — wir führen hier Lewald's eigene Worte an, die aber nur in dem bereits oben angedeuteten Sinne ausgelegt werden können — Ergüsse eines Herzens, das für die Freuden und Schmerzen seiner Zeit, für ihre höhern Regungen wie für ihre bittern Täuschungen im warmen Mitgefühl schlug, das sich dem Edeln und Schönen stets hoffend anschloß und sich selbst treu blieb trotz aller äußern Stürme und Anfechtungen. Lobend wollen wir hier noch in Bezug auf die Reisebilder eine negative Seite erwähnen, d. h. eine Seite, von der bei Lewald in den Productionen dieser Art Nichts zu finden ist. Es war durch das eigenthümliche Genre der Reisebilder bei vielen selbst hervorstechenden Autoren Gebrauch geworden, daß sie einestheils ein Salongeschwätz, ein seichtes Raisonniren über Fragen der Zeit, für Literatur uns aufdringen wollten, anderntheils aber auch eine Ekel erregende Coquetterie mit ihrer eigenen Person trieben, die stets als Brennpunkt der einzelnen Strahlen erscheinen mußte und oft dadurch das Licht dem darzustellenden Gegenstande selbst entzog; und was das Schlimmste war, daß ein wahrer Unrath gehässiger Persönlichkeiten und Klatschereien in die Literatur hereingezogen wurde, die auch denjenigen Lesern, welche sonst mit Wohlwollen der neuern Richtung folgten, die Sache verleidete. Davon hat sich Lewald frei gehalten, und sein Urtheil über literarische Persönlichkeiten ist stets von einem ungeheuern Wohlwollen geleitet; aber es läßt sich auch nicht verkennen, daß er gar oft die Äußerlichkeiten hierbei als Hauptsache in den Vordergrund drängt und das eigentliche Wesen hintansetzt. Mit einer Reihe von Erlebnissen, mit einzelnen Aperçus und Anekdoten über die Personen ist der Charakter noch nicht erkannt; allein Lewald weiß recht wohl, daß dies sein Weg ist, und oft schlägt er denselben wie bei der Schilderung von Heine geflissentlich ein, oder er bedient sich dieser Methode, da er einmal weiß, daß diese ihm am meisten mundgerecht ist. Zum Belege wollen wir eine Stelle aus dem fünften Bande hier anführen, wo Lewald Heine und Börne nebeneinanderstellt, die zugleich über das äußere Leben beider Männer einige interessante Notizen darbietet, aber zugleich auch als Beweis dient, wie Lewald den allerdings im Leben und Wirken zwischen Heine und Börne bestehenden Gegensatz, also den innern polarischen Unterschied, auf äußere Weise zu erklären und Beide zu schildern sucht:

Heine, der Poet durch und durch, und Börne, der Nichts vom Dichter in sich verspürte; Heine, der sinnliche, lebensfrohe, der sich allen Genüssen willig hingibt, welche die Welthauptstadt so willfährig ihm bietet; Börne, der ängstlich zugeknöpft an den Häusern hinschleicht und oft wochenlang seine Wohnung nicht verläßt und nur wenig unter Leute geht; Heine, der außer seiner Migräne, die selbst noch in Zweifel gezogen werden kann, frisch und gesund ist, gut ißt und trinkt und halbe Nächte in Soiréen zubringt; Börne, der einsam ist mitten in Paris und höchstens den Thee der Madame Valentin belebt; Heine, der still und traurig wohnt, im Hofe, in den obern Regionen, wie ein deutscher Junggeselle; Börne, der sich gern mit Behaglichkeit umgibt und darin weniger deutsch ist. Und nun erst, welche Thätigkeit erfüllt Börne, welche Heine! Börne ging im J. 1832 auf den Mont-Martre, um zu deutschen Schmieden und Schuhmachern zu sprechen, und hielt Reden in der Passage du Saumon; während Heine im Stillen darüber lächelte und sich überall entfernt hielt, wo es Lärm geben konnte. Börne ist mehr der Mann der That als Heine. Heine schlendert tagelang in dolce far niente umher und sinnt auf schöne Lieder.

Es kann unser Zweck nicht sein, die verschiedenen einzelnen Novellen, Dramen und Skizzen genauer zu be-

leuchten oder gar zu kritisiren, da zum Theil dieselben schon früher besprochen worden sind und es hier uns blos darauf ankommt, nach einem charakteristischen die ganze Thätigkeit Lewald's umfassenden Bilde hinzustreben, worin die Einzelheiten in der Masse verschwinden müssen. Blos auf die „Aufzeichnungen aus München", die den elften Band füllen, wollen wir noch einige Blicke werfen. Auch in diesem Bande beweist Lewald seinen richtigen Blick für Beobachtung, sofern sich dieselbe nur auf oberflächliche, äußere Erscheinungen bezieht; diese Seiten faßt er trefflich auf und gibt sie in gefälligen, gerundeten Formen wieder. Nur fiel es uns bei diesen ganzen Schilderungen störend auf, daß Lewald fortwährend Parallelen mit andern Städten, aber vorzugsweise mit Paris anstellt; dadurch wird nothwendig ein unrichtiger Masstab angelegt; die vergrößerten Verhältnisse der Metropole Frankreichs, dieses Herdes der Revolution, auf die erst wachsende, unter Ludwig sich gestaltende Stadt an der Isar, München, übergetragen, lassen diese in zu geringem Lichte erscheinen; sie zeigt überall, gegen den pariser Maßstab gehalten, daß sie zu kurz kommt. Um ein Bild von München zu entwerfen, hatte Lewald durchaus nicht nöthig, Parallelen zu ziehen, sondern nur seine Beobachtungen ohne Seitenblicke und Rückblicke aufzuzeichnen: dadurch wäre das Bild sprechender geworden, und manches Urtheil, das zum Theil damals auch wahr sein mochte, jetzt aber schon nicht mehr gilt, wäre dadurch weniger hart und scharf geworden. Wir wollen gern zugestehen, daß mitunter ein Vergleich mit zur Erkenntniß und Darstellung beiträgt, nur muß man den der eigentlichen Betrachtung fremden Gegenstand auf Kosten dieser nicht zu weit erheben oder vielmehr ihn gar nicht erheben, sondern ruhig die entsprechenden Verhältnisse nebeneinander stellen. Solche Verschiedenheiten aber, wie München und Paris, können nur nach eigenem Maßstabe gemessen werden. Werden etwa dadurch, daß man bei jedem Schritte die Verhältnisse Münchens mit denen von Paris vergleicht, jene selbst klarer? Wir glauben im Gegentheil, sie kommen nur in ein schiefes Licht, werden in einen Brennpunkt gerückt, dessen Radien viel zu groß für München sind. Auch hat seitdem, namentlich was die äußere Physiognomie der Stadt betrifft, sich so Vieles in München geändert, es sind so viele neue Gebäude und Anlagen entstanden, daß man in dieser Beziehung gegenwärtig sich nur sehr vorsichtig auf das Lewald'sche „Panorama" beziehen darf. Zwölf Jahre für eine Stadt wie München unter dem Schirme eines so unternehmenden Königs! Wie haben sich die Verhältnisse geändert? Gebäude sind aus der Erde gewachsen mit einem wahren Säulenwalde; alte Straßen sind verschwunden, Nischen ausgefüllt und Denkmale gesetzt. Der Vorwurf, den Lewald der Ludwigsstraße macht, daß sie nur kleine unansehnliche Häuser zähle, die mit denen am Boulevard nicht zu vergleichen seien, dürfte wol jetzt entkräftet sein, wenn Lewald die ungeheuern gestreckten Façaden des Ministeriums, der Bibliothek, der Universität und zahlreiche andere Neubauten gesehen hätte, die fast eine halbe Stunde lang zu beiden Seiten die Ludwigsstraße bilden. Im Übrigen enthält dieses „Panorama von München", das in seinem frühern Erscheinen bereits zwei Auflagen erlebt hat, so vieles Gelungene, so manches prächtige Genrebild, daß wir nicht umhin konnten, beim Schlusse dieses Artikels auf dasselbe aufmerksam zu machen.

J. Gegenbaur.

Neue Deutung der „Divina commedia".

Man weiß, wie die Italiener sich mit der Allegorie des großen Gedichts herumquälen, wie sie Deutung nach Deutung ersinnen und nicht selten auf die seltsamsten Annahmen verfallen, denen man zwar oft nicht abstreiten kann, daß sie sinnreich sind, bei denen man indeß noch öfter bedauern muß, daß ihre Verfasser Geist und Gelehrsamkeit nicht auf Besseres und Nützlicheres verwandt haben. Nicht der allgemeinen Allegorie des Gedichts blos ist es so ergangen: über einzelne Personen, einzelne Verse sind Abhandlungen, ja Bücher geschrieben worden. Ich brauche nur an den Veltro zu erinnern, und an die Arbeiten Troya's, Pepe's, Tommaseo's und Anderer, welche sämmtlich nicht geringen Werth haben, wenngleich sie zu keinem Resultate führen und eigentlich nicht dazu führen können. Einer der seltsamsten Versuche, die „Divina commedia" auf neue Weise zu erklären, ist vor nicht langer Zeit in der zu Fossombrone im Urbinatischen erscheinenden Zeitschrift „Antologia" gemacht worden. Der Verf. geht davon aus, daß der Titel des Gedichts in den der „Monarchia di Dio" umgeändert werden müsse; der Veltro ist der Herrscher, welcher zwischen dem Vließ des Widders und der Haut des Stieres (tra feltro e feltro; Div. com., Inf., I, 105) steht, d. h. der den Reichthum seines Landes auf Ackerbau und Viehzucht gründet. Er wird dann in Jesus Christus umgewandelt, welcher sich von der Kraft des Vaters, der Weisheit des Sohnes, der Liebe des Heiligen Geistes nährt. Der Hügel, welchen der Dichter ersteigen will (Div. com., Inf., I, 13), ist der Calvarienberg. So geht es fort mit diesen Erklärungen, in denen zum Theil ältere wieder auftauchen. Der Kern der Deutung aber ist die Erläuterung der geschichtlich-bürgerlichen Allegorie, welche in den Gesängen verborgen liegen soll, und hier finden wir allerdings ein völlig neues Gebäude aufgeführt. Dieser verborgene Gegenstand des Gedichts ist nämlich das Priorat oder die Würde eines der Prioren (Vorsteher) der Zünfte, welche Dante bekanntlich im J. 1300 übertragen ward, in demselben Jahre, in welchem das Jubiläum durch Bonifaz VIII. gestiftet wurde und der Dichter als Botschafter nach Rom ging. Es ist diese Würde, von der er sagt, daß alle seine Misgeschicke und Leiden in ihr den Ursprung gehabt haben. Die neue Deutung sagt nun: die Reise des Dichters beschränke sich auf seine Vaterstadt Florenz und deren nächste Umgebung, beginne mit Santa-Croce und ende mit Santa-Maria del Fiore (Dom); auf dem Wege dahin durchschreite der Dichter den Stadttheil (Sesto — Florenz war damals in Sechstel getheilt) von S.-Piero maggiore und trete in S.-Piero Scheraggio ein, die einst neben dem Palast der Prioren gelegene Basilika, um dort das Banner der Priorenwürde zu empfangen. Man wird fragen: wie der Commentator es anfange, um Dante's Wanderungen in diesen engen Cadre einzufügen? Er macht es so: Um von Santa-Croce nach dem Dom zu gehen, verläßt der Dichter die Stadt und spaziert nach dem Casentino, dem in der „Divina commedia" oftgenannten Thale, dessen Grenze, beiläufig gesagt, an 30 Meilen von Florenz entfernt ist. Dort verirrt er sich Nachts im Walde, kehrt am folgenden Morgen nach der Stadt zurück, und bleibt am Thore in der Nähe von S.-Ambrogio (Porta La Croce) stehen, um die Fuhrt durch den Arno anzuschauen, die in der Nähe der Rubaconte-Brücke (Santa-Maria delle grazie) war. Bei Santa-Croce findet er den Hügel, auf dem er ausruht, und will dann über den Platz („la piazza diserta", Inf., I, 29) die Wanderung fortsetzen, wird aber

durch drei seiner Mitbürger, Geri Spini, Rosso della Tosa, Corso Donati (Panther, Löwe und Wölfin — vergl. Inf., I, 32, 45, 49) gewaltsam aufgehalten. Da kommt ihm Virgil zu Hülfe, der hier gleichsam die Stelle Brunetto Latini's, seines Lehrers, vertritt, setzt ihn von Corso's Bosheit in Kenntniß und von den Schlimmen, die sich ihm angeschlossen („gli animali a cui s'ammoglia", Inf., I, 100), und deren Zahl noch größer werden wird, bis ein Catalane (catalar inter lanam — „il veltro — — tra feltro e feltro") ihm ein Ende zu machen kommt. Virgil erbietet sich sodann, ihn auf anderm Wege nach der Stadt zu leiten: sie verlassen dieselbe bei Santa-Croce, treten wieder ein durch Porta S.-Piero und begeben sich nach der Piazza dei Signori (vor dem Palast der Prioren). Da wird Dante zum Prior gewählt („ratto dall' Aquila al sommo Consistoro") und von Virgil nach dem Hochaltar von S.-Piero Scheraggio (Spitze des Purgatoriums) geführt, dort das Prioratsbanner zu erhalten. Von dort leitet ihn dann Beatrice zur friedlichen Oriflamme der Jungfrau in Santa-Maria del Fiore, nämlich zum Paradiese.

Dies ist der allgemeine Sinn der mystischen Reise; einige Einzelheiten mögen hier noch folgen. Die „Sciaurati che mai non fur vivi" (Inf., III, 64) sind das arme Volk am St.-Petersthore, auf dessen Architrav die berühmte Inschrift des dritten Gesanges stand. Der diesem Thore nahegelegene Palast der Grafen Guidi erinnert den Dichter an die Ghibellinen von Arezzo, deren Niederlage zu Campaldino er einst selbst mit beiwohnte. Diese sind die feigen Seelen, welche „diverse lingue e orribili favelle" (Inf., III, 25) erschallen ließen. Durch die „guerra del cammino" wird angedeutet, daß der Dichter durch die von den feindlichen schwarzen Guelfen am dichtesten bevölkerten Stadttheile zu gehen hatte; die „guerra della pietà" ist der Weg zum Altar der Jungfrau. Die „città roggia", die „malebolge", die „alte torri" sind das Spital von Santa-Maria nuova, damals von dem befreundeten Geschlecht der Portinari gegründet, der Palazzo del Bargello (Wohnung des Häscherhauptmanns) und die Thürme des Ormanno Forabeschi (bei dem Palast der Prioren), der später in dem „vermo reo che il mondo fora" dargestellt wird. Die „genti attuffate in un pantano" sind die Bagnesi, „gravi cittadini" die Medici, die „frondi di fosco colore" deuten auf Brunone Forabeschi, die „landa che rimuove ogni pianta" ist Piessa Frescobaldi im Oltrarno. Wo es heißt: man müsse „torrere un poco la via" wird auf die Visdomini von Torciceda (Parad., XVI, 112) angespielt. In denen mit „cappe con cappucci bassi" sind die Caponsacchi (Parad., XVI, 121) dargestellt; in den „tormentati da sete" die Sizj (Parad., XVI, 102), in den Sündern, die verwandelt werden, die Cambi — lauter florentinische Geschlechter. Anteo ist Guido dell' Antella; die vor Kälte Zitternden sind die Belfredelli; die Thränen, welche „il coppo del ciglio" füllen, sprechen von Lippo Aldobrandini. Auf den Namen der Guidi spielen an die Worte: „guardai e vidi, a riguardar mi diedi" u. s. w.; ihr Titel findet sich im Verse, der endet mit: „le cose ti fien' conte". Charon, der zu Schiffe daherkommt (von Poppi herab), ist Guido Guidi, der mit dem Ruder die Unverständigen schlägt (batte — folli), die es sich in seiner Barke zu bequem machen wollen: denn Guido Guidi war Graf von Poppi in Battifolle! Die weder Thätigen noch Betrachtenden in dem Vor-Paradiese sind die Florentiner, welche dem Bau des Domes zusahen, der unter Arnolfo's Händen emporstieg; die Zeitverderber in dem Vor-Fegefeuer hingegen sind Jene, die auf Piazza de' Signori spazieren gingen. An den Dom aber knüpfen sich, im Paradiese, eine Menge der allerbedeutsamsten Dinge. So wird die Façade durch den Mondhimmel bezeichnet, das Vestibulum durch den Mercurhimmel, das Mittelschiff durch den Venushimmel, das Chor durch die Sonne, das Querschiff durch den Marshimmel, die Stufen durch den „scaleo eretto in suso" im Saturnushimmel. Die Musire endlich sind der Jupiterhimmel.

Dies zur Probe der extravaganten Deutung. Auf solchem Wege, nähme man die Sachen ernstlich, wie sie doch wol gemeint sind, würde freilich immer dichter und undurchsichtiger „il velame delli versi strani". 101.

Bibliographie.

Aston, Louise, Wilde Rosen. Zwölf Gedichte. Berlin, Meeser und Kühn. 8. 10 Ngr.

Bibliothek der gesammten deutschen National-Literatur von der ältesten bis auf die neuere Zeit. 12ter Band: Flore und Blanscheflur. Eine Erzählung von *Konr. Fleck*, herausgegeben von *Emil Sommer*. Quedlinburg, Basse. 1845. Gr. 8. 2 Thlr.

Dresden und die Dresdener, oder Spiegelreflexe aus Dresdens Gegenwart. Frescogemälde und Federzeichnungen in niederländischer Manier. Leipzig, O. Wigand. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Fürstedler, L., Die Götterwelt der Alten oder vollständige Darstellung der Mythologie der alten Griechen und Römer, nebst einem Anhange, enthaltend eine kurze Schilderung der Sitten und Gebräuche dieser Völker und die Mythologie der alten Deutschen. Pesth, Hartleben. Gr. 8. 1 Thlr.

Guericke, H. E. F., Handbuch der Kirchengeschichte. 6te vermehrte und verbesserte, zum Theil umgearbeitete Auflage. 3ter Band: Neuere Kirchengeschichte. Leipzig, Gebauer. Gr. 8. 1 Thlr. 14 Ngr.

Hammer, J., Stadt- und Landgeschichten. Zwei Bände. Altenburg, Pierer. 8. 2 Thlr.

Jahn, O., Die hellenische Kunst. Eine Rede. Greifswald, Otte. Gr. 8. 6 Ngr.

Keppel, J. S., Das neue Gesangbuch der protestantischen Kirche in Bayern. Zur Orientirung auf dem Gebiete der kirchlichen Hymnologie. Bayreuth, Grau. 1845. 8. 15 Ngr.

Redepenning, E. R., Origenes. Eine Darstellung seines Lebens und seiner Lehre. 2te Abtheilung. Bonn, Weber. Gr. 8. 2 Thlr. 5 Ngr.

Schmidt, J. H., Die Reform der Medicinalverfassung Preussens. Berlin, Enslin. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Schwarz, T., Der warnende Hausgeist. Eine schwedische Prediger-Idylle. Leipzig, Rein. 8. 18 Ngr.

— — Der Pantheist. Ein episches Idyll. Leipzig, Rein. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

St. Nelly, Lucilie oder der Ring des Kaisers. Zwei Bände. Leipzig, Wienbrack. 8. 2 Thlr. $22\frac{1}{2}$ Ngr.

Tegner's, E., Frithiofssage. Herausgegeben von G. v. *Leinburg*. Urschrift und Übertragung in Prosa. Frankfurt a. M., Brönner. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Tagesliteratur.

Adresse der Mitglieder des unter dem 20. April 1846 durch Cabinetsordre aufgelösten bürgerlichen Artillerie-Corps in Rendsburg an Se. Maj. den König von Dänemark. Rendsburg, Oberreich. Kl. 8. $3\frac{3}{4}$ Ngr.

Baumeister, H., Drei Artikel über summarischen Prozeß in Hamburg. Hamburg, Perthes-Besser und Mauke. Gr. 8. 9 Ngr.

Carus, H., Spiegelbild des Johannes Ronge. Augsburg, Schmid. 8. 5 Ngr.

Jähner, C. G., Der geistliche Todtschlag. Eine wahre Begebenheit aus der Geschichte des Christkatholizismus, nebst Mittheilungen über das Wesen der alt-lutherischen Gemeinde in Liegnitz. Liegnitz. 8. 5 Ngr.

Prisac, W., Die Zeichen der Zeit in illustrirten Zeitungsberichten. 6tes Heft: Die Fortschritte der Kölnischen Zeitung auf dem Wege der Dekatholisirung und Entchristlichung. Neuß, Schwann. Gr. 8. 6 Ngr.

Rée, A., Aufruf zu einer raschern Förderung der jüdischen Angelegenheiten im Vaterlande. Hamburg, Gebert. Gr. 8. $7\frac{1}{2}$ Ngr.

Schmidt, F., Eine Predigt und deren Denunciation. Liegnitz. Gr. 8. 5 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 221. —— 9. August 1846.

Georg Christoph Lichtenberg.

Georg Christoph Lichtenberg's vermischte Schriften. Neue vermehrte, von dessen Söhnen veranstaltete Originalausgabe. Sechs Bände. Göttingen, Dieterich. 1844—45. 46. 2 Thlr.

Die vermischten Schriften Lichtenberg's, deren neue, bequeme Ausgabe wir hiermit anzeigen, schließen die wissenschaftlichen Schriften aus und ebenso die Erklärung von Hogarth's Kupfern, welche ein Werk für sich bildet. Sie enthalten aber einen Schatz von kleinern Aufsätzen verschiedenster Art, dem wir von ganzem Herzen aufmerksame und denkende Leser wünschen. Daß sie diese wirklich finden werden, und zwar in großer Anzahl, wagen wir nicht mit Zuversicht zu behaupten: wo nähme die Masse der Lesenden Zeit und Sammlung genug her, um mit einem Autor sich zu beschäftigen, welcher nicht von den Wogen der Tagesberühmtheit emporgetragen wird, der, so lebendig und gehaltvoll er für den Denkenden ist, doch dem nach leichter Unterhaltung Lüsternen trocken erscheinen dürfte? Lichtenberg selbst war in dieser Beziehung nicht allzu sanguinisch:

> Es schicken wol wenige Menschen Bücher in die Welt, ohne zu glauben, daß nun Jeder seine Pfeife hinlegen oder sie anzünden werde, um sie zu lesen. Daß mir diese Ehre nicht zugedacht ist, sage ich nicht blos, denn Das wäre leicht, sondern ich glaube es auch, welches schon etwas schwerer ist und erlernt werden muß. Autor, Setzer, Corrector und Censor mögen es lesen, vielleicht auch der Recensent, wenn er will: das sind also von tausend Millionen gerade fünf.

Aber auch von Denen, welche Aufmerksamkeit und Nachdenken nicht scheuen, mögen Viele von Lichtenberg's Schriften sich abwenden: weil ihnen die Art dieses Schriftstellers nicht zusagt; weil sie sich nicht genug gemüthlich von ihm angesprochen fühlen; weil sie Witz und Laune nicht lieben und den planen, wissenschaftlichen Vortrag dem humoristischen vorziehen. Wir Deutsche werden immer mehr ein so gar ernstes oder ernstthuendes Volk, oder wenn wir dem Ernst einen Augenblick entsagen, so stürzen wir uns in das andere Extrem; aber eine sich gleichbleibende gemäßigte Temperatur der Laune, wie bei Lichtenberg, behagt nur Wenigen. Allerdings sind seine vermischten Schriften der Art, daß sie sich weniger eignen, in Einem Zuge fort, wie ein Roman — etwa „Tristram Shandy" — gelesen und verschlungen zu werden; aber von Zeit zu Zeit sind sie ein treffliches Cordial, auch wenn man mit seinen Ansichten nicht durchaus einverstanden ist. Wegen ihrer großen Mannichfaltigkeit läßt sich hier keine genügende Übersicht davon geben; wir versuchen aber den schriftstellerischen Charakter und die Bedeutung Lichtenberg's für die deutsche Literatur in der Kürze anzugeben.

Mit dem tüchtigen Mathematiker und Naturforscher, der viele Jahre lang eine Zierde und ein Stolz der Universität Göttingen war, haben wir es hier nicht zu thun; aber es muß daran erinnert werden, sofern unter Umständen eine literarische Wirksamkeit und Berühmtheit eine um so solidere Grundlage hat, wenn sie mit anerkannten Leistungen auf einem wissenschaftlichen Gebiete Hand in Hand geht. Dies beruht freilich zum Theil auf Vorurtheilen, als ob der Schriftsteller, blos als solcher, doch nicht ein ebenso nützlicher und achtbarer Mann sei oder sein könne als der vom Staat angestellte, besoldete und mit Titeln geschmückte Gelehrte; aber es ist einmal so, und wir sind überzeugt, Lichtenberg hätte als Schriftsteller zu seiner Zeit kein solches Ansehen genossen, wäre er nicht zugleich angesehener Universitätslehrer gewesen, obgleich er im Wesentlichen ein ebenso trefflicher Schriftsteller hätte sein können, ohne sich in der Mathematik und Physik auszuzeichnen und sich darin einen Namen zu machen. Vortheilhaft jedoch mag eine solche Stellung auch für den schriftstellerischen Charakter sein, indem sie nicht blos Vertrauen zu dem Autor bei Vielen erweckt, sondern auch sein Selbstvertrauen erhöht; und jedenfalls ist es ein Zeugniß von der Vielseitigkeit und Energie eines Mannes, wenn er neben einem mit Eifer und Auszeichnung erfüllten wissenschaftlichen Beruf noch Lust und Kraft in sich findet, in der Literatur aufzutreten. Auch sein Fachwissen kam Lichtenberg, neben seinen andern Kenntnissen, sehr zu statten, und mit Recht sagt Goethe: es habe ihm eine ganze Welt von Wissen und Verhältnissen zu Gebote gestanden, um sie wie Karten zu mischen und nach Belieben schalkhaft auszuspielen!

Lichtenberg's Lebensverhältnisse waren im Ganzen einfach, wie bei den meisten deutschen Gelehrten und Schriftstellern, zumal in frühern Zeiten: sie hielten sich

in der Mitte des bürgerlichen Lebens, ohne weder in den Bereich des Abenteuerlichen herunterzusinken, noch in die Sphäre der Vornehmheit emporzusteigen. Den größten Theil seines Lebens, fast 30 Jahre — er starb im achtundfunfzigsten —, brachte er in Göttingen als Professor zu, wo er auch studirt hatte. Aber er wurde doch mit der Welt und den Menschen besser bekannt, als die meisten Professoren und Gelehrten: Göttingen war damals die erste deutsche Universität, und die Lehrer an derselben hatten vielfache Gelegenheit und Auffoderung, den Kreis ihres Umfangs und ihrer Bekanntschaften zu erweitern. Einflußreich war besonders die Verbindung von Hanover mit England: auf einer Reise nach London war Lichtenberg vom König von England, der zugleich Kurfürst von Hanover war, ausgezeichnet und zum Professor in Göttingen ernannt worden; und einige Jahre später machte er eine zweite Reise dahin, wo er besonders den großen Schauspieler Garrick studirte. Er sagt, er habe in England bald wie ein Lord, bald wie ein Handwerksbursche gelebt, woraus man schon auf die Mannichfaltigkeit seines Umgangs schließen kann. Auf diese Weise wurde Lichtenberg nicht nur mit den ausgezeichnetsten Gelehrten seines Faches in Deutschland, sondern auch in England, überhaupt aber mit Menschen der verschiedensten Classen bekannt; und er scheint, obgleich nicht von einer vortheilhaften äußern Persönlichkeit unterstützt — er war verwachsen —, Neigung und Talent zum geselligen Umgang gehabt zu haben, während ihn Krankheit oft wieder lange Zeit in der Einsamkeit zurückhielt. Lichtenberg war Naturforscher nicht blos seinem Fach und Berufe nach, sondern er dehnte die Beobachtung, auf welcher alle Forschung beruht, seiner innern Natur und Neigung nach auf alle Erscheinungen des menschlichen, des geselligen Lebens, auf Charaktere und Künste aus, und diese Eigenthümlichkeit bedingte großentheils seine literarische Thätigkeit. Er war glücklich verheirathet, und die vorliegende Ausgabe seiner Schriften ist von zwei Söhnen besorgt. Er war geboren 1742 und starb 1799.

Lichtenberg's Leben fiel in eine Periode, wo die Naturwissenschaften wie die Literatur große Revolutionen erlitten. Von den erstern haben wir hier nicht zu sprechen; in Bezug auf die letztere stand Lichtenberg zwischen dem Alten und Neuen — sollen wir sagen vermittelnd, oder getheilt? Altes und Neues sind relative Begriffe: sie sind nicht durch eine Linie voneinander abgeschnitten, sie gehen unmerklich und auf vielen Punkten, zickzackförmig, ineinander über, und Lessing ist ein Neuerer, während er selbst wieder Goethe als ein Vertheidiger des Ältern halb gegenüber steht. Lichtenberg hatte es nicht an der kecken Entschlossenheit gefehlt, es mit dem Neuen zu halten, wenn es auch etwas lärmend und revolutionnair auftrat; und er wäre in der Mitte der siebziger Jahre auch noch jung genug gewesen, um sich der enthusiastischen Jugend anzuschließen, wenn nicht bei ihm der Verstand den Enthusiasmus überwogen und ihm bei der ungestüm neuernden Jugend mehr tolle Hitze, Eitelkeit, Unvernunft, als wahres Genie und Geisteskraft gezeigt hätte. Nachdem er einmal so seine Stellung in der Literatur mit Entschiedenheit genommen, war es schwer sie wieder zu ändern, besonders in spätern Jahren, wo man nicht leicht eine zumal der Begründung nicht ganz ermangelnde, nur einseitige und zu schroff ausgesprochene Ansicht als irrig zurücknimmt, wo vielmehr das zuerst noch dehnbare und bildsame Urtheil gar zu oft zum Vorurtheil erstarrt. So trat Lichtenberg als einer der Hauptkämpfer und Spötter gegen die Originalgenies der siebziger und spätern Jahre auf, ja gewissermaßen als ein Verächter der deutschen Literatur überhaupt, weil er doch auch zu viel Geschmack hatte, um an den ältern deutschen Productionen großes Wohlgefallen zu finden. Waren ihm die neuern zu überschwänglich, zu enthusiastisch, zu toll und zu leer, so mußten ihm dagegen die ältern zu nüchtern und ungeschmackt sein; und daher wandte er sich mit seinem ästhetischen Bedürfniß und Sinn mit Vorliebe den Engländern zu, bei welchen er Verwandtschaft mit seinem eigenen Wesen, Beobachtung, Menschenkenntniß, Humor und Witz fand, und nach welchen er sich wol auch, bewußt oder unbewußt, bildete. Milton und Shakspeare, Swift, Sterne und Fielding waren seine Lieblingsschriftsteller; aber wenn er in der Vorliebe für Shakspeare mit den jüngern deutschen Dichtern zusammentraf, so waren es doch andere Seiten und Eigenschaften des großen Dichtergenies, welche ihn anzogen, als diejenigen, welche von den jugendlichen Genies am meisten bewundert wurden: für Lichtenberg war er ein unübertrefflicher Kenner und Beobachter der menschlichen Natur, der die Charaktere ebenso sicher im Ganzen anlegte als bis in die einzelnsten Züge hinaus individualisirte; während poetischere Gemüther sich mehr an den Reichthum der Phantasie, an die Poesie der Sprache des großen Briten hielten, welcher von so verschiedenen Seiten der unerschöpfliche Gegenstand des tiefsten und fruchtbarsten Studiums werden kann. Die Art, wie Shakspeare in Deutschland hin und wieder bewundert und nachgeahmt wurde, rügt Lichtenberg in seinen Briefen aus London, wo er ganz erfüllt ist von der Größe des Dichters und des ihn der Anschauung vergegenwärtigenden großen Schauspielers Garrick:

> So handeln wie Garrick und so schreiben wie Shakspeare, sind Wirkungen von Ursachen, die sehr tief liegen. Sie werden freilich nachgeahmt — nicht sie, sollte man sagen, sondern das Phantom, das sich der Nachahmer nach Maßgabe seiner Kräfte von ihnen schafft ... Nicht jeder Schriftsteller, der ein paar sogenannte Heimlichkeiten der menschlichen Natur, in einer altväterischen Prosa, und mit Prunkschnitzern gegen Sprache und gute Sitten ausplaudern gelernt hat, ist deswegen ein Shakspeare.

Lichtenberg war gewiß der Mann dazu, auch das Große an Shakspeare zu würdigen; er preist die Engländer glücklich, daß sie einen solchen Dichter besitzen:

> Shakspeare ist auf dieser Insel nicht berühmt, sondern heilig; man hört seine Sittensprüche überall. Sein Name verwächst mit den ehrwürdigsten Ideen; man singt aus ihm und von ihm; und daher lernt ihn ein großer Theil der eng-

lischen Jugend eher kennen als das ABC und den Pontius Pilatus;

aber daneben studirte er ihn auch mit der Schärfe des allseitigen Beobachters und fand auch in diesem Sinne nicht mindere Freude und eine nicht geringere Ausbeute in ihm; so schreibt er in dem Aufsatz über Physiognomik:

Shakspeare, der die entferntesten Begriffe, und die sich vielleicht nie in einem Menschenkopf begegnet sind, zu seiner Absicht zu verbinden weiß ... ist sehr arm an eigentlich physiognomischen Bemerkungen ... Hingegen ist er voll der herrlichsten pathognomischen Beobachtungen, auf die glücklichste Weise ausgedrückt.

Er wünschte, daß Einer eigens über Shakspeare's Pathognomik schriebe, aber der müßte auch

tiefe Kenntniß der englischen Sprache, hauptsächlich der Nation, des Menschen und seiner selbst besitzen. Ohne einen hohen Grad von allen vieren läßt sich zwar Shakspeare noch immer mit Vergnügen lesen, aber man wird gerade Das verlieren, was ihn zu einem so ungewöhnlichen Mann macht ... Es könnte Jemand so wenig von den obigen Erfodernissen zur Lesung des Shakspeare mitbringen und so wenig Begierde haben, in sich selbst zu erwachen, daß er am Ende wol Nichts verstände als seine Zoten, seine Flüche und einige seiner ausschweifendsten Metaphern. So wird es aber bis an jenen Tag allen großen Geistern ergehen, die mit tiefer Einsicht über den Menschen schreiben. Solche Werke sind Spiegel: wenn ein Affe hineinguckt, kann kein Apostel heraussehen.

Der große praktische Verstand sagte ihm bei dem englischen Dichter, neben der Poesie, so sehr zu, und zog ihn ebenso auch in den Werken der andern genannten Autoren, sowie eines Chesterfield, eines „Junius" (des Verf. der unter diesem Namen berühmt gewordenen Briefe) an. Ähnliches hatte freilich damals die deutsche Literatur wenig oder nichts aufzuweisen: entweder fehlte die rechte, vielseitige Erfahrung, die realistische Welt- und Menschenkenntniß und Auffassung, die Kraft des Stils oder der gute Geschmack. Lessing kommt in diesen Punkten den Engländern am nächsten, und ihm reiht sich auch vielfach Lichtenberg zunächst durch seine Eigenthümlichkeit an, obgleich er seinem Alter nach den jüngern Dichtern, Goethe namentlich, näher stand. Aber er war gegen das „Genie unsers jungen Anflugs", gegen die „moderne, drangmäßig kühne und kraftvolle" Jugend unheilbar eingenommen; er kann nicht leugnen: sein Mistrauen gegen den Geschmack der Zeit sei vielleicht zu einer tadelnswerthen Höhe gestiegen.

Täglich zu sehen, wie Leute zum Namen Genie kommen, wie die Kelleresel zum Namen Tausendfuß, nicht weil sie so viele Füße haben, sondern weil die Meisten nicht bis auf vierzehn zählen können, hat gemacht, daß ich Keinem mehr ohne Prüfung glaube.

(Die Fortsetzung folgt.)

Unterhaltungsliteratur.

1. Kerker und Kirche. Ein Roman. Frei nach H. v. Stendahl's „Chartreuse de Parme". Drei Bände. Dresden, Arnold. 1845. 12. 4 Thlr.

Ein Buch voll der eigensten Abenteuer und Intriguen, gut gehalten und erzählt. Der Held desselben, Fabrizzio del Dongo, der mit seinem Leben Nichts anzufangen weiß, verläßt als junger Mensch heimlich das Schloß seines tyrannischen Vaters mit dem Vorsatz ein Held zu werden. Wirklich macht er auch die Schlacht von Waterloo mit, ohne davon zu wissen, kommt dann wieder nach Italien, wird in Lebensverhältnisse verstrickt, in deren Folge lange Gefangenschaft sein Loos ist. Man glaubt, das Beste für ihn werde der geistliche Stand sein, und wirklich wird er, der von Theologie und kirchlichen Verhältnissen nicht das Mindeste weiß, Coadjutor des Erzbischofs von Parma. Indessen stört Dies seine Liebesangelegenheiten nicht, und diese müssen nothwendig die ernstesten Folgen herbeiführen, sodaß Fabrizzio del Dongo die von Rom erfolgte Bestätigung der erzbischöflichen Würde ablehnt, sein ganzes Vermögen der Mutter überläßt und sich in die Karthause von Velleja zurückzieht, wo er nach zwei Jahren stirbt. Das Buch verfolgt nicht eigentlich eine besonders hervorstrebende Grundidee, allein es darf immerhin schon zu den bessern Erscheinungen des Tages gerechnet werden; und manche Partien, z. B. das Hofleben zu Parma, werden den Leser freundlich ansprechen, sodaß er das Skizzenhafte, nirgend Verweilende der Darstellung über dem reichen Wechsel der Situationen vergißt.

2. Der Prophet von Florenz. Wahrheit und Dichtung von Johannes Scheer. Drei Bände. Stuttgart, Franckh. 1845. 8. 4 Thlr.

Ganz bestimmt zu sagen, welchem Zwecke das Buch dienen soll, ist dem Verf. nicht gelungen, und ein Tendenzroman soll es doch wol sein. Indem der Verf. „Zum Eingang" das erste Capitel des Evangelisten Johannes gut genug hält, umschreibend das Papstthum anzugreifen, geht er „Zum Schluß" von der Freiheit des Geistes zu politischer Freiheit über, ohne die eine oder die andere scharf zu bestimmen. Luther wird als befangen bezeichnet, „ohne Ahnung vom Angelpunkt des neuzeitigen Bewußtseins und der Souverainetät des Volkes". „Die deutschen Bauern verstanden das Evangelium besser, als die wortklaubenden Reformatoren." „Tiefer als Luther sah und griff Zwingli." „Gegenwärtig ist für den Geist keine Hülfe, keine Erlösung, als in (materiellem) Hunger. Die Noth wird der Erkenntniß die That gesellen und den Sargdeckel des erwachenden Riesen aufsprengen. Der Erlöser wird aufstehen" u. s. w. Ein Apostel religiöser und politischer Freiheit war der „Prophet von Florenz", Geronimo Savonarola, von dem wir nur wissen, daß er unter Lorenzo Medici, vorzüglich aber nach dessen Tode, in die politische Gestalt von Florenz durch Predigten und in andern Wegen so erfolgreich einwirkte, daß die Herrschaft der Aristokratie dem Bürger für längere Zeit weichen mußte. Das wäre ihm vielleicht zu vergeben gewesen; allein er griff auch den Papst, die Kirche an, und der Scheiterhaufen machte seinem Leben ein Ende. Wir wissen so wenig von Savonarola, daß jedes Urtheil gewagt erscheint: dennoch möchten wir ihm die Ahnung des neuzeitigen Bewußtseins mit mehrem Recht absprechen, als der Verf. sich Das bei Luther erlaubt hat. Wenn ein Kirchenreformator auch den Staat in den Kreis seiner Bestrebungen zieht, so muß er auch ein Krieger sein wollen wie Mohammed. Mit Predigten ist gegen das Papstthum in Italien selbst sicher Nichts auszurichten. Doch genug! Der vorliegende Roman ist gewiß recht gut gemeint, nur darf er nicht, wie etwa Daniel Leßmann's „Savonarola", als Roman, als poetisches Kunstwerk betrachtet werden. Er schwankt zwischen historischen Relationen, Erzählungen und Exclamationen. Wie sich das meistens von selbst versteht, wird in die italischen Wirrsale auch ein biederer Deutscher verflochten, dem es gar schwer gemacht wird, seine Geliebte zu erwerben und wieder nach Deutschland zu kommen. Er wird Uhland genannt und soll ein Vorfahre des Dichters gewesen sein.

3. Weiße Sklaven, oder die Leiden des Volkes. Ein Roman von Ernst Willkomm. Fünf Theile. Leipzig, Kollmann. 1845. 8. 7 Thlr. 15 Ngr.

Das Proletariat hat in unserer Zeit manche Feder in Bewegung gesetzt, und die oft wiederkehrenden Arbeiterunruhen in England und Frankreich, zuletzt auch in Deutschland, müssen nothwendig die Aufmerksamkeit auf den Grund dieser Erscheinung und die Mittel ihrer Abhülfe mit jedem Tage drin-

gender hinlenken. Das Maschinenwesen hat den Schwindel- und Schleudergeist hervorgerufen; wer nicht fallen will, muß concurriren, und meistens weiß er kein anderes Mittel aufzutreiben, als Herabdrückung des Arbeiterlohnes. Der Arbeiter will leben, denn er hat das Recht dazu, wie jeder andere Mensch; er wird die Beute, der Sklave gewinnsüchtiger Fabrikmänner, da diesen gar viele Mittel zu Gebote stehen, den Arbeiter an sein Interesse, d. h. an die Maschine zu fesseln. Auf diesem Wege hat sich eine Leibeigenschaft herausgebildet, welche meistens noch drückender ist als jene an die Scholle bindende, denn sie nagt zugleich wie ein schleichendes Gift am Körper. Diese Betrachtungen, verbunden mit den Weberunruhen in Schlesien, mögen den vorliegenden Roman geweckt haben, dessen Terrain die Lausitz ist. Der Verf. beginnt schon früh, nämlich etwa zur Zeit der französischen Revolution von 1789, wo die wendischen Landbewohner der Lausitz noch Leibeigene waren, und legt in eine Familie von Boberstein den Zündstoff großen und langjährigen Unheils. Die Bobersteiner schicken sich in die Zeit: sie verwandeln sich in Herren am Stein, die auf den Trümmern der Aristokratenburg eine Fabrik anlegen. Aber auch in dieser Stellung ist ihre Neigung zum Satrapenleben nicht gewichen, sondern erscheint nur in anderer Form. Ein Maulwurfsfänger wandelt von Anfang zu Ende durch das ganze Buch als Lauscher, Helfer, Ablenker, Ausgleicher, Störer u. s. w.; er ist, wie eine Figur im Tarockspiel, überall zu gebrauchen und wird auch so benutzt; er ist aus vielen englischen Romanen ins Deutsche übersetzt. Nach mancherlei Noth, nach Blutscenen, Mord und Brand entscheidet endlich ein wackerer seemännischer Boberstein: die Arbeiter erhalten bessern Lohn, zugleich Antheil am Gewinn der Fabrik; er und mit ihm die Bessern, Guten kommen zu Glück und Ruhe. Es ist ein Einlenken zur Verwirklichung communistischer Ideen. Die Anlage des Buches ist zu weitläufig, um sie hier näher zu entwickeln. Da dasselbe Tagesfragen behandelt, so werden Tagesleser sich angezogen finden, vorzüglich da Vieles in den Kreis der nackten Wahrheit gehört; und in dieser Beziehung mögen auch andere Leser an manche Erscheinung der Gegenwart erinnert werden, wenngleich die Form des Buches sie nicht anzieht. Der Verf. weiß recht gut und anschaulich Landschaften, Scenen, Personen darzustellen, dagegen kann er die letztern nicht reden lassen. In dem ganzen Buche ist kaum irgend ein Dialog, von dem sich sagen ließe: er sei wahr; und vorzugsweise gilt Dies von den Äußerungen und Gesprächen der geringen Leute.

4. Aus dem Leben eines Abenteurers. Von Julian Chownitz. Zwei Theile. Ulm, Rübling. 1845. 8. 2 Thlr. 22½ Ngr.

Die Abenteuer sollen nach der Dedication der strengsten Wahrheit gemäß sein, und wirklich hat auch Ref. eben Nichts gefunden, was der gewöhnlichen Wahrheit widerspräche. Das ist so ungefähr das Lob, welches dem Buche gegeben werden mag. Es ist nur bedauerlich, daß mit dieser Wahrheit eben Nichts gewonnen wird. Vielleicht ist der Verf. selbst der Held seines Buches, der Abenteurer: es kann daher von einigem Interesse sein, das Schul- und Soldatenleben desselben anzusehen. Außerdem gewährt das Buch einige Blicke in ungarische Zustände.

5. Muntere Lebensbilder von Karl Spindler. Zwei Bände. Stuttgart, Hallberger. 1845. 8. 3 Thlr. 7½ Ngr.

In der neuen Folge sämmtlicher Werke des Verf. bilden diese „Lebensbilder" den sechsten und siebenten Band. Das Buch gibt als Principale die Erzählung „Die Erben des steinernen Gastes"; ein Märchen und zwei Erzählungen sind eingereiht. Sämmtliche Personen dieser „Lebensbilder" gehören in die große Familie der seltsamen Gesellen und sehr gut gehalten. Die Composition, namentlich die der Haupterzählung, ist nicht frei von einer Willkür, welche der Verf. vor dem Richterstuhle der Kunst vertreten mag so gut er kann. Indessen begegnen wir überall gar ergötzlichen Situationen, und da der Verf. nach dem Titel des Buches kaum mehr geben wollte, so werden sich die Freunde des Komischen und heiterer Unterhaltung schon befriedigt finden. 18.

Literarische Notiz.

Zur Geschichte der Russen.

Bei dem Byzantiner Konst. Porphyrogenneta (De administr. Imper., cap. 13, Ed. Bonn., p. 81) werden die Russen (οἱ Ῥῶς), und die südlichen Slawen überhaupt, mit ihren guten und schlechten Eigenschaften zum ersten Mal auf das Welttheater gebracht und psychologisch, kurz, aber kennbar geschildert. „Eine unersättliche, unausfüllbare Gier nach Geld sei das allen scythischen Völkern von der Natur aufgedrückte Merkmal; sie setzen Alles in Bewegung, ringen und haschen nach Allem, und doch sei ihrer Begehrlichkeit kein Ende und wachse das Verlangen mit dem Besitz. Für geringe Leistungen fodern sie unverschämten Lohn. Unter allen am bettelhaftesten und zudringlichsten aber seien die Chasaren, die Ungarn und die Russen, die in einem fort nach Konstantinopel kommen, um sich unter nichtigem oder unerheblichem Vorwande gestickte Gewänder, Kronen und andere Toilettenartikel aus der kaiserlichen Garderobe, oder gar das Staatsgeheimniß des griechischen Feuers auszubitten." So lautet diese Stelle bei Fallmerayer („Fragmente aus dem Orient", Bd. 2, S. 403). Nach der Zeit hat sich die Begehrlichkeit und Zudringlichkeit der Russen andere Gegenstände aus dem Welttheater, als gestickte Gewänder und andere Toilettenartikel, gesucht und gefunden. 5.

Literarische Anzeige.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:

Zeitschrift
für die
historische Theologie.

In Verbindung mit der von **C. F. Illgen** gegründeten historisch-theologischen Gesellschaft zu Leipzig herausgegeben von

Dr. C. W. Niedner.

Jahrgang 1846.

Gr. 8. Preis 4 Thlr.

Inhalt des ersten Heftes.

Die historisch-theologische Gesellschaft zu Leipzig, im Anfang des Jahres 1846. — I. Vorlesung zur akademischen Gedächtnißfeier Luther's an seinem dreihundertjährigen Todestage am 18. Feb. 1846 in der Universitäts-Aula zu Leipzig. Vom **Herausgeber.** — II. Über einige Denkmäler der königl. Museen zu Berlin von religionsgeschichtlicher Bedeutung. Ein Vortrag, gehalten im wissenschaftlichen Kunstverein zu Berlin 16. Feb. 1846, von **F. Piper.** (Mit einer Steindrucktafel.) — III. Victor Cousin über die erste Periode der Scholastik. Dem wesentlichen historischen Inhalte nach mitgetheilt von **J. G. V. Engelhardt.** — IV. Beiträge zur Geschichte der dänischen Kirche im Mittelalter, nach ungedruckten Urkunden aus den päpstlichen Archiven. Von **H. N. Clausen.** — V. Kirchengeschichtliche Miscellen. Kraftworte aus dem Reformationszeitalter. Mitgetheilt von **C. A. Peschek.**

Diese Zeitschrift erscheint jetzt in meinem Verlage in vierteljährlichen Heften, von denen das erste soeben ausgegeben wurde.

Leipzig, im August 1846.

F. A. Brockhaus.

Verantwortlicher Herausgeber: **Heinrich Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 222. — 10. August 1846.

Georg Christoph Lichtenberg.

(Fortsetzung aus Nr. 221.)

Zu dem Mistrauen, zu der Verstimmung Lichtenberg's gegen das junge Geschlecht der Literatur mochte Das beitragen, daß Lavater, dessen „Physiognomik" ihn so verdroß und herausfoderte, mit der genialen jungen Welt in engem Verhältniß stand. Wir wollen, um Lichtenberg's Verhältniß zu den literarischen Richtungen seiner Zeit, d. h. besonders der siebziger, auch noch der achtziger Jahre, wo er sich darüber am meisten und lebhaftesten aussprach, zu veranschaulichen, Einiges aus seinen Schriften ausheben. In Dem, was hier mitgetheilt wird, besonders in den literarischen und ästhetischen Bemerkungen, sind nicht sehr viele Urtheile über deutsche Schriftsteller und Dichter enthalten, sondern mehr über deutsche Literatur und ihren Charakter überhaupt oder einzelne Arten; doch fehlen auch jene nicht ganz. Mit dem meisten Beifall wird Lessing genannt: mit ihm hatte Lichtenberg den lebhaften Sinn für das Theater und besonders auch für die Mimik gemein; und der scharfe Verstand, der schlagende Ausdruck, nur bei Lessing durch prägnante, nackte Kürze ausgezeichnet, bei Lichtenberg durch einkleidenden Witz noch verstärkt, deutet auf eine nahe Geistesverwandtschaft; von Lessing, und ebenso von Möser, wird gerühmt, daß er keiner versteckenden Hüllen bedürfe, daß er die Entkleidung vertragen könne; während selbst Wieland und Goethe doch „ganz andere Menschen gewesen, ehe der Eine sich in Farcen, der Andere in Mercurabhandlungen entkleidete". Sonst aber wird der von Lessing so sehr verschiedene Wieland ungemein gelobt, — was er ohne Zweifel seiner Satire und seinem weltmännischen Tone, sowie seiner glücklichen Analyse der Empfindungen zu danken hat. Er ist ein großer Mann, und Lichtenberg wundert sich nur, daß er sich für „Agathon" interessirt und jede seiner Alltagsempfindungen durch so feine Theorien zu adeln gesucht habe; er sagt: Wieland habe zuerst die Sprache für die unaussprechlichen Erscheinungen der Liebe gefunden, und spreche Empfindungen so aus, daß sie augenblicklich wieder Empfindungen werden, und stelle „Oberon" dem Höchsten gleich. Neben ihm werden Gleim, Jacobi und Thümmel gelobt. Goethe wird selten genannt; mit „Werther" ist Lichtenberg gar nicht zufrieden, und sagt darüber: „Die schönste Stelle im „Werther" ist die, wo er den Hasenfuß erschießt." Schiller's Namen fanden wir nicht; dagegen ist von Herder, aber nicht mit großer Gunst, die Rede; Mägde, welche sich über die Literatur schrauben, erwähnen seiner Abhandlung über den Ursprung der Sprache, und unverkennbar ist er in folgender Stelle gemeint:

> Das Stümpern in höhern Wissenschaften ist, wenn es mit einigem Witz und einer gewissen Duplicität des Ausdrucks geschieht, Das, was niedere Classen für hohe Weisheit halten; der Mann, der von dem Fache ist, worin hier gestümpert wird, lächelt über die Thorheit. Herder in seinen „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit" ist ein Stümper an vielen Stellen.

Klopstock und dem „Messias", der religiösen epischen Poesie überhaupt, ist er nicht hold:

> Sowie wir eine „Messiade" und ein „Verlorenes Paradies" haben, wo alles Göttliche menschlich zugeht, so könnte ein Bauer eine „Henriade" schreiben, wo Alles, wie in seinem Dorfe, nur idealisirt vorginge;

und ebenso wenig der Barden- und Druiden-Poesie, welche ihm mit der Schwärmerei und mit der Sucht der Originalgenies zusammenhing. Über diese läßt er sich bei jeder Gelegenheit mit bitterm Ingrimm und Verdruß aus. So schrieb er: „Parakletor, oder Trostgründe für die Unglücklichen, die keine Originalgenies sind", worin er über die vermeintlichen Originale spottet, welche fluchen und schimpfen wie Shakspeare, leiern wie Sterne, sengen und brennen wie Swift, oder posaunen wie Pindar, welche Lieder und Romanzen singen, die es mehr Mühe kostet zu verstehen als zu machen. Namentlich setzt er sie gern Shakspeare entgegen, auf den sie pochten, der aber nicht auf Offenbarungen gepaßt habe, sondern studirt, — London nämlich (denn in England thue das Genie nicht Alles, wie in Deutschland); er klagt, daß es

> wimmle von geniesüchtigen Originalköpfen, wie sie sich nennen, die ihr Halb-Ausgedachtes halb gesagt bei jeder Gelegenheit darbieten, ihren jungen schwärmerischen Anbetern zum Wonnegefühl, allein dem eigentlichen Denker, dem ihr Schwall von Götterprosa nicht ein Körnchen Nahrung zuführe, zum Abscheu.

Von der schönen, von der poetischen Literatur der Deutschen spricht Lichtenberg häufig mit auffallender Geringschätzung:

> Alles, was unsere Schriftsteller noch zu schildern vermögen, ist etwas Liebe; und auch diese wissen sie nicht in die etwas entfernten Verrichtungen des menschlichen Lebens zu verfolgen... Das Studium der Naturgeschichte ist nun in Deutsch-

land bis zur Raserei gestiegen. Es ist freilich immer besser, als strotzende Freiheitsoden zu verfertigen, oder das Dutzend Ideen unserer sogenannten großen Dichter bald in drei- bald in sechszollige Zeilen in restimulirter Begeisterung zu mischen... Wir haben eigentlich nur Ableger von Romanen und Komödien; aus dem Samen werden wenige gezogen.

Doch findet der Dichter humoristischer Romane, Jean Paul, ihm wenigstens von einer Seite verwandt, einige Gnade vor seinen Augen; er heißt ein außerordentlicher Kopf, und ein günstiges Urtheil über ihn wird mit Zustimmung angeführt. Doch setzt Lichtenberg hinzu:

Jean Paul ist auch zuweilen kaum erträglich, und wird es noch weniger werden, wenn er nicht bald dahin gelangt, wo er ruhen muß. Er würzt Alles mit cayennischem Pfeffer, und er wird noch, um sich kalten Braten schmackhaft zu machen, geschmelzenes Blei oder glühende Kohlen dazu essen müssen. Wenn er wieder von vorne anfängt, wird er groß werden.

Überhaupt findet er, daß unsere besten Romandichter und auch unsere meisten dramatischen Schriftsteller von den großen Männern der Ausländer in diesen Fächern dadurch unterschieden seien, daß man, um ihren Werth und die Schwierigkeit, so zu schreiben, ganz zu fühlen, Lecture haben müsse.

Sie sollten aber ihre Charaktere so entwerfen, daß man glaubte, man fände sich unter Lebendigen und ginge mit ihnen um und lebte mit ihnen. Es scheint, als wenn der Fleiß auch sogar den Dichter bei den Deutschen machte und machen müßte. Es ist, glaube ich, eine gute Erinnerung für unsere Landsleute, wenn sie auf Eminenz Anspruch machen wollen, sich Flächen zu wählen, wo blos Fleiß und Urtheilskraft den Werth des Werkes ausmachen, und lieber da wegzubleiben, wo ein Senfkorn von Genie die vierzigjährige Arbeit des studirten Nachahmers verdunkeln kann. Das Fliegen muß man den Vögeln überlassen.

Auch zur Geschichtschreibung traut Lichtenberg seinen Zeitgenossen in Deutschland noch nicht das Talent und den Beruf zu:

Ich glaube, es ist keine Wissenschaft, worin ein Mann mit größerer Allgemeinheit von Unterhaltung mehr nützen und sich selbst mehr zeigen kann, als die Geschichte. Freilich muß Das Manchem seltsam vorkommen, weil dies Wort fast ganz seine Bedeutung im Deutschen verloren hat. Die Deutschen haben, so viel mir bekannt ist, bis jetzt noch keinen Geschichtschreiber gehabt und werden auch vielleicht nicht sobald einen bekommen. Sie haben nicht die Gelegenheit, alle Seelenkräfte so auszubilden, als Männer die in großen und reichen Städten leben, wo Pracht und Üppigkeit auf das höchste gestiegen sind. Sie bearbeiten meistens nur Eine Geisteskraft, und das Phlegma des Grüblers ist selten bei ihnen mit dem Witz und der Philosophie verbunden, die nöthig ist, die Sachen zusammenzubringen und dann stark und gut zu sagen.

Doch glaubt er, daß die Natur den Deutschen hauptsächlich bestimmt habe zum Klarmachen in der Philosophie und in der höhern Geschichte.

Woran es den Deutschen in ihrer Literatur hauptsächlich fehle, hebt er in Vergleichungen mit den Engländern und mit den Alten hervor. Ironisch sagt er: ihn dünke, der Deutsche habe seine Stärke vorzüglich in Originalwerken, worin ihm schon ein sonderbarer Kopf vorgearbeitet habe; oder mit andern Worten: er besitze die Kunst, durch Nachahmen original zu werden, in der größten Vollkommenheit. Wie es wol um unsere deutsche Literatur in manchen Fächern stehen würde, fragt er, wenn wir keine Engländer und Franzosen gehabt hätten? Denn selbst zum bessern Verständniß der Alten seien wir durch sie angeführt worden. Ferner:

Ein Unterschied zwischen unsern Dichtern und denjenigen alten, die ich kenne, uneinigen Engländern, der Einem gleich in die Augen fällt, ist der: daß diese selbst in ihren Oden Dinge gesagt haben, welche nachher die Philosophen brauchen können; dagegen selbst Diejenigen unter uns, die großes Aufsehen unter der Jugend und einigen bejahrten Vornehmen gemacht haben, Nichts zu Stande bringen, das weiter zu gebrauchen wäre. Die Sprache der alten Dichter ist die Sprache der Natur, schon in eine menschliche übersetzt; unsere neuern sprechen die Sprache der Dichter unabhängig von Empfindung, das heißt eine verrückte; was sie sagen, hat scheinbaren Zusammenhang und ist oft zufälligerweise richtig. Die Ursache ist, sie bilden sich nicht durch Beobachtung, sondern durch Lesen, und man kann ja nicht verstehen, wovon man keinen Begriff hat . . . Ich sage nicht, daß ein Dichter lauter Schönheiten haben soll, die nur dem Weltkenner verständlich sind. Nein, sie sollen auch hierin der Natur folgen, die für das bewaffnete Auge, ja selbst für den Blinden ihre Schönheiten hat . . . Kein Buch kann auf die Nachwelt gehen, das nicht die Untersuchung des vernünftigen und erfahrenen Weltkenners aushält.

Wie kommt es, daß unsere Dichter von unsern vernünftigen Leuten von Stande nicht mit Vergnügen gelesen werden? Der Fehler liegt sicherlich in unsern Dichtern, meist junge und alte Knaben, die im Kreise unerfahrener Bewunderer aufgewachsen sind und daher nicht zunehmen können. Wer nicht in gewissen Jahren oft in Gesellschaft war, wo er nicht die erste Rolle spielte und seine Kräfte stets in Spannung sein mußten, um nicht eine üble Meinung von sich zu erwecken, wird gewiß ein Tropf werden, und Das sind viele unserer gerühmten Dichter. Der Mann der Welt kann Nichts von ihnen lernen: er übersieht sie.

Anderswo sagt er:

Es ist fast durchaus der Fehler unserer Schriftsteller, daß sie sich aus andern Schriften bilden und blos zusammensetzen... In Büchern nach den Menschen suchen, sollte ich deswegen für eine schlechtere Arbeit halten, als selbst beobachten, weil die Wenigsten im Stande sind, den Menschen, so wie er ist, zu Buch zu bringen... Es ist nur Schade, daß Leute, die an Höfen und in großen Städten leben, nicht wenigstens ein paar Tage in der Woche der Auslegung alter Weltweisen und Schriftsteller überhaupt widmen. Ich glaube, sie würden alle Schulfüchse auf einmal niederschlagen können . . . Ich lese die Tausendundeine Nacht und den Robinson Crusoe, den Gilblas, den Findling tausendmal lieber als die Messiade, und wollte zwei Messiaden für einen kleinen Theil des Robinson Crusoe hingeben. Unsere meisten Dichter haben, ich will nicht sagen nicht Genie genug, sondern nicht Verstand genug, einen Robinson Crusoe zu schreiben.

Diese für die Deutschen nachtheilige Vergleichung mit den Engländern kann oder muß man nicht überall bei jenen ungünstigen Urtheilen über die Deutschen subintelligiren. Aber auch ausdrücklich werden die Engländer häufig gerühmt, Sterne z. B. und Fielding:

Sterne steht nicht (?) auf einer sehr hohen Staffel, nicht auf dem edelsten Wege. Fielding steht nicht ganz so hoch, auf einem weit edlern Wege. Es ist der Weg, den Derjenige betreten wird, der einmal der größte Schriftsteller der Welt wird, und sein Findling ist gewiß eines der besten Werke, die je geschrieben worden sind. Hätte er uns ein klein wenig mehr für seine Sophie einzunehmen gewußt, und wäre er da, wo wir nur ihn hören, oft kürzer gewesen, so wäre vielleicht gar kein Werk darüber.

(Die Fortsetzung folgt.)

Hans Sachsen ungleiche Kinder Evä und eine frühere Bearbeitung des Stoffes.

Jakob Grimm hat (in Haupt's „Zeitschrift für deutsches Alterthum", II, 257) über des berühmten nürnberger Meistersängers dreifache Bearbeitung des in der Überschrift genannten Gegenstandes eine Abhandlung mitgetheilt, in welcher er, wie immer, bewundernswürdigen Scharfsinn an den Tag legt und zu geistreichen Schlüssen führt, die selbst den scheinbar unwichtigsten Dingen hohe Bedeutung verleihen. Er zeigt nämlich, daß der Stoff, welchen Hans Sachs dreimal hintereinander, zuerst (September 1553) in dem Spiel: „Wie der Herr Evä Kinder segnet", dann (November desselben Jahres) in der Komödie: „Die ungleichen Kinder Eve", und endlich (im J. 1558) in dem Schwank: „Von den ungleichen Kindern Eve", poetisch behandelt hat, nicht von ihm selbst herrühre, daß derselbe vielmehr aus der heidnischen Zeit stamme. Wir haben hier keineswegs die Absicht, diese Untersuchung weiter zu berühren, zu der jetzt wol kaum etwas Neues beigebracht werden könnte; wir wollen vielmehr auf eine frühere Bearbeitung des Gegenstandes aufmerksam machen, die Jakob Grimm nicht gekannt hat.

Hans Sachs, der, wie Grimm vortrefflich sagt, „Alles dichtet und doch Nichts erdichtet, sondern gern aus einer namentlich angeführten Quelle beglaubigt", läßt bei der Komödie den Herold sagen, daß sie

> ursprünglich hat zugericht
> im latein Philippus Melancthon,
> vnd nun zu gut dem gemeinen man
> auch in teutsche sprach ist gewendt.

Daß jedoch Melanchthon eine solche Bearbeitung keineswegs verfaßt habe, beweist Grimm aus einem Briefe desselben an Johann IV., Grafen von Wied (vom 23. März 1539), in welchem er die Fabel, als in einem gewissen Gedichte dargestellt, weitläufig erzählt. Dieses Gedicht hält Grimm für ein lateinisches, weil Melanchthon es ein gelehrt abgefaßtes nenne. In demselben Jahre 1539 nun erschien zu Wittenberg: „Tragedie von verordnung der Stende, oder Regiment, And wie Cain Abel seinen Bruder, Göttlicher ordnung halben (d. h. wegen der von Gott eingeführten, dem Cain aber misbeliebigen Ordnung) erschlagen vnd ermord hat, Allen Christen nützlich vnd tröstlich zu lesen. Wittenberg 1539." Am Ende steht: „Gedruckt zu Wittenberg durch Hans Frischmut."

Das Ganze besteht aus 36 ungezählten Blättern in Octav; auf dem Titelblatte ist ein Holzschnitt, Christus vorstellend, wie er einen Bauer, einen Soldaten und einen Geistlichen belehrt. Der Verfasser des Gedichts hieß, wie wir aus der prosaischen Dedication ersehen, Heinrich Cnostinus, und war Student in Wittenberg, wo er wahrscheinlich in beschränkten Umständen lebte, da er in der an seinen Bruder gerichteten Dedication sagt: er gebe ihm, was er habe und ihm geben könne. „Wolt dich auch gern mit andern geschencken verehren, wenn es jnn meinem vermügen wäre. Aber dieweil wir armen Studenten nichts on vnser dinten vnd papir vermügen, solltu dis also für gut von deinem lieben bruder auffnemen." Mehr wissen wir nicht von ihm, da er keine weitern Andeutungen über seine Verhältnisse macht und in Jöcher, sowie in andern ähnlichen Büchern, der Name Cnostinus nicht zu finden ist.

Die Dedication ist vom Tage Nicolai, d. h. vom 6. Dec., und aus dieser Bestimmung schiene mit Gewißheit hervorzugehen, daß seine Tragödie nicht das von Melanchthon erwähnte Gedicht sein könne, da Dieser schon am 23. März in seinem Briefe an den Grafen von Wied dasselbe erwähnte. Allein wenn wir bedenken, daß Cnostinus in Wittenberg lebte und studirte, so ist es nicht unmöglich, daß er dem allverehrten Lehrer seinen dichterischen Versuch schon handschriftlich vorgelegt habe. Auch ist beinahe anzunehmen, daß Melanchthon das Gedicht näher bezeichnet hätte, wenn es von einem bedeutendern Manne hergerührt hätte oder gar schon gedruckt gewesen wäre. Zwar sagt der Verf. in der gereimten Vorrede an den Leser, daß er sein „Spiel verdeudschet" habe, allein Dies kann auch heißen, daß er den Stoff dazu aus einer in anderer Sprache geschriebenen Quelle genommen. Dies wird durch eine andere Stelle aus der Dedication bestätigt, in welcher er berichtet, daß er den Stoff „in Reim Tragedien weis" verfaßt habe.

Über den Stoff selbst gibt uns Cnostinus folgende Auskunft. Es sei, sagt er in der prosaischen Dedication, immer eine große Disputation zwischen den zwei höchsten Ständen in der Welt, der geistlichen und weltlichen Obrigkeit, gewesen, ob dieselben von Gott also verordnet, oder von Menschen erdacht und eingesetzt, von Gott aber nur zugelassen und bestätigt seien. Weil bei den Alten ein großer Hader und Zank über diese wichtigen Fragen entstanden seien, hätten gelehrte, fromme und gottesfürchtige Männer unter ihnen gezeigt, daß die verschiedenen Stände wirklich von Gott selbst eingesetzt und nicht menschlichen Ursprungs seien. Um aber ihrer Meinung bei „Jung vnd Alt, Frawen vnd Man" Eingang zu verschaffen, hätten diese Männer die Wahrheit ihrer Ansicht nicht blos aus der Schrift in gründlichen Auseinandersetzungen bewiesen, sondern sie hätten sich auch beflissen, dieselbe „auf alle weis vnd manir den jungen leuten vnd vngelartem Pöfel ja wol einzubilden"; sie hätten diese Wahrheit daher „jnn ein fein beispiel, jnn ein gleichnis gebracht, darinn solches der jugent vnd vngelartem volck für die augen gemalt vnd öffentlich fürgestelt würde, auff das sie jhn nicht anders gedechten, denn Gott wer der, so solches Regiment vnd artiges Wesen jnn die Welt verordnet vnd verfasset hat".

Daraus geht offenbar hervor, daß unser Dichter den Stoff und dessen Ausbildung allerdings schon vorgefunden hat; man könnte sogar aus seinen Worten schließen, daß die ihm vorliegende Bearbeitung eine dramatische gewesen sei, da er sagt: daß die Wahrheit von der göttlichen Einsetzung der Stände von den Alten in ein Beispiel oder Gleichniß gebracht worden, „darinn sie der jugent vnd vngelartem volck für die augen gemalt vnd öffentlich fürgestelt würde". Allein dieser Annahme widerspricht eine andere schon oben berührte Stelle der Dedication, in welcher es heißt: „Vnd nachdem solche gleichnis oder ebenbild der alten nicht allein viel gute lehr vnd Exempel jnn sich schleust, sondern auch sonst jnn sich selbst lieblich vnd lustig ist, vnd derhalben auch vielen gelarten leuten nicht vbel gefallen, habe ich gedacht, mich darüber zu setzen, vnd solches in Reim Tragedien weis zuuerfassen." Wäre die Quelle, aus welcher Cnostinus geschöpft, ebenfalls ein Drama gewesen, so hätte er sich über seine eigene dramatische Bearbeitung nicht so ausdrücken, er hätte sie nicht so unbedingt als eine ihm eigenthümliche Form der Behandlung des Stoffs hinstellen können. Und so wird man den oben schon angeführten Ausdruck „verdeudschet" nicht so verstehen müssen, als ob er das Gedicht aus einer fremden Sprache übersetzt habe: es heißt aller Wahrscheinlichkeit nach nur so viel, daß er den Stoff, der bis dahin nur in einer fremden Sprache behandelt worden sei, nunmehr auch in deutscher Sprache bearbeitet habe.

Was uns aber vorzugsweise bewegt, die Arbeit unsers Cnostinus für dasselbe Gedicht zu halten, von welchem Melanchthon in seinem Briefe an den Grafen von Wied spricht, ist die merkwürdige Übereinstimmung zwischen dem Inhalt und dem Gang der Tragödie und der von Melanchthon mitgetheilten Erzählung, welche letztere von der erstern nur darin abweicht, daß sie von der Ermordung Abel's durch Kain keine Erwähnung macht, was im Drama noch ausführlich behandelt ist. Vielleicht hat aber Melanchthon nur den ihn besonders anziehenden Theil mitgetheilt, das Übrige aber, als nicht zu seinem Zwecke gehörend, mit Stillschweigen übergangen.

Melanchthon's Erzählung ist aus Grimm's Abhandlung bekannt und kann überdies in des Reformators Werken (Ausgabe von Bretschneider, Bd. 3, S. 653) nachgelesen werden; wir wollen hier nur mittheilen, wie Cnostinus in seiner sehr selten gewordenen Tragödie den Stoff behandelt hat.

Die Personen der Tragödie sind: Gott der Vater, Eva, Abel, Seth, Kain, Adam, Teuffel. Mehre Töchter Adam's werden zwar im Spiele selbst eingeführt, ohne daß ihnen jedoch der Dichter bestimmte Worte in den Mund legte. Den Anfang macht ein „Prologus", in welchem der Zweck des Dramas entwickelt, und ein „Argument oder inhalt", in welchem nach damals gebräuchlicher Sitte der Dichter erzählt, was in dem Drama vorkommen soll.

Im ersten Act erscheint Gott der Vater mit seinen Engeln; er will sehen, was die Menschen, „das allerliebst geschöpff mein", und ihre Kinder treiben; es dauert ihn, daß sie in Folge des Sündenfalles in so schlimme Lage gerathen seien; er will sie trösten. Eva sieht von ungefähr aus dem Fenster und wird gewahr, daß der Herr kommt. Sie erschrickt, weil sie noch nicht alle Kinder gewaschen hat, und heißt Kain und die übrigen, welche noch nicht gereinigt waren, sich in das Stroh verstecken; zu den andern, welche schon geputzt sind, sagt sie:

Ir aber, welch ich gwasschn hab rein,
Sollen wol züchtig stehn vnd fein,
Den HErren grüßen züchtiglich,
Reichen ewer hand seuberlich.

Den Abel insbesondere ermahnt sie, zum Herrn zu gehen, ihn zu grüßen und seine Lehre wohl zu merken. Darauf geht sie Gott entgegen und heißt ihn willkommen, ihre Freude darüber aussprechend, daß Gottes Majestät sich herablasse, zu ihnen herabzusteigen. Gott verspricht ihr, daß er stets ein gnädiger Gott sein und ihnen in ihrem Elend allen Trost gewähren würde, worauf Abel und Seth kommen und den Herrn grüßen. „Dasselbige sagten auch die andern schwester", fügt der Dichter **erzählend** hinzu. Gott freut sich über der Kinder Frömmigkeit und lobt die „Eua schön", daß sie ihre Kinder nicht blos am Leib geziert, sondern sie auch in „zucht und ehr" auferzogen habe. Das sei aber nur der Anfang; nun müsse sie dieselben auch lehren, daß sie zu Gottes Erkenntniß vornämlich geboren und auserwählt seien, sein Wort in der Welt zu predigen; sie solle denselben sagen, was der Tod sei und was die Frommen und die Bösen im künftigen Leben zu erwarten hätten. Eva verspricht, Dies thun zu wollen, und fügt hinzu, sie gedenke ihres „grausamen" Falles und erkenne die Gnade, die Gott den Menschen ohne ihr Verdienst trotzdem angedeihen lasse. Deshalb bemühten sie sich, ihre Kinder zu frommen und gerechten Menschen zu erziehen, damit sie Gott nicht erzürnten. Sie wisse wohl, welche große Pein und Noth die Kinder treffen würde, wenn sie von ihm abfielen. Deshalb gäben sie sich alle Mühe, die Kinder mit Gott bekannt zu machen, ihnen zu zeigen, was Gott haben wolle und daß es das ewige Leben gelte. Aber, fährt Eva fort (V. 317—324),

Abr lieber Gott, wöl selber sie
Examinirn, so hörstu, wie
Vnd was sie nu gelernet han,
Auff das du sie könst auff die ban
Mit deines heilgen Wortes geist
Bringn, vnterweisen allermeist,
So etwas ist, welchs sie nicht recht
Gelernt habn, oder vergessen schlecht.

Nun ruft Gott Abel herbei und heißt ihn, seines „glaubens artickel" hersagen. Abel gehorcht und erwähnt in 131 Versen (329—520) die wichtigsten Punkte des Katechismus. Ich glaube, sagt er, daß Gott allmächtig, weise, fromm und gerecht ist, und daß er die ganze Welt erschaffen, daß er alle seine Werke wunderbar geordnet, den Lauf des Himmels, sowie die Veränderung der Zeiten und Jahre bestimmt und den Kräutern ihre Kraft gegeben habe, damit dies Alles bezeuge, daß die Welt nicht von sich selbst entstanden sei. Den Menschen habe Gott Muth und Sinn gegeben, damit sie ihn verstünden und daß in ihrem Gemüthe wie in einem feinen Bilde die Erkenntniß Gottes sei. Auch habe er den Menschen Verstand gegeben, welcher ihnen anzeige, was er haben wolle und welche Werke ihm wohlgefällig seien und welche er nicht leiden wolle. Vorzeiten habe Gott seinen Ältern ein Gebot gegegeben, ihrem Schöpfer gehorsam zu sein; wenn sie dieses befolgt hätten, so würden die Menschen nicht dem Tode anheimgegeben sein und alle ihre Sünden wären von ihnen gewichen. Aber der Teufel, der Gott von Herzen hasse, habe, um Gottes Werke zu Schanden zu machen, die Ältern betrogen und sie in große Noth gebracht, sie mit falschem Rath verblendet, daß sie vergessen, was sie Gott schuldig seien und ihn dadurch erzürnt hätten. Gott habe die Menschen nicht sündhaft geschaffen, sondern die Sünde sei durch des Teufels Rath, durch des Menschen Willen und böse That in die Welt gekommen, woraus der Tod erfolgt sei. Doch habe Gott das Menschengeschlecht nicht ganz verderben wollen, damit auf Erden Leute wären, die ihn lobten und liebten. Er habe daher der Mutter mit einem Eid gelobet, er wolle ihr „ein samen geben", durch welchen wir selig werden sollten, und um dessen willen er den Menschen gnädig sein, sie erhören, der ewigen Seligkeit theilhaftig machen, ihnen einen klaren Verstand, Gerechtigkeit und Weisheit verleihen wollen. Die Schlange aber hasse diesen Helden, werde ihn in die Ferse beißen und alle seine Anhänger grausam zerfleischen. Indeß der Held werde der Schlange Haupt zertreten, denn in dem Samen werde göttliche und menschliche Natur vereinigt sein; er werde den Tod stürzen und seinen Feind, die Schlange, in unaussprechliche Plage und Pein verwerfen.

Er glaube ferner, daß die Opfer, welche der Vater Gott bringe, ein Bild des Samens seien, welcher sich auch für die Menschen opfern und Gott versöhnen würde. Denn Gott würde ihnen gnädig sein, wenn sie glaubten, daß er ihnen nicht des Opfers wegen, sondern um des Samens willen verzeihe. Und obgleich der Tod und anderes Unglück bei dem sterblichen Körper verbliebe, so werde doch ein neues Leben bei Denen beginnen, die ihr Leben lang an Gott glauben und durch Christum gehorsam sind, der am Ende kommen werde, alle Welt zu richten, die Gläubigen zu belohnen, Die aber zum Feuer und zu ewiger Pein zu verdammen, die den Samen schmähen und verachten. Er glaube, es seien alle Menschen berufen, die Wunder Gottes zu seiner Ehre auszubreiten, damit Gottes Ehre, Zorn und Gnade immer mehr bekannt, gefürchtet und hoch gepriesen würden und die Menschen in den Himmel kämen, welche sich durch keine Gefahr von Gott abwendig machen lassen sollen. Denn immer werde Gottes Reich Verkündiger haben, wenn sich auch der Teufel noch so sehr dawider setzte; denn Gott würde den Frommen im Kampfe beistehen. Deshalb rufe er diesen Gott an, der uns um des Samens willen die Seligkeit verheißen habe; er fürchte ihn, bete zu ihm und bitte ihn, daß er sein Auge auf ihn wende, ihm gnädig sei, ihn auf der guten Bahn behalte. Er glaube auch, daß sein Gebet um des Samens willen, welcher allein Gottes Zorn stillen könne, erhört werde. Auch bitte er zu Gott, derselbe wolle unter den Menschen die rechte Erkenntniß erhalten und mehren. Und, schließt er:

Vnd dieweil er vns das lebn gibt,
Getreid, korn, kleider vnd alles mit,
Bit ich, daß er vns hinfürder wil
Erhalten, gebn gut, nicht zu viel,
Erhaltn mein gsunden vnd jungen leib,
Mein Eltern vnd all man vnd weib,
Für all mein lieben Eltern sehr,
Auff das vns nicht gebrech an lehr,
Auff das sie vns Regiren thun
Vnd lernen Gottes forchte nun,
Bit auch, das er mein brüder all
Vnd meine schwestern allzumal
Regiren wil, auff das sie recht
Gottfürchtig leben, from vnd schlecht,
Zu Gottes lob vnd seinem preis,
Zu ehr dem globten samen weis.

(Der Beschluß folgt.)

Verantwortlicher Herausgeber: **Heinrich Brockhaus**. — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 223. —— 11. August 1846.

Georg Christoph Lichtenberg.

(Fortsetzung aus Nr. 222.)

Das Angeführte genügt, um Lichtenberg's Urtheil und Stimmung über die deutsche schöne Literatur seiner Zeit und zugleich seinen Geschmack überhaupt im Allgemeinen zu erkennen. Es zeigt sich in Allem ein sehr scharfer und klarer Verstand, ein selbstgebildetes, unbestechliches Urtheil, ein gereiftes Nachdenken und eine große Consequenz; aber im Ganzen ist doch seine Ansicht, sein Geschmack nicht ganz befriedigend, nicht frei genug. Zwanzig oder dreißig Jahre früher hätte er mit seiner Geringschätzung der deutschen Literatur noch eher Recht gehabt (Dasselbe gilt auch von der berühmten Schrift Friedrich's des Großen über die deutsche Literatur); aber daß er so urtheilen konnte in den Jahrzehnden, wo die deutsche Poesie und Literatur ihren schönsten Aufschwung nahm, beweist: daß er sie entweder großentheils ignorirte oder daß ihm der eigenthümliche Sinn fehlte, um ihre Vorzüge zu fassen; und man wird behaupten dürfen, daß Beides theilweise der Fall war. Sein Mistrauen gegen sie gesteht Lichtenberg selbst zu, und mit den Jahren mag dieses noch gestiegen sein; zumal da die ursprüngliche Verstimmung gegen die Schwärmerei, gegen die Geniesucht, die ihm noch lange in der deutschen Literatur fortzugähren scheinen mußte, schwerlich mehr ganz in ihm überwunden werden konnte. Das völlige Ignoriren Schiller's ist in dieser Hinsicht charakteristisch. Aber auch der höhere Sinn für das Poetische fehlte ihm zum Theil. Das Größte freilich in der Poesie, Homer und Shakspeare, wußte er sehr gut zu schätzen; ja, er glaubte diese Dichter besser zu verstehen, richtiger zu würdigen als die Meisten; er besaß einen gesunden Geschmack für das Wahre, das Verständige, das Große, und durfte sich dessen wohl rühmen gegenüber kränklichen und schwächlichen Schöngeistern, welche wie Schmetterlinge nur an den Arabeskenblumen, den leichten Blüten der Poesie naschten und sich berauschten; er war auch nichts weniger als gleichgültig gegen die schöne Form, sondern legte auf sie, auf gedrängte und concise Sprache einen hohen Werth: aber die Regionen der Phantasie, des Herzens, des Gemüthes waren ihm nicht ebenso zugänglich und heimisch; und bei einer nicht in dem Grade realistischen und verständigen Poesie, wie er sie wünschte, witterte er sogleich Schwärmerei, klagte über leere Empfindsamkeit, Hohlheit, Unmännlichkeit.

> Unsere dramatischen Dichter und Romanschreiber erzählen uns Nichts als Empfindungsbezeugungen. Deswegen hassen wir die Gesellschaft ihrer Helden, wie die von Schulknaben.

Für einen so positiven und praktischen Geist wie Lichtenberg war nicht nur die phantastische Poesie (ohne Beimischung von Satire und Humor), sondern eigentlich auch die lyrische Poesie unschmackhaft: er erkannte darin nur ein willkürliches und nutzloses Sichentfernen von der Naturwahrheit, Ideenarmuth, ein müßiges Spiel leerer Köpfe. Das Epos und das Drama, lebendige Darstellungen von Charakteren, von Thaten und Ereignissen der Wirklichkeit, waren für ihn; und je mehr reales Leben und Verstand ihm darin begegneten, desto mehr bewunderte er sie. Damit war er allerdings davor gesichert, je etwas Leeres und Nichtiges zu loben; aber ohne Zweifel überschätzte er oft jene Eigenschaften und verkannte andere poetische Tugenden. Wie ungebührlich hoch stellt er Fielding's „Tom Jones" und wie ungebührlich geringschätzig spricht er von Goethe's „Werther"! Sophokles und Äschylos haben wir bei ihm nicht erwähnt gefunden; wir zweifeln ob ihm diese hohe, ideale Poesie zugesagt hätte; aber der Satiriker Horaz, der feine, verständige Hof- und Weltmann, war ein Lieblingsdichter von ihm. Von dem englischen Dichter Pope, dem Verfasser eines Lehrgedichts und satirischer Gedichte, hat er die Lebensbeschreibung nach Sam. Johnson gegeben und ihn höchlich gepriesen. Philosophische Lehrgedichte wünschte er auch von Deutschen versucht. Damit mehr Stoff in die Literatur käme, sollten Gelehrte sich mehr darauf legen, Empfindungen und Beobachtungen zu Buche zu bringen. Mit einem Worte, den Einfluß der Erfahrung und Beobachtung des Lebens auf die Literatur findet er mit Recht viel bedeutender bei den Engländern, welche er nach seinem Wesen weit den Deutschen vorziehen muß, weil sie mit gesunderm realistischem Sinn die Mitte treffen zwischen pedantischem Bücherwissen und Schulgelehrsamkeit und sentimentaler oder geniesüchtiger Überschwänglichkeit.

Wir gehen jetzt zu Lichtenberg's eigenem Charakter als Autor und, so weit es nöthig ist, als Mensch über,

welcher sich jedoch im Bisherigen schon deutlich ausgesprochen hat. In jeder Hinsicht ein scharfer Beobachter, hat Lichtenberg diese Gabe auch in Bezug auf seine eigene Person bewährt, und den „Charakter einer mir bekannten Person" geschildert, woraus wir einige Züge ausheben:

Ihr Körper ist so beschaffen, daß ihn auch ein schlechter Zeichner im Dunkeln besser zeichnen würde; und stände es in ihrem Vermögen, ihn zu ändern, so würde sie manchen Theilen weniger Relief geben ... Er hat die Gabe, sich gesunde Tage zu Nutze zu machen, in einem hohen Grade. Seine Einbildungskraft, seine treueste Gefährtin, verläßt ihn alsdann nie. Geliebt hat er nur ein- oder zweimal; das eine Mal nicht unglücklich, das andere Mal aber glücklich. Er gewann blos durch Munterkeit und Leichtsinn ein gutes Herz ... Von der Religion hat er als Knabe schon sehr frei gedacht, nie aber eine Ehre darin gesucht, ein Freigeist zu sein, so wenig als darin, Alles ohne Ausnahme zu glauben. Er kann mit Inbrunst beten, und hat den 90sten Psalm nie ohne ein erhabenes, unbeschreibliches Gefühl lesen können. Für Assembleen sind sein Körper und seine Kleider selten gut, und seine Gesinnungen selten ... genug gewesen ... Lesen und Schreiben ist für ihn so nöthig als Essen und Trinken. An den Tod denkt er sehr oft und nie mit Abscheu; er wünscht, daß er nur Alles mit so vieler Gelassenheit denken könnte, und hofft, sein Schöpfer werde dereinst sanft ein Leben von ihm abfodern, von dem er zwar kein allzu ökonomischer, aber doch kein ruchloser Besitzer war ... E...n, dessen vortreffliches Herz immer für die menschliche Natur einen gehörigen Rabatt rechnet, würde zu vortheilhaft von mir urtheilen; und ich wollte, Jedermann dächte von mir sowie er, so würde ich, ohne bewundert zu sein, von Jedermann hochgeschätzt werden ... Schon in meinem achten Jahre wurde ich durch des Glasers S.... Knaben auf die Vorstellung von der Seelenwanderung geleitet ... Mein Glaube an die Kräftigkeit des Gebets; mein Aberglaube in vielen Stücken; Knieen, Anrühren der Bibel und Küssen derselben; förmliche Anbetung meiner heiligen Mutter; Anbetung der Geister, die um mich schwebten ... Es thun mir viele Sachen weh, die Andern nur leid thun ... Ich wünschte, ich wäre in meinen Bemühungen, das menschliche Herz kennen zu lernen, minder glücklich gewesen ... Ich habe die Hypochondrie studirt, mich so recht darauf gelegt. Meine Hypochondrie ist eigentlich eine Fertigkeit, aus jedem Vorfalle des Lebens die größtmögliche Quantität Gift zu eigenem Gebrauche auszusaugen ... Einer der merkwürdigsten Züge in meinem Charakter ist gewiß der seltsame Aberglaube, womit ich aus jeder Sache eine Vorbedeutung ziehe und in Einem Tage hundert Dinge zum Orakel mache. Jedes Kriechen eines Insekts dient mir zur Antwort auf eine Frage über mein Schicksal. Ist Das nicht sonderbar von einem Professor der Physik? ... Ich sehe die ganze Welt als eine Maschine an, die da ist, um mich mein Leiden und meine Krankheit auf alle mögliche Weise fühlen zu lassen. Ein pathologischer Egoist! Es ist ein höchst trauriger Zustand. Diese Krankheit ist eine schon zur andern Natur gewordene ... Ich war zuweilen nicht im Stande zu sagen, ob ich krank oder wohl wäre. Meine Phantasie wurde scheu, sowie Pferde, und lief fort mit mir ... Seit 1791 regt sich in mir ... ein außerordentliches, fast zu schriftlichen Thätlichkeiten übergehendes Mistrauen gegen alles menschliche Wissen, Mathematik ausgenommen ... Ich habe überhaupt sehr viel gedacht, viel mehr als ich gelesen habe. Könnte ich das Alles, was ich zusammen gedacht habe, so sagen, wie es mir ist, nicht getrennt, so würde es gewiß den Beifall der Welt erhalten ... Wann ich so ganz keinen Schmerz fühle, was zuweilen der Fall ist, wann ich mich zu Bette lege, habe ich diese Glückseligkeit so ganz empfunden, daß ich Freudenthränen geweint habe, und dieser stille Dank gegen meinen Schöpfer machte mich noch ruhiger. O! Wer so sterben könnte! ... Ich finde fast gar keine Unterhaltung mehr, als durch meinen eigenen Kopf, der immer beschäftigt ist. Ich merke sehr wohl, daß mich Gesellschaft aufheitert; ich vergesse mich da, oder vielmehr mein Kopf empfängt, statt zu schaffen, und ruht daher ... L. war im Herzen gut, nur hat er sich nicht immer die Mühe genommen, es zu scheinen. Mein größter Fehler, der Grund von allem meinem Verdruß. Eine desultorische Lecture ist jederzeit mein größtes Vergnügen gewesen ... Wenn nur der Scheidepunkt erst überschritten wäre! Mein Gott! wie verlangt mich nach dem Augenblick, wo die Zeit für mich aufhören wird, Zeit zu sein; wo mich der Schoos des mütterlichen Alles und Nichts aufnehmen wird, in dem ich damals schlief, als der Haynberg angespült wurde; als Epikur, Cäsar, Lucrez lebten und schrieben, und Spinoza den größten Gedanken dachte, der noch in eines Menschen Kopf gekommen ist ... Man ist nie glücklicher, als wenn uns ein starkes Gefühl bestimmt, nur in dieser Welt zu leben. Mein Unglück ist, nie in dieser, sondern in einer Menge von möglichen Ketten und Verbindungen zu existiren, die sich meine Phantasie, unterstützt von meinem Gewissen, schafft ... Ich kann den Gedanken nicht los werden, daß ich gestorben war ehe ich geboren wurde und durch den Tod wieder in jenen Zustand zurückkehre ... Ich habe oft stundenlang allerlei Phantasien nachgehängt, in Zeiten, wo man mich für sehr beschäftigt hielt. Ohne diese Phantasiencur wäre ich nicht so alt geworden.

Diese von Lichtenberg selbst aufgezeichneten Züge deuten auf eine ganz eigenthümliche geistige Organisation hin, und Derjenige würde ihn ganz falsch auffassen, der ihn, als einen Satiriker, aus einem eminenten Verstande, aus einer scharfen Beobachtungsgabe für die Schwächen und Thorheiten der Menschen und einer gehörigen Dosis von Bosheit construiren wollte. Von Bosheit und Schadenfreude scheint Lichtenberg gerade, als Mensch, ganz frei und vielmehr sehr wohlwollend, menschenfreundlich und aufrichtig gewesen zu sein. Er besaß ein lebhaftes und starkes Gefühl für das Rechte und Gute, wie für das Schöne und Wahre; er war aber auch der tiefsten Empfindungen fähig, beim Sonnenaufgang z. B., wo er oft Thränen weinend niederkniete und sein Herz die ihm theuersten Wesen umfaßte. Er spricht von dem Eindruck, den auf ihn die Worte: „Ehe denn die Berge wurden, und die Welt geschaffen worden, bist du Gott von Ewigkeit zu Ewigkeit", die er sich selbst vorsagte, in der Westminster-Abtei machten:

Über mir die feierlichen Gewölbe, wo der Tag immer in einer heiligen Dämmerung trauert; unter mir die Reste zusammengestürzter Pracht, der Staub der Könige; und um mich her die Trophäen des Todes!

Er hängt in London beim Mondschein in der Feierlichkeit des Abends seinen Lieblingsbeschäftigungen mit wollüstiger Schwermuth nach; er hört von einer Orgel den vortrefflichen Choral spielen, sodaß ihn ein unbeschreiblich andächtiger Schauer überläuft; und er schließt:

Vor mir lag das majestätische Gebäude (die Westminster-Abtei) vom vollen Monde erleuchtet; es war Abend vor Ostern; hier zu diesem Fenster stieg Karl hinaus, um die vergängliche Krone mit der unvergänglichen zu vertauschen! — Gott, was ist weltliche Größe!

Durchaus nicht Leichtfertigkeit, Böswilligkeit, Frivolität war es also, was der Satire, dem Witz und Hu-

mor Lichtenberg's zu Grunde lag; wol aber mochte ihm eine durchdringende Menschenkenntniß viele Illusionen, die der gutmüthige Optimist sein Lebelang hegt, zerstört, ihn mistrauisch und vorsichtig gemacht haben; und das in ihm liegende, bei manchen Veranlassungen hervortretende tiefe Gefühl ward für gewöhnlich überwogen durch eine verständige Nüchternheit, die ihm theils natürlich, theils auch für seine reizbare und schwächliche Organisation heilsam war, weil sie weniger die Kräfte verzehrte. Großer, rascher Verstand und treffende Beobachtungsgabe waren allerdings die hervorstechenden Züge seiner Natur; aber bemerkenswerth ist, daß er dabei doch weit mehr ein innerlicher als ein auf das Äußere gerichteter Mensch war, wie man von einem satirischen Schriftsteller vorauszusetzen versucht sein könnte. So gesund größtentheils Lichtenberg's Ansichten, so kräftig und männlich sie ausgesprochen sind, dürfen sie doch nicht geradezu als hervorsprudelnd aus der Quelle eines ausnehmend klaren und scharfen Verstandes und eines den Besitzer beglückenden Witzes betrachtet werden. Ohne Zweifel fiel die Production derselben dem feinorganisirten Manne nicht immer so leicht: oft mochten ihn die Meinungen, die Handlungen, die Schriften und Absichten Anderer herb verletzen, verstimmen, reizen, ehe er durch die Reaction seines Witzes dazu kam, mit Spott und Satire dagegen aufzutreten; und was der freie Erguß der heitersten Laune schien, war wol nicht selten dem trüben Mismuth eines tief hypochondrischen, aus allen Dingen Gift für sich selbst saugenden Geistes abgerungen. Meist schrieb er über Dinge, die ihm sehr am Herzen lagen, und der Grund von Ernst verleugnet sich selten dabei; wodurch freilich, was er schrieb, um so mehr Werth bekam. Hauptsächlich darf hier an seine Schriften über und gegen Physiognomik erinnert werden, wo unter der glücklichen scherzhaften Behandlung ebenso sehr der wissenschaftliche Unwille über ein unwissenschaftliches Treiben als die moralische Gereizheit und Entrüstung über ein Beginnen hervorleuchtet, das angeblich die Beförderung der Menschenliebe beabsichtigte, in der That aber zur größten Ungerechtigkeit Anlaß gab. Gewiß waren häufig Lichtenberg's anscheinend heiterste, glänzende witzige Einfälle ursprünglich trübe, aber durch seinen scharfen Verstand, durch Nachdenken, Hin- und Herwenden, und eine treffende Sprache geläuterte Eindrücke; oder es wurde Das, was er als ganz unbetheiligter Beobachter auszusprechen schien, geschärft durch ein geheimes Gefühl des Mangels, der Unzufriedenheit mit sich selbst. So schildert er z. B. mit größter Bewunderung Garrick's Spiel und leitet dessen Vortrefflichkeit zum Theil von seinen körperlichen Vorzügen ab:

Seine Gliedmaßen haben das gefälligste Ebenmaß und der ganze Mann ist auf die gefälligste Weise beisammen. Es ist an ihm kein dem geübtesten Auge sichtbares Gebrechen, weder in den Theilen, noch in der Zusammensetzung, noch in der Bewegung. In der Letztern bemerkt man mit Entzücken immer den reichen Vorrath von Kraft. Man fühlt sich selbst leicht und wohl, wenn man die Stärke und Sicherheit in seinen Bewegungen sieht, und wie allgegenwärtig er in den Muskeln seines Körpers scheint. In seinem Gesichte sieht Jedermann, ohne viel physiognomisches Raffinement, den glücklichen schönen Geist auf der heitern Stirn, und den wachsamen Beobachter und witzigen Kopf in dem schnellen, funkelnden und oft schalkhaften Auge.

Und von der Tänzerin Bacelli schreibt er:

Was das für ein Vergnügen ist, zu sehen, wie auf das Signal einer bezaubernden Musik sich das Gewühl figurirender Luftspringer wie eine See bricht, um diese junge Venus zu einem Solo hervorschweben zu lassen, — wenn man Das Solo nennen kann, wo tausend Herzen mithüpfen.

Ganz gewiß spricht hier der geübte, glückliche Beobachter, mit offenstem Sinn für schöne Formen begabt; aber gewiß mußte bei ihm dies Vergnügen an der schönen Organisation Anderer, an ihrer Kraft und Fülle, zuerst von einem schmerzlichen Gefühl des ihm in dieser Beziehung Versagten begleitet sein, und mußte erst dies Gefühl übermeistern und niederkämpfen, ehe es ganz rein und unvergällt in ihm waltete und sich aussprach. Minder geisteskräftige und minder edle Naturen würden sich dagegen leicht von dem Anblick solcher Schönheit und Vollkommenheit mit bitterm Neid und Verdruß abgewendet oder ihnen doch nicht den Tribut der entzückten Bewunderung dargebracht haben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Hans Sachsen ungleiche Kinder Evä und eine frühere Bearbeitung des Stoffes.

(Beschluß aus Nr. 222.)

Wir haben Abel's Rede so ausführlich mitgetheilt, damit man die Überzeugung gewinne, daß die Erzählung Melanchthon's so zu sagen wörtlich mit der Erzählung unsers Dichters übereinstimmt, sodaß der Eine den Andern nothwendig gekannt haben muß. Es läßt sich aber wol nicht annehmen, daß Cnostinus Melanchthon's Brief an den Grafen von Wied zu Grunde gelegt habe, da er sich sonst gewiß auf ihn berufen, da er, der arme unbekannte Student, gewiß schon durch den Namen des hochverehrten Mannes seinem Gedicht Bedeutung zu geben gesucht haben würde. Viel eher läßt sich voraussetzen, daß Melanchthon den Namen des unbedeutenden Studenten als unwesentlich verschwiegen habe.

Wir gehen zur weitern Entwickelung des Ganges der Tragödie zurück, wollen uns hierbei aber nur auf die wichtigsten Momente beschränken.

Nachdem Abel vollendet, ruft Gott den Seth auf, welcher in kürzerer Rede den Inhalt des von Abel Gesagten wiederholt, worauf Gott die beiden Knaben lobt, daß sie so „fein ordentlich" geantwortet hätten. Er vermahnt sie nun, auf dem guten Wege zu beharren und ihren Ältern gehorsam zu sein. Auch Eva wird gelobt, daß sie ihre Kinder so gut erziehe, worauf Gott ihr befiehlt, den Kain und die andern Töchter aus ihrem Versteck im Stroh herbeizurufen, um auch diese anzuhören, wobei er ihr Vorwürfe macht, daß sie ihn nicht für allwissend gehalten habe. Eva heißt einen ihrer Knaben den Kain holen und entschuldigt sich bei Gott, daß sie ihn und die Andern versteckt habe: sie seien nicht gewaschen gewesen, daher sie nicht gewagt habe, sie vor Gottes Angesicht treten zu lassen. Gott möge ihr aber ihre Sünde verzeihen, sie wolle künftighin gläubiger sein. Unterdessen waren Kain und die andern Töchter gekommen. „Cain gehet hinzu, stehet wie ein vnflat, grüsset Gott nicht, spricht kein wort, sihet grewlich vnd hengt im das har vol stro." Auf Gottes Geheiß sagt er nun auch seinen Glauben her, der aber sehr gottlos ausfällt. Er sagt:

Ich glaub, das ein Gott sey, der hat
Allmechtig gwalt wol frü vnd spat,
Ein Schöpffer dieser grossen welt,
Der als erhelt, wies jm gfelt.
Ich halt, das man jn ehren sol
Mit opffer, darumb er auch wol
Gedeien vnserm acker gibt.
Aber ob wir von jm geliebt
Werdn oder nicht, ob er mit icht
Vnser Gebet erhört oder nicht,
Ob er die sünd auch mir vergeb,
Dieweil ich hie auff erden leb,
Da zweiuel ich an gantz vnd gar;
Vnd färder, ob es auch sey war,
Das man mir sagt vom Ewign lebn
Im himelreich vnd freud daneben,
Wil ich wol sehn, wenn ich von hin
Aus diesem leben scheiden bin.
Ich halt abr, das man züchtig wol
Des gmeinen friedes halben sol
Leben auff erden, das müg sein
Eindracht, fried vntern leuten sein.

Über diese gottlosen Reden erzürnt Gott und ermahnt Kain, sich zu bessern. „Weil ihr“, sagt er, „berufen seid, des Menschengeschlechts Väter zu sein, so solltet ihr auch mit gutem Beispiel vorangehen.“ Die Schlange würde den Kindern noch weher thun, als sie bereits den Ältern gethan; aber Denen, die an ihn und sein Wort glaubten, würde der verheißene Held Schlange und Tod überwinden helfen. Und da er wolle, daß das menschliche Geschlecht nach seinem Worte regiert werden solle, wolle er die dazu erfoderliche Einrichtung treffen. Deshalb läßt er Abel vortreten, legt ihm die Hände auf und weiht ihn zu einem Priester, wobei er ihm die Wichtigkeit dieses Berufs eindringlich ans Herz legt. Den Seth macht er zum König, ermahnt ihn, die Lehren seines Bruders zu befolgen und zu beschützen, Alle zu tödten, die falsche Lehren verbreiteten. Kain aber sollte ihr Knecht und Diener sein und durch Furcht vor Gesetzen, Strafe und Pein gezwungen werden, recht zu leben; worauf er Eva nochmals kürzlich ermahnt, ihre Kinder in Gottesfurcht zu erziehen. Diese jammert über ihren unglücklichen Fall, der so traurige Folgen für sie und ihre Kinder habe; Gott tröstet sie und wiederholt die Verheißung von einem künftigen Heiland, worauf er sie nochmals segnet und dann gen Himmel fährt.

So weit geht Melanchthon's Erzählung und der erste Act der Tragödie. Im zweiten Act kommt Adam zu Eva, die ihm erzählt, was in seiner Abwesenheit vergegangen sei. Adam erkennt darin Gottes fortdauernde Liebe, wofür man ihm danken und opfern müsse. In der zweiten Scene tritt Kain auf, sich über Gottes Ungerechtigkeit beklagend. Doch wolle er ihm opfern, damit er seinem Korn Gedeihen gebe und ihn nicht noch mehr vermaledeie. Übrigens glaube er, daß sein Bruder Gott gegen ihn gereizt habe. Er wolle es ihm gedenken und die Priesterschaft solle ihm theuer zu stehen kommen. In der dritten Scene spricht Abel in einem Monolog seinen Dank gegen Gottes Güte aus.

Der dritte Act beginnt mit einer Anrede Adam's an seine Kinder, denen er seine Absicht, Gott ein Opfer zu bringen, bekannt macht, worauf er das Opfer beginnt und zu Gott betet. Sodann bringt Abel sein Opfer, wobei er in seinem Gebet insbesondere Gott anfleht, er möge Kain's Herz zum Guten wenden. Als nun die Reihe an Kain kommt, sagt dieser:

Sie da, HErr, iss vom korne mein!
So du wilt, las dirs gfellig sein;
Gib meinem korn hierumb, bit sehr,
Gedeien vnd viel gersten mehr.
Kan dich nicht viel hoffiren thun;
So dirs gefelt, entzündes nun.
Wiltu, Gott, nicht, so las es stehn,
Ich will auch wol bald dauon gehn.

Da ruft ihm Gott vom Himmel herab, sich zu bessern, sonst würde er ihn an Leib und Seele strafen. Adam fleht den Herrn an, er möge Kain ein ihm wohlgefälliges Herz geben und Verstand, daß er das Gute erkenne.

Im vierten Act spricht Kain seinen Entschluß aus, sich an Abel zu rächen. Nun kommt der Teufel und sucht ihn in seinem Vorsatz zu bestärken, indem er ihm lebendig ausmalt, wie ungerecht Gott gegen ihn sei und was er für ein unglückliches Leben zu gewärtigen habe, da er seiner Brüder Knecht sein müsse. Kain fragt ihn, wer er sei; der Teufel entgegnet, er sei vormals ebenfalls ein Himmelsbewohner gewesen, sei aber fortgegangen, weil er gesehen, wie ungerecht es dort zugehe. Er habe Mitleiden mit ihm und rathe ihm, seinen Feind aus der Welt zu schaffen; und endlich verspricht er ihm, sich seiner anzunehmen, ihn zu einem großen Herrn zu machen, wenn er es thue. So wird Kain noch mehr gereizt, und da sein Bruder (zweite Scene) kommt, erschlägt er ihn. In der dritten Scene kommt Gott und verflucht den Brudermörder. Da ergreift ihn Todesangst: er fürchtet, daß wer ihm begegne, ihn erschlagen würde; worauf Gott erwidert, daß Abel's Tod siebenfach an seinem Mörder gerächt werden würde. Die Menschen würden ihn fürchten, ihm aber kein Leid anthun. Kain spricht nun seine Verzweiflung aus (vierte Scene), worauf der Teufel kommt und seine Freude darüber ausdrückt, daß Kain sich habe verführen lassen; und so wie Abel, so solle es künftig allen Pfaffen ergehen.

In dem „Epilogus oder schlußrede“ macht der Dichter die Zuhörer auf die Wahrheiten aufmerksam, welche in der Tragödie enthalten seien.

Daß auch der letzte Theil mit der Komödie von Hans Sachs vielfältig übereinstimmt, obgleich Melanchthon's Erzählung nicht mehr zu Grunde liegen konnte, wird man schon aus unserer kurzen Inhaltsanzeige ersehen; in einzelnen Punkten geht diese Übereinstimmung bis in das kleinste Detail herab. Ob Hans Sachs unsern Gnostinus gekannt, oder ob Beiden eine und dieselbe Quelle zu Grunde gelegt haben, welche ihnen den Weg schon ganz vorgezeichnet, können wir unmöglich bestimmen, da uns alle Angaben fehlen, die darüber Auskunft ertheilen könnten.

65.

Literarische Notiz aus Frankreich.

Kürzlich ist in Paris erschienen: „Description géographique, historique et archéologique de la Palestine“, von Munk. Das interessante Werk besteht aus fünf Büchern: das erste ist dem physischen und topographischen Zustand Palästinas gewidmet; das zweite den verschiedenen heidnischen Bevölkerungen, welche vor der Invasion der Hebräer unter Josuah das Land bewohnten; das dritte der Geschichte der Hebräer von Abraham bis zur Babylonischen Gefangenschaft; das vierte schildert den sittlichen, socialen und wissenschaftlichen Zustand der Hebräer bis zu der Zeit, da sie einen besondern Staat bildeten; das fünfte Buch endlich macht uns bekannt mit der Geschichte Palästinas von der Babylonischen Gefangenschaft bis zu Zerstörung des Tempels durch Titus. Ein Anhang liefert ein übersichtliches Gemälde der Begebenheiten, die sich von Jerusalems Zerstörung bis auf unsere Tage in jenem Lande zugetragen haben. Der Verf. verbindet die Kenntniß des Hebräischen und anderer orientalischen Sprachen mit seiner Kenntniß des Englischen, Deutschen u. s. w. und hat im Orient Reisen gemacht. Demnach hat ihm Nichts gefehlt, um eine genaue Kenntniß von Wörtern und Sachen zu erwerben. Hinsichtlich der Ansichten und Glaubensmeinungen gehört der Verf. der jüdischen Religion an; doch eignet er gewissen Theilen der Heiligen Schrift einen andern Charakter und einen andern Ursprung zu als es die jüdischen und christlichen Traditionen thun.

31.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 224. —— 12. August 1846.

Georg Christoph Lichtenberg.

(Fortsetzung aus Nr. 223.)

Lichtenberg's intellectuelle Begabung, die jedoch von seiner Gesammtorganisation und von seinem gemüthlichen und sittlichen Charakter nicht zu trennen ist, muß vorzugsweise als eminenter Verstand bezeichnet werden, und als glücklichster Witz, in engster, gegenseitiger Durchdringung, — als verstandvollster Witz oder witzigster Verstand. Sein Verstand war nicht blos jener mathematisch-logische, welcher gegebene Begriffe oder Größen schnell und richtig auffaßt, oder Ursachen und Wirkungen mit sicherm Blick verbindet; sein Witz war nicht von der Art, wie man ihn wol bei nicht sehr verständigen Menschen findet, nicht ein zufälliges Würfeln mit Begriffen und Worten, wobei nicht selten ein erwünschter Pasch fällt; sein Verstand oder sein Denken hatte neben Dem, daß er das Gegebene richtig und scharf auffaßte oder das Gesuchte leicht fand, auch die natürliche Richtung oder den Trieb, seinen Gegenstand auch noch auf irgend eine Weise zu veranschaulichen, durch ein Bild, eine Vergleichung, einen Contrast, durch einen versinnlichenden Ausdruck. Sehr merkwürdig ist in dieser Beziehung, was er von sich erzählt:

> Sehr früh habe ich mir Dinge unter Bildern gedacht, die sich Andere entweder nicht unter diesen Bildern denken, oder wenigstens mit dem Bleistift auszudrücken nicht in sich selbst erwacht genug sind. Ich habe Bilder von Wochentagen gezeichnet ... Der Tisch wird noch in D. vorhanden sein, auf den ich vor fast zwanzig Jahren das Bild mit Tinte zeichnete, das ich mir von dem halbfreien, wochehalbirenden und zwischen Freiheit und Zwang selbst wieder getheilten, wohlthätigen Mittwochen machte.

Er setzt hinzu, er mache sich wenig aus den Schlüssen, die ein feinerer Kopf als der seinige hieraus auf seine übrigen Fähigkeiten ziehen möge. In seinen Schriften kommen mehre Beispiele von solchen barocken Versinnbildlichungen von Begriffen vor; und ohne eine solche könnte man nicht wol begreifen, wie er ein Gedicht auf den leeren Raum einer großen Erhabenheit fähig glauben konnte. Lichtenberg's großer Verstand beruht auf oder ist begleitet von einer lebhaften Einbildungskraft oder Anschauungsgabe: statt des einfachen, barocken Urtheils springt sogleich ein Complex von Urtheilen der Anschauungen hervor, worin der Faden des Verstandes deutlich erkennbar, aber von Combinationen jeder Art, ergötzlich und versinnlichend, umflochten ist. Er dachte sehr viel und wußte sehr viel, und da an seine Gedanken immer witzige Bilder, Vergleichungen u. s. w. anschossen, wurde ihm durch Übung das witzige Denken zur andern Natur, ohne daß dadurch dessen Schärfe beeinträchtigt worden wäre; aber Phantasie in einem höhern Sinne hatte — ein Dichter war er nicht. Eher wol hätte er sein witzziehendes Denken zum abstracten, reinen, philosophischen Denken zu läutern vermocht — wie Dies manche seiner Sätze und Bemerkungen beurkunden —, als daß seine Einbildungskraft sich zur wirklichen poetischen Production hätte concentriren oder gar einen Aufflug zum Idealen, als höhere Phantasie, hätte nehmen können. Wenn ihm auch das Ideale an sich nicht fremd sein mochte, so schnitt ihm doch gerade sein witziger Verstand die Zugänge dazu gleichsam ab. Schöpferisches hatte er nichts in seiner Natur: er war ein höchst geistreicher und witziger Dialektiker, aber kein komischer oder humoristischer Dichter. Ihm fehlte die unaufhaltsam strömende selbständige Ader, so viel Geist und Witz sich an sein Raisonnement ansetzte. Lange trug er sich mit dem Plane, einen komischen Roman zu schreiben, führte ihn aber nie aus, ja machte nie ernstlich Anstalt dazu, obgleich er einige Bemerkungen über Bestandtheile desselben niederschrieb. Der Held sollte ein doppelter Prinz sein, d. h. ein zusammenwachsener. Mit wie vielen witzigen Einfällen und komischen Zügen ihn auch Lichtenberg hätte ausstatten mögen, wir zweifeln, ob er hätte ganze Charaktere schaffen können: Dies scheint uns sein Talent überstiegen zu haben. Nicht blos an seiner Indolenz scheiterte der Plan: er hätte sich selbst nimmermehr genügen können. Auch ein satirisches Gedicht beabsichtigte er einmal zu schreiben. In seinem Tagebuche heißt es:

> Gegenstände der Satire in meinem Gedicht: Moden und Trachten, schlechtes Theater, ausländisches Recht, Mangel an Ehrerbietung gegen die Alten, Phlegma der Justizpflege, Affectation der Studenten, Kriechen der Professoren vor reichen Studenten, Fresserei, Zwangsehen, Unehelichkeit der Kinder außer der Ehe, Mesalliance, Empfindelei, Romane, Mondmanie, geringfügige Ursachen der Kriege, Soldaten, schlechte Heerstraßen, Hazardspiele, Vergessung der ursprünglichen Gleichheit, Titelprunk in den Zeitungen, Kanonisationen, Unwissenheit der

Klöster, Möncherei, ausschließende Rechte des Adels zu höhern Ämtern, Anglomanie in den Gärten, Inquisition, Aberglaube des Pöbels.

Auch hier blieb es bei dem Vorsatze. Wenn man die Vielseitigkeit von Lichtenberg's Interesse bewundern muß, so kann man sich doch auch nicht verhehlen, daß ein satirisches Gedicht, das all' diese Gegenstände behandelte, unmäßig lang werden und die Menge der angeschlagenen Saiten den einzelnen Ton wieder schwächen müßte. Vom Faden des Gedichts, woran alle jene Themata gereiht werden müßten, findet sich nirgend eine Spur. Der einzige poetische Versuch Lichtenberg's ist das Gedicht über die schwimmenden Batterien, mit welchen Gibraltar erobert werden sollte. Dies Gedicht (im Ton und Versmaß von Blumauer's travestirter „Aeneis") scheint uns wenig Werth zu haben, trotz mancher witziger Einzelheiten. Schon der Gegenstand ist nicht glücklich gewählt, denn das Ereigniß ist doch, mochte der Gedanke dazu noch so chimärisch und lächerlich und die stolze Zuversicht auf das Gelingen des Spottes werth sein, an sich mehr traurig und grauenvoll als komisch; und eher stand die Verhöhnung des Unternehmens dem Siegesstolz und Triumph der Engländer zu als dem dabei nicht betheiligten Deutschen, — selbst wenn ein paar Bataillone Hanoveraner die Ehre gehabt hatten, den Fels für England mit vertheidigen zu helfen.

Nicht die freie, schöpferische Komik, sondern der begleitende und beleuchtende Witz war Lichtenberg's Stärke. Er war der Mann dazu, den Begriff und die Aufgabe des Erklärers und Commentators zu adeln und zu potenziren durch seine geistvolle Laune, in Verbindung mit klarstem Verstande. Daher hat er sich auch so berühmt gemacht durch seine „Erklärung der Hogarth'schen Kupferstiche": eine Aufgabe, die für seinen Genius die allerglücklichste genannt werden muß: — ein gegebener Faden, um daran seine Gedanken und Einfälle anzureihen; ein Stoff, welcher bei einem Manne von seinem Geist, seiner Beobachtungsgabe und seinem Kunstsinn eine Menge Ideen erwecken mußte, und zwar Ideen der allermannichfaltigsten Art, besonders aber solche, die sich auf Menschenkenntniß beziehen; und das Werk eines genialen Künstlers, mit dessen sprechenden Bildern in geistvoller und witziger Sprache zu wetteifern für ihn ein spannender Reiz sein mußte. Hier konnte er sich frei genug bewegen, ohne doch auf eigene schöpferische Selbständigkeit angewiesen zu sein; und er bediente sich dieser Freiheit so, daß er gesteht, in den Bildern Manches gesehen und erklärt zu haben, dessen sich der Künstler selbst vielleicht nicht so bewußt gewesen; beruft sich aber darauf, daß der Dichter und Künstler gar Vieles unbewußt oder halbbewußt in sein Werk aufnehme. Vermuthlich viel früher schrieb er:

> Was für ein Werk ließe sich nicht über Shakspeare, Hogarth und Garrick schreiben! Es ist etwas Ähnliches in ihrem Genie: anschauende Kenntniß des Menschen in allen Ständen, Andern durch Worte, den Grabstichel und Geberden verständlich gemacht;

und man darf bedauern, daß er dies Werk nicht schrieb, zu welchem er, kann man sagen, so treffliche Vorarbeiten gemacht hat. Denn außer den Erklärungen zu Hogarth schrieb er in Briefen von London aus eine höchst geistvolle und anschauliche Charakteristik Garrick's; und gewisse Seiten Shakspeare's würde er, wie nicht leicht ein anderer Mensch, erklärt und beleuchtet haben, — diejenigen, welche der Psychologie im weitesten Sinne, der Menschen- und Weltkenntniß, dem pragmatischen Verstande zugänglich sind; und der poetische Duft und Nervenäther bleibt ohnehin besser unerklärt und der unmittelbaren Empfindung, dem Gemüth und der Phantasie eines Jeden überlassen. Und wie würde Shakspeare's Verstand, Geist und Witz die sprühenden Funken von Lichtenberg's erregbarem Geist hervorgelockt haben! Er hätte, was er zum rechten Verständniß solcher Männer fodert, „zu der gewöhnlichen Erleuchtung noch sein eigenes Lichtchen mitgebracht"; aber er kannte auch vollkommen das Schwierige solcher Versuche, wie er Dies bei Gelegenheit der Charakterisirung eines englischen Schauspielers ausspricht:

> Es ist zwar ein Vergnügen, den Totaleindruck, den der Anblick eines solchen Wundergeschöpfes auf Einen macht, in seine Bestandtheile zu zerlegen und Empfindungen zu Buche zu bringen; aber die Absicht, einem Andern ein ähnliches Vergnügen zu verschaffen, wird meist verfehlt, weil die unvermeidliche Unvollständigkeit der Zahl dieser entwickelten Gefühle dem Leser bei ihrer Herabstimmung zur Klarheit Raum genug übrig läßt, neben dem Endzweck des Verfassers vorbeizuschleichen, oder noch schlimmer ihm den Vorwurf zu machen: er habe zu viel gesehen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Clelia Conti. Von Ida Gräfin Hahn-Hahn. Berlin, A. Duncker. 1846. 8. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Seit mehren Jahren erscheint kein Buch der Gräfin Hahn-Hahn, das nicht aufs bitterste angefeindet, von der Kritik fast allgemein verworfen wird. Nichtsdestoweniger ist die Gräfin Hahn-Hahn eine Schriftstellerin, die viel gelesen wird. Dies wird sie vielleicht über die Feindseligkeiten, die sie zu erleiden hat, trösten, mag ihr als Beweis dienen, daß ihre „Sachen", wie die Buchhändler sagen, nicht unbemerkt vorübergehen, sollte sie aber auch aufklären über Das, was ihre Stellung in der Literatur so schwierig macht. Wir, die wir das schöne Talent der Verfasserin aufrichtig bewundern, es immer mit Bedauern angesehen haben, wann bedeutende Männer mit Bitterkeit und Parteisucht Kritiken über sie in die augsburger „Allgemeine Zeitung" sandten, alle Stimmen gegen sie waren, keine für sie; wir, die wir keiner Partei angehören, sondern einen isolirten unabhängigen Standpunkt haben: wir glauben sagen zu können, was diese Feindseligkeiten und Ungerechtigkeiten hervorruft. Es ist nicht Neid, nicht Eifersucht und Haß gegen die Aristokratie, welche Besprechungen wie die z. B. hervorrufen, die vor anderthalb Jahren von Fallmerayer über die „Orientalischen Briefe" erschien. Es ist die Verf. selbst, in ihrem hochfahrenden, exclusiven Wesen, die herausfodernd wirkt, und statt Verständniß und Nachsicht zu wecken, zu Reibungen mancherlei Art Anlaß gibt. Und dies hochfahrende Wesen spricht sich am meisten, am entschiedensten in der Gleichgültigkeit aus, mit der die Gräfin Hahn-Hahn jeden Einwurf des Publicums oder der Kritik aufzunehmen scheint. Sieht sie nicht aus, als wollte sie mit etwas aufgehobenem, vornehmem Antlitz sagen: „Was geht mich euer Geschrei, was gehen mich euere Recensionen an? Weiß ich nicht Alles besser als ihr?

kann Einer unter euch mich, die Verf. der «Faustine», mich, die Reisebriefstellerin, etwas Neues lehren?"

Dieser Stolz, der gegen die Freifrauen von Mecklenburg und Pommern, welche vor vielleicht zehn Jahren nie geglaubt hätten, daß diese Ida Hahn-Hahn je Etwas schreiben würde, der bei den Pferdewettrennen in Güstrow und Dobberan sehr an seinem Platz wäre, gehört nicht in die Arena der Literatur. Diese wunderliche Eitelkeit und der Mangel an Receptivität sind es auch, welche gegen sie aufreizen und ihre literarische Stellung mit jedem Jahre peinlicher machen. Leider schaden diese Schwächen auch ihrem Talente. Jedes ihrer Bücher wird der Unparteiische mit Vergnügen lesen; in jedem wird er die Lebendigkeit der Auffassung, die Reflexionsgaben und poetischen Bilder der Verf. anerkennen, in jedem jedoch bedauern, daß dies Talent, keinem Fortschritt unterworfen, sich immer und immer in den enggezogenen Kreisen des Salonlebens dreht, nicht aus sich selbst herausgeht und mit Heftigkeit und Eigensinn den kleinen Weg verfolgt, den es nun einmal nicht verlassen will, und kämen auch die Engel des Himmels und die Dämonen der Unterwelt und beschwören die Verf., sich in andern als aristokratischen Sphären zu versuchen.

Wäre die Gräfin Hahn-Hahn ein bescheidenes Talent, gewönne sie es über sich, selbst feindseligen, parteiischen Tadel nicht unbeachtet zu lassen: zu welcher Höhe hätte sie sich aufschwingen, wie reich entfalten können! Aber sie hört auf Niemand, blickt nicht um sich, vergleicht nicht. Sie ist nun einmal die hochgeborene Gräfin Hahn-Hahn, sie will in ihrer Eigenthümlichkeit leben und sterben: deswegen auch ändert sie ihren Stil nicht, französirt fort und fort, sagt „Emotionsbedürfniß", „desolat", und wie die seltsamen Worte alle heißen, welche sich Gott Lob nur in ihrem Lexikon finden; deswegen schildert sie starke Frauen und schwache Männer, aristokratische Richtungen und vornehme Liebeshändel. Blickte sie um sich; sähe sie nur einmal, nicht auf deutsche Schriftstellerinnen — die hält sie sammt und sonders nicht für zurechnungsfähig —, aber auf die Staël oder die George Sand: sie müßte doch, trotz allen Eigensinns, eingestehen, daß diese Talente erster Größe sich anders als sie entwickelt haben. Mit welcher Gewissenhaftigkeit bereiste die Staël Deutschland, um über diese terra incognita zu schreiben! wie gern lieh sie ihrer geistreichen Umgebung ein dankbares Ohr, ließ sich unterrichten und aufklären, nahm Rücksicht, verglich, verarbeitete ganz heterogene Stoffe, widerlegte und ließ sich widerlegen, schrieb nicht immer Romane oder Reisebriefe, sondern auch Abhandlungen über diesen und jenen abstracten Stoff, kurz, versuchte sich bald in dieser, bald in jener Region! Und was die Staël that, thut heutzutage die doch auch adelig geborene und, wie man hört, sogar aus deutschem Fürstengeschlecht stammende George Sand, der jede Einseitigkeit fremd ist, die den Tagesfragen mit klopfendem Herzen folgt, ihrem Jahrhundert im gewaltigen Fortschritt mit all ihrer Gesinnung, Kraft und ihrem Streben gehört. Zuerst freilich schrieb auch sie Romane, welche die aristokratische Sphäre einrahmen, in denen aber gleich eine höhere Idee obwaltete; dann aber bald schrieb sie über Das, was die Zeit brachte und nahm: über Religion, Politik, Socialismus, Communismus, über Musik, Literatur, über Zustände im Volke, wozu ihre letzten Werke: „Le péché de Mr. Antoine" und „La mare au diable" gehören, die französische Dorfgeschichten in zauberhafter Einfachheit sind. Sie und die Staël mögen der Gräfin Hahn-Hahn zeigen, wie sich ein Talent entwickeln kann, wenn es sich frei von Einseitigkeit macht; mögen ihr den Weg bahnen, den auch sie gehen muß, wenn sie nicht allein für sich, zu ihrem Vergnügen, sondern auch zum Nutzen für ihr Jahrhundert schreiben will. Es hat uns oft geschienen, daß die Verf. ihre Aufgabe nicht ernst genug betrachtet. Zwar hat sie in ihrer Vorrede uns glauben machen wollen: es sei ihr beim Hinblick auf ihre schriftstellerische Thätigkeit ganz „feierlich" ums Herz; wir haben aber nicht umhingekonnt, das „Amen", welches sie ausspricht, für etwas frivol zu halten. Dem sei wie ihm wolle, gewiß ist: daß es wünschenswerth wäre, wollte diese allerdings reich begabte Schriftstellerin sich von ihrer Subjectivität losreißen, sich mehr mit den Interessen des Publicums als mit ihren eigenen beschäftigen, neue Stoffe und andere Terrains wählen. Die Saat, welche sie auf ursprünglicherer Erde säen würde, müßte herrlich gedeihen; denn es fehlt ihr weder an Begabung, noch an Urtheil: es mangelt ihr nur der Wille und die Vielseitigkeit.

„Clelia Conti" ist ein Buch, welches das Publicum dankbar als geistreichen Zeitvertreib hinnimmt; es hinterläßt aber keinen nachhaltigen Klang. Die Behandlung ist vortrefflich; der Stoff ist verbraucht. Clelia Conti stellt als Ausnahme von der Regel ein Wesen dar, welches um der Liebe willen Alles thut, leidet, nie urtheilt, sondern immer liebt und durch das Leben Wenig, aber durch das Gefühl Alles weiß: ein Stück Juliette in „Leone Leoni", ein Stück Indiana u. s. w. Aber in diesem allerdings oft benutzten Stoff, in welchem die Verf. keine große Erfindungsgabe kund thut, der *unter* „Cecil" und *unter* „Faustine" steht, hat sie doch wieder jenes innere Leben zu hauchen gewußt, das, weil es aus der tiefsten Werkstatt des Herzens strömt, die Herzen rührt und bewegt. Wenn uns Clelia oft über die Grenzen der Wahrheit hinauszugehen scheint, wenn Achaz ein durchaus unnatürlicher, in seiner Stärke zu schwacher, ein unmöglicher Charakter ist: so ist der Kampf, der sich im ersten Abschnitt zwischen ihm und Clelia entspinnt, so fesselnd, daß die auf die Spitze getriebenen Zustände dadurch anscheinend wenigstens ihre Schroffheit und Unnatur verlieren. Auch kommen uns nicht während des Lesens, sondern erst hinterdrein, die kritischen Bemerkungen. Im Augenblick ist man überstürzt, oft athemlos: ein Beweis, daß das Talent der Verf. groß genug ist, um über ihre Fehler die blendenden Schleier des Enthusiasmus zu werfen; aber auch ein Grund mehr, ihr in die innersten Falten des Gemüths auf inquisitorische Weise zu dringen und sie verantwortlich für ihre Handlungen, Ansichten und Glaubensmeinungen zu machen.

Clelia muß in den Augen Vieler für unmoralisch, für den Gesetzen zuwider handelnd gelten. Viele werden sagen: „Da sie Achaz heirathete, gehörte sie ihm, mußte sie sich ihm unterwerfen." Auch wir hatten Augenblicke, wo wir Das fanden, wo uns die Handlungsweise Clelia's unmotivirt erschien; indeß ist sie es nur bis zum Moment, wo sie sich als Mutter von Gundaccar's Kinde zeigt. Von diesem Ereignisse an ist ihre drohende Stellung, Achaz gegenüber, nothwendig und gerechtfertigt; obwol diese Heirath mit ihm, 24 Stunden nach Gundaccar's Verschwinden, tief verletzend ist und Clelia lieber sterben als ihre Scheinehe vollziehen lassen mußte. Diese einmal vollzogen, versöhnen ihre Leiden, die Ausdauer und der unerschütterliche Glaube, welcher Berge versetzt. Schade, daß die Verf. nicht eine andere Situation beim Wiedersehen der Liebenden als dieses romanhafte Zusammentreffen und Entfliehen auf der Heerstraße erfand. Schade auch, daß Gundaccar acht Jahre recht gut ohne Clelia bestehen und sie dann wie ein Mondsüchtiger als die Frau eines Andern, ohne die geringste Erörterung, blos durch den magnetischen Zug der Liebe geleitet, entführen konnte.

Unstreitig ist die zweite Partie des Romans, „Ein seliges Leben", besser als die erste: es ist mehr Handlung, mehr Wahrheit und Nerv darin; Clelia's Charakter entwickelt sich praktischer. Sie hat die Leidenshülle, die Witwenschleier abgestreift, lebt und handelt. Dagegen ist Gundaccar ein Mann, der, ganz unthätig, Mitleid, keine Theilnahme einflößt; der weder von der Liebe, noch vom Unglück begeistert, *trinkt*, weil er in der Armuth unglücklich ist. Wir gestehen, daß dieses Detail uns widerlich war. Wenn Gundaccar stähle oder mordete, läge doch Energie darin: aber sich betrinken! . . . pfui über diesen in Weingeist getauchten, charakterlosen Menschen, der Weib und Kind verhungern und sich von seiner Frau ernähren läßt! Die Verf. hätte daran die Reflexion knüpfen können: was für traurige Resultate die sogenannten adeligen

Erziehungen meistens haben; und wie der Bauer und Handwerker nur zu oft in seiner schlichten, naturgemäßen Handlungsweise über der Aristokratie und ihren verdrehten Gefühlsorganen steht. Allein mit dergleichen „socialistischen" Fragen gibt sie sich nicht ab, sondern sie schildert ihre Sphäre wie sie ist, sagt aber niemals wie sie sein könnte oder sollte.

Sehr hübsch und poetisch ist das Bild der ruhmbekränzten Clelia, der heranwachsenden Tranquillina, der lieblichen Villa und der schattenreichen Veranda; beruhigend und versöhnend der Tod Clelia's, die ein so friedliches Scheiden nach einem so schmerzlich bewegten Leben verdiente; denn wir stimmen vollkommen mit der Verf. überein, die eine kurze Lebensdauer, einen glorreichen Namen und eine unsterbliche Liebe als Gaben bezeichnet, die nur den Begnadigten des Himmels zu Theil werden. Das Schicksal Tranquillina's will uns aber gar nicht behagen. Uns dünkt, daß die Tochter Clelia's, vom schützenden Geiste ihrer liebenden Mutter umweht, eines bessern Geschickes als jenes werth war, das ihr die Verf. an der Seite ihrer starren alten Großmutter bereitet.

Schließlich machen wir noch folgende Bemerkung. Warum wählt die Verf. beständig Namen wie Clelia, Tranquillina, Gundaccar, Euphemia, Tosca, Unica u. s. w.? Eine größere Einfachheit, mithin auch ein gelichteter Geschmack würde ihrem Talent auch in dieser an und für sich unbedeutenden Eigenheit besser stehen. Sie denke nur an Goethe, dessen weibliche Figuren unendlich tiefer aus dem Borne des Lebens geschöpft waren und die doch nur die schlichten Namen: Charlotte, Ottilie, Mariane, Eugenie, tragen. 4.

Bibliographie.

Kosegarten, J. G. L., Nachricht von der Entstehung und ersten Beschaffenheit der Stadt Greifswald. Greifswald, Otte. Gr. 8. 5 Ngr.

Kossan, C. S., Gedichte ernsten und launigen Inhalts, oder: Der Gratulant, nebst einem Gesellschafter von vielen andern Gedichten zur Belehrung und Unterhaltung. Küstrin. 8. 1 Thlr.

Kulmann, Elisabeth, Sämmtliche Gedichte. Herausgegeben von K. F. v. Großheinrich. Mit dem Leben, Bildniß und Denkmal der Dichterin. 4te und einzig vollständige Ausgabe. Zwei Theile in einem Bande. Leipzig, O. Wigand. Ler.-8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Moltke, M. Graf v., Über die Einnahmequellen des Staates. Hamburg, Perthes-Besser und Mauke. Gr. 8. 2 Thlr.

O'Neill Daunt, W. J., Heilige und Sünder. Eine Erzählung aus der Neuzeit. Übersetzt von K. H. Zwei Bände. Augsburg, Schmid. 8. 1 Thlr. 12 Ngr.

Pfeiffer, Ida, Reise nach dem skandinavischen Norden und der Insel Island im J. 1845. Zwei Bände. Pesth, Heckenast. Gr. 12. 2 Thlr.

Redslob, G. M., Die alttestamentlichen Namen der Bevölkerung des wirklichen und idealen Israelitenstaats etymologisch betrachtet. Hamburg, Meissner. Gr. 8. 25 Ngr.

Rosenkranz, K., Die Modifikationen der Logik, abgeleitet aus dem Begriff des Denkens. Leipzig, Brauns. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Seltzsam, K., Der Geist der Jacototschen Methode in Beziehung auf den ersten Unterricht. Ein Vortrag. Breslau, Aderholz. 8. 6 Ngr.

Siddur. Gebetbuch für Israeliten. Mit Angabe der einschlagenden gesetzlichen, bisher noch nicht gedruckten Bestimmungen von Pri Megadim und einem neuen Kommentar von E. Landshut über die Abfassungszeit der einzelnen Gebete, deren Erwähnung im Talmud und den andern rabbinischen Schriften ꝛc., mit Anmerkungen versehen und herausgegeben von Hirsch Edelmann. Königsberg, Samter. 1845. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Zimmermann, W., Der Weg zum Paradies. Eine Beleuchtung der Hauptursachen des physisch-moralischen Verfalls der Culturvölker, sowie naturgemäße Vorschläge, diesen Verfall zu sühnen. 2te veränderte und vermehrte Ausgabe. Quedlinburg, Basse. 8. 15 Ngr.

Tagesliteratur.

Althaus, T., Die preußische Generalsynode und der Beruf der evangelischen Kirche. Bremen, Schünemann. Gr. 8. 2½ Ngr.

Bauer, E., 23 Predigten beim deutsch-katholischen Gottesdienste zu Leipzig, Dresden, Dahlen, Chemnitz, Annaberg und Glauchau. Meißen, Klinkicht und Sohn. Gr. 8. 24 Ngr.

Braune, K., Sittlich ist die Missionsthätigkeit und die Theilnahme daran. Missionsfestpredigt in Dommitzsch über Apostelgeschichte 22, 17—22. Grimma, Gebhardt. Gr. 8. 3 Ngr.

Die feierliche Einführung des Pfarrers Dr. Edwin Bauer und der neu gewählten Ältesten in die deutsch-katholische Gemeinde zu Dresden am 31. Aug. 1845. Nebst den an diesem Tage vom Prof. Wigard und Dr. Bauer gehaltenen Reden. Meißen, Klinkicht und Sohn. Gr. 8. 5 Ngr.

Gamper, W., Pestalozzi's Idee von der Wohnstube. Zürich, Orell, Füßli und Comp. Gr. 8. 7 Ngr.

Grotefend, W., Zwei Predigten. Hannover, Hahn. 8. 6½ Ngr.

Haid, H., Zwei Sermonen: I. Ich habe einen guten Kampf gekämpft, vorgetragen zum 50jährigen Jubiläum der Chorschwester Maria Cäcilia, geb. v. Adam. II. Das Opfer seiner selbst, vorgetragen zur Profeß der Chorschwestern Maria Klothilde Schwarz und Aloysia Kraka Häckel im Kloster der Salesianerinnen zu Dietramszell. Landshut, Thomann. Gr. 8. 5 Ngr.

Homöopathische Haubecheln. Alt und neu für Freund und Feind. Von einem Namenlosen. Jena, Frommann. Gr. 8. 10 Ngr.

Kossan, C. S., Drei wichtige Betrachtungen, oder: die weltlichen Vergnügungen. Was thut dem Volke noth? und: die Gnadenwahl Gottes. Küstrin. 8. 3¾ Ngr.

Krückmann, J. C. H., Rede über Vaterlandsliebe. Güstrow. 8. 3 Ngr.

Krüsi, H., Poetische Gabe auf den 100. Geburtstag Pestalozzis. Zürich, Orell, Füßli u. Comp. 8. 4 Ngr.

Mecklenburg wie es ist und werden kann. 2te Auflage. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 15 Ngr.

Protokoll der ersten Konferenz des katholischen Sonderbundes abgehalten den 13. und 14. Herbstmonat 1843 im Bade Rothen bei Luzern. Herausgegeben von K. Herzog. Bern, Fischer. 8. 3 Ngr.

Rosenhauer, M. H., Der protestantischen Kirche gottesdienstliche Gebäude und Zeiten, mit Hervorhebung bestehender Übelstände geschildert. Annaberg, Rudolph und Dieterici. 8. 9 Ngr.

Schaffner, M., Antrittsrede, und Einsegnungsrede von J. J. Bischoff. Basel, Schneider. 8. 3½ Ngr.

Springer, A. H., Die geschichtliche Malerei in der Gegenwart. Eine Kunstbetrachtung bei Gelegenheit der Ausstellung des Columbus von Ch. Ruben. Prag, Haase Söhne. Gr. 8. 8 Ngr.

Stockmeyer, J., Antrittspredigt, und Einsegnungsrede von J. Burckhardt. Nebst den Gesängen. Basel, Schneider. Gr. 8. 4 Ngr.

Tarnow, J., Reformationspredigt über 1. Cor. 3, 11—13. Zugleich ein Wort für die kirchliche Bewegung unserer Zeit. Güstrow, Opitz u. Comp. Gr. 8. 3 Ngr.

Vineas, H., Die Mäßigkeits-Vereine, eine Welterscheinung. Oldenburg, Stalling. 8. 7½ Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 225. —— 13. August 1846.

Georg Christoph Lichtenberg.

(Fortsetzung aus Nr. 224.)

Der Gegenpol des die Vorzüge eines Autors oder Künstlers beleuchtenden Commentators ist der polemisirende oder parodirende Kritiker, und auch in dieser Rolle hat Lichtenberg seine Meisterschaft bewährt. Mit den furchtbaren Waffen des schärfsten Verstandes, des beißendsten Witzes ist er namentlich gegen die Physiognomik, oder vielmehr gegen ihre Anmaßungen, aufgetreten. Die Aufsätze über diesen Gegenstand gehören wol zum Werthvollsten dieser Sammlung und bilden ein zusammenhängendes Ganzes, während sehr Vieles vom Übrigen nur Fragmente, Materialien sind. Lichtenberg bekämpfte die Physiognomiker, Lavater insbesondere, nicht weil er von Physiognomik überhaupt Nichts hielt, sondern weil er mit Vorliebe sich mit physiognomischen Beobachtungen beschäftigt, eben daraus aber gelernt hatte, sich zu bescheiden, und weil er nun über die Unwissenschaftlichkeit und Anmaßlichkeit der Physiognomiker entrüstet war. Er schreibt:

Von meiner ersten Jugend an waren Gesichter und ihre Deutung eine meiner Lieblingsbeschäftigungen. Ich habe mich und Andere gezeichnet, ehe ich die geringste Absicht sah. Ich habe nicht einzelne Blätter, sondern Dutzende von Bogen voll Gesichter gekritzelt und ihre Bedeutung nach einem dunkeln Gefühl darunter geschrieben... Im J. 1765 und 1766 las ich drei Abhandlungen öffentlich vor, die ich aber nachher unterdrückte. Sie enthielten viel Physiognomisches. Im J. 1770 sowol als 1771 und 1775 stellte ich in England mit großem Eifer physiognomische Beobachtungen an, die oft so gefährlich waren, wie die über die Gewitterelektricität, und einmal hätte nicht viel gefehlt, so wäre ich ein physignomischer Richmann *) geworden. Ich habe dort Männer gesehen und gesprochen, berühmte und berüchtigte durcheinander, die mit unter die merkwürdigsten der neuern Zeit gehören, und deren Werth und Unwerth durch das Urtheil der besten Köpfe von Petersburg bis Madrid längst entschieden ist... Allein was war am Ende das Resultat aller meiner Bemühungen? Nichts als ein wenig nähere Bekanntschaft mit dem Menschen und mir, und dann ein Mistrauen gegen alle Physiognomik, das einen so gänzlichen Bruch zwischen ihr und mir veranlaßte, daß ich fürchte, zu einer Ausbesserung desselben würde mehr Zeit nöthig sein als ich zu leben hoffen kann.

Einige der Hauptgedanken sind folgende. Jeder Mensch hat von Natur Geneigtheit zur Physiognomik in weiterm Sinne: er setzt die Möglichkeit voraus, von dem Äußern, besonders dem Gesicht der Menschen ihr Inneres errathen oder darauf schließen zu können. Gewiß ist, daß man im Gesicht und in den Geberden viele Affecte und Gemüthsbewegungen lesen kann, aber die Fertigkeit hierin wird richtiger und genauer mit dem Worte Pathognomik bezeichnet. Die Physiognomik dagegen will aus der ruhenden Form und Beschaffenheit der äußern Theile des menschlichen Körpers, hauptsächlich des Gesichts, die Beschaffenheit des Geistes und Herzens finden. Gegen die Letztere nur kämpft Lichtenberg. Zwar auch sie verwirft er nicht absolut: er gibt zu, daß sich Inneres in Äußerm ausprägen möge; aber er findet es sehr gefährlich, hier Etwas behaupten und eine Wissenschaft aufbauen zu wollen, wo man theils viel zu wenig beobachtet und verglichen habe, und wo jedenfalls der Zusammenhang zwischen Ursache und Wirkung immer unbegreiflich bleiben müsse.

Leute von großer Weltkenntniß sind die besten Physiognomen, und Die, die am wenigsten von den Regeln erwarten... Man kann nicht vom Leib auf ein Wesen schließen, dessen Verbindungsart mit ihm uns unbekannt ist, und überhaupt nicht auf den Menschen, auf diese Welt von Chamäleonism mit Freiheit... Was für ein unermeßlicher Sprung von der Oberfläche des Leibes zum Innern der Seele! Hätten wir einen Sinn, die innere Beschaffenheit des Körpers zu erkennen, so wäre jener Sprung noch immer gewagt.

Eher ließe sich eine Meteorologie aufstellen, und daraus die Witterung weissagen, als eine untrügliche Physiognomik —, denn hinter den Wetterveränderungen steckt doch kein freies Wesen. Außerdem aber:

gehört denn unser Körper der Seele allein zu? oder ist er nicht ein gemeinschaftliches Glied sich in ihm durchkreuzender Reihen, deren jedes Gesetz er befolgen und deren jeder er Genüge leisten muß? So steht unser Körper zwischen der Seele und der übrigen Welt in der Mitte, Spiegel der Wirkungen von beiden.

Die Physiognomik muß einerseits daran scheitern, daß die Selbstbestimmung der Seele durch äußere Umstände eingeschränkt wird, und andererseits daran, daß sie oder die Freiheit natürliche Neigungen überwinden und verbessern kann. Sagt man nun, die Physignomik gehe nur auf die Anlagen, nicht auf die wirklichen Eigenschaften, die Vorzüge oder Laster, so wird dadurch jedenfalls aller praktischer Nutzen derselben zu nichte. In

*) Wurde bekanntlich ein Opfer seiner Versuche mit der Elektricität und dem Blitz. Vielleicht wagte sich Lichtenberg, seiner physiognomischen Versuche willen, in die Diebsherbergen und Lasterhöhlen Londons.

der Beleuchtung der Absurdität, der Ungerechtigkeiten und Grausamkeiten, welche aus den Behauptungen der Physiognomik folgen müßten, ist Lichtenberg unerschöpflich an beißenden und schlagenden Witzen:

Wenn die Physiognomik Das wird, was Lavater von ihr erwartet, so wird man die Kinder aufhängen, ehe sie die Thaten gethan haben, die den Galgen verdienen ... Wenn Jemand sagte: Du handelst zwar wie ein ehrlicher Mann, ich sehe aber aus deiner Figur, du zwingst dich und bist ein Schelm im Herzen; fürwahr, eine solche Anrede wird bis ans Ende der Welt von jedem braven Kerl mit einer Ohrfeige beantwortet werden.

Lichtenberg ersah freilich darin seinen Vortheil, daß er annahm, die Physiognomik habe es vorzugsweise auf die Erforschung des moralischen und nicht ebenso auch des intellectuellen Menschen abgesehen, und in letzterer Beziehung fallen manche Einwürfe weg oder werden wenigstens schwächer; aber Lavater selbst hatte dazu durch den Titel seines Werkes Veranlassung gegeben. Der überschwängliche, oft bombastische Stil Lavater's in seinem großen physiognomischen Werke wird noch besonders von unserm Autor in dem Fragment von den Schwänzen aufs muthwilligste parodirt und persiflirt.

Beachtenswerth sind die philosophischen Gründe, mit welchen nach dem Obigen Lichtenberg die Physiognomik bekämpft, sofern sie dem Systeme des Spinoza, als dessen Anhänger man ihn schon bezeichnet hat und den er wirklich sehr hochstellte, offenbar widersprechen. Lichtenberg stellt die Seele dem Körper entschieden gegenüber und beruft sich auf die menschliche Freiheit, wodurch die natürliche Anlage modificirt werden könne, während Spinoza die Seele nur als die Idee, die Entelechie, den Begriff des Körpers fassen kann und die Willensfreiheit leugnet. Unser Verf. sagt: „Wir wissen mit weit mehr Deutlichkeit, daß unser Wille frei ist, als daß Alles, was geschieht, eine Ursache haben müsse"; und er schlägt deshalb vor, das Argument umzukehren und zu sagen: Unsere Begriffe von Ursache und Wirkung müssen sehr unrichtig sein, weil unser Wille nicht frei sein könnte, wenn sie richtig wären. Einzelne seiner Äußerungen scheinen ebenso andern Hauptpunkten der Spinoza'schen Philosophie zu widersprechen und im Gegensatz zu derselben die Annahme der Persönlichkeit Gottes und der Schöpfung vorauszusetzen; doch darf man aus einzelnen Äußerungen, die oft mehr populair und accommodirend gebraucht und nicht in der ganzen Schärfe des Begriffes gemeint sind, nicht allzu viel schließen. Manche Sätze Lichtenberg's können im Sinne Spinoza's gedeutet werden, so der oben angeführte von der Rückkehr in das All und Nichts; und irgendwo sagt er, was überhaupt ein wichtiges Licht auf seine ganze Art zu denken wirft:

Daß zuweilen eine falsche Hypothese der richtigen vorzuziehen sei, sieht man aus der Lehre von der Freiheit des Menschen. Der Mensch ist gewiß nicht frei, allein es gehört sehr tiefes Studium der Philosophie dazu, sich durch diese Vorstellung nicht irreführen zu lassen, — ein Studium, zu welchem unter Tausenden nicht Einer die Zeit und Geduld, und unter Hunderten, die sie haben, kaum Einer den Geist hat. Freiheit ist daher eigentlich die bequemste Form, sich die Sache zu denken, und wird auch allezeit die übliche bleiben, da sie so sehr den Schein für sich hat.

Aber ein eigentliches, consequentes, streng zusammenhängendes philosophisches System wird man überhaupt bei ihm nicht nachweisen können: er war kein Philosoph vom Fach; er beschäftigte sich mit den exacten Wissenschaften; und wenn er auch in seinen Fragmenten häufig zeigt, daß er im reinen Denken einer großen Schärfe und Abstraction fähig war: so mischte sich doch, wann er einen Anlauf zum Philosophiren nahm, gar gern die Einbildungskraft in seine Gedanken und verwandelte sie in geistreiche philosophische Einfälle und gelegentlich in Grillen. Er wußte es selbst recht gut, wie die Einbildungskraft sich in die vermeintlich reinsten und abstractesten Gedanken und Begriffe schon durch die Sprache einschleicht, und welche gefährliche, subtile Feinde der Wahrheit die Worte oft sind. Seine Jugend fiel noch nicht in die Blütezeit der philosophischen Systeme, und so nahm er auch für keines mit Entschiedenheit Partei; beobachten und dann mit möglichster Schärfe urtheilen, das war sein System. Charakterisch ist folgendes Wort von ihm:

Die Frage: Soll man selbst philosophiren? muß, dünkt mich, so beantwortet werden als eine ähnliche: Soll man sich selbst rasiren? Wenn mich Jemand darüber fragte, so würde ich antworten: Wenn man es recht kann, ist es eine vortreffliche Sache. Ich denke immer, daß man das Letztere selbst zu lernen suche, aber ja nicht die ersten Versuche an der Kehle mache. Handle wie die Weisesten vor dir gehandelt haben, und mache den Anfang deiner philosophischen Übungen nicht an solchen Stellen, wo dich ein Irrthum dem Scharfrichter in die Hände liefern kann. Was für Gegenstände eröffnet nicht hier die Mathematik zur Übung! Wer kann uns in andern Theilen der Weltweisheit unser Exercitium corrigiren?

Ein praktischer Psycholog, wie Lichtenberg, wird immer mistrauisch sein gegen die gleichsam von oben herab bauenden philosophischen Systematiker. Warnend sagt er:

Bescheidenheit und Behutsamkeit in der Philosophie, zumal in der Psychologie, geziemt uns vorzüglich. Was ist Materie, sowie sie sich der Psychologe denkt? So Etwas gibt es vielleicht in der Natur nicht; er tödtet die Materie, und sagt hernach, daß sie todt sei.

Und anderswo:

Das Wesen, das wir am reinsten aus den Händen der Natur empfangen und das uns zugleich am nächsten gelegt wird, sind wir selbst; und doch: wie schwer ist da Alles und wie verwickelt! Es scheint fast, wir sollen blos wirken, ohne uns selbst zum Gegenstand der Beachtung zu machen.

Er war Zeuge von dem großen Umschwung in der Philosophie, welchen Kant bewirkte, den er selbst wohl studirt zu haben scheint, und äußerte sich sehr treffend über einen Theil von dessen Schülern:

Ich glaube, daß, sowie die Anhänger des Herrn Kant ihren Gegnern immer vorwerfen, sie verständen ihn nicht, so auch Manche glauben, Herr Kant habe Recht, weil sie ihn verstehen. Seine Vorstellungsart ist neu und weicht von der gewöhnlichen sehr ab; und wenn man nun auf einmal Einsicht in dieselbe erlangt, so ist man auch sehr geneigt, sie für wahr zu halten, zumal da er so viele eifrige Anhänger hat. Man sollte aber dabei immer bedenken, daß dies Verstehen noch kein Grund ist, es selbst für wahr zu halten. Ich glaube, daß die Meisten über der Freude, ein sehr abstractes

und dunkel abgefaßtes System zu verstehen, zugleich geglaubt haben, es sei demonstrirt.

Mit Kant stimmte Lichtenberg zusammen, vermuthlich ehe er dessen System kannte, in der Überzeugung von der Unzulänglichkeit der Beweise vom Dasein Gottes. Er sagt:

Alles Schließen auf einen Urheber der Welt ist immer Anthropomorphismus.

Und anderswo, vielleicht halb im Scherz:

Ich glaube kaum, daß es möglich sein wird, zu erweisen, daß wir das Werk eines höchsten Wesens und nicht vielmehr zum Zeitvertreib von einem sehr unvollkommnen zusammengesetzt worden sind.

Als eine Art Vorläufer der idealistischen, Sein und Denken gleichsetzenden Systeme erscheint Lichtenberg in folgender merkwürdiger Äußerung:

Euler sagt, es würde ebenso gut donnern und blitzen, wenn auch kein Mensch vorhanden wäre, den der Blitz erschlagen könnte. Es ist ein gar gewöhnlicher Ausdruck, ich muß aber gestehen, daß es mir nie leicht gewesen ist, ihn ganz zu fassen. Mir kommt es immer vor, als wenn der Begriff Sein Etwas von unserm Denken Erborgtes wäre, und wenn es keine empfindenden und denkenden Wesen mehr gibt, so ist auch Nichts mehr. So einfältig Dies klingt, und so sehr ich verlacht werden würde, wenn ich so Etwas öffentlich sagte: so halte ich doch, so Etwas muthmaßen zu können, für einen der größten Vorzüge, eigentlich für eine der sonderbarsten Einrichtungen des menschlichen Geistes. Dieses hängt wieder mit meiner Seelenwanderung zusammen. Ich denke oder eigentlich ich empfinde hierbei sehr viel, das ich nicht anzudeuten im Stande bin, weil es nicht gewöhnlich menschlich und daher unsere Sprache nicht dafür gemacht ist. Gott gebe, daß es mich nicht einmal verrückt macht!

Aber auch ausdrücklich spricht er ihm das Wort: als Knabe zwar lächle man über die Albernheit desselben, etwas später finde man die Vorstellung artig, witzig, verzeihlich. Bei reifen Jahren finde man ihn zwar sinnreich, aber im Ganzen doch kaum einer Widerlegung werth und der Natur widersprechend;

aber weiterhin bekommt er, bei ernstlichem Nachdenken und nicht ganz geringer Bekanntschaft mit menschlichen Dingen, eine ganz unüberwindliche Stärke. Denn man darf nur bedenken, wenn es auch Gegenstände außer uns gibt, so können wir ja von ihrer objectiven Realität schlechterdings Nichts wissen. Es verhalte sich Alles, wie es wolle, so sind und bleiben wir doch nur Idealisten, ja wir können schlechterdings nichts Anderes sein. Denn Alles kann uns ja nur durch unsere Vorstellungen gegeben werden. Zu glauben, daß diese Vorstellungen und Empfindungen durch äußere Gegenstände veranlaßt werden, ist ja wieder eine Vorstellung. Der Idealismus ist ganz unmöglich zu widerlegen. Sowie wir glauben, daß Dinge ohne unser Zuthun außer uns vorgehen, so können auch die Vorstellungen davon ohne unser Zuthun in uns vorgehen. Die Ursache, warum so viele Menschen Dies nicht fürchten, ist, daß sie mit dem Wort Vorstellung einen sehr unvollständigen Begriff verbinden, nämlich den von Traum und Phantasie. Man muß erst eins werden über Das, was man unter Vorstellungen versteht. Sie sind sicherlich von verschiedener Art, aber keine enthält ein deutliches Zeichen, daß sie von außen komme. Ja, was ist außen? Was sind Gegenstände praeter nos? Was will die Präposition praeter sagen? Es ist eine blos menschliche Erfindung, ein Name, einen Unterschied von andern Dingen anzudeuten, die wir nicht praeter nos nennen. Alles sind Gefühle.

Aber deshalb war doch der Idealismus nicht das System Lichtenberg's, oder wenigstens abstrahirte er von demselben als beobachtender Physiker gänzlich. Das Schöpferische, die Befugniß zu construiren, sprach er der Philosophie entschieden ab:

Philosophie ist immer Scheidekunst, man mag die Sache wenden wie man will. Der Bauer gebraucht alle Sätze der abstractesten Philosophie, nur eingewickelt, versteckt, gebunden, wie der Physiker und Chemiker sagt; der Philosoph gibt uns die reinen Sätze.

Daher warnt er auch in der Philosophie vor der Verwechselung und Gleichstellung des Erkennbaren und des Denkbaren, des Erkannten und des nur Gedachten. Gegen die Kant'sche Lehre von der Beschränktheit der menschlichen Erkenntniß wirft er die Frage auf:

Sollte es denn so ganz ausgemacht sein, daß unsere Vernunft von dem Übersinnlichen gar Nichts wissen könne? Sollte nicht der Mensch seine Ideen von Gott ebenso zweckmäßig weben können, wie die Spinne ihr Netz zum Fliegenfang?

(Der Beschluß folgt.)

Eine merkwürdige Irrenanstalt in England.

Eine Irrenanstalt, in welcher die Kranken durch ihrer Hände Arbeit nicht blos sich und das ganze Institut erhalten, sondern auch am Ende des Rechnungsjahres einen baaren Überschuß liefern, — wie da unsere Ärzte aufhorchen und die Köpfe schütteln, Plus liebende Finanzmänner aufschauen, die Ohren spitzen und neugierig fragen werden: Wo ist die Anstalt? — In England, zu dienen. — Immer in England! — Ja, in England, und heißt Torrington-Hall; und wer mehr davon zu wissen wünscht als zur Mittheilung in d. Bl. sich eignet, verschreibe und lese: „Torrington Hall; being an account of two days in the autumn of the year 1841, passed at that magnificent and philosophically conducted establishment for the insane", von Arthur Wallbridge (London 1845). Torrington-Hall liegt 12 englische Meilen von Bath und hat seinen Namen nach einem Hrn. Eduard Torrington in London, welcher insofern Stifter der Anstalt heißen kann, als er der Erste war, der auf den betreffenden Plan des jetzigen Vorstehers, eines Dr. Leth Burford Elstree, mit Eifer einging und mindestens den zehnten Theil des erfoderlichen Anlagecapitals vorschoß. Das Hauptgebäude enthält einen großen Krankensaal, zwei prächtige Speisesäle nebst Küchen, ein Gesellschafts- und ein Billardzimmer, einen Ball- und einen Concertsaal, eine Bibliothek und ein Lesezimmer, Classenstuben für verschiedenen Unterricht, ein Auditorium zu Vorlesungen, ein Theater zu dramatischen Vorstellungen, eine Suite Badestuben, ein Gewächshaus, Vorrathskammern und für Jeden ein Wohn- und ein Schlafzimmer mit Garderobe. An das Hauptgebäude stößt eine zierliche Kapelle, in welcher der Kaplan nach Vorschrift der anglicanischen Kirche Gottesdienst hält. Dissentirende oder Nonconformisten versammeln sich in Betsälen, und einige Gehilfen des Vorstehers ministriren. Der Verf. obiger Broschüre beschreibt das Ganze als ein schönes, großartiges Bauwerk auf einem sanft aus der Ebene ansteigenden Hügel mit reizender Fernsicht. In zweckmäßiger Entfernung befinden sich Fabriken, Werkstätte, Ateliers, Waschhäuser, Scheunen, eine Mahlmühle. Der Raum zwischen diesen Gebäuden und dem Hauptgebäude, dem Mittelpunkte des ganzen Terrains, füllt ein Blumengarten. Darüber hinaus liegen die zur Anstalt gehörigen Felder und Wiesen. Denn neben dem Zwecke, die Kranken zu heilen, steht der, sie hinsichtlich ihrer Lebensbedürfnisse von der Außenwelt möglichst unabhängig zu machen. In Betreff ihrer Behandlung sagt der Verf. — er redet mit der Zunge des Dr. Elstree —:

„Was nun die Aufnahme anlangt, so erfoderte deren Zulassung im Anfange unsers Versuchs blos die Empfehlung eines Actionairs. Weil indessen die Zahl auf 700 beschränkt ist,

erfodert sie jetzt vor Allem die Erledigung einer Stelle, und dann gibt es immer eine Menge Bewerber. Gleich nach seiner Ankunft wird der Irre in den Krankensaal gebracht, theils damit die Kraft früherer Einflüsse aus dem Umgange mit Gesunden sich allmälig schwäche, theils damit der Arzt Zeit gewinne, Constitution und sonstige Zustände kennen zu lernen. Sobald es rathsam, wird der Irre aus dem Krankensaale in die Privilegien, Pflichten und Gebräuche der Anstalt eingeführt. Diese zielen insgesammt darauf ab, alle Fähigkeiten des Menschen, soweit es sich thun läßt, in harmonische Wechselwirkung zu setzen: unstreitig das geeignetste Mittel, Diejenigen, welche aus dem Naturtakte gefallen sind, wieder hineinzubringen und dadurch gesund zu machen. Wer nicht im Krankensaale sein muß, wählt sich ein mechanisches Gewerbe. Außerdem werden die Männer zum Garten- und Ackerbau verwendet, die Frauen beim Kochen, Waschen und andern häuslichen Angelegenheiten beschäftigt. Abends vereinigen sie sich in dem geräumigen, warmen, gut erleuchteten Gesellschaftszimmer, oder im Concert- oder Ballsaale, oder im Auditorio. Bisweilen gibt es dramatische Vorstellungen, denen sie beiwohnen, oder sie vertreiben sich die Zeit im Lesezimmer, spielen Billard, bleiben wol auch auf ihren Stuben, allein oder mit Bekannten. Alle Mahlzeiten werden in den Speisesälen zu bestimmten Stunden gemeinschaftlich genossen. Die Kranken stehen zeitig auf und gehen um 10 Uhr zu Bett, wo dann sämmtliche Lichter ausgelöscht werden. Eine hinreichende Zahl Aufwärter und Gehülfen unter Aufsicht des Dr. Elstree haben das Nöthige zu besorgen und sind für die Sicherheit der Kranken verantwortlich. . . ."

„Es war halb 1 Uhr", fährt der Verf. in seinem Berichte fort, „als von einem Thurm im Mittelpunkte des Hauptgebäudes eine starke Glocke läutete. Dr. Elstree sagte uns, sie rufe die Irren von den Feldern, aus den Gärten, Ateliers und Werkstätten, oder wo sie sich eben befänden, und zeige ihnen an, daß in einer halben Stunde Essenszeit sei. Da Bryant und ich uns vorher beredet, in allen Stücken den Gewohnheiten des Instituts zu folgen, baten wir um Erlaubniß, mit den Übrigen zu speisen. Wir wurden demgemäß auf die während unsers Aufenthaltes uns bestimmten Zimmer gewiesen, uns mit Seife, Wasser und Bürsten zu erfrischen. Die Zimmer stießen aneinander, und nachdem ich den Staub der bather Landstraße von meinem Rocke gebürstet und mir die Hände gewaschen hatte, ging ich zu Bryant. «Nun, Freund», sagte ich, «was meinen Sie zu Terrington-Hall?» «Meinen?» rief er, «so wahr ich lebe, ich weiß nicht, was ich dazu meinen soll. Es ist ja hier Alles ganz anders als was ich mir bisher unter einem Asyl für Geisteskranke vorgestellt habe. Ich begriff recht gut, wie Sie mir erzählten, daß es hier keine finstern Zellen gebe, keine Strohlager, keine Ketten, keine Karbatschen und was weiß ich Alles. Aber, Liebster, Bester, wir sind ja hier in einem Palaste. Ich habe mir mehr als einmal Betlam betrachtet, wann ich vorüberging, — trotz des hübschen Gartens vor der Fronte eine traurige Affaire. Was ich jedoch nun wissen möchte, ist mit einem Worte: wer alles Das bezahlt?» «Das Institut ist eins, das sich selbst erhält», erwiderte ich. «Was die Felder, Gärten und Wiesen erzeugen, und was in den Fabriken und Werkstätten geschaffen wird, das ist der Reichthum, der alle Bedürfnisse bestreitet, direct durch Consumtion und indirect durch Tauschhandel.» «So, so», versetzte Bryant, «nun ich denke, darüber wird nach Tische Näheres zu erfahren sein. Jetzt müssen wir hinunter, obschon ich, aufrichtig gestanden, mich gar nicht sehne, mit irrsinnigen Männern und Frauen in so nahe Berührung zu kommen.»"

„Wir fanden das Gesellschaftszimmer voll Männer und Frauen, sämmtlich über die Jahre des Wachsthums hinaus; ein anderes Zimmer, worin Abends getanzt und welches Mittags als Versammlungszimmer benutzt wird, war, wie Dr. Elstree versicherte, gleichmäßig voll. Die mir zu Gesicht kamen, unterschieden sich allerdings durch Manier und Äußeres, hatten aber insgesammt einen Anstrich von Erziehung und nichts Gemeines. Sie waren nett und einfach gekleidet, Schnitt und Farbe nach Jedes Wahl und Geschmack; denn, wie ich später von Dr. Elstree erfuhr, es war ihr regelmäßiges Tagewerk für die Anstalt nun beendigt und bis zum Schlafengehen die Zeit ihre. . . . Zum Sprechen fehlte die Gelegenheit, da wir schon nach fünf oder sechs Minuten auf das Schellen einer Glocke uns in den Speisesaal begaben. Ein ganz hübsches Mädchen vertraute sich meiner Führung. Bryant wählte eine Andere. Sämmtliche Männer boten den Frauen den Arm, und in so gutem Stil, als wären wir auf Belgrave-Square, gingen wir zu Tisch. In der ganzen Länge des Saals standen drei parallel laufende Tafeln, die mittlere etwas größer als die andern, und am obern Ende ein hoher Armstuhl. Diesen nahm Dr. Elstree ein. Bryant und ich saßen ihm zu beiden Seiten. Alle Übrigen, die Irren sowol als die Gehülfen, setzten sich, wie sie wollten, auf bequeme Stühle, theils zu unserer Mitteltafel, theils zu einer der zwei andern. Es waren ihrer zusammen 340. Während wir in unserm Speisesaale unter Aufsicht des Dr. Elstree operirten, that eine gleiche Zahl dasselbe in dem zweiten Saale unter Aufsicht des Kaplans. Die Speisen waren vollauf und trefflich zubereitet; es gab aber weder gewürzte Gerichte, noch Wein: das Reglement des Instituts verbietet alle geistige Getränke und macht zu Gunsten darnach lüsterner Fremden keine Ausnahme. Statt perlenden Champagners hatten wir frisches, perlendes Wasser, und dieses heilsame Getränk, das in elegant geschnittenen Glaskrügen längs der Tafel stand, sah so verführerisch und schmeckte so kalt und rein, daß wir uns nichts Besseres wünschen konnten. Eine heitere Stimmung herrschte vor, ein allgemeiner Wunsch, gefällig zu sein und Gefälligkeit zu erfahren. In lautem Gesumme schwirrte das Gespräch und mitten durch klang mäßiges Lachen." 23.

Miscellen.

Johann Faust, der berüchtigte Schwarzkünstler, geboren zu Anfang des 16. Jahrhunderts ward, nach der Sage, im 41. Jahre seines Alters vom Teufel, mit dem er ein Bündniß auf 24 Jahre geschlossen, gewaltsam getödtet. Umständlicher spricht hiervon Jöcher im „Gelehrten-Lexikon" (Th. 2, S. 531). Eigentlich scheint dieser Faust ein fertiger Taschenspieler gewesen zu sein, der die Länder durchzog und sich von seinen Gaukeleien nährte. Da er zur Zeit der Reformation lebte, wo der Glaube an Hexerei und Teufelei noch die Köpfe beherrschte, so war es kein Wunder, daß er für einen Teufelsbanner galt, der seine Künste nur durch Hülfe der bösen Geister hervorzubringen vermöge. Dieses Vorurtheil machten sich in der Folge Andere zu Nutz, indem sie unter Faust's Namen allerlei Zauberbücher schmiedeten, welche sie Leichtgläubigen sehr theuer verkauften. Eines der berüchtigtesten darunter ist „Der Höllenzwang", welcher noch vor mehr als 50 Jahren mit 100 Thalern bezahlt worden ist. Adelung hat diesen Teufels- und Geisterbeschwörungstractat in dem 1789 herausgekommenen siebenten Theile der „Geschichte der menschlichen Narrheit" (S. 369—408) wieder abdrucken lassen und dadurch seine Seltenheit vermindert.

Noch im 17. Jahrhundert war es in Rom verboten, in den in lateinischer Sprache herausgegebenen Büchern sich des Wortes „fatum" zu bedienen. Diesem Verbote suchte ein Schriftsteller dadurch zu entgehen, daß er in seinem Buche im Texte „facta", am Schlusse aber unter den Erratis drucken ließ: *facta* leg. *fata*. Umgekehrt ereignete sich der Fall, daß in einem Buche fehlerhaft gedruckt war: „Virgo *fata* est cet", wozu der inquisitorische Censor am Rande bemerkte: „Propositio haeretica, nam non datur fatum." 2.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig

Blätter für literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 226. — 14. August 1846.

Georg Christoph Lichtenberg.

(Beschluß aus Nr. 225.)

Daß Lichtenberg von Jugend an über die Religion sehr frei gedacht, haben wir von ihm selbst gehört; aber er suchte nicht den Ruhm eines starken oder Freigeistes; und noch mehr war er zu besonnen, zu verständig, um je ein Fanatiker der Irreligiosität zu werden. Er fühlte sich wohl gemüthlich zur Religion hingezogen, aber nicht geneigt, Etwas anzunehmen, zu glauben, was ihm gegen die Vernunft zu sein schien; ein Mann von der reinsten Wahrheitsliebe und der seltensten Aufrichtigkeit gegen sich selbst, prüfte er die Beweise für das Christenthum aufs schärfste und beleuchtete namentlich die Überzeugungskraft der Wunder; ein zu consequenter Denker, als daß er hätte in seinen Forschungen und Folgerungen stille stehen sollen, ehe er bei dem letzten Resultate angekommen, war er doch andererseits ein zu rastloser und die verschiedenen Seiten und Momente einer Sache unparteiisch erwägender Geist, als daß er sich eigensinnig in einer Ansicht festgerannt hätte; und er war ganz gewiß von Stimmungen und Gefühlen abhängig, und faßte unter verschiedenen Einflüssen die Gegenstände in verschiedenem Lichte auf, obgleich er den eigentlichen Skeptiker zu spielen sich nicht einfallen ließ. Über Christenthum und Vernunftreligion spricht er sich einmal so aus:

Ich glaube von Grund meiner Seele und nach der reifsten Überlegung, daß die Lehre Christi, vom Pfaffengeschmiere gesäubert und gehörig nach unserer Art sich auszudrücken verstanden, das vollkommenste System ist, das ich mir wenigstens denken kann, Ruhe und Glückseligkeit in der Welt am schnellsten, kräftigsten, sichersten und allgemeinsten zu verbreiten. Allein ich glaube auch, daß es noch ein System gibt, das ganz aus der reinen Vernunft erwächst und eben dahin führt; allein es ist nur für geübte Denker und gar nicht für den Menschen überhaupt; und fände es auch Eingang, so müßte man doch die Lehre Christi für die Ausübung wählen. Christus hat sich zugleich nach dem Stoff bequemt, und Dies zwingt selbst dem Atheisten Bewunderung ab. Wie leicht müßte es einem solchen Geiste gewesen sein, ein System für die reine Vernunft zu erdenken, das alle Philosophen völlig befriedigt hätte? Aber wo sind die Menschen dazu? Es wären vielleicht Jahrhunderte verstrichen, wo man es gar nicht verstanden hätte, und so Etwas sollte dienen, das menschliche Geschlecht zu leiten und zu lenken und in der Todesstunde aufzurichten? Ja, was würden nicht die Jesuiten aller Zeiten und aller Völker daraus gemacht haben?

Wir müssen es uns versagen, auf die psychologischen, moralischen, politischen Bemerkungen u. s. w. Lichtenberg's einzugehen: sie sind freilich alle aus Einem Geiste entsprungen, sind die Ansichten eines tiefen Denkers, eines scharfen Beobachters, eines umfassenden, geistvoll und witzig combinirenden Kopfes; aber wenn man daraus, als aus Mosaikstücken, ein System zusammensetzen wollte, würde man, falls es auch scheinbar gelänge, doch dem Sinne des Verf. Unrecht und Gewalt anthun, weil er alle diese Dinge nicht als ein System zusammengedacht, sondern, seine Ideen und Gedanken in einzelnen Richtungen verfolgend, diese Sätze als ein Mittelding zwischen Denkresultaten, Eingebungen des Augenblicks, der Stimmung und Hypothesen, aufgestellt hat. Man würde wenig nach Lichtenberg's Sinn handeln, wenn man diese Sätze auf seine als eines scharfsinnigen, tiefdenkenden und witzigen Mannes Autorität hin annehmen und nachsprechen wollte: in seinem Geiste ist es nur, wenn man sie als Stoff und Problem des Nachdenkens und der Prüfung behandelt. Klagt er doch selbst so sehr über den Mangel an Selbstdenken, Prüfen, Beobachten in Deutschland:

Durch die Gewohnheit, immer süße Lehre leicht zu empfangen, erschlappt bei den Meisten das Talent, selbst zu suchen. Sie sehen daher in allen Dingen gemeiniglich nur, was sie schon wissen. Empfehlung vertritt die Stelle von eigener Prüfung, Nachschlagen von Nachdenken und Ansehen von Würdigkeit ... Ohne sich und Andere zu beobachten und zu kennen, und das Erkannte so bestimmt sagen zu lernen, daß man die Wahrheit, Neuheit und Individualität der Bemerkung auch durch das abgeschliffenste Wort erkennt, dürfen sie keinen Anspruch machen auf wahren Ruhm ... machen.

Dies sind Worte aus einem Aufsatz, worin er den Dramen- und Romandichtern genaues Studium und individuelle Darstellung der Charaktere empfiehlt und ihnen einige Modelle von Bedienten vorführt. Ferner enthält die Sammlung zwei Lebensbeschreibungen von Cook und von Kopernicus, klar und einfach geschrieben, und einige kleinere satirische und polemische Aufsätze, sowie zusammengestellte Lesefrüchte, Bemerkungen darüber und dergleichen.

Noch wäre Etwas über Lichtenberg's Stil und Sprache und insbesondere über seinen Witz zu sagen, aber hier-

über wollen wir uns kurz fassen. Daß sein Ausdruck kräftig, bündig, treffend, seine Sprache klar und einfach ist, hat man wol aus den angeführten Proben zur Genüge ersehen. Er prunkte nicht mit Worten, sondern setzte den Werth der Darstellung darin: Wahres, wo möglich Neues, jedenfalls aber Selbstgedachtes, Selbstbeobachtetes oder Selbstgeprüftes so verständlich, so kurz und so einfach gefällig als möglich zu sagen. Daher war er in der Regel kein Freund vom Wortwitz, welcher mit der schönredenden Phrasendrechselei nahe verwandt ist. Sein Witz liegt fast immer in den Sachen, in den Gedanken. Über die Quelle desselben wäre es wol nutzlos etwas Bestimmtes sagen zu wollen; er ließe sich vielleicht nach einigen Merkmalen in besondere Classen bringen; aber damit wäre weder dessen Entstehung in Lichtenberg's Geist genügend erklärt, noch eine Anleitung gegeben, es ihm nachzuthun. Nur Das bemerken wir, daß sein Witz überall von der größten Verstandesschärfe und Klarheit zeugt, nichts Schiefes und Schielendes hat, und daß er ein ausgebreitetes Wissen, eine große Lecture in den verschiedensten Fächern, sowie das Gegenwärtigsein eines reichen Stoffs, man möchte fast sagen, dessen Vorüberziehen an seinem Geiste, voraussetzt. Unter den witzigen und satirischen Einfällen und Bemerkungen, und den witzigen und komischen Ausdrücken und Vergleichungen ist allerdings Manches, das gerade nicht die strenge Probe hält; aber Lichtenberg hat Dies nur flüchtig niedergeschrieben, noch nicht verarbeitet, und in der Abhandlung über die Physiognomik ist jedes Wort schlagend, jeder Witz treffend. „Es gibt für mich keine gehässigere Art von Menschen, als die, welche glauben, daß sie bei jeder Gelegenheit ex officio witzig sein müßten", schreibt er, und ohne Zweifel hielt er sich auch danach. Er war weit entfernt vom leichtsinnigen Witzbold; er mochte, bei seiner feinen Empfänglichkeit für den Witz, ihn oft auch da finden, wo gröbere Organisationen ihn gar nicht oder nur in gar schwacher Dosis zu wittern vermochten; aber im Ganzen fehlt seinem Witze nie die Folie der ernsten Wahrheit; und manchmal gemahnt er fast wie die außerordentliche aber glückliche Anstrengung eines von den Mühen und Schmerzen des Lebens bei einer allzu zarten Organisation angegriffenen und gedrückten Geistes, sich über den Wellen und im Gleichgewicht zu erhalten. Wir schließen mit einem Wort Goethe's:

Lichtenberg's Schriften können wir uns als der wunderbarsten Wünschelruthe bedienen: wo er einen Spaß macht, liegt ein Problem verborgen. 33.

Russische Literatur.

1. Petschorin, oder: Ein Duell im Kaukasus. Aus den Papieren eines russischen Offiziers herausgegeben von Lermontow. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt. 1845. 8. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Als Forster's Otahaitier im pariser Pflanzengarten eine Palme seiner Heimat erblickte, umarmte er den Baum voller Freude. Ein ganz entgegengesetztes Gefühl misvergnügter Enttäuschung mag in manchem Leser das obengenannte Buch hervorbringen. Von einem Schriftsteller eines Volkes, das von ganz anderer Abstammung ist als wir, das in ganz anderer Umgebung und unter ganz andern Bildungsbedingungen, als die abendländischen Völker, in die Höhe gewachsen ist, werden Viele auch ein Werk erwarten, das in seinem Charakter, in seiner Färbung so sehr von unserer Literatur absticht, wie die öde Steppe, die kaum erst sich der Roheit entwindende Cultur und die Asien zugekehrte Welt Rußlands von den belebten und mannnichfache Abwechselung bietenden Gefilden und der tausendjährigen Gesittung des Abendlandes. Bei dieser Voraussetzung vergißt man aber, daß die russische Literatur auf ganz anderm Boden entstanden ist als die des übrigen Europas. Letztere steht in beständiger Berührung mit dem Volke und schöpft aus den Gedanken und Empfindungen desselben den Stoff zu ihren poetischen Gestaltungen. Sie, die selbstlebendigen, wecken auch wieder im Volke Leben, welches dann, wie der Baum seinen Jahresring, wieder einen neuen Gedankenkreis ansetzt, aus dem sich der Keim einer neuen Phase der Literatur entwickelt. Anders ist es in Rußland. Hier stellen Volk und gebildete Gesellschaft zwei getrennte Schichten dar. Ersteres hat seine Literatur in zahllosen, von Mund zu Mund gehenden schönen Volksliedern, die aber nicht salonfähig sind. Die gedruckte Literatur, die auf das Volk schon wegen seiner Unwissenheit nicht wirken kann, stammt aus der feinen Gesellschaft, die überall Nichts mit der Nationalität zu thun hat und kosmopolitisch ist, weswegen sie sich auch gern „die Welt" nennt. Den Russen erschien wegen ihrer späten Sittigung das Nationale als der Gegensatz der Bildung; sie bezogen ihre Cultur direct von dem Auslande und gebahrten sich dabei ziemlich wie die Wilden, wann sie europäischen Schmuck in die Hände bekommen. In der Hast, den Europäern gleich zu werden, behängten sie sich ohne Auswahl mit allerlei fremdem Schmuck und Tand: mit deutschem, französischem und englischem. Daß aus einer solchen, nur aus europäischen Elementen, ohne Hinzutritt eines einzigen volksthümlichen, entstandenen Bildung auch nur eine Literatur entstehen konnte, die sich von der abendländischen außer durch den fast allgemeinen Mangel an innerer Originalität nur wenig unterscheidet, liegt auf der Hand. Nur der verarbeitete Stoff ist zuweilen ein anderer, die Anschauungsweise und die Technik des Künstlers bleiben im Ganzen dieselben. Daher darf es denn nicht Wunder nehmen, daß wir in der russischen Literatur dieselben Typen wiederfinden, wie in der abendländischen, nur mit dem Unterschiede, daß wir uns um mindestens zehn Jahre zurückversetzt sehen, wie ja auch die Dame in der Provinz heute in derselben allerneuesten Mode herumstolzirt, die in der Hauptstadt schon seit einem Jahre der Vergessenheit anheimgegeben ist. So tritt uns denn auch in Petschorin noch der längst todtgeglaubte Zerrissene entgegen, der seit Byron durch alle Literaturen des Abendlandes spukte: derselbe schöne, blasse, interessante und sehr coquette junge Mann, dem „das Unglück seinen Stempel aufgeprägt hat"; dieselbe Blasirtheit, welche die Schuld ihrer eigenen unbegrenzten Selbstsucht gern mit hochtrabenden Phrasen dem Schicksal in die Schuhe schiebt; kurz: die Romantik der Salons in Glacéhandschuhen und Frack, dieselbe, welche früher als Ritter- und Räuberromantik im Harnisch und mit dem Humpen auftrat. Nur der Stabscapitain, der treuherzige, einfache Maxim Maximitsch ist eine originelle Figur; sonst finden wir dieselben Typen wieder, die uns in der europäischen Gesellschaft begegnen. Demungeachtet ist der Roman anziehend. Das Abenteuer mit der tscherkessischen Fürstentochter ist poetisch und zart in Erfindung und Ausführung; die Lebensgeschichte der Fürstin Mury ein mit psychologischer Feinheit ausgeführtes Seelengemälde, dessen düstere Schatten durch die leise Ironie des menschenkundigen Weltmannes gehoben werden. Der Rest will nicht viel bedeuten.

2. Die todten Seelen. Ein satirisch-komisches Zeitgemälde von Nikolai Gogel. Aus dem Russischen übertragen, mit Anmerkungen versehen und bevorwortet von Ph. Löbenstein. Leipzig, Ph. Reclam. 1846. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Der Übersetzer versichert uns, daß die Novelle „Die todten

Seelen" in Rußland ein Volksbuch sei, welches nicht weniger Aufsehen gemacht habe, als in Frankreich „Die Geheimnisse von Paris". Er meint damit wol blos, daß das Buch unter den gebildeten Ständen allgemein verbreitet sei; denn wie ein Buch in Rußland, wo das Volk nicht lesen kann, ein Volksbuch werden kann, begreifen wir nicht. Seine Popularität mag es in Rußland den Vorzügen verdanken, die es auch uns interessant machen. Der Stoff ist ganz aus dem Volksleben gegriffen und mit vielem Humor behandelt. Der Zwiespalt zwischen russischer Bildung und russischem Volksleben, auf den wir oben hindeuteten, wird hier ganz natürlich durch den satirischen Standpunkt, den der Verf. seinem Stoffe gegenüber einnimmt, versöhnt. Der Gang der Erzählung ist in Kurzem folgender. Ein Herr, nicht schön und nicht häßlich, nicht zu dick und nicht zu mager, nicht alt und auch nicht mehr jugendlich, kommt in einer russischen Provinzialstadt an. Er hat nichts Eiligeres zu thun, als sich den Honoratioren des Ortes als Collegienrath und Gutsbesitzer Tschitschikow vorzustellen. Glatt, schmiegsam und fügsam weiß er sich bald die ganze Stadt und die Gutsbesitzer der Umgegend zu Freunden zu machen. Was aber ist der eigentliche Zweck seiner Reise? Das erfahren wir bald bei Gelegenheit der Besuche, die er seinen neuen Freunden, den Landedelleuten, auf ihren Gütern abstattet. Er will todte Seelen kaufen, nämlich gestorbene Leibeigene, die aber auf den Revisionslisten noch als lebendig aufgeführt sind! Dabei erhalten wir Schilderungen des Lebens der kleinen russischen Edelleute, mit niederländischer Ausführlichkeit gemalt, und lernen die originellsten Charaktere kennen, wie in der drastisch wirkenden Verhandlung mit dem Gutsbesitzer Sabakowitsch, der, um seine hohe Foderung für die todten Seelen zu rechtfertigen, von ihnen rühmt, daß sie kein Ausschuß, sondern lauter geschickte Handwerker und tüchtige Landleute seien. Später erfahren wir, daß Tschitschikow ein entlassener Beamter ist, der seine ruinirten Vermögensumstände dadurch verbessern will, daß er die gekauften todten Leibeigenen bei dem Pupillencollegium verpfändet. Ob ihm Das gelungen ist, erfahren wir nicht. In der kleinen Stadt aber, in die er nach seinem Ausfluge auf das Land zurückkehrt, verbreiten sich in Folge seines Handels mit todten Seelen die abenteuerlichsten Gerüchte, und die Honoratioren meiden ihn jetzt ebenso sehr, wie sie ihn früher aufsuchten. Das veranlaßt ihn die Stadt zu verlassen und in einem andern Gouvernement nach todten Seelen auszuziehen. Damit schließt der Roman, dem allerdings, wenn man ihn als Kunstwerk betrachten will, namhafte Gebrechen, hauptsächlich eine ungeschickte Entwickelung des Hauptcharakters, vorzuwerfen sind; der aber wegen der minutiösen, doch nicht ermüdenden Schilderung russischer Land- und Stadtsitten, wegen der Satire, die nicht eben fein, aber immer treffend und von Wirkung ist, und wegen der oft drastischen Komik der Charaktere und Situationen, ein interessanter und unterhaltender Beitrag zur Kenntniß der russischen Literatur genannt werden muß. Der Übersetzer rühmt die Kühnheit der Satire, die sich selbst nicht scheue, der Regierung manche bittere Wahrheit ins Gesicht zu sagen. Wir können Dem nicht beistimmen. Gogol geißelt fast nur sociale Gebrechen, die Ausländerei der Gebildeten, die Lächerlichkeiten der Kleinstädter und Ähnliches, und versteigt sich in seiner politischen Satire nur bis zur Bestechlichkeit der Beamten, die er noch dazu fast wie ein schönes Laster, eine angenehme Schwäche behandelt. Was er über weibliche Erziehung sagt, paßt nicht blos auf Rußland. Eine gute Erziehung erhält man, wie bekannt, in Pensionen; und in Pensionen bilden, wie bekannt, drei Gegenstände die Grundpfeiler aller menschlichen Tugenden: die französische Sprache, unumgänglich nöthig für das häusliche Glück; Pianoforte, um dem Gatten angenehme Augenblicke zu verschaffen; und endlich der eigentliche wirthschaftliche Theil, das Stricken und Sticken von Börsen und andern Überraschungen.

3. Ammalat-Beck. Eine Erzählung aus dem Kaukasus von Alexander Marlinski. Aus dem Russischen von Ph. Löbenstein. Leipzig, Thomas. 1845. 8. 1 Thlr.

4. Mullah-Nur. Eine Erzählung aus dem Kaukasus von Alexander Marlinski. Aus dem Russischen von Ph. Löbenstein. Leipzig, Thomas. 1845. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

5. Skizzen aus dem Kaukasus von Alexander Marlinski. Nach der dritten Auflage aus dem Russischen von Ph. Löbenstein. Leipzig, Thomas. 1845. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Der Kaukasus ist für die Russen der Sitz der Romantik, aber nicht jener lieblichen Jungfrau mit schwärmerischem Auge und wallendem Haar, die auf weißem Zelter durch den klingenden, singenden Wald streift: die zieht überhaupt erst ein, wann die nüchterne Civilisation alle romantischen Gelüste mit Policei und Gensdarmerie ausgetrieben hat, und ist nur dem geweihten Auge des Dichters sichtbar. Im Kaukasus, wo die Civilisation ihre befruchtenden Furchen, die Straßen, noch nicht gezogen hat, wo noch keine englischen Misses, mit Sonnenschirm, Theekessel und geologischem Hammer bewaffnet, die Erhabenheit der Natur nach Vorschrift ihres Reisehandbuchs bewundern, ist Wirklichkeit und Romantik noch Eins. Starr und öde, nur unwegsamen Wald oder kahlen Fels zeigend, nur bewohnt vom Adler und vom Raubwild, oder von halbwilden Menschen, die noch räuberischer und grausamer sind, steigt das Gebirge in die Höhe. Auf halsbrecherischem Pfade zieht wohlbewaffnet und stahlgeharnischt, begleitet von seinen Nuckern, der Tscherkessenhäuptling zum befreundeten Aul, oder allein und mit verhülltem Antlitz zur Blutrache. Oder von eilenden Boten getragen geht der Säbel, wie in den schottischen Hochlanden das blutige Kreuz, von Hütte zu Hütte, die Bevölkerung zum Kampfe gegen den russischen Erbfeind auffodernd. Da belebt sich das öde Gebirg. Wo vorher nur der Wolf schlich oder der einsame Räuber, da ziehen jetzt zu Tausenden die Tscherkessen hinab ins feindliche wohlhabende Thal, um Rachedurst und Beutelust zugleich zu befriedigen. Mit der Schlauheit und Gewandheit des nordamerikanischen Indianers schleichen sich die Vordersten an die feindliche Vedette und der arglose Kosack sinkt vom Pferde, getroffen vom unsichtbaren Feinde. Dann stürzt die wilde Schar, wie ein Strom des heimischen Gebirgs, auf die Dörfer, trägt überall Brand und Verwüstung hin, und zieht beutebeladen wieder nach der unnahbaren Alpenschlucht zurück. Das ist noch ein Stück lebendiger, greifbarer Romantik mitten unter der platten Alltagscultur, wie auf unabsehbarer, ebener Steppe noch ein riesiger Granitblock, den ein anderes Erdalter hier zurückgelassen, vereinsamt, aber staunenerregend daliegt.

Mitten unter diese Gebirgsvölker mit allen Tugenden und Fehlern naturkräftiger Barbaren versetzt uns Marlinski's erste Novelle: „Ammalat-Beck." Marlinski ist derselbe Bestutschef, der in die Verschwörung von 1825 verwickelt, erst zum Tode verurtheilt und dann als gemeiner Soldat nach dem Kaukasus geschickt, dort, von einer tscherkessischen Kugel getroffen, seinen Tod fand. Seinen altberühmten Namen Bestutschef verlor er durch kaiserlichen Machtspruch; um seinen neuen wob er selbst einen Glanz, der den Ruhm seines alten bald überstrahlte. Aus Allem, was wir bis jetzt von ihm zu lesen Gelegenheit fanden, tritt uns eine echte Dichternatur entgegen; selbst da, wo der blasirte Spott des genußsatten Cavaliers durch die glühende Naturschwärmerei des Poeten hindurchblickt. Überall spüren wir in ihm selbst Etwas von der Glut und Tiefe orientalischer Leidenschaft, die er in den Charakteren seiner Novellen so trefflich und so dramatisch darzustellen weiß. Ammalat-Beck ist eine solche Gestalt, in deren Charakter nichts Halbes, kein grauer, unentschiedener Ton zu finden ist. Von den Russen gefangen genommen und durch den Oberst Werchowski vom schmachvollen Tode errettet, fesselt ihn Dankbarkeit mit leidenschaftlicher Treue an den väterlichen Freund. Durch ihn wird er mit den Wundern der europäischen Civilisation bekannt gemacht, und sein reichbegabter Geist wirft sich mit rastloser, heißer Begier auf die Durchforschung der neueröffneten Welt. Im Grunde aber bleibt er Asiat, heldenmüthig und kindisch, großmüthig und arglistig zugleich, von gleicher wilder Flammenglut in Liebe und in Haß: ein Naturkind, welches die blasse Gemüthlichkeit und das verständige,

gutmüthig-kühle Wesen seines Freundes nicht begreifen kann. Ohnedies kann er ja in der neuen Gedankenwelt, die sein Freund vor ihm aufthut, nicht recht heimisch werden. Bald schwärmt er jubelnd und freudeberauscht wie ein Kind durch den Zaubergarten voll wunderbarer Blumen, bald wieder läßt er zagend ab von seinem Beginnen, denn die Unendlichkeit des niegeahnten Wissens zeigt ihm nur das eigene Selbst in demüthigender Kleinheit; und das klare Licht der Erkenntniß zerstört alle Illusionen des Naturkindes, verödet seine alte Heimat, ohne ihm eine neue zu geben. Das europäische Wesen wird ihm zuwider; das Heimweh lockt ihn nach den Bergen zurück, und noch mehr die Liebe zu Seltaneta, der Tochter des russenfeindlichen Sultans Achmet Khan. Ammalat möchte fliehen, doch Werchowski, dem er sein Leben verdankt, bürgt für sein Bleiben. Endlich entscheiden den langen Kampf zwischen den Federungen der Liebe und der Dankbarkeit die tückischen Einflüsterungen Achmet Khan's, der Ammalat überredet, Werchowski wolle ihn verrathen. Die frühere schwärmerische Freundschaft schlägt urplötzlich in wilden Haß um; als Preis des Abfalls lockt Seltaneta's Besitz, und von Liebe und Rache zum Wahnsinn gebracht, erschlägt Ammalat den Oberst und flieht in die Berge zurück. Erst da erfährt er, daß man ihn getäuscht. Und während ihn die bitterste Reue verfolgt, wird er auch von seinen Stammgenossen als ein Frevler am heiligen Gastrecht verstoßen und bis an seinen frühen Tod wie Kain gemieden.

Marlinski's zweite Novelle: „Mullah-Nur", versetzt uns auf ein ganz anderes Terrain, an den südlichen Abhang des Kaukasus unter die daghestaner Tataren. Dort liegt Derbend, auf Rußlands Befehl vom Teufel in einer Nacht erbaut. „Der Teufel bauete im Finstern und eilig; er knetete mit seinen Tatzen die Steine, spaltete sie, bespuckte sie dann, warf ein Haus aufs andere, maß die Straßen nach seinem Schwanze: mit der Morgendämmerung stand Derbend da. Doch die Morgenröthe ächzte vor Bestürzung, als sie den ersten Blick darauf warf: Das war ein Strom von Steinen und Schmutz, mit Spalten statt der Straßen, in denen sich selbst der ehrenwerthe Erbauer am hellen lichten Tage nicht zurechtgefunden hätte. Alle Häuser kamen blind zur Welt; ihre Schädel waren von der Höllenferse abgeflacht; sie krachten vor Enge, so eingeklemmt waren sie zwischen zwei hohen, ungemein langen Mauern; das Ganze glich einer ungeheuern Schlange, die unter den Schuppen der Häuser sich von den Bergen bis in die Ebene dehnte, deren zackiges Haupt das Schloß Narün bildet und deren Schweif sich im Kaspischen Meere verliert." Derbend verschmachtet von einer furchtbaren Dürre: die Felder sind verbrannt, die Vorräthe aufgezehrt, und eine Hungersnoth droht. Kein Gebet will helfen, der Himmel bleibt wolkenleer und kein Tröpfchen will fallen; da kommt ein frommer und angesehener Schriftgelehrter der Stadt auf den Gedanken, nach altem Brauch einen an Leib und Seele reinen Jüngling den Gipfel des Schagdag besteigen zu lassen, damit er dort einen Krug voll ewigen Schnees hole, der ins Meer geschüttet nach der Sage Regen herbeibringen soll. Nun ist zwar Derbend eine sehr fromme Stadt, aber ein reiner Jüngling ist trotz aller Gottseligkeit unter der glühenden Sonne des Orients schwer zu finden, zumal da die Zungen in Derbend sehr spitz sind. Endlich aber fällt die Wahl des Volkes auf Iskender-Beck, einen schönen und kriegerischen Jüngling, der aber gerade deswegen auf das Krämervolk der Derbender verächtlich herabblickt und auch von ihnen wegen seines Stolzes nicht eben geliebt wird. Doch die Noth ist dringend und Fetsch-Ali, der Alte, der den klugen Rath gegeben, soll die Botschaft ausrichten. Iskender erklärt sich zu dem gefahrvollen Wagstück bereit, denn Fetsch-Ali lockt ihn mit dem trügerischen Versprechen: ihm seine Tochter Kitschkene, die Iskender liebt und um die er bereits vergebens geworben, zur Gattin zu geben, wenn er wirklich durch seine That der Dürre ein Ende macht. Auf der gefahrvollen Reise trifft Iskender mit Mullah-Nur zusammen, einem gefürchteten Räuber oder mehr Ritter vom Stegreife, einem Beschützer der Schwachen und einer Zuchtruthe übermüthiger Reicher. Unser Held kämpft tapfer mit dem Räuber und erwirbt sich seine Freundschaft, die ihm später, als Fetsch-Ali treulos das gegebene Versprechen nicht halten will, obgleich, wie der Jüngling den Schnee in das Meer schüttet, der ersehnte Regen beginnt, sehr zu statten kommt. Denn Mullah-Nur befreit ihn von seinem Nebenbuhler, einem mohammedanischen Pietisten, und vereinigt das junge Paar. In künstlerischer Hinsicht stellen wir „Mullah-Nur" höher als „Ammalat-Beck": erstere Novelle ist abgerundeter, die Darstellung maßvoller; die Charaktere sind mannichfaltiger und mehr abgestuft; das Lyrische überwuchert die epische Grundlage nicht so sehr, wie hier und da in „Ammalat-Beck". Nur der Schluß: das Zusammentreffen des russischen Reisenden mit dem Räuber, stört die Harmonie des Ganzen unangenehm. Er ist ganz überflüssig und hinkt, so zu sagen, dem eigentlichen Schlusse nach. Iskender in seiner tüchtigen, frischen Natürlichkeit ist eine sehr liebenswürdige Erscheinung. Am ergötzlichsten aber ist Jussuf, Iskender's Begleiter auf der Fahrt nach dem Schagdag: ein echter Falstaff, aber ein orientalischer, feig in der Gefahr, großsprecherisch ehe sie da ist und wann sie überstanden; aber dabei schlau, witzig und voll selbstverspottender Ironie, wo die Maske des Helden nicht mehr täuschen will. Auch das Klatsch- und Philisterleben der frommen Krämerseelen von Derbend wird uns mit vielem Humor vorgeführt. Meister der Darstellung ist Marlinski vernehmlich in der Schilderung großartiger und wilder Gebirgsscenerie und des Kampfes der empörten Elemente.

Nur noch wenige Worte über den dritten Band. Er beginnt mit einer Erzählung der Abenteuer eines russischen Gefangenen bei den Tscherkessen; wir möchten sie eher eine ethnographische Skizze nennen, in der Mannichfach-Belehrendes an Persönlich-Erlebtes geknüpft ist. Das zweite Stück: „Er wurde erschlagen", offenbart uns die Leiden eines Dichterherzens in so blasirter, afficirt gebildeter und innerlich doch roher Umgebung wie die russische feine Welt, von der uns die petersburger Salonscene ein grellbeleuchtetes Bild gibt. „Der Abschied vom Kaspischen Meere" ist der Schwanengesang des Dichters, eine lyrische Rhapsodie, die er kurz ehe er fiel niedergeschrieben. „Ein Abend in den kaukasischen Bädern" bringt Schauer- und Spukgeschichten, nicht allzu originell, aber piquant genug. Die Übersetzung ist fließend, bis auf einige hartnäckig wiederkehrende Verstöße gegen die Grammatik. Mit dem Kriegshandwerk scheint übrigens der Übersetzer nicht besonders vertraut zu sein. Daß die Tscherkessen mit Windbüchsen ausgerüstet sein sollen, ist wol nur Folge eines Misverständnisses des russischen Wortes; auch werden Kanonen nicht mit dem Vergrößerungsglase gerichtet (I, S. 262), obgleich vielleicht dadurch eine bis jetzt noch unbekannte Genauigkeit des Zielens erreicht werden könnte. Vorzüglich scheinen die Kartätschen Hrn. Löbenstein große Noth gemacht zu haben. Einmal wird die Pistole damit geladen, andere Male sollen Mauern damit erschüttert und niedergestürzt werden! 6.

Literarische Anzeige.

Bei **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Briefe
Joseph's des Zweiten.

Dritte Auflage.

Zeitgemäß eingeleitet und erklärt
von
Franz Schuselka.

Gr. 12. Geh. 1 Thlr. 15 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: **Heinrich Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 227. — 15. August 1846.

Allgemeine Pädagogik. In drei Büchern. Von Heinrich Gräfe. Zwei Theile. Leipzig, Brockhaus. 1845. Gr. 8. 4 Thlr.

So unendlich wichtig auch das Schulwesen sowol für das Privat- als auch für das Staatsleben ist: es zeigt sich im Publicum weder das Interesse für die Schule noch die Bekanntschaft mit deren Literatur und Organismus, wie sie für beide wünschenswerth und nützlich sein würde. Erst in neuester Zeit hat die Journalistik ihren Blick auch auf das Schulwesen fallen lassen, wodurch sie diesem unmittelbar zwar wenig genutzt hat, hingegen die mittelbaren Folgen sehr groß sein können, sobald die politische und wissenschaftliche Journalistik fortfährt, die Wichtigkeit der Schulanstalten für das bürgerliche und politische Leben scharf und schlagend herauszustellen.

Die Ursache dieser Lauheit und Unbekanntschaft des Publicums mit der Schule liegt aber nicht sowol in diesem, als in den Vertretern der Schule, welche sich, obschon sie viel abgeschliffener, gewandter und weltlich gesinnter als früher sind, doch noch zu sehr in dem Kreis ihrer Schulwelt eingesperrt halten und lieber zur vornehmthuenden Beamtenclasse als zum Volke hinübertreten. Geschrieben wird von den Lehrern mehr denn zu viel, aber aus diesen Chaos von Schulschriften taucht selten eine empor, welche einen allgemein interessirenden Standpunkt festzuhalten sucht, um auch den Laien des Schulwesens verständlich und lesenswerth zu werden. Aber gerade diese Methodenjagd, dieses starre Festhalten am Dogma des Meisters, d. h. des Lehrbuchs, ist der gewaltige Zopf, welcher den meisten Schulmännern unter dem fashionablen Frack hervorguckt.

Wenn ich nicht irre, so hat die Realschule, welche sich zuerst entschlossen auf den Allen gemeinsamen Boden des bürgerlichen Lebens stellte, den ersten Anstoß zu einer Vermittlung zwischen Schule und Leben, Lehrern und Publicum gegeben; in ihr ist die Schule der Gegenwart so auf den Hals gerückt, daß sie um so weniger ignorirt werden kann, da viele Realschulen Anstalten von Communen sind. Um so erfreulicher ist es Rec., in dem Werke eines Directors einer Realschule, in Gräfe's „Pädagogik" ein Buch anzuzeigen, welches eine rühmliche Ausnahme macht und wol geeignet ist, auch das größere Publicum zu interessiren und es über Unterricht und Erziehung zu belehren, da es die Schranke durchbricht, welche die Schule vom Leben und den Lehrerklerus vom Laien trennt.

Von diesem Standpunkte des allgemeinen Nutzens werde ich auch in d. Bl. die genannte Schrift anzeigen, da specielle Punkte über Methode u. dgl. in einer Schulzeitung besprochen werden sollen. Ich nenne aber die Besprechung über Gräfe's Buch eine Anzeige und keine Kritik, weil ich, obschon von einem andern Standpunkte als der Verf. ausgehend, mich undankbar und ungerecht zeigen würde, mit ihm über die Verschiedenheit seiner Ansicht von der meinigen zu streiten. Ungerecht würde ich sein, weil ich nicht das Recht habe zu verlangen, daß der Verf. meiner Ansicht sei, und weil wir über die wesentlichsten Punkte doch einig sind, da wir dieselbe Sache meist nur mit andern Worten zu bezeichnen und nur auf verschiedenen Wegen zu demselben Resultate zu kommen scheinen; undankbar würde aber ein solches Streiten um Redensarten sein, da ich dem Buche viel Genuß, Belehrung und Erhebung zu danken habe. Außerdem weht durch das ganze Buch ein so milder, versöhnlicher Geist, hat der Stil einen so aufrichtigen, treuherzigen Ton, daß man dem Verf. nicht zürnen kann, wenn er auch hier und da Gedanken ausspricht, denen man nicht beistimmt, oder wenn er sich gar auf die feindliche Seite stellt, wie er es dem Ref. gegenüber gethan hat, den er wegen seiner Schrift über das Wesen der Realschule den Hegelianern beizählt, womit er ihm keineswegs ein Compliment machen will, da er von dieser „absoluten Philosophie" keine günstige Meinung hat und sie namentlich für unpraktisch für das Schul- und Erziehungswesen hält. Aber Dies soll mich um so weniger abhalten, Gräfe's Werk dem Publicum recht dringend zu empfehlen, als die Unzufriedenheit des Verf. mit jener Philosophie zum Theil daher zu rühren scheint, daß er ihr nicht nahe genug getreten ist und vom theologischen Standpunkt herunterzutreten nicht gewagt hat. Denn um nur Eins zu erwähnen, so macht ihn meine Voraussetzung der Einheit von Wissen und Glauben stutzig. Dies ist jedoch nicht aus Feindschaft gegen das Christenthum geschehen, sondern weil ich mir es gar nicht anders denken kann, als daß die rechte Wissenschaft

mit dem wahren Glauben stets Hand in Hand gehen werde: daß der Glaube sich Nichts aneignen und festhalten werde, was die Wissenschaft nicht vorher oder nachher als vernünftig, d. h. als wahr bewiesen hat, die eben durch dieses Beweisen des Glaubensinhalts höher als dieser steht, sowie ja der Prediger als Wissender über seine glaubende Gemeinde gestellt werden muß.

Wenn Ref. also dennoch trotz seiner Übereinstimmung mit dem Verf. tadeln will, so kann sein Tadel nur die äußere Anordnung des Materials treffen. Gräfe's Buch ist eine Einleitung in die Pädagogik und soll vorzüglich zu „wissenschaftlich-pädagogischen Studien anregen". Wenn der Verf. aber trotzdem einer strengen systematischen Anordnung des Stoffs entsagt hat, so glaubt Ref. den Grund in Gräfe's Streben, auch das größere Publicum auf dem Felde der pädagogischen Literatur zu orientiren, suchen zu müssen. Gräfe hat sich darauf beschränkt, seinen Stoff in eine beliebige Anzahl Theile zu zerlegen, wogegen er ihn sich aus sich selbst erzeugen und organisch gliedern mußte. Doch genügt es für die meisten Leser, die Bedeutung, Schwierigkeit, Abwege und Nebenwege einer Frage kennen zu lernen; es genügt, ihnen einen Faden zu geben, der sie durch das Gewirr sich widersprechender Meinungen leitet. Ohne Einfluß ist freilich die gläubige Philosophie, wenn ich sie so nennen darf, welcher der Verf. zugethan ist, nicht geblieben, wie Dies besonders aus seiner Polemik gegen die psychologische Grundlage der Pädagogik, die er bei jeder Gelegenheit ergreift, klar hervorgeht. So wenig wir dem Verf. sein Bestreben, die Pädagogik zu einer christlichen zu machen, verleiden wollen, darf ihm doch nicht verschwiegen werden, daß er den Begriff der Philosophie viel zu sehr verengt, weil er sich unter diesem Namen sogleich nur die Hegel'sche denkt, deren unerbittliche Strenge allerdings Manchen schon gegen sie in Harnisch gebracht hat. Obschon die Pädagogik die Beantwortung ihrer wesentlichsten Fragen bei der Philosophie zu holen, der Verf. selbst also fast immer zu philosophiren genöthigt ist, so hat er sich doch seltener direct an die Philosophen um Aufschluß gewandt, sondern meist an die theologischen Dogmatiker, die sich am Ende doch wieder an irgend eine philosophische Schule anlehnen, um durch deren Hülfe in das Verständniß der Bibel einzubringen. Hierdurch wird aber zugleich eine Reihe pädagogischer Gesetze in ein falsches Licht gestellt, weil sie, als rein philosophische Begriffe, mit der wandelbaren Dogmatik Nichts zu thun haben, am wenigsten von den Lehren der Theologen abhängen. Daher will es mir auch scheinen, als wären die Bibelstellen, welche der Verf. anführt, insofern überflüssig, als die rechte Bedeutung und die Ausgleichung sich widersprechender Stellen erst aus dem Zusammenhange klar wird. Da aber bekanntlich über die Erklärung vieler Bibelstellen großer Streit herrscht, so betritt die Pädagogik in der Dogmatik und Bibel wenigstens einen ebenso unsichern, angefochtenen Boden als in der Philosophie. Da man sich also am Ende doch nur vermöge des Denkens durch das Gewirr theologischer Streitfragen hindurch helfen muß, so hat man auch das Recht, jeden Theologen nach seinem Paß, d. h. nach seiner Logik, zu fragen, ehe man seine Bibelcitate als Autoritäten kann passiren lassen. Doch genug hiervon!

Der Verf. hat sein Werk in drei Bücher getheilt, von denen das erste „Entwickelung und Bildung", das zweite „Erziehung" und das dritte „Pädagogik" überschrieben ist. Daß sich der Verf. bei den zahlreichen Unterabtheilungen dieser Bücher hier und da wiederholt hat, gesteht er zwar selbst ein; doch möchte wol bezweifelt werden, daß er auch bemerkt habe, wie der Grund dieser Wiederholungen in der Eintheilung selbst liegt. Wenn er z. B. in vier verschiedenen Capiteln die Freiheit, die Bestimmung des Menschen, sein Ziel, seine Lebenszwecke und seine sittliche Natur bespricht, so mußten diese vier Fragen nach meiner Ansicht in Eine zusammenfallen: weil die Bestimmung des Menschen, sein Ziel und Lebenszweck, dieser aber in seiner sittlichen Natur liegen muß, welche eben die Freiheit ist. Jede andere Stufenfolge der Entwickelung der Begriffe muß zu Tautologie und da zu trennenden Spaltungen führen, wo verbunden werden muß. Zwar nimmt der Verf. jene Begriffe weiter als ich sie zunächst im Sinne habe: aber diese weitere Fassung, für die ich ihm herzlich danke, da sie namentlich eine klare Übersicht der verschiedenen Auffassung der aufgestellten Begriffe gibt, mußte sich erst nach und nach vom Begriffsstamme abzweigen, um eben als lebendiges Gewächs, nicht aber als zersägte Stücke desselben vorgezeigt zu werden. Überhaupt bin ich der Meinung, daß der sicherste Weg der historische gewesen ist, wie ihn der Verf. auch mit großem Takt und Sicherheit verfolgt, weil er die Entwickelung eines Begriffs nach Völkern und Individuen darstellt und in dieser Darstellung die verschiedenen Bestimmungen des Begriffs selbst entwickelt. Denn jeder Begriff tritt zunächst einseitig auf, aber seine Kritiken geben ihm nach und nach Vielseitigkeit; und ein Buch, welches diese verschiedenen Bestimmungen eines Begriffs in ihrem organischen Zusammenhange darstellt, wird nicht nur durch diese geschlossene Masse eine entscheidende Macht, sondern auch gegen jede einzelne Erscheinung gerecht sein, insofern es dieselbe innerhalb ihres Lebenskreises, d. i. ihrer Zeit, würdigt.

Zunächst behandelt der Verf. das physische Leben des Menschen, belehrt uns über die Substanz des Körpers, zählt die Thätigkeit der verschiedenen Organe auf, ihren Zusammenhang, Wachsthum und Einfluß auf das geistige Leben, welches er nach seinen Entwickelungsstufen unter die Rubriken: „Sinnliche Anschauung", „Einbildung", „Verstand und Vernunft" eintheilt und hier namentlich die weltverklärende, göttlichmachende Kraft der Vernunft beredt und faßlich darstellt. Aber diese Geisteskräfte haben im Gefühl, im Gemüth zum Theil ihre Nahrungsquelle, zum Theil erhalten sie dort erst ihre sittliche Weihe und Wirkung; weshalb der Verf. das Wesen der Gefühle und ihren tiefern Zusammen-

hang mit dem physischen Leben nachweist, indem er sie unter vier, den Geisteskräften parallele Gesichtspunkte bringt und sie hiernach „sinnliche, ästhetische, intellectuelle und moralische" nennt. Besonders erfreulich ist Ref. der Ernst gewesen, mit dem Gräfe auf Ausbildung des Gemüths und auf nachhaltigere Einwirkung auf den Willen und die sittlichen Gefühle der Jugend dringt.

An diese angegebenen Punkte knüpft der Verf. die Darstellung der geistigen Entwickelung des Menschen in seinen Altersstufen an, indem er diese Entwickelung selbst in zwei Momente zerlegt, in „Evolution und Involution, welche die Totalität der Entwickelung ausmachen", da sich „ein Wesen durch Evolution aus der Einheit zur Mannichfaltigkeit entwickelt, weil es nur dadurch sich äußerlich darstellt, wogegen es durch Involution in der Mannichfaltigkeit die Einheit festzuhalten sucht, weil in dieser sein individuelles Sein begründet ist".

Hierauf werden die allgemeinen Entwickelungsgesetze aufgestellt: das des Parallelismus, der Stetigkeit, der Stufenfolge, der Verhältnißmäßigkeit, der Gleichförmigkeit, der Mannichfaltigkeit, der Erregbarkeit, der Selbstthätigkeit, der Begrenzung und der Abweichung. In allen diesen Naturgesetzen findet Gräfe jedoch nur einen Beweis, daß des Menschen innerstes Wesen die Freiheit sei, welche daher von jedem Erzieher erkannt und gefördert werden soll. Gräfe findet sie realisirt im freien Willen, indem er sie als die Macht des Menschen definirt, „durch welche der Mensch wollen kann, weil er *will*". Hierdurch ist jedoch dem Misverständniß einer blos formellen Freiheit nicht genug gewehrt. Am meisten kommt der Verf. jedoch mit der Theologie ins Gedränge, da er doch die menschliche Freiheit neben der göttlichen unterbringen muß. Er findet nun das Charakteristische der menschlichen Freiheit darin, daß sie „dem Rufe Gottes folgen, aber auch nicht folgen kann". Es wird die Freiheit aber dadurch eine Art Willkür, ein beliebiges Entschließen; wogegen die wahre Freiheit nur die der strengsten Nothwendigkeit sein kann. Die wahre Freiheit muß dem Rufe Gottes folgen: sie kann nicht anders; aber sie zwingt sich hierzu selbst durch ihren eigenen Willen, und dadurch wird dieser Selbstzwang eben Freiheit. Daher ist die Freiheit mit der Wahrheit nach einer Seite hin identisch. Wer dem Rufe Gottes nicht folgt, ist unfrei, weil der Mensch Gott folgen soll und Dies in seinem eigenen Begriffe liegt. Freiheit kann daher auch definirt werden als Freisein von der Unwahrheit oder Selbstbefreiung vom Unwahren, Ungöttlichen; weshalb der Verf. ganz richtig bemerkt, „daß der Mensch nicht frei ist, sondern frei *wird*".

Die Praxis der Freiheit ist nach Gräfe die Liebe, sodaß also die Bestimmung des Menschen in den Begriff der Liebe fällt, da sie allein den Menschen zu wahrer Gottähnlichkeit erhebt. Und in der That liegt in der Liebe das tiefe Geheimniß des Christenthums; denn die Liebe ist die freie Dahingabe des einen Subjects an ein anderes, ein Austausch der Geister, eine tiefgemüthliche Einheit in der Vielheit, und darin ist es ein Hinwegräumen der Schranken zwischen dem Subjecte und der Welt. Durch die Liebe wird der Mensch ein freier Mensch, weil er im Andern nur sein Selbst wiederfindet oder weil er sein Bild im Andern sieht, also die Verwandtschaft mit demselben erkennt, sodaß er zwischen sich und der Welt keine Schranke, keinen fremden Willen mehr zu überwinden hat. Natürlich muß nun das Ideal und Ziel der Freiheit die Wahrheit sein, weshalb auch das Streben des Menschen auf die Wahrheit gerichtet sein muß. Wenn Ref. Dies auch freudig anerkennt, so sieht er doch nicht ein, warum der Höhenpunkt dieser Wahrheit als religiöse Wahrheit hervorgehoben wird, da sich hier sehr leicht ein Misverständniß einschleichen kann. Denn eigentlich ist jede Wahrheit religiös, weil sie eben göttlichen Inhalts ist, und man sollte daher auch nur zwischen höhern und niedern Wahrheiten unterscheiden, sodaß unter den letztern die sinnlichen, temporairen verstanden werden, z. B. daß 2 + 2 = 4, daß der Regen naß macht u. dergl.

Da die Wahrheit aber, fährt der Verf. fort, entweder Product des Erkennens oder der sinnlichen Erscheinung oder endlich des Willens sein kann, so wird sie Wissen, Schönes und Tugend. Das Wissen heißt, je nachdem es sich auf die Natur oder auf den Menschen oder auf Gott richtet, Natur-, Menschen- und Gotteswissenschaft. Der Willen hingegen wird zur Tugend, wenn er sein Ziel in den Gehorsam gegen Gott setzt. Um aber das Wissen, das Schöne und die Tugend zu realisiren, betritt der Mensch den Boden der Wirklichkeit, den Staat, wo die Natur des Menschen sich zur Sittlichkeit läutert, welche die Selbstsucht in sich bekämpft und allgemeinen Zwecken sich zuwendet.

Um aber zu diesem hohen Ziel der Menschheit zu gelangen, um in der geistigen Welt des Staats seinen Platz behaupten zu können, bedarf der Mensch der Bildung, denn diese ist

die durch den freithätigen Geist geleitete Entwickelung, damit der Mensch seine Bestimmung annähernd erreichen könne.

Das Verhältniß zwischen der Entwickelung und Bildung ist nun von selbst klar. Die Entwickelung entfaltet in der Sphäre des Sinnlichen die Einheit zur Mannichfaltigkeit, die Bildung aber gibt der Entwickelung eine höhere Richtung, indem sie aus der Einheit des geistigen Lebens und seiner Bestimmung die Mannichfaltigkeit darstellt. Die Entwickelung erfolgt unbewußt, die Bildung beruht ganz auf Bewußtsein und Freiheit. Die Bildung setzt die natürliche Entwickelung voraus; sie beginnt nicht dann erst, wann die Entwickelung vollendet ist, aber doch nachdem diese begonnen hat.

Jede Bildung ist aber ihrem innersten Wesen nach Selbstbildung, welche auf mannichfache Weise erreicht und gefördert werden kann, sich im Allgemeinen aber auf folgendes Gesetz zurückführen läßt: Erreiche durch die Bildung die Bestimmung deines Lebens in jeder Hinsicht, d. h. bilde harmonisch, bilde dich für das Leben, nach deiner Individualität, und endlich naturgemäß.

(Der Beschluß folgt.)

Siebenbürgen und seine Bewohner von A. de Gerando. Aus dem Französischen von Julius Seybt. Zwei Theile. Leipzig, Lorck. 1845. Gr. 8. 4 Thlr.

Bei dem unserer Zeit so besonders eigenthümlichen Streben der Völker nach Entwickelung der Nationalitäten — auch wenn dieses Streben hin und wieder nicht das rechte und selbstbewußte, sondern mehr ein gemachtes, von außen erzeugtes Streben ist — haben die übrigens in mancher Hinsicht gegen frühere Zeiten noch besonders erleichterten Reisen und die Schilderungen dieser Reisen eine um so größere Wichtigkeit und einen um so größern Reiz. Das wird ein Jeder an sich selbst erfahren haben, der mehr oder weniger Reisebeschreibungen gelesen hat, wenn nur sonst die letztern die nationale Seite der Völker, mit denen sie sich beschäftigen, und alles Das ins Auge fassen, was auf Belebung und Entwickelung des Nationalsinns, auf Geltendmachung und Anerkennung der Nationalität sich bezieht. Namentlich ist Dies da der Fall, wo diese Nationalität im Verhältnisse zu frühern Zeiten in einem Zustande der Unterdrückung, der Richtanerkennung sich befindet und demgemäß im Streben, im Kampfe um eine gewisse Selbständigkeit und Anerkennung begriffen ist. Alles, was in diesen Beziehungen dem Leser in dem Leben der Nationen entgegentritt, auch wenn es nur Anfänge eines selbstbewußten nationalen Strebens sind, hat einen eigenthümlichen Reiz, ebenso und in dem nämlichen Verhältnisse, wie das erwachende Leben des Frühlings anziehender ist als die über die Fluren verbreitete Erstarrung des Winters.

Zu solchen Betrachtungen und Bemerkungen ist Rec. auch durch das Lesen der vorliegenden Reisebeschreibung von Siebenbürgen veranlaßt worden, und er findet in diesen Betrachtungen zugleich das Interesse ausgesprochen, welches ihm die Reisebeschreibung im Allgemeinen und vorzüglich in einzelnen Theilen gewährt hat, die das Leben der verschiedenen Völkerschaften Siebenbürgens in ihren nationalen Bestrebungen und Kämpfen berühren und darstellen. Die Geschichte und die Gegenwart des Landes bürgen für das Interesse, welches diese Reisebeschreibung durch Siebenbürgen auch Andern gewähren wird, die mit demselben theils nicht ganz unbekannt sind, theils es in seinen einzelnen Beziehungen näher kennen zu lernen wünschen. Der Verf. des Buchs selbst hat das Land bewohnt, welches er hier beschreibt; er hat die Sitten desselben beobachtet und seine Civilisation studirt; er hat den historischen Ereignissen, deren Schauplatz es gewesen ist, nachgeforscht; und er hat Recht, das auf der Karte Europas auch noch so kleine Siebenbürgen, welches aber wichtig ist durch den Reichthum seines Bodens, durch die Physiognomie und den Charakter seiner Bewohner wie durch die Erinnerungen, welche sich daran knüpfen, und durch die Einrichtungen, welche das Land bewahrt hat, Denen, die es nicht kennen, zu beschreiben und zu schildern. Er hat dazu um so mehr Recht, als der gegenwärtige Augenblick dazu besonders geeignet ist. Ungarn und Siebenbürgen sind jetzt im Fortschritt begriffen; sie sind in die Bewegung hineingezogen, welche jetzt die Völker nach einem gemeinsamen Ziele treibt; und namentlich verdient auch Siebenbürgen gerade jetzt, wo es die ersten Schritte thut, die Aufmerksamkeit des Auslandes. Man kann übrigens Siebenbürgen von Ungarn nicht trennen; beide haben fast stets die nämlichen Bahnen verfolgt, und wenn auch in dem erstern Lande der Unterschied zwischen den einzelnen Nationalitäten viel schärfer als in Ungarn ausgeprägt ist, so gelten doch beide, da sie von denselben Stämmen bewohnt werden, als zwei Schwesterländer, wie sie denn die Ungarn selbst als solche bezeichnen (I, 25). Der Einfluß jener einzelnen Nationalitäten (der Ungarn oder Magyaren, der Sachsen und Szekler, welche letztern von den Kriegern Attila's abstammen) tritt uns bei der innern Verwaltung und Verfassung Siebenbürgens besonders wirksam entgegen, und namentlich sind die lutherischen Sachsen in Siebenbürgen, bei denen sich gewisse aus Deutschland stammende Gebräuche erhalten haben, eine merkwürdige Erscheinung. Sie finden auch hier, theils in der Darstellung der Geschichte Siebenbürgens (wobei der Verf. vornehmlich zeigen wollte, welche Rolle dasselbe unter der Herrschaft einheimischer Fürsten gespielt habe und unter welchen Umständen es an Östreich gefallen sei), theils in der Schilderung der gegenwärtigen Verfassung des Landes wenigstens im Allgemeinen ihre gebührende Anerkennung, und sie erhalten auch dort das deutsche Element verdientermaßen bei Ehren. Die geschichtlichen Namen, die uns hier aus der Vergangenheit Ungarns und Siebenbürgens entgegentreten, und die Erinnerungen an jene Zeiten, wo die Magyaren sagten: Hungaria domina gentium, sichern dem Lande auch noch jetzt eine gewisse politische Wichtigkeit. Neben der Geschichte dieser Vergangenheit schildert der Verf. die verschiedenen Nationen, welche Siebenbürgen bewohnen, ebenso ausführlich als das Land selbst und die Orte, welche entweder durch die an ihnen haftenden Erinnerungen oder wegen ihres Naturreichthums irgend einer Art erwähnenswerth sind. Bildet das ergiebige und interessante Land selbst gleichsam den Mittelpunkt des Ganzen und den Rahmen des Gemäldes, so sind auch die einzelnen Bilder, welche hier aus dem gegenwärtigen bunten Leben der einzelnen Völkerschaften sowie von ihren Sitten und Gebräuchen dem Leser vorgeführt werden, ebenso mannichfach als interessant. Denn bald sind es topographisch-locale Schilderungen, bald statistische Notizen, bald geschichtliche Darstellungen, bald Mittheilungen über die Magyaren, Sachsen, Szekler, Walachen, Bulgaren und Zigeuner, womit der Verf. den Leser unterhält und worüber er ihn belehrt; bald erzählt er uns von dem trefflichen Wesselényi und andern besonders wichtigen Erscheinungen in der Gegenwart des öffentlichen Lebens des Volks, bald von kirchlich-religiösen und andern geistigen Zuständen und Verhältnissen desselben: aber Alles weist im Allgemeinen darauf hin, daß auch dort ein neues inneres Leben in den Hauptclassen des Volks aufgegangen sei, dessen Regungen und Bestrebungen der theilnehmende Leser mit Aufmerksamkeit verfolgt und beachtet, auch wenn Niemand das Ziel kennt, zu welchem sie einst führen werden. Allein gerade von dieser Seite, gerade in Beziehung zu diesen nationalen Bestrebungen empfiehlt sich das vorliegende Buch über Siebenbürgen, und besonders in dieser Hinsicht will auch Rec. dasselbe hiermit allen Denen empfohlen haben, die mit ihrem Blicke nach außen und mit ihrem Interesse am Leben der Völker nicht blos an die nächste Nähe sich halten, vielmehr mit Beidem etwas über die Scholle hinausreichen, an der sie hängen. 1.

Historische Miscellen.

Karl Theodor, Kurfürst von Baiern, äußerte einmal bei der Tafel den Wunsch Namur zu bekommen. Als die Anwesenden hierüber ihre Verwunderung bezeigten, erklärte er: „Weder um die Grafschaft Namur, noch um die in derselben liegende Hauptstadt gleiches Namens ist es mir eigentlich zu thun, sondern um die freien Reichsstädte, deren Anfangsbuchstaben in dem Worte NAMUR enthalten sind, nämlich: Nürnberg, Augsburg, Memmingen, Ulm, Regensburg." Nach seinem zu Anfang des Jahres 1799 erfolgten Tode gab es eine Zeit, wo dieser Wunsch für seinen Nachfolger vollständig in Erfüllung gegangen war.

Johann Isaak Pontanus war Doctor der Medicin zu Basel und zuletzt Professor der Physik und Mathematik zu Amsterdam und Harderwijk, wo er 1693 starb. Er war klein von Statur, dünkte sich aber groß als Dichter, denn er hatte unter Anderm (1634) sechs Bücher lateinischer Gedichte herausgegeben, welche jedoch für eine mislungene Arbeit erkannt worden sind. Daher sagte ihm Scriver auf das vorgelegte Räthsel über das Loch:

Dic mihi quid maius fiat, quo plurima demas?

die Wahrheit:

Pontano demas carmina, maior erit. 2.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Google

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 228. —— 16. August 1846.

Allgemeine Pädagogik. In drei Büchern. Von Heinrich Gräfe. Zwei Theile.

(Beschluß aus Nr. 227.)

Mit einer historischen Übersicht des Bildungsganges der Menschheit schließt der erste Theil, um zur Erziehung, zur Praxis der aufgestellten Theorie überzugehen. Erziehung ist nach Gräfe die absichtliche Einwirkung gebildeter Menschen auf noch nicht gebildete, wodurch diese in ihrer Selbstbildung unterstützt werden. Diese Erziehung ist theils positiv, theils negativ, und kann nach ihren verschiedenen Zwecken eine verschiedene, eine private oder öffentliche sein. Sehr lehrreich sind Gräfe's Worte über formale, materiale, ideale und reale Erziehung. Jede Erziehung kann aber nur wirksam sein, wenn sich ihre verschiedenen Elemente im Geiste des Lehrers vereinigen; denn dieser Erziehungsgeist ist es allein, „welcher die erziehliche Thätigkeit mit Licht, Wärme, Leben und Geist erfüllt und sie geschickt macht, in den Zögling einzugehen und in dessen Innern die beabsichtigten Wirkungen hervorzubringen". Dieser Geist soll aber der Geist der christlichen Liebe sein, die auf dem Glauben an Christus und das Erlösungswerk beruht.

Zu den Mitteln dieser Erziehung rechnet der Verf. die Pflege, die Zucht und den Unterricht; die Systematik und den belebenden Organismus der ganzen Erziehung legt er aber in die Methode, welche man bisher fälschlich nur auf den Unterricht angewandt hat. Sie verarbeitet die Mittel der Erziehung, sodaß der Zögling „den innern Gehalt derselben von allen Hüllen frei machen und in sich aufnehmen, sich ihm hingeben kann". Die Methode sondert sich aber in den Erziehungsgang, in die Erziehungsform, in die Erziehungsweise und in den Erziehungsgeist, deren Eigenthümlichkeiten Gräfe auf klare, ergreifende Weise auseinander setzt. Der Kampf gegen die psychologische Pädagogik, welcher besonders in diesem Capitel sehr lebhaft wird, ist nicht ohne Aussicht auf baldigen Frieden. Denn wenn man den Menschen erziehen will, so will man vor Allem seinen Geist bilden; um Dies zu können, muß man das Wesen des Geistes kennen. Da dieser Geist aber das Göttliche im Menschen ist, so will der philosophische Pädagog auch nur das Göttliche im Menschen pflegen und wecken; Dasselbe will unser Verf., der es aber „das Christliche" nennt: mithin sind beide Parteien im Wesentlichen einig, wenn sie nur die Stichwörter vertauschen.

Der letzte Theil des besprochenen Buchs behandelt die Wissenschaft der Erziehung, die Pädagogik, deren Inhalt, Hülfswissenschaften und geschichtlichen Entwickelungsgang. Wenn Gräfe's Darstellungstalent schon öfter lobend hervorgehoben wurde, so verdient es in diesem Theile vorzüglich Anerkennung; denn Gräfe gibt hier nicht nur die Erfahrungen seiner eigenen, reichen Lecture in ansprechender Kürze, sondern weiß den Leser auch zugleich mitten in die lebendigen Bewegungen der pädagogischen Literatur zu versetzen, weiß ihn dort so leicht zu orientiren, indem er ihm die verschiedenen Richtungen und Dogmen der pädagogischen Parteien zeigt, daß gerade diese Partie ein liebevolles, sorgfältiges Studium verdient. Gerade hier drängt sich eine Fülle von Gedanken zusammen, die sich aber keineswegs wie ein wirres Chaos über den Leser herstürzen, sondern in lichtvoller architektonischer Ordnung aufgestellt sind, wie die Statuen und Bilder eines Kunstcabinets, in welchem jedes Stück sein volles Licht und den ihm zukommenden Platz erhalten hat. Durch diese Geschichte der Pädagogik und die überall eingestreuten Citate ersetzt der Verf. dem Leser fast eine halbe pädagogische Bibliothek, was ihm Ref. um so mehr zum Lobe anrechnet, als es bei der täglich breiter anschwellenden Büchermasse nur wenigen Lesern möglich sein wird, Alles zu beachten, Alles sogleich an den rechten Ort zu stellen und im Getümmel des Kampfes die Streitmassen und ihre Stellung zu übersehen.

So günstig also im Ganzen das Urtheil über den Verf. ausgefallen ist, so muß doch besonders noch die große Wichtigkeit hervorgehoben werden, welche Gräfe's Buch nicht blos für sich, sondern für die Erziehungsliteratur im Ganzen haben wird. Indem sich Gräfe zwischen die streitenden Parteien stellt, muß sein Princip, der Vermittlungspunkt derselben, zunächst freilich das Schlachtfeld werden, wo sie ihre Sache auskämpfen. Die nächste Folge wird freilich sein, daß nicht alle Gegner des Verf. so friedlich gesinnt sind wie

Ref., sondern daß alle auf Gräfe losschlagen werden, weil er dem Orthodoxen nicht orthodox genug, dem Rationalisten zu wenig rationalistisch sein wird. Aber wann die ersten Stürme werden ausgetobt haben, wird sich der Horizont aufklären und beide Parteien werden zu ihrer nicht geringen Verwunderung bemerken, daß sie in der Hitze des Kampfes auf Gräfe's Standpunkt getreten und sich da verschanzt haben; worauf sie aber Frieden schließen werden, weil es kein bestreitbares Terrain mehr gibt, nachdem sie ihr eigenes aufgegeben haben. Der Frieden wird aber geschlossen werden unter dem Präsidium der christlichen Liebe, des lebendigen Glaubens an den Geist Gottes und die Göttlichkeit des Menschen.

Und so begrüßt Ref. in Gräfe's Buch nicht nur ein für Lehrer und Erzieher, für Magistrate und Familienväter lehrreiches Buch, nicht nur ein Buch von pädagogischer Bedeutung: sondern ein geschichtlich wichtiges Buch, mit welchem die Pädagogik selbst einen Schritt vorwärts thut; in welchem Schule und Leben, Erziehung und Weltgeschichte sich vereinigen; in welchem die Schule die Gegenwart eingeholt hat, um fortan Hand in Hand mit ihr zu gehen, oder, wenn Dies misverstanden werden sollte, ihr auf den Fußstapfen zu folgen. Möge Gräfe viel Nachahmer finden und auch der Lehrerstand seine Sturmfahne aufpflanzen, um die er sich zum Kampf für die Wahrheit und ihr göttliches Recht scharen soll! Denn die Schule erleidet jetzt harte Angriffe von den Ultramontanen und Radicalen, und waffnen muß sich der Lehrer, daß ihn das Frömmlerheer nicht aus seinem Wirkungskreise verdränge, um die Schule zum Bollwerk der Geistesknechtschaft zu machen. Es kämpfen nicht nur in Frankreich und in der Schweiz Jesuiten um das Monopol der Erziehung: auch im protestantischen Deutschland haben sie Verbündete und Nachahmer! Also wachet, betet und kämpfet! **F. Körner.**

Deutsche Mythologie von Jakob Grimm. Zweite Ausgabe. Zwei Bände. Göttingen, Dieterich. 1844. Gr. 8. 6 Thlr.

Ein Werk, dem schon längst und allgemein das ruhmvolle Verdienst zugesprochen worden ist, die Wissenschaft einer deutschen Mythologie gegründet zu haben, in seiner zweiten Ausgabe dem deutschen Volke wieder anzupreisen, würde nicht nur überhaupt eine Ilias post Homerum sein, sondern insbesondere auch den Schein erwecken, als bedürfe es einer neuen Anregung, um das deutsche Volk an die Schuld der Dankbarkeit gegen den berühmten Verf. zu erinnern. Dem ist nicht so. Wol aber hat der Verf. sein Werk mit sichtlicher Liebe fortgepflegt, durch fortgesetzte Studien neues Material zu Tage gefördert und auf diese Weise die von ihm gegründete Wissenschaft theils erweitert, theils in ihrem Innern mehr ausgebaut: die dem Werke beigegebenen Nachträge liefern den Beweis davon. Es ist übrigens bereits eine anerkannte Thatsache, daß alle Diejenigen, welche deutsch-mythologische Schriften verfaßt haben, auf Grimm's Schultern sich zu stellen genöthigt gewesen sind; und wie groß auch das Verdienst sein möge, welches Wilhelm Müller in seiner „Geschichte und System der altdeutschen Religion" (Göttingen 1844) für sich in Anspruch nehmen darf: ausgemacht bleibt es für jeden Unparteiischen, daß Müller's Werk ohne Grimm's Forschungen und Resultate nicht möglich war, und daß der Erstere in der „Mythologie" des Letztern mehr als eine bloße Materialiensammlung erkennen mußte, wenn er nicht undankbar sein und sich selbst überschätzen wollte.

Bei der Eigenthümlichkeit aber, welche Grimm's mythologisches Werk an sich trägt, ist es nun nicht blos ein Verdienst, auf dem Grunde desselben fortzubauen, sondern es muß schon für verdienstlich und für nothwendig zugleich erachtet werden, die Ergebnisse desselben in weitern Kreisen zu verbreiten und diesen das Wesentliche verständlich vorzulegen. Denn daß die Wissenschaft erst dann ihren wahren Werth, ihre eigentliche Bedeutsamkeit zu entwickeln vermag, wann sie in den Kern des Volkes eindringt, dessen Ideenkreis erweitert, berichtigt und veredelt, dessen Sittlichkeit hebt und nach würdigern Grundsätzen bestimmt, und endlich seine Lebensthätigkeit mannichfacher weckt und zur Verschönerung und Veredelung des Gesammtlebens anregt: Das ist bereits zu einer so allgemeinen Anerkennung gelangt und findet in unserer Zeitrichtung und Entwickelung so schlagende Beweise, daß es einer besondern Darlegung gar nicht bedarf. Nun ist aber Grimm's „Mythologie" rücksichtlich der Sprache, der Darstellung und der Sache eine eigenthümliche Erscheinung: diese Eigenthümlichkeit ist nur für den Gelehrten im eigentlichen Sinne des Wortes überwindlich und vermag nur diesen von dem Studium des Werkes nicht abzuhalten. Soll nun dasselbe die Fruchtbarkeit, welche seinem Kerne innewohnt, zum Segen der deutschen Gesammtbildung und ihrer Zöglinge entfalten, so bedarf es in der That gewisser Dollmetscher. Und dieser Beruf fällt Denjenigen anheim, welche die Geschichten, die Cultur und Literatur des germanischen Volkes darstellen: Grimm's mythologische Forschungen müssen nach ihren Resultaten in solchen Werken einen Platz finden. Wir sagten aber absichtlich soeben: „des germanischen Volkes", indem Grimm's Untersuchungen ein Verwandtschaftsverhältniß zwischen Volksstämmen nachgewiesen haben, die im Laufe der Jahrhunderte und ihrer Ereignisse von dem Volkskörper, welcher den Namen des Deutschen zu dem seinigen machte, politisch und geistig so weit getrennt worden sind, daß die Gemeinsamkeit der Abstammung und der ihnen gemeinschaftlich gebliebene Lebensnerv nur von dem mit der Wissenschaft bewaffneten Auge deutlich erkannt werden können. Die Skandinavier, so eigenthümlich auch ihr Wesen in Staat, Kirche, Literatur und Sprache geworden sein mag, sind gleichwol unsere natürlichen Brüder; sie sind aus einem und demselben Vaterhause mit uns hervorgegangen, aber lange nach uns, den ältern Brüdern. Darum ist aber auch die Erinnerung an ihren Zustand im Vaterhause noch nicht so verwischt als bei uns, und die deutsche Mythologie muß wissenschaftlich in der skandinavischen das principium et fons anerkennen.

Legen wir uns die Frage vor, wie Grimm's „Mythologie" eine Möglichkeit geworden sei, so werden wir diese unbestreitbar dahin beantworten müssen: daß die Sprachforschung überhaupt und insbesondere das vergleichende Studium der altgermanischen Dialekte die vorzüglichsten Unterlagen und Materialien zu jener Wissenschaft theils unmittelbar geliefert, theils, wann sie anderweither entlehnt waren, nach ihrem Werthe und ihrer Brauchbarkeit beurtheilt und ihnen diejenige Stelle angewiesen haben, welche ihnen in dem neuen wissenschaftlichen Gebäude zu gebühren scheint. Während aber jene Sprachstudien in ihrem Verhältnisse zur „Deutschen Mythologie" nur als Mittel zum Zweck erscheinen, ist diese letztere wiederum die Veranlassung geworden, daß die erstern vermöge der Erkenntniß ihres Umfanges und ihres Werthes zu einer absoluten Bedeutsamkeit, zur Höhe einer selbständigen Wissenschaft gelangt sind: deutsch-mythologische Forschungen und germanische Sprachstudien stehen in einer nothwendigen Wechselwirkung. Grimm selbst darf als instar omnium angesehen werden. Er würde weder in der

Mythen- noch in der Sprachforschung so gut gezeichnet sein, wenn er es nicht in beiden Beziehungen zugleich wäre.

Werfen wir endlich noch einen flüchtigen Blick auf die Frage, in welchem Verhältnisse die deutsche und die sogenannte classische Mythologie zueinander stehen, so haben sie als Wissenschaften allerdings das Gemeinschaftliche: daß sie namentlich auf die vorgeschichtlichen dunkeln Zeiten der betreffenden Völker ein wenn auch nur schwaches Licht werfen und die ersten Anfänge ihres individuellen Culturlebens offenbaren. Wie weit jedoch die tiefsten und ältesten Wurzeln dieses Culturlebens laufen, Das mit einiger Sicherheit zu erkennen, ist insbesondere der griechischen Mythologie zur Zeit befriedigender gelungen als der deutsch-skandinavischen Mythenkunde. Darin aber geht das antike Mythensystem von dem germanischen weit und wesentlich ab: während jenes mit dem ursprünglichen Volksgeiste selbst erst völlig abstarb und ebenso seinen Einfluß auf Volksglauben, Cultur, Kunst und Poesie mit diesem Absterben erst gänzlich verlor, ward das germanische Mythenthum schon überwältigt, bevor dieses sowol selbst als das germanische Volk zur vollständigen Entwickelung kam. Soweit daher unser historisches Bewußtsein reicht, klingen mit Ausnahme des skandinavischen Nordens nur schwache Töne aus der germanischen Mythenzeit zu uns herüber. Und nur die Wissenschaft und die Poesie leihen jenen Tönen noch ihr Ohr; Volksglaube, Cultus und Kunst sind längst taub für sie gewesen. Es lag im Plane der Weltregierung, die Germanen durch den Geist des Christenthums zu ihrer Weltbestimmung zu erziehen. Wenden wir uns jetzt zu einigen Stellen der interessanten Vorrede, womit der Verf. sein mythologisches Werk einleitet.

Mag man die einzelnen Epochen der Geschichte der Menschheit oder der einzelnen Völker, deren Geschichten uns bekannt geworden sind, ins Auge fassen: keine derselben wird den Genius der Menschheit und die Güte der Weltregierung gänzlich verleugnen, keine eine völlige Dumpfheit oder Abgestorbenheit des menschlichen Geistes verrathen, keine von jeder Quelle menschlichen Glücks entblößt sein. Der Ausdruck „Barbarei" ist ein relativer Begriff, den die Culturzeit als einen Maßstab erfand, um ihn nicht selten mit mehr Stolz als Gerechtigkeit an das Leben und Thun der Vorzeit zu legen. Wie freigebig war man nicht früher, jetzt weniger, mit Ausdrücken, welche das Mittelalter als finster und barbarisch bezeichneten! Die historische Wissenschaft hat dieses Urtheil vielfach als falsch erwiesen. Und Grimm verdient gewiß die vollste Zustimmung, wenn er in der Vorrede Folgendes sagt: „Mir widersteht die hoffärtige ansicht, das leben ganzer jahrhunderte sei durchdrungen gewesen von dumpfer unerfreuender barbarei; schon der liebreichen güte Gottes wäre das entgegen, der allen zeiten seine sonne leuchten ließ, und den menschen, wie er sie ausgerüstet hatte mit gaben des leibs und der seele, bewußtsein einer höheren lenkung eingoß: in alle, auch die verschrienten weltalter wird ein segen von glück und heil gefallen sein, der edelgearteten völkern ihre sitte und ihr recht bewahrte. Man braucht nur die milde und tüchtige gesinnung unseres höheren alterthums in der reinheit und kraft der volksgesetze, oder die angestammte fähigkeit des 13. jahrhunderts in seinen sprachgewaltigen, beseelten Dichtungen zu empfinden, um für sage und mythe, die in ihnen noch wurzel geschlagen hatten, gerecht gestimmt zu sein."

Bekanntlich ist die Literatur über die Hexen und Hexenprocesse außerordentlich reichhaltig, und Grimm hat (S. 1022—23) mit seiner bekannten Belesenheit ein reiches Verzeichniß davon geliefert. Das Beste, was die Neuzeit über die Geschichte der Hexenprocesse geliefert hat, schrieb Soldan 1843. Auch unser Verf. zollt diesem Gelehrten das verdiente Lob. Doch widerspricht er ihm, und wir glauben mit Recht, in dem Punkte, daß er den Zusammenhang der Hexen mit der deutschen Mythologie ableugnet und alles dämonische Wesen von Griechen und Römern abzuleiten geneigt ist. Grimm sagt deshalb: „Die ähnlichkeit der verstellungen des mittelalters mit dem classischen alterthum fällt Soldan so stark auf, daß er anzunehmen scheint, Deutschland und das übrige barbarische Europa seien vor ihrem frühen zusammenstoß mit jenem entweder ohne zauberei und geisterglauben gewesen oder dieser auf einmal erloschen. Die Walburgisnacht sollen römische lares praestites, selbst den gebrauch des lehnausbietens floralien und averruncalien, den bilsenschnitt das fruges excantare veranlassen; warum rührt nicht auch unser es von id, unser auge von oculus, unser zehn von decem her? in solcher Weise wäre Wustan unbedenklich auf Jupiter, Holda auf Diana, der alp auf den Genius, die gesammte deutsche mythologie auf römische zurückbringen, und es bliebe uns nichts eigenthümliches als der kahle boden, der die fremde lehre in sich empfing."

Gestützt auf die Nachrichten der Alten über die Verbreitung der Celten in Westeuropa, sowie aus sprachlichen und antiquarischen Gründen, ist neuerdings die Meinung mit einiger gewissen Zuversicht ausgesprochen worden: daß namentlich das südliche und südöstliche Deutschland vor den Germanen von Celten bewohnt gewesen sei; der gewaltige Völkerstamm, der von Osten nach Westen seit dem 4. Jahrhunderte ging, habe die Celten, namentlich diesseit des Rheins, theils vernichtet, theils zum Rückzuge auf die Hauptmasse in Gallien genöthigt. Auch Grimm ist im Allgemeinen dieser Ansicht, wie sich aus folgenden Worten erkennen läßt: „Zu gunsten celtischer sprach- und sagenforschung ist eine heilsame reaktion eingetreten, die darauf besteht, daß diesem zurückgedrängten Volke, das vorzeiten breite strecken Deutschlands einnahm, sein recht widerfahre; keineswegs arm an denkmalen besitzt es in der lebenden armenischen, welschen, schottischen und irischen Sprache aushelfende Mittel. Noch aber gehen die pfade unsicher und schlüpfrig, und was wir den Celten zugestehn, soll im entdeckungseifer nicht wider uns selbst gekehrt werden; auf den berührungspunkten hat auch die deutsche eigenheit ihren anspruch zu wahren."

Wie rüstig und gelehrt in neuester Zeit von slawischen Schriftstellern über die Urgeschichte und Mythe ihres Volkes geschrieben und geforscht worden ist, dürfen wir als allgemein bekannt voraussetzen. Als classisches Werk führen wir nur an, weil es hier von besonderm Interesse ist: „Die Wissenschaft des slawischen Mythus" u. s. w., von Dr. Hanusch (Wien 1842). Nach ihm ist im slawischen Mythus ein indisches und persisches Element deutlich sichtbar: jenes ist mehr auf die Erde, dieses dagegen mehr nach dem Himmel gerichtet. Das gleichzeitig von dem Russen Kastorski über denselben Gegenstand geschriebene Werk ist uns nicht genauer bekannt worden. Auch Grimm bringt den slawischen Mythus zur Sprache; wir theilen seine Äußerungen im Wesentlichen mit: „Wie gegen Westen von den Celten werden wir gegen Osten von den Slawen umschlossen, und gleich celtischen haben slawische Schriftsteller lust, da wo slawischer und deutscher glaube aneinander rühren, von slawischem grunde her zu deuten, was ebenso wol von dem unsern aus erklärbar ist. Im ganzen ist wol die slawische Mythologie noch um einige stufen wilder und sinnlicher als die deutsche, doch manches wird sich anders ausnehmen, sobald einmal slawische volkssagen und märchen getreuer und reicher gesammelt sind, und auch der deutschen Forschung großer gewinn daher erwachsen."

Der Sage vom Tell, die in den jüngst verflossenen Jahren so vielfach wissenschaftlich untersucht worden ist und deren neueste Literatur wir bei einer andern Gelegenheit zusammengestellt und dabei bewiesen haben, wie das historische Moment dieser Sage immer mehr schwindet, spricht auch Grimm die geschichtliche Wirklichkeit mit den Worten ab: „Die Tellsage erzählt keinen wirklichen vorgang, aber unerdichtet und ungelogen ist sie echtmythisch im schoße der Schweiz neu aufgestiegen, um ein das volk aufs innerste ergreifendes ereigniß zu schmücken."

Daß der griechische und römische Cultus bei der Entwickelung der katholischen und orientalischen Kirche von bedeutendem

Einflusse gewesen sei, dessen Folgen noch jetzt sichtbar sind, leidet keinen Zweifel. Die Götter zweiten und dritten Ranges der alten Griechen und Römer werden in jenen christlichen Kirchen durch die Heiligen beiderlei Geschlechts repräsentirt. Auch unser Verf. bespricht diese eigenthümliche, wiewol am Ende recht wohl erklärliche Erscheinung, knüpft aber daran noch die interessante Bemerkung: „Die Kirche verstand in ihren heiligen und heiligsprechungen kein maß einzuhalten, und das unmaß ergibt sich am baarsten daraus, daß die Thaten und wunder des Heilands und seiner apostel durch die der heiligen im einzelnen überboten sind. Wer diese forschungen, wie sie es verdienen, weiter pflegen will, wird vorzüglich darauf zu achten haben, welche heilige im volksglauben jedes Landes zuerst auftauchten, und welche in den gedichten und segenssprüchen stufenweise an den platz der alten götter einrückten."

Wir sprachen schon oben davon, daß die germanische Mythologie unentwickelt geblieben sei, daß ihr die Lebenswurzeln frühzeitig abgeschnitten werden; daß das germanische Volk durch das Christenthum, welches dem heidnischen Mythenthume feindlich entgegentrat, seine Durchbildung empfangen habe; und daß endlich darum das griechische Mythensystem Überlegenheit an feinern und ansprechendern Zügen offenbaren müsse. Das muß zugestanden werden. Allein die Tiefe des Gemüths, ein Grundzug des germanischen Charakters bis auf diesen Tag, die hohe Achtung vor den Banden, welche die Natur selbst geschaffen hat, die Verehrung der Frauen und der Beachtung ihrer Rathschläge, die man sogar für höhere Eingebungen anzusehen geneigt war, sind Charakterzüge, die an der germanischen Mythologie deutlich hervortreten. Unser Verf., der competenteste Richter, spricht sich darüber folgendermaßen aus: „In unserer heidnischen mythologie treten vorstellungen, deren das menschliche herz hauptsächlich bedarf, an denen es sich aufrecht erhält, stark und rein hervor. Der höchste gott ist ihm ein vater, altvater, großvater, der lebenden heil und sieg, sterbenden aufnahme in seine wohnung gewährt. Tod ist heimgang, rückkehr zum vater. Dem gott zur seite steht die höchste göttin als mutter, altmutter, großmutter, weise und weiße ahnfrau. Der gott ist hehr, die göttin leuchtend von schönheit, beide ziehen um und erscheinen im land, er den krieg und die waffen, sie spinnen, weben, säen lehrend; von ihm geht das gedicht, von ihr die sage aus. Dem alten recht hat sich dieselbe vatergewalt tief eingeprägt; er legt den neugebornen sohn auf seinen schoß und erkennt ihn; aber vielleicht galt allgemein, was wir nur in einigen der alten volksrechte lesen, daß den Frauen ursprünglich höhere, doppelte composition zukam; deutsche Frauenverehrung hat schon Tacitus eingesehen und die geschichte zeugt davon auch im mittelalter. Das rohe wäre aus dem heidnischen glauben, wenn er länger angehalten hätte, geschwunden, von der rauhheit aber dennoch viel geblieben, wie in unserer sprache etwas rauhes, unausgearbeitetes steckt, was sie nicht zu allem untüchtig macht, zu manchem befähigt; deutscher art angemessen ist ein sinniger ernst, der sie dem eitlen entführt und auf die spur des erhabenen leitet."

An die soeben mitgetheilte Schlußbemerkung knüpft dann der Verf. die Beobachtung, daß der Germanismus um seiner eigenthümlichen Beschaffenheit willen auch den Grund und Boden enthalte, auf dem der Protestantismus allein entstehen und gedeihen konnte. Und die Geschichte rechtfertigt diese Ansicht ebenso gut als die, daß der Protestantismus soweit herrschen würde als das germanische Wesen reicht, wenn nicht ausländische List und Gewalt ihm die Lebenswurzeln zu verderben bis auf diesen Tag bemüht gewesen wären.

Wir schließen unsere Anzeige mit dem Bekenntnisse erneuter Dankbarkeit gegen den Verf. und verbinden damit den Wunsch: daß es ihm vergönnt sein möge, sein treffliches Werk derjenigen Vollendung noch entgegenzuführen, die seinem thätigen Geiste vorschwebt.

Karl Zimmer.

Bibliographie.

Anthes, F. C., Allgemein-faßliche Bemerkungen zur Verbesserung des evangelischen Kirchengesanges. Wiesbaden, Friedrich. Gr. 8. 3¾ Ngr.

— — Die Tonkunst im evangelischen Cultus, nebst einer gedrängten Geschichte der kirchlichen Musik. Ein Handbuch für Geistliche, Organisten, Vorsänger und Lehrer. Wiesbaden, Friedrich. 4. 2 Thlr.

Bamberg, F., Über den Einfluß der Weltzustände auf die Richtungen der Kunst, und über die Werke F. Hebbel's. Hamburg, Hoffmann und Campe. 8. 10 Ngr.

Boll, E., Geognosie der deutschen Ostseeländer zwischen Eider und Oder. Unter Mitwirkung von G. A. Brückner verfaßt. Neubrandenburg, Brünslow. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Briefwechsel zwischen Leibniz, Arnauld und dem Landgrafen Ernst von Hessen-Rheinfels, aus den Handschriften der königlichen Bibliothek zu Hannover herausgegeben von *C. L. Grotefend*. Hannover, Hahn. Gr. 8. 1 Thlr.

Carlen, Emilie, Die Braut auf dem Omberg. Aus dem Schwedischen. Zwei Theile. Berlin, Morin. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Die Epigonen. 4ter Band. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 1 Thlr. 25 Ngr.

Ficker, A., Grundriß der Weltgeschichte. 1ste Abtheilung. Olmütz, Hölzel. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Unsere Gegenwart und Zukunft. Herausgegeben von Karl Biedermann. 3ter Band. Leipzig, Mayer. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Gespräche aus der Gegenwart über Staat und Kirche. 2te verbesserte und vermehrte Auflage. Stuttgart, Becher. Kl. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Hafis. Eine Sammlung persischer Gedichte. Nebst poetischen Zugaben aus verschiedenen Völkern und Ländern. Von G. F. Daumer. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Lever, C., Odonoghue. Roman. Aus dem Englischen übersetzt von C. Richard. Drei Bände. Aachen, Mayer. 12. 4 Thlr. 15 Ngr.

Reisebilder und Novellen aus der Vergangenheit und Gegenwart. Gesammelt von ?. Drei Bände. Braunschweig, G. C. E. Meyer sen. 8. 2 Thlr.

Steinmann, F., Pauperismus und Communismus, ihre Ursachen und die Mittel zur Abhülfe. Historisch, staatswirthschaftlich, ideal. Solingen, Amberger. 12. 12 Ngr.

Weinholz, A., Die Thaten Friedrich's des Großen, besungen. Leipzig, Voigt und Fernau. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Tagesliteratur.

Die neuen Bankverordnungen in Preußen. Unmaßgebliches Votum eines Finanzmannes. Hamburg, Vogel. Gr. 8. 15 Ngr.

Fairplay, J., Aufzeichnungen des ewigen Juden über die Jesuiten und ihre Gegner. Deutsch mit zahlreichen Reimen von J. A. M. Brühl. Schaffhausen, Hurter. 8. 20 Ngr.

Lind-Würmer. Satyrisch-parodirendes Quodlibet nach Schiller, von Jemandem. Hamburg, Berendsohn. 12. 3¾ Ngr.

Paulla, P. M. da, Gegen die Irrlehre der Deutschkatholiken. An das gegenwärtig versammelte Concil auf dem Berge Carmel, unter dem Vorsitze des Alten vom Berge. Winterthur, Literarisches Comptoir von Hegner. 8. 12 Ngr.

Tholuck's 25jähriges Amtsjubiläum den 14. Mai 1846. Erinnerungsblätter für Freunde. Halle, Mühlmann. 8. 5 Ngr.

Über die Nothwendigkeit, den Eisenbahnen eine allgemeinere Anwendung zu verschaffen, und die Möglichkeit dies durch Pferdeförderung zu thun. Von M. F. G. Freiberg, Engelhardt. Gr. 8. 6 Ngr.

Zarbl, J. B., Trauerrede auf den Tod Gregor's XVI. Regensburg, Manz. Gr. 8. 3¾ Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: **Heinrich Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 229. —— 17. August 1846.

Englische Zustände.

Zweiter und letzter Artikel.*)

1. England. Von J. Venedey. Drei Theile. Leipzig, Brockhaus. 1845. Gr. 12. 6 Thlr.
2. England in seinen socialen und commerciellen Institutionen. Von Leon Faucher. Aus dem Französischen von J. Seybt. Zwei Bände. Leipzig, Lorck. 1846. Gr. 8. 4 Thlr.
3. Der Pauperismus in England in legislativen, administrativen und statistischen Beziehungen. Nach amtlichen Quellen bearbeitet von C. Th. Kleinschrod. Mit zwei Abbildungen und vier Tabellen. Regensburg, Manz. 1846. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Wenn wir uns in dem ersten Artikel mit den historischen und politischen Zuständen Englands beschäftigt haben, so soll dieser dagegen vor allen Dingen die socialen Entwickelungen und Verhältnisse des merkwürdigen Inselreichs darstellen. Wenn Venedey unübertrefflich ist in seiner historischen Auseinandersetzung, in seiner demokratischen Geschichtschreibung, so übertrifft ihn dagegen Faucher in seiner socialen Kritik; und die Studien, welche er über England gemacht hat, bringen auf diesem Felde oft ganz andere Resultate als diejenigen Venedey's. Eine Ergänzung des Einen durch den Andern oder eine Vergleichung zwischen Beiden und eine Prüfung der beiderseitigen Principien wird manchen interessanten Aufschluß gewähren können.

Man braucht nur die Einleitung zu lesen, welche Faucher seinem Werke voransetzt, um sich zu überzeugen, daß er nicht minder berechtigt ist als Venedey, über England zu schreiben. Sie ist ein Meisterstück von Schärfe: sie malt das ganze England in leichten, aber sichern Strichen. In den Hauptpunkten stimmt hier der Franzose mit dem Deutschen überein: Beide treten mit großer Achtung vor die englische Nationalität hin; Beide anerkennen die auffallende Originalität der englischen Institutionen; Beide finden in dem englischen Nationalcharakter einen Aristokratismus von unten herauf, eine Neigung zur Abschließung und zur Isolirung begründet. Während aber Venedey in seiner englischen Geschichtschreibung dem deutschen Volke eine Lehre geben will und häufig auf die Eine Wurzel deutschen und englischen Wesens hindeutet, fühlt der Franzose sich genöthigt, zu erklären:

Wenn es aber einen Staat gibt, nach dem sich Frankreich nicht ungestraft bilden kann, so ist es Großbritannien ohne Widerspruch: ich kenne nicht zwei Völker, welche so stark voneinander abweichen oder deren Charakter entschiedener in Opposition gegeneinander steht. Nicht vergebens hat der Antagonismus zwischen Frankreich und England acht Jahrhunderte lang bestanden: dieser Kampf wäre ein Unsinn, wenn er mit einer Verschmelzung, also mit einer Vernichtung des einen Theils aufhören sollte. Frankreich und England stellen zwei Principien dar, welche seit dem Ursprung der Gesellschaft nebeneinander bestehen, die aber sicher nicht dieselbe Zukunft haben: das demokratische und das aristokratische Princip. Ihre Tendenzen sind so verschieden wie ihre Ausgangspunkte. Das eine wie das andere ist noch nützlich für den Fortschritt der civilisirten Welt; aber jedenfalls darf man sie nicht miteinander vermengen: Frankreich darf nicht England und England nicht Frankreich werden. Eine tiefgehende Unverträglichkeit besteht zwischen der Civilisation, welche Alles generalisirt und der, welche Alles specialisirt, zwischen dem Genie für das Allgemeine und vorzugsweise Humane und dem der Abschließung.

Der Nationalfranzose blickt aus diesen Zeilen hervor: die Nationalität ist für ihn ebenso eine Schranke wie für Venedey. Der Ausbau des politischen Englands ist allerdings ein ganz anderer als der des politischen Frankreichs: der Kanal trennt zwei politische Sphären, aber nicht zwei verschiedene Weltkörper. Unter dem politischen Frankreich regen sich dieselben Elemente wie unter dem politischen England: für sie existirt nicht mehr der politische Antagonismus; sie rechnen nicht von alten Zeiten an, sondern von gestern, von heute. Das politische Frankreich läßt sich allerdings noch begeistern durch ein „Jamais, jamais les Anglais ne règneront en France"; aber das arbeitende, das darbende, das socialistische Frankreich hat sich von diesem Antagonismus befreit; und ebenso singen die englischen Chartisten nicht mehr ausschließlich „Rule Britannia", sondern auch, ohne allen Franzosenhaß:

> Heroic France! enshrined in glory,
> For ever honoured be thy name!
> And, oh! may England, from thy story,
> Cherish bright Freedom's sacred flame.
> Give man but the unfetter'd mind,
> Let Freedom's banners float unfurled:
> Fair France and England, then, combined,
> May rule, protect and free the world.
> And till the work be done,
> Think ye as Julius Caesar thought:
> The work is but begun!

*) Vergl. den ersten Artikel in Nr. 136—142 d. Bl. D. Red.

Und mit dem Chartismus sind wir noch nicht einmal auf dem reinen Boden der neuen Bewegung angelangt! Faucher hat Recht, wenn er das politische England dem politischen Frankreich entgegenstellt, aber er ist im Unrecht, wenn er diese nationalen Gegensätze auf alle Ewigkeit überliefern und nicht anerkennen will, daß sie vor einem neuen Elemente zusammenschlagen werden; wenn er die Mission Frankreichs als eine für immer humane, die Englands als eine für immer abschließende bezeichnet. Faucher ist ebenso wenig wie Venedey über den Nationalismus hinausgekommen. Frankreich soll die humane Mission haben: Frankreich soll die Welt glücklich machen! Wie Frankreich der Welt mit den Waffen in der Faust die politische Freiheit, den Despotismus der Revolution aufzwingen wollte: so soll Frankreich auch berufen sein, die Welt social zu beglücken. Das ist ganz wie Louis Blanc gesprochen. Dieser französische Nationalismus Faucher's ist weit kleinlicher als der deutsche Venedey's: der französische anerkennt eigentlich nur Frankreich und kommt überall auf Frankreich zurück; der deutsche sucht sich in jede Nationalität unparteiisch, historisch und kritisch zu versenken und daraus „eine Lehre für das eigene Volk zu ziehen", wie Venedey es mit dem größten Ernste und Eifer gethan hat.

Wir haben oben gesagt, die sociale Kritik Faucher's sei schärfer als diejenige Venedey's. Venedey hat sich mit der politischen und mit der historischen Welt, mit der nationalen Entwickelung derselben so unaufhaltsam beschäftigt, daß ihm der neue Boden, welcher sich allmälig gebildet hat, ziemlich unbekannt geblieben ist. Er setzt, wie wir sehen werden, dem gesellschaftlichen Bankrotte unserer Zustände, wie er in England am deutlichsten hervortritt, kaum etwas Anderes als „das Gefühl der Pflicht" und die „Nächstenliebe" entgegen. Faucher dagegen steht in mitten der alten politischen und der neuen socialen Bewegung: er hat von Beiden sein Theil; er erkennt die socialen Conflicte und sieht eine politische Lösung; er steht mit Louis Blanc in einer Kategorie, aber er hat ebenso wol mehr Geist als Gründlichkeit. Er ist ein politischer Socialist oder ein socialistischer Politiker, noch besonders eingeengt durch sein französisches Nationalgefühl; und dennoch geräth dieser traditionnelle Nationalismus in die Brüche, wenn er am Schlusse seiner Einleitung ausruft:

Gibt es also vielleicht zwei verschiedene und selbst entgegengesetzte Civilisationen? Das Menschengeschlecht gehorcht in seinem Fortschritte durch Jahrhunderte einer demokratischen Bewegung; und der Kreis der Aufklärung, des Wohlstandes, der gesetzlichen Ordnung vergrößert sich von Tage zu Tage. Ist England von diesem allgemeinen Gesetze ausgenommen? Gehorcht seine Entwickelung eigenthümlichen Bedingungen? Gewiß nicht! Das kann nicht sein! Der Dualismus ist ebenso wenig in der geschichtlichen wie in der moralischen Welt vorhanden; und wenn es uns auch schwer wird, mit der Civilisation die Richtungen zu versöhnen, welche Großbritannien eigenthümlich sind, so beweist Das nur: daß die Philosophie der Geschichte noch eine neue Wissenschaft ist und daß sie eine Bestimmung hat, deren Geheimniß wir noch nicht gefunden haben.

Wo bleibt hier der Franzose? wo hier der Antagonismus zwischen Frankreich und England, den Faucher anfangs für alle Zukunft verewigt wissen wollte? Der Geist der neuen Bewegung siegt hier über die Gespenster der alten Politik, selbst über eine französische Nationaleitelkeit. Die Philosophie der Geschichte ist nicht so neu, wie Faucher glaubt und wie sie es ihm ist. In Deutschland hat sie einen immer kühnern und einsamern Flug genommen, während Frankreich und England praktische Geschichte zu machen und die Consequenzen der alten Welt zu erfüllen suchten. Faucher ist nicht consequent. Er hat Einseitigkeiten, er hat Vorurtheile, aber er hat auch wieder so viel natürliche Witterung und so viel Geist, um mit denselben in Widerspruch zu gerathen.

Wir wollen mit den Specialstudien Faucher's beginnen, welche den ersten Band füllen und ein überaus reiches Material zur Kritik der englischen Volkszustände und überhaupt zur Kritik der ganzen modernen menschlichen Gesellschaft, sowie der Principien, von denen sie sich leiten läßt, liefern. London, dieses moderne Babel, ist es vor allen Dingen, welches unser Interesse in Anspruch nehmen wird. Faucher sagt:

Nach dem äußern Anscheine müßte London vor allem Andern das Asyl der Demokratie sein. Gleichförmige Häuser, Straßen, die keinen unterscheidenden Charakter haben; wenige oder keine Paläste; nicht ein Haus, welches höher als das andere wäre, überall eine regelrechte Mittelmäßigkeit der Architektur, die man nur einer Bevölkerung von Chinesen für angemessen hält. Denke man sich dazu noch, daß die verschiedenen Quartiere Londons nicht miteinander verknüpft erscheinen, wie die verschiedenen Theile eines Ganzen. Es sind nebeneinander liegende Städte, welche verschiedene Bestimmungen erfüllen und verschiedene Bedürfnisse haben, und die man, wie entlegene Landstrecken, durch Omnibus, Dampfer oder durch Eisenbahnen durch die Stadt, wie die von Blackwall nach Greenwich, verbinden muß. Man begreift, daß Cobbet in seiner republikanischen Misanthropie London mit einem ungeheuern Geschwür vergleichen konnte.

Faucher charakterisirt nun die Quartiere dieser Welt: die Stadt der Matrosen, der Hafenarbeiter, der Lastträger, Kärrner und Fuhrleute; die City, dieses Comptoir Englands; die Stadt der Theater, der Museen, der Mode, der Gasthöfe, der Freudenmädchen und der Gauner; dann das Quartier der Aristokratie. Wer Nichts als das Westende sieht, würde London ohne Zweifel die schönste und gesündeste Stadt der Welt nennen; aber London ist eine Stadt der Gegensätze: neben einem Reichthume, der jedes Vergleichs spottet, entdeckt man die entsetzlichste und zugleich erbärmlichste Armuth; und

dieselbe Stadt, welche die tadellosen Häuser, die schmucken Straßen und die grünenden Squares, das Westende, in sich faßt, enthält auch in ihrem Innern halbzerfallene Baracken, ungepflasterte Straßen ohne Beleuchtung und ohne Schleusen; Plätze, aus denen weder die Luft noch die Gewässer einen Ausgang finden, und pesterfüllte Cloaken, welche jedes andere Volk nicht bewohnen würde und die zur Ehre der Menschheit sich anderwärts nicht finden.

Faucher führt uns nun in die Proletariatsdistricte Londons. Die drei Quartiere Spitalfields, Bethnal-Green und White-Chapel bilden in London eine Art

von celtischer Stadt: französische Arbeiter, nach dem Widerruf des Edicts von Nantes aus ihrer Heimat getrieben; irländische Proletarier, alljährlich durch Hungersnoth aus Irland gejagt, und Juden aus allen Punkten Europas bilden mit der englischen Bevölkerung den Stamm der Verbannten. Zwischen Spitalfields und Bethnal-Green ist Montags und Dienstags zwischen 6 und 7 Uhr Kindermarkt: die Ältern bringen dort ihre acht- bis neunjährigen Kinder jedes Geschlechts zu Markte, um sie zu vermiethen. Liegt der Handel darnieder, so trifft man auf diesem Markte oft 300 kleine Arbeiter; nimmt die commercielle Thätigkeit wieder zu, so findet man nicht mehr als 50—60 auf einmal dort versammelt. Sobald der Vertrag abgeschlossen ist, macht der Abmiether aus dem Kinde was er will: einen Arbeiter oder einen Ausläufer oder einen Bedienten: das Kind gehört ihm ausschließlich 12—15 Stunden täglich; denn die Ältern verlangen für diese Unglücklichen keine andere Erziehung als die der Dienstbarkeit. So macht die moderne Gesellschaft das Kind des Armen, sobald es nur eben auf seinen Füßen stehen und die Arme bewegen kann, zu einer Lohnmaschine. Faucher sagt, die häusliche Arbeit eben sei es, welche die unerträglichste Tyrannei begründe.

Die Arbeit auf dem Felde hat den Vortheil, daß sie nicht die jüngsten Glieder der Familie beschäftigt, daß sie die Arbeiter nicht zu sehr anstrengt und sie nicht aus dem väterlichen Hause verweiset. Die Arbeit in den Fabriken ist durch feste Bestimmungen über das Alter und die Arbeitszeit beschränkt; der empörendste Misbrauch findet bei der häuslichen Arbeit statt, in jener vielfach zertheilten Industrie, welche der Einwirkung der Gesetze entgeht, ohne von der milden Einwirkung der Liebe gemäßigt zu werden, und die den jungen Arbeiter durch das einzige Band des Interesses an eine Familie knüpft, welche nicht die seinige ist.

Faucher sagt, es gebe in Europa keinen Ort außer London, wo noch etwas Ähnliches möglich wäre. Man könne den Markt von Bethnal-Green nur mit den Bazars vergleichen, wo Sklaven zum Kauf ausgeboten werden; und doch müsse man bis in die Mitte von Afrika gehen, um Völker zu finden, bei denen die Sklaven von ihren eigenen Ältern zu Markte gebracht werden. Aber die Sklaverei der Kinder ist ein Charakterzug der industriellen Gesellschaft, und sie muß natürlich sich in England am stärksten zeigen, weil eben in England der Reichthum und die Industrie auf einer hohen Stufe angelangt sind. Von den Wohnungen in Bethnal-Green sagt Faucher:

Wann diese Hütten, wegen der Gefährlichkeit, sie zu bewohnen, von den Miethern verlassen worden sind: so findet sich immer, ehe man sie niederreißt, irgend eine irländische Familie, die keinen Miethszins bezahlen kann und wie eine Heerde wilder Thiere hier einen Zufluchtsort sucht. In einem Stadttheile, wo die Straßen bei regnichter Witterung zu einem Moraste werden, hauchen diese verpesteten Trümmer alsbald Fieber erregende Dünste aus.

Eine genaue, äußerst interessante Schilderung entwirft Faucher von White-Chapel. Er beginnt, indem er sagt:

Es gibt Quartiere in London, welche eine größere Anzahl von Armen besitzen; aber es gibt keinen ungesundern Ort, keinen, in dem der Tod mehr Opfer fodert oder in dem die Überlebenden in einer schlechtern Lage zurückgelassen werden.

Das Fieber hat hier die Bevölkerung decimirt, und erst jetzt kommt die Verwaltung zu dem Entschlusse, Schleusen in den Hauptstraßen zu bauen; aber der Kehricht und Mist wird alle Woche nur einmal aus den elenden Gäßchen und noch elendern Höfen weggeschafft. Jede Familie besitzt hier nur ein Zimmer zur Wohnung, zuweilen haben auch zwei Familien ein Zimmer im Besitz. Eine von Lord Sandon angestellte officielle Untersuchung hat gezeigt, daß nur von 929 Familien jede ein Zimmer für sich allein hatte und daß in 623 Fällen die ganze Familie auf ein einziges Bett beschränkt war. Unter der halbnomadischen Bevölkerung von White-Chapel sind die Juden die Herren des Ortes. Dieses Viertel ist ihr Ghetto in London. Die Irländer White-Chapels stehen noch tief unter diesen Elenden. Von zwei Kindern stirbt in White-Chapel eins, fast ebenso wie in Liverpool und Manchester. Die mittlere Lebensdauer, welche im Westende 26 Jahre für Arbeiter und Dienstboten ist, ist blos 22 in White-Chapel und sogar blos 16 in Bethnal-Green. Die mittlere Sterblichkeit in London ist 1 Bewohner von 40; aber während sie in den westlichen Stadttheilen das Verhältniß von 1 zu 44,60 erreicht, sinkt sie im Osten auf das von 1 zu 38,53. Jährlich stirbt 1 Frau von 57,05 in dem Kirchspiel Saint-George, welches am äußersten Ende des aristokratischen Stadttheils liegt, und 1 Frau von 28,15 in White-Chapel. Dieser Stadttheil, dessen Bewohnerschaft sich wie 7 zu 100 der Bevölkerung der ganzen Hauptstadt verhält und der 9 zu jedem 100 von öffentlicher Unterstützung lebender Armen liefert, zeigt in den Kranken ein Verhältniß von 17 zu 100. Dazu muß noch bemerkt werden, daß sich das Verhältniß in White-Chapel noch höher stellt, je ernster die Krankheiten werden. Bei 5692 Typhusfällen kamen auf diesen District 1505, also 26½ auf 100. Bethnal-Green, White-Chapel und überhaupt die ärmern Quartiere des Ostens sind in London als die Werkstatt zu betrachten, wo das Fieber erzeugt wird. Und was thut die Regierung? Man höre Faucher:

So lange die beständig inficirten Quartiere außerhalb dem allgemeinen Verkehre Londons stehen, vernachlässigt und vergißt man sie. Die Leiden ihrer Bewohner sind nur den Kirchspielsbeamten und den Ärzten bekannt, welche den Muth haben, die Kranken oft mit Lebensgefahr zu besuchen.

Dessenungeachtet erklärt Faucher, daß sich die Maßregeln der englischen Behörden zu Gunsten der öffentlichen Gesundheit viel weiter erstrecken als in Frankreich:

In Frankreich glaubt man schon viel gethan zu haben, wenn man die Breite der Straßen und die Höhe der Häuser bestimmt; an die Größe der innern Höfe, auf welche der größte Theil der Wohnungen sieht und welche einathembare Luft und Licht geben sollten, denkt man gar nicht und legt dem Geiz, mit dem die Eigenthümer diesen für die Gesundheit und sogar für das Leben so nothwendigen Raum abmessen, keinerlei Zaum an. Die Straßen unserer Städte gleichen einer Operndecoration: sie haben eine glänzende Vorderseite, welche von außen

anlockt und gefällt, aber hinter diesem Schein ist weder Luft, noch Licht, noch Raum.

Durch das Gesetz vom Sept. 1844 versucht man in England die Wohnungsverhältnisse zu reguliren. Aber was geschieht damit? Zwar enthält das Gesetz eine Clausel, in der direct auf das Wohnungselend der Proletarier Rücksicht genommen wird; aber was kann eine solche Clausel machen? §. 53 verbietet den Hausbesitzern vom 1. Juli 1846 an die Vermiethung von unterirdischen Kammern oder Kellern, wenn sich in denselben kein Kamin befindet, wenn das Fenster nicht 9 Fuß Quadratfläche hat und auf einen offenen Raum sieht, dessen Fußboden 6 Zoll unter dem Niveau des Zimmers sein muß und der nicht wenigstens 5 Fuß lang und 2½ Fuß breit ist. Nach Faucher kann fast keiner der jetzt von Arbeitern bewohnten Keller diese Bedingungen erfüllen, §. 53 ist also Nichts als ein Verbot, die untern Stockwerke in den Häusern der Armenquartiere zu vermiethen; es liegt in ihm ein Befehl zur Auswanderung. Aber wohin? Darum kümmert sich das Gesetz nicht! Es glaubt mit seiner passiven Verfahrungsweise alles Mögliche gethan zu haben! Gewiß haben die Arbeiter keine besondere Vorliebe für stinkende Keller und Kammern, um dort mit ihren Familien aufeinander geschichtet zu leben: sie flüchten sich eben nur dahin, weil sie kein anderes Obdach haben. Diesen Punkt läßt das Gesetz ganz beiseite: hinter seiner scheinbaren Mitleidigkeit und Fürsorge ist also eine neue Grausamkeit verborgen. Allerdings hat sich in London unter dem Vorsitze des Lord Ashley, des Lord Morpeth und des Lord Normanby eine Gesellschaft zu dem Zwecke gebildet, gesunde Arbeiterwohnungen zu bauen; aber das Übel ist über einen zu großen Raum verbreitet als daß sich ein Erfolg für die Bestrebungen von Individuen oder Gesellschaften erwarten ließe. „Der Regierung liegt es ob, sich hier einzumischen", meint Faucher, und weiterhin sagt er:

Im Westend zielt Alles darauf hin, die Dauer des menschlichen Lebens zu verlängern; im Osten trägt Alles dazu bei, es zu verkürzen: sodaß in derselben Stadt ein Mensch, je nachdem er reich oder arm ist oder in dieser oder jener Straße wohnt, doppelt so lange als der andere oder blos halb so lange lebt. Wenn die sociale Ungleichheit bis zu solcher Verachtung der menschlichen Natur getrieben wird, wird sie nicht dann eine Empörung gegen die Vorsehung, zu einer gotteslästerlichen Handlung?

Also an die Regierung und an die Vorsehung hat Faucher appellirt! Aber er appellirt noch anders wohin, — man rathe! — er appellirt an die englische Aristokratie!

Die englische Aristokratie hat den Namen, die Macht und den Reichthum der Nation auf einen hohen Standpunkt gebracht. Mag die Quelle ihres Rechtes Usurpation oder Vertrauen des Volkes sein: sie hat sich würdig gezeigt, das Volk zu regieren. Möge sie also im Besitze ihrer Macht bleiben! Das Grundvermögen gehört ihr allein an; sie hat nur für eine Zeit die öden Stellen der Städte abgetreten, um sie später mit Häusern bedeckt wieder zu erlangen. Die Errichtung von Fabriken, welche den Werth der benachbarten Grundstücke verdoppelte, hat fast überall ihr Einkommen verdoppelt. Möge sie diesen großen Vortheil in Frieden genießen; Das kann noch in einem Lande geschehen, wo der Ehrgeiz nur selten die Gestalt des Neides annimmt. Aber es genügt nicht, einem Lande Macht zu geben: man muß auch das Volk glücklich machen. Eine aristokratische Regierung ist vielleicht diejenige, welche am wenigsten einer egoistischen Politik gehorcht. Sie muß im Interesse der Massen verwalten, um das Recht zu haben, sie von der Regierung auszuschließen. Jede Aristokratie hat ihren Platz in der Gesellschaft, wie das Herz im menschlichen Körper, um daselbst die Circulation des Blutes zu unterhalten und das Leben zu entwickeln. Absorbirt sie die sociale Substanz, anstatt sie in alle Glieder zu vertheilen, so wird sie zu einem Gegenstande des Ärgernisses und zu einem Keime des Todes.

Was hilft es, wenn er hinterher auch die englische Aristokratie als erschöpft und ermattet darstellt? Er läßt sich einmal die politische und sociale Berechtigung einer Aristokratie gefallen. Er ist so wenig consequenter Socialist, daß er sagen kann: „ich lasse die äußerste Concentrirung und die kleinste Theilung des Eigenthums zu"; und als Politiker, welcher in der Aristokratie Hülfe und Rettung sehen kann, bleibt er weit hinter dem Demokraten Venedey zurück. Man sieht, Faucher hat seine großen Schwächen: Faucher hat die Schwächen der socialistischen Halbheit; in Venedey findet man die Fehler der strengen politischen Consequenz.

(Die Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

„Niemand", sagt Sokrates bei Plutarch, „kennt den Tod, und Niemand weiß, ob derselbe für den Menschen nicht das allergrößte Glück ist." Als ein solches, als ein wohlthätiges Geschenk der Natur haben Weise nicht blos der alten, sondern auch der neuern Zeit den ihnen nahenden Tod betrachtet. Aus mehren hinlänglich bekundeten Beispielen hier nur ein paar der anziehendsten: Dionysius Petavius, Jesuit und Bibliothekar in dem Collegium zu Paris, ein bekannter Schriftsteller im Fach der Geschichte und Chronologie, starb 1652. Drei Tage vor seinem Tode machte ihm sein Arzt, Guido Patin, bekannt, daß er nur kurze Zeit noch zu leben habe. Diese Nachricht erfüllte den Kranken so mit Freude, daß er sich aufrichtete und ein Exemplar von seinem „Rationario temporum" sich bringen ließ, in welches er mit den Worten: „Debeo evangeliae" die Widmung verzeichnete: „Guidoni Patinio, medico carissimo." König Friedrich II. von Preußen pflegte, bei zunehmender Körperschwäche, zu sagen: „Le plus beau jour de la vie est celui, où on la quitte." Johann Philipp Ostertag, Professor und Rector am Gymnasium zu Regensburg — ein Mann, der durch seine treffliche Lehrmethode, noch mehr aber durch sein freundliches, einnehmendes Wesen die Liebe seiner Schüler in hohem Grade sich zu erwerben gewußt und durch seine gediegenen Schriften, besonders durch seine werthvollen Übersetzungen mehrer der vorzüglichsten römischen Prosaiker einen unvergänglichen Namen in der gelehrten Welt sich gestiftet hat —, starb zu Ende des Jahres 1801. Wenige Stunden vor seinem Hinscheiden äußerte er: „Ich habe ein großes Werk zu vollenden: meine Augen sehen das Land der Freiheit." Und bald nachher hörte er mit den Worten zu leben auf: „Jetzt bin ich frei!"

Daß Könige alter und neuer Zeit mit Poesie sich viel beschäftigt haben, mit und ohne Glück, ist eine bekannte Sache. Ein Beispiel einzig in seiner Art aber dürfte es sein, daß ein König mit Textesberichtigung eines Classikers sich abgegeben hat. Dieser König ist der ägyptische Ptolemäus Evergetes II., welcher zu Homer's „Odyssee", 5, 72, eine Conjectur versuchte, die Eustathius aufbehalten hat, und welche blos deswegen eine Erwähnung verdient, weil es wahrscheinlich die erste und letzte Conjectur ist, die ein König gemacht hat. 2.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 230. —— 18. August 1846.

Englische Zustände.

Zweiter und letzter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 229.)

Eine vortreffliche Schilderung liefert Faucher von Saint-Giles, diesem berüchtigten Quartiere Londons, welches hauptsächlich von irländischen Vagabunden, Freudenmädchen der niedrigsten Classe und Dieben von Profession bewohnt wird. Dieses Kirchspiel mag ungefähr 90—95,000 Menschen beherbergen:

Ihre östlichen Grenzen sind die Mauern von Newgate und Old-Bayley, ihre westliche das Centralbureau der Policei in Bow-Street; und so befindet es sich, angezogen durch eine instinctmäßige Wahlverwandtschaft, zwischen der Policei und dem Kerker. Ebenso ist es in Paris, wo die verwegensten Banditen in den krummen Straßen der Cité leben, einige Schritte von der Policeipräfectur und den Gerichtslocalen, als wollten sie von größter Nähe aus der menschlichen Gerechtigkeit eine freche Herausfoderung zuwerfen.

Saint-Giles hat zwei Arten von Bewohnern: eine feste Bevölkerung, bestehend aus kleinen Kaufleuten, Zimmervermiethern, Diebeshehlern u. s. w.; und eine bewegliche Bevölkerung, deren Kern die Freudenmädchen und die Gauner sind. Diese sehen als Ziel die Genüsse des Lebens, jene den Gewinn. Saint-Giles ist nicht blos der Sitz aller Herumtreiber in der Metropole, sondern auch das Hauptquartier des Diebstahls für das ganze vereinigte Königreich. Man kann Saint-Giles als Typus der Vereinigungen von Menschen betrachten, welche mit den Sitten und mit den Gesetzen im Kriege liegen; mit Recht fragt Faucher:

Welches sind die Wirkungen dieses Kampfes auf den Zustand der Gesellschaft? Hat London besser als die andern Hauptstädte Europas den auflösenden Elementen widerstanden, welche jede Hauptstadt in sich schließt? Stellt jener Theil der sittlichen Zustandes eines Volkes, den man aus den officiellen Zahlen der Armuth und des Verbrechens kennen lernt, unsere Nachbarn über oder unter uns?

Wir erhalten hier sehr schätzenswerthe Resultate und Vergleiche; zuerst über die Armuth. Faucher sagt, vor einigen Jahren habe London noch weit weniger Arme als das übrige Königreich gehabt. Man sah wenig Bettler, die Arbeitshäuser waren nicht gefüllt; das Leiden der Weber von Spitalfields und Bethnal-Green wurde rein als örtliches Phänomen betrachtet. Aber London sinkt schnell:

Eine Reihe unglücklicher Jahre hat Bedürftigkeit in die Familien gebracht; dem Handel wurde ein Theil seiner Absatzwege abgeschnitten, und die Arbeiter, die er nicht mehr oder seltener beschäftigt, fallen dem Kirchspiel zur Last. In demselben Maße wie die Handelsbewegung abnahm, versuchte diese Bevölkerung, deren Woge täglich noch steigt, sich neue Hülfsquellen zu eröffnen; und so ist London unmerklich zu einer Fabrikstadt, wie Paris, geworden: Das hat es denselben Nachtheilen ausgesetzt, unter denen Birmingham, Manchester und Glasgow leiden.

Folgende Zahlenverhältnisse sind erschütternd: Ende 1843 befanden sich in Londons Armenhäusern nicht weniger als 25,000 Arme. Außerdem wurden mehr als 100,000 Hülfsbedürftige in ihren Wohnungen untersucht. Die von den Kirchspielen jährlich ausgegebenen Summen beliefen sich auf nicht weniger als 15 bis 16 Millionen Francs. In dem Theile von London, der zur Grafschaft Middlesex gehört, hatte sich die Zahl der von öffentlicher Unterstützung Lebenden, die 1840 blos 49,814 betrug, 1841 bereits auf 73,815 gehoben. Noch schlimmer als mit dem Wachsthume der örtlichen Armuth und dem regelmäßigen Almosenbudget sieht es mit der Armuth aus, welche von einem Orte auf den andern überflutet, wann eine Stadt oder Landgemeinde ohnmächtig wird, die Bürde zu tragen. Dies zeigt sich seit einigen Jahren in London. Ein Heer von halbnackten Jammermenschen, vom Hunger aus den Ackerbaudistricten, den Städten in Lancashire, in Schottland und Irland vertrieben, hatte die Straßen der Hauptstadt überschwemmt. Auf den Listen einer einzigen Union, denen der City, ist der Fortgang dieser furchtbaren Überschwemmung zu verfolgen. Im J. 1838 betrug die Zahl der Armen, welche blos gelegentlich Unterstützung foderten, nur 356: 1839 war sie 2403, 1840 11,203, 1841 26,703 und 45,000 im J. 1842! Welch entsetzliche Zunahme des londoner Elends!

Und was ist geschehen? Die Zeitungen hatten sich einmal der arbeitenden Classen angenommen: die „Times" hatten großen Lärm gemacht, daß in London, in der Mitte der reichsten Stadttheile, unter den Fenstern des Herzogs von Wellington, einige Schritte von dem Palaste, welchen die Königin bewohnt, Menschenmassen die feuchte Octobernacht auf feuchter Erde ohne Obdach bivouaquirten. Die Reichen wollten Etwas thun. Die

Geistlichkeit der Hochkirche stellte sich an die Spitze der Bewegung; die Aristokratie des Handels, der Bank, der Politik trat hinzu; man hielt Zusammenkünfte, discutirte viel, gründete unter dem Vorsitze des Bischofs von London die Monster-Gesellschaft, welche schnell über 21,000 Pf. St. verfügte, vertheilte 1844 ungefähr 7000 Pf. St. und legte im Angesicht der 14,000 Unglücklichen, welche im Kirchspiel Bethnal-Green der Bekleidung ermangelten, die Ersparnisse von 14,000 Pf. St. in Staatspapieren an! Das thaten die Reichen für die Armen! Und was thut das Gesetz? Es sagt:

Jede Person, welche im Freien herumstreicht oder sich auf den Straßen, auf den öffentlichen Plätzen, auf der Landstraße, in den Durchgängen oder in den Höfen aufhält, um Almosen zu fodern oder zu empfangen, kann auf die Aussage eines einzigen Zeugen zur Zwangsarbeit in einem Correctionshaus auf eine Zeit von höchstens einem Monat verurtheilt werden.

Das Gesetz ist rein negativ. Es sagt: Du sollst nicht — oder ich strafe! Du sollst nicht stehlen, nicht betteln — oder ich sperre dich ein; du sollst dich nicht obdachlos im Freien umhertreiben, wenn du kein Obdach hast. Man sieht, welch ein Widerspruch zwischen der politischen Gesetzgebung und den socialen Verhältnissen des Landes ist, und wie natürlich ein solches Gesetz in keiner Weise dem Übel abhelfen kann. Die politische Gesetzgebung zeigt sich an dem Pauperismus ebenso unzureichend wie die aristokratische Wohlthätigkeit. In Folge dieser Unzulänglichkeit hat sich nun in London seit einigen Jahren eine Gesellschaft gebildet, welche schon etwas besser als der Gesetzgeber die Rolle zu begreifen scheint, welche der Regierung in diesem Falle zukommt. Sie verfolgt mit dem größten Eifer die Unterdrückung des Bettelns und übergibt der Policei alle Vagabunden, welche von Mitgliedern der Gesellschaft auf der Straße bettelnd gefunden werden; aber sie unterstützt auch die Armen, welche nach einer Prüfung ihrer Lage „der Theilnahme werth“ scheinen, indem sie ihnen entweder Geld oder Lebensmittel gibt oder ihnen Werkstätten öffnet. Freilich wird auch das Thun dieser Gesellschaft unzulänglich bleiben.

Da Bettelei und Prostitution sich nahe berühren, so gehen wir mit Faucher zur Betrachtung der letztern über. Ihre Ausbreitung in London wird wahrhaft furchtbar geschildert. Im Anfang dieses Jahrhunderts schätzte ein Policeibeamter, Colquhoun, die Zahl der Prostituirten in London auf 50,000; neuere Werke nehmen 80,000 an. Der Verfasser eines officiellen Berichts, Chadwick, setzt die Anzahl auf 7000 in dem Rayon herab, über den sich die Thätigkeit der Metropolitanpolicei erstreckt: was mit Hinzufügung Derjenigen, die sich in der City aufhalten, eine Totalsumme von ungefähr 40,000 Freudenmädchen für eine Bevölkerung von nahe an 2 Millionen voraussetzen ließe. In gewissen Stadttheilen Londons steht Bordell an Bordell. Saint-Giles zählt auf einem Raume von 300 Yards im Umkreise, Rookery genannt, 24 verdächtige Häuser, in jedem 10 Freudenmädchen. Dazu nun noch die heimliche Prostitution, von der Courtisane und der femme entretenue bis zu der Elenden herab, welche sich in den Umgebungen der Schiffe, der Casernen, der Gefängnisse aufhält. Hier wird jede Berechnung unmöglich.

Faucher erklärt, daß London in dieser Hinsicht sich keines sittlichen Übergewichts über die großen Städte des Festlandes und über Paris insbesondere rühmen dürfe. Aber die Zahl der Freudenmädchen beweist noch nicht nothwendig die Entsittlichung eines Volkes. Die südlichen Länder Europas, die nur wenige oder gar keine Freudenmädchen besitzen, sind in geschlechtlicher Hinsicht am entartetsten. Mit Recht sagt Faucher: „Die Ausdehnung der Prostitution richtet sich nach der Größe des Luxus und der Tiefe des Elends: der eine erschlafft die Begierden, denen sich das andere, durch seine Bedürfnisse genöthigt, hingeben muß. Dieselbe Ursache, welche die Männer zum Verbrechen treibt, wirft die Frauen dem Laster in die Arme: Diebstahl oder Prostitution; jedes Geschlecht plündert die Gesellschaft mit den Waffen, welche ihm von der Natur gegeben sind.“

Schon deshalb muß unter sonst gleichen Verhältnissen in London die Prostitution ausgedehnter sein als in Paris, weil, nach Faucher, in ersterm die Gelegenheit, Arbeit zu finden, für junge Mädchen beschränkter ist. In England verrichten, außer in den Spinnereien und Webereien, deren Maschinen durch Dampf getrieben werden, die Männer einen Theil der Arbeit, welche den Frauen zufallen sollte: sie stehen der Näherarbeit vor, sitzen in den Comptoirs der Magazine wie der öffentlichen Orte. In Frankreich aber haben sich die Frauen umgekehrt eines Theils der Arbeiten bemächtigt, die eigentlich den Männern zukommen: sie tragen Lasten, treiben Handel, sind Commis, Buchhalter und Schriftsetzer. Die schlechte Bezahlung der weiblichen Arbeit ist eine der Hauptquellen der Prostitution. Die Näherarbeit wird in London so gering bezahlt, daß die jungen Mädchen, welche sich derselben widmen, nur mit großer Mühe 3 — 4 Schilling die Woche mit 16 — 18 Stunden Arbeit den Tag verdienen können. Dennoch ziehen manche dieser Unglücklichen den Selbstmord der Prostitution vor; und man kann nichts Rührenderes, nichts Sittlich-Schöneres lesen als den Brief, welcher von einer armen londoner Näherin, Mary Alloway, kurz vor ihrer Selbstvergiftung geschrieben worden war. Faucher theilt ihn (Bd. 1, S. 83—84) mit.

Unter dem Vorsitze Lord Ashley's hat sich eine Gesellschaft gebildet, welche sich bemüht, die verlassene Classe der jungen Arbeiterinnen in Schutz zu nehmen. Ihr Zweck ist: Beschäftigung Denen zu verschaffen, welche keine haben; Geldunterstützung Denen zu geben, welche in Noth sind; und durch Aufnahme in die Gesellschaft oder durch Rathschläge es dahin zu bringen, daß die Arbeitszeit nicht länger als 12 Stunden täglich und nicht bis zum Sonntag früh in den Mode- und Wäschmagazinen daure. Die Gesellschaft hat zwar Manches gethan, aber bis heute hat ihre Verbesserung einen rein individuellen Charakter: sie ist mehr ein gegebenes Bei-

spiel als eine ausreichende Hülfe. Als Classe betrachtet hat sich das Schicksal der Arbeiterinnen in der Hauptstadt durch sie nicht verändern können.

Was die Folge der Prostitution, die Ausbreitung der Syphilis betrifft, so sagt Faucher:

Die englische Schamhaftigkeit widersetzt sich mit unbesieglicher Hartnäckigkeit aller ärztlichen Controle von der Art, wie sie in Paris gebräuchlich ist, wo sie beigetragen hat, seit mehren Jahren die Verwüstungen einer Krankheit ohne Namen zu mindern. Ein System des unbedingten Gehenlassens herrscht in dieser Sache, und kein anderer Damm, um die Ansteckung aufzuhalten, ist vorhanden als die Vorsicht des Einzelnen.

Die Prostitution in England trägt überhaupt, nach Faucher, einen abstoßendern Charakter, beginnt in einem zartern Alter und steht in einer engern Verbindung mit dem Verbrechen als in Frankreich. In dem Berichte eines englischen Missionnairs, des Hrn. Logan, heißt es:

In einem unserer Hospitäler fand ich fünf junge Mädchen, behaftet mit einer ekelhaften Krankheit, von denen das eine 13, das andere 12, das dritte 11, das vierte 9 und das fünfte 8 Jahr alt war. Die Mutter lag auch im Hospital, angesteckt von derselben Krankheit. Drei dieser jungen Mädchen waren im Hause ihrer Mutter verführt worden und zwar nicht durch Kinder.

Laster und Krankheit im vollen Besitze vieler Geschöpfe, ehe der Verstand und die Körperkraft sich entwickeln können! Welche Generationen entwickeln sich im Schoose des reichen, des stolzen, des so oft beneideten Englands!

Betrachten wir nach der Prostitution die Verbrechen. Die Verbindung der Prostituirten in London mit den Verbrechern ist eine allbekannte Thatsache. Keine Ansammlung von Menschen in der bekannten Welt, mit Ausnahme vielleicht von Liverpool, Manchester und Glasgow, begeht, nach Faucher, so viel Verbrechen wie die Bevölkerung von London und seiner Bannmeile. Es kommt ungefähr eine Totalsumme von 76,545 Verhaftungen für das Jahr heraus, was für die Hauptstadt 1 Verhaftung auf 25 Einwohner ergibt. Allerdings wird in England Manches als Verbrechen betrachtet, was anderswo nicht als strafbar gilt. Rechnet man aber von der Criminalbilanz Londons alle solche Vergehen ab, die anderswo nicht straffällig sind: so läßt sich die Zahl von ungefähr 76,000 auf 45,000 Verhaftungen reduciren; und es wird dann immer noch 1 Verhaftung auf 40 Einwohner kommen. Im J. 1842 wurden von den Verhafteten 15,533 zum Tode, zur Deportation oder zur Einkerkerung verurtheilt, also kommt 1 Verurtheilung auf 120 Einwohner. In London vermindern sich die Verhaftungen, in Paris nehmen sie zu. Darüber sagt Faucher:

Das beweist nicht eine Neigung zur Verbesserung des sittlichen Zustandes, sondern nur eine größere Wirkung der Repressivmaßregeln; der Schrecken, den die londoner Policei einflößt, verhindert die Vermehrung jener leichten Vergehen, welche, durch Straflosigkeit begünstigt, in Paris freien Lauf haben.

Faucher liefert nun aus dem J. 1841 eine höchst interessante Vergleichung zwischen den in London und den in Paris begangenen Vergehen und Verbrechen. Zuerst Verbrechen und Vergehen gegen Personen: London (ohne die City) 7777, Paris 3449. Darunter Mord oder Versuch zum Mord: London 123, Paris 21; Sodomie oder Versuch dazu: London 35, Paris 0; Nothzucht oder Versuch zur Nothzucht: London 53, Paris 33; Bigamie: London 28, Paris 0; u. s. w. Dann Verbrechen und Vergehen gegen das Eigenthum: London (ohne die City) 15,545, Paris 4076. Darunter: qualificirter Diebstahl, Hauseinbruch u. s. w.: London 277, Paris 360; einfacher Diebstahl, Gaunerei, Diebshehlerei u. s. w.: London 13,880, Paris 3390; Fälschung und Falschmünzerei: London 1024, Paris 82.

Wir haben hier sehr wichtige Daten für die sittlichen Zustände der beiden größten Städte der civilisirten Welt. London erscheint jedenfalls entsittlichter als Paris. Nimmt man auf die Zahl der Einwohner Rücksicht, so ist das Verhältniß immer noch wie 3 zu 2 in den Verbrechen gegen die Personen und nahe wie 3 zu 1 in den Verbrechen gegen das Eigenthum. Faucher sagt:

Die Bevölkerung von London erscheint zugleich als gewaltthätiger und verderbter als die von Paris. Mord, Nothzucht, Sodomie, Widersetzlichkeit gegen die öffentliche Macht, Prügeleien, mit einem Worte alle Frevel, welche zügellose Leidenschaften voraussetzen, stehen in voller Blüte. Die Unmäßigkeit bringt hier dieselben Wirkungen hervor wie anderwärts das heiße Klima. Zu gleicher Zeit bemerkt man in ihrer ganzen Entwickelung die Verderbniß, welche freien und gewerbfleißigen Völkern eigenthümlich ist. Mehr als 16,000 Fälle des einfachen Diebstahls und der Gaunerei (mit der City) in einer einzigen Stadt! 961 Fälle der Falschmünzerei! Man sieht deutlich, daß das Geld der Gott dieser Gesellschaft ist. Bemerkenswerth ist es, daß die Verbrechen gegen das Eigenthum in London ihren Höhepunkt erreicht zu haben scheinen und ihre Zahl seit sieben Jahren sich wenig verändert. Die Verbrechen und Vergehen gegen die Personen dagegen zeigen eine immer deutlicher werdende, aufsteigende Bewegung.

(Die Fortsetzung folgt.)

Unterhaltungsliteratur.

1. Balgewe. Historisch-romantisches Gemälde. Von F. W. F. v. Rekowski. Drei Bände. Altenburg, Helbig. 1844. 8. 3 Thlr.

Die Zeit der historischen Romane ist als geschlossen zu betrachten, und die Bilder aus einer Zeit, welche von manchen Seiten her nur darum romantisch genannt wird, weil wir von ihr so viel wie Nichts wissen, finden nur bei den wenigen alten zerstreuten Fouqué-Freunden vielleicht noch Aufnahme. Das vorliegende Buch soll jene Zeit uns vergegenwärtigen, wo das Christenthum den heidnischen Preußen aufgedrungen wurde; und der Verf. zeigt im Text wie in Noten, daß er sich bemüht habe, jene Zeit sich möglichst anzueignen. Indessen geht doch aus dem Ganzen nicht viel mehr hervor, als daß einmal eine Zeit war, wo das Christenthum in Preußen eingeführt wurde. Balgowe ist übrigens der Name einer alten Preußenburg im Nordosten des Frischen-Haff, welche in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts in das Ordenshaus Balga umgewandelt wurde und jetzt in Ruinen zerfallen ist.

2. Ottokar von Falkenburg. Ein historischer Roman von L. Lehnert. Liegnitz, Strempel. 1844. 12. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Durch die Kämpfe der Hussiten und Katholiken zieht sich eine Liebesgeschichte des Hussiten Ottokar und der Katholikin Cäcilie. Sie sind manchen Gefahren ausgesetzt, da nicht Mord

und Brand allein, sondern auch List, Tücke, Verrath sie bedrohen. Am Ende jedoch siegen die Hussiten und mit ihnen die treue Liebe. Ansprüche macht das Buch nicht: es mag daher ungehindert im Strome der Unterhaltungsartikel mit fortschwimmen.

3. Novellen, Memoiren und Gedichte von J. M. Roqquerol. Leipzig, Weygand. 1845. Gr. 12. 20 Ngr.

Eine unbeholfene, gutgemeinte Überschwenglichkeit zieht sich durch Novellen und Memoiren. Die Gedichte sind ebenfalls gutgemeint, legen jedoch ein höchst unvortheilhaftes Zeugniß für die Verskunst des Verf. ab. Durch welche Gründe sodann Derselbe sich veranlaßt sieht, die „Mythe" in eine „Miethe" zu verwandeln, ist so wenig ersichtlich, als die übrigen Abweichungen von der Orthographie. Die beiden auf die „Weihe" des Verf. folgenden Strophen, anfangend: „Leise zieht durch mein Gemüth liebliches Geläute", sind nur mit einem H. unterzeichnet. Bekanntlich ist Heinrich Heine Verfasser derselben.

4. Die Bastardbrüder, oder Geheimnisse von Altenburg. Roman. Aus dem Nachlaß eines Criminalbeamten. Zwei Theile. Altenburg, Helbig. 1845. 8. 1 Thlr.

Eine geheime Geschichte ist an jedes Dorf, jeden Weiler geknüpft, oft gewiß bedeutender, inhaltreicher, als die eines Cabinets, eines Hofes. So hat denn sicher auch Altenburg, eine Residenz, nach welcher eine Eisenbahn führt, Geheimnisse, von denen sich reden läßt, oder auch, von denen nicht geredet werden kann. Das vorliegende Buch spricht von solchen Dingen, die nie und nirgend als Geheimniß betrachtet worden sind, indem es nur einige Gaunerstreiche, sogar einen Mord erzählt, ohne diese Criminalsachen jedoch mit der Geschichte der feindlichen Brüder organisch und kunstgerecht zu identificiren. Übrigens ist das Buch stoffreich und erzählt leicht und fließend, wenn auch mitunter flüchtig; berührt einige Zeitfragen, z. B. die Spielbanken und dergleichen. Es mag außerdem dem altenburger Publicum leicht Gelegenheit bieten, die Originale zu den im Buche auftretenden Personen herausfinden zu wollen; und was die Menschen in dieser Weise wollen, Das gelingt denn auch wohl oder übel.

5. Die dunkeln Rosen. Roman aus der Zeit der französischen Revolution von Julius Dornau. Drei Bände. Leipzig, Reichenbach. 1845. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

Die dunkeln Rosen sind zwei bairische Fräulein von Brackenburg, die, um für ihre spätern Schicksale gehörig eingeschult zu werden, zuerst im Böhmerwalde den Händen von Raubmördern mit vieler Noth entgehen müssen. Dann haben sie die Blutscenen der französischen Revolution von 1789 durchzumachen, um in einem erstürmten Schlosse der Vendée das Ende ihrer Leiden zu finden. Der Verf. ist zu reich an Stoff, als daß Möglichkeit, Nothwendigkeit, Charakteristik und überhaupt alle Ansprüche, die man nun einmal an einen Roman macht, ihm Sorge machen sollten. Der Kreis solcher Leser, dem neue und immer neue Scenen willkommen sind, hat übrigens bekanntlich eine große Ausdehnung: weshalb es dem Buche nicht an Lesern, namentlich nicht solchen fehlen wird, die Kriegs- und Kampfscenen lieben, und nebenher in leichtester Weise gern noch einmal die erste französische Revolution recapituliren möchten.

6. Der belgische Graf. Von Heinrich Laube. Manheim, Hoff. 1845. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Durch die „Zeitung für die elegante Welt", welche, wenn nicht den ganzen Roman, doch den wesentlichsten Theil desselben früher schon mittheilte, ist das Publicum bereits mit dem Inhalte des Buches bekannt geworden. Der excentrische Graf Anton v. Horn, durch einen Liebeseinfall nach Paris gezogen, wird in die Schwindeleien des bekannten Law verwickelt, welcher unter der Regentschaft des Herzogs von Orleans Frankreich mit Papiergeld beglückte; verletzt den Regenten und d'Argenson auf das tiefste; durchbohrt einen Geldschust und wird hingerichtet. Des Verf. Darstellungsweise ist bekannt: sie verfolgt mit diplomatischem Gleichmuth ihr Ziel und gewährt dadurch selbst solchen Scenen den Schein der Ruhe und Milde, welche von äußerster Leidenschaft, selbst von Grauen und Entsetzen getragen werden. Die Geschichte selbst könnte auch heute sehr gut sich begeben: es fehlt uns nicht an Börsenschwindeleien, an Liebesintriguen, an Policeigöttern und Policeigötzen. Wahrscheinlich ist sie aus dem Grunde geschrieben, zu zeigen, daß es nichts Neues unter der Sonne gebe, wo es sich um das Schlechte, Verdorbene der menschlichen Natur handelt; und Das ist eine Wahrheit, gegen welche sich kaum Etwas einwenden läßt.

7. Die Tochter des Frömmlers. Ein Beitrag zur Sittengeschichte unserer Tage von George Hesekiel. Altenburg, Helbig. 1846. 8. 1 Thlr.

Gegen den widerwärtigsten und verderblichsten Egoismus, die Pietisterei, ist schon manche Lanze eingelegt, ohne anderes Ergebniß, als Bestätigung der alten Erfahrung, daß der Heuchler unverbesserlich sei. Es muß also noch immer nicht das rechte Wort gefunden sein, diesen hartnäckigsten Feind des Menschengeschlechts zu vertilgen; und selbst Vischer in Tübingen hat mit seiner so derben als wahren Zeichnung eines Pietisten Nichts bewirkt, als daß er eben eine Zeichnung aufgestellt hat, die wer will als Vogelscheuche betrachten kann. Die Romanschreiber haben sich ebenfalls des allerdings dankbaren Stoffes längst bemächtigt, und bei der praktischen Richtung der Gegenwart kann es nicht auffallen, daß auch ein Schriftsteller dieses Thema versucht, welcher dem Publicum schon manche auf Thatsachen gestützte Romane gegeben hat und sicher noch mehre darbieten wird. Der Frömmler ist ein Gardehusarenlieutenant außer Dienst, der einmal auf bekanntem Wege ein Bürgermädchen unglücklich machte und nun in ländlicher Zurückgezogenheit sein Gewissen durch Betäubungen zu betäuben sucht. Er findet bald einen Kreis Gleichgesinnter, namentlich unter habsüchtigen Pastoren; und der Raffinirteste derselben geht darauf aus, die Tochter zu verführen, die in ihrer Unschuld seine ekelhaften Zärtlichkeiten für Emanationen des Heiligen Geistes hinnimmt. Damit er zum Ziele komme, muß sie heirathen. Daß sie sich und den jungen Gemahl unglücklich macht, dafür weiß der Pfarrer schon zu sorgen. Indessen entscheidet doch endlich ein Duell so glücklich, daß die jungen Leute sich finden und erkennen. Das ganze Buch hat es nur mit Außendingen zu thun; und allerdings ist es auch ein schwieriges Thema, Herzen und Seelen zu entfalten, welche solchen Verkehrtheiten und Leidenschaften, wie sie das Buch voraussetzt, hingegeben sind. Für das Rechte, Wahre, Gute, Schöne ist damit eben Nichts gewonnen. 18.

Literarische Anzeige.

Preisherabsetzungen.

Alle Freunde der Literatur werden aufmerksam gemacht, daß eine große Anzahl interessanter und wichtiger Werke aus dem Verlage von **F. A. Brockhaus in Leipzig**

zu bedeutend herabgesetzten Preisen

zu beziehen sind. Die Verzeichnisse dieser Artikel, von denen das eine die schönwissenschaftlichen und historischen, das andere die wissenschaftlichen Werke enthält, sind in allen Buchhandlungen gratis zu erhalten.

☞ *Diese Preisermäßigungen gelten bis 31. Dec. d. J., und nach Ablauf dieses Termins treten die frühern Ladenpreise wieder ein. Bei einer Auswahl von 10 Thlr. wird noch ein Rabatt von 10% bewilligt.* ☜

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 231. —— 19. August 1846.

Englische Zustände.
Zweiter und letzter Artikel.
(Fortsetzung aus Nr. 230.)

Früher lieferten die englischen Verbrecher der Gesellschaft regelmäßige Schlachten. Haben sie nun auch aufgehört, Dies zu thun und verlieren sich ihre großen Traditionen auch immer mehr, so sind sie dessenungeachtet gefährlich geblieben. Sie sind unter sich vollkommen organisirt. Die Frauen nehmen in London großen Antheil an den Verbrechen. Man zählt, ohne die verhafteten Freudenmädchen, 17,686 Frauen unter 63,124 im J. 1842 verhafteten Personen: ein Verhältniß von 28 zu 100; in Paris übersteigt das Verhältniß nicht 14—15 Procent. Mit der Demoralisation des Weibes bricht natürlich auch der sittliche Zustand der Familie zusammen: daher dann wieder die Menge der jugendlichen Verbrecher, welche die Hauptstadt Englands aufzuweisen hat. Hier ist gar kein Vergleich mit Paris mehr möglich. Die pariser Bevölkerung zählt ungefähr 1 jugendlichen Verbrecher unter 400 Menschen, in London aber 1 unter 100. Das gewöhnlichste Verbrechen, welches diese Kinder begehen, ist der Diebstahl, zu dem sie fortwährend abgerichtet werden. Es bestanden in London sogar Gewerbschulen für Diebe. Folgender Vergleich enthält unzweifelhaft viel Wahres:

Der Gamin von Paris ist Vagabund aus Gewohnheit und Dieb aus Gelegenheit; das Laster drückt auch ihm seinen Stempel auf, aber es nimmt ihm nicht alles menschliche Gefühl und seine Frühreife geht nicht so weit, ihn von allerfrühester Kindheit an in alle Ausschweifungen des männlichen Alters einzuweihen. In London gibt es keine Kindheit für den Verbrecher; ein junger Dieb hat weder die Eigenschaften, noch die Fehler seines Alters; mit 9 oder 10 Jahren ist er schon ein geistig reifer Mann, ebenso geschickt wie die erfahrensten Diebe, ebenso entfremdet jedem sittlichen Grundsatze und jedem Gefühle, ihr Nacheiferer in der Ausschweifung, ihr Meister an Kaltblütigkeit, mit einem Worte: ein frühgeborenes Ungeheuer.

In seine Abhandlungen über die Cityverfassung und über die englische Bank können wir Faucher nicht folgen, so gründlich sie auch gehalten sind, so lehrreich die Zusammenstellung des Materials auch werden könnte. Die Bankfrage anrühren, hieße sich auf Fragen und Entwickelungen hinwenden, welche der Raum dieses Aufsatzes nicht gestattet. Wir finden vielleicht ein ander Mal Gelegenheit, auf diese vortrefflichen Faucher'schen Deductionen und zugleich auf Das zurückzukommen, was unser deutscher Beobachter Venedey über die Geschichte der englischen Bank, dieses Grundstocks der englischen Mittelstandsmacht, gesagt hat.

Für jenes in socialer Beziehung so wichige Material, welches wir oben nach Faucher mitgetheilt haben, hat Venedey gar kein Auge gehabt; dagegen werden wir nun sehen, daß sich beide Beobachter auf andern Gebieten theils ergänzen, theils widerlegen. Was Venedey über den Charakter Liverpools sagt, sind im Ganzen nur Einzeleindrücke: er geht in die Kirche, ins Museum, in die Docks, ins Theater, an die Börse, bemüht sich aber nicht um eine Totalauffassung:

Ich habe nichts Rechtes hier zu thun. Liverpool ist eine große Stadt und eine Handelsstadt; Das ist Alles: groß und Handel. Ich habe sie in die Kreuz und in die Quer durchstrichen, mir die armen wie die reichen Viertel angesehen. Jene tragen den irländischen Charakter, diese sind blos kosmopolitischer Natur. Was soll ich machen?

Faucher gibt dagegen eine vortreffliche Specialcharakteristik Liverpools und seines Districts. Die Grafschaft Lancashire ist gewissermaßen das Armen- oder vielmehr das Arbeitshaus Englands geworden. Die ackerbauende Bevölkerung ist dort sehr gering und beträgt blos 9 Procent von der Zahl sämmtlicher Einwohner. Kein Theil von England ist so durchschnitten mit Straßen, Eisenbahnen und Kanälen. Und inmitten dieser Wunder vereinigen Liverpool und Manchester sie alle in sich und sind wie die beiden Seiten eines und desselben Gegenstandes. Liverpools Handel ist eng mit der Industrie Manchesters verknüpft: krankt das eine, so kann sich auch das andere nicht halten. Die beiden Städte, welche die menschliche Industrie auf ihrem höchsten Gipfelpunkte zeigen, würden jede ohne die andere unmöglich sein. Nie würde Liverpools Handel seine Höhe erreicht haben, hätte es nicht Manchester hinter sich gehabt; und nie würde Manchesters Industrialismus so hoch gestiegen sein, hätte es nicht an Liverpool seinen Welthafen gefunden. Die Ursache des schnellen Wachsthums von Manchester, sagt Faucher, ist in dem niedrigen Preis der bewegenden Kraft und in der Nähe der großen Handelscentralpunkte zu suchen. Die modernen Städte, sagt er ferner, lassen sich auf drei Haupttypen zurückführen: Hauptstädte,

Handelsplätze und Fabrikplätze. Jede dieser drei Arten hat einen andern Einfluß auf das Wohlbefinden, auf die Thätigkeit, auf den geistigen und sittlichen Zustand des Menschen. London, Liverpool und Manchester vertreten diese drei Typen in England. Die Charakteristik der Hauptstadt haben wir erhalten, suchen wir nun auch die des großen Handelsplatzes Liverpool und dann die der großen Fabrikstadt Manchester zu gewinnen.

Vor 200 Jahren war Liverpool noch ein Fischerflecken; 1700 hatte die Stadt noch nicht 6000 Einwohner; 1760 war die Bevölkerung auf 25,787 Menschen gestiegen; jetzt umfaßt Liverpool 280,000 Einwohner. Seine Docks nehmen jährlich 15,000 Schiffe auf; die städtischen Einnahmen belaufen sich auf nicht weniger als 8 Millionen Francs, und der Nettoertrag der von der Regierung dort erhobenen Zölle gibt nahe an 100 Millionen. Ein einziger Hafen von Großbritannien, setzt Faucher hinzu, trägt also dem Staate mehr ein als sämmtliche Häfen Frankreichs zusammengerechnet. Indem Faucher das Wachsthum Liverpools historisch entwickelt, weist er nach, wie viel die Einrichtungen der Docks dazu beitragen; vorzüglich aber ist der Grund dieses schnellen Wachsthums in der außerordentlichen Geschicklichkeit zu suchen, mit der die Bewohner Liverpools sich beständig in die Umstände zu schicken und sie zu benutzen wußten. Sie sind echte Handelsleute. Um die Moral kümmern sie sich dabei wenig. Im 18. Jahrhundert, als London und Bristol den Colonialhandel in den Händen hatten, legten sich die Kaufleute von Liverpool auf den Sklavenhandel und verschifften von 1750—70 mehr als 300,000 Sklaven, mit einem Gewinn von 200 Millionen Francs. Will man den Beschuldigungen glauben, von denen die englische Presse wiederhallte, so sind liverpooler Capitalisten noch heute bei dem Sklavenhandel betheiligt, der unter brasilischer und portugiesischer Flagge getrieben wird. Die Liverpooler zogen den Handel mit den Vereinigten Staaten an sich, den sie jetzt monopolisiren. Endlich befindet sich der Handel Englands mit Irland seit der Union fast ganz und gar in den Händen Liverpools. Die nähere Charakteristik des liverpooler colonial-nordamerikanischen und irländischen Handels ist bei Faucher einzusehen. Während der schottische Landbau London ernährt, ernährt Irland Lancashire: eine wenig fruchtbare Gegend, welche die Natur für Fabriken bestimmt zu haben scheint, indem sie ihr Nichts gab als Steinkohlenlager und fließendes Wasser.

Liverpools Reichthum rührt besonders von der Baumwolle her. Dieser Gegenstand ist die Grundlage seines Verkehrs mit Irland und den Vereinigten Staaten; die Baumwolle verschafft ihm seine zahlreiche Clientelle von Consumenten im In- und Auslande. Liverpool ist der erste Baumwollenmarkt, nicht blos für England, sondern für ganz Europa. Im J. 1833 kamen bei einer Gesammteinfuhr von ungefähr 930,000 Ballen auf Liverpool 840,950, auf London 40,350, auf Glasgow 48,913. Das Verhältniß ist seitdem immer gestiegen; man vergleiche die speciellen Angaben und Tabellen bei Faucher. Es heißt dort als Resultat:

Der Ausdehnung und der Solidität der Fabrikindustrie, welche die Basis seiner Handelsoperationen bildet, verdankt Liverpool das Glück, daß sein Gedeihen nie unterbrochen worden ist. Sein Reichthum ist gewachsen, selbst als der Handelsverkehr Englands sich verminderte.

Venedey gibt in seinem dritten Bande einen kleinen, aber vortrefflichen Aufsatz über die Entwickelung der englischen Nationalökonomie, namentlich über das Princip der jetzt herrschenden Nützlichkeits- und Reichthumstheorie; er sagt darin unter Anderm:

So lange England einem andern Gedanken folgte, war es nicht reicher, im Gegentheil unendlich viel ärmer, aber ebenso unendlich viel glücklicher: „Merry England". Jetzt liegt ein undurchdringlicher Nebel auf allen Geistern. Sie haben das Geheimniß verloren, das einst ihre Väter zu dem ersten Volke der Welt machte: sie haben Das gefunden, was sie zum reichsten erhob. Es ist als ob ein böser Geist neben Denen gestanden, die den Wunsch des Gemeinreichthums zuerst aussprachen. Es wurde erhört und von da an schreibt sich das goldene Zeitalter Englands.

Indeß ein wehmüthiges Zurückschauen in die Zeiten des „Merry Old England" ist unersprießlich: England muß ein Princip erfüllen. Ja, reicher ist England geworden, aber nicht glücklicher. Im J. 1801 zählte England und Schottland 10,942,646 Einwohner, 1841 war die Bevölkerung auf 18,535,786 Seelen gestiegen. Nach Mac-Culloch belief sich der auswärtige Handel Großbritanniens mit Inbegriff der Aus- und Einfuhren zu Anfang des 18. Jahrhunderts auf nicht mehr als 12,000,000 Pf. St. jährlich: 1841 war er bis auf 118,000,000 Pf. St. gestiegen! Kein anderes Land hat einen solchen Reichthum aufzuweisen wie England, aber auch keins ein ähnliches Elend.

Dem reichen Liverpool steht das arme Liverpool gegenüber. Faucher gibt davon Nachricht in seinem Aufsatze „Die Policei von Liverpool". Die Arbeiter wohnen in Höhlen, welche keine Fenster haben: Licht und Luft dringen blos durch die Thüren hinein, deren oberer Theil gewöhnlich auf gleicher Höhe mit der Straße liegt. Die verpestete Luft in den elenden Winkeln erneuert sich fast niemals. Der Schmutz und das Elend der irländischen Einwanderer macht sich überall geltend. Oft sind 30 Personen in einem Raume des Nachts zusammengehäuft, der kaum für 8 oder 10 Personen genug athembare Luft enthält. Die untere Bevölkerung Liverpools ist wenig stationnair: Liverpool ist ein Durchgangsort, wo die Flut der Einwanderer ab- und zuströmt und die untern Schichten der Gesellschaft nicht Zeit haben, sich festzusetzen; wo, genau genommen, weder der häusliche Herd noch die Familie vorhanden ist. Die Zahl der Verhaftungen und der Verbrechen wächst. Der düsterste Zug des von Faucher genau entworfenen Gemäldes ist der Umstand, daß auf 6202 wegen schwerer Verbrechen vor Gericht Gestellten 2197 von 18 Jahren und darunter waren; sowie, daß die Frauen 35 Procent der Verbrecher bilden: ein Verhältniß, welches größer als in London und doppelt so groß als in Paris ist. London ist

noch nicht die Bühne, wo sich das Verbrechen mit der größten Macht und der größten Freiheit entwickelt.

Faucher entwirft ein genaues Bild von der durch Peel organisirten Policei. Er nennt sie „ein Meisterstück der Verwaltungspolitik von Sir Robert Peel" und steht hier in directem Widerspruche mit Venedey. Faucher ist als Franzose der Centralisation geneigt; Venedey wünscht als Demokrat die Gemeindethätigkeit, welche durch die neue Policeiorganisation beeinträchtigt wird, zu erhalten. Ohne einem französischen Centralisationssysteme zu huldigen, stehen wir hier doch mehr auf Faucher's als auf Venedey's Seite; die policeiliche Gemeindethätigkeit mochte zu den Zeiten des „Merry England" genügen: seitdem aber ein ungeheurer Umschwung in allen socialen Verhältnissen des Volkes und des Landes stattgefunden hat, reichte sie nirgend mehr aus; das Vergehen und das Verbrechen entwickelten sich riesig z. B. in London unter ihrer Altersschwäche; und erst durch die centralisirende, die Gemeinden durch die Regierung beschränkende Policei Peel's konnte mehr Energie entwickelt und mehr Sicherheit gewonnen werden. Venedey hat die Policei Peel's, blos vom politischen Standpunkte als „bevormundend" und nicht in Rücksicht auf die socialen Zustände Englands betrachtet.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ludwig Berger, ein Denkmal. Von Ludwig Rellstab. Berlin, Trautwein. 1846. Gr. 8. 1 Thlr.

Der Verf. gibt uns in der vorliegenden Schrift, anknüpfend an eine Darstellung der äußern Lebensschicksale Berger's, eine Charakteristik desselben als Künstler und Mensch, zugleich eine Beurtheilung der vorzüglichsten seiner Werke. Dieser Aufgabe sich zu unterziehen, war der Verf. vorzugsweise berufen, da er durch vieljährigen Umgang, zunächst als Schüler, Gelegenheit erhalten hatte, nicht allein die Individualität seines trefflichen Lehrers und spätern Freundes kennen zu lernen, sondern auch Zeuge der Entstehung mehrer der bedeutendern spätern Compositionen desselben zu sein; und die Freunde Berger's hatten darum schon seit Jahren der jetzt erschienenen Schrift mit Verlangen entgegengesehen. Hr. Rellstab hat in der That seine Aufgabe, wenigstens was die eine Seite der Sache betrifft, gut gelöst, sodaß wir die Schrift gern empfehlen: sie ist mit einer liebenswürdigen Wärme und Verehrung für den Dahingeschiedenen in geistreicher, lebendiger Sprache geschrieben, und gibt ein gelungenes Bild seines künstlerischen und persönlichen Treibens. Allerdings ist dies die vorzüglichste Seite der Schrift; beiweitem weniger befriedigt das eigentliche Musikalische derselben, sowol die Besprechung der einzelnen Werke, als auch, und dies besonders, die allgemeine künstlerische Werthschätzung Berger's. Der Verf. hat zu wenig an den Bewegungen der neuern Zeit auf dem Gebiet der Tonkunst innerlich Theil genommen, als daß seine Ansichten für die Gegenwart befriedigend sein könnten: es ist im Ganzen eine ziemlich beschränkte Anschauung der Kunst und der Künstler, die wir als Hintergrund erblicken; und so geschieht es, daß er allerdings Berger's Leistungen weit überschätzt. Er überträgt die subjective Bedeutung, die sein Lehrer und Freund für ihn hatte, auf die Sache selbst. Nehmen wir hierzu, daß er sich überhaupt noch auf dem jetzt so ziemlich überwundenen Standpunkt subjectiver Kunstanschauung und Beurtheilung bewegt, so erhellt was zu geben er nicht im Stande war: eine Würdigung Berger's im Zusammenhange der Kunstentwickelung und eine Beurtheilung nach objectivem Maßstab. Indessen, die Liebe und Pietät des Verf., die sich überall ausspricht, wirkt — so selten in der Gegenwart — wohlthuend auf den Leser, und man ist geneigt, die Mängel wenigstens auf Augenblicke zu vergessen.

Ludwig Berger war geboren zu Berlin im J. 1777. In seiner frühesten Jugend waren die Amtsverhältnisse seines Vaters, eines Architekten, die Veranlassung, daß er Berlin verlassen und seine Knabenzeit in dem Landstädtchen Templin, acht Meilen von Berlin entfernt, und seine Jünglingsjahre in Frankfurt an der Oder zubringen mußte. Obwol er schon von seiner frühesten Kindheit an ein die Aufmerksamkeit erregendes musikalisches Talent gezeigt hatte, so besaß dies doch nicht so sehr den Charakter der Frühzeitigkeit, daß es hätte Ursache werden können, ihn in eine andere, seinen Neigungen angemessenere, Umgebung zu versetzen. So blieb er längere Zeit an diesem Orte, wo die Anregung für Musik nicht sehr groß sein konnte. Entschlossen endlich, sich ganz der Musik zu widmen, ging er 1799 nach Berlin. Da sich beharrlicher Fleiß bei ihm zum Talent gesellte, so entwuchs er seinem dort gewählten Lehrer bald, und begann in den Kreisen der Kunstverständigen, insbesondere als Virtuos auf dem Pianoforte, sich die größte Achtung zu erwerben, obgleich er schon damals nicht zu einer seinen Talenten angemessenen öffentlichen Anerkennung zu gelangen vermochte. Gereift in seiner Kunstfertigkeit und in seinem Talent, begab er sich 1801 nach Dresden, um unter Naumann's Leitung die letzten Studien zu machen. Statt jedoch sein Schüler zu werden, konnte er nur eine Pflicht der Pietät gegen denselben erfüllen, indem er eine Trauercantate zur Todtenfeier desselben setzte, die sich des außerordentlichsten Beifalls der Kenner erfreute. Nach Verlauf einiger Zeit ging er nach Berlin zurück.

Da kam 1804 Clementi nach Berlin. Clementi hörte Berger in einer Gesellschaft Werke eigener Composition vortragen und erkannte darin schnell die Anlage desselben für Composition und das Talent für wahrhafte, wenn auch noch nicht kunstschön ausgebildete Virtuosität, und schlug ihm daher vor, sein Reisegefährte zu werden und unter seiner Leitung weiter zu studiren. So wurde Berger jetzt Clementi's Begleiter auf einer Kunstreise nach Petersburg. Angespornt durch den Beifall eines mit Recht so berühmten Meisters, componirte er Vieles, unter Anderm ein Variationenwerk, das er auch in seinen spätern Jahren noch als sein bestes bezeichnete. Die Reise geschah langsam, da man unterwegs, namentlich in Kurland und Liefland, Concerte gab. Endlich in Petersburg angelangt, war für Berger ein schnell gewonnener Beifall die Folge von Clementi's Empfehlung. So dauerte dieser angenehme Aufenthalt sechs Jahre. Berger verheirathete sich, verlor aber seine Gattin im ersten Wochenbette und nicht lange darauf auch das Kind: ein Verlust, den er nie ganz hat verschmerzen können, und der auf sein übriges Leben, auf die Gestaltung seines Charakters und seine künstlerische Productivität von wesentlichem Einfluß gewesen ist und vorzugsweise jene Hypochondrie hervorgerufen hat, die seine spätere Thätigkeit lähmte. Berger verließ Petersburg 1812, weil der allgemein sich manifestirende Haß und Verdacht gegen die Fremden ihn forttrieben; er vermochte sich nur durch Vermittelung mächtiger, wohlwollender Freunde zu entfernen, die ihn mit einer Depesche als Courrier nach Finnland sendeten. Mächtige Gegner hatten sogar sein Leben bedroht. Er erreichte glücklich Schweden, machte dort die Bekanntschaft der Frau v. Staël und A. W. v. Schlegel's, und gab mit großem Beifall Concerte. Nachher ging er nach London, suchte Clementi wieder auf, gab mehre Compositionen in Druck, und verweilte dort einige Jahre, wo er in den höchsten Kreisen die ehrenvollste Aufnahme fand. Getrieben von der Sehnsucht nach der Heimat, nach vieljähriger Abwesenheit, kehrte er endlich nach Berlin zurück, wo er über 20 Jahre bis an seinen Tod, der im Fe-

bruar 1839, während er Unterricht ertheilte, erfolgte, als ausgezeichnetster Lehrer, dem auch Mendelssohn-Bartholdy einen Theil seiner Bildung dankt, geblieben ist.

Hier in Berlin machte unser Autor Berger's Bekanntschaft, und von hier an sind deshalb auch seine Mittheilungen die reichhaltigsten, obschon das Leben des Künstlers fortan sehr einfach dahingeflossen ist. Er beklagt es tief, daß Berger, in Folge der dargestellten Lebensverhältnisse, nie in die rechte Stellung zur Welt gekommen ist und nicht, als es noch Zeit war, freundliches Entgegenkommen und angemessene Thätigkeit gefunden hat. Berger ist nach dem Urtheile unsers Verf., wie schon bemerkt, eine der bedeutendsten Erscheinungen der Neuzeit auf dem Gebiet der Musik, sowol als Virtuos wie als Componist, hier insbesondere im Fache des Liedes; und wenn derselbe nie eine seiner ihm beigelegten Bedeutung entsprechende allgemeine Geltung zu erlangen vermochte, so findet er die Ursache in diesen widrigen Lebensschicksalen und dem dadurch noch mehr befestigten, wo es auf Geltendmachung ankam, von Haus aus ungünstigen Naturell. Berger war in spätern Jahren nur mit großer Mühe zu bewegen, ein Werk seiner Composition zu ediren; und schon in den heitern Zeiten des Jünglingsalters beschränkte er sich auf die Anerkennung im Kreise der Nächsten, ohne consequent und mit Energie darüber hinauszustreben. Energisches Handeln war überhaupt nicht seine Sache: die Verhältnisse mußten ihn treiben und stoßen und seine Thätigkeit bestimmen.

Allerdings sind alle diese Umstände wesentlich bestimmend gewesen, und wir würden unter andern Verhältnissen über ganz andere Leistungen zu berichten haben. Auch Ref. schätzt Berger sehr hoch: die Tiefe und der Ernst seines Wesens, die kräftige, männliche Gesinnung bei aller äußern Passivität, auch in politischer Hinsicht, die trefflichen Eigenschaften desselben als Mensch sind es, die ihn hoch emporheben über so viele durch äußern Glanz verherrlichte künstlerische Erscheinungen der Neuzeit. Bei alledem aber können wir dem Verf. den schon oben ausgesprochenen Tadel wegen Überschätzung und befangener Beurtheilung nicht erlassen.

Berlin ist nicht der Boden, wo ein bedeutender, schaffender Tonkünstler gedeihen kann: Berlin ist mehr der Pflege und Ausbildung der Wissenschaft günstig. Es ist Alles viel zu abstract, viel zu wenig Anregung bietend für die Phantasie, viel zu sehr ohne unmittelbares Leben und ohne einen substantiellen Kern des Volkes, als daß das warme, bewegte Gemüthsleben des Künstlers dort allseitige Sympathien, allseitige Anregung finden könnte. So hat Berlin vorzugsweise Reflexionstalente erzeugt, die Farbenfrische der Phantasie aber bei Künstlern wo sie vorhanden war abgebleicht und das warme, unmittelbare Leben erdrückt. Berlin steht an der Spitze der norddeutschen, der des frohern Wien entgegengesetzten Musikrichtung, einer Richtung, deren Charakter Abstraction, Mangel an künstlerischer Sinnlichkeit ist. Alles Dies findet seine vollständige Anwendung auch auf Berger, und es ist Dies ein wesentlicher Gesichtspunkt für die Charakteristik desselben. Auch Berger ist ein Reflexionstalent, nicht in dem Sinne zwar, als ob er genöthigt gewesen wäre, seine Schöpfungen zu verarbeiten, als ob der Verstand bei ihm die Eingebungen der Phantasie erst hervorgerufen habe: Das keineswegs; wol aber, wenn man darunter ein vorherrschend verständig-klares Bewußtsein beim Schaffen, welches sich minder den unwillkürlichen Eingebungen der Phantasie bequemt, wenn man darunter einen geringern Reichthum der Phantasie und eine Darstellung versteht, die nur das zum Ausdruck des Gedankens und der Empfindung unmittelbar Erfoderliche gibt, nicht wie die größern Componisten der wiener Schule verschwenderisch eine Fülle, ja Überfülle der Phantasie zur Erscheinung bringt. Berger ist etwas karg und nüchtern in seinem Ausdruck: er zeigt eine gewisse Magerkeit, die, verbunden mit dem großartigen Ernste, welcher bei ihm vorherrscht, zur Folge hat, daß seine Compositionen weniger wohlthuend wirken, erheitern und innerlich erwärmen; im Gegensatz hierin zu dem von unserm Verf. an einer Stelle ungerecht beurtheilten Field, dessen glückliche, heitere Behaglichkeit, Lebensfrische und Wärme dem Innern des Hörers sogleich eine wohlthuende Richtung gibt.

Das sind einige der wichtigsten Einschränkungen, unter denen Ref. die Mittheilungen des Hrn. Rellstab gelten lassen kann; es war nöthig, diese Einschränkungen zu geben, da, außer den nächsten Freunden des Gefeierten, Niemand jenen Ausdruck unbegrenzter Verehrung würde gelten lassen wollen, und das Buch demzufolge insbesondere bei Denen, welche Berger nicht genau kennen, eine der beabsichtigten fast entgegengesetzte Wirkung haben könnte.

Franz Brendel.

Literarische Notiz aus Frankreich.

Geschichte der alexandrinischen Schule.

Eine neue wichtige literarische Erscheinung ist Jules Simon's „Histoire de l'école d'Alexandrie" (2 Thle.). Diese Geschichte ist einer der vornehmsten Gegenstände der Vorlesungen, welche Herr Simon als Stellvertreter Cousin's auf dem Lehrstuhl der Geschichte und der alten Philosophie seit 1840 in der Sorbonne gehalten hat. Die Schule von Alexandrien hat vom Ende des 2. Jahrhunderts der christlichen Zeitrechnung bis zum Anfang des 6. gedauert. Sie stellt uns durch die Ideen die Widerstandspartei des Polytheismus gegen das Christenthum vor Augen: darum ist sie auch von den Kirchenvätern häufig bekämpft worden. Nach dem Verf. dieses Werkes ist die philosophische Schule von Alexandrien die erste eklektische, die erste mystische und die erste pantheistische Schule gewesen. Das Buch zeichnet sich mehr durch eine gründliche Schätzung des Werthes ihrer Lehren an sich, durch die Erforschung ihres Zusammenhanges und ihrer Verhältnisse zu der Philosophie des Alterthums aus, als durch das Forschen nach Dem, was diese Schule den verdrehten christlichen Ideen hat entlehnen müssen, und nach dem Einfluß, den sie auf gewisse Häresien ausgeübt hat. Der Plan des Werkes erleichtert uns das Urtheil über dessen Charakter und Wichtigkeit. Das erste Buch, „Origines de l'école d'Alexandrie" überschrieben, enthält vier Capitel: Von der griechischen Philosophie bis auf Plotinus, Philosophen und Polygraphen des 1. und 2. Jahrhunderts n. Chr.; Eklektisismus; Entstehung und Fortschritte des Christenthums; von dem Museum und den literarischen und philosophischen Instituten Alexandriens. Das zweite Buch handelt in elf Capiteln: von Plotin's Leben (vom J. 205—269 n. Chr.); von der Dialektik, von der Dreieinigkeitslehre des Plotinus; von dem Ursprung des Dogma von der Dreieinigkeit in der Schule Alexandriens und dessen Verhältnisse zu dem christlichen Dogma; von der allgemeinen Theorie der Emanationen; von der Materie und dem Wesen; von den allgemeinen Gesetzen der Welt; von der Vorsehung; von den verschiedenen Gattungen der Wesen und insbesondere der menschlichen Natur; von dem Vermögen der Seele; von der Theorie des Wissens und der Sittenlehre. Der zweite Band beginnt mit dem dritten Buche, welches die Geschichte der Schule Alexandriens von Porphyrus bis zum Kaiser Julianus umfaßt. Die sechs Capitel dieses Buches enthalten: den Stand der philosophischen Fragen nach Plotinus; Erenius, Origines, Longinus, Amelius und Porphyrus; Lehre des Porphyrus; Lehre des Jamblicus; Jünger und Nachfolger des Jamblicus. Im vierten Buche, wo diese Geschichte von dem Kaiser Julianus bis zu der Schule von Athen fortgesetzt ist, beurtheilt der Verf. den Kaiser Julian, sein Leben, seine Regierung, seine Lehre. Das fünfte und letzte Buch ist der Schule von Athen in ihren Beziehungen zu der Schule von Alexandria gewidmet.

31.

Verantwortlicher Herausgeber: **Heinrich Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 232. —— 20. August 1846.

Englische Zustände.
Vierter und letzter Artikel.
(Fortsetzung aus Nr. 231.)

Wir wenden uns jetzt von der Handelsstadt Liverpool zu der Fabrikstadt Manchester, dem zweiten Theile des großen Ganzen. Hier ist die Wiege des Manufactursystems; hier feiert es seine höchsten Triumphe; hier zeigt es zugleich auch seine tiefsten Schäden. Die Entwickelung des Manufactursystems in Lancashire ist bei Faucher einzusehen. Venedey gibt auch über Manchester mehr nur subjective Eindrücke, obgleich er nicht umhin kann, einen Blick auf allgemeine Zustände zu werfen, sie darzustellen und seine Meinung darüber zu sagen. Auch Engels hat in seinem Buche „Die Lage der arbeitenden Classen in England" ein reiches Material über Manchester insbesondere zusammengetragen. Venedey sagt:

> Die Straßen in Manchester sind meist breit und der Charakter derselben steigt von dem des höchsten Reichthums, der stolzesten Säulenhäuser, bis zu dem nackten Elende der dunkeln Kellerwohnungen herab. Die Boutiquen, die Bank, das Athenäum, die Börse und viele Hotels und Privathäuser in den Hauptstraßen erinnern an Paris und London, die Armenviertel an das Elendeste was ich in Dublin sah.

Und Faucher:

> Manchester zeigt weder das Straßenleben Liverpools, noch das Londons. Während des größten Theils des Tages ist die Stadt still und scheint fast verlassen. Die Boote gleiten geräuschlos auf den Kanälen hin, aber nicht längs Palästen wie in Venedig, sondern zwischen zwei hohen Reihen Spinnereien, die unter sich Luft, Wasser und Feuer theilen. Wagenzüge rollen auf den Eisenbahnen dahin und schaffen Tausende von Ort zu Ort wie früher Einzelne. Man vernimmt Nichts als den Athem der Maschinen, der aus hohen Essen hinausschießt, als ob er als Huldigung die Seufzer der Arbeit, welche Gott dem Menschen auferlegte, zum Himmel schickte.

Die Verbrechen gegen die Personen sind seltener als in Liverpool, die Vergehen gegen das Eigenthum aber mindestens ebenso zahlreich. Die Frauen tragen in Manchester weniger zu den Verbrechen bei als in Liverpool. In letzterer Stadt begehen die Frauen 33 von 100 Verbrechen, in Manchester 30 von 100. Der Unterschied wird noch fühlbarer, wenn man sich an die schweren Verbrechen hält. Die Frauen tragen in Liverpool 35 Procent zu den Fällen bei, welche vor die Assisen kommen, in Manchester aber nur 28 Procent. Ein ähnliches Verhältniß macht sich in Bezug auf jugendliche Verbrecher geltend. Faucher meint, wenn Frauen und Kinder in Fabrikstädten weniger vor Gericht kommen, so rühre Dies lediglich daher, daß sie mehr beschäftigt sind. In den Baumwollenfabriken sind die Frauen und Kinder 57 Procent von der Gesammtzahl der Arbeiter. Es gibt Webereien, wo man nicht einen einzigen Mann erblickt, und Cardir- und Aufbreitungssäle, wo nur Kinder beschäftigt sind. Die Fabrikanten ziehen Frauen erstens wegen des geringern Lohnes vor, den sie erhalten, und zweitens, weil sie sich geduldiger in eine tyrannische Disciplin fügen, der sich die Männer häufig durch mächtige Verbindungen zu widersetzen suchen.

Faucher behauptet, daß die Prostitution in den Fabrikstädten nicht die Frechheit und Öffentlichkeit zeige, wie in den Hauptstädten und in den Häfen. Er mag Recht haben, was die schamlos-öffentliche Prostitution betrifft, schwerlich aber auch im Punkte der heimlichen Prostitution, denn man weiß, daß unter den Fabrikarbeiterinnen die Keuschheit nur noch eine Ausnahme ist. Die Prostituirten der Hauptstädte und Häfen leben von ihrer Schande; die Prostituirten der Fabrikstädte verfallen der Schande, weil es ihnen nicht möglich ist, von ihrer Arbeit zu leben. Die Concubinatsverhältnisse der Fabrikstädte sind nicht besser als die Prostitutionszustände der Hauptstädte und Häfen. Das Fabriksystem entwickelt die geschlechtliche Reife, ehe Alter und Erziehung das sittliche Gefühl ausbilden konnten. Faucher sagt selbst:

> Die Fabrikmädchen kennen die Scham nicht. Ihre Sprache ist roh und oft obscön; wenn sie nicht frühzeitig heirathen, schließen sie unerlaubte Verbindungen, die sie noch mehr verderben als jene frühen Ehen. In den arbeitsfreien Zwischenstunden begegnet man häufig in der Umgebung der Stadt oder in abgelegenen Straßen Paaren von Arbeitern und Arbeiterinnen, welche die Laune des Augenblicks zusammengeführt hat. Zuweilen gehen sie miteinander in die Schenken und gewöhnen sich so an eine doppelte Ausschweifung.

In den ackerbauenden Districten sind allerdings die unehelichen Kinder häufiger als in den Fabrikstädten, allein Dies kann Nichts für die Sittlichkeit der letztern beweisen. In den Ackerbaudistricten empfangen die Frauen leichter und häufiger; wo dagegen der geschlecht-

liche Verkehr zu früh beginnt, nimmt die Fruchtbarkeit ab. Unter solchen Verhältnissen sind in Manchester die Familienbande weder sehr eng noch sehr fest geknüpft. Das Fabriksystem und die Übel im Gefolge desselben müssen die Auflösung der Familie herbeiführen: am Tage ist die Frau in dieser, der Mann in jener Fabrik; die Kinder sind entweder sich ganz überlassen oder auch schon bei Maschinen beschäftigt; des Abends ist der Mann in der Kneipe, die Frau auf der Gasse, so lange es geht, durch Prostitution ihr „fünftes Viertel Tagearbeit" verdienend. Die Erziehung der Frauen aus der arbeitenden Classe ist überall vernachlässigt, aber nirgend sowie in England. Faucher charakterisirt diesen Zustand folgendermaßen:

Um den Mann am heimischen Herd festzuhalten, bringt die Deutsche ihre Kenntnisse und die Schmiegsamkeit ihres Charakters mit; die Italienerin eine Phantasie, die sich auf das Schöne und den äußerlichen Glanz wendet; die Französin Wirthschaftlichkeit und Lebhaftigkeit des Geistes. Aber die Engländerin weiß bei all ihrer Schönheit und ihren soliden Eigenschaften weder zu verwalten, noch zu gefallen. Unwissend und linkisch tritt sie die Hauswirthschaft an, kann oft weder einen Knopf annähen, noch Brot backen, und sieht Entbehrungen, wo eine Andere noch Überfluß zu haben glaubt. Wie soll es auch anders sein? Man weiht die Frauen nicht in das häusliche Leben ein; sie wachsen selten unter den Augen ihrer Mütter auf; man erzieht sie nicht für die Familie, sondern für die Fabrik, nicht um Gefährtinnen, sondern um Nebenbuhlerinnen der Männer zu sein, um ihnen die Arbeit streitig zu machen. Das junge Mädchen bringt zehn Jahre ihres Lebens damit zu, die Baumwollenfäden zusammenzuknüpfen und die Maschinen zu beaufsichtigen, die der Dampf in Bewegung setzt. Kommt die Zeit zu heirathen, so ist sie für die Industrie gebildet, in der sie Erfahrung hat und die ihr einen Lohn verbürgt; aber sie hat Nichts von Dem gelernt, was sie wissen muß, um ihre Kinder zu erziehen und ihren Haushalt zu führen. Auch wählt sie der Mann mit Rücksicht auf ihren Verdienst, mehr um ihre Einkünfte als ihre Schicksale zu theilen. Wenn dann Kinder kommen oder Krankheiten sich einstellen, beginnt der Lohn der Frau zu schwinden und die Wirthschaft geht rückwärts. Bald gibt es keinen heimatlichen Herd und keine Familie mehr; die Frau hat die ganze Last zu tragen und entwickelt jetzt jene Kraft im Dulden, die das englische Volk im Unglück auszeichnet. Der Mann sitzt in der Schenke und betäubt sich im Rausche.

Ihr, die ihr gegen den Socialismus schreit: er wolle die Familienbande auflösen; wenn ihr ehrlich sein wollt, müßt ihr bekennen: daß eben durch das System, durch das Princip, dem ihr huldigt und das euch vielleicht mit Glücksgütern überschüttet, die Familie aufgelöst wird, ohne daß etwas Besseres, ohne daß etwas Anderes als allgemeine Verderbtheit an ihre Stelle gesetzt worden wäre.

Das Branntweintrinken hat in Manchester eine furchtbare Ausdehnung erreicht. Die Frauen geben sich der viehischen Trunksucht vielleicht noch mehr hin als die Männer: man sieht Mütter, die wahnsinnig oder entartet genug sind, von dem Gifte ihren Kindern zu geben, welche das Gift mit der Muttermilch einsaugen. Die Fabrikanten begünstigen zum Theil den Branntweingenuß, indem sie den Arbeitern in Schenkhäusern ihren Lohn auszahlen lassen! und mit Recht ruft Faucher entrüstet aus:

Beförderten nicht auf dieselbe Weise die Völker des Alterthums die moralische Gesunkenheit der Sklaven? aus Furcht, ihre Vernunft würde erwachen und sie anregen, nach der Freiheit zu streben!

(Die Fortsetzung folgt.)

Joseph Addison.

„«The life of Addison» von Lucy Aikin ist der Verfasserin nicht so gut gerathen als ihr früheres Werk („Memoirs of the reign of James I."): sie war mit dem Zeitalter nicht hinlänglich vertraut und hat eine Arbeit zu Stande gebracht, die von Fehlern wimmelt." So äußert sich darüber der Berichterstatter im „Edinburgh review". Derselbe hat jedoch die Gelegenheit benutzt und in der genannten Zeitschrift eine Übersicht des Lebens Addison's geliefert, woraus das Folgende ein Auszug ist.

Joseph's Vater war der Geistliche Lancelot Addison. Lancelot's Geschichte ist kurz diese: Er kam als ein armer Student zu Oxford ins Queen's-College zur Zeit der Republik und wurde, wie die meisten seiner Mitschüler, ein wüthender Royalist, verspottete die Häupter der Universität und mußte auf den Knien Abbitte thun. Nach beendeter Studienzeit fristete er sein Leben kümmerlich damit, den widerspenstigen Squires, deren Landsitze in der Wildniß von Sussex zerstreut lagen, die Liturgie der gefallenen Kirche zu lesen. Nach der Restauration wurde seine Loyalität durch die Kaplansstelle bei der Garnison zu Dünkirchen belohnt. Dünkirchen wurde an Frankreich verkauft und Lancelot verlor seinen Posten. Eben damals war Tanger an England gekommen. Lancelot wurde nach Tanger geschickt; eine elende Existenz hatten dort die armen Colonisten, aber ihr Kaplan gewann Eins: er studirte die Geschichte und die Sitten der Juden und der Mohammedaner; und als er einige Jahre später nach England zurückkehrte, gab er ein interessantes Buch heraus über die Politik und Religion der Berberei, sowie ein anderes über die Sitten und Bräuche der Hebräer und den Zustand der rabbinischen Gelehrsamkeit. Er erwarb sich Ruf in seinem Fache und wurde zum königlichen Kaplan, zum Doctor der Theologie, zum Archidiakon von Salisbury und zum Dekan von Lichfield ernannt. Er würde, meinte man, nach der Revolution auch Bischof geworden sein, wenn er nicht durch hartnäckige Opposition gegen die liberale Politik Wilhelm's und Tillotson's in der Convocation von 1689 die Regierung gegen sich aufgebracht hätte.

Joseph Addison wurde nicht lange nach seines Vaters Rückkehr aus Tanger am 1. Mai 1672 zu Milston in Wiltshire, wo Lancelot damals Pfarrer war, geboren. Von seiner Kindheit ist wenig bekannt. Die Knabenstreiche, welche von ihm erzählt werden und ihn als einen kecken und unternehmenden Gesellen darstellen, stimmen wenig zu dem schüchternen Wesen und der äußern Unbeholfenheit, die ihn durch sein ganzes Mannesleben begleiteten. Aber fleißig muß er gewesen sein. Er kam im 15. Jahre auf die Universität und brachte dahin schon eine Neigung für die classischen Studien und eine Menge von Kenntnissen mit, die einem Magister artium Ehre gemacht hätten. Er war erst einige Monate in dem Queen's-College zu Oxford, als dem Dekan des Magdalen-College, Dr. Lancaster, lateinische Verse von ihm in die Hände fielen und mit Bewunderung erfüllten. Von Stunde an wurde Dr. Lancaster Addison's Beschützer und verschaffte ihm Aufnahme in das Magdalen-College, damals die reichste Stiftung dieser Art in Europa. Addison blieb in diesem College zehn Jahre, erst als sogenannter Demi (Halbpensionär), später als eigentlicher Fellow. Er studirte mit der größten Sorgfalt die spätern lateinischen Dichter von Lucrez und Catull abwärts bis auf Claudian und Prudenz. Diesen ahmte er nach und brachte es darin zu einer Meisterschaft. Die lateinische Versmacherei war damals Mode, und wer damit am Besten umzugehen wußte, war der Ausgezeichnetste. Die Dichter des goldenen Zeitalters der römischen

Literatur kannte Addison weniger und am wenigsten die Prosaiker; auch schrieb er nie eine gute lateinische Prosa. Seine Kenntnisse im Griechischen können nur unbedeutend gewesen sein und er hat die griechischen Dichter wol kaum gelesen; Dies beweisen seine gelehrten Citate in allen seinen Schriften, da sie durchgängig nur aus den spätern lateinischen Dichtern geschöpft sind: so in den Noten seiner Übersetzung des dritten und vierten Buches der „Metamorphosen", in seinen „Italienischen Reisen", in seinem „Essay on the evidences of Christianity". Seine lateinischen Gedichte aber waren in Oxford und Cambridge hoch bewundert, längst ehe sein Name in den Kaffeehäusern um das Drurylane-Theater gehört wurde.

In seinem 22. Jahre wagte Joseph als Dichter in englischer Sprache vor dem Publicum aufzutreten. Er verfaßte ein Lobgedicht auf Dryden, der es damals endlich so weit gebracht hatte, sich als die hervorragendste Erscheinung der Zeit auf literarischem Felde geachtet und gefeiert zu sehen. Dryden nahm sich des jungen Talents an; er war es vermuthlich, der Addison bei Congreve einführte, und Congreve stellte den Jüngling dem damaligen Kanzler des Exchequer und Führer der Whigpartei im Unterhause, Charles Montaigue, vor. Addison schien sich damals ganz der Poesie widmen zu wollen: er gab eine Übersetzung des vierten Buches der „Georgica" heraus, Verse an König Wilhelm und andere Dichtungen von gleichem Werthe, d. h. von keinem. Aber das Publicum war damals von seinen Sachen entzückt. Das sogenannte heroische Couplet (Distichen von fünffüßigen gereimten Jamben) war das beliebte Maß: es ist erst später durch Pope zu derjenigen mechanischen Vollendung gebracht worden, welche es jedem einigermaßen bildungsfähigen Menschen leicht macht, in glatten und wohlklingenden Versen zu schreiben; aber in den Tagen Wilhelm's III. war solche Geschicklichkeit etwas Seltenes, und ein Reimschmied, der sich darin so gut es ging behelfen konnte, galt für einen großen Poeten. Addison würde daher nur auf gleicher Linie mit einem Duke, Stepney, Granville, Walsh und andern Versemachern dieser Art stehen, wenn er nicht durch spätere Leistungen auf anderm Gebiete sich seinen dauernden Namen begründet hätte.

Die Zeit war für Addison gekommen, einen Beruf zu wählen. Alles schien ihn zu dem geistlichen Stande hinzudrängen: seine Sittenstrenge, seine Orthodoxie, die Aussicht, durch Vermittelung des College schnell befördert zu werden, die Stellung und der Wunsch seines Vaters, und wie es scheint, auch sein eigener Vorsatz. Aber Montaigue zog ihn in den Staatsdienst. Montaigue, der selbst zuerst sich durch Verse bekannt gemacht hatte, war der Poesie, für welche er in der That keinen wahren Beruf hatte, bald untreu und ausgezeichneter Finanzkundiger, Parlamentsredner, Hofmann, Parteiführer geworden. Er hatte noch immer eine Vorliebe für poetisches Talent und ward gern der Mäcen Derer die welches besaßen. Er suchte überhaupt literarische und wissenschaftliche Bestrebungen aufzumuntern, und hierin stand ihm der fähigste und tugendhafteste seiner Collegen, Lord-Keeper Somers, fleißig bei. Diese beiden Männer hatten außer ihrer Liebe zur Literatur auch einen politischen Grund, junge literarische Talente an sich zu ziehen. Die Revolution hatte das ganze Regierungssystem geändert. Vorher war die Presse durch Censoren controlirt gewesen, und das Parlament hatte in acht Jahren nur zwei Monate gesessen. Jetzt war die Presse frei und hatte begonnen, einen Einfluß, von dem man früher keine Ahnung gehabt, auf die öffentliche Meinung auszuüben. Das Parlament versammelte sich alle Jahre und saß lange. Das Unterhaus hatte die meiste Macht im Staate an sich gebracht. Unter diesen Umständen mußten literarische und oratorische Talente im Werthe steigen. Eine Regierung, welche dieselben vernachlässigte, lief Gefahr, von ihnen über den Haufen geworfen zu werden. Es war daher eine weise Politik, welche Montaigue und Somers bewog, solche Talente für die Whigpartei zu gewinnen und durch die stärksten Bande des Interesses und der Dankbarkeit an sich zu ketten. Im J. 1699, als Addison eben sein 27. Jahr erreicht hatte, entschied sich seine Zukunft. Seiner politischen Meinung nach war er schon damals, was er sein ganzes Leben blieb: ein gemäßigter Whig. Er hatte die gefeiltesten und kräftigsten seiner frühen Verse an Somers gerichtet; an Montaigu ein lateinisches Gedicht im Virgil'schen Stil über den Ryswijker Frieden. Beide Männer hätten ihn gern sogleich im diplomatischen Dienste verwendet, aber es fehlte ihm an Sicherheit in der französischen Sprache; man gab ihm eine Pension von 300 Pf. St. und schickte ihn auf den Continent. Die Leiter des Magdalen-College erhoben noch einige Schwierigkeit, weil sie ihn dem Kirchendienst erhalten wollten; aber der Kanzler schrieb in den kräftigsten Ausdrücken an Hough. Der Staat, schrieb er unter Anderm, könne zu dieser Zeit Männer wie Addison nicht für die Kirche aufsparen; nur zu viele hohe Stellen seien schon mit Abenteurern ohne Geist und Bildung besetzt; es sei eine Nothwendigkeit geworden, aus einer ganz andern Classe für den Staatsdienst zu werben, aus derjenigen Classe, die Addison repräsentire. „Ich", so schloß Montaigue's Brief, „werde ein Feind der Kirche genannt; aber ich werde ihr gewiß nie einen andern Schaden thun als den, daß ich ihr Mr. Addison entziehe."

Im Sommer 1699 verließ Addison sein liebes Oxford, ohne seine Fellowschaft aufzugeben, schiffte von Dover nach Calais und ging von dort nach Paris, wo er von dem neuen Gesandten am französischen Hofe, einem Verwandten Montaigue's, dem Earl Charles von Manchester, sehr zuvorkommend aufgenommen wurde. Ludwig XIV. war damals devot geworden; die servile französische Literatur war seinem Geschmack gefolgt und es erschien kein Buch, das nicht nach Heiligkeit roch. Racine, der eben gestorben war, hatte den Schluß seiner Lebenszeit damit hingebracht, biblische Dramen zu schreiben, und Dacier suchte im Plato die Athanasianischen Mysterien. Addison schilderte diesen Zustand in einem kurzen, aber lebendigen und anmuthigen Briefe an Montague. Von Paris ging Addison nach Blois, wo, dem allgemeinen Rufe nach, das Französische in der größten Reinheit gesprochen wurde und kein Engländer anzutreffen war. Er brachte daselbst einige Monate angenehm und nützlich hin. In Paris gefiel er sich, nach seiner Rückkehr, in der Gesellschaft von Philosophen und Poeten: ein Brief Addison's an Bischof Hough aus dieser Zeit enthält einen Bericht über Gespräche, die der Verfasser mit Malebranche und Boileau gehabt. Es trat aber bald ein Ereigniß ein, welches den Aufenthalt in Paris unangenehm für jeden Engländer und namentlich für einen Whig machte: der Tod Karl's II., der in seinem letzten Testamente Philipp von Anjou, den zweiten Sohn des Dauphin, zu seinem alleinigen Nachfolger eingesetzt hatte; die Abreise Philipp's nach Spanien und der Stolz der Franzosen über diese Ereignisse. Die Conversation der Franzosen, schreibt Addison, beginnt ganz unerträglich zu werden; sie waren immer schon die eitelste Nation, jetzt geht es über alles Maß. Er sah voraus, daß es nicht lange mehr Friede zwischen Frankreich und England bleiben würde; er verließ das Land und ging nach Italien.

Im December schiffte er sich in Marseille ein, erlitt unterwegs einen Sturm und mußte bei Savona landen, von wo er auf unbetretenen Bergpfaden sich nach Genua durchschlug. Von Genua, das noch seinen Dogen hatte, ging er nach Mailand und von da nach Venedig, damals der lustigsten Stadt in Europa, wo er die lustigste Zeit des Jahres, das Carneval unter Masken, Tänzen und Serenaden, verbrachte. Er sah auf der Bühne wunderliche Sachen, denn der italienische Geschmack war zu dieser Zeit der schlechteste, unter Anderm aber ein Stück, das ungeachtet seiner Lächerlichkeiten doch Eindruck auf ihn gemacht haben muß: es war Cato's Tod. Addison begann um dieselbe Zeit seinen „Cato" zu dichten, und brachte von diesem Trauerspiele schon vier Acte fertig mit nach England.

Auf seinem Wege von Venedig nach Rom konnte er dem

Verlangen nicht widerstehen, ein wenig seitab zu reisen, um die kleine Republik San-Marino zu besuchen. Er konnte ein gutmüthiges Lächeln nicht unterdrücken über die einfachen Sitten und Einrichtungen dieser seltsamen Gemeinde; aber es entging ihm auch die Bemerkung nicht, daß der arme Bergdistrict, der diese Republik einnahm, mit einer redlichen, gesunden und zufriedenen Bauernschaft dicht bevölkert war, während die fruchtbare Ebene, welche den alten Mittelpunkt weltlicher und geistlicher Tyrannei umgibt, kaum minder wüst und öde lag als die ungelichtete Wildniß Amerikas. Er besuchte Rom, Neapel, und reiste abermals über Rom dem Norden zu. Alles, was er in Italien vom Leben der Menschen sah, diente dazu, ihn in den politischen Meinungen zu bestärken, welche er zu Hause angenommen hatte: oft empfahl er noch in späterer Zeit das Reisen als das beste Heilmittel wider den Jakobitismus. Nach kurzem Aufenthalt in Florenz erreichte er das Land, welches der Krieg erst eben verwüstet hatte, und in welchem die Bevölkerung noch schrecklicherm Zusammenstoße bang entgegensah; denn schon war Eugen von den Rhätischen Alpen herniedergestiegen, um Catinat die reiche Ebene der Lombardei streitig zu machen. Der Beherrscher von Savoyen zählte sich noch zu Ludwig's XIV. Bundesgenossen. England hatte Frankreich den Krieg noch nicht wirklich erklärt; aber Manchester hatte Paris verlassen, und die Unterhandlungen, welche die große Allianz gegen das Haus Bourbon zum Zwecke hatten, gingen ihren Gang. Unter solchen Umständen war es für den reisenden Engländer wünschenswerth, in kürzester Zeit neutralen Boden zu erreichen. Addison beschloß über den Mont Cenis zu gehen; es war December, und noch gab es keine solche Straße, wie sie jetzt den Reisenden an Napoleon's Größe mahnt; indessen war der Winter mild und der Übergang für damalige Zeit nicht schwierig. Auf den Alpen schrieb Addison seine „Epistel" an seinen Freund Montague (nun schon Lord Halifax), ein damals weitberühmtes Gedicht, das jetzt so gut wie vergessen ist, aber abgesehen von poetischem Verdienste, dem Charakter seines Verfassers Ehre machte: denn Halifax konnte Nichts mehr für seinen Freund thun, war gefallen, in Anklagestand versetzt und ohne Aussicht, je wieder zu hohen Ämtern zu gelangen.

Manchester war inzwischen Staatssecretair geworden und vergaß seinen jungen Freund nicht: er dachte ihm eine Mission nach Italien zu; aber der Tod Wilhelm's III. schnitt ihm plötzlich alle Aussichten ab. Anna war der Whigpartei abgeneigt, und Addison's Beschützer verloren ihre Ämter. Nun wurde Addison Begleiter eines jungen englischen Reisenden und besuchte mit diesem, wie es scheint, einen großen Theil der Schweiz und Deutschlands. In dieser Zeit schrieb er seine hübsche „Abhandlung über Medaillen", die erst nach seinem Tode veröffentlicht wurde. In Holland, wohin er sich zunächst begab, erhielt er Nachricht von dem Tode seines Vaters und kehrte gegen Ende des J. 1703 nach England zurück. Seine Freunde empfingen ihn mit Herzlichkeit und führten ihn in den Kit-Cat-Club ein: eine Gesellschaft, welche alle Talente und hervorragender Männer der Whigpartei in sich vereinigte. Addison war in der ersten Zeit in Verlegenheit wegen seines Auskommens, aber seine politischen Freunde konnten bald Etwas für ihn thun. Eine wichtige politische Veränderung, die sich im Stillen vorbereitete, war im Fortschreiten begriffen. Die Landbesitzer und die Geistlichen sahen sich in den Erwartungen getäuscht, welche sie von den neuen Rathgebern der Krone gehegt hatten. Lord Godolphin und Marlborough verfolgten den alten Weg des Whigministeriums. Die eifrigen Tories entfremdeten sich der Regierung: sie brauchten jetzt die Stimmen der Whigs; um diese zu gewinnen, mußten Concessionen gemacht werden. Durch den Sieg von Blenheim (13. Aug. 1704) hob sich die Sache der Whigs noch mehr: sie triumphirten und die Tories mußten schweigen, da sie über ein für ihr Land so glorwürdiges Ereigniß doch nicht jammern durften. Godolphin erinnerte sich um diese Zeit auch des Vortheils, welchen die frühere Regierung sich durch Beförderung literarischer Talente verschafft hatte; und so wenig er von Literatur verstand, konnte es ihm nicht entgehen, daß die Gedichte auf den Sieg von Blenheim, welche veröffentlicht wurden, sammt und sonders gar zu elend waren. Er zog Halifax zu Rathe, der aber mit seinem Rathe zurückhielt. „Ich wüßte wol den rechten Mann", sagte er, „den blenheimer Sieg zu feiern, aber nennen werde ich ihn nicht." Godolphin drang natürlich nun desto mehr in Halifax, und dieser nannte endlich Addison. Addison wohnte damals in einem Dachstübchen drei Treppen hoch auf Haymarket. Wie erstaunte er eines Morgens, als Niemand Geringeres zu ihm eintrat als der Right-Honorable Henry Boyle, damals Exchequer-Kanzler, nachmals Lord Charleton. Addison nahm mit Freuden den Auftrag an, das Gedicht zu machen; als es zur Hälfte fertig war, theilte er es Godolphin mit, der davon entzückt war und dem Dichter sogleich ein Commissionership mit 200 Pf. St. jährlich gab. Auch das Publicum nahm das Gedicht („The campaign") mit großem Beifall auf. Addison war darin von dem herrschenden Geschmack, moderne Feldherren zu Homerischen Helden oder zu Paladinen zu machen, gänzlich abgewichen und rühmte Marlborough wegen der Tugenden, die er besaß.*)

(Die Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Eine Regel der römisch-katholischen Kirche ist es: Ecclesia non sitit sanguinem. Die kriegerischen Bischöfe aber seit dem 8. Jahrhundert suchten diese Regel, der gemäß sie keine soldatischen Waffen tragen durften, dadurch zu umgehen, daß sie im Kriege sich einer Keule statt des Schwertes bedienten, und zwar mit gutem Erfolge, wie Wilhelm Brito, welcher in der ersten Hälfte des 13. Jahrhundert eine Geschichte des Königs Philipp August von Frankreich in Versen unter dem Titel „Philippis" geschrieben hat, von einem Bischof von Bellay in den Versen meldet:

Sic plerosque alios clava sternebat eadem,
Militibus super hoc titulum palmamque resignans,
Accusaretur operam ne forte sacerdos
Gessisse illicitam, cui nunquam talibus inter
Esse licet, ne caede manus oculosque profanet.

Friedrich Conov, Director der Schule zu Tangermünde (gest. 1638), erinnerte Diejenigen, welche bei ihm Privatstunden nahmen, an das Honorar durch die in seinem Studierzimmer, in welchem er Unterricht ertheilte, Jedermann lesbar gemachte Aufschrift: Gratis poenitet esse diligentem.

Hugo Graf von Blankenburg aus Niedersachsen ging in das Kloster St.-Victoris zu Paris, woselbst er als Augustinermönch Hugo de St.-Victore genannt, 1140 starb. In des Augustinus Schriften war er so bewandert, daß er „Augustini lingua" geheißen wurde. Er war aber auch ein für das Jahrhundert, in welchem er lebte, sehr fruchtbarer Schriftsteller im theologischen Fache besonders, und mit der altrömischen Literatur vertraut.

---

*) Die Vergleichung Marlborough's mit dem Engel, der den Sturm regiert, hatte beim ersten Erscheinen das Publicum wahrhaft elektrisirt; man wußte sich diese Wirkung des Gleichnisses fernerhin nicht zu erklären; aber der Referent im „Edinburgh review" macht die feine Bemerkung, daß nicht von einem Sturme überhaupt, sondern von dem Sturme die Rede sei, und zwar mit dem Zusatz „such as of late o'er pale Britannia pass'd", also von dem furchtbaren, unerhörten Sturm oder besser Orkan im November 1703, der noch aufs lebendigste im Gedächtniß Aller war. Überall lagen noch Trümmer in den südlichen Grafschaften; Hunderte von Familien waren noch in Trauer; London und Bristol waren wie nach einer Beschießung.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 233. — 21. August 1846.

Englische Zustände.

Zweiter und letzter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 232.)

Man kann sich nicht wundern, wenn die Sterblichkeit die verschiedenen Classen der Einwohner in Manchester in ungleichem Verhältnisse trifft. Die mittlere Lebensdauer ist 38 Jahre für die höhern Classen; 20 Jahre für die Kleinkrämer, die enger zusammen und häufig in den ärmern Quartieren wohnen; nur 17 Jahre für die Fabrikarbeiter und Tagelöhner. Wer wird nicht die Unnatur dieses Zustandes begreifen?! welcher dem Fabrikanten ein noch einmal so langes Leben gibt als dem Arbeiter, dessen Dasein ohne Mannes- und ohne Greisenalter und gewöhnlich blos die Schwelle der Pubertät erreichend nur durch Generationen von Kindern erhalten wird. Der Anblick straft die Resultate der örtlichen Statistik nicht Lügen. Faucher sagt:

Die Arbeiter von Manchester sind blaß und schwächlich: ihre Physiognomie besitzt nicht die Belebtheit, welche das Zeichen von Kraft und Gesundheit ist. Die Schönheit unter den Frauen verschwindet, und an die Stelle der abnehmenden Kraft bei den Männern tritt eine fieberhafte Energie. Nach der Aussage der Recrutirungs-Offiziere können die in Lancashire ausgehobenen Regimenter keine Beschwerden ertragen. Die Race verschlechtert sich sichtbar. Die Arbeiter selbst fühlen die Entartung ihres Geschlechts.

Welch ein Willensernst aber dessenungeachtet noch in diesen Leuten steckt, entnehmen wir einem Zeugnisse Venedey's. Er schildert eine Arbeiterversammlung in Manchester, die von den Webern zur Widerlegung einer Menge erlogener statistischer Nachrichten im „Manchester Guardian", dem Fabrikantenblatte, abgehalten wurde. Dieses Journal hatte behauptet, daß in den Fabriken mehr Männer als Weiber seien und daß der Arbeitslohn nur um ein geringes vermindert worden. In der Versammlung sprach ein Arbeiter Folgendes:

Ich arbeite von 5½ Uhr Morgens bis 7½ Uhr Abends. Das hat mich nicht verhindert, in den letzten Tagen nach vollbrachtem Tagewerke, jeden Abend noch viele Meilen zu laufen, um von Fabrik zu Fabrik die Thatsachen zu sammeln, die die Statistik der Fabrikherren widerlegen. Die letzte Nacht kam ich erst um 11 Uhr heim und setzte mich zum Ordnen der Materialien, die ich gesammelt. Um 1 Uhr wachte ich auf, den Kopf auf dem Tische, und nur mit Mühe konnte ich die letzte Hand anlegen. Dennoch mußte ich um 5½ Uhr wieder heraus und um 6 Uhr an die Arbeit.

Venedey hat sich, in Bezug auf die industrielle Verhältnisse Manchesters, vorzugsweise von Fabrikanten unterrichten lassen; zwar fühlt er selbst, daß er es mit den Angaben einer Partei zu thun habe und daß er nicht unbedingt glauben dürfe; allein nichtsdestoweniger scheint er, einmal vorzugsweise politisch und nicht social organisirt, den Quellen des Elends, den Folgen des Industrialismus nicht auf den Grund gehen zu wollen. Hr. Grey, an der Spitze des Comité der manchester Fabrikanten stehend, mit dem Venedey bekannt wurde und der ihm seine Tabellen mittheilte, eben die, gegen welche die Weber protestirten, behauptet, daß die Fabrikarbeiter glücklicher sind als alle andern in England. Sein Argument ist: „Wer zwingt die Leute vom Lande in die Fabriken zu kommen? Sind sie nicht frei, sie zu verlassen? Und wenn sie doch kommen und bleiben, so ist Das ein Beweis, daß sie sich wohler fühlen als anderswo!" Als anderswo! Venedey fühlt die Härte dieses Arguments und setzt hinzu: „Anderswo — verhungern sie!"

Faucher führt uns in die „Fabriken auf dem Lande"; auch Venedey besucht mehre derselben, namentlich die des Hrn. A., „eines der ausgezeichnetsten Fabrikanten von ganz Lancashire". Er bezeichnet Hrn. A. als einen Quäker, als einen unbedingten Anhänger des freien Handels, der freien Industrie und der unbedingten Concurrenz. Aber wir wollen zuerst Faucher's allgemeine Resultate kennen lernen, um dann Venedey's Einzelbeobachtung damit zu vergleichen. Faucher tritt als Gegner der städtischen Industrie auf, die immer von Zuständen begleitet ist, welche „der Sittlichkeit wie der Gesundheit des Arbeiters gleich nachtheilig werden". Es soll deshalb dahin gestrebt werden, die Berührung der Fabrikarbeiter untereinander zu vermindern und die Fabriken zu zerstreuen, welche sich gegenseitig durch ihre Nähe betheiligen. Er meint, die Erleichterung des Verkehrs durch die Verbesserung der Land- und Wasserstraßen mache die Decentralisation der Fabriken ebenso möglich wie wünschenswerth. Faucher nennt die Eigenthümer der Landfabriken „die aufgeklärtesten und humansten Männer, und ihr Benehmen gegen ihre Arbeiter in einer Zeit, welche so viele politische und commercielle Krisen zu leiden hat, ist vielleicht die Thatsache, welche am meisten

zur Ehre ihres Vaterlands gereicht". Faucher rühmt die Fabriken auf dem Lande sehr: sie scheinen allerdings vor den städtischen Fabrikanlagen manchen Vorzug zu verdienen; im Ganzen aber stürzen sie das Princip nicht um, und der Industrialismus tritt in ihnen mehr patriarchalisch und philanthropisch auf. Das Fabriksystem sucht die Wunden, welche es schlägt, theilweise zu verdecken, theilweise zu heilen; der Grund des Übels bleibt derselbe. Man richtet Sonntagsschulen, Abendschulen ein; dabei macht sich häufig das Trucksystem geltend. Die Arbeiter wohnen in den Cottages ihrer Herren wie die Leibeigenen des Mittelalters in dem Eigenthum ihrer Feudalherren; das Verhältniß der Fabrikarbeiter auf dem Lande ist viel gebundener als das derjenigen in den Städten; der Industrialismus sucht sich durch die Fabriken auf dem Lande gegen die immer mächtiger werdenden Arbeiterassociationen zu sichern. Das Alles übersieht Faucher. Er rühmt der Spinnerei von Quarrybank nach, daß sie hauptsächlich Lehrlinge aus dem liverpooler Armenhause beschäftige, setzt aber, freilich ganz unbefangen, hinzu: „Greg wählte anfangs Knaben; jetzt zieht er Mädchen vor, die sich leichter leiten lassen." Man verstehe wohl: „die sich leichter leiten lassen", und die jedenfalls auch weniger Kosten machen. Der Industrialismus hat, wenn er philanthropisch auftritt, immer eine arrière-pensée. Im Wesentlichen bleibt Alles Dasselbe; die Gewalt des Fabrikherrn ist nur noch mächtiger als in den Städten: er ist ein wahrer Feudalherr geworden. Faucher berührte einen sehr empfindlichen Punkt, indem er an Hrn. Ashton in Hyde die Frage richtete: Ob die Arbeiter seiner Fabrik Nichts zurücklegten? Hr. Ashton muß wol etwas überrascht worden sein; er antwortete ganz im Allgemeinen: „Welche Classe in England macht Ersparnisse von ihren Einkünften?" Venedey besuchte die Fabrik desselben Herrn und sagt:

Unter den Fabrikarbeitern des Hrn. Ashton in Hyde waren einzelne, die mehre Hundert, einer, der ein paar Tausend Pfund erspart hatte. Die Regel aber ist auch hier, daß auf zehn Familien stets nur eine Etwas zu sparen sucht; die neun verzehren Alles bis auf den letzten Heller.

Sucht! Wir fragen: Kann? Ist Der, welcher ein paar Tausend Pfund erspart hat, ein wirklicher Fabrikarbeiter? Pflegen die Fabrikanten nicht auch die Fabrikmeister, Maschinenmeister u. s. w., kurz Alle, die besser bezahlt werden müssen, unter die Fabrikarbeiter zu rechnen, sobald es gilt, nachzuweisen, wie viele Männer sie beschäftigen und wie viel ein Arbeiter bei ihnen verdienen kann? Aber selbst wenn in einem glücklichen Falle ein Fabrikarbeiter einige Ersparnisse machen könnte: dieser Ausnahmefall kann den gedrückten, den widernatürlichen Stand seiner Classe nicht ändern. Baines und Ure haben das Leben in den englischen Fabriken als eine reizende Idylle dargestellt. Wird sich dadurch, nach den vorliegenden Thatsachen, noch irgend Einer täuschen lassen? Wird man glauben können, daß wir durch die „Fabriken auf dem Lande" ein fabricirendes Arkadien erhalten werden? England hat dadurch nur ein Fabrikanten-Feudalsystem erhalten. Venedey sagt über die Einrichtungen des Hrn. Ashton in Hyde:

Die Häuser, welche die Arbeiter bewohnen, gehören theilweise Hrn. Ashton, theilweise seinen Pächtern, Freeholders, die ihm den Grund und Boden, der ihr Eigenthum geworden, abgekauft hatten. Eine solche Stellung wird zu einem neuen Gegenstande der Klage von Seiten der Arbeiter. Sie sagen: Auf diese Weise ist der Fabrikherr stets sicher, daß seine Häuser besetzt sind: er kann Nichts an Miethe verlieren, denn er hat den Arbeiter in seiner Hand.

Man hat Werth darauf gelegt, daß man bei den „Fabriken auf dem Lande" den Arbeitern Land zur Bewirthschaftung gegeben habe. Hr. Ashton sagt darüber selbst zu Venedey:

Wir haben den Leuten Gärten zu einem Spottpreise abgelassen und zu jedem Häuschen ein Stück Land gefügt. Aber wir haben dieselben nach und nach wieder zurücknehmen müssen. Das Klima ist der Gartenarbeit nicht günstig, dann aber finden die Leute auch keine Zeit zum Gartenbauen.

Das Trucksystem steht in wahrer Blüte in den Landfabriken. Der gemäßigte Faucher sagt darüber:

Die Abgelegenheit einer Fabrik von Städten und Märkten kann sogar eine solche Anwendung nothwendig machen; es kann eine der Pflichten der Fabrikanten werden, der um ihn versammelten Bevölkerung Wohnung, Nahrung und Kleidung zu schaffen, weil sie dieses nicht anderswo finden. Die Natur der Verhältnisse hat dies System entstehen lassen; aber es gibt keines, welches leichter zu misbrauchen wäre. In Zeiten commercieller Krisen kommt der Fabrikant zu leicht in Versuchung, den wirklichen Preis des Lohnes, dessen nominellen Satz er unverändert läßt, zu vermindern, indem er den Preis der Waaren, welche die Arbeiter von ihm nehmen, erhöht.

Die „Natur der Verhältnisse"! Ja, die Natur des Industrialismus! Faucher sagt:

Die Fabrik auf dem Lande, sowie ich sie mir denke, könnte eine wahrhaft industrielle Gemeinschaft werden, eine enge und dauernde Association zwischen den Fabrikherren und den Fabrikarbeitern.

„Sowie ich sie mir denke"! halb politisch, halb social; halb conservativ, halb radical, — denkt Faucher. Er denkt an Nichts „was den Plänen zur radicalen Reform, wie sie unsere Socialisten zu Tage fördern, ähnlich sähe". Wir aber denken, daß mit den „Fabriken auf dem Lande" durchaus Nichts für die Organisation der Industrie gewonnen wurde.

Da hier einmal von der Organisation der Industrie die Rede ist, so müssen wir an einen Aufsatz anknüpfen, den Venedey über „Fabriken, Fabrikarbeiter, Fabrikgesetzgebung" liefert und in dem er ebenso wol die thatsächlichen Verhältnisse darstellt als seine Wünsche ausspricht. Indem er eine Entwickelung des Fabriksystems versucht, welche wir hier nicht begleiten können, sieht er den großen Schaden darin, daß der auswärtige Handel für England eine sociale, wenn nicht eine physische Nothwendigkeit geworden ist. Wir können ihm nicht Unrecht geben. Das richtige Verhältniß zwischen der Production und der Consumtion ist gestört: England muß, um sich zu erhalten, über die ganze Welt seinen Handel ausbreiten. Die Arbeit muß auf die höchste Kraftanstrengung hinan- und gegen den geringsten Lohn hinabgeschraubt werden; so lange Das noch nicht zur Eroberung

der Welt ausreicht, ist auch das Streben des Handels, der im Auslande seinen Mittelpunkt sucht, nicht erreicht.

Dem Concurrenzhandel nach dem Auslande ist die Arbeit nie wohlfeil genug. Diesen Punkt muß man scharf ins Auge fassen, um das englische Fabrikwesen mit seinen empörenden Folgen richtig beurtheilen zu können. Die Sucht nach Wohlfeilheit zur Ausfuhr ins Ausland zwingt die leichtere Arbeit Frauen und Kindern auf, und fodert dann von diesen meist eine Ausdauer, die über alle Manneskraft hinausliefe und nur von willenlosen, unglücklichen und schwachen Geschöpfen zu erlangen ist. Nach Venedey ist ungefähr die Hälfte aller englischen Fabrikarbeiter unter 18 Jahren; zu den ältern sind überdies noch die Maschinenmeister, Schreiber u. s. w. gerechnet. Venedey kommt im Allgemeinen zu denselben Resultaten, die wir bei Faucher im Besondern als so äußerst lehrreich nachgewiesen haben. Dann aber sucht er zu entwickeln, was gegen die furchtbaren Wirkungen des Fabriksystems in England geschehen ist. Dabei stellt er den Grundsatz auf:

> Die Fabrikherren sind die natürlichen Vertreter der Fabrikkinder, und nur von jenen kann das Heil dieser ausgehen, wie diese stets am Wohle jener arbeiten.

Der Fabrikherr der natürliche Vertreter des Fabrikarbeiters? Welche patriarchalische Anschauung bei unserm Venedey! Der Fabrikherr steht mitten in der Bewegung des furchtbaren Handelsprincips, welches viel Arbeit und wenig Lohn vorschreibt; der Arbeiter muß gemäßigte Arbeit und ausreichenden Lohn begehren: die Interessen der beiden Parteien sind sich also durchaus entgegengesetzt. Und so zeigen sie sich auch überall in der Wirklichkeit: die „Fabriken auf dem Lande" konnten das wahre Verhältniß nicht verdecken. Venedey geht also von einem durchaus falschen Grundsatz aus. Die Versuche der Fabrikantenpartei, sich als „natürliche Vertreter der Fabrikarbeiter" zu benehmen, welche er schildert, sind durchaus unzulänglich geblieben, da vor allen Dingen das Fabrikanteninteresse gewahrt werden mußte; oder wie wären sonst jene Zustände möglich, welche wir oben geschildert haben? Ein Fabrikbesitzer, der Vater des Staatsmannes Robert Peel, nahm sich allerdings der armen Fabrikkinder zum ersten Male an; aber damals war das Fabriksystem noch nicht so scharf ausgesprochen wie jetzt: es befand sich noch nicht in directem Gegensatze zur Humanität. Seitdem das Fabriksystem immer mächtiger geworden, hat es immer mehr den Schein der Philanthropie aufgegeben; dagegen ist er auf die durch dasselbe arg bedrängte Aristokratie übergegangen. Die Zehnstundenbill wurde von den Hochtories erfunden und vertheidigt. Sadler war der erste Vertreter dieser Ansicht; nach seinem Tode wurden es Lord Ashley im Parlamente und Richard Oastler außer demselben. Ashley ist eine der edelsten Erscheinungen in der neuern Geschichte Englands; er ist ein hochherziger Tory; aber mit Recht sagt Venedey: „Die englische Aristokratie hat leider ihre Söhne meist unter den schönsten Fahnen zu dem eigennützigsten Kampfe ausgesendet, um sie mit vollen Taschen, hochmüthig und überreich zurückkehren zu lassen. Darum soll keiner den Tag loben, ehe er vorüber ist." Wir fragen nun: Setzt Lord Ashley, ganz uneigennützig, Alles an die Interessen der Fabrikarbeiter? Wir antworten: Nein! denn es liegt ein schlagendes Factum vor. Seit zehn Jahren kämpft Ashley für eine Zehnstundenbill; in neuerer Zeit halfen Parteieinflüsse und zufällige Verwickelungen ihm, eine Mehrzahl im Parlamente zu finden, die seinen Grundsatz halbwegs anerkannte; aber diese Anerkennung brachte das Peel'sche Ministerium in Gefahr, und Ashley opferte das Interesse der Fabrikarbeiter der Existenz eines Toryministeriums. Die Lehre davon ist: daß die Fabrikarbeiter Englands sich ebenso wenig auf ihre Fabrikherren als auf die ihnen scheinbar geneigte Landaristokratie verlassen dürfen. Die englischen Arbeiter stehen zwischen zwei Parteien, von denen die eine wohlfeile Arbeit und die andere theures Korn fodert: Beides ist gegen das Arbeiterinteresse. Um Etwas zu sein im Kampfe der sich entgegengesetzten Parteien, müssen sie also selbst eine Partei sein.

Wie denkt nun Venedey über den furchtbaren Conflict, in welchen in England, zu aller Welt Beispiel, das Proletariat und die Industrie, die Arbeit und das Capital, gerathen sind. Wir wollen ihn hören:

> Diese Aussöhnung kann nur durch eine Gemeinschaft der Interessen zwischen dem Capital und der Arbeit, dem Fabrikherrn und dem Fabrikarbeiter vermittelt werden. Das Verhältniß Beider zueinander muß auf dem Bewußtsein der wechselseitigen, höhern Pflicht des Einen gegen den Andern beruhen. Der Fabrikbesitzer muß in dem Bewußtsein handeln, daß er die Pflicht hat, für den Arbeiter und sein Heil und Wohl zu sorgen, so weit seine Kräfte es erlauben; und der Arbeiter seinerseits muß nie vergessen, daß es eine Pflicht ist, für den Brotherrn zu schaffen, so viel er in Ehren kann. Die Nächstenliebe, die Pflicht des Menschen gegen den Menschen, das ist für Alle, für die Gesammtheit die einzige Auflösung des Räthsels, das in allen gesellschaftlichen Verwickelungen liegt. Die Freiheit im Gedanken der Nächstenliebe, der gute Wille der Einzelnen und Aller, der Vereinzelten und der Verbündeten, der Bürger und des Staats ist die Bürgschaft, die einzige, des Heils und des Wohles Aller. Denn wo dieser gute Wille lebt, da wird es wahr, was der Prophet sagt:
>
> Was kein Verstand des Verständigen sieht,
> Das übet in Einfalt ein kindlich Gemüth!

(Die Fortsetzung folgt.)

Joseph Addison.

(Fortsetzung aus Nr. 233.)

Bald nach diesem Gedicht erschien Addison's Beschreibung seiner Reisen durch Italien. Diese täuschte im ersten Augenblick die Erwartung des Publicums: man fand keine Klatschgeschichten, keine politischen Anekdoten in dem Buche; aber bald änderte sich das Urtheil und die Nachfrage wurde so stark, daß die letzten Exemplare der ersten Auflage für den fünffachen Preis verkauft wurden. Den Beifall, welchen das Buch nun fand, verdankte es seiner angenehmen, fließenden Schreibart und den Bildern von eigenthümlich mildem, zartem Humor, worin Addison unvergleichlich ist. Was man darin vermißt, ist, außer der Bekanntschaft mit andern Dichtern des Alterthums als jenen spätrömischen, besonders auch jede Bekanntschaft mit der neuern italienischen Literatur. Den Reisen folgte

die muntere Oper „Rosamond", die auf der Bühne misfiel, weil sie schlecht in Musik gesetzt war, aber nachher im Druck desto mehr Beifall fand.

Während Addison diesen Ergötzungen nachhing, wurden seine und seiner Partei Aussichten immer glänzender. Im Frühling 1705 kam die Coalition wirklich zu Stande, welche längst im Werden war; Cowper erhielt das Siegel, Somers und Halifax kamen in den Rath. Halifax wurde im Jahre darauf nach Hanover gesendet, um dem Kurprinzen die Insignien des Hosenbandordens zu überbringen, und nahm Addison mit, der eben Unterstaatssecretair geworden war. Der Staatssecretair, unter welchem Addison stand, Sir Charles Hedges, war noch ein Tory; aber er wurde bald entlassen und machte dem wüthendsten Whig, dem Earl von Sunderland, Raum. In allen Ämtern mußten die Hochkirchlichen ihren Gegnern weichen. Am Schlusse des J. 1707 machten die Tories noch einen Versuch, sich wieder zu erheben, aber ungeachtet der Gunst der Königin vergeblich. Der Sieg der Whigs war vollständig und durch die Wahlen von 1708 wurde ihre Macht im Unterhause unwiderstehlich. Noch vor Schluß des Jahres war Somers Lord-Präsident des Rathes und Wharton Lord-Lieutenant von Irland. Addison saß für Malmesbury im Unterhause; aber dies war nicht sein Feld: er war zu schüchtern, um zu reden; einmal erhob er sich, aber er konnte seiner Ängstlichkeit nicht Herr werden, und hat nie wieder geredet. Man sollte denken, daß diese Ungeschicklichkeit ihm in seinem politischen Ansehen geschadet haben müßte; aber Dies war nicht der Fall. Ohne Rednertalent wurde er dennoch erster Secretair für Irland und Staatssecretair. Addison, der Mann ohne hohe Geburt, ohne Vermögen, trat in ein Amt, das Herzöge, das die Häupter der großen Familien Talbot, Russell und Bentinck auszufüllen sich zur Ehre schätzten. Ohne die Lippen in der Debatte aufzuthun, gelangte er zu einem Posten, welcher in der That der höchste war, den Chatham und Fox jemals erreichten, und zwar als er noch nicht neun Jahre im Parlament gesessen. So hoch wurde ein Mann damals, als die Schranken der Presse seit kurzem erst gefallen waren, durch sein literarisches Talent gehoben: dieses Talent war damals von noch größerer Bedeutung als das rednerische; die Parlamentsreden wurden damals noch nicht durch die Schnellschreiberei und die Tagespresse so rasch verbreitet; sie wurden fast nur von Denen vernommen, welche sie hörten. Die Feder war in jener Zeit eine furchtbarere parlamentarische Waffe als die Zunge; die Pamphletschreiber richteten mehr aus als die Redner im Parlamente.

Addison setzte sich aber nicht nur durch sein literarisches Talent, sondern vorzüglich durch seinen Charakter in Achtung. Die Welt ist stets bereit, von politischen Emporkömmlingen das Schlechteste zu denken, sah sich aber hier gezwungen, eine Ausnahme zu machen. Selbst der Parteihaß konnte nicht leugnen, daß Addison unter allem Glückswechsel stets seinen Meinungen und seinen Freunden treu geblieben, daß seine Rechtschaffenheit unbefleckt war, daß sein Betragen unter allen Umständen einen feinen Takt für das Schickliche verrieth; daß auch in der größten Hitze des Streits sein Eifer jederzeit durch Rücksicht für Wahrheit, Menschlichkeit und Anstand gemäßigt wurde; und daß er keine andern Fehler hatte als ein zu großes Zartgefühl und eine Bescheidenheit, die an Verschämtheit grenzte. Er war ohne Zweifel einer der populairsten Männer seiner Zeit, und vielleicht hat er Viel von seiner Popularität gerade der Schüchternheit verdankt, die seine Freunde so sehr beklagten. Diese Schüchternheit verhinderte ihn oft, allen Vortheil, der möglich war, von seinen Talenten zu ziehen; aber sie beschützte ihn zugleich vor dem Neide, dem er bei seinem Rufe und bei seinem schnellen Steigen sonst schwerlich entgangen wäre. Das Publicum hat keine größern Lieblinge als Diejenigen, welche, wie Addison, zu gleicher Zeit Bewunderung, Achtung und Bedauern erwecken. Sein Privatumgang ward von Allen gerühmt, welche denselben genossen; sein Gespräch soll seine Schriften noch weit überboten haben. Die glänzende Mary Montague, die mit den begabtesten Geistern der Zeit bekannt war, nannte Addison's Gesellschaft die beste in der Welt; der scharfzüngige Pope war gezwungen, einzugestehen: daß in Addison's Gespräch ein Zauber läge, der sonst bei Niemandem zu finden wäre; Swift räumte ein, als er am heftigsten gegen die Whigs entbrannt war, daß sich mit keinem Menschen so gut leben ließe wie mit Addison; Steele, ein vorzüglicher Richter über gesellige Gaben, sagte: Addison's Unterhaltung sei die höflichste und heiterste die sich denken ließe, Addison sei Terenz und Catull in Einer Person, und noch darüber ein gewisses auserlesenes Etwas, das eben nur Addison selbst und allein sei; Young, der sich auf ernsthafte Unterhaltung trefflich verstand, versicherte: wenn Addison sich recht gehen ließe, so entströmte ihm eine Fülle von Gedanken in der edelsten Sprache, die jeden Hörer fesseln müßte. Aber vor zahlreichen Versammlungen verbarg Addison seine Gaben. Trat er in eine große Gesellschaft, sah er ein unbekanntes Gesicht, so waren seine Lippen versiegelt. Wer ihn nur in solchen Versammlungen sah, konnte in ihm schwerlich den Mann vermuthen, der wenige Freunde oft vom Schlusse des Schauspiels an, bis die Thurmuhr von St.-Paul in Coventgarden Vier schlug, horchend und lachend um den Tisch gefesselt hielt. Und doch auch an solcher Tafel zeigte er sich noch nicht in seinem vollen Glanze. Um seine Unterhaltung ganz zu genießen, mußte man mit ihm allein sein und ihn, wie er sich selbst auszudrücken pflegte, laut denken hören. „Nichts", pflegte er zu sagen, „geht über ein rechtes Gespräch, aber nur zwischen zwei Personen."

Durch seine Schüchternheit verfiel Addison in die beiden größten Fehler, die man ihm vorwerfen kann. Er fand, daß Wein die Zunge löste, und gab sich dem Gebrauche dieses Mittels mit zu großer Willfährigkeit hin; übrigens galt Übermaß im Trinken selbst bei den gesetztesten Männern in jener Zeit für die verzeihlichste von allen kleinen Sünden, und wurde so wenig als ein Merkmal von schlechter Erziehung angesehen, daß es vielmehr zu dem Charakter eines vollkommenen Gentleman gehörte. Der andere Fehler war, daß Addison zu viel Vergnügen daran gewann, sich von einem kleinen Cirkel von Bewunderern umringt zu sehen, denen er für einen König, oder besser, für eine Gottheit galt. Schmeichelei konnte einen solchen Kopf nicht verrücken, ein solches Herz nicht verderben; aber leugnen läßt es sich nicht, daß Addison die Untugenden annahm, denen eine Person, welche das Unglück hat, zum Orakel einer kleinen literarischen Coterie zu werden, kaum irgend entgehen kann.

(Die Fortsetzung folgt.)

Literarische Anzeige.

In meinem Verlage ist neu erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Zeiten und Sitten.

Von

Levin Schücking.

Gr. 12. Geh.

I. **Die Ritterbürtigen.** Roman. Drei Theile. 4 Thlr. 15 Ngr.

II. **Eine dunkle That.** Roman. 2 Thlr.

Im Jahre 1843 erschien von dem Verfasser bei mir:

Ein Schloß am Meer. Roman. Zwei Theile. Gr. 12. Geh. 3 Thlr.

Leipzig, im August 1846.

F. A. Brockhaus.

Verantwortlicher Herausgeber: **Heinrich Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig**.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 234. —— 22. August 1846.

Englische Zustände.

Zweiter und letzter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 233.)

Wie seltsam! Venedey, der auf dem politischen Gebiete für die gleiche Berechtigung Aller mit gründlichem Eifer kämpfte, muß sich, wo es eine sociale Lösung gilt, zum Princip der Bevormundung bekennen! Aber so geht es unsern Politikern, den abstracten sowol wie den historischen. Venedey hat sich so gründlich in Altengland vertieft, daß es ihm fast unmöglich wird, Neuengland zu verstehen. Er bringt es zu einem Widerwillen der englischen Geldwirthschaft, aber nicht zu einer Erkenntniß ihrer Quellen und Folgen; er hat Mitleid mit dem Armen, aber kein Recht für ihn. Der Fabrikbesitzer soll in dem Bewußtsein handeln, daß er die Pflicht hat, für den Arbeiter zu sorgen! Wenn Einer sagte: die Bureaukratie soll in dem Bewußtsein handeln, daß sie die Pflicht hat, für die Unterthanen zu sorgen — Venedey würde nicht befriedigt sein. Politisch verlangt er self-government, social spricht er der Bevormundung das Wort. Nächstenliebe, Pflicht — und zuletzt gar das Schiller'sche „kindliche Gemüth": — welche Worte in einem Kampfe, wie der vorliegende ist, in einem so furchtbaren Conflicte! In der That! wir brauchen auf eine specielle Entgegnung nicht einzugehen; aber wir möchten Venedey beinah ironisch fragen: Kann die Pflicht Arbeit, wenn sie nicht vorhanden ist, schaffen? Kann die Nächstenliebe Arbeit aus der Erde stampfen? Kann die Nächstenliebe neue Märkte erobern? Kann sie die Consumtion vergrößern, um die Arbeit erweitern zu können? Kann sie die Conjuncturen beherrschen, die einen blühenden Fabrikzweig lähmen?

Venedey hat kein Auge für die socialen Verwickelungen; Alles was er zur Lösung zu sagen weiß, heißt: „Liebet euch untereinander!" Er anerkennt noch nicht einmal den Gegensatz, in dem Fabrikherren und Fabrikarbeiter zueinander stehen; und wenn, so glaubt er, daß eine Versöhnung durch bloße Moralbegriffe möglich sei. Viel weiter geht Faucher: bei ihm ist die Organisation der Industrie wesentlich. Er bleibt zwar auch im Halben und glaubt aus dem Bestehenden heraus die Industrie organisiren zu können, aber er sieht unendlich weiter als Venedey. Er will, daß jede Function bezahlt werde, daß der Fabrikbesitzer sich ebenso gut eine Besoldung aussetze wie jeder Arbeiter einen festen Lohn erhalte; er sucht die Versöhnung nicht mehr bei der abstracten „Menschenliebe", sondern nur durch eine praktische Ausgleichung der Interessen. Und so sagt er denn:

Die Misbräuche entstehen aus der Trennung der Interessen: sie hören nur durch einen Vertrag zwischen den beiden Classen auf, welche zur Arbeit mitwirken. Die Theilnahme der Arbeiter an dem Ertrag der Fabrik vereinfacht die Schwierigkeiten, an denen die gesetzgebende Macht gescheitert ist; dies ist das Mittel, zum Vortheil der Arbeiter zu wenden, was ihnen zum Schaden gereichen könnte. Aber auch vorausgesetzt, daß dadurch die innere Ordnung und der Frieden der Fabriken gesichert würde, so hat man dessenungeachtet noch die Wirkungskraft der Erschütterungen zu untersuchen, welche von außen kommen.

So gerathen wir denn jetzt an die industriellen Krisen. Und was hilft bei ihnen Venedey's allgemeine Menschenliebe und das Gefühl der gegenseitigen Pflicht? Die englische Industrie, welche nicht für den heimischen Bedarf, sondern für den ausländischen Markt arbeitet, hat eine durchaus bewegliche und veränderliche Operationsbasis: sie ist einem so großen Conflicte von Zufällen preisgegeben, daß sie sich nur retten kann, indem sie beständig ihre Combination erweitert und erneuert. Dies ist der Knoten der englischen Industrie und ebenfalls der englischen Politik. Ein ausbrechender Krieg oder selbst ein verändertes Zollgesetz kann ihr mit einem Schlag ein ganzes Volk von Consumenten entziehen. Eine Geldkrisis kann ihr in einem Augenblick die Mittel ihrer Thätigkeit wegnehmen. Je kolossaler ihre Operationen sind, je mehr hat sie die Erschütterungen, welche sie treffen können, zu fürchten. Der Ackerbau, der in Frankreich zwei Drittel der Bewohner beschäftigt, nimmt in England nur 22 von 100 in Anspruch. Die Fabrikation und Handel treibenden Grafschaften, deren Flächenraum kaum den dritten Theil des Landes bildet, fassen mehr als die Hälfte der Bevölkerung in sich (54 Procent). Vor allen Dingen ist aber die Baumwollenindustrie vom Auslande abhängig, also namentlich Manchester. In der englischen Ausfuhr bilden Baumwollengarn und Baumwollengewebe die Hälfte 24,000,000 Pf. St. von 49 Millionen. Von sieben Ballen Garn oder Gewebe, welche wir fabriciren, sagt Ashworth, ist ein ein-

ziger für den innern Verbrauch bestimmt. Daraus folgt denn natürlich, daß die Baumwollenfabrikanten und Baumwollenfabrikarbeiter für sechs Siebentheile ihrer Arbeit vom Auslande abhängen. Hiernach erklären sich die Krisen. Faucher schildert sie folgendermaßen:

Dann zeigt sich in den Manufacturdistricten ein Phänomen, welches jenen Convulsionen der Natur in den Antillen ähnlich ist, wo der Orkan Himmel und Erde einhüllt und wo der Boden erbebt, während der Sturm seine Oberfläche mit Trümmern bedeckt. Die vorausverkündenden Zeichen des commerciellen Unwetters zeigen sich vorerst in den Creditverhältnissen. Die Banken vermindern ihre Circulation und beschränken ihre Discontirungen. Die Fabrikanten setzen die Zahl der Arbeitsstunden herab oder schließen ihre Fabriken. Die Detailkrämer verlieren, indem sie ihre Kunden verlieren oder auf Borg verkaufen müssen. Die Arbeiter, jetzt arbeitslos geworden, zehren ihre kärglichen Ersparnisse auf, borgen auf Pfänder und fallen zuletzt der öffentlichen Wohlthätigkeit zur Last. Die Armentaxe verdoppelt und verdreifacht sich in dem Augenblicke, wo der Reichthum schwindet. Die Arbeiter, welche aus den Ackerbaudistricten ausgewandert waren, werden ohne Barmherzigkeit in ihre Kirchspiele zurückgeschickt. Um der Unzulänglichkeit der Gemeindeunterstützungen abzuhelfen, eröffnet man überall Subscriptionen; und Boten der Barmherzigkeit dringen in die elendesten Winkel, um mit dem Almosen einige Worte des Trostes zu spenden. Die Fabrikanten versammeln sich in den Städten und forschen nach den Ursachen des Übels. Die Arbeiter, verhungernd und verzweifelnd, regen sich auf bis zur Emeute. Die Petitionen regnen im Unterhaus und Antrag folgt auf Antrag; das Parlament setzt Untersuchungscommissionen ein; die Königin befiehlt Gebete der Geistlichkeit. England ist ein Kranker, der sich vergebens auf seinem Schmerzenslager hin- und herwälzt.

Seit einem Vierteljahrhundert hat die Baumwollenindustrie drei große Krisen zu erleiden gehabt, die von 1819, die von 1829 und die von 1841; die letzte dauerte noch im Anfange 1844 fort. Nach Engels wächst die Intensität der Krisen mit jeder Wiederholung, und nach seiner Ansicht müßte die nächste, welche spätestens 1847 eintreten würde, noch dauernder und heftiger sein als die von 1842. Faucher wie Engels entwerfen furchtbare Bilder von dem Elend der arbeitenden Classen zur Zeit einer solchen Krisis. Faucher sagt:

Die Industrie, welche ihre Erzeugnisse zur Ausfuhr bestimmt, besitzt in sich selbst weder ihre Grenze noch ihr Maß; durch eine ihrem innern Wesen entstammende Concurrenz überschaut sie grenzenlose Räume; sie ist für Eroberung oder mindestens für die Invasion organisirt. Das Capital häuft sich immer an; die Bevölkerung fließt über. Die Production muß daher unaufhörlich zunehmen. Das Gesetz des Fortschritts ist nirgendwo unbarmherziger. An dem Tage, wo die Industrie ihren Gipfelpunkt erreicht haben wird und die Arbeit keine Aussicht auf weitern Wachsthum mehr hat, an diesem Tage wird England zu sinken anfangen und dem aufblühenden Glück einer andern Nation Platz machen müssen.

Engels dagegen meint, daß wahrscheinlich die nächste Krisis 1846 oder 1847 die Charte bringen werde. Was für revolutionnaire Bewegungen die Charte veranlassen werde, stehe zu erwarten. Aber bis zu der dann folgenden Krisis, die nach der Analogie der bisherigen 1852 oder 1853 eintreten müßte, durch die Abschaffung der Getreidegesetze verzögert, wie durch andere Umstände, auswärtige Concurrenz u. s. w., beschleunigt werden könne: bis zu dieser Zeit werde das englische Volk es wahrscheinlich überdrüssig sein, zum Vortheil der Capitalisten sich ausbeuten zu lassen und, wann die Capitalisten seiner nicht mehr bedürfen, zu verhungern.

Die Specialabhandlungen, welche Faucher über die „Kinder in den Fabriken", über Leeds, über die „Industrie in Birmingham", über die „Stadt der Schlosser", über das „Ackerbauproletariat" u. s. w. liefert, können wir hier nur bei ihrem Titel anführen, um dann auf sie selbst zu verweisen. Auch in Venedey findet man manches interessante Material über die englischen Colonien, Leeds, Huddersfield, Bradford, St.-Helens u. s. w. Der Stoff über englische Fabrik- und Industrieverhältnisse liegt hier und da; wir hätten gewünscht, daß Venedey denselben so organisch durchgearbeitet hätte wie die historischen. Gewiß würde er dann zu Consequenzen kommen, die er jetzt glaubt abweisen zu können.

Die Gesetze und Institutionen, mit denen der Staat die Armuth, den Pauperismus zu beschränken sucht oder ihnen gegenübertritt, läßt Faucher ziemlich unerwogen; dagegen bietet über diesen Punkt Venedey und die dritte oben erwähnte Schrift ein reichhaltiges Material. Das neue Armengesetz ist die That der „freisinnigen Whigs": in ihm liegt eine offene Kriegserklärung der Bourgeoisie gegen das Proletariat. Malthus mit seinen Ansichten über die Population liegt ihm zum Grunde. Das Hauptresultat dieser Theorie ist: die Erde sei stets übervölkert, daher müssen stets Noth, Elend, Armuth und Unsittlichkeit herrschen. Es sei das Loos und die ewige Bestimmung der Menschheit, in zu großer Zahl und deshalb in verschiedenen Classen zu existiren, von denen die Einen mehr oder weniger reich, gebildet, moralisch und die Andern mehr oder weniger arm, elend und unwissend seien. Hieraus folgt denn für die Praxis: daß Wohlthaten und Armenkassen eigentlich Unsinn seien, da sie nur dazu dienen, die überzählige Bevölkerung, deren Concurrenz den Lohn der andern drücke, aufrecht zu erhalten und zur Vermehrung anzureizen; daß die Beschäftigung von Armen durch die Armenverwaltung ebenso unsinnig sei, indem, da doch nur eine bestimmte Quantität von Arbeitserzeugnissen verbraucht werden könne, für jeden brotlosen Arbeiter, der beschäftigt wird, ein anderer bisher beschäftigter brotlos werden muß und so die Privatindustrie auf Kosten der Armenverwaltungsindustrie Schaden leidet; daß es sich also nicht darum handelt, die überzählige Bevölkerung zu ernähren, sondern sie auf die eine oder die andere Weise möglichst zu beschränken. Diese Grundsätze sind in dem neuen Armengesetze realisirt. Das alte Armengesetz, das noch auf der Acte von 1601 beruhte, ging von dem Princip aus: daß es die Pflicht der Gemeinde sei, für den Lebensunterhalt der Armen zu sorgen; die Bourgeoisie, als sie 1833 durch die Reformbill zur Herrschaft gekommen war, wußte es umzustoßen und fing an, durch ihre Malthusianischen Commissaire, die Armuth als ein Verbrechen nach der Abschreckungstheorie zu behandeln. An die Stelle der Unterstützung in jeder Gemeinde sollte ein Armenhaus treten, an die Stelle der Verwaltung

des Armenwesens durch die Gemeinden eine Centralregierungscommission. Die Grundsätze, nach denen die Armenverwaltung in Zukunft handeln sollte, waren:

Aufhebung aller Allowances (Geldzuschüsse, um dem unzureichenden Tagelohne nachzuhelfen); Vernichtung des Rechts der Magistrate, Unterstützungen außer dem Armenhause zu verordnen; Übertragung einer weiten Gewalt an die Centralcommission; Vereinfachung der Heimatserklärung; Zwang für die Mutter, ihr uneheliches Kind zu ernähren, und Aufhebung des Rechts, durch Schwur den Vater zu bezeichnen und zur Unterhaltung des Kindes zu verpflichten.

Abschreckung von der Unterstützung und hierdurch Beschränkung und Verminderung der Geldauslagen für die Armen war die Absicht des Gesetzes. Zu dem Ende wurde das Armenhaussystem durchgeführt. Eine bestimmte Anzahl von Gemeinden wurde zu einer Union verbunden, die ihr eigenes Arbeitshaus hat. Das Armenwesen der Union wird durch ein Board of guardians versehen; dem Armenhause steht ein Aufseher vor. Die ganze Verwaltung, Oberaufsicht, Organisation, Besteuerung der Gemeinden und die Detailgesetzgebung kamen in die Hände einer Centralregierungscommission von drei Mitgliedern. Die Absicht, Abschreckung der Armen und Verminderung der Armensteuer, wurde theilweise erreicht. Die Summe der letztern fiel von 8,289,348 Pf. St. im J. 1835 auf 5,412,938 Pf. St. im J. 1837 herab. Von da an trat aber wieder ein Steigen ein, das 1842 die Summe wieder bis auf 6,711,771 Pf. St. hinaufgetrieben hatte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Joseph Addison.

(Fortsetzung aus Nr. 233.)

Gegen Ende des J. 1708 wurde Wharton Lord-Lieutenant von Irland und nahm Addison als ersten Secretair mit. Addison stand sich jetzt auf mehr als 2000 Pf. St. jährlich. Wharton und Addison hatten Nichts gemein als ihren Whigismus. Der Lord-Lieutenant war ein liederlicher, verderbter Mensch, dabei unverschämt, grob: also gerade das Gegentheil von seinem Secretair. Die parlamentarische Laufbahn Addison's in Irland ist von seinen Biographen gar nicht beachtet worden; aber er war im Sommer 1709 erwähltes Mitglied für den Borough Cavan und hielt hier sogar Reden, vermuthlich weil ihm diese kleinere Versammlung weniger Ursache zur Ängstlichkeit gab. Während Addison in Irland war, entstand in England ein Unternehmen, dem Addison seinen großen und dauernden Ruf unter den britischen Schriftstellern verdanken sollte. Steele kam im Frühling 1709 auf den Gedanken, eine periodische Schrift nach ganz neuem Plane zu begründen. Es waren schon seit längerer Zeit periodische Blätter in London erschienen, meistens politische Zeitungen, die aber zum Theil auch moralische Fragen und Gegenstände des Geschmackes und der Liebescasuistik erörterten: Blätter von sehr geringem literarischem Verdienst und jetzt selbst dem Namen nach vergessen. Nun hatte Sunderland Steele zum Zeitungsschreiber gemacht, wie es heißt, auf Addison's Rath; und so hatte Steele die politischen Nachrichten schneller und authentischer als es damals den gewöhnlichen Zeitungsschreibern möglich war sie zu erlangen. Dies mag ihn auf den Plan seiner neuen Zeitung geführt haben. Sie sollte an den Tagen, an welchen die Posten von London ins Land gingen, am Dienstag, Donnerstag und Sonnabend, erscheinen; die auswärtigen Nachrichten, Berichte über Theatervorstellungen und literarische Neuigkeiten, außerdem Bemerkungen über Gegenstände des Tagesgesprächs, Complimente an Schönheiten, Pasquille auf anerkannte Schelme und Kritiken über populaire Predigten enthalten. Isaac Bickerstaff Esq. der Astrolog, war eine imaginaire Person, welche Swift gegen den Kalendermacher Partridge aufgebracht hatte und welche dann damals so bekannt und zur stehenden Figur geworden war, wie in unsern Tagen Mr. Paul Pry oder Mr. Pickwick. Im April 1709 kündigte Steele an, daß Isaac Bickerstaff Esq. der Astrolog eine Zeitung herausgeben werde, genannt „Tattler" (Schwätzer). Addison war bei dem Unternehmen nicht zu Rathe gezogen worden; aber kaum hörte er davon, so nahm er sich vor, es zu unterstützen. „Es ging mir", sagt Steele selbst, „wie einem unglücklichen Fürsten, der einen mächtigen Nachbar zur Hülfe ins Land ruft. Ich wurde unterjocht von meinem Bundesgenossen. Als ich ihn einmal gerufen hatte, konnte ich nicht mehr unabhängig von ihm bestehen." „Die Zeitung", sagt er an einem andern Orte, „kam in der That vorwärts; es wurde mehr aus ihr als anfänglich beabsichtigt war." In seinen Beiträgen zu diesem „Tattler" und später im „Spectator" entwickelte Addison nach und nach den ganzen Reichthum seiner glänzenden Erfindungsgabe, seiner Kenntniß von Menschen, Charakteren, Schwächen, Eigenheiten, Tugenden und Lastern, seines Witzes, worin er sich neben Cowley und Butler stellen konnte, seiner Feinheit im Entwerfen von Charakteren, seines unvergleichlichen, leichten, zarten, köstlichen Humors. Vor allen Satirikern zeichnen ihn die Grazie, der Adel, die sittliche Reinheit aus, welche Alles durchdringen, was aus seiner Feder kam; und nie vor ihm war das Englische so süß, so anmuthig, so leicht geschrieben worden. Addison verjagte die letzten Überreste jenes verwilderten und unsittlichen Sinnes, der Genie von Schamlosigkeit nicht zu trennen wußte. Er zeigte der Nation, daß Frömmigkeit und Moralität eines Hale oder Tillotson im Vereine bestehen könnten mit einem Witze glänzender als der eines Congreve, und einem Humor reicher als der Vanbrugh's. Mit solchem Erfolge kehrte er den Spott, der bis dahin immer gegen die Tugend gerichtet worden war, gegen das Laster, daß man sagen kann: er hat es bewirkt, daß von seiner Zeit an in England offene Verhöhnung der Schicklichkeit immer für das sichere Kennzeichen eines Verrückten gegolten hat. Und diese Umwälzung, die größte und heilsamste, welche ein Satiriker je bewirkt hat, vollbrachte er, muß man bedenken, ohne eine einzige persönliche Verspottung. Während der Parlamentssitzung von 1709 scheint Addison in London gewesen zu sein. Der „Tattler" war so populair geworden, wie nie zuvor eine Zeitschrift. Man wußte, daß Addison für das Blatt arbeitete; aber man wußte nicht, daß Alles was gut darin war von ihm herrührte. Von den 50 oder 60 Nummern, die seine Beiträge enthalten, ist jede mehr werth als die 200 Nummern, an denen er keinen Theil hatte.

Gleich darauf trat der Sturz der Whigpartei ein. Sacheverell war in Anklagestand gesetzt worden, und die Untersuchung rief einen Sturm des öffentlichen Willens von unerhörter Heftigkeit hervor; alle Tories, Landedelleute, Landgeistlichkeit und die Masse in den Städten standen plötzlich auf Einer Seite: die Wahlen, wenn welche stattfanden, mußten für die Tories ausfallen. Marlborough wurde nicht mehr gebraucht, also konnte man ihn bei Seite schieben. Die Königin entließ, von Harley geleitet, Sunderland und Godolphin, und löste das Parlament auf. Unter den Whigs war Niemand, der bei dem allgemeinen Schiffbruch mehr verlor als Addison: er hatte seine Fellowschaft eben aufgegeben; seine Ämter wurden ihm genommen; eine große Dame, die ihn mit ihrer Gunst beehrt hatte, zog sich von ihm zurück: es schien Alles verloren, nur nicht sein guter Muth. Lächelnd sagte er seinen Freunden, sie möchten seine Philosophie bewundern: ein einziger Schlag entriß ihm Vermögen, Amt, Benefiz, Geliebte, und er würde wol wieder Hofmeister werden müssen; allein er fühle sich so heiter

wie immer. Indessen war er der Einzige, welcher seine Popularität nicht eingebüßt hatte. Er wurde wieder ins Parlament gewählt. Swift schrieb darüber an Steele: „Addison's Wahl ist leicht und ohne Widerspruch durchgegangen; ich glaube, wenn er Lust hätte, König zu werden, würde man es ihm ohne Anstand bewilligen." Während der Wahlen gab Addison ein politisches Journal, „The Whig Examiner", heraus, welches wiederum von seinem Talent das größte Zeugniß gab und begierig gelesen wurde. Das Ansehen, in welchem er auch bei den Tories noch immer stand, wiewol er ihnen nicht die geringste Concession machte, benutzte er nur, einige seiner Freunde aus dem allgemeinen Schiffbruch der Whigpartei zu retten. Zu diesen gehörte Steele. Zeitungsschreiber blieb Steele natürlich nicht, aber er hatte noch einen Posten: er war Commissioner of stamps; diesen Posten ließ man ihm, wobei es sich verstand, daß er Nichts gegen die neue Regierung schreiben durfte. Länger als zwei Jahre blieb Steele, von Addison dazu angehalten, dieser Verpflichtung ziemlich treu. Isaac Bickerstaff schwieg daher über Politik und brachte nur noch Aufsätze über Bücher, Gegenstände der Moral und Volkssitten. Endlich entschloß sich Steele, den „Tattler" eingehen zu lassen und eine neue Zeitschrift nach einem erweiterten Plane zu begründen.

Das neue Blatt wurde angekündigt; es sollte täglich erscheinen. Allgemein hielt man das Unternehmen für zu kühn, für unausführbar; aber der Erfolg rechtfertigte vollkommen das Vertrauen, welches Steele auf Addison's fruchtbares Genie gesetzt hatte. Am 2. Jan. 1711 erschien die letzte Nummer des „Tattler"; am 1. März die erste einer unvergleichlichen Reihe von Blättern, welche die Beobachtungen eines fingirten Zuschauers („Spectator") über Leben und Literatur enthielten. Zuerst schilderte Addison die Person des „Spectator" selbst: er schilderte sich. Des „Spectator" Freunde skizzirte Steele nicht ohne Geschick; Addison führte die Skizzen weiter aus und fügte einige treffliche Züge hinzu; die besten Figuren sind Sir Roger de Coverley und der Will Honeycomb. Der Plan dieser Zeitschrift war originell und sehr glücklich. Jeder Aufsatz läßt sich besonders lesen und liefert ein ergötzliches Bild; aber die 5—600 Aufsätze zusammengenommen bilden ein Ganzes, welches das Interesse einer Novelle darbietet. Es gab damals noch keine Novellen, welche das Leben und die Sitten Englands schilderten: Richardson war Componist, Fielding nahm Vogelnester aus, Smollet war noch nicht geboren; der „Spectator" weckte zuerst den Geschmack an einfachen, aus dem Leben gegriffenen, zusammenhängenden Geschichten. So kunstlos der Faden ist, welcher die Aufsätze des „Spectator" zusammenhielt, so erkennt man doch, daß Addison fähig gewesen wäre, wenn er eine Novelle nach einem ausgedehnten Plane geschrieben hätte, alle Novellenschreiber zu übertreffen. Der „Spectator" läßt sich fast ganz als Addison's Werk ansehen: wol drei Siebentel der Aufsätze sind aus seiner Feder, und die schlechtesten der seinigen überragen noch immer die besten seiner Mitarbeiter, während die besten an Vollkommenheit reichen; die Mannichfaltigkeit der Erfindung ist nicht minder bewundernswerth als die Vortrefflichkeit der Darstellung. Seine Erfindungskraft ist unerschöpflich und er wiederholt sich nie. Die schwächste Partie ist die literarische Kritik; aber auch hierin war Addison seinem Zeitalter voraus: man verlachte damals noch seine Vorliebe für die schönen alten Volksballaden, und erst eine spätere Zeit hat hierin Addison's Geschmack gerechtfertigt. Der Erfolg des „Spectator" war unerhört groß: 3000 Exemplare wurden von Anfang an abgesetzt, die Auflage wuchs aber bald auf 4000; die Einführung des Zeitungsstempels (stamptax), welche vielen Journalen verderblich wurde, konnte dem „Spectator" nur wenig anhaben, so fest stand sein Ruf; er erhöhte seinen Preis auf das Doppelte und warf für seine Herausgeber wie für den Staat eine bedeutende Einnahme ab. Die einzelnen Aufsätze wurden gesammelt und in besondern Bänden abgedruckt; die Auflage von 10,000 Exemplaren vergriff sich unverzüglich nach dem Erscheinen jedes Bandes, und für die damalige Zeit war Dies ungeheuer viel. Mit dem Schlusse des Jahres 1712 hörte der „Spectator" auf, mit dessen Charakteren man vermuthlich das Publicum endlich zu ermüden fürchtete, und an seine Stelle trat der „Guardian", der aber nicht das gleiche Glück machte. Addison lieferte Nichts zu den ersten 66 Nummern, und erst später einige treffliche kleine Aufsätze, sowol ernst als komisch; daß Addison anfangs Nichts zu dem Unternehmen beitrug, kam wahrscheinlich daher, daß er damit beschäftigt war, seinen „Cato" auf die Bühne zu bringen.

(Der Beschluß folgt.)

Bibliographie.

Körner, H. J. A., Vorfragen zu einer allgemein-christlichen Glaubens-, Sitten- und Kirchenlehre. Elberfeld, Bädeker. 8. 1 Thlr.

Leibniz-Album, aus den Handschriften der königl. Bibliothek zu Hannover herausgegeben von C. L. Grotefend. Hannover, Hahn. 2 Thlr.

Marianne. Ein Weib aus dem Volke. Gemälde aus dem Volksleben in 5 Acten von *Dennery* und *Mallian*, deutsch von *C. Dräxler-Manfred.* Darmstadt, Kern. 8. 15 Ngr.

Der Mensch und sein Gott in und außer dem Christenthum. Von einem Weltlichen. Offenbach, André. 8. 8 Ngr.

Möller, A., Das protestantische Kirchenverfassungsrecht in Bayern in seinen doctrinellen und positiven Grundzügen dargestellt. Ansbach, Gummi. Gr. 8. 5 Ngr.

Nickel, M. A., Das neue Testament. Zweck, Plan und Zergliederung aller einzelnen Bücher und Hauptstücke desselben, zur Erleichterung und Förderung des Verständnisses, der Übersicht und der Behaltbarkeit, zunächst für Prediger und Katecheten. 1ster Band. (Matthäus, Markus, Lukas.) 1ste Abtheilung. Regensburg, Manz. Gr. 8. 22½ Ngr.

Oelckers, T., Jean Paul. Romantische Schilderungen aus der Jugend des Dichters. 1ster Band. Leipzig, Klemm. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Prisac, W., Die päpstlichen Legaten Commendone und Cappacini in Berlin und ihre Aufgabe. Neuß, Schwann. Gr. 8. 24 Ngr.

Schaller, J., Denkwürdige Momente aus dem thatenreichen Leben des Prinzen August von Preußen. Berlin, Enslin. Kl. 8. 20 Ngr.

Schmid, U. R., Kindheit und Natur. Bilder aus dem Leben der Natur und der Kindheit. Ausgabe mit Bildern. Leipzig, O. Klemm. Gr. 16. 15 Ngr.

— — Übergänge vom Positiven zum Freien. In Bild und Rede dargestellt. 2te Ausgabe des Werkes: „Keime und Knospen einer Weltanschauung." Leipzig, O. Klemm. 8. 15 Ngr.

— — Versuch einer neuen Organisation des Elementarunterrichtes als eines Theiles der Erziehung. Stark vermehrte Ausgabe des Werkchens: „Das Wesen der Erziehung im Elementarunterrichte." Mit einem Vorwort über Pestalozzi. Leipzig, O. Klemm. Gr. 8. 10 Ngr.

Sporschil, J., Karl der Große, sein Reich und sein Haus. 1ste—4te Lieferung. Braunschweig, Westermann. Gr. 8. à 6 Ngr.

Werner, B., Die Freierei im Polizeihause. Deutsches Original-Lustspiel für Heirathslustige in 5 Akten. Darmstadt, Kern. Gr. 12. 18 Ngr.

— — Herrmann und Thusnelde. Original-Schauspiel in 4 Akten. Darmstadt, Kern. 1845. Gr. 12. 12 Ngr.

— — Die Erziehung des Volks zum Kriegerstande, in Umrissen. Darmstadt, Kern. Gr. 8. 3 Ngr.

Wiedenfeld, K. W., Thanatusia. Ein christliches Weihgeschenk in fünf Gesängen für Alle, die an den Gräbern ihrer Lieben stehen. Solingen, Amberger. Gr. 16. 20 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 235. —— 23. August 1846.

Englische Zustände.

Zweiter und letzter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 234.)

Kleinschrod hat in seinem Werke die ganze Organisation des englischen Armenwesens sehr übersichtlich und lehrreich zusammengestellt. Wer sich über das Arbeitssystem im Speciellen unterrichten will, der versäume es nicht, diese Schrift zur Hand zu nehmen: sie gibt ein reiches Material für die Kritik der englischen Volks- und namentlich der Armenverhältnisse; sie zeugt von großem Sammlerfleiße, aber, wir müssen es rund heraus sagen, von wenigem Urtheil. Der Verf. ist ein entschiedener Vertheidiger des Workhousesystems. Indem er eine gedrängte Darstellung des englischen Armenwesens, der Veranlassung und der Principien der neuen Gesetzgebung, der Maschinerie ihres Vollzugs und der Hauptergebnisse desselben seit dem jüngstverflossenen Decennium liefert, muß man glauben, daß er sich mit seinem Stoffe gründlich beschäftigt habe; und dennoch kann er sagen:

> Der englischen Armenpflege liegt das Princip der Humanität ausschließend zum Grunde: nach den drei Momenten der sittlichen Besserung, der Erziehung und des Unterhaltes der Gewerbsunfähigen, ohne anderweitige Rücksichten; indem bei der Workhousearbeit nirgend auf bestimmte Erträgnisse gerechnet, vielmehr jede den Privaterwerb benachtheiligende Production sorgfältig vermieden wird und die Workhouses allenthalben nur durch sehr bedeutende jährliche Zuschüsse aus dem Armenfonds bestehen.

Was? Die reine Humanität? In der That ein seltenes Ereigniß in England! Aber ist es keine finanzielle Rücksicht, daß durch das neue Armengesetz die Armensteuer ermäßigt werden sollte? Ist es nicht ebenfalls eine finanzielle Rücksicht, im Interesse der Bourgeoisie, daß den Armenhäusern jede Concurrenz mit der Privatindustrie genommen ist? Die Lasten haben Alle zu tragen, den Vortheil hat die Bourgeoisie. Und nun in der ganzen Organisation ein Humanitätsprincip! Der Verf. muß beweisen, daß die Malthus'sche Theorie ein Ausdruck der reinsten Humanität sei, wenn er der englischen Armengesetzgebung dieselbe vindiciren will. Das Volk nennt die Armenhäuser Armenbastillen. Das Volk hat ein Grauen vor ihnen, ja es verhungert fast lieber, ehe es sich in diese humanen Anstalten begibt, wo die Malthus'sche Theorie die Armuth wie ein Verbrechen behandelt. Die Nahrung ist schlechter als die der ärmsten beschäftigten Arbeiter, und dazu schwerer: sonst würden diese ja den Aufenthalt im Armenhause ihrer elenden Existenz da draußen vorziehen. Die Diät der Gefängnisse ist durchgängig besser, sodaß die Bewohner des Armenhauses häufig versucht sind, sich ein Vergehen zu Schulden kommen zu lassen, um nur ins Gefängniß zu gelangen. Fleisch, besonders frisches, gibt es selten: meistens Kartoffeln, schlechtes Brot und Hafermehlbrei, wenig oder gar kein Bier. Wer sein Quantum Arbeit nicht thut, bekommt Nichts zu essen; wer herausgehen will, muß erst um Erlaubniß bitten; Taback ist verboten, ebenso die Annahme von Geschenken von Freunden und Verwandten außerhalb des Hauses. Die Arbeit ist meistens nutzlos: die Männer klopfen Steine, die Kinder, Weiber und Greise zupfen alte Schifftaue. Damit die „Überflüssigen" sich nicht vermehren, werden, wie Engels berichtet, die Familien getrennt: der Mann wird in diesen, die Frau in jenen, die Kinder in einen dritten Flügel geschickt, und sie dürfen sich nur zu bestimmten, selten wiederkehrenden Zeiten sehen.

Die Kost soll zwar gesund, die Behandlung menschlich sein: aber wie will man bei einem grausamen Princip eine grausame Praxis verhindern? Man lese bei Engels von S. 343—347, um zu sehen, welche Humanität in den englischen Armenhäusern herrscht. Und dazu ist jüngst die andover Angelegenheit gekommen, welche ein grasses Licht auf die Vorkommnisse in den englischen Arbeitshäusern und auf die Parteilichkeit der Regierung bei den Untersuchungen wirft. Hier hatte sich der Director des Arbeitshauses die scheußlichsten Grausamkeiten und die gemeinste Barbarei gegen die seiner Aufsicht anvertrauten „hülflosen Armen" zu Schulden kommen lassen. Kann man sich da noch wundern, wenn die Armen lieber verhungern als in diese Bastillen gehen? Engels sagt, es seien ihm fünf Fälle bekannt, wo die Leute wirklich verhungerten und noch wenige Tage vor ihrem Tode, als ihnen die Armenverwaltung die Unterstützung außer dem Arbeitshause abschlug, lieber in ihre Noth zurück als in diese Hölle gingen. Von Newcastle bis nach Dover ist nur Eine Stimme der Empörung

über das neue Gesetz. Und in der That, die Bourgeoisie hat in ihm ihre Meinungen über ihre Pflichten gegen das Proletariat so deutlich ausgesprochen, daß sie auch von dem Dümmsten verstanden werden können. Darum hat dieses Armengesetz auch so wesentlich zur Beschleunigung der Arbeiterbewegung und namentlich zur Verbreitung des Chartismus beigetragen.

Nachdem wir nun die Nothzustände des englischen Volkes kennen gelernt haben, müssen wir auch sehen, wie es dagegen reagirt. Ganz im Gegensatze zu Venedey, welcher das politische Element im englischen Volke hervorhebt, sagt Faucher:

Obgleich das Stimmrecht sich sehr weit ausdehnt und noch allgemeiner zu werden verspricht, so gibt es doch immer eine Classe, die aus den Staatsgeschäften einen Beruf macht und welcher die andern Classen der Gesellschaft diesen Theil der Arbeit überlassen. Allerdings machen die letztern von Zeit zu Zeit eine Demonstration, geben Zeichen des Beifalls und der Unzufriedenheit; aber immer muß sie erst eine besondere Veranlassung dazu bewegen. Eine große Gefahr kann sie wach erhalten, eine schlechte Verwaltung ihre Unzufriedenheit erregen, aber diese vorübergehenden Wallungen veranlassen das Volk weder zu einer regelmäßigen noch zu einer ernstlichen Einwirkung auf die Regierung des Landes.

Seit der Reformbill hat die vorübergehende Verbindung der Arbeiter mit den Fabrikherren gegen die alte Aristokratie aufgehört. Die untern Classen trennen sich immer schärfer von den die Gesellschaft beherrschenden Gesetzen und Interessen. Sie haben zu Keinem Vertrauen, der nicht aus ihrem Kreise ist, und wollen keinem fremden Banner weiter folgen. Lange vermischt mit der radicalen Partei, haben sie es endlich versucht, eine eigene Partei zu bilden, und so ist der Chartismus entstanden.

Der erste Schritt war die Organisation einer Arbeiterverbindung (Working-men's association), die, 1835 gestiftet, schon in demselben Jahre 500 Zweigverbindungen zählte. Im Parlamente gab es seit 1830 neben den Whigs und Tories auch eine radicale Partei; dieser war es darum zu thun, auch außer dem Parlamente Stützen zu finden: sie näherte sich der Arbeitergesellschaft. Roebuck, Hume, Leader, Bowring, Charman, Creffort, O'Connell traten 1838 mit Vincent, Hetherington, Lowett u. A., den Führern der Working-men's association, in nähere Verbindung, und die Gesellschaft selbst bekam dadurch einen höhern Aufschwung. Die „Politiker" brachten es zu einer Charte, zu einer Art Constitution, welche der großen Masse Leben geben sollte. O'Connell, Roebuck u. A. die Parlamentspartei, Lowett, Vincent u. A. die Volkspartei vertretend, führten diese „Charte" aus, und so wurde sie am 8. Mai 1838 als „The people's charter" veröffentlicht.

Die Entwickelung des Chartismus, welche Venedey liefert, ist beiweitem organischer und klarer als diejenige Faucher's; der Letztere verliert sich in Einzelheiten und Raisonnements. Die Franzosen haben nicht allzu viel Talent im Organisiren. Wir halten uns deshalb an Venedey. Mit The people's charter bekam die Arbeitergesellschaft einen durchaus neuen Charakter. In den Statuten der letztern war die Volkserziehung in den Vordergrund gestellt, in der Charte ist davon keine Spur. Jener wollten den Zustand der Arbeiter, den politischen und gesellschaftlichen, durch die eigenen Bestrebungen derselben bessern; diese dachte nur an die Macht und die Herrschaft im Parlament, an die politischen Rechte. Die frühern Führer wurden durch neue verdrängt. O'Connor, ein Irländer, der alle bösen Eigenschaften der alten „wilden" Irländer in sich vereinte, trat an die Spitze der Chartisten und führte sie in den Strudel der wildesten und gedankenlosesten politischen Bewegung mit hinein. Birmingham wurde eine Zeit lang der Mittelpunkt des Chartismus, aber die chartistische Bewegung wuchs den parlamentarischen Leitern ebenso gut wie den Arbeitern über den Kopf. Es kam zu gewaltsamen Aufständen, aber während Faucher die Schuld derselben auf die Chartisten wirft, sagt Venedey:

Die Chartisten sind für diese Ausbrüche nicht allein verantwortlich. Das neue Armengesetz verletzte alle altenglischen Gefühle, trieb die Armen selbst oft zur Verzweiflung. Die Hochtories machten diese Gefühle zu einem Hebel für ihre Partei. Ihre Agitation blies in das Feuer, das die Chartisten vielfach angezündet hatten, und so brachen in Wales wie in Dorsetshire und Glasgow Aufstände aus, von denen jener mehr den chartistischen Charakter, dieser mehr den des empörten Elends der Fabrikarbeiter hatte.

In Folge der Aufstände des J. 1839 verloren die Radicalen, die Nachzügler der Whigs, ihren Einfluß auf die Chartisten; diese machten von nun an mehr gemeinsame Sache mit den alten Tories, die eine demokratische Richtung annahmen. Der Mittelstand hatte gesehen, daß die Chartisten kein williges Element waren, und zog sich deshalb zurück. Bei den Wahlen 1841 stimmten die Chartisten überall für die Hochtories; in Manchester richtete sich die Opposition der Chartisten namentlich gegen die Freihändler. Das Volk fühlte heraus, daß freier Handel Nichts als unbedingte Concurrenz heiße. Im Chartismus selbst ging eine große Spaltung vor. Zwei seiner Führer in London, William Lowett und John Collins, sagten sich von der Gewalt- und Kriegspartei des Chartismus los und suchten in die Bahn der Working-men's assosiation wieder einzulenken. Sie warnten vor der Zwitterverbindung zwischen dem Volke und der Aristokratie, und erklärten, daß nur Selbsthülfe rathsam sei. So entstand unter ihrer Leitung 1841 die National association, welche eine Art Kirche in der Kirche der Chartisten bildet und die „moralische, sociale und politische Verbesserung des Volkes durch gesetzliche und friedliche Mittel" zu erlangen strebt. Venedey besucht den Club dieser Partei und kommt darüber zu folgendem Urtheil:

England bedarf der Demokratie wie vor Zeiten Rom ihrer bedurfte; aber die Aristokratie hat ihr das Mark so aus allen Knochen gesogen, daß, wenn die Demokraten einst an die Herrschaft kommen, sie, wie in Rom, die Krücke des Absolutismus nicht werden entbehren können.

Während nun die National association ihre friedlichen Zwecke verfolgte, erholte sich auch die chartistische Gewaltpartei und scharte sich von neuem um O'Connor.

Während der aus dem Volke hervorgegangene Chartismus Nichts mehr von den Freihändlern und der Anticornlaw league wissen wollte, war O'Connor für die Grundsätze des freien Handels. Die Freihändler aber suchten noch einmal in den Chartisten eine volksthümliche Kraft für ihre Zwecke: sie wendeten sich in Manchester wieder an sie; es wurden gemeinschaftliche Versammlungen gehalten. So kam es 1842 zum Aufstande. Die Anhänger der League trieben die Arbeiter durch Schließen ihrer Fabriken in die Straßen hinaus, um eine Demonstration gegen die Regierung zu machen; als die Bewegung stark geworden war, traten auch die Chartisten hinzu. Venedey sagt:

Der Stamm der Chartisten besteht in den Handwerkern; die Fabrikarbeiter sind in Masse zu entnervt, zu unwissend, um selbst im Volke von Bedeutung zu sein; die Handwerker dagegen sind aufgeklärt und rüstig. Als sie sich der Bewegung anschlossen, nahm diese dann auch einen ganz andern Charakter an, wurde chartistisch, republikanisch.

(Der Beschluß folgt.)

Joseph Addison.

(Beschluß aus Nr. 231.)

Die ersten vier Acte des „Cato" hatten in Addison's Pult seit seiner Rückkehr aus Italien gelegen und er hatte sich nicht an die Vollendung gewagt: endlich gab er den Bitten seiner politischen Freunde nach, welche hofften, das Publicum werde einige Ähnlichkeit finden zwischen den Anhängern Cäsar's und den Tories, zwischen Sempronius und den abgefallenen Whigs, zwischen Cato, der für Roms Freiheit kämpft und dem Häuflein der Patrioten, das noch um Halifax und Wharton geschart stand. Das Stück wurde mit aller damals möglichen Pracht auf dem Drurylane-Theater gegeben und mit allgemeinem Beifall des überfüllten Hauses, mit dem Beifall beider Parteien*) aufgenommen. Wollte man den glänzenden Bericht des „Guardian" hierüber für parteiisch halten, so findet man doch in dem „Examiner", dem Organ des Ministeriums, dieselbe Sprache. Die Whigpartei gab zwar den Tories durch ihr Benehmen bei dieser Gelegenheit manchen Anstoß, auch Ursache zum Spott; allein Addison wurde selbst von den hitzigsten Toryschriftstellern als ein Gentleman von Geist und Tugend dargestellt, dessen Freundschaft viele Personen beider Parteien sich zum Glücke schätzten, und dessen Name nicht in das Parteigezänk gemischt werden dürfte. Einen ganzen Monat lang (ungeachtet der vorgerückten Jahreszeit: es war April) wurde „Cato" vor übervollem Hause gegeben; im Sommer ging die Drurylane-Gesellschaft zum sogenannten Act nach Oxford und spielte die Tragödie dort. Wie wenig man ihr dauernden Werth beimessen kann (obwol sie in Betracht des Zeitgeschmacks gar nicht zu verachten ist), trug sie doch noch mehr als „Tattler" und „Spectator" zum Ruhme des Verfassers unter seinen Zeitgenossen bei. Zwischen Addison und dem jüngern Pope hatte sich ein freundschaftliches Verhältniß gebildet; Addison schätzte Pope, dessen „Lockenraub" damals schon erschienen war, wegen seines Talentes; aber er misbilligte Pope's Heftigkeit und die persönliche Gereiztheit, welche er z. B. im „Essay on criticism" kundgegeben. Pope nahm den Tadel übel und fand bald Gelegenheit, seiner Misstimmung Luft zu machen. Ein schlechter Scribent, John Dennis, schrieb gegen Addison's „Cato" Remarks, die Addison zu beantworten verschmähte; aber Pope beantwortete sie in seinem „Narrative of the frenzy of John Dennis", worin er unter dem Schein der Freundschaft für Addison diesen selbst verkleinerte. Addison erklärte öffentlich, daß er an diesem „Narrative" keinen Antheil habe und ihn misbillige. Ob Pope gerade hierdurch noch mehr gegen Addison gereizt wurde, läßt sich nicht erweisen; aber daß er Addison haßte, hat er später hinlänglich bewiesen.

Im September 1713 hörte der „Guardian" auf zu erscheinen. Steele politisirte wie toll: er war Mitglied für Stockbridge geworden und nahm sich vor, eine große Rolle im Parlament zu spielen. Der ungeheure Beifall, den „Tattler" und „Spectator" erworben, hatte ihm den Kopf verrückt. Eitelkeit, Ehrgeiz, Parteiwuth rissen ihn zu den ärgsten Verstößen gegen Vernunft und Takt hin; alle besonnenen Mitglieder seiner eigenen Partei misbilligten und beklagten seine Thorheiten. „Der arme Dick", schrieb Addison, „macht mir große Unruhe; ich wünsche, daß sein Eifer für das öffentliche Wohl ihn nicht selbst zu Grunde richte; aber er hat mir sagen lassen, er werde vorwärts gehen, und ich könnte ihm rathen was ich wollte: es werde in diesem Punkte keinen Eindruck auf ihn machen." Steele unternahm eine Zeitschrift, „The Englishman", die Addison nicht unterstützte und die gänzlich fehlschlug. Durch dieses Blatt, sowie durch sein Benehmen im Parlamente, brachte er die Tories so gegen sich auf, daß sie seine Ausstoßung zu bewirken suchten. Die Whigs standen ihm tapfer bei, konnten ihn aber nicht retten. Das Ausstoßungsvotum wurde von allen Leidenschaftlosen als eine tyrannische Ausübung der Gewalt der Majorität angesehen; aber Steele hatte sich doch auch seinen politischen Freunden durch seine Heftigkeit und Tollheit verhaßt gemacht; er errang auch niemals die Stellung wieder, welche er in der öffentlichen Achtung verloren hatte. Um diese Zeit kam Addison auf den Gedanken, dem „Spectator" einen achten Band hinzuzufügen. Im Juni 1714 erschien die erste Nummer der neuen Folge und sechs Monate lang wurden wöchentlich drei Nummern ausgegeben. Welch ein Contrast, der „Englishman" und der neue „Spectator"! Welch ein Contrast: Steele ohne Addison und Addison ohne Steele! Der „Englishman" ist vergessen; der achte Band des „Spectator" enthält vielleicht die schönsten Essays im ernsten und scherzenden Tone, die je in englischer Sprache geschrieben worden.

Der Tod der Königin Anna brachte einen großen Umschwung in den öffentlichen Angelegenheiten zuwege. Die Torypartei war durch innern Unfrieden zerrissen; Harley war zuletzt noch in Ungnade gefallen; man erwartete die Ernennung Bolingbroke's zum ersten Minister: aber die Königin hatte auf ihrem Todtenbette noch den weißen Stab mit schwacher Hand dem Herzog von Shrewsbury gereicht. Georg I. wurde ohne Widerspruch proclamirt. Ein Rath, in welchem die Führer der Whigs Sitz hatten, übernahm die Leitung der öffentlichen Angelegenheiten bis zum Regierungsantritt des neuen Königs; die erste Handlung der Lords Justices war, daß sie Addison zu ihrem Secretair ernannten.*) Als Georg I. den Thron bestiegen hatte, wurde ein neues Ministerium gebildet; die Parlamentswahlen fielen zu Gunsten der Whigs aus; Sunderland ging als Lord-Lieutenant nach Irland und Addison mit ihm zum zweiten Male als erster Secretair. Swift lebte in Dublin. Swift und Addison gehörten anfangs derselben politischen Partei an. Swift's Anwesenheit in London, als noch das Whigministerium unter Anna bestand, und Addison's erster Aufent-

*) Die Wendung, welche die Tories den politischen Anspielungen des Stückes gaben, zeigt am besten der Einfall Bolingbroke's, der in einem der Zwischenacte dem Schauspieler Booth (Cato) in dessen Loge offen vor Aller Augen eine Börse mit 50 Guineen überreichen ließ, zum Danke dafür, daß er die Sache der Freiheit so gut gegen einen perpetuellen Dictator (Cäsar) vertheidigt habe; der „Dictator" ist natürlich auf Marlborough gemünzt.

*) Es gibt eine Tradition, daß Addison mit der Abfassung eines Schreibens an den König nicht zu Stande kam, und daß ein gewöhnlicher Clerk zu Hülfe gerufen werden mußte. Sehr möglich: dergleichen Dinge haben ihre Etiquette, mit der man Bescheid wissen muß.

halt in Irland hatten diesen beiden merkwürdigen Menschen Gelegenheit gegeben, persönlich miteinander bekannt zu werden. Sie schätzten sich gegenseitig: Swift ließ der seltenen Unterhaltungsgabe Gerechtigkeit widerfahren, die sich unter Addison's blödem Benehmen verbarg; und Addison erkannte viel Gutmüthigkeit und Wohlwollen unter dem strengen Blick und Wesen Swift's; denn in der That, der Swift von 1708 und der Swift von 1738 waren zwei ganz verschiedene Menschen. Aber Swift's und Addison's Lebenswege lagen weit auseinander. Die Staatsmänner der Partei überhäuften Addison mit sehr soliden Wohlthaten, Swift luden sie zu Tische ein und thaten weiter Nichts für ihn. Sein Amt verhinderte sie, mehr für ihn zu thun: in den Staatsdienst konnten sie ihn nicht ziehen; und kirchlich befördern konnten sie den Verfasser des „Tale of a tub" nicht wohl, ohne dem Publicum Anstoß zu geben, das ohnehin von ihrer Orthodoxie keine hohe Meinung hatte. Indessen Swift hielt sich für zurückgesetzt, opferte der Rache Ehre und Gewissen, ging zu den Tories über und wurde ihr furchtbarster Kampfgenosse. Er sah nun bald ein, daß seine alten Freunde weniger zu schelten gewesen, als er sich eingebildet hatte; die Abneigung der Königin und der Kirchenhäupter gegen ihn war unüberwindlich; und nur mit äußerster Mühe erhielt er eine geistliche Anstellung von geringem Ertrag und unter der Bedingung, seinen Wohnsitz in einem Lande zu nehmen, das er verabscheute. Durch die jetzige Verschiedenheit ihrer politischen Meinung war zwischen Swift und Addison eine Kälte eingetreten. Sie sahen sich nur noch selten; aber zur Feindschaft kam es zwischen ihnen nie. Swift, der gleich andern Renegaten Nichts heilig zu halten pflegte, der gewöhnlich ein besonderes Vergnügen daran fand, alte Freunde anzugreifen, bewahrte merkwürdigerweise für Addison stets ein Gefühl der Achtung und der Zuneigung. In der Zeit, als Addison nach Irland kam, war Swift's Stellung dort unleidlich geworden. Die Thronbesteigung des Hauses Hanover hatte in England dem Volke seine Freiheiten und in Irland der protestantischen Kaste die Herrschaft gesichert. Dieser Kaste war Swift verhaßter als irgend sonst ein Mensch. Er war in den Straßen von Dublin ausgehöhnt, selbst mit Koth geworfen worden, und konnte nicht wagen, ohne bewaffnete Diener am Strande seiner Gesundheit wegen spazieren zu reiten. Viele, denen er ehemals gedient hatte, überhäuften ihn jetzt mit Spott und Schmach. Man hatte auch Addison den Rath gegeben, sich von dem Dekan von St.-Patricks gänzlich fern zu halten; aber er antwortete: Solchen, deren Treue gegen ihre Partei verdächtig wäre, könnte es vielleicht zu empfehlen sein, sich des Umganges mit politischen Gegnern zu enthalten; aber Einem, der sich seiner Partei auch in den schlechtesten Zeiten standhaft anhänglich gezeigt, könne es keinen Verdacht zuziehen, wenn er in der Zeit des Triumphs einem alten Freunde, der zu den besiegten Tories gehört, die Hand schüttele. Addison's freundliches Entgegenkommen that dem stolzen, grausam verwundeten Geiste Swift's wohl, und die beiden größten Satiriker pflogen wieder freundschaftlichen Umgang miteinander.

Addison blieb nicht lange in Irland. Er erhielt 1715 einen Sitz im Board of trades. In demselben Jahre wurde sein Lustspiel „The drummer" aufgeführt. Der Name des Verfassers war nicht angezeigt worden; das Stück wurde mit Kälte aufgenommen, und einige Kritiker haben mit Unrecht gezweifelt, ob es wirklich von Addison sei. Nach Addison's Tode wurde es wieder aufgeführt, und da man nun den Verfasser kannte, mit lautem Beifall begrüßt. Gegen Ende des J. 1715, während der Aufstand noch in Schottland wüthete, gab Addison die erste Nummer des „Freeholder" heraus, eines Journals, das unter seinen politischen Schriften den ersten Rang einnimmt. Mit der Mäßigung, welche Addison nie verleugnete, und der er auch in diesem Werke ungeachtet der herrschenden Aufregung treublieb, war Steele unzufrieden und gab ein Blatt unter dem Titel „The town talk" heraus, welches ebenso wie seine übrigen Sachen bald vergessen war. Zwischen Pope und Addison wurde um diese Zeit die Spannung immer größer. Pope glaubte sich in mehren Fällen von Addison gekränkt und hinterlistig behandelt: einige Bemerkungen in einem Pamphlet, das man Addison zuschrieb, stachelten ihn vollends auf, und er sandte ihm jene berühmten Verse, deren Grundlage eine in Prosa schon früher entworfene Charakteristik des Atticus bildete, in denen er Addison's wirkliche und andere ihm angedichtete Schwächen lächerlich machte. Addison, der die Satire fühlte und gegen Pope so viele Mittel der Rache in Händen hatte, rächte sich durch Nichts weiter als im „Freeholder" durch eine rühmende Recension der Pope'schen Ilias-Übersetzung, welche eben erschienen war.

Im J. 1716 heirathete Addison die verwitwete Gräfin Warwick, mit der er lange in einem Verhältnisse gestanden, das mit dem Glück oder Unglück seiner Partei geschwankt zu haben scheint. Addison war damals ein vermögender Mann; er hatte einen Bruder beerbt, der in Madrid gestorben war. Er zog nun nach Hollandhouse, das die Gräfin Warwick schon bisher bewohnt hatte: einem Hause, das mehr in Literatur und Politik ausgezeichnete Männer nach und nach zu seinen Bewohnern gehabt hat, als vielleicht irgend ein anderes Privathaus in England. Dort sieht man noch jetzt Addison's Portrait: die Züge sind angenehm, aber von seinem scharfen Geiste verräth das Bild nicht viel. Nicht lange nach seiner Verheirathung erreichte Addison den Gipfel seiner Größe im bürgerlichen Leben; nachdem Lord Sunderland aus der Spaltung im Whigministerium siegreich hervorgegangen war, wurde Addison zum Staatssecretair ernannt. Er lehnte das Siegel ab; man nöthigte es ihm auf; man wußte, daß auf ihn als Redner nicht zu rechnen war: er verdankte seine Ernennung lediglich seiner großen Popularität, seiner fleckenlosen Rechtschaffenheit und seinem literarischen Rufe. Aber seine Gesundheit wankte und nach mehren heftigen Krankheitsanfällen war er im nächsten Frühlinge genöthigt, seinen Posten niederzulegen. Man gab ihm eine Pension von 1500 Pf. St., in welcher Form sagen seine Biographen nicht. Seinen Sitz im Unterhause gab er nicht auf.

Da sich seine Gesundheit einigermaßen wiederherzustellen schien, hoffte er auf ein noch langes, ruhiges Leben und entwarf den Plan zu mancher Arbeit, zu einer Tragödie: „The death of Socrates", zu einer Übersetzung der Psalmen und einer Abhandlung über die Beweise für das Christenthum. Von dem letztern Werke hat er auch einen Theil ausgearbeitet. Aber die Krankheit überfiel ihn bald von neuem, und häusliche und politische Leiden kamen hinzu, um seine letzten Lebenstage zu verbittern. Mit Steele gerieth er noch in einen Pamphletwechsel, da Steele das Ministerium heftig angegriffen und Sunderland Addison aufgefodert hatte, es zu vertheidigen. Addison's Krankheit ging in Wassersucht über; er gab alle Hoffnung auf, verabschiedete seine Ärzte und bereitete sich zum Tode. Die Sorge für die Herausgabe seiner Werke übertrug er seinem Freunde Tickell und dedicirte sie Craggs. Die Zueignung an Craggs ist das Letzte, was er geschrieben hat. Seine letzten Augenblicke waren vollkommen heiter. Er starb den 17. Juni 1719, als er eben in sein 48. Jahr getreten war. 40.

Literarische Notiz.

Zur orientalischen Literatur.

In Paris erschienen vor einiger Zeit: „Les séances de Haidari", historische und elegische Erzählungen von dem Leben und dem Tode der vornehmsten mohammedanischen Märtyrer, ein von dem Abte Bertrand, Mitgliede der Asiatischen Gesellschaft, aus dem Hindustanischen übersetztes Werk, begleitet von der Elegie Biskin's, aus derselben Sprache übersetzt von Garcin de Tassy. Dieses interessante Buch enthält außerdem eine Übersicht der muselmännischen Geschichte von Mohammed bis auf Hussein's Tod, eine Skizze über die muselmännische Religion und insbesondere über die Sekte der Schiiten. 31.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 236. —— 24. August 1846.

Englische Zustände.

Zweiter und letzter Artikel.

(Beschluß aus Nr. 235.)

Als der Aufstand in die Hände der Chartisten überging, entsetzte sich die Mittelclasse, welche ihn selbst veranlaßt hatte. Zuerst hatten die Fabrikherren dem Volke, das nur „spielen" sollte, Brot, Fleisch, Bier in die Straßen hinabgeschickt; die Magistrate hatten thatlos zugesehen; jetzt griff der Magistrat zu den strengsten Maßregeln; die Fabrikherren und die Meister der Arbeiter ließen sich als Specialconstables verpflichten; das executive Comité der Chartisten wurde verhaftet; die Masse des Volkes wurde mit Pelotonfeuer auseinander getrieben. Wer wüßte sich nicht aus diesen Vorgängen eine große Lehre zu ziehen?

Durch diesen Aufstand wurde der Bruch zwischen den Chartisten und den Freihändlern immer größer. Die Letztern konnten noch große Summen zusammenschießen, aber keine Massen mehr zusammenbringen; ihre volksthümliche Grundlage schwand. Dagegen verlor auch der Chartismus von seiner Volksnatur; er wurde das aristokratische Element in den untern Volksclassen. Ganz vortrefflich sagt Venedey:

> Die Führer der Chartisten kämpfen nicht mit dem Volke für das Volk, sondern mit dem Volke für sich. Ich habe nicht wenige Unterleader der Chartisten kennen gelernt, aber nicht Einen, der sein Ansehen nicht dazu benutzte, so rasch als möglich die Fabrik zu verlassen, den Hobel oder Hammer beiseite zu legen und sich einen Kram anzuschaffen, meist einen Zeitungskram, eine Kaffee- oder Theestube, und sich so bessere Tage zu sichern. Sie treten auf diese Weise in der That aus dem Kreise der Arbeiter heraus und in den der Krämer, der Shopkeepers ein. Oft leitet dieser Übergang zu einem weitern, und mehre der Chartistenführer wurden, einmal zu Krämern geworden, eher die Bundesgenossen des Mittelstandes als die ergebenen Vertreter des Volkes.

Erst 1844 kam wieder ein festerer Organisationsplan zu Stande. Es war in Manchester eine National convention of the industrious classes zusammenberufen worden, die einen neuen Organisationsplan der National charter association aufstellte. Danach ist es Zweck der Gesellschaft: „Die Verwirklichung des Volkscharter durch friedliche, gesetzliche und constitutionnelle Mittel zu betreiben." Die Grundsätze des Charter blieben dieselben; die Mittel im Einzelnen sind: öffentliche Versammlungen, Petitionen, Verhandlungen, wohlfeile Schriften und Presse, sowie Einwirkung durch Comités auf alle Wahlen. Es wurde ein executives Comité von fünf Leuten gewählt, und darüber sagt Venedey:

> O'Connor wurde fast einstimmig gewählt; die Abwesenheit jedes bedeutendern Namens der Chartistenführer in dem Comité ist halbwegs Bürge dafür, daß auch diese neue Oberbehörde die Sache der Chartisten nicht sonderlich fördern wird.

Faucher sagt sogar:

> Von der ganzen Bewegung ist Nichts übrig geblieben als eine anarchische Aufgeregtheit, die im Schoose der arbeitenden Classen gährt; und in der andern Classe der Gesellschaft ein tiefgehendes Mistrauen, welches dieselbe in Masse zurück in die Reihen der conservativen Partei führt. Birmingham, das eigentliche Vaterland des Chartismus, hat jetzt für das Unterhaus einen toristischen Candidaten gewählt.

In der Wahl eines torystischen Candidaten für Birmingham sehen wir nun allerdings Nichts, was den Untergang des Chartismus bewiese: sie ist vielleicht gar eine That des Chartismus, denn in der Agitation der Fabrikfrage haben die Chartisten den Hochtories die Hand gereicht; ebenso in der Angelegenheit der Kohlenbergwerke. Im Übrigen aber glauben wir auch an eine allmälige Auflösung des Chartismus: ein anderes Element nimmt ihm den Boden weg. So gut auch die Organisation der Chartisten ist, so hat doch diese Partei bis jetzt fast noch gar keine Erfolge gehabt. Wir sehen im Chartismus die Aristokratie des englischen Proletariats, und eben weil er sich aristokratisch schließt, muß er sich isoliren; die Handwerker, welche im Chartismus zahlreich sind, haben eine Neigung zu den aufsteigenden Classen; ihnen gegenüber entwickelt sich das immer größere Elend des Fabrik- und des Ackerbauerproletariats.

Und hier ist denn der ergiebige Boden für das neue Element, für den Socialismus. Viele Chartisten gehen zu diesem neuen Princip über. Die Socialisten haben in Manchester wie in vielen andern Städten ihre Hall of science. Venedey entwirft freilich ein ziemlich trübseliges Bild von ihren Versammlungen; aber wir wissen einmal, wie er zum Socialismus steht, und wenn er nichts Anderes zu tadeln weiß, so tadelt er, daß die Leute Thee und kein bairisches Bier trinken. In Manchester ist Hr. Watts Leader der Socialisten. In London hat die Lehre Fourier's ihren ersten Vertreter in Hrn. Hugh Doherty gefunden. Der Name verkündet den Irländer.

Er lebte lange in Paris und stand mit den Schülern Fourier's in naher Verbindung. In London begründete er ein Blatt, die „London Phalanx", die aber wieder einging. Während die französischen Fourieristen Pantheisten oder höchstens Deisten sind und mit dem Christenthume Nichts gemein haben, wurde Fourier in England ins Christliche übersetzt und Hr. Doherty begann damit, daß er sagte: „Wir sind Christen und glauben an — die Offenbarung." Fourier muß sogar aufhören ein Franzose zu sein, darum wird gesagt: „Fourier ist kein Franzose, denn die Franzosen sind gewöhnlich Ketzer, Unchristen, Voltairianer, und Fourier ist ein — guter Christ." Was Venedey zur Widerlegung des socialistischen Princips beibringt, glaube ich übergehen zu dürfen. Die socialistische Agitation geht in England rasch vorwärts. Wenn die Arbeiter fürs erste auch ihren Charter durchsetzen, so werden sie bis dahin doch noch Manches gelernt haben. Die englischen Socialisten fodern, nach Engels, die allmälige Einführung der Gütergemeinschaft in „Heimatscolonien" von 2—3000 Menschen, welche Industrie und Ackerbau treiben, gleiche Rechte und Erziehung genießen, Erleichterung der Ehescheidung und Einführung einer vernünftigen Regierung mit vollständiger Meinungsfreiheit, und Abschaffung der Strafen, die durch vernünftige Behandlung des Verbrechers ersetzt werden sollen. Dies sind die praktischen Vorschläge der englischen Socialisten. Diese Socialisten sind durchaus zahm und friedfertig, und erkennen die bestehenden Verhältnisse, so schlecht sie sind, doch insofern als gerechtfertigt an, als sie jeden andern Weg als den der öffentlichen Überzeugung verwerfen. Der englische Socialismus, sagt Engels, der in seiner Basis weit über den französischen Communismus hinausgeht, in der Entwickelung aber hinter ihm zurückbleibt, wird einen Augenblick auf den französischen Standpunkt zurückgehen müssen, um später über ihn hinauszugehen.

Man findet bei Faucher eine meisterhafte Charakteristik der englischen Mittelclasse und ihrer Stellung. Indem er sie mit der französischen vergleicht, kommt er zu folgendem Resultate:

Die Macht der Mittelclasse beruht in Frankreich zu gleicher Zeit auf den Städten und auf dem Lande; der Titel ihres Besitzes ist ein allumfassender. Sie nimmt die obern Classen in sich auf, sodaß diese sich nicht mehr von dem Allgemeinen absondern, und sie senkt ihre Wurzeln in die untern Classen, bis man keinen Punkt des Zusammenstoßes, keine Linie der Trennung mehr bemerkt. In England hat die Mittelclasse weder diese Ausdehnung noch diese Macht; sie ist stark, aber sie ist nicht die stärkste, und die Regierungsgewalt ruht in andern Händen. Um diese untergeordnete Stellung des englischen Mittelstandes zu begreifen, braucht man nur sein Verhältniß zu den übrigen Classen näher ins Auge zu fassen. Unzweifelhaft herrscht er in den Städten und die Städte in Großbritannien sind zahlreicher, bevölkerter, gewerbfleißiger als in allen andern Ländern; aber die Bourgeoisie ist von dem offenen Lande ausgeschlossen und hält also blos eine der beiden Seiten der gesellschaftlichen Ordnung besetzt.

In dem Kampfe gegen die Getreidegesetze, in der Anti-cornlaw league hat der englische Mittelstand alle seine Kräfte concentrirt; die Geschichte der League ist die neueste Geschichte des englischen Mittelstandes. Und soeben sehen wir das großartige Schauspiel ihres Sieges! Die Folgen sind noch unübersehbar; die Aristokratie hat eine neue, große Schlacht verloren. Nachdem die englische Bourgeoisie 40 Jahre hindurch die Parlamentsreformen verlangt hatte, strebte sie nun, die Handelsreformen herbeizuführen; und nahm die Abschaffung der Getreidegesetze zur Grundlage derselben. Nachdem der Mittelstand die Aristokratie in ihren politischen Einflüssen angegriffen hatte, wendete sie ihre Streitkräfte gegen die materiellen Interessen des großen Grundbesitzes und errang einen Sieg!

Seit Faucher und Venedey über die Getreidegesetze und die Anti-cornlaw league geschrieben, hat sich der Stand der Frage also wesentlich verändert, und die Thatsache des Sieges spricht stärker für die Macht der englischen Bourgeoisie als eine genaue historische Entwickelung ohne ein bestimmtes Resultat. Diese historische Entwickelung der Getreidegesetzfrage ist bei Venedey und Faucher nachzulesen, der Eine mit dem Andern zu vergleichen, der Eine durch den Andern zu ergänzen. Wir glauben dieselbe, die Geschichte und die Operationen der League, hier füglich übergehen zu dürfen, da das Allgemeine derselben unsern Lesern schwerlich unbekannt sein wird. Durch den Sieg der Bourgeoisie über die Interessen der alten Landaristokratie ist sie selbst zu einer geschlossenen Aristokratie geworden, und Faucher bezeichnet diesen Übergang folgendermaßen:

Die Organisation dieser neuen Aristokratie hat schon große Fortschritte gemacht. Nicht allein daß sich die Capitalien im Handel und in der Industrie bei Einzelnen dergestalt ansammeln, daß sie eine mit der Grundaristokratie rivalisirende Stellung einnehmen; nicht allein, daß der Fabrikherr, der Banquier und der Rheder ebenfalls ihre Clientelle von Vasallen haben, die von ihnen durch die Arbeit abhängig sind: sondern die Industrie hat auch so gut wie der Grundbesitz eine religiöse Waffe. Während die anglicanische Kirche ihre Einkünfte von dem Zehnten der Bodenerzeugnisse bezieht, stehen die Methodisten, eine andere als politisches Institut bestehende und stark organisirte Kirche, im Solde der Fabrikherren. Während die anglicanische Geistlichkeit jede Agitation gegen die Getreidegesetze zurückwies, hat die Geistlichkeit der Methodisten und Independenten in einer Art von Concil, welches 1843 in Manchester von mehr als 700 Geistlichen abgehalten wurde, diese Gesetze verdammt. Aristokratie gegen Aristokratie und Altar gegen Altar: Das ist das Geheimniß dieses Kriegs.

Besser als von Faucher ist die englische Aristokratie nicht leicht geschildert worden. Diese Schilderung ist einer der vortrefflichsten Theile seines Werkes; er faßt zuweilen dieselben Gedanken scharf und bündig zusammen, von denen Venedey bei seinen historischen Studien geleitet wird und die, seinen übrigen Betrachtungen so häufig den Ausschlag gebend, hervortreten. Faucher sagt:

Nichts in England Bestehendes wird deutlich, wenn man von der Aristokratie absieht, und die Aristokratie ist der Schlüssel zu allen socialen Anomalien. Man muß von der Ungleichheit, als allgemeinem Princip ausgehen, um England zu begreifen; ebenso wie man, um Frankreich zu verstehen, niemals die Foderungen der Gleichheit aus dem Auge verlieren muß. Im britischen Reiche springt die Ungleichheit zwischen den Königreichen, aus denen es besteht, und in jedem Königreiche zwischen den verschiedenen Classen der Bevölkerung in die Augen.

Die drei Königreiche vertreten drei verschiedene Racen, drei Gesellschaften, drei Gesetzgebungssysteme und, man könnte fast sagen, drei Regierungen. Das englische Volk, als das stärkste, geographisch am meisten begünstigte und zum Befehlen am meisten geeignete, hat sich, wie Faucher sagt, den Löwentheil zugelegt; der Schotte ist in dem Verein als untergeordnetes Mitglied und Hülfsarbeiter zugelassen; Irland wird wie ein erobertes Volk betrachtet. Neben den nationalen Unterschieden beruht allerdings die Einheit des Reichs in den vom Parlament vertretenen großen Staatsgewalten; aber diese Gesetze tragen nicht den Charakter der Allgemeinheit: sie gestatten Ausnahmen und Kategorien. Man gehorcht der Executivgewalt ebenso in Schottland und Irland wie in England, aber diese Executivgewalt regiert die drei Völker nicht in derselben Form und durch dieselben Mittel.

Im Oberhaus sitzen nämlich die englischen Pairs durch erbliches und persönliches Recht; die 28 irländischen Pairs sind auf Lebenszeit gewählt; die 16 schottischen Pairs nur auf die Dauer einer Parlamentssession. Die englische Pairie begründet also ihre Prärogative in der Erblichkeit; die schottische und irländische geht dagegen aus der Wahl hervor. Die Pairs von Schottland und Irland bilden also im Oberhause eine Art von zweiter Kammer: sie sind nur mit einer von Andern übertragenen Macht ausgestattet. Die Bank der Bischöfe ist ganz und gar für die anglicanischen Prälaten bestimmt. Die Presbyterialkirche Schottlands, eine Staatskirche wie die anglicanische, aber ohne Bischöfe, also ohne Aristokratie, ist natürlich vom Oberhause ausgeschlossen. Die katholische Kirche Irlands aber, eine lang geächtete Kirche, kann nicht, wie Faucher sagt, in das Parlament eintreten, ohne einen fremden oder gar zerstörenden Bestandtheil in die Constitution zu bringen.

Im Unterhause sind die Ungleichheiten nicht unbedeutender. England hat bei einer Bevölkerung von 15,000,000 Seelen 771,840 Wähler und 471 Parlamentsmitglieder; Schottland aber bei einer Bevölkerung von 2,620,448 Menschen nur 47,772 Wähler und 53 Parlamentsmitglieder; Irland endlich, welches am tiefsten auf der parlamentarischen Stufe steht, hat nur 109,995 Wähler und 105 Parlamentsmitglieder bei einer Bevölkerung von 8,175,238 Menschen. Würde eine gleichmäßige Parlamentsrepräsentation zwischen den drei Ländern eingeführt werden, während jetzt die 158 Parlamentsmitglieder für Irland und Schottland weit hinter den 471 englischen Parlamentsrepräsentanten zurückbleiben, dann verlöre England allerdings bald seine Oberherrschaft, welche durch die Reformbill nur sehr wenig geschwächt worden ist.

Faucher verfolgt diese Ungleichheit bis in die Bedingungen der Wählbarkeit, bis in die Executivgewalt und in das Justizsystem. Alsdann sagt er:

Während England die beiden Königreiche, die mehr mit in sein Schicksal hineingezogen als damit vereinigt sind, ausbeutet, sieht die oberste Classe Englands in den unter ihr stehenden Classen Nichts als nothwendige Werkzeuge ihrer eigenen Größe.

Und Dies bezeichnet in Wahrheit den Standpunkt der englischen Aristokratie. Durch die Verbindung des Erstgeburts- mit dem Substitutionsrechte erhält sie sich fortwährend in dem Besitze des Bodens; der Besitz des Bodens verschafft ihr politischen Einfluß und durch den politischen Einfluß wird es ihr leicht gemacht, die jüngern Söhne der großen Häuser zu versorgen, welche durch die Gesetze von der Immobiliarerbschaft ausgeschlossen werden. Die Aristokratie vergrößert ihre Macht, wo sie nur ihr Vermögen zu mehren glaubt. Hat der ältere Familienzweig Verluste erlitten, so wird die Lücke bald wieder durch Pfropfreiser ausgefüllt, die dem jüngern Zweig entliehen werden. Durch eine glückliche Ausnahme, sagt Faucher, vereinigt die englische Aristokratie in sich selbst die beiden Elemente der Macht, die man sonst nur bei der Verbindung der Aristokratie mit der Demokratie findet:

Es wohnt ihr eine erhaltende und fortschreitende Macht bei; sie bildet zu gleicher Zeit die unerschütterlichsten Schranken und die Macht, welche sich mit der größten Leichtigkeit erneuert: sie ist immer dieselbe und ewig jung, kurz: die kräftigste Organisation, die jemals das politische Genie aus sich heraus erzeugt hat.

Wenn Faucher sagt:

Wenn die Aristokratie heute unterginge und mit ihr die politische Überlieferung und der politische Geist, so würde dem englischen Volke immer noch der starke und tüchtige Charakter bleiben, den ihm die Aristokratie gegeben hat.

so steht er hier in einem directen Gegensatze zu Venedey, der bei seiner ganzen geschichtlichen und politischen Betrachtung Englands von dem Gedanken ausgeht: daß der Aristokratismus, sowol von oben herab wie von unten herauf, die Grundkräfte der englischen Nation beeinträchtigt habe. Wir wollen mit den Worten unsers deutschen Demokraten schließen:

Ich kam mit einer großen Meinung über das englische Volk in England an. Diese Meinung änderte ihren Gegenstand. Die englische Nation wurde in ihrer äußern Gewalt und Macht fast noch größer als ich mir sie gedacht hatte, — das Volk aber in seinem innern politischen und gesellschaftlichen Leben und Treiben sank, je tiefer ich in seine Zustände hineindrang, von Stufe zu Stufe immer tiefer von der Höhe herab, auf der ich es zu finden hoffte. Das politische, das officielle England, — die Nation, — ist groß, frei, mächtig und reich; das nicht politische, nicht officielle England, — das Volk, — niedergedrückt, geknechtet, ohnmächtig und arm. Die Nation ist im Staatsleben Englands Alles, das Volk Nichts.

Venedey hat hier ein Wort gesprochen, dem eine tiefere Bedeutung inneliegt als er vielleicht selbst zugeben möchte. Die Nation in England ist Alles, das Volk ist Nichts. Das Volk ist nicht nur politisch ein Nichts, sondern auch social ein solches Nichts, eine unberücksichtigte Masse! Aber das Volk fängt an, nicht nur politisch, sondern auch social ein Etwas werden zu wollen. Demjenigen, der diese Thatsache kennt, prüft und verfolgt, wird es nicht entgehen, daß England allmälig eine ganz neue Periode seiner Geschichte vorbereitet. England hat in der Politik und im Industrialismus immer einen großen Vorsprung vor Europa gehabt: wird es social zurückbleiben können? Immerhin mag

man die Abschaffung der Getreidegesetze schon als einen Schneeball betrachten, der sich allmälig und unaufhaltsam zu einer donnernden Lawine vergrößert! Um den Untergang Englands ist uns wenig bange. Ein so großer Aufwand von Kräften und eine so ungeheure Energie kann für die wunderbare, gestaltenvolle Zukunft der europäischen Menschheit nicht verloren gehen! 28.

Bibliographie.

Bouché, J. B., Christus und der Papst, oder das Evangelium und seine Diener. Deutsch von L. Hain. Leipzig, Naumburg. Gr. 8. 12½ Ngr.

Boucher, A., Dramatische und romantische Geschichte der Jesuiten von der Gründung des Ordens bis auf unsere Tage. Nach dem Französischen. 2ter Band. Tübingen, Osiander. Gr. 8. Beide Bände 2 Thlr. 15 Ngr.

Buß, Der Unterschied der katholischen und der protestantischen Universitäten Deutschlands, die Nothwendigkeit der Verstärkung der dortigen 6 katholischen Universitäten gegenüber den 16 protestantischen, insbesondere der Erhebung der ihrem katholischem Princip entrückten Universität Freiburg zu einer großen rein katholischen Universität teutscher Nation. Freiburg im Br., Herder. Gr. 8. 1 Thlr. 5 Ngr.

Büttner, J. G., Die hochdeutsche reformirte Kirche in den Vereinigten Staaten von Nordamerika von ihrer Gründung bis auf die neueste Zeit. Schleiz, Bockelmann. Gr. 8. 20 Ngr.

Aktenmäßige Darstellung merkwürdiger Kriminalrechtsfälle aus der deutschen Schweiz, mit belehrenden Bemerkungen in Rücksicht auf die Untersuchungsführung. Vorzüglich bearbeitet für Untersuchungsbeamte rc. der deutschen Schweiz und herausgegeben von K. Pfyffer und J. B. zur Gilgen. Zürich, Schultheß. Gr. 8. 1 Thlr. 12½ Ngr.

Dumas, A., Denkwürdigkeiten eines Arztes. Deutsch von A. Diezmann. 1ster Band. Leipzig, Vereinsverlagsbuchhandlung. 8. 10 Ngr.

— — Memoiren eines Arztes. Deutsch von F. W. Bruckbräu. 1ster Theil. Augsburg, v. Jenisch u. Stage. Gr. 12. 12 Ngr.

— — Dasselbe Buch. Frei übersetzt von A. Schneider. 1ster Band. 1ste und 2te Lieferung. Berlin, Sacco. Kl. 8. à 4 Ngr.

Groß-Hoffinger, A. J., Das galante Wien. Sittengemälde. Zwei Bände. Leipzig, Hartknoch. 8. 4 Thlr.

Hamâsa oder die ältesten arabischen Volkslieder, gesammelt von Abu Temmâm, übersetzt und erläutert von F. Rückert. 1ster Theil. Stuttgart, Liesching. Gr. 8. 2 Thlr. 5 Ngr.

Helfferich, A., Die Metaphysik als Grundwissenschaft. Ein Leitfaden. Hamburg u. Gotha, F. u. A. Perthes. Gr. 8. 1 Thlr.

Henry, P., Das Leben Johann Calvin's. Ein Zeugniß für die Wahrheit. Hamburg und Gotha, F. und A. Perthes. Gr. 8. 2 Thlr. 4 Ngr.

Ideen über die zweckmässigste Einrichtung von Gemälde-Gallerien und Cabinetten. Von einem Kunstfreunde. Prag. 1845. Gr. 8. 5 Ngr.

Alter und neuer Katholizismus, oder Philosophie, Religion und Gesellschaft. Aus den Papieren eines Priesters. Winterthur, Literarisches Comptoir. 8. 1 Thlr.

Liesen, E., Gedichte. Leipzig, Voigt und Fernau. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Marheineke, P., Die Reformation, ihre Entstehung und Verbreitung in Deutschland. Dem deutschen Volk erzählt. Berlin, Klemann. Kl. 8. 5 Ngr.

Novalis Schriften. Herausgegeben von L. Tieck und E. v. Bülow. 3ter Theil. Berlin, Reimer. 8. 1 Thlr. 0 Ngr.

Piper, F., über einige Denkmäler der königl. Museen zu Berlin, von religionsgeschichtlicher Bedeutung. Ein Vortrag. Berlin, Schroeder. Gr. 8. 6 Ngr.

Solms-Braunfels, C., Prinz zu, Texas. Geschildert in Beziehung auf seine geographischen, socialen und übrigen Verhältnisse, mit besonderer Rücksicht auf die deutsche Colonisation. Frankfurt a. M., Sauerländer. Gr. 8. 1 Thlr.

Deutsche Sprach-Denkmale des 12. Jahrhunderts, zum erstenmale herausgegeben von *Th. G. v. Karajan*. Wien, Braumüller und Seidel. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Stulc, W., Erinnerungsblumen auf den Wegen des Lebens. Aus dem Neucechischen übertragen von J. Wenzig. Prag, Ehrlich. 8. 20 Ngr.

Wangenheim, F. T., Marguerite Mercier. Novelle aus der Criminalrechtspflege in Frankreich. 1697—1701. Braunschweig, Meyer sen. 8. 20 Ngr.

Westphalen, N. A., Geschichte der Haupt-Grundgesetze der Hamburgischen Verfassung. 3ter Band. Anhang: Geschichte des Entwurfs der Hamburgischen Kirchenordnung von 1710. Hamburg, Perthes-Besser und Mauke. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Tagesliteratur.

Benfey, R., Die Stellung des fortgeschrittenen Juden zu der freien evangelischen Gemeinde. Halle, Kümmel. Gr. 8. 6 Ngr.

Böcker, Über das Princip der Enthaltsamkeitsvereine oder was thut den Enthaltsamkeitsvereinen noth? Elberfeld, Bädeker. Gr. 8. 20 Ngr.

Brauner, R., Drei Predigten am 5. und 6. Sonntag nach Ostern und am Himmelfahrtstage vor der deutschkatholischen Gemeinde zu Berlin gehalten. Berlin, Hermes. Gr. 8. 2 Ngr.

Die Dresdener Deutschkatholiken haben die Lehren der heil. Schrift geschmäht. Rechtfertigung des Berichtes im sächs. Volksblatte (No. 42) über die Jubilate-Predigt des Hrn. Dr. phil. E. Bauer. Dresden, Naumann. 8. 2½ Ngr.

Dreer, J. G., Über die Leiden der Kirche in unseren Tagen. Fünf Ölbergs-Predigten. München, Lentner. Gr. 8. 8 Ngr.

— — Sind religiöse Orden ein Bedürfniß auch unserer Zeit, und ist es insbesonders der Orden der barmherzigen Schwestern? Eine Rede. München, Lentner. Gr. 8. 2 Ngr.

— — Über drei Sterne, die da leuchten als göttliche Wegweiser zur himmlischen Heimath dem demüthigen Herzen. Predigt. 2te Auflage. München, Lentner. Gr. 8. 2 Ngr.

Der Feldmarschall Ruckwärts, Commandeur des ABC-Schützen-Corps. Oder der zum Schullehrer avancirte Unterofficier. I. Antwortschreiben auf das „Sendschreiben eines rheinischen Schullehrers an seinen Collegen in Schlesien." II. Gedichte über den Unterofficier als Schullehrer u. s. w. Linz am Rhein. Gr. 8. 10 Ngr.

G. G. Gervinus, die protestantische Geistlichkeit und die Deutsch-Katholiken. Mit Bezug auf die unter diesem Titel erschienene Schrift Dr. Schenkel's. Freiburg, Emmerling. 8. 4 Ngr.

Funk, Mein Glaubensbekenntniß, in unbefangener Huldigung der Wahrheit und des Lichts niedergeschrieben. Vorgetragen in der neuprotestantischen Gemeinde von Dr. Rupp in Königsberg. Leipzig, Friese. 8. 4 Ngr.

Langenberg, E., Zur Biographie Dr. F. A. W. Diesterweg's. Elberfeld, Bädeker. Gr. 8. 10 Ngr.

Missionsstreit. (Gedicht.) Regensburg, Manz. Kl. 8. 7½ Ngr.

Schell, F. J., Die Prinzipien des Deutsch-Katholizismus. Zwei Anreden. Frankfurt a. M., Koerner. Gr. 8. 2 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 237. —— 25. August 1846.

Geschichte des Ursprungs und der Entwickelung des französischen Volkes oder Darstellung der vornehmsten Ideen und Facten, von denen die französische Nationalität vorbereitet worden und unter deren Einflusse sie sich ausgebildet hat. Von Eduard Arnd. Drei Bände.

Zweiter und letzter Artikel. *)

Der erste Band dieses Werkes hatte die französische Geschichte in den Momenten, welche den Verf. hauptsächlich beschäftigten, bis an den beginnenden Ausgang des Mittelalters, den Anfang des spätern Mittelalters und bis zu dem Erlöschen der directen Nachkommen Hugo Capet's begleitet. Der zweite Band hat es mit der Übergangsperiode zu dem ersten Abschnitte der neuern Zeit zu thun, was sich äußerlich mit der Regierung des Hauses Valois abschließt.

Hier stellt der Verf. zuvörderst dar, wie die Erhebung der Seitenlinie Valois auf den französischen Thron durch die Umstände, von denen sie begleitet worden, eine Begebenheit von großer Bedeutung gewesen sei. Er sucht Dies zuvörderst in der, im Vergleich zu dem frühern Mittelalter, schärfern und hauptsächlich bewußtern Individualisirung der Völker, die sich für den Westen Europas in den neu beginnenden langen Kriegen zwischen England und Frankreich aussprach. Er zeigt, inwiefern bis dahin das theokratisch-feudale System den Keim eines eigenthümlichen nationalen Daseins in der Blüte behindert, wie aber jenes System in Frankreich schon damals nur noch in seinen Formen und als Schatten einer sich zurückziehenden Vergangenheit bestand und das Königthum die vorherrschende Form des politischen Lebens in Frankreich wurde. Das nationale Bewußtsein aber konnte sich nur im Kampfe mit einem anders gearteten Volke entzünden. So erklärt wenigstens der Verf. die Erscheinung, daß eben in der Zeit, wo einzelne Nationen anfangen, aus ihrer politischen Isolirung des Mittelalters herauszutreten und miteinander in Contact zu kommen, die Unterschiede der Nationalität sich schärfer herausstellen und zum Theil zum Nationalhaß steigern. Wir meinen, die Unterschiede sind nicht nur schon früher vorhanden gewesen, wie auch der Verf. anerkennt, sondern sie waren stärker vorhanden und haben sich mitten im Kampfe vielfach abgeglichen; aber sie traten erst scharf und deutlich hervor, als die Nationen sich gegeneinander stellten. Auch läuft wol einige Verwechselung der Nationalität im engern Sinne, nämlich des Volksthums, und des Nationalinteresses mit unter. Die mehr durch die Schriftsteller verschuldete als wirkliche Armuth unserer politischen Sprache, welche so Verschiedenes mit demselben Wort bezeichnet und die so nöthige strenge Unterscheidung der Begriffe erschwert, ist oft wahrhaft zum Verzweifeln und auch politisch höchst schädlich. Der Verf. zeigt weiter, wie im 13. Jahrhundert in England und Frankreich, deren herrschende Stände bis dahin so viel Verwandtschaft gehabt, eine durchgreifende Änderung eingetreten ist. In Frankreich zerstörten die Könige allmälig das Recht des geistlichen und des weltlichen Herrscherstandes und zogen die Städte in ihren Kreis; in England dagegen beschränkten der Adel und die Kirche das Umsichgreifen der Krone, nahmen aber zugleich die Städte in ihren Bund auf und dehnten überhaupt einen großen Theil ihrer politischen Rechte und Freiheiten auf den dritten Stand aus. Der kleinere Adel begann in England mit dem höhern Bürgerstande zu verschmelzen und es schied sich eine Classe großer Barone aus. Das germanische Element kam empor. Dies Alles zeigt der Verf. sehr richtig und bewährt sich als scharfer politischer Beobachter. Nur hätten wir das Warum dieser Unterschiede gleichfalls erklärt zu sehen gewünscht. Sie selbst sind richtig und waren auch da vorhanden, wo es schien, als ob so verschiedene Wege auf dasselbe Ergebniß geführt hätten: wie nämlich das englische Parlament unter den Tudors und ersten Stuarts nicht viel mehr bedeutete, als die französischen Reichsstände. Der letzte Grund dürfte aber doch viel früher als im 13. Jahrhundert zu suchen sein und schon da bestanden haben, wie in den herrschenden Ständen beider Länder noch so große Ähnlichkeit war. Darin hat der Verf. Recht, daß England, eben weil es die Aristokratie nicht brach und entkräftete, sondern sie zum Besten des Ganzen benutzte, bei dem Regierungsantritte der Valois in seiner innern Entwickelung weiter vorgeschritten war als Frankreich. Noch andere Umstände begünstigten England. Es machte sich früher mit der neu auftauchenden Geld-

*) Vergl. den ersten Artikel in Nr. 182—185 d. Bl. D. Red.

macht vertraut. Es bewahrte dabei einen thatkräftigen kriegerischen Sinn, und schon damals zeigte sich der Charakter des kriegerischen Handelsvolkes, dieser Karthaginenser der neuern Zeit, welche höher stehen als die der Alten, weil sie höhere Tugenden und weil sie auch die Freiheit mit ihren Gaben und Richtungen verbinden, während die Nachahmer Roms viel früher in seinen Sittenverfall zu gerathen scheinen, als sie seinen Ruhm und seine Größe erstrebt haben.

Im Übrigen fing sich die Periode noch ganz friedlich an. Eduard III. kam nach Amiens und leistete für den Rest der englischen Besitzungen auf dem Festlande die lehnrechtliche Huldigung. Es war dies aber der letzte Act dieser Art, und der Verf. macht mit Recht auf die Erscheinung aufmerksam, daß die englischen Könige für Frankreich viel gefährlicher wurden, als dieses fast die ganzen früher englischen Besitzungen auf dem Festlande erobert hatte, denn in der Zeit, als sie die Hälfte von Frankreich besaßen. So groß war das Gewicht der innern Vorschritte. Wir übergehen nun in der Hauptsache Alles, was sich auf die äußern Vorgänge, namentlich der beginnenden englisch-französischen Kriege bezieht, und machen vornehmlich nur auf die beigemischten Specialerörterungen aufmerksam. Das Schloß von Vincennes gibt ihm Anlaß, darauf hinzudeuten, wie hier auch Philipp VI. den höhern Adel an seine Nähe und seinen Hof zu fesseln liebte: ein Verhältniß, das nur während der englischen Kriege und der finstern Regierung Ludwig's XI. unterbrochen wurde; das übrigens, bei aller politischen Klugheit, doch ein wohlthätiges inneres Band der Gesellschaft schwächte. Der unabhängige Landadel braucht nicht illoyal zu sein und ist doch viel nützlicher und respectabler als der Hofadel. Übrigens, bei allem feudalen und ritterlichen Scheine, begriff doch Philipp von Valois das Königsthum in ernsten Verhältnissen als eine von der Lehnswelt völlig verschiedene, ihr ursprünglich überlegene Macht. Sein Verfahren aber war vielfach im Innern hart, nach außen treulos, sein Charakter eine Mischung von Kraft und List, worin Gerechtigkeit und Milde nur geringen Raum einnahmen. In seiner Zeit beginnt das politische Unglück Frankreichs, welches ihm die Siege der Engländer bereiten und das sich dann zunächst in die Regierung seines Sohnes Johann verpflanzt. Dieser, von dem Adel geliebt und von dem Volke nicht gehaßt, verdankt, sagt der Verf., diese günstige Stimmung mehr seinen Fehlern als seinen Vorzügen. Er war von natürlich edlem Sinne, wenn er auch, durch das Unglück der Zeiten verdüstert, zuweilen zu Härte und Ungerechtigkeit getrieben wurde. Sein größter Fehler war ein gänzlicher Mangel an Festigkeit, Vorsicht und Klugheit. Maßlos freigebig und allen Bitten zugänglich, hat er Viel zur Verwirrung der französischen Finanzen und des ganzen Staatswesens beigetragen. Das außerordentliche Unglück seiner Gefangenschaft drängte unter der Regentschaft des Dauphin zu einer großen Reformmaßregel, welche an die frühern englischen Vorgänge erinnert, aus denen die Parlamentsregierung hervorgegangen ist, die aber in Frankreich, obwol sich in manchen Einzelheiten erhaltend, im Ganzen zu keiner dauernden Anwendung gebracht werden konnte. Sie stand, bemerkt der Verf., mit den Grundsätzen, auf welche die französische Nationalität gestellt worden, mit dem Geiste ihrer bisherigen politischen Entwickelung in einem zu großen Widerspruche. Sie stand, meinen wir, mit dieser ganzen französischen Nationalität in Widerspruch, die wir nicht für absolut-royalistisch ausgeben wollen, welche aber für eine würdige Belebung solcher Institutionen, wie England sie besitzt, nicht geeignet ist. Bezeichnend sind die Vorgänge in Paris, die politische Rolle, welche auf einmal sein Bürgerstand, wie so oftmals nachher in großen politischen Verwirrungen, damals unter Vortritt Stephan Marcel's spielt; wie er doch das Bedürfniß eines Mannes und Kriegers von hoher Geburt fühlt; wie nun Karl der Böse von Navarra, ungeachtet er seinen Beinamen verdient, eine Zeit lang das Idol der Pariser wird; wie jetzt auf einmal die momentane politische Bedeutung der pariser Commune in die feudale und kirchliche Gesellschaft des 14. Jahrhunderts Erinnerungen an die demokratischen Formen Griechenlands und Roms einführte; wie bald alle Theile einander täuschen und bunte, gewaltthätige und treulose Verwirrung einbricht; wie aber noch die Provinzen kräftig genug sind, um sich gegen das Treiben der Hauptstadt zu erheben; wie in diese Verwirrungen auch noch der Aufstand des gedrückten Landvolks, der Jacquerie, fällt und endlich die Sache wieder ins alte Gleis kommt, als sei gar Nichts vorgegangen. Der endlich aus der Gefangenschaft erlöste König ward mit Begeisterung empfangen und hatte wol noch blutende Wunden, die das vorhergegangene Unheil geschlagen, zu heilen, aber doch nicht eine völlige Anarchie zu ordnen. Auch er war persönlich muthig, voll Hang zu Gefahren und Abenteuern, edel, aber schwach und aller planvollen Klugheit und Umsicht entbehrend. Indeß, die Vorsehung bestimmte dem durch große Drangsale erschöpften Lande, dem noch größere bevorstanden, einen Halt- und Ruhepunkt, ohne welchen es vielleicht rettungslos verloren gewesen wäre. Den gab die Regierung Karl's V., des Weisen. Körperlich geschwächt, besaß er eine unerschütterliche, nie ermüdende geistige Thätigkeit, die mit Verstand geleitet ward. In Bertrand Duguesclin fand er den ersten französischen Kriegsmann, welcher den Namen und Ruf eines Feldherrn verdient hat. Die Erneuerung der französischen Macht erschien den Zeitgenossen wie eine Art Wunder, war aber doch in mancher Beziehung mehr scheinbar als wirklich. Die Verarmung und Erschöpfung des Volkes war mehr verhüllt als beseitigt und die sittlichen Verhältnisse hatten nicht wenig gelitten. Am Ende dieser Regierung zogen der Aufstand der wider das Recht und ihre Wünsche mit Frankreich vereinigten Bretagne und das päpstliche Schisma als schlimme Zeichen die Blicke auf sich. Im Übrigen, bemerkt der Verf., trat in Karl V. zuerst der Typus eines modernen Königs hervor, und wir können

ihm in Betracht der Züge Recht geben: daß Karl von seinem Cabinet aus regierte, der Krieg ein Mittel für ihn war, das Geld unter ihm eine große Rolle spielte, er immer den Umständen nach verfuhr, seine Werkzeuge geschickt zu wählen wußte, selten aber selbst unmittelbar handelnd auftrat. Er erscheint kalt, bedächtig und in seinem ganzen Walten weder von einem politischen noch von einem religiösen Glauben erfüllt. Letzteres wird doch hoffentlich nicht zum Typus der modernen Könige gehören? Und ob es zum Typus der Könige überhaupt gehört, daß sie, wie der Verf. Karl V. nachrühmt, dankbar sind? Dankbarkeit ist eine gar seltene Tugend, bei Fürsten wie bei Völkern! Der Verf. sagt nun (II, 70):

Die Regierung Karl's VI. ist, die ersten Jahre der französischen Revolution vielleicht ausgenommen, die dramatischste, zugleich aber die unglücklichste Epoche in den langen und reichen Annalen dieses Volkes. Die größte äußere Beweglichkeit des gesammten Lebens, verbunden mit seiner größten innern Entkräftung, ist in der Geschichte dieses Landes nie mehr so erschienen. Das Land wurde dermaßen von allen möglichen Übeln, einheimischen Kriegen unter verschiedenen Factionen, die um so verheerender wirkten, da Glieder des regierenden Hauses an ihrer Spitze standen, und zugleich von einem fremden Eroberer heimgesucht, sodaß sich eine Epoche ähnlicher Calamitäten in der Geschichte keines andern Landes, Deutschland im Dreißigjährigen Kriege abgerechnet, wiederfindet.

Wir haben diesen meist äußerlichen Vorgängen nicht zu folgen, heben aber hervor, daß der Verf. an schicklicher Stelle sich veranlaßt findet, eine Darlegung des ältern und neuern Charakters des burgundischen Staats einzuschalten; daß ihn ferner die Rolle, welche die pariser Bürger auch diesmal wieder übernehmen, zu einem Blick auf den Tiers-Etat des 15. Jahrhunderts leitet. Hier sagt er (II, 114):

Dieser Tiers-Etat, der später in Frankreich alle übrigen Classen theils in sich aufzunehmen, theils zu verwandeln bestimmt war, bestand im Anfange des 15. Jahrhunderts großentheils aus einer unwissenden und unbegüterten Menge von Krämern und Handwerkern. Die unter ihnen, welche, vom Glücke begünstigt, zu größerm Wohlstande emporstiegen, kauften meist adelige Grundstücke und traten dadurch, ohne sich deshalb ganz von ihrem Stande zu trennen, in eine nur entfernte Beziehung zu demselben. Andere wurden Beamte und Räthe der Krone, Mitglieder des Parlaments. Noch Andere traten in die Reihen der Kirche ein und schieden dadurch gänzlich aus dem Tiers-Etat heraus. Was diesem blieb, war die Masse der Ärmern und Unwissenden, und diese wurde in Zeiten der Bewegung von einzelnen ehrgeizigen Häusern, dem Namen nach zu ihrem Stande gehörig, dem Wesen nach ihm fremd, im Interesse einer der kämpfenden Parteien, nur selten in dem des Rechts und der Ordnung geleitet. Hätte sich der Tiers-Etat des 14. und 15. Jahrhunderts als ein durchaus eigener, unabhängiger, abgesonderter Stand, wie es bei dem Auftreten der freien Communen im 12. Jahrhundert das Ansehen hatte, ausbilden können, und wie es einst die Plebejer in einer gewissen Epoche der römischen Republik gethan; hätte er es vermocht, die zu Reichthum und Ansehen gekommenen Glieder desselben in seiner Mitte festzuhalten, was aber der ganze Zustand des Staats, besonders das Dasein der Kirche unmöglich machte: so würde es ihm vielleicht möglich gewesen sein, sich an die Spitze der gesammten Gesellschaft zu stellen und deren Gestalt vollkommen zu verändern. So aber bestand er aus einer mehr zahlreichen als mächtigen Classe, von der sich Alles, was vom Glücke begünstigt wurde, mehr oder weniger trennte. Diese dem Bürgerstande des 15. Jahrhunderts eigenthümlichen Verhältnisse, die lange dieselben bleiben sollten, erklären: warum es ihm damals nicht gelingen konnte, ungeachtet der Erschütterung des Bestehenden, das Ruder des Staats zu ergreifen; und warum er, trotz des fortwährenden Sinkens der Kirche und des Adels, so spät dazu gekommen ist, die Nation selbst zu werden.

Gilt nicht gar Manches in obiger Schilderung noch heute? Wie der Verf. zu der Zeit kommt, wo Frankreich so gut wie unter englischer Herrschaft stand, wirft er einen Blick auf das Leben der damaligen Fürsten und Großen, der allerdings Manches erklärt: das Nationalgefühl rettete Frankreich, trotz der Schwächen seiner Führer und der vielfachsten Verwirrungen. Es fand seinen Ausdruck in der Heldenjungfrau von Orleans, deren Erscheinung der Verf. recht gut erklärt. Mit Recht bemerkt er dabei (II, 156):

Sonderbar tritt bei ihrem Tode die Abneigung der Geistlichkeit, und nicht blos der englischen, sondern auch der französischen, gegen sie hervor. Die Priester sahen die Meinung von den übernatürlichen Gaben der Jungfrau als einen Eingriff in die Rechte und Privilegien ihres Standes an und betrachteten ihren Einfluß mit Mistrauen. Der Haß ihrer Feinde ist jedoch weniger befremdend, als die unerklärbare Gleichgültigkeit nicht nur Karl's VII., sondern des französischen Volkes überhaupt, sowol gegen sie zur Zeit ihrer Gefangenschaft als später nach ihrem Tode für die Ihrigen. So wird in einer Urkunde, in welcher der König den Einwohnern von Orleans für ihren während der Belagerung bewiesenen Muth neue Rechte und Gunstbezeigungen gewährt, der Befreierin der Stadt mit keiner Silbe gedacht, und lange Jahre nachher lebte die Mutter der Heldin in Orleans, der Stadt, die ihre Tochter gerettet hatte, im tiefsten Elende.

Mit Recht vergleicht der Verf. weiterhin die Jungfrau, soweit die einzige Erscheinung eine Vergleichung zuläßt, mit Ludwig dem Heiligen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Kunst und Leben. Ein Gespräch, vorgetragen im Literarischen Verein zu Naumburg von C. Steinhart. Naumburg, Weber. 1846. Gr. 8. 8 Ngr.

Drei Freunde, welche seit vielen Jahren getrennt waren, treffen auf dem Kaiserstuhl zusammen. Der eine, Hermann, ein Maler, hatte früh einen Kreis mitstrebender Genossen gefunden, in deren Herzen noch die Glockenklänge jener reingestimmten Seelen nachzitterten, welche im Anfange dieses Jahrhunderts, um den herrlichen Jüngling Novalis und den geistvollen Tieck sich sammelnd, aus den öden Steppen einer glaubensdürren und liebeleeren Gegenwart sich gern in das farbenreiche, buntbewegte, in der mannichfaltigsten Verschlingung seiner Kreise sich doch immer um den unverrückten Mittelpunkt der Kirche bewegende Mittelalter retteten. Einen ganz andern Weg war Theodor, ein Bildhauer und Schüler Thorwaldsen's, gegangen. Nie war in ihm die feurige Liebe zu den in ewig heiterer Klarheit und seliger Vollendung prangenden Gestalten der untergegangenen Griechenwelt erloschen, die ein begeisterter Lehrer einst in sein Herz gelegt hatte; und mit immer wachsender Bewegung folgte er den Meistern der Wissenschaft zu ihren mühsamen Forschungen und zu ihren überraschend herrlichen Entdeckungen, durch welche das Alterthum, gleich einer halbversunkenen Stadt aus Schutt und Asche, wieder erstand und aufs neue lebenskräftig, wie vor 300 Jahren, in unsere Gegenwart hereintrat. Noch anders war der

dritte, Friedrich, welcher sich der Dichtkunst und Musik gewidmet hatte. Er erkannte Alterthum und Mittelalter an, aber die Aufgabe unserer Zeit war ihm eine höhere, als im ewigen Brüten über dahin geschwundenen Herrlichkeiten nicht nur den frischen und vollen Genuß der Gegenwart zu verscherzen, sondern auch das freudige und thatkräftige Wirken für eine nachwachsende bessere, ihrer wahren Idee entsprechende Menschheit aufzugeben. Man wird nun schon ahnen, was die Freunde einander zu sagen haben werden. Der erste sucht das Heil in der Kirche, der zweite im Staate, während der dritte es von der Liebe erwartet oder, wie man sich jetzt gewöhnlich ausdrückt, von der Gesellschaft. „Der Völker Herrschaft", so läßt Friedrich Gott selbst sprechen, „wird ein Dienst des Volkes werden, und der Staat wird zum lebendigen Leibe erwachsen, in dem der Gesundheit frische Kraft die Glieder unter sich und mit dem Haupte zusammenhält, daß Alle ungestört in freier Lebensluft und im Zusammenklange der Eintracht ihr Werk verrichten und Alle nur zu meiner Ehre wirken wollen; die Arbeit wird als festes Band die starken Glieder vereinigen; kein Glied wird ferner müßig, üppig wuchernd der andern Lebenssäfte an sich ziehen; mit Liebe wird man das kranke Glied tragen und zu heilen wissen, es nicht mehr vom Leibe ungeduldig und gewaltsam lösen; erlahmten Gliedern wird die Liebe neuen Schwung und Raum und frische Kraft zu neuer Arbeit geben." Vorbereitet aber werde die Liebe durch die Schönheit. So gehe im Alterthum die Kunstblüte bei Griechen und Juden der Erscheinung des Socrates und Christus vorher. Und auf die Kunst des Mittelalters folge Luther's Auftreten. Das wäre denn also das Verhältniß von Leben und Kunst, womit sich unsere drei Freunde letztlich zufrieden geben. Der Grundgedanke ist kein anderer als der sich schon in Schiller's „Briefen über die ästhetische Erziehung des Menschen" ausgeführt findet. 42.

Literarische Notizen.

Das Christenthum und die Sklaverei.

Eine gekrönte englische Preisschrift: „The influence of christianity in promoting the abolition of slavery in Europe", von C. Babington, unternimmt es mit dem Aufwand großer Gelehrsamkeit und Belesenheit darzuthun, daß einzig und allein der Einfluß des Christenthums die Aufhebung der Sklaverei zuwege gebracht. Dies ist eine so geschichts- und erfahrungswidrige Auffassung dieser Angelegenheit, daß nur katholische und protestantische Hyperorthodoxie, welche letztere besonders in den englischen Hochkirchenmännern Englands stark erscheint, wagen darf, den offenkundigsten Thatsachen zum Trotz, einen solchen Beweis führen zu können. Die mit der Verstandesbildung tagende Einsicht in dies Wesen und in die Verhältnisse der freien Arbeit und ihres Gegensatzes zur Sklavenarbeit hat ganz allein die Umgestaltung zu Stande gebracht. Bis herab zu dem letzten Vertrag über das Durchsuchungsrecht war die Sache stets eine Frage der Politik, d. h. der in den Zeitverhältnissen liegenden Zweckgemäßheit für Staat und Gesellschaft; Berufungen an Gefühle und Religion waren Aushängeschilder; heute noch würde der „christliche Staat" an diesem „geschichtlichen Unrecht" ebenso festhalten, wie an andern ähnlichen der Vernunft gleichfalls zuwiderlaufenden Einrichtungen, wenn das Princip der Nützlichkeit nicht den Sieg davongetragen hätte: das Princip, welches einzig und allein bei klarer Auffassung alle großen und wahrhaften Verbesserungen in dem Zustande der Gesellschaft noch entschieden hat und fortan entscheiden wird.

Schottische Zwergzeitung.

Als eine Merkwürdigkeit führen englische Blätter das Erscheinen einer Wochenzeitung in einem schottischen Flecken unter dem Titel „Pittenweem register" an, weil dieses Blatt das kleinste im ganzen Lande sein soll. Freilich nehmen sie den Maßstab dabei nach dem durchschnittlichen Riesenformate der englischen Zeitungspresse. Denn wenn erzählt wird, daß die erwähnte Zeitung aus einem Blatt Papier von 13 Zoll Höhe und der Breite einer gewöhnlichen Columne bestehe, so wird man im Vergleich zu vielen der deutschen Localblätter darin nichts Besonderes oder Ungewöhnliches finden können. Auch der Inhalt des schottischen „Miniaturblattes" stimmt zu dem Charakter unserer Ortswochenblätter, denn es wird gesagt, daß der Zweck dieser Veröffentlichung der ist: die Bewohner von Pittenweem und dessen Umgegend über die Vorfälle dort in Kenntniß zu setzen und ihnen das Briefschreiben zu ersparen, wann sie entfernten Verwandten oder Freunden die Ortsangelegenheiten melden wollen.

„Was ist des Deutschen Vaterland?"

Ist es Spott oder was sonst? wenn der Berichterstatter des englischen „Athenaeum" über das letzte Sängerfest zu Köln, wo er von der Ausführung des „Was ist des Deutschen Vaterland?" spricht, bemerkt: es sei mit einem Geist gesungen worden, der hingereicht habe, die Todten zu erwecken, und mit einer Lebendigkeit, in die jedes andere europäische Land ohne vorübergehendes Herzweh des Zorns oder des Neides (!) hätte einstimmen können. Freilich, wenn nur zehn Briten ihr „Rule Britannia" anstimmen, so müssen die andern Völker, namentlich aber das deutsche, beschämt den Blick zur Erde senken, sobald sie sich erinnern, was sie sind und was sie sein könnten. Unser Singen „Was ist des Deutschen Vaterland?" macht keinem andern Volke „Herzweh", erregt keinem „Neid"! Die Frage ist ja erst im Gedichte und auf dem Papiere glücklich für die deutsche Einheit und das deutsche Selbstgefühl gelöst: — selbst der herbe Spott des Briten gilt Manchem vielleicht für eine Schmeichelei! 12.

Literarische Anzeige.

Allgemeines

Bücher-Lexikon etc.

Von

Wilhelm Heinsius.

Neunter Band, welcher die von 1835 bis Ende 1841 erschienenen Bücher und die Berichtigungen früherer Erscheinungen enthält.

Herausgegeben von

Otto August Schulz.

Erste bis **achte Lieferung**, Bogen 1—80.

(A — Missale.)

Gr. 4. Geh. Jede Lieferung auf Druckpap. 25 Ngr., auf Schreibpap. 1 Thlr. 6 Ngr.

Die ersten sieben Bände des „Allgemeinen Bücher-Lexikon" von Heinsius (1812—29) sind jetzt zusammengenommen **im herabgesetzten Preise** für 20 Thlr. zu erhalten; auch werden einzelne Bände zu verhältnißmäßig erniedrigten Preisen erlassen. Der achte Band, welcher die von 1828 bis Ende 1834 erschienenen Bücher enthält, kostet auf Druckp. 10 Thlr. 15 Ngr., auf Schreibpap. 12 Thlr. 20 Ngr.

Leipzig, im August 1846.

F. A. Brockhaus.

Verantwortlicher Herausgeber: **Heinrich Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 238. —— 26. August 1846.

Geschichte des Ursprungs und der Entwickelung des französischen Volkes ꝛc. Von Eduard Arnd. Drei Bände.

Zweiter und letzter Artikel:
(Fortsetzung aus Nr. 237.)

Nach der Abschüttelung des englischen Jochs — einer natürlichen Thatsache, da Frankreich unmöglich eine Provinz von England werden konnte — hatte man es zunächst mit den Nachwehen des Krieges, besonders mit den Söldnerbanden (Ecorcheurs) zu thun, an deren Stelle die Errichtuug regelmäßiger Regimenter betrieben wurde. Die kräftigen Schritte Karl's VII., der mit seinen Erfolgen auch mehr Selbstvertrauen gewonnen hatte, sein ausgesprochener Entschluß, Ruhe und Ordnung in seinem Lande herzustellen und die noch vorhandenen Reste des Feudalwesens dem Gesetze und sich und seinem obersten Willen zu unterwerfen, erzeugten aber auch eine Unzufriedenheit des Adels, die man durch eine neue militairische Organisation beschwichtigte, durch welche seine Stellung doch eigentlich nur abhängiger wurde. Im Ganzen hatte das Königthum unter dem anfangs so schwachen Karl VII. bedeutende Vorschritte in seiner Sache gemacht, wie Das eben in solcher Zeit der äußern Bedrängniß, welche die Wichtigkeit des Königthums für die Nation so bedeutsam dargelegt hatte, natürlich war. In der Sicherheit und Üppigkeit langen Friedensstandes erzeugt sich der Übermuth am leichtesten, der den Oppositionstendenzen zur Nahrung dient; und in der Gefahr vergißt man kleinliche Beschwerden, vorschnelle Wünsche, und erkennt das Bedürfniß der Einheit und den Segen der Pflicht.

Ludwig XI., zu dem sich der Verf. nun wendet, war ganz der Mann, zu benutzen und auszubilden, wozu die Zeit den Grund gelegt, wenn er es auch mehr durch äußerliche Mittel und für rein selbstsüchtige Zwecke that. Wir übergehen aber die interessanten Angaben und Erörterungen, welche der Verf. an die Regierungsgeschichte dieses vielbesprochenen Regenten knüpft, eben weil diese Epoche schon so viel besprochen worden ist.

Die Jugend seines Nachfolgers, Karl VIII., gab den Großen, welche in dem gewöhnlichen Wahne standen, das Product der Verhältnisse sei lediglich das Werk eines Mannes, neuen Anlaß zu widerstrebenden Versuchen; aber was alle List und Grausamkeit Ludwig's XI. mühsam aufgebaut hatte, Das erhielt die Regentin Anna, die Schwester des jungen Königs, ungeachtet ihres zweifelhaften Rechtes, an die Spitze der Regierung zu treten, unter zum Theil sehr schwierigen Umständen, mit Kraft und Thätigkeit und ohne Willkür und Härte. Mit Recht sagt der Verf. (II, 264):

> Sie hatte im Innern gegen die Ansprüche der Prinzen und Vasallen, welche von der Jugend des Souverains und der Verwaltung einer Frau Vortheile für sich zu ziehen gedachten, und nach außen zu auf der Nordgrenze gegen Maximilian von Östreich und im Süden gegen Ferdinand von Aragonien zu kämpfen. Ihres Verstandes und ihrer Festigkeit ungeachtet, würde sie den Bündnissen und Angriffen ihrer Gegner wahrscheinlich erlegen sein und ihre Stellung haben aufgeben müssen, wenn ihr nicht die öffentliche Meinung in der Nation, zu welcher schon jetzt Alles, mit Ausnahme der Prinzen des königlichen Hauses und einiger großen Lehnsmänner, gezählt werden muß, zu Hülfe gekommen wäre und ihr einen im Ganzen zwar passiven, aber unter den vorhandenen Umständen zureichenden Beistand gewährt hätte. Alle Stände, Adel, Geistlichkeit und Städte fühlten sich zwar durch den Tod Ludwig's XI. wie von einer drückenden Last befreit, waren aber doch nicht geneigt, sein vornehmstes Werk, das Ergebniß seiner ganzen Regierung, die Unterwerfung der Großen und die Einheit des Staats, sinken und das Land von neuem sich in den Kampf der nach einer localen Souverainetät strebenden Prinzen und Vasallen verwickeln zu lassen.

Es kommt jetzt die Zeit, wo die Conflicte mit dem Hause Östreich, zunächst durch dessen Verflechtung mit Burgund, bald auch durch sein Festsetzen in Spanien und vorübergehend durch seine Pläne auf die Bretagne begründet, an die Stelle der Kämpfe mit England traten: ein Übergang, an welchem man gleichfalls einen interessanten Gegensatz zwischen dem Mittelalter und dem neuern Staatensystem nachweisen könnte. Es ist immerhin die schönste und würdigste Periode Frankreichs, wie es an der Spitze der Vertheidigung europäischer Unabhängigkeit und Mannichfaltigkeit gegen die Pläne Habsburgischer Universalherrschaft steht. Aber, als es gesiegt hatte, nahm es selbst den Plan auf, den es vereitelt! Die in natürlichen Verhältnissen, wenn auch nicht in dem Zuge des Volksthums, begründete Vereinigung der Bretagne mit Frankreich entschied sich bald und war ein Hauptschritt zur innern Einheit. In ihrem Besitze und an der Schwelle einer der Politik des Staatenlebens gewidme-

ten Zeit betrat Frankreich sofort die Bahn der so lange verabsäumten Richtung nach außen, wennschon dieselbe zuerst in einem noch unbegründeten und eben deshalb vorübergehenden Unternehmen, in dem Zuge Karl's VIII. nach Italien, vorspielte. Hier sagt der Verf. ganz richtig (II, 277):

Das unruhige Überströmen der französischen Nationalität hat jederzeit eine große Bewegung in Europa verursacht, die Mittel des Widerstands und Angriffs vermehrt, die Kunst der Unterhandlungen und des Kriegs vervollkommnet; ist aber für Frankreich meist von keinem wesentlichen Vortheile gewesen und ihm mehrmals selbst gefährlich geworden. Nationen hängen wie Individuen, manche äußere, wandelbare, auf der Oberfläche ihres Daseins schwimmende Bedingungen abgerechnet, vor allen Dingen von ihrem Charakter, von der in die Tiefe ihres Wesens bei dessen Entwickelung versenkten Substanz ab, die ab- und zunehmen, stärker und schwächer werden, sich aber nie ganz verwandeln kann. Diese besondere Substanz des französischen Wesens ist aber ein Erbtheil der celtischen und altgallischen Welt, der volksthümlichen Individualität, die sich von Zeit zu Zeit wie ein wüthender Strom erhob und Alles zu verschlingen drohte, gleichwol aber kein dauerndes Resultat aus seinen Kriegen und Eroberungen zu ziehen vermochte. Die Gallier haben später die Disciplin des römischen Genius, die Sprache, Sitte und Religion desselben angenommen und sind ihm, aller fernern Einflüsse und Schicksale ungeachtet, großentheils treu geblieben, haben durch sie ihrem nationalen Charakter Maß und Gleichgewicht zu geben versucht; ihre besondere Natur aber ist, wie Dies auch nicht anders sein kann, immer mächtig geblieben und von Zeit zu Zeit immer wieder mit dem alten Ungestüm und der angeborenen Unruhe, dem planlosen, mehr zum Zerstören als Schaffen geeigneten Sinne hervorgebrochen. Was den Franzosen immer gefehlt hat und immer fehlen wird, ist die Gemüthskraft und Idealität des germanischen Charakters, dessen aus dem Innern stammende und nicht für äußere Zwecke und Bedürfnisse erfundene Methode des Daseins und darum langsam sich entwickelnde Kraft dem gallischen Ungestüm vom Schicksale zu einer Schranke angewiesen wurde, die er zuweilen, obwol zuletzt zu seinem Schaden, übersprungen, aber im Ganzen nicht zu brechen vermocht hat. Bei der Verwandtschaft, in der Frankreich zu den Völkern lateinischen Ursprungs steht; und bei der Leichtigkeit, mit der es sich dieser, wäre es ihnen allein gegenüber, bemächtigen und ihr Geschick leiten würde, und bei der geringern innern Bildsamkeit des slawischen Nordens, seinem Mangel an selbständigem Gehalt und seinem Hange zur Nachahmung, würde Europa, wäre seine Mitte nicht von Germanen eingenommen, wahrscheinlich jedes Jahrhundert von Grund aus erschüttert werden und ein politisches Chaos hereinbrechen.

Karl VIII. war übrigens, wie der Verf. bemerkt, obgleich er für die Regierung weder Kraft noch Einsicht besaß, allen Ständen seines Volkes durch die große Milde seines Sinnes werth geworden. Sein und seines Vaters Minister Comines sagt von ihm, daß er die menschlichste und sanfteste Natur gewesen, welche man sich vorstellen könne: kein geringes Lob für einen Fürsten des 15. Jahrhunderts und besonders einen solchen, der einen Ludwig XI. zum Vater gehabt hatte. Ob nicht eben dieser Gegensatz Etwas zu solchem Urtheil beigetragen habe? Dabei hatte Karl VIII. großen Hang zu den Waffen und persönlichen Muth. Am Schlusse des vierten Buches noch seinen gewohnten Rückblick auf Paris werfend, kann der Verf. doch nur geringe Veränderungen nachweisen, da die Kriege, Unruhen und Calamitäten aller Art wenig Ruhe zu friedlicher Entwickelung gelassen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Einwirkung des Christenthums auf die althochdeutsche Sprache. Ein Beitrag zur Geschichte der deutschen Kirche von Rudolf von Raumer. Stuttgart, Liesching. 1845. Gr. 8. 2 Thlr. 5 Ngr.

Wenn sonst der Fall öfter vorkommt, daß der Titel eines Buches mehr verspricht als das Buch selbst gibt, so ist es hier umgekehrt: in dem Buche steht viel mehr als der Titel anzeigt, denn da spricht der Verf. erstens (S. 3—22) von „dem hochdeutschen Sprachstamme und dessen frühester Periode, dem Althochdeutschen“; zweitens (S. 23—145) von den Denkmälern der althochdeutschen Sprache; drittens (S. 149—268) von der Art „wie sich das Christenthum der althochdeutschen Sprache bemächtigt hat“ (eigentlich eine Geschichte der deutschen Kirche); und dann erst kommt er (S. 273) bis Ende zur Nachweisung der christlichen Bestandtheile in der althochdeutschen Sprache. Allerdings ist für jedes Moment des Titels Etwas da: althochdeutsche Sprache — Geschichte der deutschen Kirche — Einwirkung des Christenthums; aber da der Titel besagt, daß das Buch in den christianisirten Elementen nur einen Beitrag zur Geschichte der deutschen Kirche geben sollte, so gehörte die Geschichte der deutschen Kirche selbst nicht, wenigstens nicht in diesem Umfang, hierher; Dasselbe ist auch von der ausführlichen Aufzählung der Sprachdenkmäler im Althochdeutschen mit allem literarischem Apparate zu urtheilen, und es müssen vorweg diese beiden Expositionen als Luxus an dem Buche bezeichnet werden.

Wo der Verf. im Anfange von dem Hochdeutschen spricht, holt er ziemlich weit aus, nämlich er beginnt vom Ursprunge des Menschengeschlechts und gibt an — allerdings blos in Faustpinselstrichen —, wie die Sprache der „edelsten und in der Geschichte am meisten hervorragenden Völker“ zuerst in zwei große Familien, die semitische und indogermanische, letztere in Griechisch, Lateinisch mit den romanischen Sprachen, Keltisch, Slawisch und Germanisch zerfalle. Daß der Verf. Semiten und Indogermanen so ruhig als zwei Familien eines Volkes nennt, erklärt sich aus seiner Ansicht von den Religionsschriften des hebräischen Volkes, darüber kann man schweigen; aber Das mag gesagt sein, daß beim semitischen Stamme nicht blos Juden (richtiger Hebräer) und Araber, sondern (da er ja nicht blos von lebenden Sprachen redet, sondern überhaupt von denen der in der Geschichte am meisten hervorragenden Völker) auch Phöniker hätten genannt werden sollen, diese um so mehr, da ihre Schrift die Grundlage aller Schrift in Europa geworden ist. Dann möchte Ref. bemerken, daß, seitdem die Zugehörigkeit des Slawischen und Keltischen zum indogermanischen Stamme ermittelt worden ist, der Name „Indogermanisch“ nicht mehr paßt, weil er weniger bezeichnet als er bezeichnen soll, sondern man muß diesen Sprachstamm „indoeuropäisch“ nennen; denn daß im Osten einige finnische und tatarische Sprachen nach Europa hereinragen, und im Westen auf kleiner Stelle noch ein unbekannter Sprachrest im Baskischen nistet: kann gegen die Statthaftigkeit des Namens Indoeuropäisch nicht sprechen.

Der Verf. bleibt nun bei den germanischen Sprachen stehen und theilt diese, nach örtlicher Rücksicht: in die nordischen Sprachen mit dem Altnordischen, Schwedischen, Dänischen, Isländischen; in das Niederdeutsche mit dem Angelsächsischen (woraus zuletzt das Englische geworden), Altsächsischen, Mittelniederdeutschen, Mittelniederländischen und Friesischen; in das Hochdeutsche, und dieses nach zeitlichen Rücksichten in Alt-,

Mittel- und Neuhochdeutsch. Vor diese alle stellt er an die Spitze das Gothische, und sagt: es überbiete „an Reichthum und Vollendung der grammatischen Form alle jüngern Dialekte" (als wenn die germanischen Sprachen bloße Dialekte wären), und die Behandlung der deutschen Sprachen werde überall auf das Gothische zurückgehen müssen. Sehr richtig, wenn es nur immer geschähe, aber die meisten Germanologen sagen es nur, und fangen mit ihrem lieben Althochdeutschen an und ergehen sich gemüthlich auf seinen weiten Auen; blicken sie ja einmal nach dem Gothischen zurück, so geschieht es durch eine Brille, welche sie in einer berühmten Handlung in Deutschland gekauft haben, die alles in das Gebiet deutscher Sprache, Sitte, Recht und Religion Einschlagende als Monopol oder in eine Art Pacht genommen betrachtet.

Gegen die Eintheilung der germanischen Sprachen läßt sich im Wesentlichen Nichts sagen, aber es ist auch gar nichts Neues: es ist von Andern, namentlich von J. Grimm in der dritten Ausgabe der „Deutschen Grammatik", auseinandergesetzt, und es bleibt Hrn. v. Raumer höchstens das Verdienst, jene Untersuchungen populair gemacht zu haben. Ref. schlägt solches Verdienst gewiß nicht gering an, denn es ist gut und nütze, ja nöthig, daß die Deutschen außer der politischen Geschichte ihres Volkes auch die Geschichte der Sprache ihres Volkes kennen, dann würde das politische Interesse des Volkes an der Nation gesteigert werden; ja es wäre zu wünschen, daß dadurch alle Germanen zum Bewußtsein ihrer Stammverwandtschaft gebracht, oder an dieselbe recht nachdrücklich erinnert würden: dann würde mancherlei Brutalität der Gesinnung, Rede und That nicht zu Klagen der Stammesgenossen untereinander Anlaß geben. Also gut ist eine solche Popularisation gelehrter Untersuchungen, allein Ref. fürchtet, daß sie in einem Buche dieses Titels nicht gesucht wird.

Am ausführlichsten spricht der Verf. (S. 8 fg.) über das Hochdeutsche und zeigt, wie es (nämlich als Neuhochdeutsches) als Schriftsprache in weitern Grenzen gelte denn als gesprochene, gibt geographisch diese Grenzen an und versucht dann die Art der Entstehung der Schriftsprache nachzuweisen. Er stellt hier zwei Ansichten als möglich auf, nämlich: entweder trennte sich schon in ältester Zeit, etwa in dem 9. Jahrhundert, eine festabgeschlossene Schriftsprache gänzlich von den Volksmundarten, und an diese Schriftsprache schloß sich dann in der ganzen folgenden Zeit an, was in der gebildeten hochdeutschen Sprache geschrieben wurde; oder die Volksmundarten entwickelten sich nach den ihnen innewohnenden Gesetzen, ohne von den geschriebenen Büchern berührt zu werden, und der Schriftsteller gab treu die Mundart seiner Gegend wieder. Die dritte Ansicht, nämlich die, daß der Dialekt eines Stammes, welcher selbst überwiegenden Einfluß auf die verwandten Stämme übt, auch dadurch zur Schriftsprache des gesammten Volkes wird, ignorirt der Verf. ganz; dafür aber bildet er, da er obige beide Ansichten nicht vertreten mag, selbst eine dritte durch einen eigenthümlichen Proceß: erst scheidet er einen Stand Derer, welche auf irgend eine Weise an der Literatur Antheil nehmen (also wahrscheinlich Schreibende und Lesende), und einen Derer, welche blos reden (Letztere repräsentiren die Volksmundart); schon hier in dem einzelnen Stamme geht aus dem Dialekt eine Büchersprache hervor, die nicht blos durch persönliche Umgebung der Schreibenden, sondern auch durch die geschriebenen Bücher bestimmt wird. Nun wird diese neue Sprache in die Mitte gestellt zwischen die schon vorhandene geschriebene Literatur und die inzwischen weiter entwickelten Volksmundarten, und diese Sprache ist es, aus welcher dann weiterhin die Werke der eigentlichen Literatur hervorgehen. Wahrscheinlich hätte es der Verf. so gemacht, wenn er eine deutsche Schriftsprache zu bilden beauftragt worden wäre, daß er an keinem der Stämme ohne Repräsentation seines Idioms vorbeigegangen wäre. Wenn es übrigens dem Verf. nicht gelingen sollte, mit dieser Entstehungstheorie der deutschen Schriftsprache Glück zu machen, so kann es ihm vielleicht zur Beruhigung dienen, daß Castiglione aus einer ähnlichen Coalition oder Copulation der deutschen Dialekte die gothische Sprache entstehen läßt, und wir empfehlen ihm deshalb zu lesen, was dieser italienische Gelehrte in einem Brief an Angelo Mai vor seiner Ausgabe des gothischen zweiten Korintherbriefes (S. v) sagt. Im Einzelnen erlaubt sich Ref. noch Folgendes der Meinung des Verf. entgegenzuhalten: Er sagt, man könnte annehmen, daß sich (unter den germanischen, in specie deutschen Stämmen) die bevorzugten Stände, Adel oder Priesterschaft, sich einer besondern Mundart (!) bedienten; Das kann man aber bei den Deutschen nicht annehmen; zwar hat da, wo die Priesterschaft eine Kaste bildete, dieselbe eine eigene Sprache geredet, wie z. B. in Indien, aber der deutsche Klerus ging aus dem Volke hervor, und seine liturgische Sprache, die lateinische, abgerechnet, hatte er keine besondere „Mundart"; und ob der Adel in der Zeit des Althochdeutschen so gebildet gewesen ist, daß er eine besondere „Mundart" gesprochen hat, weiß Ref. nicht, aber auf keinen Fall würde er das „Volk" gegen diesen vornehmen Gegensatz mit seiner „Mundart" in die andere Wagschale legen, sodaß es schon damals — um eine classische Bezeichnung zu brauchen — einen Unterschied zwischen einer rustiken und urbanen Sprache gegeben hätte. Zwar ist es so, daß bei den stammverwandten Skandinaviern es eine besondere, nur den Skalden und Edeln bekannte poetische Sprache gab; allein daß so Etwas in Germanien gewesen, davon wissen wir wenigstens Nichts; und worüber wir Nichts wissen, müssen wir auch nicht mit Gewalt Etwas bestimmen wollen. Hypothesen ohne irgend feste Unterlagen können nie Glauben erhalten. Man könnte auch meinen, daß das Gothische für gewöhnlich nicht so voll und rein gesprochen worden sei, wie es geschrieben worden; aber da wir auch gar keinen Grund haben, womit wir es beweisen, so müssen wir glauben, daß die Gothen gerade so geredet haben, wie ihre Bibelübersetzung geschrieben ist u. s. w. Daß aber das Geschriebene dem Gesprochenen auch in der althochdeutschen Zeit gleich war, müssen wir aus den Beichten, Glaubensbekenntnissen, Gebeten u. s. w. schließen. Und Leute wie Otfried, Williram, der Verfasser der Übersetzung der ammonischen Harmonie (Tatian) u. A., hatten gewiß zunächst keinen allgemeinen Leserkreis im Auge, sondern blos ihre Stammgenossen, und schrieben also ganz in ihrem Dialekt, sonst würde doch derselben im Alterthum mehr Erwähnung geschehen und es würden mehr und an verschiedenen Orten Abschriften von ihren Büchern vorhanden sein. Dazu fehlten auch im alten Deutschland die Bindemittel unter den geographisch und politisch sehr zerrissenen Stämmen. Gewiß es gab nicht eine **Lingua clericalis**, wie es eine **Ars clericalis** gab, sondern Jeder schrieb, wie er sprach. So ist es auch noch in der mittelhochdeutschen Zeit: man lese nur Urkunden, Briefe und Dergleichen aus dieser Zeit. Allerdings geschah es aber in dieser Zeit, besonders durch den Einfluß der Hohenstaufischen Kaiser auf das Reich und den von Schwaben ausgehenden und sich weithin in Deutschland verbreitenden Minnegesang, daß eine gemeinsame Bildung über Deutschland kam, und die Sprache des Minnegesangs war allerdings die schwäbische oder alemannische, aber wahrscheinlich auch nur für den Minnegesang, wie z. B. auch auf dem athenischen Theater der dorische Dialekt in dem lyrischen Theil der Tragödie beibehalten wurde, deshalb aber nicht die attische Schriftsprache war. Eine allgemeine hochdeutsche Schriftsprache gibt es erst seit der Luther'schen Reformation, und weil der Reformator ein Oberdeutscher und zwar ein Sachse war; ferner, weil sein Werk auch in Niederdeutschland viele Verehrer und Anhänger fand und seine Schriften gedruckt sich verbreiteten, sodann auch wissenschaftliche Werke in dieser Sprache geschrieben wurden: so kam es, daß die oberdeutsche, in specie sächsische Mundart die deutsche Schriftsprache wurde (S. 20). Und sie ist es geblieben; denn obgleich in der Zeit eine mehrfache Veränderung mit der Schriftsprache vorgegangen ist, so sind die Änderungsmittel doch nicht aus andern Dialekten, sondern überhaupt aus der Sprache geschöpft wor-

den. Auch hat unsere Schriftsprache dadurch Nichts an ihrer Allgemeinheit verloren, daß Volkslieder, Volksschauspiele und Dergleichen in andern hoch- und niederdeutschen Dialekten bis auf die neueste Zeit gedichtet und gedruckt worden sind, denn in Wissenschaft und Kunst lebt nicht der Provinzialismus und der Dialekt, sondern die deutsche Schriftsprache.

Was der Verf. für gar artige Gedanken hat, zeigt sich in folgendem Satze (den er aufstellt, wo er davon spricht, daß die Volkssprache von der Schriftsprache gänzlich verdrängt werden könnte, worauf von einer Rückwirkung der Volkssprache auf die Schriftsprache nicht weiter die Rede sein könne) S. 17: „Doch dies schöne Ziel, die Ausrottung aller lebendigen Rede, wird sich trotz aller darauf verwandten Mühe wol nimmermehr erreichen lassen!“ Wenn das nicht Ironie sondern bitterer Ernst ist, so fehlt Ref. der Ausdruck für diesen Gedanken. Dann sagt er (S. 22): das Althochdeutsche sei trotz seiner minder reichen Literatur, dem Mittelhochdeutschen und Neuhochdeutschen an weltgeschichtlicher Bedeutung gewachsen, insofern nämlich die neuhochdeutsche Sprache noch heute an den Schicksalen hängt, welche sie in ihrem althochdeutschen Zustande durchgemacht habe. Aber was für eine weltgeschichtliche Bedeutung hat denn das Neuhochdeutsche? Welchen Einfluß hat denn die deutsche Sprache als solche in der Weltgeschichte je nur auf Einige geübt? Man könnte Das höchstens in gewisser Hinsicht von der französischen Sprache sagen. Wäre aber auch wirklich die neuhochdeutsche Sprache von solcher Bedeutung, so könnte man Das nimmermehr von der althochdeutschen Sprache sagen, obgleich aus ihr das Neuhochdeutsche hervorgegangen ist; sie hat nur für uns Deutsche und zwar blos einen historischen und sprachlichen Werth, und wenn das Neuhochdeutsche in fremde Länder gewandert ist, so ist es nicht als Sprache, sondern wegen seiner Literatur hingezogen worden, und insofern hat an dieser Bedeutung das Althochdeutsche gar keinen Antheil, denn unsere Literatur wurzelt in keiner Weise in der Literatur des Althochdeutschen. Es scheint aber fast, daß der Verf. nur deshalb so Eminentes von dem Althochdeutschen prädicirt, um sein Buch zu rechtfertigen. Indeß auch das Welthistorische gehört bei unserm Verf. in die Kategorie unbestimmter Ausdrücke, denn (S. 138) sinkt jene welthistorische Bedeutung zu einer hohen oder (bestimmter ausgedrückt) wissenschaftlichen Bedeutung herab. Dieser Werth des Althochdeutschen für uns wird nun näher angegeben: er besteht erstens in der Grammatik; gut, aber wenn der Verf. (S. 139) sagt, das Althochdeutsche bilde die Brücke, durch welche unsere jetzige Sprache mit dem Gothischen und weiterhin mit den antiken (?) Sprachen zusammenhänge, und Dies sei durch J. Grimm's Forschungen bekannt geworden: so ist Das ein Misverständniß; vielmehr hat Grimm in der „Deutschen Grammatik“ (S. 9, der dritten Ausgabe) ausdrücklich und zwar richtig gesagt, von dem hochdeutschen Ufer auf das gothische Gebiet sei uns die Brücke abgebrochen; dann in den einzelnen poetischen Bruchstücken, „welche die schmale, aber tiefe Stelle bezeichnen, durch die sich der Strom der alten Poesie in die neuere Zeit herüberdrängt“; endlich in dem Einfluß, welchen das Christenthum auf das Deutsche in seiner alten Zeit geübt hat, und Dies, daß es die Schreibkunst unter den deutschen Stämmen verbreitete (der Verf. hätte hier lieber germanische statt deutsche Stämme sagen sollen, denn die Skandinavier schrieben früher; auch von den Gothen behauptet es W. Grimm, den der Verf. als Gewährsmann anführt), daß durch dasselbe die lateinische Sprache auf einzelne Theile unserer Grammatik Einfluß gehabt (dieser vorsichtige Ausdruck scheint aus dem grundsätzlichen Schweigen des Verf. über die, daß ich so sage, christlichen Bestandtheile in der Grammatik hervorgegangen zu sein) und vorzüglich auf unsern Wortschatz eingewirkt hat.

Nun wären wir denn da angelangt, wovon der Titel des Buches spricht. Sprache ist hier in uneigentlicher Bedeutung von Wortschatz zu nehmen. Freilich schlägt der Verf. noch eine weitabführende Seitenpartie ein, wo er von der deutschen Kirchengeschichte seine Leser unterhält; doch dahin wollen wir nicht mitgehen. Dagegen erlaubt sich Ref. noch eine Probe von des Verf. Beweisart zu geben. Nämlich, es gilt ihm, zu zeigen, daß schon in der alten Zeit „das deutsche Fühlen und Denken durch das Christenthum völlig umgestaltet war“. Das beweist er (S. 140 fg.) mit folgenden Sätzen: Wörter, wie Glaube, Buße, Taufe, waren dem deutschen Munde so geläufig, wie Vater, Mutter, Schwester; Niemand dachte daran, daß jene Wörter einst eine andere (als die christliche) Bedeutung gehabt; — so gänzlich war die deutsche Sprache von christlichen Einflüssen durchdrungen, daß alle Erinnerung an einen frühern andern Zustand längst verloschen war; — die Deutschen, früher Heiden, waren schon zur Zeit der Hohenstaufen in ihrem religiösen Glauben so durch und durch christlich, als hätten sie vom Ursprung ihres Volkes an nie eine andere Religion gehabt; — das Heidenthum wirkte nur unbewußt fort; denn Grimm konnte (zur Darstellung der deutschen Mythologie) Dasjenige, was sich in unmittelbaren Zusammenhang mit dem Heidenthum bringen läßt, nur mit staunenswerther Gelehrsamkeit zusammensuchen: — „das Alles ist der schlagendste Beweis, daß das deutsche Fühlen und Denken im Beginn des Mittelalters eine unglaubliche Umgestaltung erfuhr. Nirgend aber finden sich die Beweise dieser Umgestaltung unumstößlicher dargelegt, als in der Sprache des deutschen Volkes; denn Nichts bezeugt den Sieg einer Weltanschauung so sicher, als wenn es ihr gelingt, die Sprache des gesammten Volkes zu durchdringen.“ Wenn der Verf. diesem seinen Beweise glaubt, so spielt ihm sein Glaube einen argen Possen. Ref. will nur seinen Vordersatz mit einer Frage etwas berühren, und der Verf. sehe, ob dieser Satz feststeht und Alles, was er darauf baut: Muß man nothwendig von einer Sache durchdrungen sein, deren Namen der Mund auch noch so geläufig ausspricht?

(Der Beschluß folgt.)

Literarische Notizen.

Amerikanische Zeitungs-Preßfreiheit.

„Der freisinnige Beobachter“, ein baltimorer deutsches Wochenblatt, veröffentlichte am 27. October 1838 Nachstehendes gegen den damaligen Präsidenten der Vereinigten Staaten:

„Folgender Aufsatz enthält Wahrheiten, die von allen staatsklugen Patrioten anerkannt werden; liest man aber nur eine Zeile um die andere, nämlich die erste, dritte, fünfte u. s. w., so kommen ganz schnurrige Lügen zum Vorschein:

Van-Buren ist ein Mann, der reichlich verdient,
daß alle Guten ihn hassen, — der sich nicht rühmen darf,
von seinen patriotischen Mitbürgern geachtet zu werden.
Sein Despotismus bedroht unsere Freiheit! —
Er sucht die Gewalt, welche ihm anvertraut worden ist,
nur stets zu vergrößern, denkt aber keineswegs daran, sie
zum Glücke des Volkes zu gebrauchen. Seitdem er regiert,
sieht man in der Union Zwietracht und Unordnung; auch
hat der Handel, — das Lebensprincip dieses Landes, —
durch ihn gelitten, und die Gefahr für unsere Freiheit hat
beispiellos zugenommen. Van-Buren's allbekannte
und verhaßte Despotie ist unerträglich: kein Funke von
Liebe zum Volke zeigt sich in seinen Handlungen!“

Daß Ludwig Börne sich mit literarischen Arbeiten beschäftigte, erregte den Zorn seines Vaters, Jakob Baruch, welcher in Frankfurt am Main Wechselgeschäfte trieb. Der Vater als Banquier äußerte über den Sohn als Schriftsteller: „Wenn er Etwas gelernt hätte, so brauchte er keine Bücher zu schreiben!“ 102.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 239. —— 27. August 1846.

Geschichte des Ursprungs und der Entwickelung des französischen Volkes ꝛc. Von Eduard Arnd. Drei Bände.

Zweiter und letzter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 238.)

Karl's VIII. Regierung war, seit er sie selbst übernommen, von geringer Bedeutung für das Innere Frankreichs gewesen. Ludwig XII. übte auch auf diese einen bedeutenden Einfluß, ungeachtet auch unter ihm die auswärtigen Beziehungen mehr hervortreten und seine fast fortwährenden Kriege gegen Italien, Spanien, Deutschland und England, auch ohne bedeutende äußere Entscheidungen zu bringen, doch die Nation immer mehr auf die ihr nunmehr zufallende Rolle vorbereiteten. (Eine II, 303, vorkommende Auslassung über das Haus Habsburg dürfte der Verf., bei einem speciellen Studium der Geschichte desselben und mehrer Rücksicht auf dessen eigenste Verhältnisse und Aufgaben vielleicht auch hinsichtlich der Einzelnen beschränken, ganz gewiß aber hinsichtlich des Ganzen zurücknehmen.) Unter Ludwig XII. verschwindet die französische Nation, als ein selbstbewußter Körper, fast ganz und nur Hof und Heer treten hervor. Die Versammlung der Reichsstände, unter dieser Regierung einmal berufen, dauerte nur drei Tage und beschäftigte sich ausschließend mit der Auflösung eines Heirathsvertrages. Die Provinzialstände verpflichteten sich untereinander eidlich zur strengsten Geheimhaltung ihrer Verhandlungen. Das locale Leben des Mittelalters, wo jedes Territorium einen Mittelpunkt, ein eigenes Leben und großentheils selbständige Interessen besessen, war verschwunden und die modernen Hülfsmittel, durch welche die Bevölkerung eines weiten Reiches untereinander in Verbindung gesetzt wird, waren zum Theil noch gar nicht vorhanden, zum Theil noch wenig entwickelt. Ludwig XII. war der erste französische König, gegen den die Großen keinen Widerstand versuchten, wie überhaupt die hohe Aristokratie seit ihren unglücklichen Kämpfen mit Ludwig XI. wie gelähmt schien. Der kleinere Adel stand meist im Dienste der Krone. Der Bürgerstand bekümmerte sich nur um seine örtlichen und persönlichen Interessen. Die Geistlichkeit war in völlige Abhängigkeit von der Regierung gerathen. Die Parlamente beschäftigten sich ausschließend mit der Verwaltung der Rechtspflege. Übrigens errichtete Ludwig XII. zwei neue Parlamente, ließ die Rechte und Gewohnheiten mehrer Provinzen sammeln, hielt große Ordnung in den Finanzen, war sehr sparsam und stellte manche Beschwerden ab, welche die frühere unregelmäßige Bezahlung des Heeres verursacht hatte. Dies und sein überaus milder und wohlwollender Charakter verschaffte ihm den schönen Namen: „Vater des Volkes."

Unter Franz I., diesem ritterlichen König, der so ganz den Übergang bezeichnet, der unter Formen und Resten mittelalterlichen Wesens bereits so entschieden moderne Politik betreibt, übrigens hauptsächlich die ernste weltgeschichtliche Aufgabe der Opposition gegen die Pläne, welche sich in Karl V. verkörperten, zu vertreten hatte, geht auch im innern Volksleben jene große Bewegung vor sich, die auf alle Folgezeit so einflußreich geworden ist. In dieser Zeit und unter der Pflege dieses Königs ward der französische Genius des 17. Jahrhunderts empfangen. Aber trotzdem daß auch in Frankreich der forschende und prüfende Geist erwachte und von dem Königthum liebevolle und eifrige Förderung und Pflege fand, wies man doch eine der ersten Consequenzen desselben, den Protestantismus, ab; und der Verf. bemerkt mit Recht (II, 346):

> Wäre er in diesem Lande als ein so unabweisbares Bedürfniß des Geistes, wie in Deutschland, aufgetreten und mit solcher Begeisterung empfangen und verbreitet worden, so würden ihn die Verfolgungen, die er erfuhr, nicht zu schwächen vermocht haben. Die Idee der Reformation ergriff in Frankreich die Seele vieler Einzelnen mit einer wenigstens ebenso großen Kraft wie anderswo, was die im Vergleiche zur Zahl ihrer Anhänger große Menge der Märtyrer beweist; aber sie vermochte es nicht, die Masse des sinnlichen und leicht beweglichen Volkes zu durchdringen, das von der Innerlichkeit und Unmittelbarkeit des Verhältnisses, in welches diese Lehre das Individuum zur Gottheit stellt, zurückgestoßen wurde.

Er sucht die Gründe hauptsächlich darin: daß die Völker lateinischen Ursprungs (?) der römischen Kirche näher verwandt gewesen seien, die römische Kirche das sie mit der alten Welt verbindende Glied bilde, in der ihr Dasein wurzelte; daß sie durch jene gegen die völlige Germanisirung geschützt worden seien, sie als ihre Mutter und Pflegerin betrachtet hätten. Sie sei von ihnen als eine nationale Institution, als ein Zeichen ihrer Unabhängigkeit, der Protestantismus dagegen, der von

dem Lande ausging, von welchem einst ihre Väter besiegt worden, als ein fremdes Joch betrachtet worden. Gerade als ein solches erschien die römische Kirche in Deutschland. Inzwischen lassen wir dahingestellt sein, ob das Alles, was wol nur Wenigen zum Bewußtsein gekommen sein mag, so durchgreifend und in so weiter Verbreitung gewirkt habe, wie überhaupt die Unterschiede zwischen Nord und Süd, und zwischen Germanen und Galen. Letzterer namentlich tritt in dem Katholicismus Irlands, der langen Anhänglichkeit der schottischen Hochländer an Rom, wobei doch sonst die vom Verf. hervorgehobenen Momente nicht einschlagen, recht schlagend hervor; sowie auch für die ganze Erscheinung die Beobachtung der Gründe sehr lehrreich ist, warum Belgien eifrig katholisch, Batavien eifrig protestantisch ist. Zudem muß man sich immer erinnern, daß in dem Protestantismus, aber nicht immer in denselben Personen, sich zwei sehr verschiedenartige Eigenschaften vereinigten und für oder gegen ihn wirkten: die Innigkeit des religiösen Gefühls und das Ansprechende für den sogenannten Verstand. Im Übrigen ist es uns oft so erschienen, als hätte man in den französischen Hugenotten hauptsächlich die germanische Minderzahl zu suchen, und irrt es uns dabei eben nicht, daß sich Das nicht gerade äußerlich unterstützen läßt. Das germanische Blut hat sich diesem ganzen Volksthume mit beigemischt, mag aber wol in einzelnen Individuen überwiegend reproducirt worden sein. Auch der Verf. macht übrigens auf die Erscheinung aufmerksam, daß die beiden großen Gegner, Karl V. und Franz I., beide den Protestantismus verfolgten und sagt mit Recht (II, 351):

daß die Geschichtschreiber im Irrthum gewesen, welche das Bestehen des Katholicismus in Frankreich von dem Willen und der Überzeugung Franz I. abhängig geglaubt haben. So unumschränkt er in den weltlichen Verhältnissen waltete, so würde er, bei einem totalen Bruche mit der Kirche, wahrscheinlich von der Mehrheit seiner Unterthanen verlassen und aus einem Könige ein Parteihaupt geworden sein. Sechszig Jahre nach ihm ward Heinrich IV., ein größerer Fürst und Krieger, und zu einer Zeit, als der Protestantismus in Frankreich viel mehr Anhänger zählte, demselben zu entsagen gezwungen, um zum Besitze der Herrschaft zu gelangen.

Die Regierung Heinrich's I. war nur eine Fortsetzung der frühern, in der Ausführung von mehr Klugheit und weniger Poesie bezeichnet. Die Kirche ward mehr und mehr zum Werkzeug in den Händen der Staatsgewalt, — was sich schon gerächt hat und noch weiterhin rächen wird. Wenn übrigens der Verf. in einer beredten und durchdachten Ausführung die französische Revolution indirect daher leitet, daß Frankreich nicht protestantisch geworden, so können wir ihm wenigstens in der Art, wie er Das begründet und auffaßt, nicht Recht geben. Das Volk habe sich, meint er, nach Unterdrückung der religiösen Freiheit, einzig auf die politische gewiesen gesehen und habe eben deshalb für diese ausgeschweift. Allein wenn, nach seiner eigenen Ansicht, der Protestantismus nicht für die Franzosen war, so sieht man nicht recht, wie sie sein Fernbleiben von ihnen so bitter hätten empfinden sollen; und von unterdrückter religiöser Freiheit ist in den Decennien vor der Revolution wahrhaftig nicht Viel zu spüren in Frankreich, und ist für die Mehrzahl der französischen Nation überhaupt nicht sehr die Rede gewesen. Dessenungeachtet aber hat der Verf. gewiß Recht, wenn er meint (II, 356):

Die gesammte Geschichte der französischen Nation wäre eine andere geworden, hätte die Idee der religiösen Freiheit in Frankreich im 16. Jahrhundert festen Fuß fassen können.

Gewiß, aber weniger durch die „religiöse Freiheit" an sich, als durch die Ursachen, welche sie möglich gemacht hätten. Konnten die Franzosen Protestanten sein oder werden, so waren oder wurden sie überhaupt ein anderes Volk und ihre Geschichte eine andere. So manche Vorzüge und Gebrechen, die man dem Protestantismus und Katholicismus zugeschrieben, sind nicht Folgen dieser, sondern derselben Umstände, welche jene Religionsformen bei gewissen Völkern, in gewissen Ländern bedingten.

Unter Heinrich II., einem schwachen Fürsten, ohne selbständiges Urtheil, beginnt das Spiel der Hofparteien und Günstlinge, wobei damals schon dem Connetable von Montmorency gegenüber die Guisen hervortreten und schon dadurch bedeutender und gefährlicher werden, daß sie sich nicht blos auf den Einfluß am Hofe, sondern auf ein tieferes und dauernderes Interesse stützen, auf das des Katholicismus. Die von diesem geschürten Verfolgungen der Protestanten bringen den Verf. auf die Hindernisse der Einführung der Inquisition in Frankreich, als welche er besonders die französische Magistratur, die parlamentarische Aristokratie erkennt. Im Uebrigen schreitet das Königsthum zur Autokratie fort; die Intelligenz wächst und die Sitten verfallen. Die Entartung des Volkes rief die Grausamkeit der Machthaber hervor, und große Verbrechen und grausame Strafen nahmen zu.

(Der Beschluß folgt.)

Die Einwirkung des Christenthums auf die althochdeutsche Sprache. Ein Beitrag zur Geschichte der deutschen Kirche von Rudolf von Raumer.

(Beschluß aus Nr. 222.)

Daß der Verf. gar keinen wissenschaftlichen Zweck bei der Abfassung seines Buches gehabt hat, sondern einen andern, läßt sich schon öfter merken, aber S. 143 spricht er sich offen darüber aus. Nämlich er sagt, daß zwar auch ihn seine Neigung nach der Seite beim Studium der Sprachen gezogen, das Volksthümliche, Lebendig-Schöpferische zu ergründen, und er fährt dann fort: „Für jetzt haben mich meine Studien dahin gedrängt, gerade die scheinbaren Störungen des Volksthümlichen an ihrer Seite aufzufassen. Eine unbefangene (?) Betrachtung der Sache wird die tiefere Erkenntniß des Volksthümlichen nicht weniger fördern, als sie — den unermeßlichen Segen herausstellt, den uns das eingedrungene Fremde gebracht hat." Also das Praktische soll uns trösten über den Verlust des Nationalen. Andere Leute finden vom Standpunkte der Wissenschaft gerade darin die Schattenseite der Einführung des Christenthums. Doch Das dahin gestellt, was geht denn das praktische Christenthum die Sprache an? Und ist denn wirklich

durch den christlichen Einfluß auf die Sprache auch ein reicher Geist des Glaubens auf und in unsere Väter gekommen? Muß, weil Eines Mund die Wörter Glaube, Demuth und Buße, meinetwegen auch in christlichem Sinne, aussprechen kann und wirklich ausspricht, sein Herz gläubig, demüthig und bußfertig sein? Muß der Heilige Geist mit seinem Namen auch zugleich mit seiner erleuchtenden, heiligenden und erhaltenden Kraft eingezogen sein? Wie lehrt doch die Geschichte so ganz anders! Wie schreit die Reformation selbst mit ihren Antecedenzien gegen dieses christliche Durchdrungensein des Fühlens und Denkens im deutschen Volke! Nämlich Ref. nimmt Christlich in prägnantem Sinn und versteht nicht blos den Glauben und das Bekenntniß in ihrer gemeinen Bedeutung. Überhaupt glaubt Ref., wenn der Verf. eine nützliche Arbeit liefern wollte, so hätte er, selbst wenn er der Neigung zur Betrachtung der Störungen des Nationalen nachgab, lieber zeigen sollen: wie wenig Fremdes das Christenthum der deutschen Sprache gebracht hat; mindestens wie wenig Fremdes die deutsche Sprache aufzunehmen gebraucht hätte, wenn sie sich ihres Reichthums und ihrer Bildsamkeit bewußt gewesen und geblieben wäre. Dies hätte der Verf. ganz gut gekonnt, wenn er nur nicht das Althochdeutsche dazu genommen hätte, sondern das Gothische, wenigstens von diesem ausgegangen wäre. Das Gothische mußte alle Wörter für christliche Begriffe aus sich schaffen, wie Dies die Bibelübersetzung, namentlich in den Paulinischen Briefen, so genau darthut; und daß die gothische Sprache selbst von den Kirchenausdrücken nicht in Verlegenheit gesetzt wurde, ergibt sich aus der sogenannten Skeireins. Nur für Einzelnes, zumal den Cultus Betreffendes, z. B. Presbyter, Diakonus u. s. w., hat sie in dieser Distinction fremde Wörter aufgenommen. Und im Ganzen ist es auch mit dem Althochdeutschen noch so, und würde es in noch höherm Grade sein, wenn ihre Lehrer des Christenthums nur Deutsche gewesen wären; und Ref. glaubt, das Christenthum würde dann viel inniger das deutsche Denken und Fühlen durchdrungen haben, wie es z. B. bei den Gothen war, wenn sie auch Arianer waren. Davon ausgehend könnte man vielleicht gerade zu dem entgegengesetzten Ergebniß kommen, nämlich: daß das Christenthum unvortheilhaft auf unsere Sprache gewirkt hat, wie auch auf die griechische und lateinische. Aus des Verf. Arbeit kann man deutlich sehen, welches Resultat aus einer wissenschaftlichen Untersuchung kommt, wenn sie befangen von einem praktischen Gesichtspunkte aus unternommen wird. Befangen aber ist der Verf., wenn er sich hier abmüht, den Segen zu zeigen, welchen das Christenthum über Europas Völker gebracht (S. 112); wenn er mit der Überzeugung coquettirt, daß Alles sich selbst das Urtheil spricht, was den unvergänglichen Werth der Bibel und des Christenthums verkennt (S. VI); und noch mehr als befangen, wenn er (S. 285) sagt: den wesentlichsten Gegensatz unter den Menschen bilden Christen und Nichtchristen.

Um nun die Ausführung der Absicht des Verf., nämlich wie das Christenthum auf die althochdeutsche Sprache eingewirkt habe, etwas kennen zu lernen, wollen wir gleich das erste Capitel betrachten. Hier wird von Heiden, Christen und Kirche gehandelt. Er sagt: Die Nichtchristen führen im christlichen Latein die Namen gentes und pagani. Richtig! man sollte glauben, der Verf. könnte Leuten, welche sein Buch lesen und etwa brauchen werden, zutrauen, daß sie wüßten, welchen griechischen Wörtern des Neuen Testaments jene entsprächen, zumal da sie auf das Althochdeutsche gar keinen Einfluß gehabt: aber nein! nicht blos das Griechische, sondern auch entsprechende hebräische Wörter müssen mit her. Die althochdeutschen Wörter dafür sind diota und heidane, jenes entspricht den gentes, dies den pagani. Wieder richtig! aber so ist es nicht etwa erst im Althochdeutschen, sondern schon im Gothischen, nur daß hier þiudos fast ausschließlich steht, während das Wort für Heiden nur einmal als haiþno, die Heidin, vorkommt. Es scheint, daß man früher noch toleranter war, aber später das Wort heidane öfters brauchte, weil etwas Geringschätziges darin liegt, wie sich aus der Etymologie ergibt: gothisch haiþi das Feld, Land; haiþivisk wild (im Gegensatz von zahm); althochdeutsch heida, Feld, Flur, Haide: also entweder die Ungebildeten, weil das Christenthum nicht zu den Dörfern drang und diese in ihrem Aberglauben blieben, oder vielleicht nach einem classischen Gegensatz von milites und pagani, welche nicht unter den Mitstreitern Christi waren.

Bei dem Namen Christen, christane, und christlich, christanlih, die deutlich genug aus christianus genommen sind, bedurfte es hier nicht der Nachweisung, daß Christen nach Christus genannt sind. Übrigens kann hier von einem besondern Einwirken des Christenthums auf die althochdeutsche Sprache deshalb nicht die Rede sein, weil sie diesen Ausdruck nicht wohl anders geben konnten, und für gläubig hat das Althochdeutsche noch sonst kein gutes Wort (galaubig S. 390).

Die Kirche, in abstracter und concreter Bedeutung, heißt außer andern Wörtern auch kiricha. Das ist freilich ein Wort, welches nicht aus der lateinischen Sprache geschöpft ist, denn obgleich der Verf. (S. 288) Wackernagel's Ableitung vom lateinischen circus, circulus (also eigentlich die Runde, Rotunde, von der runden und halbrunden Form der Taufkapellen und der Chöre) sinnreich nennt, so scheint er doch diese sehr gezwungene Etymologie nicht adoptiren zu wollen. Aber woher ist das Wort gekommen? Der Verf. meint: nach Walafried Strabo aus dem Griechischen durch die Gothen; da nun aber in dem uns bekannten gothischen Wortschatze dieses Wort nicht vorkommt, sondern nur aikklesjo, so meint er: die Gothen hätten daneben für das in der Bibel nicht vorkommende Kirchengebäude das bei den Griechen sehr gebräuchliche Wort κυριακόν haben können. Das ist aber eine sehr vage Vermuthung; im Gegentheil hat man viel mehr Grund zu vermuthen, daß die Gothen das Wort nicht hatten; denn da sie das Wort aikklesjo adoptirt hatten, so werden sie es wahrscheinlich auch nachher, als sie mehr mit der lateinischen Kirche in Verbindung kamen, als deren ecclesia entsprechend, beibehalten haben; zudem hatten sie in gudhus (Joh. 18, 20) und alhs ganz gute Wörter für ein Gottes- oder heiliges Haus. Daß kiricha übrigens ein fremdes Wort ist, ist noch gar nicht so ausgemacht; man vergleiche Graff's „Althochdeutschen Sprachschatz", Bd. 4, S. 481. Übrigens bei der Formel katholische (allgemeine) Kirche, möchte Ref. wissen: ob nicht auch im Althochdeutschen kiricha folla vorkommt, wie im gothischen Kalender aikklesjo fulla; ich zweifle nicht, da fulls im Gothischen hier vollkommen (perfectus) heißt, welche Bedeutung auch das Althochdeutsche fol hat.

So führt der Verf. nun weiter die verstorbenen Glieder (die Jungfrau Maria, Propheten, Apostel, Märtyrer, Confessoren, Heilige), die kirchlichen Ämter (Klerus, Papst, Erzbischof, Bischof, Dekan, Propst, Priester, Diakon u. s. w.), die kirchlichen Gebäude und Geräthe, die Feste und heiligen Zeiten, Gottesdienst, Sacrament, Heilige Schrift, dann die dogmatischen Begriffe aus. Es werden allenthalben die althochdeutschen Wörter den neuhochdeutschen zur Seite gestellt; wenn nur die gar nicht hierher gehörigen, die Übersicht störenden weitläufigen Erklärungen der Begriffe selbst mit ihrem Zurückgehen auf Griechisch und Hebräisch weggeblieben wären, welche man in einem dogmatischen Lehrbuche mit mehr Recht erwartet, die aber hier gewiß nicht an ihrer Stelle sind, weil im entgegengesetzten Falle das althochdeutsche Wort nicht etymologisch behandelt wird. Gute Bemerkungen sind z. B. in der Anmerkung zu S. 338 über die Etymologie des Wortes Gott, zu S. 376 zu der Formel „diese Welt". Unstatthaft ist dagegen auf jeden Fall die Zurückführung des suona (Sühne) auf gleiche Wurzel mit dem lateinischen sanus, wenigstens entgehen uns dazu die Mittelglieder ganz. Selten nimmt der Verf. auf das Gothische Rücksicht, und Ref. meint, daß er, statt die angeführten Begriffe aus dem Griechischen und Hebräischen zu erklären, lieber die althochdeutschen von dem Gothischen ausgehend hätte erklären sollen.

Um aber zuletzt noch an einem Beispiel zu zeigen, wie Hr. v. Raumer seinen Nachweisungen über die Einwirkung des Christenthums auf die deutsche Sprache einen wissenschaftlichen Werth hätte verleihen können, wählt Ref. das Wort Teufel. Den Germanen waren ihre bösen Wesen weiblichen Geschlechts, die Gothen übersetzten daher den neutestamentlichen Diabolos und Satanas, sowie im Allgemeinen die Dämonen durch unhulþo (fem.), und so steht auch noch in einem althochdeutschen Hymnus das Femininum unholda. Es ist Dies also nichts Merkwürdiges, wie Hr. v. Raumer bei Gelegenheit der Anführung dieser Stelle darüber (S. 383) sagt. Aber durch christlichen Einfluß wurden schon den Gothen ihre Unholdinnen bald zu Unholden, und in den, auch aus sprachlichen Gründen später entstandenen Übersetzungen der Paulinischen Briefe, sowie in unserer Recension des Lukas und des mailänder Matthäus heißt der böse Geist, der Teufel, unhulþa (masc.). Hätte der Verf. auf diese und ähnliche Weise seine Untersuchungen betrieben, könnten wir Viel lernen, und er würde uns sich zu Danke verpflichtet haben: so aber liegt der ganze Werth seiner Arbeit in der Zusammenstellung der christlichen Begriffen entsprechenden althochdeutschen Wörter, die auch anderwärts, z. B. in Graff's „Althochdeutschem Sprachschatz" zu finden sind; und das Resultat, welches er für sich gewonnen hat, nämlich, daß nach diesen auf christliche Lehre und christlichen Cultus sich beziehenden Wörtern und Ausdrücken des Althochdeutschen geschlossen werden müsse, die „christliche Weltanschauung" habe den Geist des deutschen Volkes schon damals gänzlich durchdrungen, ist weder überzeugend dargethan, noch würde es, wenn es wäre, von erheblichem Werthe für die Sprachforschung sein.

Man wird von dem Buche des Verf. urtheilen müssen, daß die bessern Partien desselben, wie die literarischen Nachweisungen über die althochdeutschen Quellen und die Nachweisungen über die Geschichte der ältesten deutschen Kirche, nicht hierher gehören, daß aber das hierher Gehörige in Gedanken und Ausführung viele schwache Seiten habe. Ref. erlaubt sich noch schließlich es auszusprechen, daß man zu wissenschaftlichen Untersuchungen dieser Art weniger befangen in irgend einer Glaubensrichtung kommen, das religiös-praktische Moment möglichst bei Seite liegen lassen und — um verständlich zu sein — in seinen Terminologien bestimmter sein und einem angenommenen Gebrauche folgen müsse. **J. Löbe.**

Bibliographie.

Adami, F., Sonnenblumen. Almanach historischer und moderner Novellen für 1847. 8ter Jahrgang. Berlin, Behr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Anger, C. T., Erinnerung an Bessel's Leben und Wirken. Danzig, Weber. Gr. 8. 6 Ngr.

Bader, J., Die ehemaligen breisgauischen Stände, dargestellt nach ihrem Ursprunge, ihrer Verfassung, ihren Leistungen und Schicksalen. Karlsruhe, Macklot. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Collombet, F. Z., Geschichte des Kirchenvaters Hieronymus. Sein Leben, seine Zeit, seine Schriften und seine Lehre. Nach dem Französischen bearbeitet von F. Lauchert und A. Knoll. 1ste Lieferung. Rottweil a. N., Setzer. Gr. 8. 1 Thlr. 25 Ngr.

Eugen, Herzog von Württemberg, Erinnerungen aus dem Feldzuge des J. 1812 in Rußland. Als Commentar zu mehreren vorausgegangenen, diesen Gegenstand betreffenden Schriften. Breslau, Graß, Barth u. Comp. Gr. 8. 2 Thlr.

Germann, Ansichten über das deutsche Wehrwesen, mit Versuchen zu seiner Vervollkommnung. 2te Auflage. Erlangen, Enke. Gr. 8. 2 Thlr.

Gutzkow, K., Gesammelte Werke. Vollständig umgearbeitete Ausgabe. 12ter Band: Briefe aus Paris 1842. Pariser Eindrücke 1846. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt. 8. 26⅔ Ngr.

Habel, E., Der Karthäuser. Leipzig, Brockhaus. 12. 16 Ngr.

Hinrichs, Der Oldenburgische Verfassungsstreit nach gedruckten und ungedruckten Quellen. Ein Beitrag zur Erörterung des deutschen Verfassungswesens seit dem Befreiungskriege bis auf unsere Tage. Sudenburg-Magdeburg, Koch. Gr. 8. 16 Ngr.

Holger, P. v., Elemente der Geognosie nach streng wissenschaftlicher Consequenz. 1ste Abtheilung: Petrographie. Wien, Kaulfuß Wwe., Prandel u. Comp. Gr. 8. 1 Thlr.

Jürgens, K., Luther von seiner Geburt bis zum Ablaßstreite. 1483—1517. 2ter Band. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Keil, J. G., Das alte Rom, oder ausführliche Darstellung der Sitten und Gebräuche der alten Römer, nebst kurzer Geschichte ihrer Literatur. 1ste Lieferung. Naumburg. Gr. 8. 7½ Ngr.

Kohlbrügge, H. F., Das alte Testament nach seinem wahren Sinne gewürdigt aus den Schriften der Evangelisten und Apostel. 1ster Theil. — A. u. d. T.: Wozu das alte Testament? Anleitung zur richtigen Schätzung der Bücher Mosis und der Propheten. Elberfeld, Löwenstein und Comp. Gr. 8. 15 Ngr.

Die Königsbraut. Historische Erzählung in zwei Bänden. Nach geheim gehaltenen Handschriften der Bibliothek des Herzogs von Rinares bearbeitet von A. di Lopez und F. v. Wallmoden. Zwei Theile. Braunschweig, G. C. E. Meyer sen. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Lieder der Kirche. Deutsche Nachbildungen altlateinischer Originale. Schaffhausen, Hurter. 8. 1 Thlr.

Maus, J., Leben und Nachlaß. Herausgegeben von H. Sander. Zwei Theile. Darmstadt, Pabst. 8. 25 Ngr.

Neumann, K. F., Geschichte des englisch-chinesischen Krieges. Leipzig, Teubner. Gr. 8. 2 Thlr.

Oettinger, E. M., Joujour. Humoristisch-satirisches Lesekabinet. 6ter Band. Leipzig, Reclam jun. Gr. 16. 1 Thlr. 15 Ngr.

Die Opposition. Herausgegeben von K. Heinzen. Mannheim, Hoff. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Der neue Pitaval. Eine Sammlung der interessantesten Criminalgeschichten aller Länder aus älterer und neuerer Zeit. Herausgegeben vom Criminaldirector Hitzig und W. Häring (W. Alexis). 9ter Theil. Leipzig, Brockhaus. Gr. 12. 2 Thlr.

Reden, Freih. F. W. v., Die Eisenbahnen Frankreichs, statistisch-geschichtliche Darstellung ihrer Entstehung, ihres Verhältnisses zu der Staatsgewalt, sowie ihrer Verwaltungs- und Betriebs-Einrichtungen. Berlin, Mittler. Gr. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

— — Eisenbahn-Jahrbuch für Bahn-Beamte und Staats-Behörden. 16 Tafeln zur vergleichenden Statistik des Baues und Betriebes der deutschen Eisenbahnen, von ihrem Entstehen bis zu Ende des Jahres 1845. 1ster Jahrgang (1846). Berlin, Mittler. Gr. 8. 2 Thlr. 8 Ngr.

Rellstab, L., Gesammelte Schriften. Neue Folge. 3ter und 4ter Band: Erzählungen. 1ster und 2ter Theil. Leipzig, Brockhaus. Gr. 12. 2 Thlr.

Sadi's, Moslicheddin, Rosengarten nach dem Texte und dem arabischen Commentare Sururi's aus dem Persischen übersetzt mit Anmerkungen und Zugaben von K. H. Graf. Leipzig, Brockhaus. 12. 1 Thlr. 6 Ngr.

Schartau, H., Zehn Predigten nebst einer kurzen Nachricht von seinem Leben. Nach dem Schwedischen von K. Heinz. Potsdam, Riegel. 8. 16 Ngr.

Schefer, L., Der Weltpriester. Nürnberg, Stein. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Skizzen aus dem häuslichen Leben. Aus dem Schwedischen. Zwei Theile. Leipzig, Brockhaus. Gr. 12. 1 Thlr. 15 Ngr.

Deutsche Zeitung ohne Censur. Mannheim, Hoff. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: **Heinrich Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 240. —— 28. August 1846.

Geschichte des Ursprungs und der Entwickelung des französischen Volkes ꝛc. Von Eduard Arnd. Drei Bände.

Zweiter und letzter Artikel.

(Beschluß aus Nr. 239.)

Die große Aufgabe gegen außen war gelöst, und der Gedanke Habsburgischer Universalmonarchie, dem Frankreich so viele Jahre widerstanden, endlich durch einige deutsche Fürsten und Städte, die sich zum Ausdruck des deutschen Naturverhältnisses machten, definitiv vereitelt worden: — ein Umstand, beiläufig gesagt, dessen Betrachtung den Verf. doch, hinsichtlich seiner Anschauung des damaligen Deutschlands und seiner Entwickelung das Mittelalter hindurch, etwas stutzig machen sollte. Noch war Frankreich nicht dahin gediehen, die Offensive ergreifen zu können, und so begann

für Frankreich eine der wildesten und zerrissensten Epochen, in der alle damals vorhandenen Elemente des öffentlichen Lebens sich untereinander mit stets wachsender Leidenschaft bekämpfen und, die besten Kräfte des Staats in einer furchtbaren Gährung erschöpfend, denselben der Auflösung entgegenführen. Das Resultat dieser Kriege, die Erhaltung des Katholicismus in Frankreich und sein Sieg über die besondere Überzeugung und Stimmung eines Königs, der so lange an der Spitze der Reformirten in seinem Lande gestanden, beweist hinlänglich, daß ihr vorherrschender Charakter, so viele andere Elemente auch zu ihnen hinzutraten, dennoch religiöser Natur war. Die Macht der Krone mit der Kirche im Lande ward, nach Beendigung der religiösen Kämpfe, noch unumschränkter als früher, und die Überreste des Feudalwesens geriethen in noch tiefere Abhängigkeit. Auch der religiöse Fanatismus und die Gährung, die er hervorgerufen, waren nur eine Episode im französischen Leben und nicht dessen Grundton: eine Episode, nach deren Beendigung eine von allen höhern und übersinnlichen Principien sich immer mehr lossagende Richtung von neuem herrschend wurde. Sobald die Gefahr einer politischen Spaltung vorüber war, nahm der sinnliche und weltliche Charakter der Nation wiederum überhand und ließ den Katholicismus nur als ein Mittel der innern Einheit und äußern Ordnung zu.

In diesem Sinne halten ihn die Staatsmänner und sogenannten Gebildeten in Frankreich noch heute. Wir übergehen die häufig sehr interessanten Beurtheilungen und Betrachtungen, mit denen der Verf. diese merkwürdigen Vorgänge zunächst durch die Regierungen Franz II. und Karl's IX. begleitet. Am Schlusse der letztern faßt er die traurigen Scenen in ein Gesammtbild zusammen. Hier sagt er unter Anderm (II, 510):

In dieser Epoche der Regierung Karl's IX. treten alle Mängel des französischen Charakters, kaum durch einige seiner eigenthümlichen Vorzüge gemildert, auf das grellste hervor. Grausam, nicht aus unbewußter Roheit, sondern mit Absicht und aus Grundsatz; religiös-fanatisch, nicht sowol aus beschränkter Leidenschaft, aus Liebe zu seinem Glauben, wie der Spanier, als vielmehr aus verletztem Stolz über eine vermeinte Auflehnung gegen die von ihm angenommenen Formen der alten Religion; treulos, nicht aus einer zur andern Natur gewordenen Selbstsucht, wie der Italiener, sondern aus Leichtsinn, aus Verachtung des Guten: erscheint der Franzose damals mit fast allen Mängeln anderer Nationen behaftet, obwol sie bei ihm aus einer andern Quelle herrühren. Zu dem Allen tritt in dieser Epoche im Charakter des ganzen Volkes, besonders aber in dem der höhern Classen, noch eine ganz besondere, so zu sagen erkünstelte Verwilderung, eine systematische Lösung der sittlichen Bande hervor. Verrath und Meuchelmord sind in jener Zeit an der Tagesordnung, werden am Hofe wie im Lager, von den Höchsten und von den Niedrigsten als etwas ganz Natürliches und Gewöhnliches geübt. Zugleich wird schon damals, wie so oft später unter den Franzosen, neben der Verachtung aller sittlichen Vorschriften, eine pedantische Beobachtung eines gewissen Scheines derselben sichtbar, welche die Idee mit Füßen tretend sich vor deren Form zu beugen scheint, mit der Begehung des Bösen nicht zufrieden, noch den Spott über das Gute hinzufügt und sich darin gefällt, das Natürlichste oder Gräßlichste als etwas Gewohntes und Gewöhnliches zu vollbringen und sich dabei mit einem gewissen theatralischen Anstande zu bekleiden. Der eigenthümliche Mangel an Ausdauer und Standhaftigkeit im Charakter dieses Volkes, die ebenso leicht unterbrochene als sich ebenso leicht immer wieder erneuernde Richtung seines Willens, erscheint in den fünf innern Kriegen, wo die kämpfenden Parteien schnell ermüden, aber auch ebenso schnell sich wieder erholen. Neben einer Art phantastischer, Bachantischer Lust der zum Theil Italien entlehnten Tänze, Feste und Maskeraden des Hofes und der nordischen Turnier- und Waffenspiele gehen ascetische Übungen, abergläubige Besorgnisse, wilde Ausbrüche des Hasses und Neides, tief angelegte Pläne der Ehr- und Habsucht einher. Dies Alles drängt sich in bunter ungeregelter Fülle, zum Schrecken wie zum Ergötzen, zur Beschäftigung wie zur Zerstreuung zugleich erfunden, durcheinander und gewährt das Bild einer ganz besondern, bald berauschten, bald nüchternen, rohen und verfeinerten, halb natürlichen, halb künstlichen Verdorbenheit. Mitten unter diesem wilden und zerstörenden Treiben werden, und nicht so selten als man glauben sollte, Züge einer erhabenen und aufopfernden Gesinnung, eines großen Edelmuthes, einer einfachen Größe, zumal unter den Hugenotten sichtbar, wo Coligny, Dandelot, La Noue und viele Andere, unter andern religiösen und politischen Formen, an manche Helden des Alterthums erinnern und der moralische Stolz des französischen Volkes zu dieser Zeit sind, obgleich diese Vorzüge auch in der Gegenpartei nicht ganz fehlen.

Digitized by Google

Der rasche Muth, die augenblicklich flammende Begeisterung, der Drang nach Entscheidung, die Fülle thatkräftigen Lebens und Geistes, Eigenschaften, die den Franzosen zu allen Zeiten, wo sie sich geltend machen können, auszeichnen, treten in diesen Kämpfen im höchsten Maße hervor und geben einen Beweis für die große Fähigkeit und glückliche Organisation dieses Volkes.

Nun, die Fähigkeit geht doch blos auf gewisse Dinge und in den wichtigsten Beziehungen nur bis auf eine ziemlich nahe gesteckte Grenze, und diese Organisation möchten wir keine sehr glückliche nennen.

In einem Rückblick auf die Regierung Karl's IX. betrachtet der Verf. nochmals das Königthum unter den Valois, sucht einige Gründe auf, warum die Reichsstände erlahmten, findet schon in dem Mangel einer ausgebildeten Sprache manchen Grund für ein Zurückbleiben auch in andern Beziehungen, wobei er eine interessante Erörterung über die (uns sehr zweideutig erscheinende) Bedeutung der Beredtsamkeit, deren sprachlicher Zusammenhang mit dem Überreden sehr bedenklich ist, anstellt, verbreitet sich aber weiterhin über die sonstige Thätigkeit der Regierung und Verwaltung, wobei auch der erste Anfang des unheilvollen Prohibitivsystems vorkommt. Wir vermissen in dem Allen hauptsächlich die hier besonders lichtgebende Vergleichung mit England. Dann führt der Verf. wieder die äußere Geschichte bis zum Erlöschen der Valois fort, deren ganze Epoche er nochmals charakterisirt und dann ihre Wirkungen zunächst auf Paris schildert, das sich in der Epoche von Karl IV. bis Heinrich IV. allerdings, sowol seiner äußern Gestalt als den in ihm herrschenden Sitten nach, bedeutender veränderte als in der vorhergegangenen Epoche. Hier kommt auch die Literatur und dramatische Kunst in Erwähnung.

Der dritte Band, die Zeiten Heinrich's IV., der Fronde, Richelieu's, Mazarin's, Ludwigs XIV., Ludwig's XV. und die unmittelbaren Ereignisse vor dem Ausbruch der Revolution umfassend, ist natürlich besonders reich an interessanten Schilderungen und Betrachtungen. Indeß liegen hier die Gegenstände, über welche sich dieselben verbreiten, zu nahe, als daß wir bei dem Umfange, den unsere Anzeige bereits erreicht hat, uns noch veranlaßt hielten, den Verf. in gleicher Specialität zu begleiten, wie bei den frühern Bänden. Heinrich IV. wird nach Verdienst als wahrhaft großer König gewürdigt. Doch unterläßt der Verf. nicht, nachdem er den an frühere Vorgänge erinnernden, eine Zeit lang ausbrechenden Fanatismus der Pariser geschildert hat, die zunächst wol aus Erschöpfung fließende Abnahme des politischen Geistes in der Nation hervorzuheben. Sie mußte mit zunehmender Centralisation nur wachsen, und in gar manchen der vorhergehenden und nachfolgenden Zuckungen verbirgt sich ein natürlicher Widerstand gegen diese vorschreitende Centralisation, der aber, aus Mangel an organischen Anfangspunkten, fast nie zum Bewußtsein kommt. Wir machen ferner auf die ausführliche Erörterung über Katholicismus und Protestantismus aufmerksam, zu welcher dem geist- und kenntnißvollen Verf. die Verflechtung Frankreichs in den deutschen Dreißigjährigen Krieg Veranlassung gibt. Am Schlusse von Richelieu's Laufbahn sagt er (III, 206):

Richelieu's Verwaltung, die, auf keine absolut wahre, religiöse oder rechtliche Fundamente gestellt, alle moralischen Ideen nur als Mittel für einen rein äußerlichen und endlichen Zweck betrachtete und sie, diesem zu Gefallen, bei jeder Gelegenheit bog oder brach, trug mehr als eine der frühern Epochen der französischen Geschichte dazu bei, der im innersten Wesen dieses Volkes ruhenden materiellen Richtung und seiner Neigung, den Verstand und dessen wandelbares Formenspiel über unmittelbare Anerkennung absoluter, religiöser oder moralischer Principien zu stellen, eine neue Nahrung zu geben. Nicht daß er diese Richtung geschaffen: sie war in dem Charakter der Nation längst vorhanden, von dem Einflusse der theokratischen und feudalen Ideen und Einrichtungen in ihrem Fortschritt aber aufgehalten worden; mit der Ausbildung der absoluten Monarchie begann sie aber, sich des gesammten Lebens der Nation zu bemächtigen. Richelieu begründete dieses System, alle religiösen und moralischen Principien nur als Mittel einer politischen Selbstsucht anzuwenden, dieselben je nach den Umständen anzuerkennen oder zu vernachlässigen, zu verletzen oder zu entstellen; während das Mittelalter, so lange es als ein Ganzes wirkte und lebte, in seiner geistlichen und weltlichen Organisation einen Schatz absoluter, unbeugsamer, Jedem zugänglicher und gegenwärtiger Vorstellungen enthielt. Dieser politische Egoismus, den Richelieu, mehr als vor ihm geschehen, zum herrschenden Grundsatz erhob, blieb aber nicht in dieser Sphäre stehen, sondern verbreitete sich bei der größern Einheit, zu der alle französischen Zustände im 17. Jahrhunderte fortgeschritten, in der ganzen Nation und verdarb deren Sitten und Gefühle. Sie trennte fortan, ihre Gebieter und Meister nachahmend, ihre Intelligenz von ihrem sittlichen Dasein. Diese einsame Richtung des Verstandes, von allen allgemein anerkannten moralischen Grundsätzen frei, das Spiel des Urtheils, der Phantasie, von jedem religiösen und moralischen Gehalt entblößt, machten sich vom 17. Jahrhundert an mit einer sich immer mehrenden Gewalt kund und rissen das französische Leben am Ende des 18. Jahrhunderts in einen Abgrund, aus dem es sich bis jetzt noch nicht vollkommen herausgearbeitet hat.

Interessant ist auch der Abschnitt: Paris unter Heinrich IV. und Ludwig XIII.; dann, wie die Fronde aus dem innern Zustande Frankreichs erklärt wird. Den größten Theil dieses Bandes beschäftigt Ludwig XIV., und es versteht sich, daß seine Regierungszeit zu gar manchen tief eingehenden Erörterungen Anlaß gibt. Das allgemeine Regierungssystem, die wirthschaftlichen Verhältnisse, die religiösen Angelegenheiten werden über Pomp und Geräusch des Hofes und der auswärtigen Händel und Kriege keineswegs übersehen. Über den König selbst weist der Verf. das Übermaß von Lob und Tadel mit Recht zurück und charakterisirt (III, 562) die Resultate seiner Regierung sehr treffend. Auch am Schlusse dieser Regierung betrachtet der Verf. Paris und die Gesammtentwickelung. In dem folgenden Abschnitte macht der Verf. bei Gelegenheit der Abneigung des französischen Volkes gegen Aristokratie und Hierarchie, die er zunächst dem Misbrauch jener Institute zur Last legt, die richtige Bemerkung (III, 625):

Die Mehrheit der französischen Nation ist aus Gründen, die in ihrer ganzen Entwickelung liegen, mehr negativ-liberal als positiv-demokratisch, mehr monarchisch als aristokratisch gesinnt, mehr für eine in der Idee formell bestimmte als in der Wirklichkeit sich überall bethätigende reelle politische Freiheit

gemacht: eine Stimmung des nationalen Geistes, die in der Folge vielfältige Modificationen erfahren kann, als ein Grundzug des französischen Charakters sich aber immer, selbst unter den widerstrebendsten Formen, geltend machen wird.

Es gilt Das übrigens nicht blos von der sogenannten „politischen Freiheit", sondern auch ganz besonders von der eigentlichen und reellen Freiheit, der persönlichen; gilt auch nicht blos von den Franzosen, wennschon diese jene Art des Liberalismus in System und Formeln gebracht und den Schwachköpfen anderer Nationen eingeimpft haben. Noch machen wir auf die Bemerkungen über die Theorien, welche unter Ludwig XV. und Ludwig XVI. aufkamen, über den Sturz der Jesuiten und über den Tiers-État aufmerksam. Im Ganzen wiegt, besonders im dritten Bande, die äußere Geschichte mehr vor, als eigentlich dem Plane des Werkes gemäß ist; es wird aber Alles so einsichtsvoll und anziehend behandelt, daß die meisten Leser dem Verf. für diese Abweichung nur Dank wissen dürften. 97.

Lieder vom armen Mann. Mit einem Vorwort an das Haus Rothschild von Karl Beck. Leipzig, Hermann. 1846. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Wenn man in einem ganzen, stundenlangen Gespräch Nichts gehört hat als Leidensgeschichten, Misere hüben, Misere drüben, von Unglücksfällen, Jammer, Krankheit, Bankrotten, die hinter uns liegen und vor uns drehen; wenn jeder Versuch, das Gespräch auf andere, erheiternde Gegenstände zu wenden, umsonst war, weil das Miasma, welches einmal in der Luft lag, dem harmlosesten Athemzuge sogleich seine bleigraue Färbung aufhauchte: so geht man misvergnügt nach Hause. Man kann es nicht wegleugnen, was uns erzählt worden, aber was uns vorhin im Gespräch, weil es so Schlag auf Schlag kam, übermannte, ordnet und setzt sich in der Stille der eigenen Betrachtung wie ein aufgerührtes trübes Wasser: die erdigen Substanzen setzen sich, das Wasser wird oben zuletzt doch klar. Wir sichten und sondern auch. Einiges Unglück läßt sich in einem ganz andern Lichte betrachten: wir erblicken sogar günstige Folgen; anderm läßt sich noch steuern; eins erscheint als gerechte Strafe und Vergeltung: die Last, welche unsere Brust drückt, wird dadurch geringer. Endlich — bleibt zwar wirkliches, unableugbares Unglück genug zurück, aber der Trost schleicht sich von selbst in unsere Brust. Wir fühlen, es war das vorhin ein Fieberzustand: die Wirklichkeit ist nicht und kann nicht ein solches Gemälde von Grau in Grau sein, sonst wäre alles Bestehende schon längst in sich selbst zerfallen. Zwischen der glühenden Hitze, die Alles versengt, wird doch ein kühlender Luftzug geweht haben, sonst lebten die Thiere und Menschen nicht mehr; es wird einmal in der Dürre geregnet, gethaut haben, sonst könnte ja Nichts grünen und wachsen. Oder, wo überall Sturmwolken, Platzregen, Schnee und Frost unser Blut erstarren, wo wir rings um uns Nichts als Eisfelder und grauen Himmel sehen, wird die Sonne doch zuweilen geschienen haben; es wird stille, warme Hütten geben, sonst wäre ja Alles erfroren und erstarrt. Auf diesen Trost im Organismus der Natur ist Jeder hingewiesen, der sie nicht mit ganz stumpfem Sinn betrachtet. Nach Regentagen muß die Sonne wieder scheinen. Und die äußere Natur ist das treue Symbol der innern Natur des Menschenlebens. Nur darüber ängstigen uns Zweifel, wie das Maß zwischen Sonnenschein und Regentagen im Allgemeinen und wie es zwischen den Einzelnen vertheilt ist; und nur die Frage steigert den Zweifel oft zur Verzweiflung: daß unsere menschliche Klugheit nicht begreift, warum die Weisheit über uns in ihren Schickungen nicht mit den Leiden anfängt und mit den Freuden enden läßt; warum der Anfang oft so rosenroth und das Ende grau ist; warum der Sonnenschein so selten auf das Sterbebett scheint?

Das Alles sind freilich Fragen, die uns furchtbar quälen, aber im Leben muß es sich doch einigermaßen ausgleichen, sonst hörte das Leben auf Leben zu sein. Wenn uns nicht der Leichtsinn, die Hoffnung, irgend ein Glücksfall darüber hinwegsetzte, auf Stunden, Tage, Monden uns die Leiden vergessen ließe und Kraft gäbe zum Zeugen und Schaffen: was würde dann aus der Welt, die zum großen Theil auf Illusionen gebaut ist, von ihnen gehoben, angefeuert zum Schaffen, bunt, reich, beweglich, nach vorwärts strebend? Wenn uns ehedem die Fragen quälten und übermannten, flüchteten Die, welche nicht in der Religion oder in der Resignationsphilosophie Trost fanden, zur Kunst und Poesie und ließen sich von ihnen in süße Träume einlullen, um selige Vergessenheit des wirklichen Elends zu erkaufen. Und nun ist auch dieser Trost dahin! seit die Poeten nicht allein wahr sein wollen, sondern auch sich zur besondern Aufgabe gestellt haben, die Leiden des Menschengeschlechts zu beschreiben.

Was täglich unverdrossen
Nach Kehricht sucht in verrosteten Gossen;
Was wie der Spatz nach Futter schweift;
Was Töpfe flickt und Scheeren schleift;
Was, starren Fingers, die Wäsche steift;
Was keuchend schiebt des Karrens Wucht,
Beladen mit kaum gereifter Frucht;
Was weinerlich singt: Wer kauft? wer kauft?
Was um den Heller im Schmutze rauft;
Was täglich an den Steinen der Ecken
Den Gott besingt, an den es glaubt,
Kaum wagt die Hände hinzustrecken,
Dieweil das Betteln nicht erlaubt;
Was tauben Ohrs in Hungers Nöthen
Die Harfen spielt und bläst die Flöten,
Jahr aus Jahr ein denselben Chor —
Vor allen Fenstern, an jedem Thor —
Die Kindermagd zum Tanze stimmt,
Doch selber nie das Lied vernimmt;
Was Nachts die große Stadt erhellt,
Und selbst kein Licht im Hause hat;
Was Lasten trägt und Holz zerspellt,
Was herrenlos, was herrensatt,
Was beten und kuppeln und stehlen läuft,
Den Rest des Gewissens wüst versäuft!

Daß die Novellisten dieses Thema wählten, ist eine Thatsache, deren Berechtigung vielfach bestritten und behauptet wird. Wir wollen es zugeben, sie hätten ein Recht gehabt, die Mysterien zu enthüllen, damit die Policei und die Menschenfreunde helfen konnten. Wie steht es aber mit dem Recht der lyrischen Dichter? Weshalb singen sie? Den eigentlichen Poeten gestattet die Policei Vieles, weil die Poeten nicht für rechte praktische Menschen gelten; weil es Wesen waren, die, nach dem alten Glauben, in den Wolken, also von der Lüge lebten. Ihnen erlaubte sie ein freies Wort, weil es doch nur Dunst sei. Ist es anders geworden? Ja, ich glaube es wenigstens, aber die Policei noch nicht. Sie weiß recht gut, daß Lieder vom armen Manne nicht vom armen Manne gelesen werden; und wenn sie dieselben etwa verbietet und aufgreift, geschieht es nur, weil es ihr befohlen wird. Diese lyrischen Poeten können also schwerlich darauf rechnen, wie Eugen Sue der Verwaltung Winke zu geben, wo sie eingreifen und bessern soll. Sie dürfen, sie können ja nicht sagen: Straße da und da findet sich das Unrechte und das Schlechte; da seht nach, greift ein und helft! Ihre Anführungen, ihre Bilder sind allgemeiner Art; der Policeimann und der Philanthrop sagen dazu: Das wußten wir schon längst.

Der Glaube der Poeten ist keinem Symbolzwange unterworfen: die Gebiete, welche sie berühren, sind mit keiner Grenz-

mark bezeichnet. Das müssen wir festhalten, und fern sei es von uns, ihnen neue Grenzen ziehen zu wollen oder ihnen untersagen wollen, die Leiden der Armuth zu singen. Aber ein inneres Gesetz hat jeder Dichter, es heißt: die Beschränkung auf den Raum. Hinhauchen darf er Alles, und ist er der rechte Dichter, so muß Jeder aus den Andeutungen das Bild sehen, den Sinn verstehen. So lernten wir viele begabte Dichter letzthin kennen, die von communistischen Ideen begeistert blitzschnell Scenen des menschlichen Leidens, die Seufzer der Armuth in Verse zauberten; aber sie hüteten sich davor, alle Arten, wie die Armuth unter dem Druck des Reichthums und der Verhältnisse leidet, tabellarisch zu beschreiben. In diesen Irrthum scheint uns hier ein wirklicher Dichter, Karl Beck, verfallen: er gibt uns in den „Liedern vom armen Mann" einen Homerischen Schiffskatalog aller Methoden, wie der Arme ins Unglück kommt und nicht wieder herauskann; höchst praktische, wahrhaftige, wie vom Blumenmädchen, das gefallen ist, ein Kind kriegt, Amme werden muß bei dem Kinde einer reichen, geadelten Banquiersfrau, dieses mit ihrer gesunden Milch nährt, während ihr eigenes Kind bei Wasser und Schlägen auf dem Dorfe stirbt, wie sie dann entlassen wird mit ihrem Lohn, richtig ausgezahlt, abgelegten vornehmen Kleidern und der Unlust zu dienen, und der Kupplerin nun in die Hände fällt.

Ein wahrer Poet kann und darf Viel, aber wir fragen Karl Beck, ob er sich selbst durch seine „Lieder vom armen Mann" befriedigt findet? Kann er sich nur sagen, wenn er als Menschenfreund das Unglück der Armen registriren wollte, daß er vollständig sei? Er hat doch immer nur als Dichter geschöpft, denn die Natur eines Poeten verleugnet sich nicht. Kann er sich sagen: Ich habe den Armen geholfen, denn ich habe die Humanität auf ihre Zustände zuerst aufmerksam gemacht? Kann er sich das Zeugniß geben, daß er ein Trostbild für die Leidenden hingestellt? Das müßte doch die Poesie, irgend einen beschwichtigenden Balsam auf ihre Wunden drücken? Es ist immer nur der kalte Tod, der als Tröster erscheint. Zuweilen kommt uns der Argwohn, als wirkten alle diese Dichter als unberufene Agenten der christlichen Orthodoxie. Sie wählen auch alle Elendsbilder, alle grauenhaften Situationen des Menschengeschlechts, um ihnen zuzurufen: Wir haben für euch keinen Trost, sucht ihn euch anderwärts. Eine Revolution, agrarische Gesetze, die Theilung des Eigenthums können, selbst wenn ihre Ausführung möglich wäre, wenn nicht alle Geschichte dagegen spräche, auch nicht die Hälfte der Leiden, die wir euch aufgezählt, heilen, lindern: also helft euch selbst, sucht den Trost, wo man ihn euch bietet.

Das Buch ist dem Hause Rothschild gewidmet. Wenn nun dasselbe seine Truhen öffnete, seine zusammengescharrten Schätze herausnähme, seine Papiere versilberte und sie unter die Armen in allen Ländern Europas, die es beherrscht, vertheilte: würde dadurch der Noth geholfen sein? Die Ermahnung an das Haus wird Nichts helfen, aber es ist Poesie und Wahrheit in den Versen:

Ja, feilsche nur mit Staaten und Thronen,
Befestige deine papier'nen Kronen,
Bedächtig in deinen weißen Haaren!
Wenn du des Bürgers Mark gesogen,
Erbaue Spitäler und Synagogen,
Es wird der Herr sie segnen und wahren!
Laß dann von hundert erhandelten Leiern
Dein mildes Herz geschwätzig feiern,
Da kaufe mit deinen verrosteten Dreiern
Den Frommen den billigen Himmelstrost!
Mir aber graut vor einem Erbarmen,
Das auf dem Markt mit Bettlern kost,
Und heimlich, mit unersättlichen Armen
Die Fürsten verführt und die Völker verlost?
Mir aber graut vor einem Frommen,
Der stets des eig'nen Heils gedenkt,
Großmüthig uns in Tropfen schenkt,
Was er in Eimern uns genommen

Karl Beck hat allerhand interessante Anekdoten vom Druck der Reichen, von der Noth der Armen in seiner Weise versificirt; der Dichter blickt heraus, aber die Monotonie des Gedankens hindert ihn doch, sich zu entfalten, wie er bei einem andern Thema Kraft und Anreiz hätte. Es sind mehre Gedichte, denen es ebenso wenig an rührendem Ausdruck als an Wahrheit fehlt; so möchte man glauben, die Geschichte von der alten Jungfer sei nur der Abdruck einer wirklichen Begebenheit. „Auch eine Dorfgeschichte" ist schwach; „Knecht und Magd" schon besser: der Gedanke ist freier, die Ausführung melodischer. An Melodie fehlt es diesen Versen hier nur zu sehr, vielleicht mit Absicht. Die Treuliebenden:

Und als sie gespart und zusammengescharrt die Kreuzer, die Gulden,
Und als sie der Priester getraut nach jahrelangem Geduldem,
Da kauft sie die Spindel, den Flachs, um schneeiges Linnen zu spinnen;
Da kauft er die Hütte, mit Röhricht gedeckt, und sie wohnten d'rinnen.
Sie starrten ins züngelnde Licht, die Alten, die Endlichvereinten;
Es war nicht die Wonne der Liebe, daß sie nun lachten und weinten:
Das war ja vorüber, sie waren getrennt in der Jugend Tagen,
Im rauschenden Lenz, wann die Lerchen der Brust am lautesten schlagen.
Sich küssen? sie thäten es schämig! Sich necken? sie thäten es leise!
Ach, Blumen waren es wol, doch waren es Blumen im Eise;
Ein Tanz auf Krücken, o Gott! ein armer verspäteter Falter,
Der halb ein blühendes Kind und halb ein verwelkender Alter.

Zu den beachtenswerthesten Gedichten, kurz und prägnant gehalten, gehören „Neue Götter und alte Leiden" überschriebenen; sie sind aus echter Gesinnung hervorgegangen und die Gesinnung hat den echten Ausdruck gefunden. Im Ganzen fehlt mir aber der rechte Stamm in all' diesen „Liedern vom armen Mann", wenigstens ist es nur ein negativer. Wie ganz anders, elastischer, voller, rankten sich Beides, Gedanken und auch seine Sprache, in seinem nationalen „Janko". Der Dichter hat sich nicht enthalten können, in die Weise des Tages einzustimmen. Wir halten ihn aber für besser und begabter, als daß er nöthig habe, den einmal vorgespielten Weisen nachzuspielen, und wünschen ihm mit ehestem wieder auf positivem Felde zu begegnen. Zürnen mag er auch da, so viel es ihn treibt, aber er muß vorher schaffen, gestalten. 7.

Bibliographie.

Böttger, A., Gedichte. 2te Auflage. Nebst einer Zeichnung von E. Bendemann und Composition von Mendelssohn-Bartholdy. Leipzig, Klemm. Kl. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Deutsches Bürgerbuch für 1846. 2ter Jahrgang. Herausgegeben von H. Püttmann. Mannheim, Hoff. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Glaser, J. C., Vergleichung der Philosophie des Malebranche und des Spinoza. Ein Vortrag. Berlin, Bethge. Gr. 8. 5 Ngr.

Herschell, Ridley H., Besuch in meinem Vaterland. Notizen, gesammelt auf einer Reise nach Syrien und Palästina im J. 1843. Aus dem Englischen übersetzt von E. B. Basel, Schneider. 12. 15 Ngr.

Kirchhoff, F. C., Das Gebet und seine Arten. Begrifflich entwickelt. Bonn, Marcus. Gr. 8. 10 Ngr.

Mannbach, W., Wie man auf der Leipziger Messe n—ißt und trinkt. „Herr Bummel." 2te Auflage. Leipzig, Schrey. 8. 6 Ngr.

Oskar, F., Das rosenrothe Buch. Märchen und Erzählungen. Erlangen, Heyder. Gr. 16. 10 Ngr.

Schlosser, L. W. G., Erlebnisse eines sächsischen Landpredigers in den Kriegsjahren von 1806 bis 1815. Leipzig, Schrey. Gr. 16. 15 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 241. —— 29. August 1846.

Der souveraine christliche Staat, das Ende aller Zeitwirren. Vom Senator Röben zu Leer. Leipzig, Brockhaus. 1846. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Ein merkwürdiges Buch, — merkwürdig durch die Eigenthümlichkeit des Verf. wie durch den idealen, wenn auch nicht unmittelbar praktischen Inhalt, welcher eine der wichtigsten Zeitfragen berührt. Die Basis, auf welcher das Raisonnement des Verf. ruht, ist keine Philosophie; er ist vielmehr ein gläubiger Anhänger Christi; seine Auffassung des Christenthums aber ist eine so reine und allgemein-menschliche, daß er von der gesammten Geschichte Jesu Nichts festhält als die Verwirklichung des Ideals der Menschheit durch sein sündloses Leben, und gegen die orthodoxe Anschauungsweise den entschiedensten Widerspruch erhebt; ja er geht so weit, daß er von dieser nicht weniger als alles Übel in der Welt herleiten möchte. Ganz eigenthümlich, aber keineswegs ansprechend, ist auch seine Darstellungsweise. Es fehlt dem Buche nicht nur jeder Abschnitt, sondern auch jede logische Eintheilung, und ein kurzes Inhaltsverzeichniß würde kaum möglich sein. So liegt die Schrift vor uns, wie die unendliche Fläche des Meeres; und — das Bild läßt sich noch weiter führen: — es möchte den meisten Lesern ergehen, wie Schiller's „Pilgrim"; auch wo uns die verheißene Berührung des Himmels und der Erde erscheinen sollte, möchten wir noch ausrufen:

> Vor mir liegt's in weiter Leere,
> Näher bin ich nicht dem Ziel!

Aber was uns doch immer wieder ermuthigt, weiter zu streben auf den gleichmäßigen Wellen dieses Gedankenmeers, ist nicht blos die Hoffnung, daß doch am Horizonte desselben der Himmel zu der Erde herabsteige, sondern auch auf der Fahrt selbst sehen wir oftmals den klarsten Himmel, der den Glauben an ein besseres Jenseit belebt, wenn auch gleichfalls immer von neuem Wolken sich thürmen und das Meer erbraust; d. h. ohne Bild: der Verfasser eröffnet uns die erhebendsten Aussichten zur Verwirklichung der herrlichen Idee, die er von dem Menschenleben aufgefaßt hat, so oft sich ihm auch die Orthodoxie wie ein Gespenst, dem er nicht entgehen kann, in den Weg stellt, daß man an das Wort eines andern Dichters erinnert wird:

> Er versinkt dann mit gewalt'gen Schauern
> In den alten Kampf mit dem Centauren.

Überheben wir uns für den Anfang dieser Kämpfe, um den Blick rein auf Das zu richten, was dem Verf. als Ideal vorschwebt: so erkennen wir in ihm einen jener wahrhaft freisinnigen Geister, welche nach gesundem natürlichem Gefühl der Vernunft im Menschengeiste und in der Weltordnung vertrauen und darum an das „Edle in der Freiheit" glauben. Ein Grundgedanke, den er mit unerschütterlicher Überzeugung festhält, ist Das, was uns unser innerstes Bewußtsein lehrt: das Recht der freien Persönlichkeit, in welcher sich der Gottesgeist, dem sie ihr Dasein verdankt, kund gibt. Eine immer innigere Verbindung mit diesem in Freiheit sich anzueignen ist der Mensch berufen, und es ist thöricht, ja unmöglich, nachdem „Gott es gewagt, einem jeden Menschen Geist von seinem Geist und in demselben ein gewisses Maß von Gaben und Kräften zur freien Verfügung anzuvertrauen", die innere Freiheit desselben, welche den Glauben wie das Handeln eines Jeden bestimmt, zu beschränken. Auch vermochte der Heiland selbst nicht, für Andere die Seligkeit zu erringen, wenn diese nicht, Jeder für sich, in freier Entschließung Das annehmen, was er gegeben hat. Von einer stellvertretenden Genugthuung kann deshalb nicht die Rede sein: sie ist widersinnig! Christus hat darin genug gethan, daß er das freie Leben in Gott in sündloser Reinheit die Menschen zur Darstellung gebracht hat, auf daß Alle nachfolgen seinen Fußstapfen und in der von ihm gestifteten Gemeinschaft das selige Leben erringen. Am klarsten spricht der Verf. diese Gedanken in Folgendem aus (S. 165):

Wir müssen in der That und Wahrheit mit unserm ganzen Leben zu Christum (so findet sich öfter statt: Christo) kommen, um uns von ihm einführen zu lassen in ein wahres Gottesreich hier auf Erden, um den Geist des Vaters in jedem Menschen als die göttliche Berufung zur persönlichen Theilnahme, zum freien Mitgenuß an der Seligkeit eines christlichen Gesammtlebens zu erkennen.

Wenn wir in seligem Gottesfrieden leben wollen auf der Erde, . . . dürfen wir nur glauben an den einen allein-wahren Gott; müssen das Leben nehmen, wie es denn wahrhaftig ist, als seine Gabe; müssen den Heiligen Geist erkennen als einen göttlichen Lebensgrund, wodurch der Ewige Alles in Allem erfüllt, als das ursprüngliche Gottesreich inwendig in uns; müssen mit dem Auge dieses Geistes in dem Leben Jesu seine sündlos-reine Menschwerdung als unsere göttliche Lebensaufgabe schauen: dann ist das große Werk vollbracht.

Diese Lebensansicht gilt dem Verf. für unumstößliche Wahrheit. Seitdem die Menschheit einmal in dem Le-

den Jesu klar erkannt hat, wie der Heilige Geist, d. i. nichts Anderes als die allgemeine Menschenvernunft, die jedem Menschen von Gott verliehen ist, das gesammte Leben durchdringen und gestalten soll: seitdem können wir nicht mehr zweifeln, daß eben diese Aufgabe dem ganzen Menschengeschlechte wie jedem Einzelnen zum Ziel gesteckt ist. S. 16:

Die Menschen bedürfen eines einzigen Bandes, das Alle umfaßt, und dies Band ist der Glaube; nicht ein von Menschen aus dem verkehrten Erdenleben selbstgemachter Wahnglaube, sondern der einfache kindliche Glaube an den alleinwahren Gott, an die Einheit unsers Berufs zu einem ewigen Leben durch die Gabe seines heiligen Geistes, der ewiges Leben ist und die Kraft zu einem unendlich persönlichen Leben in sich hat; und in diesem allgemeinen der besondere Glaube, der uns das Ewig-Wahre, Gute und Schöne in einem einmal erschienenen vollendeten Menschenleben zur klarsten Anschauung bringt: sodaß wir als Christen den Willen des Ewigen, unsere einheitliche Lebensbestimmung, nicht mehr suchen dürfen, sondern sie in dem Leben Jesu in ihren ewig unwandelbaren Grundzügen vor Augen haben; sodaß der Eine für alle Menschen vollkommen genug gethan hat, ihnen das freie, reine Menschwerden des von dem Ewigen empfangenen Geistes als ein schlechthin persönliches Leben in allen freien menschlichen Verbindungen nach dem darin zu erfahrenden Wohlgefallen ihres himmlischen Vaters zu enthüllen.

Über den letzten Grund seines Glaubens an Christus in dem angegebenen Sinne gibt der Verf. keine klare Auskunft, doch ist ihm in der That der innerliche Beweis, den jeder gläubige Christ bei einem wahrhaft christlichen Leben in sich selbst erfährt (das Zeugniß des Heiligen Geistes), der einzige Glaubensgrund nach Joh., VII, 16, 17. S. 152:

Christus will, daß wir nicht auf sein bloßes Wort ihm glauben, sondern ihm nachleben, um inne zu werden, daß es der Vater sei, dessen Wort er verkündet.

Hieraus entspringt dann auch eine wahrhaft freie Auffassung, wie weit wir die Bibel als Autorität zu betrachten haben. S. 288:

Du darfst das Leben Jesu nicht abhängig machen von dem Wort der Jünger, sondern umgekehrt: das Leben Jesu ist der Grund unsers Glaubens an die göttliche Wahrheit in der Schrift.

S. 227:

Nicht das Wort an sich, nicht die verschiedenen Schriftsteller, nicht ihre Anschauung und Darstellung des Lebens Jesu, selbst nicht seine eigenen einzelnen der Zeit angehörenden Thaten, sondern der Geist des Vaters in ihm, in der Wahrheit des ewigen Lebens, in seiner vollendeten Menschwerdung ist für unsern Geist das Gotteswort, an welches wir glauben, weil wir darin das ewige Leben haben.

S. 283:

Welche Bedeutung hat nun unsere Bezeichnung der Bibel als Gotteswerk? Es ist das aus vielen Schriften zusammengetragene Buch der Geschichte über das religiöse Leben eines bedeutenden Theils unsers Geschlechts: die Geschichte der Menschwerdung des uns gegebenen Geistes. Sie theilt sich in das Alte und Neue Testament, als Weissagung und als Erfüllung; und die Krone des Ganzen ist das Leben Jesu, nicht als dies menschliche Einzelleben, nicht in seinen Werken der Wohlthätigkeit, denn die kamen nur Einzelnen seiner Zeitgenossen zu statten: sondern in dem Offenbaren der freien und sündlos-reinen Menschwerdung des Geistes in unserm Geschlecht. So ist das Leben Jesu, wovon die Bibel uns ausreichendes Zeugniß aufbewahrt, ein Gotteswort für alle Menschen, zu denen es gelangt, insofern sie es richtig verstehen und zum rechten Fertigmachen des Erdenlebens anwenden. Das rechte Verständniß nun des Bibelworts, insofern es dem einen vollendeten Leben die Menschwerdung des Geistes in unserm Geschlecht nach dem Willen des Ewigen vollkommen enthüllt: Das ist das Eine, das uns Allen noth thut, um unsere persönliche Menschwerdung hier in der Zeit, in der Wahrheit unsers ewigen Lebens, christlich zu vollziehen.

Aber wie es auf das Wort der Bibel nicht ankommt, um zur Erkenntniß des göttlichen Geistes in Christus zu gelangen, und wie dieser Gottesgeist zum wahren Wesen des Menschen gehört: so ist auch kein Mensch, keine Religion ausgeschlossen von der Erkenntniß Dessen, was zur Erreichung der allgemeinen Menschenbestimmung gehört. S. 153:

In dem Glauben an unser Menschenleben liegt die allgemeinste Einheit. Wir haben dieses Leben als Einzelne, als Geschlecht, nicht von uns selbst; die Welt ist nicht ihr eigener Schöpfer, sondern der Geist in dem Menschen, wenn er zum Selbstbewußtsein gelangt, glaubt er einen Schöpfer des Alls, und in diesem Glauben lebt er und sucht durch immer reinern und vollkommenern Glauben sein Leben immer mehr zu vollenden. Dies Leben nennen wir Religion, und wie Christus sagte: Ich und der Vater sind Eins, ich lebe ewig in Gott, so sagt die Christengemeinde: Ich lebe in diesem Glauben. Dieser Glaube ist die Einheit aller Christen, ein ungestörter Friedensweg zu fortschreitender Vollendung; und weil dies das eine Ziel ist für Religion in allen menschlichen Formen, so liegt in dem Christenglauben als vollendete Humanität auch der Weltfriede. Etwas Anderes will keine Religion. Das Band, das die Christen und dermaleinst alle Menschen vereinigt, ist die absolute menschliche Vollendung in dem Leben Jesu.

Und so will denn der Verf. auch nur eine solche Einheit unter den Menschen, unter den Christen, die auf dem gleichen Geiste beruht, welcher Alle beseelt; ja eine Einheit durch das Wort erscheint ihm unmöglich, weil sie mit der Grundwahrheit, von welcher er ausgeht, mit dem Glauben an eine freie Persönlichkeit, die Gott dem Menschen verliehen, unvereinbar ist; und selbst das Streben, eine solche Einheit äußerlich zu erzielen, ist frevelhaft, weil es die freie Entwickelung des Geistes, zu der Gott uns berufen hat, hemmt und vollends bei äußerm Zwange zu Wortgeplapper ohne Sinn und Gefühl wie zur Heuchelei verführt. S. 153:

Einheit besteht nur in dem Geist, der uns zu Menschen macht und in Christo seine Menschwerdung in höchster Vollendung anerkennt.

S. 146:

Christus hat erkannt und gewollt, daß jeder Mensch den vom Vater empfangenen Geist als ewiges Leben hier in der Zeit zu einer freien und reinen selbstbewußten Personwerdung erkenne und nehme und anwende.

S. 55:

Der vollkommene Sohn kann nur wollen was der Vater will: daß wir unser Leben Gott heiligen, daß wir in seiner Gemeinschaft christlich leben; das ist der einzige Weg um inne zu werden, daß seine Verklärung des Menschenlebens als eines ewigen in Gott vollendete Wahrheit für alle Menschen ist.

Es ist eine merkwürdige Blindheit, wenn Protestanten den Neukatholiken Schuld geben, daß sie bei der Trennung von Rom sogleich unter sich wieder verschiedene Ansichten haben, da es uns schon zu Lebzeiten der Reformatoren, und diesen Glaubenshelden untereinander, ebenso wie den biblischen Schriftstellern, nicht anders gegangen ist.

Daß es so ist, verdient keinen Tadel, denn es ist naturgemäß und entspricht dem in der Uroffenbarung unverkennbar ausgesprochenen Willen des Ewigen, wonach alles Menschenleben nur ein persönliches ist: eine einzige, allen Menschen durchaus gemeinschaftliche Natur; gleicher Ursprung, gleiches Leben und gleiche Bestimmung, aber verwirklicht und dargestellt nur in freien, für sich bestehenden, in sich abgeschlossenen einheitlichen Personen. Das ist das schlechthin unverkennbare göttliche Lebensgesetz für unser Geschlecht, das Christus nicht aufgelöst, sondern in höchster Vollendung erkannt und erfüllt und durch seine Offenbarung uns den Weg gebahnt, zur Vermittelung unsers heiligen und seligen Lebens in Gott von seiner Seite vollkommen genug gethan hat.

Hiermit aber ist jeder Kirche der Krieg erklärt, die sich auf das Wort erbauen will, wie dem Staate, der eine solche Kirche in Schutz nimmt oder überhaupt der freien geistigen Entwickelung entgegentritt. S. 78:

Wenn die Verbindungen, denen wir angehören, auf den Geist des Christenthums sich gründen . . ., dann werden wir aus dem Wahn einer unentbehrlichen Einerleiheit und Unveränderlichkeit des Worts immer mehr zu der klaren Ansicht gelangen, daß das wirkliche Leben gerade das Gegentheil der Worteinheit fodert, indem ein und derselbe Mensch auf verschiedenen Altersstufen in oft so abweichenden Stimmungen, und dann wieder alle die einzelnen Menschen, je bestimmter der Geist zu einem eigenthümlich persönlichen Leben gelangt, sich nothwendig anderer Worte bedienen müssen, wenn die Sprache ein wahrer und reiner Ausdruck des Lebens sein soll. Worte des Glaubens ohne Erkenntniß der Wahrheit sind als Zeichen eines bloßen Scheinlebens eine breite Unterlage für Wahn und Heuchelei, und nirgend ist die angemaßte Herrschaft des Worts starrer und unleidlicher als in dem Munde orthodoxer Pietisten.

Darum soll die Kirche nicht den Glauben an das Wort gebieten; der Staat aber soll dieses weder von einer Kirche, die ihm gegenüber steht, dulden, noch darf er sie gar bei diesem Bestreben unterstützen. Hier kommen wir auf den Hauptzweck unsers Verf.: die Idee des souverainen christlichen Staats zu entwickeln, welche freilich auch nicht im Zusammenhange behandelt ist, sondern in wiederholten Andeutungen durch die ganze Schrift hindurch allmälig zu größerer Klarheit erhoben wird. Eine Hauptstelle ist folgende (S. 172):

Eine einzige, alle Staaten überragende und durch Herrschaft über den Geist bevormundende Kirche oder eine herrschende Parteikirche in einem concreten Staate besteht nicht und kann nicht bestehen, ohne die Souverainetät des Staats oder die wahre Einheit, Freiheit und Gleichheit seiner Theile aufzuheben. Der Staat, der der Kirche ein abgesondertes Leben, eine Selbständigkeit im Staate gestattet, ist nicht mehr souverain. Wenn er Parteikirchen zuläßt, die auf Menschenworte ihrer besondern Auffassung schwören, sich absondern, sich verunglimpfen und feindselig verfolgen, die von dem starren Festhalten an das confessionnelle Wort das friedliche Leben ihrer Brüder abhängig machen, vergiftet er die innerste Quelle seines eigenen Lebens.

Denn (S. 166):

wahres Menschenleben gibt es nur in christlicher Freiheit; geistiges selbstbewußtes Leben kann nur bestehen in freier Persönlichkeit. Das ist des Ewigen Wille und dieser Wille soll geschehen auf der Erde wie im Himmel, und keine Erdengewalt soll ihm widersprechen, und in dieser Wahrheit unsers ewigen Lebens sollen wir Gott mehr gehorchen als den Menschen, und nicht ein todtes Wort, sondern der Heilige Geist soll uns in alle Wahrheit führen.

Der christliche Staat wagt es nicht, der ewigen Ordnung Gottes entgegenzuwirken, welcher, wie er jedem Einzelnen das Recht der freien Persönlichkeit verleiht, so auch das gemeinsame Leben in der Familie wie im Staate zu dem Zwecke gegründet hat, daß das Leben der Menschen durch Zusammenwirken Aller in geordneten Verbindungen selbstthätig zu immer höherer Vollkommenheit sich entwickeln. S. 174:

Staaten geben nicht, was sie nicht nehmen können: Geistesfreiheit, sondern erkennen sie an als Gottesgabe.

S. 167:

Frei lebt und forscht der persönliche Geist im Gebiete des Ewig-Wahren und verkündet nicht nur der Gemeinde, sondern dem ganzen Geschlecht, was er gefunden.

Das Recht der freien Mittheilung fließt auch schon aus dem Rechte der freien Persönlichkeit. Jenes muß auch für die Äußerung des Glaubens in Anspruch genommen werden, aber in Anerkennung der gleichen Berechtigung Aller zur Freiheit darf Keiner mehr fodern, als dieses, Keiner seine Glaubensansicht Andern aufdringen wollen. S. 172:

Die persönliche Besonderheit besteht nach Gottes Willen als Menschennatur. Darin haben also alle Menschen gleiche Rechte, und Keiner darf für sich oder für seine Glaubensgemeinschaft mehr fodern als das freie Wort seines Glaubensbekenntnisses in seinem Staat, mit demselben Recht für alle seine Staatsgenossen.

Die freie Äußerung des Worts soll nicht verboten, das Beharren bei dem Worte nicht geboten werden. S. 174:

Was für ein Staat müßte das sein, dem das freie, aber zu vertretende Wort eines Einzelnen Gefahr bringen könnte? Da verdient das Bestehende nicht, daß es fortbestehe.

Im Gebiet des geistigen Lebens, im Forschen nach Wahrheit und Recht gibt es keine Schranke. So gönne man doch dem einzelnen Genius, der vielleicht mit seiner Zeit nicht harmoniren kann, ein freies Wort, damit er Luft bekomme, wenn auch weniger mit als in seiner Zeit zu leben. Er rüttelt ja nicht an einem Bestehenden, sondern weissagt vielleicht von einer bessern Zukunft.

S. 172:

Lehre und ich will hören; verkünde ewige Wahrheit und ich will glauben. Daß ich sie in dem abgeschlossenen Leben Jesu erkenne, kann ich schwören, doch Ja und Nein ist dem Ewigen genug. Daß man aber Kinder an Geist schwören läßt: „Was ich heut als wahres Christenthum erkenne, Das ist unfehlbare, ewig unwandelbare, höchste Wahrheit, dabei will ich bleiben!" Das ist eine wirkliche Sünde gegen den Heiligen Geist, die entweder ängstliche Gemüther, oder in denkenden Köpfen Zweifler, oder Gleichgültige, oder Feindlich-Widerstrebende erzeugt: lauter Mitarbeiter an unlösbaren Weltproblemen.

Da fallen denn Urtheile vom menschlichen Dreifuß, als ob die Religion da erkannen und in confessionnellen Worten niet- und nagelfest gemacht sei: Er hat geschworen, er soll halten oder austreten aus der Gemeinde! Wenn neun Zehntheile den Wahn erkannten, sich im Stillen zur Wahrheit bekehrten; wenn sie nun als redliche Männer ihrer bessern gewissenhaften Überzeugung getreu auch leben, nach ihrer Erkenntniß Gottes und Christi auch ihren Gottesdienst üben wollen, dann sind das ungerechte Ansprüche: sie sollen austreten und dem wortgetreuen einen Zehntheil den Besitz aller Kirchengüter überlassen! Das ist vom Standpunkt bürgerlicher Gerechtigkeit wahr und recht geurtheilt; im Staate ist das unerlaßliche, segensreiche Nothwendigkeit.

Aber daß wir diesen irdischen Maßstab anlegen an das innere Leben des Geistes, daß wir schwören auf das Menschenwort widerstreitender Confessionen, das in seinen Widersprüchen selbstredend nicht wahr sein **kann**, anstatt die gegebene Einheit in dem Leben Jesu als göttliche Basis aller bestehenden und sich fort und fort entwickelnden Glaubensgemeinschaften einfach als unwandelbares Glaubens- und Lebensfundament anzunehmen und in diesem Gottesfrieden jede persönliche Aneignung nach dem Willen des Ewigen frei walten zu lassen: **Das leider ist das Grundübel** unsers Erdenlebens.

(Die Fortsetzung folgt.)

Romanliteratur.

1. Primavera. Novellen von Ludwig Köhler. Zwei Theile. Jena, Luden. 1846. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Der Titel dieses Büchleins verkündet den Frühling! Die Novellen schildern das Erwachen aus den starren Banden geistiger und leiblicher Tyrannei. Die Freiheit, dieser ewige Lenz der Menschheit, wird in den vorliegenden Blättern gefeiert, und das Streben nach Freiheit tritt uns aus jeder Novelle in anderer Gestalt, unter andern Bedingungen, auf anderm Grund und Boden entgegen. Unter den verschiedensten Zonen entrollen sich die Bilder; die verschiedensten Völker betreten den Schauplatz: bald erhebt sich die beleidigte unterdrückte Nationalität gegen den äußern Feind und schwingt die Fahne der Freiheit für Vaterland und Recht; bald rüttelt das geknechtete Menschenrecht an seinen Ketten und tritt in die Schranken gegen den einheimischen Feind. Die „Belagerung von Kandia" und „Der Matrose" beschäftigen sich mit griechischen Zuständen; „Der Dämon von Elbins" mit tscherkessischem und polnischem Russenhaß; „Zombi" mit den Heldenthaten der Neger Palmaras in der Provinz Pernambuco in Brasilien zur Behauptung ihrer Freiheit. Im zweiten Theile führt uns der „Schmied von Kochel" nach Tirol, und läßt uns die Vorbereitungen zum Bauernaufstand erleben, welcher 1705, am Christfest, vor München das traurige Resultat einer gänzlichen Niederlage fand; „Der Morgen der Republik" spielt in Peru, im J. 1821, als es sich von spanischer Herrschaft losriß und 1822 unter dem General Bolivar nach der Schlacht von Ayacucho als Republik befestigte. Die Novelle „Fürst und Minister" bringt die nächstliegenden Zustände der jetzigen Zeit; sie ist dramatisch ausgeführt. Sämmtliche vorliegende Novellen sind von hohem poetischem und historischem Interesse; oft möchte man die Erzählung für ein Gedicht halten, so hoch schwingt sie sich in den dazu geeigneten Momenten, während in andern sie sich der Bauern- oder Bürgersphäre anschmiegt. Der historische Stoff ist immer glücklich gewählt. Der Roman, die Herzensgeschichte, dient nur dazu, die Charaktere der Helden vielseitiger zu entwickeln und der ernsten Politik das Gegengewicht zu halten; die Tendenz aller dieser Novellen ist: das Streben des Volkes nach Freiheit, das Ringen gegen das Joch, das Kämpfen gegen die herrschende Macht — und oft auch der Sieg. Ref. hat an allen diesen Novellen nur Eins auszusetzen, daß nämlich die Gegner immer weniger edel gehalten sind als die Kämpfenden; daß die edle Gesinnung, der Muth und die Tapferkeit immer vorzugsweise dem Volke ertheilt werden. Sehr auffallend war Dies in der Novelle „Fürst und Minister", wo der hochadelige Minister ein Schuft ist; der Mann des Volkes, ein edler Charakter, die Ministerstelle niederlegt und das Adelsdiplom zurückschickt, weil er Mann des Volkes bleiben und seinen Ansichten nicht untreu werden will. Jedes Princip hat seine edeln Repräsentanten, jede Partei ihre rechtlichen Vertreter: man sollte immer das Edle dem Edeln entgegenstellen, nicht den Helden auf Unkosten des Feindes größer erscheinen lassen. Ebenso wenig als die Weltgeschichte darf die politische Novelle im Parteihaß geschrieben werden. Der Schriftsteller sollte vermitteln, nicht reizen.

2. Elfriede. Roman von Henriette Hanke. Zwei Theile. Hanover, Hahn. 1846. Gr. 12. 3 Thlr. 15 Ngr.

Zwei sehr starke Theile sind angefüllt von einem echten Frauenroman; für Frauen und Mädchen geschrieben, verleugnet er auf keiner Seite die Feder einer schönen Frauenseele, welche die Seele ihrer Schwester gern in beschränkten Kreisen umherführt, und nur Räume und Regionen betritt, die ein junger weiblicher Sinn betreten darf. Alle jungen Mädchen können den vorliegenden Roman lesen: er ist rein von jeder wilden Leidenschaft; nur Glauben und christliche Liebe athmen die Zeilen; sie sind gewürzt durch schöne Sprüche, große Gedanken, tiefe Reflexionen, anmuthige Schilderungen. Ref. fühlte sich beim Lesen des Romans gleichsam auf einem sehr langen, ermüdenden Spaziergange, auf den Sandwegen eines Gartens und zwischen abgemessenen schön bepflanzten Blumenbeeten. Er hätte gern ausgeruht, doch mußte er immer weiter; er hätte gern eine Wildniß oder Sturzbäche gesehen, aber nichts Dergleichen kam. Unmöglich kann Ref. dem Leser den Faden der Erzählung in diesen engen Räumen mittheilen; derselbe ist vielfach verschlungen; auch möchte man den Leserinnen nicht vorgreifen, welche, wenn sie den Inhalt der Geschichte wüßten, vielleicht durch die Breite der Erzählung sich vom Weiterlesen abschrecken ließen: und Solches wäre nicht zu wünschen, denn es ist ein **gutes**, ein empfehlenswerthes Buch. Plan und Ausführung sind mit großem Sachverständniß gehalten. Die Heldin ist ein Inbegriff von allen Vollkommenheiten, und noch andere handelnde Gestalten sind brav und herrlich gezeichnet; während die Schilderung der reichen Madame Pauveline nebst Bruder und Kammermädchen, obgleich einigermaßen an die Caricatur streifend, dem Leser von Zeit zu Zeit ein Lächeln abnöthigt und den Ernst der Erzählung mit heiterm Humor würzt.

3. Friedrich's II. einzige Liebe. Roman von Wilhelmine Lorenz. Leipzig, Wienbrack. 1846. 8. 1 Thlr.

Der geschichtliche Hintergrund ist nur eine Zufälligkeit und stört eigentlich das Romaninteresse, anstatt es zu heben. Friedrich II. erscheint als Liebender wenig liebenswürdig, auch fehlt dem Roman ein größerer Zusammenhang, eine größere Einheit. Die Episode von Patkul's Sohn stört den Eindruck der Geschichte sehr. Dieser junge Mann ist ein Corse aus dem Geschlechte Malbuono und soll die Blutrache an König August wegen des gemordeten Vaters üben; obgleich Patkul's rechtmäßiger Sohn, beansprucht er dennoch den Familiennamen Malbuono und besteht ein entsetzliches Abenteuer auf seines fürchterlichen Ahnherrn Schloß. Der Leser verwundert sich über Alles, was ihm der Autor vorerzählt, und wird nie in das Leben des Romans hereingezogen, weil der Roman kein Leben hat; die Gestalten sind alle matt wie im Schattenspiel. Dessenungeachtet verleugnet sich auch hier das Talent der Verf. nicht ganz, obgleich sie in frühern Productionen Besseres geleistet hat. 46.

Literarische Notiz.

Zur Geschichte der französischen Literatur.

Vor kurzem sind in Paris erschienen: „Nouveaux essais d'histoire littéraire", von E. Geruzet. Dieses neue Werk scheint zu demselben Erfolg bestimmt, welchen die von der französischen Akademie 1840 gekrönten „Essais" erhielten. Der genannte Verfasser beurtheilt in seinen „Nouveaux essais" mit ebenso viel Sachkenntniß als Geschmack und in einem sehr eleganten Stil: Abélard, die gerichtliche und die geistliche Beredtsamkeit im 15. Jahrhundert, Alain Chartiez, die politische Komödie unter Ludwig XII., die Dichter der Pleiade, die Literatur der Fronde, Lafontaine, Frau von Sévigné, Fénélon, J. J. Rousseau, Buffon, Delille. Der Band schließt mit einem interessanten Artikel über den einsichtsvollen Kritiker und tiefen Denker Joubert, der 1825 gestorben ist. 31.

Verantwortlicher Herausgeber: **Heinrich Brockhaus**. — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig**.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 242. — 30. August 1846.

Der souveraine christliche Staat, das Ende aller Zeitwirren. Vom Senator Röben zu Leer.

(Fortsetzung aus Nr. 241.)

Was ist nun aber die Kirche? Und wie soll sich der Staat zu der Kirche stellen? Die Kirche ist die Gemeinschaft aller Bekenner Christi; aber ihre Einheit besteht nur im Geist, nicht durch das Wort; sie kann keine äußere sein. Sie geht durch alle Nationen hindurch und die freieste Mittheilung durch das Wort, in welchem der Geist seine fortschreitende Entwickelung kund gibt, führt zu der möglich höchsten menschlichen Vollkommenheit. Engere Gemeinschaften des religiösen Lebens mögen und müssen bestehen, aber das starre Wort darf sie selbst nicht binden, darf sie nicht von Andern trennen. Alle sollen eben nur Christen sein; das Christenthum fodert den Fortschritt, die Vereinigung. Die Symbole hemmen Beides. Selbst eine Nationalkirche wäre noch eine Trennung, der großen Menschenfamilie gegenüber; eine allgemeine Kirche, auf das Wort gegründet, würde nur dazu dienen, den Fortschritt der Gesammtheit desto sicherer zu hemmen. Kirchen wie Schulen sind nur Organe des Staats.

Der Staat, nicht die Kirche, ist seiner Natur nach eine äußere Gemeinschaft der Menschen zur Erreichung ihrer höhern Bestimmung; gewährt durch sein Gesammtleben das vollkommenste Mittel, die persönliche Menschwerdung zu vollziehen. S. 69, 70: „Die Kirche lehrt und die Staaten leben. — Unsere Kirchen sollen den Heiligen Geist verkünden und unsere Staaten ihn verwirklichen in der Zeit.“ Auf den Staat aber kommt es an, wie und wie weit er seiner Verfassung gemäß die Fortschritte der Zeit in geistiger Bildung sich aneignen will. Im möglich höchstem Maße wird er Dieses nur dann erreichen können, wann eine freie Verbindung aller Menschen untereinander die freieste Entwickelung fördert. S. 60:

Die ewige Wahrheit soll das Erdenleben gestalten, und die vollendetste Gestalt ist der Staat und der freie Verkehr der Staaten untereinander. Die Kirche als Lehr- und Bildungsanstalt ist eines der Lebensorgane des Staats. Aber in keiner Beziehung ist der Staat gebunden an die Leistungen seiner Genossen, sondern was der Geist im ganzen Geschlecht an Wahrheit findet und offenbart, ist Eigenthum dieser Gesammtheit; und ob ein Einzelner, ob eine menschliche Verbindung, ob ein Staat es im Allgemeinen für Fortschritt und für sich als anwendbar erkennt, das ist lediglich seine Sache. Eben die Religion unterscheidet sich als unentbehrliche Erkenntniß der Wahrheit des ewigen Lebens durch die göttliche Einheit der menschlichen Berufung für jeden einzelnen Menschen von allem Fächern des menschlichen Wissens, der Künste und des großen Lebensverkehrs, und nirgend gilt ausschließlicher das persönliche Ich als hier.

S. 171:

Die Verfassung des Staats und die daraus in der fortwandelnden Zeit hervorgehenden einzelnen Gesetze, geboren aus dem Geist, der mit christlicher Freiheit in diesem Gesammtleben waltet, tragen den Stempel der auf dem bisherigen Lebenswege erreichten Vollendung.

Über die innere Gestaltung der Kirche soll der Staat kein Recht in Anspruch nehmen. „Niemand als der allein wahre Gott hat *jura in sacris*“ (S. 102). Der Staat hat die freieste Entwickelung zu gestatten; hierdurch allein gelangt er zum Frieden im eigenen Innern und zur wahren Freiheit. Gegentheils büßt er seine Freiheit, seine Souverainetät ein, wenn er entweder (S. 117) eine einheitliche Kirche als Herrscherin neben oder über sich, oder eine herrschende Parteikirche in seinem Innern duldet. S. 94:

Darum ist nur in einer gemeinschaftlichen Erhebung über die Wirren der Zeit, nur im Glauben an Gott und an unser ewiges Leben in ihm, nur in der vollendeten Religion ist der Friede Gottes hier auf Erden zu finden.*) Im Innern hat aber der ewige Gott den sichern Frieden aller souverainen christlichen Staaten in ihre eigene Macht gegeben. Nicht, wie die Sachen jetzt stehen, da den drei Hauptconfessionen der christlichen Kirche gleiche Rechte in den Staaten, ja den Staaten gegenüber beigelegt sind; da keine der drei Parteien in sich einig ist und sie unter- und gegeneinander verschiedene, oft in feindliche Tendenzen ausartende Zwecke verfolgen. Den kleinern Parteikirchen geschieht in dieser Anordnung gar kein Recht; aus drei Parteien sind in Unionsstaaten zwei geworden; die Bewegung und Trennung in der römisch-katholischen Kirche gestaltet die Sache wieder anders, und der innere

*) S. 176: „Diesen Frieden im eigenen Innern kann der Staat nur erlangen, wenn er in sich zur Einheit kommt; und ihm fehlt nothwendig die Einheit, so lange er seinen Theilen irgend eine Selbständigkeit gestattet, die seiner souverainen Einheit widerspricht. Das geschieht nun mit drei Parteikirchen, die sämmtlich von einem endlichen Menschenworte ausgehen, die göttliche Lebensordnung einer freien Persönlichkeit aufheben, dadurch in sich und untereinander die giftige Saat eines endlosen Zwiespalts aussäen, und durch ihre Übergriffe in das Leben des Staats ihn nöthigen, zur Abwehr ähnliche Misgriffe zu begehen.“

Friede des Staats ist durch solche, von ihm berechtigte Parteikämpfe, die in sein Leben eingreifen und denen er leidend zusehen soll, schlechthin unmöglich gemacht. Die ganze europäische Geschichte seit dem Wiener Congreß, die Klagen unserer Zeit über ein zerrissenes Leben zeugen von der Wahrheit dieser Darstellung.

Auf dem jetzigen Boden der sogenannten Staats- und Kirchenrechte ist diesem unmöglich zu begegnen, ja, es ist nicht einzusehen, wie von solchen Rechten die Rede sein kann, so lange eingestandenermaßen das wahre Verhältniß zwischen Staat und Kirche nicht gefunden ist.*)

Hier aber liegt eben die Schwierigkeit, und was der Verf. als Idee hinstellt, möchte so leicht nicht zu verwirklichen sein. Auch hier drängt sich uns die alte Klage auf:

Ach der Himmel über mir
Will die Erde nie berühren,
Und das Dort ist niemals Hier!

Doch — ist es denn nicht wahr, wenn es heißt (S. 221):

Unsere Staaten haben jeden Augenblick die friedliche Lösung in ihrer Macht! — denn nur (!) den alten Wahn jener Abhängigkeit von einer fremden irdischen Macht (d. i. Kirchengewalt) wie von ihrer eigenen aus dem Wahn geborenen Gestalt vergangener Zeiten haben sie aufzugeben; nur den wahren Gedanken ihrer souverainen christlichen Selbständigkeit in Haupt und Gliedern haben sie als die eine Lebensaufgabe aller christlichen Staaten zu erkennen und auf dem göttlichen Fundament dieser anerkannten Glaubenseinheit den freien Weltverkehr zu bauen, dann können sie von der redlichen Gründung eines Gottesreichs hier in der Zeit mit Christo sagen: „Es ist vollbracht!“ Es ist kein Riesenwerk. Der Einzelne hat nicht geräuschvoll das übermächtige Gesammtleben zu bearbeiten, sondern ganz im Stillen sich selbst. Wenn jeder (!) Einzelne sich vernimmt, wozu er als Christ vor Gott und Menschen sich verpflichtet hat: ich will fortan auf Grund der unwandelbaren Wahrheit des ewigen Lebens nach reiner, christlicher Menschwerdung streben, dann ist das Fundament zum christlichen Staat gelegt, dann waltet in ihm der Geist Gottes als Bildner seines Gesammtlebens durch Verfassung und Gesetz. Die souveraine Staatsgewalt ist keine Schranke der persönlichen Freiheit, sondern umgekehrt, sie wird bedingt durch christliche Freiheit in Haupt und Gliedern.

Wohl ist Dies wahr, aber nicht minder wahr ist es Dem gegenüber, was uns die grelle Wirklichkeit zeigt. S. 117:

Wenn die Regierung in Staaten, deren Bewohner verschiedenen Confessionen angehören, Partei nimmt; wenn in Monarchien der Regent, wo Alles in Confessionen sich trennt, nothwendig zu einer derselben sich bekennen muß: dann wird, je mehr es uns Ernst ist mit unserm Glauben, das schöne Verhältniß einer gleichmäßigen Stellung des Monarchen zu dem ganzen Volk nothwendig gestört.

Und wie kann diese Wirklichkeit umgestaltet werden? Beruht Dieses auf dem Willen eines Einzelnen oder nicht vielmehr, wie der Verf. selbst sagt, auf der Mitwirkung jedes Einzelnen? Setzt also die Verwirklichung der Ideen des christlichen Staats nicht die vollendete Heranbildung der Gesammtheit zu der reinmenschlichen Auffassung des Christenthums voraus? Denn (S. 95)

nicht der König ist der Staat, er lenkt nicht als oberster Bischof das geistige Leben des Volks, sondern der Staat in der Gesammtheit aller seiner Glieder, unter der unbeschränkten, in der Landesverfassung bestimmten Lenkung seiner Regierung ist der von Gott berufene Souverain.

Auch läßt sich wahre Toleranz nicht gebieten. Und so lange nicht Alle in dieser Gesammtheit die christliche Freiheit für Alle anerkennen, würde die gleiche Berechtigung für alle getrennten Confessionen nur dahin führen können, daß die zahlreichste oder anderweitig mächtigste derselben ihre Berechtigung einseitig zu der Durchführung ihrer der Freiheit Anderer entgegenstehenden Ansichten benutzte und somit die Souverainetät des christlichen Staats vernichtete!

(Der Beschluß folgt.)

*) Nach Klüber ist übrigens im Artikel 16 der Bundesacte absichtlich keine bestimmte Zahl von christlichen Confessionen ausgesprochen, und es heißt daselbst: „Die Verschiedenheit der christlichen Religionsparteien in den Landen des deutschen Bundes kann keinen Unterschied in dem Genuß der bürgerlichen und politischen Rechte begründen.“

Literaturbericht aus Kopenhagen.

Juni 1846.

Der Skandinavismus treibt Blätter und einzelne Blüten, während die Früchte auf sich warten lassen. Wir meinen nämlich nicht den politischen, der ein Bastard des modernen Radicalismus und der Vergötterungssucht der nordischen Volksthümlichkeit ist, sondern den geistigen, der eine Völkergemeinschaft des Nordens auf Grundlage der allgemeinen Cultur und wissenschaftlichen Ausbildung darstellen will; einer Grundlage, die in der That schon vermöge der gemeinsamen Sprachwurzeln und der Sinnesart immer bestand und nur, mit Beseitigung der philisterhaften Gereiztheit der Dänen und Schweden gegeneinander, zur Anerkennung gebracht zu werden brauchte. Doch auch diese an sich schöne Richtung, die auf so viele verwandte Saiten in Deutschlands Herzen und in den dasselbe rings umgebenden Völkern trifft, hat einen herben Zusatz im Anti-Germanismus. Diese antideutsche Denkart trägt auch die seit dem neuen Jahre gegründete, aus dänischen und schwedischen Aufsätzen bestehende „Nordische Literaturzeitung“ zur Schau, welche übrigens einzelne gediegene Berichte, namentlich über die neuere schwedische Literatur und ihre Richtungen, geliefert hat. Man will sich entdeutschen, nicht blos in gutem Sinne, in welchem jedes Volk aus seiner Vorzeit und seinem ganzen eigenthümlichen Bestehen Nahrung saugt, sondern man verkennt vielfach die tiefen Herzadern, welche die Wissenschaft und Kunst der Deutschen in fast alle Völkerströme eingegossen hat; man setzt eine Ehre darin, es zu vergessen. Gewöhnlich nennt man Oehlenschläger und Grundtvig als die Altväter dieser Richtung; Dieser blos ist es im letztern Sinne, Jener nur insofern er als poetischer Genius allerdings wie mit einem Zauberstabe das ganze reiche altnordische Leben in bewundernswürdigen Schöpfungen bereits seit 1803 erschlossen hat. Von Blättern und Blüten dieser Richtung liegen ausgewählte Stücke aus schwedischen Dichtern und Prosaisten mit kurzen literarisch-biographischen Andeutungen vor, denen man eine ähnliche isländische Anthologie folgen lassen will, um diese Sprachen-Edda, den herrlichsten Kranz um die Schläfe des skandinavischen Nordens, womöglich unter das Volk zu bringen. Übrigens spricht die ganze Tendenz sich, wie die ähnlichen überall, in Volksfesten, Reden, Trinksprüchen und Denkmälern (von welchen neuerdings ein für Tycho Brahe zu errichtendes, wohlverdientes, vielfach besprochen worden ist), als ihren Emblemen, aus. Ich sehe ab von Grundtvig's Rede auf „Skamlingsbanke“, 1845, in welcher er in gleichem Grade sich selbst und die Gerechtigkeit der Geschichte vergaß. Das Beispiellose der dort vorgefallenen Äußerungen hat aber dennoch in der Jugend ein entsprechen-

des Ferment, das sich auf jede Weise Platz macht. Bei der „Nordischen Feier" am 13. Jan. d. J. in Kopenhagen sprach der Redner Fr. Helveg, sonst wol mehr ein Gemäßigter dieser Richtung, in einem Vortrage „über Das, was die Gegenwart den Vätern schuldig sei rücksichtlich der Entwickelung der skandinavischen Idee", sich dahin aus: diese Idee sei unter den Göttern in Asgaard geboren; die Dreistämmigkeit der nordischen Völker finde dort schon ihr Vorbild in den „Asen, Vanen und Alfen"; es könne übrigens nur die Rede sein von einer skandinavischen Idee, keineswegs aber von einer slawischen, germanischen, oder welche zusammenschließende Volksthümlichkeit man sonst setzen wolle; denn dort allein habe das Volksthum einen reinen Charakter, Wurzel und Stamm und Krone zugleich aus demselben Stoffe. Die größte Höhe, einen wahrhaft Bacchantischen Rausch, erreichte indeß der Ultra-Skandinavismus bei der Feier desselben Festes in Christiania. Als Decoration im großen Festsaale hatte man das Chor eines Asatempels angebracht, worin eine sitzende kolossale Odinsfigur nach einer Statue Michelsen's, die später über Tische allgemein bewundert wurde. Nach dem einleitenden Vortrage wurde ein Odinsbecher getrunken; unter den Gesundheiten, die man ferner ausbrachte, waren die Freir's (für ein gutes Jahr) und Brage's. Unter diesen und ähnlichen Stimmungen übersieht man nur gar zu leicht den christlichen Gemeinstempel der civilisirten Völker Europas, und sieht sich zu der ungeheuern Behauptung hingedrängt: daß auch die religiöse Cultur ihren ersten Anknüpfungs-, ja ihren nothwendigen Durchgangspunkt in der mythischen Heldenzeit der Völker habe; daß folglich, ins Praktische übertragen, die Göttergestalten selbst maßgebend und christliche Begriffe anbahnend beim Religionsunterrichte werden müssen.

Ich habe die äußerste Spitze der skandinavischen Richtung angedeutet, welche unstreitig sich brechen muß, während die fortgesetzte Anbahnung und Erweiterung des geistigen Völkerverkehrs im Norden gewiß ein mehr als unverfänglicher, ein edler und erhabener Zweck ist. Fern von diesem Getriebe hält sich die gelehrte Altnordische Schule, wie wir sie nennen möchten; sie braucht Nichts von jenem unechten Weihrauch und betäubenden Blätterduft. Still wurzelnd in einer großartigen Nationalcultur, die noch immer unerschöpfliche Fundgruben darbietet, und auf dem gesicherten Boden gelehrter Forschung ruhend, doch nicht ohne lebendige Geschichtsauffassung, geht sie ihren sichern Weg und leitet immer mehr alle Ströme in ein Bett zusammen. Schweden, Dänemark und Norwegen wetteifern in diesen Bestrebungen, die alte Zeit recht tief auszubeuten. Die etwas rasche und gereizte Ausfoderung der Norweger (durch einen Aufsatz des Prof. Storm Munch in der „Norwegischen Literaturzeitung") an die Nordische Alterthumsgesellschaft in Kopenhagen, als ob diese einseitig dänische Interessen fördere, während sie den ganzen Norden vertreten will, hatte doch nur freundliche Verständigung und einen reinen Gewinn zur Folge, indem eine norwegische Abtheilung dieser Gesellschaft und ein besonderes norwegisches Schriften-Comité gegründet ward, das nun zunächst eine neue Ausgabe von Snorro Sturlåson mit den Fortsetzungen desselben („Noregs konunga-sögur") veranstalten und in eigenen „Annalen" ihre Arbeiten darlegen wird. Die gelehrte Betriebsamkeit auf diesem Felde der Kritik und Geschichte ist größer als vielleicht irgendwo sonst. In den letzten Jahren (1843—46) wurde nicht nur das besonders für die Geographie des Mittelalters wichtige Werk: „Grönlands historiske Mindesmärker", mit dem dritten Bande (der eine vollständige, kritisch gesichtete Sammlung der Reiseberichte über Grönland aus dem Mittelalter, eine gelehrte Abhandlung Bredsdorff's über die Reisen der Gebrüder Zeno, eine detaillirte Übersicht der wichtigsten neuern Reisen zur Wiederfindung Grönlands von Pingel, die antiquarische Chorographie und alte Geographie des Landes von Rafn enthält) geschlossen, sondern auch die lateinische Übersetzung der „Fornmanna-sögur" (Sagen, welche die außer-isländische Geschichte des Nordens betreffen) mit dem zwölften Bande (worin reiche geographische Register, ein chronologischer Index u. s. w.) 1846 vollendet und die Herausgabe einer neuen Reihe von Sagen, die Islands Geschichte selbst betreffen, „Islendinga-sögur", deren kritische Bearbeitung vornämlich Jon Sigurdson übertragen ward, angefangen (Band 1, 1843). Die Zeitschriften der Gesellschaft: „Annaler for Nordisk Oldkyndighed" und „Mémoires des antiquaires du Nord" (der letzte Band der erstgenannten bietet unter Anderm eine treffliche Abhandlung N. M. Petersen's „Über die Bedeutung des nordischen Alterthums für die Gegenwart") hatten ungehinderten Fortgang, und eine neue dritte „Antiquarisk Tidsskrift" (zwei Hefte, 1844—45) trat hinzu. Man bereitet jetzt eine große Sammlung der altnordischen Nachrichten, sei es in Sagen, Denkmälern oder Diplomen, zur Geschichte der Ursprünge des großen Varägen-Reiches und überhaupt der osteuropäischen Völkerströmungen im Mittelalter vor; zu diesem Werke: „Antiquités russes et orientales" (das mit lateinischer und französischer Übersetzung sowie einem reichen philologisch-kritischen und antiquarisch-historischen Apparate in vier Bänden erscheinen wird) sind bereits die meisten Vorarbeiten beendigt. Vollendet in der Handschrift liegt da und harrt der Herausgabe das große, einem fühlbaren Bedürfniß aller Geschichts- und Alterthumsforscher aufs entsprechendste abhelfende „Lexicon poeticum antiquae linguae septentrionalis" von Dr. Sveinbiörn Egilsson, einem der ausgezeichnetsten isländischen Sprachkenner und Literaten der Gegenwart. Diesem Werke reicht das andere große, nicht von der Alterthumsgesellschaft veranlaßte, mit dem beharrlichsten mehr als zwölfjährigen Fleiße durchgeführte und jetzt ebenfalls größtentheils zur Vollendung gebrachte Unternehmen des gelehrten Engländers Cleasby, ein isländischer Sprachschatz (mit Ausschluß jedoch der poetischen Sprache), auf die erfreulichste Weise die Hand. Besondere Erwähnung verdient noch das gegen Schluß des vorigen Jahres erschienene Werk von Worsaae: „Die Denkmäler Blekingens aus der heidnischen Urzeit", worin das Gewicht, welches der Verf. auf die monumentale, im Gegensatz zu der übrigen Quellenforschung legt, geeignet sein möchte, eine neue Seite der kritischen Thätigkeit hervorzurufen. Auch das ältere Institut für die Herausgabe altnordischer Schriften, welches durch eine Reihe von 70—80 Jahren unter oft ungünstigen Umständen seine Thätigkeit entfaltet hat, — die Arna-Magnäanische Commission — blieb nicht zurück. Nachdem sie eine genaue Vergleichung der trefflichen Handschriften der prosaischen Edda (Snorra Edda mit Skálda, dem eigentlichen Schlüssel zur altnordischen Poesie) veranstaltet, wird jetzt zum Druck einer kritischen Ausgabe derselben mit Übersetzung und erläuternden Anmerkungen (in 2—3 Bänden) geschritten, sodaß die Vollendung des Werkes in einigen Jahren in Aussicht steht.

Die Poesie in Dänemark bleibt wesentlich dem Impulse und Charakter treu, welchen sie durch Oehlenschläger's Auftreten im Anfange des Jahrhunderts angenommen, sowie andererseits dem nicht minder dänischen Gepräge, welches der große Gegner des Erstgenannten, Baggesen, ihr aufdrückte. Sie ist in diesem wie in jenem Falle eine nordische poetische Schule, die selbst, wo sie andere Formen sich aneignet, doch den ursprünglichen Geist bewahrt. Das Glied, wodurch diese Poesie in die allgemeine künstlerische Entwickelung hinübergreift und das Gesammtstreben der Zeit abspiegelt, ist offenbar der Roman und die Novelle; und gerade auf diesem Gebiete ist die dänische Literatur in der letzten Zeit auch am fruchtbarsten gewesen. Die geniale Verfasserin einer „Alltagsgeschichte", die den Schleier der Anonymität noch besser als der Verfasser der Waverley-novels bewahrt, gab in der Novelle „Zwei Zeitalter" (1845) eine lebendige Darstellung der Jugendzeit des jetzt greisen Geschlechts, der Zeit unmittelbar nach der französischen Revolution; die sichere Auffassung der Lebenszüge im Kreise der höhern Gesellschaft mit ebenso unsichern Andeutungen des eigentlich höhern Lebens, welches der stehende Charakter ihrer Darstellungen ist,

fehlt auch hier nicht. Einen neuen Schacht eröffnete der Verfasser des Romans „Ein Jude" (1845), und überraschte um so mehr durch die in der That gefühl- und gehaltvolle Auffassung dieser Seite des gesellschaftlichen Lebens, die stets ihre poetische Tiefe behält, als man sich einer solchen Aussprache von dem Hauptverfasser des „Corsar", A. Goldschmidt — eines die größte Derbheit des pariser „Charivari" und des londoner „Punch" noch überbietenden, trunkenen Witzblattes mit Caricaturen —, nicht versehen hatte. Der wehmüthige Zug im Hintergrunde des Gemäldes, die Zerrissenheit des modernen Judenthums, im Gegensatz zu den Erinnerungen aus der Kindheit, dem Stillleben einer gläubigen jüdischen Familie, erhöht den Reiz der Darstellung. Nicht geringere Sensation erweckte die mit sicherer Hand und plastischer Kraft entwickelte „Seelengeschichte: Fleisch und Geist oder die zwei Wege" (2 Bde., 1846), als deren Verfasser Kofod-Hansen bezeichnet wird. Der Untergang des sinnlichen Lebens mit selbstgemachter geistiger Färbung wird hier mit tiefem ethischen Ernste zum Bewußtsein gebracht. Einen Griff in das zauberische Undinengebiet versuchte der poetisch-begabte, anonyme Verfasser der Novelle „Die Meeresfrau; ein Abschnitt aus dem Leben meines Großonkels" (1846). Unter den ältern Meistern der Poesie schwieg fast ganz in der letzten Zeit Ingemann, oder vielmehr er benutzte eine Zeit des Schweigens, uns mit einer vollendeten Ausgabe seiner Schriften in drei Abtheilungen (lyrische Gedichte, Dramen, romantische Epen, Romane und Novellen; 24 Bde.) zu beschenken. Die Auswahl, was die Erstlingsversuche betrifft, ist ebenso sinnig als die kurze kritische Selbstwürdigung der einzelnen Arbeiten lehrreich; die ganze Sammlung stellt uns einen reichen dichterischen Lebenslauf dar, welcher noch im beginnenden Alter Jugendfrische und Jugendkraft athmet. Über die von einem Buchhändler veranstaltete Gesammtausgabe der Dichterwerke des andern großen Meisters, Oehlenschläger's, können wir leider nicht so Vortheilhaftes sagen. Schon die dürftige Ausstattung stößt zurück; aber auch davon abgesehen, sind die kritischen Verbesserungen, die Oehlenschläger fast bei jedem seiner lyrischen Gedichte, wie nicht minder bei den Dramen angebracht hat, der Art, daß seine Verehrer durchaus sich an die alten Ausgaben halten müssen, wo das frische Morgenroth noch nicht methodisch verpinselt ist. Der unermüdliche Fürst der dänischen Sänger gab übrigens in der letzten Zeit außer einem nordischen Heldenspiele: „Das Land wie gefunden, so verschwunden" (welches, obgleich wie fast alle seine Dramen, mehr eine großartige epische Darstellung, doch auf der Bühne durch die hörbaren Flügelschläge des kräftigen Geistes hingerissen hat) zwei Lustspiele: „Garrick in Frankreich" und „Reich und Arm". Eine dritte Gesammtausgabe ist die von Sten Blicher's, des unübertrefflichen Malers des Natur- und Sittenlebens auf der jütischen Haide, „Novellen. Alt und Neu". Die Sammlung wird in fünf Bänden vollendet werden, wovon zwei, gut ausgestattet, erschienen sind. Im Vorbeigehen bemerken wir nur den lyrisch-novellistischen Blumenflor in zwei nebeneinander hergehenden poetischen Jahrbüchern: das eine, „Urania", von Prof. Heiberg herausgegeben und mit namhaften Beiträgen von ihm selbst, sowie von Paludan-Müller (der jedenfalls der tiefste und reichste unter den jüngern dänischen Dichtern ist) geschmückt; das andere, „Gäa", von P. L. Möller herausgegeben und artistisch und poetisch noch reicher ausgestattet. Beide sind für 1845—46 erschienen. Allein, ohne an irgend eine Schule oder Richtung in der Literatur sich anzuschließen, steht der geniale Denker und Schriftsteller Sören Kierkegaard. In der Sokratik wurzelnd, mit Lessing am tiefsten geistig verwandt, trägt er kein Bedenken, das ganze Gerüste der falschen Objectivität in der Speculation abzubrechen, um die Subjectivität, welche allein mit Gott es zu thun hat, in ihre Rechte einzusetzen. In seinen Schriften (unter welchen, nach der großen ethisch-plastischen Composition „Enten — Eller", 2 Bde., 1843, die letzten und vollendetsten in der Betrachtung sind: „Stadier paa Livets Vei", 1845; „Afsluttende uvidenskabelig Efterskrift af Johannes Climacus", 1846), die beiweitem nicht gehörig gewürdigt sind, lebt eine unvergängliche Ader von Ironie und Humor, eine kecke, oft übermüthige Dialektik. Seine Lebensanschauung ist bis dahin insofern ein Fragment geblieben, als er, auf der Grenze der christlichen Skepsis verharrend, die Frage nach der Bedeutung des wahrhaft Objectiven, das eben ihn treibt, die falschen Gerüste abzubrechen, hinausgeschoben hat. Vielleicht wird Dies eine zweite Periode seiner künstlerisch-ethischen Entwickelung bezeichnen.

„Die Förderung der dänischen Literatur" hat eine Gesellschaft, welche nach diesem Zwecke sich nennt, zur Aufgabe sich gestellt und theils durch Herausgabe älterer werthvoller Sprach- und Literaturdenkmale, theils durch Unterstützung literarischer Unternehmungen in der Gegenwart zu erreichen gesucht. Durch ihre Fürsorge sind des ältern Satirikers Chr. Falster's „Satiren mit sprachlichen Anmerkungen" (1840), eine neue Übersetzung von Holberg's „Niels Klim" (1841), Bröndsted's „Reisen in Griechenland" (2 Bde., 1843—44), Schack Staffeldt's „Gedichte und Biographie" (1843 fg., bis jetzt 3 Bde.), der Anfang einer neuen kritischen Ausgabe der Vedel'schen Übersetzung von „Saxo Grammaticus" (1845) herausgegeben. Dem großen Nationalkomiker L. Holberg hat eine zu diesem Zwecke eigens (ähnlich der Shakspeare-society in England) constituirte Gesellschaft ihre Aufmerksamkeit zugewandt. Bis jetzt ist unter ihren Auspicien nur der erste Band von Holberg's Lustspielen, mit sprachlichen Anmerkungen unter dem Texte, Einleitungen und erläuternden Anmerkungen zu jedem Lustspiele, 1843 erschienen. 103.

Miscellen.

Professor Oertel in Ansbach ist nicht der Einzige und Erste, welchem man zuweilen den Titel eines „Wasser-Doctors" beigelegt hat. Schon vor mehr als 1800 Jahren hat, wie Plinius in seiner Naturgeschichte (26, 8) berichtet, Asklepiades, nachdem er als Lehrer der Beredtsamkeit, die ihm Nichts eintrug, zur Heilkunde übergegangen war und eine ganz neue Curmethode auf die Bahn gebracht hatte, wobei namentlich auch das kalte Wasser eine Rolle spielte, vom kalten Wasser einen Beinamen sich erkiest. Plinius nennt solchen selbst nicht, daher sein Commentator, Harduin, die Vermuthung äußert, dieser Name habe gelautet λουσιψυχρος, zu deutsch etwa Kaltwasserarzt. Übrigens spricht Plinius von diesem Asklepiades auf eine nichts weniger als vortheilhafte Weise und erwähnt nur, daß dessen Ansehen groß und der Ruf von ihm weit verbreitet gewesen, nachdem er eine schon auf dem Scheiterhaufen gelegene Leiche wieder zum Leben gebracht habe: eine Geschichte, die Apulejus (Florid. Num. XIX) weitläufiger erzählt und dabei — so pflegt es in der Welt zu gehen — den Asklepiades als einen der vorzüglichsten Ärzte preist, der nur dem Hippokrates habe nachstehen müssen.

Nach der L. 15, §. 27, D. de injur. (47, 10) gilt Alles, was Jemand gethan oder gesagt hat, um einen Andern an seiner Ehre zu kränken, für eine Injurie. Aus diesem Grunde erkannte die wittenberger Juristenfacultät im J. 1732 einen Studiosus der Injurie schuldig, welcher bei einer öffentlich von ihm gehaltenen Disputation den Präses gehöhnt hatte, indem er, ohne ein Wort zu reden, die Theses verächtlich hin und her warf, dabei spöttisch lachte und überhaupt ganz unpassend sich betrug. 2.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 243. —— 31. August 1846.

Der souveraine christliche Staat, das Ende aller Zeitwirren. Vom Senator Röben zu Leer.

(Beschluß aus Nr. 242.)

Die Idee des Verf. ist nichtsdestoweniger groß und schön, und wir erwarten mit ihm nur von der fortschreitenden Annäherung zur Verwirklichung derselben das Heil der Menschheit. Über die Form jedoch, in welcher diese Annäherung unter den einmal bestehenden Verhältnissen herbeizuführen ist, können wir uns nach seiner ganzen Auffassungsweise bei ihm nicht vollständig Raths erholen. Er verwirft jede äußere feste Gestaltung der Kirche, da der christliche Geist allein, und zwar mittels des freien Worts, zur Herrschaft berufen ist und von diesem ein stetes Fortschreiten durch Umgestaltung des Staats auf gesetzmäßigem Wege erwartet werden muß. Aber dabei übersieht er ein doppeltes in der Wirklichkeit liegendes Hinderniß. Wenn nun eine Kirche ihre bestehende Form nicht aufgeben will: kann, darf der Staat sie dazu zwingen? Was der Verf. an einigen Stellen von dem Aufgeben „der Anhänglichkeit katholischer Völker an die täuschende Vorstellung einer einheitlich herrschenden Kirche" zu hoffen geneigt ist, möchte sich doch nicht so bald erfüllen. Aber auch die Kirche, d. h. die Gemeinschaft der Christen kann, auf welchem Standpunkte der Auffassung des Christenthums sie auch stehen, ihr Schicksal nicht unbedingt den Händen des Staats anvertrauen, ohne durch ein äußeres Band ihrer Glieder in Stand gesetzt zu sein, dem Staate bei etwaiger künftiger Beeinträchtigung ihrer Rechte entgegenzutreten. Denn es grenzt wirklich an eine utopische Vorstellungsweise, so sehr der Verf. öfter gegen diese protestirt, wenn er fragt (S. 317):

> Läßt es sich nur denken (!), daß ein künftiger Regent, von der ersten Jugend an erzogen (!) in der reinen Wahrheit des Christenthums und für den Staat, der ein treues Abbild dieses Höchsten ist (!), bei dem Antritt seiner Regierung dies wahrhaft gottmenschliche Leben misachten, es gewaltsam aus seiner Bahn hinausdrängen und seiner persönlichen Willkür preisgeben könnte?

Ref. kann es daher nicht so allgemein zugestehen, daß „alle Trennungen", insbesondere die „in Staat und Kirche unwahr sind". Die Kirche bedarf seiner Überzeugung nach zur Sicherung ihrer erhabenen Zwecke auch einer äußern Gestaltung, und zwar nicht nur dem etwaigen Misbrauche der Staatsgewalt gegenüber, sondern auch damit die Wichtigkeit derselben nicht verdunkelt werde.

Alles kommt hier indeß darauf an: ob die Kirche eine freie Gemeinschaft sein soll, welche nur in dem Ziele einig ist, das Leben der Menschen nach der Lehre und dem Beispiele Jesu zu immer höherer Vollendung zu gestalten; oder ob wir uns unter derselben eine Herrschaft des Klerus denken, als eine den Glauben bestimmende Macht zur Bevormundung der Gemeinde. Jene edle und freie Ansicht kann allerdings nur bestehen bei dem Glauben an die unzerstörbare Güte der Menschennatur, bei dem Vertrauen, daß „was Gott gewagt", die freie Entwickelung einer vernünftigen Persönlichkeit zum Heile führen müsse, zu immer hellerer Erkenntniß der Wahrheit, zu immer höherer Veredelung des ganzen Menschengeschlechts. S. 49:

> Die ewige Wahrheit ist die göttlich eine, freie und gleiche für Alle. Der Geist in der Gemeinde, im Menschengeschlecht verkündet sie. Jeder Fortschritt, nicht im Geben, sondern im Aneignen, wird zum freien Nehmen in Allen, die daran glauben. Christus, der Offenbarer der vollkommenen Religion, ist das alleingenügende objective Band der Einigung im Glauben. Weiter geht die Einheit nicht, die jedoch für alle Gläubigen den Frieden im Geist vollkommen sichert. Das Schauen im Glauben, das Aneignen und Anwenden bleibt der persönlichen Freiheit vorbehalten, ist nach Gottes Willen schlechthin subjectiv, und diese frei sich entfaltende Mannichfaltigkeit auf dem sichern Boden der objectiven Glaubenseinheit ist der schönste Erdenreiz.

Und sofern hat der Verf. Recht, wenn er glaubt, daß der Wahn von der Erbsünde die Erfindung wie die Stütze hierarchischer Tendenzen sei. Nur möchte er zu einseitig alles Böse auf Erden eben aus jenem Wahne herleiten, den er als die Sünde wider den Heiligen Geist betrachtet. Auf diesen Gedanken führt er uns bis zum höchsten Überdruß immer von neuem zurück, und ein großer Theil des Buchs ist dieser für die freisinnigen Leser (welche doch allein zu demselben greifen möchten) höchst überflüssigen Polemik gewidmet. Was der Verf. damit vor Allem bezeichnen will, ist die Verwerflichkeit jener Lebensansicht, welche durch Adam's Sündenfall die Natur des Menschen für unheilbar zerrüttet, zu allem Guten unfähig und dem göttlichen Zorn unterworfen erklärt und darum eine übernatürliche Einwirkung zur Versöhnung des Menschen mit Gott für nothwendig hält.

Aber (S. 166):

Für Menschen gibt es nichts Übermenschliches, als in ihrer eigenen Einbildung, und es ist geradezu unchristlich, das Wort der Bibel als ein Übermenschliches zu betrachten. Gott selbst ist für uns nicht übermenschlich, sondern wir sind göttlichen Geschlechts. Gott zu erkennen und in ihm zu leben, Das allein ist rein menschlich, und dies Einssein des Menschen mit seinem Gott, das Erdenleben als ein ewiges, dies gottmenschliche Leben unsers Geschlechts ist der specifische Charakter der christlichen Religion, ist der uns so theuer erworbene Friedensweg zur menschlichen Vollendung.

Von der Anerkenntniß dieses edeln Glaubens durch die christlichen Staaten erwartet der Verf. nur auch allein das „Ende aller Zeitwirren", und er hat Recht, wenn er dabei nicht an eine plötzliche Umgestaltung des gesammten Lebens durch Aufhebung jeder äußern Kirchenform (wie es zuweilen scheint), sondern an die allmälige Veredelung der Menschheit durch ungehemmte geistige Entwickelung (die doch immer seine Hauptfoderung bleibt) gedacht wissen will. So heißt es zum Schlusse seines Buchs (S. 340):

Der Heilige Bund, als einseitiger Fürstenbund von reifen Staatsmännern belächelt, wie andere fromme Träume spurlos von der Erde verschwunden, er wird That und Leben werden, sobald er in der Kraft des Heiligen Geistes Fürsten und Völker umschlingt.

Wer in dem Sündenwahn einer herrschenden Zeit gefangen liegt, dem muß bange werden vor den Zeichen der Zeit, der wird verschmachten vor Furcht und vor Warten der Dinge, die da kommen sollen auf Erden. Wer aber das Leben nimmt als eine Gabe des Ewigen, der sieht in den ungewöhnlichen Bewegungen das Kommen des Menschensohns mit großer Kraft und Herrlichkeit, der weiß, daß das Reich Gottes nahe ist.

Ob jedoch der Tag der Entscheidung wie ein Fallstrick kommen soll über Alle, die auf Erden wohnen, oder ob unsere Staaten in der allgegenwärtigen Kraft das empfangenen Geistes stehen wollen vor des Menschen Sohn, Das hat der Allwaltende in unsere Macht gegeben.

Wir wünschen und hoffen, daß das Buch dazu beitragen möge, der Knechtschaft des Buchstabens, die sich noch einmal (vergeblich!) zur Macht erheben möchte, mehr und mehr entgegen zu wirken und den freien Geist zu nähren, der uns allein in alle Wahrheit führen kann und damit allen religiösen Trennungen, welche neue Zeitwirren heraufzuführen drohen, das Ende bereiten muß!

75.

Zur Tagesliteratur.

Die Tagesliteratur wird nie aufhören sich mit Preußen zu beschäftigen. Es sind da zu viele Keime selbst vorhanden, und zu viel Anlaß von Furcht und Hoffnung gibt die mögliche Politik seiner Regierung, daß sich immer Gelegenheiten finden werden, die schicklicherweise zu benutzen sind, um zu entschuldigen, ja es als nothwendig darzustellen, daß man ein Wort mitredet. So liegen uns gerade zwei hierher gehörige Schriften vor. Die eine hat einen erschrecklichen Titel:

1. Die preußische Politik, betrachtet von Einem, den sie Nichts angeht. Allen Herren Preußen in aller Freimüthigkeit und Freundschaft zur Kritik vorgelegt von Bernhard Werner. Freiburg, Herder. 1846. Gr. 8. 7½ Ngr.

Man sollte meinen, nun sei es mit Preußen rein aus; Herr B. Werner habe sich nichts Minderes vorgenommen, als alle Herren Preußen mit Haut und Haaren zu verzehren. Sieht man aber diesem Kämpen hinter seinen großen Schild, so bemerkt man bald, daß er unter großem Schreien mit sehr trivialen Steinen zu schleudern versucht und weder Schwert noch Lanze führt. Die Hauptsache ist, daß die preußische Regierung in den Angelegenheiten des Zollvereins nicht nach dem Willen der süddeutschen Regierungen verfährt, und daß es den Ronge-Spektakel, die Ronge'sche Kirche, den Rongismus duldet; dieser sei ein unorthographischer Rebus gegen eine Charade gehalten. Zum Schluß werden die wunderlichsten Gedanken ausgesprochen die wir je gelesen haben. Den Gedanken der Alleinherrschaft des Rechts über die Welt habe das römische Kaiserthum geboren; dieser Gedanke der Rechtsherrschaft sei nirgend mehr realisirt als im Römerreiche, selbst zu Konstantinopel; die Päpste haben ihn am längsten bewahrt, Deutschland habe ihn aber von dem ost- und weströmischen Reiche geerbt und nun sei in ihm West- und Ost-Rom das Schiedsrichteramt der Welt: als Volk der Macht und des Rechts werde es wie Rom herrschen und den Egoismus der andern Völker niederhalten! Es ist begreiflich, daß solchen chimärischen Aussichten und verworrenen Begriffen die preußische Politik nicht genügt, aber auch, daß sie einer verständigen Beurtheilung entbehren muß; und dann wird sie sich wol trösten können, daß sie den Verf. Nichts angeht. Was hätte hervorgehoben werden müssen, ist nicht geschehen, nämlich die seit dem Jahre 1840 eingetretene eigenthümliche Wendung der innern Politik: die Kirche anstatt des Staats in gewisser Weise freizugeben. Diese soll sich durch sich selbst gestalten; diese ihren Beruf ergreifen und erfüllen. Zu dem Ende ist gegenwärtig eine Generalsynode versammelt. Dahin richtet sich die Schrift:

2. Die preußische Generalsynode und der Beruf der evangelischen Kirche. Ursprünglich für die Weser-Zeitung bestimmt. Bremen, Schünemann. 1846. 8.

Der Verf. hat sich am Ende genannt und heißt Theodor Althaus. Es ist nicht ganz leicht, diejenigen Gedanken zu finden, welche der eigentliche Zweck der Schrift sein müssen. Der Verf. hat sie nicht ungeschickt hinter wohlgefügtes Mauerwerk anderweitiger Betrachtungen und hinter Kreuz- und Quergängen verborgen. Die Sache ist aber diese. Die preußische Generalsynode muß sich in ihren Rathschlägen und Meinungen an das Bestehen der absoluten preußischen Monarchie halten; sie darf ihre Gedanken und Pläne nicht nach dem Ideal fassen, sondern wie es das Sonderinteresse des preußischen Staats, dessen Unterthanen die Mitglieder sind, verlangt. Daher ist von vornherein schon zu sagen, daß sie ungenügend sein wird. Was aber den wahren Beruf der evangelischen Kirche anbelangt, so ist zuerst das Princip aus der Geschichte anzuerkennen, daß das Neue sich nicht aus der Vermehrung des Alten entwickelt, sondern aus Verneinung, und zwar des Äußerlichen. Der evangelischen Kirche Äußerliches ist nun: die unbedingte göttliche Autorität der Heiligen Schrift; von diesem Glaubens-Gesetze muß sich die Kirche befreien; statt aller Verpflichtung muß die einfache Erklärung, der Kirche angehören zu wollen, gelten, und alles Übrige muß dem Gewissen überlassen bleiben: dadurch wird sie Alles in Liebe vereinigen, was innerlich geschieden ist, und doch ihren Glauben behalten. Wie weit darf nun die preußische Kirche jenen ihren Beruf ergreifen? wie weit darf die Generalsynode Vorschläge in diesem Sinne machen? Sie kann die Liebe energisch und praktisch erfassen; aber dieser Weg führt zum communistischen Geiste, und der stimmt nicht zur absoluten Monarchie. Sie kann die rein-geistige, religiöse Entwickelung der Freien unterstützen; aber dieses Gebiet führt nothwendig zum Politischen und Socialen; die absolute Monarchie kann auch Dieses nicht dulden: also die Synode wird Nichts thun können. Abgesehen nun von dieser Ohnmacht, welche wir als noch nicht eingetreten dahingestellt sein lassen müssen, wäre die Frage von dem Berufe der Kirche einiger Worte wol werth. Wenn die Kirche so handelt, wie der Verf. urtheilt, so muß sie die Handlung wollen; er sagt aber selbst, über dem Willen stehe der Geist; dieser ist also die ge-

setzgebende Macht, an deren Gesetze zu glauben; ein Glaubensgesetz ist daher nie etwas Äußerliches und Vernichtbares; das Christenthum hat auch nicht den jüdischen Glauben vernichtet, sondern den jüdischen Gottes-Staat durch das Evangelium für Alle: der war das Äußerliche des Judenthums. Es wäre demnach ein eigenes Beginnen, wenn die evangelische Kirche den christlichen Glauben vernichten wollte. Der Glaube, Religion, ist nicht die Freiheit eines Einzelnen, nach seinem Verstande anzunehmen oder zu verwerfen: er ist das Resultat, die jedesmalige Atmosphäre der Geschichte, welche eingeathmet werden muß und nothwendig zum freien Leben ist. Die Geschichte aber ist nicht ein Spiel auf der Erde: sie ist Weltgeschichte, d. h. wirkliche Entwickelung der Welt durch die Handlungen des menschlichen Willens, welche scheinbar die Geschichte erfüllen. Wohin? Das ist es eben, was Niemand weiß und Niemand daher beurtheilen kann und worauf nur der Glaube der Gegenwart, der Stand der Geschichte Antwort gibt: die Offenbarung des Geistes, dem kein einzelner Verstand sich zu entziehen vermag. Jetzt ist aber die Gegenwart und die Offenbarung die christliche. Die Kirche ist nun nicht blos die Bewahrerin des geschichtlichen Gutes und die Helferin jedes Einzelnen, im Glauben seine Freiheit zu gründen, sondern auch daher allein zur Interpretation des Geistes berechtigt. Der Glaube kann nur eine Natur haben: die katholische, für Alle. Wenn man also von einem Berufe der evangelischen Kirche redet, so kann es nur der sein: an sich als solcher festzuhalten, ein katholisches, zeitgemäßes Glaubensbekenntniß aufzustellen und zum Beitritt dazu alle Confessionen einzuladen, mit gänzlicher Lossagung von aller staatlichen Einwirkung und Beschränkung. Dieses ist das Äußerliche, was die evangelische Kirche zu verrichten hat; denn es ist völlig absurd, daß Derjenige, welcher in der Wahrheit steht, Dem diene, welcher im Scheine sich bewegt.

Das Beispiel von Frankreich hat die deutschen constitutionnellen Staatsregierungen gelehrt, wie man in der Beamtenmacht den besten Damm gegen ein befruchtendes Überfluten der Verfassung zu dem Volke hin habe; wie die Verwaltung die Verfassung paralysiren müsse. Auf diese Weise erscheint letztere wie ein gefesselter Landsee, dessen Wogen Die auf der Höhe des Dammes mit Ruhe ansehen mögen. Von der Ebene aber müht man sich ab mit unzähligen Bittschriften und großen Reden den Damm zu erklettern, um zur Verfassung zu gelangen. Selten hat Jemand die Kühnheit, mit dem Degen in der Hand heraufzusteigen, um einen Verweser jener negirenden Macht in die Verfassung zu einem heilsamen Bade zu stürzen. Das möchte ein Bild des Lebens in den deutschen constitutionnellen Staaten sein. Aber Nichts ist natürlicher, als daß die Regierungen auch nur den entferntesten Versuch zu einer That der letzterwähnten Art sehr übel aufnehmen. Hiervon liefern Nachweis:

3. Actenstücke, betreffend den Dienstaustritt des Professors R. v. Mohl in Tübingen. Freiburg, Herder. 1846. 8. 12½ Ngr.

Prof. Mohl wollte Landtagsdeputirter werden; in einem Privatschreiben ließ er sich im Allgemeinen über seine politischen Grundsätze aus und erwähnte dabei: er wolle hauptsächlich zu wirken suchen, daß die Verfassung vollständig und rücksichtslos zur Ausführung und zur Entwickelung gebracht werde. „Er werde sich Mühe geben, dem Bürger das Recht des Widerstandes gegen ungesetzliche Beamtenwillkür wieder zu verschaffen; der Staatsgerichtshof sei ohne ein ausführendes und regelndes Gesetz ein todter Buchstabe; ein solches Gesetz müsse gegeben werden, damit man auch bei Gelegenheit an einem gewaltthätigen, willkürlich handelnden Minister ein Exempel statuiren könne; an Gelegenheiten habe es nie gefehlt und er sei in dieser Beziehung weit über die Opposition hinausgegangen." Dieses Schreiben wurde wider Mohl's Willen veröffentlicht und der Minister des Innern nahm Veranlassung, in einem Schreiben an das akademische Rectoramt in Tübingen u. A. besonders hervorzuheben, daß derartige Handlungen sich mit der Subordination eines Staatsdieners nicht vertrügen. Dies ist der interessanteste Punkt der Verhandlungen, und er zeigt nur zu deutlich, wie die deutschen Staatsregierungen das französische Beispiel zum Muster nehmen. Ein constitutionneller Staat ist nicht die durch eine Verfassung versuchte Gemeinschaft des Regierungs- und Volks-Willens, d. h. desjenigen Willens, der stehen bleiben, und dessen, der fortschreiten will, zu gemeinsamen Handlungen: er ist der Wille der Regierung allein; er ist also identisch mit der Aristokratie. Prof. v. Mohl hat natürlich gegen solche Erklärung des Staatsdienstes protestirt: „es sei ihm kein Gesetz bekannt, in welchem dem Beamten verboten werde, sich darüber auszusprechen, welche Änderungen im Staatsleben er im Falle einer ständischen Wirksamkeit beantragen wolle; die ständische Gesinnung gehe den Dienst als solchen gar Nichts an und dürfe nicht mit ihm in Zwangsverbindung versetzt werden; eben darin bestehe der große Unterschied zwischen der ehrenhaften Selbständigkeit des deutschen Beamten und der bedientenmäßigen Abhängigkeit der französischen Verwaltungsangestellten"; — aber damit er eben die Gleichheit einsähe, sollte er Versetzung erleiden und nahm daher seine Entlassung aus dem Dienste. Bedeutend werden diese Actenstücke noch dadurch, daß bei den Ausfällen gegen die Verwaltung der König als mitbeleidigt vom Minister angesehen wird und dieser gradehin sagt: daß der König in allen Zweigen der Verwaltung den thätigsten Antheil selbst nehme. Das ist eben der Widersinn der deutschen constitutionnellen Staaten, daß auch in ihnen das monarchische Princip für die Activität der Regierung angesehen wird, daß man diese eine Staatsregierung nennt, während sie eine Regierung des Königs ist, welche, so lange wie er will, ohne Rücksicht auf die öffentliche Meinung, d. h. auf die Geschichte des Staats, auch in deutschen constitutionnellen Staaten am Ruder bleibt.

Nach dem offenbar monarchisch regierten preußischen Staate führt uns eine ähnliche Flugschrift:

4. Mein Austritt aus dem preußischen Staatsdienste. Von Heinrich Simon. Leipzig, Mittler. 1846. Gr. 8. 7½ Ngr. (Mit einem Ausspruche Friedrich Wilhelm's III. als Motto: „Jeder Staatsdiener hat doppelte Pflicht: gegen den Landesherrn und gegen das Land. Kann mal vorkommen, daß die nicht vereinbar sind; dann ist aber die Pflicht gegen das Land die erste.")

Hier wird geradezu in einem Rescripte des Justizministers gesagt: es lasse sich nicht mit der Pflicht der besondern Treue, die einem Beamten gegen seinen Landesherrn obliege, vereinigen, wenn er dessen Regierung und die ergangenen Gesetze auf eine Weise und dazu in öffentlichen Blättern angreift, wie sich solches Hr. Simon erlaubt hat. Aber auch hier vertheidigt sich der Angegriffene dahin: „Nirgend ist dem Richter in den Gesetzen das Recht genommen, seine Überzeugung über außeramtliche Gegenstände gleich jedem andern Preußen durch die Presse zu veröffentlichen. Kein Minister hat daher das Recht, ein solches Gesetz zu schaffen und dem preußischen Richter jene aus seinem Staatsbürgerrechte herfließende Berechtigung zu nehmen." Dort ständische Wirksamkeit, hier die der Presse, welche die Regierung nicht haben will; und doch sind Beide gesetzlich erlaubt, zumal wie Simon unter inländischer Censur geschrieben hat. Doch man könnte sagen: es sei ein Gesetz, welches er angegriffen; aber Dieses wollen alle Provinzialstände, also der Staat nicht, Dieses will der Stand der Richter nicht. Was ist denn das für ein Gesetz? Simon scheint mit Recht seine Opposition dagegen „eine sittliche und patriotische That" genannt zu haben. Bemerkenswerth ist, daß die Bureaukratie in Preußen die Verfassung nicht eindämmen, sondern, nach dem Urtheile Simon's, zur Zeit als einzige Stütze der Monarchie die constitutionnelle Verfassung und die Preßfreiheit vertreten soll. So sehen wir überall die Bedürfnisse der Regierungen nach denselben Mitteln greifen. Aber einst wurde der preußischen Verwaltung viel Lob nachgesagt; es scheint jetzt an-

ders zu stehen. Was Simon gethan, haben Hunderttausende vor ihm gethan; auf die Fehler der Gesetze und der Verwaltung ist jederzeit in Preußen selbst von Richtern aufmerksam gemacht worden, ohne daß man einen Vorwurf daraus gemacht. Es ist bekannt, daß der geringe Grad von Mündlichkeit, den der Civilproceß in Preußen hat, durch Anregung der Presse von Staatsdienern hervorgerufen worden ist. Doch die Politik kann Vieles ändern.

Einen dritten Beitrag zur Herrschaft der Verwaltung über Gesetz und Verfassung liefern:

5. Gemeindewahlen in Kitzingen. Frankfurt a. M., Oehler. 1846. Gr. 8. 6 Ngr.

Hier zeigen die Handlungen der Verwaltung eine religiöse Parteifärbung. Nach der Verfassung haben in Baiern die Confessionen nicht nur gleiche politische Rechte, d. h. gleichen Antheil an der Staatsconstituirung, sondern auch in den Gemeindeangelegenheiten soll hierin kein Unterschied gelten. Nichtsdestoweniger werden in Kitzingen gesetzmäßig vorgenommene Wahlen von Vertretern der Gemeinde, wie die Staatsverwaltung anerkennt, von jener cassirt, weil gerade die Gewählten Protestanten sind. Aus den mitgetheilten Vorgängen und Rescripten, und da keine weitern Gründe angegeben sind, läßt sich ein anderer Grund nicht entnehmen. Zwar folgert die Verwaltung, insbesondere der Minister v. Abel: weil ihr die Bestätigung zustehe, so steht ihr auch unbedingt die Verwerfung zu, selbst wenn Nichts wider die Gesetze vorgefallen und diese Art der Verwerfung auch nicht ausdrücklich genehmigt worden ist. Aber das heißt in der That aus dem Regen unter die Traufe gerathen, denn wir müssen hier immer fragen: Wozu sind die Gesetze? eine Frage, die Viele bei vielen Gelegenheiten in Deutschland zu wiederholen sich veranlaßt fühlen möchten.

F. Marquard.

Bibliographie.

Adair, Sir R., Geschichtliche Denkschrift einer Sendung an den Wiener Hof im J. 1806. Aus dem Englischen vom Übersetzer der Geschichte von Ferdinand und Isabelle und der Eroberung von Meriko von Prescott. Berlin, Duncker und Humblot. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Das Büßen oder die Heilkraft der Sympathie. Ein Gespräch. Hof, Grau. 12. 2 Ngr.

Cosack, W., Die Gedächtnißkunst auf ihrem gegenwärtigen Standpunkte. Gedrängte Übersicht des Reventlow'schen Systems nebst einigen Bemerkungen über die von Hrn. Hamburger vorgeschlagenen Verbesserungen desselben. Danzig, Kabus. Gr. 8. 4 Ngr.

Krafft, C. W., Darf Luther's Bibel-Übersetzung durch Bibel-Gesellschaften revidirt werden? Straßburg, Kräuter. 8. 10 Ngr.

Kugler, F., Geschichte Friedrich's des Großen. 2te verbesserte Auflage. Leipzig, Lorck. Gr. 8. 1 Thlr.

Langbein, B. A., Predigten. Meißen, Klinkicht und Sohn. Gr. 8. 15 Ngr.

Lehrs, K., Populäre Aufsätze aus dem Alterthum. II. Die Horen. Regensburg. Gr. 8. 5 Ngr.

Remling, F. X., Das Reformationswerk in der Pfalz. Mit einem Umrisse der neueren pfälzischen Kirchengeschichte. Mannheim, Schwan und Götz. Gr. 12. 20 Ngr.

Schubert, F. W., Handbuch der allgemeinen Staatskunde des preussischen Staats. 1ster Band. — A. u. d. T.: Handbuch der allgemeinen Staatskunde von Europa. 2te Abtheilung (deutsche Staaten). 2ter Theil oder des ganzen Werkes 6ter Band. Königsberg. Gebr. Bornträger. Gr. 8. 2 Thlr. 12 Ngr.

Sternberg, A. v., Tutu. Phantastische Episoden und poetische Excursionen. Mit Illustrationen von Sylvan. 1ste und 2te Lieferung. Leipzig, Weber. Lex.-8. à 10 Ngr.

Thiersch, H. W. J., Vorlesungen über Katholizismus und Protestantismus. 2te Abtheilung. Erlangen, Heyder. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

— — Einige Worte über die Ächtheit der neutestamentlichen Schriften und ihre Erweisbarkeit aus der ältesten Kirchengeschichte gegenüber den Hypothesen der neuesten Kritiker. Erlangen, Heyder. Gr. 8. 15 Ngr.

Ungewitter, F. H., Geschichte des Handels, der Industrie und Schifffahrt. 2te mit den Handelsverhältnissen China's vermehrte Auflage. Meißen, Goedsche. Gr. 8. 2 Thlr. 25 Ngr.

Vincke, G. Freih. v., Rubin, ein Mährchen. Potsdam, Riegel. 8. 22½ Ngr.

Sächsischer Volkskalender für das Jahr 1847. Herausgegeben von G. Nieritz. Mit Beiträgen von W. Alexis, R. Heller, L. Kalisch, W. Meinhold, Dr. Mises. Mit vielen Holzschnitten nach Originalzeichnungen von L. Richter und andern Dresdner und Münchner Künstlern. Leipzig, G. Wigand. 8. 10 Ngr.

Wachsmann, C. v., Erzählungen und Novellen. 4te Folge 1ster—4ter Band oder Neue Folge 23ster—26ster Band. Leipzig, Focke. 8. 6 Thlr.

Tagesliteratur.

Baltzer, E., Zwei Gastpredigten zu Halle und Nordhausen über Joh. 10, 27—30 und Eph. 5, 15—21. Nordhausen, Köhne. Gr. 8. 5 Ngr.

Frast, J. v., Predigt am Feste des heiligen Benedict. Wien, Beck. 8. 7½ Ngr.

Geistlicher Frühlingskranz. Aus den Schriften von Tersteegen, Arndt, Schmolcke, Bojatzky, Tholuck und Fr. W. Krummacher. Nebst einem Nachworte über Uhlich und Ronge, die protestantischen Freunde und die Deutsch-Katholiken, ihre Bedeutung und ihr Verhältniß zum wahren Christenthum. Charlottenburg, Bauer. 8. 12 Ngr.

Die neue freie Gemeinde in Königsberg in Preußen. Eine Stimme aus der evangelischen Gemeinde. Königsberg, Bon und Pfitzer. Gr. 8. 3 Ngr.

Hirschfeld, H. S., Wünsche eines Juden oder Judenthum und Staat. Posen, Cohn. Gr. 8. 5 Ngr.

Hrabowski, H., Freies christliches Zeugniß vor der christkatholischen Gemeinde in Königsberg ausgesprochen. Königsberg, Tag und Koch. Gr. 8. 2 Ngr.

Käuffer, J. E. R., Was ist unsere Hauptpflicht hinsichtlich der religiösen Erziehung der Kinder? Schulpredigt. Dresden, Kori. Gr. 8. 2½ Ngr.

Müller, C. F., Der projectirte Luthorverein und die Deutschkatholiken. Jena, Luden. 8. 7½ Ngr.

Schäffer, C., Gegen den Symbolzwang. Darmstadt, Papst. Gr. 12. 5 Ngr.

Schultze, H. E., Die Schrift, Christus und der Geist, in ihrem Verhältniß zu einander dargestellt. Berlin, Mittler. Gr. 8. 9 Ngr.

Die Ultramontanen in Württemberg. Von dem Verfasser der Censuren. Rottweil, Setzer. 8. 5 Ngr.

Wangenmüller, M., Was wollen wir? was sollen wir? Predigt. Crefeld, Schüller. 8. 5 Ngr.

— — Zwei Predigten. 1) von der Unduldsamkeit in Religionssachen, Luk. 9, 54; 2) von den Hindernissen, welche der Hoffnung, daß die Juden selig werden, im Wege stehen. 2te Auflage. Crefeld, Schüller. 8. 7½ Ngr.

Wie darf und soll der Katholik nach der Lehre seiner heiligen Kirche die Bibel lesen? Zur Belehrung und Warnung für die Jugend und den Laienstand, zugleich Abfertigung neuerlich wiederholter katholischer Verläumdungen. Rottweil, Setzer. 8. 6 Ngr.

Evangelische Zeugnisse für die Enthaltsamkeits-Sache von Jaspis und Sander. Elberfeld, Bädeker. Gr. 8. 2½ Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: **Heinrich Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 244. — 1. September 1846.

Zur Nachricht.

Von dieser Zeitschrift erscheint täglich eine Nummer und der Preis beträgt für den Jahrgang 12 Thlr. Alle Buchhandlungen in und außer Deutschland nehmen Bestellungen darauf an; ebenso alle Postämter, die sich an die Königl. sächsische Zeitungsexpedition in Leipzig wenden. Die Versendung findet in Wochenlieferungen und in Monatsheften statt.

Friedrich Maximilian von Klinger.

F. M. Klinger's sämmtliche Werke. Zwölf Bände. Stuttgart, Cotta. 1842. 16. 4 Thlr. 20 Ngr.

Ein großer Theil der heutigen Lesewelt kennt Klinger, den Landsmann Goethe's und den Zeitgenossen unserer reichsten und tiefsten Literaturperiode, mehr seinem Namen als seinen Werken nach. Man hört wol hier und da den „Faust", den „Dichter und Weltmann" ꝛc. nennen; aber aus eigener Anschauung möchten diese Werke wol ebenso Vielen bekannt sein wie Klopstock's „Messias". Doch verdient er neben den Sternen unserer Literatur, deren selbständiger Begleiter er war, gewiß ebenso große Aufmerksamkeit, wie viele Andere, die mit Jenen gleichzeitig sich erhoben und noch jetzt in Anerkennung bestehen. Denn der Kern seines Wirkens, des persönlichen wie des literarischen, ist kräftig genug, um wenigstens Tieck und Schlegel u. A. das Gleichgewicht zu halten. Man mag es ein Glück, einen Beweis von dem übergroßen Reichthum unserer Literatur nennen, daß ein solcher Mann fast vergessen werden konnte über der Fülle des Gleichzeitigen und Spätern: doch hat ihn unverdient die Vergessenheit getroffen, worin er bei vielen Gegenwätigen steht.

Der Grund dazu ist wol hauptsächlich in seiner derben kraftvollen Einseitigkeit zu suchen, in der unausgesetzten eifrigen Behandlung eines Themas, das allen Zeitaltern der Menschen eine bittere Arznei gewesen ist und dem die heutige Welt sich meist entwachsen wähnt. Es ist ein Ausfluß oder eine Seitenwendung der Schiller'schen Ideale, der sittliche Heroismus, den Klinger bis zur Erschöpfung durcharbeitet. Daß er es unausgesetzt that und daß ihm die Natur die üppige runde Gestaltenfülle versagte, welche selbst in Schiller's prosaischer Didaxis doch immer das Gemüth erregt: Dieses mag der erste Grund jener Vernachlässigung sein, welche wir beklagen. Und doch scheint es, daß er von den großen Fragen unserer neuesten Zeit, welche unter tausend Gestalten in Flugblättern und Tendenzromanen als Glück, Freiheit, Regierung, Vaterland, Menschenrechte u. s. w. immerfort unerschöpflich behandelt werden, die meisten nicht allein gründlich verstanden, sondern auch in seiner Weise richtig gelöst hat. Wo die Lösung misrathen ist, da trägt seine persönliche Natur die Schuld: eine Schuld der Beschränktheit menschlichen Strebens, die wir Alle nicht loswerden, und welche an seinen Miskennern oft weit auffallender hervortritt; eine Verfinsterung des Bewußtseins, welche viele heutige Räthselrather an sich gar nicht ahnen, während er auch darin groß ist, daß er seine Grenze fühlt und beklagt. Er war einer der tüchtigsten Mitstrebenden im Nachhall jener Zeit, wo das geistige Leben der Deutschen sich am tiefsten verdichtet und am glänzendsten gehoben hat; „er war ein Mann, nehmt Alles nur in Allem" u. s. w. Darum ist es ein Bedürfniß, eine Pflicht, an ihn zu mahnen: schon darum, weil an dichten gediegenen Persönlichkeiten, wie es allezeit gewesen, so auch heute kein Überfluß ist; mehr noch, weil Das, was unsere Zeit bewegt, in ihm vorangedeutet und mehr als vorbereitet ist. Seine Bücher möchte man Königen als Mittel gegen Bureaukratie (Vezirokratie würde Klinger sagen), den Ministern und Aristokraten als Heilmittel wider sich selbst, dem Volke und den Freiheitsfreunden als Mittel wider den Hochmuth und die Lieblosigkeit und Börne'sche Schimpffreudigkeit anempfehlen. Sie sind Bücher der Könige und Völker, weil sie bittere Arzneien mit Liebe eingeben. Diese kräftige männliche Liebe, verbunden mit dem Wissen und Willen zu heilen; die scharfen Blicke des Erfahrenen, welche doch nicht das idealsüchtige sehnsuchtsvolle Herz erkältet haben: Das sind die Eigenthümlichkeiten, welche wir in Klinger's Werken hervortretend gefunden und manchem heutigen renommirten

Volks- und Menschheitsfreunde bisher vergeblich angewünscht haben. Liebe, Kraft und Wahrheit! schöne Worte! fernklingend, fast verschollen in dem Schutt und Gerümpel der Journalistik.

Es sind bereits mehre so gründliche und umfassende Beurtheilungen unsers Klinger erschienen, daß unsere Besprechung sich auf ein kleines Maß zusätzlicher Bemerkungen einschränken darf. Die eine ist in Gervinus' viertem Bande enthalten, die andere am Schlusse der Cotta'schen Ausgabe. Jene geht von dem universalen Standpunkte aus, welchen wir an dem genialen Geschichtschreiber kennen, Klinger's Wirken aus der Zeit ableitend, mit den Fäden der Zeitgeschichte, welche er selbst mitgesponnen oder die ihn umsponnen, sein Wesen und Leben verwebend: eine kraftvolle Skizze, welcher nur der Abschluß, die Schattirung fehlt, um ein ganzes Bild zu geben. Die Beurtheilung in dem zwölften Bande der Cotta'schen Ausgabe dagegen versenkt sich liebevoll ganz in diesen Einen, seine Ideen und Aufgaben bis in die feinsten Wurzeln der Individualität verfolgend, die philosophische Lösung seiner ungelösten Fragen versuchend, und mehr nach dem Ziele abschließender Einheit des Urtheils ringend. Beide treffliche Beurtheilungen dulden keinen Auszug; der Literaturfreund wird sich lieber an diese Quellen begeben, als hier ein Urtheil über das Urtheil suchen. Wenn nun Gervinus die historische und nationale, der Cotta'sche Recensent die ästhetische und philosophische Richtung vorwalten läßt, so wollen wir nun schließlich die Bedeutung Klinger's für unsere Zeit und seinen Werth als Classiker zu entwickeln suchen.

Gar viele Beziehungen, besonders zu unserer letzten Geschichtsperiode seit 1830, lassen sich in Klinger nachweisen, welche ihm erneute Geltung schaffen mögen: dort wie hier ein Streben und Ringen nach Besserung menschlicher Zustände; viele süße Träume von der gerühmten Vervollkommnungsfähigkeit des „verwünschten Geschlechtes", wie Friedrich der Große sagte; das alte Lied von Herrschaft und Knechtschaft, vieltausendmal gesungen, hier in kräftigen Accenten und wunderlichen Variationen vorgetragen; auch der Socialismus, der Communismus, die Pfaffenfeindschaft unserer Tage werden ihre Rechnung finden bei Rousseau's Schüler, der diesen einzigen Franzosen für den größten Mann des Jahrhunderts nimmt. Dabei aber ist Klinger weit erhaben über dem blinden todtschlägerischen Eifer halbgebildeter Sopha-Radicalisten; denn ihn hatte eine harte Lebensschule gelehrt, den Menschen drunten nicht minder zu mistrauen als denen, welche die Schicksalswage oft wider Willen und Wissen nach oben gebracht hat. Dazu klingt immerfort, auch durch die heißesten Teufeleien seiner energischen Phantasmen, der strenge sittliche Sinn, der aufrichtige Wille der Besserung, die Anerkennung höchster sittlicher Gewalten, hindurch: ein Umstand, der ihn von so vielen der heutigen Weltenstürmer unterscheidet. Derselbe Unmuthig-Stürmige, dem alles Treiben auf der Welt zu Zeiten schal und nichtsnutzig erscheint, glaubt doch mitten in seinen Verzweiflungsnächten an den „idealen Hintergrund der Dinge"; er, welcher den Menschen insgesammt so wenig Kraft zum Guten zuspricht, entdeckt doch das größere Wunder, daß die moralische Welt, die auf der physischen so breit ruht, von der geistigen an einem einzigen Haare aufwärts gezogen und sogar etwas emporgehalten wird, und daß die Masse seit ewig an diesem Haare vergeblich zerrt, um es zu zerreißen.

Die Unzulänglichkeit menschlicher Einrichtungen, Gesetze u. s. w. für die Erreichung des vollkommenen Zustandes, die Nicht-Garantie irgend einer Verfassung für wahres Völkerglück, der feste männliche Grundsatz, in sich selbst zu stehen, das „Schicksal zu besiegen" mit römischer Härte: diese bei Klinger ebenso herben als kräftig dargelegten Sätze mögen wol mit in Erwägung gezogen werden, wenn man an der Entwickelung der Zeit mitarbeiten und sich selbst redlich Rechenschaft geben will von Quelle, Zweck und Ziel der Arbeit. Freilich ist das Hauptergebniß seiner politisch-moralischen Rathschläge theils trostlos, theils unrichtig: dem Weltgetümmel entzogen, sich selbst und seiner innern Gestaltung zu leben. Die Trostlosigkeit mildert indessen das heitere Licht, welches aus seinem thatkräftigen Leben und Wirken gegen diese Abstraction anschimmert, und manche einzelne Sätze, worin er seine eigenen bittern Resultate wieder aufhebt. Die Unrichtigkeit, die Verfehlung des Zieles ist in seiner Persönlichkeit und in seinem Lebensschauplatz zu suchen. Diese starre mannhafte Persönlichkeit, welche sich nicht beugen, sondern nur stehen oder fallen konnte, haßte alle Milderung eines juste milieu, und mochte in diesem starren Streben durch den Schauplatz seines Wirkens, das despotische Rußland, wol bestärkt werden. Dennoch hielt ihn die Liebe zu seinem echten Vaterlande immer wach, und noch in den letzten Werken gab er Zeugniß, wie sehr er die Deutschen liebte und achtete trotz ihrer Schwächen: so hat er seine „Betrachtungen und Gedanken" dem deutschen Volke gewidmet, als dem Volke, das so hoch in der Cultur steht, daß man mit Kraft und Wahrheit, in biederm deutschem Sinn, zu seinem Nutzen und seiner Unterhaltung schreiben kann.

Daß uns solcher Mann in den dunkelsten Jahren unsers Vaterlandes fehlen mußte, ist tief zu beklagen; er hat dafür gebüßt durch immerwährendes Sehnen, und hat selbst in der Ferne sein Auge der Heimat zugewandt erhalten, sein Wirken ihr gewidmet.

Selbst Denen, welche ohne tiefern Wissenschaftstrieb, doch mit mäßiger gewöhnlicher Bildung zur Lecture getrieben werden, können seine Bücher empfohlen werden — nicht als leichte Zerstreuungslecture, denn leicht liest er sich nicht —, aber als Zündstoff und geistige Anregung. An ungeheuern Scenen fehlt es nicht: titanische Leidenschaften voll einseitiger Kraft treten in jedem bedeutendern Werke Klinger's auf, selbst Grausamkeiten und höllische Scenen sind nicht gespart. Aber nirgend ist es die Eugen-Sue'sche, die Victor-Hugo'sche Grausamkeit, aus kraftlosem Sinnenkitzel geboren, welche den Ohnmächtigen zu matter fieberhafter Erregung stacheln soll; nirgend der Spaß im Quälen, die gottlose Lust am

Schmerz: überall ist bei Klinger der tiefe innige Zug der Theilnahme am Seelenleid, das er nur dann herauf beschwört, wann es seine sittlichen oder künstlerischen Zwecke fodern.

Die größte Bedeutung aber für unsere Zeit ist wol die, an Klinger eine echte gediegene Persönlichkeit anzuschauen, deren es in Vergleich mit jener Zeit heute wenige gibt. Wir wollen nicht die hypochondrischen Anklagen der Gegenwart mehren, deren Größe und Vorzüge wir mit aufrichtiger Freude erkennen. Nur ist hierbei nie zu vergessen, wie Viel wir jener classischen Zeit schulden: wie die unsere auf jene gebaut, durch sie erzeugt und genährt ist; wie unzähligemal, ohne daß wir es ahnen, unsere Gedanken- und Fühlfäden in die Zeit zurückgehen, wo unsere Literatur den Höhepunkt gewann. Ferner ist nicht zu leugnen, daß bei gegenwärtiger Verallgemeinerung der Bildungselemente, bei der ungeheuern Ausdehnung der Bildungsmittel, welche uns nicht minder förderlich als lastend geworden, die Erscheinung einer scharfen, eckigen, dichten Persönlichkeit immer seltener wird. In beiden Rücksichten ist Klinger wichtig. Viele heutige Zeitideen sind in ihm so vorangedeutet, daß man in ihm, wo nicht die Wurzel, den ersten Ausspruch des Gedankens, doch einen treuen festen Mitarbeiter an dem Baue der Humanität erblickt, welcher ungeachtet so mancher Mängel der Darstellung und Erkenntniß doch den Lebenspunkt oft so richtig begriffen, so lebendig angeschaut hat. Wichtiger ist der zweite Punkt, die Persönlichkeit, im weitesten Sinne als Muster und Beispiel bewundernswerth, so weit ein Mensch des andern Beispiel werden kann. Es ist hier nicht die Rede von seinem äußern Leben, das allerdings Zeugniß gibt von innerer Kraft, von der Entschlossenheit des Muthes, welche ruhig „fallen kann, vor sich selbst groß": sondern wir meinen den geheimnißvollen Zug des unverkennbaren, unbeschreiblichen Individuums, welcher durch die Schriftwerke unwillkürlich hindurchschimmert, in dem Sinne, daß hier vorzüglich das alte Wort vom Stile gilt: Le style c'est l'homme. Ich glaube, man könnte wol mit einiger Aufmerksamkeit erkennen, wie Vielen z. B. unter den heutigen Tageslöwen Das, was sie sagen, wirklich aus der Seele kommt: daß sie im tiefsten heiligsten Sinne für ihre Worte nicht blos sterben, sondern auch leben könnten. Nomina sunt odiosa. Aber nur zu häufig übermannt mich's bei manchem hochgefeierten Autor, im Lesen und nach dem Lesen, ihm zuzurufen: „Du lügst! es kommt dir nicht aus der Seele! du sprichst nicht deine ganze Wahrheit!" Dies traurig scharfe Wort kommt Einem nicht allein bei den idealen Partien mancher berühmten Literaten, sondern auch in den Realitäten, als Schicksalen, Ereignissen, Liebe, Haß, Zorn u. s. w., wo bei inniger Versenkung bald zu errathen ist, ob Beides dem Schreibenden wirklich so recht aus tiefster Seele gequollen ist oder aus dem Schatten des Schattens abgerissen. Diese dichte undurchdringliche Persönlichkeit, welche den heiligen Ernst, die wahre Leidenschaft des Herzens hervortreibt, ebenso sehr eine Naturgabe wie ein durch Arbeit und Willen Erworbenes: Das ist's, was wir an Klinger bewundern, was er vor Vielen voraus hat, was ihn unserer Zeit doppelt werth macht.

Dieselbe Persönlichkeit ist aber auch die Quelle seiner Mängel. Sein stürmisches Herz ist zu sehr von den Sachen, dem Thatgehalt seiner Ideen ergriffen, sein eiserner Kopf zu sehr dem einen Ziele ohne Wanken und Seitenblick hingewandt gewesen, als daß ihm Zeit geblieben wäre, die reine Schönheit in Goethe's oder selbst nur in Schiller's Sinn zu gewinnen. Man kann es auch so fassen, daß die überströmende moralische Kraft, die vorwiegend thätige Individualität schon an sich minder fähig sei, die speculativen, mystischen, ästhetischen Richtungen des Geistes auszubilden: und so erkennen wir allerdings, daß von poetischer Seite Klinger's Werke häufige Spuren der Unvollendung, Unzulänglichkeit, ja Unschönheit zeigen. „Es gibt poetische Menschen, die doch nicht Dichter sind." Bekanntlich hat er zuerst durch sein wildes Drama „Die Zwillinge" (1774) seinen Namen bekannt gemacht. Dieses ist voll roher leidenschaftlicher Größe, gewaltig in Thatsachen, arm an wahrer Schönheit, womit freilich nicht blos glatte Lieblichkeit gemeint ist. Wie so oft ein Werk für viele, ja für alle Werke als Maßstab der Geistesstufe eines Dichters dienen kann (selbst in Schiller's „Räubern" kann ein geübter Blick alle Elemente seiner vollendeten Zeit wiederfinden), so sind „Die Zwillinge" in Gutem und in Bösem ein Maßstab von Klinger's poetischer Individualität. Das stoffartige, das thatsächliche Interesse waltet über dem künstlerischen: die Leidenschaft des eifersüchtigen Bruders tritt in aller Größe, aber auch sehr monoton und gewissermaßen unvollständig auf, indem theils die rechte Motivirung, theils die liebevolle Ausführung der Gestalt bis in die kleinsten wesentlichen Züge fehlt. Klinger glaubte sich, durch den frühen Beifall gehoben, zum Dramatischen so sehr berufen, daß er in den nächsten Jahren rasch eine Reihe von Dramen schuf, die damals mit Begeisterung aufgenommen wurden. In allen ist derselbe Grundzug einer energischen Leidenschaft, die einseitig kämpfend, alle Schranken brechend, ihr Recht bis zum Untergange durchficht. So weit könnte man sie praktisch richtig nennen. Aber auffallend gegen die dramatische Begabung zeugt die Monotonie oder Gleichtonigkeit nicht allein der Dramen untereinander, sondern, was schlimmer und unkünstlerischer ist, der einzelnen Personen derselben unter sich. Man kann die Probe machen durch Vorlesung. Es wird unglaublich schwer sein, hier wie etwa bei Shakspeare oder Schiller ein ganzes Stück ohne Nennung der Personen verständlich vorzutragen, so gleichtönig sprechen sie im Allgemeinen. Wie liebevoll, ja kleinlich ist in diesem Punkte Schiller's Sorgfalt, der seine Personen nicht blos realistisch, sondern formell bis in die kleinsten syntaktischen Wendungen unterscheidet, sodaß man z. B. auch ohne mit dem Inhalte genau vertraut zu sein, sogleich erhören kann, was Maria, was Elisa-

beth spricht. Diese wahrhaft poetische Anschaulichkeit war dem stürmischen Geiste nicht gegeben, der in wilder Hast seine Figuren mehr als Träger abstracter Ideen hinstellte. Ein zweiter Punkt zeigt Dies noch auffallender. Viele Dialoge, und eben die leidenschaftlichsten, äußerlich bedeutendsten, sind bei Klinger in der logischen Disposition so vernachlässigt, daß sie ordentlich stillzustehen scheinen: sie verharren auf einer Stelle und verlaufen in Besprechung der Leidenschaft, statt diese zu entfalten. Wie fein und scharf disponirt dagegen Schiller, schon in den frühesten Dramen, am vollendetsten jedoch in „Maria Stuart" und der „Braut von Messina"! Bei ihm kann man ohne Mühe Eingang, Hauptstück, Ausgang jeder einzelnen Scene unterscheiden; ein bestimmtes Thema, z. B. die Abhängigkeit Helvetiens vom Reich, die Berechtigung Englands zum Urtheil über die schottische Königin, die Völkerfreiheit den Tyrannen gepredigt u. s. w., wird streng und wortklar hingestellt, widerlegt, entwickelt, und jede spätere Antwort treibt neue Frage und Antwort hervor. Und wie die einzelne Scene für sich, so ist die Folge der Scenen, die Folge und Entgegenstellung der Acte jedesmal nach wohlbedachtem, sehr durchsichtigem und nachweisbarem Plane geordnet. Natürlich soll dieser Vergleich Klinger nicht als Maßstab zum Schaden gereichen: nur als Beispiel zur Veranschaulichung Dessen, was wahrhaft dramatisch ist, stellen wir ihn hin. Und da wird uns offenbar, daß ungeachtet seiner großen Neigung zum dramatischen Elemente, die sich auch häufig in seinen Romanen durch weitgesponnene Gespräche Luft macht, dennoch die innerste Natur Klinger's undramatisch war. Dies zeigt sich noch deutlicher an den Lustspielen, deren in unsere Ausgabe zwei aufgenommen sind: „Der Schwur wider die Ehe" und „Die falschen Spieler". Wo nicht ein mächtiger Stoff ihn entzündet und emporträgt, wo die schaffende Kunst freier und willkürlicher walten muß, wie in der echten Komödie, da fühlt man die Grenze dieser Persönlichkeit. Die beiden Lustspiele sind weder recht komisch, noch ist ihre Anlage und Erfüllung in sich abgeschlossen; sie verlaufen ins Unbestimmte, Unbefriedigte; bei dem „Schwur wider die Ehe" ist die deutlich ausgesprochene Idee, den Deutschen einen Spiegel ihrer größten Thorheit vorzuhalten, nicht einmal rein zu Ende geführt, und ein gemischtes Gefühl hält uns am Schluß in der Schwebe; während die echte dramatische Katastrophe doch ein scharfes unzweifelhaftes Ziel in die Hand geben müßte: Heiterkeit, Spott oder versöhnten Schmerz. Auch dieses Letzte, die Sühnung des Schmerzes in der Tragödie, ist dem realistischen Sinne Klinger's kein Bedürfniß, und so enden viele seiner ernsten Dramen wie ein zerrissenes Saitenspiel, am furchtbarsten das erste, „Die Zwillinge".

(Der Beschluß folgt.)

Diesseit und jenseit des Oceans. Von E. Heusinger. Braunschweig, Rademacher. 1846. 8. 2 Thlr.

Das Buch enthält zuerst: „Reiseskizzen aus dem Harz, aus Hessen, Hanover und Bremen"; ferner „Memoiren aus dem Leben der Freifrau v. Riedesel während ihrer Gefangenschaft und ihres spätern Aufenthaltes in Nordamerika"; dann eine „Schilderung des ersten Zusammentreffens Ferdinand's VII. und des Don Rafael Riego, nach der Rückkehr aus französischer Haft". Den Schluß macht „Die Abtei Koeg, ein irisches Volksgemälde, zur Beleuchtung des Jesuitismus in Großbritannien". Die Schreibart des Verf. ist gut, seine Gesinnung tüchtig, der Inhalt des Buches durchaus rein und unanstößig. Allen Freunden bildender und unterhaltender Lectüre ist das Buch daher sehr zu empfehlen. 25.

Literarische Notiz aus Frankreich.

Die Revolutionszeit als dichterischer Stoff

Einzelne Momente, interessante Situationen und beziehungsreiche Charaktere aus dem bunten Gemälde der französischen Revolutionszeit sind wol schon oft dichterisch behandelt: der ganze Zeitabschnitt aber, den sie umfaßt, ist zu gewaltig und zu massenhaft, als daß er einer abgerundeten Gestaltung zugänglich wäre. Alle Versuche, den ungeheuern Stoff zu bewältigen, sind bisher gescheitert, und der Homer dieser chaotischen Bewegung soll erst noch erstehen. Was wir in allen bisher erstrebten epischen oder dramatischen Darstellungen der französischen Umwälzung vermissen, ist die innere Abgränzung und Einheit. Es fehlt freilich dieser Zeit des mächtigsten Aufschwungs nicht an einer einigen, fortlaufenden Idee, welche sich durch alle einzelnen Erscheinungen hindurchzieht und sie verbindet, aber dieselbe läßt sich eher philosophisch erfassen als dichterisch darstellen. Das neueste Epos, welches sich die Aufgabe stellt, die Hauptmomente der Revolution abzuspiegeln, ist durchaus nicht geeignet, die Ansichten, welche wir soeben ausgesprochen haben, umzustoßen. Es wird unter folgendem Titel geboten: „Épopée de la révolution française, poëme en dix chants", von Boubée. Der Verf. ist nicht ohne das Talent einer leichten und gefälligen Versification, und einige der Situationen, welche uns vorgeführt werden, sind mit einem gewissen Geschick behandelt. Das Ganze aber besteht eben nur aus willkürlich zusammengereihten Scenen, welche in einem nur sehr losen äußern Zusammenhange stehen. Dazu kommt, daß die wichtigsten Momente der Zeit mit Stillschweigen übergangen sind, während sich der Verf. — nur zwei von den zehn Gesängen sind der Revolution gewidmet — in den oft besungenen Großthaten der Kaiserperiode, also in wohlfeilen Schilderungen des Schlachtengewühls mit obligatem Schall der Kriegsdrometen und Kanonendonner ergeht. Auch in der immer wiederkehrenden Schilderung der Anarchie, bei deren Personification der Dichter seine Phantasie nicht eben sehr in Unkosten gesetzt, wird uns wenig Neues geboten. Was die politischen Ansichten des Dichters betrifft, so beschränken wir uns auf die Andeutung: daß er für Ludwig XVIII. schwärmt, in welchem er den Retter der Nation erblickt, und daß er England zum Sündenbock aller Schändlichkeiten macht, welche in Frankreich begangen wurden. Das „perfide Albion" hat nicht nur die ganze Geschichte angezettelt, sondern es schürt auch fortwährend die innern Parteiungen, in denen die französische Nation sich zerfleischt. Folgende Verse können ein Pröbchen dieser Stimmung abgeben:

Tandis que le guerrier, dont le noble courage
Voulut lier l'Europe au joug de l'esclavage,
Est esclave lui-même, et que soumis au sort,
Il lègue à ses bourreaux l'opprobre de sa mort,
Insensible aux leçons d'une grande infortune,
Albion a saisi le sceptre de Neptune;
De l'un à l'autre pôle elle dicte des lois,
Mais de ce lourd fardeau qu'elle craigne le poids!
Elle vient de l'apprendre: un trop vaste système,
Ainsi qu'un mur sans fond s'écroule sur lui-même.
Venise aussi jadis fut la reine des mers,
Et, colosse abattu, Venise est dans les fers.

17.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 245. —— 2. September 1846.

Friedrich Maximilian von Klinger.

(Beschluß aus Nr. 244.)

Weit künstlerisch vollendeter sind die Romane und Erzählungen angelegt. Ich halte sie für die vollendetsten Erzeugnisse seiner Muse, worin ich der Meinung des Cotta'schen Recensenten entgegentrete. Dieser nämlich spricht (Bd. 12, S. 301 fg.) den „Betrachtungen und Gedanken" den Ruhm zu, am „classischsten in der Form" zu sein. Abgesehen von der undeutlichen Fassung, diese Aphorismen eine „Literaturgattung" zu nennen, oder gar ein „Werk" (S. 305), da sie vielmehr hingeworfene Bruchstücke, Einzelheiten, Lichtblicke, gnomische Sentenzen **ohne künstlerisches Band** sind: hiervon abgesehen ist auch kaum eine Classicität der Form möglich, wo Einer nur ganz einfach, mit ungeschminkter Wirklichkeit seine Herzensmeinung ausspricht, um die Gestaltung und Anschaulichkeit in dem Maße unbekümmert, daß sogar eine Ungleichheit, Abgebrochenheit des Stils fühlbar wird, die jedoch hier am wenigsten verletzen kann (vergl. §. 151, 153, 366, 375, 418, 490 fg.). Classisch könnte man nur die äußere sprachliche Klarheit und Correctheit nennen, welche aber hier selbstverständlich gefodert wird und wenigstens unendlich leichter zu erringen ist als im eigentlichen **Kunstwerke**, zumal im Drama. Hiermit wird der reale Werth jener „Betrachtungen" durchaus nicht in Frage gestellt; vielmehr sind uns diese höchst wichtig als offene Bekenntnisse seiner verschlossenen idealsüchtigen Seele: eine herrliche zu seinem Verständnisse ganz unentbehrliche Gabe, in der wir so recht den Kern seiner edeln Persönlichkeit dargelegt sehen; nur sind sie nicht als Werke, Literaturgattung, oder Formen zu betrachten.

Unter seinen eigentlichen Werken also stellen wir die **Romane** obenan; denn in ihnen ist er von den Hemmnissen, welche seine Natur ihm angelegte, am meisten unabhängig, da die weite bequeme Form der epischen Gattungen viel freiere Bewegung zuläßt. Daß sein ursprüngliches mehr materielles als künstlerisches Dichten auch hier zum Vorschein komme und die Reinheit der Gestaltung mehrmals trübe, ist zu erwarten; und in diesem Sinne ist allerdings zuzugestehen, daß erst das Letzte, was Klinger herausgab, seine „Betrachtungen", ein vollendeter Abdruck seines Wesens ist, insofern dieses nicht ursprünglich künstlerisch organisirt war. Aber in den Romanen treten die Tendenzen und der ganze materielle Gehalt seiner Lebensanschauung minder tobend auf: die Romane gehen nicht gänzlich auf in die Tendenz; auch die Fabel, die Begebenheit, die Individuen interessiren für sich, und ihre Leidenschaften, obwol immer versteckten Tendenzen untergeordnet, treten doch oft in glühender Anschaulichkeit hervor, zuweilen so in Schönheitswasser gebadet, daß eine wahrhaft poetische Situation sich bildet. Darin kann man Klinger mit Lessing vergleichen, der auch in einzelnen Situationen des „Nathan", der „Emilia Galotti", bis an die Thore der Poesie, ja durch dieselben ins Heiligthum gelangt: so zeigen Beide, wie der ernsten Leidenschaft des Willens auch eine einzelne Eroberung im Reiche des Schönen gelingt, so sehr sie sonst außerhalb dieses Gebiets stehen, wie sie auch Beide in rührendem Selbstbekenntniß eingestanden.*) Die vollendetsten von dieser **künstlerischen** Seite sind wol zu nennen: „Faust der Morgenländer" und „Geschichte eines Deutschen der neuesten Zeit". In jenem ist die Durchschlingung zweier Fabeln, welche zuletzt in eine ausmünden, anmuthig, und die Zeichnung der Individuen sehr glücklich, bei aller Einfachheit der Anlage reich und immerfort spannend. In der „Geschichte eines Deutschen" walten echte tiefe Leidenschaften, die Scenerie ist größer, die Lichter und Schatten sind schneidender; das Ganze ist zwar der moralischen Tendenz untergeordnet, dennoch aber sind die Hauptpersonen voll glühenden Lebens und die Situationen ergreifend schön. Wie sehr sich Klinger in dieser Form heimisch finden mußte, scheint mir auch daraus hervorzugehen, daß in den meisten Romanen — etwa den schwächsten „Sahir" ausgenommen — die Sprache schöner und so zu sagen gesättigt ist; daß die Fortschritte der Handlung wie die Folge der Scenen zwanglos und doch be-

*) Von dieser Selbstkenntniß, welche die natürlichen Gaben sogar überschreitet, ist ein sonderbares Zeugniß die tiefe Selbstironie, mit welcher Klinger sein herrisches, zuweilen sich überschlagendes Moralprincip selbst aufhebt: einmal in dem Gespenste des „kategorischen Imperativs", einem Ungethüm von Kleister und Pappe, ohne Herz, Magen und Blut (im „Sahir"); ein andermal in den tauben castrirten Richtern, als welche allein die wahre judicianische Kälte besitzen könnten (in den „Reisen vor der Sündflut").

sonnen sind; kurz, das Ganze ist rund und abgeschlossener als es die dramatischen Werke sind.

Den eigentlichen Inhalt seines Lebens hat Klinger in seinen „Betrachtungen" niedergelegt. In ihnen treten die Tendenzen, Aufgaben, Fragen, Ansichten über Welt und Geist unverholen hervor und machen uns den Menschen lieb, dessen Werke wir nicht unbedingt gutheißen können. Herrschaft und Knechtschaft, Schicksal, Ursprung des Übels, Absichten Gottes mit der Welt, sittliche Besserung, Vaterlandsliebe und verwandte Ideen sind hier in mancherlei Wendungen betrachtet: einigemal mit sehr tiefem Blick, oft mehr wehmüthig oder sarkastisch, gleichsam in düsterm Liebesschmerz, zuweilen resultatlos oder verzweiflungsvoll. Doch klingt sogar in den düstersten Partien immer die herzliche Güte hindurch, wenn man ihm auch manchmal mehr Erhebung und Hoffnung wünschen möchte. Und doch hält er, gleich dem Goethe'schen „Faust", mitten in seinen finstersten Verzweiflungen noch immer das Auge zum Lichte, den Blick nach oben gekehrt. Seine natürliche Anlage ist so voll Kraft, daß ihn auch die Kraft der Liebe, die echte Gesundheit der Seele, nimmer verläßt. Krankhaft könnte man nur, außer der überreizten Leidenschaft in einigen Jugendwerken, die Verfehlung seiner Natur nennen, welche in ewigem Kampfe zwischen Stoff und Form oder Materialismus und Idealismus der Poesie das wahre Ziel, die Erfüllung seiner selbst, lange vergeblich sucht. Aber ein reiner Wille ist auch eine Gesundheit: die wahre Gesinnungskraft ist dieser in sich gesunden Natur, trotz ihrer Irrthümer, heilsamer als Das, was man heute so oft Gesinnung nennt. Darum beklagen wir auch, daß er schon mit dem 56. Lebensjahre (1809) zu schaffen aufhörte, und daß aus den J. 1813—15 keine Betrachtungen hinzugekommen sind: da wäre ein Wort von Schiller und Klinger etwas werth. Da Klinger den Wendepunkt unserer neuern Geschichte erlebt hat, so ist es schmerzlich zu beklagen, daß nicht aus seinem Munde eine Anerkennung des Guten dieser Zeit oder selbst eine Klage über getäuschte Hoffnung hörbar geworden ist. War es das Alter oder war es resignirende Trostlosigkeit, was ihn abhielt, zu sprechen?

Die vorliegende Ausgabe ist von der Verlagshandlung mit der Sorgfalt ausgestattet, welche wir an ihr gewohnt sind. Wenn auch, zumal in den letzten Bänden, der Druck minder genau durchgesehen *) ist, so bleibt doch im Ganzen diese Sammlung eine sehr werthvolle Gabe: was um so mehr offen auszusprechen ist, als letzthin so häufig unbegründete und misgünstige Urtheile des Tadels laut geworden sind über eine Buchhandlung, die es sich zur Aufgabe gestellt hat, unsere classische Literatur in würdiger Ausstattung allgemein zugänglich zu machen. Aber bedauern müssen wir doch, daß einige der wichtigsten frühern Werke, die Klinger freilich selbst bei der Ausgabe letzter Hand (1809) ausschloß, auch in dieser Ausgabe fehlen. Wir hätten, um ihn ganz kennen zu lernen, auch des berühmten „Sturm und Drang", ferner der Dramen „Das leidende Weib", „Stilpo", des Märchens „Bambino" bedurft, wovon uns nun blos Sagen aus Gervinus und des gediegenen Cotta'schen Recensenten bekannt sind. Von dem letztgenannten Aufsatze sind außer vielen schönen Einzelheiten und gründlichen Erörterungen ganz vorzüglich die Schlußworte zu beherzigen, in denen er Klinger's Bedeutung für die Gegenwart entwickelt.

Eduard Krüger.

*) Unangenehm fällt es z. B. auf, daß mehrmals, wie Bd. 1, S. 56, die Rahmen der Druckseiten nicht scharf abgesetzt sind und so oft halbgesperrte Wörter vorkommen. Andere Fälle, wie Bd. 2, S. 150, „zum Mensch", begründen minder eine Anklage, da derselbe norddeutsche Provinzialismus auch anderswo vorkommt, und da Klinger nicht immer ganz correct ist. Auch hat er, obwol Rheinländer von Geburt, mehrmals niederdeutsche Provinzialismen, als die Imperative erwerbe, schelte u. s. w., Bd. 2, S. 92, 155.

Das Schloß und die Festung Rheinfels. Ein Beitrag zur rheinischen Geschichte von Alexander Grebel. St.-Goar, Sassenroth. 1844. Gr. 8. 25 Ngr.

Liegt es zwar in der Natur der Dinge, daß die Specialgeschichten einzelner Städte oder Landschaften vielfach ein analoges Bild jener Begebenheiten und Zustände wiederspiegeln, welche die allgemeine Geschichte uns bezüglich desjenigen Staatsverbandes vor Augen stellt, dem jene als einzelne Bestandtheile angehörten: so möchten doch nur wenige Specialgeschichten deutscher Städte ein so treues, durch alle Zeitperioden fortlaufendes Spiegelbild der allgemeinen deutschen Zustände darbieten als der hier vorliegende des Schlosses und der Festung Rheinfels. Jene allgemeinen deutschen Zustände? — freilich sind es vielbekannte, oft beschriebene; aber daß sie auch als genugsam bekannte, im rechten, echten Geiste und Sinne aufgefaßte erscheinen, dürfte nicht so ganz unbedingt zu behaupten sein. Namentlich dürfte es auch wenige Specialgeschichten bloßer Örtlichkeiten geben, aus denen überzeugendere Belege zu entnehmen wären, wie die Deutschen oft im Kleinen so groß, im Großen aber sich so klein erwiesen, und wie neben dem glanzvollsten Heldenmuthe und der unerschütterlichsten Treue so oft, sogar oft auch die ausdruckslosefte Niederträchtigkeit und die jammervollste Kleinlichkeit und Schwäche an den Tag traten. Muß daher der Forscher deutscher Geschichte leider sich daran gewöhnen, nur zu häufig zu erröthen, so ist es doch um so erfreulicher, daß gerade dieses so interessante Werkstück einen so ehrenwerthen Bearbeiter wie den Verf. gefunden hat; denn neben der wissenschaftlichen Befähigung und dem ämsigsten Fleiße leuchtet aus der an sich zwar ganz einfachen und schmucklosen Darstellung doch überall die unerschrockenste Wahrheits- und gesinnungstreueste Vaterlandsliebe hervor. Sonach dürfte es wol nicht ungeeignet erscheinen, das größere Publicum auf dieses Schriftchen aufmerksam zu machen und durch eine nähere Analyse desselben unsere Behauptungen zu rechtfertigen, auch an passender Stelle einige Betrachtungen über die dargestellten Begebenheiten einzuflechten.

Im J. 1245 durch den Grafen Diether III. von Katzenellnbogen auf einem hohen und steilen Felsenabsatze am linken Rheinufer dicht unterhalb des Städtchens St.-Goar erbaut, behauptete Schloß Rheinfels schon sehr früh als Rheinpaß und Zollstätte in der rheinischen Geschichte eine hohe Wichtigkeit. Vor Allem denkwürdig war die bereits 1255 gegen dasselbe durch den Rheinischen Städtebund unternommene Belagerung; denn nach einer 15 Monate langen Einschließung und mehr als 40 vergeblich versuchten Sturmangriffen sahen sich die Belagerer gezwungen, unverrichteter Dinge wieder abzuziehen. Als

1479 der letzte Graf von Katzenellnbogen ohne männliche Erben verstarb, fiel sein reiches Erbe seinem Schwiegersohne, dem Landgrafen Heinrich IV. von Hessen-Kassel, zu. Von den neuen Regenten trachtete vor Allen Landgraf Wilhelm III. die als Jungfrau überkommene Burg durch Anlegung von Außenwerken, dem Stande der neu emporblühenden Kriegskunst entsprechend, zu sichern, und so entstand nach und nach auf der das Schloß beherrschenden Felsenplatte des Wackenberges die sogenannte Festung Rheinfels: ein unregelmäßiges, einem Brückenkopfe vergleichbares Zangenwerk zweier hintereinander gelegener und sich überhöhender Walllinien, die jedoch nur wenig freien Raum einschlossen. Als in Folge des bekannten unheilvollen marburgischen Successionsstreites zwischen den so nahe verwandten und so sehr der Eintracht benöthigten Fürstenhäusern von Hessen-Kassel und Hessen-Darmstadt sich ein brudermörderischer Kampf entspann und das Urtheil des Reichshofrathes dem Landgrafen Ludwig V. von Darmstadt nicht nur die gesammte marburgische Erbschaft, sondern auch als Entschädigung für deren bisher entbehrten Genuß die Niedergrafschaft Katzenellnbogen zugesprochen hatte, rückte, dieses Urtheil in Ausführung zu bringen, Ende Juli 1626 ein 8000 Mann starkes Reichsexecutionsheer vor Rheinfels. Hier befehligte jedoch Johann von Uffeln die auf 2000 Mann verstärkte hessenkasselsche Besatzung. Mit nicht minder standhafter Treue als einst Eckebrecht von Grifte*) und mit gleicher Kühnheit wie Hainz von Lüdder**) antwortete er auf die ihm gewordene drohende Auffoderung zur Übergabe ebenso lakonisch als würdevoll: „Das Nehmen steht euch frei, mir aber nicht das Übergeben, indem dies gegen die Ordres meines gnädigsten Herrn ist, und somit werde ich mich mit Gottes Hülfe mannhaft vertheidigen." Sein Thun strafte auch wahrlich seine Rede keiner Lüge, denn erst als ihm nach einer Belagerung von 33 Tagen, in welcher er, als die Außenwerke vom Feinde erobert worden waren, dieselben in die Luft sprengte und durch einen kühnen Ausfall die Belagerer sogar einmal bis auf Kanonenschußweite zurückgeschlagen hatte, und als ein eigenhändiger Befehl des Landgrafen Moritz die ohnehin nur noch einem blutbespritzten Trümmerhaufen [illegible] bedarf nicht [illegible] gebot, schloß er [illegible] ihm völlig freien Abzug [illegible] ehren gewährte [illegible] kannte, daß die Besatzung [illegible] mannhaft ihren Posten bei [illegible] redliche Kriegsleute erwiesen [illegible]

Als jedoch zu Ende jenes [illegible] das deutsche Vaterland mit [illegible] Elende erfüllenden Krieges [illegible] ten Hessen Kassel ein neues [illegible] erfaßte dessen kluge Regentin [illegible] stigen Augenblick, zunächst wenigstens [illegible] winnen, und ließ zu diesem Ende [illegible] par de Mortaigne befehligtes [illegible] gen anrücken. Aber ist es als ein [illegible] wünschen oder muß man es als eine [illegible] hier wieder bewahrheitete es sich, daß [illegible] Standhaftigkeit sich nie herrlicher als — in [illegible] Kämpfen erprobte; denn obwol die gesammte [illegible] 250 Wehrfähige zählte, so setzte der hessen[illegible] mandant, Johann von Koppenstein, der Übermacht [illegible] gerer doch einen Widerstand entgegen, welcher als [illegible] müthiger denn jener Johann's von Uffeln zu bezeichnen ist. [illegible] Letzterm räumte auch Koppenstein erst dann die 17 Tage lang ruhmwürdig vertheidigte Feste, als ihm von seinem [illegible] hierzu eigenhändiger Befehl ertheilt worden war, und die Belagerer seinem auf 160 Köpfe zusammengeschmolzenen Heldenhäuflein völlig freien Abzug mit allen Kriegsehren zugesichert hatten.

In Folge des Westfälischen Friedens dem Hause Hessen-Kassel aufs neue gewährleistet, ward die Niedergrafschaft Katzenellnbogen indessen doch zur Abfindung der aus der zweiten Ehe des Landgrafen Moritz stammenden Descendenz bestimmt. Diese in dem Familienvertrage von 1627 verfügte und unter dem Namen der „Hessischen Quart" bekannte Abschneidung führte jedoch leider zu unaufhörlichen Zwisten, indem die neugebildete sogenannte hessen-rheinfelsische Linie namentlich das von Hessen-Kassel vorbehaltene Besatzungsrecht zu Rheinfels nur in Kriegszeiten gelten lassen wollte. Zwar war Landgraf Ernst, der 1658 das Haupt dieser rheinfelsischen Linie geworden, in seiner Jugend als ein Vorbild ritterlicher Tapferkeit zu rühmen gewesen, und vor Allem glänzend waren die Lorbern, welche er sich an der Spitze der hessischen Kürassiergeschwader in dem entscheidenden Reiterangriffe bei Allersheim erworben; nicht minder war auch seine gediegene Gelehrsamkeit zu schätzen, sein väterliches Wohlwollen für seine Unterthanen zu preisen, seine große Frömmigkeit zu ehren, obschon letztere ihn dazu geführt hatte, sich dem Katholicismus zuzuwenden und somit den Glauben zu verleugnen, für den Ältern und Geschwister und sein Volk so Viel geopfert und erduldet hatten: aber alles Dieses hinderte nicht, daß Herz und Gemüth an der alten Erbsünde der Deutschen erkrankt war, — nämlich fremder Scheingröße buhlerischen Götzendienst zuzuwenden und die Treue gegen das Vaterland zu vergessen. Mag es sein, daß die wenig verhehlte missliebige Gesinnung des hessen-kasselschen Stammhaupts ihm Argwohn erregte, man hege dort den Gedanken gelegentlicher Wiederentziehung des so ungern Gewährten: auch selbst dadurch wird es nicht verzeihlich, daß er so sehr alle fürstliche Ehre und reichsständische Treue hintanzusetzen vermochte, mit ebenso niedriger Unterwürfigkeit als mit offener vaterlandsverrätherischer Absicht dem schlimmsten Reichsfeinde das eigene Erbe wuchernd und schachernd zum Kaufe anzubieten. Daß dieses wirklich der Fall gewesen, geht aus der Darstellung des Verf. unzweifelhaft hervor; auch glauben wir, daß es unsern Lesern nicht uninteressant sein wird, als einen recht grellen Beleg der damaligen unglückseligen Zustände wenigstens eins der beweisenden Actenstücke vollständig kennen zu lernen. Dasselbe besteht in dem jene verrätherischen Verhandlungen eröffnenden

*) Als der Erzbischof von Mainz 1370 die Feste Gudensberg belagerte und die Landgräfin vor ihren Thoren erschien, dem Befehlshaber Eckebrecht von Grifte Namens des abwesenden Gemahls — um des lieben Friedens willen — die Übergabe zu befehlen, antwortete Dieser: „Gnädige Frau! hebet Euch hinweg oder ich lasse auf Euch einwerfen wie auf den Feind. Ich getraue mich zu Gott dieses Schloß meinem gnädigsten Herrn zu erhalten, bis es Friede wird; alsdann will ich's wie ein Biedermann und nicht eher verlassen." (Pfister's „Hessische Landeskunde".)

**) Als Philipp der Großmüthige in der Gefangenschaft Karl V. den Befehl unterzeichnen mußte, daß sämmtliche hessische Festungen den Kaiserlichen geöffnet werden sollten, weigerte sich der Befehlshaber zu Ziegenhain, Hainz von Lüdder, dieser Weisung Gehorsam zu leisten, weil der gefangene Landgraf nicht die Macht habe, ein Gebot zurückzunehmen, das ihm der freie Landgraf gegeben. Zwar erheischte der erzürnte Kaiser vom Landgrafen Philipp als Preis seiner Befreiung unter Anderm auch das Gelöbniß: jenen Edeln im Beisein kaiserlicher Commissarien unter dem Thore der Feste, in welcher er dem kaiserlichen Machtgebote getrotzt, in Ketten aufhängen zu lassen; aber Landgraf Philipp befolgte Dieses nur insofern, daß er Hainz von Lüdder für einen Augenblick mit einer goldenen Gnadenkette unter den Armen emporziehen ließ, sie ihm sodann zum ewigen Gedächtniß seiner muthigen Treue verehrend. Diese Hessentreue, diesen Hessenmuth kündete nicht minder auch Konrad Wiederhold (1598 zu Ziegenhain geboren) als Vertheidiger der würtembergischen Feste Hohentwiel. Über ihn, von dem die Grabschrift sagt:

Ein Bürger Held und Christ wie Gold
So schläft hier Konrad Widerhold.

sehe man das vortreffliche von dem würtembergischen Volksschriftenvereine gekrönte Preisschriftchen des Pfarrers L. Dietrich: „Konrad Widerhold und der Dreißigjährige Krieg" (Ulm 1841).

eigenhändigen Schreiben Landgraf Ernst's an Ludwig XIV., welches nach dem deutschen Originalconcepte wörtlich so lautete:

„Sire!

Ich bitte unterthänigst um Pardon, daß ich die Freiheit nehme, Ew. Maj. hohe und wichtige Geschäfte zu unterbrechen, um Denselben meine und meiner beiden Söhne, so von ihren Akademien und Reisen zurückgekehrt, unterthänigste Dienste zu versichern. Ich weiß zwar wohl, daß Ew. Maj. durch ganz Deutschland viel größere und mächtigere Diener als ich bin, so Sie deren von Nöthen, allezeit finden würden; aber in dem recht brennenden Eifer, Ew. Maj. zu dienen, werde ich Keinem, er sei wer er wolle, das Geringste nachgeben; derowegen habe, um Solches in der That zu zeigen, bei jetzigen neu angegangenen Kriegstroubeln mich erkundigen wollen, ob Ew. Maj. meine beiden dies- und jenseit des Rheins gelegenen Fortressen nicht etwa benöthigt, auf welchen Fall ich mich Solches nur wissen zu lassen die hohe Gnade mir erbitte! Ich rufe Gott an, daß er die unschätzbare und heilige Person Ew. Maj. in seinen allerheiligsten Schutz aufnehme, der Ich niemals aufhören werde zu sein Ew. Maj. unterthänigst gehorsamster Diener Prinz Ernst.

Rheinfels, den 26. Tag Juni 1667."

Wahrlich! der Verf. hat nur zu sehr Recht, dabei zu bemerken, daß man sich nach Durchlesung dieses Schreibens nicht mehr wundern dürfe, daß Ludwig XIV. gegen die deutschen Reichsfürsten und das Reich so übermüthig verfahren sei; ja Ref. begreift hiernach nicht, daß er es überhaupt nicht noch mehr gewesen ist.

Wie es scheint, fand sich indessen Ludwig XIV. wegen der bald darauf statthabenden Friedensverhandlungen zu Aachen nicht veranlaßt, auf jenes Anerbieten einzugehen; dessenungeachtet aber war Landgraf Ernst schamlos genug, dasselbe abermals zu wiederholen, als Ludwig 1688 seine Mordbrennerbanden in die Rheinlande entsendete. Sei es jedoch, daß Jenem der geforderte Preis (100,000 Thlr. und ein Jahrgehalt von 5000 Thlrn.) zu hoch oder als überflüssig erschien, weil ja die Eroberung jener Feste unter diesen Umständen nicht zweifelhaft, jedenfalls aber glänzender als ihre an der Spitze einer Armee bewirkte Erkaufung zu erachten war: genug, aus diesmal blieben jene Verhandlungen ebenfalls ohne Folge. Nicht minder seltsam aber ist es, daß auch der türkische Sultan einen entschiedenen, wenn auch indirecten Einfluß auf das Geschick von Rheinfels zu üben berufen war. Durch dessen bittere im Laufe des J. 1692 erhobenen Beschwerden über die schlecht erfüllte Zusicherung seines allerchristlichsten Bundesgenossen, die kaiserliche Kriegsmacht am Rheine hinlänglich zu beschäftigen, um ihm dadurch freiere Hand in Ungarn zu verschaffen, ward nämlich Ludwig XIV. hauptsächlich bewogen, die Eroberung von Rheinfels als Einleitung zu weitern gegen Deutschland zu richtenden Invasionsplänen zu beschließen. Zwar erhielt Landgraf Karl von Hessen hiervon durch eine aufgefangene Correspondenz schon frühzeitige Nachricht; da jedoch Landgraf Ernst sich unter allerlei nichtigen Vorwänden beharrlich weigerte, hessen-kasselsche Besatzung aufzunehmen, so zogen sich die darüber gepflogenen Verhandlungen monatelang fort. Erst als Generallieutenant Tallard Anfangs December 1692 mit 18,000 Mann von Montroyal aus bereits im Anmarsche auf Rheinfels begriffen war, gelang es endlich den energischen, bis zu ernsten Drohungen gesteigerten Vorstellungen des Generals Görz, den Landgrafen Ernst zu bewegen, ihm am 16. Dec. die Feste zu öffnen, worauf auch sofort neun Compagnien des Regiments Prinz Karl (welche zu St.-Goarshausen lagerten), und zwar im nämlichen Augenblicke in dieselbe einrückten, als die feindlichen Vortruppen vor ihr erschienen, Landgraf Ernst aber grollend von dannen reiste. Schon am 17. Dec. eröffnete der Feind die Belagerungsarbeiten. Um so preiswürdiger war die Thätigkeit und die trefflichen Anordnungen des Commandanten, wodurch es vermittelt ward, schon am 18. durch in Eilmärschen herangezogene Truppenabtheilungen die Besatzung der Feste, des Forts Katz und der Stadt St.-Goar bis auf 4060 Mann zu vermehren. Nicht minder glücklich war der Zufall, daß, als Tallard am 18. Dec. bei einer Kundschaftung sich dem Städtchen St.-Goar allzu sehr genähert hatte, es einem auf dem evangelischen Kirchthurme postirten Bürgerschützen, dem Drechslermeister Johann Kentsch, glückte, ihm durch einen gutgezielten Schuß aus seinem Doppelhaken eine schwere Wunde zuzufügen.*)

In das Einzelne der durch den Generalmajor Georg Sittich Ludwig von Schlitz, genannt von Görz, geleiteten Vertheidigung einzugehen, mangelt uns der Raum; daß dieselbe eine um so mehr als eine wahrhaft heldenmüthige bezeichnet werden darf, als auch die Belagerer eine ungemeine Tapferkeit bekundeten: davon können unsere Leser aus der höchst anziehenden Darstellung des Verf. am besten sich selbst überzeugen. Vor Allem denkwürdig ist der nach einer Auffoderung voll der ritterlichsten Courtoisie am Abend des 27. Dec. durch auserlesene Scharen mit wüthendem Ungestüm unternommene, aber mit noch größerer Standhaftigkeit zurückgewiesene Hauptsturm, in dem fast sämmtliche hessische Stabsoffiziere, darunter Görz selbst, in dem hierdurch erzeugten mörderischen Handgemenge mehrfache Verwundung oder, wie Oberst Godenius, den Heldentod fanden. Über 1200 der Feinde sowie 24 Offiziere und 523 Mann der Vertheidiger bedeckten todt oder verwundet die blutige, kaum vier Morgen umfassende Wahlstatt. Glanzpunkt war vor Allem die durch zwei Compagnien des Leibregiments bethätigte Tapferkeit; strahlend das von Görz gegebene Beispiel, der, obgleich an fieberhaftem Siechthume leidend, doch stets den Degen in der Faust voran, mehre Feinde niederstechend, die Muthigen ermunternd, die Schwankenden mit dem Tode bedrohend, von Pulverdampf geschwärzt, Haupthaar und Uniform verbrannt und mit Blut überströmt, einem kämpfenden Ajax vergleichbar erscheint. Ein während der so kurzen Zeit der Belagerung erlittener Verlust von 10,500 Getödteten, Gestorbenen, Verwundeten und Erkrankten nöthigte Tallard, dieselbe schon am 1. Jan. 1693 bei dem Herannahen eines vom Landgrafen Karl befehligten Entsatzheers aufzuheben. Dagegen ernannte Landgraf Karl bei einer großen Heerschau den tapfern Görz, indem er ihn unter dem Donner der Geschütze im Angesichte aller Truppen umarmte, auf Lebenszeit zum Gouverneur der von ihm so heldenmüthig bewachten Feste; aber die Thätigkeit, mit welcher er trotz seines durch Jahre und Wunden siechen Körpers die Wiederherstellung und Erweiterung der vielfach in Trümmer geschossenen Festungswerke und Schloßgebäude betrieb, senkte ihn in ein frühes Grab. Doch schön wie sein Leben war auch sein Tod; denn als er, noch nicht 40 Jahre alt, am Morgen des 3. Febr. 1696 das Herannahen desselben fühlte, ließ er sich auf die hohe Brustschanze tragen, von wo aus er vier Jahre zuvor die Vertheidigung geleitet hatte, um, wie er heiter scherzend sich äußerte — im Freien, dem Feinde gegenüber zu sterben. So hauchte er, das erbleichende Antlitz gegen das feindliche Frankreich gewendet, umgeben von seinen trauernden Kriegs- und Ruhmgefährten, seine Heldenseele mit einer Würde aus, welche an die hehresten Zeiten hellenischen und römischen Alterthums erinnert, und die es verdiente, mit goldenen Lettern in der an Ruhm und Heldengröße so reichen hessischen Kriegergeschichte verzeichnet zu werden.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Als ein anderes Beispiel wirkungsvoller Mithülfe besonders Stadtbürger in der Vertheidigung des Vaterlandes, und zwar sogar in offener Feldschlacht, mag das Gefecht bei Stiebelsdorf unweit Ziegenhain im J. 1640 Erwähnung finden, in welchem der kaiserliche Heerführer Breda — unglücklicher als Tallard — durch die Kugel des ziegenhainer Bürgerschützen Valentin Muhly den Tod fand.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 246. —— 3. September 1846.

Über das preußische Bankwesen.

Erster Artikel.

1. Über Zettelbanken, mit besonderer Hinsicht auf eine preußische Landesbank. Nebst Auszügen aus den Statuten und Reglements der östreichischen, bairischen, französischen und englischen Bank. Von Joseph Mendelssohn. Berlin, A. Duncker. 1846. Gr. 8. 10 Ngr.
2. Das normale Geldsystem in seiner Anwendung auf Preußen. Von Bülow-Cummerow. Berlin, Veit und Comp. 1846. Gr. 8. 12 Ngr.
3. Die preußische Geldkrisis. Von Rodbertus-Jagetzow. Anclam, Dietze. 1845. Gr. 8. 12 Ngr.
4. Bankwesen. Ein neues Gespenst in Deutschland. Von Gustav Julius. Leipzig, O. Wigand. 1846. Gr. 8. 1 Thlr.
5. Der Spuk des Bankgespenstes. Ein der liberalen Tagespresse gesetztes Denkmal von Gustav Julius. Leipzig, Naumburg. 1846. Gr. 8. 10 Ngr.

Alle diese fast gleichzeitig erschienenen Schriften drehen sich um die Tagesfrage: Wie wird das Geld zu den Unternehmungen zu erschwingen sein, welche im Werke sind? und wie ist dem Mangel abzuhelfen? Geld schreit die ganze Welt! Die Unentbehrlichkeit und die Allgewalt des Geldes hat seit Montecuculi's Zeit nicht abgenommen, sondern sich von Tage zu Tage immer mehr ausgebildet. In Nr. 2 heißt es S. 67:

Es hat nicht nur den entschiedensten Einfluß auf alle Lebensverhältnisse der Einzelnen, sondern auch auf die Wohlfahrt der Völker in ihrer Gesammtheit gewonnen; es beherrscht alle materiellen Verhältnisse und mit diesen auch diejenigen geistigen, die ein höherer Wille mit jenen hienieden eng verbunden hat; in seiner Hand ruhen die Schicksale der Länder und der Reiche.

Alle vier Männer, die sich hier haben vernehmen lassen, stimmen darin überein, daß a) es wirklich an Gelde, oder eigentlicher an Mitteln zum Verlage auf ersprießliche Unternehmungen, mangelt und die vorhandenen für das Bedürfniß nicht ausreichen, ganz besonders seitdem der Eisenbahnbau in Gang gekommen ist; daß ferner b) das Land und die Nationalindustrie darunter leiden, wenn irgend eine nutzenbringende Unternehmung um dieses Mangels willen unterbleiben oder liegen bleiben, oder eingehen oder auch nur weiter hinausgeschoben werden muß, indem dadurch nicht blos der zu machende Vortheil entgeht, sondern auch andere Nationen einen Vorsprung gewinnen und später selten noch wieder einzuholen sind; endlich c) daß ein im Lande gut eingerichteter und verbreiteter Bankverkehr jenem Mangel abzuhelfen das geeignetste und angemessenste Mittel ist, und daß die Regierung eines jeden Landes deshalb dafür besorgt zu sein alle Ursache hat, daß es daran im Lande nicht fehle. Auch noch darin stimmen die Herren überein, daß d) Theorie und Erfahrung dagegen sprechen, diesen Verkehr sich selbst, das heißt der eigensüchtigen Betriebsamkeit aller Derer zu überlassen und anheim zu geben, welche daraus Gewinn zu ziehen sich angelegen sein lassen möchten, sondern daß die policeiliche Beaufsichtigung und die Gesetzgebung des Staats sich um so weniger entbrechen können, Vorsehung zu treffen, daß damit kein Misbrauch getrieben werde, je näher die Versuchung dazu liegt und je leichter es ihm wird, sich zu verbergen. Dahingegen waltet e) darin eine Verschiedenheit der Meinungen ob, daß Hr. Julius um deswillen es für nothwendig erachtet, der Staatsregierung allein den Betrieb des Bankzettelwesens, deren Anfertigung und Ausgebung, vorzubehalten, versteht sich durch dazu angeordnete Behörden, wie diese zu allen Staatsgeschäften eingesetzt werden; während die andern drei Herren auch den ganzen Bankverkehr als ein aus dem Privatgewerbebetriebe nicht herauszureißendes, wol aber der Staatsgewalt vermöge gesetzlicher Bestimmungen und gesetzmäßiger Beaufsichtigung verantwortliches Handelsgeschäft angesehen und behandelt wissen wollen, in gleicher Weise wie Dies bei den Apotheken, Glücksspielen, beim Bauen u. s. w. geschieht.

Um hierüber zur Entscheidung zu kommen, haben die sämmtlichen Verfasser sich auf Theorie und Erfahrung berufen und daraus so viel angeführt, als sie zur Rechtfertigung ihrer Ansichten für nöthig erachtet haben. In Nr. 1 ist es hauptsächlich die Erfahrung, welche ihre Schätze uns vor Augen legt, sowol die eigene Erfahrung eines große Geschäfte machenden Banquierhauses, als die aus den auf dem Titel der Schrift benannten Bankreglements. Nr. 2 und 3 gehen mehr von einer theoretischen Entwickelung aus und liefern daraus einen speculativen Erweis, die erstere Schrift mehr aus der Begriffsbestimmung des Geldes, die letztere mehr aus der Natur des Credits, beide jedoch nur so weit, als darauf Folgerungen gebaut worden sind. Vollständiger und zusammenhängender befaßt sich Nr. 4 mit der Beleuchtung der Natur des Bankwesens und den daraus abzunehmen-

den Regeln für den Betrieb desselben, jedoch mit Beiseitesetzung der übrigen Arten von Bankgeschäften hauptsächlich nur mit den Leih- und Zettelbanken, wobei die Ausführung mit vieler Sachkenntniß und mit der sonst schon bekannten Gründlichkeit und Scharfsinnigkeit um so mehr Lob verdient, da der Verf. kein Mann ist, welcher aus eigener Erfahrung über die Sache zu urtheilen vermochte.

Gerade Dies ist es indessen auch, was sich kund gibt und was die Folge gehabt hat, daß der Verf. der Begriffsentwickelung folgend sich in diese verwickelt hat und darüber von seinen Gegnern in einen bittern Kampf verwickelt worden ist, zu dessen Ausfechtung Nr. 5 dienen soll, indem er darin nicht nur seine Behauptungen verficht, sondern auch die Anfechtungen seiner Gegner auffängt und zurückschlägt. Er ist in dieser Fechtkunst geübt, hat viel Gegenwart des Geistes, Belesenheit, Witz und Spott, und eine geübte Fertigkeit und Gewandtheit, die gegebenen Blößen zu benutzen und da einzudringen. Dennoch macht gerade diese herbe Polemik, daß diese Schrift am wenigsten zusagt und sogar darauf nicht gemerkt worden ist, welchen Angriffen der Verf. sich dadurch selbst wieder bloßgestellt hat. Unstreitig hat er Ursache zu zürnen gehabt, daß seine Gegner, anstatt sich an die Sache zu halten, sich mit seiner Person befaßt und ihm unlautere Absichten zugemuthet, und daß sie ihn im Streite selbst auf unmanierliche Weise behandelt haben. Allein Jenes verdiente gar keine Entgegnung, da ein redlicher Mann dergleichen verachten kann, und die letztere hätte um so sorgfältiger vermieden werden müssen, zumal der Verf. an dem Streite nicht für seine Person so ganz unschuldig ist als er meint.

Schon in dem Eingange der Schrift Nr. 4 nimmt der Verf. einen Ton der Sicherheit und der Heruntersetzung Derjenigen an, deren Schriften er zu widerlegen sich anschickt, welcher nicht gutgeheißen werden kann; ebenso braucht am Schlusse des Buches nicht gerade Preußen genannt zu sein, um dennoch ganz gut zu wissen, wohin das Ziel der Ausführung geht. Den Anspruch, die gesammte Bankfrage zum Abschlusse gebracht zu haben (Nr. 5, S. 20), können auch wir dem Verf. nicht zugestehen, wie sich zeigen wird; und ebenso wenig können wir einstimmen, daß auf den Ton, in welchem eine Schrift gehalten ist, Nichts ankomme, und daß die getadelte Ausdrucksweise darum ertragen werden müsse, weil der Verf. sie sich angeeignet habe. Denn Schriftsteller gehen nicht auf den Fasching in Kappen, sondern in eine ernste oder heitere, doch immer gebildete Gesellschaft. Da ist es nicht Sitte, Denen, die sich über einen Gegenstand verbreitet haben, zu bemerken (Nr. 3, S. 1): „daß Männer, welche mit praktischer Kenntniß der Sache die nöthige theoretische Einsicht verbinden, mit wenigen Ausnahmen stillschweigen"; noch daß (Nr. 5, S. 8): „dem Publicum in Broschüren und Zeitungen tagtäglich der gröbste Sand von Unwissenden und Eigennützigen in die Augen geworfen werde".

So vollkommen wir nun Demjenigen beipflichten, was in Nr. 1, 2 und 3 als Ergebniß der Betrachtungen dargethan worden ist, und so besonders uns diese Betrachtungen selbst in Nr. 3 angesprochen haben, ungeachtet sie durch größere Einfachheit noch deutlicher hätten gemacht werden können, so mancherlei Anlaß geben doch die aufgestellten Begriffsbestimmungen und Erklärungen, darüber Bemerkungen zu machen, welche bei einer so praktischen Angelegenheit zu unterdrücken uns keinen Dank verdienen könnte.

Gleich die erste Zeile in Nr. 1 ist nicht ganz richtig, wenn das Wort „Geld" nicht in einer viel weitern Bedeutung genommen wird als ihm der Sprachgebrauch beilegt. Wer z. B. für Staatspapiere Wechsel auf London empfängt, hat mit Gelde Nichts zu thun, sondern mit Schuldverschreibungen, und man kann nicht sagen, daß Geld hier die Waare des zu Stande gekommenen Handels sei. Wer Barren einlegt und dafür Verschreibungen oder Anweisungen auf die Kasse des Verwahrers erhält, berührt ebenfalls kein Geld, und ebenso wenig Der, dem durch Ab- und Zuschreiben in den Contobüchern Credit gegeben wird. Wir müssen daher gleich hier protestiren, die Bankzettel als Papiergeld anzusehen und demselben gleichstellen zu wollen. Daß sie letzteres werden, dazu ist erst noch erfoderlich, daß ihnen die besondern Eigenschaften des Geldes beigelegt werden, was fast nie geschieht. Geld ist nicht Das was gilt; sonst müßte Alles was nur irgend eine Geltung hat Geld sein: sondern es ist Dasjenige, was die Geltung von allem Übrigen ausdrückt, vertritt und in sich enthält, was also vermöge dieser Natur auch das Ausgleichungsmittel im Verkehre allgemein abgibt. Damit es Dies sein könne, muß es in solche Größen getheilt werden, womit im Verkehre die Ausgleichung vorgenommen werden kann; diese Stücke müssen insgesammt eine ein- für allemal festgestellte Geltung oder solchen Werth haben und äußerlich so bezeichnet werden, daß ihr Gehalt ohne Zerstörung ihrer äußern Form nicht verändert werden kann. Diese öffentliche Beglaubigung kommt überall, wo die Menschen in einem Staatsverbande leben, nur der Staatsgewalt zu, weshalb auch das Münzrecht zu den Hoheitsrechten gehört, und Geld nur von den Staaten und ihren Regierungen gemacht werden kann. Wenn in England das Münzen auch Privatpersonen überlassen wird, ist Dies doch nur die Fabrikation der Münzen, nicht die Bestimmung ihrer Schrotes und Kornes, ihrer Größe und ihres Gepräges, worüber der Staat die strengste Anordnung trifft und genaue Aufsicht führt. Die Falschmünzerei ausländischer Münzen aber ist derselbe Betrug, wie die Fälschung von Handschriften, Siegeln und Documenten: man hängt aber keinen Dieb, man habe ihn denn. Ebenso wenig gehört es zum Wesen eines Bankgeschäfts, daß es auf einer Masse hingelegten Geldes gegründet sei, noch daß es ein Actiengeschäft ausmache; Beides sind nur unwesentliche Bestimmungen. Es kann sein, daß der Credit durch Niederlegung eines Fonds, ob in Gelde oder in sonst einem ins Geld zu setzenden Werthe, begründet wird, auf daß Mehre sich zu einem solchen Geschäfte vergesellschaften und sich über ihre Einlagen schrift-

liche Bekenntnisse mit den dafür erlangten Theilnehmungsrechten (Actien) ausfertigen; aber nöthig ist keins von beiden. Der Verf. kommt ja weiterhin selbst auf die Staatsbanken, bei welchen zwar die Theilnahme von Actionnairs nicht ausgeschlossen, aber doch ihrer Natur nach nicht einbegriffen ist. Daß Actienbanken dem Credite beiweitem größere Sicherheit verschaffen und deshalb den Banken einzelner Privatpersonen beiweitem vorzuziehen sind, ist ausgemacht und hat den Verf. wol vermocht, nur jene ins Auge zu fassen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Das Schloß und die Festung Rheinfels. Ein Beitrag zur rheinischen Geschichte von Alexander Grebel.

(Fortsetzung aus Nr. 245.)

Desto trauriger aber zeigt sich das Bild innerer Zerrissenheit der damaligen Zustände, welches sich von den Zwistigkeiten um den Besitz von Rheinfels abspiegelt, indem die durch Zufall herbeigeführte Entschleierung der vom Landgrafen Ernst beabsichtigten Verrätherei dem Landgrafen Karl von Hessen-Kassel einen wol nicht ganz unbegründeten Vorwand gab, Diesen seiner gesammten Lande für verlustig zu erklären. Während jedoch die Bestimmungen des Friedens von Ryswijk den Landgrafen Karl nöthigten, diese Maßregel zurückzunehmen, mußte die Art und Weise, wie sich das kaiserliche Cabinet dabei benahm und namentlich Schloß und Feste Rheinfels gegen die Abrede, statt mit einer Abtheilung Reichstruppen, durch kaiserliche Kriegsvölker besetzen ließ, den wohl ebenso wenig ganz unbegründeten neuen Argwohn aufzucken lassen: daß die mit so großen Opfern der Gier Ludwig's XIV. entrissene Feste nunmehr ein Ziel des nicht minder zu fürchtenden kaiserlichen Beutegelüstes geworden sein möchte.

Obgleich in dem bald darauf ausbrechenden spanischen Erbfolgekriege sich unbedingt an Östreich anschließend und alle von Frankreich ausgehenden Lockungen von der Hand weisend, nahm deshalb dieser Fürst doch auch keinen Anstand, als die Landgrafen von Hessen-Rheinfels sowie der kaiserliche Commandant Oberst von Schneidau, trotz des klaren Buchstabens der bestehenden Verträge, sich beharrlich weigerten, hessen-kasselsche Besatzung aufzunehmen, seinem Erbprinzen Friedrich zu befehlen, den Besitz von Rheinfels mit Waffengewalt zu erzwingen. Wirklich rückte Dieser auch am 20. Nov. mit einem Heere von 6000 Mann vor die Feste und begann dieselbe am 23. Nov. aus 24 Geschützen heftig zu beschießen. So begab sich denn das wahrhaft unerhörte Schauspiel eines Intermezzo feindlicher Begegnung zweier Verbündeten im Angesichte des Feindes — denn die Franzosen hatten sich bereits Trarbachs bemächtigt —, welches erst am 30. November dadurch beendigt ward, daß der Kaiser dem Obersten von Schneidau befahl, die Feste dem Erbprinzen von Hessen zu übergeben. Wegen Bedrohung der Reichsacht wurde, nach dem zu Baden (1714) erfolgten Frieden, Rheinfels abermals an die Landgrafen von Hessen-Rheinfels zurückgegeben und es erneuerte sich im Reichskriege von 1734 der alte Streit in der alten Weise: indem einerseits zwar der kaiserliche Oberfeldherr Prinz Eugen von Savoyen dem kaiserlichen Befehlshaber Marquis de Casselle gebot, hessische Besatzung aufzunehmen, Dieser jedoch anfänglich dessen Befugniß hierzu in Abrede stellte und erst dann gehorchte, als Jener ihm mit Verlust des Kopfes bedrohen ließ; während andererseits die Landgrafen von Hessen-Rheinfels hiergegen auf das lebhafteste protestirten, der östreichische Reichstagsgesandte aber gar dem Prinzen Eugen die Weisung gab, Rheinfels in die Luft sprengen zu lassen.

Erst durch den Vertrag von 1754 ward die Wiederkehr ähnlicher Ärgernisse auf immer dadurch beseitigt, daß die Landgrafen von Hessen-Rheinfels Schloß und Feste gegen Entlastung anderweitiger Schuldverbindlichkeiten gänzlich an Hessen-Kassel abtraten; aber fast scheint es, als ob von nun an ihre Wehrbarkeit um so weniger beachtet worden sei, als der Besitz ein gesicherter geworden. Denn als im Dec. 1758 Prinz Soubise, die Schmach von Roßbach zu mindern, einen Angriff auf Rheinfels einleitete, übergab der Commandant Oberst von Freiwald dasselbe ohne Schwertschlag, da der ohnehin nur 300 Mann starken Besatzung aller Schießbedarf und dem Geschütze alle Bedienungsmannschaft mangelte. Um so preiswürdiger war das Benehmen des Befehlshabers auf dem Fort Katz, Hauptmann von Ende, der sich nicht nur weigerte, die von Oberst von Freiwald eingegangene Capitulation als für sich verbindlich anzusehen, sondern auch, obgleich seine Mannschaft nur 40 Köpfe zählte, dem Feinde vier Tage lang mannhafte Gegenwehr leistete. Ja es gelang ihm sogar, nachdem alle seine Munition völlig verfeuert worden war, sich während der Nacht durch die Belagerer hindurchzuschleichen und so seine gesammte Mannschaft der Gefangenschaft zu entziehen, damit zugleich das alte Sprüchwort bewahrheitend, daß das Glück dem Kühnen hold sei.

Nach hergestelltem Frieden erhielten die Festungswerke ansehnliche Erweiterungen; als aber Ende 1794 die Stunde heranbrach, dieselbe im Geiste eines Johann von Uffeln, Koppenstein und Görz zu vertheidigen, entsprang der gegenseitigen Gehässigkeit zweier durch Alter und Körpergebrechen kindischen Greise eine bis dahin in den Jahrbüchern der ruhmstrahlenden hessischen Kriegergeschichte unerhört gebliebene Schmach. Der mit der Fürsorge um die Vertheidigungsanstalten beauftragte Artilleriegeneral Lempe hatte nämlich diese Pflicht theils aus äußerster Geistesbeschränktheit, theils aus Gehässigkeit gegen den Commandanten, General von Resius, in einer Weise vernachlässigt, die jeden Glauben übersteigt. So z. B. hatte er auf wiederholte Erinnerungen und Anfragen des Artillerieoffiziers vom Platze unter Anderm den wahrhaft classisch zu nennenden Befehl ertheilt: „ihn ein für allemal in Ruhe zu lassen." Als daher am 26. Oct. 1794 die etwa 6000 Mann starke Division Vincent vor Rheinfels erschien, waren auch die allernothwendigsten Vertheidigungsanstalten immer noch nicht ins Werk gesetzt worden; ja, General Lempe hatte sogar befohlen, alle guten Sachen nach dem auf dem rechten Rheinufer belegenen Fort Katz in Sicherheit zu bringen und das Festungsgeschütz so zu placiren, daß der Feind daran keinen Schaden thun könne. Hiernach kann es wol auch nicht verwundern, daß, als dasselbe, um eine feindliche Kundschaftung zurückzuscheuchen, zu spielen begann, theils die Laffetten zusammenbrachen, theils Bomben und Kartätschenbüchsen vor den Mündungen zersprangen und nur die eigene Bedienungsmannschaft gefährdeten. Da jedoch die Besatzung an 1600 Mann (darunter freilich 680 Mann Landmiliz und Bürgerschützen aus St.-Goar) zählte und durch längs des rechten Rheinufers cantonnirende leichte Infanterie um 4—500 Mann leicht verstärkt werden konnte, die Werke völlig sturmfrei erschienen, zumal dieselben noch mit einem vorliegenden Minensysteme versehen waren, Munition und Lebensmittel nicht mangelten und der Feind auch nicht ein Stück Belagerungsgeschütz mit sich führte, so war eine Vertheidigung Nichts weniger als unmöglich. Gleichwol verlor General Resius wegen der ihm erst jetzt begreiflich gewordenen Mängel der Ausrüstung allen Muth, und durch die lächerliche Drohung eines in der Nacht zum 2. Nov. von 30,000 Mann zu gewärtigenden Sturmangriffs bis zur Besinnungslosigkeit erschreckt, berief er am 1. Nov. Abends 7 Uhr sämmtliche Stabsoffiziere und Capitaine der Garnison zu einem Kriegsrathe. In diesem nun scheint unter Andern auch der Platz-Oberstlieutenant von Verna mit einer der Feigheit stets zur Seite stehenden Rednergabe die Unmöglichkeit einer fernern (oder vielmehr der erst zu beginnenden) Vertheidigung so verblendend geschildert und Resius selbst — obgleich er noch wenige Tage zuvor seinem Fürsten mit alberner Prahlerei versichert hatte, die Festung nicht eher zu übergeben, bis ihm

das Taschentuch in der Tasche brennen würde —, durch die Autorität seines Dienstranges und durch rauhe Worte dergestalt jeden Widerspruch zurückgescheucht zu haben: daß 13 hessische Offiziere Mann für Mann, uneingedenk der Kriegerehre und Gehorsamspflicht, gegen die bestimmtesten Befehle ihres Fürsten, einen Beschluß unterzeichneten, wornach, um die Garnison vor Gefangenschaft zu bewahren, Schloß und Festung alsbald geräumt werden sollten. Es erscheint Dieses aber um so unbegreiflicher, als sich unter jenen Offizieren Männer wie Oberst Lenz befanden, der sich bis dahin noch überall durch seinen glänzenden Muth ausgezeichnet hatte, und dem drei rühmliche, im Feldzuge von 1793 erhaltene Wunden kaum vernarbt waren; desgleichen Oberstlieutenant von der Malsburg, ein nicht minder verdienter Krieger, sowie denn auch Resius im Siebenjährigen und amerikanischen Kriege sich vielfach hervorgethan und Rang und Adel seinem Verdienste zu danken hatte.*) Die vielfach bis zum Tumultuarischen sich steigernde Hast und Übereilung der Ausführung jenes Beschlusses schändeten ihn noch vollends aufs äußerste.

Indessen fehlte Wenig, daß der Bürgermuth der Bewohner von St.-Goar noch im letzten Augenblicke der ganzen Sachlage eine andere Wendung gegeben hätte, indem eine Abtheilung Bürgerschützen beabsichtigte, Resius im Augenblick seiner Einschiffung in Verhaft zu nehmen, aber leider ebenso daran verhindert wurde, wie ein Schlächter, der sich vorgenommen hatte, diesen Verräther an Ehre und Treue mit seinem Schlächterbeile niederzuschlagen. So wurden denn jene Wälle und Mauern schmachvoll verlassen, die 102 Jahre früher Görz von Schlitz so ruhmreich vertheidigt hatte.

Dagegen zauderte seltsamerweise der Feind ebenso sehr, Rheinfels in Besitz zu nehmen, als Resius sich übereilt hatte, es zu verlassen; denn erst als wiederholte Deputationen der um Schonung flehenden Bürgerschaft von St.-Goar, sowie sorgfältige Kundschaftung und selbst Stellung von Geißeln den General Vincent vollständig überzeugten, daß er Nichts weniger als listige Verlockung in einen Hinterhalt zu befürchten habe, ließ er Mittags zwischen 11 und 12 Uhr eine Abtheilung seiner Truppen in die verödete Feste einrücken, während gleichzeitig ein vom Landgrafen von Hessen abgesendeter Eilbote auf der Katz eintraf, um das Herannahen eines Entsatzheers zu verkünden.

(Der Beschluß folgt.)

*) Einer unverbürgten Sage nach soll Oberstlieutenant v. Berna es eingeleitet haben, daß Oberst Lenz, Oberstlieutenant von der Malsburg und Andere durch allerlei Kunstgriffe vor dem Beginnen des Kriegsrathes in völlig trunkenen Zustand versetzt worden waren. Oberst Lenz war übrigens auch durch seine tyrannische Dienststrenge und sein lästerliches Bramarbasiren allgemein bekannt. So z. B. pflegte er häufig zu äußern: „Vor Allem die Kerls (Soldaten) gehauen wie die Hunde! und wäre der liebe Herrgott darunter und hätte einen grünen Rock an, er bekäme seine Risse wie die Andern." General Resius dagegen war zur Zeit bereits hochbetagt, ein 75jähriger an Geist und Körper siecher Greis.

Literarische Notiz aus Frankreich.

Zerrissene Romane.

Die Art des Romans, in denen die Zerrissenheit, die Blasirtheit und das „europamüde" Gefühl der eigenen Ohnmacht den eigentlichen Grundton ausmacht, glauben wir in Deutschland glücklich überwunden zu haben. Nur da wo die für Deutschland noch ziemlich neuen Grundsätze des Communismus sich breit machen, zeigt sich ein Anklang an jenes frühere Genre, für welches jeder wahrhaft literarisch Gebildete längst schon gründlichen Ekel empfindet. In Frankreich sind diese blasirten Gestalten in der Romanwelt nicht neu, ja die Schildknappen unsers längst in Gott entschlafenen Jungen Deutschlands waren meist nur bei den renommirtesten französischen Romandichtern in die Schule gegangen. Dagegen hatten die Franzosen vor unsern Novellisten immer noch den Vorzug einer gefälligen Darstellung und einer äußern Form, welche selbst solchen Productionen, deren innerer Kern eigentlich faul und haltlos war, doch immer noch wenigstens einiges Interesse zu gewähren pflegte. Je weniger sich aber solche Dichter, deren Leistungen auf den Kitzel der rohen Menge berechnet sind, dem Eindringen rein communistischer Tendenzen widersetzen, je mehr der literarische Sansculottismus überhand nimmt, desto gewisser geht auch den französischen Schriftstellern Das, was sie bis jetzt voraus hatten, verloren. Beklagenswerth ist es, daß sich selbst Schriftsteller von bedeutendem Talent zu Verirrungen dieser Art verleiten lassen. Wir haben bis jetzt den Entwickelungsgang von Emil Souvestre mit Vergnügen verfolgt. Was uns an ihm besonders gefiel, war die Auffassung und die Mäßigung, welche uns aus seinen Dichtungen wohlthuend ansprachen. In einigen seiner Romane, besonders in denen, wo er sich in dem bunten Leben seiner Geburtsgegend, der Bretagne, bewegte, leistete er wirklich Bedeutendes; und der Fleiß seiner Studien schien uns als Bürgschaft dafür zu dienen, daß man seine literarische Thätigkeit noch nicht als abgeschlossen zu betrachten habe. Nun hat sich auch dieser begabte Schriftsteller, verlockt durch den trügerischen Erfolg Sue's, vom allgemeinen Wirbel erfassen und auf das schlüpferige Gebiet des socialen Romans hinüberziehen lassen. Sein „Les réprouvés et les élus" ist zwar nicht geradezu mit den thörigten Ausbrüchen einer ohnmächtigen Anklage gegen alle gegenwärtigen Verhältnisse, wie sie uns hier und da in widerlicher Gestalt entgegentreten, zusammenzuwerfen, aber die Conception selber, sowie die Ausführung, streift denn doch offenbar an das Communistische. Es ist um so befremdlicher, als eigentlich Souvestre sich im Ganzen bisher mehr als andere Tagesschriftsteller frei zu erhalten verstanden hat von den Ansteckungsstoffen der Gegenwart. Den eigentlichen Grundgedanken zu seiner Dichtung hat der Verf. aus einer alten bretonischen Sage entlehnt, in welcher Christus vorgestellt wird, wie er die Seelen richtet, welche von einem Engel ihm zugeführt werden. Es kann natürlich nicht fehlen, daß dieses Gericht oft mit dem Urtheile der Welt im schroffen Gegensatz steht. Soweit ist die Idee ganz christlich: falsch aber ist es, wenn man hieraus eine Norm machen und die Behauptung aufstellen will, daß die Meinung der Menschen immer falsch und getrübt sei; verwerflich aber noch mehr, wenn man an eine solche Theorie sich nur anklammert, um sich zum Verächter der ganzen bürgerlichen Ordnung zu machen. Die Gesellschaft ist noch nicht unmoralisch und dem Untergange geweiht, weil nicht alle Verhältnisse innerhalb derselben ihre vollständige Entfaltung finden und jede Persönlichkeit in ihrem wahrem Lichte erscheinen kann. Wie der Verf. die Sache hinstellt, so wären alle Beziehungen der Sitte und Convention Lug und Trug, überall nur Verworfenheit und Moder. Hieraus scheint er nun zu folgern, daß es dem Individuum nicht verargt werden kann, wenn es sich diesem drückenden Joche entzieht und wenn es sich auf seine eigene Faust zu entwickeln sucht. Es liegt auf der Hand, wohin solche socialistischen Phantastereien, von denen wir annehmen wollen daß sie gut gemeint sind, die aber nichtsdestoweniger jedes tiefern sittlichen Haltes ermangeln, nothwendigerweise führen müssen. Noch zerfahrener und faseliger ist ein Roman, in dem, wie wir wol vermuthen müssen, die Verschrobenheit der gegenwärtigen Verhältnisse geschildert werden soll. Er führt den Titel „La vie de l'homme" und hat einen uns unbekannten Autor Namens Emanuel de Lerne zum Verfasser. Hier hat sich innere Impotenz mit äußerer Geschmacklosigkeit gepaart. Es wird uns hier das unerquickliche Leben völlig blasirter und in ihrem ganzen Keime abgeschwächter Wesen vorgeführt. Nirgend zeigt sich eine Regung wahrer Sittlichkeit, dabei aber auch nirgend eine Ahnung eines ästhetischen Gefühls. Was noch das Beste bei diesem Werke sein dürfte, ist, daß schon die lotterige, widerliche Form worin es geboten wird von der Lecture abschreckt. 17.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 247. —— 4. September 1846.

Über das preußische Bankwesen.

Erster Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 246.)

Nimmt man auch den Begriff von Zinsen ganz richtig so weit, daß darunter aller Gewinn und Vortheil einbegriffen wird, der für die Benutzung eines Darlehns ausbedungen und bewilligt worden ist: so kann doch von Zinsen überhaupt nur die Rede sein, wo Darlehne gegeben werden, nicht wo Tausch- oder Verkaufhandel getrieben wird. Ein großer, ja der überwiegende Theil der Bankgeschäfte ist von der letztern Art. Gewiß werden Bankgeschäfte als ein Gewerbe überhaupt nur um des Gewinnes willen betrieben, welcher dabei zu machen ist, aber dieser ergibt sich nicht blos aus der Differenz der Zinsen bei den genommenen und gegebenen Darlehnen, selbst nicht bei den Zettelbanken, wenn man sich auch auf diese allein beschränken will, wie es in dieser Schrift geschieht. Denn wo Noten für baares Geld erkauft oder für Barren eingetauscht werden, kommt gar kein Darlehn vor, indem das bloße Versprechen der Zahlung einer Geldsumme noch kein Darlehn ist. Ganz richtig beschreibt der Verf. die Banknoten als Anweisungen auf sich selbst, wobei nur noch das Merkmal fehlt: „an jeden Inhaber oder Vorzeiger", was dabei wesentlich ist, und dessen Auslassung zu Irrthümern in der Beurtheilung der Zettelausgebung führen muß; denn es folgt hieraus, daß die Person des Empfängers und Inhabers ganz gleichgültig ist und daß die Bank weder wissen kann, von wem ihr die Noten vorgezeigt werden, noch zu welcher Zeit Dies geschehen soll, daß sie mithin zu jeder Zeit darauf gefaßt sein muß. Dasjenige, was folglich den eigentlichen Werth der Noten und ihren Inhalt ausmacht und bedingt, ist die Zuversicht, die verschriebene Summe darauf bei Vorzeigung zu erhalten: sie sind folglich ebenso viele Bescheinigungen über den Credit, welchen die Bank desfalls genießt, sodaß sich Alles darum dreht, daß dieser Credit ein ganz solider sei und Niemand dadurch gefährdet werden könne. Dieser Credit ist das eigentliche Capital der Banken; alles Übrige, ihr Fonds, ihre Unterpfänder, ihre Baarschaft, sind nur Mittel zur Hervorbringung und Erhaltung des Credits, aber nicht der Credit selbst. Dies sieht man recht deutlich bei den einzelnen Banquiers, deren Wechsel angenommen und verwerthet werden, ohne zu untersuchen: welche Mittel dazu vorhanden sind? weil die Überzeugung von der kaufmännischen Geschicklichkeit des Ausstellers, sich damit zur Verfallzeit zu versehen, keinem Zweifel Raum gibt, sondern an die Stelle des materiellen Werthvorraths tritt. Mithin ist es unrichtig, zu sagen, daß Gelder in Metallmünzen oder in gemünzten Papieren nur Anweisungen auf ein Capital, nicht selbst Capital wären, indem dieses allein durch Production und durch deren Veredelung entstehe. Dieser Satz stammt aus einer Schule der Nationalwirthschaft, deren Unzulänglichkeit und Dürftigkeit schon so sehr ins Licht gestellt ist, daß man sich verwundert, nochmals daran erinnert zu werden. Aber auch jene Erklärung von Capital, daß es eine Ersparniß aus dem zum Verbrauche nöthigen Vorräthen sei und also nur durch einen Überschuß des gesammten Werthvorraths über den Verbrauchsbedarf entstehe, hält nicht Stich. Dies muß sogleich einleuchten, wenn man nur die Frage aufwirft: was denn unter dem Bedarfe verstanden und gemeint sei, namentlich für welche Zeitdauer? In alle Ewigkeit hinaus, ja selbst nur für geraume Zeit, kann Dies nicht gelten, weil damit alles Capital ein Unding werden würde, indem kein Vorrath dazu ausreichen könnte, Dies zu decken. Alle unsere Zeiteintheilungen und Zeitabschnitte liefern keine Maßbestimmung für die Nationalwirthschaftslehre, sondern sind in dieser als bloße beliebige Einrichtungen zu behandeln. Mithin kann in dieser das Verhältniß zwischen Vorrath und Bedarf nicht nach Zeitabschnitten regulirt werden, sondern wird durch jede Veränderung in dem einen oder dem andern Verhältnißgliede bestimmt und abgeschlossen. Wer einen Thaler besitzt, diesen aber verbrauchen muß, bevor er eine andere Einnahme hat, besitzt kein Capital, wol aber Der, welcher bis dahin den Bedarf schon in denjenigen Gegenständen vorräthig hat die ihn befriedigen. Mithin besteht das Capital zu jeder Zeit in demjenigen Überschusse der Mittel zur Beschaffung des Bedarfs, welcher, bevor er oder indem er für diesen angegriffen und verbraucht werden darf und muß, schon wieder ersetzt und erneuert wird. Mit Bedacht ist hier Nichts von Vorräthen erwähnt, womit sich der Gedanke an Ansammlung und blos körperliches Besitzthum verbindet, was ganz falsch wäre; denn jede Nation besitzt ihre größten und ergiebigsten Capitale als ein Geschenk des all-

gütigen Schöpfers, nämlich ihre körperlichen und geistigen Kräfte und ihren Grund und Boden mit seiner natürlichen Erzeugungskraft, welche durch die Verbindung mit der menschlichen Arbeit des Leibes und des Geistes zu erhöhter Thätigkeit noch angeregt werden kann. Allerdings kann dies Arbeitscapital durch Übung und Ausbildung noch um Vieles vermehrt werden, sodaß die erworbenen Fertigkeiten, Kenntnisse und Geschicklichkeiten einen überaus schätzbaren Vorrath von Gütern ausmachen, welcher in Jahrhunderten aufgesammelt worden ist.

Hierdurch schon wird man darauf geführt, daß es die Nationalwirthschaft nicht blos mit materiellen Gütern zu thun hat, sondern daß in ihren Bereich auch die physischen und die geistigen Kräfte gehören, jedoch nur insoweit als dieselben auf Gewerbthätigkeit gerichtet sind und durch ihre Wirkung schätzbare oder materielle Güter hervorgebracht und erworben werden, die dem Eigenthumsrechte angehören; wohingegen alle ihre auf Rein-Geistiges, Unschätzbares und zum Gemeingute der Menschheit oder des menschlichen Geistes Gehöriges gerichteten Anstrengungen und Erzeugnisse ganz außer dem Gebiete der Nationalwirthschaft liegen. Eins der wichtigsten geistigen Güter und Kräfte, welche zur Hervorbringung schätzbarer Sachen und insonderheit von Capitalien wirksam sind, ist nun der Credit. Bevor Dies jedoch weiter verfolgt wird, muß auch noch darauf aufmerksam gemacht werden, daß in der obigen Begriffsbestimmung des Capitals auch für dessen Größe gar kein Maß absichtlich angegeben worden ist. Capital ist ein jeder Groschen, ein jedes Lamm oder Holzscheit, das nicht zum Verbrauche erfoderlich ist. Hieraus wird sogleich klar, daß jedes Stück Geld ein kleines Capital ist und daß alles vorräthige Geld zum Capitalvermögen gehört, denn das Geld als solches ist unverzehrbar; es kann allerdings nur durch seine Veräußerung zunächst gebraucht werden, aber es wechselt hiermit nur seinen Besitzer, ohne sich und seine Natur im mindesten zu verändern. Allein es ist eben nicht nothwendig, daß es blos auf den Consumo verwendet werde, indem das dafür Angeschaffte aufgezehrt wird: sondern es kann auch dazu angelegt werden, entweder um durch die Hinterlegung, ja sogar durch den bloßen Besitz und Eigenthum, sich Credit zu verschaffen, oder auch um damit Dinge hervorzubringen, die noch nicht vorhanden sind und durch ihren Werth den Werthvorrath vermehren, z. B. Eisenbahnen, Kanäle, Schiffe, Gebäude u. s. w., mit einem Worte, welche zum stehenden und nicht zum umlaufenden Vermögen gehören.

Es ist folglich nicht andem, wenn behauptet wird (Nr. 3, S. 10): „daß nur gekauft werde, um schließlich zu verbrauchen", sondern es ist nur das Umgekehrte zuzugeben: daß, was der Verbrauch erheischt, soweit es nicht schon vorräthig ist, erkauft, eingetauscht werden muß, und daß das Geld zum Einkaufen unentbehrlich und beim Tauschhandel zur Vermittelung auch nicht entbehrlich ist; denn weil das Geld nach richtiger Bezeichnung (Nr. 2, S. 4) der allgemeine Stellvertreter aller Werthsbestimmung und aller Werthsvergeltung ist, so liegt in ihm die Macht, dafür Alles sich zu verschaffen und sich dessen zu bemächtigen, was dafür feil ist, was gegen Entgeld weggegeben oder in das Eigenthum übertragen wird, auch die Berechtigung auf Dienstleistungen und übernommene Verpflichtungen oder auf die Eingehung oder Erhaltung gewünschter Verhältnisse, weshalb es denn ganz natürlich zugegangen ist: „daß das Geld, welches ursprünglich bestimmt war, der Diener des Verkehrs zu sein, der Beherrscher desselben und damit zugleich der Götze der Völker und der Fürsten geworden ist, den der größte Theil der Menschen anbetet." Jeder Capitalbesitz verschafft das Vermögen der beliebigen Verwendung desselben, mithin auch der Erwerbung Dessen, was dafür zu erhandeln ist. In dem Maße das Capital also von der Art ist, für Andere einen Werth zu haben und ihr Begehren darnach zu befriedigen, wird jenes Vermögen gesteigert und erreicht seine größte Ausdehnung in einem solchen Capitale, welches das Vermögen verschafft, dafür alles zu Feilschende einzutauschen; zumal die Sinnlichkeit, Eitelkeit und Habsucht der Menschen gar Vieles feil gestellt hat und immer noch feil bietet, was um keinen Preis feil sein sollte und dessen Aufopferung die Menschheit schändet. Die Sprache drückt diese Wirkung des Capitalbesitzes sehr treffend aus, indem sie als gleichbedeutend damit sagt: Vermögen haben. Wenn nun jedes Vermögen eine Macht verschafft, durch dessen Anwendung zu bewirken, wozu es angethan ist; das Geldvermögen aber befähigt, davon nach den Umständen beliebigen Gebrauch und Andere sogar von sich abhängig zu machen: so nennt man folgerecht einen reichen Menschen einen Vielvermögenden und huldigt der Gewalt des Geldes als einer großen Macht. Jede Macht enthält eine Ermächtigung zu ihrer rechtmäßigen Benutzung und aus deren Anerkennung fließt die Ehre. Wieviel größer muß diese Macht werden, wenn es nicht zu verhindern steht, daß außer dem Gebrauche auch noch der Misbrauch seine Gewalt übt!

(Die Fortsetzung folgt.)

Das Schloß und die Festung Rheinfels. Ein Beitrag zur rheinischen Geschichte von Alexander Grebel.

(Beschluß aus Nr. 246.)

Hat man es tief zu beklagen, daß in Deutschland zwar oft genug die blühende Jugend wegen eines unbedachten, in Jugendhitze gesprochenen Wortes, oder wegen rascher, in übersprudelnder Jugendkraft kaum versuchter That, erbarmungslos hinter Kerkermauern verwelken mußte, dagegen aber fast kein Beispiel vorhanden ist, daß die Häupter Solcher in den Sand gerollt seien, welche schmachvoll, feig oder verrätherisch eine ihnen zur Vertheidigung anvertraute Feste dem Feinde überlieferten; möchte es keine müßige, wenn auch freilich an dieser Stelle nicht zu erörternde Frage sein, warum trotz der hierfür in allen Kriegsgesetzen oft mit wahrhaft rhetorischem Prunke des Schreckhaften ausgesprochenen Strafe doch fast stets gerade nur solche Verbrechen an Ehre und Treue keine Ahndung ihres Fehls zu erdulden hatten, ja sogar nicht selten völliger Vergebung theilhaftig wurden: so mag es doppelt gepriesen werden, daß Landgraf Wilhelm IX. mit hessischem Männersinne die der Ehre des hessischen Namens zugefügte Schmach an den Schuldigen in einer Weise strafte, sie rächte und sühnte, welche

dem Blitze zu vergleichen ist, der auf einen morschen, im Kern verderbten Baum niedergefahren, ihn vom Wipfel bis zur Wurzel zerschmettert. Sämmtliche Offiziere, die jenen Kriegsrathsbeschluß unterzeichnet hatten, wurden nämlich alsbald verhaftet und bereits am 18. Dec. durch ein zu Ziegenhain niedergesetztes Kriegsgericht General von Resius zur Enthauptung, Oberst Lenz zum Arquebusiren, Oberstlieutenant von Berna zur schimpflichen Cassation, Oberstlieutenant von der Malsburg und Major Klingender zur Dienstentsetzung, die übrigen Theilnehmer aber zu 12—15monatlicher Festungshaft verurtheilt, welches Urtheil indessen bezüglich des Resius auf den Tod durch die Kugel, bezüglich des Oberst Lenz aber auf 15jährige Festungshaft gemildert wurde. Seine Vollziehung fand am 6. Jan. 1795 in folgender, wol die letzte Übung der alten deutschen Kriegsgerichtsgebräuche in sich fassender Weise statt, welche näher kennen zu lernen unsern Lesern vielleicht nicht uninteressant sein möchte. Nachdem nämlich in dem großen Saale des Schlosses zu Ziegenhain den Verurtheilten (sämmtlich in großer Uniform, aber ohne Degen) das Urtheil bekannt gemacht worden war, ward General Resius unter Bedeckung auf den davor belegenen Paradeplatz geführt. Hier hatten, von einer zahlreichen Volksmenge umgeben, Abtheilungen des Regiments Garde, der Depotbataillone, des Landregiments Ziegenhain und das dortige Bürgerschützencorps ein Viereck gebildet, dessen eine Seite offen gelassen war und wo man einen Sandhaufen, ein zu einer Execution bereitfertiges Detaschement und den Henker und seinen Gehülfen erblickte. General Resius ward jenem Executionscommando gegenüber aufgestellt, worauf der Oberauditeur Lenep in die Mitte des Vierecks trat und, nachdem die Tamboure einen Wirbel geschlagen und die Truppen das Gewehr, jedoch verkehrt (den Kolben nach oben), präsentirt hatten, das Urtheil über ihn nochmals laut verkündete, aber hinzufügend: „daß Sr. Hochfürstl. Durchlaucht der Landgraf sich bewogen gefunden habe, dasselbe noch weiter zu mildern und in schimpfliche Cassation, Ehrlosmachung und lebenslängliche strenge Kerkerhaft auf der Bergfeste Spangenberg zu verwandeln. Dort möge er sein Verbrechen büßen und seine Schande verbergen, die in der hessischen Kriegergeschichte bisher ohne Beispiel gewesen und gewiß auch ohne Nachfolge bleiben werde, denn sicherlich werde niemals wieder einer von Hessens Kriegern sich so weit vergessen, feigherzig und treulos, wie Dieser da, zu handeln." Nachdem hierauf die Truppen das Gewehr, jedoch immer noch verkehrt, wieder auf die Schulter genommen (auch die Fahne des Landregiments ward verkehrt, die Spitze nach unten, getragen) und die Tamboure einen kurzen Wirbel geschlagen hatten, nahm der Garnisonsprofoß dem General Resius Orden, Schärpe und Ringkragen ab und übergab seinen Degen dem Henker, worauf der Oberauditeur sich zu diesem wandte und ihm befahl, zu thun was seines Amtes sei. Während nun die Tamboure und Pfeifer den sogenannten Spießruthenmarsch aufspielten, zerbrach der Henker den Degen, warf Resius die Stücke vor die Füße, riß ihm die Aufschläge von der Uniform, schlug sie ihm mehrmals ins Antlitz und gab ihm zuletzt einen Fußtritt, worauf die Truppen unter dem Schlagen des Grenadiermarsches Gewehr und Fahne wieder zur gewöhnlichen Tragweise nahmen, Resius aber von Steckenknechten nach dem bereitstehenden Wagen geleitet und nach Spangenberg abgeführt wurde. Von Tag zu Tag immer mehr in sichtbarern Stumpfsinn versinkend, hatte Resius, obgleich blaß und zitternd, doch dem Anscheine nach geistig ziemlich unempfindlich die schreckbare Ceremonie erduldet; auch beschloß Derselbe schon am 19. März 1798, 80 Jahre alt, zu Spangenberg sein Leben. In den letzten Jahren völlig blödsinnig geworden, ward seine anfänglich harte Haft allmälig sehr gemildert; doch war er nicht zu bewegen, seinen Kerker zu verlassen, denn in jammervoller Todesfurcht verzagend, ward er Tag und Nacht von der fixen Idee gepeinigt, er würde doch noch hingerichtet werden.*)

Auch Oberst Lenz erhielt schon nach Jahresfrist Begnadigung und trat in preußische Dienste. General von Lempe, bezüglich welches das Kriegsgericht sich das Urtheil vorbehalten hatte, erhielt seine Entlassung.

Aber auch die Gesammtheit jener Truppenabtheilungen, welche die Besatzung von Rheinfels gebildet hatten, mußte schwer büßen, was ihre Führer und sie selbst verschuldet hatten; denn das Landregiment Rheinfels ward alsbald cassirt, das Regiment von Hanstein für unwürdig erklärt, den Namen eines Chefs zu tragen und eine Grenadierschar zu zählen, und endlich am 15. Juni 1795, nachdem es Trommeln und Fahnen hatte feierlich in das Zeughaus zu Hanau abliefern müssen, zum abschreckenden Beispiel völlig aufgelöst und in die übrigen Regimenter untergesteckt. Im J. 1702 zu 10 Compagnien errichtet, hatte dieses Regiment 92 Jahre lang ein rühmliches Dasein gehabt, und in den Feldzügen des spanischen Successionskriegs sowie des Siebenjährigen und amerikanischen Krieges vielfach mit Auszeichnung gefochten. Drei seiner Chefs hatten an seiner Spitze den Heldentod gefunden, nämlich der Oberst Wolf K. von Schenk in der Schlacht am Speierbache 1703, der Oberst Wilhelm Fr. von Wartensleben bei Castiglione 1706, und der Oberst Friedrich M. von Canitz in der Schlacht bei Sandershausen 1759. Wol mag daher gefragt werden: ob eine so rühmliche Vergangenheit einem Tage der Schwäche gegenüber für Nichts zu zählen war? Aber ehe man jenes Verfahren ungerechter Härte zeiht, werde nicht minder erwogen, daß wie es Wunden des Leibes gibt, welche ein nie zu heilendes Siechthum nach sich ziehen, es auch solche Wunden der Ehre gebe. Eine solche Wunde der Ehre aber hatte jene Heerschar sich selbst geschlagen, weil auch nicht Einer, nicht ein Einziger dem Gebote der Schmach widerstrebte, und darum konnte sie ferner nicht mehr einen Bestandtheil des hessischen Heers bilden. Daß sie also mitleidslos von der Heeresliste gestrichen ward, befähigt aber auch außerdem heute noch die Enkel, selbst diese ihre schmerzhafteste Wundnarbe in der Geschichte ihres Volksstammes nicht angsthaft, schamvoll verbergen zu müssen. Mit eines schwergeprüften Mannes ganzem Stolze darf vielmehr der Hesse vor Allem ausrufen: „Wären alle gewesen wie wir, hätten Alle gestritten wie wir, Alle ihre entarteten und schwachen Söhne gezüchtigt wie wir, wahrlich, trotz aller unserer Mängel, aller unserer Fehler und aller unserer Gebrechen, wäre Vieles anders gekommen, vor Allem die deutsche Ehre treuer bewahrt worden." *)

Aber das so schmachvoll Verlorene sollte freilich niemals für Hessen wiedergewonnen werden; denn Rheinfels, bereits 1795 im Separatfrieden zu Basel förmlich an Frankreich abgetreten, ward 1815 den neugebildeten preußischen Rheinlanden einverleibt. Jene starken Wälle, jene stolzen Palasteszinnen, über ein Jahrhundert lang ein Zankapfel des hessen-kasselschen und hessen-rothenburgischen Fürstengeschlechts, eine Maalstätte des hessischen Ruhms unter Görz, wie ein Golgatha seiner Ehre unter Resius, waren jedoch längst schon zu jenem Trümmerhaufen zusammengebrochen, der auch heute

*) Mit einer geborenen von Todtenwarth verehelicht, hinterließ Resius einen Sohn, der als höchst verdienstvoller Offizier in der leichten Infanterie diente und dem es landesherrlich gestattet wurde, statt des entehrten väterlichen Namens für die Folge den mütterlichen zu führen. Er starb als Oberst, ohne Erben zu hinterlassen, und es ist daher eine völlig irrthümliche, obgleich sehr verbreitete Meinung, die Sprößlinge des Geschlechts der von Todtenwarth für Nachkömmlinge des Resius zu halten.

*) Jene Katastrophe ist auch für uns persönlich um so schmerzlicher, als jenes Regiment 23 Jahre lang (von 1766—89) einen unserer Großoheime, den Generallieutenant Wilhelm Maximilian von Ditfurth, der einer der verdientesten Krieger seiner Zeit gewesen, zum Chef gehabt und mithin 23 Jahre lang mit Ehren unsern Namen getragen hatte. Auch mag es nicht ohne Würdigung bleiben, daß die Besatzung von Rheinfels, mitten aus den Gewohnheiten des Friedens und abgeschwächt durch das todte Einerlei eines strengen Garnisondienstes, sich plötzlich dem Ernste des Krieges gegenübergestellt fand.

noch so traurig-schön das Auge des Pilgers am Rheine entzückt; denn schon im J. 1797 hatte das Directorium ihre Zerstörung verfügt. Um so erfreulicher ist die Kunde des Verf., daß ein preußischer Prinz den alten Glanz phönixgleich neu zu verjüngen beabsichtige.

Somit scheiden wir von einem Werkchen, das uns in vielfacher Beziehung als sehr interessant erschien, und von dem wir nur bedauern, daß es von einer großen Menge sinnentstellender Druckfehler verunstaltet wird. Sein hauptsächlichstes Verdienst erkennen wir aber darin, daß es mit rücksichtsloser Wahrheitstreue die traurigen Folgen politischer Bruderzwiste und des Mangels wahrer nationaler Einheit und alles nationalen Bewußtseins gleichsam in einer Reihe von Schattenbildern vor Augen stellt. Diese Mahnung recht oft und recht scharf hervortreten zu sehen, muß aber auch heute noch jeder vaterlandliebende Deutsche um so mehr von ganzem Herzen wünschen: als nun erst 15 Jahre verflossen sind, seit die Mehrzahl jener Zollschranken fiel, welche in einem so seltsamen Contraste mit dem Begriffe deutscher Einheit standen; als vor noch kürzerer Zeit das deutsche Bundesgebiet namhafte Schmälerung erlitt und sogar der vielgepriesene Sang vom „freien deutschen Rhein" bei einer That erscholl, die den Hohn nur um so bitterer erscheinen ließ; und weil, von so vielem andern Betrübenden zu schweigen, auch heute noch an den Ufern der Eider ein kräftiges deutsches Volksbewußtsein in einen schweren Kampf sich verwickelt findet.

Je mehr Ref. auch in seiner Sphäre einem gleichen Ziele wie der Verf. nachgestrebt hat und namentlich den Versuch zu wagen beabsichtigt, in einer Geschichte der Hessen in den Feldzügen von 1792—94, in den Campagnen am Main und Rhein, die allgemeinen deutschen Zustände jener Zeitperiode in dem Beispiele der speciellen hessischen Zustände schärfer und anschaulicher vor Augen zu stellen: um so leichter kann es ihm freilich auch begegnet sein, in vorliegendem Referate die Grenzen des Zulässigen überschritten zu haben. Indessen hofft er, daß die dabei bethätigte heiße Liebe zum großen, einigen, deutschen Vaterlande ihm bei freundlichen und gleichgesinnten Lesern einigermaßen zur Entschuldigung gereichen werde.

M. von Ditfurth.

Bibliographie.

Auerbach, B., Schwarzwälder Dorfgeschichten. 3te Auflage. Mannheim, Bassermann. Gr. 16. 1 Thlr.

Bastide, L., Des Fürsten Talleyrands politisches und religiöses Leben. 1ster Theil. Quedlinburg, Ernst. 12. 20 Ngr.

Beiträge zur Geschichte und Literatur, vorzüglich aus den Archiven und Bibliotheken des Kantons Aargau. Herausgegeben von *H. Kurz* und *P. Weissenbach* 1ster Band. 1tes Heft. Aarau, Sauerländer. Gr. 8. 21 Ngr.

Bülau, F., Zeitfragen aus dem Gebiete der Politik und Volkswirthschaft. Erste Auswahl gesammelter Aufsätze. Leipzig, Hinrichs. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Curtmann, W. J. G., Lehrbuch der Erziehung und des Unterrichts. Ein Handbuch für Eltern, Lehrer und Geistliche. (5te Auflage des Schwarz-Curtmannschen Werkes.) 1ste Lieferung. Heidelberg, Winter. Gr. 8. 12 Ngr.

Delbrück, F., Zum Gedächtnisse Karl Dietr. Hüllmann's. Berlin, Veit u. Comp. Gr. 8. 2½ Ngr.

Eugenia. Leben und Briefe einer Waise. Gestorben in dem Alter von 23 Jahren. 1stes Bändchen. Wien, Mechitaristen-Congregationsbuchhandlung. 8. 8⅓ Ngr.

Falkson, F., Giordano Bruno. Hamburg, Hoffmann und Campe. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Gotthelf, J., Uli, der Knecht. Ein Volksbuch. Bearbeitung des Verfassers für das deutsche Volk. Berlin, Springer. 8. 25 Ngr.

Graß, T., Über die holländischen Armenkolonien, aus Originalquellen. Dorpat. 1845. Gr. 8. 22½ Ngr.

Hasse, H. G., Abriß der meißnisch-albertinisch-sächsischen Kirchengeschichte. 1ste Hälfte: Bis zur Einführung der Reformation. Leipzig, Engelmann. 8. 10 Ngr.

Herder, S. A. W. Freih. v., Bergmännische Reise in Serbien in Auftrag der Fürstlich-Serbischen Regierung ausgeführt im J. 1835. Pesth, Hartleben. 8. 21 Ngr.

Kahle, C. M., Die speculative Staatslehre oder Philosophie des Rechts. Berlin, Nicolai. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Lilien. Taschenbuch historisch-romantischer Erzählungen für 1847, von C. v. Wachsmann. 11ter Jahrgang. Mit 6 Stahlstichen. Leipzig, Focke. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Münchhausen, P. O. v., Liebesnovellen. 2te Auflage. Quedlinburg, Ernst. Gr. 12. 1 Thlr.

Neumann, H., Jürgen Wullenweber, der kühne Demagoge. Gedicht. Leipzig, Vereinsverlagsbuchhandlung. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Röth, E., Geschichte unserer abendländischen Philosophie. 1ster Band: Die ägyptische und zoroastrische Glaubenslehre als die ältesten Quellen unserer speculativen Ideen. Mannheim, Bassermann. Gr. 8. 8 Thlr.

Schlosser, F. C., Geschichte des 18. Jahrhunderts und des 19. bis zum Sturz des französischen Kaiserreichs. Mit besonderer Rücksicht auf geistige Bildung. 6ter Band (der 2ten Auflage 5ter Band). Heidelberg, Mohr. Gr. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Wheaton, H., Histoire des progrès du droit des gens en Europe et en Amérique depuis la paix de Westphalie jusqu'à nos jours. Avec une introduction sur les progrès du droit des gens en Europe avant la paix de Westphalie. 2ième édition, revue, corrigée et augmentée par l'auteur. Deux volumes. Leipzig, Brockhaus. Gr. in-8. 4 Thlr.

Tagesliteratur.

Albrecht, G., Predigt, gehalten bei der ersten Stiftungsfeier des Gumbinner Zweigvereins der evangelischen Gustav-Adolph-Stiftung am 27. Mai 1846. Gumbinnen, Boenig. 8. 4 Ngr.

Deutsche Auswanderung und Colonisation. Herausgegeben, bevorwortet und mit einigen Zusätzen begleitet von J. E. Wappäus. Leipzig, Hinrichs. Gr. 8. 20 Ngr.

Die Bedeutung des Urchristenthums und sein Verhältniß zum Christenthum der Gegenwart. Ein Beitrag zur religiösen Selbstverständigung der Gegenwart. Mit einem Vorwort von L. Noack. Darmstadt, Leske. Gr. 8. 12½ Ngr.

Bittner, J., Wir wissen, an wen wir glauben. Predigt über das heilige Sakrament der Priesterweihe. Breslau, F. Aderholz. Gr. 8. 3 Ngr.

Gessel, F., Reform der Kirche! Sendschreiben an die evangelische General-Synode in Berlin. Wolfenbüttel, Holle. Gr. 8. 3 Ngr.

Hagen, E. L., Der Frauenverein im Großherzogthum Weimar. Ein Versuch ihn kurz zu bezeichnen. Jena, Luden. 8. 6 Ngr.

Die römische Hierarchie und die Revolution und der Protestantismus und die Reformation. Darmstadt, Leske. Gr. 8. 17½ Ngr.

Kromm, H., Was wollen und können wir für das Wohl des Volkes thun? Darmstadt, Papst. Gr. 12. 5 Ngr.

Meusel, J., Was uns treiben müsse, das begonnene Werk der Gustav-Adolph-Stiftung eifrig fortzusetzen. Predigt über Gal. VI, 9. Delitzsch, Eißner. Gr. 8. 2 Ngr.

Schell, F. J., Offenes Sendschreiben an Johannes Czerski als Antwort auf sein ökumenisches Sendschreiben an alle deutsch-katholischen Gemeinden vom 19. Juni 1846. Leipzig, Einhorn's Verlagsexpedition. 1 Ngr.

Tholuck, A., Gespräche über die vornehmsten Glaubensfragen der Zeit, zunächst für nachdenkende Laien, welche Verständigung suchen. 1stes Heft. Halle, Mühlmann. Gr. 8. 24 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: **Heinrich Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 248. — 5. September 1846.

Über das preußische Bankwesen.

Erster Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 247.)

Vermöge seiner alle Werthsvergeltung bewirkenden Natur hat das Geld noch eine Eigenschaft, die seine eigene Geltung gar sehr erhöht, indem es der Vermittler des Umsatzes und damit zugleich dessen Vervielfältiger, endlich durch die Profite bei allen Umsätzen, welche den Verlust auf der andern Seite übersteigen, eine neue Quelle der Capitalszunahme wird. So lange der Umsatz sich auf einen unmittelbaren Austausch der Bedürfnisse beschränkt, kann er nur ein sehr geringer sein, weil die Menschen durch den Raum voneinander getrennt und ihre Bedürfnisse nicht gleichzeitig sind. Die Vermittelung, einem Jeden seinen Bedarf zuzuführen, ihn zur Auswahl und zu jeder Zeit vorräthig zu halten und andererseits jedes Capital in ein solches umzusetzen, womit der möglichst beliebige Gebrauch gemacht werden kann, hat den Handel und die Kaufmannschaft hervorgerufen. Das Mittel dieser Vermittelung ist das Geld, also die Seele des Handels. Das Gedeihen und der Flor des Handels beruht also darauf, daß so viel Geld im Lande sei, als alle diese Vermittelungen erfodern, welchen allen Genüge geleistet werden soll, jedoch nicht gleichzeitig, sondern wie sie nach und nach eintreten, sodaß dieselben Geldstücke hintereinander in einem gewissen Zeitraume mehrmals dazu dienen können. Je lebhafter also der Verkehr ist, je näher einander die Menschen dazu gebracht werden und je weniger Hindernisse und Aufenthalt sie zu überwinden haben, desto geringer kann die Summe des baaren Geldes sein, dessen ein Land bedarf. In Preußen sind z. B. mit Einschluß der Kassenanweisungen über 300 Millionen Thaler im Umlaufe, im reichen England nur etwa 280 Millionen Metallgeld (Nr. 3, S. 32 und 44). Es ist indessen nicht blos der Handel, dessen Umschwung des Geldes bedarf, sondern aller Gewerbebetrieb kann nur dadurch im Schwunge erhalten werden, sowol der landwirthschaftliche als der verarbeitende. Geld ist also ein hierzu benöthigtes Umsatzmittel, dessen Mangel eine Landesnoth und deren Abhülfe ein dringender und gar sehr ernstlicher Gegenstand der Vorsorge der Regierung, zumal die Gelderschaffung eben darum eins ihrer Hoheitsrechte ist. Indessen sind die Regierungen hierin nicht ganz unabhängig, sondern genöthigt, der Meinung der Verkehrtreibenden nachzugeben; denn es würde das Wesen des Geldes angreifen heißen, wenn seine Geltung als allgemeines Umsatzmittel nicht unangetastet bliebe, das heißt, wenn es nicht allgemein nach seiner Werthsbestimmung dafür genommen würde. Hierüber aber hat jede Regierung außerhalb den Grenzen ihres Staats gar keine Gewalt; sie würde also durch Einführung eines Geldes, das nicht seines innern Gehalts wegen im Welthandel gern als volle Zahlung angenommen wird, von diesem ihr Land ausschließen oder doch demselben alle Verluste zuziehen, die aus dem Widerwillen, solches Geld nicht als Geltung im Welthandel, sondern nur als Waare anzunehmen, die ihren Rückfluß immer wieder in den ausgebenden Staat nehmen muß, unvermeidlich erwachsen. Selbst im eigenen Lande ist sie nicht Herr über die Meinung der Gewerbtreibenden in Ansehung des Verhältnisses des Sach- und des Nominalwerthes des Geldes; ihre Gewalt erstreckt sich überhaupt nicht über die Meinung, geschweige denn hier, wo das Interesse eines Jeden im Spiele ist. Wollte sie auch einen Zwangscurs im Lande einführen, so könnte sie nicht verhindern, daß Dasjenige was zu Folge der Meinung die Münze an Aufgeld verliert, um den ihr beigelegten Nennwerth auszugleichen, auf den Werth der Waaren gelegt wird, mithin diese um so viel vertheuert werden, und daß der ganze Absatz in dem Maße stockt als die Annahme der Münzen nur durch Zwang ermöglicht wird. Allerdings muß das eingeführte Geld einen Zwangscurs haben, weil Niemand im Lande die Annahme der allgemeinen, vom Staate eingeführten, Geltung verweigern darf; aber dieser Zwang wird sogleich ungebührlich und ein Verbrechen an der Nationalwohlfahrt, sobald er der allgemeinen Meinung Gewalt anthut und dieser irgend Etwas aufnöthigen will was ihr widersteht. Jede Unwahrheit, jede Täuschung, jede Behinderung des freien Verkehrs ist vom Übel; alles Kippern und Wippern, wie versteckt man es übe, entgeht der Aufmerksamkeit dieser Menge von Betheiligten nicht, sondern erregt nur Mistrauen und Furcht, welche das Übel vergrößern.

Es folgen hieraus zwei praktische Regeln, von denen sich keine Regierung im mindesten zu entfernen herausnehmen darf: A) Für den allgemeinen Verkehr kann kein anderes Material zum Gelde genommen wer-

den als die edeln Metalle, und die daraus geprägten Münzen müssen durchaus das Schrot und Korn enthalten, was sie nach dem gesetzlich verkündeten Münzfuße haben sollen. B) Ein anderes Material als die edeln Metalle, und welches seinem innern Werthe nach nicht dem beigelegten Nennwerthe gleich kommt, darf nur gewählt werden für den Umlauf im Lande und nur in der Menge, daß den Empfängern die Sicherheit des Absatzes zu dem angegebenen Preise dadurch gewährt wird, und daß eben der ihnen zugesicherte Zwangscurs ihre sonstige Anwendung im Verkehre ausschließt und sie in demjenigen Umlaufe erhält, für den sie bestimmt sind. Diese Bedingungen können nur in zwei Verhältnissen eintreten, und das Gesetz für die Menge dieser Zahlungsmittel liegt also schon in der Größe des Bedürfnisses für den angegebenen Zweck. Wird Dies beobachtet, dann bedarf es nicht einmal eines gesetzlichen Zwangsumlaufes, von welchem die Agiotage nicht ganz abzuhalten ist wegen der Schwankungen im Verkehre, die sich wol durchschnittlich veranschlagen, nicht aber für jeden Zeitpunkt im Voraus berechnen lassen; man kann alsdann den Umlauf sich ganz selbst überlassen. Hiernach ist es ganz richtig, daß das Papiergeld mit der Scheidemünze in gleicher Kategorie steht (Nr. 2, S. 19). Das letztere hat die Bestimmung der Ausgleichung der Vergeltung, welche geringer ist, als sich ohne Schaden in edeln Metallen ausprägen läßt, und deren Absatz durch das Bedürfniß im täglichen Verkehre bedingt und gesichert ist. Das Papiergeld dient zum Umsatze in den öffentlichen Kassen, indem diese ihre Zahlungen in diesen Stellvertretern des Metallgeldes unter der Zusicherung leisten, daß dieselben bei allen Einzahlungen, welche sie zu empfangen haben, wieder zu demselben Belange angenommen werden. Diese Zusicherung verschafft ihnen hinreichenden Credit und Curs, weil die Staatskassen beständig Gelder einzunehmen haben, sobald die Summe nicht größer ist als der Geldbedarf der an die öffentlichen Kassen in dem Zeitraume zu machenden Zahlungen, in welchem der Umlauf von der Auszahlung bis zur Wiedereinzahlung sich vollbringt. Sobald deren mehr in Umlauf sind, wird die Grundlage ihres Credits überschritten; die Empfänger finden dafür nicht sogleich Abnehmer und müssen zum allerwenigsten daran den Zinsenbetrag für die Zwischenzeit ihres Müßigliegens verlieren, wobei es aber der Miscredit alsdann nicht bewenden läßt. Es kommt noch hinzu, daß für den Fall eines Krieges die Möglichkeit eintritt, in einem vom Feinde eroberten Landestheile die Verweigerung der Annahme in den Kassen zu erleben, wovon die unausbleibliche Folge ist, daß sie sich in den unoroberten Landestheil drängen, denselben überfüllen und auf dem Geldmarkte in eben diesem Verhältnisse verlieren. Eine Regierung, welche Dies nicht bedenkt, nicht im Voraus Solches berechnet, handelt offenbar unväterlich und unhaushälterisch. Für Preußen überschreiten 25,700,000 Thaler Kassenanweisungen, die in Umlauf gesetzt sind, nach Verhältniß seines Kassenverkehrs offenbar schon die Summe, welche dieser verbrauchen kann, und es muß folglich der Weisheit der Regierung Dank gezollt werden, daß sie ungeachtet allen Geschreies sich nicht hat zu einer weitern Emission bewegen lassen. Daß die im Umlaufe befindlichen Anweisungen ihren Nennwerth gegenwärtig im Frieden behaupten, verdanken sie dem Umstande, daß sie zunächst ihrer eigentlichen Bestimmung als Kassengeldrepräsentanten noch einem andern Bedürfnisse zum Theil abhelfen, dem der nicht auslänglich vorhandenen Umsatzmittel im Verkehre, verbunden mit dem Credite, den sich der preußische Staatshaushalt seit längerer Zeit erworben hat. Aber blenden muß man sich durch diese Erscheinung nicht lassen, nicht wähnen, daß die natürlichen und nothwendigen Folgen des Übermaßes auch dann ausbleiben würden, wenn die jetzt entgegenwirkenden Umstände sich einmal verändern. Anstatt das Papiergeld zu vermehren, sollte vielmehr dasselbe nach und nach alljährlich um Etwas vermindert und vernichtet, dahingegen darauf bedacht genommen werden, andere und ergiebigere Umsatzmittel ins Leben zu rufen.

Das Bedürfniß des fehlenden Geldes im Verkehre ist ebenso groß, als die Nachtheile dieses Mangels unleugbar sind (Nr. 1, S. 9; Nr. 2, S. 12; Nr. 3, S. 36). Die Industrie und der Verbrauch haben während des langen Friedens beiweitem mehr zugenommen, als die Masse des Geldes hat vermehrt werden können, selbst eingerechnet der günstigen Jahre, in denen die Ausfuhr eine ungemein günstige Handelsbilanz herbeigeführt hat. Ein Staat, der nicht eigene Gold- und Silbergruben hat, kann das Material zu seiner Geldvermehrung nur von dem Auslande beziehen, und muß deshalb hierauf den Capitalzuwachs verwenden, der durch die belebte Production gewonnen wird. Beides hängt zum großen Theile voneinander ab und hält sich einander die Wage. Auf diese Weise ist nur eine sehr mäßige und langsame Abhülfe des Bedarfs abzusehen, selbst bei einer nur gewöhnlichen Zunahme desselben, geschweige denn bei außerordentlichen Vorgängen, wo der Industrie und Speculation neue Aussichten eröffnet und dieselben in neue großartige Unternehmungen getrieben werden (Nr. 2, S. 35), und wo es ganz unmöglich ist, die dazu erfoderlichen Summen aus dem Verkehre herauszuziehen, in welchem sie schon angelegt sind, selbst mit den Verlusten die davon unzertrennlich sind. Ein solches Ereigniß hat der Eisenbahnbau in allen Ländern Europas, die ihm sich nicht zu ihrem eigenen Schaden abgesperrt haben, herbeigeführt, und alle empfinden auf ihren Geldmärkten dieselben Wirkungen davon, nur in ungleichem Maße. Man hat deshalb zunächst für nöthig, wenigstens für zweckmäßig erachtet, dem Eifer für dies Unternehmen durch Zurückhaltung der Concessionen, oder durch mancherlei Erschwerungen, wie Hinterlegung großer Cautionen oder Vorschüsse, Einhalt zu thun, und hat damit das Kind mit dem Bade ausgegossen und den Pferden die Beine gefesselt, die den Wagen der Nationalbetriebsamkeit weiter führen sollen. Belgien hat durch das Zustandebringen seines Eisenbahnnetzes bewiesen, daß es im Felde der Industrie die meiste Einsicht und Energie besitzt, in-

dem es schon die Früchte von der Aussaat erntet, mit der man sich anderwärts noch quält. Je schlimmer die Folgen der Verzögerung sind, desto mehr muß man dieselbe vermeiden (Nr. 3, S. 40) und nur darauf sehen, daß keine Schwindelprojecte aufgestellt und bewilligt werden, bei denen durch täuschende Anpreisungen und Schilderungen das unwissende, aber gewinnsüchtige Publicum angelockt wird, sein Geld einzuschießen. Die bekannten Mississippiactien sind wol das unerhörteste Beispiel, wie leicht und gewaltig die Einbildungskraft und die Begierde des Publicums von allen Classen für luftschlösserige Unternehmungen zu erhitzen sind, wenn diese nur in der Perspective gut ausgemalt sind. Dies Law'sche Verfahren gut geschildert, aber auch den großen Unterschied ins Licht gestellt zu haben zwischen den durch Law benutzten und herbeigeführten und den dermalen obwaltenden Zuständen, gereicht der Schrift Nr. 3 (S. 1 und 29) zur Auszeichnung.

Soll nun die Regierung den Eisenbahnbau, der zweckmäßig ist, oder andere ähnliche Unternehmungen fördern und unterstützen; soll sie also auch die Behinderungen entfernen und dem Mangel abhelfen, der dieselben nicht aufkommen läßt, und besitzt sie dazu die erfoderlichen materiellen Mittel beiweitem nicht: so bleibt ihr nur noch übrig, entweder ihren eigenen Credit dazu anzuwenden, oder aber den Privatcredit ihrer Unterthanen in die Lage zu bringen, daß daraus die größtmögliche Hülfe geschöpft werden könne.

Das Erstere könnte unmittelbar dadurch in Ausführung gebracht werden, daß der Staat selbst die erfoderlichen Summen im Auslande aufnähme und damit entweder selbst baute, oder aber solche den bauenden Unternehmern in der Art vorschösse, daß diese dadurch zwar zum Fortbau die Mittel erhielten, mit dem ersten Anlagecapital aber in ihrem Werke betheiligt blieben. Auf eine nähere Erwägung dieses Vorschlags einzugehen, ist unsers Ortes nicht, da wir es nur mit der Bankfrage zu thun haben. Es sei daher nur bemerkt, daß es schwer halten würde, eine solche Anleihe ohne drückende Opfer, welche wieder auf die Kosten der Eisenbahnen fallen würden, zu Stande zu bringen, da alle Geld habenden Länder an derselben Noth leiden; und daß zweitens alle Staatsanleihen von einem gräßlichen Übel begleitet sind, welches schrecklicher ist als selbst das aus der Entbehrung jener entstehende. Der Wucher mit Staatspapieren nämlich zieht nicht nur einen großen Theil des durch die Anleihe verschafften Geldes an sich, sondern auch von den soliden Handelsgeschäften ab und gewöhnt die Denkweise an diesen Schacherbetrieb.

Dies also bei Seite gesetzt, kann der Staat noch seinen Credit dazu benutzen, durch eine Zettelbank Noten zu erschaffen, welche als Umsatzmittel gleiche Wirkung mit dem Papiergelde haben, obgleich sie kein Papiergeld sind, sondern dazu nur dann werden, wenn die Bank eine Staatsanstalt und Staatskasse ist; denn unter dieser Voraussetzung würden die Banknoten oder Bankzettel freilich Anweisung auf eine Specialkasse des Staats sein und sich von den allgemeinen Kassenanweisungen nur dadurch unterscheiden, daß sie eben nur bei dieser Specialkasse zu erheben und daß sie nicht auf die Einnahme des Staats und seiner Landeskassen fundirt wären, sondern auf die eigenthümliche Ausstattung der Bank, auf ihr Eigenthum. Zahlungsanweisungen sind die Banknoten in jedem Falle, auch wann sie von Privatbanken ausgestellt werden, und ihre Geltung beruht darauf, daß sowol die Mittel vorhanden sind, sie einzulösen, als auch daß jeder Anweisende im Staate durch dessen Rechtsgewalt dazu genöthigt wird und werden muß, seine Anweisungen zu honoriren und einzulösen. So lange diese Zuversicht besteht, gelten sie vermöge derselben im Umsatze ebenso wie das Geld, und heißen deshalb auch Bankgeld, sind jedoch darum kein wirkliches Geld, insofern die Bank keine Staatskasse ist, so wenig als andere kaufmännische Anweisungen, Wechsel, Handelsbillets oder Mamres und Starchos, was zu übersehen auf Irrthümer führt (Nr. 3, S. 48; Nr. 5, S. 42). Dies betrifft selbst die Vorstellung von einem gemischten Geldumlaufe, wovon weiterhin noch mehr. Alle Privatanweisungen, auch die Banknoten, gehören ins Civilrecht, gleichviel, ob sie von einzelnen Geschäfttreibenden oder von Gesellschaften und Geschäftsbetriebsanstalten ausgestellt worden sind; alles Geld hingegen, auch alle Arten von Papiergeld, gehören ins Staatsrecht. Dort regiert der Grundsatz, daß die Gerechtigkeit gehandhabt werden müsse, wenn auch die Welt darüber unterginge (fiat justitia et pereat mundus), hier der Grundsatz, daß das Staatswohl das höchste Gebot sei (salutas publica suprema lex esto). Wenn auch die Wissenschaft gegen diese Verschiedenheit im Rechtsgebiete sich wehren möchte, in der Praxis gilt sie noch. Zum allerwenigsten muß zugegeben werden, daß es einen wesentlichen Unterschied in den Verhältnissen und in der Zuverlässigkeit der Beständigkeit derjenigen Maßregeln, von denen die Gültigkeit der Umsatzmittel in der Dauer abhängt, hervorbringt: ob der Gesetzgeber und Aufsichtsführer selbst eine Hauptpartei vorstellt und das unmittelbarste Interesse hat; oder ob sein Interesse und seine Stellung nur eben darin bestehen, weise Gesetze zu geben und unverbrüchlich darauf zu halten (Nr. 3, S. 57). Wenn in jenem ein Misstand unmöglich verkannt werden kann, ist damit im Grunde die Sache schon völlig ausgemacht.

(Die Fortsetzung folgt.)

Romanliteratur.

1. Bilder aus Schlesien. In Novellen gefaßt von Walter Tesche. Erster Theil: Die Rose von der Pzerwa. Leipzig, Brockhaus. 1846. Gr. 12. 1 Thlr. 12 Ngr.

Die Novelle, welche den Inhalt des ersten Theils dieser Sammlung bildet, ist ein in jeder Hinsicht wohlgelungenes Genrebild aus Oberschlesien, und es fehlt nicht an den verschiedenartigsten Gruppen, da die polnische Nähe und Volksverwandtschaft mit dem deutschen Anstrich eine erwünschte Abwechselung erzeugen. Der Verf. scheint Land und Leute sehr wohl zu kennen, er be-

schreibt mit Genauigkeit und berührt die Mängel der Zustände, welche theils durch menschliche Eingriffe entstanden, theils noch nicht gehoben sind. Die Pzerwa ist eine Strecke Landes an der Oder. Der Verf. führt den Leser auf einen der sandigen kahlen Hügel, welche das rechte polnische Oderthal einfassen. Von dort aus sieht das Auge eine üppige, zwischen den ehemaligen Bogenwindungen der Oder gebildete Niederung; der Wasserbaukünstler hatte diese Bogenschlingen durchschnitten, um dem Strome eine gerade Bahn zu geben. Dieses Stück Land hat der Vater des Bauers Pzerwock an sich gekauft, als rohes uncultivirtes Land, und der Finanzrath, zu dessen Gut Nernork es sonst gehörte, will es wieder zurückkaufen für die 300 Thaler Kaufgeld, während es jetzt mehr als 8000 Thaler werth ist. Die Intriguen, wobei auch die Gerichtspersonen behülflich sind, da jeder von den Herren sich auf Unkosten der Bauern zu bereichern sucht, werden nun dem Leser vorgeführt. Der Bauer Pzerwock wird, weil er einen Marder erlegt und dessen Fell verschenkt hat, als Wilddieb mit Ketten beladen ins Gefängniß zu Kosel geführt, und man lernt die Gefängnisse und ihren traurigen Zustand in Kosel kennen. Wol schwebt dem Leser die Frage auf den Lippen: wie lange es her sei? daß solche Zustände noch möglich waren, daß die Willkür noch herrschen durfte, da, wo die Gerechtigkeit walten sollte; ob der Kammergerichtsassessor W—, der unsern Bauer aus dem Gefängnisse und von den Prügeln befreit und seine Angelegenheit ordnet, der erste Bote einer gründlichen Verbesserung war? und wann dieselbe stattfand? Diese Fragen bleiben unbeantwortet. Der Liebesroman spinnt sich unter diesen trüben Zuständen auf anmuthige, den Verhältnissen angemessene Weise fort. Die Rose von der Pzerwa ist die Tochter des Pzerwock. Sie ist viel gefeiert, denn fünf Maien waren ihr in der Nacht vom 1. Mai vor dem Fenster gesetzt worden; sie ist spröde und schnippisch, und unser Held, ein preußischer Referendar und Mühlenbesitzer in der Nachbarschaft, Namens Barteck, verliebt sich in das schöne Mädchen; sie aber soll den Schulmeister heirathen; ein Starost wirbt in Versen um sie. Es werden alle Gebräuche bei solchen Gelegenheiten beschrieben; doch das Mädchen will den Schulmeister nicht: er ist ihr zu alt und häßlich; und doch verlangen die Ältern blinden Gehorsam. Rosa liebt Barteck, obgleich sie diesen im Anfange etwas abstoßend behandelte, und als die Mutter sie am Hochzeitmorgen in die Brautkammer sperrt, entspringt sie durch das Fenster. Die ältere Schwester heirathet nun den Rector, damit die Hochzeitsgäste nicht umsonst gekommen und die Kuchen nicht umsonst gebacken sind. Später wird die Hochzeit von Rosa und Barteck auf die in jener Gegend übliche Weise gefeiert, welche sehr eigenthümlich und voll sonderbarer Gebräuche ist. Die Lieder, welche bei solchen Gelegenheiten gesungen werden, sind auch aufgeführt; die Kleidung wird genau beschrieben und das so lebendig gruppirte Bild auf anmuthige Weise vollendet. Ref. möchte sowol Haupt- als Nebenpersonen für Portraits halten, so genau passen sie in die dargestellten Zustände, dieselben charakterisirend und die Wechselwirkung darthuend zwischen Menschen und Verhältnissen, welche sich gegenseitig bilden und sich gegenseitig den Stempel ihrer Mängel aufdrücken. Ref. hofft, daß der Verf. es nicht bei diesem ersten Bild aus Schlesien bewenden läßt, und er freut sich, die Lesewelt auf diese literarische Erscheinung als auf Gutes und Gediegenes hinweisen zu können.

2. Der Eid, oder Verbrechen und Gewissensbisse. Ein Roman von J. de Vries. Aus dem Holländischen von Eduard Wegener. Zwei Bände. Leipzig, Kollmann. 1846. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.

Ein Roman, welchen wir unbedingt jeder Leihbibliothek empfehlen können, indem er ganz geeignet ist, die gewöhnliche Lesewelt zu spannen und zu fesseln. Er spielt vor hundert Jahren, wo die Gesetzespflege noch unvollkommener war als jetzt, wo noch mancherlei Unrechtes und Ungerechtes im Geheimen geschehen konnte. Der Baron van Wallenstein ist mittels eines falschen Eides der einzige Erbe seines Vaters geworden; er hat das Testament des Vaters, welches die Erbschaft theilt, entwendet und ein altes, ihm günstiges vorgezeigt, welches während eines Streites zwischen dem Vater und dem andern Sohn geschrieben ward. Die beiden Zeugen seiner Unthat, einen rechtlichen Jäger und einen unrechtlichen Verwalter, hat er unschädlich zu machen gesucht: den Jäger, indem er ihn 18 Jahre in einem unterirdischen Gewölbe gefangen hält; den andern, indem er ihn den Matrosenpressern in die Hände spielt. Er glaubt sich sicher und wird von Gewissensbissen verzehrt, während sein ältester Bruder nach manchen Drangsalen von der kleinen Erbschaft eines alten Freundes glücklich lebt. Dieser hat ein bürgerliches Mädchen geheirathet, die Tochter des Kaufmanns Strahlenberg, welcher des Mordes beschuldigt, flüchtig ward. Man sieht in diesem Roman noch echte Bösewichter, welche den ganzen Abscheu des Lesers erregen, und als deren Gegensatz die Tugendhaften und Edeln um so glänzender hervorstrahlen; natürlich wird zuletzt alles Herzpochen um die unterdrückte und gekränkte Unschuld glücklich beseitigt und das Böse bestraft. Der als Matrose gepreßte Verwalter ist es, welcher den vielfach geschlungenen Knoten löst: er kommt zurück, um sich an dem Baron, der ihn zum Meineid verleitete, zu rächen, gibt demselben ein langsames Gift und foltert sein Gewissen in den letzten Stunden, wo ihm Glieder und Zunge den Dienst versagen. Der Verwalter hat auch den Mord begangen, um dessentwillen der Kaufmann Strahlenberg flüchtig wurde und später ins Gefängniß kam. Der redliche Jäger wird aus dem Kerker befreit; seine hübsche Tochter heirathet den Sohn des nun in seine Rechte wieder eingesetzten Bruders, und die Verbrecher verfallen dem Tode. Diese Geschichte wird jungen Reisenden an Ort und Stelle hundert Jahre nach dem Vorfall erzählt. Es spukt im Sterbezimmer des meineidigen Barons. Man warnt die Fremden davor und die Einheimischen vermeiden ängstlich, es zu betreten. Die Tochter des Gärtners hat es zum Schauplatz ihres nächtlichen Rendez-vous mit dem benachbarten Jäger erkoren und hält durch die Spukgeschichte die Lauscher fern. Die Liebesscene in dem Räumen des Spukes bildet einen erheiternden Contrast und verwischt die grausenhaften Eindrücke, welche die Darstellung von Missthaten und Gewissensbissen dem Leser vielleicht hinterlassen haben möchten.

3. Die graue Schwester. Roman von Marie von Thurnberg. Zwei Theile. Wien, Stöckholzer von Hirschfeld. 1846. 8. 2 Thlr.

Ein Liebes- und Herzensroman der gewöhnlichsten Art, der weder historische Thatsachen noch die Fragen der Jetztzeit berührt; die Verschlingungen der Begebenheiten und die Empfindungen begründen allein das fesselnde Interesse. Ref. muß gestehen, daß der Plan mit Kunst angelegt, mit Geschick ausgeführt und mit ruhigem schönem Stil gehalten ist; nur die Motive, welche die handelnden Personen in Bewegung setzen, sind unnatürlich. Aurelie schlägt die Hand des geliebten reichen Vetters aus, weil sie erst sich Geld erwerben will, um ihm nicht ganz arm anzugehören. Nach vier Jahren hat sich der Vetter in eine Andere verliebt und ist verheirathet. Der Bräutigam Luciens wird auf dem Schlachtfeld für todt gehalten, sodann von einem französischen General, dem sein Vater den Sohn umgebracht, aus Rache gefangen gehalten, während dessen seine Braut einen andern heirathet. Ida treibt auch ohne wirklich begründete Veranlassung den Mann ihrer Liebe von sich. Zuletzt wird sie Soeur grise und gibt dem Buche den Namen, obgleich sie nicht die Hauptrolle darin spielt. Trotz aller dieser Unwahrscheinlichkeiten wird sich doch mancher Leser von dem Roman angezogen fühlen wegen gut durchgeführter Scenen und geschickt herbeigeleiteter Ereignisse.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 249. — 6. September 1846.

Über das preußische Bankwesen.

Erster Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 248.)

Daß sowol Papiergeld als alle andern Umsatzmittel, welche als Anweisungen auf künftige Baarzahlungen deren Werth vertreten und vorstellen, sobald sie Geltung haben und behalten, das Vermögen der Verfügung über die Werthsumme verdoppeln, ist zu handgreiflich, als daß es abzuleugnen wäre (Nr. 1, S. 8; Nr. 2, S. 10). Man lege nur das Metallgeld, womit Zahlung zu leisten wäre, und die Kassenanweisungen, welche dessen Stelle vertreten, nebeneinander, und setze sie beide in Umlauf: ob man nicht mit dem Einen so viel vermag, aber auch nur ebenso viel, als mit dem Andern! Es bedarf hierzu nicht einmal einer öffentlichen Beglaubigung. Ein jeder guter Wechselbrief oder Starcho hat dieselbe Kraft. Folglich ist durch diese Verdoppelung des Vermögens auch ein doppeltes Capital in den Verkehr gebracht. Freilich verschwindet es in dem Augenblick wieder, wo die Anweisungen zur Einlösung kommen; allein für die Dauer der Circulation hat doch der Erfolg bestanden und ist in dem Momente seines Unterganges gleich wieder zu ersetzen, weil dieselben Ursachen dieselben Wirkungen hervorbringen, mithin der erhaltene Credit die ausgegebenen Verschreibungen nur wieder zu erneuern braucht, um durch die Einlösung der alten in dem Vermögenszustande Nichts zu verändern.

Der einfache Grund hiervon ist, daß der Credit selbst ein, zwar nicht materielles, aber ideelles Vermögen, folglich ein Capital ist, welches sich durch sich selbst vermehrt, je mehr jener sich steigert und ausbreitet; und welches deshalb unerschöpflich ist, so lange jener nicht sich selbst überbietet und damit seine Kraft überspannt und lähmt. Es verhält sich hiermit wie mit allen Kräften: Übung stärkt, Überanstrengung erschlafft sie. Der Credit aber ist kein natürliches Capital, sondern muß erst erworben und damit geschaffen werden. Allerdings führt ihn das Naturgesetz ein, nach welchem jeder Mensch für redlich, also auch für nicht wortbrüchig gehalten werden muß; aber diese bloße Verneinung der Unredlichkeit schafft noch keine Zuversichtlichkeit, in deren Vorhandensein eben die Verschiedenheit jener Rechtsvermuthung von dem Credite besteht, d. h. von dem erworbenen Vertrauen (credere: glauben), auf die treue Erfüllung eingegangener Verbindlichkeiten. Da jeder Glaube, der kein bloßer Wahn ist, von Gründen aus- und daraus hervorgehen muß, und da die Erfüllung einer Verbindlichkeit durch Zweierlei bedingt wird, durch das Vermögen und durch die Bereitwilligkeit seiner Anwendung dazu: so beruht der Credit auf der Überzeugung, daß der Verpflichtete Wort halten und dazu auch die Mittel haben werde. Zu beiden müssen also Gründe vorliegen, welche bei dem Erstern darin bestehen können: daß entweder für die Erfüllung Sicherheit gestellt wird durch Unterpfand oder Bürgen; oder daß man Zwangsmaßregeln unterworfen wird, die das Äußerste zu beschaffen nöthigen, z. B. dem Wechselarreste, dem Aufhören der selbständigen Vermögens- und Geschäftsverwaltung oder der Sequestration, oder Conventionalstrafen und dergleichen mehr; oder endlich auch darin, daß der Schuldner über seine Redlichkeit und Geschäftstüchtigkeit sich so vortheilhaft ausgewiesen hat, daß die hierdurch erlangte (kaufmännische) Ehrenhaftigkeit schon für eine hinreichende Bürgschaft angenommen wird. Dieselbe Stufenfolge findet auch in Betreff der Mittel statt, der Verpflichtung sich gebührend zu entledigen. Sie können schon vorhanden sein und Maßregeln getroffen werden, wodurch deren Anwendung für den beabsichtigten Zweck gesichert wird; oder es wird dies Letztere nicht einmal für nöthig erachtet, sondern sich schon bei der Überzeugung der hinreichenden Bemitteltheit beruhigt; oder endlich die Mittel können zur Zeit wirklich noch nicht einmal vorhanden oder doch noch nicht zur Verfügung des Verpflichteten sein, es ist aber kein Zweifel, daß er zur Verfallzeit sich in ihren Besitz gesetzt haben werde. Hier hat sein Vermögen dazu nur eine günstige Existenz, und das Capital, dessen Herr er dadurch ist, ist kein materielles, sondern blos ein ideales, darum jedoch nicht weniger wirksames. In allen diesen Fällen können auf die zu erfüllende Verbindlichkeit Anweisungen ertheilt werden, durch deren Realisation ihr Inhalt aus dem idealen Reiche in das materielle übergeht, welche aber bis dahin auch schon, weil sie vermöge des ihnen beiwohnenden Credits das ideale Capital vertreten, auf welches sie lauten und das sie körperlich vorstellen, seinen Betrag verkörpern und solchergestalt in den materiellen Verkehr bringen. Es versteht sich von

selbst, daß überall, wo die Valuta dafür hintergelegt und außer Umlauf gesetzt wird, dadurch keine Vermehrung des umlaufenden Capitals erzeugt werden kann, wol aber in den übrigen Fällen, in denen der Credit kein Realcredit ist, sondern blos ein persönlicher oder ein zusammengesetzter, in welchem letztern Falle das Mischungsverhältniß über die Capitalvermehrung entscheidet. Nichtsdestoweniger, wenn auch durch die auf Unterpfänder ausgegebenen Anweisungen kein neues Capital geschaffen wird, kann dadurch doch die Kraft desselben vermehrt und es für den Gebrauch im Umsatze geschickter gemacht werden: sodaß am Ende doch eben diese Erhöhung seiner Brauchbarkeit einen Vermögenszuwachs zuwegebringt und den Nationalreichthum steigert; denn zum Reichthume ist eben nicht nöthig, viel Geld oder Capital zu haben, noch dessen Anhäufung zu bewerkstelligen (Nr. 3, S. 11): sondern vielmehr das Vermögen und die Macht zu haben, es für den Bedarf und davon zu machenden Gebrauch in Bereitschaft zu haben, um es an dem Orte und zu der Zeit zu besitzen, wo es in Bewegung gesetzt werden soll. Dies geschieht nun dadurch, daß für schwer bewegliche und in Umlauf zu setzende Capitale Scheine ausgegeben werden, wodurch jene mittelbarerweise in den Umlauf kommen.

So richtig der Unterschied ist, welcher zwischen dem Vermögen selbst, das capitalisirt und durch Capital hervorgebracht wird, und einer Anweisung auf solches Vermögen obwaltet (Nr. 3, S. 14), so entspricht doch der gewählte Ausdruck „Capitalanspruch" nicht ganz der Vorstellung, welche durch diese Unterscheidung ins Klare gesetzt werden soll, weil es sich in der That nicht blos um einen Anspruch, sondern um eine Anweisung handelt. Die ganze wohldurchdachte Ausführung ist hierdurch unnöthigerweise schwerfällig und ungenau geworden. Sie läuft im Wesentlichen darauf hinaus, daß jede solche Anweisung eine Anticipation von Werthen enthält, die entweder noch gar nicht vorhanden oder doch noch nicht flüssig oder gefällig sind, und daß dieselben durch erstere schon vorher, bevor darüber noch körperlich zu verfügen ist, vermöge des hinzutretenden Credits stellvertretend in den Umsatz gebracht werden und denselben erleichtern. Am einfachsten geschieht Dies bei jeder Hinausschiebung der Berichtigung einer Schuld, worüber ein oder mehre Schuldscheine ausgestellt werden, welche, weil der Aussteller Credit genießt, an Zahlungsstatt aus einer Hand in die andere gehen. Alle übrigen Arten der Anweisung oder der Umwechselung von Umsatzmitteln, so complicirt sie sich gestalten mögen, sind auf diese einfache Grundlage zurückzuführen; denn allerdings gehört auch die Verwechselung der mancherlei Zahlungsmittel zu den Bedürfnissen der Verkehrserleichterung. Die Münzen müssen von verschiedenem Gehalte sein; das Geld in allen Ländern kann sich nicht gleich sein, ist es wenigstens nicht; und die Unmöglichkeit, daß der ganze Bedarf an Umsatzmitteln in Gelde vorhanden sei, hat zu dessen Abhülfe manche andere Auskunftsmittel entstehen lassen und eingeführt, welche bei mehren Gelegenheiten noch vortheilhafter verwendet werden können als Geld; oder umgekehrt, sodaß der Umtausch der verschiedenen Umsatzmittel nach dem jedesmaligen Bedürfnisse selbst ein Handelszweig und die erste Entstehungsursache der Banken geworden ist. Diejenigen, welche diesen Handel betrieben, setzten sich mit ihren Tischen oder Bänken natürlich an solche Orte, welche ohnehin am meisten besucht waren und die meiste Gelegenheit zum Umtausche darboten, auf die Märkte oder in die Tempelvorhöfe, und boten dort ihre Bestände feil. Diese Auswechselung mußte an Umfang ebenso natürlich ungemein zunehmen, als man ausfindig gemacht hatte, daß nicht alle Zahlungen baar geleistet zu werden brauchen, sondern daß sie auch durch Anweisungen und Wechsel geschehen können und diese den Handel sehr befördern. Ein Bankhalter, Banker, Banquier, Wechsler sind daher gleichbedeutend, wie Bank und Wechselcomptoir. Je mehr das Credit-Nehmen und -Geben sich vervielfältigte und in verschiedenen Formen sich erging, desto mannichfaltiger mußte dadurch der Handelsbetrieb der Bankers und der Banken sich gestalten: daher Wechsel-, Leih-, Depositen-, Spar-, Giro-, Disconto-, Escompto- und Zettelbanken.

Wie in allen diesen Formen sie für den Zweck arbeiten, den Verkehr durch Herbeischaffung der nöthigen Zahlungsmittel zu beleben, wird aus dem Bisherigen klar und ebenso leicht begreiflich sein, daß ganz vorzüglich diejenigen Banken neue Valuten schaffen, welche auf blos persönlichen Credit Darlehne oder Vorschüsse bewilligen und Zettel ausgeben. Indem nämlich durch die Erfahrung sich ergeben hat, daß eine gut verwaltete Bank beiweitem mehr Anweisungen auf sich ausstellen kann, als sie dazu Einlösungsmittel vorräthig und flüssig zu halten braucht, weil jene nie gleichzeitig insgesammt zur Einlösung kommen; und daß selbst in demjenigen Lande, das den ausgebreitetsten Verkehr unterhält, in England, sich dies Verhältniß nur wie 1 zu 3 ergeben hat, demnach in andern Ländern mit geringerm Umsatze sich wie 1 zu 4 oder 5 nur verhalten kann: hat es einleuchten müssen, daß das Bankgeschäft, durch Ausgabe von Zetteln zu betreiben, ein für die Bank außerordentlichen Gewinn abwerfendes, wie dem Lande Vortheil bringendes Unternehmen sein muß, vorausgesetzt, daß die Bank ihren Credit erhält und durchaus nicht misbraucht (Nr. 2, S. 42; Nr. 5, S. 47), was unerlaßlich ist. Je größer und wohlthätiger der Gebrauch einer Sache ist, desto nachtheiliger und verwundender muß ihr Misbrauch sein. Die Grundbedingungen der Erhaltung des Credits aber sind so einfach, daß ihre Beobachtung gar keine große Schwierigkeit hat, indem die Bank nur nicht ausleihen oder Credit geben darf ohne hinreichende Zuverlässigkeit des wirklich obwaltenden Credits oder bei einiger Bedenklichkeit ohne ausreichende Deckung, auch nicht mehr Zettel ausgeben darf als der Verkehr begehrt, viel weniger es irgendwie selbst darauf anlegen darf, diese Nachfrage durch von ihr eingeleitete Unternehmungen zu vermehren. In der Anwendung lassen sich diese beiden Regeln auch so fassen (Nr. 3, S. 25): Eine Bank darf nur

ausleihen und ausgeben, wann sie des vollen Ersatzes versichert ist und diesem eine Zwischenzeit gegen Vergütigung zugestehen kann, indem ihre Verpflichtungen anderweitig gedeckt sind; zu dem Ende darf sie mit ihren Mitteln auch eine solche Unternehmung unterstützen, welche den darauf gewendeten Verlag nebst Zinsen und Unterhaltungsaufwand verwerthen oder rentabel sind. Doch enthält diese Anwendung nicht Alles, was die aufgestellten Regeln in sich schließen. Es folgt hieraus von selbst, daß die Schaffung und Ausgebung der Banknoten weder ins Unendliche geht noch eine beliebige sein kann, sondern daß die Thätigkeit der Bank oder der Gesammtheit aller Banken darauf beschränkt ist, die in der Nation beschaffbaren Capitalien zusammen und auf den Markt zu bringen, um sie in Umsatzmitteln in den Verkehr zu bringen, so viel er deren bedürftig ist. Auch hier also bestätigt sich die allgemeine Regel: daß das Verhältniß zwischen Vorrath und Begehr der natürliche Regulator des Preises oder des Kaufwerthes der Dinge ist; und daß dadurch von selbst auch die Masse oder Summe der auszugebenden Banknoten sich bestimmt, indem sie weder den Begehr übersteigen, noch sich über den Betrag des der Bank anvertrauten und zu ihrer Verfügung gestellten Capitalvermögens erstrecken darf.

Die fertigen Eisenbahnen sind selbst gar große Capitale, die zu dem Nationalvermögen hinzutreten; es liegt folglich auch kein Hinderniß darin, auf dieselben oder deren Renten Anweisungen auszustellen oder auch sie zu verpfänden, wie jenes in den sächsischen Eisenbahnscheinen, dieses in den Prioritätsactien geschehen ist. Soll indessen die Staatsaufsicht sich nicht zu sehr in die Verwaltung der Eisenbahnunternehmungen eindrängen und sich nicht mit einer Geschäftsführung befassen, die der Selbstverwaltung der Gewerbtreibenden zu überlassen ist: so kann zu beiden Arten von Papieren nur ein Mäßiges im Verhältniß zu den Anlagekosten bewilligt werden, das noch keinen Ersatz für den ganzen Betrag Dessen verschafft, was durch jene dem sonstigen Verkehre entzogen worden ist; nicht zu gedenken, daß auf die Eisenbahnen aufgenommene Schuldverschreibungen die Masse der Papiere wieder vermehren, womit ein verderblicher Handel getrieben wird. Wir kommen also wieder darauf zurück, daß der Staat die Obliegenheit hat, solche Anstalten ins Leben zu rufen, durch welche dem unleugbaren Mangel abgeholfen wird. Die Bank zu Berlin ist dazu nicht angethan, wie die Erfahrung bewiesen hat (Nr. 2, S. 15): sie hat weder die Mittel dazu, noch paßt ihre Organisation dafür. Eben deswegen, weil ihr Wirkungskreis viel zu klein ist, hat sich neben ihr eine andere Anstalt, die Seehandlung, hauptsächlich mit Bankgeschäften befaßt und diesen ihre ursprüngliche Bestimmung nachgesetzt: was jedoch schon darum fehlerhaft ist, weil beide, obschon ihnen ein und derselbe Chef vorgesetzt ist, verschiedene Zwecke auf verschiedene Weise verfolgen, wodurch die Einheit des Systems in dem Staatsgeldhaushalte beeinträchtigt wird, dessen Nothwendigkeit nicht zu bestreiten ist (Nr. 2, S. 44).

Der Credit ist in seiner Begründung, Ertheilung, Benutzung und Wirksamkeit von großer Verschiedenheit, je nachdem er von dem Grundeigenthume im Lande oder von dem beweglichen und persönlichen Vermögen in Anspruch genommen wird. Es ist von großem Einflusse auf die politischen innern Verhältnisse und auf den Nationalcharakter, ob und in welchem Grade das unbewegliche Eigenthum durch Creditanstalten beweglich gemacht wird. Diese Mobilisirung hat mancherlei Bedenklichkeiten und es ist deshalb angemessen, die Leihanstalten für den Grundbesitz von denen fürs Gewerbe gänzlich zu trennen und in beiden die verschiedenartigen Rücksichten zu beobachten, welche dafür zu nehmen sind (Nr. 1, S. 12; Nr. 2, S. 48). Was über ihre weitere Ausdehnung und einige Fehlgriffe der neuern Zeit in ihrer Einrichtung beiläufig bemerkt worden ist, werden wir, so beachtungswerth besonders das Letztere ist, übergehen, weil es von dem Hauptgegenstande abschweift, und nur Das anführen: daß die wesentlichste Bestimmung der Creditanstalten für die Verpfandbriefung mit Recht in die Erweiterung des Geldmarktes und in die Vermittelung der auf Realcredit ausgehenden Anerbietungen und des Begehrs danach gesetzt worden ist.

(Die Fortsetzung folgt.)

Schulwesen in den Vereinigten Staaten und in England.

Charles Dickens erzählt mit Verwunderung in seinen „American notes", daß in der Fabrikstadt Lowell im Staat Massachusetts eine Zeitschrift „The Lowell Offering" erscheint, welche nicht blos für, sondern auch von Fabrikmädchen geschrieben wird. „Von dieser Zeitschrift", sagt Dickens, „habe ich 400 gediegene Seiten mitgenommen und vom Anfang bis zum Ende gelesen. Über die Vorzüge des «Lowell Offering», als eines literarischen Erzeugnisses, will ich nur bemerken, ganz abgesehen davon, daß die Aufsätze wirklich von solchen Mädchen nach Verrichtung ihrer schweren Tagarbeiten geschrieben worden sind, daß es mit einer großen Menge von englischen Zeitschriften erfolgreich wetteifern kann." In England freilich gibt es unter vielen Tausenden Fabrikmädchen schwerlich 100, die ihre eigenen Namen schreiben, viel weniger solche, die schriftstellern können. Wie soll es auch anders sein? bei der unter dem dortigen Volke herrschenden Unwissenheit! Betrachten wir, was vor einigen Jahren ein Engländer in England, James Mather, darüber öffentlich gesprochen hat und was auch dort gedruckt erschienen ist. („Two lectures, delivered at Newcastle-upon-Tyne, on the constitutions and republican institutions of the United States, from data procured on a visit to that country", 1840.) Diese Schrift enthält unter Andern Folgendes über das Schulwesen in den Vereinigten Staaten und in England: „Öffentliche oder Freischulen sind in den Vereinigten Staaten überall häufig, besonders in Neu-England (Massachusetts, Maine, Vermont, Neu-Hampshire, Rhode-Island und Connecticut), wo alle Kinder freien Schulunterricht erhalten können. — Während man also in den Vereinigten Staaten jedem Kinde freie Mittel zum Unterricht gewährt: wie steht es damit in England?! — Lord Brougham hat erklärt: daß durchschnittlich im Königreiche Großbritannien nicht mehr als ein Zehntel oder Elftel von den Kindern Unterricht erhält! — Wir Engländer nennen uns anmaßend das freieste und das gebildetste Volk der Erde? und wir sind das unwissendste von allen gebildeten Völkern! Wir kennen nicht unsere Unwissen-

heit, die so ungeheuer groß ist, daß sie uns Allen Schande bringt! — Die Anzahl der Kinder in Pennsylvanien, zwischen 5 und 15 Jahren, ist ungefähr 320,000; die für öffentliche Schulen bestimmten Gelder sind jährlich 540,000 Dollars (756,000 Thlr.), fast 110,000 Pf. St., bei einer Bevölkerung von etwa anderthalb Millionen Menschen, während das britische Reich in Europa, mit seinen 25 Millionen Menschen, für den Zweck des Unterrichts 50,000 Pf. St. bestimmt! — Die Freigebigkeit in Amerika für den Zweck des Unterrichts wird hauptsächlich durch den Congreß bewirkt: letzterer widmet diesem edlen Gegenstande 640 Morgen Landes in jeder Ortschaft von sechs englischen Geviertmeilen in allen neuen Staaten; hierzu kommen noch die großen Geldbewilligungen der Staats-Gesetzgebungen und die freiwilligen Beiträge einzelner Bürger. Also wird die Bildung des Geistes in Amerika bis zu den äußersten Grenzen befördert."

Entnehmen wir nun auch Etwas aus den Berichten eines Deutschen über die Schulen in den Vereinigten Staaten. (Julius, „Nordamerikas sittliche Zustände. Nach eigenen Anschauungen in den Jahren 1834, 1835 und 1836", 2 Thle., Leipzig 1839.) Der Staat Connecticut besitzt allein zwei Millionen Dollars Schulcapital, dessen Zinsen ohne Besteuerung der Gemeinden ausreichen, um über 1500 Freischulen für ungefähr 90,000 Kinder zwischen 4 und 16 Jahren zu unterhalten. Sämmtliche Neu-England-Staaten, mit etwa 2,230,000 Einwohnern, haben gegen 12,000 Freischulen, worin über 500,000 Kinder unterrichtet werden. Neu-England zunächst kommt der Staat Neu-York: er hat (bei einer Bevölkerung von ungefähr 2,120,000 Menschen) ein Schulcapital von zwei Millionen Dollars, zu dessen Zinsen von dem Staate und den Gemeinden so viel beigetragen wird, daß jährlich 1,400,000 Dollars zusammenkommen, um über 9000 Volksschulen zu unterhalten, in welchen etwa 537,000 Kinder zwischen 4 und 16 Jahren frei unterrichtet werden. Connecticut hat 301,015 Einwohner. „Der Schulfonds beträgt 2,044,351 Dollars. Der Staat besitzt zwei Universitäten, 1619 öffentliche Schulen und 127 höhere Bildungsanstalten. Im J. 1840 befanden sich im ganzen Staate nur 526 Personen über 20 Jahre alt, welche weder lesen noch schreiben konnten."

Hiermit vergleichen wir Folgendes (Venedey, „England", 3 Thle., Leipzig 1845): „Ungefähr die Hälfte aller Leute, die in England verehelicht werden, können ihre Namen nicht schreiben."

Geschlossene Heirathen.		Männer, die ihre Namen nicht schreiben konnten.		Frauen, die ihre Namen nicht schreiben konnten.
1839	121,083	40,287		58,969
1840	124,329	41,812		62,523
1841	122,482	40,069		59,886
	367,894	122,458	+	181,378
		= 303,836 Personen.		

In England geschieht aber weit mehr für die Viehzucht, besonders für die Pferdezucht, als für die Erziehung der großen Mehrheit des Volkes! Ein Witz, welchen der londoner satirische Witzbold „Punch" vor einem halben Jahre machte, enthielt eine fürchterliche Wahrheit. Drei arme Kinder hatten einige Erbsen gestohlen und wurden darum als Diebe vor den Lord-Mayor gebracht, welcher sie aber freisprach und eine Rede hielt über die schlechte Erziehung des Volkes. Hierüber äußerte „Punch": „Sehr wahr, Ew. Lordschaft! Die Gesetzgebung hat so lange gestritten über den Grundsatz der Erziehung, daß sie seine praktische Anwendung übersehen hat. Freilich! das Parlament hat Geld für die Schullehrer bewilligt: es hat bei einer Gelegenheit 10,000 Pf. St. für den Unterricht des Volkes gegeben; ja! die großartige Summe von 10,000 Pfund! und es hat in derselben Sitzung, wenn wir uns recht erinnern, 70,000 Pf. St. für die Pferdeställe von Windsor bewilligt. Zehntausend gegen Siebzigtausend! Volk gegen Pferde! Wie viel besser würde es für jene drei hülflosen Kinder gewesen sein, wenn sie das gute Glück gehabt hätten, als Füllen in den Pferdeställen von Windsor auf die Welt zu kommen!!!" 102.

Bibliographie.

Ackermann, J., Die Geschichte des Reiches Gottes auf Erden, vor, in und nach Christus, als Religionslehre gegeben. 1ster Theil. (Das Reich Gottes vor Christus.) 1ste Lieferung. Rorschach, Magazin für Literatur. 8. 9 Ngr.

Arnim, L. A. v., Sämmtliche Werke. 14ter Band: Des Knaben Wunderhorn. Alte deutsche Lieder, gesammelt von L. A. v. Arnim und Clemens Brentano. 2ter Band. Berlin, Expedition des Arnim'schen Verlags. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Bender, C., Geschichtliche Darstellung der Leiden der Christenheit durch osmanische Glaubenswuth und Eroberungssucht von den frühesten bis auf die neuesten Zeiten. Nebst einem Anhange, enthaltend: Ausgewählte Stellen aus Dr. M. Luther's „Heerpredigt wider die Türken". Darmstadt, Leske. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Biener, F. A., Abhandlungen aus dem Gebiete der Rechtsgeschichte. I. Über die Einführung der Geschwornengerichte in England. II. Historische Erörterungen über den Ursprung und den Begriff des Wechsels. Leipzig, B. Tauchnitz jun. Gr. 8. 22½ Ngr.

Koch, M., Reise in Oberösterreich und Salzburg auf der Route von Linz nach Salzburg, Fusch, Gastein und Ischl. Mit einem historischen Anhang, Abbildungen und statistischen Tabellen. Wien, Sollinger. Gr. 12. 1 Thlr. 10 Ngr.

Das Coelner Mosaik. Programm zu Winckelmann's Geburtstage am 9. Dec. 1845. Herausgegeben vom Vorstande des Vereines von Alterthumsfreunden im Rheinlande. Bonn, Marcus. Gr. 8. 20 Ngr.

Rochs, R., Gedichte. Berlin, Vereinsbuchhandlung. 8. 1 Thlr.

Venator, C., Die Offenbarung St. Johannis des Theologen, metrisch erklärt und umschrieben zur häuslichen Andacht an Sonn- und Feiertagen für Christen aller Confessionen. Darmstadt, Leske. 12. 15 Ngr.

Tagesliteratur.

Ameisen-Kalender auf das Jahr 1847. Grimma, Verlagscomptoir. 4. 5 Ngr.

Aufschlüsse über die jüngsten Ereignisse in Polen. Nebst 16 authentischen Aktenstücken. Mainz, Kirchheim, Schott und Thielmann. Gr. 8. 16 Ngr.

Broix, Trauerrede auf Papst Gregor XVI. Köln, Du Mont-Schauberg. Gr. 8. 4 Ngr.

Dercsényi, J. Freih. v., Studien über ein humanes Mittel gegen den Kommunismus, oder über das Humanitätssystem der Volkswirthschaft, des Volksunterrichts und des politischen Volkslebens. Pesth, Hartleben. 8. 21 Ngr.

Galizien und die Robotfrage. Vom Verfasser der Schrift: „Überblick der Verhältnisse in Galizien und Polen." Leipzig, Hinrichs. Gr. 8. 15 Ngr.

Die Gedächtnißfeier des Todestages Luther's in der evangelischen Gemeine zu Bonn. Bonn, Marcus. Gr. 8. 3 Ngr.

Julius, G., Die Bankbewegungen in Deutschland. 2tes Heft: Die Entwicklung und Lösung der preußischen Bankfrage. (Fortsetzung.) Berlin, L. Fernbach. Gr. 8. 8 Ngr.

Streicher, K. A., Predigt, bei der allgemeinen Hauptversammlung des Altenburger Hauptvereins für die Gustav-Adolph-Stiftung am 23. Juli 1846. Altenburg, Schnuphase. Gr. 8. 3¾ Ngr.

Zehntes Sendschreiben an die Gutsbesitzer bürgerlichen Standes in Mecklenburg. Leipzig. 8. 1 Thlr. 5 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 250. — 7. September 1846.

Über das preußische Bankwesen.

Erster Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 249.)

Für die Erlangung der im Verkehre sonst benöthigten Umsatzmittel und die Benutzung des ausgedehntesten Credits dazu dienen die mancherlei Arten von Banken, am allermeisten, wie schon erwähnt, gut eingerichtete Zettelbanken. Diese unterscheiden sich nämlich von andern Leihbanken dadurch, daß sie ihre Darlehne und Geschäfte nicht in Gelde auszahlen, sondern dafür Anweisungen auf ihre Kasse ausstellen und ausgeben, welche als Zahlungsmittel in Umsatz kommen und darin gebraucht werden, bis es einem Inhaber gefällig ist, dafür Geld zu erheben. Das Zettelverfertigen und ihre Ausgabe betrifft also nur eine Modalität der Vollziehung des eigentlichen Bankverkehrs, und ist nicht dieser selbst, so wenig das Ausmünzen in England jemals mit dem Geldregale verwechselt worden ist. Es ist nach dem Gesetze der Arbeitstheilung angemessen ebenso, wie ein Fabrikant die einzelnen Theile seiner Waare in besondern Abtheilungen durch dafür angelernte Arbeiter anfertigen läßt, auch hier ein eigenes Bureau, eine besondere Abtheilung der Geschäftsführung, einzurichten, wie namentlich die große Bank von England ihr abgezweigtes Issuedepartement hat (Nr. 1, S. 41), das nicht eine Bank für sich ausmacht, sondern nur für dieselbe die Anfertigung und den Umtausch der Noten gegen reglementsmäßige Währung besorgt. Es scheint, daß Dies von Hrn. Julius übersehen worden ist, und daß er dieses abgesonderte Bureau der Bank, deren es für andere Geschäftsabtheilungen noch mehre gibt, für eine selbständige Bankanstalt genommen habe. So nur erklärt sich der von ihm gebrauchte Ausdruck: „Die Zettelbankwirksamkeit" (Nr. 5, S. 40). Die bloße Zettelfabrikation und der Umtausch der Zettel erfodert und gibt gar keinen Credit: Dies ist lediglich eine artistische und arithmetische Operation; das Creditiren erfolgt bei dem Hauptbankbureau, wo sowol alle Anleihen als auch die Art derselben beantragt und bewilligt werden, entweder in Geld oder in Noten, und an welches das Prägungsbureau deshalb die fertigen Noten gegen Niederlegung einer gleich großen Gewährschaft dafür zur Verbreitung in den Verkehr ausliefert. In jenen Geschäften, nämlich daß entweder gar kein schon vorhandenes Capital dazu nöthig ist, um Noten vorgeliehen zu erhalten, oder daß nur ein Theil der dafür niedergelegten Währung aufbehalten zu werden braucht, der andere Theil aber anderweitig benutzt werden kann: darin ergeht sich der Credit, sowie darin, daß die Zettel statt baaren Geldes genommen werden und umlaufen, welcher aber eben darauf beruht, daß die Bank den Werthsbetrag dafür in sichern Verschluß gibt. Die Zettelerschaffung muß geschehen, damit die Zettel verliehen oder sonst in Umlauf gebracht werden können; das eigentliche Bankgeschäft muß in den dazu gefertigten Zetteln geschehen, weil diese nur dadurch erst Banknoten werden; ebenso muß der sorgfältigste Verschluß des Deckungsfonds erfolgen wegen der Sicherstellung desselben. Allein es ist gar nicht nöthig, daß Beides bei der Bank selbst geschehe, wie denn insonderheit die Aufbewahrung der Fonds an manchen Orten bei der Obrigkeit oder den Gerichten erfolgt. Es ist nur der Bequemlichkeit und Ersparniß wegen, wenn Beides von der Bank selbst besorgt wird. Weil aber die Beaufsichtigung des Staats ganz vorzüglich auf das Vorhandensein der Fonds und auf die Übereinstimmung damit des Betrags der gefertigten Noten gerichtet sein muß, damit nicht mehr davon existiren als dasein sollen: so ist die ganz vorzügliche Beaufsichtigung dieses Prägungs- und Verwahrungsamtes durch dazu beauftragte Staatsbeamte ganz in der Ordnung.

Die Grundsätze und Einrichtungen festzustellen, wodurch das Publicum gesichert wird, daß das Bankgeschäft nicht, wie in Amerika und in Schottland geschehen ist, zur Verschlingung der von ihm an sich gezogenen Capitale gemisbraucht werden könne; diese Gefahr mit der Weisheit und Gerechtigkeit abzuwenden, ohne deshalb die Freiheit und Privateinsicht im Geschäftsbetriebe mehr zu beschränken, als dazu eben nothwendig ist: Dies ist die Aufgabe der Staatsregierung und ihrer gesetzgebenden und aufsichtführenden Gewalt (Nr. 2, S. 69). Daß für die letztere es eine wesentliche Beihülfe ist, durch die erstere sich noch die Beaufsichtigung des Publicums zuzugesellen, vermöge einer regelmäßigen und häufigen öffentlichen Bekanntmachung einer Übersicht des Zustandes und der Geschäftsführung bei der Bank oder den Banken, liegt am Tage; wogegen es unnöthig zu sein scheint, im voraus und auf längere Zeit die äußerste Summe der auszugebenden Noten festzustellen:

weil das Bedürfniß derselben so wenig als der Capitalanwachs vorher zu berechnen ist, und weil mit sonst gehöriger Vorsicht bei Deckung der in Umlauf gesetzten Noten auch keine Gefahr vorhanden ist, daß sie so leicht in größerer Masse zurückströmen als Mittel zur Einlösung herbeigeschafft werden können. Nur ganz außerordentliche Vorgänge können eine solche Gefahr herbeiführen, deren Möglichkeit nicht in Abrede zu stellen ist; aber es darf auch darum das für gewöhnlich Heilsame und Ersprießliche nicht unterlassen und aufgegeben werden, weil es unter ganz besondern Umständen giftig und verderblich werden kann: sondern die Gesetzgebung hat sich nur zu bemühen, davon so viel vorauszusehen und vorzubauen, als sie vermag, übrigens aber nicht um die Zukunft weiter besorgt zu sein, welche sich bei unvorherzusehenden Vorfällen selbst helfen muß. Dies enthält keine Erlassung der möglichen Vorsicht, sondern nur eine Warnung vor übertriebener Besorgniß.

Im Gegentheil darf die Staatsregierung durchaus in der Gesetzgebung und Beaufsichtigung keinen Schritt weiter gehen als zu dem eben angegebenen Zwecke: sie darf die Freiheit und das eigene Ermessen der Geschäftsleute nicht im mindesten weiter beschränken als zu dieser Nothdurft; besonders muß sie sich hüten, Begünstigungen und Monopole einzuführen und zu ertheilen. Jedes Monopol begünstigt unvermeidlich den Privilegirten auf Unkosten aller Übrigen. Um deswillen ist das System einer Landesbank mit Filialbanken verwerflich, sobald damit die Ausschließung und Verhinderung der Errichtung anderer Banken verbunden ist (Nr. 1, S. 15). Dies hindert nicht, zunächst erst für die Errichtung einer Landesbank Sorge zu tragen, sie auch zur Anlegung von Filialbanken oder Comptoirs zu ermächtigen, nur mit keinem Ausschließungsrechte, also: daß, sobald die Errichtung einer oder mehrer davon unabhängigen Banken von Andern beabsichtigt wird, ihnen dabei kein Hinderniß in den Weg gelegt werden möge (Nr. 2, S. 36). Man darf bei angemessenen Reglements nicht befürchten, daß die eine auf Entwerthung der Zettel der andern ausgehen werde, was schon jene verhindern müssen. Da vielmehr von dem Ausfalle bei dem Umsatze der Zettel der einen Bank allemal eine Verminderung der Summe der Umlaufsmittel erwächst, muß im Betrage derselben die Präsentation der Zettel bei den andern Banken sich steigern. Schon hierin liegt ein anderweitiger erheblicher Grund, weshalb der Staat nicht selbst eine Bank errichten noch verwalten darf: weil er ohne Monopolisirung im Betriebe der Gewerbe niemals die Concurrenz mit Denen aushalten kann, die all ihr Sinnen und Trachten und alle ihre Thätigkeit darauf richten. Der Staat kann nur durch Beamtete verwalten lassen, und die ganze Richtung des Geistes und des Verhaltens der Staatsbeamten muß nothwendigerweise eine ganz andere sein, als solche in dem und durch den Gewerbetrieb ausgebildet werden. Eine Menge kaufmännischer Usancen entstehen lediglich durch stillschweigendes Übereinkommen über Erfahrungssätze und über die daraus abzunehmenden Klugheitslehren, z. B. die Frist von drei Monaten für Waarenwechsel (Nr. 1, S. 13).

Selbst wenn der Staat erfahrenen und bewährten Kaufleuten die Leitung seiner Bank übergeben wollte, würde es fehlschlagen, weil dieselben nothwendigerweise aufhören müßten, Gewerbtreibende für eigene Rechnung zu sein und damit in wenigen Jahren in den feinern Wahrnehmungen und Beobachtungen im Verkehrsleben fremd geworden sein würden. Wenn man aufhört, sich in einem Gewerbe zu bewegen, kennt man es bald nicht mehr. (Nr. 2, S. 36.)

Wenn hingegen die Frage entsteht: ob nur ausgedehnten und durch ansehnliche Einlagen von vorn herein gut begründeten Actiengesellschaften oder einzelnen Banquiers die Befugniß zur Ausgebung von Noten zuzugestehen sei? muß man sich unbedenklich für Jenes entscheiden: der einzelne Privatmann ist in seinem ganzen Geschäftsbetriebe unmöglich so genau zu controliren, als es hier zur Begründung der größtmöglichen Zuversicht unumgänglich nöthig ist; während bei einer Actiengesellschaft die Geschäftsleitung in den Händen eines Verwaltungsrathes auserwählter und periodisch wechselnder Actionnairs sich befinden muß, welcher vermöge seiner Zusammensetzung der Staatsaufsicht nicht leicht Etwas verbergen kann. Ein noch wichtigerer Grund aber ergibt sich daraus, daß die Macht des Geldes, welche wir kennen gelernt haben, verbunden mit der Gewandtheit eines besonders begabten Kopfes, diesem in kurzer Zeit eine Gewalt gibt, über deren Gebrauch er Pläne entwerfen oder verfolgen kann, mit denen er den Absichten der Regierung entgegenzuwirken und auf ihre Überwältigung auszugehen vermag (Nr. 2, S. 17). Das Haus Laffitte liefert ein Beispiel hiervon, und das Haus Rothschild, zumal in der Verbindung sämmtlicher Comptoirs, bildet schon eine zu beachtende europäische Macht. Dahin wird es bei einer Actiengesellschaft nie kommen, weil sie ihre Operationen den Commissarien der Regierung nicht verbergen kann; weil sie keine andere Geschäfte betreiben darf, als die ihr nachgelassenen, folglich ihr Statut und ihre Beaufsichtigung jedes Ausschreiten verhindern. Dahingegen gewährt sie durch die Größe ihrer Fonds selbst, dem Gesetze zufolge, daß Geld nach dem Gewichte Geld an sich zieht und die kleinern Capitalien den größern folgen, dem Lande und seinem Verkehre den größten Sammelplatz für die umlaufenden Capitale und die höchste Bequemlichkeit in der Erlangung von Umsatzmitteln; der Regierung aber die Möglichkeit und die Macht, auf rechtmäßige Weise und fern von aller Gewalt die Hülfe eines großen Theils des Nationalvermögens zu solchen Zwecken benutzen zu können, welche ohne beträchtliche Summen gar nicht anzufangen oder auszuführen sind. Daß hiermit keine Bemächtigungen der Bankfonds, ja selbst keine solche Anleihen aus denselben gemeint sind, wodurch die Sicherheit der Bank in Gefahr gesetzt und den darauf abzweckenden Statuten derselben zuwider gehandelt wird, folgt schon daraus, daß nur von rechtmäßigen Ansinnen an die Bank die Rede ist.

(Der Beschluß folgt.)

Zur Tagesliteratur.

Bei dem gegenwärtigen Waffenstillstande zwischen den Cabineten, in einer Zeit, da auch die Völker nur mit Handelswaaren streiten, und im Staate der Kampf der Principien zur Bildung der Gesetze keine gewaltsamen Mittel braucht, scheinen sich nach diesen Pauperismus und Communismus in einigen Staaten umzusehen. Aus diesem Anschein reichen Stoff zu entnehmen, hat die Tagesliteratur nicht unterlassen. Eine der neuesten Brochüren hierüber ist:

1. Pauperismus und Communismus, ihre Ursachen und die Mittel zur Abhülfe. Historisch, staatswirthschaftlich, social. Von Friedrich Steinmann. Solingen, Amberger. 1846. 12. 12 Ngr.

Der Communismus hat seinen Ursprung in dem Urtheile des Verstandes von Individuen auf Grund der Thatsachen des Pauperismus. Wie nun hiergegen ein Mittel zur Abhülfe gefunden werden könne, ist nicht abzusehen. Kann man der Freiheit des Individuums, zu erfahren und zu denken, Vorschriften geben? Freilich, wenn es mit seinem Urtheile auf den Willen Anderer überredend zu wirken strebt und so Handlungen entstehen, welche den bestehenden Gesetzen zuwiderlaufen und den Staat bedrohen: dann gibt es ein Mittel; das ist aber zu bekannt und schon zu trivial, als daß es von Nutzen wäre, der Gegenwart darüber Belehrungen zu geben. Der Verf. denkt auch nicht daran. Er ist hinsichtlich des Communismus nur bestrebt, ihn dem deutschen Verstande zur Zeit der Reformation zu vindiciren. Er wäre nur gleichsam auf einem Umwege durch Frankreich im 19. Jahrhundert wiederum auf deutschem Boden angelangt. Aber wo denn? Wo handelt man in Deutschland danach? Daß Der oder Jener in seinen Urtheilen communistisch denken mag, ist gewiß von der größten Unwichtigkeit, so lange er seine Gedanken für sich behält; er läßt sich doch wol nur mit ihnen begraben. Wenn also der Verf. das gegenwärtige Sein nicht nachweist, ist es für eine Tagesbroschüre gleichgültig, zu untersuchen, ob der Communismus einstmals ursprünglich ein deutsches Urtheil gewesen sei. Wir wollen Das der gelehrten Forschung überlassen. Aber darauf aufmerksam zu machen kann nicht unterlassen werden, daß durchweg die socialen Bestrebungen der „armen" Leute in Deutschland zur Zeit der Reformation nicht communistisch waren. Zwar Thomas Münzer urtheilte so; aber die aufgestandenen Bauern wollten nur einen christlichen Prediger und eine christliche Behandlung, und immer haben sie Besitzrechte, ja sogar vertragsmäßiges Abkommen mit Rücksicht auf alten, wenn auch unrechtmäßigen Besitz anerkannt, welches doch dem Princip des Communismus nicht angenehm sein möchte. Endlich städtische Unruhen des Mittelalters hierher zu rechnen, zeugt von Unkunde der Bestandtheile und der Geschichte der deutschen Städte. Der Pauperismus wird in Deutschland als eine Thatsache angenommen. Es gemahnt uns fast, als wenn alle diejenigen Schriftsteller, welche Dieses behaupten, von unserer bekannten Nachahmungssucht angesteckt sind. Glauben wir doch auch constitutionnelle Staaten zu haben; warum denn nicht constitutionnellen Pauperismus? Die Beweise wenigstens werden aus England und Frankreich genommen, und nicht aus Rußland. So brüstet sich der Knabe mit einer gewissen Krankheit der Jugend: er wäre gar nicht vorgeschritten, wenn er sie nicht hätte. Wir müssen immer fragen: Wo ist in den vielen deutschen Staaten der Pauperismus nach dem Begriffe zu finden, den man einmal für ihn adoptirt hat? Eine Nachweisung hierüber finden wir jedoch nicht. Indessen, es wäre möglich, daß der Pauperismus in allen deutschen Staaten, also dann erst in Deutschland, einträte und daher würden die Mittel zur Abhülfe, recht und rechtzeitig angewendet, einen großen Segen gewähren. Sehen wir also nach den Vorschlägen des Verf. Statt Consumtionssteuern: Einkommensteuer, Luxussteuer nebst Kleiderordnung nach einer allgemeinen Landestracht; Aufhebung der Lieferungsgeschäfte für die Staatsbedürfnisse an den Mindestfedernden; Fixirung des Arbeitslohns; der Speculation in den nothwendigsten Bedürfnissen des Lebens muß auf jede Weise Maß und Ziel gesetzt werden; zu Staatsarbeiten muß ein jeder Unterthan desjenigen Staats, der eine Anleihe contrahiren will, zugelassen werden; der Bauernstand muß in jeder Hinsicht erleichtert, seine Interessen auf jede Weise gefördert werden; Einschränkung der Eisenbahnen; Beschränkung der Gewerbefreiheit auf dem Lande; Unterdrückung jeden Wuchers; Armenbeschäftigungsanstalten, Armenwohnhäuser und Erziehungsanstalten für Armenkinder. Das sind nun zwar Alles recht schöne Dinge, wenn auch hin und wieder etwas unverständlich, unmöglich; aber

> Die Theile sind in der Hand.
> Fehlt leider das geistige Band.

Denn woher soll die Verwirklichung kommen? Doch wol durch Gesetze oder Staatsformen. Aber fallen diese in einer Nacht, des Tages gar nicht zu gedenken, vom Himmel herunter? Auf der Erde bedürfen wir des Lebens zum Fortschreiten. Es werden also Staatseinrichtungen nöthig sein, die es wahrscheinlich machen, daß sie solche Gesetze zu erzeugen im Stande sind. Der Verf. sagt, daß der Liberalismus in dem Socialismus sich verklären solle, und er folgert daraus nicht weiter: daß die Repräsentativverfassungen, als der Boden des Liberalismus, einer Fortbildung in dem Sinne bedürfen, daß Veranstaltungen getroffen werden, nach welchen Alle, auch der „arme Freie", persönlich und selbstthätig bei der Bildung der Gesetze wirken können? Erkennt der Verf. nicht die Zeichen der Zeit auch in Deutschland an den Bürgergesellschaften, die keinen andern Sinn haben als den freien Gemeindebürger auf socialem Wege, auf demjenigen, der das Revolutionsmittel der Gegenwart ist, zum freien und wirksamen Staatsbürger persönlich zu erheben? Die Hebekraft weise der Verf. nach, ehe er uns die Resultate wie eine Luftspiegelung verführt. Die Entfremdung des armen Freien vom Staate, ehemals durch Waffenbürtigkeit und Stammbaum, jetzt durch Geld und Amt, ist der Grund des socialen Unglücks und der communistischen Ideen. Hinter dem unscheinbaren Gewande der Sehnsucht nach Arbeit sieht die Demokratie hervor.

Baiern ist derjenige deutsche Staat, in welchem gegenwärtig der wahre Katholicismus mit dem Ultramontanismus und Jesuitismus im harten Kampfe ringt. Die letztern Bestrebungen mußten für Deutschland gerade ihr Augenmerk auf jenen Staat richten, weil er unter denjenigen deutschen Staaten, die auch in Deutschland stehen, der mächtigste und concentrirteste ist, also erobert in der Gegenwart die beste Stütze und Brücke sein würde, uneingedenk der alten Erinnerungen, die selbst mehr an den bairischen als an den östreichischen Namen sich knüpfen. Für den Fanatismus in der Religion selbst aber mußte ebenfalls Baiern sehr gefahrdrohend erscheinen; denn von ihm aus hat die wahre katholische Richtung, ein Greuel für den Ultramontanismus, glänzende Lehrer und Vertheidiger gefunden, wie Sailer, Wittmann, Diepenbrock und Andere. Als ein Nothruf jener Richtung und im höchsten Grade beachtenswerth erscheint uns nachstehende Broschüre des Fürsten v. Oettingen-Wallerstein:

2. Ächte Erläuterungen und Zusätze zu der Rede des Reichsraths-Referenten Fürsten v. Oettingen-Wallerstein gelegentlich der Berathungen über die Klösterfrage. München, Palm. 1846. Gr. 8. 10 Ngr.

Der Fürst hatte in der bezeichneten Rede geäußert, der Katholicismus könne in Deutschland blühen und blühe nur dauernd ohne Ultramontanismus und Jesuitismus. Er mußte die wüthendsten Angriffe dieser Partei erfahren, und hat geantwortet, weil die Waffen Eines Feindes offenbar amtlichen Rüstkammern entstammen. Ultramontanismus ist Entdeutschung, Entfernung des deutschen Gemüths und des deutsch erzogenen, deutsch fühlenden Klerus aus Glauben und Kirche, wofür mechanische Gebetsformeln und künstlich angeregte, bleichwangige, knabenhafte Abates mit Talarrock und dreispitzigem Hute eintreten sollen. „O! entarten wir nicht", ruft der Verf. aus, „die mächtige, die jedem Sturme trotzende germanische Eiche! schwächen wir nimmermehr den alten Stamm

durch das Aufpfropfen duftender, aber gegenüber des Hauches unserer Nordwinde stets fröstelnder und schnell verkommender Pomeranzenreiser! Bewahren wir ihn der Kirche in seiner ganzen Echtheit, den germanischen Riesen mit seiner einfachen, ruhigen, aber gewaltigen Lebensanschauung, mit seinen weit ausgebreiteten nervigen Armen!" Die „streitende Kirche" hat in Baiern von der Kanzel folgende Worte gepredigt: „Wehe dir! Katholik, der du deine Kinder aus Unglaube oder aus Versorgungsliebe verkaufst an die Hölle! Unnatürliches Weib! Also so viel an dir liegt, hast du dein Kind, noch ehe es geboren wurde, dem ewigen Verderben verkauft? Rabenmutter! du hättest verdient, Nattern unter deinem Herzen zu tragen, die deine Eingeweide durchfressen!" Da, seit 1837 etwa, bemächtigte sich finsterer Grimm der untern Volksclassen, Unfriede der mittlern und höhern Stände; zahlreiche Fälle des religiösen Wahnsinns traten ein. Aber Krieg, so lange es Andersglaubende, ja Andersbetende gibt, und Frieden, den Frieden des Grabes erst nach dem Verschwinden des letzten Katholiken. Damit solche Kirche tüchtige Streiter erhalte, hat ein Organ der Richtung erklärt: „Das darf nie vergessen werden, daß nach den heiligen Canones die Kirche und ihre Hirten auch über Schule und Wissenschaft, über Lehrer und Lernende freies Dispositionsrecht genießen, wo und sobald sie aus ihrem zeitlichen Güterschatze, mit ihrer Autorität, nach ihrem Bedürfnisse eigene Schulen errichten und unterhalten und mit ihren Erziehungsanstalten, resp. Knabenseminarien verbinden. Staatsschulpläne, Visitationen u. dergl. sind Einmischungen einer unberechtigten Macht." Über die Jesuiten sagt der Fürst: „In Deutschland kann man ihrer Rückkehr nicht ohne Beben gedenken. Hier, wo keine Spur jener breiten politischen Freiheiten zu finden ist, deren seit bald zwei Jahrhunderten die Inselgruppe jenseit des Kanals und seit bald 30 Jahren Frankreich sich erfreut; hier, wo die Regierungsformen noch immer wesentlich regiminalen, wesentlich bevormundenden Gepräges, und die Offenbarungen der öffentlichen Meinung, ja die Mittel zur Begründung einer solchen äqual Null sind: hier können die Jesuiten, an katholische Regierungen sich anklammernd, zwischen sie und die protestantischen sich einzwängend, Antipathien weckend, nährend und benutzend, ein Unheil stiften von unberechenbarer Tragweite. Aus dem Westen kommen seit bald 12 Jahren alle die Sendlinge, deren bleiche Antlitze unsere Straßen durchwandern." An die Gesellschaft Jesu reiht sich unmittelbar die Congregation der Redemptoristen an, wie Reisige und Knappen zur Ritterschar sich verhaltend. „Alle Menschen a priori als verworfen annehmend, von der Voraussetzung beherrscht, nur Furcht und Schrecken könne das durch und durch verworfene Geschlecht in Schranken halten, treten sie auf als Sendboten mit dem flammenden Schwerte. Sie ziehen den Kreis der Sünden ins Unendliche, stellen dem diesen Zauberkreis Vermeidenden ein Reich der Glorie in Aussicht von fabelhafter Ausschmückung, mit goldenen Häusern, diamantenen Fensterscheiben, smaragdenen Bäumen, dann zahllosen Genüssen. Den Überschreitenden erzählen sie von einem Reinigungsfeuer, dessen Flamme eigens von Gott zum Zwecke der Peinigung erschaffen sei, worin noch jeder Person von Zeit zu Zeit eine glühende Pflugschar in den Leib gesteckt werde. Gott sei ein im höchsten Grade strenger, nur durch beispiellose Buße unmittelbar zu versöhnender Richter, die Heilige Jungfrau aber und die Heiligen ließen sich zu wirksamer Fürbitte nicht nur durch aufrichtige Reue, sondern auch durch rein äußerliche Handlungen, ja durch bloße Gebetsformeln bestimmen. Als ihr eigentliches Feld betrachten die Redemptoristen jene Wanderfunctionen (Missionen), welche alljährlich in jeder admittirenden Diöcese auf einer entsprechend scheinenden Zahl wohlgelegener Punkte abgehalten werden. Jede solche Mission wird lange zuvor in einem weiten Umkreise angekündigt und mit möglichstem Pompe abgehalten. Sie umfaßt in der Regel vier bis sechs Tage, jeden außer den übrigen kirchlichen Feierlichkeiten mit stetem Beichtehören, dann mindestens mit drei Predigten begabt, und verursacht einen um so größern Volkszulauf, als die Missionszeit in der ganzen Gegend einer Feierzeit gleichgeachtet und jede werktägliche Beschäftigung von den dienenden Classen abgelehnt, den Eigenthümern aber höchlich verargt zu werden pflegt. Von der Kanzel aus verarbeiten sie ihr Auditorium mittels aller denkbaren Manipulationen bis zu förmlich krankhaftem Überreize. Nach systematischem Bemühen, in sämmtlichen Anwesenden jedes Gefühl eigenen Werthes zu ersticken und dieselben insgesammt in ihren eigenen Augen als Abschaum der Menschheit erscheinen zu lassen, werden die erschütterten Gemüther erst durch das entrollte Bild aller erdenklichen zeitlichen und ewigen Drangsale geängstigt, sofort stufenweise vom stillen Weinen bis zum lauten Geheul und zu einem langanhaltenden Schrei allgemeinen Entsetzens gebracht und zuletzt veranlaßt, die einzig mögliche Rettung in einem laut gesprochenen Tugendgelübde u. dergl. zu suchen. Dies Alles geschieht von Seiten des Predigers mit echt sündlichem Haschen nach Effect. Stetes Geberdenspiel begleitet seine Rede; bald sanft, ja weich, bald von mächtigem Zorne ergriffen, nun seufzend, weinend, händeringend, dann durch seine Stimme das ganze Gotteshaus erbeben machend, mit Crucifix und Todtenkopf agirend; sogar im Gefühle eigener Unwürdigkeit zur Selbstanklage schreitend, plötzlich ein Stück priesterlichen Gewandes nach dem andern von sich schleudernd, mahnt er wahrlich weit mehr an die geistlichen Eiferer auf der Piazza de' Fiori und auf dem Colosseo, als an jene männlich ruhigen Charaktere, an jene zum Theil heilig gesprochenen, also gewiß gut katholischen Priester echt germanischen Schlages, deren schlichter Zuspruch unsere Vorvordern begeistert hat." So geberdet sich der falsche, der fanatische Katholicismus; ein wahrer Katholik ist der Meinung: „Unter allen Umständen ruht das Heil der Kirche zunächst darin, daß sie sich nicht hineinreißen lasse in den Strudel menschlichen Getriebes; daß sie nie auch nur scheinbar zur Partei werde gegenüber menschlicher Parteien; daß sie vielmehr ihre Streiter emporhebe zu der Höhe christlichen Sinnes in Worten und Werken, christlicher Demuth, christlicher Liebe." Dies mögen auch Protestantische Freunde sich gesagt sein lassen; denn auch katholische Fanatiker rufen aus: „Appelliren Jene an den Geist, appelliren wir an die Massen!" Die Kirche ist nicht eine Peitsche der Gesellschaft, so oder so, rationalistisch oder fanatisch, sondern eine Stütze des Einzelnen, seinen Willen durch den Glauben zum Geiste zu erheben.

Schließlich mögen noch erwähnt werden: „Auszüge aus der Schrift: «Die Herrlichkeiten Maria» u. s. w.", worin förmliche Verrücktheiten und Gemeinheiten als Wunder erzählt werden. Von ihnen heißt es da: es sei heilige Pflicht, dieselben glaubend anzunehmen, sobald das Urtheil des heiligen apostolischen Stuhles sie anerkannt habe; Das sei von vielen der Fall; die übrigen dürften aber auch nicht ohne Prüfung verworfen werden, und die Zeugen seien zuverlässig und unverwerflich. Wie soll man nun prüfen?

F. Marquard.

Literarische Anzeige.

Im Verlage von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Gesammelte Schriften

von

Wilhelm von Normann.

Zwei Theile.

Gr. 12. Geh. 2 Thlr. 20 Ngr.

Inhalt: Vorwort von Alf. Reumont. — Die Reise auf den St. Gotthardt. — Mosaik. Heinrich's IV. erste Liebe. — Sicilien. — Der deutsche Bauernkrieg. — Otho. — Lyrisches. — Vermischtes.

Verantwortlicher Herausgeber: **Heinrich Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig.**

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 251. —— 8. September 1846.

Über das preußische Bankwesen.

Erster Artikel.

(Beschluß aus Nr. 250.)

Gegen den Misbrauch der höchsten Gewalt schützt endlich nur die Scheu vor dem Unrecht und dessen gewaltsamer Begehung. Es ist um deswillen von Wichtigkeit, daß auch diejenigen Fälle, in denen eine Bank in Gefahr kommen kann, von der Staatsgewalt für ihre Zwecke verwendet und als Staatskasse behandelt zu werden, in dem Statute vorgesehen und ausdrücklich untersagt werden. Zu diesen sind vorzüglich zu rechnen alle Darlehne an den Staat ohne Niederlegung der vollen Währung nach den allgemeinen desfallsigen Vorschriften, nicht minder Verpfändungen von Staatsschuldverschreibungen oder Papiergeld aller Art; denn es ist für die Sicherheit der Bank offenbar ganz gleich, ob der Staat unter diesem oder jenem Titel das Vermögen der Bank an sich zieht und aus ihrer Hand in die seinige überträgt: immer wird dadurch der Staatscredit dem selbständigen Credite der Bank substituirt und dieser von jenem abhängig gemacht, was eben vermieden werden muß. Höchstens kann die Verpfändung von Staatspapieren nur etwa zum dritten Theile des Bankvermögens und wol nur zu zwei Drittheilen ihres Nominalbetrages zugelassen werden.

Gerade Das ist einer der hauptsächlichsten Gründe dafür, warum die Bank oder Banken keine Anstalten und Eigenthum des Staats selbst sein dürfen, daß es zu vermeiden ist, die Unterthanen und Bankgläubiger in die Lage zu bringen, Unglücksfälle, die den Staat betreffen und seinen Credit verringern, doppelt tragen und doppelt dafür büßen zu müssen (Nr. 1, S. 10; Nr. 2, S. 32). Einmal müssen sie schon als Unterthanen Alles, was der Staat an seinem Vermögen oder Einkommen einbüßt, gleichwol zu seiner Erhaltung oder Wiederherstellung braucht, aufbringen, also aus dem Nationalvermögen zu diesem Zwecke hergeben und dem Gewerbe entziehen: um so weniger dürfen solche in die Lage kommen, mit doppelten Ruthen gepeitscht zu werden, dadurch, daß der Miscredit oder die Einbußen des Staats auch den Credit der Banken vernichten oder angreifen, deren Noten entwerthen, ihren Umsatz erschweren, und solchergestalt ein großes Umlaufscapital zu Wasser, den Überrest aber weniger beweglich und tauglich machen. Dieser Verlust ist um so drückender und ungerechter, da er nicht gleichmäßig auf das ganze Nationalvermögen zu vertheilen ist, sondern allein Diejenigen trifft, welche sich eben im Besitze der Noten in gutem Glauben befinden. Eben diese Gefährdung steht noch von einer andern Seite der oder den Banken, ihren Noten und deren Inhabern bevor, indem im Falle eines Kriegs vor einem vordringenden Feinde das Staatseigenthum entweder geflüchtet und geborgen, oder demselben preisgegeben werden muß, dessen Bemächtigung nicht ausbleiben kann, da sie im Zwecke des Kriegs liegt. Im letztern Falle geht also die Begründung des Werthes der Noten und hiermit ihr Werth selbst verloren; im erstern Falle wird mindestens seine Wirksamkeit und die ganze Thätigkeit der Bank unterbrochen und damit der Notenumlauf dem Verkehre gerade zu der Zeit entzogen, wo er alle Kräfte aufbieten muß, zu erschwingen, was die ordentliche und außerordentliche Nothdurft verlangt. Ist der Bankfonds hingegen Privateigenthum, so wird er nur im Falle einer Plünderung dem Verluste ausgesetzt sein oder im Falle einer gänzlichen Absperrung des Feindes, welcher in der äußersten Noth sich alsdann freilich auch daran vergreifen wird, wie Davoust in Hamburg. Aber im letztern Falle wird auch die Erstattung im Friedensschlusse nicht übergangen werden, und Plünderungen läßt die vorgeschrittene Kriegskunst um der fortdauernden Unterhaltung des Heers selbst willen nicht zu, noch weniger das aufgeklärtere Völkerrecht Beraubungen des Privateigenthums der Unterthanen des Feindes, weil nicht mit diesen, sondern mit ihrer Regierung und Gesammtheit Krieg geführt wird. Auf dem Lande ist Dies allgemein anerkannt; nur auf dem Meere werden noch Kaperbriefe ausgegeben, als ein Verbot des Seehandels des feindlichen Landes, dessen Übertretung durch jene bedroht wird, sodaß Niemand sich diesem Verluste auszusetzen wagen soll.

Wir können hier die Frage übergehen: Ob überhaupt in einem wohlgeordneten Staate, in welchem die Regierung und das Volk in der innigsten Vereinigung stehen und in keiner Beziehung ein voneinander zu trennendes Interesse haben, der Staat und sein Regent ein eigenes Vermögen besitzen dürfen, außer denjenigen Vorräthen, welche für außerordentliche Vorfälle in Bereitschaft zu halten sind, wie jeder gute Wirth und Hausvater

Solches thut, aber auch nicht mehr müßig und todt läßt? Jedenfalls macht das Kronvermögen nur einen Bestandtheil des Nationalvermögens aus, und einen um so kleinern, je reicher die Nation ist und je mehr die Staatsausgaben nicht aus dem erstern, sondern aus dem letztern erschwungen werden. Es ist mithin an und für sich eine Unmöglichkeit, daß eine Regierung eine ebenso große Bankeinlage mache, als die Capitalisten des Landes zusammenbringen können, nicht einmal der Einlagen zu gedenken, welche ihr vom Auslande zufließen können. Staatsbanken können deshalb nie dem Verkehre eine solche Hülfe bringen als Privatbanken (Nr. 2, S. 65), selbst unter der Voraussetzung nicht, daß auch jene freiwillige Einlagen annehmen, weil unter allen Umständen aus den bisherigen Betrachtungen der Credit der erstern den der letztern nicht erreichen kann. Hierzu kommt, daß kein Staat einen Haushalt hat, in welchem nicht alle Einkünfte seines Vermögens zu etatsmäßigen Ausgaben angewiesen sind, das Fehlende aber durch Steuern aufgebracht werden muß. Wollte nun die Regierung eine Bank dotiren, müßte sie dazu entweder die für Nothfälle aufgesparten und deshalb zu verwahrenden Capitale angreifen oder aber jene Summe durch neue Steuern einbringen und mit diesen alle Unterthanen, auch Diejenigen, welche es nicht übrig haben, beschweren oder endlich eine bedeutende Staatsschuld machen. Werden hingegen Privatactienbanken eingerichtet, so nehmen nur die Capitalisten Actien, welche vermögend sind, Das darauf zu verwenden, was eben zum Erwerbe bestimmt ist, und welche bei den Bankgeschäften mehr zu gewinnen meinen als bei andern Unternehmungen. Hier also geht Alles seinen natürlichen und gesunden Lauf zur Herstellung eines großen Geschäfts, während dort ein schwächliches erkünstelt und erzwungen wird.

Das Summarium der Theorie Derer, welche Staatsbanken verwerfen, hat Hr. Julius (Nr. 5, S. 19) bündig und klar in fünf Sätzen zusammengefaßt, zu denen auch wir uns vollständig, bis auf wenige Modificationen in den ( ), bekennen müssen:

1) In der Thätigkeit einer Zettelbank, welche dem Verkehre den größtmöglichen Nutzen gewähren soll, muß die Erschaffung eines Papiergeldes mit der Bedienung des geschäftlichen Verkehrs vereinigt sein. Eine Anstalt, welche Zettel erschüfe, ohne dem Verkehre alle Hülfe, auf die er bei der Bank Anspruch machen möchte, zu leisten, würde den Zweck, um dessentwillen sie einzurichten ist, ebenso wenig erfüllen als eine Anstalt, welche alle möglichen Bankgeschäfte verrichtete, ohne solche Zettel erschaffen zu dürfen, deren vollen Betrag sie nicht baar vorräthig zu halten braucht, oder selbst, ohne mehr Zettel erschaffen zu dürfen als der gewöhnliche Gang des Verkehrs zu erfordern pflegt (indem sie zu außerordentlichen rentabeln Unternehmungen begehrt werden).

2) Für die Zettelbank in ihrer Eigenschaft als Zettel erschaffende Anstalt ist wesentliche Bedingung: die ununterbrochene Convertibilität ihrer Zettel. Für die Zettelbank in ihrer Eigenschaft als Bankanstalt ist wesentliche Bedingung: eine solche Stellung zum Verkehre, daß sie diesem, wenn er ihrer Hülfe bedarf, leicht zugänglich ist. Dasjenige System, das diese beiden Bedingungen am sichersten, oder vielleicht gar allein erfüllt, ist, staatswirthschaftlich betrachtet, das vorzüglichere oder allein annehmbare.

3) Bei einer Privatbank ist es möglich, die ununterbrochene Convertibilität der Zettel zu sichern (unvorherzusehende Ereignisse, z. B. Erdbeben, abgerechnet); bei einer von der Regierung verwalteten Bank ist Dies unmöglich. Die stete Zugänglichkeit der Bank für den Verkehr findet nur bei einem Systeme von Privatbanken statt, ist dagegen bei einer von der Regierung unterhaltenen Bank unmöglich.

4) Nicht nur kann der Zweck, um den es zu thun ist, nur mittels eines Systems (einer Concurrenz) von Privatbanken vollständig, dagegen mittels einer von der Regierung unterhaltenen Bank gar nicht erreicht werden. Auch in politischer Hinsicht sind Privatbanken nur wohlthätig und in keiner Weise gefährlich; Staatsbanken hingegen sind besten Falles zweischneidige Schwerter, leicht sehr gefährlich. Vorzüglich ist Dies der Fall in Bezug auf Preußen.

5) Dem Allem zufolge würde, wenn der Staat das Bankwesen in die Hand nähme, dadurch das größte Unheil, aber nicht erhöhter Segen über das Volk gebracht werden.

Es ist zu verwundern, daß ein Mann, der diesen Ideengang so deutlich aufgefaßt und gedacht hat, bei der Gründlichkeit und Einsicht, die er überhaupt entwickelt und womit er insonderheit seine Gegner überführt (Nr. 5, S. 49): daß er die Bill über die neueste Regulirung des Bankwesens in England von 1844 ganz richtig und besser verstanden hat als diese, dennoch bei der entgegengesetzten Ansicht geblieben ist. Er hat uns der Mühe überhoben, selbst erst uns in seinen Ideengang einheimisch zu machen und ihn zu entwickeln, indem er selbst solchen in 24 Sätzen zusammengefaßt hat, die er zunächst in Nr. 39 der berliner „Vossischen Zeitung“ veröffentlicht und hier (Nr. 5, S. 10) wieder hat abdrucken lassen. Wir werden uns also darauf beschränken können, nur Dasjenige bemerklich zu machen, was wir bei mehren von diesen Sätzen einzuwenden haben.

Bei Nr. 4 ist schon früher vorgekommen, daß wir den Ausdruck „gemischter Geldumlauf“ nicht gutheißen mögen. Es ist aber für das Bedürfniß von Circulationsmitteln außer dem Gelde auch wesentlich einerlei, ob Papiergeld neben dem Metallgelde in Umlauf gesetzt worden ist, oder nicht, da diese Zuthat nicht jenes selbst aufhebt, sondern nur seine Größe um Etwas vermindert.

Bei Nr. 8. Nicht darin besteht die Vorsicht, sich dem wirklichen Bedürfnisse zu versagen und dem Begehr nach Noten beliebig und nach Gutdünken solche zu verweigern, sondern darin, daß dem Zwecke der Zettelausgabe ebenso als den statutarischen Bedingungen derselben streng nachgekommen wird. Angemessen wird es allerdings sein, in dem Statute selbst für den Fall einer außerordentlichen Notenvermehrung auch Vorkehrungen zur Bereithaltung größerer Einlösungsmittel zu treffen. Eines Mehren bedarf es aber nicht, da keine Ebbe plötzlich auf die Flut folgt, sondern Beide allmälig ineinander übergehen. Es ändert jedoch hierin Nichts, ob der Staat die Bank verwaltet oder Solches den Actionnairen überläßt, außer daß Geschäftsleute geübtere Sinne denn Staatsbeamte haben, eintretende Fluctuationen zeitig wahrzunehmen. Ihren Einfluß in außerordentlichen Lagen geltend zu machen, bleibt der Regierung vermöge ihrer Beaufsichtigung der Geschäftsführung immer unbenommen.

Bei Nr. 9 und 11 muß geradezu bestritten werden, daß irgendwo Privatbanken ihre Befugnisse überschritten, wo die Regierungen in der Gesetzgebung und Beaufsichtigung ihre Schuldigkeit beobachtet haben. Nur wo Dies in der Kindheit des Bankwesens oder der Staatsgestaltung unterblieben ist, wie in England und Nordamerika, haben Misbräuche nicht ausbleiben können. Aber kein Misbrauch hebt den Werth des Gebrauches auf. Viel häufiger noch sind die Erfahrungen von Misbräuchen, Anmaßungen und Gewaltthätigkeiten, welche sich Regierungen im Bankwesen erlaubt haben, und welche zu erneuern die höchste und unwiderstehliche Gewalt nicht verhindert werden kann. Ihre Rechtlichkeit ist die einzige, an sich ausländliche, Sicherstellung dagegen; aber es treten mancherlei verwickelte Lagen ein und die Sophistik ist gar sehr geschäftig, bei der Collision von Pflichten, diejenige hervorzuheben, die den Wünschen begegnet.

Bei Nr. 10. Gesetzliche Vorkehrungen, welche die Privatbanken in ihren regelmäßigen Schranken erhalten, sind allerdings nicht blos schon erfunden, sondern auch schon längst in Anwendung, wie an denjenigen Banken ersichtlich ist, welche dadurch stets im regelmäßigen Gange erhalten worden sind. Der Natur der Sache nach sind diese Maßregeln nicht einmal schwer zu entdecken, wenn man eben nur diese Natur wahr erkennt und sich daran hält. Man trage nur nichts ihr nicht Angehöriges auf sie über und begehre nichts Unmögliches: das heißt die Voraussicht und Bedenkung aller und jeder Möglichkeit und Zufälligkeit.

Bei Nr. 14 verweisen wir auf Das, was über die Verbindung der Zettelausgabe mit dem Bankgeschäfte bereits erwähnt worden ist. Hier liegt der Hase im Pfeffer. „Die nöthigen Erfahrungen und Bekanntschaft mit dem Gange des Verkehrs“, wornach sich auch der Bankverkehr richten muß, können nicht aus der artistischen Anfertigung der Zettel erlangt und gesammelt werden, sondern nur allein durch das Leben inmitten jenes Verkehrs selbst, weshalb nicht Beamte, sondern Mitbetheiligte an der Bank und im großen Handelsverkehre, die besten Leiter der Bankgeschäfte sein müssen. Der Verf. selbst führt weiterhin (Nr. 5, S. 17 u. 18) den innigen Zusammenhang zwischen dem Creditiren und der Benutzung der Noten dazu aus, und macht dabei nur die Einhaltung des richtigen Maßes zur Bedingung. Da Gesetzlosigkeit und Willkür auf Eins hinausläuft, darf weder verabsäumt werden in dem Statute die Vorschriften zu bestimmen, durch welche jenes Maß erzielt wird, noch über ihre Beobachtung eine strenge Aufsicht zu führen. Daraus folgt von selbst die Nothwendigkeit, von der Verwaltung der Bank die Gesetzgebung und Beaufsichtigung so zu trennen, daß keine der andern vorgreifen noch sie abirren kann. Diese steht der Regierung zu; jene mithin ist den Actionnairen zu belassen und ihnen nicht die gesetzmäßige Verwaltung ihres Eigenthums zu entziehen. Es wird die Richtigkeit des Angeführten zugegeben: „daß Actionnaire nur durch unverständigen Eigennutz zu übergroßen Emissionen verleitet werden können, wogegen durch Gesetz und Aufsicht Abhülfe zu schaffen ist; daß hingegen die Regierungen, außer eben dieser Triebfeder, noch einer ganzen Reihe anderer ausgesetzt sind, wodurch ihnen Pläne gefällig gemacht werden, die oft den Wünschen und dem Wohl der Nation zuwider laufen, ja daß selbst die löbliche Absicht, derselben keine neue Lasten aufzubürden, scheinbar einen Behinderungsgrund der Convertibilität der Banknoten abgeben kann.“ Aber diese Wahrheit soll aufhören eine Bedeutung zu haben, wann die Regierung nicht selbst die Bankverwaltung führt, sondern diese von der Finanzverwaltung ganz absondert und einer eigenen Behörde anvertraut. Wir vermögen indessen auf keine Weise einzusehen, was Dies verschlage. Was Jemand durch einen Beauftragten thun läßt, ist immer ebenso anzusehen als ob er es selbst gethan hätte. Entweder diese Behörde steht unter Gesetz und höherer Beaufsichtigung, die sie an jenes genau bindet, und wovon selbst ein Gutheißen des Souverains sie nicht zu entbinden mag: so befinden wir uns in derselben Lage hier, wie die Actionnaire einer Privatbank; oder es ist nicht so, sondern das Gutbefinden der Behörde und die Sanction des Staatsoberhaupts leiten die Geschäftsführung: dann muß ja doch jene thun, was dieses befiehlt, wie umgekehrt jene dieses in dem besondern Interesse ihrer Anstalt zu Manchem zu vermögen bemüht sein wird, was der gesammten Staatsverwaltung Eintrag thut. Eben diese Theilung der Leitung und Verwaltung des gesammten Geldwesens ist eine Störung und Vernichtung der im Staatshaushalte so nöthigen Einheit, gleichwol so unvermeidlich, daß in Preußen die Bank und Seehandlung nicht einmal den Staatsministerien untergeordnet sind, sondern unmittelbar unter dem Könige stehen, weil der Betrieb eines Handelshauses nach andern Maximen und in ganz anderer Weise zu führen ist als die Verwaltung der Staatsgeschäfte betrieben werden muß. Die Unterscheidung der Notenanfertigung von dem Bankgeschäfte und die Übertragung der erstern an ein besonderes Bureau verändert hierin gar Nichts (Nr. 5, S. 40), auch in England Nichts, sondern dient nur zur Erleichterung der Beaufsichtigung der Erstern, wie schon dargethan ist.

Bei Nr. 15 und 16. Daß in der Notenausgabe das rechte Maß gehalten werden müsse, daraus folgt noch nicht, daß dafür eine bestimmte Summe vorgeschrieben sein müsse, sondern nur, daß die Bedingungen und Kennzeichen für die durch die veränderlichen Zeitumstände auch veränderlich werdende Höhe der Summe, vorbehaltlich der Genehmigung der Regierung, im Reglement zulänglich angegeben sein müssen, wobei es denn hauptsächlich auf die Beobachtung der Grundsätze ankommt, auf welchen der Credit der Bank beruht und worüber wir uns schon verbreitet haben. Übrigens vermögen wir nicht abzusehen, welchen Unterschied es in beiden Fällen machen soll, ob die ausführende Behörde aus Staatsbeamten oder aus einem Ausschusse von Actionnairen besteht, außer daß diese mehr Geschäftskenntniß und Gewandtheit mitbringen als jene. Beide müssen sich nach dem Reglement richten und, wo dieses nicht ausreicht, die Entscheidung der Regie-

rung einholen, worauf im letztern Falle etwas Anderes als die Natur des Geschäfts wieder weniger einwirken kann als im erstern.

Bei Nr. 18. Verantwortlich für strenge Beobachtung des Gesetzes muß das Bankdirectorium unter allen Umständen sein, aber darum noch keine Staatsbehörde.

Bei Nr. 19 und 20. Eine gemischte Natur der Zettelbanken hat uns nicht ersichtlich werden wollen; wir erkennen daran nur die eine Natur einer Creditanstalt, welche ihren Credit zum Theil durch Anweisungen auf sich selbst ausübt, weshalb sie in die Kategorie der gewerblichen Unternehmungen gehört, in denen die Regierung niemals mit den Unterthanen concurriren und diesen das Feld ihrer Erwerbsthätigkeit schmälern soll. Die Anfertigung der Zettel als Anweisungen ist bei dem Bankverkehre so wenig eine Staatshandlung oder ein Regierungsgeschäft als die Ausstellung von andern Anweisungen und Wechseln Gewerbtreibender. Nur zu einer genauern Beaufsichtigung ist hinreichender Grund vorhanden und diese eine Staatsangelegenheit keineswegs Dasjenige, worüber sie zu führen ist.

Bei Nr. 21. Die Existenz der berliner Bank mit ihren Commanditen hindert nicht nur nicht ihre Umschaffung in eine Privatbank, sondern treibt vielmehr zu dieser, da der stille Krieg, den die vier Geldinstitute des Staats, das Schatzministerium, das Finanzministerium, die Bank und die Seehandlung untereinander führen, bereits sichtbare und traurige Folgen hat, wie der Curs der Staatspapiere und die Zinsenerhöhung für Seehandlungsobligationen an den Tag legen. Die Umwandlung würde wenig schwierig sein. Es dürfen nur bei der Seehandlung ihre gewerblichen und kaufmännischen Geschäfte von allen Bankgeschäften gesondert und die letztern mit den antheiligen Fonds der Bank überwiesen, sodann bei Beiden, der Seehandlung und der Bank, die Hauptrechnung aufgemacht, balancirt und der Überschuß des Habens gegen das Soll als der Fonds einer jeden Anstalt ausgeworfen, ferner ein jeder von diesen beiden Fonds in Actien vertheilt und diese Actien öffentlich pari gegen Staatsschuldscheine ausgeboten werden, welche in die Staatsschuldentilgungskasse wandern: sodaß, so lange diese Actien nicht verkauft sind, der Staat noch Actionnair bleibt, hingegen ganz ausscheidet, sobald sie sämmtlich in andern Händen sind. Gleichzeitig würden die Reglements für beide Institute nach ihrer wahren Bestimmung und den erweiterten Einsichten in diese Angelegenheiten umgearbeitet und bei ihrer Bekanntmachung noch eine allgemeine Auffoderung erlassen: wer noch Lust habe, sich mit mehr als den zum Verkauf gestellten Actien als Actionnair dabei zu betheiligen? So wird der Übergang ganz unbemerkbar erfolgen, der Unterschied des Erfolgs sich aber schnell herausstellen.

Bei Nr. 22. Warum es in den preußischen Landen mit ihrer Regierung unverträglich sein sollte, daß überhaupt alle gewerblichen Unternehmungen, auch die Banken, einzig und allein von Privatpersonen, die sich damit abgeben, unter Befolgung der Gesetze verwaltet werden: dazu sehen wir nicht den entferntesten Grund ab, vielmehr gerade das Gegentheil. In der Kindheit der Völker thut es Noth, daß die Regierung öfter als ihr Vormund ihre Geschäfte betreibe; aber Nichts ist drückender als die Verlängerung der Vormundschaft über die Jahre der Unmündigkeit, Nichts bedenklicher als die Sucht des Regierens auch da, wo kein Recht und Beruf dazu vorhanden ist. Die Tendenz einer jeden sich selbst durchschauenden Regierung kann überall keine andere sein als ihre Unterthanen dahin zu bringen, daß sie sich selbst und ihre Angelegenheiten gesetzmäßig zu regieren in den Stand kommen. Eine noch so lange Praxis kann dieser Aufgabe nirgend im Wege stehen.

Bei Nr. 23. Die Besorgniß, daß die Regierung eine Geldmacht aus der Hand gebe und ihrem Volke überlasse, durch welche sie über dasselbe eine große Gewalt zu üben vermöchte, würde die allerunwürdigste sein, weil Dies den lebendigen Staatsorganismus vernichten und das Haupt von dem Körper trennen hieße. Es verhält sich mit dem Gelde wie mit den Soldaten. Nur eine Armee aus dem Volke ist eine Landeswaffe; nur das Vermögen der ganzen Nation ist die Grundmacht der Staatsfinanzen. Alles im Lande steht unter der Botmäßigkeit der Regierung; aber sie und das Volk sind Ein Leib. *)

43.

Bibliographie.

Bauer, W., Über den Eid, moraltheologischer Versuch. Herborn. 8. 15 Ngr.

Bock, C. W., Verstehen und sprechen die neueren Völker ihre Sprachen noch richtig? oder Nachweisung der Entstehung und Bedeutung der Person-, Zeit-, Sprechweise-, Thätigkeits- und Leidensformen der Verba, in den indogermanischen und vorzugsweise in den deutschen Sprachen. Berlin, Nicolai. Gr. 8. 25 Ngr.

Domlieder. Lieder und Romanzen vom Kaiserdom zu Speyer. Speyer. Kl. 8. 24 Ngr.

Hanemann, M., Felix Fistel, ein Künstler und Virtuose unserer Zeit. Ein musikalischer Hohlspiegel. Berlin, Nicolai. Gr. 8. 15 Ngr.

Koch, K., Wanderungen im Oriente, während der Jahre 1843 und 1844. 1ster Band: Reise längs der Donau nach Konstantinopel und nach Trebisond. Weimar, Landes-Industrie-Comptoir. Gr. 8. 2 Thlr.

Tagesliteratur.

Anklagen der Juden in Rußland wegen Kindermords, Gebrauchs von Christenblut und Gotteslästerung. Ein Beitrag zur Geschichte der Juden in Rußland im letzten Jahrzehend und früherer Zeit. Aus den Criminalacten wortgetreu ausgezogen. Leipzig, Engelmann. 8. 15 Ngr.

Actenmäßige Darstellung und Ausgang des auf Anklage des Probstes Brinkmann zu Berlin wegen demselben öffentlich zur Last gelegten Intoleranzfälle wider den Geh. Kriegsrath Loest vor dem königlichen Kammergericht verhängt gewesenen fiscalischen Prozesses. 2te verbesserte Auflage. Darmstadt, Leske. 16. 7½ Ngr.

*) In einem zweiten Artikel, den wir bald bringen zu können hoffen, wird der Referent über die weitere Entwickelung des preußischen Bankwesens in Folge der neuesten Cabinetsordres und die seit Abfassung dieses ersten Artikels erschienenen Schriften sich aussprechen. D. Red.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 252. —— 9. September 1846.

Geschichte des Zeitalters der Revolution. Vorlesungen an der Universität zu Bonn im Sommer 1829 gehalten von B. G. Niebuhr. Zwei Bände. Hamburg, Agentur des Rauhen Hauses. 1845. Gr. 8. 4 Thlr.

In der Vorrede sagt der Herausgeber, Niebuhr's Sohn, daß diese Publication eine sehr unvollkommene sei; vergegenwärtige man sich die Schilderung, welche in den „Lebensnachrichten" über Niebuhr von seiner Vortragsweise gegeben worden, so werde man begreifen, wie schwer es den Zuhörern gewesen, den Faden festzuhalten, und wie unvermeidlich beim Nachschreiben gerade die geistreichsten und freiesten Bemerkungen verloren gegangen. Ungeachtet aller auf die Herausgabe verwendeten Sorgfalt könne die Bearbeitung keinen Anspruch darauf machen, Niebuhr's Worte vollständig oder auch nur immer das Beste, was er gesagt, zu geben; es könne nicht einmal verbürgt werden, ob nicht Manches der Form und selbst dem Inhalt nach eine von dem mündlichen Vortrage sehr abweichende Gestalt gewonnen habe. Das Buch solle nicht eine Geschichte der Revolution, sondern ein Beitrag zu Niebuhr's Leben sein.

Wir können versichern, daß das Buch weit mehr ist als ein solcher Beitrag; es enthält Blätter von ausgezeichnetem Werth, und ist im Ganzen von zu wichtigem Gehalte, um nur als Ergänzung einer Biographie betrachtet werden zu können, wäre es auch die Biographie Niebuhr's. Dennoch müssen Freunde und Verehrer des vorzüglichen Mannes wünschen, daß die Leser jene Erinnerungen der Vorrede unausgesetzt im Gedächtniß behalten, damit sie nicht an nachgeschriebene Collegienhefte Foderungen stellen, die man nur an ein regulaires zum Druck bestimmtes Buch zu machen das Recht hat. Bereits sind solche Beurtheilungen dieser Vorlesungen erschienen, bei welchen dieser Gesichtspunkt ganz außer Acht gelassen ist, was wir um so unverzeihlicher finden müssen, als in dem ganzen Buche von Anfang bis zu Ende nicht ein einziger Satz steht, welchem man nicht ansähe, daß er gesprochen und nicht geschrieben worden. Jedermann weiß was Collegienhefte bedeuten und daß zum Nachschreiben Urtheil und Kenntniß des Stoffs erfoderlich sind, welche man aber bei Studirenden, wenn der Gegenstand moderne Geschichte ist, nicht voraussetzen kann. Solche Hefte sind deshalb nothwendig höchst mangelhaft und ihre Veröffentlichung würde nicht als ein Werk der Pietät zu loben, sondern als ein Vergehen zu tadeln sein, bliebe nicht wie im vorliegenden Falle trotz aller Mangelhaftigkeit noch so reicher Gehalt an ihnen übrig, daß sie ein Zeugniß zu vielen andern Zeugnissen von dem Geiste, dem Charakter, dem klaren Blick, dem Wissen und dem Scharfsinn des Mannes abzugeben und überdies bei dem Studium dieser Geschichtsperioden die schätzbarsten Dienste zu leisten geeignet sind. Im Ganzen genommen ziehen wir den ersten Band dem zweiten vor, obgleich in dem zweiten viele Partien sind, in welchen sich die eigenthümliche Meisterschaft Niebuhr's noch glänzender bewährt als irgendwo im ersten. Diese Meisterschaft besteht namentlich darin, daß der Vortragende als ein gewiegter Historiker und in Geschäften geübter Politiker sich auf jedem Schauplatz und in jedem Zeitpunkt der Geschichte so heimisch macht, als sähe er die Menschen und die Ereignisse mit leiblichen Augen, ein Vorzug, der an seiner „Römischen Geschichte" mit so vielem Recht bewundert worden. Niebuhr ist ganz nüchtern, er versteht die Begebenheiten eine aus der andern nach ihrem natürlichen Zusammenhange, und beurtheilt die Personen nach Dem was sie thun; einen historischen Nimbus gibt es nicht für ihn, er stellt sich vielmehr so in die Mitte der Vergangenheiten, daß sie Gegenwart für ihn werden; er verläßt die Spur der Thatsachen niemals und ist von dieser einzig richtigen Bahn weder durch den Einfluß einer politischen Meinung noch durch die Ansprüche philosophischer Auffassungen abzubringen. Noch weiter entfernt ist er von dem Bestreben, durch Behandlung und Façonnirung seines Gegenstandes eine ästhetische Wirkung erreichen zu wollen, was in so vielen Fällen auf Kosten der historischen Wahrheit geschieht. Das Einzige, wodurch Niebuhr beherrscht wird, ist sein sittliches Gefühl, und er würde hierin ganz vorwurfsfrei bleiben, führte ihn nicht häufig sein heftig reizbares Temperament weiter als die Gerechtigkeit zu erlauben scheint. Was diese Vorlesungen insbesondere betrifft, so zeigt sich allerdings noch ein anderer Einfluß auf ihn wirksam, nämlich eine gewisse schonende Rücksicht auf Preußen. Man wird aber hoffentlich nicht vergessen, daß er in Bonn, auf einer preußischen Universi-

tät und vor einem Auditorium von jungen Leuten las; sodann, daß er selbst von dieser Regierung mehrmals zu Verwaltungsgeschäften herbeigezogen worden und in Rom ihr Repräsentant gewesen ist; endlich, daß er mit vielen Persönlichkeiten dieses Staats, deren er in der Geschichte erwähnt, in amtlichem Verhältniß und viele Jahre hindurch mit dem damaligen Kronprinzen von Preußen, dessen Lehrer er war, in vertrautem Briefwechsel gestanden hat. Discretion in Bezug auf den preußischen Staat war also für Niebuhr, ganz abgesehen von aller begreiflichen Vorliebe, schon durch den bloßen Anstand geboten. Strenger muß man es mit den obenberührten Einflüssen seines Temperaments nehmen; die Kritik und ganz besonders die anerkennende ist verpflichtet, die Leser auf die Einflüsse, welche der Freiheit und Gerechtigkeit der Niebuhr'schen Urtheile oftmals nicht geringen Eintrag thun, ausdrücklich aufmerksam zu machen. Die Einseitigen und Parteisüchtigen dürfen nicht die Genugthuung haben, sich auf Niebuhr's Autorität berufen zu können; es muß ihnen gesagt und kann ihnen gezeigt werden, daß die meisten Niebuhr'schen Äußerungen und Ansichten, welche so beschaffen sind, daß sie den Parteien gefallen, Ausbrüche von Verstimmung sind und weniger historisch oder politisch als vielmehr psychologisch erklärt sein wollen. Politisches und alles Parteiwesen haßte Niebuhr durchaus. Da es aber seiner Natur eigen war, sich in den jedesmaligen historischen Moment, den er vor Augen hatte, mit seiner ganzen Lebhaftigkeit wie ein selbst Betheiligter hineinzustellen, so begegnet es ihm zuweilen, sich von den Eindrücken eines solchen einzelnen Moments ganz in Besitz nehmen zu lassen, darüber Alles, was diesseit und jenseit desselben liegt, Vergangenes und Kommendes, oft selbst seine eigenen zu anderer Zeit ausgesprochenen Worte zu vergessen, und die Stimmung, welche durch den Augenblick erregt worden, über das allgemeine Ganze auszubreiten, sodaß dieses enthalten muß, was nur jener verschuldet hatte. Das auffallendste Beispiel einer solchen Überwältigung durch unmittelbare Eindrücke ist die Art, wie Niebuhr die Periode vom Ende der Nationalversammlung bis zu Robespierre's Sturz behandelt. Hierauf wollen wir denn auch sogleich näher eingehen, zuvor aber doch den Lesern eine Übersicht des Inhalts dieser 77 Vorlesungen geben.

Sie beginnen mit einer Darstellung des politischen, geistigen und sittlichen Zustandes der Hauptvölker Europas im 18. Jahrhundert; hierbei verweilt Niebuhr am längsten bei Deutschland und schildert unsere damaligen öffentlichen und häuslichen Verhältnisse, alle Schwächen und Schäden bei ihrem rechten Namen nennend, gleich streng gegen Höfe und Adel wie gegen Bürgerstand. Dieser Einleitung sind zehn Vorlesungen gewidmet, worauf er sich ausschließlich Frankreich zuwendet und nach Entwickelung der Ursachen der Revolution in zehn andern Vorlesungen bis zur Eroberung der Bastille kommt; am Schlusse des ersten Bandes ist die innere Geschichte Frankreichs bis zur Katastrophe des 21. Jan. 1793 und die auswärtige bis zur Schlacht von Wattignies erzählt. Der zweite Band fängt mit dem Aufstand der Vendée an, „dem einzigen Ereigniß in der Revolution, woran das Herz sich erlaben kann"; die Vorlesungen schließen mit dem ersten Pariser Frieden. Dem Ganzen hat der Herausgeber drei Beilagen angehängt, worunter ein Aufsatz Niebuhr's von großem Interesse: „Über die Finanzen des Kirchenstaats" (von Amtswegen im J. 1822 geschrieben). Vorangeschickt sind Stellen aus Niebuhr's gedruckten und ungedruckten Schriften und Briefen zum Behuf der Darlegung seiner politischen Ansichten. Der Herausgeber sagt: die Bekanntmachung dieser Vorlesungen würde eine willkommene Gelegenheit gewährt haben, Lücken, welche die „Lebensnachrichten" in Beziehung auf Niebuhr's politisches Leben gelassen, zu ergänzen, „wenn nicht die Ursachen, die vor sieben Jahren zum Schweigen hierüber bestimmten, auch noch heute fast unvermindert gälten".

(Die Fortsetzung folgt.)

Der römische Bundesgenossenkrieg. Nach den Quellen bearbeitet von Adolf Kiene. Leipzig, Weidmann. 1845. Gr. 8. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Schon die Römer hatten die Meinung, daß der marsische oder Bundesgenossenkrieg an Wichtigkeit alle andern Kriege, die ihm vorausgingen oder nachgefolgt sind, übertreffen habe, und glaubten daher in der Beschreibung desselben besonders sorgfältig sein zu müssen. Leider ist nur von diesen Einzelheiten verhältnißmäßig sehr wenig erhalten werden und um so verdienstlicher also das Unternehmen, aus den Bruchstücken und den sich oft widersprechenden Erzählungen eine möglichst genaue Geschichte des Krieges zu verfassen. Dies hatte schon im J. 1812 W. Keferstein durch eine fleißige Stellensammlung zu erreichen gesucht, dem im J. 1834 C. A. F. Weiland mit einer zu Berlin erschienenen „Monographia de bello Marsico" folgte, ohne jedoch in seiner sonst beifallswürdigen Schrift sich durch irgend ein geistiges Princip leiten zu lassen, und 1841 Prosper Mérimée im zweiten Bande seiner mit Fleiß geschriebenen „Études sur l'histoire romaine", wo namentlich die Kriegsereignisse mit derjenigen übersichtlichen Klarheit dargestellt sind, in welcher sich die heutigen Franzosen einen unbestrittenen Vorzug errungen haben. Die vorliegende Arbeit des Hrn. Kiene, der seinen deutschen Vorgänger Weiland gar nicht gekannt hat und das Buch des Franzosen erst in der zweiten Hälfte seiner Ausarbeitung benutzen konnte, ist unstreitig von allen die gelehrteste und gründlichste. Dabei entbehrt sie auch nicht des Vorzugs einer gefälligen Darstellung und zeichnet sich durch richtigen Blick und gute Beurtheilung der allgemeinen römischen Zustände in einer erfreulichen Weise aus.

Hr. Kiene hat richtig eingesehen, daß die Aufklärung mancher Dunkelheiten im marsischen Kriege vor Allem von einer richtigen Einsicht in die römischen Staatsverhältnisse abhinge, und daher auf den ersten 100 Seiten das Rechtsverhältniß der italischen Staaten zu Rom geschildert. Wir finden also hier sechs belehrende Abschnitte über die italischen Bundesstaaten, die civitates sine suffragio, die drei Arten der Municipien, die beiden Gattungen der Präfecturen, nämlich die campanischen und die übrigen Präfecturen, die Coloniestädte und die fora et conciliabula. Es würde aber für den Zweck der gegenwärtigen Anzeige nicht passend sein, diese gelehrten Ausführungen genauer durchzunehmen und ihre Abweichungen von Savigny, Zumpt und Andern zu prüfen; wir müssen Dies andern Blät-

tern überlassen, wie es denn von Kampe im Januarhefte der „Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik" von d. J. geschehen ist und beschränken uns, nur dem Fleiße und der klaren Ansicht des Verf. das gebührende Lob zu ertheilen. Als Belege nennen wir seine Erörterungen über die campanischen Präfecturen, über die rechtlichen Verhältnisse der Stadt Cäre und über die fora und conciliabula. Am Schlusse sagt Hr. Kiene: „Daß sich die Gleichheit der Rechte nach meinen Annahmen in den wesentlichen Punkten bei der großen Masse der freien italischen Bevölkerung größer ausgewiesen hat als man jetzt gewöhnlich annimmt, ist für die gehörige Würdigung römischer Staatsweisheit und für die Auffassung der historischen Entwickelung des römischen Staats von großer Bedeutung. Hieraus vornehmlich erkennen wir, wie bei aller Achtung, welche der Römer vor bestimmten, gegebenen, historischen Zuständen hegte, die bestimmte Tendenz das ganze Staatsleben durchdrang, unterworfene Völker durch allmälige Annäherung an römisches Recht und römische Sitte enger mit dem römischen Staate zu verschmelzen und ihm schließlich einzuverleiben. Daß man diese der Entwickelung des römischen Staats zum Grunde liegende Idee (Seneca's bezeichnendes Wort in der „Consolatio ad Helviam", 7, 2: ubicunque vicit Romanus, habitat, hätte zur Begründung angeführt sein können) nicht wenigstens auf italischem Boden zum Ziele führte, sondern engherzig aufgab, führte endlich zu dem furchtbaren Bundesgenossenkriege, der mit Einem Schlage erzwang, was ohne Gefahr für den Staat nur in allmäliger Entwickelung gewährt werden durfte."

Die genauere Entwickelung dieses Satzes enthält der zweite Abschnitt, überschrieben „Ursachen des Bundesgenossenkrieges". Es wird nachgewiesen: daß erstens die Bewegungen der Bundesgenossen zur Erlangung des Bürgerrechts im engsten Zusammenhange mit der agrarischen Gesetzgebung standen; daß zweitens die Bundesgenossen ein in Rom anerkanntes Anrecht auf das römische Gemeinland hatten; daß drittens die Vergünstigungen, welche ihnen durch die Gracchen errungen oder in Aussicht gestellt waren, durch die lex Thoria, der hier eine umfassende Untersuchung gewidmet ist, in ihrer weitern Ausführung nicht nur vollständig aufgehoben, sondern in Zweck und Mitteln gänzlich unmöglich gemacht wurden; daß viertens die Bundestruppen wol ihr Blut außerhalb Italien für die Macht Roms vergießen mußten (gleich wie die deutschen Bundestruppen unter Napoleon), daß sie aber bei der Heimkehr ihren Acker nur zu oft von den römischen Großen in Besitz genommen fanden und sich mit einem geringen Antheile an der Kriegsbeute begnügen mußten; ein fünfter Grund endlich lag in den Gewaltthaten der römischen Magistratspersonen gegen die Bundesgenossen und in der großen Schwierigkeit, bei den Gerichten Schutz gegen die Unterdrücker zu finden. Alles Dies zusammengenommen machte den Bundesgenossen die Erwerbung des römischen Bürgerrechts höchst wünschenswerth, und es ist nicht unwahrscheinlich, daß bereits drei Jahre lang heimliche Verhandlungen unter ihnen stattgehabt hatten, als Livius Drusus im J. d. St. 663 es unternahm, die Schäden der Republik zu heilen und die drohende Gefahr abzuwenden. Hr. Kiene schildert ihn als einen ernsten, edeln Mann, den man mit großem Unrecht einen gemeinen Demagogen nennen würde, wenn auch schon bei seinem Leben die entfesselte Wuth der Parteiungen die Reinheit seiner volksfreundlichen Absichten verdunkelte; er entwirft die Geschichte seines Tribunats mit geschickter Benutzung der spärlichen Nachrichten und legt den eigentlichen Inhalt seiner Gesetze und seines Wollens aus ihnen den Lesern dar.

Der Tod des Drusus, als dessen Urheber Hr. Kiene den Tribun Q. Varius annimmt, war für die Bundesgenossen das Zeichen zum allgemeinen Abfall; Unterhandlungen wurden nur dem Scheine nach versucht; im J. 664 n. E. R. begann der Krieg mit voller Anstrengung von beiden Seiten geführt zu werden. Die Wechselfälle desselben vermögen wir hier nicht aufzuzählen, aber man wird die Mühe des Verf., eine möglichst lichtvolle Geschichte zu geben, nicht verkennen. Mehr als in andern Schriften ähnlichen Inhalts treten hier die innern Parteikämpfe in Rom hervor, während man noch mit einem so erbitterten Feinde zu kämpfen hatte, und der in Freistaaten vorzugsweise unerlaßliche Sinn für Gesetzlichkeit machte sich nicht einmal unter den Begüterten geltend. An die Spitze der Begebenheiten treten Marius und Sulla, Beide schon frühzeitig durch Herrschsucht entzweit. Der Verf. hat die ersten Anfänge dieser Feindschaft zu verfolgen gesucht und seine Combinationen durch die hierher bezüglichen Stellen aus Sulla's Commentarien mit vieler Umsicht begründet; ferner die Dunkelheiten und Widersprüche im Tribunate des P. Sulpicius nach Möglichkeit aufgehellt und die beiden Parteien charakterisirt, die sich in den drei ersten Kriegsjahren in Rom gegenüberstanden, nämlich die der Richter und die der gemäßigten Aristokratie. Bei dieser Gelegenheit finden wir unter Anderm folgende bemerkenswerthe Stelle: „Es ist eine unleugbare Thatsache der römischen Geschichte, daß die gewaltthätige Überschreitung der gesetzlichen Schranken von der Aristokratie der römischen Republik ausgegangen ist. Denn wenn auch der ältere Gracchus durch die Entsetzung eines Tribunen die Heiligkeit der tribunicischen Macht verletzte, so war es doch immer die souveraine, gesetzgebende Gewalt der Volkscomitien, an welche er auf gesetzlichem Wege die Entscheidung brachte. Das Beispiel zu Mord und offenbar gesetzwidriger Gewaltthat haben seine Gegner, haben die Führer des Senats zu wiederholten Malen gegeben."

Die folgenden Abschnitte behandeln den Bürgerkrieg zwischen Marius und Sulla, wo Hr. Kiene nicht gerade offenbar Partei für den Ersten genommen, aber ihn doch in ein richtigeres Licht zu bringen gesucht hat. „In dem Marius", sagt er, „hat die römische Nation das letzte Beispiel echt römischer Plebejergröße ausgeprägt mit allen Tugenden und Lastern des Plebejers, wie sein Gegner Sulla den römischen Adel repräsentirt in seinem Glanze, seiner Bildung und seiner ganzen innern Verdorbenheit; und wie des Plebejers Tugenden im Kampfe gegen den Widerstand der Optimaten sich entwickelt haben, so hat der Neid und die Verfolgung des Adels auch seine Laster und Schattenseiten auf die Spitze getrieben. Marius hat zu keiner Zeit seine Herkunft verleugnet, er war stolz auf seine bürgerliche Lebensweise und seine bürgerlichen Sitten und machte so selbst eine Verschmelzung mit dem Adel unmöglich, der ihm seinen Bürgerstolz noch weniger verzeihen konnte als seinen Ruhm. Sulla besaß den ganzen Stolz des römischen Optimaten; er hat, wie kein Römer vor ihm, unbedenklich ganze Nationen und Tausende von Bürgern seiner eigenen Größe hingeopfert." Ein recht gelungener Abschnitt ist der neunte: „Die Folgen des Bundesgenossenkrieges", in welchem der Verf. nachweist, daß den Bundesgenossen die Erreichung ihres Zieles, das volle Bürgerrecht und die Abstimmung in allen 35 Tribus, theuer zu stehen gekommen ist. Denn durch die Art, in welcher diese politische Gleichstellung erworben wurde, verwelkte die Blüte Italiens, die Bevölkerung veränderte sich, die Sitten verwilderten, die Zahl der kleinen freien Landbesitzer nahm ab, der italische Ackerbau verlor an Ansehen und Ehre und die Bevölkerung der Landstädte verringerte sich, indem Alle nach Rom zogen, die dort zu leben vermochten oder sich gern zu Ehrenämtern aufschwingen wollten. Endlich wird an dem Beispiele des Cn. Pompejus gezeigt, bis zu welchem Grade von Macht und Einfluß es einzelne Männer in einer Republik bringen konnten, deren Verfassung durch die politische Gleichstellung der Bundesgenossen eine so bedeutende Umwandlung erlitten hatte. Eine eigenthümliche Ansicht hat Hr. Kiene über die Zurückberufung des Cicero aus seiner Verbannung entwickelt, die er vorzugsweise dem Einflusse des Pompejus in den Municipien und Colonien zuschreibt. Nun ist er zwar gegen Cicero gerechter als Drumann, aber gegen die von ihm aufgestellte Ansicht lassen sich doch manche Zweifel erheben.

Wir glauben durch unsere Anzeige auf die verschiedenen guten Eigenschaften des vorliegenden Buches aufmerksam gemacht zu haben, dem es auch zu nicht geringer Empfehlung gereicht, daß der berühmte K. F. Hermann in Göttingen das Kiene'sche Buch im Manuscripte gelesen, es mit werthvollen Anmerkungen ausgestattet und zum Druck desselben gerathen hat. So ist also bereits zum zweiten Male von Göttingen aus ein neues Licht über die dunkeln und verworrenen Zustände des marsischen Krieges aufgegangen; denn schon im J. 1783 war Heyne durch den Kampf Englands mit den nordamerikanischen Colonien veranlaßt worden, das Programm „De belli Romani socialis causis et eventu" in seiner gelehrten und geistreichen Weise zu schreiben, und wir wundern uns, daß Hr. Kiene so gänzlich von dieser Vorarbeit geschwiegen hat. 20.

Bibliographie.

Breier, E., Das Buch von den Wienern. Historischer Roman. Drei Bände. Leipzig, Steinacker. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Das Duell als Emancipation der Ehre, oder Beleuchtung des Duells vom geschichtlichen, moralischen und politischen Standpunkte. Freiburg im Br., Herder. Gr. 8. 20 Ngr.

Duval, C., Die Bergvesten Kiffhausen und Rothenburg. Mit 4 Originalansichten. Nordhausen, Förstemann. 8. 12½ Ngr.

Ens, J. F., Über die gegenwärtige Gestaltung unserer Aufgabe in der Schule und die Hindernisse der Lösung dieser Aufgabe, sowie der Verfertignng zweckmäßiger Lesebücher und Leitfäden. Freiburg im Br., Herder. Gr. 8. 5 Ngr.

Englische Gedichte aus neuerer Zeit. Nach Felicia Hemans, L. E. Landon, R. Southey, A. Tennyson, H. W. Longfellow u. A. von F. Freiligrath. Mit dem Bildnisse der Mrs. Hemans in Stahlstich. Stuttgart, Cotta. Gr. 8. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Gies, O. R., Johann Huß, ein Trauerspiel. Dresden, Arnold. 8. 24 Ngr.

Goethe's Gedichte, erläutert und auf ihre Veranlassungen, Quellen und Vorbilder zurückgeführt, nebst Variantensammlung und Nachlese von H. Viehoff. 1ster Theil: Periode der Naturpoesie. 1765—1783. Düsseldorf, Bötticher. Gr. 16. 1 Thlr. 15 Ngr.

Haltaus, K., Geschichte Roms vom Anfange des ersten punischen Kriegs bis zum Ende des punischen Söldnerkrieges, aus den Quellen geschöpft und dargestellt. 1ster Band. Leipzig, F. Fleischer. Gr. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

König, C. B., Zeitbilder in kleinen Rahmen. Vermischte Schriften. Altenburg, Helbig. Gr. 8. 8 Ngr.

Levitschnigg, H. Ritter v., West-Oestlich. Gedichte. Wien, Mörschner's Wwe. und Bianchi. 16. 2 Thlr.

Nordmann, Ein Novellenbuch. Zwei Bände. Wien, Mörschner's Wwe. und Bianchi. 8. 2 Thlr. 9 Ngr.

Des Pindaros Werke in die Versmaasse des Originals übersetzt von *Joh. Tychon Mommsen*. Leipzig, E. Fleischer. Gr. 4. 2 Thlr. 15 Ngr.

Reither, R., Ein Jahr. Poesieen-Cyclus auf eine Jahresfolge. Nördlingen, Beck. 8. 1 Thlr.

Sand, G., Herrn Anton's Sünde. Roman. Zwei Theile. Stuttgart, Hallberger. Kl. 8. 2 Thlr.

— — Der Teufelssumpf. Stuttgart, Hallberger. Kl. 8. 12 Ngr.

Smollet's, T., Ausgewählte humoristische Romane. 1ster und 2ter Band: Roderich Random. Aus dem Englischen übersetzt von C. Keller. Stuttgart, Hallberger. Gr. 16. 18 Ngr.

— — Ders. 3ter Band: Ferdinand Fathom. Aus dem Englischen übersetzt von G. Fink. Stuttgart, Hallberger. Gr. 16. 15 Ngr.

Sievert, C., Armer Leute Kind. Eine Geschichte, angeblich erzählt vom Prof. Wilhelm Lucifer und herausgegeben von ꝛc. 1ster Band. Mit einem Titelbilde. Dresden, Arnold. 8. Preis für beide Bände 2 Thlr.

Spindler, C., Volksgeschichten. 1ster und 2ter Band. Stuttgart, Hallberger. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Stein, J. C., Ein vollständiger Confirmationsact. Nach des Verf. Tode herausgegeben und mit dessen Lebensgeschichte versehen von J. H. Stein. Rinteln, Bösendahl. 8. 7½ Ngr.

Die Tochter einer Schriftstellerin. Von der Verfasserin der „Tante Anna". Aus dem Dänischen von Emell. Zwei Theile. Hamburg, Laeisz. Gr. 12. 1 Thlr.

Schwäbischer Volksbilderkalender für 1847. 2ter Jahrgang. Stuttgart, Krabbe. 4. 10 Ngr.

Wagenfeld, F., Die Kriegsfahrten der Bremer zu Lande und zu Wasser, zur Begründung und Beschirmung ihrer Unabhängigkeit. Bremen, Kaiser. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Waitz, T., Grundlegung der Psychologie. Nebst einer Anwendung auf das Seelenleben der Thiere, besonders die Instincterscheinungen. Hamburg und Gotha, F. und A. Perthes. Gr. 8. 1 Thlr.

Weber, O., Gedichte. 1ste Sammlung. 2te vermehrte Auflage in neuer Ordnung. Leipzig, Engelmann. Gr. 8. 1 Thlr.

Weiske, J., Die Quellen des gemeinen sächsischen Rechtes. Leipzig, Hinrichs. Gr. 8. 1 Thlr.

Würth, J. v., Das Stadtrecht von Wiener-Neustadt aus dem 13. Jahrhundert. Ein Beitrag zur österreichischen Rechtsgeschichte. Wien, Sollinger. Gr. 8. 14 Ngr.

Wyse, Francis, Die vereinigten Staaten von Nordamerika, deren Verfassung, Rechtspflege, Sektenwesen, Lehranstalten, Handel, Finanzen, Heer, Flotte, Sclaverei, Geschichte und Geographie. Nebst Rathschlägen für Auswanderer und einem diplomatischen Anhange. Für Deutsche bearbeitet von E. Amthor. Drei Bände. Leipzig, Renger. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Zoller, E., Die Bibliothekwissenschaft im Umrisse. Stuttgart, Weise. 8. 22½ Ngr.

Tagesliteratur.

Adresse der Holsteinischen Stände-Versammlung am 24. Juli 1846 an Se. Maj. den König von Dänemark, in Veranlassung des offenen Briefes vom 8. Juli 1846. Hamburg, Kittler. Gr. 8. 2 Ngr.

Bericht über die erste deutsche Schriftstellerversammlung, gehalten zu Leipzig am 27.—29. April 1845. Leipzig, Schrey. Gr. 8. 5 Ngr.

Hansen, R., Der kirchliche Gegensatz unserer Zeit, wie er sich in unserer Landeskirche gestaltet. Hamburg, Restler und Melle. Gr. 8. 5 Ngr.

Helferich, Über die Einführung der Kapitalsteuer in Baden. Tübingen, Laupp. Gr. 8. 5 Ngr.

Huß, C. J. H., Über die Errichtung von Zwangsarbeitsanstalten in den Herzogthümern Schleswig und Holstein. Hamburg, Restler und Melle. Gr. 8. 15 Ngr.

Protokoll der ersten Konferenz des katholischen Sonderbundes abgehalten den 13. und 14. Herbstmonat 1843 im Bade Rothen bei Luzern. Herausgegeben von Prof. A. Herzog. Bern, Fischer. 8. 3 Ngr.

Rüdel, C., Letzte Mahnung eines scheidenden Seelsorgers. Abschieds-Predigt über 1. Cor. 15, 58. Memmingen, Besemfelder. Gr. 8. 2 Ngr.

Volkskalender für das Jahr 1847. Leipzig, Hirschfeld. Gr. 4. 5 Ngr.

Die Wahrscheinlichkeit einer ferneren beträchtlichen Preis-Steigerung des Grund und Bodens — zunächst in Mecklenburg — nachgewiesen von einem Unbetheiligten. Neubrandenburg, Brünslow. 8. 5 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter für literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 253. —— 10. September 1846.

Geschichte des Zeitalters der Revolution. Vorlesungen an der Universität zu Bonn im Sommer 1829 gehalten von B. G. Niebuhr. Zwei Bände.

(Fortsetzung aus Nr. 252.)

Die oben bezeichnete Periode nun, vom Beginn der Gesetzgebenden Versammlung bis zu den Ereignissen des Thermidor wollen wir aus dem angeführten Grunde zuerst in nähere Betrachtung ziehen; ihre Behandlung bei Niebuhr zeigt am deutlichsten, wie und wodurch es geschah, daß sein Urtheil über ganze Zeiträume und Personen in die Gefangenschaft momentaner Eindrücke gerieth. Er hatte ein heftiges Gemüth und zugleich ein tief sittliches Gefühl für Recht, ein Bedürfniß nach Ordnung, einen angeborenen und anerzogenen Sinn für Maß und Gesetzlichkeit in allen Stücken. Aus diesem Grunde war ihm alles Gewaltthätige, alles Revolutionnaire zuwider; er haßte die Revolution weit mehr noch moralisch als politisch; da er aber viel zu sehr Historiker war, um nicht zu wissen, daß gegen Despotismus, gegen willkürliche Herrschaft und faule Verkommenheit die Revolution häufig das alleinige Mittel ist, und solche Zustände ebenso seinen ganzen Widerwillen erregten, so sehen wir ihn ebenso oft verschieden gestimmt als er nach der andern Seite hin erregt ist. Unwandelbar bleibt nur sein sittliches Gefühl, sein Sinn für Humanität, für Freiheit, Geistesbildung und Bürgertugend. Wo er diese unterdrückt sieht, empört er sich und in solcher Aufregung scheint er für jede andere Erwägung unzugänglich. Er sagt zwar einmal sehr schön: „Das formale Recht ist zwar eine nothwendige Sache, aber in tausend Lebensverhältnissen ist es eine Sklaverei, von der eine höhere Stimme löst, und die Nothwendigkeit wird Recht; es gibt in politischen Verhältnissen Lagen, in denen man ein Vaterunser beten und darauf gehen muß ...", aber es kommt hierbei Alles auf das Kriterium solcher Nothwendigkeit an, und in der Bestimmung desselben finden wir Niebuhr sehr unsicher, je nachdem er so oder so afficirt ist. Man sieht wol ganz deutlich, daß er nicht etwa nur den regelmäßig constituirten Gewalten die Befugniß einräumt „darauf zu gehen"; denn nach ihm hatten die Griechen das Recht des Aufstandes gegen die Türken, die Protestanten hatten es gegen Ludwig XIV., die irländischen Katholiken im vorigen Jahrhundert gegen die englische Regierung; sogar gibt er dies Recht dem britischen Parlament gegen Karl I. und begreift, „daß ein mächtiger Theil der Nation sich leidenschaftlich für dasselbe erhob". Auch die Lütticher hatten gegen den Fürstbischof Recht und die Niederländer gegen Philipp. Wenn er dasselbe Recht aber den Franzosen streitig macht, weil die königliche Gewalt in Frankreich „seit Jahrhunderten im Besitze der Steuern und der Gesetzgebung gewesen", muß man dann nicht fragen: ob das Recht dieses Besitzes ein anderes war als nur ein „formales"? Muß man nicht überhaupt fragen: ob die Rechtspunkte bei diesem ganzen Problem nicht von untergeordneter Bedeutung sind, im Vergleich zu den höhern allgemeinen Ideen, von welchen die Führer der französischen Revolution geleitet wurden? Wer sich gegen Unterdrückung auflehnt und gegen Rechtsverletzung, wie Niebuhr es gestattet, ankämpft, mag gerechtfertigt sein und hoch stehen; höher aber steht immer wer aus ideeller Überzeugung heraus handelt, um die öffentliche Ordnung der Ansicht gemäß zu gestalten, die er vom Staat hat; höher selbst dann, wenn diese Ansicht eine irrige wäre. Für das Leben, für den Besitz, für die Seinigen streitet auch das Thier; für Ideen und die Verwirklichung derselben der Mensch allein. Daher haben auch Kämpfe der letztern Art, religiöse oder politische, für die Menschengeschichte eine weit höhere Bedeutung als die Kämpfe der erstern; ihre Wirkung ist eine viel allgemeinere, tiefer greifende, und daher haben alle europäischen Revolutionen zusammengenommen nicht die Wichtigkeit für uns, welche der Reformation und der französischen Revolution zukommt. Befugnisse aber dieser Art, welche auf allgemeinen, oder wenn man will, theoretischen Ansprüchen beruhen, ließ Niebuhr nicht gelten; er hatte im Ganzen keinen Sinn und am allerwenigsten Vorliebe dafür und betrachtete alle aus dieser Quelle hervorgehenden Motive theils mit einem Blicke, der auf diesem Gebiete sich fremd fühlte, also ungern darauf verweilte, theils aber auch mit einem Unglauben, welcher, man muß es leider gestehen, durch den unendlichen Misbrauch, der mit solcher Geschichtsbetrachtung getrieben worden, nur allzu sehr gerechtfertigt erscheint. Indeß sehen wir diese Abneigung Niebuhr's oder, wie Andere es nennen würden, seine Unfähigkeit, sich auf

diesen Standpunkt zu stellen, als seine größte Mangelhaftigkeit an. Man findet jedoch niemals und nirgend alle Vorzüge zusammen, und fehlt ein Historiker nach einer Seite hin, so scheint es uns besser, wenn er die Ideen in der Geschichte eine zu geringe, als wenn er sie eine zu große Rolle spielen läßt. Die Geschichtschreiber, welche in den letztern Fehler verfallen sind, haben mehr zur Entstellung der Geschichte beigetragen und die Erkenntniß des Wesens, besonders der französischen Revolution, mehr irregeleitet als die Andern, welche das theoretische Element ganz außer Acht ließen. Aber das Eine wie das Andere bleibt eine Einseitigkeit. Niebuhr gibt zwar zu, daß die speculative Ansicht vom Staate als einem auf Vertrag gegründeten Institute vor und in der Revolution allgemein herrschend gewesen; daß „die Männer in Frankreich, welche eine Veränderung der Verfassung herbeiführen, Himmel und Erde umwerfen und eine neue Verfassung auf den Basen der Menschenrechte bilden wollten, fast alle speculativ waren"; er spricht auch zu wiederholten Malen aus, daß „unter diesen Irrenden Wohlwollen und eine reine Gesinnung sehr verbreitet war und die Majorität in die Zerstörung mit der besten Absicht hineinging"; wenn er aber späterhin in der Mitte der Begebenheiten ist und die Scenen dieser Zerstörung vor sich hat, so unterjocht ihn der Eindruck derselben: er wird aufgebracht, die Greuel, die er in den Wirkungen erblickt, beweisen ihm, daß auch in der Ursache Nichts als Greuel zu finden sein müsse; und er ist schlechterdings nicht mehr geneigt, Gedanken höherer Art, wie er sie eben noch als mächtig und herrschend anerkannt hat, irgend als Motiv gelten zu lassen.

Es ist etwas ganz Naives in Niebuhr's Natur, und man darf wol Jeden beklagen, der nicht, selbst da wo er ihm Unrecht geben muß, doch mit ihm zu empfinden im Stande ist. Die Kritik aber darf sich nicht irremachen lassen; sie ehrt Niebuhr, aber sie hat noch mehr die Geschichte zu ehren, und es wird ihr um so leichter, diese Unterscheidung festzuhalten, als Niebuhr durch seine eigenen zahlreichen Widersprüche und Ungleichheiten sehr wohl erkennen läßt, wo er frei und wo er unter der Herrschaft eines Affects urtheilt. Wie ruhig faßt er beim Beginn der Gesetzgebenden Versammlung die Girondisten auf! Die Deputirten von Bordeaux, sagt er, waren die bedeutendsten Männer der Versammlung; in dieser Stadt „wirkte noch die Weihe, welche der große Montesquieu ihr gegeben"; es waren Männer „von entschiedenem Talent und bedeutender Beredtsamkeit, doch ganz ohne Verwaltungsbegriffe, Sophisten und umbratiles", im Anblick des Schauspiels der amerikanischen Revolution erwachsen, von wo „der republikanische Einfluß sich ihrer jugendlichen Gemüther bemächtigt hatte". Selbst von Brissot sagt er noch nichts Schlimmeres als daß er tief unter den Girondisten gestanden habe und die Philosophie der Encyklopädisten seine ganze Weisheit gewesen sei. Sobald aber Niebuhr den Anfang des J. 1793 erreicht hat, sind ihm dieselben Menschen Spitzbuben und Meineidige, „Menschen, die ebenso gern wie die Jakobiner die ganze Vendée in eine Wüstenei verwandelt haben würden". Er hat selbst im Eingange der Revolutionsgeschichte davor gewarnt, in den Revolutionsmännern nicht nur Bösewichter zu sehen; „es war", sagt er, „eine Zeit der Aufregung, von der wir jetzt keinen Begriff haben; die Verirrung auch der Besten entstand aus der Verworrenheit der Begriffe über die bürgerliche Gesellschaft". Auch später noch, da er von den Montagnards spricht, will er, daß man die eingefleischten Bösewichter, gegen welche die Geschichte nicht „indulgent" sein dürfe, von den Fanatikern unterscheide, „die noch immer die wahnsinnigen Vorstellungen eines Zustandes allgemeiner Simplicität, Ausrottung aller Verschiedenheiten u. s. w. hatten, worunter zum Theil ausgezeichnete Leute waren von trunkenem, entsetzlichem aber sehr merkwürdigem Enthusiasmus"..., alle diese Warnungen aber gehen an ihm selbst gerade in denjenigen Augenblicken verloren, für die sie eigentlich bestimmt waren. Es macht einen seltsamen Eindruck, wenn man ihn bei der Charakteristik Robespierre's sagen hört: „Seine Zwecke sind schwer zu ergründen", gleich darauf aber diese Charakteristik damit geschlossen findet, daß man in Robespierre Nichts zu suchen habe als einen tigre altéré de sang, einen Vernichter aus Neid und „bloßer Zerstörungslust". Kann ein Solcher Zwecke gehabt haben, die schwer zu ergründen?

Man fühlt sehr deutlich, auf welche Art diese Verwirrung und Unbestimmtheit in solchen Fällen bei Niebuhr entstand: er wurde fortwährend zwischen moralischem Abscheu einerseits und seinem historischen Gewissen andererseits, das ihn auch gegen den Irrthum gerecht zu sein mahnte, hin- und hergeworfen; der moralische Abscheu aber behielt so oft die Oberhand bei ihm, als er das Schauspiel des Mordens, der wahnsinnigen Zertrümmerung vor Augen hatte, dessen Anblick ihm schlechterdings unerträglich war. Von Robespierre sagt er noch: „Ohne Herrschergabe, ohne Kenntnisse der Administration und der Verhältnisse, ohne Fähigkeiten glaubte er nach dem Primat im Staate streben zu können, ein Unternehmen, das ihm unbegreiflich glückte." Das heißt nun freilich über ein historisches Problem, wie es die Herrschaft Robespierre's ist, rasch hinwegspringen. Niebuhr's ganz begreiflicher Haß eines solchen Menschen läßt ihn durchaus nur das Häßliche in ihm wirksam finden; er wird wol auch noch Anderes an ihm gewahr, aber in dem Augenblick, da er sich ihn handelnd vergegenwärtigt, vergißt er Das; er spricht ihm sogar, wie eben gesehen worden, Fähigkeiten ab, und denkt nicht daran, daß er selbst soeben erst gesagt hatte: „Sein Talent war durchaus nicht unbedeutend und er besaß große Beredtsamkeit." Das, wodurch Robespierre's Emporkommen, sein beispielloser Einfluß und seine Macht sich allein erklären lassen, daß er in allen seinen Reden und Deductionen das Tugendprincip als höchstes obenan stellte, ungefähr nach der Auffassung des Tugendbegriffs, wie sie in Deutschland in der Aufklärungsperiode üblich war (Robespierre hatte in seiner Manier zu denken überhaupt Viel von einem

Deutschen), daß er seine Feindschaften, seine Verfolgungen, alle seine politischen Maßregeln aus diesem Princip heraus vertheidigte und als gerechtfertigt darstellte; daß er den allgemeinen Glauben an seinen Ernst in diesen Dingen durch seine Armuth und notorische Unbestechlichkeit unterstützte; daß er überdies durch hartnäckigen Stolz und Vereinzelung die Menschen zwang, unausgesetzt an ihn zu denken; endlich, daß er den „Contrat social" zu seinem politischen Codex gemacht hatte, in dessen Theorien er ganz lebte und um deren Verwirklichung es ihm um jeden Preis zu thun war: — dies Alles bringt Niebuhr nicht in Anschlag, obgleich einzig und allein durch das Hinzutreten dieser ideellen Momente zu den niedern Leidenschaften des Robespierre'schen Charakters es geschehen konnte, daß in diesen Menschen die Revolution wie in ihre höchste Spitze auslief und der Name Robespierre einen Klang behalten hat wie kein anderer neben ihm. Aber Niebuhr's Abneigung ist zu heftig, er vermag nur jene niedere Seite hervorzuheben.

Es gibt — sagt er in der Schilderung Robespierre's — keine unglücklichern Charaktere als die nicht sehr große Anlagen haben, aber zugleich einen Neid, der alles Eminente als solches gleich haßt; solche finden sich leider sehr oft. Besonders auch finden sie sich in den Wissenschaften; sie retten sich mit Lügen und Tücken gegen alles Ausgezeichnete zusammen, beschuldigen sie der Plagiate u. s. w.

Man sieht, der Widerwille ist beinahe persönlich. Wären die gesammten Vorlesungen so gehalten wie die, welche jenen Zeitraum umfassen, so würde man sie allerdings nur für einen Beitrag zu Niebuhr's Leben ansehen können. Es muß auch noch hinzugefügt werden, daß nicht blos die Darstellung dieses Zeitraums, sondern die ganze Ansicht der ersten Bewegung der Revolution an demselben Mangel leidet, und eine geistige Befugniß, ein aus Gründen entwickelterer Einsichten und Bedürfnisse hervorgehendes Streben nach Staatsveränderung gar nicht anerkannt ist. Daß Niebuhr die Beschwerden, welche das französische Volk unter dem alten Zustande zu tragen hatte, erträgliche nennt, darüber ist nicht nöthig mit ihm zu streiten, da er sich selbst durch die schärfsten Äußerungen, die er andern Stellen macht, am besten widerlegt. Der Mangel ist nur, daß er überhaupt bei den Beschwerden, gleichviel ob sie leidlich oder unleidlich waren, stehen bleibt und den höhern Interessen keine Aufmerksamkeit zuwendet, nicht an sie glaubt. Auch hierbei war ohne Zweifel sein Gemüth thätig. Er hatte den guten Ludwig XVI. vor Augen, sah und fühlte wie redlich es diesem Fürsten um Verbesserung der Lage seines Volkes zu thun gewesen und empfand mit ganz eigentlich theilnehmendem Schmerz die ihm angethane Gewalt. Es ist gar keine Frage, daß, wenn die Revolution unter dieses Königs Vorgänger, etwa in den Jahren als die Dubarry ihr Wesen trieb, angehoben und ihre Foderungen gestellt hätte, Niebuhr weit anders über ihre Berechtigung würde geurtheilt haben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Des pensées de Pascal, par *Victor Cousin*. Nouvelle édition revue et augmentée. Paris 1845.

Das wesentlichste Verdienst, welches Cousin sich um die Philosophie erworben hat, besteht in der Anregung, die von ihm ausgegangen ist, und in dem Eifer für die philosophischen Studien, den er durch Schrift und Wort einigen jugendlichen Gemüthern eingeflößt hat. Das eigene System, welches er sich aus deutschen und schottischen Elementen zusammengezimmert hat, oder richtiger, der unsystematische Eklekticismus, dem er selbst huldigt, ist in Deutschland längst schon als unprobehaltig abgefertigt; und selbst in Frankreich, wo das Wort des Meisters natürlich eine Zeit lang Schule machen mußte, fängt der Glaube daran an wankend zu werden. Die jüngern Philosophen beginnen allmälig selbst an die Quellen heranzutreten, aus denen Cousin geschöpft hat, und sie erkennen zum Theil schon, wie sich das Wasser des frischsprudelnden Quells deutscher Philosophie unwillkürlich im Becher des französischen Mundschenks getrübt hat. Besonders stellt es sich immer deutlicher heraus, daß Cousin nicht im Stande gewesen ist, die feine Gliederung der neuern Philosophie und ihr tieferes Wesen in seiner Totalität zu erfassen.

Wir sind indessen weit entfernt, durch diese Bemerkungen, welche in schlichten Worten eine Thatsache hinstellen, Cousin herabsetzen oder seine Verdienste schmälern zu wollen. Ohne ihn lägen die philosophischen Studien in Frankreich noch im Argen. Ja, wir können unbedingt behaupten, daß sein Wort hauptsächlich mit dazu beigetragen hat, seinen Landsleuten einen Begriff oder wenigstens eine dunkle Ahnung von Dem einzuflößen was Philosophie ist. Bis dahin hatte man im Allgemeinen jene nüchterne Lebensweisheit darunter verstanden, welche sich über allerlei verschiedene Fragen der alltäglichen Lebensverhältnisse oder höchstens über einige abgerissene Probleme ohne innern Zusammenhang in faden abgedroschenen Redensarten ergeht. Wir erinnern uns noch der Schilderungen von Augenzeugen, welche uns von dem tiefen Eindrucke erzählen, den die lebendige Rede Cousin's auf die Gemüther seiner Zuhörer machte, als er zuerst den Vorhang, welcher bis dahin die philosophischen Bestrebungen anderer Nationen vor den Augen der Franzosen verhüllt hatte, ein wenig lüftete. So unvollkommen auch diese Andeutungen noch waren, so schien doch Vielen, in deren Gemüthern sich ein ungewohnter Drang zu regen begann, eine neue Welt sich zu erschließen. Das Glück wollte, daß Cousin nach Verlauf von einigen Jahren zu einer einflußreichen Stellung gelangte, welche ihm die Mittel und die Gelegenheit bot, im Interesse seiner Wissenschaft fördernd und anregend zu wirken. Man muß ihm das Zeugniß geben, daß er seine Stellung und seinen Einfluß redlich benutzt hat, um seiner Sache nach bestem Wissen und Gewissen Vorschub zu leisten. Als Minister des Unterrichts hat er die Neigung zu den philosophischen Wissenschaften, welche er selbst zuerst den jugendlichen Gemüthern seiner Zuhörer eingepflanzt hatte, nach Kräften genährt und befördert, und in seiner anderweitigen Stellung, welche er als Mitglied des Unterrichtsraths bereits seit längerer Zeit behauptet, hat er mit Aufbietung seiner ganzen Energie den Angriffen fortwährend die Spitze geboten, durch welche man von verschiedenen Seiten her das Studium der Philosophie an der Wurzel zu beschädigen und zu vernichten versucht hat.

Es hat sich sehr glücklich gefügt, oder vielmehr, es war in der Natur der Sache begründet, daß man, nachdem die ersten Schüler Cousin's in Bezug auf die Richtung ihrer wissenschaftlichen Arbeiten in der Irre umhergetappt waren, allmälig angefangen hat, sich der Geschichte der Philosophie vorzugsweise zuzuwenden. Das Wesen der Speculation, wie wir es verstehen und fassen, liegt im Grunde dem Charakter der französischen Nation so fern und es bedarf, ehe die Philosophie einen wirklich allgemeinen Anklang finden kann, eines so bedeutenden Umschwungs in der Denkungsweise der Franzosen, daß wir überzeugt sein müssen, das erwünschte Ziel lasse sich auf dem

historischen Wege am leichtesten erreichen. Es wird ihnen viel weniger schwer werden, sich der Resultate unserer Denker vom historischen Standpunkte aus zu bemächtigen, als wenn man sie gleich zwingen wollte, sich mit ihrer eigenen Flugkraft zum Gipfel der Speculation aufzuschwingen. Sie bedürfen nun einmal eines gewissen positiven Bodens, und dieser wird ihnen in der Geschichte der Philosophie noch am sichersten gewährt. Zwar werden sie auch hier nicht gleich den nothwendigen innern Entwickelungsgang, welcher die verschiedenen Systeme und Philosopheme nur als die einzelnen Wellen ein und desselben Stromes erscheinen läßt, zu erkennen im Stande sein; aber sie werden sich doch allmälig an die Entäußerung der praktischen Beziehungen, welche das philosophische Denken verlangt, gewöhnen. Dabei kann es nicht fehlen, daß bei einer historischen Behandlung der Philosophie auf die Dauer viele Gedankenkeime ausgestreut werden, welche sich nothwendigerweise mit der Zeit entwickeln und entfalten müssen.

So haben wir bereits einige ganz gediegene Arbeiten über einzelne Theile der Geschichte der Philosophie erhalten, welche ganz geeignet sind, unsere Aufmerksamkeit auf diese neue Richtung zu lenken. Sie sind doppelt beachtenswerth als erste Leistungen einer Schule von jungen Gelehrten, welche ihren ersten Antrieb aus dem anregenden Verkehre mit Cousin bekommen haben und die, begeistert durch sein Beispiel, sich der Philosophie mit Eifer zuwenden. Ihr Streben ist höchst achtenswerth und ihre Erstlingswerke bieten zum Theil schon interessante Resultate, welche selbst in Deutschland nicht übersehen werden dürfen.

Diese specielle Berücksichtigung, welche seit einiger Zeit in Frankreich, vorzüglich von Seiten der jüngern angehenden Gelehrten, der historischen Poesie der Philosophie gewidmet wird, hat, wie das Interesse für diese gesammte Wissenschaft überhaupt, in Cousin's Vorgange ihre erste Anregung gefunden. Nachdem er der Begründung eines selbständigen Systems entsagt zu haben scheint, hat derselbe nämlich selbst seinen philosophischen Studien mehr eine historische Richtung gegeben. Anfangs fesselte ihn die spätere griechische Philosophie; besonders war es die Platon'sche Lehre, welche sein Interesse in Anspruch nahm. Einige gediegene Werke zeugen von dem Ernste, mit dem er sich diesen Forschungen hingab. In neuerer Zeit hat er aber seine Aufmerksamkeit mehr dem wichtigen Gährungsprocesse gewidmet, in dem sich die französische Philosophie während des 16. und 17. Jahrhunderts befand. Eine Gestalt war es vor Allem, welche seine Augen auf sich zog und um die sich seit einiger Zeit fast alle Studien Cousin's zu drehen scheinen. Wir meinen Pascal, dieses hervorragende Genie, das, obgleich es der Philosophie als einer trügerischen und gefährlichen Geliebten entsagen zu müssen glaubte, doch wie mit unwiderstehlicher Gewalt immer wieder sich in ihre Arme warf.

Es ist bekannt, welche glänzende Ergebnisse die auf diesen Philosophen bezüglichen Forschungen Cousin's gekrönt haben. Man wußte wohl, daß vorzüglich das Hauptwerk Pascal's, die „Pensées", durch manche Milderungen und Veränderungen, welche nicht vom Verf. selbst herrührten, entstellt und verunstaltet worden war; aber eine sorgfältige, ins Einzelne gehende Kritik war mit dem Texte noch nicht vorgenommen. Cousin hat sich dieser wichtigen aber schwierigen Arbeit mit ebenso viel Hingebung und Ausdauer als Erfolg unterzogen. Das Glück hat wohlgewollt und hat ihm Documente in die Hände geführt, welche ihn in den Stand gesetzt haben, diese unvergleichliche Schrift fast in ursprünglicher Gestalt, entkleidet und gesäubert von allen Flecken und Verfälschungen, wiederherzustellen. Einzelne Partien derselben erscheinen dadurch in einem ganz neuen Lichte, und das Gepräge des Ganzen hat an Kraft des Gedankens und Energie des Ausdrucks außerordentlich gewonnen. Mancher glänzende Zug war von ängstlicher oder zum Theil auch von feindseliger Hand verwischt, manches schlagende Wort durch eine laue Milderung geschwächt und mancher tiefsinnige Gedanke verdreht und entstellt. Alle diese Makel, welche bis jetzt dem Meisterwerke Pascal's anhafteten, sind nun in der von Cousin besorgten Ausgabe, soweit es der sorgfältigsten Kritik gelingen konnte, getilgt und gehoben.

Der Fleiß und die Aufmerksamkeit, welche Cousin diesen Untersuchungen lange Zeit hindurch mit wahrer Aufopferung, ja mit Selbstverleugnung gewidmet hat, sind auch in anderer Beziehung nicht ohne Früchte geblieben. Er hat sich dadurch nämlich so sehr in die Anschauungsweise Pascal's versenkt und hineingelebt, daß sich ihm zum Theil sehr bedeutungsvolle Aufschlüsse, welche auf das Wesen der philosophischen Ansichten desselben ein neues Licht werfen, ergeben haben. Einen Theil dieser Resultate hat er bereits in verschiedenen höchst gediegenen Aufsätzen niedergelegt, welche wir hoffentlich nur als Vorläufer einer umfassenden, zusammenhängenden Darstellung anzusehen haben. Sie finden sich gesammelt in der Schrift, deren Titel wir an die Spitze dieses Aufsatzes gestellt haben. Die neue Ausgabe, welche wir davon erhalten, hat einige Veränderungen erlitten; dieselben verrathen den rastlosen Eifer, mit dem der Verf. immer wieder auf das Studium seines Lieblingsschriftstellers zurückkommt. Eine wesentliche Bereicherung dieser neuen Ausgabe bildet ein Glossarium der bemerkenswerthen Wörter und Wendungen, deren sich Pascal vorzugsweise bediente. Es ist dies ein Beitrag zu einem historischen Wörterbuche der französischen Schriftsprache, welcher um so beachtenswerther ist, als Cousin so viel als möglich in seinen Erklärungen auf die Quellen zurückgeht, aus denen Pascal geschöpft haben mag. Zu den wichtigsten Zusätzen, mit denen diese neue Ausgabe bereichert ist, gehört vorzüglich ein herrliches Bruchstück eines Aufsatzes aus der Feder Pascal's, welches von der Liebe handelt und den herrlichsten Stellen seiner frühern Werke an Schwung des Gedankens und an Glanz des Ausdrucks gleichkommt. Niemals sind die tiefen Regungen der Liebe in einer herrlichern Sprache und mit leuchtendern Flammenzügen gezeichnet als in diesem Fragmente, von dem Cousin selbst sagt: die Auffindung desselben sei der süßeste Lohn für die Arbeiten, welche er Pascal und seinen Werken gewidmet habe.

G. F. Günther.

Literarische Anzeige.

Neu erschien im Verlage von **F. A. Brockhaus** in Leipzig und ist durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Handbuch der Pathologie und Therapie der Geisteskrankheiten.

Für praktische Ärzte und Studirende bearbeitet von mehren Ärzten und herausgegeben von

Dr. A. Schnitzer.

Zwei Theile.

Gr. 8. 4 Thlr.

Im Jahre 1843 erschien ebendaselbst:

Handbuch der Kinderkrankheiten. Nach Mittheilungen bewährter Ärzte herausgegeben von Dr. *A. Schnitzer* und Dr. *B. Wolff.* Zwei Bände. Gr. 8. Geh. 6 Thlr.

Verantwortlicher Herausgeber: **Heinrich Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 254. — 11. September 1846.

Geschichte des Zeitalters der Revolution. Vorlesungen an der Universität zu Bonn im Sommer 1829 gehalten von B. G. Niebuhr. Zwei Bände.

(Fortsetzung aus Nr. 253.)

Der Werth dieser Vorlesungen liegt also nach unserer Meinung nicht in der Auffassung des Allgemeinen, sondern in dem scharfen Urtheil über das Einzelne, in dem klaren Durchblicken der Verhältnisse, so weit diese innerhalb der Grenzen des eigentlich Thatsächlichen liegen und innerhalb dieser Grenzen ihre Erklärung finden. Hier ist Niebuhr mit Allem vertraut, was zur Geschichte, zur Erkenntniß der Zeiten und Menschen gehört. Auf diesem Schauplatz ist er zu Hause, und wenn man ihn da beobachtet, so fühlt man wol auch, wie ihn eigentlich Das, was über diese Sphäre hinaus liegt, nicht interessirt, nicht zu näherer Untersuchung anreizt; er beruhigt sich dabei, es Gott anheimzustellen und sagt dies oft ganz ausdrücklich. Für diese Umgrenzung seines Blicks entschädigt aber die Schärfe und Umsicht desselben. Am interessantesten ist er, wenn er, obgleich das Ganze nur die Bestimmung hat, Skizze und Umriß zu sein, dabei doch in das Einzelne hinabsteigt, weil er dessen Wichtigkeit erkennt und sozusagen das Elementare der Verhältnisse in Betracht nimmt. Er berührt auf diese Weise eine Menge der erheblichsten Punkte, welche in den ausführlichsten Revolutionsgeschichten übergangen sind. Wenn er z. B. von der Zusammensetzung der Generalstaaten spricht, so bleibt er nicht wie die meisten Andern bei der Schwierigkeit stehen, die der dritte Stand hierbei bot, sondern er zeigt, wie diese Schwierigkeit bei den zwei andern Ständen fast noch größer war, macht auf die Verschiedenheit des damaligen französischen Adels von dem alten landsässigen, auf die Folgen der Wahleintheilung nach Bailliagen aufmerksam, zeigt wie die Pfarrgeistlichkeit nach französischer Verfassung gar nicht in die Versammlung gehört hätte, und wie auf diese Art alle drei Stände eigentlich eine demokratische Repräsentation bekamen, „die es unmöglich machte, aus den beiden ersten ein Oberhaus zu bilden". Dies, sagt er, hätte man Necker vorwerfen sollen, nicht aber die Verdoppelung des tiers-état, denn zu dieser mußte es kommen, „weil die allgemeine Stimmung dafür war und der empörte dritte Stand sonst bei jeder Sache seine Stimme würde verweigert haben". Dies ist auch gewiß ganz richtig, nur mit der einzigen Einschränkung, daß der Vorwurf nicht Necker trifft, sondern die zweiten Notabeln. Denn vornehmlich, um nicht selbst über diesen Punkt entscheiden zu müssen, hatte er den Entschluß gefaßt, diese zu berufen, und von ihnen waren jene Bestimmungen über Adel und Klerus ausgegangen. Necker hatte, wie man aus seinen Schriften sieht, für unausweichlich gehalten, den Parlamenten, welche für die Generalstaaten die Norm des J. 1614 aufgestellt hatten, eine „opinion imposante" entgegenzusetzen; er vertheidigt sich auch überall nur wegen der Verdoppelung, nirgend wegen der Bestimmung der Wahlfähigkeit. Niebuhr geht auf die Verhältnisse des französischen Adels genauer ein und sagt bei Erwähnung der bekannten Ordonnanz des Marschall Ségur, welche nur den Adel für fähig zu Offizierstellen erklärt:

> Das Ingenieurcorps und die Artillerie wurden ausgenommen, weil man dort tüchtig lernen mußte; wo man Nichts zu lernen brauchte, da wurde der Adel versorgt. Dies geschah zur Zeit als der neue Adel dem alten seine Consideration ganz geraubt hatte und der alte großentheils besonders durch die Law'schen Speculationen ganz verarmt war; dagegen hatte sich in Frankreich von sehr alten Zeiten ein großer mobiler Reichthum besonders in den Händen der Finanzpächter gebildet; sie waren ein Gegenstand des Hasses und des Abscheus der Nation, aber ihre Töchter wurden von den angesehensten adeligen Familien zur Ehe gesucht.

Verhältnisse solcher Art betrachtet Niebuhr immer mit großer Aufmerksamkeit. Er hebt ebenso bei der Geistlichkeit hervor, wie sich bei ihr seit Ludwig XV. „die freche Ansicht festgesetzt, daß die Bisthümer und Abteien bloße Pfründen und ebenso zur Versorgung des Adels bestimmt seien wie die Stellen in der Armee"; wie auf diese Weise dem Mittelstande, gerade als er sich innerlich so mächtig erhob, alle Wege versperrt worden; wie man dahin gekommen war, „mit einer gräßlichen Naivetät zu erklären, daß man die Bisthümer als ein Recht wie andere Rechte ansehe"; er schildert die Stellung der armen Pfarrgeistlichkeit zu den reichen in Üppigkeit lebenden Klostergeistlichen, wie auf jener die ganze Last der geistlichen Pflichten lag, wie sie dafür und für ihre Glaubenstreue von den freigeisterischen Bischöfen verlacht ward; so, sagt er, wurden die Landpfarrer unzufrieden und revolutionnair gestimmt; „sie und die Unter-

offiziere in der Armee fühlten am stärksten die Trennung der Stände und strebten am meisten nach einer Veränderung". Daß die Finanzverhältnisse vorzügliche Beachtung erfahren, versteht sich bei Niebuhr von selbst; er geht auf die frühern Zeiten, auf die Rentencontracte nach der Norm des kanonischen Rechts zurück, welche Einrichtung er eine vortreffliche nennt; auf die Sully'sche Zinsherabsetzung, von der er sagt, daß Frankreich ihr seine Prosperität in den letzten Jahren Heinrich's IV. verdankt; auf die Einführung der Schatzscheine unter Ludwig XIV. Von da ab geht er die Reihe der Ursachen durch, welche die französischen Finanzen in immer tiefern Verfall brachten. Da er auf Necker kommt, sagt er, daß die Leichtigkeit, mit welcher dieser Minister Anleihen zu Stande gebracht, nicht seiner Geschicklichkeit, sondern der allgemeinen Lage von Europa zugeschrieben werden müsse:

Das bewegliche Vermögen in Europa war bedeutend im Anwachsen begriffen durch einfache Accumulation und durch Ausdehnung des Credits; es hatten sich schon viele Valuten gebildet, welche statt baares Geld galten; ferner trugen der vermehrte Disconto, die Schnelligkeit des Verkehrs durch die Post dazu bei.

Auch auf den Einfluß, den die Verschiedenheit der Provinzen Frankreichs auf die Entwickelung der Revolution hatte, weist Niebuhr hin: wie und warum einige Gegenden von der Regierung geschont, andere um so härter bedrückt wurden und wie gegen diese Willkür sich allmälig eine Gegenwehr bildete. Kurz, indem Niebuhr die Lage der Dinge vor der Revolution bezeichnet, sieht man, daß er auf die Erkenntniß des gesellschaftlichen Zustandes großes Gewicht legt, daß er diese Verhältnisse bis auf ihre einfachsten Grundlagen verfolgt wissen will. Natürlich sind Ackerbau, Industrie, Literatur, Sitten u. s. w. nicht vergessen; er gibt überall und vor Allem die wesentlichen Züge an; der Zuhörer wird belehrt, worauf er beim Studium der Revolution sein Augenmerk zu richten hat, und daß er sich nicht damit begnügen soll, die vorzugsweise sogenannten politischen Gründe aufzusuchen, die für das Hauptsächliche immer nur ein unvollkommenes und formelles Verständniß zu geben vermögen.

Aber auch wann er auf die eigentlich politischen Ursachen der Revolution zu sprechen kommt, führt er seine Zuhörer ganz in die Nähe der Vorgänge, in die Mitte der Verhältnisse; er hält sich nicht bei dem Allbekannten auf, das die Zuhörer in tausend Büchern finden können, sondern bildet ihr politisches Urtheil, indem er sie bis auf die Elemente zurückführt, aus denen die Begebenheiten sich entwickelten. Er sucht als echter und seinen Stoff ganz bemeisternder Docent die Lage der Dinge, noch ehe er die Ergebnisse erzählt, so anschaulich zu machen, daß die Ergebnisse selbst dann als natürliche oder wie Philosophen sagen, nothwendige Folgen erscheinen und nichts Überraschendes mehr haben können. So zeigt er z. B. wie die Deputirten des tiers-état im Grunde, und in Folge der politischen Lage der Bauern, nur städtische Deputirte waren: „ein Argument, das die Vertheidiger des ersten Standes gar nicht benutzt haben"; das Vernünftige, sagt er, wäre gewesen, den Landadel und die Städte wählen zu lassen, „die Landeigenthümer und Erbpächter hätte man dann mit den Städten zusammenfassen und aus ihnen ein Unterhaus bilden müssen; — mit einer solchen Versammlung unter einem Minister wie Mirabeau wäre es vielleicht noch möglich gewesen, der Revolution zu entgehen". Wenn er dann über die Constituante sagt: „Es gehört jetzt (unter der Restauration) zu den allgemeinen Irrthümern in Frankreich, daß die Masse des Talents in dieser Versammlung sehr überschätzt wird: die Liberalen huldigen ihrer hohen Einsicht und Größe und spenden ihr die ungemessensten Lobsprüche; ein Unbefangener kann ihnen aber schlechterdings nicht Recht geben": so ist Das gewiß wahr, man muß aber berichtigen, daß nicht blos die Talente, sondern noch mehr die moralische Haltung und Begeisterung der Assemblée und diese sicherlich nicht ohne Grund Bewunderung erregt haben. Die Zeiten und politischen Stimmungen, in welchen man in Frankreich über die Nationalversammlung höher denken wird als sie es vielleicht verdient, werden übrigens gewiß besser sein als die, in welchen man geringer über sie urtheilt, wie dies z. B. heute geschieht. Wir sehen Niebuhr die Nationalversammlung in ihre Elemente zerlegen: er charakterisirt die hervorragenden Männer, kennt die Stimmungen genau: er sieht sehr scharf, „wie der Adel lieber Alles zugestehen als den hohen Adel als Pairskammer über sich setzen lassen wollte", und wie die Adelminorität, die sich den Ansprüchen des dritten Standes geneigt erwies, „aus den Ausgezeichnetsten bestand", und daß namentlich Diejenigen, „die im amerikanischen Kriege Bedeutung erlangt hatten", dazu gehörten.

Es braucht nicht gesagt zu werden, wie Niebuhr den Dingen auf den Grund sieht, wenn er von den Maßregeln des Hofes, von den Operationen der Minister spricht. Hier ist er am schärfsten und bestimmtesten gleich beim Hervortreten der ersten verhängnißvollen Fehler in den achtziger Jahren. Wir können aber nicht so ausführlich sein, ihm überall hin zu folgen. Oft auch wird man seiner Beurtheilung der politischen Maßnahmen nicht beitreten können. So ist es auffallend, wenn er kurzweg Maurepas' Rückberufung der alten Parlamente als eine schuldige Genugthuung billigt und ohne Bedenken ausspricht: „Auch hat dieser Schritt keine schlimme Folgen gehabt." Er ist überhaupt den Parlamenten günstig und meint, daß sie zur Zeit der Revolution mit Unrecht verschrieen worden; wenn er indeß bemerkt: „denkt man sich jetzt in einem Staate die großen Richterstellen käuflich, so glaubt man, es müsse gehen wie in Böhmen, wo man das Kaufgeld durch den Misbrauch der Justiz wieder herauszubringen suchte; aber bei dem Pariser Parlamente war Nichts, was die Sache bedenklich machen konnte": so erinnert man sich an Das, was er bei einer frühern Gelegenheit gesagt hat, daß die Verbindung der Adelsberechtigung mit der Magistratur wenig verständig gewesen: „denn Dies ward sehr früh in

der Anwendung verkehrt, indem daraus die Käuflichkeit dieser Chargen entstand", und kann nicht umhin, beide Äußerungen miteinander im Widerspruch zu finden. In den meisten Fällen wird bei Beurtheilung der Parlamente darin gefehlt, daß man die Betrachtung ihres richterlichen Verhaltens nicht scharf von der ihres politischen sondert. Nicht nur waren sie als politische Körperschaften wenig ehrbar — wie hätten sie sonst unter Ludwig XIV. so ganz unterkriechen und sich noch so kurz vor der Revolution so zunftmäßig benehmen können? — sondern sie waren es gleich wenig als Richter, so oft sie Sachen von politischer Bedeutung zu behandeln hatten. Dies Verhalten aber ist tief französisch. Betrachtet Niebuhr die Auflehnung wider die königliche Gewalt Ludwig's XVI. als „Aufruhr und Empörung", weil der König durch Verjährungsrecht im Besitz der Auflagen und der Gesetzgebung war, so müssen jene Prädicate zunächst auf das pariser Parlament angewendet werden, weil es zuerst jenes königliche Recht angefochten hat, zuerst und zwar aus Standesgeist dem Willen des Königs entgegengetreten ist. Wir haben uns indeß immer wieder daran zu erinnern, daß hier eine Reihe von Vorlesungen und nicht ein ausgearbeitetes Buch vor uns liegt. Niebuhr achtete was tüchtig an den Parlamenten war, und Ministern wie Colonne, Brienne, auch Necker und dem Hofe gegenüber, erschienen sie ihm respectabel mehr als sie es waren. Wir wollen hier noch hersetzen, wie er von den beiden Letzten, von Necker und dem Hofe, urtheilt. Über Jenen sagt er:

Daß man seine finanziellen Erfolge seiner Weisheit zuschrieb, machte ihn schwindelnd und war sein Unglück; er war mit einer sehr geistreichen und tugendhaften Frau verheirathet, die aber auch sehr stolz und eitel war und sich befugt glaubte, Alles zu beurtheilen und die Krone auszutheilen. Vor Allem betete sie ihren Mann an und berauschte ihn; auch die Tochter, die viel geistreicher war als er selbst, verehrte den Vater als Halbgott. Beide Frauen sind zum großen Theil an Necker's Unglück Schuld. Nichts ist gefährlicher als geistreiche Frauen, welche die Welt aus einem höhern Gesichtspunkt zu betrachten wähnen; eine solche Frau ist immer anmaßender als ein geistreicher Mann, sie kennt gar keine Grenzen . . . Es war für Necker fast unmöglich, bei dieser Vergötterung nüchtern zu bleiben, da ihm alle Tiefe des Geistes abging; er scheiterte an den Klippen dieser Sirenen.

Man kann in der That diesen weiblichen Einfluß nicht hoch genug anschlagen, der bei Necker so weit ging, daß er einst sogar auf der Rednerbühne der Nationalversammlung seiner Frau Erwähnung that, worüber die Deputirten in ein zwar unziemliches aber doch sehr begreifliches Lachen ausbrachen. Wie Niebuhr über die Gesinnungen am Hofe Ludwig's XVI. urtheilte, zeigt sich in folgender Stelle:

Die Wahrheit fodert zu sagen, daß der Hof durchaus keine aufrichtige Gesinnung hatte; er wollte (1792) einen gewaltsamen gänzlichen Umsturz, nicht Einführung der Ordnung; er hatte keinen andern Wunsch als die alte absolute Monarchie mit allen Misbräuchen und Übeln wieder einzusetzen. Der Sieg war unmöglich wie der Sieg des Pompejus. Jeder hatte seine Feinde, an denen er Rache nehmen wollte; man war jetzt erst recht aufmerksam darauf geworden, wie viel man in den Augenblicken aufgeregten Wohlwollens verloren habe und wollte alle seine Verluste wieder gut machen und das alte Regime mit seiner Tyrannei erneuern. Dies war die Gesinnung der Majorität der Emigranten und des Hofes. Der König wäre wol der letzte Mann gewesen, Rache zu nehmen; gewiß aber hätte die Königin es auf das fürchterlichste gethan und er hätte es geschehen lassen; sie vergaß keine Kränkung, keine Beleidigung.

(Der Beschluß folgt.)

Der Patriot. Eine schweizerische Erzählung aus dem Jahre 1830 von Eulogius Ernst. Zwei Theile. Frankfurt a. M., Sauerländer. 1846. 8. 2 Thlr.

Der Verf. hat keineswegs die Absicht, wie er sich selbst S. 13 ausdrückt, einen Roman zu schreiben; denn, meint Derselbe, weil er ein Bild aus der „heutigen" so nahe gerückten Zeit wähle und noch dazu auf schweizerischem Gebiet, wo so wenig „heroische Größe" mehr hervortrete und das Abenteuerliche immer mehr in den glatten Strom der Alltäglichkeit versinke: so müßte das Romanhafte, was man gewöhnlich so nennt, mehr Phantasie als Wurzel und Frucht der Wirklichkeit sein. Der Verf. beurkundet damit eine ganz eigenthümliche, oder, wenn man will, eine ganz oberflächliche Ansicht von der Kunstform des Romans. Seiner Ansicht nach muß der Roman seine Stoffe aus einer entfernten, nicht gegenwärtigen, „heutigen" Zeitperiode wählen, die Personen müßten in „heroischer Größe" statt in menschlicher, einfacher Wahrheit und sinnlicher Schönheit erscheinen; die Entwickelung der Handlung, die Situationen müßten abenteuerlich, phantastisch, statt poetisch natürlich sich darbieten. Wie verlegen und unrichtig eine solche Ansicht ist, würde der Verf. schon eingesehen haben, wenn er nur einen flüchtigen Blick auf die Literatur der Gegenwart, nicht allein auf die des deutschen Volkes, sondern auch auf die der Engländer und Franzosen werfen wollte, wo gerade die sociale Gegenwart, das heißt das Leben der gegenwärtigen Gesellschaft, zum Gegenstande des neuen Romans verarbeitet wird und sogar in den sogenannten Tendenzromanen der eigentlichen Socialtheorie, der politischen Debatte sich nähert und das reine, für sich bestehende Gebiet der Kunst verläßt und verletzt. In der Art und Weise, wie der Verf. den Roman auffaßt, würde derselbe ein phantastisches, übernatürliches Abenteuer darstellen, das keinen Anspruch auf wirkliches Leben, auf poetische Wahrheit macht. Wir gestehen ferner, daß wir so eigentlich nicht recht wissen, was aus der Bezeichnung „schweizerische Erzählung" zu machen ist. Wir kennen zwar schweizer Kühe und ihre Producte, ob die Erzählung aber auf eine gleiche Benennung Anspruch machen kann, weil sie in der Schweiz spielt, weil sie ihren Stoff der schweizerischen Geschichte entlehnt: Das müssen wir doch in Abrede stellen; wir hätten hiernach in der deutschen Literatur eine Menge Kategorien erhalten, bei denen sämmtliche Nationen einzeln zu Gevatter stehen müßten: z. B. ein chinesisches Drama, eine Hottentotten-Ballade, eine Jamaica-Novelle. Nur dann können wir eine solche Benennung gelten lassen, wenn die ganze Anschauung eines solchen Volkes, wenn Form und Inhalt demselben wesentlich und charakteristisch angehören und der Erzähler dadurch die Sitten und Denkweise eines Volkes dem Leser vorführen will. Der Verf. hat sich den Vorsatz gewählt, die Gegenwart in einem Malerspiegel aufzufangen, der weder verschönere noch zum Zerrbilde misstalte. Es scheint Dies jedoch nur als eine leere Redensart gelten zu müssen; denn wenn er die Wirklichkeit nehmen will, nackt, roh, ungeschlacht, wie sie vor uns liegt, so ist Dies zuvörderst durchaus nichts Verdienstvolles, nichts Künstlerisches; und der Maler, der Künstler ist, sucht ebenso nach dem Allgemeinen in seinen Landschaften, nach dem zusammenstimmenden Grundtone, als er im historischen Gemälde die Idee, das Ideal herauszuarbeiten sich bestrebt. Das Gesetz der Schönheit bleibt für alle

Kunst der oberste Grundsatz; Zerrbilder haben auf keinem Felde der Kunst ihre Berechtigung.

Wenn man diesen ausgesprochenen allgemeinen Grundsätzen des Verf. Glauben schenken wollte, so könnte man vielleicht nur ein höchst mittelmäßiges Erzeugniß der Literatur erwarten und wir würden schon jetzt zuviel von demselben gesagt haben; Dem ist aber nicht so. Die Erzählung bildet ein abgerundetes, geschlossenes Ganzes, das in der Ausführung durchaus nicht ohne Interesse der Darstellung, ohne ideelle Auffassung und geschickte Wiedergabe sich darstellt. Wenn wir auch keineswegs eine besondere Tiefe der psychologischen Auffassung, eine klare motivirte Entwickelung der Charaktere wahrnehmen, so ist doch die ganze Anlage der Erzählung nicht ohne Geschick entworfen und zu ihrem Ende geführt, und die Personen sind im Allgemeinen ihrem Charakter treu durchgeführt. Wenn wir auch einmal die Ansicht des Verf. annehmen wollten, daß er ein Bild der Gegenwart ohne ideelle Beziehung entworfen habe, so ist hierbei doch keineswegs der Umstand zu übersehen, daß er den geschichtlichen Boden, die politische Grundlage nicht so tief in den Hintergrund drängen durfte; nur dadurch erhielten die Personen größere Bedeutung und größeres Interesse und nur dadurch entstand ein eigentlich getreues Bild der Zeit. Die Geschichte ragt nur bruchstückweise in die Erzählung herein, zieht sich als unbekannte, dunkle Wolke hinter den handelnden Personen her, und zuweilen nur schießen einige Blitze aus derselben hervor, werfen einige Streiflichter auf dieselben. Das Interesse wird dadurch getheilt, die Erwartung gespannt, ohne eigentlich befriedigt zu werden.

Der Inhalt des Buchs würde seinen Hauptmomenten nach etwa folgender sein: Zwei Jünglinge aus der Schweiz haben ihre Studien in Göttingen vollendet und kehren in ihre Heimat zurück. Beide sind von ganz verschiedenem Charakter. Der Eine, Sulzer, hat eine gemeine, intriguante, gegen alles Höhere gleichgültige Seele, ihm ist es blos um sein eigenes Wohlergehen zu thun; die Mittel, hierzu zu gelangen, sind ihm gleichgültig, er kennt keinen höhern Wunsch als sein eigenes Glück. Der Andere dagegen, Sebold, ist ein edler Mensch, der für das Wohl und die Freiheit seines Vaterlandes schwärmt und sich nicht scheut, alle Opfer, die in seinen Kräften stehen, demselben zu bringen. Beide sind Juristen, obgleich Sebold ursprünglich von seinem Vater zur Theologie bestimmt war. Sie kamen gerade zu der Zeit in ihre Heimat zurück, als bereits überall in Folge der Julirevolution Gährungen und Bewegungen ausgebrochen sind. Sebold entdeckt bald nach seiner Rückkunft, daß er der Sohn des Pfarrers, der ihn seither erzogen hat, nicht ist, sondern daß er der natürliche Sohn eines Mädchens ist, das einer der aristokratischen Familien des Landes angehört. Seine Verwandten haben nun, aus Furcht, derselbe möge auf das Vermögen der Familie Anspruch machen und durch seine Geburt ihrem altadeligen Stammbaum einen unlöschbaren Flecken aufdrücken, den Knaben schon gleich nach der Geburt seiner Mutter geraubt, die deshalb wahnsinnig geworden ist, und ihn dem Pfarrer übergeben, um ihn zu einem Dorfpfarrer zu erziehen, der später durchaus keine politische Rolle spielen könne und so im Dunkel seines Privatlebens der Familie durchaus keinen Nachtheil bringen könne. Sebold liebt die Tochter seines Pflegevaters, die er früher für seine Schwester gehalten hatte. Sie wird ihm als Weib unter der Bedingung zugesagt, daß er auf seine politische Laufbahn Verzicht leisten solle; da er Dieses jedoch verweigert, so grämt sich das Mädchen zu Tode. Sebold läßt sich in die politischen Bewegungen ein und erlangt ein bedeutendes Ansehen unter seiner Partei; allein Sulzer weiß ihm durch seine Intriguen den Rang abzulaufen und er wird statt Jenes in den Verfassungsrath gewählt. Er erhält zwar durch seine wahnsinnige Mutter das Document, wonach er auf die Güter der Familie Anspruch machen kann, allein er leistet Verzicht darauf, liefert die Urkunde sogar seinen Oheimen aus, die in Folge der Umwälzung ihr Ansehen verloren haben, und wandert aus der Schweiz aus.

Neben diesem Hauptfaden der Erzählung läuft zwar noch manches interessante Beiwerk her, allein der Leser wird auch so im Stande sein, eine Erzählung zu würdigen, die durchaus alle Zuthat der Phantasie vermeiden und nur als Wurzel und Frucht der Wirklichkeit gelten wollte, die aber nichtsdestoweniger von einer großen Menge von phantastischen Erfindungen durchzogen ist und zum Theil auf Unwahrscheinlichkeit beruht. So sind der schwarze Salomon, der um das Geheimniß der Geburt Sebold's weiß und dadurch in die Erzählung eingreift, sowie der Piemontese Betan, ein nichtswürdiger, verbrecherischer Schuft, so unwahrscheinliche Charaktere, daß man sie fast Zerrbilder nennen könnte. Der Schluß des Romans erscheint überhaupt zu wenig motivirt. Wenn Sebold ein so großer Patriot war, warum verläßt er so feig sein Vaterland? Wenn seine Liebe zu seiner ehemaligen Schwester so stark war, warum hat er nicht früher um ihre Schicksale sich gekümmert? Warum stirbt sie, da sie doch weiß, daß Albert sie liebt und ihr treu bleiben will; warum? — Wir hätten noch mehre solche Fragen, wollen sie aber unterdrücken. 93.

Literarische Notizen aus England.

Schriften über Australien.

Die Wichtigkeit, welche das große Festland der Südsee, Neuholland, für England gewinnt, erklärt die Menge der Veröffentlichungen, die über dasselbe dort erscheinen. In der jüngsten Zeit sind über diesen Gegenstand wieder zwei größere Werke veröffentlicht worden, die unter Anderm reich sind an Nachweisungen und Nachrichten für Solche, die bei der Auswanderung ihr Augenmerk auf jenen entlegenen Continent richten. Das eine Werk führt den Titel: „South Australia and its mines. With an historical sketch of the colony under its several administrations to the period of captain Grey's departure", von Francis Dutton, welches über den Mineralreichthum, besonders über den Kupfererzreichthum im Süden Australiens, auf welchen zuerst der deutsche Geognost Menge aufmerksam gemacht, handelt. Das andere Werk unter dem Titel: Discoveries in Australia with an account of the coasts and rivers explored and surveyed during the voyage of H. M. S. Beagle, by command of the Lords commissioners of the Admiralty", von J. Stokes (2 Bde.), ist allgemeinen Inhalts, und verbreitet sich über die wichtigen Entdeckungen, welche die Mannschaft des Schiffes Beagle, das von dem Herausgeber des Werks befehligt wurde, besonders an der Nordwestküste Australiens gemacht hat.

Die englischen Touristen.

John Bull auf der Reise am Festlande ist eine stereotype Gestalt für Pfeile des Witzes und der Laune geworden. Die Engländer selbst spotten darüber am meisten. So meint ein englischer Kritiker bei Beurtheilung des jüngst erschienenen Reisewerks: „Notes and remarks made in Jersey, France, Italy and the Mediterranean in 1843 and 1844", von J. Burn Murdoch: Der „gelehrte Reisende, welcher nichts weiß", sei eine der gewöhnlichsten Figuren, denen man draußen begegne, und unglücklicherweise sei die Sache mehr verdrüßlich als lächerlich, da die Erscheinung gerade zumeist den Landsleuten begegne. Man müsse erröthen, wenn man von den zwei Engländern erzählen höre, die, um sich als ausgezeichnete Fußgänger zu zeigen, nach Deutschland gegangen und sich mit ihren Reisesäcken auf einem Rheindampfschiff einlogirt; oder von dem englischen Geistlichen, der mit einem Pack von donnernden Streitschriften gegen das Papstthum, ohne irgend eine fremde Sprache zu kennen, dem ersten besten Zollbeamten den Zweck seiner Reise auseinanderzusetzen sich bemüht und von demselben für einen Kofferträger gehalten wurde. 12.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 255. —— 12. September 1846.

Geschichte des Zeitalters der Revolution. Vorlesungen an der Universität zu Bonn im Sommer 1829 gehalten von B. G. Niebuhr. Zwei Bände.

(Beschluß aus Nr. 254.)

Haben wir durch alles Bisherige eine Vorstellung von Niebuhr's Behandlungsweise zu geben versucht und können wir uns nicht so weit ausdehnen, die vorzüglichsten Partien des Buchs, die Niebuhr's Herrschaft über allen historischen Stoff am überzeugendsten darthun, auch nur auszugsweise mitzutheilen — wobei wir indeß nicht unterlassen, den Leser auf die Schilderungen Deutschlands und Englands am Schluß des vorigen Jahrhunderts und sodann auf die Darstellung der Zustände Spaniens, Neapels, Venedigs, Berns zur Zeit des Einbruchs der Franzosen besonders aufmerksam zu machen —: so müssen wir nun noch das eigenthümlich Anziehendste des Ganzen hervorheben, das in der Vertraulichkeit der Rede, der Ungezwungenheit des Urtheils, dem ganz rückhaltlosen Freimuth der Äußerungen liegt, womit Niebuhr hier wie im Gespräch mit Freunden ganz trocken und ohne Umschreibung über das Wichtigste seine Meinung heraussagt. Er gibt sich seinen jungen Zuhörern ganz hin, macht ihnen seine Bekenntnisse. Wo er irgend etwas Großes, Erhebendes, in welcher Zeit er irgend eine bessere Regung erkennt, versäumt er nicht, sich mit Theilnahme darüber auszusprechen. So geschieht es, daß er auf Stimmungen aufmerksam macht, deren Wahrnehmung den meisten Geschichtschreibern entgeht, deren Erkenntniß aber doch zur Bildung des historischen Sinnes so wichtig ist. Es war, sagt er, nach den Ereignissen des Thermidor eine tiefbewegte Zeit, „groß in den Gefühlen, und die Beredtsamkeit damals zeigte einen ganz andern Charakter als die Reden der Constituante"; später, nach Aufstellung der Verfassung des Jahres III schildert er die Wirkung, welche dieselbe auf viele vorzügliche Männer hatte, die Hoffnungen, die sie ihnen erregte, und setzt hinzu: „Ein solches Erwachen, wo man sich noch nicht recht bewußt ist, was man Alles gewann, ist im Leben der Völker wie der Einzelnen etwas sehr Schönes und Süßes; edle Männer von großer Verschiedenheit trafen zusammen im Streben und Hoffen nach Reparation; es war damals, wo Laharpe seinen Cours de littérature hielt.." Auf gleiche Weise hebt er die Stimmungen zur Zeit der ersten Erneuerung des Directoriums hervor, wo in der „Opposition gegen die Revolution sich viele treffliche Männer und große Talente in einer Gesinnung von Freiheit als Widerstand gegen alle Gewalt und Willkür, in Freude an populairen Formen und in Redlichkeit vereinigten, und eine unzählige Menge Journale erwachten, wie sie nie besser und beredter und mit dem Ausdruck wahrhaftern Gefühls geschrieben worden". Am wärmsten drückt sich Niebuhr aus, wenn er irgendwo an bedeutenden Persönlichkeiten sittliche Größe erkennt, die er überall mit feinem Sinn herausfühlt und an welche zu glauben ihm, wo nur irgend für seine Überzeugung sich ein Anhalt darbietet, Bedürfniß ist. Von Männern wie Pitt, wie Turgot, Malesherbes spricht er mit Bewunderung; Männer wie Malouet gekannt zu haben rechnet er sich zum Glück; für Carnot ist er begeistert, mit seinen Thränen und seinem Blute möchte er das Urtheil auslöschen, das dieser im Proceß des Königs abgegeben; auch für Napoleon's große Seiten ist er vollkommen empfänglich und sagt unverholen, daß er immer „gewaltigen Respect" vor ihm gehabt und gewünscht habe, sein Ausgang möchte ein glorreicher gewesen sein. Seine eigenen Empfindungen hält er nirgend zurück. Er sagt:

> Wie ich mich entschieden haben würde, wenn ich (1789) in Frankreich gelebt hätte, ohne von einem scharfsinnigen Vater eine bestimmte Richtung erhalten zu haben, weiß ich nicht, aber schon seit manchen Jahren hätte ich mich, durch manche Reflexionen belehrt, gegen die Revolution erklärt.

Obgleich in diesen Worten ein Geständniß genugsam ausgesprochen ist, so verbergen wir nicht, daß Zuhörer Niebuhr's über diesen Punkt ein noch bestimmteres Bekenntniß gehört zu haben versichern. Seines eigenen Antheils an den politischen Geschäften erwähnt er fast gar nicht, aber zuweilen sagt er wie er in dem einen oder dem andern bestimmten Falle würde gehandelt haben; so äußert er z. B., da er von der polnischen Theilung spricht:

> Auf Westpreußen hatte Friedrich ein gutes Recht, aber den Netzdistrict durfte er nicht nehmen, und als Minister des Königs hätte ich mir eher die rechte Hand abhauen lassen als ich dessen Besetzung gewilligt hätte.

Wie der lebendige Eindruck solcher Vorlesungen erhöht werden mußte, wenn ein bedeutender Mann sich

ein so persönliches Verhältniß zu seinem Auditorium gab, ist leicht zu ermessen. Wie unbekümmert er sich gehen ließ, sieht man am deutlichsten aus den dürren, trockenen Worten, mit welchen er ohne alle Umstände eine Reihe von Männern abfertigt. Da ist denn z. B. Mack ein „elender Projectenmacher"; Fürst Auersberg (Feldzug von 1796) „ein ganz dummer Mensch"; der Herzog von York „der traurigste aller Feldherren"; Sidney-Smith „geschickter Seeoffizier, Phantast und entschiedener Narr"; Haugwitz „hatte als Pietist und Poet angefangen und war in die leichtfertigste Sittenlosigkeit übergegangen"; Hardenberg „ein leichtsinniger Mann, oberflächlich, homme d'esprit, aber ohne moralisches Aplomb, der im Widerspruch eine persönliche Kränkung sah und sich dann Luft machte"; Rüchel „war halb wahnsinnig" und Hohenlohe „weiter Nichts als ein geschickter Dispositionsmann ohne einen Zug von einem Feldherrn"; Bennigsen „ein Glücksritter, pillard, der den Krieg führte, um sich zu bereichern und von dem der Kaiser auf das schändlichste betrogen wurde"; Gustav III. „ohne Zweifel einer der lasterhaftesten Menschen des Jahrhunderts" u. s. w. Ebenso derb und ohne Umschweife wie über solche Personen spricht sich Niebuhr über Zustände und Situationen aus, wenn sie ihm faul und verwerflich erscheinen; wenn er an mancher Stelle hart über deutsche Verhältnisse urtheilen muß, so sieht man, daß das Maß seines Unwillens das Maß seines Patriotismus und seiner Wahrheitsliebe ist. Sein Wohlwollen z. B. für Östreich zeigt sich überall, aber das hindert ihn nicht bei Besprechung des Feldzugs von 1796 den damaligen „traurigen moralischen Zustand" der östreichischen Offiziere mit den nacktesten Bezeichnungen darzustellen:

Sie waren ohne Begriff von Bildung, die Stellen waren käuflich und wurden auf die schändlichste Weise vergeben; der Kern der Armee bestand in den vortrefflichen Unteroffizieren, die nirgend so gut waren; die Generalität bestand großentheils aus ganz unfähigen Subjecten; wer aus einer großen Familie war, konnte mit Schande bedeckt sein und erhielt doch ein Commando; dazu waren sie untereinander verhetzt und verbissen. Wie Viele haben gewünscht die Erfolge des Erzherzogs zu vereiteln!

So sagt er auch von Hanover im J. 1803: „Die, denen damals an der Vertheidigung des Landes Alles liegen mußte, die Minister und höhern Offiziere, waren die Feigsten"; den Feldzug von 1800 nennt er „eine tiefe Schmach, die jedem Deutschen das Herz bluten machen muß"; den Rheinbund „ein Werk der Schande und Finsterniß". Am wenigsten verhüllt er seine Meinung, wenn er von den Zuständen Deutschlands im vorigen Jahrhundert spricht; dies aber muß im Ganzen nachgelesen werden. Dagegen zeigt er ganz die Wärme eines für die Ehre und Unabhängigkeit des Vaterlandes fühlenden Deutschen, wenn er auf die Zeiten der Erhebung, auf Östreichs Kämpfe, auf Schill, auf die Befreiungskriege kommt; hier ist er leider sehr gedrängt, er eilt zu Ende. Wir wollen nur noch hierhersetzen, was er über den Tugendbund äußert:

Ich befand mich damals in den Niederlanden und habe mit keiner geheimen Gesellschaft etwas zu thun gehabt, obgleich ich oft Briefe von Leuten bekam, die von Insurrection sprachen und mich so in die größte Gefahr setzten. Von solchen Gesellschaften konnte das Heil auch nicht kommen, wol aber konnte sehr viel Böses daraus entstehen. Der Tugendbund war ganz schlecht angelegt; das Unsinnige war, daß diese Gesellschaften aus der Gesinnung, die nothwendig ist, um etwas Tüchtiges hervorzubringen, ein Werkzeug machen wollten; der Sinn, ohne welchen die materiellen Kräfte Nichts sind, sollte diese ersetzen. Auch war sehr viel Windbeutelei und Lüge bei allen diesen patriotischen Geschichten und die Eitelkeit dieser Leute war ganz kindisch; man mußte sehr entschieden patriotisch sein, um nicht an diesen Patrioten Ekel zu haben; unter zehn war kaum ein Besonnener.

Als besonders bemerkenswerth führen wir noch ein paar Urtheile Niebuhr's über einige Männer von interessanten Namen an. Es handelt sich hierbei nicht darum, ob man diese Urtheile als richtige gelten lassen will oder kann, sondern allein um das Interesse, das sie als Niebuhr'sche haben. Über Canning äußert er sich so:

Die Geschichte wird ihn keineswegs beurtheilen wie die Gegenwart (als Niebuhr las, war Canning seit zwei Jahren todt), er hatte großes Talent, war aber kein großer Staatsmann, er war einer der Charaktere, die sich als Schildknappen politischer Helden auszeichnen. So lange die alte große Beredtsamkeit herrschte und die großen Männer lebten, sprach man wol von seinem Talent, es fanden aber die ältern Leute kein großes Behagen an seiner petulanten epigrammatischen Eloquenz. Er schloß sich der Gesellschaft der Anti-Jacobins an, die Alles vertrat, was an den bestehenden Formen hing; diese gaben ein Journal heraus, in dem das Würdigste des Auslands auf das schändlichste verhöhnt wurde; in diesem Journal schrieb Canning das infamste Pasquill, das je auf Deutschland geschrieben ist. Göttingen wird darin als Abgrund aller Infamie geschildert, Professoren und Studenten als eine Bande, Liederlichkeit, Blutschande, Atheismus als Charakter des deutschen Wesens. So fing Canning an; brauchbar war er auf alle Weise, ein politischer Kosack.

Das hier erwähnte Journal, an welchem die bedeutendsten Männer arbeiteten, enthielt, beiläufig gesagt, Meisterstücke von Witz und Persiflage und machte in England damals große Wirkung; Canning war jung, als er daran schrieb und die Stücke von ihm scheinen uns weit eher Zeugnisse für seine Geistesfreiheit und Genialität als Beweise gegen seinen Charakter. Über Palafox sagt Niebuhr:

Nie ist die Welt mehr getäuscht worden als darin, daß man ihn für den Helden der Vertheidigung Zaragozas hält; es war der Handwerker Tio Jorge, dessen Schicksal im Dunkeln liegt. Palafox war so wenig ein Held, daß er bei manchen Gefechten gar nicht einmal zugegen war, sondern ein ganz frivoler Gardeoffizier, bekannt durch seine Leichtfertigkeit und sein Hazardspiel.

In England ist man zum Theil derselben Meinung über Palafox. Die meisten und gläubigsten Bewunderer hat er wie so Viele und so Vieles in Deutschland, wo Kleist ihn in einer Ode besang, die mit den Worten anfängt: „Tritt mir entgegen nicht, daß ich zu Stein nicht starre." Kutusow betrachtet Niebuhr als einen ganz gewöhnlichen Menschen und sagt von ihm:

Es gehört zu den größern Fügungen des Glücks, daß er 1813 starb; hätte er in Deutschland den Befehl gehabt, so

wäre die Schlacht von Leipzig nicht geschlagen worden; er hatte einen barbarischen Widerwillen gegen alles Fremde und gehörte zu den alten eingefleischten Russen, in deren Charakter brutale Abneigung gegen das Fremde Hauptzug ist.

Über den Erzherzog Karl spricht Niebuhr überall mit Liebe und Hochschätzung, nennt ihn einen persönlich höchst achtungswürdigen Fürst, einen gebildeten Mann von vielem Verstand und Geschick und ausgezeichneten Feldherrn; aber, setzt er hinzu:

Er ist als Feldherr einseitig; ihm fehlt die eigentliche Lust am Kriege, er betreibt ihn wie ein Schachspiel und hat Freude an den Dispositionen. Der große Feldherr muß zur Schlacht gehen wie zum Tanze, da müssen sich alle seine Seelenkräfte vervielfachen aus Lust am Kampf. Erzherzog Karl aber mag lieber mit Manoeuvriren Etwas ausrichten als mit Schlagen; ist das Problem, die Schlacht zu gewinnen, gelöst, so macht er sich an ein neues.

Diese Ansicht über den Erzherzog ist bekanntlich auch die des strengsten seiner Beurtheiler, des verstorbenen Clausewitz.

Hiermit sei die Reihe unserer Angaben geschlossen. Jeder, dem nur einiges Interesse innewohnt für eine scharf ausgeprägte eigenthümliche Handhabung historischer Begebenheiten und Individuen, sowie Jeder, der es vermag, sich die persönliche Denk- und Gefühlsweise Niebuhr's klar zu machen, wird den Werth eines solchen Buchs zu schätzen wissen und für die Bekanntmachung dem Herausgeber dankbar sein. Um eigentliche Beurtheilung, eigentlich kritisches Verfahren handelt es sich hierbei nicht; Jedermann wird, selbst nur aus dem hier Mitgetheilten, begreifen, wie unendlich Vieles sich erinnern, berichtigen, ergänzen, anzweifeln ließe; aber die Kritik würde bei einem Buche dieser Art immer nur das Schicksal haben, daneben herzulaufen. Wir sagen das von unsern eigenen Bemerkungen, so weit sie in diesem Aufsatze hier und da kritisch ausgefallen sind. Man kann sich eben nicht vollständig enthalten, das gar zu Auffallende zurechtzustellen, Widersprüche anzumerken, offenbare Befangenheiten nachzuweisen, und hält sich wol hier und da auch verpflichtet, etwa allzu vertrauende Leser zu warnen; im Ganzen aber wird man sich bei einem solchen Buche am richtigsten verhalten, wenn man Das, was ihm seinen eigenthümlichen Gehalt gibt, herauszuerkennen sucht und es als Anregung zu eigener Prüfung und Erweiterung der historischen Kenntniß nutzt, ohne sich lange bei dem leichten Geschäft des Mäkelns und eitlen Besserwissens aufzuhalten.

Zum Schluß setzen wir noch folgende zwei Äußerungen Niebuhr's hierher:

Der verständige Mann nimmt die Dinge wie man sie sieht; Großes thut man nur im Gefühl der Wirklichkeit.

Mündigkeit ist nie ohne Gefahr, aber Unmündigkeit ist ohne Verdienst.

62.

Zur Tagesliteratur.

Seit dem Zollverein und dem nationalen Schutzzollsystem ist in Deutschland die Foderung nach Schutzzöllen sehr stark an der Tagesordnung, und sie hat durch die englischen Tarifmaßregeln unstreitig sehr an Wichtigkeit und Interesse gewonnen. Bevor noch der Streit im Parlamente entschieden war, erschien schon auf dem Markte unserer Tagesliteratur:

Über die englische Tarif-Reform und ihre materiellen, socialen und politischen Folgen für Europa. Von John Prince-Smith. Berlin, Springer. 1846. Gr. 8. 20 Ngr.

Dem Verf. ist es wenigstens geglückt, daß die Kornbill durchgegangen ist; es wäre doch schade gewesen, wenn $7\frac{1}{2}$ Bogen ganz umsonst gedruckt worden wären! Die Mehrzahl ist es schon so wie so. Es ist durchaus nicht zu billigen, daß solche Tagesfragen vorgeschoben werden, um dahinter gelegentlich allerlei Urtheile anzubringen, die mit der Sache selbst gar nicht in Verbindung stehen. Mögen jene auch richtig sein: der Käufer wird immer hintergangen, welcher davon Nichts zu finden erwartete und Nichts finden wollte. So soll man hier über 30 Seiten — 100 hat nur die ganze Schrift — eine Abhandlung über Staat, Stände, Gesellschaft, Reich, Volksleben in Preußen, Erbrecht, Dynastenstamm, Adelslose, Kirchenzunft ꝛc. lesen, und zwar schwachem Verstande auf Grund unvollständiger Begriffe entsprungen, daher nicht wenig verworrenen Urtheils; und warum? weil der Verf. urtheilt: der Einfluß der britischen Tarifreform auf politische Entwickelung Englands und Europas sei Folge des Übergangs vom ständischen zum nationalen Regierungsprincip. Alle Welt werde nunmehr nicht säumen, eine wahrhaft volksthümliche Regierung bei sich einzuführen. Zu wünschen wäre es allerdings, und die Staaten nähern sich auch diesem Ziele, aber nur in Differenzen gegen ihre Vergangenheit, weil sie das Ziel selbst nie erreichen werden. Indessen gar der englischen Tarifreform solchen unmittelbaren Einfluß zu vindiciren, als wenn sie wie ein elektrischer Schlag zu wirken im Stande wäre, heißt die Kühnheit, sozusagen das Abenteuern, in politischen Urtheilen auf die Spitze treiben; um so mehr, als man die ganz eigenthümlichen Voraussetzungen und Bedingungen, mit denen keine andere Nation sympathisirt, wie etwa mit denen der Julirevolution, sich doch deutlich gemacht haben muß. Denn vorläufig ist Nichts weiter vorhanden als ein Sieg der Geldaristokratie über die Landaristokratie in einem Kampfe, der etwa seit den Zeiten des Ministeriums Huskisson geführt wird. Es ist der sogenannte Mittelstand, der, wie in Frankreich schon längst, jetzt auch in England an das Ruder gelangt ist, und für den die Repräsentativverfassungen eigentlich vorhanden sind, eben als eine Folge der adeligen Feudalstände, durch Hinzutritt der Städte, in denen der Mittelstand lebt. Volksinteresse wird in England im Chartismus und der Repeal verfochten, um welche sich aber weder Whigs noch Tories bekümmern, wenn es anders erlaubt ist, diese jetzt bedeutungslosen Namen noch zu gebrauchen. Aber wenden wir uns zu andern Folgen, so sind die materiellen, namentlich für die kornproducirenden Orte, so offenbar, daß darüber nicht viel zu reden ist. Der Verf. sieht aber auch eine allgemeine Handelsfreiheit voraus. Er ist überhaupt ein Feind der deutschen Schutz- oder, wie er haben will, Theuerungszölle. Wir haben bereits auch in diesen Blättern bei Gelegenheit einer Recension von Brüggemann's Schrift „Der deutsche Zollverein" unsere Ansichten für die Schutzzölle ausgesprochen und namentlich hervorgehoben, daß Deutschland, heute erst ein Menschenalter alt, sich allererst auf dem Standpunkte befinde, als England zu der Zeit, da seine Industrie Schutz bedurfte und ihn auch erhalten hat. Wir sind noch derselben Meinung und wollen hier nur auf Zweierlei aufmerksam machen. Nicht nach Westen, sondern nach Osten geht das Bedürfniß des deutschen Handels, wohin schon die Hansa gehandelt hat. Unsere östlichen Grenzen, Schlesien, Preußen, sind verarmt, weil sie handelsbedürftig sind. So lange die russische Sperre dauert, ist die deutsche Handelsfreiheit unmöglich, und nicht unklug läßt man die Donau versanden. Zweitens aber werden Schutzzölle allein Nichts helfen, so lange nicht der noch leere Kreis des Zollvereins seinen Inhalt erhält: deutsche Centralfabri-

ken. Die vereinzelten in den einzelnen Staaten sind nicht kräftig genug. Es fehlt die Activität der deutschen Bürger, nachdem die Regierungen mit der ihrigen vorangegangen sind.

F. Marquard.

Bibliographie.

Baum, J. W., Johann Georg Stuber, der Vorgänger Oberlin's im Steinthale und Vorkämpfer einer neuen Zeit in Straßburg. Straßburg. 12. 24 Ngr.

Bromme, T., Rathgeber für Auswanderungslustige. Wie und wohin sollen wir auswandern. Eine umfassende Beleuchtung der bisherigen deutschen Auswanderung und aller deutschen Ansiedelungspläne, Beschreibung der in Vorschlag gebrachten Auswanderungsgebiete und gewissenhafte Schilderung derer Vortheile und Nachtheile. Stuttgart, Hoffmann. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Louis Cartouche, der berüchtigte Seeräuber-Hauptmann, ein eifriger Zögling der — Jesuiten. Eine Warnungsgeschichte für das deutsche Volk. Leipzig, Schreck. 8. 1 Thlr.

Devrient, E., Dramatische und dramaturgische Schriften. 1ster—4ter Band. Leipzig, Weber. 8. 6 Thlr.

Eothen. Nach der 4ten Auflage des englischen Originals von A. Kretzschmar. Grimma, Verlagscomptoir. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Estrup, H. F. J., Die dänischen Majorate. Eine historisch-politische Betrachtung. Übersetzt von Th. Schorn. 2te vermehrte Ausgabe. Kopenhagen, Schubothe. 8. 12½ Ngr.

Geständnisse eines im Protestantismus aufgewachsenen Christen über religiöse Erziehung und Bildung. Mainz, Kirchheim, Schott und Thielmann. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Habel, S., Das pennsylvanische System und sein Einfluss auf die Gesundheit. Inaugural-Dissertation. Wien. Gr. 8. 10 Ngr.

James, G. P. R., Beauchamp oder der Irrthum. Aus dem Englischen übersetzt von A. Kretzschmar. 1ster und 2ter Band. Leipzig, Kollmann. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Kohl, J. G., Die Marschen und Inseln der Herzogthümer Schleswig und Holstein. Nebst vergleichenden Bemerkungen über die Küstenländer, die zwischen Belgien und Jütland liegen. 2ter und 3ter Band. Dresden, Arnold. 8. Alle 3 Bände 5 Thlr. 20 Ngr.

Loudon, Mrs., Anweisung für Damen, das Landleben zweckmäßig, wirthschaftlich und elegant einzurichten und verständig zu genießen. Aus dem Englischen übersetzt von L. Lehnert. Herausgegeben von W. Ch. L. Mussehl. Mit Abbildungen. Neubrandenburg, Brünslow. Gr. 8. 1 Thlr. 26 Ngr.

Löwenstein, Prinz W. zu, Ausflug von Lissabon nach Andalusien und in den Norden von Marokko im Frühjahr 1845. Mit einer Ansicht von Sevilla. Dresden, Arnold. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Der Mensch im Symbole. Ein Spiegel für Jeden, dem daran liegt, Mensch zu sein. Herausgegeben von W. Frost und W. Kotátko. Prag. Gr. 8. 1 Thlr.

Pertz, Über Leibnizens kirchliches Glaubensbekenntniss. Berlin, Veit u. Comp. Gr. 8. 5 Ngr.

Renk, P., Sursum corda! Lieder und Reime eines deutschen Pilgers. Wien, Mechitaristen-Congregations-Buchhandlung. 8. 10 Ngr.

Rosenkranz, K., Studien. 3ter Theil: Die Modificationen der Logik, abgeleitet aus dem Begriff des Denkens. Leipzig, Brauns. 8. 1 Thlr. 5 Ngr.

Roßhirt, C. F., Geschichte des Rechts im Mittelalter. 1ster Theil: Canonisches Recht. Mainz, Kirchheim, Schott u. Thielmann. Gr. 8. 3 Thlr. 5 Ngr.

Schweitzer, C. L., Predigten. Aus des Verfassers Nachlasse herausgegeben von J. F. Röhr. Mit einem Vorworte und lebensgeschichtlichen Nachtrage desselben. Weimar, Hoffmann. Gr. 8. 20 Ngr.

Souvestre, E., Der schwarze Koffer. Aus dem Französischen von A. Schraishuon. Zwei Bändchen. Stuttgart, Hallberger. Kl. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Terpen, C., Heinrich der Sachsenheld. Ein erzählendes Gedicht. 1ster Theil. Hamburg, Meißner. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Wir leben in der Natur und müssen sie kennen. Freie Unterhaltungen über vaterländische Natur und deren Diener mit Physiophilus. 1. Bändchen. Berlin, Nicolai. 12. 15 Ngr.

Tagesliteratur.

Allioli, J. F., Trauerrede auf das Hinscheiden Gregor's XVI. Augsburg. 4. 3 Ngr.

Behnsch, Was verstehen die biblischen Schriftsteller unter dem Ausdrucke: Sohn Gottes? Eine Zeitfrage, beantwortet. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 3 Ngr.

Bötticher, Der königliche Ausspruch: „daß die Kirche sich durch sich selbst zu gestalten habe," und die Bekenntnißfrage. Ein auch dem Bürger und Landmann verständlicher Auszug aus Nr. 56—58 der Evangelischen Kirchenzeitung vom J. 1846, zu zeitgemäßer Belehrung für die ganze evangelische Christenheit. Berlin, Grobe. Gr. 8. 2 Ngr.

Gedankenspäne und versuchte Zurechtfindungen (Orientirungen) eines Dilettanten, welcher weder juristischer Zunftgesell, noch vielweniger ein juristischer Zunftmeister ist, über Gesetz, Gesetzgebung, Gerichte, Gerichtsordnung und öffentliche Gerichtshaltung. Von F. A. H...... Halberstadt, Lindequist und Schönrock. Gr. 8. 5 Ngr.

Giese, B. M., Letzte in Arensnesta gehaltene Sonntagspredigt, nebst noch drei andern Predigten aus der letzten Zeit, mit einer Vorrede und einigen Aktenstücken. Halle, Schwetschke und Sohn. Gr. 8. 6 Ngr.

Glaser, J. C., Der Gewerbfleiß und der Handel des deutschen Zollvereins und die Mittel, sie zu heben. Leipzig, Bamberg. Gr. 8. 15 Ngr.

Hagen, C. L., Einige Worte der Mahnung und des Trostes, den Neukatholiken dargeboten. Neustadt a. d. O., Wagner. 8. 7½ Ngr.

Mallet, H., Das Gleichniß vom Feigenbaum. Predigt über Evang. Luk. 13, 6—9. Bremen, Kaiser. Gr. 8. 4 Ngr.

Das Maschinenwesen und die darüber verbreiteten Vorurtheile. Leipzig, Bamberg. Gr. 8. 4 Ngr.

Michelsen, A. L. J., Zweite polemische Erörterung über die schleswig-holsteinische Staatssuccession. Mit bisher ungedruckten Urkunden. Leipzig, Weidmann. Gr. 8. 24 Ngr.

Nitzsch, C. J., Niemand ist gut, denn der einige Gott. Predigt über Marc. 10, 17, 18. Berlin, Besser. Gr. 8. 3 Ngr.

Potocki, P. S., Ein Wort zur Vertheidigung des polnischen Volkes. Aus dem Französischen. Leipzig, Schreck. Gr. 8. 10 Ngr.

Privatgedanken über das staatsrechtliche Kirchenverhältniß recipirter Religionen im Lande nach Deutschlands Gesetzen gegen das Eindringen neuer Sekten, von dem Verfasser der Abhandlung über die Jesuiten. Freiburg, Herder. Gr. 8. 5 Ngr.

Die medicinische Reformbill Württembergs, oder kritische Beleuchtung der ärztlichen Praxis in Württemberg, nebst Vorschlägen zu ihrer Reorganisation. Stuttgart, Hallberger. 8. 12 Ngr.

Riffel, C., Der Primat Petri und seiner Nachfolger auf dem apostolischen Stuhle zu Rom. Drei Predigten. Mainz, Kirchheim, Schott und Thielmann. Gr. 8. 7 Ngr.

Vom Lesen der heiligen Schrift. Eine ältere Vertheidigung der Grundsätze der katholischen Kirche gegen die protestantische Betrachtungsweise. Nach dem Holländischen frei bearbeitet. Mainz, Kirchheim, Schott und Thielmann. Gr. 8. 7 Ngr.

Wagner, K., Über Gustav Adolf am Rhein und die Bedeutung seines Namens für den nach ihm benannten Verein. Darmstadt, Leske. Gr. 8. 5 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 256. — 13. September 1846.

Deutscher Humor und der Verfasser des „Cancan". *)

Der Humor ist bei uns Deutschen, wo nicht etwa ein Übermaß seines Gegentheils oft als solcher erscheinen möchte, ein so seltener, so unverhoffter Gast, daß man ihn schon deshalb überall willkommen heißen sollte, wenn und wo er sich herabläßt uns Gesellschaft zu leisten. Wollte ich den Humor in des „Cancan" Weise schildern, so würde ich etwa folgende Beschreibung von ihm liefern (und ich liefere sie deshalb, um daran einige Betrachtungen über die Eigenthümlichkeiten und Mängel des deutschen Humors zu knüpfen); ich würde also sagen: Der Humor ist ein lieber schmucker Junge, der mit umgeschlagenem Hemdkragen und wehenden Locken dahertrottet, und die offene Landstraße, auf welcher sich allerlei lustiges und curioses Gesindel umhertreibt, ebenso sehr liebt als ein verstecktes Plätzchen im dämmernden Gebüsch; der bei hellem Sonnenscheine melancholisch den Kopf hängen läßt und bei Nacht und Nebel in wilder Lust aufjauchzt; der dem verschämten Armen seinen Oberrock freiwillig schenkt und in bloßen Hemdärmeln, sein Liedchen pfeifend, vergnügt seine Straße weiter zieht; der, wenn ihm ein Regentropfen die Stirne näßt, Hymnen über den unendlichen Ocean anstimmt und, wenn der Ocean in unabsehbarer Ferne vor ihm liegt, sich mit einem einzelnen kleinen Tropfen zu thun macht, welcher zufällig an einer Wasserstaude hängen blieb; der bald Engel auf Jakobsleitern vom Himmel, bald Beelzebubs auf Teufelsbrücken aus dem Abgrunde steigen läßt; der sich von den großen Stürmen der Weltgeschichte angehaucht fühlt wie von einem kühlenden Sommerlüftchen, während der höchst unmerkliche Luftzug, welcher das Binnenwasser einer Familie in Bewegung setzt, sein Inneres erfaßt wie mit Sturmwindsbrausen; der da stillwehmüthig aber tröstend und getröstet lächelt, wo Andere kindisch weinend das Schicksal bei dem Schicksal, den Richter bei dem Angeklagten verklagen, und da die schmerzlichsten Thränen vergießt, wo der gewöhnliche Mensch nur Stoff zur stumpfen Gleichgültigkeit oder zum brutalen Gelächter findet; der sich aus Sonnenstäubchen ein erhabenes Weltall baut und sich in einem Sonnensysteme häuslich einrichtet wie in seinem Studirzimmer; dem jeder Tag wie der Jüngste Tag erscheint, an welchem der Leib von Millionen zu Asche gewordener Tage wieder aufersteht und verklärt wird und die Posaunen des Weltgerichts Denen, die ihr Ohr nicht verschließen und ihr Herz nicht verriegeln wollen, ebenso vernehmlich bläst als am ältesten Tage der Welt, an jenem Tage, da sie zum ersten Male aus den Windeln schlüpfte und diese von sich streifte und mit Verwunderung und Erstaunen ihre Unendlichkeit im Auge der Gottheit abgespiegelt sah und die lange Reihe ihrer künftigen Entwickelungen aus den Mienen dieser Gottheit wie aus den aufgeschlagenen Blättern eines geheimnißvollen Buches ablas.

Und wenn ich, ebenfalls in der Weise des „Cancan", dem Humor den Witz gegenüberstellen sollte, so würde ich etwa sagen: Der Witz mißt Raum und Zeit nicht wie der Humor nach Äonen, Sonnenweiten, Längen- und Breitengraden, sondern mit der kurzen Elle der Örtlichkeit und des Augenblicks. Der Humor wirft mit Weltkugeln um sich, der Witz schnellt nur Sternschnuppen ab; der Witz rieselt aus unzähligen Quellen und in unzähligen Bächen, um nicht weit von der Quelle zu versiegen, der Humor aber entspringt aus nur einer Quelle, strömt in breiter und voller Woge und ergießt sich ins Weltmeer. Daher so viele Bäche und Witzlinge, daher so wenig große Ströme und große Humoristen.

Gewiß ein seltsamer Anfang zu einer Recension, aber ein Humorist wie der Verf. des „Cancan" will nicht recensirt, sondern humorisirt sein. Wo es ihm fehlt und was ihm mangelt und was er hingegen im Überflusse besitzt, das weiß der Verf. selbst sehr wohl, hierzu bedarf er keines Kritikers, der so leicht nur weiß, wo Andern, nicht wo ihn selbst der Schuh drückt. Möglich, daß ich oben nur einen bleichen Nachschatten der Cancan-Manier gegeben habe, der Verf. des „Cancan" würde, wenn er Humor und Witz definiren wollte, ganz andere Gleichnisse und Unterschiede, Redeblumen und Lesefrüchte, alt- und neutestamentliche, historische und naturhistorische, geographische und ethnographische

*) Cancan eines deutschen Edelmanns. Dritter Theil. Leipzig, Brockhaus. 1845. Gr. 12. 1 Thlr. 24 Ngr. — Über die frühern Theile des „Cancan" wurde in Nr. 130 u. 131 f. 1842 und 321 u. 322 f. 1843 berichtet. D. Red.

Erinnerungen zusammenhäufen, kurz, über seine Leser wie jener römische Kaiser über seine Tafelgäste einen Blumenregen ausschütten, unter dem sie ersticken und umsonst nach Luft ringen würden. Aber an obigem, vom Kritiker selbst verfertigtem Beispiel (worauf er sich beiläufig gesagt nicht wenig zugute thut) sieht man wenigstens entfernt, nach welchem Schema die Humoristen Deutschlands, und zwar nicht die ganz gewöhnlichen, mithin auch der Verf. des „Cancan“, zu arbeiten pflegen. In England ist der Humor eine Naturgabe, ein Bestandtheil des Geblüts, ein nationales Erkennungszeichen. Wo läse man einen englischen Roman, möge er in poetischer und philosophischer Hinsicht auch noch so verwahrlost sein, in dem jener humoristische Grundzug nicht die Folie bildete, um die Erscheinungen des äußern Lebens wahr und getreu abzuspiegeln und in unmittelbarer Nähe an uns herantreten zu lassen? Dieses humoristische Element ertheilt den Charakteren und Situationen jenes warme, lebensfrische Colorit, jene genreartige trauliche Gruppirung, die wir in den englischen Romanen so häufig, um so seltener aber in den Romanen anderer Völker antreffen. Der Franzose ist zu dieser humoristischen Auffassung der Wirklichkeit stets zu echauffirt und leidenschaftlich, der Deutsche in der Regel zu sehr Denker und Künstler; natürlich spreche ich hier nur von den bessern Romanschriftstellern, denn es gibt unter uns deren genug, die gar nicht zu bilden wissen, die nicht Bildhauer- sondern nur Steinmetzarbeiten liefern. Der deutsche Humor unterscheidet sich vom englischen wie die Schule vom Leben, wie die Universitätsbildung von der Volks- und Staatsbildung, wie die Theorie von der Praxis. Hätten unsere Roman- und Dramendichter nur mehr natürlichen Humor, so würden sie die Tugend und das Laster, die Liebe und den Haß, die Innen- und Außenwelt und was zwischen beiden entweder als Gegensatz oder Vermittelung liegt, auch anschaulicher und weniger abstract darzustellen wissen. Dieser Vorwurf trifft namentlich unsere sogenannten Salonromane und zwar vorzüglich diejenigen, die von adeligen Frauenhänden, welche die Gegenstände nur leise mit den Fingerspitzen anzurühren pflegen, gestrickt worden sind. Daher wünschte A. v. Sternberg einer deutschen schriftstellerischen Gräfin neulich im „Morgenblatt“ mit Recht ein wenig Naivetät oder auch nur Witz und etwas Humor. „Ein guter Scherz, ein frischer Humor“, sagt er, „würde über vieles klägliche Ungemach hinweghelfen und den Ernst nicht erniedrigen, sondern noch erhöhen.“ Vom Witz spreche ich hier nicht, der Witz trägt wol zur Lebendigkeit der Darstellung, aber wenig zur Verlebendigung des Dargestellten bei. Ebenso wenig die Ironie, selbst nicht die Sokratische, möge sie auch A. v. Sternberg immerhin die höchste Kunstvollendung nennen. Das mag sie allerdings auch sein, nämlich eine höchst künstliche und künstlerische, aber keine Naturbildung, keine natürliche Vollendung. Humor kann auch der einfache Landmann haben und hat ihn auch oft, Ironie nur der Gelehrte. Unsere Treibhauspflanzen prangen mit prächtigern Blüten als unsere Feldblumen, aber sie sind Treibhauspflanzen; der gemüthvolle Mensch fühlt sich wohler auf einer Wiese mit einheimischen Blumen als in einem Treibhause trotz der wohlgepflegten Pflanzen. Die Ironie ist je geistreicher sie ist desto mehr dem denkenden Kopfe entsprungen, der echte reine Humor wächst wild aus dem Herzen, aber er kann veredelt werden, er kann Witz und Ironie zur Hülfe rufen. Der Witz ist nur witzig, die Ironie kann zugleich auch witzig, der Humor Beides, witzig und ironisch sein. Aber er ist noch etwas mehr, er ist eine poetische Kraft, er ist lyrisches Gefühl und philosophisches Denken, Tragödie und Komödie zugleich, alle Mittelstufen auf- und absteigend von der unergründlichsten Tiefe bis zu den alles Irdische überragenden Hochgipfeln des Anschauens und Fühlens.

So erscheint er allerdings bei einigen großen deutschen Humoristen, namentlich bei Jean Paul „Jean Paul the Only“, wie ihn einmal das „Edinburgh review“ nannte. Aber auch bei Jean Paul steht er in sich geschlossen und abgeschlossen von der wirklichen Welt einsiedlerisch da, ein Poet, ein Philosoph, zum Theil auch Gelehrter, aber kein praktischer, an den Welthändeln sich betheiligender Bürger eines großen Gemeinwesens. Jean Paul's Humor ist eine einzige Erscheinung, behaftet mit allen Vorzügen und Mängeln Dessen, was in seiner Art einzig ist und seinen Maßstab nur in sich selbst hat. In dieser einsiedlerischen Abgeschlossenheit ist dem Humor Jean Paul's so Vieles versagt, was uns daran erinnern könnte, daß es noch seines Gleichen gibt; er ist bei Jean Paul ein Geheimcultus, an dessen Ceremonien wir uns wol erbauen, ohne sie immer zu verstehen, ohne die Kraft zu fühlen, diesen Cultus weiter bilden zu können, ohne den Wunsch zu haben, ihn mit allem Beiwerk zu einem gemeinsamen Cultus erhoben zu sehen. Dieser Punkt ist es nun, wo der englische und der deutsche Humor auseinander gehen; der deutsche Humor hat in Jean Paul den englischen Humor überflügelt oder vielmehr überflogen, aber dabei Höhen erreicht, wohin der praktische Menschenverstand ihm nicht folgen kann; der englische Humor ist stets mit seiner Nation auf gleicher Linie geblieben, er will nichts Besonderes haben, er setzt seinen Ruhm in die Öffentlichkeit, in die praktische Wirksamkeit, in die Fähigkeit, sich Allen verständlich und zugänglich zu machen. Man kann diese Parallele dahin zusammenfassen: der deutsche Humor, wie er z. B. bei Hippel, am mächtigsten aber bei Jean Paul erscheint, unterscheidet sich vom englischen wie Priesterthum von Bürgerthum. Wenn man aber bisher von nackter Prosa gesprochen hat, so fühlt man sich versucht zu sagen: bei den deutschen Humoristen sei die nackte Poesie, bei den englischen die bekleidete Prosa anzutreffen.

Nach Jean Paul haben Manche einen ihm nachgeahmten Flugmechanismus angewandt, der ihnen die natürlichen Fittige des Jean Paul'schen Humors ersetzen sollte. Sie kamen aber meist nur eine Strecke weit, bis

sie mit zerbrochenen Flügeln zu Boden sanken. Jean Paul strahlt als Fixstern und hat sein Licht in und aus sich selbst; Andere nach Jean Paul mögen glänzen und flimmern, aber entweder mehr oder weniger mit erborgtem oder nicht immer ganz reinem Licht. Letzteres z. B. kann man von E. T. A. Hoffmann sagen, welchen die Berliner, weil er überall spukhafte Dämonen und Teufelsfratzen sah, den Spuk-Hoffmann nannten, wie er denn auch selbst etwas Spukhaftes und Dämonisches hatte. Allerdings quoll in ihm ein reichhaltiger Humor, doch nicht ohne mancherlei trübe Beimischung, die den Genuß stört; das milde, sehnsüchtige, mit Wehmuth und Trauer gemischte Lächeln des Humors steigert sich bei ihm nur zu oft zu einem grellen Auflachen, zu einem höhnischen fratzenhaften Grinzen, zu einer krankhaften Verzerrung der Lach- und Gesichtsmuskeln. Börne, der eine so herrliche Lobrede auf Jean Paul geschrieben hat, blieb im Raisonnement, in Zeitbetrachtungen stecken, ohne den Fuß auf den festen, einen Widerhalt gewährenden Boden der Production setzen zu können. Heine ist ohne Zweifel mit einem großen Talent für den Humor begabt, aber ein höhnisches, beißendes und ätzendes Element in ihm, welches selbst vor dem Cynismus nicht zurückschreckt, läßt einen durchaus reinen und versöhnlichen Eindruck nicht aufkommen. Die Blumen der Humoristik winden sich bei ihm nicht wie bei Jean Paul zu einem vollen thränenbethauten Kranze, sie liegen bei ihm wirr durcheinander, gemischt mit Stachelfrüchten, Dornen, Disteln, Giftblüten; der gewürzhafte Duft seiner Lyrik ist mit einem kaustischen, beißenden Dunst gemischt, und giftige Tropfen statt des Thaus perlen an den oft grotesk geformten aber prächtigen Blüten. Der bizarre wilde Grabbe erhob sich nur einmal auf die Höhe eines genialen aber barocken Humors in seinem satirischen Lustspiel „Scherz, Satire und tiefere Bedeutung". Tieck ist in der Ironie Meister und Poet genug, um ihr nicht selten einen anmuthig humoristischen Anstrich zu geben, aber die Grundfarbe hat mit dem Humor Wenig oder Nichts gemein. Es ließen sich noch Manche nennen, die allenfalls auf das Ehrenbürgerrecht im Weichbilde der Humoristik Anspruch machen könnten, aber mehr oder weniger sind sie scharfsinnig oder witzig statt eigentlich humoristisch, und namentlich fehlt Allen die unerschöpfliche und unwandelbare Jean Paul'sche Liebe, ohne die der Humor nichts weiter ist als ein tönendes Erz und eine klingende Schelle. Unter den gemüthlichen Humoristen der neuern Zeit möchte jedoch noch der pseudonyme Kornfeger (Seifert) mit besonderm Lobe zu nennen sein.

(Die Fortsetzung folgt.)

Sammlung kleiner Schriften staatswissenschaftlichen Inhalts von J. G. Hoffmann. Berlin, Nicolai. 1843. Gr. 8. 3 Thlr.

Des Verf. Leistungen im Fache der staatswissenschaftlichen Literatur sind zu allgemein anerkannt als daß es nöthig wäre, deren verdienstliche Eigenschaften weitläufig zu erörtern. Ausgerüstet mit den reichen Erfahrungen und umfassenden Hülfsmitteln, welche ihm seine Stellung als Director des Statistischen Bureau gewährt, besitzt er in hohem Grade die Gabe, aus trockenem Zahlen- und Tabellenwesen fruchtbare Resultate zu ziehen und anschauliche Übersichten zusammenzustellen. Unter vielen Aufsätzen, welche seit einer Reihe von Jahren von Hrn. Hoffmann in der „Preußischen Staatszeitung", in der „Medicinischen Zeitung" und in den „Annalen" der Akademie der Wissenschaften erschienen sind, hat derselbe diejenigen Arbeiten, welche ihm der Erhaltung werth schienen, ausgewählt und, zum Theil erweitert und umgearbeitet, unter obigem Titel herausgegeben. Es befinden sich in der vorliegenden Sammlung zwölf Aufsätze, von welchen sich drei auf die Bevölkerungsverhältnisse beziehen; sechs betreffen die Unterrichtsanstalten, einer die Verhältnisse der Judenschaft im preußischen Staate und einer handelt über die Natur und Bestimmung der Renten aus Boden- und Capitaleigenthum; bisher noch nicht gedruckt war eine Abhandlung über die staatswissenschaftlichen und sittlichen Wirkungen der Branntweinbrennereien und des Branntweinverbrauchs.

Wenn das Ganze des voluminösen Bandes vorzugsweise solche Leser finden wird, welche sich aus Beruf oder Neigung mit den speciellen Fragen der Staatsökonomie beschäftigen, so dürften doch einige Aufschlüsse und Mittheilungen, welche wir in Nachstehendem dem Buche entlehnen und wo sich Veranlassung darbietet mit Bemerkungen begleiten, in einem weitern Kreise nicht uninteressant erscheinen.

Die Volkszählung ergab am Ende des Jahres 1816 im preußischen Staate eine Zahl von 10,349,031 Einwohnern; am Ende des Jahres 1840 eine Zahl von 14,928,501, also in 24 Jahren einen Zuwachs von beinahe 5 Millionen. Im Jahre 1841 wurden 591,565 Menschen geboren, es starben 415,000 und es wurden 136,188 Ehen geschlossen. Einen bemerkenswerthen Einfluß auf die Schließung von Ehen übte das Eindringen der Cholera, welche im Mai 1831 zuerst über Danzig ins Land hereinbrach. Während im Jahre 1830 über 110,000 und im Jahre 1832 über 127,000 Ehen geschlossen wurden, kamen im Jahre 1831 nur 98,637 Ehen zu Stande. Selbst die Einwohnerzahl, welche mit jedem Jahre gestiegen war, hatte sich im Cholerajahre vermindert, weniger durch die von der Seuche herbeigeführten Todesfälle — denn es sind im Ganzen nur 32,647 Choleraleichen (im Jahre 1831) vorgekommen — als überhaupt durch größere Sterblichkeit und eine Menge aus Furcht vor der asiatischen Feindin erfolgter Auswanderungen. Wie viel Unheil hat jene Furcht damals angestiftet! Daß man an die Contagion glaubte und in den strengsten Quarantaineverordnungen Schutz suchte, war für den Anfang zu entschuldigen; daß man auch nach weitern Erfahrungen jene zwecklosen, den Verkehr und Wohlstand beeinträchtigenden Maßregeln viel länger als nöthig fortsetzte, möchte bei der allgemeinen Befangenheit auch noch hingehen; daß aber die Behörden, statt den Leuten Muth zu machen, eine anscheinend über die Krankheit belehrende Schrift massenweise verbreiten ließen, eine schaudervolle kleine Schrift à 1 Silbergroschen, in welcher die Schrecknisse der Cholera von den ersten Symptomen bis zu den entsetzlichen Wadenkrämpfen, dem Augenverdrehen und der „marmorkalten Haut der Sterbenden" so malerisch beschrieben wurden, daß den geängstigten Lesern die Haare zu Berge standen und Manche schon von dem erschütternden Eindrucke dieses Nachtgemäldes die Cholera bekamen: — Das war einer der zahlreichen Misgriffe, die sich in keiner Weise rechtfertigen lassen, und die Geschichte wird es nicht verschweigen, daß damals alle Welt den Kopf verloren hatte. Einige gescheite Männer, welche die Verkehrtheiten bekämpfen wollten, durften nicht laut werden, und erst als die Seuche trotz aller Cordons triumphirend in Berlin eingezogen war, kam das bessere Einsehen einigermaßen zum Durchbruch. Wir haben uns nicht enthalten können, diese Erinnerung an eine traurige Zeit bei dieser Gelegenheit aufzufrischen; sie enthält Lehren, die, nicht blos in Bezug auf Epidemien, aller Beachtung werth sind.

Vor vielen Ländern zeichnet sich Preußen durch die geringe Zahl der unehelichen Geburten aus; im Durchschnitt der

Jahre 1816—41 kamen auf 100,000 Neugeborene 6987 uneheliche Kinder, also nicht ganz 7 Procent. Merkwürdig ist es, daß bei den unehelich geborenen Kindern nach einer sehr weitverbreiteten Erfahrung das Übergewicht erzeugter Knaben bedeutend geringer ist als bei den ehelichen; nach einer sechsundzwanzigjährigen Beobachtung betrug dieses Übergewicht im preußischen Staate nur $3^3/_{10}$ Procent, während in der Ehe ungefähr 6 Procent mehr Knaben als Mädchen geboren wurden. Auf 8 Ehen kommen 33 Kinder. So sehr verschieden auch die Kinderzahl in den einzelnen Familien ist, so zeigt sich doch im Durchschnitt vieler Jahre und Volksmassen im neuern christlichen Europa eine merkwürdige Gleichheit hierin, indem fast überall wenig mehr als 4 Kinder auf 1 Ehe kommen.

Der zweite Aufsatz handelt „Über die Besorgnisse, welche das Zunehmen der Bevölkerung erregt". Bis zum Ende des 18. Jahrhunderts stand die Sorge für die Zunahme der Bevölkerung obenan unter den Pflichten der Staatswirthe. Hiergegen trat Malthus im Jahre 1798 zuerst mit Zweifeln auf. Er verkannte nicht, daß die Macht der Staaten bedingt werde durch die Kraft ihrer Bevölkerung und durch die Weisheit, womit ihre Regierungen diese Kraft gebrauchen; auch damit war er einverstanden, daß diese Kraft ebensowol in der Anzahl als in der Beschaffenheit des Volkes liege. Er war ferner von der Überzeugung durchdrungen, daß durch ein bestimmtes Maß von äußern Gütern auch nur ein bestimmtes Maß von Menschenkraft unterhalten werden kann. Das Höchste, was äußere Güter in dieser Hinsicht zu leisten vermögen, ist erreicht, sobald die Anzahl der Menschen nicht weiter anwachsen kann, ohne mehr Kraft durch ihre verringerte Beschaffenheit zu verlieren als durch ihre vermehrte Anzahl gewonnen wird. Nun könnte der Übervölkerung direct entgegengetreten werden durch Erschwerung der Eheschließungen. Ist aber eine solche anzurathen? Zwar entsteht ein großer Theil des Elends unter den gebildeten Völkern aus unvorsichtig geschlossenen und schlecht geführten Ehen, namentlich auch aus dem rücksichtslosen Erzeugen von Kindern, welche zu kräftigen und sittlichen Menschen aufzuziehen den Ältern hinreichende Mittel mangeln. Daraus aber folgt keineswegs, daß die Völker glücklicher sind und namentlich eines längern, kräftigern Lebens genießen, wenn überhaupt unter ihnen weniger Kinder erzeugt werden, sondern nur, daß dem Unverstande, der Unsittlichkeit und der Trägheit abgeholfen werden müsse, welche das häusliche Leben vergiften. Das Übel liegt nicht darin, daß der Menschen zu viele wurden, sondern darin, daß die Gewerbsamkeit auf Abwege (nicht nur in Fabriken, sondern auch bei fabrikmäßig betriebener Landwirthschaft) gerieth.

„Es mag schwer sein, hier zu bessern, ohne das Zeitalter in seinen glänzenden gewerblichen Fortschritten zu hemmen; aber so gewiß das Menschengeschlecht in seinen gebildeten Staaten lernen mußte, sich ohne die Sklaven des classischen Alterthums und ohne die Hörigkeit der Erbunterthanen des Mittelalters zu behelfen, so gewiß wird auch die neue Welt noch lernen müssen, einen noch höhern Aufschwung der Gewerbsamkeit ohne Zerstörung des Familienlebens und des häuslichen Glücks ihrer Arbeiter zu gewinnen. Dahin zu gelangen ist die schwerste aber auch die dringendste Aufgabe für die Gesetzgebung unserer Tage. Diese zu lösen ist das Zeitalter berufen, nicht aber sich in Besorgnissen abzumühen, wohin die fortschreitende Vermehrung der Menschen unter dem Schutze der gegenwärtigen Bildung nach einem Jahrhundert führen könne. Wer unter uns hatte nur vor 60 Jahren eine Vorstellung von Dem was heute an der Tagesordnung ist! Selbst Diejenigen, welche bereits in vollem Gebrauch der Auffassungs- und Urtheilskraft diesen Zeitraum durchlebten, bedürfen besonderer Anregungen, um sich Dessen klar bewußt zu werden, was sich seitdem um sie verändert hat."

Nach den statistischen Berechnungen aus den Jahren 1816—41 betrug in Preußen die mittlere Lebensdauer $31^1/_2$ Jahre, wobei zu bemerken ist, daß dieselbe für das weibliche Geschlecht um 2 Jahre 106 Tage länger ist als für das männliche. Die Todesgefahr ist natürlich in den ersten Jahren nach der Geburt am größten; hat man das 15. Lebensjahr hinter sich, so stellt sich die mittlere Lebensdauer bei dem männlichen Geschlecht auf 44 Jahre 233 Tage, bei dem weiblichen auf 44 Jahre 346 Tage. In den Provinzen Preußen und Posen und in dem südöstlichen Theile Schlesiens, von polnisch Wartenberg bis Leobschütz, steht die mittlere Lebensdauer fast durchgängig unter den vorstehend angegebenen Durchschnittszahlen. Die Provinz Pommern hat besonders günstige Lebensverhältnisse für alle Altersclassen; auch in der Provinz Sachsen steht die mittlere Lebensdauer fast allgemein höher als im Durchschnitte des ganzen Staats. In den übrigen Provinzen zeigen sich in dieser Beziehung große Verschiedenheiten; so z. B. erreicht in einzelnen Kreisen Westfalens die mittlere Lebensdauer 36 Jahre, in andern Kreisen (Tecklenburg, Warendorff, Beckum, Lüdinghausen und Münster) steigt sie bis 44 Jahre.

Der preußische Staat enthielt am Schlusse des Jahres 1840 2,904,437 schulfähige Kinder, worunter diejenigen verstanden werden, welche das sechste Lebensjahr angetreten, das vierzehnte jedoch noch nicht ganz vollendet haben. Nahe an vier Fünftel derselben genießen Unterricht in öffentlichen Elementar- und Mittelschulen. Rechnet man diejenigen hinzu, welche auf Gymnasien und höhern Bürgerschulen unterrichtet werden, so ergibt sich, daß neun Zehntel der schulfähigen Kinder öffentliche Schulen besuchen, und berücksichtigt man bei dem letzten Zehntel diejenigen, welche durch Privatunterricht gebildet werden, so bleibt nur eine sehr geringe Anzahl von schulfähigen Kindern übrig, welche sich ohne Unterricht befinden. Besonders die Provinz Sachsen zeichnet sich durch reichlich dargebotenen und benutzten Volksunterricht aus. Von 10,000 Kindern, welche das sechste Lebensjahr angetreten, das vierzehnte aber noch nicht vollendet haben, erhalten in den Elementar- und Mittelschulen Unterricht im Regierungsbezirk Merseburg 9306. Sehr ungünstig stellt sich das Verhältniß für Berlin; es steht hier niedriger als in irgend einem Regierungsbezirk des preußischen Staats. In Berlin benutzten nur neun Sechzehntel der schulfähigen Kinder die Elementar- und Mittelschulen; zwar ist dieses ungünstige Ergebniß zum Theil nur ein scheinbares, da der Theil der unter 14jährigen Knaben, welche in den Gymnasien und höhern Bürgerschulen Unterricht empfangen, in Berlin verhältnißmäßig beträchtlich ist; doch kommen auch mit Hinzurechnung dieser Kinder auf 10,000 schulfähige nur 6757. Im Regierungsbezirk Königsberg kommen auf 1000 schulfähige Kinder 795, im Regierungsbezirk Marienwerder 6569, im Regierungsbezirk Bromberg 5001 die Elementar- und Mittelschulen besuchende Kinder.

(Die Fortsetzung folgt.)

Literarische Notizen.

Alte hebräische Handschrift.

Dr. Pinner, Docent an der Universität in Berlin, hat in Odessa ein handschriftliches Exemplar des Propheten Habakuk auf Pergament aus dem 9. Jahrhundert aufgefunden. Dieses Manuscript ist sonach über 1000 Jahre alt und insbesondere deshalb merkwürdig, daß die Punktation der Vocale und Accente in ihrer Form völlig von der in den bis jetzt vorhandenen Manuscripten und hebräischen Büchern abweicht. Eine Beschreibung dieser Handschrift sammt einem Facsimile wird auf Kosten der kaiserlichen Gesellschaft für Geschichte und Alterthumskunde in Odessa herausgegeben.

Das „People's journal" und nach ihm das „Athenaeum" theilten kürzlich eine sehr gelungene dichterische Übertragung von Freiligrath's „Requiescat" aus der Feder von Karl Hemit mit. 12

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 257. — 14. September 1846.

Deutscher Humor und der Verfasser des „Cancan".

(Fortsetzung aus Nr. 256.)

An dem „Cancan eines deutschen Edelmanns" hat unsere zeitgemäße Literatur in der That eine dankenswerthe humoristische Erwerbung gemacht; wenn ich aber sage „zeitgemäße" Literatur, so ist damit schon ausgesprochen, daß diese interessante Erscheinung den Zeitschwächen und Zeitlastern mehr oder weniger verfallen ist. Und dennoch verdienen manche Partien dieses Buches in der Literatur einen Ehrenplatz! Sie sind aber leider nur einzelne Schönheiten und Herrlichkeiten; das Ganze hat keine literarische Form, keine künstlerische Gestalt. Der Verf. hatte zuvörderst nicht nöthig drei Theile zu schreiben. Es ist überhaupt eine unglückliche Manie unserer Zeit, sogenannte „dicke" Bücher in drei und vier Bänden zu liefern; meinen die Verfasser etwa, ihre Werke fielen auf der Wagschale der Zeit dadurch schwerer ins Gewicht und müßten ihres Volumens wegen eher auf die Nachwelt kommen? Die herrlichsten Werke aller classischen Dichter von Homer an bis Goethe und Byron, und gerade diejenigen, welche in Aller Händen und Gedächtniß sind, haben bis auf wenige Ausnahmen ein geringeres Volumen. Goethe's „Wilhelm Meister" gehört zu diesen Ausnahmen, er hat aber auch nie die populaire Wirkung gehabt als sein „Werther". Ein classisches Werk soll ein Andachtsbuch sein, das man allenfalls in der Tasche mit sich führen kann, das durch seine Dicke von immer wiederholtem Lesen nicht zurückschreckt. Man frage sich selbst: wird man noch in zehn Jahren die in unserer Zeit erscheinenden drei- oder vierbändigen Romane lesen, ja lesen **können**, während wir von Jahr zu Jahr immer mehr zu thun bekommen und kaum noch das Nothwendigste zu lesen im Stande sind? Der Verf. des „Cancan" hatte, so viel wir wissen, keinen äußern Grund wie so manche für bloßes Honorar schreibende Autoren, sein Buch in so und so viel Theile auszudehnen; er hatte dazu aber auch keinen innern Grund, wenn man nicht etwa das Gelüst, Alles, was er je in seinen schönsten Stunden schrieb, gedruckt vor sich zu haben, als Grund gelten lassen will. Wohin würden wir aber in der Literatur mit solchen Gelüsten kommen? Kurz, der Verf. würde, wenn er nur das Schönste und Beste ausgewählt und aneinander gereiht hätte, einen Band geliefert haben, welcher zwar immer noch aus Fragmenten bestanden hätte, aber doch in ein sehr genießbares und gewürzhaftes Gericht eingekocht worden wäre. Es geht mit dicken und dünnen Büchern gerade wie mit dicken und dünnen Menschen; ein dünnes Buch überspringt eher ein Hinderniß und schleicht sich überall, auch wol in die Literatur, eher ein als ein dickes.

Unleugbar aber ist, daß der Verf. des „Cancan" für den Humor sehr bedeutende Anlagen besitzt. Als echtes Kennzeichen des Humoristen darf gelten, wenn er nicht blos über den **Dingen** und **Personen**, sondern auch über **sich** steht und von diesem erhabenen Standpunkt aus Selbstverleugnung genug zeigt, sich, seine Person, sein Werk zu ironisiren und lächerlich zu machen. Es liegt wahrlich mehr Geistesgröße darin, mit sarkastischem Lächeln auf sich selbst herab als mit Bewunderung und Verehrung an sich selbst emporzublicken. Die Welterkenntniß ist für den Humoristen etwas Großes, etwas Größeres aber ist für ihn die Selbsterkenntniß; fehlt ihm diese, so ist ein Bruch mitten hindurch vorhanden, der seinen Humor zur Lüge stempelt. Diese jetzt so höchst seltene schätzenswerthe Tugend, sich oder vielmehr sein Werk von oben herab zu betrachten und die Batterien des Humors gegen seine eigene Person spielen zu lassen, besitzt der Verf. des „Cancan" im hohen Grade. Blicken wir nur der Vorrede ein wenig in das schalkhaft lächelnde Gesicht. Der Verf. kritisirt darin sein Buch in einer Weise, wie man es gar nicht unparteiischer kritisiren kann. Wir ziehen hier einige Stellen aus:

Üble Nachrede des Cancan.

Wir wollen keineswegs auf Majoratsherren anspielen, wenn wir kurzweg behaupten: alle ersten Erzeugnisse taugen gewöhnlich nichts. Von unsern besten Freunden, den Hunden, muß der erste Wurf ins Wasser und bei den Obstbäumen ist die erste Frucht holzig und sauer, wie bei den Schriftstellern gemeiniglich das erste Buch.

An dem eben vor uns liegenden stellen wir jedoch Nichts weiter aus als den Mangel einer consequent schaffenden Idee und die unendlich betrübende Formlosigkeit. Originalität und Natürlichkeit fehlen ihm ganz und gar, das Romangerippe ist nur ein magerer Packesel für die abgetragenen, von Sonne und Staub verschlossenen Phantasielappen des Autors und sein ab-

gehetzter Stil, der seine Mosaik mühselig aus der Tiefe des Josephsbrunnen und von der Höhe des Popocatepetl zusammenklaubt, erliegt unter seiner eigenen Schere ... Wie die Gebeine des heil. Marcus dadurch den visitirenden Muselmännern verborgen wurden, daß ihre Träger: Schweinefleisch! schrien, so umgekehrt möchte er der höhern Gesellschaft gewisse bittere Medicamente, die sie so ungern schluckt, in farbig verzuckerten Pillen beibringen; allein unser tiefer dringendes kritisches Auge sieht unter der leichten Blumendecke die trostlose Leere, wie gerade die üppigste Vegetation die Nähe der Wüste anzeigt, und wir werden plötzlich ernsthaft und hegen den Verdacht, als habe der Autor nichts Gründliches gelernt, als sei er zwar von seinem Gegenstande warm erfaßt und fühle den Drang in sich, darüber sich auszusprechen, allein als fehle ihm die Reife und der Überblick eines objectiv beurtheilenden, über der Zeit und der Meinung der Masse stehenden Geistes. Deshalb gebraucht er das Blendwerk, da wo er nicht mehr tauchen kann, seine Wasserkünste auf der Oberfläche zu machen, und wo ihm der Gedanke arm und bloß entgegentritt, einen um so reicher gestickten stilistischen Mantel darüber zu werfen.

Wir gestehen zwar, daß auch uns jene Schriften weniger ansprechen, die ihr Thema ganz erschöpfen und dem Leser niemals gönnen, von seinem eigenen Geiste dazu zu thun; allein wir verlangen dennoch das endlich klar ausgesprochene Ultimatum des Verfassers und sind der Überzeugung, daß Derjenige, der verschiedene Meinungen mit gleicher Liebe und gleichem Fleiße bekämpft und vertheidigt, sich nur schwer vom Verdachte einer Doppelnatur rechtfertigen kann. Was weiter? Geist, Form und Stil sind miserabel, das Übrige ginge an, wenn der Autor statt französisches und englisches Kauderwelsch etwas Latein und Griechisch eingemischt hätte. Das einzige wirklich Wahre sämmtlicher drei Theile des Cancan ist nur deren üble Nachrede.

Am Comersee im Hitzemond 1844.

Wenn es mit dieser Nachrede, die zugleich von der Manier des Verf. einen vorläufigen Begriff gibt, freilich nicht so schlimm gemeint ist; wenn der Schalk von Autor auch hier wie so oft dem Publicum nur ein Schnippchen schlägt: so würde es doch schon von seltener Selbsterkenntniß und Selbstverleugnung zeugen, wenn er sein Werk auch nur von der Hälfte aller dieser Mängel, Fehler und Flecken wirklich behaftet glaubte. Weder sind Geist, Form und Stil des Buches, wie sich fast von selbst zu verstehen scheint, miserabel, noch fehlen ihm Originalität und, einiges Echauffement ausgenommen, Natürlichkeit, sonst verlohnte es sich überhaupt nicht, den „Cancan" eines Blicks und Worts zu würdigen. Im Gegentheil, wenn auch seine Manier vielfach das Studium und die Nachahmung der Jean Paul'schen Weise durchschimmern läßt, so verräth sein Geist doch überall einen sehr hervorstechenden Zug von Originalität, und obschon sein Stil in den eigentlich komischen Partien zuweilen etwas Bizarres und Gesuchtes hat, so ist in andern Partien sein Stil doch wieder sehr rein und glänzend, und zwar durch die Farben selbst, nicht blos durch den Firniß. Hierdurch erhält das Ganze freilich einen etwas ungleichen Charakter, wie wenn man in einen Kranz von natürlichen Blumen aus bloßer Caprice oder des Abstandes wegen auch eine gleiche Zahl von künstlichen flechten wollte, die zwar Farbe aber keinen Duft haben. Mit dem Humor ist es in unserer tendenzenreichen, in politischen, industriellen und religiösen Kämpfen befangenen, hin- und hergeschüttelten, grämlichen und zänkischen Zeit ein übel Ding. Jene Gemüthsinnigkeit und Lebensfreudigkeit, wie sie für Jean Paul's Zeit charakteristisch war, kommt eben überall in Abnahme. Die Menschen sind jetzt fast ohne Ausnahme nur noch Tendenzen, die mit andern Tendenzen (oder Menschen, wie man sie wol auch, aber nicht mehr ganz passend, nennt) entweder in ein feindliches oder freundliches Verhältniß treten, von ihnen angezogen oder abgestoßen werden und sich zu kalten logorhythmischen Zeitaufgaben verwenden lassen müssen. Einer gilt da so viel oder so wenig mehr als der Andere, oder wer etwas mehr gilt, wird mittels der allgemeinen Abnutzungstheorie bald zu dem Niveau der Andern zurückgebracht. Idealisten, poetische Träumer, humoristische Originalmenschen, überhaupt Alle, welche eine Stellung für sich allein behaupten wollen, kommen innerhalb eines solchen Zustandes immer zu kurz oder werden als unbrauchbarer Rest ausrangirt. Der Poet unter den französischen Politikern, Lamartine, hat in der Hauptsache fast immer recht, man sieht auch ein wie sehr er recht hat, man hört ihn gern; aber keine Partei mag seine Ansichten zu der ihrigen machen, weil er es verschmäht, sich als Chorbursche in die Listen einer Partei oder Fraction einregistriren zu lassen. Die Verhältnisse gewinnen immer mehr einen Maschinencharakter, indem die Individuen wie Schrauben und Räder fast willenlos ineinander greifen. Gleich als ob sie um ihre Schwäche wüßten und ahnten: das Reich der Individualitäten sei jetzt so ziemlich zu Ende und für sich allein könne Niemand noch etwas Großes ausführen, thun sich die Einzelnen überall zu Vereinen zusammen, in denen ein paar anschlägige, im gewöhnlichen Sinne des Worts kluge Köpfe einen langen Schweif nach sich ziehen, dessen sie jedoch zur Erreichung ihrer Zwecke nicht entbehren können. Unter solchen Verhältnissen befindet sich der Humorist auf dem Isolirstuhle seiner sublimen Weltbetrachtung freilich nicht wohl, man hält ihn für einen mürrischen Patron, der etwas Besonderes sein und vor dem Andern etwas voraushaben wolle, und so vermag er nicht seine humoristischen Stimmungen in ihrer Reinheit, Ursprünglichkeit und Besonderheit festzuhalten, und ehe er sich's versieht, fühlt er sich der grämlichen, verbitterten, jede humoristische Anwandlung erstickenden Gesammtstimmung der Zeit verfallen und von einem Dunste angeweht, der nicht an die freie Bergluft, sondern an die bösen Wetter in unterirdischen dumpfen Schachten erinnert.

(Die Fortsetzung folgt.)

Sammlung kleiner Schriften staatswissenschaftlichen Inhalts von J. G. Hoffmann.

(Fortsetzung aus Nr. 256.)

Am Ende des Jahres 1840 hatte der preußische Staat 114 Gymnasien, wovon sich befanden in den Provinzen Ostpreußen 8, Westpreußen 6, Posen 5, Brandenburg 16, Pommern 7, Schlesien 20, Sachsen 21, Westfalen 11, in der Rhei-

provinz 18. Hierzu kommen noch die zwei wissenschaftlichen Bildungsanstalten zu Meseritz im Regierungsbezirk Posen und zu Niesky in der Oberlausitz, welche beide in der Kirchen- und Schultabelle aufgeführt, doch aber für minder allgemeine Unterrichtszwecke bestimmt sind. Hierdurch erhöht sich die Zahl der Gymnasien auf 116.

Nach derselben Angabe waren in diesen 116 Gymnasien am Ende des J. 1840 in Ostpreußen 1750 Schüler, in Westpreußen 1353, in Posen 1571, in Brandenburg 4142, in Pommern 1586, in Schlesien 4401, in Sachsen 3335, in Westfalen 1798, in der Rheinprovinz 3222; im ganzen Staate also 23,158 Schüler. Wird diese Schülerzahl verglichen mit der gleichzeitig aufgenommenen Anzahl sämmtlicher Einwohner, so ergibt sich folgendes Verhältniß. Es kam durchschnittlich auf 100,000 Einwohner in den einzelnen Provinzen nachstehend benannte Anzahl von Gymnasialschulen: Brandenburg 223, Sachsen 204, Schlesien 154, Pommern 150, Westpreußen 148, Westfalen 130, Posen 127, Ostpreußen 126, Rheinprovinz 124.

In den 11 Jahren von 1831—41 sind von den Gymnasien 12,150 Schüler zur Universität, außerdem 52,262 Schüler abgegangen. Die zur Universität Entlassenen betragen hiernach noch nicht ganz ein Fünftel des sämmtlichen Abgangs.

Ende 1840 waren höhere Bürgerschulen in Ostpreußen 5 mit 897 Schülern, in Westpreußen 8 mit 1235, in Posen 5 mit 872, in Brandenburg 17 mit 3813, in Pommern 6 mit 647, in Schlesien 7 mit 1042, in Sachsen 6 mit 1037, in Westfalen 11 mit 605, in der Rheinprovinz 34 mit 2491; im ganzen Staate 99 höhere Bürgerschulen mit 12,669 Schülern.

Das Bedürfniß eines solchen Unterrichts scheint besonders lebhaft in der Provinz Brandenburg empfunden zu werden, wie sich aus der bedeutenden Anzahl von Schülern ergibt, welche die 17 höhern Bürgerschulen derselben besuchen, sodaß durchschnittlich auf jede 226 Zöglinge kommen.

Die Kirchen- und Schultabelle für 1840 enthält unter der Überschrift „Progymnasien" noch eine Nachweisung von 30 Anstalten, welche jedoch nur schwach besucht sind, indem sie zusammengenommen nur 1605 Schüler enthalten, deren also durchschnittlich 53 auf eine Anstalt. Unter der Benennung Progymnasien werden zunächst Schulen verstanden, welche zum Besuche der obern Classen eines Gymnasiums vorbereiten, indem sie wesentlich aus den untern Gymnasialclassen bestehen; aber viele so benannte Schulen geben eine solche Vorbereitung nur sehr wenigen ihrer Schüler, gleichsam nur als Ausnahmen, während sie hauptsächlich darauf gerichtet sind, für den Eintritt in das gewerbliche Leben besser als die Mittelschulen auszustatten, ohne doch die vollständigere Ausbildung durch höhere Bürgerschulen zu erreichen.

Der preußische Staat hat bereits mehr als 24,000 fest angestellte Elementarschullehrer; er bedarf derselben wahrscheinlich noch beträchtlich mehr, damit die Schulen in dichtbewohnten Gegenden für zweckmäßigen Unterricht nicht zu sehr überfüllt, in dünnbewohnten für den Besuch in der frühern Kindheit nicht allzu entlegen bleiben.

„Wenn 15 Millionen Einwohner auch nur 30,000 Schullehrer bedürften, so haben doch 500 Menschen oder 100 Familien Eine Lehrerfamilie zu unterhalten und es kommen auf Einen Lehrer nicht weniger als 100 schulfähige Kinder, da diese nach den Ergebnissen der neuesten Volkszählung ein Fünftel der ganzen Bevölkerung sind. So lange der großen Masse des Volks von den Früchten ihrer Arbeit nur so viel zugetheilt wird als ihr nothwendiger Unterricht erfodert, darf ein erheblicher Beitrag zu den Kosten des Unterrichts ihrer Kinder von ihr nicht erwartet werden. Aber Diejenigen, welche für Bodenrente, Zinsen von Capital und Gewinn aus gewerblichen Unternehmungen den größten Theil dieser Früchte beziehen, sind um so mehr zur Übernahme dieser Kosten verpflichtet, als ihr Einkommen wesentlich von dem Verstande und der Gesittung des Arbeiterstandes abhängt und selbst die Sicherheit für Leben und Eigenthum, deren sie genießen, kräftiger als es Polizeianstalten allein vermögen, durch die Sittlichkeit des Volks verbürgt wird. Von dieser Ansicht aus bezahlen die höhern, wohlhabenden und gebildeten Stände nur eine dringende Schuld, indem sie durch Steuern und Vermächtnisse den Regierungen und den Vorständen der Gemeinden die Mittel gewähren, den Unterricht für die Kinder des Volks zu verbessern."

Ende 1840 befanden sich Seminarien für Elementarschullehrer in Ostpreußen 4 mit 247 Zöglingen, in Westpreußen 4 mit 208, in Posen 6 mit 336, in Brandenburg 4 mit 324, in Pommern 6 mit 177, in Schlesien 4 mit 585, in Sachsen 9 mit 316, in Westfalen 4 mit 231, in der Rheinprovinz 5 mit 267; im ganzen Staate 46 Seminarien für Elementarschullehrer mit 2721 Zöglingen. In neuester Zeit ist der gewöhnlich dreijährige Cursus zur Bildung der Elementarschullehrer auf einen zweijährigen herabgesetzt worden; viele Stimmen haben sich gegen diese Reduction erhoben. Wir glauben nicht, daß hierbei die Kostenersparniß der Hauptgrund ist; wenigstens wäre dies eine übel angebrachte Ersparniß. Der Verf., welcher seine Abhandlung über die Seminarien schrieb als diese neue Verordnung noch nicht existirte, sagt:

„Da nur sehr arme junge Leute sich diesem, im günstigsten Falle doch nur bei sehr mäßigen Ansprüchen hinreichend lohnenden Berufe widmen und hauptsächlich nur wegen der Schwierigkeit, Unterhalt für dieselben zu finden, die Lehrzeit mehrentheils auf zwei Jahre beschränkt werden muß, so bleibt eine reichere Ausstattung der meisten Seminarien noch ein sehr einleuchtendes Bedürfniß, damit allen durch Geist und Gesittung befähigten Zöglingen eine völlig kostenfreie dreijährige Vorbereitungszeit gewidmet werden könnte."

Der Verf. hält es für wahrscheinlich, daß dem wahren Bedürfnisse in Betreff der Schullehrerseminarien mit einer für die Kräfte des preußischen Staats nicht unerschwinglichen Vermehrung zu genügen sein dürfte.

In Preußen bestehen seit der Stiftung der bonner Universität (im J. 1818) sechs vollständige Universitäten mit den üblichen vier Facultäten, zu Berlin, Bonn, Breslau, Greifswald, Halle und Königsberg, nebst der Akademie zu Münster, welche nur zwei Facultäten, die theologische und philosophische, hat. Auf diesen sieben Lehranstalten zusammengenommen befanden sich im Sommer 1829 3144 Studirende (einschließlich 694 Ausländer), im Winter 1829/30 betrug die Anzahl der Studirenden 6160 (einschließlich 1211 Ausländer), im Winter 1839/40 dagegen nur 4463 (einschließlich 791 Ausländer). In den 12 Jahren von 1828—39 ist ein Sinken der Anzahl der studirenden Inländer nahe in dem Verhältniß von 4 auf 3 eingetreten.

Der Verf. gibt eine sehr anschauliche Übersicht der in den einzelnen Facultäten Studirenden sowie der besoldeten Stellen, welche sich für die aus den Universitäten hervorgegangenen Bewerber darbieten. Nach seiner Überzeugung ergibt sich aus diesen Zahlenverhältnissen, daß Besorgnisse wegen einer Überzahl der gegenwärtig Studirenden nicht mehr gegründet erscheinen, obwol noch vor etwa einem Jahrzehnd gerechte Veranlassung dazu in Bezug auf Juristen und evangelische Theologen vorhanden war. Nach der am Ende des J. 1840 aufgenommenen Sanitätstabelle enthielt der preußische Staat 2511 zur medicinischen Praxis berechtigte Civilärzte und 313 zur Civilpraxis berechtigte Militairärzte, also 2824 durch vollständige Universitätsstudien gebildete Ärzte.

„Wäre diese Zahl gleichförmig über den ganzen Staat vertheilt, so würde dem Flächenraume nach auf 2 Quadratmeilen und der Bevölkerung nach auf 5300 Menschen oder ungefähr 1000 Familien Ein Arzt kommen. Möchte dies auch wirklich genügend erscheinen, so ist doch zu bedenken, daß statt der vorausgesetzten gleichförmigen Vertheilung der Ärzte eine sehr ungleichförmige besteht. Nach der vorerwähnten Sanitätstabelle enthielt die Stadt Berlin allein 286 zur Civilpraxis

berechtigte Civil- und Militairärzte, das ist über ein Zehnte des hier in Betracht kommenden ärztlichen Personals, während es nur nahe an $1/_{15}$ der Bevölkerung des Staats in sich begriff. In Berlin kommt schon auf 1155 Einwohner durchschnittlich Ein wissenschaftlich gebildeter Arzt. Der Regierungsbezirk Köln hat dagegen Einen nur auf 3044 Einwohner, obwol er nächst Berlin am reichsten mit Ärzten versehen ist. Im Allgemeinen befinden sich im Verhältniß gegen die Bevölkerung die meisten Ärzte in den dichter bewohnten westlichen Provinzen, jedoch mit Ausnahme des Regierungsbezirks Trier, der erst auf 8253 Einwohner Einen Arzt besitzt. Namentlich kam Ein Arzt im Regierungsbezirk Münster auf 3427, im Regierungsbezirk Düsseldorf auf 3698, im Regierungsbezirk Arnsberg auf 4079, im Regierungsbezirk Aachen auf 4531, im Regierungsbezirk Koblenz auf 4784 und im Regierungsbezirk Minden auf 5322 darin Lebende. Auch die Provinz Sachsen hat in ihren vielen ansehnlichen und wohlhabenden Mittelstädten verhältnißmäßig noch eine wahrscheinlich hinreichende Anzahl von Ärzten; es kommen auf Einen derselben im Regierungsbezirk Merseburg 3929, im Regierungsbezirk Erfurt 4390 und im Regierungsbezirk Magdeburg 4491 Einwohner. Der kleine aber wohlhabende Regierungsbezirk Stralsund hatte noch Einen Arzt auf 3973 Einwohner. Schlesien, obwol dichter bevölkert als die Provinz Sachsen, hat bei der größern Dürftigkeit der untern Volksclassen verhältnißmäßig weniger Ärzte; der Regierungsbezirk Breslau hat vermöge des Übergewichts dieser zweiten Stadt des Staats noch Einen auf 5396, Liegnitz aber erst auf 7485 und Oppeln nur auf 9152 Einwohner. Obwol die Provinz Brandenburg besonders nach Abzug des Übergewichts, welches ihr die Bevölkerung von Berlin verschafft, sehr viel dünner bewohnt ist als Schlesien, so kommt wegen der beträchtlichen städtischen Bevölkerung doch im Regierungsbezirk Potsdam ohne Berlin auf 5692 und im Regierungsbezirk Frankfurt auf 6524 Einwohner Ein wissenschaftlich gebildeter Arzt. Ein ähnliches Verhältniß besteht auch in dem mittlern Theile der Provinz Pommern, nämlich im Regierungsbezirk Stettin, der Einen Arzt auf 5659 Einwohner hat. Beiweitem am unzureichendsten mit Ärzten versehen sind die beiden östlichen Provinzen des Staats nebst Hinterpommern. In Folge des Einflusses der großen Städte kommt noch Ein Arzt im Regierungsbezirk Danzig auf 7052, im Regierungsbezirk Königsberg auf 7805, im Regierungsbezirk Posen auf 8249 Einwohner; dagegen hat nur erst Einen Arzt der Regierungsbezirk Bromberg auf 9975, der Regierungsbezirk Köslin auf 10,681, der Regierungsbezirk Marienwerder auf 11,950 und der Regierungsbezirk Gumbinnen sogar erst auf 18,680 Einwohner."

Die medicinischen Facultäten der preußischen Universitäten haben unter ihren Zuhörern verhältnißmäßig viele Ausländer; sie bildeten früher oft mehr als ein Drittel und jetzt noch, bei sehr vermehrter Anzahl der Inländer, doch noch ein Fünftel der sämmtlichen Medicin Studirenden. Die Veränderungen in ihrer Zahl scheinen jedoch hauptsächlich von dem Rufe einzelner Lehrer oder Krankenanstalten abzuhängen; ihr mannichfaltiger Wechsel gibt daher keinen Stoff zu Betrachtungen, welche sich auf staatswissenschaftliche oder sittliche Verhältnisse beziehen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Literarische Notizen aus Frankreich.

Zur Geschichte des Protestantismus in Frankreich.

Für die Geschichte des Protestantismus in Frankreich ist im Ganzen wenig geschehen; den Franzosen hat es an Interesse, den deutschen Gelehrten aber an den nöthigen Hülfsmitteln gefehlt. Jede Erscheinung, welche einigermaßen geeignet ist, die Verbreitung und Entwickelung der protestantischen Ideen bei unsern Nachbarn jenseit des Rheins in ihrem rechten Lichte erscheinen zu lassen, muß daher mit Interesse entgegengenommen werden. Einen nicht unwichtigen Beitrag zur Kenntniß der Zeit, auf welche wir uns hier beziehen, erhalten wir in folgender Schrift: „Gérard Roussel, prédicateur de la reine Marguerite de Navarre; mémoire servant à l'histoire des premières tentatives faites pour introduire la réformation en France", von C. Schmidt. Roussel war, wie schon im Titel der vorliegenden Schrift angedeutet ist, Prediger bei der ihres Kunstinteresses wegen berühmten Prinzessin, von der man weiß, daß sie anfangs der Sache der Reformation nicht abgeneigt war. Seine Talente und besonders seine ungewöhnliche Beredtsamkeit hatten die Augen der Schweizer, welche darauf bedacht waren, ihre neue Lehre in Frankreich durch tüchtige Vertreter verbreiten zu lassen, auf ihn gelenkt. Es wurden ihm deshalb Ermunterungen zu Theil, er möchte öffentlich in förmlichen Disputationen, die aber in französischer Sprache vor sich gehen mußten, die Lauterkeit und Probehaltigkeit der Reformation verfechten. Roussel hatte wol das Talent, aber nicht den Muth und die Energie dazu, eine solche öffentliche Rolle zu spielen. Er lehnte die an ihn ergangene Auffoderung mit Bezugnahme auf die strengen Religiosedicte ab, welche diesen gelehrten Unterredungen in den Weg treten könnten. Trotzdem zog er die Verfolgungen der Sorbonne auf sich, und er sah sich genöthigt, für einige Zeit in Strasburg ein Asyl zu suchen, aus dem er sich erst auf besondere Mahnung von Seiten des Königs Franz I. hervorwagte. Er folgte nun seiner Gönnerin Margarethe, welche ihm das Bisthum Oleron verschaffte. Wie er diese Stelle erhalten und wie er sie annehmen konnte — Beides ist gleich unbegreiflich. Sein Ende stand mit der Furchtsamkeit und Schüchternheit seines Lebens im Contraste. Im J. 1550 waren zu Mouleon in der Provinz Gascogne Unruhen entstanden, in Folge deren ein protestantischer Geistlicher, welcher mit Roussel in Verbindung stand, sich zur Flucht genöthigt sah. Der Bischof von Oleron begab sich dahin, um die öffentliche Aufregung zu beschwichtigen; aber bei einer öffentlichen Ansprache, welche er an das Volk hielt, wurde seine Kanzel umgeworfen und er selbst durch den Sturz so gefährlich verwundet, daß er einige Zeit darauf starb. Die Behandlung des interessanten Stoffs, welcher uns hier geboten wird, ist würdig und der ernsten, unparteiischen Forschung angemessen.

Geschichte des Criminalrechts.

Fast kein Theil der Rechtswissenschaft ist für die Kenntniß der Sittengeschichte von gleichem Interesse als die historische Entwickelung des Criminalrechts. In dem Bildungsgange desselben spiegeln sich nämlich nicht allein Sitten und Gebräuche der verschiedenen Nationen, sondern selbst ihre religiösen Grundsätze und ihre ganze geistige Stimmung auf eine höchst schlagende Weise. Diese enge Beziehung des Criminalrechts auf die Civilisationsgeschichte findet sich in den Handbüchern gewöhnlichen Schlags, welche nur in streng systematischer Weise angelegt sind und auf die Eröffnung weiterer Gesichtskreise von vornherein verzichten, gewöhnlich nur sehr ungenügend hervorgehoben, und es ist deshalb erfreulich, daß wir im Stande sind, hier ein Werk anzuführen, welches diesen Standpunkt mehr als gewöhnlich zu geschehen pflegt, hervorhebt. Dasselbe ist unter folgendem Titel erschienen: „Histoire du droit criminel des peuples anciens", von Albert Du Boys. Die Rechtswissenschaft selbst wird aus dieser Darstellung wol wenig positive Bereicherung sich zu versprechen haben, aber dafür gewährt sie dem Beurtheiler der Völkerzustände des Alterthums desto reichlichern Stoff zu Betrachtungen. Die vorliegende Schrift geht nur bis auf die Einführung des Christenthums und der Verf. hat es sich vorbehalten, den Einfluß dieses weltbewegenden Moments auf die Gestaltung der Begriffe von Vergehen und Strafe in einer weitern Auseinandersetzung, welche sich an vorliegendes Werk anschließen wird, zu entwickeln.

17.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 258. — 15. September 1846.

Deutscher Humor und der Verfasser des „Cancan".

(Fortsetzung aus Nr. 257.)

Unter solchen Umständen muß man es einem Autor immer noch hoch anrechnen, wenn er den Muth besitzt, wenigstens für Augenblicke noch humoristische Stimmungen zu haben. Unser Autor hat sie und zwar nach ihren verschiedensten Richtungen hin, indem er bald ein tolles Capriccio oder Scherzo, bald ein gefühlvolles Andante oder schmelzendes Adagio aufspielt. Kritisiren läßt sich eigentlich sein Buch nicht, da es aus keinem ganzen Stück, sondern aus lauter einzelnen Stücken besteht; ja er macht nicht einmal den Versuch, sie wenigstens äußerlich und scheinbar miteinander in Verbindung zu setzen, was wir ihm jedoch eher zum Lobe als zum Tadel anrechnen möchten. Es liegt hierin eine gewisse Bescheidenheit und Ehrlichkeit, während es gerade in unserer Zeit gar viele Autoren gibt, die anmaßend genug sind, ihren innerlich fragmentarischen Schriften durch einen künstlichen Kitt den Anschein eines wirklichen Kunstproducts zu geben, das es doch bei genauerer Prüfung und Zerlegung im entferntesten nicht ist. Der Verf. hat Dessen auch gar kein Hehl, daß er ein Fragmentarist sei, und da er sich häufig selbst darüber lustig macht, so erspart er uns die Mühe, es selbst zu thun. Mit größerer Aufrichtigkeit hat noch kaum ein Autor seinem Recensenten vorgearbeitet und es gehört die ganze alles Humors, aller Leutseligkeit, aller Naivetät baare Richtung der „Halleschen Jahrbücher" dazu, um in der Art, wie es geschah, mit Keulen über den armen ersten Theil des „Cancan" herzufallen und den Getödteten schließlich zwischen den gewaltigen Kinnbacken kannibalisch zu zermalmen. Der Erschlagene hat jedoch seinen Tod überlebt, wie wir an dem Erscheinen dieses dritten Theiles sehen, und er besitzt Humor genug, seinem Recensenten und Todtschläger, dem jetzt bereits auch von vielen Seiten das Leben abgesprochen worden, einige lustige und witzige Bemerkungen zu widmen. Am besten wäre der dritte Theil des „Cancan" durch einige längere Auszüge zu empfehlen, wir beschränken uns hier auf einige kürzere sentenzenartige Stellen:

Was ist denn der Ruhm? ein hundertfältiges Echo der Casa Simonetta und endlich doch verstummt; die gellernde Stückkugel deines Namens, geschleudert über einige Hufen Landes und nur dann der Vergessenheit entrissen, wenn sie wie eine alte Schwedenbombe in Mauerwerk stecken blieb. Wie einst in Griechenland sägt die Welt den Statuen nur die Köpfe ab und setzt immer wieder die ihrer Lieblinge darauf.

Daß wir doch so gern unsern Mitmenschen die Hülle vom Leibe reißen, um der ganzen Menschheit zu zeigen, welch Krippel dahintersteckt, und doch wurde Keiner unter uns ohne Schaden und Makel geboren! Lassen wir einmal die Spiegelfläche des Teiches ab, den wir Bildung nennen, sehen wir all die Gebrechen, Schwächen und Laster wie Spinnen, Kröten und Krebse durcheinander krabbeln und dann fische Jeder aus dem ekelhaften Sumpfe das Seinige heraus, beim Himmel, wir werden nachsichtiger sein gegen den Nächsten. Und gerade die Schriftsteller unter sich sind die Ärgsten! Sie sind die einzigen Kämpen, die trotz des Maximilianischen Landfriedens noch gewappnet bleiben und im ewigen Faustrecht leben, wiewol nur im geistigen; weshalb auch der zweischneidige Tesak oder Federspieß in ihrer Hand zum gewöhnlichen Gänsekiel zusammengeschrumpft ist und sie statt der Patrontasche, gleich Daniel's Engel, ein Tintengefäß am Gürtel tragen. Aber warum schleudern sie sich gegenseitig Handgranaten und Bannblitze zu? Sind sie doch Alle verwandt und Kinder der schönsten Heimat. Weit über Länder und Zeiten hören sie ihre Stimmen tönen und ihre Herzen klopfen und sollten sich die Hände schütteln nach jedem ernsten Worte.

Bist du denn einsam, Mensch! wenn eine Welt an dein Herz um Einlaß pocht? Verklärt sich dein Inneres nicht bei dem Gedanken, daß, wenn Niemand mehr dich liebt, du noch Alles lieben kannst? Deine Seele breite sich aus über die Erde, bis sie alle Menschen umschließt und die ganze Welt deine Heimat wird! Und was dir der Tod auch rauben mag, das Leben ersetzt es wieder. Über den Bergen und über den Wassern schwebt der Geist Gottes und zählt die Menschen und ihre Thaten und ihre Thränen, und wie der Frühlingsathem seiner unendlichen Liebe durch alle Welten weht, so grüße du, sein bleiches Ebenbild, wenigstens die kleine Erde als dein großes Vaterland, bis du in das größere ziehst nach oben.

Kennst du jene Erbitterung, jene boshafte ausgelassene Satire, mit welcher der Mensch seinen Schmerz geißelt, wenn ihm die Kleopatra-Natter des Grams am Herzen nagt? Glaubt er dadurch den Misston zu übertäuben, der in die Harmonie seines Lebens geschrien ward, oder hofft er, unbemerkt von der Welt, heimlich weinen zu können hinter der lustig grinsenden Maske? Tanze auf den Leichnamen deiner Freuden, wie die Wilden auf ihren erschlagenen Feinden, oder bepflanze Gräber mit Blumen, wie die Herrnhuter, nur hebe niemals ihre Leichensteine vor der Welt, um ihr die modernden Erinnerungen zu zeigen, die darunter liegen. Die

Almosen eines momentanen Trostes werden theuer erkauft durch das demüthigende Gefühl, das dich ergreift bei der Schaustellung der alten Narben und Wunden. Wie die Muschel, wenn sie eine Perle hält, verschließe deine Lippen über dein geheimnißvolles Weh und die Zeit wird es verkernen zum feuerblitzenden Juwel, wie ihn uralte Völker ihren Fürsten in die Brust legten, damit er zu ihrem Herzen würde.

Wenn ich mich an lauen Abenden — schreibt der kranke Arthur — auf die nahe Anhöhe tragen lasse und den freundlichen Markt überblicke, der, umthürmt und beschützt von dunkeln Gebirgen, wie ein spielendes Kind zu ihren Füßen liegt, wenn ich weiter schaue auf das lichtfunkelnde Thal, auf die frischen, grünen Matten, auf das leuchtende Silberband der Traun, auf den Dachsteingletscher und die fernen Bergspitzen, und ich nun vor dieser herrlichen Natur wie vor einem großen weiten Altarblatt niederknien möchte; wenn dann die Sonne bleicher wird und sich auf ihrem Rosenbette langsam hinuntersenkt wie mein allmälig einsinkendes Leben; wenn endlich der Mond heraufritt, schweigend und erhaben wie der Tod: da ergreift mich eine unsagliche Wehmuth, dem Irdischen so früh zu erblinden und auf immer scheiden zu müssen von der schönen Erde und den warmen Menschenherzen u. s. w.

Viele Leser werden freilich sagen: Diese Empfindungen sind Rococo. Was aber wäre jetzt nicht Rococo? Wie Vielen dünkt nicht bereits das Christenthum und die Bibel und Shakspeare und Goethe und Alles, was nicht Geburt des heutigen Tages ist, Rococo? Man sollte jetzt nicht mehr fluchen: Fahrt zum Teufel! oder: Geht zum Henker! sondern: Fahrt oder geht zum Rococo! Aber eben dies Wörtchen Rococo ist das Schwert, welches über unser Aller Häupter drohend hängt; denn wer bürgt uns dafür, daß Alles, was wir gestern schrieben, empfanden und dachten, nicht morgen schon unsern Lesern und vielleicht am meisten uns selbst als ungenießbares altväterisches Rococo erscheinen wird? Gewiß möchte dies eher der Fall sein als es je zu erwarten war, daß Shakspeare's erhabene Dichtungen nach wenigen Jahrhunderten als unschmackhaftes Rococo verworfen werden könnten, wie dies jetzt wirklich von Seiten so mancher Rococoriecher geschieht.

Leider sind die oben mitgetheilten Auszüge eher alles Andere als humoristisch, sie sind sentimental und scheinen mich Lügen zu strafen, wenn ich den Verf. des „Cancan" einen Humoristen genannt habe. Das Sentimentale ist nur die Kehrseite des Humors, und wenn man das Ding umdreht, so kommt wol auch der Humor zum Vorschein. Freilich muß ich gestehen, daß der zweite und namentlich der erste Theil des „Cancan" wie an einzelnen Schönheiten, so besonders an humoristischen Lichtblitzen und Feuerwerkereien reicher waren als dieser dritte Theil, so trefflich und beherzigenswerth die darin gebotenen Raisonnements auch sind. Aber es ist eben das Raisonnement, welches in diesem Theile überall mit großer Hast vorwärts und den freien poetischen Erguß und die humoristische Stimmung in den Hintergrund drängt. Gar sehr lesenswerth sind die schönen und beredten Betrachtungen über Preßfreiheit, über die Mittel, die klaffende Wunde des Proletariats zu schließen (obschon das eingelegte Capitel: „Naturgeschichte des vaterländischen Proletariers", nicht eben behaglich zu lesen und mit einiger Schmuzfarbe untermalt ist), über die Kunst im Allgemeinen wie namentlich über die Kunst in München u. s. w. *) Sein productives Talent bekundet er jedoch auch hier in mehren novellistischen Einschiebseln, die zum Theil von sehr phantastischer Haltung sind, und seinen Humor, wenn er nicht schon in der ganzen keck durcheinander gewürfelten, aus den verschiedensten Stimmungen zusammengeschmolzenen Composition sich verriethe, in dem „Abenteuer mit den sieben Schädeln" wie in einer Menge der originellsten Einfälle, z. B. wenn der Verf., die vielleicht zu weit getriebene Mitleidstheorie in unsern Tagen persiflirend, an einer Stelle sagt: wir würden noch dahin kommen, „Hospitäler für das Ungeziefer mit eigens dazu gemietheten Bettlerköpfen zu errichten". Auch die wilde Gestalt Manuel's, uns aus den frühern Theilen noch wohl bekannt, taucht als Repräsentant moderner Zerrissenheit für ein paar Augenblicke aus dem gährenden gestaltlosen Chaos wieder auf, um im Wirbelwinde des zu Ende sich überstürzenden Buches schnell zu verschwinden. Ist es Ironie oder Bosheit von Seiten des Verf., daß er diesen von gewaltigen Zeitphrasen aufgedünsteten Raisonneur sein ihn verzehrendes Dasein fortführen läßt, nachdem er ihm bereits den Leichentrunk eingeschenkt und einen grimmigen Abschiedsbrief an die Menschheit in die Feder dictirt hat? Aber wahr ist dieser Charakter geschildert:

Von einem unbändigen Drange nach That und Wirken, von einer wilden Sehnsucht, seine Kräfte zu prüfen, erfaßt, blickt ihn eine technische, schachernde, conservative Gegenwart mit matten farblosen Augen an. Seine schwachschlummernde, vulkanische Natur, plötzlich zu Leidenschaften erwachend durch den Freiheitsruf einer momentan aufgeregten Zeit, mußte ohnmächtig an ihr zersplittern, als sie gezähmt und nüchtern zur alten Ordnung erhärtet. Da stieß sein hochmüthiger, schroff emporstrebender Geist schmerzlich an die niedern Gesfiten der Welt . . . . und alle zertrümmerten Illusionen machten ihn nicht ruhiger und klüger, nur toll und giftig.

(Der Beschluß folgt.)

---

*) Man möchte es dem Verfasser, der als Anonymus hierbei doch wahrlich keinen eigennützigen Zweck verfolgen konnte, fast als eine Art von Muth anrechnen, daß er der münchener Kunst einige beredte und begeisterte Seiten widmet. Früher gehörte es zum guten Ton, die münchener Kunst in aufgestelztem Pathos zu preisen, jetzt soll Jeder, der nicht für servil gelten will, seine Augen mit Gewalt vor den Herrlichkeiten der Kunst schließen, selbst wenn die Natur ihm ein offenes Auge, einen empfänglichen Sinn für die Kunst mitgegeben hat. Der Verf. des „Cancan" widerlegt hauptsächlich die weitverbreitete Ansicht, als brächte das münchener Kunsttreiben kein Geld ins bairische Land. Er fragt: „Fallen die Fremden wie Störche über der Pinakothek ein und müssen sie nicht das Land durchreisen?" Dieser Standpunkt, von dem aus man gegen die Kunst zu Felde zieht, ist überhaupt zu kleinlich und knauserig; gerade so kleinlich und knauserig würde es sein, wenn man gegen den Liberalismus damit zu Felde ziehen wollte, daß er durch Zweckessen, Zusammenkünfte, Sammlungen und Beiträge aller Art den Leuten das Geld aus der Tasche lockte. Solche schmuzig kleinlichen Ersparungseinwendungen können wirklich großartigen Leistungen und Entwickelungen gegenüber nirgend ausreichen.

Sammlung kleiner Schriften staatswissenschaftlichen Inhalts von J. G. Hoffmann.

(Fortsetzung aus Nr. 257.)

Der folgende Aufsatz ist überschrieben: „Betrachtungen über die gegenwärtige Lage des höhern Schulunterrichts und die Mittel, denselben für die Wissenschaft und das Leben fruchtbarer zu machen." Noch ist es in frischem Andenken, welche Aufregung entstand, als im Anfange des J. 1836 der Regierungs- und Medicinalrath Lorinser zu Oppeln in einem Artikel der „Medicinischen Zeitung des Vereins für Heilkunde in Preußen" die Nachtheile hervorhob, welche für die körperliche Entwickelung der Jugend durch Überhäufung mit Lehrstunden und häuslichen Schularbeiten entstehen. Auch Hr. Hoffmann liefert zu der Menge hierüber erschienener Streitschriften einen Beitrag, den wir in vorliegender Sammlung wiederfinden. Der Verf. betrachtet besonders diejenigen Nachtheile, welche aus fehlerhaften Schuleinrichtungen für die geistige Selbständigkeit der Schüler erwachsen. Weit entfernt, den Werth der classischen Sprache als Bildungsmittel zu verkennen, spricht sich der Verf. dennoch bestimmt gegen die bestehende Gymnasialverfassung aus und hält sich überzeugt, daß aus dem Übermaß der Anfoderungen an die Schüler ein unermeßlicher Schaden für die Wissenschaft und für das Leben hervorgeht.

„Dieser besteht in der verkümmerten, wo nicht ganz versäumten Ausbildung der eigenen schaffenden Geisteskraft. Es muß zuviel in den Schüler von außen hineingetragen werden und er muß so viele Kraft aufwenden, dieses aufzufassen, daß ihm weder Zeit noch Muth bleibt, um in freier Thätigkeit etwas aus sich herauszuerzeugen. Geistreiche Schulmänner erkennen dies Übel zwar sehr wohl und suchen das Ausbilden von innen heraus, das Entwickeln durch eigene freie Thätigkeit möglichst zu befördern; aber ihre redlichen Bemühungen erlahmen unter der Last der Anfoderungen, welche die Meinung in zwei entgegengesetzten Richtungen an sie macht, — hier, indem Alles gelehrt werden soll, was im Leben der gebildeten Stände als Bedarf von Kenntnissen erscheint, — dort, indem die classische Literatur ausgebildeter und umfangreicher als jemals die Grundlage des Gymnasialunterrichts bleiben soll."

Als eine verderbliche Folge hiervon sieht es der Verf. an, daß sehr viel häufiger als es sonst geschehen durfte, Knaben ohne innern Beruf zum Studiren bestimmt werden und daß diese Schar der Mittelmäßigen eben bei der gegenwärtigen Unterrichtsorganisation um den letzten Rest geistiger Selbständigkeit gebracht wird.

„Sichtlich nimmt unter den Beamten, welche, wonicht durch Universitätsstudien, so doch wenigstens durch höhern Schulunterricht vorbereitet sein sollen, die Fähigkeit ab, Geschäfte nach eigenem verständigen Ermessen zu vollziehen, zu dagegen das Bedürfniß genau bestimmter Vorschriften für alle Einzelheiten, welche sonst nur den rein mechanisch Angelernten ertheilt wurden, während die wissenschaftlich Gebildeten hinreichende Anweisung in dem ausgesprochenen Grundsatze fanden. Je schuldloser die Schulen selbst an der Richtung sind, worein die Foderungen des Zeitalters sie drängten, desto trauriger ist die Nothwendigkeit, in ihnen den Grund dieser trostlosen Erscheinungen (nämlich der körperlichen Verkümmerung und geistigen Verflachung) zu suchen. Aber es ist nicht die Gleichzeitigkeit der Erfahrungen allein, es ist der innere Zusammenhang zwischen Erziehung und Leben, welcher diese Nothwendigkeit auflegt. Mögen noch mancherlei von außen hinzugekommene Anregungen die vorstehend bezeichneten Übel schneller entwickelt und weiter verbreitet haben, so kann doch keine Täuschung mehr darüber bestehen, daß ihre Grundlage sich wesentlich in der Richtung des Unterrichts befindet, welchen der größte Theil der gegenwärtig in den kräftigsten Jahren des Lebens stehenden Zeitgenossen aus den gebildeten Ständen in seiner Jugend empfing. Diese Generation eignet sich zwar als ihre Schöpfung an, was in der Auferstehungsperiode Deutschlands in dem Jahrzehnd 1807—17 geschah; aber es sind die Kinder einer frühern Zeit, und soweit sie wissenschaftlichen Schulunterricht genossen hatten, die Zöglinge der Gymnasien älterer Form, welche dieses Werk vollbrachten. Der Minister v. Schrötter, welcher schon vor dem Ausbruche des Kriegs in den letzten Jahren des 18. und den ersten des 19. Jahrhunderts die große Veränderung der landwirthschaftlichen und gewerblichen Verfassung des preußischen Staats durch Ablösung der Frohndienste auf den Domainen in Ost- und Westpreußen und des Mühlenzwangs, durch Abschaffung alles Zunftzwangs in dem damaligen Neu-Ostpreußen, durch Hervorheben des staatswissenschaftlichen Zwecks über den fiscalischen in den sechs seiner besondern Aufsicht untergebenen alt- und neupreußischen Kameraldepartements einleitete, war schon im J. 1786 Major in einem preußischen Dragonerregimente. Der Oberpräsident von Auerswald, welcher ihn hierin thätig unterstützte und einen bedeutenden Antheil an der Umgestaltung der preußischen Verwaltung seit 1807 hatte, war schon vor dem Ende des 18. Jahrhunderts Kammerpräsident in Marienwerder. Der Professor Kraus, dessen staatswissenschaftliche Vorlesungen zu Königsberg so viel dazu beitrugen, den Lehren Adam Smith's unter den einflußreichsten Staatsmännern jener Zeit Eingang zu verschaffen, war schon 1753 geboren. Der Freiherr von Stein hatte sich schon als Oberpräsident in den preußisch-westfälischen Landestheilen einen ausgezeichneten Ruf erworben, als er im J. 1805 zur Leitung des Commercien- und Accisedepartements des preußischen Staats als Minister berufen wurde. Der Fürst Hardenberg war bereits 60 Jahre alt, als er im J. 1810 das Amt eines Staatskanzlers übernahm. Die Mitglieder der Immediatcommission, welche nach dem Frieden die neue Organisation des preußischen Staats vorbereiteten und späterhin erfolgreich zu deren Ausbildung mitwirkten, der Staatsminister Wilhelm von Humboldt und überhaupt fast alle Diejenigen, welche damals die obersten Stellen in der Verwaltung einnahmen, waren zwar jünger, aber doch fast sämmtlich vor dem J. 1770 geboren. Auch die große Reform im preußischen Heere, als deren thätigster Begründer Scharnhorst verehrt werden muß, ging von Männern aus, welche damals schon im mittlern Lebensalter standen. Näher der in die Schulen sich eindrängenden Überhäufung mit Lehrgegenständen stehen schon die Männer, welche während des Befreiungskriegs nur erst in untergeordneten Verhältnissen thätig waren. Die Jüngsten von ihnen, damals siebzehn- bis zwanzigjährig als Freiwillige eintretend, nähern sich jetzt den Funfzigen oder haben sie schon überschritten. Der beiweitem größte Theil Derer, welche jetzt in Tagesblättern und Flugschriften einander schroff gegenüberstehen und sich in exaltirter Einseitigkeit überbieten, ist 10—20 Jahre jünger und seine Schulbildung fällt schon in die Zeiten der vollendeten Überladung. Was auch späterer Einfluß an ihnen verbildet hat, er wäre niemals in dieser Ausdehnung übermächtig geworden, wenn sie die Schule mit einer festern Grundlage für das Leben ausgestattet hätte."

Offenbar geht der Verf. viel zu weit, wenn er jene großen Erscheinungen einer reformatorischen Zeit vorzugsweise der ältern Form des Schulwesens zurechnet. Männer wie Stein, W. von Humboldt u. s. w. waren die Zöglinge des 18. Jahrhunderts und nicht einer bestimmten Schulform, die überhaupt nur von untergeordnetem Einfluß erscheint, wenn man die gewaltigen Ereignisse, welche allein solche Männer erwecken und solche Thaten hervorbringen konnten, in Betracht zieht. Was aber die klägliche Verwirrung und zunehmende Gesinnungslosigkeit der Gegenwart betrifft, so ist es gleichfalls ein Irrthum, sie hauptsächlich der neuern Schuleinrichtung zur Last zu legen, da es doch auf der Hand liegt, daß die reactionnairen Richtungen, welche nach den Befreiungskriegen hervorgetreten und in neuester Zeit immer mächtiger und weitgreifender geworden sind, mehr als alles Andere den gesunden Sinn des Volkes und die geistige Selbständigkeit der gebildeten Classen geschwächt und zum Theil vernichtet haben.

Die hiernächst folgende Abhandlung, überschrieben: „Betrachtungen über das Verhältniß der Universitäten zu den An-

foderungen an die Wissenschaft und das Leben auf der Bildungsstufe der Gegenwart", hätte passender geheißen: „Betrachtungen über die akademische Lehrfreiheit, das Institut der Privatdocenten und die Honorarzahlungen auf Universitäten"; diese drei Gegenstände sind es hauptsächlich, welche hier besprochen werden.

„Dem Anerkennen irgend einer Beschränkung der Lehrfreiheit, besonders in Bezug auf religiöse und staatsrechtliche Vorstellungen, wird eben jetzt mit solchem Eifer widersprochen, daß Misverständnissen, welche die leidenschaftliche Befangenheit der Streiter erzeugt, sorgfältig vorbeugen ein dringendes Zeitbedürfniß ist. Wie ganz entgegengesetzt die Begriffe von dem Vorhandensein einer göttlichen Offenbarung, und wie verschiedenartig auch die Meinungen von dem Wesen und dem Umfange derselben sind, so kann doch darüber kein Zweifel bestehen, daß ein beträchtlicher Theil der Gebräuche, worüber die christlichen Kirchen fast aller besondern Glaubensbekenntnisse ganz unverbrüchlich halten, nicht auf Vorschriften einer göttlichen Offenbarung, sondern rein auf Menschensatzungen beruhen, welche die Tradition aus fernen Jahrhunderten uns überlieferte.... Unsere Kenntnisse von der Beschaffenheit des Erdkörpers und seiner Verhältnisse zu Sonne, Mond und dem gestirnten Himmel machen es geradehin unmöglich, noch jetzt darauf zu beharren, daß alle biblischen Äußerungen streng buchstäblich gedeutet werden müssen. Das Kopernikanische Weltsystem gilt nicht mehr für einen Frevel, und Berechnungen, wie Alles, was nicht im Wasser zu leben vermag, in Noah's Arche untergebracht werden konnte, werden nicht mehr angestellt, obwol noch heute 99 Hunderttheile (?) der Menschen unter den gebildetsten Völkern des Erdbodens keinen anschaulichen Begriff von der Möglichkeit einer Bewegung der Erde und keine Vorstellung von der Mannichfaltigkeit der Thier- und Pflanzenwelt haben. Ist aber der Grundsatz einmal angenommen, daß bei der Deutung der biblischen Schriften auch Rücksichten auf die Begriffe des Zeitalters, worin sie verfaßt wurden, Beachtung erfodern, so steht der Lehrfreiheit in dieser Beziehung keine Beschränkung mehr entgegen, welche durch irgend ein wissenschaftliches Verhältniß bestimmt werden könnte; wol aber sind es sittliche Verhältnisse, welche die Lehrfreiheit abhalten müssen, Ärgerniß zu geben.... Das Ärgerniß ist zwar nicht immer ein blos gegebenes, sondern nicht selten auch ein genommenes. Es ist der Lehrfreiheit nicht anzumuthen, daß sie jede Verletzung von Vorurtheilen scheue, welche aufzugeben ihr Inhaber Kraft und Veranlassung genug besitzt. Aber wo solche Kraft mangelt, wo statt Veranlassung irrige Vorstellungen aufzugeben, noch täglich Vieles und Wirksames geschieht, um darin zu befestigen, da verbeut das Sittengesetz selbst, die Gemüther eher durch Lehren zu beunruhigen, bis die Kraft sich dieselben anzueignen gewonnen und der Einfluß, welcher der bessern Überzeugung widerstrebt, aufgehoben ist."

Dagegen läßt sich Nichts sagen, wenn von der Belehrung des ungebildeten Volkes die Rede ist; sollen aber diese Rücksichten bei der akademischen Lehrfreiheit maßgebend sein? „Wer wahrhaft fruchtbar belehren will", sagt der Verf., „muß vor Allem darauf achten, daß er durch seine Lehren nicht verletze." Hätte Galilei diese Vorsicht gebraucht, hätte er dem Cardinalscollegium kein Ärgerniß gegeben, so wäre er gewiß nicht ins Inquisitionsgefängniß geworfen worden. Hätte Luther sich gescheut, durch seine 95 Theses und andere Abnormitäten Jemand zu verletzen, so würde er sich selbst vieles Ungemach und der Welt die Reformation erspart haben. Und, um eines Falles aus der neuesten Zeit zu gedenken, hätten die Professoren Braun und Achterfeldt in Bonn dem Papst zu Liebe erklärt, daß Hermes ein „schlechter Mensch und arger Ketzer" sei, so wäre die preußische Regierung nicht genöthigt gewesen, diese würdigen Männer ihres Amtes zu entsetzen. Man sieht wie mislich es ist, des Verf. Grundsätze auf die akademische Lehrfreiheit anzuwenden; was er hierüber aufstellt, erhebt sich nicht über den gewöhnlichen polizeilichen Gesichtskreis, und bei aller sonstigen Achtung vor dem Verf. können wir die Meinung nicht zurückhalten, daß seine Betrachtungen über die Universitäten die schwächste Partie in der ganzen vorliegenden Sammlung sind.

(Der Beschluß folgt.)

Literarische Notizen.

Historische Wäsche.

Es ist nicht lange her, daß in einer deutschen Ständekammer behauptet wurde, der Mensch fühle viel größere Befriedigung an der Herabsetzung und dem Tadel Anderer als an ihrer Ehrenrettung und ihrem Lobe. Der Behauptung ward dort lebhaft widersprochen. Ein schlagender Beweis, wie ungerecht jene allgemeine Anklage, ist gewiß die Thatsache, daß es beinahe keinen wirklich verworfenen oder anrüchigen geschichtlichen Charakter gibt, der nicht nach Jahrhunderten und Jahrtausenden noch seine Ehrenretter fände. Ja wo einem geschichtlichen Namen Flecken anhaften, die nur von einer bestimmten religiösen oder politischen Ansicht als solche betrachtet werden, flugs ist ein Weißwäscher, ein Dichter oder Geschichtschreiber, ein Schöngeist oder Philosoph dahinter her, den Mann in den Augen der Welt davon rein zu scheuern. Hat nicht Lord Byron den Sardanapal, ein deutscher Dichter den Nero in die Reihe edler und großer Menschen einzuschmuggeln gesucht? Haben die Gregor, die Innocenz, ja selbst die Borgia nicht ihre Vertheidiger gefunden? Haben solche Wallenstein, Tilly, Münzer, Robespierre und tausend andern aus verschiedenen Gründen in schlechtem Geruche stehenden Charakteren je gefehlt? Ist nicht erst jüngst Carlyle für Olivier Cromwell gegen die Anschuldigung der Heuchelei in die Schranken getreten? Hat Fürst Labanoff Marie Stuart nicht vor kurzem erst gegen das von der Geschichte gesprochene Urtheil verbrecherischer Gelüste und Thaten in Schutz genommen? Ist für den Atheisten Hobbes, wie in diesen Blättern unlängst erwähnt wurde, nicht christliche Gläubigkeit in Anspruch genommen worden? Diese Sucht der Reinigung und Vertheidigung geschichtlicher Charaktere geht aber so weit, daß man selbst nicht dulden will, an großen und edlen Persönlichkeiten, wo bei vielem Licht unausweichlich starke Schatten hervortreten müssen, irgendwelche Flecken gelten zu lassen. So hat jetzt ein ungenannter englischer Schriftsteller, welcher sich schon als Verfasser eines „Brief sketch of Greek philosophy" hervorgethan, in einem halb geschichtlichen, halb schöngeistigen Werke: „Pericles; a tale of Athens in the eighty-third olympiad", versucht, den großen griechischen Staatsmann von den Anklagen zu rechtfertigen, die auf Grund seiner Thaten die Geschichtschreiber gegen ihn erhoben haben. Das Verhältniß zur Aspasia wird als eine selbst nach unsern Begriffen tugendsame Neigung dargestellt; seine freundschaftliche Verbindung mit dem Philosophen Anaxagoras wird nicht auf Rechnung wirklicher Zustimmung zu den Lehrsätzen dieses skeptischen Denkers, sondern der Liebe zur Wissenschaft überhaupt gesetzt und, was das Wichtigste, der Krieg gegen Megara als eine Handlung gerühmt, die durch Gerechtigkeit und Politik zugleich geboten worden sei. Besonders scheint dem Verf. daran gelegen zu haben, seinen Helden gegen die Beschuldigung des Atheismus zu wahren, der in den Augen der frommen Engländer ein unvertilgbarer Flecken selbst an einem Heiden erscheint.

Geschichtliche Urkunden.

Baron Bergmann, schwedischer Geschäftsträger am toscanischen Hofe, hat in der Büchersammlung der Marchese v. Azzolini eine große Anzahl von Briefen und andern Handschriften der Königin Christine von Schweden aufgefunden. Bekanntlich setzte diese berühmte Frau den Cardinal Azzolini zu ihrem Universalerben ein, was den Auffindungsort erklärt. Baron Bergmann ist von seiner Regierung beauftragt worden, sich um Abschriften dieser Urkunden für die schwedischen Archive zu bemühen. 12.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 259. — 16. September 1846.

Deutscher Humor und der Verfasser des „Cancan".

(Beschluß aus Nr. [illegible].)

Im gemüthvollen Deutschland, welches kein Parlament, kein Texas und Mexico, kein Lahore, kein Algier und keinen Kaukasus, leider keine Flotte und Gott sei Dank! selbst nicht Stiergefechte hat, sodaß sich Manuel nicht einmal vor aller Welt mit einem gehetzten Bullen Stirn gegen Stirn messen konnte, wird einem solchen Charakter der Weg zum Handeln verrannt und statt in die That bricht er dann freilich in fieberhaft zuckende Phrasen wie folgende aus:

Nicht die Kampflust ist erloschen, nur die Kraft, dem Bettler wurde das Schwert versteckt, wenn es stark wird, hält es den Felsen. Bis dahin theilt sich die Menschheit in Prasser und Bettler, und Geld ist der Salvater Mundi einer Gegenwart, in welcher die Arbeit verhungert und der Schwindel Majorate stiftet. Geburtsadel mag eine Epopöe sein, gesungen dem Verdienste der Vorzeit, Bureaukratie ein Panegyrikus monarchischer Macht, aber Geldaristokratie ist ein elender Gassenhauer, abgeleiert für den hingeworfenen Groschen.

Daß er ferner das Gewissen „ein schauerliches Katechismusmärchen" und die Tugend „einen Meineid gegen die Natur" nennt, finden wir freilich „gegen die Natur", aber bei einem Charakter wie der Manuel's ist sehr erklärlich.

Und somit hätte ich wol von der Sentimentalität und dem Pathos des Verf. einige Proben gegeben, aber nicht von seinem Humor. In diesem Punkte muß ich den Leser schon bitten, mir auf mein ehrliches Recensentengesicht zu glauben, daß der Verf. eine reichhaltige Ader humoristischen Talents besitzt, die jedoch bei der kritischen Ausschmelzung in den beiden ersten Theilen gediegenere Massen ergibt als in diesem letzten. Der Verf. geht mit seinen reichen productiven und humoristischen Gaben etwas verschwenderisch um, und so muß man es sich schon gefallen lassen, wenn er sich manchmal ausgegeben hat und dann bei dem vis-à-vis wohnenden der Production und dem Humor etwas neidisch und störend in die Fenster schielenden Nachbar, dem Raisonnement, betteln geht. Sich und seinem Leser zum Zeitvertreibe verpufft er wie Goethe's „Faust" das Firmament mit Sonne, Mond und Sterne in die Luft. Diese luxuriöse Freigebigkeit verliert freilich dadurch etwas an ihrem uneigennützigen Charakter, daß der Verf. auch hier und da wol, was auf einer fremden Mühle, z. B. der Jean Paul'schen, gemahlen ist, und neben dem schönen und weißen eigenen Mehl auch den Abfall und die Kleie in den dreibändigen Sack seines Erstlingswerkes gestopft hat. Nicht aber als ob er Jean Paul geradezu Etwas entwendet hätte, nur macht er ihm zuweilen einige hübsche Sachen so täuschend nach, daß man sie allenfalls für Jean Paul'sches Eigenthum halten könnte; er bestiehlt ihn aber ebenso wenig als der Portraitmaler ein Gesicht stiehlt. Bei allen seinen Mängeln und trotz seiner losen und lockern Form enthält dies Buch doch viel Geist- und Gemüthsstoff, viel inneres echtes Leben und fodert lebhaft zum Nachdenken und Mitempfinden auf. Der Verf. würde vielleicht Berücksichtigung gefunden haben, wenn er sich nicht in eine so viel wir wissen bis jetzt noch undurchdringliche Anonymität hüllte; Anonymität aber ist nur dann vortheilhaft, wenn man durch irgendwelche Manipulationen zu verstehen geben kann: ein hochgestellter Mann, ein interessantes Weib oder Kind (denn auch Kinder haben wir in der Literatur seit der Bettina) liege hinter dem Buche im Versteck. Wenn der Verf. wirklich von gewöhnlichem oder freiherrlichem oder gar gräflichem Adel ist, so hätte er ohnehin gewonnenes Spiel. Um durch Bücherschreiben heutzutage sein Glück zu machen, muß man entweder aus den höhern Kreisen der Gesellschaft, oder ein interessantes Weib, oder ein Jude sein: alle Diese finden ein Publicum mit bestimmten Sympathien vor, das ihnen freundlich entgegenkommt; ein schlichter, bürgerlich-christlicher Autor soll sich erst eines erschreiben und erdichten, und in der That erscheint das Publicum, das sich mancher Autor zu haben einbildet, als Dichtung, wenn man es in der Nähe oder vielmehr in der Ferne, d. h. außerhalb des Wohnorts und der nähern Umgebungen des Verfassers betrachtet. Sobald aber ein solcher einfach bürgerlich-christlicher Autor nicht über seinen vielen Versuchen, sich ein Publicum großzuziehen, ermattet oder zu Grunde geht, sobald er vielleicht auf dem Wege ist, sich in der Gunst eines ihn tragenden und aufrechthaltenden Publicums festzusetzen, so kommen die gefühlvollen und im mindesten nicht brotneidischen und ehrabschneiderischen Mitautoren, Mitbürger und Mitchristen, schlagen ihm mit dem Recensirkolben auf den Kopf und rufen ihm

Digitized by Google

zu: Duck dich unter! So machte es auch die Köchin, von welcher der Narr im „König Lear“ erzählt, mit den Aalen, die sie lebendig am Feuer kochte. Ich würde rathen: wir Schriftsteller miethethen ein paar arme Teufel, die ex officio schreiben müßten und an denen Jeder, dem das Gelüst käme, Jemand herunterreißen zu müssen, sein Müthchen kühlen könnte; wir Übrigen aber verpflichteten uns durch Wort- und Handgelöbniß, einander nicht zu scheren, sondern Einer den Andern ungeschoren zu lassen und einen literarischen Landfrieden für so lange Zeit herzustellen, bis Jeder von uns, nicht durch Heirath, Erbschaft oder Hazard- und Lottospiel, sondern durch die bloße Schreiberei ein reicher Mann geworden, die Censur aufgehoben ist oder das unliterarische Publicum einen Pfahl vom Kirchthurm, einen Schriftsetzer vom Schriftsteller unterscheiden gelernt hat. Unter diesen Bedingungen verspricht der vorgeschlagene literarische Landfrieden freilich ein ewiger zu sein und selbst dann noch in Kraft zu bleiben, wenn unsere Leiber längst im Grabe, unsere vielrecensirten Werke aber mit Einschluß des „Cancan“ im Leihbibliothekenstaube vermodern, um höchstens noch und ohne Unterschied von Würmern und Bücherwürmern genossen zu werden.

Hermann Marggraff.

Sammlung kleiner Schriften staatswissenschaftlichen Inhalts von J. G. Hoffmann.

(Beschluß aus Nr. 258.)

Es war bisher ziemlich allgemein angenommen, daß das Institut der Privatdocenten ein vorzüglich belebendes Princip der Universitäten sei und diese Lehranstalten vor dem Erstarren und Erlahmen in althergebrachten Formen schütze. Auch Ausländer, welche sich mit unsern Zuständen vertraut gemacht, wie z. B. Cousin, haben dies Institut als eine vorzügliche Eigenthümlichkeit der deutschen Universitäten erkannt. Es erscheint ganz naturgemäß, alternde oder schon abgelebte Kräfte durch jugendfrischen Zuwachs zu ergänzen; indem man letztern hinsichtlich seines Fortkommens und Gedeihens ganz seiner eigenen Lebensfähigkeit überläßt, müssen die schwachen und untauglichen Schößlinge von selbst abfallen; denn was auf sich selbst gestellt ist, kann ohne innere Tüchtigkeit nicht fortbestehen. So ist es mit den preußischen Privatdocenten. Der Staat gibt ihnen kein Gehalt *); wollen sie subsistiren und vorwärtskommen, so müssen sie unermüdlich ihre besten Kräfte aufbieten, um sich nützlich zu machen. Die Talentvollen, Kenntnißreichen unter ihnen werden bald von den schwachköpfigen Ignoranten zu unterscheiden sein; diese müssen sich nothgedrungen von selbst zurückziehen und für jene muß der Staat bei eintretenden Vacanzen in seinem eigenen Interesse sorgen. Eine solche Einrichtung schien ganz vernünftig und ersprießlich zu sein. Der Verf. ist aber durchaus ein Gegner des Instituts der Privatdocenten; er sieht in demselben eine Menge Nachtheile. Sehr

*) Bei dem jetzigen Stande der Dinge sind die Aussichten der Privatdocenten Nichts weniger als glänzend; durch einen Beschluß, welchen das preußische Unterrichtsministerium vor mehren Jahren gefaßt hat, ist ein Etat für die Universitäten bestimmt worden, der eine gewisse nicht zu überschreitende Zahl von ordentlichen Professorstellen in jeder Facultät als Norm aufstellt, und erst durch das Aussterben der vielen dadurch überzählig gewordenen ordentlichen und außerordentlichen Professoren den jüngern noch nicht angestellten Gelehrten eine ferne Aussicht auf Beförderung eröffnet.

viele Privatdocenten werfen sich nach seiner Meinung ohne innern Beruf zu akademischen Lehrern auf: die Regierungen seien dann gezwungen, diesen Unfähigen Professuren zu geben; die hierdurch beförderte Mittelmäßigkeit sei der Tod der Wissenschaftlichkeit; wo die Anstellung nicht erfolgt, entwickele sich Bitterkeit, welche von dem Verdachte zur Beleidigung, vom Vorwurf zum Scandal führe u. s. w. Aber was proponirt denn der Verf. statt der Privatdocenten? Männer aus höhern Kreisen des Geschäftslebens und zwar solche, die mit ausgezeichneter wissenschaftlicher Bildung, Übung im geistreichen Auffassen, Darstellungsgabe, ein gereiftes Urtheil und eine edle Gesinnung verbinden. „Auf einer Stufe des Lebens angelangt, worin ihre Bescheidenheit Ehre und Einkommen genügend erreichte, würden sie freudig zum Universitätslehramt übergehen.“ Das scheint kein übler Vorschlag, um allzu kühne Docenten von der Universität fernzuhalten und die Wissenschaft in ein möglichst ruhiges und vorschriftsmäßiges Gleis zu bringen. Gegen die Ausführbarkeit haben wir nur das Eine Bedenken, daß dergleichen Männer „aus dem höhern Geschäftsleben“ mit den ebengenannten Erfodernissen beiweitem nicht in hinreichender Menge vorhanden sind und daß so ausgezeichnete Individuen, ungeachtet der guten Universitätsbesoldung und des Professorenmangels, sich nicht leicht entschließen werden, das Katheder zu betreten und eine amtliche Stellung zu verlassen, die schon bedeutend sein muß und durch Beförderung, die bei so seltenen Qualitäten gar nicht ausbleiben darf, noch bedeutender werden kann.

Am Schlusse dieses Aufsatzes macht der Verf. den Vorschlag, daß die Studirenden das Honorar für die Collegien nicht an die einzelnen Lehrer zu bezahlen, sondern halbjährlich eine entsprechende Summe, etwa 20 Thaler Gold, zur Universitätskasse entrichten und dadurch die Befugniß erlangen sollen, jeden auf der Universität dargebotenen Unterricht nach ihrem durch eigene Wahl bestimmten Bedürfniß während dieses halben Jahres zu benutzen. Das läßt sich hören und würde manchen Übelständen abhelfen. Doch dürfte es nicht ohne Schwierigkeit sein, das Einkommen der Professoren, welches bisher durch die Zahl der Zuhörer mit bedingt wurde, nach dem Umfange und der Verdienstlichkeit ihrer Leistungen zu fixiren.

Die nun folgenden Betrachtungen über den Zustand der Juden im preußischen Staate liefern ein reiches Material von Gründen gegen die Emancipation dieses Stammes. Im Ganzen behandelt der Verf. die Frage mit Ruhe und Mäßigung. Eine ausführliche Beleuchtung seiner Ansichten kann hier unterbleiben, da die neueste Zeit eine Menge Schriften über die Sache hervorgebracht hat; wir beschränken uns daher nur auf wenige Mittheilungen aus des Verf. Abhandlung. Es wird in derselben bemerklich gemacht, daß fast alle Anordnungen, welche seit den letzten 20 Jahren in Preußen über die Juden erlassen worden sind, auf Ansichten hindeuten, welche denselben minder günstig waren als diejenigen, woraus das Edict vom 11. März 1812 hervorging. Zu diesen minder günstigen Anordnungen gehören folgende. Die in gedachtem Edict enthaltene Bestimmung: „wonach die für Inländer zu achtenden Juden zu akademischen Lehr- und Schulämtern zugelassen werden sollen“, ist im J. 1822 wieder aufgehoben worden. Ferner können Juden, welche Eigenthümer eines Ritterguts geworden sind, die mit dessen Besitz verbundenen Patronatrechte über christliche Kirchen und Schulen und Gerichtsbarkeitsbefugnisse nicht selbst ausüben, sondern sie werden während ihres Besitzstandes von den Provinzialregierungen hierin vertreten. Auch zur Wählbarkeit für ständische und Kreisdeputirte wird ausdrücklich die Gemeinschaft mit einer christlichen Kirche erfodert. Endlich beschränkt die revidirte Städteordnung von 1831 im §. 89 die Fähigkeit der Juden, Gemeindeämter zu verwalten, insoweit, daß zu den Stellen der Oberbürgermeister und Bürgermeister in den Städten nur Bekenner einer christlichen Religion zulässig sind. Seit dem Eintritte des Friedens ist im stehenden Heere kein Jude mehr zum Oberoffizier in Vorschlag gebracht worden. Alle diese

Beschränkungen sind nach der Ansicht des Verf. „aus der Rücksicht auf die ungünstige Meinung hervorgegangen, welche bei weitem überwiegend in den großen Massen der Einwohner aller Stände und aller Provinzen besteht". Den 16. Artikel der Wiener Bundesacte, welcher unter Anderm besagt: „Die Bundesversammlung wird in Berathung ziehen, wie auf eine möglichst übereinstimmende Weise die bürgerliche Verbesserung der Bekenner des jüdischen Glaubens zu begründen sei", betrachtet der Verf. aus einem für die Bundesregierungen sehr bequemen Gesichtspunkte, indem er äußert: „Sie (die Regierungen) haben hierdurch nur eine Verpflichtung gegeneinander selbst, aber keineswegs gegen einen Dritten übernommen. Aus derselben Machtvollkommenheit, wodurch sie einander gegenseitig diese Verpflichtung auflegten, steht es ihnen auch frei, sich in gemeinsamem Einverständnisse gegenseitig von derselben zu entbinden." Wir bedauern, daß es der Verf. über sich gewinnen konnte, diese Worte niederzuschreiben. Wenn man die ganze Bundesacte nach solchen Grundsätzen deuten will, so gelangt man zu dem überraschenden Resultat einer Staatsweisheit, bei welcher Recht und Willkür aufhören verschiedene Dinge zu sein. Noch fügt der Verf. hinzu, daß die Bundesregierungen sich nicht zur vollkommenen bürgerlichen Gleichstellung der Juden mit den christlichen Unterthanen, sondern nur zur „Berathung", wie Dies geschehen könne, verpflichtet haben. Diese beschränkte Verpflichtung lastet allerdings nicht schwer; ob sich in der Zeit seit 1815 Muße zu deren Erfüllung gefunden hat, wissen wir nicht.

Im preußischen Staate waren zu Ende des Jahres 1840 194,558 Juden vorhanden. In dem Zeitraume von 1822—40 waren 2200 Juden zur christlichen Religion übergetreten. Gegen die allgemeine Ansicht, daß die starke Vermehrung der Juden von ihrer größern Fruchtbarkeit herrühre, ergibt sich aus den statistischen Tabellen, daß unter den Christen mehr Geburten vorgekommen sind als unter einer gleichen Anzahl Juden. Bei den Christen wurde schon unter 25, bei den Juden erst unter 28 gleichzeitig Lebenden jährlich ein Kind geboren. Aber die Zahl der Todesfälle war unter den Juden verhältnißmäßig viel kleiner als unter den Christen, indem unter letztern schon von 34, unter den Juden aber erst unter 46 Lebenden jährlich Einer starb. In Folge dieser geringern Sterblichkeit haben die Juden ungeachtet der verhältnißmäßig geringern Anzahl Neugeborener doch einen Überschuß der Geborenen über die Gestorbenen von Vier, während die Christen unter einer gleichen Anzahl Lebender nur einen von Drei erhalten. Die geringere Sterblichkeit der Juden begründet also ihre im Verhältniß zu den Christen stärkere Vermehrung. Eine Vergleichung der unehelichen Geburten gibt ein günstiges Zeugniß für die Moralität der Juden. Im Durchschnitt kamen auf 100,000 Lebende bei den Christen 280 unehelich Geborene, bei den Juden nur 67. Über die sehr ungleichmäßige Vertheilung der Juden in den verschiedenen Provinzen gibt der Verf. folgende Übersicht. Es befand sich annähernd Ein Jude in Posen unter 16 Einwohnern, in Preußen unter 93, in der Rheinprovinz unter 98, in Westfalen unter 101, in Schlesien unter 107, in Brandenburg unter 135, in Pommern unter 155 und in Sachsen unter 385. Im ganzen Staate kommt Ein Jude auf 77 Christen. In den Vereinigten Staaten von Nordamerika bilden die Juden noch nicht ein Elfhunderttheil der Bevölkerung, in Frankreich wenig über ein Sechshunderttheil; in Großbritannien befand sich unter 1630 Einwohnern nur Ein Jude.

In dem Aufsatze „Über den Verbrauch des Branntweins" sagt der Verf., daß die Klagen über den Geist und Körper zerrüttenden Einfluß dieses Getränks, welche von Jahr zu Jahr dringender wiederholt werden, im Wesentlichen unfruchtbar geblieben sind, indem die Gegenanstalten weder im Volke noch auch selbst in den gebildeten Ständen eine lebendige Theilnahme gefunden haben. Die Ausführung dieses Gegenstandes ist lehrreich. Der Verf. zeigt uns, daß die gänzliche Befreiung des Bieres von der Steuer nur einen sehr unbedeutenden Einfluß auf dessen Preis haben könnte; aber auch die dadurch entstehende geringe Preisermäßigung des Bieres mit einer gleichzeitigen Erhöhung des Branntweinpreises wäre schon ein Fortschritt zum Bessern. Die Concurrenz der Brauer würde dadurch wahrscheinlich vermehrt; selbst eine directe Mitwirkung des Staats zur Beschaffung eines kräftigen und billigen Ersatzmittels für den verderblichen Kartoffelspiritus wäre hier, wo es sich um das körperliche und geistige Wohl von Millionen Menschen handelt, völlig gerechtfertigt. Vor Allem müssen wir dem armen Arbeiter ein gesundes und stärkendes Getränk verschaffen, ehe wir die Entsagung des Schnapsgenusses von ihm fodern dürfen. Sollte auch der Staat Geldopfer hierzu beibringen müssen, er wird sie reichlich vergütet erhalten durch die Ersparnisse an Almosen und an den Kosten für Zucht- und Krankenhäuser. Verlassen wir uns nicht zu sehr auf die Mäßigkeitsvereine; auch der Verf. hält nicht viel von ihnen. „Sie haben, wenigstens in Deutschland, der guten Sache der Gesittung durch Übertreibung und Verbindung mit Parteizwecken vielleicht öfter geschadet als genützt. Mit prunkendem Geräusch veranstaltete Versammlungen, meist takt- und gehaltlose Reden, die nur Gespötte veranlassen, zudringliche Vertheilung von Flugschriften und ähnliche schon verbrauchte Hülfsmittel dürften vielmehr absichtlich zu vermeiden sein."

Das zwölfte und letzte Stück des Buchs ist eine in der Akademie der Wissenschaften zu Berlin gehaltene Vorlesung „Über die wahre Natur und Bestimmung der Rente aus Boden- und Capitaleigenthum". Der Verf. hat um so weniger Anstand genommen, diesen Aufsatz in die vorliegende Sammlung aufzunehmen, „als es jetzt vielleicht besonders an der Zeit sein dürfte, wiederholt darauf hinzuweisen, daß der wirksamste Schutz der Eigenthumsrechte eben in der allgemeinsten Anerkennung und Anwendung derjenigen Begriffe liegt, auf deren verkehrte Deutung sich der Unsinn des Communismus stützt". Diese Abhandlung ist vortrefflich stilisirt, auch enthält sie manchen schönen Gedanken; sie ist ohne Zweifel besser als viele andere akademische Reden, aber ohne praktische Bedeutung und steht in diesem Betracht hinter den eigentlichen statistischen Arbeiten zurück, durch welche der Verf. schon vielfach sehr nützliche Beiträge zur Kenntniß des preußischen Staats gewährt hat und die auch bei der vorliegenden Sammlung den beachtungswerthesten Inhalt bilden. 13.

Kleine wiener Memoiren. Historische Novellen, Genrescenen, Fresken, Skizzen, Persönlichkeiten und Sächlichkeiten, Anekdoten und Curiosa, Visionen und Notizen zur Geschichte und Charakteristik Wiens und der Wiener in älterer und neuerer Zeit. Von Franz Gräffer. Drei Theile. Wien, Beck. 1845. Gr. 12. 2 Thlr. 22½ Ngr.

Im Grunde ist es überflüssig, nach diesem Titel noch eine besondere Anzeige folgen zu lassen, da er nach der Weise des 17. Jahrhunderts schon ehrlich und vollständig den ganzen Inhalt des Buches ausgeplaudert. Indessen mag doch angeführt werden, daß, wenn auch nicht Alles, doch der größte Theil des hier Gegebenen bereits in wiener Zeitschriften mitgetheilt war, und da dasselbe zunächst für die Wiener ein besonderes Interesse hat, so gab der unermüdliche Sammler den ihm zugekommenen Auffoderungen, die zerstreuten Aufsätze gesammelt herauszugeben, gern nach. Vieles davon wird auch in weitern Kreisen nicht unwillkommen sein. Wir begegnen manchen historischen Persönlichkeiten, z. B. Leibniz, St.-Germain, Cagliostro, Mesmer, Blumauer, Winckelmann, Schlegel, Werner, Beethoven, Mozart u. A. Die meisten der Aufsätze sind Genrebilder, zum Theil recht gut ausgeführt, pikant, geistreich; aber man kann nicht immer geistreich sein, und das Suchen

dündich gibt dann das verfehlte Experiment der Manier. Soll das Buch, welches gar viel Verwandte zählt, die mit ihm doch kein ewiges Nomadenleben in der Literatur führen können, soll es irgendwo ganz bestimmt zu Hause gehören, so wird es in dem geräumigen Fache der „Nippes-Literatur" sein müssen. Die Sächelchen sind ausgestellt, daß man im Vorübergehen wie zufällig irgend eins derselben einmal näher anblickt, dadurch an ein vielleicht Vergessenes erinnert wird und dann mit einem gemüthlichen Lächeln weiter geht. 18.

Bibliographie.

Amtlicher Bericht über die 23. Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte in Nürnberg, im September 1845. Herausgegeben von Dr. *J. S. Dietz* und *J. S. Ohm*. Nürnberg, Riegel und Wiessner. Gr. 4. 4 Thlr.

Berichte über die Verhandlungen der königl. sächs. Gesellschaft der Wissenschaften zu Leipzig. Leipzig, Weidmann. Gr. 8. 10 Ngr.

Boecker, F. W., Über eine Ursache des Branntweingenusses. Als Anmerkung zu Liebig's Thierchemie, S. 216 und 217, nebst Mitteln zur Beseitigung derselben, und gerichtlich-medicinische Beurtheilung der in der Trunkenheit verübten gesetzwidrigen Handlungen. Braunschweig, Vieweg und Sohn. Gr. 8. 25 Ngr.

Franck, G. v., Mittheilungen aus den Papieren eines Wiener Arztes. Mit einem Titelkupfer. Leipzig, Vereinsverlagsbuchhandlung. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Gfrörer, A. F., Allgemeine Kirchengeschichte. 4ter Band. 1ste Abtheilung: Geschichte der christlichen Kirche vom Anfange des 11. Jahrhunderts bis zum Beginn des 14. oder von 1002—1305. 1ste Abtheilung. Stuttgart, Krabbe. Gr. 8. 2 Thlr.

Gurowski, A. Graf v., Deutschland und die Schweiz. Aus dem Französischen. Leipzig, Thomas. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Hackländer, F. W., Das Soldatenleben im Frieden. 3te Auflage. Stuttgart, Krabbe. 8. 10 Ngr.

Hagen, T., Civilisation und Musik. Leipzig, Jurany. 8. $22\frac{1}{2}$ Ngr.

Handbuch des Königreichs Böhmen für das Jahr 1846. Prag. Gr. 8. 3 Thlr.

Jisachar ben Jitzchak, Jerusalem oder über den Zweck der mosaischen Gesetzgebung. Rinteln, Bösendahl. 8. $2\frac{1}{2}$ Ngr.

Ingemann, B. S., Königin Margarethe. Historisches Gedicht in 10 Gesängen. Aus dem Dänischen übersetzt von C. W. G. v. Rumohr. Berlin, Enslin. Gr. 8. 1 Thlr.

Evangelische Kirchenlieder aus dem 16. und 17. Jahrhundert, gesammelt von E. Hoppe. Dessau, Hofbuchdruckerei. 8. 15 Ngr.

Die Klöster, deren Ursprung, Geschichte, Regeln, Zucht, Sitten, Gepräge und Geheimnisse. Nach dem Französischen des L. Lurine und A. Brot. Tübingen, Osiander. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Laun, A., Poetische Nachbildungen ausländischer Gedichte, mit einem Anhang eigner. Bremen, Schünemann. 8. 20 Ngr.

Leibrock, A., Die beiden Majorats-Herren, oder: Das enthüllte Verbrechen. Eine Geschichte aus dem letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts. Leipzig, Kollmann. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Masson, M., Albertine. Nach dem Französischen von W. Widder. Stuttgart, Hallberger. Kl. 8. 1 Thlr.

Neuhaus, Schultheiß von Bern. Zürich, Meyer und Zeller. Gr. 8. 18 Ngr.

Petrarch's, F., Bekenntnisse in Übertragungen seines Briefes an die Nachwelt und seiner drei Gespräche über die Verachtung der Welt. Deutsch von L. Clarus. Mainz, Kirchheim, Schott und Thielmann. Gr. 16. 16 Ngr.

Ritschl, A., Das Evangelium Marcions und das kanonische Evangelium des Lucas. Eine kritische Untersuchung. Tübingen, Osiander. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Schlegel's, A. W. v., Sämmtliche Werke. Herausgegeben von E. Böcking. 9ter Band. Vermischte und kritische Schriften 3ter Band: Malerei. Bildende Künste. Theater. Leipzig, Weidmann. 8. 1 Thlr.

— — Oeuvres, écrites en français et publiées par *E. Böcking*. Tome II. Beaux-arts. — Essais littéraires et critiques, littérature occidentale. Leipzig, Weidmann. 8. 1 Thlr.

Worm, C. A., Predigten. Leipzig, Engelmann. Gr. 8. 1 Thlr.

Tagesliteratur.

Adresse der Holsteinischen Ständeversammlung von 1844 an Se. Majestät den König von Dänemark, betreffend die Erbfolge in den Herzogthümern Schleswig und Holstein. Nebst dem offenen Brief Sr. Maj. des Königs von Dänemark vom 8. Juli 1846. Hamburg. Gr. 8. 3 Ngr.

Aenesidemus, Zwei Abhandlungen: die Unkirchlichkeit unserer Zeit. — Über die Umtriebe der Obscuranten in der protestantischen Kirche. Dessau, Fritsche. Gr. 8. $7\frac{1}{2}$ Ngr.

Beiträge zur Statistik der deutschen protestantischen Landeskirchen im J. 1846. Leipzig, Mayer. Gr. 8. $7\frac{1}{2}$ Ngr.

Der Besuch. Eine Naturzeichnung vom Verfasser des Traums. Zugleich ein Seitenstück zu der Offenbacher Schrift: „Die Nachbarn". Mainz, Kirchheim, Schott und Thielmann. 12. 4 Ngr.

Biedermann, K., Sachsens Landtag 1845/46. I. Karakteristiken der beiden Präsidenten v. Carlowitz und Braun und des Führers der Opposition Karl Todt. II. Rückblick auf die Wirksamkeit des Landtags. Leipzig, Schrey. Gr. 8. 6 Ngr.

Bülow-Cummerow, Über die beabsichtigte neue Organisation der Königl. Bank und die Betheiligung der Privatpersonen bei derselben. Berlin, Veit u. Comp. Gr. 8. $7\frac{1}{2}$ Ngr.

Gemeindewahlen in Kitzingen. Beitrag zur Geschichte des Protestantismus in Bayern. 2te mit einem Nachtrage vermehrte Auflage. Frankfurt a. M., Oehler. 6 Ngr.

Gutbier, A., Welche Bildung wird in unsern Tagen von einem Kaufmanne gefordert? und welche Wege sind zur Erlangung derselben zu verfolgen? Mit besonderer Rücksicht auf die technischen Lehranstalten im Königreiche Bayern. München, Franz. Gr. 8. 6 Ngr.

Heinsius, T., Religiöse und politische Zeitbegriffe für Freunde des Fortschritts in Wissenschaft und Leben. Berlin, Bethge. Gr. 8. 15 Ngr.

Jirsik, J. V., Warum bin ich Katholik? Ein Werk der Belehrung an den schlichten katholischen Christen zur Wahrung seines Glaubens. Aus dem Böhmischen übersetzt von F. A. Lemayer. Prag. 12. 4 Ngr.

Mattes, W., Was ist der Priester? Predigt. Tübingen, Laupp. Gr. 8. $7\frac{1}{2}$ Ngr.

Nitzsch, C. J., Predigt über Jacobi 5, 13. Berlin, W. Besser. Gr. 8. 3 Ngr.

Die Pestalozzifeier in Dresden. 1846. Dresden, Arnold. Gr. 8. 8 Ngr.

Nagel, F. G., Der Deutschkatholizismus nach seiner Entstehung dargestellt und nach seinem Werthe gewürdigt. Halberstadt, Lindequist und Schönrock. 8. 10 Ngr.

Schmelzkopf, E., Die Jesuitengräuel im Herzen Europa's — in der Schweiz, mit Hinblick auf das deutsche Vaterland. Braunschweig, Rademacher. Gr. 8. 5 Ngr.

Walter, G. A., Das Ansässigmachungs-Gesetz von 1834 und seine unglücklichen Folgen. An die gesetzgebenden Organe des Königreichs. Würzburg, Stahel. Gr. 8. $2\frac{1}{2}$ Ngr.

Was in der Religion nothwendig oder wesentlich sei? Aus dem Munde Jesu beantwortet zur Beruhigung für alle diejenigen, die an den religiösen Wirren unserer Tage Anstoß nehmen. Leipzig, Bamberg. Gr. 8. 6 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 260. —— 17. September 1846.

Germaniens Völkerstimmen. Sammlung der deutschen Mundarten in Dichtungen, Sagen, Märchen, Volksliedern u. s. w. Herausgegeben von Johannes Matthias Firmenich. Erster Band. Berlin, Schlesinger. 1843—46. Lex.-8. 3 Thlr. 15 Ngr.*)

Während die deutsche Sprachkarte an allen Ecken und Enden benagt und ausgezackt wird, im Süden sogar über die Alpen herein von der romanischen Zunge, im Westen von den romanisirten Gallofranken, im Osten von den Panslawen, und im Norden selbst von den skandinavischen Brüdern: sind die Deutschen mannichfaltig bemüht, ihre Sprachgrenzen überall aufzusuchen, wenn auch nicht festzustellen, weil hier weder Marksteine, Hügel und Pfähle, noch die derben Denkzettel, welche den Jungen dabei eingeprägt werden, Etwas wahren und abwehren. Ein Blick auf den ersten löblichen „Versuch einer deutschen Sprachkarte" von K. Bernhardi (1844) zeigt nicht nur die Sprachverwirrung im Innern, sondern auch, wie nach außen die politischen Grenzen überall die Sprachgrenzen durchkreuzen, und gutgemeinte Wünsche naheliegender Ausgleichung drängen sich auf: wie gern würden wir z. B. unser Elsaß und Deutsch-Lothringen gegen Savoyen und die Wallonen eintauschen; wie gern für die Slawen unsere Brüder an der Ostsee, die einst germanisches Binnenmeer war! Weil solches jedoch, nachdem es 1813—15 verschnitten, jetzt noch weitaussehend ist, gedenken wir der davon unabhängigen Bemühungen auf dem nur durch sich selbst begrenzten und wahrhaft vereinenden Sprachgebiete.

Zu Bernhardi's „Sprachkarte" und deren Erläuterung sind seitdem manche nähere Bestimmungen und Berichtigungen, besonders gegen Westen und Süden, in der augsburger „Allgemeinen Zeitung" und von J. Bergmann in Wien gekommen. Das Deutsch selbst innerhalb dieser Grenzen in seinen Mundarten ist bisher fast nur gelegentlich in Reisebeschreibungen oder in Wörterbüchern und Sprachlehren einzelner Landschaften verzeichnet; und so ansehnlich die Reihe dieser Bücher, und so treffliche darunter sind (z. B. von Reinwald, Schmid, Stalder, Schmeller), so lieferten jedoch nur Wenige zusammenhangende Sprachproben (wie Stalder das „Gleichniß vom verlorenen Sohn in allen schweizer Mundarten", Reinwald die „Hennebergischen Lieder", Schütze die „Holsteiner Sprüche und Volksgebräuche"), und dergleichen haben wir bisher meist nur in einzelnen Volksliedern und Gelegenheitsgedichten oder Sammlungen namhafter Verfasser, die sich der Volksmundart annahmen, selten in ungebundener Rede. Treffliche, zugleich durch dichterischen Werth allgemeingültige Hervorbringungen haben wir auch in dieser Art aufzuweisen, und Jeder erinnert sich hier gern der Namen Hebel, Grübel, Voß, Bornemann; der drei Pfarrer Sackmann, Sailer und Buchner; Arnold („Pfingstmontag", strasburger Schauspiel) u. A. Nicolai bei seiner vielseitigen und vielbändigen deutschen Reise, welche die „Xenien" wenigstens noch im Andenken erhalten, hatte es auch auf Sammlung der deutschen Mundarten angelegt, und das schwäbische Wörterbuch von Schmid, das hennebergische von Reinwald und Fulda's „Allgemeine Idiotikensammlung" sind als Beilagen zu seiner Reisebeschreibung zu betrachten. Als selbständiges Werk dieser Art, nach Fulda (1788), erschien A. v. Klein's „Deutsches Provinzialwörterbuch" (Bd. 6, 7 der Schriften der manheimer Deutschen Gesellschaft, 1792). Etwas älter ist der „Versuch einer Vereinigung der Mundarten Deutschlands, als Einleitung zu einem vollständigen deutschen Wörterbuche", aus den hinterlassenen Schriften des Prof. J. S. V. Popowitsch (Wien 1780). Er beschränkt sich zwar auf Haushaltung und Naturgeschichte, in Beidem sind aber die Mundarten für heimische Gegenstände vorzüglich reich und bildsam, sodaß Oken seine Verdeutschung der gesammten naturgeschichtlichen Benennungen (in seiner „Isis" und großen Naturgeschichte) oft so treffend und annehmlich durchführen konnte. Zu den Sammlungen von Sprachproben gehört vornehmlich auch das vom Stadtbuchdrucker Barth in Breslau mit großem Aufwand ausgeführte „Monumentum pacis" (Breslau 1818), welches den Weltfrieden 1813—15 in allen erreichbaren Sprachen der Erde, und zuvörderst in den alten und lebenden deutschen Mundarten, feiert, und dessen Herausgabe ich mit besorgt habe. Nach Adelung's „Mithridates", der das Vaterunser in 500 Sprachen verhieß und den J. S. Vater 1812 fortsetzte, lieferte die-

*) Vergl. eine frühere Mittheilung, welche aber nur die drei ersten Lieferungen des Werks besprach, in Nr. 208—210 d. Bl. f. 1844. D. Red.

ser „Proben deutscher Volksmundarten" (Leipzig 1816). Reichhaltiger ist J. G. Radlof's auf sämmtliche deutsche Mundarten angelegte Sammlung volksmäßiger Überlieferungen und neuer Hervorbringungen, auch Gespräche, meist Gedichte, in dem „Mustersaal aller deutschen Mundarten" (2 Bde., Bonn 1821—22), welche mit den Deutschen in Italien anhebend, durch Ober-, Mittel- und Niederdeutschland hin, auch die neue Mischung des Deutschen in Nordamerika, das ältere Judendeutsch, die Gaunersprache und die savoyardische Verfälschung aufnimmt. Noch näher würde dem neuesten Werke gekommen sein, obgleich im engern Kreise, wenn Docen's schon 1814 angekündigte „Ländliche Musen" erschienen wären, welche volksmäßige Lieder, Erzählungen und Märchen in allen Mundarten des Königreichs Baiern bringen sollten. Die von Büsching und mir gesammelten alten und neuen Volkslieder mit ihren Sangweisen (1807) waren insonderheit auch auf die Volksmundarten gerichtet, davon im „Wunderhorn" (1806) nur Wenig erklingt, und fast alle deutschen Kreise ließen sich vernehmen, daneben auch flamändische und selbst französische Gesänge. Die vielbändige „Volksliedersammlung" von Erlach (1834) ist auch in dieser Beziehung nicht genügend, sowie die von Kretzschmer (1838) mehr nur auf die Sangweisen gerichtet ist. In Hinsicht der letzten sowol als der mannichfaltigen, besonders auch landschaftlichen Variationen ist die neueste Sammlung, welche L. Erck mit W. Irmer begann (1838) und allein fortsetzte (1841), auch die beste, zuverlässigste, und von Firmenich öfter benutzt. Uhland's treffliche „Sammlung hoch- und niederdeutscher Volkslieder" war noch nicht erschienen.

Alle diese Vorarbeiten überholt nun aber weit die in neuer zeitgemäßer Gestalt und Behandlung vorliegende Sammlung Firmenich's, der sich schon um die neugriechischen Volkslieder verdient gemacht hat („Neugriechische Volksgesänge", Th. 1). Mit echt vaterländischem Sinne hat er sich wieder der Heimat zugewandt, zunächst zwar der eigentlich deutschen. Die Bestimmung des Ganzen zeigt eben aber für „Germaniens Völker" durch diesen, seit Tacitus überlieferten, auch von uns als Gegensatz des Romanischen angenommenen und nunmehr auch schon, ungeachtet der dänischen und dämischen Einreden, durchgedrungenen Namen, daß die Sammlung zugleich in ähnlicher Weise die nordischen Sprachen, das Niederländische und selbst wol das Englische umfassen wird, welches letzte im Schottischen und in den Volksmundarten noch überwiegender germanisch ist als die durch die romanisirten Normannen englisirte Schriftsprache. Die Wichtigkeit einer solchen Sammlung für die Geschichte der germanischen Völker und Stämme überhaupt, und zunächst für die Geschichte ihrer Sprachen, ist einleuchtend, weil die Sprache noch redet wo die Geschichte schweigt, und weil manchmal die Volksmundart allein noch alte Wurzelwörter und bedeutende Sprachformen bewahrt. Lehrreich ist auch in der Überfülle und Mannichfaltigkeit der Mundarten die Gesetzmäßigkeit ihrer Gestaltung und sonst fast unkenntlichen Verwandlung. Aber nicht allein für Geschichte und Sprachwissenschaft ist diese Zusammenstellung wichtig, sondern auch für die gegenseitige Bereicherung und Bildung der allgemeinen Schriftsprache sowol wie der einzelnen Mundarten, durch Aneignung von Wörtern, Formen und Ausdrücken, und besonders durch Übertragung und Nachbildung dazu geeigneter Werke der Rede. Die Mundarten sind zwar minder Veränderungen unterworfen als die Schriftsprache, jedoch haben auch sie ihre Schicksale, die beachtenswerth sind. Manches ist deshalb auch hier (wie bei Radlof) aus ältern Büchern und Mittheilungen zusammengelesen, ja einige erlöschende Mundarten konnten nur noch von wenigen alten Leuten vernommen werden, und es war damit die höchste Zeit. Hauptsächlich jedoch, und mit Recht, ist der Sammler auf frische Mittheilungen der lebenden Mundarten gestellt, und dabei kommt ihm wohl zu statten, daß er häufig an Ort und Stelle selbst die Stimmen und Aussagen abhören kann. Dadurch ward es auch thunlich, eine so reichhaltige Sammlung Volkslieder, Sagen, Märchen, Legenden, Reimsprüche, Sprüchwörter, Räthsel, Lieder zu Kinderspielen, Volksgebräuchen, Festen u. s. w. aufzubringen, welche mitunter noch alte mythische Anklänge bergen und einestheils der drohenden Vergessenheit entrissen werden, anderntheils aber (z. B. die Kinderlieder, Sprüchwörter) in der mannichfaltigen Wiederholung ihr weitverbreitetes Leben bekunden. Die auch hierin, wie in der Einheit der Sprache bei der buntesten Verschiedenheit, sich ausdrückende höhere Einheit des deutschen Vaterlandes stellt sich in dieser Arbeit gleichsam dar wie ein großes reiches Musivbild, welches uralte sagenhafte und bedeutende geschichtliche Erinnerungen mit dem mannichfaltigsten Leben der Gegenwart vereinigt; und zugleich als ein erfreuliches deutsches Gesammtwerk, an welchem der Unternehmer so manche freundliche Helfer gefunden, sodaß er, mit 305 Stimmen beginnend, nunmehr schon 451 zählt, also nicht blos von den größern deutschen Kreisen, Gauen und Landschaften, sondern auch von einzelnen Städten und Ortschaften, die man bis dahin kaum dem Namen nach kannte, und wodurch das Ganze um so lebendiger wird.

Die Wanderung geht, umgekehrt wie bei Radlof, von Nordwesten aus und verweilt zuerst bei den Friesen, die noch so viel Ureigenthümliches haben, jedoch in der Sprache dem Erlöschen am nächsten stehen. Das Nordfriesische auf der Insel Sylt hegt allein noch den einst auch hochdeutschen, gothischen Dualis, und zwar als Dualis, von welchem im Althochdeutschen nur noch eine Spur ist, während die im Östreichischen auch noch lebende Form des Dualis zugleich als Plural gebraucht wird, wie in der Mundart Altendorfs an der Rur (S. 366), von Essen (S. 373) und Elberfeld (S. 429). Die Sylterlieder von Hansen und die Fischer- und Badelieder der Helgolander vom Schiffshauptmann Heikens malen das dortige Leben sehr anschaulich. Das ostfriesische Lied „Von den zwei Königskindern" ist eines von denjenigen, welches nicht nur die verschiedenen deutschen Stämme und germanischen Völker, sondern diese auch mit den ro-

manischen und weiter verbindet; Hero und Leander ist die antike Gestalt desselben. Prof. Höfer hat über 30 Variationen davon zusammengebracht. Das Westfriesische soll bei den holländischen Mundarten vorkommen; und jetzt eben sind über diese zwei Hefte als Anschluß an Firmenich's Sammlung erschienen zu Deventer von Halbertsma, der sich schon vielseitig um das Holländisch-Friesische alter und neuer Zeit verdient gemacht hat. Oertlich bedeutsam ist die oldenburgische Sage, wie ein hart gefangenes Seeweib entfliehend ein grünes Eiland in eine Sandschelle verwandelt; allgemeiner ist das Lied vom Ritte der drei Hexen auf den Blocksberg. Goethe's „Erlkönig" klingt in der bremer Mundart sehr ansprechend. Die Mundart der schleswigschen Angeln, die einst mit den Sachsen auszogen und allein England den Namen gaben, zeigt noch sehr reines Niederdeutsch. Das fehmarsche Lied (aus Schütze) zählt alle Ortschaften des Eilandes auf, jede mit einer treffenden, manchmal dunkeln Bezeichnung. In der dithmarschen Mundart ist das „Leben und Leiden des Blutzeugen Henrik van Zütphen" (im 16. Jahrhundert) von Klaus Harms, der noch manches Treffliche darin verfaßt hat. Die ältern, zum Theil geschichtlichen Tanzlieder (nach Art der getanzten Heldenlieder von den Nibelungen auf den Faröern), wie ich sie aus Neokorus' „Dithmarsischen Jahrbüchern" in „Idunna" 1813 zusammengestellt habe, sind vermuthlich noch dort lebendig. Die holsteinischen Lieder sind großentheils fast überall wiederkehrende, wie: die Wiegenlieder vom Adebar (Storch), vom Lämmchen, vom Schaf, von den Gänsen im Stroh, Bukoken von Halberstadt; die Blindekuh- und Abzählliedern vom Löffel und Kuchenbacken; der Ringeltanz. Das Umzugslied der Kinder zum Sommer mit einem todten Fuchs, oder (am Rhein zu Fastnacht) mit einem Hahn im Korbe (daher etwa die bekannten Sprüchwörter) entspricht dem altgriechischen Umzugsliede der Erwachsenen mit einer Krähe in K. Zell's „Volksliedern der alten Griechen" („Ferienschriften", I, 72), und dem „Alt- und neugriechischen Schwalbenliede" (ebd. 63), in Fauriel's, W. Müller's und Firmenich's „Neugriechischen Volksgesängen". Das altgriechische Schwalbenlied, welches einer der sieben Weisen, Kleobulus, bei einer Hungersnoth in seiner Heimat Rhodus einführte, war in der Verdeutschung von Joh. Prätorius (1676) durch das „Wunderhorn" unter die deutschen Volkslieder gerathen (Bd. 1, S. 115), ist aber in der neuen Ausgabe mit Recht ausgelassen. Das Lied vom immergrünen Tannenbaum ist auch schlesisch. Hamburg liefert schon ein Eisenbahnlied und neben dem Ausdruck des mannichfaltigsten kaufstädtischen Verkehrs auch den Bürgereid in niederdeutscher Sprache, welche dort noch allen Ständen gemein ist.

(Die Fortsetzung folgt.)

Romanliteratur.

1. Heinrich Burkart. Von Therese. Braunschweig, Vieweg. 1846. 8. 2 Thlr.

Vorliegendes Werk ist ein Kind der Zeit, es trägt in sich alle Auf- und Anregungen des Moments. Von Allem, was die Politik in ihren Scheuern aufgespeichert und ausgedroschen hat in der letzten Zeit, flogen Spreu und Körner in das Dichtermagazin der Verf., und der Leser erhält Nachklänge von schlesischen Unruhen, communistischen Processen, mit lichtfreundlichen Funken und George Sand'schen Theorien. Sähe man die Absicht nicht so grell hervortreten, so wäre Alles recht schön und gut; man fühlt indeß gar zu sehr heraus, daß die Figuren nur als Typen der verschiedenen Erscheinungen der Jetztheit geschaffen sind, und daß diesen Figuren nur Leben eingehaucht wurde, um dem Leser eine oft angeregte, viel besprochene, immer näher rückende Idee zu veraugenscheinlichen. Diese Idee ist nun: die Vermischung und Verschmelzung der verschiedenen Stände durch die Ehe. Was die Gräfin von dem Handwerker, den jungen Adeligen von dem einfachen Bürgermädchen trennt, wird dem Leser vorgeführt. Daß die Entwickelung der Intelligenz den Arbeiter den höhern Ständen näher rückt, ist eine längst bekannte Wahrheit; auch die Entwickelung der Intelligenz ist es, welche die Vornehmen den Geringern zuführt, indem die höchste Intelligenz die Humanität ist. Aus Humanität stellt Gräfin Konstanze sich dem Heinrich Burkart, dem Anschein nach, als seines Gleichen gegenüber. Trotz der hohen Bildung seines Verstandes und Herzens, trotzdem daß er seine Kaste um Vieles überragt, sieht sie in ihm dennoch nur den Handwerker, nicht den Mann, und während er sie heiß und bis zum Wahnsinn liebt, begreift sie nicht, wie George Sand ihre Heldinnen über die harten Hände, die grobe Wäsche, die untergeordnete Erziehung des Handwerkerstandes hinwegbringen kann. Das Verhältniß ist ganz zeitgemäß durchgeführt, obgleich sowol die Gräfin in ihren geistreichen Extravaganzen als auch der so hochgebildete Handwerker mehr Ausnahmen denn Typen ihres Standes darstellen. Sie wünscht eine Sternwarte, er rüstet solche aus und gibt ihr Unterricht in der Astronomie. Sie ist verlobt an einen Grafen; als dieser indeß durch Gerüchte von dem untergeordneten Anbeter seiner Braut erfährt, sagt er sich los von ihr, und die Gesellschaft, der sie angehört, straft sie mit der bittersten Verachtung, alle geselligen Vorurtheile waffnen sich gegen sie und gegen das Verhältniß. Und doch zeigt der Autor Beide als auf gleicher Stufe der Bildung stehend, in jeder Hinsicht außer der socialen einander würdig. Heinrich Burkart glüht für das Wohl seiner Brüder, er will sie belehren und erziehen, er will mit ihnen ein Ganzes bilden, um ihre Lage zu verbessern. Sein Freund und Gehülfe François dagegen ist Communist und vergiftet das schöne Streben des Freundes mit falschen Sophismen, während Jakob Nichts als der fleißige, rechtliche Arbeiter ist, welcher arbeitet und nicht nachdenkt. Diese Drei sind gut geschildert und können als Charakterbilder der Arbeiterclasse gelten. Weniger zufrieden war Ref. mit Alfred, dem die zweite Rolle im Roman zuertheilt ist. Von Adel und arm, ohne Protection, hat er nach vollendeten juristischen Studien sich der Malerei zugewendet, sich in Burkart's Schwester verliebt und mit derselben verlobt. Da Beide kein Vermögen haben, verlangt Burkart, daß sich die Liebenden trennen, bis Alfred eine sichere Einnahme erworben. Deshalb wird Alfred Advocat und führt den Proceß Burkart's als derselbe, des communistischen und revolutionnairen Wirkens angeklagt, im Gefängniß sitzt. Die Vertheidigung gelingt und immer inniger hängt die Schwester an dem Befreier; sie zieht mit ihrem Bruder in die Schweiz und Alfred soll ihnen folgen; Dieser aber heirathet Konstanzen. Die Heirath selbst ist gut motivirt und auf natürliche Weise herbeigeführt. Alfred hegte im Anfange eine Abneigung gegen Konstanzen, sie erschien ihm in ihrem geistreichen Streben als unweiblich; ihre übermüthige Überlegenheit drückte ihn. Seine beschränkten Vermögensumstände wiesen ihm in ihrem Kreise und ihr gegenüber eine untergeordnete Stellung an. Von der Welt verkannt, von der Gesellschaft ausgestoßen, unter falschem Verdacht leidend, wird ihr Sinn gebeugt; das schöne, geistreiche, reiche Mädchen erscheint ihm jetzt weiblicher als ehemals; sie, die

sonst umringt von Anbetern war, bedarf jetzt einen Beschützer, und Alfred wird durch die Verhältnisse ihr als Vertrauter und Tröster zur Seite gestellt. Bald fühlt er sich geliebt — und liebend. Mit ihrer Hand empfängt er Reichthum und eine, für den Kreis, zu dem seine Geburt ihn berechtigt, gebildete Frau. Henriette ist fern, Konstanzens berauschende Gegenwart ihm nahe. Alles spricht für die Heirath und er heirathet. Bis dahin ist er zu entschuldigen. Er heirathet aber ohne das erste Verhältniß mit der liebenden Henriette zu lösen, ohne Konstanzen von dem bestehenden Verhältniß mit derselben in Kenntniß zu setzen. Henriette erhält zwei Jahre lang keinen Brief, keine Nachricht; zwei Jahre lang martert er das Mädchen, das ihn so treu geliebt, mit Ungewißheit, weil ihm Muth und Charakter fehlen, seine Untreue zu gestehen, das Verhältniß zu lösen. Wie kann man diese Feigheit ungerügt hingehen lassen? Nach zwei Jahren fährt ein Reisewagen an Burkart's Fabrik in der Schweiz vorüber und die Geschwister erkennen darin Diejenigen, die sie einst geliebt. Burkart stirbt am gebrochenen Herzen und Henriette vergibt dem Treulosen. Ohne diese Schlechtigkeit des jungen Barons, welche hätte vermieden werden können, ist der Roman ein wahres Kunstwerk. In der schönen edeln Sprache der Verf. sind manche Scenen mit großer Wärme und Poesie ausgeführt; sie versteht die großen Momente trefflich darzustellen und ihre Schilderungen werden zur Malerei, so nahe rückt sie dem Leser Räumlichkeiten und Personen. Er fühlt den Zauber der luxuriösen Umgebung gleich dem der einfachen und anmuthigen; die aufgeführten Hauptpersonen werden ihm lieb und er folgt ihnen gern in ihren verschiedenen Affecten; manche Nebenpersonen sind carikirt, und an diesen ersieht man die Absicht des Tendenzromans, wodurch der Leser momentan für die Vorgänge erkaltet. Das den Handwerker von den höhern Ständen trennende Princip hat die Verf. indeß noch nicht näher bezeichnet — sie zeigt nur, daß noch ein gewisses Etwas eine Schranke bildet —; ob Dieses ein Vorurtheil oder ein reelles Hinderniß, darüber bleiben wir in Ungewißheit. Ist es nun die rauhe Hand, welche den Hobel oder sonstiges Werkzeug führt? Der breite Rücken, welcher den Müllersack trägt oder sonstige Lasten hebt? Die mechanischen Beschäftigungen? Ist es das Herumtreiben unter rohen Handwerkern in unschöner Umgebung? Soldaten, Jäger, Landwirthe können auch nicht immer zarte Hände aufweisen, haben auch mechanische, oft den Geist ausschließende Beschäftigungen; doch wird man sich nie wundern, wenn das gebildete Mädchen der höhern Stände dem Offiziere, dem Forstmann, dem Gutsbesitzer die Hand reicht. Die vornehmen und reichen jungen Männer treiben sich oft in schlechter Gesellschaft umher, in den Winkeln der Residenzen, und die schmuzigsten Erfahrungen werden kein Hinderniß der Ehe; daß der Handwerker noch nicht mit den andern Ständen auf gleicher Stufe in der Gesellschaft steht, daß dem Handwerksstand noch unter, nicht neben den andern Ständen der Platz angewiesen ist, darin liegt allein das trennende Princip, welches vielleicht noch dieses Jahrhundert hinwegräumen wird.

2. Ilmhorst. Eine Skizze aus der Vorzeit Hamburgs von M. Norden. Drei Theile. Leipzig, Wienbrack. 1846. 8. 3 Thlr.

Ein historischer Roman, so anziehend und fesselnd, wie deren selten erscheinen, liegt vor uns. Der der Chronik treu entlehnte Stoff ist trefflich gehandhabt, um das Romaninteresse damit zu verschmelzen. Der Streit der Parteien in der freien Stadt Hamburg, die Einmischung des deutschen Kaisers, des Königs von Dänemark, die Männer des Volkes mit ihren verschiedenartigen Tendenzen, das Volk selbst in seiner blutdürstigen Rachelust, alles Dieses ist in der Erzählung eingewebt. Intriguen und Gewaltthaten sind dramatisch und lebendig dargestellt und geben ein Bild der Zeit und des damaligen Treibens der Willkür und des Übermuthes. Weibliche und männliche Charaktere sind in gehöriger Abwechselung den handelnden Personen verliehen und werden consequent durchgeführt. Der Liebesroman ist spannend, das Geheimniß der Entwickelung bis zuletzt dem Leser vorenthalten. Held und Heldin sind edel dargestellt, besonders der Held Adolar ist mit allen männlichen Tugenden ausgestattet. Sein Bruder ist das Princip des Bösen, dessen Intriguen den Leser in Spannung erhalten. Vielleicht könnte man dem Buche den Vorwurf des allzu großen Stoffreichthums machen, was doch eigentlich kein Fehler ist.

3. Die Schwärmerin. Erzählung von Gräfin Taufkirchen-Englburg. Leipzig, Brockhaus. 1846. Gr. 12. 1 Thlr. 12 Ngr.

Ein historischer Roman voller Leben und Ereignisse; er spielt zu Luther's Zeit unter dem Einflusse des Bauernkrieges und der kirchlichen Umwälzungen. Der Kurfürst von Sachsen, Luther, Graf Mansfeld, der Papst Hadrian und sein Nachfolger Marcell, Hans Heiding und noch manche andere Männer aus jener bewegten Zeit werden genannt und handelnd eingeführt. Einzelne Darstellungen sind fesselnd und hinreißend; der Leser ist indeß zweifelhaft, welche von den zwei Fräulein von See die auf dem Titelblatte bezeichnete Schwärmerin ist. Beide sind gleich abenteuerlich und unverständlich, sowol die Eine, welche als Edelknabe dem Kurfürsten von Sachsen dient und sich häufig ohne wirkliche Veranlassung auf die Flucht begibt und in allerlei Abenteuer verwickelt, oder Die, welche bald als Madonna, bald als Nonne, bald als Hans Heiding's dienende Magd und als dessen Angeberin auftritt, welche bald ein träumendes, geistig unentwickeltes Geschöpf ist, bald als Prophetin erscheint und die Einheit der Kirche prophezeit. 46.

Literarische Notizen.

Bibliopolisches.

Vor kurzem wurde eine merkwürdige Sammlung von Schauspielen Shakspeare's, Lilly's, Marlowe's, Nash's, Peele's, Beaumont's, Fletcher's u. A., die sich im Nachlaß eines Postbeamten, W. Holgate's, befanden, in England öffentlich versteigert. Einige dieser Schätze bestanden aus Nichts als drei bis vier Blättern alten vergilbten Papiers ohne allen Umschlag oder Einband; trotzdem gingen sie zu hohen Preisen ab. So wurde „Die beweinenswürdige und wahre Tragödie von M. Arden von Feversham, welcher verruchterweise auf Anschlag seines unredlichen und ausschweifenden Weibes ermordet worden." (Druck vom Jahre 1599) mit 2 Pf. 14 Sh. verkauft; die „Tragikomoedie der tugendsamen Octavia", von Samuel Brandon, ein sehr seltenes Exemplar, von W. Ponsonbyn (im J. 1598 gedruckt) für 13 Guineen; die „Ergötzliche Komödie des alten Fortunatus, von Thomas Dekker, wie sie vor der Königin Majestät durch den ehrenwerthen Grafen von Nettinghame diese Weihnachten aufgeführt worden" für 6 Pf. 10 Sh.

Chinesische Landkarte.

Unter den Gegenständen, welche die französische Commission aus China mitgebracht, befindet sich eine die Erde vorstellende Landkarte, welche der erste Mandarin in Canton der Commission zum Geschenk gemacht. Der chinesische Geograph hat die Erde auf ganz eigenthümliche Weise behandelt. Bei ihm gibt es weder Landengen noch Halbinseln; die Landenge von Suez ist durch einen herrlichen Meeresarm ersetzt, der das Mittelländische und das Rothe Meer verbindet. Vom Isthmus von Panama sieht man gleichfalls Nichts und die beiden Meere an dessen Küsten sind ebenso verbunden. Weder Pyrenäen noch Alpen erscheinen auf der Karte, und kaum erkennt man Spuren der Hochgebirge Amerikas darauf. Dagegen ist China mit Allem sehr freigebig ausgestattet; denn es nimmt nicht weniger als drei Viertheile des ganzen Erdkreises ein. 12.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 261. —— 18. September 1846.

Germaniens Völkerstimmen. Sammlung der deutschen Mundarten in Dichtungen, Sagen, Märchen, Volksliedern u. s. w. Herausgegeben von Johannes Matthias Firmenich. Erster Band.

(Fortsetzung aus Nr. 260.)

Zu den launigen Grabschriften in Travemünde und Lübeck sollten auch die ähnlichen bekannten Grabschriften Dobberans nicht übergangen sein, unter welchen die lübecker auf den schiefbeinigen Bürgermeister Kerkering auch im Speisesaale des alten Schlosses zu lesen war, laut Röper's „Geschichte von Dobberan" (S. 166), wo auch die übrigen stehen. Das lübecker Räthsellied vom Ei ist anders als das von Prof. Höfer selbst in England nachgewiesene („Germania", V, 252), überein mit dem ebendort (VI, 155) stehenden, aber noch sinnreich in „Wittenbarch" versteckt; es kommt auch anderswo noch anders wieder. Das Harzmärchen vom Mägdesprung, wie ein Riesenmädchen einen Pflüger sammt Pflug und Ochsen als seltsam Gewürm in ihre Schürze packt, lebt auch auf der Insel Usedom, deren Vinetasage bekannt ist. Ein waldeckisches Lied (S. 322) läßt die nichtpflügenden Riesen in dem kleinen Pflüger ihren Verdränger erkennen; wie eine Harzsage an der ehemaligen Slawengrenze die Zwerge abziehen läßt. Ebendaselbst (S. 325) werden die Hünen als Zwerge beschrieben, wie beide auch in der nordischen Sage wechseln und mythisch zunächst verwandt sind. Rügen, mit seinen alten Sagen und Denkmälern, bietet das Märchen von den sieben in bunte Mäuse verwandelten naschigen Mägdlein im Mäusepfuhl bei Pudemin. Ein Stück aus Hinterpommern (S. 93) ist ein deutliches Beispiel, wie sogenannte Volkslieder aus namhaften guten Gedichten verwildern; es sind Nichts als zerrissene und durcheinander geworfene Glieder eines solchen Liedes: wie der Sohn des weitläufigen Bauern Hans Vogelnest im Dorfe Pomellen sich auch was versuchen soll, alsbald zum Soldaten gemacht, nach dem Rhein gegen den General Dummerjan (Dumouriez) geschickt und lahm geschossen wird, wieder nach Hause hinkt und sich ein Weib nimmt; welches Lied ich schon 1807 in obgedachter Sammlung deutscher, flamändischer und französischer Volkslieder nebst der Sangweise aus mündlicher Überlieferung bekannt gemacht habe. Mir war der stettiner Bürgermeister Kirstein als Verf. genannt, aber mein Freund Otto Schulz, der Schulrath, erinnert sich, noch als Schüler dieses Lied von dem Brauer Malbrane zu Stettin, der es gedichtet hatte, zuerst in einer Gesellschaft junger Leute gehört zu haben; worauf der Lyceist Schmeling, der sich später ganz der Musik widmete, die Weise dazu machte. In dieser ist es, namentlich in der Ukermark, wo ich es vernahm, noch so vollständig gangbar: wie es denn auch vorliegende Sammlung aus der Neumark liefert (S. 122), nachdem es ebendaher nochmals stückweise gegeben ist (S. 121). Das danziger Plattdeutsch zeigt sich hier, wie es zu Ende des vorigen Jahrhunderts noch fast allgemein herrschte. Die ältere samländische Mundart vertritt Simon Dach's „Anke von Tharau" 1644, welche auch in der vorgenannten Sammlung steht (Nr. 75), sowie das aus Lithauen (S. 107) gegebene Kinderlied von Puthöhnken (Nr. 115), das hier noch mannichfaltig wiederkehrt. Von dem preußischen Erbsenschmeckerlied (S. 99) liefern jetzt eben die „Neuen preußischen Provinzialblätter" (Heft 1, S. 15) eine vollständigere Aufnahme in anderer Mundart mit Sangweise: in beiden Liedern erscheint noch Pokull (Pikollos, Gott der heidnischen Preußen) als Teufel.

Die neumärkischen Kinderlieder vom „Peter Kruse", „Häschen versink", „Müller Maler", „Ritt nach Möllen" sind auch in der Ukermark bekannt; ebenso das Lied von „Goliath und David" aus dem Oderbruche, das ich mit der Sangweise habe. Beides, Lied und Weise, ist bei gleicher Grundlage doch sehr verschieden von dem ukermärkischen Goliathsliede in der vorgedachten Sammlung (Nr. 27). Das mit jeder Strophe wachsende Scherzlied aus Freienwalde vom Hausrathe, das etwas anders aus Soest wiederholt wird (S. 346), ist mit Sangweise auch in der Ukermark gangbar. Die aus dieser letzten Landschaft gelieferten Stücke (S. 127 fg.) sind, außer dem Storchliede, mir nicht bekannt. In dem priegnitzischen Liede an den damaligen Kronprinzen, jetzigen König, von K. Witte d. A., ist das Fluschen der märkischen Landwehrmänner mit den Gewehrkolben bekanntlich erst aus dem letzten Befreiungskriege und bereicherte durch Bernadotte, den damaligen Kronprinzen von Schweden, sogar das französische Dictionnaire mit einem Flucher. Die altmärkischen Lieder, meist von Bornemann,

beginnen mit einem Preußenliede vom alten Fritz und schildern lebendig ländliche Sitten. Unter den alten, im Jahresmärchen unvergänglich eingewachsenen Gebräuchen ist der Maienkönig der Pferdejungen, der, von Maien umkleidet, mit seinem schwarzen Rumpelknecht zu Pfingsten umhergeführt wird, unter Anderm auch in Schlesien bekannt und heißt dort der Rauchfis. Im Tecklenburgischen trägt er noch eine große Blumenkrone und wird mit einem Pfingstlied umhergeführt (S. 359, vergl. 443). Die Mundart Berlins, eigentlich ein vornehm gewordenes und verhochdeutschtes Plattdeutsch einer kleinen Stadt (was Berlin noch ist, obgleich die größte und beste), und das selbst in der tollen und lächerlichen Verderbniß seine Regeln hat, ist billig reichlich bedacht, und der durch Beckmann zur wahren Volksmaske gewordene Eckensteher und Sonnenbrüder Nante tritt auch hier auf. Ja, wir wünschten, daß anstatt des Gesprächs aus dem „Bunten Berlin" der weit mehr im Geiste des Stamm-Nante fortgedichtete Nante auf der Eisenbahn, in Potsdam und im Lustlager, auf der Weihnachtswanderung, im Kunstcabinet, und seine Darstellungen scheinbarer Zauberei, von L. (Lenz), 1839—41, benutzt wären. Eines der treffendsten berliner Stückchen ist auch die Glosse des verstorbenen Robert (der Rahel Bruder) „Eenes schickt sich nich vor Alle".

Die magdeburger Börde zeigt sich reich an eigenthümlichen Kinder- und Volksreimen, in welche auch schon Moskau, Bonaparte und die laufenden Franzosen eingedrungen sind. Bukóken lautet hier Mokóken von Halberstadt oder Halle, und das Maikäferlied vom abgebrannten Pommerland (nicht Pulverland), in Düsseldorf Bommeland (S. 431). Merkwürdig ist der Bericht des Pfarrherrn Dönerth zu Staßfurt 1534 von der Beichte des Teufels, der seine Mütze an einem Pfeiler der Kirche hangen ließ; Luther gedenkt auch dieser Anfechtung. Das halberstädtische Lied von dem Bauern in der Kirche, zwiefach verfaßt und weiterhin (S. 217) auch osnabrückisch, ist ursprünglich hochdeutsch und daraus herzustellen.

Unter den braunschweigischen Stücken findet sich auch ein neuer scheppenstädter Schwank von dem Harmonieklip (Club). Wir kennen eine treffliche Ochsencantate von dem Pfingstochsen in Braunschweig. Das göttinger Märlein von dem Landschiffe des Zwerges, worin der Schafhirte mit seinen vier wundersamen Gefährten die Königstochter gewinnt, erinnert an Odin's Zwergenschiff Skidbladner, an Heimdall's Wunderkräfte und Thor's Fahrten, sowie an den Hauptmann Bergspalter und seine Gefährten in „Tausendundeine Nacht". Verbunden mit dem Popanz steht es in Büsching's „Sagen- und Märchensammlung" (1812). Die Wünsche in dem hildesheimischen Martinsliede bringt das märkische Sterndreherlied, wie das vom Herausgeber verglichene neugriechische, das rheinpfälzische Sommerlied (bei Zell S. 71, in meiner Sammlung Nr. 32), das obige rhodische Umzugslied mit der Krähe am Apollofeste, und das Bettlerlied unter den Homerischen Gedichten (bei Zell S. 83). Das auch in hildesheimischer Mundart gegebene Kinderlied „Hänschen saß im Schornstein" ist eines der allgemeinsten und kehrt in diesem Bande schon häufigst wieder. Die Spottlieder auf die Franzosen bei Minden sind noch aus dem Siebenjährigen Kriege; und dabei ist ein fast ebenso großer Reichthum an deutschen Wörtern für Schlagen aufgezählt wie Lichtenberg für Betrunkensein zusammengestellt hat (vergl. S. 360): auf das Letzte folgt ja gemeiniglich auch das Erste, und mit Beidem steht im innigen Bunde der nicht minder große Reichthum an deutschen Ausdrücken für Tönen, Toben und Tosen. Daneben steht, als seltene Blume, noch ein echtes Minnelied: „Minne mine Minne!" Die von eigenthümlich niederdeutschem Humor überfließenden Reden des Predigers Sackmann zu Limmer bei Hanover sind kürzlich (Celle 1840) in der vierten Ausgabe, mit seinem Bildniß und Nachrichten von seinem Leben (st. 1718), erschienen, in welcher auch die vier hier mitgetheilten Stücke stehen. Bei Celle wird erzählt, wie ein Schäfer vom Teufel, den er Nachts im Walde durch eine Egge sieht, nur für ein schwarzes Schaf loskommen kann. Der grundlose Kolk auf der lüneburger Haide, aus welchem ein Meerweib verkündet: wenn man nochmals versuche ihn zu ergründen, werde der gelbe Hahn (sonst rothe Hahn, so viel wie Feuer) über Frilingen und Soltau krähen, ist der Harzsage vom Grundlos verwandt (bei Otmar 1800), wo drei Hähne das Versinken der Raubritterburg verkünden; wie drei rothe Hähne (Fialar und Goldkamm) mit der nordischen Götterdämmerung den Weltbrand und das Versinken der Erde ankündigen. Die lüneburgische alte Dorfsitte, durch einen von Haus zu Haus getragenen Stock zusammenzurufen (wie im Norden durch einen Pfeil zum Streite), besteht auch noch in der Ukermark. Die Sage vom Wärwolf zu Sittensen läßt die Verwandlung durch einen Ledergürtel mit Eisenschnalle vorgehen (vergl. S. 332), wie die „Volsunga-Saga" durch Einfahren in Wolfsbälge. Ergötzlich ist ebendaselbst der Wettlauf des Hasen mit dem Schweinigel.

Unter den Butjadingerliedern des Bauern Jansen (st. 1739) ermahnt ein Hochzeitlied, dem Tode, als dem Mäher der Menschensaat, entgegenzuarbeiten und wie Goldschmieds Junge (in dem halb niederdeutschen Studentenliede) zu denken. Die oldenburger Kirchspiellieder von Westerstedt und Apen sind ganz wie das obgedachte fehmarsche Lied und nennen bedeutsam alle Ortschaften der Kirchspiele. Der erste der oldenburgischen Volksreime ist nur der Anfang eines mannichfaltig vorkommenden Lügenliedes; und unter den Kinderspielliedern ist ein Stück aus der verkehrten Welt, worin Thiere den Menschen vertreten. Die Sprüchwörter beziehen sich größtentheils auf eine darin angedeutete Geschichte. Dem oldenburgischen (noch stark frisischen) Saterland und Kreise Vechta sind die Fensterlieder eigen, die zu Liebchens Kämmerlein führen, wenn nicht der unrechte Liebhaber derb abgefenstert wird. Die osnabrückische Übertragung „Schon Rosamond" von Broxtermann, aus Percy's „Reliques", zeigt, wie leicht das Niederdeutsche sich den zunächst verwand-

ten englischen und schottischen, sowie dänischen und schwedischen Romanzenreichthum aneignen könnte. In dieser Mundart hat F. W. Lyra einige neue scheppenstädter Streiche gedichtet. Merkwürdig ist die Sage vom Teufelsbade bei Minden, wo einem Pfaffen der von ihm geleugnete Teufel sich fühlbar macht und im Wegfliegen von diesem „O Woudan! Woudan!" gerufen wird (S. 257). Dieselbe Sage wird (S. 259) in schaumburgischer Mundart wiederholt. (In beiden steht „mundspeuken" für sprechen, speak.)

Rührend ist das treuherzige Schreiben der Westfalen an König Friedrich Wilhelm III., als er sie 1807 der Unterthanenpflicht entbinden mußte. Das Lied von Hermann und der Varusschlacht, dessen Anfang auch in der schaumburgischen Sage vom Teufelsbade vorkommt, ist gewiß nicht viel älter, obschon sehr verbreitet (S. 310). Das Lied vom Falkenstein, d. i. von der Gefangenschaft des Herzogs Heinrich von Braunschweig auf Falkenburg im Teutoburgerwalde durch Bernhard zur Lippe, und von der Auslösung durch seine Gemahlin 1405 ist eines der ältesten geschichtlichen Lieder, die sich noch im Munde des Volkes erhalten; und nachdem schon 1785 das „Deutsche Museum" es in niederdeutscher, der braunschweigischen nähern Mundart vom J. 1737, mit Erläuterungen von Cleslermeyer, aufgenommen (wiederholt in Weddigen's „Westfälischem Magazin", 1786; das Lied dann auch im „Wunderhorn" und bei Uhland, der noch eine St.-galler Papierhandschrift und einen nürnberger Druck von Kunegund Hergotin, um 1530, anführt): ist es hier in der Umgegend der zerstörten Falkenburg vom Küster Stolte aufgezeichnet, und fast nur durch die lippische Mundart abweichend; sowie die nochmalige Wiederholung (S. 232) aus Steinhagen, nach Erk, der mit der Sangweise auch noch eine hochdeutsche Lesart, nach Herder (1778) und Simrock (1837), aus der Taunusgegend, liefert. Dieses bei Herder aus mündlicher Überlieferung von Goethe im Elsaß aufgenommene Lied (wie jetzt die von Schöll herausgegebenen „Briefe Goethe's", S. 124, entdecken) faßt den gemeinsamen Stoff schon allgemeiner. Ganz verschieden von beiden, obschon anfangs zum letzten stimmend, ist das oberdeutsche Lied von „Kaliogus Herrn von Falkenstein" im J. 1200, welches der Freiherr v. Hoheneck auf einer Mauer der Burg Falkenstein las und in seiner „Beschreibung der Stände ob der Ens" (II, 225; III, 156) mittheilt. Im Lippischen wechselt das Wiegenlied „Bukeusken von Halberstadt" mit „Bremen". Das Kinderlied „Johann, spann an", und das A B C-Lied von der Katze im Schnee sind auch ukermärkisch. (Der Ausruf Fitteka, kölnisch Fiediga, ist doch wol Fi dich an! vom alten fian hassen, verabscheuen, daher fiant, Feind, das Particip-Substantiv.) Ein Lied in abwechselnd hochdeutschen Strophen ist eigentlich in Alexandrinern. Der Spruch: „Wer früh aufsteht, sein Geld verzehrt: wer lange schläft, den Gott ernährt", und das Volkslied: „Stripp, strapp, strull!" sind auch ukermärkisch. (Teuben, harren, plattdeutsch töwen, ist das gothische tavjan, alt- und mittelhochdeutsch zouwen, beharrlich, angelegen betreiben; bergisch und kölnisch noch hochdeutsch eingemischt „Zau dich"; eile dich, S. 442, 477).

Neben der bielefelder Sage von den beiden Riesen, die auch bei Paderborn (S. 302) und Wattenscheid (S. 372) hausen, und von denen der ravensberger Riese den Sand aus seinen Holzschuhen schüttet, sodaß die Hünenburg mit dem Sandsteinbruch entsteht, findet sich die Sage von dem Zwerg in der Höhle bei Brackwede, der den Bauern die Räder beschlug, und was sie sonst dorthin brachten, am Morgen fertig abholen ließ, wofür sie ihm ein kleines Stück Geld hinlegten: und Dies ist, nur ohne Namen, völlig die Wielandsage, wie sie noch in England lebt, an der Waylandshöhle, einem Hünengrabe in Berkshire, haftend, und aus W. Scott's „Kenilworth" bekannt ist. Die deutsche Wielandsage (in der Wilkina- und Niflungasaga) läßt auch den Riesensohn Wieland in der Zwergenschmiede bei der Weser lernen. Die Burg Babbelünie bei Lübbeke im Ravensbergischen, in deren Trümmern ein Venediger den von Zwergen gehüteten Schatz heben wollte, erinnert an die Burg Babilonia am Rheine, wo Dietrich, auf der Heimfahrt nach Bern aus der „Nibelungen-Noth", angerannt wird, laut derselben Saga (Cap. 373). Sonderbar ist die warendorfer Märe von der Nachtigall und der Blindschleiche, die zusammen gewohnt und jedes nur Ein Auge gehabt, bis die Nachtigall sich das Auge der Schlange geborgt und es behalten, und nun damit auf der Linde nistet, an welcher die blinde Schlange lauert. Kaum ist dabei an die nordische Mythe zu denken, wie Odin sein eines Auge beim weisen Mimir versetzt und stehen läßt. Ein Lied der münsterischen Bänkelsänger Flör (der unlängst verstorben) und Kösters singt zu einem Bilde den Schildbürgerschwank vom Brunnensteigen von den beckumer Bürgern. Ebendaselbst wird ein Eulenspiegelstreich erzählt. Von den münsterischen Liedern zum Lambertusfeste, deren hier nur eins steht (S. 289), gibt es eine Sammlung zu mancherlei Spielen: „Münsterische Geschichten, Sagen und Legenden, nebst einem Anhange von Volksliedern und Sprüchwörtern" (Münster 1825), großentheils in der Volksmundart. Der Amtmann mit dem großen Timphot (Eckhut mit drei Ecken) und grünem Rocke, der, vom Teufel geholt, selbst auf dem Hellwege spukt, gleicht dem höllischen Junker Grünhut in andern Sagen. (Das Beiwort schmächtig, im nächsten Sinne gierig, hungerig, läßt auch das „Kätzlein schmächtig" im „Faust" so verstehen.) Laut einer Legende führte der heilige Lüdger schon die Stallfütterung ein. Die paderbornische ungetaufte Glocke, welche vom Rothwamms angeschnäuzt und Satanas getauft, an seinem Namenstage drei Tage bis Mitternacht läutet und aus dem Schallloch in den Glockenpfuhl fliegt, wo sie 1000 Jahre so fortläutet, ist das Gegenstück zu der münsterischen Sage von der in einem stillen Teiche versunkenen Kapelle, deren Glöcklein noch heraufklingt. Das im „Faust" so bedeutsame Märchen von Marleneken, welches der Maler O. Runge zuerst in seiner pommerschen (nicht hamburgischen) Mundart aufzeichnete („Einsiedlerzeitung", 1808, Nr. 29, und seine „Schriften", 1841,

Bd. 1, S. 424), steht hier in der Mundart von Herstelle (dem Karolingischen Heristal) im Höxterschen. (Heister, Eichbäumchen im waldeckischen Uppland, ist doch wol aus h-eiks-ter zu deuten?) Das waldeckische Märchen vom grünen Hasen, siebenköpfigen Riesen, von den Zweimeilenschuhen und Dreimeilenstiefeln u. s. w. scheint neueres Flickwerk. Daß die Tropfsteinhöhle zu Velmede die Wohnung der Göttin Velleda gewesen, ist ebenfalls sehr neue Herleitung. Dagegen scheint die madebachische Sage von der verwünschten weißen Frau des Schloßberges bei dem Schatze, dessen Schlüssel eine Schlange im Munde hält, alterthümlicher, und wird sonst auch von Soest erzählt, wo, laut der „Niflunga-Saga", Chriemhild ihren Nibelungen-Hort zurückfodert, bei welchem die dänischen Lieder sie versperren lassen. Der ewige Jäger in der Mundart von Erwitte nähert sich insofern dem Bürger'schen, als von zwei Jägern eines Herrn der eine in die Frühmesse („Uchte", Morgen, daher das berner Uechtland) geht, während der andere sich vermißt, bis zum Jüngsten Tage zu jagen. Das von den obgedachten Goliathsliedern ganz verschiedene Lied zu Lippstadt läßt den Riesen Hochdeutsch reden. Aus Soest ist das Umzugslied der Kinder am St.-Peterstage (21. Febr.) mit Anklopfen gesungen: „Heraus, Sonnenvogel, und alle Mäuse, zum Heil im Hause!" und enthält auch ein altes mit dem Heiligenkalender verbundenes Frühlingsfest. Der obgedachte Hellweg, wie die Ebene zwischen der Hardt und Lippe bei Werl und Unna heißt und bis an die Burg von Soest geht, ist völlig der nordische Hel-weg, Weg zur Todesgöttin Hel (entstellt Hölle), welchen Brunhild zu Siegfried fuhr (vergl. „Nornagests-Saga" in meiner Verdeutschung, S. 155). Das arnsbergische Kinderlied beim Abklopfen der Pfeifen aus Weidenrinde (auch elberfeldisch, S. 426, 442) lautet in der Ukermark ganz anders. Die tragische Glockensage von Attendorn steht Hochdeutsch in der „Einsiedlerzeitung", Nr. 20, mit ähnlichen Glockensagen. Die Legende vom heiligen Ludger zu Wenigern an der Rur, wie ein Wanderjude den Teufel von der Reise zu dem Heiligen abschreckt, indem er ihm die abgelaufenen, zum Handel gekauften Schuhe zeigt, welche er auf dem Wege dorther verschlissen habe, wiederholt sich in der „Nornagests-Saga" (S. 164), wo Ragnar Lodbrok's Söhne durch die abgelaufenen Eisenschuhe eines Pilgers so auf der Heerfahrt nach Rom gehemmt werden. Merkwürdig ist die Sage von den weißen Weibern in der Berghöhle zu Riemke bei Bochum.

(Die Fortsetzung folgt.)

Zur polnischen Literatur.

1. Powstanie T. Kościuszki zpism autentycznych sekretnych. Posen 1846.

Eine Sammlung historischer Materialien über den polnischen Aufstand unter Kosciuszko im J. 1794, die bisher noch nicht veröffentlicht worden sind. Großentheils sind es russische und preußische Correspondenzen und Berichte, die von den Polen damals aufgefangen wurden. Unterm 5. April 1794 schreibt der russische General Baron Igielström aus Warschau an Bezborodkoj, indem er den Aufstand Kosciuszko's in Krakau meldet: „Um Gottes willen bitte ich, die Sache nicht für eine Kleinigkeit anzusehen; sie muß noch vor dem Beginn der Feindseligkeiten mit den Türken beendigt sein. Wenn Soltykow mit dem Heere einrückte, würde wol Alles unterdrückt werden; Suwarow könnte seinen Platz einnehmen, und ich stehe dafür, daß Dies in zwei Monaten geschehen ist. Auf die Preußen und Östreicher kann man sich ganz und gar nicht verlassen; Gott weiß, wie ihre große Macht geschwunden ist. Die Preußen sind nicht mehr was sie unter Friedrich II. waren; jetzt wagen sie Niemanden anzugreifen. Ihre Bataillone sind nur 200 und die Schwadron 50 Mann stark. Denken Sie sich meine Lage; jeden Augenblick bin ich von Feinden und Spionen umgeben, nirgend finde ich Beistand, noch Verbündete, noch auch Militair unserer Kaiserin, das wenigstens den Brand eines Bauernaufstandes von unsern Grenzen abzuhalten im Stande wäre. Denken Sie an mich und handeln Sie zum Wohle des Vaterlandes." Der preußische Ministerresident von Goltz in Petersburg schreibt dagegen an den König von Preußen: „Die Nachrichten von den unglücklichen Ereignissen in Warschau sind durch einen Courrier Igielström's selbst bestätigt worden. Dieser General scheint selbst viel Schuld zu haben; daher hat die Kaiserin dem Fürsten Repnin befohlen, den Oberbefehl in Polen zu übernehmen und mit der ganzen militairischen Macht, die sich in Liefland befindet, in Polen einzurücken." Die Anzahl der hier mitgetheilten Actenstücke und Briefe beläuft sich im Ganzen auf mehr als 50; neben den russischen Berichten und Verfügungen der Befehlshaber, in denen kluge Schonung des polnischen Landvolkes wiederholt anempfohlen wird, finden sich auch Briefe und Proclamationen Kosciuszko's, insbesondere diejenigen, welche Derselbe zur Beförderung des Aufstandes in Litthauen erlassen hat, und die bisher noch unbekannt gewesen sind. So weckt die Sammlung mannichfaches Interesse.

2. Władysława IV., Króla Polskiego Listy. Zebrał *Ambr. Grabowski.* Krakau 1845.

Ist eine ähnliche, aber bedeutendere Sammlung historischer Materialien aus früherer Zeit, deren Herausgeber schon mehre sorgfältige Sammlungen der Art aus polnischen Archiven und Bibliotheken veröffentlicht hat. Die vorliegende enthält eine Reihe von fast 300 Briefen des polnischen Königs Wladyslaw IV. Wasa, welche nach einem in der Kanzlei dieses Königs niedergeschriebenen Brouillon hier mitgetheilt werden und die an die ersten Staatsmänner Polens gerichtet gewesen sind. Sie umfassen die Jahre 1634—36. Größtentheils betreffen sie die wichtigsten Staatsangelegenheiten der Zeit, insbesondere die in jene Jahre des Dreißigjährigen Krieges fallenden langwierigen Verhandlungen zwischen Polen und Schweden, deren durch Vermittelung Frankreichs und Englands herbeigeführter endlicher Erfolg der Vertrag von Stumsdorf war, nach welchem die Schweden den Polen die preußischen Städte wieder herausgaben, während der Kaiser den polnischen König eben zum Kriege gegen die Schweden zu reizen suchte. Manche der Verhandlungen betreffen das einzige Schiff, welches den Polen von ihrer Flotte damals noch übrig geblieben war und welches merkwürdigerweise wie das erste preußische Schiff unserer Zeit „Der schwarze Adler" hieß. Die Schweden hatten dieses Schiff im Hafen von Danzig in Besitz genommen, lieferten es aber nachher wieder aus. Die Briefe gewähren außerdem manchen Blick in die ganze Regierungsweise des ebenso tüchtigen, geistvollen als edelmüthigen Königs; sie zeigen, wie Derselbe auch auf das Einzelnste Acht hatte, wie er kräftig und väterlich seine Unterthanen von den Unbillen des Adels zu schützen suchte, und wie er jeder Unordnung im Staate zu steuern bemüht war. Daher war die nach seinem Tode unaufhaltsam hereinbrechende Auflösung des Staats nicht König Wladyslaw's Schuld.

9.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

„Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 262. —— 19. September 1846.

Germaniens Völkerstimmen. Sammlung der deutschen Mundarten in Dichtungen, Sagen, Märchen, Volksliedern u. s. w. Herausgegeben von Johannes Matthias Firmenich. Erster Band.

(Fortsetzung aus Nr. 261.)

Das Becker'sche Rheinlied, das den rechten Klang zur rechten Zeit traf und hier in krefeldischer Übertragung und in elberfeldischer und oberthaler Nachbildung steht (S. 444), hat auch Widerhall in Wesel gefunden, sowie zu Dingden in Bezug auf die Yssel, als einen Ausfluß des mächtigen Rheins, welchen uns die Holländer gleichwol in den Sand verrinnen lassen. Das rührende Andenken der in seinen überströmenden Fluten versunkenen Johanna Sebus (1809), welche Goethe mit Zelter verewigt und Napoleon durch ein Denkmal geehrt haben, bewahrt auch ihre klevische Mundart. In dieser Mundart erscheint auch das Märchen von dem Fischer und seiner Frau Ilsebil (hier „Hillebill"), welches der Maler Runge aus Wolgast aufschrieb und ich aus dessen Mittheilung in Büsching's „Volkssagen" (Nr. 58) gab, wie es jetzt in Runge's „Schriften" (Bd. 1, S. 430) steht, mit dem obigen Mahandelbom. Das klevische Märchen ist kürzer und in einzelnen Zügen und Reimen anders, also wol nicht nachgebildet: der Butt ist hier ein unbestimmter Fisch, jedoch weist auch das Ganze auf die See, sonst könnte man den freilich auch märchenhaft verständlichen Pißpott auf Pisport an der Mosel deuten. Der Anruf „Timpetee" (klevisch Timplentee) ist etwa gebildet wie der obige Timphut. In einem krefeldischen Märchen wird ein ähnlicher wunderthätiger Fisch „Timpatee" angerufen (S. 400). Eine neuere Romanze singt die in Kleve heimische Geschichtsage vom Schwanenritter, welcher auf die verhängnißvolle Frage wieder verschwindet, und dem die trauernde Gattin nachschaut bis zum jüngsten Morgenroth und so, laut der Volkssage, als weiße Frau auf dem Schwanenthurme zu Kleve haust, und erscheint daher auch, wann Jemand ihres Stammes sterben soll, bei dem allein noch blühenden Zweige desselben auf dem berliner Schlosse. Das Abzähllied der Kinder, das auffodert, mit nach dem zugeschlossenen Engelland zu fahren und auch elberfeldisch (S. 426) und in Siegen (S. 520) so lautet, steht in meiner mehrgedachten Sammlung ukermärkisch. Eigenthümlich ist das Lied zum Reigen der größern Kinder um den Maienbaum, wo der Pater sich eine Nonne wählt, die nach sechs Küssen sich einen andern Pater kieset u. s. w. („kost", S. 386, noch kürzer „koss", S. 389, für konnte, weist noch auf das alte konsta). Die Mundart von Dieslaken erzählt vom Bischof Hatto und dem Mäusethurme bei Bingen. Das meursische Volkslied von Hans Pitterken ist eine, wie es scheint, unvollständige echte Romanze. Die elberfeldische Wiederholung (S. 395) ist theils noch mangelhafter, theils zum Schlusse vermehrt. Das Kinderlied vom Reiten der Herren und Bauern lautet bei uns etwas anders. In dem Kinderliede von dem Kanönneken (Kanonissin) ist der Kehrreim Omen domen dis wol In nomine domini dei, wie „Nummer dumer Amen" des streitbaren Mönchs Ilsan im Rosengarten zu Worms. Die Erzählung, wie der Graf Fritz von Meurs (st. 1409) ein hübsches Stück Land, noch Schlopkamp genannt, bei einer schönen Nonne verschläft, erinnert an Kahedin's Schlaf im Tristan. Unter der ansehnlichen Zahl (436) Sprüchwörter finden sich eigene treffende: „Es ist kein Brot, das man find't, sondern das man gewinnt; man soll sich nicht eher ausziehen, als bis man zu Bette geht; ein voller Mund spricht seines Herzens Grund." Der Reimspruch Nr. 252 ist eine spöttische Veränderung des bekannten niederländischen Volksliedes „Wilhelmus van Nassouwe ben ek van Duytschen bloed", dessen beide folgende Zeilen ich in Holland also singen hörte: „Den ellbogen dor de mouwen, den kop al dor den hoed." Ein Lied der Freiherrschaft Hardenberg enthält ein lächerliches Gespräch mit einem französischen Soldaten. Aus dem Elberfeldischen steht hier mehrfältig, dann auch aus Düsseldorf (S. 432), Heinsberg (S. 486) und Koblenz (S. 525), das Martinslied, welches die Kinder am Vorabend des Martinsfestes, mit ausgehöhlten und erleuchteten Kürbissen auf Stangen umherziehend, singen und Gaben einfodern. Das Kinderlied zum Rathen der aufgehobenen Finger lautet bei uns abweichend, das Spottlied auf die Mädchen aber ebenso. Eigenthümlich ist die lustige Schneiderromanze von dem Faltenrock des Bauern. Nicht so gut klingt Goethe's „Was hör' ich draußen vor dem Thor" in der plattspaßigen Heruntersetzung für die Dorfschenke. „Lott' is dot", das so recht berlinisch aussieht, scheint jedoch in Düsseldorf auch heimisch. Im Volksmärchen vom Schmied zu Bielefeld überlistet die-

ser den dummen Teufel, dem er sich verschrieben hat, auf ähnliche Weise wie Tieck's gestiefelter Kater den Popanz, daß er zuletzt in einen Beutel kriecht und darin gehämmert wird, bis er die Handschrift herausgibt. Herzog Johann Wilhelm III. von Düsseldorf verurtheilt seine schuldlose Gemahlin Jakobe, auf Anstiften seiner bösen Schwester Sybilla (1595), die, laut der Volkssage, noch in den Trümmern des Schlosses Nachts ohne Kopf umgeht. Das Gedicht, in Alexandrinern, ist neu, wie das, jedoch mehr volksmäßige, kurze Lied von der ähnlichen Geschichte der heiligen Genoveva. Das oderthaler Lied zum Bohnenfest am Dreikönigsabend ist neu, das Spiel jedoch in Deutschland auch herkömmlich, wie das alte Bohnenlied bezeugt.

Die Mundart Kölns, der Vaterstadt des Sammlers, verdiente auch ohnedies die ihr eingeräumte breite Stelle, als eigenthümliche Mischung des Niederdeutschen, welche etwa von Düsseldorf bis Koblenz reicht, und Dergleichen uns schon alte niederrheinische Sprachdenkmale, namentlich mehre Gedichte des 12. Jahrhunderts, zeigen, sowie spätere Abschriften von andern: eine Mischung, die zwar nicht das Beste beider Hauptmundarten enthält, wie man sonst mit Adelung für das eingebildete Hochdeutsch ansprach, welche jedoch durch die jetzt wieder zu der alten Mächtigkeit aufstrebende Rheinkönigsstadt bedeutend genug war und ist. In den Vorbemerkungen über die Schreibung und Aussprache verstehe ich nicht, wenn ein vierfaches kölnisches o bezeichnet wird: ô wie im Hochdeutschen Sohn; o wie in Mond; oo wie in Moor; oh wie in Rohr: weil in allen vier Wörtern jetzt ein gleiches langes o lautet, dessen verschiedene Schreibung jetzt auch gleichbedeutend ist. Und ebenso verhält es sich mit den zwischen aa und ah (Saal, Bahn), ee und eh (Klee, Lehm), ie und ih (Stier, Bier) und allen entsprechenden Umlauten gemachten Unterscheidungen. Die Darstellung in den mannichfaltigen, alten und neuen, gereimten und ungereimten kölner Stücken, die Mischung von Gemüthlichkeit und Schalkheit, auch in kirchlicher Beziehung, die altreichsstädtisch-bürgerliche Ausprägung und Abschleifung durch den lebhaften Umlauf sind zunächst den am Mittel- und Oberrheine mitherrschenden Schwestern Frankfurt und Strasburg verwandt, die freilich mit dem reinern Hochdeutsch eigene Vorzüge haben; ja selbst an das ferne Breslau, welches an der Oder eine ähnliche Stellung hatte und hat, wird man erinnert. Die der Donau gegenüberstehende Rheinseite unserer alten Heldenlieder zieht sich mit Ecken Ausfahrt auch nach Köln, wie mit Siegfried noch tiefer nach Santen. Das bekannte „Alaaf Köln!" wird hier in mehren Liedern glossirt und richtig mit dem helgolandischen „Alaeft" und englischen „aloft", hoch (in den Lüften), verglichen, da die kölner Mundart häufig das End-t abwirft, z. B. läuf für läuft. Es ertönt auch in einem Carnevalsliede. Von den vielen kölnischen Kinderliedern sind uns daheim und sonst nur das „Hühnchen im Garten", „Das arme Häschen" und die „Schneckhörner- und Fünffingerreime" anders bekannt. Das „Judaslied", womit die Kinder in der Charwoche einen Strohmann umtragen und Holz zusammensingen, um ihn zu verbrennen, ist wieder nur eine christliche Verkleidung des alten Jahrfestes, worin der Lenz den Winter besiegt; wie in Breslau am Sonntage Lätare das Tod-Austragen, der ersäuft oder verbrannt wird, in Wien Taterdemalion, anderswo noch wol Luther getauft. Niedlich ist das Lied von den fortgezogenen „Heizemännchen", wie hier die kleinen wohlthätigen Hausgeister heißen, wie anderswo Heinzelmann auch für Freund Hein, wobei an hûne, hiune, Heune, Hüne, zu denken ist. Unter den 283 Sprüchwörtern sind manche derbe und eigene: „Er reitet Mutterns Füllen" (geht zu Fuße). Der Häher heißt hier Markgraf, im Reineke Voß Markolf; Livverlinkcher sind Lerchen; Mösch der Sperling, sonst Lüning; Wingets (Weingarten)-taatsch die Grasmücke. Teut heißt bedeutsam ein großes Trinkgefäß.

(Der Beschluß folgt.)

Cyklus dramatischer Charaktere. Nebst einer einleitenden Abhandlung über das Wesen dramatischer Charaktergestaltung von H. Th. Rötscher. Berlin, Thome. 1844. Gr. 8. 1 Thlr. 26¼ Ngr.

Mitten im Verfall der deutschen Schaubühne, in der Zeit, wo die praktischen Lebensinteressen, die Bewegungen des Staats, der Gesellschaft, die idealen Interessen und Gemüther überhaupt in den Hintergrund drängen, erhebt sich in der vaterländischen Literatur eine Kunstphilosophie, welche die logische Wissenschaft zu ihrer Voraussetzung hat, und die zum ersten Male die Gesetze dramatischer Künstlerschaft und das Wesen dramatischer Meisterwerke im organischen Zusammenhange darzustellen versucht. Diese Erscheinung ist nicht zufällig. Auch in der Kunst, zumal in der dramatischen, dem Centrum der Künste, hat der reflectirende Geist mit dem unmittelbaren Schaffen, Empfinden, Genießen gebrochen, und es ist nothwendig der Drang und der Beruf einer Wissenschaft, die „im Herzschlag des Lebens den Herzschlag ihrer eigenen Bewegung" erkennt, das populaire Bewußtsein gleichfalls nach dieser Seite zu vertiefen, den absoluten Werth der dramatischen Kunst und ihrer Werke aufzuzeigen und durch Enthüllung ihrer Gesetze das künstlerische Genie zu neuen Schöpfungen, das aufnehmende Gemüth zu bewußtvollerer Auffassung vorzubereiten.

Solche Stellung und solchen Werth müssen wir ganz besonders den Bestrebungen des Professor Rötscher zuerkennen. Nicht das Mehr von Geschmack, Geistreichheit, poetischer Intuition zeichnet ihn vor den frühern Kunstkritikern und Theoretikern aus, sondern die Kraft und die Objectivität des Gedankens ist es, die ihm Eigenthümlichkeit verleiht und in seinem Wirken den qualitativen Fortschritt begründet. Alles, was Männer wie Jean Paul, Goethe, Tieck, was die Geister der romantischen Epoche theils in poetischer Form, theils in geistreichen Bemerkungen über Drama und Schauspielkunst gesagt, selbst die scharfsinnigen Analysen neuerer Kunstrichter erhalten in dem Gange genetischer Entwickelung durch Rötscher Ergänzung, Zusammenhang und Begründung. Was aber noch mehr: diese echt wissenschaftliche Methode, welche die Energie besitzt, die Erscheinungen der dramatischen Kunst nach allen Seiten hin, von der Wurzel bis zum Gipfel, zu verfolgen, eröffnet so viel neue Gesichtspunkte und verbreitet über das ganze Gebiet im Allgemeinen eine solche Klarheit, daß man sagen kann, jetzt, wo an der Stelle der Phantasie und des bloßen Scharfsinns der Begriff seine Arbeit anhebt, beginnt auch erst die Kunst im höhern Sinne des Wortes populair zu werden.

Das vorliegende Werk Rötscher's muß, obschon es ein selbständiges Ganzes ist, für den praktischen Theil seiner „Kunst der dramatischen Darstellung"*), namentlich für die concrete Ausführung des Abschnitts von der Charakterdarstellung gelten. Die hervorragendsten und räthselvollsten Gestalten der dramatischen Poesie werden hier bis in die geheimsten Falten ihrer Lebensäußerung für den Gedanken wiedergeboren, sodaß — gewiß ein Zeugniß echter Kunstkritik — die bewußtvolle Auffassung des Gegenstandes auch das Gemüth des Lesers ergreift und die Phantasie selbst zum dichterischen Bilde zurückführt. Der Entwickelung der dramatischen Gestalten geht eine Abhandlung über das Wesen dramatischer Charaktergestaltung voraus, durch welche die wissenschaftliche Grundlage und der innere Zusammenhang dieser verschiedenartigen Erscheinungen gesichert werden soll. Sie ist neu und originell, diese Theorie von der Charaktergestaltung, weniger überraschend als belehrend und überzeugend; der Dichter, der Schauspieler, der Kritiker und jeder Empfängliche wird sie mit Interesse und Anerkennung lesen.

Wir versuchen hier wenigstens die leitenden Gedanken der Abhandlung wiederzugeben. Der Charakter ist dem Verf. das eigenthümliche, stets werdende und stets aus der Bewegung resultirende Lebensprincip des Individuums, zu dessen Ausbildung alle Elemente des Geistes mitgewirkt haben und ununterbrochen mitwirken; er erzeugt sich stets aus dem Processe, in welchem die Welt und die subjective Thätigkeit des Menschen die Factoren sind. In jedem Charakter sind aber zwei Seiten aufzufassen: der gestaltende Gedanke, sozusagen die geistige Substanz des Charakters, und die Art seiner Erscheinung, die Individualisirung des Allgemeinen. Das Verhältniß beider muß als ein organischer Proceß begriffen werden; ohne diese Durchdringung und Einheit haben wir nur auseinanderfallende Züge, aber kein individuelles Leben vor uns, und ebenso wenig ist auch schon ein allgemeiner, den Menschen bewegender Gedanke, der sich nicht durchführen und in dem Kreise des individuellen Lebens verwirklichen läßt, ein Charakter: er ist nur eine abstracte Maxime. Weil nun aber der Charakter die tiefste Verknüpfung des Allgemeinen und Besondern ist, deren letzte Fäden jenseit des Bewußtseins des Individuums gesponnen werden, so hat auch der Dichter die schwere Aufgabe, diese beiden Momente in ihrer Durchdringung anzuschauen und nach Gedanken, Grundsätzen, Gesinnung und Handlung einen ganzen, vollen Menschen hinzustellen. Diese specifische Begabung unterscheidet den Dichter von dem Leser. Ersterer erhebt die gleichsam farblosen Bilder der mannichfaltigen Persönlichkeiten, die in allen Menschen ruhen, zu entschieden ausgeprägten Gestalten; denn in ihm lebt die Menschheit als die Totalität der verschiedenartigsten und sich ergänzenden Persönlichkeiten, die er zu einer freien, von ihm unabhängigen Existenz entläßt. In dem empfänglichen Leser lebt auch die Menschheit, aber sie ist gleichsam nur latent in ihm, indem er sie nicht selbst zur freien Thätigkeit entbinden kann. Freilich erfährt aber auch mehr oder weniger der Dichter diese Schranke: gewisse Regionen sind ihm oft nicht aufgeschlossen, gewisse Lebensbewegungen kann er nicht ergreifen und festhalten. Nur Shakspeare erscheint auch nach dieser Seite als der einzige Dichter. Bei Goethe, der eine unerschöpfliche Fülle weiblicher Charaktere erschaffen, ist der Kreis seiner männlichen Gestalten ein relativ eschränkter; die Darstellung des eigentlich heroischen Princips, e Energie umwälzender Thatkraft, ist ihm seiner ganzen Nar nach versagt. In Schiller dagegen ist die Conception des eroischen Princips das Vornehmste, seine specifische Stärke, dessen Durchführung sich jedoch nicht selten die Reflexion rsetzend eindrängt; seine Schranke ist überhaupt seine relativ mwächere dichterische Intuition, die sich namentlich in der Gealtung weiblicher Charaktere, wo die Einheit des Denkens nd Empfindens am unmittelbarsten auftritt, ausspricht. Calderon ist durch seine ihn völlig beherrschende Nationalität in der Charaktergestaltung beschränkt; so weit die spanische Nationalität reicht, so weit reicht seine Macht, Charaktere zu schaffen: innerhalb dieses Kreises ist er unendlich reich und schöpferisch.

Da jedes wahrhaft individuelle Leben ein Recht der Existenz hat, so ist auch das Reich der dichterischen Charaktere unbegrenzt, denn die Poesie reicht so weit als das Leben: sie ist die ideale Entfaltung des Lebens, welche alle Elemente aussondert, in denen nur der Schein des Lebens wahrgenommen wird. Unpoetisch kann ein Charakter durch die falsche Stellung werden, die er in der Gesammtentwickelung des Kunstwerkes einnimmt. Ferner wird ein in sich durchaus wahrer Charakter verkehrt und zur Poesielosigkeit herabgezogen, dessen Lebensprincip, nach dem Maßstabe der Idee gemessen, sich durchaus hätte von einem höhern Rechte brechen müssen, und den der Dichter dennoch als den triumphirenden, in seiner Schwäche unversehrt erhaltenen erscheinen läßt. Die Bedeutung aber, welche der Dichter einem Charakter leiht, das Recht, welches er demselben im Ganzen des Kunstwerkes vindicirt, hängt natürlich von der Tiefe seiner ganzen Weltanschauung ab. Was den Kritiker betrifft, der sich einem Kunstwerke oder einer dichterischen Gestalt denkend naht: so ist seine erste Aufgabe die, daß er das Kunstwerk für den Augenblick gleichsam decomponirt, indem er die Momente der Allgemeinheit und Besonderheit, das allgemeine Lebensprincip und die Individualisirung desselben, scheidet. Dieser Scheidungsproceß darf freilich nur ein Durchgangspunkt sein, von dem aus sich der Denker wieder zur Einheit der beiden Momente oder ihrer Verarbeitung erhebt. Nur der abstracte Verstand, der überhaupt nicht zur Idee des Lebens heranreicht, bleibt bei diesem Processe stehen und fixirt den allgemeinen Gedanken, ohne ihn in seiner Durchführung aufzufassen. Durch die Auffassung der Allgemeinheit gewinnt der Denker zunächst nur die Gattung, welcher ein Charakter angehört, und wenn dieser Gesichtspunkt von dem Schauspieler für die Darstellung allein festgehalten wird, so entsteht jene farblose, unlebendige Versinnlichung, welche nur das Typische der allgemeinen Kategorie festhält und darin das Individuelle untergehen läßt. Die abstracte Allgemeinheit, der Gattungscharakter, ist hingegen nur die erste Aufgabe bei der Versinnlichung eines Charakters; erst die Individualisirung ist der eigentliche Boden der Kunst. Für die Auffassung dieses Moments sind zwei Seiten zu unterscheiden: die Elemente, welche die Individualisirung bedingen, dann die Entwickelung des Charakters selbst. Die Elemente sind gewissermaßen die Factoren, die das Individuum so weit gestalten, bis es sich in seiner Bestimmtheit vor uns entfalten kann; sie gehen also seiner dramatischen Entwickelung voraus und sind überhaupt die concreten Verhältnisse, in welche das Individuum versetzt ist. Als der allgemeinste dieser Factoren muß der weltgeschichtliche Boden, die besondere Culturstufe gelten, welcher das Drama angehört. Manche Charaktere lassen sich durchaus nur aus dem Princip einer dieser weltgeschichtlichen Perioden begreifen. Der nächste, engere Kreis ist die Nationalität. Ihr Verhältniß wird um so mehr hervortreten, je abgeschlossener sich eine Volksthümlichkeit in ihrer ganzen Denkweise erhalten hat. Unter dem dritten Factor sind die concreten Verhältnisse begriffen, in welche der Charakter innerhalb jener weitern Kreise gesetzt ist. Dahin gehört besonders die Lebensstellung, der Stand des Individuums, der die Beziehung zur Familie und zum Staate bedingt. Hier ist auch der Boden der Collisionen, und es gibt keinen bedeutenden dramatischen Charakter, der nicht zunächst durch die Gestalt dieser Verhältnisse bedingt wäre. Das eigentliche Wesen des dramatischen Charakters offenbart sich in der Rede und der Handlung: sie sind die beiden Formen des selbstbewußten Geistes, durch welche er sich zu einer entschiedenen Individualität abschließt. Doch nicht, daß im Drama gesprochen und gehandelt wird, macht die Personen zum Ausdrucke eines Charakters, sondern erst, daß Rede und Handlung als

*) Vergl. Nr. 26—28 d. Bl. f. 1843. D. Red.

die nothwendigen Consequenzen erscheinen, daß sie sich in ihrem organischen Processe darlegen, gibt ihnen, zum Unterschiede von der prosaischen Wirklichkeit, die sich an das einzelne Factum klammert, ihre poetische Wirkung.

Nun aber die Entfaltung oder der organische Proceß des Charakters selbst! Indem der Charakter alle Verhältnisse und Individualitäten, mit welchen er in Berührung gesetzt wird, selbstthätig in seine Innerlichkeit aufnimmt, ist er nicht nur ein Naturproduct, sondern ein Resultat des Geistes; er zeigt sich durch diese Verarbeitung aller auf ihn einwirkenden Elemente als ein freies Wesen, welches in diesem Processe sein eigenes Lebensprincip zugleich enthüllt und bestätigt. Jeder Charakter wird uns mithin in seiner Entfaltung eine Durchdringung des natürlichen Fortschritts und der Spontaneität organisch aufzeigen; in der Einheit dieser einander scheinbar ausschließenden Momente liegt die geheimnißvolle Macht jedes Charakters in der Wirklichkeit, wie in der Poesie. Was das erste Moment, den natürlichen Fortschritt, betrifft, so dürfen sich nämlich aus dem Charakter keine andern Lebensäußerungen entwickeln, als welche an sich, dem Vermögen nach, in ihm liegen. Der Dichter muß deshalb dem Charakter von Haus aus eine Grundlage geben, welche wir als das Resultat seiner ganzen, dem Stück vorangegangenen Lebensbewegung begreifen. Von diesem abgeschlossenen Bilde aus, das jeder auftretende Charakter erwecken muß, kann erst die Entfaltung des Charakters, die organische Bewegung durch Rede und Handlung vor uns geschehen: so erst gewinnen wir die Überzeugung einer innern Nothwendigkeit. („Philipp II.", „Othello", „Macbeth", „Wallenstein", „Jago" u. s. w.) Dieses Moment natürlicher Nothwendigkeit ist jedoch nur die eine Seite des organischen Processes; denn zugleich muß auch das Moment der freien Selbstbestimmung zu seinem Rechte kommen: ohne die freie Selbstbestimmung wäre der Charakter in die Natur zurückversetzt, Wort und That würden dem Individuum nur äußerlich sein. Die freie Selbstbestimmung zeigt sich aber in der Energie des Selbstbewußtseins, mit welcher sich der Mensch aus dem Processe mit den Verhältnissen und den Menschen in sich selbst zurücknimmt, in seiner eigenen Tiefe das Gesetz seines Fortschritts findet und aus sich selbst den Inhalt seines Denkens und Wollens hervorbringt. Das Moment der Spontaneität liegt also in der selbstbestimmenden Macht, welche sich aus dem ganzen Umfange aller auf den Menschen einwirkenden Gewalten erhebt, das Resultat selbstbewußt ausspricht und es zu einer neuen Grundlage der Entwickelung macht. Durch dieses Moment ist die Zurechnungsfähigkeit des Individuums bestimmt, das sich dem Gesetze seiner Selbstbestimmung unterwirft und durch dasselbe sein Recht bethätigt und seine Schranke erfährt. Die Freiheit oder Spontaneität des Charakters darf mithin durchaus nicht als die abstracte Macht des Subjects gefaßt werden, jedweden Inhalt aus sich zu erzeugen, jedweden Entschluß zu fassen. In diesem Sinne sind weder ganze Völker noch ist der Einzelne in seiner Entwickelung frei. Erst die aus der Tragödie sich entwickelnde Weltordnung ist die absolute Macht, welche jeden Charakter in ihre Dialektik hineinreißt und seine Einseitigkeit und sein Unrecht herauskehrt. Unter den Schwierigkeiten, welche die Charakterzeichnung überhaupt darbietet, ist die Herbeiführung der Wendepunkte die größte, weil jeder Wendepunkt die beiden Momente des Plötzlichen, des qualitativen Sprunges, und der Vermittelung für das Bewußtsein des Anschauenden in einer Einheit zusammenzufassen und zu versinnlichen hat. Ein solcher Wendepunkt, der wie ein Bruch des Individuums mit seiner Vergangenheit vor uns tritt, muß durchaus als die Concentration des in der Tiefe arbeitenden Geistes und der Gemüthskraft des Menschen gelten, welche sich endlich zu einem individuellen Ausdruck zusammennehmen. Es ist ein solcher Wendepunkt in der Charakterentwickelung des Einzelnen, wie in der geschichtlichen Bewegung der Völker, immer ein Umschlagen aus der Sphäre des Idealen in das Reale, indem das Ideale so weit gesteigert ist, daß es nun in die Wirklichkeit eintreten muß. Der Widerspruch und der Sprung ist nur scheinbar; denn in jedem Wendepunkte bricht nämlich der Mensch nur insofern mit seiner Vergangenheit, als er dieselbe für ungenügend erklärt, ohne zu wissen, daß sein jetziger Schritt doch nur durch sie bedingt ist und schon darin eingehüllt lag. Nur verfehlte Charaktere oder Geschöpfe, deren Bestimmtheit die Charakterlosigkeit ist, schreiten in der Poesie wirklich zu Extremen, ohne daß ein innerer Zusammenhang ihres Werdens klar wird.

(Der Beschluß folgt.)

Literarische Notizen aus Frankreich.

Die Beichte und das Cölibat.

Die Beichte und das Cölibat sind, wenn auch nicht die Basis, doch wenigstens wichtige Momente für die Macht und den Einfluß des römischen Priesterthums. Sismondi sagt: „Die Ohrenbeichte war das letzte Glied der Kette, welche für die Laien geschmiedet wurde", und der päpstliche Legat auf dem Trienter Concil sprach es offen aus, welche Umwälzung es in der ganzen Hierarchie bewirken würde, wenn Rom den Priestern die Ehe gestatten wolle. Dadurch würde, wie er meinte, ihre Neigung einer Familie und zugleich einem bestimmten Vaterlande zugewendet, sodaß ihr Fürst so viele Geiseln erhalten würde als sie Kinder hätten. Die Folgerungen und Entwickelungen, welche sich an diese beiden Citate knüpfen, werden in einer vor kurzem erschienenen Schrift: „De la confession et du célibat des prêtres ou la Politique du Pape", von Fr. Bouvet, weiter auseinandergesetzt. Der Verf. suchte von der Speculation, sowie von der Geschichte aus das Verderbliche darzuthun, welches in diesen Maximen versteckt ist, und außerdem läßt er es sich angelegen sein, nachzuweisen, daß diese Institute durchaus nicht im göttlichen Worte begründet sind. Interessant ist eine Art von Blumenlese anrüchiger Stellen, welche der Verf. aus solchen Büchern zusammenstellt, welche zum Gebrauche der Beichtväter bestimmt sind. Man weiß nicht, ob man sich über das Gräßliche des Inhalts oder über die rohe, rücksichtslose Sprache, welche in diesen angeführten Fragmenten herrscht, mehr verwundern soll. Bouvet spricht die Überzeugung aus, daß die Verjagung der Jesuiten und alles Einschreiten der weltlichen Macht keinen Erfolg haben wird, so lange den katholischen Priestern durch die Beichte und das Cölibat eine so geheimnißvolle Gewalt und eine so eigenthümliche Stellung gegeben ist.

Reiseskizzen aus Schweden.

Schweden hat in jüngster Zeit in Deutschland häufig den Gegenstand touristischer Darstellungen abgegeben. In Frankreich ist dieses Land, wenn auch nicht geradezu eine terra incognita, doch beiweitem minder bekannt und von dem Spürgeiste der Tagesschriftsteller unausgebeutet geblieben. Wir erhalten jetzt eine ansprechende Reisebeschreibung, welche in mehr als einer Beziehung Interesse und Beachtung verdient. Sie führt den Titel: „Voyage à Stockholm", von Amédée Clausade. Die Partie, welche der Besprechung deutscher Städte gewidmet ist — Hamburg allein erhält drei Capitel —, hat natürlich für uns kein anderes Interesse als dasjenige, welches darin besteht, daß wir hier die deutschen Zustände von einem einsichtsvollen und unparteiischen Ausländer beurtheilt sehen. In Schweden selber begnügt sich der Verf. nicht mit dem Wiederkäuen oft beschriebener Punkte. Besonders anziehend sind seine Darstellungen aus dem höhern schwedischen Gesellschaftsleben, welches ihm eine gastliche Aufnahme darbot, und seine geistreichen, wenn auch nur flüchtigen Betrachtungen über die literarischen Verhältnisse Skandinaviens. In letzterer Beziehung war der Reisende von besonderm Glücke begünstigt, indem es ihm vergönnt war, den Sitzungen eines Gelehrtencongresses, welcher sich gerade versammelt hatte, beizuwohnen. 17.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 263. —— 20. September 1846.

Germaniens Völkerstimmen. Sammlung der deutschen Mundarten in Dichtungen, Sagen, Märchen, Volksliedern u. s. w. Herausgegeben von Johannes Matthias Firmenich. Erster Band.

(Beschluß aus Nr. 262.)

In der Mundart von Aachen gibt es eine Gedichtsammlung von Jansen (1815) und als Anhang zum Wörterbuche derselben von J. Müller und W. Weitz (1836), darunter eine spöttische Nachahmung des marseiller Marsches aus der ersten Franzosenzeit in dem Sinne des aachener Sprüchworts (15) „Wälsch Blut thut keinem Deutschen gut". Von J. Müller ist auch eine gute Abhandlung über niederrheinische Provinzialismen (1838). Eins der aachener Lieder ist abermals eine Übertragung des „Erlkönig", dessen Stelle der dort heimische Kobold Backauv vertritt, welcher in Gestalt eines großen Kalbes (Kauv) mit feurigen Augen und rasselnden Ketten Nachts dem Wanderer auf den Rücken huckt und sich bis an seine Thüre tragen läßt. Ein anderes erzählt von dem feurigen Manne, der also erscheint, weil er den Grenzpfahl verrückt hat, wofür sonst auch das Umirren als Irrlicht Strafe ist. Unter den 182 Sprüchwörtern sind treffende: Zwei harte Stein' mahlen selten rein; Neue Besen kehren gut, fegen aber die Winkel nicht aus; Wenn Dreck zu Mist wird, läßt er sich fahren; Gleiches Vieh leckt sich gern; Liebe Kinder haben viele Namen. „Wer am längsten lebt, kriegt Stolberg" (146) fodert eine geschichtliche Erklärung. Neben den reichlich bedachten Mundarten um Köln und der Eifel erscheint auch die von Firmenich.

Bonn erzählt von der Hexensalbe und Hexenfahrt aus dem Schornsteine und besingt den Dreikönigsabend. Im Siebengebirge, wo Siegfried die auf den Drachenfels aus Worms entführte Chriemhild vom Riesen und Drachen, und von den Nibelungzwergen den Hort gewann, finden sich noch Zwerge (Querge) mit ihrem König im Heinsberge, in welchem ein Hündlein zu ihren Goldspenden leitet. Der glühende Mann eines andern Liedes ist doch wol der obige Grenzverrücker: sonst könnte man auch an Dietrich's von Bern (Verona, wie auch Bonn heißt) Feuerodem denken, womit er, laut der „Niflunga-Saga", im Kampfe gegen Hagen zuletzt dessen Rüstung erglüht und dann bis zum Jüngsten Tage mit Ungeheuern streitet. Eigenthümlich ist die Sage von der gottlosen Stadt auf dem Altenberg im Siegerland, wo die Kutschenräder und Felgen aus Wecken gebacken und mit Gold beschlagen waren; ihren Untergang verkündet der Sang eines wunderschönen Vögleins auf der Linde vor dem Thore, welchen später ein eisgraues Männchen wiederholt: „Alle Zeichen gehen in Erfüllung und Feuer fällt vom Himmel." Bedeutsam ist auch die Glockensage vom Kindelsberge, in dessen Trümmern der Schweinhirt Engelwart eine ausgewühlte Glocke findet, welche er heimschleift: er soll als Glockendieb gehängt werden, da verkündet der eherne Mund der Glocke selbst seine Unschuld, woran noch auf dem Thurme zu Krommig ihr Geläute mahnt. Die Erzählung von der schönen und streitbaren Agnes von Elz, wo sie noch als Burggeist umgeht, ist ein guter Romanzenstoff, auch wol schon dazu benutzt. Die Koblenzer freuen sich in der Umarmung des Rheins und der sich windenden Mosel der schönen Heimat. Vom Hunsrück ertönt dagegen ein Wanderlied nach Brasilien. Ein anderes Lied und zwei Erzählungen dieser Gegend (S. 532) sind eine Anwendung der bekannten alten Erzählung von der halben Decke (in meiner Sammlung „Gesammtabenteuer" Nr. 48). Zu Trier feiert ein Lied den Nikolastag (6. Dec.) für die Weihnachtbescherung, wie in Süddeutschland. In Grevenmachern ist das Freierlied eines unlängst dort verstorbenen Bänkelsängers, des blinden Matthias, jetzt Volkslied. Das Männchen von der Unkerkaule (Höhle) an der Mosel dort geht auch um, weil es die Grenzen verrückte; jedoch nicht feurig, sondern mit bleiernem Mantel hängt es sich Vorübergehenden auf und läßt sich bis zur Kapelle tragen, wie der aachener Backauv. Luxemburg (Lützelburg) gibt einige herzliche Liebeslieder, daneben mehre Gedichte in Alexandrinern mit franzmännischen Spitzen, doch ohne Sprachmengerei. Man spricht in dieser Gegend noch „ich sie, se", für „ich bin"; und „alle Ritt" für „alle Mal".

So haben wir den rüstigen Wanderer hier bis an die Grenze des Vaterlandes begleitet und wünschen recht sehr, ihm bald wieder, zunächst in den mitteldeutschen Gauen, zu begegnen. Erfreulich ist die vielseitige thätige Theilnahme, welche auch in den Nachbarländern, Belgien, Holland, ja selbst jenseit des Weltmeers in Nordamerika sein Unternehmen gefunden, und läßt uns hoffen

sowie wünschen, daß er ein so weitschichtiges Werk, welches „dem großen einigen deutschen Vaterlande in Liebe und Begeisterung gewidmet" ist, in allen Theilen ausführen, und sich so die Deutschen nicht nur in ihrer Gesammtsprache, sondern auch in der Zusammenwirkung für dieselbe als Eins und einig zeigen werden.

F. H. von der Hagen.

Cyklus dramatischer Charaktere. Von H. Th. Rötscher.

(Beschluß aus Nr. 262.)

Der Verf. nimmt jetzt Gelegenheit, die Begriffsbestimmungen des Aristoteles über das Wesen und die Composition des Charakters im Verhältniß zum modernen Drama zu erläutern; er führt uns damit das Wesen der alten Kunst im Gegensatze zur modernen überhaupt vor Augen. Indem Aristoteles aufstellt, daß weder der schlechthin vortreffliche noch der schlechthin böse Charakter im Drama zulässig sei, weil diese unser menschliches Antheil ausschließen, hat er das Gesetz für die Charakterbildung der alten Welt ausgesprochen. Das antike Leben, welches nur die unmittelbare Einheit des Geistes und der Natur zu seiner Substanz hat, vermag auch in allen seinen Gebieten den vollen Gegensatz, welchen die moderne Welt im Leben wie im Drama gestattet, nicht auszuhalten; wo sich der Gegensatz geltend macht, erscheint er auch als ein die gediegene Einheit auflösendes Princip, welches das Leben nicht aufzunehmen im Stande ist. Hingegen ist gerade die Stärke des modernen Lebensprincips, die Zuspitzung des Gegensatzes nicht nur ertragen zu können, sondern sogar in der Bewältigung desselben seine höchste Aufgabe zu lösen. Die moderne Kunst hat dadurch eine große Erweiterung erlitten; dieselbe gestattet auch die bis zur äußersten Verworfenheit, zu einer Verhöhnung alles göttlichen und menschlichen Rechts fortschreitende Individualität, und gerade der vornehmste Träger der modernen Tragödie, Shakspeare, wirkt durch dieses Extrem (z. B. in „Richard III.") am stärksten. Die sittliche Weltordnung des modernen Dramas vermag aber auch solche dämonische Charaktere, welche uns einen Augenblick fast an der Wahrheit und Macht aller Sittlichkeit verzweifeln lassen, durch ihren eigenen Proceß so aufzulösen, daß sie zur Verherrlichung des ewigen Rechts dienen. Es ist derselbe Sieg, den die freie Sittlichkeit aus ihrer Entzweiung mit sich, aus der Vernichtung des Bösen erringt. An diese höchst interessante, aus Quellenstudien geschöpfte Ausführung reihen sich noch mehre Abschnitte über die Versinnlichung des Charakters durch dramatische Darstellung, die wir hier freilich nicht näher berühren können.

Die dramatischen Charaktere, welche der Verf. entwickelt, sind: Richard III., Hamlet, Macbeth, Don Guitierre und Othello, Marinelli, Nathan, Burleigh und Leicester; Fallstaff in „Heinrich IV."; ferner die Frauengestalten: Gretchen im „Faust", Clärchen im „Egmont", Donna Mencia im „Arzt seiner Ehre" und Desdemona im „Othello", Lady Macbeth, Cordelia im „König Lear". Um wenigstens einen Begriff von der Gediegenheit der Arbeit zu geben, wollen wir nur die Grundlage zeichnen, auf welcher Rötscher die weitere Entfaltung der beiden räthselvollsten Gestalten, nämlich Richard's III. und Fallstaff's, unternimmt. Um die Erklärung Richard's hat sich in neuester Zeit Ulrici großes Verdienst erworben; das wird auch hier anerkannt. Richard III. gehört seinen Zwecken, Verbrechen und seinem Untergange nach der Geschichte an; er muß sich demnach auch zunächst aus ihr erklären, wie er auch nur durch sie gerichtet wird. Durch den Kampf der Geschlechter York und Lancaster ist der Staat der Selbstsucht der einzelnen Glieder fortwährend geopfert worden, und Alle sind in den Kampf allmälig so hineingerathen, daß Jedes irgendwie mit Schuld belastet ist. Diese Schuld wälzen sich die Geschlechter einander zu, wobei das formelle Recht an die Krone zu etwas Gleichgültigem wird. Aus dem Schoose solch schuldbeladener Thaten ist Richard entsprungen; er hat die ganze Entsittlichung seiner Verfahren als die Grundlage seines Lebens mitempfangen: in ihm vereinigen sich die Züge der Einzelnen zu einem Gesammtausdrucke. Dadurch wird Richard das furchtbare Bild der Selbstsucht und des Despotismus. Mit ihm fällt die letzte Illusion eines formellen Rechts an den Thron, hinter welchem die frühern Glieder ihre Selbstsucht verbargen, und der dem vorigen Kampfe zum Grunde liegende Gedanke, den Staat als ein Privateigenthum anzusehen, ist bei ihm auf die Spitze getrieben. Richard ist hiernach die Nemesis des Weltgeistes, die das Haupt Derer trifft, welche die Entsittlichung theilen; indem er Allen ihr Recht anthut, ebnet er auch zugleich die Stätte, auf welcher sich aus der Zerrissenheit vielseitiger Interessen ein neuer Staat erheben kann, wenn er auch als Product des sich auflösenden Gemeinwesens in dem Processe selbst zu Grunde geht: denn Verbrechen müssen gesühnt und das Werkzeug muß fortgeschleudert werden, sobald die blutige Arbeit vollbracht ist. Durch diese Betrachtung gewinnt Richard schon ein erhabenes Postament. Um aber alle die Hindernisse zu besiegen, die sich ihm entgegenstemmen, muß Richard mit denjenigen Eigenschaften ausgestattet sein, durch welche man die Menschen und Verhältnisse zwingt und beherrscht. Ein durchdringender Verstand, der Alles durchschaut, eine sich im Kampfe härtende Beharrlichkeit, die Kunst der Rede, die Gemüther zu bethören, eine todesmuthige Tapferkeit: Dies sind die großen Gaben, die Richard zu Gebote stehen. Durch diese positiven Eigenschaften, die den großen Menschen machen, ist er auch fähig, der Held eines Dramas zu sein; und zwar muß seine Heldengestalt dämonisch wirken, indem diese großen Gaben der rücksichtslosesten Selbstsucht dienen. Zu diesen beiden Seiten, die Richard's Charakter erklären, tritt endlich noch das psychologische Moment hinzu: es führt uns auf die Quelle seiner furchtbaren Richtung zurück. Richard ist von Natur entstellt und verwahrlost und darum von seiner Umgebung ungeliebt und vernachlässigt: so glaubt er auch die Naturgesetze nicht achten zu dürfen und liegt von Haus aus mit den Gesetzen der sittlichen Weltordnung im Kriegszustande, die nur für Diejenigen Verbindlichkeit haben, welche von ihres Gleichen geliebt werden. Dieser Zorn gegen das von der Natur begangene Unrecht bewaffnet ihn gegen alles Recht und Gesetz, das doch seine letzte Wurzel in den auf der Liebe ruhenden sittlichen Verhältnissen hat. Er wirft sich darum mit voller Energie auf die entgegengesetzte Leidenschaft des Ehrgeizes, denn hier ist „er selbst allein" und keines Individuums zu seiner Ergänzung bedürftig. Diese Leidenschaft, die Alles um ihn zum Mittel der Befriedigung herabsetzt, füllt seine ganze Seele aus; sie spornt ihn zu rastloser Thätigkeit; sie bringt ihn zu dem Gipfel seiner selbst. Da aber die Befriedigung des Ehrgeizes bei ihm keinen substantiellen Gehalt, kein wirkliches Interesse hat: so kann, ungeachtet der Energie des Willens und Verstandes, diese Leidenschaft zu keiner wirklichen Sättigung kommen, und das Gefühl der Öde ist bei Richard immer das trostlose Resultat, das aus seiner vernichtenden Thätigkeit, selbst aus der Erringung des letzten Zieles, der Krone, emportaucht. Der Despotismus ist der einsame Felsen, auf dem Richard nach allen Stürmen landet, um dort mit dem Bewußtsein seiner furchtbaren Öde zu enden.

Fallstaff — zeigt Rötscher — hat bisher noch keine befriedigende Lösung erhalten. Die frühern Kritiker haben den Zauber, der über dieser in die Materie versenkten Gestalt schwebt, zu erklären versucht, indem sie ihn moralisch irgendwie zu retten bemüht waren. Schlegel meint, der Witz und die Laune seien das Versöhnende an diesem liebenswürdigen Schufte; Ulrici, der allerdings der Sache näher kommt, sagt, daß Fallstaff insofern nicht schlechthin böse sei, als er das Schlechte nur als Mittel zur Erlangung Dessen, was ihm Glückseligkeit heißt, betrachte. Eine solche moralische Rechtfertigung kann zur Erklärung Fallstaff's nicht hinreichen; denn wenn wir ihm auch

eine geringe Dosis sittlicher Kraft zutheilen, so erscheint es immer unbegreiflich, wie Fallstaff uns gerade am ergötzlichsten in diesen Situationen wird, wo er am weitesten entfernt ist, den Gedanken an einen sittlichen Kern in uns aufkommen zu lassen. Fallstaff muß vielmehr aus einem Principe begriffen werden. Er ist eine hochkomische Figur, darin sind Alle einig; aber er ist eine solche nicht nur für Andere, sondern auch für sich. Nicht nur die Verhältnisse und Conflicte bringen seine komische Natur ans Licht, sondern er selbst bringt mit dem vollsten Bewußtsein, von Anfang an, den ganzen Umfang seiner sinnlichen Lust und alle seine Untugenden, durch welche er sich den Genuß sinnlicher Behaglichkeit steigern, erhalten und schützen will, ins Gefecht, und führt dadurch die komischen Seiten mit Freiheit herbei. Und doch reicht diese Selbstparodie seiner eigenen Sinnenlust für die Auffassung seines Lebensprincips nicht aus. Fallstaff's innere Natur geht vielmehr auf die Auflösung alles Ernstes des Lebens, aller Leidenschaften, Affecte, welche den Menschen unter ihre Herrschaft bringen und ihm die volle Freiheit des Gemüths rauben, aus; er ist die Ironie über jeden Ernst, über jede den Menschen wahrhaft ergreifende Bestimmung, über jede Leidenschaft, welche die menschliche Brust beherrscht und erschüttert. Fallstaff schwebt mithin auflösend über jedem besondern Interesse, welches für den Menschen einen exclusiven Werth hat und sein Inneres in eine wirkliche Spannung versetzt; er ist der Feind aller idealen Interessen und Leidenschaften, und Ruhm, Ehre, Heldenmuth, Gemeinsinn, dies Alles sind Mächte, welche Fallstaff mittels seines Humors vernichtigt. Wenn aber Fallstaff diese Tugenden heuchelt, so muß man sich hüten, diese ins Ungemessene gehenden Prahlereien, diese gigantischen Lügen, die den Zweck haben, sich in den Augen Anderer auch einen Antheil an gewissen guten Eigenschaften zu geben, als ein ernsthaftes Trachten danach aufzufassen. Mit solcher Vorstellung einer nackten Heuchelei würde man das Bild Fallstaff's völlig verrücken und denselben zu einem prosaischen, ungeschickten Prahler machen, der nicht einmal so viel Geist besitzt, über den Widerspruch seiner Mittel ein volles Bewußtsein zu haben. Die Wahrheit und Einheit dieses Charakters liegt vielmehr darin, daß Fallstaff auch in denjenigen Wendungen, durch welche er etwa seinen Heldenmuth und seinen ritterlichen Sinn in ein helles Licht zu stellen versucht, sich zugleich durch die Kraft seines Humors über ein solches Streben erhaben zeigt und den Ernst solches Strebens ununterbrochen selbst auflöst. Nach dieser Entwickelung liegt also der Zauber, den Fallstaff auf uns ausübt, nicht in einem Accidentellen, sondern in der formellen Freiheit seines Gemüths, welche seine eigentliche Substanz, sein Lebensprincip ist. Dieses Princip der Negativität jedes bestimmten Pathos erscheint aber entweder in der Gestalt diabolischer Ironie, oder in Gestalt des Humors. Die Ironie löst alles Bestehende auf, weil sie sich gegen alles Seiende kehrt; der Humor hingegen verhält sich nur gegen alles Einzelne negativ, weil es der Gattung nicht entspricht. Der humoristische Fallstaff richtet sich daher nicht gegen die Existenz, er läßt alle Lebensformen frei gewähren; allein er erkennt in ihnen keine bindenden Lebensmächte und ist darum in seinem Humor versöhnend und, obwol ganz in die sinnlichen Lebenselemente verstrickt, ergötzlich und ohne sittliche Indignation. Eine Vertiefung erleidet auch die allgemeine Bedeutung seines humoristischen Bewußtseins noch durch die concrete Bestimmung, daß er sammt seiner komischen Compagnie die ganzen geschichtlichen Zustände und Verhältnisse Englands in seiner Zeit parodirt.

Werden die theoretischen Bemühungen solch fähiger Männer auch unmittelbaren Einfluß auf die Hebung des nationalen Dramas und der nationalen Schaubühne haben? Wir glauben wenig. Bei Einzelnen, die nach Bewußtsein in ihrer Kunst ringen, mag das Wort zünden; der Umschwung des Ganzen, die Vertilgung der erbärmlichen Theaterwirthschaft, die Entfaltung der dichterischen Productivität, die allgemeine Begeisterung hängt — und Dies kann sich auch der Verf. nicht bergen — noch von ganz andern Umständen ab als von der Aufklärung, die uns über den Gegenstand die Wissenschaft gewährt. Die Blüte der dramatischen Kunst fällt immer in die Blütezeit der Völker. Sie fällt in die Zeit, wo ein Volk in Bildung und Bewußtsein Einheit errungen, wo die allgemeinen Lebensgüter mit Behaglichkeit genossen werden, wo die öffentlichen Interessen, das Staatsleben, zu einem Abschnitte, einem Ruhepunkte gelangt sind. In unserer Zeit aber, welche Kämpfe, Reibungen und Schöpfungen, welche Umwälzungen, selbst auf dem Gebiete des theoretischen Geistes, haben wir vor uns liegen! Die Lösung eines wissenschaftlichen Problems, selbst in der Kunst, kann darum nur mittelbar wirken; jeder Fortschritt ist auch hier nur ein Ferment in dem allgemeinen Processe, aus dem sich eine Zukunft emporringt. Aber auch unter diesem Gesichtspunkte haben Männer wie Rötscher großes Verdienst, und der Einfluß und die Anerkennung werden ihm gewiß nicht entgehen. 104.

Ulrich von Hutten, der Ritter, der Gelehrte, der Dichter, der Kämpfer für die deutsche Freiheit. Dargestellt von August Bürck. Mit einem Bildniß Ulrich's von Hutten. Dresden, Arnold. 1846. 8. 1 Thlr.

Wir meinen, daß Herwegh nicht leicht eine bessere Strophe gedichtet hat als die folgende auf S. 108 der „Gedichte eines Lebendigen":

> Wie lang mit Lorbern überschütten
> Wollt ihr die fränkische Standarte?
> Wann hängt einmal in deutschen Hütten
> Der Hutten statt der Bonaparte?

Daher gilt es uns als ein recht zeitgemäßes Unternehmen, das Andenken des edeln Hutten, nachdem vor etwa 15 Jahren Ernst Münch in begeisterter Liebe die langschlummernde Erinnerung in Deutschland geweckt hatte, zu erneuern, und wir freuen uns, daß es von einem Manne, der, wie Hr. Bürck, zu schreiben weiß und das politisch-patriotische Streben des Ritters zu würdigen versteht, ausgegangen ist. Derselbe hat nicht verkannt, daß die großen, eigenthümlichen Helden des Zeitalters der Reformation, die durch Geist, Gesinnung und That mächtig eingegriffen haben, sich uns eigentlich nur im blendenden Lichte bestimmter Auftritte zeigten und daß die gleichzeitigen Schriftsteller uns über die Unmittelbarkeit der Personen nur wenige Nachrichten hinterlassen haben. Bei Hutten genießen wir nun zwar den Vortheil eigenhändiger, reicher Schriften, die uns nicht nur die Eigenthümlichkeiten des Mannes erklären, sondern auch wichtige Aufschlüsse über sein Leben geben; aber dennoch verschwindet auch er wieder oft in dem Gedränge des heftig bewegten Lebens, und so bleibt das Bedürfniß einer ausführlichen Lebensbeschreibung Hutten's, wie seiner Freunde Sickingen und Pirkheimer, trotz Münch's verdienstlicher Biographien noch immer ein Wunsch Derer, welche die vaterländische Geschichte mit nicht allzu flüchtigem Blicke durchschauen wollen.

Hr. Bürck hat nun die richtige Ansicht gehabt, Ulrich von Hutten in seiner Zeit zu schildern, und dazu die gelehrten Forschungen eines Wagenseil, Mohnike, Ranke, Münch, Hagen und Anderer fleißig benutzt, dabei aber sich ein Verdienst erworben, das in Betreff der geistigen Auffassung und Richtung, sowie überhaupt des Strebens nach gerechter und angemessener Darstellung, unserer Anerkennung sehr würdig ist. Das Buch soll übrigens keine Parteischrift für Hutten sein: der Verf. beschönigt z. B. die lebenvergiftende Krankheit seines Helden durchaus nicht, nur läßt er es ungewiß, ob er jenes Übel, das uns jetzt als so schmählich gilt, durch eigene Schuld sich zugezogen habe oder nicht; auch hält er die Äußerung nicht zurück, daß

Hutten nie habe lange an einem Orte bleiben können und da ihn sein unruhiger Geist, sowie die Sehnsucht nach Bewegung und Kampf, aus den besten Verhältnissen weggetrieben hätte. Aber in der zweiten Hälfte berichtet er nur Lobenswerthes von ihm und nimmt ihn gegen die Angriffe seiner gleichzeitigen Feinde in Schutz.

Anmuthig ist Hutten's Jugendgeschichte erzählt und seine Fertigkeit in der lateinischen Sprache keineswegs als ein Hinderniß seiner volksthümlichen Wirksamkeit angesehen, wie es wol die Verächter lateinischer und griechischer Bildung unter uns heutzutage zu thun pflegen. In die öffentlichen Zustände Deutschlands wird er durch die schmähliche Ermordung seines Vetters Hans von Hutten von der Hand des Herzogs Ulrich von Würtemberg unwillkürlich eingeführt: er vergißt keine der Bewegungen, welche damals Aufsehen oder Bangigkeit erregten, und so wird die Privatsache zu einer öffentlichen Angelegenheit. Hr. Bürck hat ihr mit Recht eine besondere Ausführlichkeit gewidmet, die wir auch bei vier andern Hauptabtheilungen des Hutten'schen Patriotismus wahrnehmen. Diese sind die Abfassung der „Epistolae obscurorum virorum", seine Satire „Nemo" gegen die Mönche und die Rechtsgelehrten, die Vorrede zur Schrift des Laurentius Valla über die Schenkung Konstantin's, seine gewaltige Rede an die Deutschen über die Nothwendigkeit des Türkenkrieges und das Buch „Vadiscus oder die römische Dreifaltigkeit", nach Hutten's eigenem Geständniß das Freieste und Stärkste, was bisher gegen die römischen Blutsauger geschrieben war. Aus allen diesen Büchern hat der Verf. mit vieler Geschicklichkeit zweckmäßige Auszüge in gebundener und ungebundener Rede veranstaltet und dadurch den Hutten'schen Schriften einen Weg unter der zahlreichen Leserclasse dieses Buches angebahnt. Münch's Ausgabe ist zu theuer, als daß sie in die Hände der weniger Bemittelten hätte kommen können.

Nicht minder anschaulich tritt uns bei Hrn. Bürck Hutten in den Anfängen der Reformation entgegen und in seiner kräftigen Verbindung mit den Männern, welche wirksam in jener Richtung handelten, vor Allen mit Luther selbst und mit Franz von Sickingen, der freilich auf den allgemeinen, für große Entscheidungen reifen Zustand der Dinge weitaussehende Plane baut, die Hutten nur insofern theilt, als er den Adel und die Städte zum Kampfe gegen die Fürstenmacht vereinigt zu sehen wünschte. Als warme Freunde und Geistesverwandte nennt die Biographie außerdem noch Martin Bucer, Pirkheimer, Ökolampadius und Andere, aus denen wir besonders den edeln Hartmuth von Kronberg hervorheben, dessen Eifer keine Grenzen kannte und der, wo ihn eine höhere Überzeugung antrieb, in Rede, Schrift und That selbst vor dem Gefährlichsten nicht zurückbebte.

Wir können bei den uns gesetzten Schranken nicht dem Verf. in allen einzelnen Bezügen folgen, in denen er uns seinen Helden bald in Fulda, bald in Augsburg, bald in seinem Elende in Pavia und Verona, bald auf seinem Schlosse Steckelberg oder zu Mainz an dem glänzenden Hofe des Erzbischofs Albrecht erblicken läßt, auch jetzt nicht ausführlich jenes frischen und bewegten Lebens oder der „frommen Colloquien" auf Sickingen's Schlosse Ebernburg gedenken, wo Hutten eine sichere Freistatt gefunden hatte und wo die heftigsten Schriften geschrieben und gedruckt wurden, die Hutten in deutscher Sprache verfaßt hatte. Wie schwer ihm, dessen ganze Bildung eine lateinische gewesen und dessen Denk- und Ausdrucksweise darin gewissermaßen aufgewachsen war, ein solches Unternehmen fallen mußte, hat Hr. Bürck gut bemerkt und den edeln Entschluß des Ritters nach Verdienst belobt. „Luther", sagt er auf S. 202, „übertraf ihn allerdings in der Kraft der Sprache, aber auch Hutten wurde unter seinen Zeitgenossen noch immer einer der vorzüglichsten Deutschschreibenden und namentlich einer der besten Dichter, indem er aus voller Seele schrieb, weil er seinen kecken, begeisterten Gedanken einen ungesuchten, natürlichen Ausdruck gab." Ein Beispiel gibt das im Jahre 1520 verfaßte Gedicht: „Die Klag und Vermahnung gegen dem übermäßigen Gewalt des Pabstes zu Rom und der ungeistlichen Geistlichkeit", das Hr. Bürck auf S. 215 fg. mitgetheilt hat.

Nach diesen Ausbrüchen eines kräftigen Lebens wird der Leser mit Bedauern bei Hutten's letzten Schicksalen nach dem Tode Sickingen's (30. April 1523) verweilen. Unstät und flüchtig, krank und arm, durchzog er die Schweiz und Deutschland und kämpfte noch einen bösen Streit mit Erasmus in Basel, mit dem Manne, den er über Alles liebte, und der sich nicht blos im Unglück feig von ihm zurückzog, sondern auch in der berüchtigten Streitschrift „Spongia" hämische Bitterkeit, Schimpf und Spott auf den einst von ihm so gepriesenen Mann häufte. Es ist Dies ein trauriges Stück aus der Gelehrtengeschichte unsers Vaterlandes.

Die letzten ruhigen Tage verlebte Hutten im Hause Zwingli's, von wo aus er die Insel Ufnau im Zürchersee bezog und auf derselben am 29. oder 31. Aug. 1523, erst 36 Jahre alt, zur ewigen Ruhe einging.

Wir glauben in unserer Berichterstattung genug gesagt zu haben, um ein Buch zu empfehlen, das zu unsern guten Volksbüchern gehört und als solches nicht blos in den Bibliotheken zu stehen verdient, sondern in den Büchersammlungen unserer gelehrten Schulen und aller Familien, die deutschen Sinn und deutsches Leben zu schätzen wissen. 20.

Literarische Anzeige.

Orientalische Literatur.

Im Verlage von **F. A. Brockhaus** in Leipzig ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Die Märchensammlung des Somadeva Bhatta aus Kaschmir. Aus dem Sanskrit ins Deutsche übersetzt von **Hm. Brockhaus.** Zwei Theile. Gr. 12. 1843. Geh. 1 Thlr. 18 Ngr.

Hitopadesa. Eine alte indische Fabelsammlung. Aus dem Sanskrit zum ersten Male ins Deutsche übersetzt von **M. Müller.** Gr. 12. 1844. Geh. 20 Ngr.

Indische Gedichte. In deutschen Nachbildungen von **A. Hoefer.** Zwei Lesen. Gr. 12. 1844. Geh. 2 Thlr.

Moslicheddin Sadi's Rosengarten. Nach dem Texte und dem arabischen Commentar Sururi's aus dem Persischen übersetzt mit Anmerkungen und Zugaben von **K. H. Graf.** Gr. 12. 1846. Geh. 1 Thlr. 6 Ngr.

Kathâ Sarit Sâgara. Die Märchensammlung des **Sri Somadeva Bhatta** aus Kaschmir. Erstes bis fünftes Buch. Sanskrit und deutsch herausgegeben von **Hm. Brockhaus.** Gr. 8. 1839. Geh. 8 Thlr.

Prabodha Chandrodaya Krishna Misri Comoedia. Edidit scholiisque instruxit *Hm. Brockhaus.* Gr. 8. 1845. Geh. 2 Thlr. 15 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: **Heinrich Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 264. — 21. September 1846.

König Friedrich's des Großen Besitzergreifung von Schlesien und die Entwickelung der öffentlichen Verhältnisse in diesem Lande bis zum Jahre 1740 dargestellt von Heinrich Wuttke. Zwei Theile. — A. u. d. T.: Die Entwickelung der öffentlichen Verhältnisse Schlesiens, vornehmlich unter den Habsburgern. Erster und zweiter Band. Leipzig, Engelmann. 1842—43. Gr. 8. 4 Thlr. 22½ Ngr.

Es ist gewiß ebenso wahr als es bereits bis zum Überdruß wiederholt worden, daß der preußische Staat groß geworden durch seine Könige, durch die Gründung der unumschränkten Fürstengewalt, die alles selbständige Leben der Corporationen zum Dienst an ihren Zwecken beugte und, von dem Getriebe der kunstreichsten Maschine unterstützt, mit politischem Takte und starker Hand in die großen europäischen Verhältnisse eingriff. Auch lehrt schon ein Blick in Stenzel's ausgezeichnetes Werk, daß dieses Stoffes, der in der Darstellung der regierenden Persönlichkeiten, ihrer Regierungsmaßregeln und kriegerischen Thaten sich bewegt, die Geschichte der Hauptsache nach bereits sich bemächtigt habe. Mag daher auch manches Einzelne, ja selbst Gewichtiges noch der Vervollständigung harren, wird auch manches dunkele Verhältniß jener Periode, erst wenn die noch fehlenden archivalischen Ergänzungen hinzugetreten, zu einer festen Thatsache sich abschließen: uns will es doch scheinen, als sei jetzt weniger dieses Vermehren und Vervollständigen als die Arbeit in einem beiweitem unangebautern Felde an der Zeit, und es müsse jetzt die Geschichte der einzelnen Provinzen und ihrer politischen Zustände, ehe sie eingefugt in den Mechanismus der alten Monarchie, als sie noch selbständige frische Zweige trieben an dem Baume des germanischen und slawischen Volksthums, der schwierige Vorwurf der preußischen Historiographie sein.

Hat man doch bisher meistentheils sich begnügt nachzuweisen, wie die meisten Provinzen, sei es durch Krieg, sei es durch Erbschaft, an die preußische Krone gekommen, wie mit eiserner Hand die Könige die alten ständischen Rechte gebrochen und die Landschaften zu preußischen Provinzen, noch richtiger, zu preußischen Regierungsbezirken hinabgedrückt. Sind aber, fragen wir, nachdem Jahrhunderte hindurch dieses System des strengsten Absolutismus durchgeführt worden — ein System, das ebenso sehr der reichen Gliederung des Germanenthums und der in ihm lebendigen Sehnsucht nach individuellem Sichausleben widerspricht als es das mächtige Emporsteigen Preußens möglich gemacht —, sind dadurch alle die besondern Individualitäten vernichtet, welche die preußischen Landschaften in ihrer frühern selbständigen Art und Weise entwickeln? Man darf nur ein flüchtiger Beobachter der Ereignisse sein, die seit dem letzten Thronwechsel das weitgedehnte Ländergebiet erfüllt, der Gesinnung, in welcher die preußischen und anders die märkischen, anders wieder die rheinischen Stände gesprochen und hier und da sogar gehandelt, um diese Frage, ich meine mit patriotischer Freude, mit eben jenen Gefühlen, die auf anderm Gebiete die reiche Mannichfaltigkeit des Naturlebens erweckt, geradezu zu verneinen; um zu finden, daß dieselben Institutionen von den leitenden Ideen an bis zu den gleichen Waffenröcken und Thalern im Osten und im Westen zwar gültig sind, sie aber darum noch nicht überall die angestammten und historisch gewordenen landschaftlichen Individualitäten uniformirt, die politische Gesinnung nicht zu der Scheidemünze des beschränkten Unterthanenverstandes herabgedrückt haben. Ist Dies aber eine Thatsache, und will man nicht in jener kleinlichen, einer verschollenen Zeit angehörenden Auffassung Ereignisse von so sprechender Bedeutung für das vergängliche Werk des Augenblicks erklären, etwa die gehaltvolle und gehaltene Opposition der altpreußischen Stände auf Caprice, auf den Einfluß bedeutender Persönlichkeiten, auf Nachäfferei des französischen Liberalismus reduciren: so wird man nicht umhinkönnen, die Ursachen dieses verschiedenen, ja entgegengesetzten Sprechens und Handelns in der Mannichfaltigkeit der landschaftlichen Individualitäten des preußischen Staats aufzusuchen. Und eben aus der täglich mehr sich aufdrängenden Nothwendigkeit solcher politischen Erwägungen wird für den Historiker die schöne Aufgabe resultiren, bis in die Zeit der selbständigen Territorien hinauf den Spuren jenes individuellen Seins und Strebens nachzuforschen, und seine leisen doch nie ganz verlöschenden Pulsschläge herauszufühlen, auch unter dem Druck des vollendeten Mechanismus, bis endlich in der Zeit der Noth, da man nicht mehr der Zöpfe und Kamaschen bedurfte, sondern einer todes-

muthigen Wehr des Landes, das eigene Leben der Provinzen am Morgen der Freiheitskriege erwachte.

Man wird sich freilich darüber beruhigen müssen, daß, an diesem Maße gemessen, der ohnehin nicht bedeutende Reichthum der Werke über preußische Geschichte noch mehr in die Enge zusammenschwindet. Ist es doch das stete Geschick der Historie, daß die folgende Generation ihre und der Menschheit Vergangenheit unter andern, wie man gewöhnlich meint, unter höherm Gesichtspunkte betrachtet. Hier durfte in der That auch der Gesichtspunkt für die preußische Geschichte ein höherer werden, um so viel höher, als die Darstellung Dessen was ein Volk erlebt, eine reichere ethische Bedeutung hat als die Schilderung einzelner Persönlichkeiten, und schmückten sie auch ruhmvoller noch die Thaten ihrer Regentenlaufbahn als die Kronen die sie getragen.

Das vorliegende Werk will offenbar in diesem Sinne die Vergangenheit einer der preußischen Landschaften darstellen, nicht etwa die schlesischen Geschichten in ihrer ganzen Breite, wie sie so oft schon Andere zusammengetragen, auch nicht etwa, wie man nach dem ersten Titel glauben könnte, ein einzelnes Factum, die Besitznahme Schlesiens durch Friedrich den Großen, nur nach der Seite des kriegerischen Ereignisses, sondern vor Allem nach seiner Bedeutung für die innere Entwickelung des Stammes, in seiner Beziehung zu der frühern Verfassung und damit zugleich in seiner Bedeutung für die spätern Zustände der Landschaft. Blutige Kriege, sagt Hr. Wuttke, die den Wohlstand der Völker minderten und das Vorschreiten der Menschheit zu höherer Gesittung hemmten, Siege und Eroberungen der Herrscher dieser Erde hätten die Geschichtschreiber aller Zeiten mit Wohlgefallen berichtet; sie hätten in dem dadurch veränderten Besitzstande der Fürstenhäuser einen Abschluß der Ereignisse erblickt. Und doch sei der Wechsel des Gebiets nur dann von erheblicher Wichtigkeit für der Völker Wohl und Gedeihen, wenn in Folge der Eroberung eine fremde Volksthümlichkeit in dem unterworfenen Lande zur Herrschaft gebracht werde oder einer durch Jahrhunderte in Einem Geiste ausgebildeten Regierung eine andere in verschiedener Regierung fest und scharf ausgeprägte folge.

Von solcher Wichtigkeit ist die Besitzergreifung Schlesiens durch Friedrich den Großen, den dritten König in Preußen. Diese Begebenheit will ich erzählen. Was ihr voranging, wie sie geschah und wie viel sie bedeutet, will ich berichten. Indem ich, ein Schlesier, die trügerischen Nebel zerstören muß, in welche knechtische Lobredner die Wahrheit gleißnerisch umhüllt, gedenke ich zugleich darzuthun, welche Güter das schlesische Volk dem preußischen Staate verdankt... Des schlesischen Volkes Rechte und Freiheiten, seine alte und ehrwürdige Verfassung stieß Friedrich II. mit einem Gewaltacte um, trat sie mit kräftigem Fuße nieder und schritt über sie weg als unumschränkter Gebieter und Herr: er that's gegen göttliches Recht, gegen das Recht des Buchstabens und gegen sein eigenes heiliges Wort — und dennoch ist ihm zum innigsten Danke Schlesien verpflichtet.

Die mittelalterlichen Geschichten Schlesiens, deren kurzer Überblick das Werk einleitet, kommen natürlich hier nur insofern in Betracht, als in ihnen die Grundlagen ersichtlich, auf denen die politische Entwickelung des Landes beruht. Verhältnisse die dahin zielen, Elemente des socialen Lebens, die einer organischen Fortbildung fähig, beginnen erst mit der deutschen Colonisation. Das Land, von Alters her den Chrobaten und nachher den Czechen gehorchend, trat zunächst durch die Vermittelung Polens, dem es Boleslaw Chrobry unterworfen, in nähere Berührung mit den Deutschen, in den Staatenverband und die Religionsgemeinschaft des römisch-deutschen Kaiserreichs; später siedelten wie in den übrigen östlichen Ländern auch hier deutsche Einwanderer sich unter dem Schutze der Kirche und der Polen feindlichen Herzoge an und riefen, wohin sie kamen, deutsche Verhältnisse, Freiheit des Eigenthums, Körperschaft, ständische Entwickelung ins Leben. Mit dieser Einbildung einer fremden Nationalität in die eigene beginnt zugleich die durch alle spätere Jahrhunderte fortwirkende Abhängigkeit Schlesiens von dem gesammten deutschen Vaterlande.

Es war in der Ungunst der Staatsverhältnisse eine des eigenen Schwerpunktes mangelnde Pflanzstätte. Darum lag es in ihrem Wesen — und ihre Geschichte bekundet es —, der Entwickelung des Mutterlandes unbedingt nachzufolgen und zu einer jeden Zeit von den Einflüssen bestimmt zu werden, welche das große deutsche Land bewegten. Was im Kerne Deutschlands Großes vollführt wird, entscheidet zugleich über Schlesien. Von außen wurde die Reformation und ihr Gegengewicht, der Jesuitismus, gegeben. In plötzlichem scharfen Wechsel ändert bald die Mühlberger Flucht, bald der Passauer Vertrag, bald der Ausgang der Prager Schlacht, Gustav Adolf's rascher Siegeslauf, Karl's XII. Triumph und Fall sein Geschick.

Schon oben bemerkten wir, daß der eine Titel des Werkes, die Besitzergreifung Schlesiens durch Friedrich den Großen, nicht das ausschließliche Thema des Werkes andeute, zu dem sich dann die übrigen Theile des Werkes nur wie eine übermäßig über zwei Bände ausgedehnte Einleitung verhalten würden. Die Anlage des Werkes ist vielmehr, so viel wir absehen, auf eine historische Gruppe gerichtet, deren Mittelpunkt Friedrich der Große und die Besitzergreifung Schlesiens: an ihn legen sich wenigstens die übrigen Theile bequem als Glieder an, die Geschichte des Dreißigjährigen Krieges freilich, wie man zugeben muß, in zu ausgedehnter Gestalt. So sogleich die Darstellung der ständischen Verfassung Schlesiens am Anfange des 16. Jahrhunderts und kurz vorher; denn die Grundzüge dieser Verfassung bestanden noch als Friedrich der Große das Land in Besitz nahm, und diese Besitznahme lag, wie Hr. Wuttke erklärt, nicht sowol in der kriegerischen That, als vielleicht eindringlicher noch in dem Umsturz der altehrwürdigen Verfassung.

Die Befugnisse nun, welche den Ständen der schlesischen Fürstenthümer, namentlich der Erbfürstenthümer zukamen, übertrafen an Ausdehnung wie an innerm Gehalte beiweitem die Rechte heutiger Stände, ja selbst constitutioneller Kammern: nicht nur daß Ritterschaft und Städte sich selbst, nur unter Aufsicht der Fürsten,

regierten, so beaufsichtigten sie auch in ihrer ständischen Vereinigung alle erheblichen, das Land betreffenden Schritte des Herzogs und seines Statthalters; von ihnen hing die Bewilligung der Steuern ab, die sie selbst erhoben; bei ihnen lediglich und allein war die gesetzgebende Gewalt, und allgemeine Landesordnungen wurden von ihnen entworfen, von den Fürsten zum Gesetz erhoben. Die Composition der Stände ruhte auf rein demokratischer Grundlage: ein Jeder, der Etwas zu bedeuten hatte, erschien, so er wollte, zur Berathung, die meist von den Herzogen veranlaßt wurde; jeder Stand, Corpus genannt, stimmte und bestimmte für sich. Auf solchen allgemeinen Landtagen, wo ein Jeder seine Meinung vertrat, jedes Corpus für sich berieth und stimmte, mag es denn oft gar lebhaft hergegangen sein, — wie ein Actenstück des schlesischen Provinzialarchivs uns eine solche ständische Zusammenkunft schildert.

Hiernach waren alle Zusammengetretenen in einem engen Zimmer versammelt, und Jeder stand an der Stelle, die ihm gerade beliebte, nicht hübsch bescheiden an seinem festgesetzten Platze. Sie stehen, gehen herum und heraus, wie es ihnen eben in den Sinn kommt; man unterhält sich von ganz fremdartigen Dingen, man schreit, fällt einander in die Rede und macht einen Lärm, daß das eigene Wort kaum hörbar ist. Von Ordnung keine Spur.

Körperschaften wie die Stadtgemeinden und der Klerus hatten meist schon früher nur Vertreter abgeordnet; indem im Laufe des 16. Jahrhunderts, um der Lasten und Kosten dieser oft sehr häufig berufenen Landtage überhoben zu sein, auch die Ritterschaft diesem Beispiele folgte, kam es allmälig in allen Herzogthümern dahin, daß die ständischen Befugnisse für gewöhnlich einem Ausschusse übertragen wurden, ohne daß man jedoch auf das Recht persönlicher Theilnahme verzichtete. Wie überhaupt dieses Zeitalter die allgemeinen Ordnungen begünstigt und der Centralisation der Gewalten zuneigt, so findet man jetzt in jedem Fürstenthum vier besoldete Landesoffiziere: den Landeskanzler, den Landesbestallten, den Landessteuereinnehmer und den Landesschreiber; ferner in jedem Kreise als Vorstände bestimmte Landesälteste und eine besondere Landeskasse mit den erfoderlichen Beamten. Seitdem wird auch der Geschäftsgang, überwiegend schriftlich, um Vieles künstlicher. Allgemeine Landtage, Kreistage und engere Landeszusammenkünfte bilden nunmehr in der Art die ständische Repräsentation, daß die beiden ersten — die allgemeinen Landtage, zu denen die gesammten Professionirten und die Deputirten der Stifte und Städte, das „Collegium von Land und Leuten" sich bei hochwichtigen Angelegenheiten, vornehmlich zur Erwählung der lebenslänglichen Landesoffiziere auf dem herzoglichen Fürstensaale versammelten; und die Kreistage, auf denen die Stände eines einzelnen Districts zur Abnahme der Kreissteuerrechnung, zur Vorbereitung beschlossener Maßnahmen und zur Wiederbesetzung erledigter Landesältestenstellen zusammenkamen — in ihrer ständischen Thätigkeit gegen die Ausschüsse, die engern Landeszusammenkünfte zurücktraten. Diese, wie sie auch wol genannt wird, ordentliche, repräsentative Landeszusammenkunft, aus den vier Landesbedienten der Kreise, den Landesältesten und den Landesdeputatis gebildet, versammelte sich meist alle Monate, an einem Tage, den die Stände vorgeschlagen, der Landeshauptmann ausgeschrieben, um über die allgemeinen „publiquen" Sachen der Fürstenthümer zu beschließen. Der Landeshauptmann übergibt „corpori statuum" durch den Landesbestallten seine Vorschläge, das Collegium zieht die vorgelegten Propositionen in Erwägung, ohne Beisein der landesfürstlichen Beauftragten „und sine ullius praesidio, allermaßen die Stände unter sich selbsten kein Praesidium vorstellen", jedes der Corpora, der Barone, Ritter, Prälaten und Städte für sich und nach Stimmenmehrheit, indem darauf aus diesen votis collectivis der Landesbestallte einen Schluß formirt. Diese schriftlich abgefaßte „unvorgreifliche Landeserklärung der gesammten Stände" wird durch eine Deputation dem Landeshauptmann überbracht. Über den einzelnen Landesherzögen und den Fürstenthumsständen, deren gesonderte Thätigkeit in seiner umfassendern Wirksamkeit allmälig verringernd, stand der Fürstentag, auf welchem die Fürsten und Stände des gesammten Schlesiens unter Direction eines Oberhauptmanns die allgemeinen, auf das ganze Land sich beziehenden Sachen beriethen, übrigens in ähnlichem umständlichen Geschäftsgange wie die repräsentativen Landeszusammenkünfte, und mit denselben überwiegenden Vorrechten der ständischen Glieder, nur daß die Fürsten, indem sie auf die Propositionen der königlichen Commissarien den ersten Rathschlag gaben, hier am meisten in den Vordergrund treten: der König von Böhmen als oberster Herzog von Schlesien kann Beachtung seiner Artikel nur bitten, und seine Commissarien müssen mit dem erhaltenen Bescheide zufrieden sein. Mit diesem Fürstentage hingen außer dem zur Wahrung der Grundgesetze bestellten Oberhauptmann noch die ebenfalls das ganze Land umfassenden Behörden, die finanzielle ides Generalsteueramts und die gerichtliche des Oberrechtes, zusammen. Man sieht, die Summe der öffentlichen Gewalt liegt in den Händen dieser ständischen Corporationen und in ihren Tagen; und wie demnach die Landesherzöge und die Stände frei von jeder obern Bevormundung in ihrem Gebiete walten, so duldet die überall hindurchblickende Selbständigkeit des Lebens auch nicht den Gedanken an eine angeborene Oberherrlichkeit des obersten Herzogs. Der väterliche Thron wurde, wenn auch die Stände meistens den Sohn in der väterlichen Würde annahmen, der rechtlichen Idee nach durch die Wahl des schlesischen Fürstentags in Gemeinschaft mit den böhmischen und lausitzischen Ständen besetzt, wie dies Ferdinand I. in seiner 1527 den schlesischen Ständen ausgestellten Versicherung bekennt, nur auf sein

fleissiges anlangen und begehren, Sie wollten uns auch dermassen, wie zu Böhaimb geschehen, zu einem König erwöhlen, annehmen und gefallen lassen, übrigens ohne einigerlei Pflicht vor begebener Wahl. Dieweil es dann am Tage ist, daß gemelte Fürsten, Herren und Stände der Lande Schlesien uns auf Anlangen und Begehr frei und gutwillig zu einem Könige

und Erbherrn erwehlet, erkohren und angenommen haben, so soll und mag ihnen und ihren Nachkommen die Wahl, so uns zu Böhmen geschehen, zu welcher sie auff diesmal nicht gefordert, an ihren privilegien, Freyheiten und Gerechtigkeit, wie sie die einigerley deßhalben hatten, keinen Schaden oder Nachtheil gebähren oder einführen.

Freilich hing aber auch bei dieser mehr auf Gewohnheitsrecht beruhenden Verfassung das wirkliche Maß der königlichen Gewalt ebenso sehr von der Persönlichkeit und den anderweitigen Hülfsmitteln des obersten Herzogs als von dem Charakter der ihm gegenüberstehenden Fürsten und Stände ab. So hatte schon früher nach erschöpfendem Kampfe mit Böhmen Matthias Corvinus die centrale oberherrliche Gewalt erhöht: der kriegsmüden Gemeinde zu Breslau ließ er rathen, sich fortan um die Stadtgeschäfte nicht zu kümmern, sondern ihrer Nahrung zu warten:

Man muß Euch so weit bringen — sagte er —, daß Ihr Euch nicht unterfanget, mit Königen zu kriegen, Königen ungehorsam zu sein und sie Ketzer zu heißen, Ihr Bauern von Breslau.

Noch kräftiger stieg die königliche Macht durch die Sorgfalt, welche die obersten Herzöge den allgemeinen Landesbedürfnissen, der Abstellung des greulichen Fehdewesens, dem Verkehr, der Policeiordnung widmeten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Literarische Notiz aus England.

Bemühungen für Wiederbelebung der ersischen Sprache.

Es ist eine eigenthümliche Zeiterscheinung, daß man es sich überall angelegen sein läßt, beinahe erloschene oder dem Erlöschen nahe Sprachen wieder zu beleben und damit auf den Trümmern zerstörter oder zu Grunde gegangener Nationalitäten die Bedingungen erneuerter volksthümlicher Entwickelung zu schaffen. Ob Dies bei der universellen Richtung, welcher Geister und Ereignisse augenscheinlich zustreben, auf die Dauer gelingen wird, ist freilich eine Frage, die nur von Wenigen bejahend entschieden werden möchte. Wie in der politischen Gestaltung der Reiche das Gesetz der Schwerkraft sich unwiderstehlich geltend macht, sodaß die Mächte von allgemein staatlicher Geltung immer weniger werden müssen, so läßt sich ein ähnlicher Gang auch von den verschiedenen Sprachen voraussagen: wo die Bedingungen der Assimilirung vorhanden, wird das Schriftthum der großen Sprachstämme über das der weniger verbreiteten endlich den Sieg davontragen. Holländisch und Flämisch z. B. werden, in einer nicht fernen Zukunft vielleicht, wie heute das Niederdeutsche nur noch auf den Charakter des Dialekts Anspruch zu machen haben. Sprachen hingegen, welche vereinzelt ohne stammverwandte Sprachmacht, welcher sie sich anschließen können, dastehen, werden und müssen untergehen, trotz aller Anstrengungen, ihnen neues Leben einzuhauchen. Auch in Irland, dem Smaragdeiland, sind seit mehren Jahren dergleichen Bemühungen gemacht worden, um die alte ersische Sprache wieder zu Ansehen zu bringen und mittels derselben das Volk, welches sie noch spricht, zu unterrichten. Eines der eifrigsten Mitglieder der Gesellschaft, welche sich vor längerer Zeit zu diesem Zwecke gebildet, Christoph Andersen, hat unlängst eine in solchem Sinne abgefaßte Schrift: „The native Irish and their descendants", veröffentlicht. Wenn man aber erwägt, daß in jenem Lande in Folge der allenthalben errichteten Schulen die englische Sprache allgemein verstanden wird: so läßt sich voraussehen, daß diese Bemühungen ihres Ziels irregehen müssen. Denn sehr wahr bemerkt eine englische Zeitschrift bei Beurtheilung dieser Schrift: es gelte nicht nur eine vorhandene Sprache zu erhalten, sondern eine neue wirklich zu schaffen, da seit 400 Jahren die ersische Sprache ohne alle Fortbildung mit dem Fortschritt der Gesittung nur im Munde des ungebildeten Volkes geblieben und sie deshalb nimmermehr das Werkzeug zum Unterricht und zur Erziehung des Volkes abgeben könne, wie solches von dem gegenwärtigen Zeitalter beansprucht werde. „Es fragt sich gar nicht", äußert der Kritiker, „ob das Keltische in der That eine bessere Sprache ist als das Englische. Niemand leugnet wol die Vortrefflichkeit des Provençalischen vor dem heutigen Französischen; aber Denjenigen wird man mit Recht für einen Narren halten, der jetzt den Versuch machen wollte, die Langue d'oc als Nationalsprache wiedereinzuführen. Es handelt sich einfach darum, ob das Irische, wie es dermalen beschaffen, reich und biegsam genug ist, um als Mittel zu dienen, Kenntnisse ins Volk zu bringen, wie sie das 19. Jahrhundert erfodert. Die eingefleischten Kelten werden sich genöthigt sehen, die Frage verneinend zu beantworten. Sie mögen immerhin behaupten, daß ihre Sprache der Ausdehnung und der Entwickelung fähig ist — aber die erfoderliche Entwickelung würde der Erschaffung einer neuen Sprache gleichkommen —; und während eine solche sich im Bildungsproceß befände, müßte das Englische doch die Sprache des Unterrichts und der Erziehung bleiben — und auf diese Weise würde sie die Nothwendigkeit irgendwelcher andern überflüssig erscheinen lassen." Diese Betrachtungen können sich auch unsere Slawophilen zu Herzen nehmen, besonders jene, die davon träumen, daß sie die wendische Bevölkerung in der Lausitz durch Schriften in einer Sprache bilden können, von der sie drei Viertheile selbst erfunden, oder aus Czechischem, Russischem, Polnischem und Illyrischem zusammengetragen haben. 12.

Bibliographie.

Ahrens, E., Johann Hornung, der Schöpfer unserer Esthnischen Kirchensprache. Zur Ehrenrettung des Unterdrückten. Reval, Kluge. 1845. Gr. 8. 15 Ngr.

Braune, K., Monnika und Augustinus. Ein biographischer Versuch zur rechten Würdigung der Macht des Christenthums. Grimma, Gebhardt. 8. 27 Ngr.

— — Des Weibes Stellung und Bedeutung. Ein Vortrag. Grimma, Gebhardt. 8. 8 Ngr.

Drei Bücher von Kirche und Staat. Aus den Papieren des scheintodt begrabenen Rechtsanwalts. 1stes Buch. Grimma, Gebhardt. Gr. 8. 12 Ngr.

Feuerbach, F., Allgemeines Formularbuch für Geschäftsmänner jeder Art in den deutschen Bundesstaaten, sowohl für den öffentlichen und Gemeindebeamten, als für den Bürger und Landmann. Ulm, Ebner. Gr. 8. 1 Thlr. 8 Ngr.

Gengler, H. G., Quellengeschichte und System des im Königreiche Bayern mit Ausschluß der Pfalz geltenden Privatrechts. 1ster Band: Einleitung und Quellenkunde. Erlangen, Palm. Gr. 8. 17½ Ngr.

Heinroth, J. C. A., Lebens-Studien oder Mein Testament für Mit- und Nachwelt. Mit einer Vorrede von G. Hermann. 2ter Band. (Schluß.) Leipzig, O. Wigand. 8. 1 Thlr.

Hoppe, J., Das Princip der geistigen Erhebung des Menschen in der praktischen Heilkunde. Eine öffentliche Vorlesung. Bonn, König. 8. 5 Ngr.

Sachsens Regierung, Stände und Volk. Manheim, Bassermann. 8. 20 Ngr.

Weckstimme eines Deutschen zur allgemeinen Belebung des deutschen Volkes. Erlangen, Palm. 16. 15 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 265. —— 22. September 1846.

König Friedrich's des Großen Besitzergreifung von Schlesien rc. dargestellt von **Heinrich Wuttke.** Zwei Theile.

(Fortsetzung aus Nr. 264.)

Die schlesischen Reformationsgeschichten haben bei der durchgängig sichtbaren Abhängigkeit Schlesiens von dem deutschen Leben darin ihr hauptsächliches Interesse, daß wir hier auf abgegrenztem Raume, in einer bestimmten Landesphysiognomie den Ausdruck der Motive beobachten, welche das gesammte deutsche Vaterland in seiner geistig reichsten Zeit bewegen. Freilich gestatten die sparsam fließenden Quellen nicht eine genauere Auseinanderhaltung der Begebenheiten, wie wir in Sachsen nach Monaten, ja nach Jahren sie durchführen können: indeß genügt es auch, wenn von dem bewegenden Centrum der Reformation aus die allgemeinen Momente — das Zerfallen der bisherigen kirchlichen Zustände und das Aufkommen reinerer reformatorischer Tendenzen, die Rückkehr zu dem Evangelium und der Rechtfertigung aus dem Glauben, die Gestaltung der religiösen Bewegung zu einer der römisch-katholischen gegenüberstehenden Kirche — als ordnende Rubriken gegeben sind, um wiederum der allgemeinen Reformationsgeschichte in den hier vorliegenden individuellen Ereignissen und speciellen Daten die erwünschteste Vervollständigung zu Theil werden zu lassen. So finden sich besonders zahlreiche Belege für das Verderben und die Verachtung, in welche auch hier die römisch-katholische Geistlichkeit versunken: wie z. B. die Schutzrede des breslauer Rathes auf ein päpstliches Abmahnungsschreiben sagt:

> Wir mußten von ihnen das ewige Leben kaufweise an uns bringen, welches, das ewige Leben, ein jeder nach seinem Gefallen, hoch oder nieder, theuer oder wohlfeil, geschätzet haben. Dieser obgemelter Pfarrer (zu Sanct Maria Magdalena) Uffsatz und Schinderei habt ihr euch von Jugend auf vor göttlich ...rt Ding eingebildet. Dann es sei jemandes geboren oder gestorben, so ist alles denselben Pfarrern zu Zins und Wucher ...laufen. Aber, das am allererbärmlichsten ist, seyn die Todten etwas höher, denn die Lebendigen geschätzet worden, daß auch wohl zu glauben ist, daß der poetische Charon ihr vielleicht nicht so heftig gewesen ist als unsere Pfarrer in Begräbnissen —;

wie einst in Breslau im J. 1515 die Äbtissin der Clarisserinnen und der Abt des Franciscanerklosters vor aller Welt sich öffentlich geprügelt, — da lief das Volk zusammen, sah zu, lachte und rief: „In nomine domini raufen sich Mönche und Nonnen!" — wie 1499 ein Herzog zu Sagan, als ihm in Rom die Ehre des Fußkusses angetragen wurde, erwidert: „er sehne sich nicht nach solcher Leckerei"; wie endlich das Volk, als der päpstliche Ablaß ausgeboten wurde, über die Vergebung gespottet, welche „des Satans Mastschweine, die Herren Patres", austheilen wollten. Ausführlicher und motivirter wäre wol der Einfluß dieser kirchlichen Bewegung auf die Zustände Schlesiens darzustellen: hier erwähnt der Verf. nur die Begünstigung monarchischer Richtungen und bemerkt am Schlusse dieses Abschnitts im Allgemeinen:

> Die Umwälzung des Kirchenwesens, die, wie wir sahen, in dem Misverhältnisse zwischen der vorgeschrittenen Bildung und der Form des kirchlichen Lebens begründet war und ausging von Presse und Kanzel, hatte sich also vollzogen. Die Volksbewegung nahm einen ruhigen Gang, weil die Obrigkeiten sich an ihre Spitze stellten. Das ganze Ansehen Schlesiens hatte sich inzwischen wesentlich verändert: die Kirche war aus ihrer abgesonderten Stellung herausgerissen und untergeordnet dem fort und fort sich erweiternden politischen System der Allgemeinheit; auf ihrem Ruin hatten Städte und Fürsten die eigene Hoheit erheblich erweitert. Das Gewicht des einzelnen Geistlichen war geblieben: ehedem war's eine gebietende äußere Macht, rechtlich oder mindestens durch das Herkommen begründet; jetzt wurde es ein tiefgreifender Einfluß, den jeder Prediger sich selbst mit Mühe und Arbeit erworben hatte. Der Mensch ist im Ganzen freier und geläuterter geworden; die Reibung wird Jedem ein Stachel zur äußersten Kraftanstrengung. Alles kann herrlich gedeihen, wenn Einsicht, Pflicht und Wohlwollen die Regierenden lenkt.

Natürlich ging auch hier diese religiös-kirchliche Umwandlung nicht ohne Kampf ab. Schon während die Reformation in Schlesien sich ausbreitete, vernahm man hier und da von Verfolgungen evangelischer Geistlichen und von einzelnen doch wirkungslosen Angriffen gegen den gereinigten Cultus; eine entschiedenere Reaction gegen das Lutherthum begann unter Leitung des obersten Herzogs, Ferdinand's von Böhmen, als in dem Schmalkaldischen Kriege die Stände Schlesiens den gefoderten Zuzug verweigert, leider aber in ihrer Zwietracht mit den Böhmen eine gebietende Stellung einzunehmen versäumt hatten, die Mühlberger Schlacht also auch ihr Schicksal entschied. In kirchlicher Beziehung blieb es indeß hier bei Versuchen. Wie gern auch die Römisch-Katholischen den

günstigen Zeitpunkt benutzt, um der Neuerung wenigstens in den unmittelbaren Herzogthümern ein Ende zu machen — man begann schon die evangelischen Geistlichen zu vertreiben, und im Jubeljahre 1550 sandte Papst Julius einen Legaten zur Herstellung des alten Kirchenwesens —: so mußte man doch bald erkennen, wie der evangelische Geist schon zu tief in dem Volke Wurzel geschlagen, als daß eine Vertreibung aller evangelischen Geistlichen möglich gewesen. Die Misverhältnisse Ferdinand's zu seinem Bruder unterstützten ebenso wie der Sieg der protestantischen Sache unter Moritz die in dem Lande selbst erwachende Reaction, und der Augsburger Religionsfriede gab auch hier dem Protestantismus Schutz und Frieden. Beiweitem nachhaltiger wirkte Ferdinand's Sieg auf die politische Lage des Landes ein, wenn auch die Fürbitte des breslauer Bischofs und schlesischen Oberhauptmanns, des milden Balthasar von Promnitz und die eigene Einsicht in die Nachtheile, welche die zu harte Behandlung der Böhmen und Lausitzer ihm selbst getragen, Schlesien vor ähnlicher Bedrückung bewahrten. Sein nur letzthin noch angefochtenes Ansehen im Lande zu erhöhen, die Machtvollkommenheit des obersten Herzogs den ständischen Rechten gegenüber zu steigern, dazu wurde dieser Augenblick des entschiedenen Uebergewichts rasch und mit glücklichem Erfolge benutzt. Besonders auf die widerspenstigen Städte schien man es abgesehen zu haben: der ihnen auferlegten Geldstrafe folgte die Absetzung aller 1546 thätigen Bürgermeister, ein Verbot gegen die Berathungen der Obrigkeiten mit den Gemeinden — satis dictum est intelligentibus, meint ein zeitgenossischer Geschichtschreiber — und die Aufhebung der Zünfte, Innungen und ihrer Freiheiten.

Diese Verordnungen, welche bei der herrschenden Ermuthigung keinen Widerstand fanden, gaben der Selbständigkeit der Städte beinahe den Todesstoß. Es hatte den Anschein, als wolle Ferdinand sie wie königliche Kammergüter behandeln. Die eigenmächtige Thätigkeit der frühern Geschlechter schwindet, der Gesichtskreis des Bürgers in den folgenden Jahrhunderten schrumpft sichtlich zusammen, das Ansehen der Städte verfällt rasch. Über den Gebeugten erhob sich ihr oberster Herzog, dessen Bedeutung in dem Maße zunahm als das Land besser centralisirt wurde.

Den ständischen Behörden, dem Generalsteueramt und dem Oberrechte, gegenüber setzte der Sieger das neueingerichtete Appellationsgericht in Prag zur höchsten Instanz für die schlesischen Gerichte und eine königliche Kammer zur Verwaltung der Regalien und seines gesammten Einkommens in Breslau nieder. Seit dieser Zeit mußten die Erbfürstenthümer in des Königs Kriegen Ritterdienst leisten, und die einzelnen Landeshauptleute wurden dem obersten Hauptmann mehr und mehr untergeordnet. Dem Fürstentage gegenüber nahm der oberste Herzog eine gebietendere, an die Gerechtsame der Stände weniger gebundene Stellung ein.

(Der Beschluß folgt.)

Briefe aus und über Tirol, geschrieben in den Jahren 1843—45. Ein Beitrag zur nähern Charakteristik dieses Alpenlandes im Allgemeinen und der meraner Gegend insbesondere von E. von Hartwig. Mit Ansichten von Schloß Tirol und vom Schlerngebirge, und vier meteorologischen Tabellen. Berlin, Duncker u. Humblot. 1846. Gr. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

Zwei Gründe haben den Verf. vorzugsweise bestimmt seine „Briefe aus und über Tirol" zu veröffentlichen: einmal war es sein Zweck, die geographischen, ethnographischen und historischen Verhältnisse nach allen Seiten hin mit Gründlichkeit und Unparteilichkeit zu beleuchten und damit einen Beitrag zu einer Charakteristik des Landes im Allgemeinen zu geben; daneben leitete ihn aber auch der specielle Wunsch, Denjenigen, welche, wie der Verf. selbst, sich durch Brustleiden veranlaßt finden sollten, das milde Klima von Südtirol aufzusuchen, manche nützliche, auf unmittelbare Erfahrung gestützte Winke zu geben. Um sich zu einer längern Reise nach Tirol vorzubereiten, hat der Verf. viele Studien in den betreffenden Werken gemacht. „Obwol nun", sagt er, „die Literatur über Tirol keineswegs arm zu nennen ist, so entsprach doch keines der vorhandenen Bücher Dem was ich suchte. Beda Weber's «Das Land Tirol» (3 Thle.) enthält außerordentlich viele und höchst interessante Details, aber es fehlt ihm, außer einem genügenden historischen Überblick, eine gewisse Übersichtlichkeit des Stoffes; namentlich habe ich eine klare Anschauung der geographischen Verhältnisse sehr vermißt. Staffler's «Tirol und Vorarlberg» gibt ein unschätzbares Material für Den, welcher sich über die statistischen Verhältnisse Tirols belehren will, ist aber für einen Nicht-Einheimischen von geringerm Interesse und kann eigentlich nur zum Nachschlagen benutzt werden. Lewald's Buch darf wol kaum einen andern Anspruch als den einer leichten Unterhaltung machen. Einzelne Gegenstände, wie z. B. die Geschichte des Jahres 1809, sind zwar vielfach und ausführlich behandelt worden, dennoch fehlt auch diesen ein allgemeiner historischer Überblick der ganzen Geschichte, oder theils historische Gründlichkeit, theils Unparteilichkeit." Im Buche selbst zeigt sich dann noch eine ungemeine Belesenheit. Man erkennt es auf jeder Seite, wie dem Verf. die Liebe zu Tirol tief ins Herz gewachsen ist, und hat zugleich alle Ursache sich über seine Unbefangenheit, Ruhe und Klarheit zu freuen: Eigenschaften eines Literaten, welche so leicht in Gefahr kommen, wenn eine besondere Vorliebe zu einem Lande und Volke ihm die Feder bewegt.

Das lesende Publicum dürfte durch den Titel des Buches gar leicht etwas getäuscht werden. Damit soll aber nicht gerade ausgesprochen sein, als ob der Titel des Buches überhaupt nicht ganz richtig wäre, sondern daß diese Richtigkeit, worüber sich erst nach dem Lesen des Werkes urtheilen läßt, anderer Art ist als vorher nach der Hauptüberschrift im Inhalt vermuthet werden konnte. Briefe aus und über Tirol! — Wer Das liest, wird unwillkürlich an die gewaltige Flut der leichten und sehr oft leichtfertigen Reisebeschreibungen der vielen männlichen und weiblichen schöngeistigen Touristen erinnert. Ref. gesteht nun ganz unverholen seine Schwäche, mit einem zu schnell fertigen Verurtheil das Buch zur weitern Durchsicht zur Hand genommen zu haben. Er versprach sich von dem Werke auf einige Tage angenehm unterhalten zu werden; er machte sich gefaßt auf modern ausstaffirte Wahrheit und Dichtung in Reiseerlebnissen, in stark gefärbten Länder- und Völkergemälden, in ausführlichen Beschreibungen der Städte, Dörfer, Paläste und Hütten, der Bildungshöhe, Politik und Kirchlichkeit, der Kleidung, Sitte und Charakterfestigkeit des Tirolers: — überhaupt er erwartete nicht Mehr und nicht Weniger als eine eben jetzt höchst beliebte Belletristen-Ethnographie, mit fabricirten Reiseabenteuern und feinster Politik durchwürzt. Indeß er täuschte sich! Nach dem Lesen weniger Blätter stand die Überzeugung schon fest, daß er seine

voreilig gefaßte Erwartung ganz wieder aufgeben mußte. Der Werth des Buches war unverkennbar ein sehr solider, von dem sich nicht anders als mit hoher Achtung reden läßt. Der Verf. beherrscht den Stoff seines Werkes wie ein stimmberechtigter Sachkenner: er tritt mit zuversichtlicher Entschiedenheit auf, wie ein Mann, der seine Tüchtigkeit fühlt und der Überzeugung lebt, daß seine Arbeit einen bleibenden Werth haben werde; er führt überall eine ernste, inhaltsreiche, schöne Sprache, welche in einer wissenschaftlichen Gründlichkeit wurzelt, aber doch überall leichtfaßliche Früchte trägt, die von jedem gebildeten Denker mit Beifall und Dank entgegengenommen werden. Ganz besonders interessant ist die geographische Seite des Buches; sie hat sich die neue, von dem genialen Ritter ins Leben gerufene vergleichende Erdkunde, welche unverwandt das eine Auge auf die Natur, das andere auf den Menschen und seine Geschichte gerichtet hat, in den vier ersten Briefen zur Richtschnur genommen und ist im Verfolge derselben durchweg sehr glücklich gewesen. Da indeß dies Interesse kein allgemeines, sondern mehr ein specielles, für die Geographen von Fach berechnetes ist, so hat der Verf. wohl gethan, sich gerade in diesem Theile seines Werkes nur auf das Wissenswürdigste zu beschränken. Der historische Theil bildet den Hauptfonds des Buches; er bringt uns in sechs Briefen eine populaire Geschichte von Tirol, welche in jeder Hinsicht ausgezeichnet ist, aber ganz besonders beachtenswerth wird durch Neuheit der Ansichten über die neuesten Vorfälle Tirols. Der Verf. führt hier eine begeisterte feurige Sprache. Er ist ein edler warmer Menschenfreund, dem Wahrheit und Wirklichkeit die einzigen Leitsterne, Ziel und Zweck sind; darum sieht man ihn hier auch beständig mit einem scharf geschliffenen kritischen Schwerte sich Bahn brechen. Er theilt manche Hiebe aus, welche oft auf Leben und Tod gehen, er deckt manche Blößen auf, welche mit Sorgfalt und durch Rücksichten bisher bemäntelt gewesen sind; aber er thut es nirgend ohne triftige Gründe. Dem tiroler Volke und Lande ist er mit heißer Liebe zugethan, aber diese Liebe macht ihn nicht blind, er sieht ebenso klar die schwachen wie die starken Seiten dieses liebenswürdigen Menschenschlags und weiß herrlich ins Licht zu stellen, wie all das viele Unglück, welches über dies thatkräftige Völkchen schon seit Jahrhunderten hineingebrochen ist, rein nur der fehlerhaften Leitung und Benutzung der Großmacht zur Last gelegt werden kann, welcher es den Unterthaneneid geleistet habe.

Verlassen wir den allgemeinen Faden unserer Besprechung und wenden wir uns mehr dem Speciellen zu, so müssen wir die Schilderungen der Jahre 1703 und 1809 als sehr gelungen bezeichnen; der Verf. hat diese Glanzpunkte der tiroler Geschichte so recht übersichtlich offen vor die Seele seiner Leser geführt. Von beiden Jahren wollen wir das Eine oder das Andere zur Mittheilung bringen. Der Kurfürst Maximilian Emanuel von Baiern war den 17. Juni 1703 mit einem Heere von etwa 12,000 Mann eigener und französischer Truppen in Tirol eingedrungen; Kufstein, Hall, Innsbruck waren in seinen Händen, ehe das Volk sich von dem Schrecken der Überrumpelung erholen konnte. „Am 3. Juli, also am Tage nach dem Einzuge Maximilian Emanuel's in Innsbruck, standen die vereinigten Landesvertheidiger unter Merdinger und Brandis, sowie die meraner Schützen unter Flugi, mit 350 Mann negrelischer Musketiere, in der von den Baiern geräumten Verschanzung auf dem Brenner und wiesen hier den Angriff so energisch zurück, daß der Feind an 100 Mann verlor, während von ihrer Seite — als Beweis, wie vortheilhaft die Stellung sein mußte — nicht ein Mann verwundet wurde. Schon ist man im Begriff, in die Offensive überzugehen, als der mit 200 Mann Infanterie und 50 Dragonern herbeieilende östreichische General Guttenstein, aus völlig unerklärlichen Gründen, den Rückzug nach Sterzing befiehlt und den staunenden Baiern die Verschanzung freiwillig überläßt. Welche Absicht der General bei diesem widersinnigen Manoeuvre hatte, ist um so unbegreiflicher, als er, kaum in der Gegend von Sterzing angekommen, wo er sich von dem im Unmuthe nach Hause ziehenden größten Theile des Landvolks verlassen sieht, wieder umkehrte, — aber freilich, um den Posten schon vom Feinde besetzt zu finden. Überdies mußte hier schon Kunde von den günstigen Vorgängen an der pontlatzer Brücke eingegangen sein, die um so mehr, wenigstens zum Festhalten der Verschanzung aufgefodert haben sollte. Im Oberinnthale war nämlich, und zwar hier ausschließlich, vom Landvolke — denn man weiß von keinem dabei betheiligten Adeligen — unter Benutzung der überaus vortheilhaften Terrainbildung ein Schlag auf die unter Marquis von Novion und Grafen Taufkirchen zur Besetzung der Finstermünz hinziehende Truppenabtheilung beschlossen. In demselben Wirthshause zu Landeck, wo die bairischen Offiziere und Soldaten schwelgten, wurde am 29. Juni von dem Wirthe selbst, Johann Linser, zu diesem Zwecke eine Versammlung seiner Vertrauten gehalten. Besonders auf Andringen des Curaten Landerer von Perfuchs wurde der allerdings mit wenig Gefahren für die kundigen Angriffe verbundene Plan verabredet, den an Zahl so geringen, kaum 350 Mann starken Feind in dem engen Innthale bei der pontlatzer Brücke zu überfallen. Zu dem Ende wurden Boten an den Pfleger von Laudegg, Andreas Sterzinger, mit dem man sich schon im Allgemeinen vorher verständigt hatte, abgesendet, damit dieser mit den Oberländern die Brücke abtrüge und die nöthigen Vorbereitungen zur Vernichtung des Feindes träfe. Mit großer Umsicht wurden alle Anstalten von Sterzinger getroffen, jede Communication mit Landeck unterbrochen, die Brücke am 30. Juni abgetragen, und die Steinbatterien am Fließberge, sowie die Verhaue, welche man gemacht, mit 400 Mann und 100 auserlesenen Schützen besetzt. Man muß die Verschwiegenheit bei so vielen Mitwissenden bewundern; denn dem Feinde blieb der unter seinen Augen beschlossene Plan vollkommen verborgen, sodaß er am 1. Juli, ohne Kundschafter, ohne einen Vortrab voranzusenden, man kann sagen blind in sein Verderben rannte. Erst in dem Augenblicke, wo sich die Colonne der Brücke näherte und im Bereiche der Steinbatterien und der versteckt liegenden Schützen angekommen war, schöpfte man Verdacht; aber es war Dies auch zugleich der Augenblick der Entscheidung. Ohne Widerstand leisten zu können, wurden die von Schrecken betäubten Truppen, in dem schmalen Raume zwischen dem reißenden Strome und der steilen Felswand des Fließberges eingeengt, mit einem Hagel von Steinen, Felsstücken und Kugeln überschüttet; wer mit dem Leben davongekommen war, suchte in eiliger Flucht nach Landeck seine Rettung. Hier aber empfing die Geschlagenen und Gehetzten die landecker Sturmmannschaft, und es entstand an der Innbrücke und in den Häusern des Dorfes ein neues furchtbares Gemetzel, wobei denn wieder die ganze Wuth des losgelassenen Volksgeistes sich geltend machte. Die Anführer: Marquis von Novion, Graf Taufkirchen und ein paar andere Offiziere, die mit einigen 20 Dragonern glücklich durch Landeck gekommen waren, wurden an der zamser Brücke gefangengenommen, sodaß nicht ein Mann entkam, der dem Kurfürsten von dieser Niederlage Kunde bringen konnte. Von den Landleuten war übrigens dieser Sieg — wenn man die gefahrlose Niedermetzelung von 350 Menschen durch nahe an 4000 einen Sieg nennen will (ich kann darin nicht die große Heldenthat finden, wozu die tiroler Geschichtschreiber sie erheben wollen) — sehr wohlfeil erkauft worden; nur ein Mann war getödtet, mehre freilich verwundet worden, denn die Baiern hatten wie Verzweifelte gekämpft." Allerdings läßt sich dieser Sieg, für sich genommen, durchaus nicht als Heldenthat bezeichnen, dagegen kann doch nicht in Abrede gestellt werden, daß der erste Entschluß des Volkes, unter den so stark bedrängten Umständen das Fremdherrscherjoch abzuwerfen, diese That zu einer Heldenthat gestempelt hat, woraus dann später noch eine ganze Reihe von unbedingten Heldenthaten erwachsen ist.

(Der Beschluß folgt.)

Venezianische Nächte von Eduard Maria Öttinger. Zwei Bände. Leipzig, O. Wigand. 1846. 8. 2 Thlr.

Wer liebt das Venedig nicht, wie es George Sand in ihren kleinen Novellen so reizend geschildert hat? „Venedig, du einzige Stadt, die nicht durch die Hand, sondern durch den Geist des Menschen geschaffen ist, die du gemacht scheinst, um den Seelen der Gerechten zum vorübergehenden Aufenthalt zu dienen und für sie eine Stufe von der Erde zum Himmel zu sein; Paläste, einst von Feen bewohnt, die noch jetzt ihren magischen Hauch ausströmen lassen; lustige Säulenhallen, die im Sturme schwanken; leichte Spitzen, die sich mit den wogenden Masten der Schiffe vermischen; Arcaden, in welchen tausend Stimmen zu wohnen scheinen, um jedem vorüberhuschenden Tone zu antworten; Myriaden von Engeln und Heiligen, welche auf den Kuppeln ihre Flügel von Erz und Marmor zu bewegen scheinen, wann der frische Hauch des Morgens über ihre feuchten Stirnen hinzieht; du Stadt, du einzige Stadt, die nicht wie alle andern auf schmuzigem Boden ruht, sondern gleich einer Gruppe von Schwänen auf den Wogen schwebt!" Auf diesem Gebiete spielen unsere vorliegenden Erzählungen: leichte, lose Blätter, die keinen Zusammenhang untereinander haben als den des gemeinschaftlichen Hintergrundes. Es sind novellenartige Skizzen, mit Frische geschrieben und mit manchen historischen Notizen durchwebt. Auf Bedeutung wollen und können sie keinen Anspruch machen, da ihre Anlage und Ausführung flüchtig und vorüberrauschend ist, wie eine wahre Nacht Italiens. Es glänzt und schimmert zwar manches schöne Gefühl als leuchtender Stern durch dieselben hin, manch frische, gesunde, sinnliche Anschauung weht als kühlender Luftzug durch dieselben; aber gar Vieles ist doch auch blos nur so ganz oberflächlich hingeschleudert und so manches Andere verletzt unser Gefühl, beleidigt unsere Denkweise, ohne daß man gerade den sittlichen rigoristischen Standpunkt anzulegen nöthig hat. Wir brauchen nur an „Die Laube von Zion" zu erinnern, wo man Vieles übersehen kann, wenn es als eigentlich getreues und wahres Bild des üppigen, ausschweifenden Lebens der Lagunenstadt gelten soll; aber eine Scene ruht doch auf so widerlichen Motiven, daß Niemand im Stande ist, dieselbe als Poesie hinzunehmen. Ein venetianischer Nobile überrascht nämlich die Frau eines Andern, seines vorgeblichen Freundes, in einer Gondel, worin sie eben ihrem Gemahl, dem Sohne des Dogen, auflauert, der seine Nächte in Ehebruch mit einem Judenmädchen zubringt; er sucht sie für sich zu gewinnen, schildert derselben seine Liebe und fleht um Erhörung; sie weist ihn stolz ab. Die Leidenschaft wirkt um so stärker auf das Gemüth des ausschweifenden Nobile: er ersticht die schöne Frau, die sich mit ihrem Stolze und ihrer Zucht seinen Lüsten entgegenstellt, um an dem Leichnam die Frucht zu pflücken, die ihm das Leben verweigerte. Eine solche Scene hat und kann kein Gebiet in der Poesie haben, da sie häßlich und widerlich ist. Die Anlage fast aller Skizzen dieses Buches ist leicht, die Erzählung flüssig, aber auch zum Theil oberflächlich und seicht, ohne tiefe Bedeutung. 92.

Literarische Notizen.

Die Geschichte der heiligen Veronika.

In den dunkelsten Zeiten des Mittelalters kam der Gebrauch auf, das Antlitz des Erlösers auf Stückchen Zeuch zu malen; die völlige Ähnlichkeit mit dem Original oder die Icon (εἰκών), wie man das Bildniß nannte, wurde dadurch beglaubigt, daß man darunter die Worte „Vera icon" (wahres Abbild) schrieb, was allmälig in Veronica verdorben wurde. Viele Geschichtschreiber erwähnen dieser Veronica; Mabillon führte als Gewährsmänner in dieser Hinsicht Stellen aus Romanus, Petrus Cassinensis und Augustinus Patricius an. Auch erwähnt er der Bittschrift einer gewissen Äbtissin der Cistercienserinnen an den Kaplan des Papstes, Jacobus von Trecis, aus dem J. 1249, worin sie diesen bittet, er möge ihr doch eine Copie des in der Peterskirche befindlichen Bildnisses des Heilandes schicken. Er entsprach ihren Wünschen und ersuchte sie, die Copie anzunehmen als „eine heilige Veronica, Christi treues Abbild oder Gleichniß". Die nächste Staffel der Legende war die Entdeckung, daß die ursprüngliche Veronica ein wirklicher Abdruck von dem Antlitz des Heilandes gewesen sei, der durch ein Wunder bei irgend einer Gelegenheit stattgefunden haben sollte: nach Mabillon während des Gebets am Ölberge, nach Ducange auf dem Gange nach dem Calvarienberg, während Dies nach Andern der Anführung von Baronius zufolge auf dem Schweißtuch in der Gruft geschehen wäre. Aber das Märchen war auch so noch nicht vollkommen; denn zuletzt fand man, daß Veronica der Name einer Heiligen sei, die unsern Heiland nach Golgatha geleitete und die, indem sie von des Erlösers Stirn mit einem Tuch den Schweiß trocknete, als Lohn dafür das wunderbare Abbild seines Gesichts erhielt. In der Peterskirche befindet sich ein riesenhaftes Standbild dieses Weibes, welcher Baronius den Namen Bernice beilegt; und was noch schlimmer, ihr Bildniß nimmt in den Herzen eines unwissenden Volkes eine hervorragende Stelle ein. Die Kirchengewalt, weit entfernt die Täuschung aufzuheben, hat eine Belohnung auf den Glauben daran ausgesetzt; Johann XXII., der 1316 Papst wurde, verfaßte ein Gebet, durch dessen inbrünstige Wiederholung unter ebenso inbrünstigem Anschauen des Antlitzes Christi ein Ablaß von 10,000 Tagen erlangt werden konnte. In dieser frommen Hymne wird von dem „unfehlbaren" Dichter folgende abergläubische Lesart der Legende gegeben:

Salve, sancta facies
Mei redemptoris,
In qua nitet species
Divini splendoris,
Impressa panniculo
Nivei candoris
Dataque Veronicae
Signum ob amoris.
Salve, decus seculi,
Speculum sanctorum,
Quod videre cupiunt
Spiritus coelorum.
Nos ab omni macula
Purga vitiorum,
Atque nos consortio
Iunge beatorum etc.

Das Schweißtuch der heil. Veronika wird als Reliquie bei gewissen Gelegenheiten in Rom zur Verehrung öffentlich ausgestellt; vielleicht macht kein Theil des römischen Ritus einen stärkern Eindruck auf die Sinne und die Einbildungskraft des unwissenden Volkes. Daß alle diese Sagen über ein Conterfei des Heilandes bare Erfindungen sind, geht hinlänglich aus den Schriften der ältesten Kirchenväter, namentlich des heil. Augustin hervor, welcher Letztere ausdrücklich erklärt, daß weder von dem Erlöser, noch von der Jungfrau Maria, noch von der heil. Familie, noch endlich von den Aposteln jemals ein Abbild genommen worden sei.

Die Allmacht des Todes.

Sir Walter Raleigh's „History of the world" schließt mit folgenden Worten: „O beredter, gerechter und mächtiger Tod! Du hast Den überzeugt, dem Niemand zu rathen vermochte; was Keiner gewagt, du hast es gethan; du allein hast Den, den die ganze Welt geschmeichelt, aus der Welt geschmissen und verachtet; du hast all die fernsichhinstreckende Größe, allen Hochmuth, alle Grausamkeit und allen Ehrgeiz des Menschen zusammengezogen und Alles mit den zwei kleinen Worten bedeckt: Hic jacet!" 12.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 266. —— 23. September 1846.

König Friedrich's des Großen Besitzergreifung von Schlesien ꝛc. dargestellt von Heinrich Wuttke. Zwei Theile.

(Beschluß aus Nr. 265.)

Der Raum verbietet uns in gleicher Ausführlichkeit auch die übrigen Partien des Werkes zu behandeln; indeß dürfte die bisherige Relation schon genügen, um auch in weiterm Kreise die Aufmerksamkeit auf die eigenthümlichen Vorgänge zu lenken, die neben den gewöhnlichen Erfodernissen, z. B. einer fleißigen Quellenforschung, die vorliegende Arbeit des Hrn. Wuttke auszeichnen, auf die Kenntniß nämlich, mit welcher der Verf. auf dem schwierigsten Gebiete der Geschichte, in der Entwickelung innerer Verfassungsfragen, sich bewegt, sowie auf den umsichtigen Takt, mit welchem Das, was in Schlesien sich zugetragen, stets in den innigsten Zusammenhang mit dem Sein und Werden des gesammten Vaterlandes gesetzt ist. Von dem Standpunkte aus, den wir bei der Geschichtsforschung preußischer Landschaften gegenwärtig beachtet zu sehen wünschten, interessiren uns natürlich aus den folgenden Darstellungen vorzugsweise die weitern Veränderungen in der Verfassung, deren Grundzüge wir oben mitgetheilt haben. Und nachdem wir bereits bei der Reformationsgeschichte Schlesiens es angedeutet, wie der Einfluß dieser religiösen Bewegung auf den Beruf der ständischen Machtvollkommenheit und die Erhebung des obersten Herzogs hingewirkt, bleibt uns hier nur noch ein kurzer Hinblick auf die fernere, in gleicher Richtung aber in steigender Progression fortschreitende Bewegung, wie die Theilnahme Schlesiens an der Wahl des pfälzischen Friedrich und der Dreißigjährige Krieg mit seinen Greueln sie bewirkt.

Es geht hier im Grunde dieselbe Veränderung vor, die fast in allen Staaten Europas während der damaligen Zeit sich bemerklich macht: der Sieg der regierenden Häuser und der Landeshoheit über die corporative Selbständigkeit der Völker, der in unsern deutschen Landen wie bekannt unter der eigenthümlichen Modification eintritt, daß ebenso rasch als die kaiserlichen Gerechtsame über das Reich zerfallen, die fürstliche Hoheit in den Erblanden bis zu absolutem Regimente sich erhebt. Willkür, Gewalt der Waffen, Bruch der alten Rechte bemerken wir auch hier als die mächtigsten Hebel dieser fürstlichen Revolution, die später in ebenmäßigem Gegensatze die Greuel der Volksrevolutionen hervorrief; ebenso wenig aber kann man verkennen, daß auch in Schlesien die Stimmung und politische Haltung, innerlich gebrochen und in sich haltlos, jenen Proceß der Vernichtung erleichterte. Der rechte Sinn für die Freiheit, richtiger für die politischen Freiheiten, ist verloren: gegenüber den zerfallenden corporativen Zuständen, deren früher nothwendigen Schutz das geordnetere Leben jetzt entbehrlich machte, die jetzt meistens nur in dem lästigen Druck ihrer Vorrechte sich bemerklich machten, erwachte in dem Volke selbst das Bedürfniß nach einem allgemeinen Willen, einer einigen und allseitigen obersten Leitung, und indem Jeder auf die Erhaltung seiner persönlichen Existenz, höchstens noch der Glaubensfreiheit sich beschränkte, kam jene trostlose, aus der trüben Vermischung des politischen und religiösen Gebiets erwachsene Idee von dem leidenden Gehorsam auf, die das zu Unterthanen herabgedrückte Volk sich willig unter die Monarchie des obersten Herzogs beugen ließ, um so williger, als das allgemeine Oberhaupt beiweitem mehr als die zerfallenden Körperschaften das gesammte Land, das allgemein Löbliche ins Auge faßte, der Großen willkürlichen Sinn zu beugen und dem Geringern Recht zu schaffen suchte.

Am Schlusse dieser revolutionnairen Bewegung, etwa unter der Regierung Leopold's I., finden wir zwar noch das alte Gerüste der Verfassung, sie selbst aber hat nicht mehr die frühere Kraft und Autorität. Der Oberhauptmann ist nicht mehr ein Organ regierender Stände, sondern der vom kaiserlichen Hofe eingesetzte Präsident eines Collegium, dessen sämmtliche Glieder die kaiserlichen Interessen zu wahren eidlich verpflichtet sind. Der schlesische Fürstentag, jetzt Conventus publicus genannt, war, ähnlich wie der Senat des kaiserlichen Roms, zu einer bloßen Verwaltungsbehörde herabgesunken, die unter Aufsicht des Oberamtes, dem das votum conclusivum zusteht, die kaiserlichen Propositionen meistens über Steuersachen verhandelt, dessen eigene, „per modum conditionum eingerückte Schlüsse" einmal ein allergnädigstes Rescript dahin bescheidet, daß Solches „wider die Convenienz und Wohlanständigkeit zu sein scheine", daher „der Conventus publicus in Zukunft alle nicht ad postulata gehörenden Vorstellungen auslassen solle, damit Weitläufigkeiten vermieden würden". Die alten Fürstengeschlechter wa-

ren allmälig ausgestorben: unter demselben Namen, doch ohne das Recht der Besteuerung und Gesetzgebung, ohne die höhere Gerichtsbarkeit, an andere meist östreichische Geschlechter vergabt, war die Herzogswürde Nichts als ein leerer Titel, dem sogar der goldene Kammerherrnschlüssel schon als eine Auszeichnung galt. In entsprechender Weise finden sich auch noch ständische Zusammenkünfte der einzelnen Fürstenthümer, aber nur unter Vorwissen des königlichen Amtes und in der Art, daß „unter seinem Praesidio et accedente voto conclusivo der Schluß abzufassen und zu veröffentlichen", „seiner Ratification und Confirmation" alle Geschäfte „untergeben", überhaupt ihm „die gebührende Direction und Inspection in denen Landessachen" stets überlassen war. Diese „königlichen Ämter", der Landeshauptmann nämlich und die ihm zur Seite stehenden königlichen Regierungen, sämmtlich kaiserliche Beamte, jedem Winke des Oberamtes gehorsam, hatten jetzt das Heft der Regierung in Händen. Die politischen Elemente, auf deren gediegener Grundlage die alte Verfassung des Landes geruht hatte, befinden sich in völliger Auflösung. Das städtische Regiment war in den Händen einer abgeschlossenen Geschlechteraristokratie, welche die Zünfte von aller öffentlichen Thätigkeit verdrängt hatte, und die gesammte Verwaltung, sofern das Oberamt nicht befehlend eingriff, durch die aus ihrer Mitte erwählten Stadträthe leiten ließ. Aus den Rittern war ein geschmeidiger Hofadel geworden, der unter dem Schutze des Kaisers der Stifte und der besten Beamtungen sich zu bemächtigen, die Städte vom Landbesitze fernzuhalten und die freien Landleute von Grund und Boden zu verdrängen suchte. Der gemeine Mann auf dem Lande, durch den langen Krieg am schwersten getroffen und dem Andringen des Adels erliegend, war ohne die allermindeste Geltung: Dienste und Leistungen nahmen wie in andern deutschen Ländern jetzt überhand und schienen von Rechtswegen und von jeher vorhanden; planmäßig und folgerecht wurde der Niedrige in den Staub getreten. Alles war an Unterthänigkeit gewöhnt.

Eine traurige Zeit, trauriger noch dadurch, daß die östreichische Administration, eine formenreiche aber saumselige und in Alles sich einmischende Beamtenwelt und ein harter Steuerdruck, auch die materielle Wohlfahrt des Landes lähmte. Innerhalb dieses Gebiets liegen unstreitig Friedrich's des Großen bedeutsamste Verdienste um Schlesien, und Ref. möchte daher schließlich den Wunsch noch aussprechen, daß der Verf. nach den schlesischen Kriegen nicht blos den Umsturz der alten Verfassung, sondern auch den Ausbau der neuen Verwaltung, die vielleicht mechanische, jedenfalls aber die materielle Wohlfahrt des Landes fördernde Organisation Schlesiens unter preußischem Scepter darstellen möge. Es gehört doch auch nach der ursprünglichen Anlage Dieses noch näher in das vorliegende Werk als die sonst gewiß höchst dankenswerthen Excurse über die schlesische Dichterschule und die Katholisirung Schlesiens. 105.

Briefe aus und über Tirol, geschrieben in den Jahren 1843—45. Von E. von Hartwig.

(Beschluß aus Nr. 265.)

Bei dem Aufstande der Tiroler 1809 blickte unser Verf. fortwährend vergleichend zu dem Jahre 1703 hinüber, und man kann nicht leugnen, er ist oft sehr glücklich im Auffinden der Parallelen. Andreas Hofer ist sehr richtig geschildert als ein Mann der Umstände von gediegenem innern Werthe, ohne in jeder Beziehung groß und ausgezeichnet zu sein; als ein Mann aus dem Volk mit treuer Liebe fürs Volk, aber zugleich ein wankendes Rohr zwischen den Einflüsterungen von der verletzten Kirche und von dem gedemüthigten kaiserlichen Hofe; als ein Mann von ungemeinem Volksvertrauen, von oft starkem Willen und theilweise energischem Handeln, der blos das Unglück hatte, nicht immer ganz glücklich gewesen zu sein, der neben seinen vielen Vorzügen leider auch die Schwäche besaß, sich gelegentlich zum Werkzeug der beleidigten Großen und Frommen fast willenlos benutzen zu lassen. Der Kapuziner Haspinger übte eine bezaubernde Kraft über den großen Mann aus. „Es unterliegt keinem Zweifel, daß man in Wien bei der Organisation des Aufstandes daran dachte, einige Männer aus dem Volke zu gewinnen, die einen bedeutenden Einfluß hatten, zugleich aber dem Kaiserhause treu ergeben, ohne ehrgeizige Absichten waren. Hormayr schreibt sich das Verdienst zu, auf den später von ihm so herabgewürdigten Sandwirth Hofer aufmerksam gemacht zu haben, welcher durch sein Geschäft als Wein- und Branntweinhändler im ganzen Lande herumkam, der italienischen Sprache vollkommen mächtig war und durch seine auffallende Persönlichkeit — er war ein schöner, kräftig gebauter Mann mit einem großen schwarzen Bart, den er nicht verschnitt, in einem kurzen grünen Tuchrock, von den braunen Lohdenzacken der Passeyer durchaus verschieden gekleidet — Jedermann bekannt. Hofer war auch ganz der Mann, wie man ihn brauchte; denn vielleicht hätte ihn ein höherer Grad geistiger Kräfte und mehr Selbstgefühl (freilich vermißt man Beides an ihm) nicht so zu einem bloßen Werkzeuge werden lassen, wozu man ihn machen wollte. Er war eine einfache, fromme, treue Natur ohne andere Triebfedern als die für Religion, das Vaterland und den Kaiser, welchem er persönlich anhänglich war. Denn obgleich er beim Beginn des Aufstandes allerdings dem Bankrott sehr nahe war, so hat er doch die Zeit seiner Herrschaft nicht zu eigennützigen Zwecken benutzt, wozu sich ihm doch die beste Gelegenheit darbot. Übrigens wird von Personen, welche als Beamte bei der Hormayr'schen Intendantschaft und zugleich unter Hofer's Regiment hohe Posten einnahmen, bezeugt, daß der schlichte «Samer» mehr Einigkeit, Ruhe, Ordnung und Sicherheit im Lande erhielt als der geistreiche und hochgebildete Hormayr." Aus dieser wie aus mehren andern Stellen geht klar hervor, wie wenig unser Verf. geneigt ist, die Verdienste des Herrn von Hormayr anzuerkennen, welche dieser in seiner bekannten „Geschichte Andreas Hofer's" Nichts weniger als klein ansieht, ja nicht selten stark aufgeblasen der Welt ausposaunt.

Das tragische Ende dieses glücklich begonnenen denkwürdigen Aufstandes ist von unserm Verf. ungewöhnlich kurz gefaßt, aber dennoch wird eine tiefe Wirkung nicht verfehlt. Die Franzosen und Baiern waren endlich nach langem vergeblichen Kampfe mit gewaltiger Übermacht die Beherrscher Tirols geworden. Gegen Ausgang des Jahres 1809 war wieder Ruhe im Lande. Ein Hirtenbrief des Erzbischofs von Brixen, sowie eine Proclamation des Generals Baraguay d'Hilliers zeichneten sich durch Milde aus und wußten das Volk zu gewinnen und zu bekehren. „Obwol Baraguay d'Hilliers im Allgemeinen Milde vorwalten ließ, so fanden doch bei der vorgenommenen Entwaffnung mehre militairische Executionen statt. Man suchte sich besonders der Anführer des letzten Aufstandes zu bemächtigen; indeß entkamen Alle bis auf Peter Mayr, Wirth

in der Mahr, welcher am 20. Febr. zu Botzen erschossen wurde, und Hofer. Dieser hatte sich in die Berge des Passeyrthals geflüchtet, und obwol ihn alle seine Freunde dringend zur Flucht auffoderten, welche ihm leicht gelingen konnte, blieb er, in einer Art von Apathie, zurück, wie er sich ausdrückte, «dem Schutze der Gottesmutter vertrauend». Freilich konnte er nicht ahnen, daß er in der Person seines Gevatters, des Joseph Staffel, einen Verräther finden würde, welcher dem General Huard, für den auf seinen Kopf gesetzten Preis von 1500 Gulden, den Aufenthaltsort Hofer's in der Sennhütte des Pfandler entdeckte, und dadurch die Verachtung des ganzen Landes auf sich zog. In der Nacht vom 27. zum 28. Jan. 1810 wurde Hofer mit seiner Frau und seinem Sohne dort überrascht und nach Meran abgeführt. Es ist bekannt, daß man ihn in Mantua, dessen Commandant derselbe General Brissen war, der im April bei Innsbruck capituliren mußte, vor ein Kriegsgericht stellte. Weil er nach der unterm 25. Oct. zugesandten Begnadigungsamnestie dennoch wieder die Waffen ergriffen, und weil man bei seiner Gefangennehmung, im Widerspruche mit dem Patente des Vicekönigs vom 12. Nov., Waffen gefunden hatte, wurde er zum Tode verurtheilt, und dieses Urtheil am 5. Febr. 1810 an ihm vollzogen."

Am Schlusse dieses historischen Theils des Werkes macht der Verf. noch auf den großen Jubel aufmerksam, womit man in Tirol wieder östreichisch geworden war, wie bereitwillig Versprechungen gemacht, wie froh man sich der schönsten Zukunft hingegeben. „Es waren hier", wird bei dieser Gelegenheit sehr richtig bemerkt, „wie überall damals in Deutschland, die Erwartungen zu hoch gespannt gewesen, man hatte vielleicht zu viel versprochen und — zu viel erwartet."

Die hierauf folgenden drei Briefe sind Beschreibungen einiger Reisen in Tirol, welche überhaupt interessant zu lesen sind, aber doch vorzugsweise für Leser Interesse haben, welche schon an Ort und Stelle gewesen sind, oder eben mit der Absicht umgehen eine ähnliche Reise zu machen. Daran schließen sich vier Briefe über politisch-religiöse Verhältnisse, welche Ref. gern gelesen hat, weil sie nirgend bis zu den jetzt so beliebten Extremen ausschweifen, aber dennoch mit einer ehrenwerthen Freimüthigkeit geschrieben sind, wohinein sich unsere deutsche Tagespolitik gar nicht gut finden kann. Ganz besonders interessant ist der Abschnitt über die ekstatischen Jungfrauen in Tirol. Die eine, Maria von Mörll, hat der Verf. selbst gesehen und zwar in dem ergreifendsten Momente hochgespannter Verzückung. Ob die wunderbare Erscheinung auf Wahrheit oder Betrug beruht läßt der Verf. ziemlich ganz unbeantwortet. Er hütet sich, seine Gläubigkeit auszusprechen, und verwahrt sich ebenso stark gegen den Schein der Ungläubigkeit. Dies betrübte Capitel der Verirrungen der Menschen ist durch Prof. Ennemoser ausführlich bekannt geworden. In der Beschreibung der tiroler Kirche hätte sich der Verf. vielleicht kürzer fassen können. Ref. will es wenigstens so scheinen, als wenn der Gebrauch des Weihwassers, das Knien, die Predigt, Ohrenbeichte, Communion, das Meßopfer, der Rosenkranz, überhaupt der ganze römisch-katholische Gottesdienst schon so bekannt vorauszusetzen war, daß eine Beschreibung und Erklärung recht gut erspart werden konnte. Die letzten fünf Briefe geben Charakterzüge aus dem Volksleben, Schilderungen aus dem italienischen Tirol, Excursionen in die Umgegend von Botzen und Innsbruck, klimatische Verhältnisse der meraner Gegend.

Die ganze Anlage des Werkes ist eine sehr gelungene zu nennen, nur will die Briefform nicht so recht natürlich zum Ganzen passen. Es scheint, als wenn Dies der Verf. auch gefühlt habe, denn er gibt eigentlich keine Briefe; Das was er so benannt hat, würde Niemand dafür nehmen, wenn es nicht so benannt wäre. Die einzelnen Schreiben sind datirt und von irgend einem genannten Orte aus geschrieben, aber an keine Person gerichtet; es sind überhaupt alle persönlichen Interessen streng vermieden, sodaß sie unmittelbar zu Vorträgen, zu Abhandlungen werden, sobald man ihnen ihr „München — September 1843", „Meran . . . 1844" u. s. w. wegnimmt. 52.

Oliver Cromwell über Gewissensfreiheit.

Thomas Carlyle hat seinem Werke, worin er mittels der gesammelten Reden und Briefe des großen Protectors Oliver Cromwell die Ehrenrettung des vielgeschmähten Charakters dieses merkwürdigen Mannes versucht *), einen Nachtrag unter dem Titel „Supplement to the first edition of Oliver Cromwell's Letters and speeches" folgen lassen, welcher der zweiten Ausgabe dieses Werkes einverleibt werden, aber für die Besitzer der ersten Ausgabe auch besonders gedruckt erschienen ist. Dieser Nachtrag enthält eine Menge ebenso wichtiger Urkunden wie das Werk selbst, die ihm von vielen Seiten nach Veröffentlichung des letztern und durch die damit erzielte Anregung Derer, die sie in Händen hatten, zugeflossen sind. Der Herausgeber findet durch den Inhalt dieser neuen Beiträge das frühere Urtheil über seine Helden nur bestätigt. Wir theilen daraus ein Schreiben Cromwell's an den Generalmajor Crawford, vom 10. März 1643 datirt, mit, weil es die Ansicht eines Mannes über Gewissensfreiheit darstellt, den man sich nach den bisherigen Schilderungen immer als einen heuchlerischen Fanatiker vorgestellt hat. Es betrifft die gegen einen andern höhern Offizier von Seiten mehrer seiner Kameraden erhobenen Anklagen. „Diese Anklagen", schreibt Cromwell, „sind hier eingetroffen; der Oberbefehlshaber war aber durch Geschäfte so behindert, daß er noch nicht Zeit gefunden hatte, seine Vertheidigung entgegenzunehmen; die einfache Gerechtigkeit aber erfodert, daß man ihm, sowie jedem Andern, diese zugestehe, ehe man ein Urtheil über ihn fälle. Während seines Aufenthalts hier und seiner Abwesenheit von Euch hat er mich wissen lassen, wie sehr es ihn schmerzt, von seiner Stelle entfernt zu sein, besonders in diesem Augenblick, wo das Regiment in Thätigkeit gesetzt werden soll; und da er mich um meine Meinung fragte, gab ich ihm den Rath, schleunig zu Euch zurückzukehren. Wahrlich! Ihr seid nicht wohl berathen, Euch eines der Sache so treu Anhängenden zu entledigen, der überdies so geeignet ist ihr zu dienen, wie dieser Mann. Erlaubt mir, daß ich Euch sage, daß ich durchaus nicht Eurer Meinung sein kann. Freilich wird ein Mann, der wegen Gottlosigkeit, wegen Fluchens, Saufens übel berüchtigt ist, in Eurer Zuneigung nicht die Stufe einnehmen, die Ihr Dem einräumt, der sich zu fluchen und zu sündigen scheut; solche Eigenschaften werden Eure Wahl von Männern als geeigneten Werkzeugen in seinem Dienst nicht bestimmen! Aber der Mann ist «ein Wiedertäufer». Seid Ihr Dessen so gewiß? Aber Dies selbst zugegeben, soll Dies ihn unfähig machen, dem Gemeinwesen zu dienen? «Er ist unbesonnen.» Es mag in manchen Fällen sich so verhalten; aber wir Alle haben menschliche Schwachheiten. Ich sage Euch, daß, wenn Ihr keine andern als solche «unbesonnene Männer» um Euch habt, und es gefiele Euch, sie freundlich zu behandeln, Ihr einen so guten Schirm für Euch in ihnen finden würdet, als Ihr Euch nur aussuchen könnt. *Mein Herr! Der Staat darf, wenn er sich Leute für seinen Dienst aussieht, nicht nach ihren Meinungen fragen; wenn sie bereit sind, ihm treu zu dienen, so genügt Dies!* **) Ich gab Euch früher den

*) Vergl. hierüber Nr. 101 d. Bl. D. Red.

**) — war der Mann nur sonsten brav und tüchtig,
Ich pflegte eben nicht nach seinem *Stammbaum*,
Nach seinem *Katechismus* viel zu fragen —

läßt Schiller Wallenstein sagen, und so hielten's alle „großen" Potentaten und Staatsmänner, die etwas Großes in der Zeit schaffen wollten und zu schaffen wußten; die Gegentheile haben dagegen stets einen entgegengesetzten Grundsatz festgehalten.

Rath, mit Leuten, die im Denken von Euch abweichen, Nachsicht zu haben; hättet Ihr damals meinen Rath befolgt, Ihr würdet, wie ich glaube, nicht so viele Steine, worüber Ihr gestolpert, auf Euerm Wege gefunden haben. Möglich, daß Ihr anders urtheilt; aber ich sage Euch was ich darüber denke. Ich wünsche, daß Ihr diesen Mann wieder zu Gunsten aufnehmt und eine günstige Meinung von ihm faßt. Ich glaube, daß, wenn er meinem Rath Gehör schenkt, er nur Eure Achtung verdienen wird. Hütet Euch, allzu scharf zu sein oder Euch von Andern leicht gegen Diejenigen reizen zu lassen, denen Ihr Wenig mehr vorwerfen könnt als daß sie nicht allenthalben in den Ansichten über religiöse Dinge mit Euch zusammentreffen. Sollte ein anderes Vergehen ihm zur Last fallen, so muß dies auf gerichtlichem Wege entschieden werden. Ich weiß, daß Ihr selbst es nicht für geziemend erachtet, daß man einen Feldhauptmann anders als im Wege Rechtens seines Dienstes entlasse. Ich zweifle, ob Ihr oder ich irgend einen Vorgang dafür anführen könnt." 12.

Bibliographie.

Aus dem Wanderbuche eines verabschiedeten Lanzknechts. (Schwarzenberg.) Als Manuscript gedruckt. Wien. 1844. 9 Thlr. 10 Ngr.

Belani, H. E. R., Marie Antoinette. Aus dem Leben einer Königin. Zwei Theile. Leipzig, Fritzsche. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Bohn, E., Walhalla geschichtlicher Heldenthaten und Abenteuer in Balladen für die Jugend und das Volk. Nordhausen, Fürst. Kl. 8. 12½ Ngr.

Delius, N., Die Tieck'sche Shakspearekritik beleuchtet. Bonn, König. 8. 20 Ngr.

Fiedler, E., Geschichte der volksthümlichen schottischen Liederdichtung. Zwei Bände. Zerbst, Kummer. Gr. 8. 2 Thlr. 22½ Ngr.

Franck's, J., geistliche Lieder. Nach der Ausgabe letzter Hand unverändert herausgegeben von J. L. Pasig. Nebst einem Anhang dazu gehöriger Originalmelodien. Grimma, Gebhardt. 8. 12 Ngr.

Der fidele Gastwirth. Oder prachtvolle, machtvolle Kreuz- und Querzüge durch Hôtels und Kneipen. Nordhausen, Fürst. 12. 10 Ngr.

Höfken, G., Englands Zustände, Politik und Machtentwicklung, mit Beziehung auf Deutschland. Zwei Theile. Leipzig, Mayer. Gr. 8. 4 Thlr.

Isidor (v. M.), Gesammelte Schriften. 7ter und 8ter Band: Novellen und Erzählungen. Zerbst, Kummer. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Köberle, J. G., Rom unter den letzten drei Päpsten und die zweite Reformation in Deutschland. 2ter Band: Die italienische Revolution und die deutsche Nationalkirche. Leipzig, Grunow. 8. 2 Thlr.

Lacroix, P., Die Abenteuer des großen Balzac. Komische Erzählung aus den Zeiten Ludwig's XIII. Drei Bände. Nordhausen, Fürst. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Meinhold, W., Gesammelte Schriften. 2ter Band. Leipzig, Weber. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Memoiren eines deutschen Arztes. Von ihm selbst erzählt. 1sten Bandes 1stes Heft. Breslau, Trewendt. 8. 5 Ngr.

Mörtl, T., Lieder und Sagen. Straubing, Schorner. Gr. 12. 1 Thlr.

Müller, C., Der Nachtwächter. Eine komische Scene. Neue Auflage. Straubing, Schorner. 1845. 8. 2 Ngr.

Murray, C. A., Der Prairie-Vogel. Scenen aus den Wildnissen des westlichen Nordamerika. Nach dem Englischen von W. Corte. Zwei Theile. Zerbst, Kummer. 8. 3 Thlr.

Rückert, E., Freja's Ursprung, Blüthe, Untergang und Wiedergeburt in Latium. Eine mythologische, chronologische und ethnographische Untersuchung der trojanisch-römischen Stammsage. Hamburg und Gotha, F. und A. Perthes. Gr. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.

Die römischen Satiriker. Für gebildete Leser übertragen und mit den nöthigen Erläuterungen versehen von H. Düntzer. 1ste Lieferung. Braunschweig, Meyer sen. Lex.-8. 1 Thlr.

Biographische und literarische Skizzen aus dem Leben und der Zeit Karl Förster's. Herausgegeben von L. Förster. Dresden, Gottschalck. Gr. 8. 2 Thlr.

Udo der Stählerne oder die Ruinen von Drudenstein. Eine niedersächsische Volkssage vom Verfasser Wallrabs von Schreckenhorn. Nordhausen, Fürst. 8. 15 Ngr.

Urlichs, L., Römische Topographie in Leipzig. II. Antwort an Herrn Becker. Bonn, König. Gr. 8. 7½ Ngr.

Wittmann, G. M., Übersetzung und Erklärung der Psalmen. Nach des Verfassers mündlichen Vorträgen herausgegeben von M. Sintzel und einem seiner Freunde. Mit dem Bildniß des Verfassers. Straubing, Schorner. Gr. 8. 1 Thlr.

Wolanski's, T. v., Briefe über slawische Alterthümer. 1ste Sammlung. Gnesen, Günther. Gr. 4. 1 Thlr. 20 Ngr.

Tagesliteratur.

Album der Lutherfeier der Gesellschaft Iris zu Frankfurt a. M. Gießen, Heyer. Gr. 8. 10 Ngr.

Asher, C. W., Quid faciamus nos? Deutschland, England und der freie Handel. Versuch einer Beantwortung des unter dieser Rubrik im Janus (1836 Nr. 25) enthaltenen Artikels. Berlin, Besser. Gr. 8. 8 Ngr.

Aufruf eines der ältesten Geistlichen an seine Amtsbrüder. Mit Hinweisung auf den religiösen Zustand von Galizien und Schlesien. Oppeln. 12. 3 Ngr.

Beste, W., Sendschreiben an den Bürgerverein zu Braunschweig. Zugleich eine populäre Critik der von dem Hrn. Dr. Hanne gegen die Ächtheit der Evangelien vorgebrachten Gründe. Braunschweig, Meyer sen. Gr. 8. 10 Ngr.

Chronik der 300jährigen Todesfeier Dr. Mart. Luther's, am 18. Febr. 1846, in Frankfurt a. M. Herausgegeben von G. Friedrich. Frankfurt a. M., Oehler. Gr. 8. 7½ Ngr.

Hesekiel, G., Preußenlieder. Magdeburg, Heinrichshofen. 8. 4 Ngr.

Memorial an die hohe Tagsatzung von den sämmtlichen Gemeinden des Bezirks Murten, den Beschluß des Tit. Großen Raths vom 9. Juni betreffend. Bern, Fischer. 8. 5 Ngr.

Perty, M., Die Gymnasien als Bildungsanstalten für den Humanismus im weitern Sinn. Mit besonderer Rücksicht auf das höhere Gymnasium zu Bern. Rede. Bern, Huber. Gr. 8. 4 Ngr.

Schiller, S. M., Die Heiligung des göttlichen Namens. Ein Kanzelvortrag über Ezechiel 36, 17—26. Leipzig, Fritzsche. Gr. 8. 2 Ngr.

Sybel, H. v., Über die heutigen Tories. Rede. Marburg, Bayrhoffer. 8. 3 Ngr.

Wie ist der Noth der Volksschullehrer durch eine zeitgemäße Association unter denselben dahin abzuhelfen, daß sie am Abend ihres Lebens nicht hungern. Soldin, Siebert. 8. 2½ Ngr.

Zeller, H., Die fünf ersten Christen. Betrachtung über Joh. Kap. 1, V. 35—51. Straßburg, Levrault. 12. 3 Ngr.

— — Der Hauptmann Cornelius; oder wann und wie man Christ wird. Straßburg, Levrault. 12. 2 Ngr.

— — Das dumm gewordene Salz. Straßburg, Levrault. 12. 2 Ngr.

— — Über den Zeitgeist. Straßburg, Levrault. 12. 2 Ngr.

— — Wie man den Willen Gottes mit Gewißheit erkennen kann. Straßburg, Levrault. 12. 2 Ngr.

— — Zachäus. Betrachtung über Luc. Kap. 19, V. 1—10. Straßburg, Levrault. 12. 2 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 267. —— 24. September 1846.

Königsberg und die Königsberger von Alexander Jung. Leipzig, Kirchner. 1846. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Der Verf. sagt von seinem Buche, daß es Dichtung mit Wahrheit gesell: es sei kein ängstliches Referat, sondern eine freie Production, zum Theil ein Drama des Gegenstandes, und daß der Socialismus das innerste Princip wie das Resultat der Schrift sei. Betrachten wir danach zuerst die Darstellung. Die Schrift zerfällt in eine „Allgemeine Charakteristik", eine Abtheilung „Politisch-sociale Bewegung", eine „Kirchlich-sociale Bewegung", und in „Literarische Zustände und Genrebilder". Die allgemeine Charakteristik beschäftigt sich mit einer kurzen Skizzirung der Lage der Stadt und Hervorhebung gewisser Vorgänge: eines Speicherbrandes, einer nächtlichen Translocirung eines Kirchhofs und Anderm, welches zu schildern der Verf. gerade Kunst und Neigung besitzt. Hier ist in der That nicht wenig Dichtung vorhanden, und wenn die Hauptsache des Verf. ist, die Bewegung eines universellen Socialismus auch in den Handlungen der königsberger Bürger nachzuweisen, so begreift man die Beziehung dieses Theils zum Ganzen [illegible] nicht. Straßen, Plätze, Läden, oder die elenden „Dzimken" (polnische Leibeigene), welche der Verf. mit Behaglichkeit schildert, scheinen doch wol nicht mit dem gegenwärtigen Willen der königsberger Bürger in irgend einer Beziehung zu stehen. Ob aber hierfür der asiatischen Cholera eine Wirkung zugestanden, und sie den Boden aufgelockert habe, wie der Verf. sagt, getrauen wir uns nicht zu verneinen, da solchen Geheimnissen unsers planetarischen Lebens Alles möglich sein kann. Ein einfaches Urtheil aber aus gewöhnlichen, begreiflichen Thatsachen möchte behaupten, daß noch mehre Male die Cholera über Königsberg hätte hereinbrechen können, ohne den Willen zu einer Bürgergesellschaft zu bringen, wie sie entstanden, wenn nicht Motoren der Bewegung dagewesen wären, die ihre Erkenntniß ausgeführt hätten. Zu diesen gehört aber unter keinen Umständen der vormalige Oberpräsident v. Schön, wiewol ihn der Verf. als Hauptrepräsentanten der königsberger Bildungsphase, auch der kommenden, bezeichnet. An diesen Mann wurden nur in einer langen Zeit gewisse Hoffnungen geknüpft wegen seines Mitwirkens in einer bekannten frühern Zeit, und weil er von dem gegenwärtigen Könige als Kronprinzen nicht nur mit unverkennbarer Auszeichnung, sondern vielmehr selbst mit anscheinender Freundschaft behandelt wurde. Als jene Hoffnungen mit Schön fielen, wäre es bei demonstrirenden Ehrenbezeigungen geblieben, ja selbst, daß die Foderung des Huldigungs-Landtages als unstatthaft bezeichnet wurde, hätte nur bei Denen, die es verstanden, eine gewisse Misstimmung erregt, wenn eben nicht zur That aufgefodert worden wäre. Diese Auffoderung geschah nun, wie der Verf. sagt, von „einigen Literaten und andern gebildeten Männern", in Folge einer gewünschten Nachahmung von Handwerkervereinen, die bereits in andern deutschen Städten bestanden, namentlich in Berlin und Magdeburg. Die neue und jene Männer auszeichnende Erkenntniß wurde nun die: in einem Vereine alle staatsbürgerlichen Stände gleich zu umfassen und den Willen dieser Bürger an Erkenntniß und freies Urtheil zu knüpfen.

Bürger soll sein, wer eine ehrenwerthe, dem Gemeinwohl hingegebene Gesinnung hat: Bürger, wer sich frei weiß von innen heraus, aber auch frei sein will nach außen hin, soweit es die Freiheit seines Nebenmannes, soweit es die Ordnung des Ganzen zuläßt; Bürger, wer das Gesetz achtet, aber auch fodert, daß das Gesetz selbst keine Willkür übe, kein geschriebener todter Buchstabe sei; Bürger endlich, wer einen Standpunkt hat, auf dem er sicher fußt, einen Boden, den er durch Arbeit bebaut, die er aus dem Grunde versteht, die dem Gemeinwohl zu statten kommt. Der Stand macht nicht den Bürger, sondern die Gesinnung, die Arbeitstüchtigkeit machen ihn; alle Stände sollen miteinander verkehren, leicht, fröhlich, ohne allen Verdacht, schnell miteinander vertraut sein.

Diese Darstellung ist nicht ohne Wahrheit. Man wollte in der That Solches in Königsberg. Es ist nur zu bedauern, daß aus der Darstellung des Dramas eines Vereinsabends, nach dem Verf., hervorgeht, daß jener Wille einen noch sehr rohen Boden vor sich hatte: Rauchen, Essen, Trinken, Schreien und Brüllen sind die Thätigkeiten des Chors, d. i. der Gesellschaft, als Antwort und Mitwirkung der redenden Personen, deren Namen wir nicht erfahren, wahrscheinlich weil sie die Reden, wie sie in dem Buche stehen, gar nicht gehalten haben, worauf der Verf. etwas aufmerksam zu machen nicht vergessen hat. Vielleicht aber ist die Thätigkeit des Chors auch nicht so wirklich gewesen, und der

Digitized by Google

Verf. hat nur aus Rücksichten der Kunst nöthig gehabt, den Humor des Drama hervorzuheben. Es ist denn doch übel, daß man aus Dichtung und Wahrheit, aus einer freien Production, die weder ein Gedicht des Objects noch des Subjects sein soll, sich ein Urtheil über wirkliche Thatsachen und Vorgänge zu bilden veranlaßt wird. Hierin liegt nicht nur ein großer Fehler, sondern auch eine Schwäche der Darstellung und Auffassung. Denn mag man die gegenwärtig in Deutschland zu Tage gehenden Handlungen auch nur als ein Resultat einer sogenannten Bewegung ansehen, so ist sie doch dem Ziele nach, das man ihr beimißt, zu ernster, ja heiliger Natur, als daß sie nicht ein Recht hätte, die für sie nothwendige Auffassung und Darstellung zu fodern. Jene ist aber die Erkenntniß, diese die Wahrheit; nicht daß Jemand einen Blumenstrauß zu seinem Gefallen und zu seinem Spiele sich sammelt. Ein Mehres ist, der Bearbeitung nach, die vorliegende Schrift nicht. Wem der Strauß gefällt, wird Behagen daran finden; aber auch nur so lange als die Blumen frisch sind. Man wird nicht einwenden können, daß zu einer höhern kunstgemäßen Darstellung Dichtung gehöre; denn wollte man auch übersehen, daß es sich hier um Geschichte handelt, so soll doch selbst das Gedicht nicht Dichtung, sondern Wahrheit, eine Folge oder wenigstens ein Versuch der Erkenntniß sein. Nur dem Subjecte mag es freistehen, über sich selbst eine Dichtung zu geben.

Wenn uns nun danach die Bearbeitung zu viel von Tändelei im Idealen an sich zu haben scheint, ein Vorwurf, der auch den übrigen Schriften des Verf. wol gemacht werden könnte, so soll uns Dieses doch nicht abhalten, die Erkenntniß des Verf. vom Socialismus und von den Beziehungen der Bürgergesellschaften zu dessen Entwickelung, soweit es angeht, mit Lob hervorzuheben. Er sagt:

Alle sind zur Wahrheit, zum Rechte, zur Erfüllung des Gesetzes berufen; Alle sollen darin fortschreiten, und Dies zusammen erst, daß man die öffentliche Verbindung für die Förderung der Wahrheit, des Rechts, des Gesetzes in der größten Mannichfaltigkeit schlingt, in der weitesten Ausdehnung vor sich gehen läßt, und solches Streben in einer Verfassung constituirt: Dieses ist Socialismus.

Und an einer andern Stelle:

Das scheint uns der Hauptsegen der Bürgergesellschaften in Deutschland überhaupt und der königsberger insbesondere, Das der eigentliche Fortschritt des liberalen Elements zu sein, daß die Partei über sich selbst hinausgerückt wird, daß die Partei es durch diese ihre Ausweitung in die Gesellschaft, durch diese mündliche Veröffentlichung ihrer Ansichten an die Bürger, daß sie es durch die Kritik des gesunden und praktischen Menschenverstandes, welche sie erfährt, durch so manche außerdem in der Versammlung vielleicht noch vorhandene andersdenkende Persönlichkeit genugsam erkennt, was an ihr Schwindel, was Haltung, was an ihr Fanatismus, was gesunde Praxis gewesen. Die Bürgergesellschaft ist die Berichtigung der Partei in doppelter Hinsicht: einmal, indem die Partei zu ihrem Rechte kommt, inwieweit sie Recht hat; und sodann, indem die Partei sich eines Bessern belehrt, wo sie dem Unrechte gehuldigt. Die Partei verliert sich keineswegs in der Bürgergesellschaft, wiefern sie etwas Tüchtiges, und vor Allem etwas Sittliches, Vernünftiges bezweckt, sie gewinnt sich vielmehr in einem höhern Bewußtsein wieder, aber sie wird jetzt auch ihrer Ohnmacht inne, wo sie zu weit gegangen, ihrer Anmaßung und Schuld, die sie so oft für Tugenden gehalten, und muß so jene ihre krankhafte Existenz ein- für allemal darangeben. Wir beziehen das Gesagte natürlich auf jede Partei ohne Ausnahme, da die Partei als solche immer in Gefahr steht, sich im Fanatismus abzuschließen und so Tyrannei über Fremde und über ihre eigenen Mitglieder zu üben. Dies Fanatische, dies Fixe, dies Tyrannische nun soll eben gehoben werden durch die sociale Freiheit und Humanität, durch die sociale Bewegung, welche alle eigensinnige Rechthabereien der Partei aufzehrt, die vorwärtstreibende Macht der Partei dagegen erhält und diese Macht besonders in der Debatte, in der Reibung mit dem Gegensatze in Thätigkeit setzt; ... die Persönlichkeit des Einzelnen soll potencirt werden durch die Gesellschaft; ... und ... das Bürgerthum in deutschester Bedeutung des Worts ist das Hauptfundament im Gebäude des Staats und eigentlich auch im Baue der Kirche.

Wenn dieses Alles merkwürdige Wahrheiten für die Gesellschaft, insbesondere deren irdische Form, den Staat, sind — denn über die Nationalität wird unser Geschehen nie hinauskommen —, so zeigt sich doch an andern Stellen ein ebenso merkwürdiger Irrthum zum Nachtheile des Socialismus, welchen man nur dann ganz richtig für die irdische Zukunft halten kann, wenn man ihn nicht über den Staat hinausgehend denkt. Der Verf. sagt nämlich, daß die Idee der Repräsentativverfassung für den Staat eine Errungenschaft der königsberger Intelligenz sei. Aber gerade diese Fixation im Staate ist das größte Hinderniß für die Freiheit der socialen Ausbreitung. Alle sollen zum Staate berufen sein, und doch wiederum nur eine kleine Anzahl für ihn wirken? Die Partei soll aufgehen, und doch wiederum in einer Verfassung nothwendig werden? Welche Widersprüche! Die Bürgergesellschaften haben nur dann für den Socialismus eine Bedeutung, wenn sie vermögend sind, den Staat über die Vergangenheit einer Verfassung hinauszuführen, die das Bedürfniß einer Zeit erschaffen hat, in der weder Alle von ihrem Berufe zum Staate wußten, noch auch Verstand und Kunst genug hatten, über ihren Willen öffentlich zu reden. Die Bürgergesellschaften müssen Keime von Staatsgemeinen werden, in denen alle freien Staatsbürger gleiche Wirksamkeit und ein gleiches Recht zu derjenigen Handlung haben, die den socialen Staat constituirt: Fortbildung der Gesetze. Daß das preußische Cabinet, weil nun gerade von Königsberg hier die Rede ist, dem Andringen nach einer Repräsentativverfassung so beharrlich widerstanden und dadurch den Willen mehr auf Fortbildung der Gemeindeverfassung geleitet hat; daß in Preußen Gewerbefreiheit ist: Das werden spätere Zeiten als den größten Hebel der Handlungen für sociale Zwecke der vorliegenden Art anerkennen. Denn mag man noch so viele und noch so erhabene philosophische Hülfsbezeichnungen wählen, das Einfache der Bürgergesellschaft war und mußte sein: die Fortbildung des Gemeindebürgers zum Staatsbürger auf socialem Wege. Ein solcher Gedanke konnte aber eben nur da erfaßt werden, wo es

einen freien, wirksamen Gemeindebürger gab, und wo dessen Repräsentation als Staatsbürger gehemmt war, da mußte man die persönliche Erhöhung versuchen.

Freilich ist diese zu dem angegebenen Zwecke nicht das Höchste des Strebens der Personen, welche vornehmlich Kinder Gottes sein sollen. Ob aber das Heranwachsen zum Reiche Gottes auf socialem Wege befördert werden kann, ist sehr die Frage; Das aber ist gewiß nicht wahr, daß das Reich Gottes, wie der Verf. meint, hier Verwirklichkeit werden könne. Solches zu behaupten ist entweder ein ungeheurer Irrthum oder eine Schwäche einer verweichlichten Einbildung. Das steht durch mehrtausendjährige Erfahrung fest, daß das Verbrechen hier nicht aufhört, und der Mensch nur als ein besonderer Volksgenosse geboren wird. Damit ist aber ein sittliches und universelles Reich von dieser Erde ausgeschlossen, welche Eigenschaften doch wol wesentliche Bestandtheile eines Reiches Gottes sein müßten. Gleichwol ist der Glaube daran die höchste Erhebung des Geistes, diejenige keimende Fülle, aus welcher der sittliche und universelle Wille hervorbricht, welcher für das Reich Gottes, das in der Wahrheit und nicht in der Wirklichkeit besteht, nothwendig und wahr ist. Nun aber ist der Glaube weiter das eigenste Eigenthum der Personen, die Concentration der Subjectivität; wie wollen nun Zwei einen Contract miteinander schließen, gerade nur an etwas Bestimmtes zu glauben? Einen andern Sinn jedoch hat eine kirchlich-sociale Bewegung nicht. Man sucht, sowol in dem Neu-Katholicismus als auch in den protestantischen Vereinen, als auch, speciell in Königsberg, in der Freien evangelischen Gemeinde, sich gegenseitig über einen Glauben zu verständigen. Ist aber die Annahme auf diese Weise für das Wesen des Glaubens etwas Höheres als die Annahme auf Befehl der Hierarchie der Kirche? Es ist der große Irrthum, auch den Verf. beherrschend, daß die Nerven der Kirche in die Gesellschaft münden. Im Gegentheile; der Geist soll nicht gesellschaftlicher, d. h. wirklicher, sondern isolirter oder idealer, wahrer werden; das Leben soll über die Gesellschaft, d. i. die Wirklichkeit in die Höhe gezogen werden; aber in unendlichen Differenzen. Ein Bild ist: wenn ein Kreis durch seine Function in eine unendliche Reihe entwickelt wird; die Wahrheit dieser ist das allgemeine Glied, auf welches jedes besondere, wirkliche bestimmte Beziehung hat und in jenem enthalten ist; aber jenes Wahre wird nie wirklich; das Integrale ist nur differenzirend. Dabei stehen wir keineswegs an, die Folgen zuzugeben, welche der Protestantische Verein und der Neu-Katholicismus für die Gesellschaft oder den Staat — nie zu vergessen die besondere deutsche Nationalität — gehabt haben oder haben können; aber daraus folgt immer nicht, daß jene die wahren sind. Sind die Einzelnen jener Vereine sittlicher und universeller geworden? Das wäre die Hauptsache. Ist Dieses aber nicht der Fall, so liegt es freilich an der Schwankung im christlichen Glauben, die unverkennbar, mag man sich dagegen sträuben wie man will, heutzutage eingetreten ist. Der christliche Glaube hat die Zeit sittlicher gemacht; er soll sie jetzt universeller machen. In diese Phase tritt er ein, auf dem Boden des Materialismus, und das ist auch zugleich der Grund obiger Schwankung. Aber immer ist jedes Einzelnen Wille als Frucht des Glaubens nöthig, und dazu hilft keine Vergesellschaftung; denn der Einzelne muß seinen Willen allein beweisen. Wir wollten durch diese Bemerkungen dem Verf. nur entgegnen, daß eine kirchlich-sociale Bewegung, oder richtiger: ein kirchlich-sociales Handeln, eine irrig gezogene Hülfslinie sei zur Erklärung der Vorgänge. Es paßt nicht Alles auf Einen Leisten, oder alles Leben ist nicht im Kreise der Gesellschaft eingeschlossen; es strebt nach Freiheit und Unsterblichkeit im Individuum. Dies ahnt auch der Verf., wenn er sagt:

> Sodann erkennen wir in der kirchlich-socialen Bewegung eine Beziehung auf die Zukunft der Religion, nämlich das Bemühen, die Gewissensfreiheit eines jeden Individuums, aber noch mehr: die Gleichberechtigung eines Jeden zur Religion, und innerhalb der Religion zur öffentlichen Feststellung, zu einer unwandelbaren Institution fortzuführen; daß schon von selbst nicht erst durch Zugeständniß von Seiten eines Andern ein jeder Mensch seiner Abstammung nach wie seinem Berufe ein Bürger der wahren Kirche ist, und als solcher in seiner Freiheit von allen Andern unangetastet bleiben müsse.

Wie solche Sätze mit dem Princip des Socialismus zu vereinigen sind, ist nicht einzusehen. Der Verf. sagt von Dr. Rupp, er wisse nicht, wie die Ideen, welche von jeher die Menschheit bewegen, realisirt werden sollen; er sehe zu, daß man von ihm nicht Dasselbe sage. Wir können diese Abtheilung nicht verlassen, ohne nicht noch einer Bemerkung des Verf. zu begegnen, die zu häufig sonst auch ausgesprochen ist, und deren Gegenstand zu wichtig ist, um übergangen zu werden; nämlich: daß das Christenthum für alle Menschen sei. Das ist wahr und nicht wahr und bedarf daher erst einer bestimmten Erklärung. An und für sich sind auf der Erde, oder in der Weltgeschichte, gar keine Menschen, so paradox Dieses auch klingen mag; es sind nur Zeitgenossen, die Menschen, d. h. Geist werden können, wenn sie wollen, und dieser Wille hängt wiederum vom Glauben ab. Und so erst ist das Christenthum für jeden Menschen; so kann man das Sprüchwort verstehen, wenn es von den Christlich-Confirmirten sagt: sie seien zu Menschen gemacht worden. Auf gleiche Weise sind im Raume, oder im Weltsein, viele Gestirne, aber es ist nur Ein Sonnensystem, Ein Reich des Lichts, welches die Geschichte des Geistes producirt. Auch der germanische Sinn, als der Inhalt der gegenwärtigen Zeit, ist für das Christenthum geschichtlich berufen, und welcher andere Zeit- oder Volksgenosse Christ und Mensch werden will, muß, um es zu können, sich zuerst jenen Sinn angeeignet haben. So muß leider wieder ein Urtheil des Verf. über einen Mann gegen ihn selbst gekehrt werden, wenn er von Dr. J. Jacoby sagt: ihm sei das germanische Wesen in seinem tiefsten Grunde und in seiner eigentlichen Bedeutung für die Weltgeschichte nicht zugänglich geworden.

Schließlich noch einige Worte über die Abtheilung „Literarische Zustände und Genrebilder". Rosenkranz, Burdach und Lobeck hier aufzuführen ist unnütz; das sind keine Königsberger, sondern deutsche Männer. In Königsberg blüht weder ihr Lob noch fällt ihr Tadel da ab. Anders ist es mit Jacoby, Jachmann, Walesrode, Wechsler; aber da sie mehr handelnd leben, gehört billigerweise ein Urtheil über sie der Zukunft an. Der Verf. aber der vorliegenden Schrift, der sich selbst zugesellt, hat unter Anderm unumwunden erklärt: er habe an der in Rede stehenden Bürgergesellschaft, die den größten Theil seines Werkes einnimmt, nur Theil genommen, weil es ihm nach seinem Standpunkte so gefallen; er hat sodann für nöthig gefunden, die Wahrheit mit Dichtung aufzuschmücken. Wir möchten ihn also nicht zu den Königsbergern zählen, ihm aber wol seinen Standpunkt über ihnen belassen.

F. Marquard.

Literarische Notizen aus England.

Briefsteller der Vorzeit.

Der als fleißiger Sammler geschichtlicher Urkunden rühmlich bekannte Sir Henry Ellis ist kürzlich mit der dritten Serie seiner „Original letters, illustrative of English history; including numerous royal letters from autographs in the British museum, the State paper office etc." (2 Bde.) hervorgetreten. Außer den wichtigen Beiträgen, welche dieses Werk für die politische Geschichte liefert, indem der Briefwechsel berühmter Staatsmänner, darunter der des Cardinals Wolsey mit seinen Gesandten und Kundschaftern, mitgetheilt wird, gibt es auch interessante Aufschlüsse in cultur- und sittengeschichtlicher Hinsicht. Es werden eine Menge in englischer Sprache abgefaßte Briefe von berühmten Leuten bis zu Wilhelm dem Eroberer hinauf mitgetheilt, darunter ein Schreiben des Letztern selbst an Papst Gregor VII. Nach Sir H. Ellis ist die älteste briefliche Urkunde, die sich in England vorfindet, ein Schreiben des Bischofs von London, Wuldher mit Namen, an Beretuald, Erzbischof von Canterbury, welches Schreiben von der Abhaltung eines Concils handelt. Da letztgenannter Prälat diese Würde in den Jahren 692—731 bekleidet, so ist der Brief über 1100 Jahre alt. Er befindet sich in der sogenannten „Cottonian collection". Der Herausgeber hält es für wahrscheinlich, daß die Einführung des Papiers in Europa, die man den Kreuzzügen verdankt und welche gegen Ende des 13. Jahrhunderts aus dem Morgenlande über Italien ihren Weg auch nach England gefunden, dem bis dahin seltenen Gebrauch des Briefwechsels großen Vorschub geleistet, obwol aus der Zeit vor dem 15. Jahrhundert im Verhältniß nur sehr wenig echte solcher culturgeschichtlichen Urkunden haben aufgefunden werden können. Daß aber das Briefschreiben schon sehr früh gewissermaßen einen Gegenstand des höhern Unterrichts ausgemacht, weist Ellis aus einem in der Harlei'schen Büchersammlung befindlichen „Complete letter-writer" aus der Zeit Eduard's III. nach, welcher sich früh in der St.-Edmundsbury-Abtei befunden hat. Die Musterbriefe in diesem alten Briefsteller sind im damaligen Französischen abgefaßt, die Überschriften und Regeln hingegen lateinisch. Erst werden die allgemeinen Vorschriften zur Abfassung von Briefen mitgetheilt: „Expliciunt regulae faciendi literas in gallicis et plura alia secundum novum usum", dann folgen die Beispiele. Das erste ist das Schreiben König Eduard's III. an Heinrich Herzog von Lancaster, mit der Antwort des Letztern; das zweite ein Brief des Kronprinzen an den Grafen von Northampton nebst der Entgegnung. Hierauf gehen die Beispiele durch alle damals vorhandenen Stufen der Gesellschaft: ein Graf an einen Baron, ein Baron an einen Ritter, ein Ritter an einen freien Grundbesitzer (esquire), ein Esquire an Seinesgleichen, ein Kaufmann an einen andern, Vater an Sohn, Bürger an Bürger, der Lord an seinen Verwalter, Freund an den Freund; jedes Beispiel zugleich von der Antwort begleitet. Hierauf heißt es: „Nunc sciendum de religiosis." Dieses Capitel beginnt mit dem Briefmuster eines Erzbischofs an einen Baron; es folgen Schreiben eines Bischofs an einen Ritter und einen Abt, eines Abts an einen Esquire, eines Priors an einen Kaufmann, eines Mönchs an den andern, eines Vaters an den Lehrherrn seines Sohnes u. s. w. Die dritte Abtheilung enthält die Überschrift: „Nunc dicendum est de mulieribus et primo de regina ad militem; et fininutur in eisdem." Da findet man denn ein Schreiben der Königin Philippa an einen Ritter, eines im Gefängniß sitzenden Ritters an seine Gemahlin, einer vornehmen Dame an ihren Sachwalt, einer Äbtissin an eine adelige Dame, einer Mutter an ihren studirenden Sohn, eines Mädchens an ihre Schwester u. s. w.: alle Briefmuster gleichfalls mit ihren dazu gehörigen Antworten versehen. Ein späterer Briefsteller dieser Art aus der Zeit Richard's II. befindet sich in derselben Büchersammlung. Er ist ausschließlich zum Gebrauch für die Engländer bestimmt und enthält als Einleitung einen kurzen Unterricht in der französischen Sprache: „Adroit parler et écrire doulz françois." Doch ward in England, wo sich das Volksbewußtsein und der Nationalstolz sehr früh ausbildete, das Briefwechseln im Französischen sehr bald bei Seite gelegt; denn schon ein halbes Jahrhundert nach Richard II. findet man alle Stände ihre Briefe in der Volkssprache Altenglands abfassen.

Nationale Hundeantipathie.

Der Verfasser des Werks „Algeria in 1845. A visit to the French possessions in Africa. By Count St.-Marie, formerly of the French military service", welches ein für die Franzosen sehr wenig schmeichelhaftes Bild von den Zuständen ihrer neuerworbenen Besitzung und ihrem Verhalten dort entwirft, erzählt als merkwürdiges Factum: daß der Hund der dortigen Eingeborenen einen eben solchen Haß gegen den Europäer kundgibt als ihn der europäische Hund gegen die arabische Race zeigt, sodaß die Thiere aus Naturtrieb den Widerwillen zu theilen scheinen, welchen die Stämme, zu denen ihre Herren gehören, gegeneinander hegen. Beiläufig sei hier erwähnt, daß die Zweifel, welche in England über den Verf. dieses Werkes laut wurden, indem man annahm, daß der Name ein geborgter sei, denselben zu einer Erklärung veranlaßten, daß er wirklich so heiße und von dem Stallmeister Georg's II. dieses Namens abstamme, welcher das Leben dieses Monarchen in der Schlacht von Dettingen gerettet. Auch fügt der edle Graf die Behauptung hinzu, daß er wirklich acht Jahre in Algier gedient und zwar in einer Stellung, um alle die Thatsachen, die er mittheile, persönlich kennen gelernt zu haben. 12.

Literarische Anzeige.

Neu erschien soeben im Verlage von **F. A. Brockhaus** in Leipzig und ist durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Skizzen aus dem häuslichen Leben.

Aus dem Schwedischen.

Zwei Theile.

Gr. 12. Geh. 1 Thlr. 15 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: **Heinrich Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 268. —— 25. September 1846.

Dramatische Bücherschau für das Jahr 1845.

Dritter Artikel.*)

17. Dramatische Werke von Karl Gutzkow. Erster Band. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. Leipzig, Lorck. 1845. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Ein dramatischer Dichter, dessen Werke bei uns innerhalb fünf Jahren eine zweite Auflage erleben, kann wahrlich nicht über Mangel an Theilnahme im Publicum oder gar über miskanntes Verdienst klagen; vielmehr ist die Zahl Derer unmöglich gering, denen ein solcher Erfolg zu Theil wird. Ebendieselbe aber beweist, daß Gutzkow's dramatische Productionen, die uns von vornherein so fremdartig vorkommen, wirklich Etwas enthalten, das die Geister wie etwas Neues, noch nicht Dagewesenes zur Theilnahme aufrief und sie, mindestens eine Zeit lang, mit diesem neuen Reize fesselte. Wir wollen auch gar nicht leugnen, daß dies Neue, wenn es eben auch keine reine Charis ist, wirklich verhanden sei: es besteht vielmehr und besteht in einer gewissen Kühnheit, mit der die sprödesten Stoffe ergriffen werden, und in einer überaus dreisten, ungewohnten und darum ungewöhnlichen Art zu sprechen, wie es Kopf und Herz ist, verbunden mit der den Deutschen stets so theuren Vorliebe zur Reflexion. Diesen Vorzügen Gutzkow's stehen seine Fehler gegenüber. Sein Hauptgebrechen als dramatischer Dichter ist, daß er viel zu sehr zersetzender Kritiker ist. Das Natürliche erscheint ihm als das Gewöhnliche, Triviale; seine Kunst sucht nach dem Ungemeinen, hascht nach dem Seltsamen und eignet sich Stoffe und Motive an, welche meistens nur eine reflective Wahrheit haben, keine praktische, keine aus dem Leben gegriffene. Beiweitem seine meisten Arbeiten haben daher etwas Eigensinniges an sich, etwa wie Beethoven in der Composition es hat; es ist stets als wollte er uns sagen: „Dieser Stoff ist eigentlich unnatürlich und zu poetischer Gestaltung ungeeignet; ich will euch, ich will der Welt aber zeigen, daß sich doch ein Drama daraus machen läßt" — und nun verfährt er damit nicht als Dichter, nein — nur als kritischer Kunstrichter. Die Wahrheit dieser Sätze beweist sich nirgend deutlicher als in den zwei Stücken, welche hier vor uns liegen, in „Richard Savage" und in „Werner". Etwas Naturwidrigeres als diese beiden Stoffe ist kaum zu ersinnen. Ein Sohn, der seine stolze Mutter durch das unvernünftigste Verhalten zwingen will ihn anzuerkennen, und ein Charakter wie Werner haben sicherlich kaum anderswo als in der Phantasie dieses Dichters Bestand. Die Kritik sagt uns, sie seien allerdings möglich, aber mehr auch nicht, und das Leben stellt Verwandtes kaum dar; sie sind Erzeugnisse kritischen Scharfsinns, und der Geist der Dichtung, im engern Wortsinne, hat eigentlich Wenig damit zu thun. Bleiben wir einen Augenblick bei Werner und dem Hauptcharakter in diesem Drama stehen. Der Dichter verlangt von uns, daß wir an die Wahrheit eines Charakters glauben, den er selbst so mit innern Widersprüchen ausstattet, daß er, wäre er Mehr, ein Wunder, ein Engel oder sonst etwas Beliebiges wäre, nur kein menschlicher Charakter! Werner ist innerlich unglücklich, weil er ein geliebtes Wesen aus Ehrsucht und Weltliebe verlassen hat; er erklärt diese Handlungsweise selbst mit folgenden Worten: „Es war über mich ein winterlich frostiges Gedankenleben gekommen: eine kalte, nach dem Blendenden haschende Frivolität verschneite den Frühling meiner Gefühle. Jetzt — thaut die Decke wieder auf" u. s. w. Was soll nun diese Phrase? Ist die Sache selbst denkbar? Kann derselbe Mensch tieffühlend sein und nichtsfühlend? Nein, es ist unmöglich, daß Werner so liebt und so vergißt, um plötzlich wieder so zu lieben, und somit fällt die ganze Möglichkeit dieses Dramas hinweg. Wir erkennen an diesem Beispiel, wo es Gutzkow recht in der Tiefe des dichtenden Geistes eigentlich fehlt — es ist die Wahrheit seiner Anschauungen, die wir zu bemängeln haben; seine Dichtungen sind wesentlich Positionen des rechnenden Verstandes, nicht Anschauungen des dichtenden Geistes. Hierüber täuscht nur zuweilen die Kraft und der Blütenreichthum seiner Sprache, da, wo er beide nicht misbraucht, was indeß auch vorkommt.

18. Die Peri. Ein dramatisches Gedicht in drei Abtheilungen von F. A. Gelbcke. Leipzig, Dörffling. 1846. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Wenn diese Arbeit auch nach Form und wesentlichem Inhalt einer „abgethanen" Gattung, nämlich den Sacontala-Dramen des ersten Jahrzehnds unsers Jahrhunderts, angehört, so ist sie doch an einzelnen poetischen Intentionen und an sprachlichen Schönheiten so reich, daß wir sie als eine willkommene Gabe bezeichnen müssen. Die Geschichte der Liebe und der Buße der Peri — welcher Alles nur nicht die Liebe zu einem Menschenkinde erlaubt ist — ist uns zwar nur durch ihre ungemein zarte Behandlung von Interesse; allein in den Bestandtheilen des Gedichts, welche die Natur und die Menschen überhaupt zum dichterischen Object haben, zeigt sich der Verf. als ein begabter Poet, dem die höchsten Zielpunkte und die besten Muster vorschweben. In der Noth des Kriegs wird der Narr ausgesendet, den verlorenen Thronerben aufzusuchen, und seine Wanderung ist ein Stück trefflichster und reichster Poesie, die sich in einzelnen Partien dem zweiten Theil des „Faust" an die Seite stellt. Poesie ist namentlich in dem „Theatrum mundi" anzutreffen, das der Narr durch die Kappe des Einsiedlers erblickt. Hören wir nur, wie Berg, Mond und Westwind sprechen:

Ein Berg.

Das heißt doch recht die Berge plagen
Mit diesen ewiglangen Tagen.
Kaum legt man sich zum Schlafen nieder,
So kommt auch schon die Sonne wieder.

*) Vergl. den ersten und zweiten Artikel in Nr. 91—95 und Nr. 206—209 d. Bl. D. Red.

Und zwingt uns, weithin in den Gründen
Ihr täglich Nahen zu verkünden.
Da lob' ich mir die Winterzeit,
Die läßt uns doch mit Muße träumen,
Wann, bis zur Kuppe eingeschneit,
Im Bett wir liegen warm und wohl.
Jetzt spukt's und plärrt's auf allen Bäumen,
I — daß den Lenz der Henker hol'!

Birken (flüsternd).

Horcht nur, wie der Alte brummt,
Was er in dem Barte summt!
Störet ja nicht seinen Schlummer,
Weckt ihn nicht, den alten Brummer;
Wacht er auf, so wird er grob.

Mond.

Hört ihr Herr'n und laßt euch sagen,
Die Glocke hat —

Westwind (ein Stutzer).

Was hat sie geschlagen?

Mond (verblüfft).

Wa — was — man störe mich nicht im Dienst.

Westwind.

Wer rief dich, Alter, daß du erschienst?

Mond.

Man lasse das dumme Fragen,
Sonst nehm' ich das Bürschchen beim Kragen.

Westwind.

Fange mich! (Er stößt auf eine junge Birke.)
Sieh da, mein Schatz! Ich bitte, ein Küßchen!

Junge Birke.

Ach Gott, so warten Sie doch ein bischen —
Die Mutter sieht's —

Westwind.

Die küss' ich auch.

Und so in der allerانmuthigsten Weise fort, bis Maulwurf und Hamster erscheinen, von denen der letzte den Zauberring an der Pfote trägt, durch welchen der Prinz von dem Narren aufgefunden wird. Nicht minder geistreich ist später das Wirken der Naturkräfte in den Gnomenscenen, die reine Liebe in Suleicha, die Pflicht in Gulnare und in Erwin der vielbewegte Menschengeist repräsentirt. Mit Recht gilt uns daher das Ganze für eine ebenso zarte als geistvolle Arbeit, der wir nur Raum wünschten, um sich genießen und gelten zu machen. Aber ach — poetischer Genuß, wie Wenige suchen den noch in einem Dichterwerke!

19. Zwei Trauerspiele. — Stolz und Liebe. — Eine Schauspielerin. Stuttgart, Sonnewald. 1845. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Diese beiden Dramen eines Unbekannten gewähren den Einblick in eine solche Welterkenntniß und bekunden eine solche Kraft und Macht der Auffassung und Darstellung, daß wir den Verfasser zur Ablegung seines Incognito auffodern müssen. Es ist Viel in diesen Arbeiten, das uns an einen berühmten Theologen in der Nähe des Verlagortes erinnert, und eine solche Autorschaft wäre eine literarische Merkwürdigkeit. Das erste dieser beiden Stücke hat zur Aufgabe, den Conflict der Liebe mit dem Stolze zu schildern, die, wo sie sich feindlich begegnen, allerdings die Vernichtung des Individuums herbeizuführen pflegen. Gegen diese Arbeit finden wir jedoch zu erinnern, daß, wie wahr und tief geschöpft auch die einzelnen Motive erscheinen, wie lobenswerth auch die Zeichnung einiger Charaktere, z. B. der des alten Mölle, sich zeige, in dem ganzen Plan des Dramas doch viel Übertriebenes und Maßloses bemerkbar ist. Übertreibung ist die Specialsünde unserer Zeit, in der Kunst wie im Leben, und es ist noch sehr die Frage, ob Kraft oder Schwäche die Mutter dieses Kindes sei. So ist der gewaltsame Ausgang des Stücks eine offenbare Übertreibung der Motive zu nennen, welche jedenfalls eine leichtere Lösung zuließen.

In dem Trauerspiel „Eine Schauspielerin" ist eine tiefe Kenntniß der innern Bedürfnisse und Lebensfoderungen des Künstlers niedergelegt und trefflich zur Darstellung gebracht, wie wenig diese Foderungen den Bedingungen eines beschränkten und zufriedenen Gemüthslebens entsprechen. Der Conflict der Liebe mit jenen Bedürfnissen ist vollkommen naturwahr und das Interesse, wie wir es an diesem Conflict nehmen müssen, bleibt gespannt und lebendig. Allein auch hier sündigt der Verf. wieder durch Übertreibung, indem die Rache, welche Reinhold an der untreu geglaubten Geliebten nimmt, einem Charakter, wie er nur in Reinhold geschildert wird, geradezu unmöglich sein muß. Musterhaft und von höchster Wirkung sind dagegen die Charaktere der Tante Lise und der Schwester Marie, Bildungen, welche eine entschiedene Begabung des Verf. für das Gefühlvolle und Tiefempfundene bekunden, und die dem Stücke das Gepräge eines reichen, warmen und wahren Lebensbildes mittheilen. Nur Pils ist allzu sehr im Stil des Secretair Wurm in „Cabale und Liebe" gehalten und könnte füglich etwas weniger Schurke sein. Nach dieser Probe erwarten wir von dem unbekannten Verfasser noch Vorzügliches.

20. Das verlorene Kind. Lustspiel von Robe. Hirschberg, Lucas. 1845. 8. 15 Ngr.

Eine treffliche Leistung, obwol wenig bühnengemäß, im Geiste des unsterblichen Falstaff, die eine Fülle glücklichen Humors und eine seltene Macht des Ausdrucks vor uns entfaltet, solcher Art, daß wir wie mit unwiderstehlicher Gewalt in die heiterste Sphäre der Poesie versetzt werden. Die Fabel ist mit künstlerischer Einfachheit erfunden: Zwei Jünglinge und ein Geck, der Wundarzt Da Medicina, lieben dasselbe Mädchen, eben jenes verlorene Kind; der eine der Jünglinge erweist sich als der Bruder, der Geck wird abgeführt und Severin erhält die Braut. Die Art aber, wie Da Medicina gefoppt wird, die Gestalt dieses trefflichsten Miles gloriosus, die Gattung von Witz, welche diesem zweiten Falstaff mitgegeben ist: Dies macht das Stück zu einer ebenso ergötzlichen als eigenthümlichen Erscheinung. Allerdings verdankt der Dichter seinem Shakspeare viel; denn sowie Da Medicina in Körperumfang, großartiger Tölpelei und prahlerischer Feigheit eine Falstaff'sche Abschattung ist, so ist auch sein Page Guiccio in Süßlichkeit und Gefühlsüberfülle eine Wiederholung des Lancelot; allein Dies stört die Wirkung der heitersten Ergüsse der Laune nicht, von denen diese Arbeit strotzt, und der Lachgeist überwältigt uns stets mit sicherer Gewalt bei den Monologen des Wundarztes in der Kiste und in andern Klemmen. Wir müssen lachen, wenn er, nachdem Alles zu einer lange gesuchten Rache bereit ist, dem Guiccio, der ihm den Degen reicht, zuruft: „Dummkopf! Lebt der Mensch von Kindesbeinen in einer civilisirten Welt und weiß nicht was erlaubt ist! Trägt man Waffen, um Schaden damit zu stiften?" In dem Stück wechseln Vers und Prosa gefällig ab, auch wie bei dem Vorbilde des Verf. Gutes Maß, geschickte Form, treffender Ausdruck verlassen den Dichter nirgend, und wir stehen daher nicht an, ihm für seine heitere und erfreuliche Gabe den Dank der Kunst darzubringen. Einige Spuren flüchtiger Arbeit abgerechnet, macht seine Leistung durchweg den wohlthuendsten Eindruck, wenn sie auch nicht gerade sogenannte Geheimnisse der Natur enthüllt.

21. Schirin. Dramatisches Gedicht von C. Sondershausen. Leipzig, Pönicke u. Sohn. 1845. 16. 15 Ngr.

Nach Form und Inhalt würde diese Dichtung, wäre sie vor 20 Jahren erschienen, Freunde und Beifall gefunden haben; in unsern Tagen trifft sie auf ein störriges Geschlecht, das Sinn und Theilnahme für solche Leistungen verloren hat. Die Zeit, in der wir leben, fodert gebieterisch Gesinnung und Gedanken: ein fließender Vers, bloßer Wohllaut und mäßige Gefühlswärme befriedigt sie nicht mehr, und um so weniger,

wenn der dramatische Stoff, wie hier, ein sagenhafter ist. Die Trauersage von Frohad, Schirin, gewinnt uns nur ein Minimum von Theilnahme ab, obgleich der Poet sie gut zur Darstellung bringt und hin und wieder sprachliche Erfolge erringt.

22. Theater-Katechismus, oder humoristische Erklärung der im Bühnenleben üblichen Fremdwörter. Eine Toilettengabe von Franz Löhle. Mit Illustrationen. München, Piloty u. Löhle. 1845. Gr. 8. 1 Thlr. 5 Ngr.

Allerliebste satirische Kunstblätter und eine poetische Erläuterung des Bühnenlebens voll glücklichen Humors empfehlen diese sonderbare Gabe, welche Vielen Freude machen wird. Ohne es auf eine strenge Kunstkritik abzusehen, definirt der Verf. dieser Theater-Didaktik die Begriffe in poetischer Auffassung natürlich und trägt in anmuthigen, zwangfreien Versen viel Brauchbares und Wissenswerthes meistens im humoristischen Stil vor. Zu einer Probe fehlt es an Raum; doch mag uns der Verf. sagen, wie er den Humor definirt.

Humor, des Geistes wundervollste Blüte,
Die Jean Paul „Poesie des Komus" heißt,
Ist selten echt, wie florentiner Hüte,
Und metaphorisch Nichts als Menschengeist.
Der schöne Bund des Ernsten mit dem Heitern,
Der mit dem Witze, seinem treusten Freund,
Gemeinsam strebt, die Bahn uns zu erweitern,
Die endlich uns mit der Idee vereint u. s. w.

23. Die Abtrünnigen. Drama in fünf Acten von Paul Freiherr v. Wangenheim. Leipzig, Weber. 1846. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Ein ziemlich unverstandenes und darum unverständliches Bild von der Seelenverwirrung, welche der kirchliche Abfall bei Denen hervorzurufen pflegt, die sich ihm ergeben, und insoweit zeitgemäß. Die dramatische Kunst hat jedoch bei diesem unreifen Versuch wenig Ausbeute gehabt; die Handlung, sofern sie überhaupt vorhanden, ist karg, unklar und wirkungslos geblieben. Der Stil bewegt sich zwischen Ernst und seinsollender Laune haltlos auf und ab, und zu einem didaktischen Ziele gelangt der Verf. nicht. Das trostlose Hin- und Herreden über den Gegenstand reißt ebenso plötzlich und motivlos ab als es begann, und es steht bei uns, ob wir dem Dichter glauben wollen, daß — auch in der Trennung Vereinigung sei, wie er uns sagt, als Hippolyt endlich von Frida sich trennt, da ihre religiösen Ansichten ihre Verbindung unmöglich machen. Der Verf. hat sich erst noch deutlich zu machen, was das Drama für eine Aufgabe hat und was es sein soll.

24. Der Jungfernsprung. Dramatische Studien in fünf Aufzügen von Ulrich Riesler. Speier, Lang. 1845. 8. 10 Ngr.

Wir können dem Verf. ein gewisses Talent für dramatische Gestaltung und für den Stil des Dramas zugestehen und dennoch behaupten, daß seine Arbeit vor der Kritik nicht bestehen könne. Am nervus dramatis, an einer Handlung von Bedeutung, sei es für die innere Welt des Gemüths, sei es für die äußere Gestalt der Begebenheit, mangelt es bei aller Wirksamkeit mancher einzelnen Scene, bei unverkennbar glücklicher Zeichnung des Hauptcharakters und effectvoller Formgebung mancher Einzelheit. Das Stück ist dem bekannten „Käthchen" verwandt und würde sich bei etwas sorgsamerer Ausführung so ziemlich dem Werthe der Kleist'schen Arbeit nähern. Allein der Verf. ist zu eilig gewesen; er hat sich zur Austiefung seiner Motive nicht die nöthige Zeit genommen. Dagegen gelingt's ihm in sprachlicher Beziehung mehr als einmal, einen guten Effect hervorzubringen. Folgender Trinkspruch auf Deutschland verdient seiner Wärme wegen Aufbewahrung:

Walram.
. . . das deutsche Reich,
Das große, deutsche, theure Vaterland,
Mit seinen Bergen, seinen weiten Gauen,
Mit seinen Thälern, seinem grünen Rhein,
Mit seinen Eichenwäldern, Gartenauen,
Mit seinen Saaten, seinem gold'nen Wein,
Mit seiner ämſ'gen Städte Friedenspracht,
Mit seiner trotz'gen Burgen Feindesmacht,
Mit seinen Mägdlein, zücht'gen Frauen,
Mit seiner Heldenjugend edler Schar,
Mit seinen Männern, bieder, treu und wahr,
Vom Alpenwalle bis zum Meeresstrand,
Behüt' es Gott, das liebe Vaterland!

25. Karl der Zwölfte vor Friedrichshall. Mit einem Vorwort herausgegeben von Heinrich Lindner. Dessau, Aue. 1845. 16. 15 Ngr.

Die Herausgabe dieser Haupt- und Staatsaction aus dem Anfang des 17. Jahrhunderts gewährt insoweit ein Interesse, als sie dem Herausgeber Veranlassung gibt, in einem lesenswerthen Vorwort die Geschichte der Dramaturgie von Opitz bis zur Gottsched'schen Periode übersichtlich und gut darzustellen. Die Arbeit selbst ist von der bekannten trostlosen Breite und Abgeschmacktheit, die wir heute an den poetischseinsollenden Leistungen jener Epoche entdecken, und die ihre komische Wirkung auf uns nicht zu verfehlen pflegt. Daß die Helden dieser Stücke wie die Docenten jener Zeit auf ihren Kathedern sprachen, ist noch das Mindeste und kommt mutatis mutandis auch jetzt noch vor. Allein daß Karl XII. in einem vier Seiten langen Monolog seine gesammte Genealogie uns vorträgt, z. B.: „Karl XI., ein Sohn Karl Gustav's, war mein Vater und meine Mama war Ulrika Eleonora, König Friedrich's III. von Dänemark Tochter, die er mit Sophia Amalia, einer Prinzessin u. s. w., zeugte, von welcher ich Anno 1682 den 19. Juni Morgens zwischen 7 und 8 Uhr zu allgemeiner Freude u. s. w. geboren wurde —": Dies hätte zu allen Zeiten als ein Widersinn erkannt werden können und sollen, da die Fiction, daß Jemand in dieser Art zu sich selbst spreche, ganz unzulässig ist.

(Die Fortsetzung folgt.)

F. C. Schlosser's Weltgeschichte für das deutsche Volk. Unter Mitwirkung des Verfassers bearbeitet von G. L. Kriegk. Erste bis neunte Lieferung. Frankfurt a. M., Varrentrapp. 1844—46. Gr. 8. 3 Thlr. 22½ Ngr.

Der Titel dieses Werkes bedarf einer Berichtigung. Da Herr Geheimrath Schlosser keine Weltgeschichte für das deutsche Volk geschrieben hat, hat Herr Dr. Kriegk sie auch nicht bearbeiten können. Genau genommen müßte das Werk daher überschrieben sein: „Weltgeschichte für das deutsche Volk, aus den verschiedenen universalhistorischen Werken F. C. Schlosser's unter dessen Mitwirkung bearbeitet von Kriegk."

Es ist aber nicht schwer zu sagen, warum das Buch diesen Titel nicht erhalten hat. Eine Weltgeschichte für das deutsche Volk ist eine der schwierigsten Aufgaben, die man nur ersinnen mag, wenn nämlich mit dem Worte Volk kein willkürliches Spiel getrieben werden soll, sondern alle Stände darunter begriffen werden sollen bis zum Bauern herab, Alle, denen die feine Bildung fremd ist, zu denen daher in einer ganz andern Sprache gesprochen werden muß als in der gewöhnlichen der Bücher. Es müßte eine ungesuchte Naivetät der Auffassung darin herrschen, eine der Herodotischen ähnliche, aber als Weltgeschichte müßte Alles ungleich gedrängter sein als bei dem Griechen; sie müßte allgemeine, höchst faßliche, rasch zu übersehende Umrisse enthalten; die Sprache müßte erhaben sein, und dabei naturgemäß einfach, mit Einem Worte biblisch, ohne die Affectation der Nachahmung. Aber wer würde sich getrauen, ein solches Werk zu schaffen! Ich glaube,

Digitized by Google

die beiden größten jetzt lebenden Meister der historischen Kunst und Darstellung in Deutschland, Ranke und Karl Adolf Menzel, würden zurückschrecken, wenn man es ihnen zumuthete! Und Hr. Dr. Kriegk, der sich bis jetzt nur in geographischen Arbeiten versucht hat, sollte es vermögen! Er sollte es zu schaffen vermögen aus und nach den Arbeiten des Hrn. Geheimrath Schlosser, der bekanntlich immer auf Form und Darstellung, auf sorgfältige Gliederung und Gestaltung des Stoffes weit weniger Gewicht gelegt hat als auf den Stoff selbst, auf die breiten, ungefügigen Massen desselben, die er vor den Lesern hastig ausschüttet!

In der Vorrede wird jener gewichtige Ausdruck allerdings vermieden. Als die Absicht des Werkes wird hier angegeben: „den universalhistorischen Abriß und die Weltgeschichte in einer jeden Gebildeten, nicht blos den Gelehrten, für welchen sie allein berechnet waren, ansprechenden Form herauszugeben". Dadurch würden nun allerdings Erwartungen und Ansprüche nicht wenig herabgestimmt, aber das hochtönende Wort **Volk** steht nun einmal auf dem Titel, und Hr. Geheimrath Schlosser, der sich hier sogar selbst das Zeugniß gibt, nicht zu den „literarischen Speculanten" zu gehören, hat es zu verantworten. Daß jene Werke für Gelehrte allein berechnet waren, erfahren wir übrigens hier zum ersten Mal. In den Vorreden zu denselben war von jungen Leuten und vom Jugendunterricht die Rede. Auch begreift man nicht recht, wie Bücher, in welchen der Verf. die kritischen Erwägungen immer nur andeutet, nie durchführt, für Gelehrte bestimmt gewesen sein können.

Gehen wir der Vorrede zu der vorliegenden kritischen Umgestaltung noch etwas weiter nach. Sie enthält manche Seltsamkeiten, wie verschiedene andere des berühmten Historikers, denen die Kritik schon längst ihre Aufmerksamkeit hätte widmen sollen.

Wie nützlich es für die Leser ist, daß gerade Hr. Kriegk die Arbeit der Herausgabe übernommen hat, wird S. v daraus erwiesen, daß derselbe Gelehrte dem letzten Bande des Schlosser'schen Werkes über alte Geschichte schon ein Sündenregister, d. i. ein genaues Verzeichniß der von ihm in den neun Bänden wahrgenommenen Übereilungen, Versehen und Irrthümer, auf des Verf. Bitte beigefügt hatte. „Der Verf. glaubt", heißt es, „daß ein Buch, welches einen bestimmten Zweck hat, und lange durchdachte Betrachtungen über den Menschen und über menschliche und göttliche Dinge enthalten soll, in gewissen Einzelheiten mangelhaft sein, daß der Verf. desselben manchen Fehler begehen kann, der sich durch einen Blick in das erste beste Compendium leicht beseitigen läßt, ohne daß dadurch dem Hauptzweck im geringsten geschadet werde." Dieser vorgehaltene Schild wird nicht sonderlich Viel abwehren. Der Irrthum ist allerdings ein Erbfehler unserer Natur, und ein historisches Werk wird vielleicht weniger als irgend ein anderes wissenschaftliches von Verstößen frei bleiben können; aber immer ein Compendium befragen zu müssen, um sicher zu sein, von dem Werk, welches man studirt, nicht in die Irre geführt zu werden — ist doch eine misliche Sache. Und warum soll man denn dem „ersten besten" Compendium mehr glauben als dem berühmten Historiker Schlosser? Man würde, wenn man zu dem Letztern noch nicht alles Vertrauen verloren hätte, nicht weiter kommen als bis zum Zweifel, und wo sich Abweichungen finden, immer ein weiteres Zeugenverhör anstellen müssen. Welch eine seltsame Zumuthung für Geschichtsfreunde! Auch war Hr. Geheimrath Schlosser früher so mild gegen Versehen keineswegs gestimmt. Weltgeschichte, Bd. III, Th. 2, Abth. 1, S. 14, ruft er über Daru, weil dieser Robert Guiscard Roi [statt Duc] des Normands nennt, ein oho! oho! aus und erklärt, aus dieser einzigen Stelle habe er auf den Unwerth des Buches geschlossen. Woher nun diese Sinnesänderung? Stammt sie vielleicht aus seitdem gemachten eigenen Erfahrungen über die menschliche Schwäche?

„Bei diesem Werke dagegen", heißt es weiter, „wird weder auf Gelehrte noch auf andere Bücher gerechnet, sondern dasselbe soll Alles berühren, und es ist daher sehr nützlich, wenn selbst kleinere Fehler vermieden werden." Aber die sind es noch keineswegs alle. Hr. Kriegk, von dem das „Sündenregister" herrührt, hätte hier noch eine Nachlese halten sollen, zum Besten seiner Überarbeitung. So hätte er z. B. Bd. 1, S. 338, seinem Original die völlig aus der Luft gegriffene Nachricht nicht nachschreiben sollen, daß der Dichter Alkman am Hofe von Sardes gelebt habe. Er war nur in Sardes geboren und lebte in Lakonien; womit denn auch der zwischen ihm und Tyrtäus aufgestellte Gegensatz, gleich dem zwischen der Lebenslust der üppigen Lydier und der altspartanischen Zucht und Sitte, zu Boden fällt.

S. VII: „Hr. Kriegk hat durchaus nicht nach Schönschreiberei gestrebt, sondern sich auf Klarheit, auf einfache und ungesuchte Zierlichkeit und Richtigkeit des Ausdrucks beschränkt." Ref. bedauert, dieses Lob nicht unterschreiben zu können. Die Sprache ist oft vernachlässigt, eintönig und schlaff, und ein Satz, wie folgender (Bd. 1, S. 189): „Der Argonautenzug ist eine von jenen auf Beute, Abenteuer und Heldenruhm abgesehenen Unternehmungen, welche in den heroischen Zeiten der Völker öfters vorkommen" — nicht einmal grammatisch richtig.

S. IX: „Die orientalischen Geschichten dieser Abtheilung sind schon aus dem Grunde sehr abgekürzt, weil sie gewöhnlich mit großer Ausführlichkeit behandelt werden, da der Haufe das Wunderbare und Räthselhafte liebt." Da können unsere Orientalisten sehen, welche Leser sie haben, und aus welchen Gründen. Übrigens stimmt diese Rechtfertigung schlecht zur Seite vorher, wo versichert wurde, daß hier Nichts weggelassen werden soll, weil es schon in andern Hülfsmitteln enthalten ist, wie in den größern Werken.

S. XVI: „Über die Babylonier und Assyrer hätte ausführlicher gehandelt werden müssen, wenn das Buch für Erklärer der hebräischen Propheten, für Deuter der asiatischen Symbole und liederlichen Mysterien, oder für Diejenigen bestimmt gewesen wäre, welche die über Handel und Verkehr vorhistorischer Zeiten mit Hülfe neuerer Reisebeschreibungen geschaffenen Systeme kennen lernen wollen; für das große Publicum war es nöthig, sich kurz zu fassen." Anspielungen und Hiebe auf Creuzer und Heeren, durch besondere Feinheit ausgezeichnet. Ich wüßte kaum Etwas, was geeigneter wäre, die Wichtigkeit der Fragmente alter Überlieferungen, nicht für die Geschichte der Könige und ihrer Kriege, sondern der Cultur, auch dem großen Publicum anschaulich zu machen, als die überraschende Übereinstimmung uralter und neuer Zustände. Es ist die großartigste Dauer in der Geschichte selbst, nicht blos der Monumente, gegenüber ihrem ewigen Wechsel. Aber Hrn. Schlosser's Publicum muß seinen leidenschaftlichen Widerwillen gegen Heeren büßen.

So viel, und vielleicht schon zu viel, aus dieser ersten Vorrede und über dieselbe. Auch in zwei andern, dem zweiten und fünften Hefte vorgesetzten, ermüdet Hr. S. nicht, das Lob seines Epitomators, wegen der ausgezeichneten Trefflichkeit der Arbeit, zu verkünden. In der letzten wird sich das Publicum am meisten für die Nachricht interessiren, daß der Verf. aus seinen Heften über Bildung und Literatur des Mittelalters dieser populairen Geschichte eine Anzahl Paragraphen neu beifügen will, die sich in dem ihr zu Grunde liegenden gelehrten Werk nicht finden.

Und hiermit wäre unser Geschäft beendet. Denn da sich die Arbeit des Hrn. Kriegk in der That meistens ziemlich genau an die Schlosser'sche anschließt, so müßten wir, um die erstere bis in ihre Einzelheiten hinein zu begleiten, eine Kritik der letztern schreiben, was ganz außer unserer Absicht liegt. Im Allgemeinen aber läßt sich über die von Hrn. Kriegk vorgenommenen Modificationen in Inhalt und Ton Wenig sagen, da sie sehr verschieden ausgefallen sind. 106.

Verantwortlicher Herausgeber: **Heinrich Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 269. —— 26. September 1846.

Dramatische Bücherschau für das Jahr 1845.

Dritter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 268.)

26. Der Kauf der Ehre. Dramatisches Gedicht in fünf Aufzügen von Karl Beidtel. Leipzig, Brockhaus. 1845. Gr. 8. 16 Ngr.

Endlich nach vielem Trostlosen treffen wir wieder auf ein Gedicht, das diesen Namen verdient, das die Gesetze der Kunst ernsthaft nimmt, die gegebenen Schranken ermißt und ausfüllt, und das von der dichterischen Begabung des Verf. Zeugniß gibt. Große, einfach-schöne Motive, Gedankenfülle, sprachliche Gewalt, körnige, feste Zeichnung der Charaktere und eine Handlung, die, so einfach und wenig neu sie auch hervortritt, dennoch auf den Zuhörer ein spannendes Interesse ausübt — das sind die leicht erkannten Vorzüge dieser alles Lobes würdigen Arbeit. Es ist kaum möglich, einen dramatischen Stoff mit größerer Einfachheit und mehr sittlichem Ernst aufzufassen als der Dichter hier gethan hat. Die Handlung begibt sich zwischen vier Personen, vielleicht überhaupt das Minimum von Charakteren bei einer wirklich dramatischen Complication: denn mit einer geringern Anzahl Handelnder wird, wie die Erfahrung lehrt, einige Gewaltsamkeit in der Scenenreihe nie zu vermeiden sein. Robert hat ein Mädchen geliebt, ist nach ferner Weltgegend gezogen, kehrt zurück und findet die Geliebte als die Gattin seines Freundes Rinkenau wieder. Sie ist unglücklich: die alte Neigung erwacht in beiden Seelen. Der Freund soll die Gattin abtreten. Durch eine Machination Helsing's, Robert's Vater, dazu getrieben, obwol er selbst mit Bertalda nicht glücklich ist, vergreift er sich in Leidenschaft an Helsing und tödtet ihn. Von hieran hätte der Verf. die Handlung schneller als er thut verlaufen lassen müssen; zur ruhigen Entwickelung des weitern Verlaufs blieb nun keine Zeit mehr übrig. Hier ruht der Fehler des Stücks für Denjenigen, der gewohnt ist einen solchen in jedem Drama zu entdecken. Genug aber, Rinkenau widersteht jeder Versuchung, Bertalda aufzugeben und nimmt lieber Gift anstatt sich zu retten. Diese Ausdauer öffnet Bertalda's von Leidenschaft umdunkeltes Auge. Sie erkennt den Treuen in seinem Werth und den früher Geliebten in seiner Selbstsucht. Ihr Herz wendet sich dem sterbenden Gatten wieder zu und Robert ist um die Frucht seiner Veranstaltungen betrogen.

Ich war betrogen — mir gehört die Reue —

so schließt Bertalda die Scene einer Handlung, die zwar in ihren Motiven zuweilen der Erläuterung, ja der Vervollständigung bedarf, die aber im Ganzen genommen vollkommen glücklich erfunden und mit vielem sprachlichen Reiz ausgestattet ist. Gleich im Eingang malt Robert die Qualen des Heimwehs überaus warm und poetisch; später gibt die Übereinstimmung in der Liebe der beiden Freunde zu schönen und tiefen Gedanken über Nothwendigkeit der Gegensätze in der Natur vielfachen Anlaß.

Der Vaterstadt den Rücken kehren, in
Die Fremde geh'n — es spricht so leicht sich aus.
Auf meines Vaters Gründe fällt der Strahl
Der Sonne g'rad und heiß — der Palmbaum,
Das Zuckerrohr wird groß, der schlanke Mais
Wogt in den Lüften eines ew'gen Sommers —
Und doch — 's ist nicht das Land, das mich als Kind geseh'n.
Ich klomm den Berg hinauf und richtete
Das Antlitz nach der Heimat heil'gem Boden.
Ich sah sie nicht — ach, zwischen ihr und mir
Lag uferlos das Meer und über mir
Ein and'rer Himmel!

So löblicher Stellen hat das Gedicht gar viele. Unwillkommene Ausdrücke, unstatthafte Freiheiten im Versbau kommen freilich auch vor; wir betrachten sie aber als Übereilungen, die der Übung, dem ernsten Willen weichen werden. Bei so unzweifelhaftem Talent, wie diese Arbeit es kundgibt, können wir den Verf. nur auffodern fortzufahren, es an Bemühung um völlig reinen Stil nicht fehlen zu lassen und den Geistestrieb, der in ihm lebt, durch gute Nahrung großzuziehen. Er scheue nicht, vollständig motivirte Wendungen in seiner dramatischen Handlung aufzusuchen, er befestige sich in Erkenntniß des einfach Schönen, das ihm schon bei dieser Leistung so treu vorgeschwebt hat — und er wird uns noch oft zu Dank verpflichten für so frische, jugendkräftige und besonnene Arbeiten, wie „Der Kauf der Ehre" eine ist.

27. Robespierre. Drama in fünf Aufzügen. Von R. Gottschall. Neisse, Burkhardt. 1845. Gr. 8. 25 Ngr.

Es fehlt an einer wissenschaftlichen Bezeichnung für Arbeiten dieser Art: sie sind weder Geschichte noch sind sie Dramen im Sinne der Kritik; die Erfindung — der eigentlich poetische Inhalt — wird zur Magd der Historie; es ist eine unwürdige Gattung, ein Zwitter in dem Geschlecht der poetischen Kinder, das nie den Tag erblicken sollte. Zwar haben Zwitter nach römischem Recht die Wahl des Geschlechts: allein in der Kunst möchte dieser Satz schwerlich gelten, besonders wenn wie hier weder Historie noch Drama des neuen Ankömmlings sich zu freuen haben. Zu diesem Allen ist in dieser Arbeit so wenig Studium der Geschichte und ihres Locals zu bemerken, daß Ereignisse an Orten geschehen, wo sie ganz unmöglich sind. Mag daher auch der Charakter des Helden nach der bessern Erkenntniß, die man von ihm in jüngerer Zeit gewonnen hat, richtig aufgefaßt sein — hier handelt es sich um sein Schwanken, ob er die Dictatur anzunehmen habe oder nicht —, mögen auch St.-Just, Tallien, Couthon, Coffinal im Ganzen nicht üble Portraits aus der Reihe jener Blutmenschen sein, die allen Maßstab für die Schätzung irdischer Dinge mordberauscht verloren hatten: das Drama selbst bleibt eine Fehlgeburt in der unerquicklichsten Form und Sprache. „Du zagst?" sagt z. B. St.-Just zu Robespierre. „Hat der Convent dich eingeschüchtert? O, wir wollen diesen weisen Ephoren

ihr Weisheitsmonopol morgen ins Gesicht werfen, daß sie dasitzen sollen wie die Schuljungen!"

28. Das letzte Opfer Robespierre's. Trauerspiel in drei Aufzügen. Von Hermann Scharff v. Scharffenstein. Mit freier Benutzung eines Dramas von J. Dalière. Frankfurt a. M., Keßler. 1845. 8. 20 Ngr.

Noch eine Robespierrade, jedoch etwas minder prosaisch; es sind wenigstens menschliche Gefühle, Seelen, mit denen wir es zu thun haben, nicht Rechnenexempel. Der Gegenstand ist des jungen Chénier Tod, der irrthümlich hingerichtet wird. Bekanntlich kam Dergleichen in der französischen Revolution mehrfach vor, ohne gerade viel Kopfzerbrechen zu verursachen. Darum eben eignen sich Stoffe aus dieser Geschichtsepoche so wenig zu dramatischer Gestaltung, weil das höchste Gut des Lebens, das Leben, so sehr allen Werth verloren hatte, daß sein Verlust kaum mit einer tragischen Empfindung zu umkleiden ist. Der Tod ist keine Buße mehr; die Tragik ist um ihre Wirkung, um ihre Bedeutung betrogen. Was wird noch wichtig sein, wenn es der Verlust des Daseins nicht mehr ist? Es ist daher von vornherein ein bedenklicher Umstand, ja vielleicht eine Unmöglichkeit, einen Stoff aus der Revolutionsgeschichte tragisch gestalten zu wollen; es sei denn, daß die Idee der trauernden Menschheit den tragischen Hebel abgebe. Der Verf. thut was er kann; er malt die ringende und kämpfende Liebe in guten Versen und bringt einige Lichtmomente glücklich in das schauerliche Gemälde. Ein Trauerspiel hat er nicht zu Wege bringen können; hin und wieder, in Monologen ohne Motiv, spürt man überdies den austrocknenden Einfluß eines französischen Vorbildes, von dem er sich nicht genug befreit hat.

29. Gesammelte dramatische Werke. Von Roderich Benedix. Erster und zweiter Band. Leipzig, Weber. 1846. 8. 3 Thlr.

Wir kennen den Verf. als einen Lustspieldichter, der mehre Stoffe der heutigen gesellschaftlichen Entwickelung glücklich auf die Bühne gebracht hat. Es scheint uns jedoch, er sei am Ziele: sein Vorrath von Ideen, so hat es das Ansehen, wird nicht weit über die vorliegenden zwei Bände hinausreichen, und daß er sie jetzt schon sammelt, ist eben kein Beweis für das Gegentheil. Das beste und das anerkannteste der vorliegenden Stücke ist „Dr. Wespe", eine ganz gute Satire auf das Journalistenthum. „Die Mode" ist auch noch reich an nicht zu oft dagewesenen Gedanken und Empfindungen. Dagegen ist „Der Weiberfeind" von frischen Anschauungen sehr entblößt, „Der Sonntagsjäger" nicht viel mehr als eine Albernheit, „Das bemooste Haupt", ungeachtet seiner Bühnenbeliebtheit, eine große Trivialität, und „Die Männerfeindinnen" entbehren völlig des Reizes, dessen der Verf. sich sonst wol mächtig zeigt. Am schlimmsten jedoch ist es mit den „Sklaven", Drama in drei Aufzügen, bestellt, insofern es Kunstansprüche macht und die Unbefugtheit des Verf. auf solche bekundet. Den ursprünglich tragischen Ausgang der Begebenheit hat der Verf. ganz willkürlich in einen heitern umgeändert und, wie wir glauben, schon damit bewiesen, in welchem Maße ihm die dramatische Kritik abgeht: daneben ist die Verwickelung dunkel, unmotivirt; die Charaktere sind haltlos, willkürlich; die Sprache ist ohne Reiz; der Vers formlos und ohne alles Verständniß wechselnd. Wir rathen dem Verf., von dieser Arbeit auszuruhen, sich zu sammeln und nicht eher wieder zu schreiben, als bis er eines frischen Ideenvorraths mächtig ist, der zur Äußerung drängt; thut er Dies nicht, so läuft er Gefahr, einen rasch erworbenen Beifall ebenso rasch und unwiederbringlich einzubüßen, was einigermaßen zu bedauern wäre.

30. Agnes Bernauer. Trauerspiel in fünf Aufzügen. Von Adolf Böttger. Leipzig, Große. 1845. Gr. 8. 1 Thlr.

Eine geschickte und glückliche Wendung des bekannten und allerdings vorzüglichen tragischen Stoffes ist in der vorliegenden Arbeit nicht zu verkennen; ja mehr, der Verf. zeigt sich mit den Kunstgesetzen nicht blos vertraut, er gibt auch Proben des Berufs, sie anzuwenden. Nur gegen die Gewaltsamkeit, mit der er das böse Princip des Stückes, den Kanzler, zum Liebhaber der unglücklichen Heldin macht, wäre doch Manches einzuwenden. Wir hätten gewünscht, es wäre uns ein natürlicheres Verhältniß vorgeführt worden; der Verf. hätte den Kanzler nur von der Staatsraison lassen bewegt sein und hätte hiermit seiner Arbeit mehr innere Wahrheit, mehr Würde und mehr geschichtliche Treue gegeben. Hiervon abgesehen ist die Führung der Fabel wirkungsvoll und die Gestalt der Begebenheit durchaus dramatisch. Hin und wieder macht sich jedoch ein Übergewicht des Lyrischen bemerklich, und Verse wie:

Allmächtiger Gott — mein gequältes Herz
Bricht vor Angst und Schmerz —
Dein beseelender Hauch
Hat Leben auch
Diesem Ganzen gegeben
Du kannst es brechen, du hast es gegeben.
Doch die Gefühle, mein Sehnen und Lieben,
Die mich zu ihm, zu ihm nur getrieben,
Werden im Tode nicht starren und schweigen —
Sie sind mein Eigen,
Kannst sie nicht tödten, Gott,
Sie sind dein Eigen,
Sind so unsterblich und göttlich wie du.

zeugen doch sehr von Mangel an Beherrschung und von einer gewissen Hingebung an das gedankenleere Wort. Dagegen ist die Haltung des Herzogs Ernst würdig, und Baldeck, Vogt zu Vohburg, ist eine wirsame Bühnengestalt. Das Ganze empfiehlt sich zur scenischen Darstellung durch Effect und gute Sprache.

31. Amalasuintha, die Gothenkönigin. Historisches Trauerspiel in fünf Aufzügen. Von Egbert Gärtschen. Würzburg, Stahel. 1845. Gr. 8. 15 Ngr.

Dieselbe strenge Form, welche der Verf. in der Verschwörung der „Pazzi" zum Vorbild nahm und die nahe an die altfranzösische Schule oder an Alfieri erinnert, und mit dieser ihre Wirkung in das Rhetorische setzt, herrscht auch in dieser Arbeit vor. Wir haben Nichts dagegen, daß gegen die maßlose Formfreiheit der deutschen Tragödie Opposition gemacht werde — denn diese ist der leidige Quell der Selbstvernichtung so vieler sonst ganz geistvollen deutschen Tragödien —; allein wir sind der Meinung, daß die französische Strenge uns nur als Regulator zu dienen habe, nicht als Vorbild nachzuahmen sei. Unsere Freiheit daran zu messen, den schweifenden Geist zu ihr zurückzurufen, die Erfindung gewissermaßen, wie um einen festen Kern, um die Regel zu sammeln und zu verdichten: dazu ist sie gut, nicht als nachzuahmendes Vorbild. Eine an sich so einfache Handlung wie die Tragödie „Amalasuintha" ist stets in Gefahr, in bloße Rhetorik zu verlaufen, wenn Erfindung und Austiefung der Motive fehlt; und das ist hier der Fall. Die Wirkung des Ganzen bleibt daher auch unbedeutend, wenngleich eine geschickte Scenenfolge und hier und da eine poetisch-beseelte Sprache nicht fehlen. Es scheint dem Verf. doch selbst an der rechten Erwärmung für seinen Stoff etwas gemangelt zu haben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Paul Gerhard. Ein kirchengeschichtliches Lebensbild aus der Zeit des großen Kurfürsten. Von C. A. Wildenhahn. Zwei Theile. Leipzig, Gebhardt u. Reisland. 1845. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Der Verf. dieses wohlgelungenen Buches ist schon durch andere Leistungen, namentlich durch seine Schrift: „Leben und Sterben. Mittheilungen aus dem Tagebuche eines Geistlichen",

und noch mehr durch die der vorliegenden verwandte: „Ph. J. Spener. Eine Geschichte vergangener Zeit für die unsere", rühmlich bekannt und Vielen lieb geworden. Er bietet hier ein „Lebensbild", das wir als treffend und treu unbedenklich, aber als geschichtlich nur in beschränktem Sinne anerkennen. Denn obwol das historische Element vorwaltend, keine aus den Quellen zu ermittelnde Thatsache verschwiegen noch entstellt ist, so nimmt doch die romanhafte Zuthat so viel Raum ein, daß wir dieses Gewebe von Wahrheit und Dichtung unter keine andere Rubrik stellen können als die des historischen Romans. Eine andere Stellung nimmt auch der Verf. für sein Werk nicht in Anspruch.

Man faßt gewöhnlich, aber irrthümlich, Wahrheit und Dichtung als Gegensätze auf. Sie sind es nicht. Denn auch die Dichtung hat, wenn sie rechter Art ist, ihre Wahrheit, eine ideale, die aber zugleich eine reale ist, obwol nicht eine geschichtliche. Der dichterischen Wahrheit entbehrt auch das vorliegende Lebensbild nicht; wie denn Geist und Charakter des Helden, der hier zur Anschauung gebracht wird, und der hervorragendsten historischen Gestalten, die in den Gang der Begebenheiten eingreifen, nicht minder als die eigenthümliche Stimmung des Zeitalters, dem sie angehören, mit unverkennbarer Treue dargestellt sind. Gleichwol mögen gegen eine solche Verschmelzung der poetischen und historischen Wahrheit, wie sie hier vorliegt, gerechte Bedenken sich regen. Zwar unterliegt es nicht dem mindesten Zweifel, daß wie der dramatische so auch der freischaffende Romandichter vollkommen berechtigt ist, sich einer historischen Person zu bemächtigen und dieselbe rein poetisch, ohne an die geschichtlich constatirten Thatsachen gebunden zu sein, redend und handelnd darzustellen; wo aber das biographische Material so entschieden prädominirt, daß die poetische Gestaltung nur eine untergeordnete Rolle spielt, da entsteht ein Zwitterwerk, das, zwischen Biographie und Roman schwebend und schwankend, der strengen Kritik in keiner Beziehung genügen kann. Am nachdrücklichsten werden strenge Historiker gegen die Kühnheit protestiren, in ihr scharfbegrenztes Gebiet einen romanhaften Luxus einzuschwärzen.

Es kann aber ein Buch, ohne eben den Foderungen, welche billig an ein Kunstwerk gemacht werden, zu genügen, doch in anderer Hinsicht befriedigend, sehr anziehend, lehrreich, erbaulich sein; und Dies gilt von unserm „kirchengeschichtlichen Lebensbilde" ganz vorzüglich. Der Verf. hat unverkennbar, bevor er Hand ans Werk legte, gründliche Studien gemacht, den ganzen geschichtlichen Stoff, den er zu verarbeiten gedachte, sich angeeignet und mit demselben was er aus eigener Erfindung hinzugethan sinnig in Einklang gebracht. Seinen Helden, der in diesem Bilde, wie einst im Leben, als ein starker Glaubensheld sich bewährt, hat er mit der Liebe, die für ihren Gegenstand entschieden Partei nimmt und doch nicht parteiisch ist, sowie mit tiefer Einsicht in seine Individualität, mit gründlichem Verständniß seines Strebens und Wesens aufgefaßt und unsern liederreichen, im Feuer vieler Prüfung durchläuterten Paul Gerhard lebendig dargestellt. Neben ihm steht liebenswürdig eine fromme, in der Schule mannichfacher und langwieriger Leiden gereifte und bewährte Gattin, und der geistverwandte Componist seiner Lieder, der treffliche Musikdirector Ebeling, gegenüber die hohe, ehrfurchtgebietende Gestalt des großen Kurfürsten und sein wackerer Geheimrath, der Oberpräsident der Mark Brandenburg, Freiherr von Schwerin. Nächst ihnen ragt unter den in die dargestellten Ereignisse verwebten Personen besonders hervor der ehrsame Tuchmacher Meister Jung, ein trefflicher Repräsentant des wackern deutschen Bürgerthums, und dessen hochherzige Tochter Dorothea, eine Jungfrau, die, in frommer Zucht und edler Sitte aufgewachsen, der Gerhard'schen Familie von Kindheit auf befreundet, eine ausgezeichnete Bildung sich erworben hat. Widerwärtig erscheint der reformirte Hofprediger Stosch, in welchem der greuliche Sektenhaß, der damals Reformirte und Lutherische gleich unchristlich erbitterte, mit arglistiger Bosheit sich vereint. Das eigentlich böse Princip in der Geschichte ist aber Stolpe, der Geheimsecretair Schwerin's, ein satanischer Mensch, der, in frühester Kindheit von Vater und Mutter verlassen, hinausgestoßen in eine feindliche Welt, von den Menschen erbarmungslos versäumt, gedrückt, gemisbraucht, in der Schule der Verbrechen gereift, unversöhnliche Feindschaft dem ganzen Geschlecht geschworen hat und nur darin, daß er Unheil säet und Verderben bereitet, Genugthuung, Genuß und Freude findet, und den selbst die einzige bessere Regung, die mit dämonischer Gewalt ihn beherrschende Liebe zu Dorothea, nur tiefer verwirrt.

Die Erzählung bewegt sich um jenen Revers, durch dessen Unterzeichnung auf Befehl des Kurfürsten die lutherischen Geistlichen sich verpflichten sollten, sich alles Scheltens und Schmähens der Reformirten und ihrer Lehre zu enthalten. Dies schien nun ganz unbedenklich und unverfänglich, da ja ebenso sehr die Würde des Predigtamts wie die christliche Liebe solche Enthaltung von leidenschaftlichen und erbitternden Äußerungen gebot. Aber die Fassung des vorgeschriebenen und durch die Unterschrift buchstäblich anzuerkennenden Formulars schien die Freiheit des Bekenntnisses, die Vertheidigung der lutherischen und die Widerlegung der entgegengesetzten Lehre dergestalt zu beschränken, daß Viele in ihrem Gewissen sich gedrungen fühlten, die Unterzeichnung standhaft zu verweigern und lieber Absetzung und Verbannung zu erdulden als den Vorwurf oder auch nur den Schein einer Verleugnung ihrer Überzeugung und Berufspflicht auf sich zu laden. Es bestätigte sich auch hier die alte Erfahrung, daß alle, auch die bestgemeinten Versuche der weltlichen Gewalt, durch Zwangsmittel kirchliche Parteiungen zu beseitigen und die Leidenschaft der Streitenden zu dämpfen, ihren Zweck verfehlen und, zum Martyrthum herausfodernd, das Übel nur ärger machen.

Der Verf. führt uns, zweckdienlich einleitend, zuerst in das Wirthshaus an der Langen Brücke zwischen Berlin und Köln. Dort sind in der Mitte des Februar 1666 am Feierabend ehrenfeste lutherische Bürger, die Stammgäste um einen Tisch her, von dem geschäftigen Wirth aufmerksam mit einem Labetrunk bedient, eben nicht fröhlich, sondern in Erfolg der Zeitverhältnisse sehr ernst versammelt. Die Unterhaltung kreist um jenen ärgerlichen Revers, um die Belästigung der Geistlichen mit der gebotenen Unterschrift und die eintretende Härte gegen die Widerstrebenden, um die scheinbaren und wirklichen Gefahren für das echte Lutherthum. Meister Jung führt das Wort, freimüthig aber nicht unbesonnen. Der Musikdirector Ebeling spricht mildernd und versöhnend dazwischen; der ängstliche Wirth, der (ein wenig zu oft) sich rühmt über den Parteien zu stehen, versucht die Gefahren, mit welchen allzu kühne Reden seine Nahrung bedrohen, abzuleiten. Stolpe, der lauernd sich eingeschlichen und mit arglistiger Freundlichkeit sich das Ansehen gibt, als stimme er den gerechten Beschwerden der Lutherischen bei, reizt durch kecke Äußerungen die aufgeregten Geister zu rückhaltlosern Anklagen der kurfürstlichen Maßregeln und eilt dann, was er gehört und mehr noch am rechten Orte anzubringen.

Im Sprechzimmer des Freiherrn Schwerin unterhandelt Dieser und der arglistige Hofprediger Stosch mit dem lutherischen Propst Fromm, welcher, friedliebend und zur Vermittelung zwischen den streitenden Parteien geneigt, durch unvorsichtige, von Stosch gemisbrauchte Äußerungen sich compromittirt hat, und mit einem armen Landgeistlichen, welcher in einer andern Angelegenheit vorgeladen ist und nun mit der Auffoderung zur Unterzeichnung des Reverses überrascht wird. Beide verweigern standhaft die Unterschrift und empfangen vorläufig die Ankündigung der Suspension vom Amte.

Bei der frommen Hausfrau Paul Gerhard's klagt Dorothea ihr Entsetzen über die Liebesbriefe Stolpe's, ihre Angst vor dem Unheil, welches Dieser ihrem Vater bereiten möchte. Der ehrwürdige Sänger tritt ein, nach ihm der Musikdirector mit der Composition des Gerhard'schen Liedes: „Der wunder-

volle Ehestand", das im traulichen Verein alsbald gesungen wird und in das sinnreiche Gespräch eingreift.

Paul Gerhard steht vor dem Consistorium, mit ihm der greise Propst Lilius, welcher, seines Amts entsetzt, endlich sich bewegen ließ, zwar nicht den Revers zu unterschreiben, aber einen ähnlichen mit Vorbehalt, durch welchen er sein Gewissen zu wahren suchte, auszustellen, und nun wieder in sein Amt eingesetzt wird. Ruhig und bescheiden, aber fest entschlossen und tapfer, lehnt Paul Gerhard das Ansinnen ab, den Revers zu unterzeichnen. Er beruft sich darauf, daß er das Schmähen und Lästern der Andersdenkenden sich nie erlaubt habe; er leugnet aber auch nicht, daß er selbst seine Amtsgenossen ermahnt und gestärkt habe, in ihrem Bekenntniß standhaft zu beharren und die Unterzeichnung des Reverses, die wider Glauben und Gewissen sei, zu verweigern. Die milde Zusprache des Präsidenten bewegt ihn zwar, die ihm angebotene achttägige Bedenkzeit anzunehmen; aber alsbald fühlt er sich gedrungen, freimüthig zu erklären: er werde und könne sich nicht anders besinnen noch je den Revers unterschreiben. Darauf wird ihm angekündigt, daß er von seinem Amte entlassen sei und den weitern Befehl, Stadt und Land zu meiden, zu gewärtigen habe.

Die Nachricht von Gerhard's Dienstentsetzung hat die Bürger sehr aufgeregt; wieder im Wirthshause versammelt, werden sie durch Meister Jung beschwichtigt, welcher den Magistrat um Verwendung beim Kurfürsten zu bitten empfiehlt und, aufgefodert, das Gesuch alsbald niederschreibt und von den anwesenden Vorstehern der Gewerbe unterzeichnen läßt.

Dorothea tröstet indeß die gebeugte, doch nicht verzagte Hausfrau; Ebeling erheitert sie durch Überreichung der gedruckten Composition von zwölf Liedern Gerhard's; Dieser kommt dazu, spricht, seiner würdig, demüthige Unterwerfung unter die grausame Entscheidung aus, aber auch seinen tiefen Schmerz über die Entfernung vom Predigtamte. Dreißig ehrbare Bürger treten ein und klagen ihm ihr Leid darüber; er ermahnt sie zur Ruhe, fügt sich aber in ihr Begehren, sie durch eine fromme Ansprache zu erbauen. Einmüthiger Gesang erhöht die stille Feier; dann gehen Alle still auseinander. Stolpe hat diese Hausandacht belauert und frohlockt darüber, weil es eine verbotene Handlung ist.

Wieder sind im Wirthshause die lutherischen Bürger versammelt, zahlreicher und stürmischer als früher. Die erbetene und freundlich bewilligte Verwendung des Magistrats ist vergeblich gewesen; ein kurfürstliches Rescript weist fast ungnädig sie zurück und erregt, da es in der Versammlung vorgelesen wird, lebhafte Äußerungen von Unmuth. Wieder beschwichtigt Meister Jung, empfiehlt ein zweites dringenderes Gesuch, verfaßt dasselbe und übernimmt, nachdem es alsbald unterzeichnet worden, die Übergabe.

Der Bürgermeister Tiefenbach, ein verständiger und wohlgesinnter Lutherischer, trifft als Abgeordneter des Magistrats in Kleve ein, wo der Kurfürst weilt. Ihn begleitet seine Gattin, Meister Jung und Dorothea. Alsbald findet sich Stolpe ein und bietet seine guten Dienste an. Tiefenbach erhält Audienz beim Kurfürsten, wird mit Vorwürfen bestürmt und höchst ungnädig entlassen.

Während Dorothea im Gasthause allein ist, dringt Stolpe ein, verkündet ihr die bevorstehende Verhaftung ihres Vaters und verspricht ihn zu retten, wenn sie ihm nur erlauben wolle, in Berlin sich ihr zu nähern. Er wird abgewiesen, wie von ihr so von dem Vater; der Verhaftsbefehl wird erlassen, und nur mit Mühe, sich selbst verbürgend, erlangt es Tiefenbach, daß Jung ohne Begleitung der Gerichtsdiener heimreisen darf.

In Berlin wird der Verhaftsbefehl vollzogen. Dorothea sitzt trauernd mit Paul Gerhard am Krankenbette seiner Gattin in ernstem Gespräch. Er wird abgerufen, weil mehre Bürger ihn zu sprechen begehren. Sie klagen ihm ihr Leid, ihren Unmuth; er entläßt sie mit ernsten Warnungen und Ermahnungen, bittend, daß sie für ihn nicht weiter sich verwenden mögen. Indeß hat Dorothea einen Entschluß gefaßt; sie will den Vater, der schon drei Wochen im Gefängniß liegt, befreien. Sie verspricht nämlich dem Musikdirector, der sie zärtlich, den sie kindlich liebt, ihre Hand, um die der ältere Mann nicht zu werben wagte, wenn er ihr beistehe, den Vater zu befreien. Der entzückte Ebeling verspricht Alles was sie begehrt.

Von ihm begleitet, begibt sich Dorothea zum Oberpräsidenten, der, während Stolpe die Anmeldung von einem freundlichen Blick der Jungfrau abhängig machen will, unerwartet eintritt und die Audienz gewährt. Dorothea spricht mit hinreißender Beredtsamkeit für die Befreiung ihres Vaters und enthüllt endlich die Ränke des feindseligen Geheimsecretairs. In Gnaden entlassen, kehrt sie hoffend heim, und bald erscheint der befreite Vater und segnet die Verlobten.

In einer Consistorialsitzung vertheidigt sich der Propst Fromm gegen die böslichen Insinuationen des Hofpredigers, verweigert entschlossen die Unterzeichnung des Reverses und wird nun völlig seiner Ämter verlustig erklärt. Er verläßt eilend Berlin und zieht nach Wittenberg.

Paul Gerhard sitzt bei seiner kranken Gattin und erfährt endlich, daß sie sich keine stärkende Nahrung bereiten könne, weil — Geld fehle. Er sucht in allen Taschen und Kästen und findet auch keins. Da tritt, wie ein hülfreicher Engel, Dorothea mit kräftiger Speise ein, Ebeling bringt des Dichters Antheil an dem Erlös aus dem verkauften zweiten Dutzend der componirten Lieder und dringt ihn auf, so sehr Gerhard sich dagegen sträubt, nicht minder als gegen den von den dankbaren Bürgern zusammengesteuerten Ersatz der entzogenen Besoldung, welchen Meister Jung überreicht. Die Hülfe in der Noth darf nicht verweigert werden.

Gerhard wird zu dem sterbenden Greis Lilius gerufen, welcher, wegen Unterzeichnung des Reverses von Gewissensbissen geängstet, durch die Vorwürfe und Schmähungen seiner Collegen gebeugt, Trost begehrt. Gerhard straft ihn um seines Wankelmuths, tröstet ihn um seiner Buße willen; als er aber im Begriff ist, ihm das heilige Abendmahl zu reichen, gedenkt er, daß ihm jede geistliche Amtshandlung untersagt ist. Er eilt, den Diakonus Lorenz zu rufen, welcher nach aufrichtiger Beichte die Absolution ertheilt und das heilige Abendmahl darreicht. Der Erquickte stirbt, und an seinem Lager geloben die beiden Collegen von neuem unverbrüchliche Treue im standhaften Bekenntniß der Wahrheit.

(Der Beschluß folgt.)

Miscellen.

Wie man in Rom Heilige macht.

Ein merkwürdiges Beispiel der Leichtfertigkeit, mit welcher man in Rom bei der Heiligsprechung zu Werke ging, wird von Mabillon als ein Vorfall erwähnt, der sich noch zu seiner Zeit in Tolosa zugetragen. In den römischen Katakomben fand man eine römische Inschrift, die folgendermaßen lautete:

D. M.
Julia Euodia Filia Fecit
Castae Matri Et Benemerenti
Quae Vixit Annis LXX.

Kraft dieses Epitaphiums, welches die Julia Euodia ihrer züchtigen und wohlverdienten Mutter errichtet, und welches durchaus keine Spur des Christenthums, sondern eher das Gegentheil enthält, wurden die in diesem Grabmal gefundenen Gebeine für heilig erklärt und der heiligen Julia Euodia anstatt deren „keuschen Mutter" zugeschrieben.

Einfache Grabschrift.

Auf dem Grabsteine des englischen Schauspielers Burbage, eines Zeitgenossen Shakspeare's, stehen die zwei Worte: Exit Burbage! (Burbage geht ab!) 12.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 270. —— 27. September 1846.

Dramatische Bücherschau für das Jahr 1845.

Dritter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 269.)

32. Die Opfer der Spielhölle. Zeitbild in vier Aufzügen. Nach einer Thatsache bearbeitet von Philipp Walburg Kramer. Konstanz, Bannhard. 1845. 8. 10 Ngr.

Die Arbeit eines Theaterdirectors kann nicht wol anders als mit Theatereffecten, klein und groß, auftreten. Zu den großen Effecten gehört die Wirkung des Giftes, welches Polyxena verschluckt, zu den kleinen der Italienisch-Deutsch radbrechende Rinaldi. Das Ganze ist eine von den dürren Hervorbringungen, welche das jetzt geltende Stichwort, gegen die Bade-Spielbanken, in diesem Jahre hervorgerufen hat. Es ist davon Nichts zu sagen, als daß der Wille gut, die Kraft aber schwach ist. Iffland's „Spieler" ist aber in dieser Richtung hundertmal wirksamer als alle diese neuern Versuche.

33. Die Theaterprobe. Lyrisches Trauerspiel in einem Acte. Von E. Pabst. Münster, Wundermann. 1845. 8. 5 Ngr.

Entweder ist diese Arbeit irgend eine versteckte Satire gegen irgend eine unbekannte theatralische Schlechtigkeit, oder sie ist, wenn ernst gemeint, die wunderlichste Geistesverirrung die sich denken läßt. Zwei Schauspieler lieben die Tochter des Theaterdirectors und ermorden dieselbe aus Eifersucht bei der Probe eines Stückes. Das heißt denn doch mit dem Gesetz der Tragödie seltsam umspringen! Dazu ein Sprachungeheuer in dem Verse wie:

> Eh' ich dich verlasse,
> Ermord' ich Welten im Verzweiflungshasse —

Und Exclamationen wie:

> Mörder, ew'ger Mörder!

Sollen poetische Blüten gelten, und das den gesunden Menschenverstand fortwährend mit Füßen tritt!

34. Spanisches Theater, herausgegeben von August Wilhelm von Schlegel. Zweite Ausgabe besorgt von Ed. Böcking. Zwei Bände. Leipzig, Weidmann. 1845. Gr. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

Zur Empfehlung der bekannten Schlegel'schen Übersetzung der Dramen Calderon's bedarf es nicht vieler Worte: sie ist zur Zeit noch immer die beste die es gibt, poetisch und treu in dem Maße wie beide Eigenschaften sich in zwei verschiedenen Idiomen nur immer vereinigen lassen. Der Herausgeber hat nach des Verf. Andeutungen, denen er nahe stand, nur einige Verse, die Druckfehler der ersten Ausgabe und die Orthographie zum Theil geändert; alles Wesentliche aus den frühern Ausgaben beibehalten worden. Aber es macht eben der Lesewelt selbst Ehre, daß eine zweite Ausgabe dieser classischen Übertragung nöthig wurde.

35. Wilhelm von Lecce. Trauerspiel in fünf Acten. Von M. Beckmann. Osnabrück, Meinders. 1845. Gr. 12. 15 Ngr.

Kaiser Heinrich VI. hat den König Wilhelm von Sicilien und Apulien, den man von Lecce nennt, des Thrones und des Reichs beraubt, ihn geblendet und im Elend verschmachten lassen. Auf seinem Grabhügel bei Agosta, auf dem er, von der Jagd müde, dürstend, ausruht, wird er von seiner Witwe, Margarethe von Weißenfels, die ihn rächt, vergiftet und stirbt mit dieser. Ist Dies nun eigentlich genügender Stoff zu einer Tragödie? Wir glauben nicht. In dieser Begebenheit ist Alles äußerlich, Nichts im Sinne der Kritik, im antiken Wortsinne, tragisch. Wo bleibt der reinigende Schrecken, die Läuterung der Leidenschaft, die Umkehr in uns, die Entwickelung der That, trotz der Mahnung des bessern Geistes in dem Thäter? Denn wenn auch Heinrich sterbend seine Grausamkeit gegen Wilhelm v. Lecce bereut: diese Reue allein, obenein so lauwarm und matt ausgedrückt, vertritt den tragischen Schrecken wahrlich nicht. So fehlt es denn dem Stücke zwar an den wesentlichen Kriterien einer wirklichen Tragödie, indeß ist die Form nicht schlecht. Verschiedene Charaktere sind, wie Philipp von Schwaben, des Kaisers Bruder, und dieser selbst, wirkungsvoll ergriffen und gut ausgestattet; und schleppt auch die Handlung zuweilen etwas, so sind einige Scenen, besonders die des zweiten Acts, doch nicht ohne dramatische Bedeutung. Vers und Sprache sind durchweg sorgfältig und gut bedacht und auch in der lyrischen Bewegung ist der Verf. seines Ausdrucks Herr. Glücklich ist er vorzüglich in der Malerei der Liebe (achte Scene im dritten Act), und der Auftritt, wo der Kaiser die Liebenden, Margarethe und Wilhelm, überrascht, ist, indem er die eigentliche Katastrophe des Stückes bildet, zugleich die ergreifendste Scene des ganzen Trauerspiels. Die maßlose Wuth, der Heinrich sich hier überläßt, bereitet die Rache vor und motivirt sie. Von dem sprachlichen Vermögen des Verf. gibt eben dieser Auftritt die besten Proben. Margarethe erwartet den Geliebten; sie ruft Bertha zu:

> Komm, schmücke mich für meinen Freund!
> Es schmückt mit Perlen ja von Thau
> Die Blume sich auf grüner Au,
> Wann ihr der junge Tag erscheint,
> Sie lächelnd grüßt, sie hell umstrahlt
> Und ihren Kelch mit Purpur malt.

36. Tannhäuser und der Sängerkrieg auf Wartburg. Große romantische Oper in drei Acten. Von Richard Wagner. Dresden, Meser. 1845. 8. 3 Ngr.

Ein trefflicher Opernstoff ist hier mit poetischem Schmuck und musikalischem Vorgefühl sehr glücklich zur Darstellung gebracht. Fehlte es uns nicht an Raum, so gäbe dies Stück

Digitized by Google

uns Gelegenheit, Das was eine Oper sein soll an ihm voll zu erörtern, und es würde sich dann zeigen, daß in dieser Arbeit fast alle Anfoderungen, die wir an eine solche zu stellen berechtigt sind, ihre Befriedigung finden. Mit diesem allgemeinen Anerkenntniß müssen wir uns hier genügen lassen; ermuntern jedoch den begabten Verf., sich zu größern Unternehmungen zu wenden, denen er sich durch eine schöne Gewalt über die Sprache wohl gewachsen zeigt.

37. Einige Dichtungen von Percy Busshe Shelley. Deutsch von F. Prössel. Mit dem Leben und Bildnisse des Dichters. Braunschweig, Meyer sen. 1845. 8. 22½ Ngr.

Der kühne Geist Shelley's, dieses flüchtigen Schweifsterns der englischen neuern Literatur, ist in Deutschland nicht unbekannt. Nach einer guten Darstellung seines Wirkens und Lebens werden uns hier zwei seiner Hauptarbeiten: „Beatrice Cenci", Trauerspiel, und die „Fee Mab", nebst einigen andern kleinern Dichtungen geboten. „Beatrice" ist ein wirkungsvolles und in der dramatischen Literatur Englands hervorragendes Stück, allerdings nicht frei von den eigenthümlichen Unarten der modernen englischen Dramaturgie: langer, pompöser und hohler Reden und forcirter Effecte; aber ebenso ausgezeichnet auch durch treffliches Studium der Charaktere. Die Übersetzung ist tadellos. Die lyrischen Zugaben empfehlen sowol den Dichter wie den Übersetzer unserer Theilnahme. „Fee Mab" ist das berühmt gewordene Gedicht, in dem der Jüngling Shelley seinen jugendlichen Zorn gegen alles Bestehende austobte, und das ihm im freien England eine Verurtheilung als Gotteslästerer zuzog, über welche wir in Deutschland staunen mußten.

38. Lieb' ohne Strümpfe. Tragi-Komödie, frei nach J. H. Wessel von A. Öhlenschläger. Leipzig, E. Fleischer. 1844. 8. 20 Ngr.

Eine echte Volkskomödie, wie J. H. Wessel's, des dänischen Dichters, „Lieb' ohne Strümpfe", ist bekanntlich schwer oder gar nicht in ein fremdes Idiom zu übertragen. Dieser Nichterfolg ist, streng genommen, auch bei der vorliegenden Arbeit wahrzunehmen. Was uns darin befriedigend anspricht, ist allein die allgemeine Satire gegen die ganz verschraubte Manier der altfranzösischen Tragödie, wogegen uns die volksthümlichen Scenen fast völlig verloren gehen und gehen müssen. Doch machen die gereimten Alexandriner allerdings eine recht komische Wirkung. Z. B. Matz:

Jetzt wär's zum Sterben Zeit; jetzt hindert nicht Gewalt;
Allein zu ruhig bin ich, nüchtern und zu kalt;
Ein Held, der sterben will, muß heiß sein, hingerissen.
Doch warum bin ich kalt? — Das mag der Himmel wissen!

39. Ein Weib aus dem Volke! Drama in fünf Acten. Frei nach Dennery und Mallian von J. Mendelssohn. Hamburg, Berendsohn. 1845. 16. 10 Ngr.

Die drastische Wirkung dieses Stücks aus der französischen Foltergattung seelenverrenkender Dramen ist allzu bekannt, als daß wir uns dabei verweilen könnten, um etwa den Widersinn oder die dem wahren tragischen Endziel ganz entgegengesetzte Gestalt dieser Misgeburt näher nachzuweisen. Von der Unnatur der Erfindung ist in diesem Stück selbst die Sprache ergriffen, die sich nicht anders als eine deutsch-französische Kinderbonne gebehrdet.

40. Der Zerrissene. Posse mit Gesang in drei Acten von Joh. Nestroy. Wien, Wallishausser. 1845. 8. 15 Ngr.

41. Das Mädl aus der Vorstadt oder: Ehrlich währt am längsten. Posse in drei Acten. Von Joh. Nestroy. Wien, Wallishausser. 1845. 12. 15 Ngr.

Welch echt menschlicher Lachstoff dagegen in diesen beiden, besonders aber in dem ersten Stücke des besten unter den Nachahmern unsers unvergleichlichen Raimund! Fürwahr, die Frische dieses Geistes, sein Erfindungsreichthum, sein Witz, sein Humor sind für die Mitwelt ein Schatz und verdienen einer spätern Generation, die an allem Diesen vielleicht noch ärmer ist als wir es sind, aufbewahrt zu werden. Die Persiflage der weltmüden Zerrissenheit, d. h. des halben Wollens bei völliger geistiger Ohnmacht, ist in dem zerrissenen Capitalisten Lips, gegenüber dem rohen Materialismus Gluthammer's, vortrefflich zur Darstellung gekommen; nebenher ist fast keine Zeile ohne ihren besondern Lachstoff, für den wir Alle, die wir an der Zeit leiden, dem Verf. dankbar zu sein Ursache haben. Im zweiten Stück ist der Gedanke geringer, der Local- und Wortwitz aber nicht minder anregend. Alle Jahre zwei solche Stücke gewährt viel Ersatz für viele dramatische Langweiligkeiten, wie sie der Recensent in diesem Fach leider zu bestehen hat.

42. Das Privat- und Haustheater. Von G. Schönstein. Erstes Bändchen. Wien, Wallishausser. 1845. Gr. 12. 8 Ngr.

Gleich diese Arbeit kann für eine jener leidigen Langweiligkeiten gelten, welche wir eben im Auge hatten. „Das unterbrochene Duell", Posse in einem Act, enthält auf seinen 64 Seiten nicht so viel Heiteres als ein Blatt des „Zerrissenen" darbot, und das Lustspiel „Der Bürgermeister" ist wenigstens schon zwölf mal in unserer dramatischen Literatur vorhanden. Der hier preisgegebene wiener Witz gehört jener breiten und unangenehmen Sorte an, die nur in dem kleinsten Theil Deutschlands verdaut werden kann. Gegen Nestroy's körnige Frische ist er teigig und zäh zu nennen; Privattheater aber haben bessere Sachen zur Auswahl.

43. Das Liebhabertheater. Eine Sammlung der neuesten und besten leicht darstellbaren Theaterstücke, für Privatbühnen und Familienkreise herausgegeben von Th. Hell. Erstes bis sechstes Heft. Grimma, Verlags-Comptoir. 1846. 16. 1 Thlr.

Dergleichen bessere Sachen finden sich schon in dieser Sammlung, wenngleich freilich meistens dem Auslande entlehnt. Das Lustspiel „Zur Gesundheit", nach Ancelot und Dupont, ist allerliebst. „Der Schatz aus Ägypten", Original von P..., unterhält wenigstens leidlich; auch die „Homöopathische Cur" ist passend und ausgewählt und gut übertragen. „Maske für Maske" und „Geld und Ahnen" von Schröder sind ihrerseits alte und bewährte Lustspiele, zum Hausgebrauch ganz geeignet.

44. Enrico und Blanca, oder: Die Heirath aus Rache. Trauerspiel in fünf Acten, von Ernst Ortlepp. Winterthur, Hegner sen. 1845. 16. 9 Ngr.

Einem Anfänger verziehen wir, wenn er uns in seinem ersten gedruckten Trauerspiel in ein Wirrsal führte, die nicht anders zu lösen ist, als daß alle seine handelnden Personen, eine nach der andern, auf die Bühne hinaustreten und sich einen Dolch in das Herz stoßen. Ein junger Tragöde braucht durchaus Blut; nächst dem Blut aber hat er Nichts so nöthig als Geistererscheinungen! Wie gesagt, wir halten ihm Beides zu gute: allein ein schon erfahrener und geübter Schriftsteller, wie unser Verf. ist, sollte Mittel finden, am Schluß seines Stückes auch noch andere Personen als den Souffleur allein am Leben zu lassen, seine Scenen nicht so, wie hier geschieht, mit Blut zu überspannen, und nicht zur Ungebühr Banquo's Geist erscheinen zu lassen. Nichtsdestoweniger ist Talent in dieser Arbeit erkennbar und wir möchten sie daher für eine Erstlingsgabe des seitdem fortgeschrittenen Dichters halten, die nur zur Unzeit vor das Publicum tritt. Zwar ist die Handlung von oft dagewesener und etwas trivialer Erfindung; indeß verbirgt sich Dies theils unter einer blühenden, poetischen Diction, theils unter der kühnen Zeichnung einiger Charaktere. Unter diesen ist des Helden Bruder, Petre, kein übles Gegenstück zu Franz

Meer, und wenigstens ebenso sehr Schurke als Jener. Enrico und Blanca — welche Letztere, durch einen wohlgemeinten Betrug des Vaters getäuscht, ihre Hand aus Rache Orsino reicht — sind, außer in der Liebe, allerdings Nullen; dagegen sind einige Volksscenen und der Schluß in seiner hypertropischen Gestalt doch wenigstens von Wirkung. Die Sprache ist durchaus zu loben; der Vers ist kräftig und gut. Blanca's Monologe (S. 33 u. 73) erinnern selbst an die besten elegischen Partien in Schiller:

Aus welchem sel'gen Paradiesestraum
Hat mich das Schicksal plötzlich aufgerüttelt?
Voll Blüten stand der Hoffnung junger Baum,
Ein einz'ger Sturm hat all' sie abgeschüttelt.
Dahin sind nun die göttlichsten der Stunden,
Und meiner Seele Ruhe ist verschwunden u. s. w.

Nach allem Diesen werden wir berechtigt sein, dies Stück, das sich auch durch eine prägnante Kürze und Gedrungenheit der Handlung auszeichnet, für die Jugendarbeit eines Geistes zu halten, in der sich bessere Leistungen vorbilden.

(Der Beschluß folgt.)

Paul Gerhard. Ein kirchengeschichtliches Lebensbild aus der Zeit des großen Kurfürsten. Von C. A. Wildenhahn. Zwei Theile.

(Beschluß aus Nr. 269.)

Im zweiten Theile führt der Verf. uns zunächst in das Zimmer der frommen Kurfürstin Luise Henriette, die ihr Gemahl am Morgen des 9. Jan. 1667 betend findet und die nach einem traulichen Gespräch für den ihr theuern Sänger unaufgefodert eine Fürsprache einlegt, nicht erfolglos.

An demselben Tage empfängt Paul Gerhard durch einen Abgeordneten des Herzogs von Sachsen-Merseburg den Antrag, dort eine Predigerstelle anzunehmen. Obwol bedrängt und die Ausschließung vom Amte immer schmerzlicher empfindend, lehnt er gleichwol den Antrag ab, weil er sich von der Verpflichtung gegen seine treue Gemeinde noch nicht ganz entbunden hält. Während er darauf mit seiner noch immer kranken Gattin über seine Lage sich unterredet, Ebeling Besorgnisse für die Zukunft erregt, tritt ein kurfürstlicher Geheimsecretair ein und bringt statt des gefürchteten Verbannungsurtheils die Freudenbotschaft, daß der Kurfürst, wie Derselbe soeben dem vorgeladenen Magistrat selbst ankündige, ihn in sein Amt wieder einzusetzen beschlossen habe, ohne die Unterschrift des Reverses zu begehren, in der Zuversicht, daß er auch ohne solche, als ein getreuer und aufrichtiger Mann, den Edicten nicht zuwiderhandeln werde. Dieser verfängliche Zusatz trübt alsbald die Freude des gewissenhaften Mannes; denn eben jene Edicte sind es ja, gegen welche sein Glaube und sein Gewissen sich sträubt.

Im Wirthshause frohlocken die wohlbekannten Gäste über die fröhliche Botschaft und preisen den Kurfürsten, noch mehr seine edle Gemahlin. Die Alten erzählen von den frühern Zeiten, die schlimmer gewesen, da vom Hofe und den Großen aus Greuel der Hoffart, der Völlerei und Unzucht sich im Volke verbreiteten.

Paul Gerhard predigt am nächsten Tage, aber, in seinem Gewissen beunruhigt, so wenig freudig, daß seine Kraft gebrochen scheint, und mehre vertraute Bürger eilen zu ihm, die Ursache seines Kummers zu erforschen. Er verhehlt ihnen denselben und die Ursache nicht, und als der Bürgermeister Tiefenbach hinzukommt und hört, was den theuern Mann ängstigt, dergestalt, daß er die Kanzel nicht wieder besteigen will, bis er in seinem Gewissen nicht mehr durch die vorausgesetzte Verpflichtung auf die ärgerlichen Edicte gebunden sei, verspricht er eine neue Verwendung des Magistrats bei dem Kurfürsten.

Wenige Tage nach einem traulichen und erbaulichen Gespräch der Verlobten zieht Ebeling mit Dorothea in zahlreichem Geleit zur Kirche. Die Braut erblickt in deren Nähe den lauernden Stolpe und erbebt. Paul Gerhard vollzieht, obwol noch immer geängstigt, doch herzergreifend die Trauung.

Tiefenbach begibt sich in das Schloß, eine Audienz zu erbitten. Im Vorzimmer hadert mit ihm der greise Obertrabant Nikolaus, ein eifriger Reformirter, der es nicht lassen kann, die Lutherischen anzuklagen und zu schmähen. Der Kurfürst selbst zürnt und entläßt den armen Bürgermeister abermals in Ungnaden, mit dem alsbald ausgefertigten schriftlichen Bescheid, daß, wenn Paul Gerhard sein Amt wieder anzutreten Bedenken trage, der Magistrat unverzüglich einen andern geeigneten Prediger zu präsentiren habe.

Ein mit zitternder Hand geschriebener Brief ladet dringend Dorothea ein zu einer kranken, sterbenden Person. Erst zweifelnd, dann entschlossen begibt sie sich mit ihrem Gatten in die bezeichnete einsame Wohnung. Dort findet sie den unglücklichen Stolpe, der, von seinem Herrn entlassen, in Krankheit und Elend schmachtet, sich sammelt, die Leidensgeschichte seines verwilderten Lebens zu erzählen, gesteht, daß er im Begriff gewesen, die Braut auf dem Wege zur Kirche zu tödten, von ihr Vergebung und Trost empfängt und bald darauf stirbt.

Paul Gerhard sitzt wieder am Bette seines einzigen todkranken Kindes, bemüht, selbst trostbedürftig, die trauernde Mutter zu trösten. Indeß stürmen lutherische Bürger in das Trauerhaus; der gebeugte Vater muß sein, wie es scheint, eben sterbendes Kind verlassen, um die aufrührische Schar zu beschwichtigen. Es hält schwer; die tobende Menge vergißt selbst die Ehrfurcht vor ihrem geliebten Seelsorger, der mit gebrochenem Herzen alle Kraft seiner Beredtsamkeit aufbietet, den Sturm zu stillen. Da eilt Meister Jung herbei, straft die Aufrührer und beschämt sie. Als sie ruhig ihren Weg gehen wollen, tritt freudig die schwergeprüfte Mutter ein und verkündet, das Kind habe sich erholt und sei gerettet. Der Vater sinkt betend nieder: — ein Entschluß ist in seiner Seele erwacht. Er hat eine Audienz erbeten. Im Vorzimmer hadert auch mit ihm der fanatische Obertrabant. Die fromme Kurfürstin tritt zu ihm und ermuthigt ihn; der Kurfürst hört ihn bald gnädig, bald ungnädig an; die freimüthige Würde, die unverkennbare Redlichkeit und Gewissenhaftigkeit Gerhard's ergreift ihn; aber er entläßt ihn mit dem trostlosen Bescheid, daß sein Gesuch um ganz freie Predigt des Glaubens nicht erfüllt werden könne. Der letzte Versuch ist gescheitert.

Noch verging ein halbes Jahr mit vergeblichen Bemühungen vieler Bürger und des Magistrats, Paul Gerhard zur Wiederannahme seines Amtes zu bewegen. Der Kurfürst hatte indeß den schon angestellten Geistlichen die Unterzeichnung des Reverses erlassen; da aber die Gültigkeit der anstößigen Edicte nicht aufgehoben war, so blieb das frühere Gewissensbedenken. Nun kündigt Tiefenbach traurig dem Betrübten an, der Kurfürst habe eigenmächtig einen Andern zum Diakonus ernannt; dagegen werde der Magistrat zwar protestiren, aber dennoch zur Wahl schreiten müssen, wenn der alte geliebte Seelsorger sein Amt nicht wieder übernehme. Dieser, welcher bis dahin nicht ohne Schmerz die Amtswohnung und Besoldung noch behalten, leistet jetzt auf Beides Verzicht. Meister Jung tritt dazwischen, erkennt die Nothwendigkeit dieser Verzichtleistung an, beweist ihm aber, daß er die Beweise der Liebe seiner Gemeinde nicht zurückweisen dürfe, bietet ihm sein eigenes wohleingerichtetes Haus zur Wohnung an und führt ihn mit Weib und Kind sammt der armen verwitweten Schwägerin und deren vier unmündigen Kindern froh, aber unter dem Wehklagen der vor dem Diakonat versammelten Menge, aus diesem in die bereitete Stätte ein.

Eine neue Prüfung kam über unsern Paul Gerhard. Im März 1668 starb seine Gattin. Die Schilderung ihrer letzten Stunden und seiner Trauer bezeugt eine durch geistliche Erfahrungen geübte Hand. Ihr Tagebuch, das der Witwer nach ihrem Tode findet, erquickt ihn. Im Hause Jung's fehlt es ihm nie an dem Unentbehrlichen, am wenigsten an theilnehmen-

der Liebe. Als Ebeling einen günstigen Ruf nach Danzig erhalten hat und Bedenken trägt, ihm zu folgen, weil Dorothea den Vater und dieser seinen Paul Gerhard nicht verlassen will: ergeht an den Letztern die Einladung zu einer Gastpredigt für das erledigte Diakonat zu Lübben, und er nimmt sie an.

So schließt das hier skizzirte Lebensbild. Ein Nachtrag berichtet noch, wie der große Kurfürst endlich seine Strenge mäßigte, beiden Parteien die Predigt freigab und bescheidene Widerlegung der Andersdenkenden gestattete, aber auch dann noch, selbst bei seinen weltlichen Räthen, mannichfachen Widerstand fand. Es wird noch einmal der frommen Kurfürstin, Schwerin's, des entlassenen und später von den Jesuiten verführten Propstes Fromm, des Oberhofpredigers Stosch, Ebeling's und der Seinen gedacht. Paul Gerhard selbst hielt am 7. Juni 1669 in Lübben seine Antrittspredigt und starb dort, 70 Jahre alt, am 7. Oct. 1676. Sein Sohn überlebte ihn; dessen Schicksal aber ist unbekannt. 67.

Literarische Notiz.

Archiv für das Studium der neuern Sprachen.

Unter den Männern, denen man es vorzüglich verdankt, daß der modernen Philologie im Kreise der Wissenschaften die ihr gebührende Stelle zu Theil geworden ist, steht der rührige, streitlustige Mager obenan. Wir nennen ihn nicht den Begründer dieser Disciplin, deren Bedeutung für die Gegenwart sich noch immer erweitert; denn diese Ehre wird er wol den beiden Grimm, dem trefflichen Diez und den übrigen Männern lassen, welche den kritischen Ernst der classischen Philologie auf das Studium der modernen Sprachen übertrugen. Der Ruhm aber, der ihm zugeschrieben werden muß, ist der, daß er mit seinem lebendigen, einschneidenden Worte dieser neuen Wissenschaft, die sich bis jetzt allzu bescheiden zurückhielt, Bahn gebrochen hat, sodaß sie fernerhin von den Sprachforschern nicht mehr ignorirt, noch über die Achsel angesehen werden darf. Wir dürfen es dreist behaupten: derjenige Philolog, welcher es noch in Frage stellt, ob er dem Studium der neuern Sprachen das Recht und die Bedeutung einer Wissenschaft einräumen soll, schreibt sich selbst ein Armuthszeugniß und bethätigt offenbar, daß er von der geistigen Entwickelung der Gegenwart unberührt geblieben ist. Eine wesentliche Bedingung nun des Gedeihens dieser neuen Disciplin ist eine möglichst innige Vereinigung der Kräfte, welche sich ihr zugewendet haben. Es fehlte bis jetzt noch an einem Centrum, mit Einem Worte, an einem Journale, welches sich die Förderung und Belebung der modernen Philologen zur Aufgabe gestellt hätte. Ein solcher Mittelpunkt, ein solches Organ wird uns jetzt geboten. Zwei anerkannt tüchtige Schulmänner, Ludwig Herrig und Heinr. Viehoff, würdige Vertreter der neuern Sprachstudien, haben sich zur Herausgabe eines „Archivs für das Studium der neuern Sprachen" vereinigt. Von diesem Journale, welches in der Form einer Vierteljahrschrift erscheint, liegt uns die erste Nummer vor, und wir wollen hier auf den reichen Inhalt, den dieselbe bietet, mit einigen Worten aufmerksam machen. In dem Vorworte werden über den Plan und die Aufgabe, welche sich die Herausgeber gestellt haben, genügende Andeutungen gegeben. Es wird hier ausdrücklich hervorgehoben, daß, wennschon die Entwickelung der modernen Sprachstudien das Hauptziel ausmacht, welches sie sich gesteckt haben, doch auch die didaktischen Zwecke, welche damit in Verbindung stehen, nicht zurückgedrängt werden, indem außer der wissenschaftlichen Aufgabe auch die praktische Anwendung der aus derselben gewonnenen Resultate für die Schule Berücksichtigung finden soll. Wenn man dieses doppelte Ziel ins Auge faßt, so wird man es erklärlich finden, daß zunächst das Deutsche, das Französische und das Englische die Trias bilden, der eine besondere Pflege zugewendet werden muß. Indessen werden auch die übrigen Sprachen, insoweit sie für die vergleichende Sprachkunde von Interesse sind, in den Kreis der Besprechung gezogen. Wir wissen nicht, ob die längere Erfahrung den Herausgebern eine Erweiterung oder schärfere Abgrenzung ihres Plans wünschenswerth erscheinen lassen wird; aber was uns betrifft, so will es uns bedünken, daß das vorliegende Heft im Allgemeinen ein genügendes Bild von Dem was ihnen bei der Gründung dieses erfreulichen Unternehmens vorgeschwebt hat, zu geben im Stande wäre. Für die deutsche Sprache sind folgende Aufsätze von Interesse: 1) „Über Goethe's kleinere dramatische Dichtungen", von Viehoff; 2) „Uneigentliche Präpositionen der deutschen Sprache", von Rodnagel; 3) „Einiges über den Reim", von Teipel; 4) „Über das Princip der freien Rhythmen mehrer Gedichte von Goethe", von Viehoff; und 5) „Das bürgerliche Element in der deutschen Sprache", von Rodnagel. Der Behandlung der französischen Sprache sind folgende Artikel gewidmet: 1) „Ronsard und sein Verhältniß zur Entwickelung der französischen Sprache", von C. F. Günther; 2) „Flandricismen", von Duesberg; 3) „Über das Gérondif in der französischen Sprache", von Herrig; und 4) „Zur Texteskritik des Corneille", von Bromig. Die englische Sprache und Literatur ist endlich in diesen Aufsätzen vertreten: 1) „Die Entwickelung des englischen Dramas", von Herrig; 2) „Studien über englische Dichter", von Philippi; 3) „Tempus und Modus der englischen Sprache", von Fölsing; 4) „Grundbedeutung von to get", von Schipper; und 5) „Beiträge zur Lehre von der Aussprache des Englischen", von Voigtmann. Man sieht, diese verschiedenen Aufsätze, deren Titel wir, von der auf Mannichfaltigkeit zielenden Anordnung der Redaction abweichend, der Übersichtlichkeit wegen zusammengestellt haben, bieten eine reiche Fülle interessanter Punkte. Dieses erste Heft, dem durch eine angemessene kritische oder blos referirende Berücksichtigung der hervorragenden Erscheinungen auf dem Gebiete der neuern Sprachforschung eine größere Vollständigkeit gegeben ist, bildet den vielversprechenden Anfang eines Unternehmens, dem wir, weil es zeitgemäß und in seinem Plane wohl durchdacht ist, den besten Fortgang wünschen können. 17.

Literarische Anzeige.

Bei **F. A. Brockhaus** in Leipzig erschien und ist in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Fülleborn (F. L.),
Zwei Abhandlungen:

1) Der Einheitstrieb als die organische Quelle der Kräfte der Natur.

2) Das Positive der von dem Kirchenglauben gesonderten christlichen Religion, durch die Einheitslehre anschaulicher gemacht.

Nebst einer die Einheitslehre als Wissenschaft begründenden Einleitung.

Gr. 8. Geh. 1 Thlr.

Das System des Verfassers, das auf keines der bisherigen philosophischen Systeme sich gründet, ist aus dieser Schrift, die in einer jedem Gebildeten verständlichen Sprache geschrieben, vollständig zu entnehmen. Christliche Religionsphilosophie und die Regeln der Natur stehen nach diesem Systeme in vollkommenem Einklang.

Verantwortlicher Herausgeber: **Heinrich Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 271. — 28. September 1846.

Dramatische Bücherschau für das Jahr 1845.

Dritter Artikel.

(Beschluß aus Nr. 270.)

45. Beiträge zur deutschen Bühne. Von Johann v. Plötz. Zweiter Band. Münster, Franz. 1845. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Der bescheidene und gebildete Verf. liefert uns in diesem Bande: „Der Haustyrann", ein Charaktergemälde in fünf Acten, nach Duval zeitgemäß bearbeitet, ein Stück, dessen guter Ruf seit langer Zeit feststeht. Welche Noth Härte des Charakters in das Innere einer Familie bringen könne, und mit welchen Mitteln eine solche Anlage zu heilen sei, zeigt uns dies treffliche Stück in erfreulicher Art: es ist ein echtes Charakterbild im Geiste des „Geizigen" und des „Tartuffe". „Der Ruf, oder die Journalisten" ist hier frei nach der Idee Scribe's und recht gelungen wiedergegeben. Endlich ist der „Verwunschene Prinz", ein Originalschwank vom Verfasser, auf der Bühne ziemlich beliebt geworden. Wir möchten dem Verf. jedoch nicht rathen, sich ferner mit Erfindungen dieser Art, die denn doch einen sehr unschmackhaften Bodensatz nach der Darstellung zurücklassen, zu befassen, selbst wenn die Idee dazu neuer und frischer wäre als hier der Fall ist. Es scheint uns, als hätten wir etwas Besseres von ihm zu erwarten als ein leeres Maskengaukelspiel ohne nachbleibenden Ertrag, den die Arbeiten des ersten Bandes doch darboten.

46. Amulius, König der Albaner. Trauerspiel in fünf Aufzügen von Falkenberg. Dresden, Arnold. 1845. Gr. 8. 24 Ngr.

Es ist vielleicht zu bedauern, daß der deutsche Literaturgeist sich für jetzt von Stoffen der vorliegenden Art so entschieden abgewendet hat, daß es ein poetisches Wagniß geworden ist, sich mit ihnen irgendwie dichterisch zu befassen. Wir haben damit vielleicht einen freiwilligen Gebietsverlust erfahren, der uns über kurz oder lang reuen wird. Wenigstens zeigt die Erfahrung, das jüngste Beispiel Ponsard's in Frankreich, der mit seiner „Lucretia" die ganze dramatische Welt in Bewegung brachte, welch hohes und edles Kunstinteresse bei glücklicher Behandlung noch immer, selbst im hochromantischen Deutschland, für solche Gegenstände, wie entrückt sie auch scheinen mögen, in Bewegung zu setzen ist. Allerdings aber muß der poetische Impuls ein neuer sein, und darf weder die classischen Tragöden der Franzosen noch unsern Collin oder Klinger zum Vorbild nehmen. Unserer schönsten dramatischen Dichtungen eine aber bleibt „Iphigenia" von Goethe und selbst Grillparzer hat mit seiner „Sappho" nicht wenige Freunde gewonnen. Solcher neuen Impulse nun wie dort entdecken wir freilich in dem eben angezeigten Trauerspiel nicht, wiewol das Ganze nicht ohne gute Intentionen und ohne gewandten Ausdruck, ja selbst nicht ohne poetisches Verdienst ist und durch strenge und gehaltene Composition sich empfiehlt. Allerdings dürfen Stücke dieser Art nicht zu Trägern subjectiv-moderner Gefühle und Anschauungen gemacht werden; allein Shakspeare sowol wie Goethe in der „Iphigenia" haben gezeigt, wie das Allgemein-Menschliche aus antiken Stoffen auch den spätesten Epigonen zum Verständniß zu bringen und zum Hebel edler Gefühle bei ihnen zu verwenden ist. Wir möchten nicht freiwillig dies ganze Gebiet von dramatischen Stoffen für immer aufgeopfert sehen, blos um gewissen Ansprüchen an die Zeitinteressen, die uns mitunter sehr unberechtigt scheinen, Genüge zu leisten. In der That geht eine augenblickliche Bühnenrichtung in Norddeutschland sogar noch über unsere Foderungen hinaus, indem sie uns ein Interesse für solche classische Tragödie, wie „Ödipus auf Kolonos", „Antigone" und „Philoktet" sind, abzugewinnen bemüht ist. Wir meinen, daß Dies, als Genügung eines Bühnenbedürfnisses, zu weit gegangen scheint, daß ein wahrer theatralischer Genuß auf diesem Wege kaum anzutreffen ist; allein wie Dem auch sei, zum Beweise unsers Satzes wird ein solcher Versuch immer dienen können, des Gedankens nämlich, daß auch antike tragische Stoffe einer solchen Bearbeitung fähig sind, mittels welcher sie uns — unserm Herzen und unserm Verständniß — nahe treten. Der Verf. der vorliegenden Tragödie beweist Dies auf praktische Art. Nicht blos Amulius, Romulus und Remus, sondern selbst die geringer ausgestatteten und ausgeführten Gestalten des Faustulus, des Numitor und Potitius, der Silvia und Julia gewinnen in seinem Stücke Gestalt, Leben und Anziehungskraft für uns: er hat die Mittel, mit welchen Ponsard eine so unbestrittene Wirkung hervorgebracht hat, gut studirt und gut nachgeahmt. Die Entdeckung, die Erkennung der Enkel Numitor's ist hier mit einem so stoffartigen Interesse, von so reicher Erfindung umkleidet, daß wir der Entwickelung mit nicht nachlassender Spannung entgegensehen; die Sprache, der Vers zeugen von sorgfältigster Arbeit und strengster Vermeidung sowol der undramatischen Abweichungen, welche die classische Tragödienform allerdings nicht dulden kann, als des Niedrigen und Geringen, das sich so leicht eindrängt, wenn der Poet sich der modernen Willkür rückhaltlos hingibt. Einzelne sogenannte schöne Stellen sind an dieser Arbeit daher auch weniger hervorzuheben, als daß das Ganze vielmehr geschmackvoll und tüchtig, vorzüglich aber treu den Gesetzen der dramatischen Kunst, gearbeitet ist. In dieser Beziehung steht diese Arbeit unter den Hervorbringungen dieses Zeitabschnittes einsam da und verdiente als ein Muster seiner Gattung eine nähere Besprechung.

47. Norddeutsche Thalia. Taschenbuch für Freunde des Theaters auf das Jahr 1846. Herausgegeben von Karl F. Ottmann. Danzig, Bertling. 1845. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Wir kommen nun zu einer Reihe von Jahresgaben, unter welchen die vorliegende nicht gerade die schlechteste ist. Holtei's Beitrag: „Eines Schauspielers Morgenstunde", hat an vielen Orten gefallen und ist dazu berechtigt. „Die dramatischen Frauencharaktere" von Wehl lesen sich angenehm. „Ein Rendezvous" von Ottmann passirt als Schwank. „Der Malersame" von R. Bürkner und die „Musikalischen Reiseskizzen" von Mar-

kull erscheinen jedoch mehr als Lückenbüßer. Wir möchten der „Norddeutschen Thalia" doch fürs nächste Jahr zu einer etwas ernstern Füllung rathen.

48. Dramatisches Allerlei. Bühnenspiele in Übersetzung und Bearbeitung. Von W. Friedrich. Erster Jahrgang. Mit einer Federzeichnung. Berlin, Springer. 1846. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

Für diese Jahresgabe mag ihr Inhalt sprechen. „Muttersegen, oder: Die neue Fanchon", „Röck und Guste", Alessandro Stradella", Oper, sind alle bekannt; der Kritik unterliegen solche Sachen kaum. „Major Haudegen", Schwank in einem Act, und der „Schierlingstrank", Versspiel in zwei Aufzügen, nach dem Französischen, machen etwas mehr Anspruch und bestehen eine billige Beurtheilung; sie sind wenigstens unterhaltend und nicht geradezu verbraucht. Hiernach fehlt allerdings noch Vielerlei in dem vorliegenden „Allerlei".

49. Jahrbuch deutscher Bühnenspiele. Herausgegeben von F. W. Gubitz. Fünfundzwanzigster Jahrgang. Berlin, Vereinsbuchhandlung. 1846. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Ehrwürdig und achtenswerth vor allen andern dramatischen Jahresblüten ist das berliner Jahrbuch, das die Autorität der Jahre und die der Namen zugleich für sich zu haben pflegt. Wir finden hier Em. Leitner's (E. Raupach's) einst vielberühmte „Geschwister", ein Stück, das Deutschland unendliche Thränen gekostet hat, und dem auch die strengste Kritik eine ungemeine dramatische Wirkung nachrühmen muß, gleich „Cabale und Liebe", sollte die Handlung darin auch ebenso wenig eine wahrhaft tragische sein wie dort. Der dramatische Effect liegt in der That außerhalb der Gesetze; die Kritik hat eigentlich mit ihm Nichts zu schaffen. Er ist ein Volksverdict — das sich ja auch nur selten um seine gesetzmäßige Begründung kümmert, ja oft geradehin gegen die Gesetze des Denkens ergeht und sie abweist. „Mutter und Sohn", Schauspiel von Charlotte Birch-Pfeiffer, nach den „Nachbarn" von Frederike Bremer gearbeitet, enthält etwas weniger qualvolle Gemüthsverrenkungen als die Dramen dieser Dichterin gewöhnlich darzubieten pflegen, und macht seine dramatische Wirkung geltend. Ein vorzügliches Lustspiel, dem zur Classicität nur wenig fehlen möchte, ist von W. v. Merckel in den „Blauen, oder: Die Liebe als Arzt" dargeboten. Eine so tiefe Auffassung der unnatürlichen Dressur und Culturverhältnisse unserer Zeit würde streng genommen über die Grenzen des Lustspiels hinausgehen, wäre nicht andererseits so viel Heiteres, Mildes und Versöhnliches in dieser Auffassung. Die Diction ist ungemein reich und schön; nur würde die Darstellung doch die nothwendige Kürzung allzu langer Reden, besonders in der Rolle der Desormais, bedingen. Jedenfalls ist das Lustspiel das ausgezeichnetste Stück seiner Gattung in unserm Jahresertrage. „Ehemann und Junggesell", Lustspiel in vier Acten von A. P., gehört auch zu den bessern Leistungen dieses Zeitabschnitts und erfreut durch feine und sehr geschmackvolle Wendungen der Conversation. Von nicht ganz so gutem Ton, jedoch auch reizend und unterhaltend ist das Lustspiel „Die beiden Candidaten", in drei Aufzügen; wenigstens gibt das theologische Verhör derselben, wenn es auch auf der Bühne nicht seinen eigentlichen Platz hat, heitern Lachstoff genug her. Und somit hätten wir denn fast alle Beiträge dieses Jahrbuchs zu loben gefunden, was dem Herausgeber, der zu wählen hatte, unstreitig mit zur Ehre gereicht.

50. Dramatisches Vergißmeinnicht auf das Jahr 1846 aus den Gärten des Auslandes nach Deutschland verpflanzt von Theodor Hell. Dreiundzwanzigstes Bändchen. Dresden, Arnold. 1846. 12. 1 Thlr.

Auch in dieser nun schon bejahrten Jahresgabe läßt sich das Verdienst einer zweckmäßigen und geschickten Auswahl nicht verkennen. Indem uns drei Stücke aus der jüngsten französischen Dramaturgie, und zwar von Arnould, von Scribe und Dupont und von Bayard und Laya geboten werden, dürfen wir erwarten, wenigstens nichts an sich Verwerfliches zu erhalten. In der That ist auch der „Wirrkopf, oder der Unglücksvogel" ein allerliebstes Lustspiel, „Der gute Ruf" von Arnould muß für einen gefälligen Bühnenlückenbüßer gelten, und nur „Die Vormünder", in drei Acten, könnte etwas inhaltreicher und unsern deutschen Verhältnissen angemessener sein. Die Übersetzung ist, wie immer, geschmackvoll und mit guter Bühnenkenntniß gearbeitet.*) 19.

Geschichte Heinrich's des Erlauchten, Markgrafen zu Meißen und im Osterlande, und Darstellung der Zustände in seinen Landen. Von Friedrich Wilhelm Tittmann. Zwei Bände. Dresden, Arnold. 1845—46. Gr. 8. 3 Thlr. 21 Ngr.

„Dieser Markgraf Heinrich", berichtet ein Demselben gleichzeitiger Schriftsteller, „ragte in Reichthum und in Ruhm vor allen Fürsten Deutschlands hervor. Er war sehr freigebig, von einer großen Zahl Ritter und Knechte umgeben, immer heiter, immer in Glanz und herrlichem Leben (semper vivens in magnis deliciis et honore). Nicht blos Baronen und Rittern, Kapellanen und Knechten, sondern auch Fürsten und Edeln gab er reichlich bis zum Überflusse Speise und kostbare Kleidung. In solcher Pracht (in tanta gloria et prodigalitate) erschien er am Hofe des Kaisers, daß er nicht blos bei Fürsten und Edeln, sondern auch bei dem Kaiser selbst Staunen erregte."

Alles des Fürsten persönliche Lebensverhältnisse Betreffende enthält die zweite Abtheilung des zweiten Bandes (S. 147—286) in Gestalt eines Jahrbuches (geb. 1218, gest. 1288). Nichts ist hier berichtet, was der Verfasser nicht urkundlich belegt hätte, und jeder Umstand ist berichtet, den er im Stande war urkundlich zu belegen. Um wenigstens an einem Beispiele den Fleiß des Verfahrens in Mittheilung des Details zu belegen (dem jedoch die annalistische Vertheilung des Stoffes alles verwirrend übereinander Lastende ferngehalten hat), wählen wir die Stelle S. 285—289 aus:

„Der entseelte Körper des Markgrafen ist in der Gruft des Klosters Alt-Celle beigesetzt worden. Die Franciscaner zu Seuselitz behaupteten von Markgraf Heinrich auf seinem Todtbette eine Verschreibung erlangt zu haben, wonach sein Wille gewesen sei, bei ihnen bestattet zu werden. Allein die Witwe Elisabeth und ihr Sohn Friedrich bezeugten in Urkunden, daß er das Kloster Alt-Celle zu seinem Begräbniß gewählt habe. Aber der Franciscaner Ansprüche scheinen hiermit noch nicht abgewehrt worden zu sein: denn in einer andern Urkunde vom 15. Juli 1288 gibt die verwitwete Markgräfin Zeugniß, die Franciscaner zu Seuselitz hätten von Heinrich auf dem Todtbette eine Verschreibung, daß er zu Seuselitz beerdigt sein wolle, zwar gesucht, aber nicht erlangt. Sie hätte die Notare abhören lassen und diese hätten ausgesagt: eine solche Verschreibung könne nicht gegeben worden sein; hätten sie eine, so hätten sie Misbrauch mit dem fürstlichen Siegel getrieben, das sie sich zuweilen zu ihren geheimen Angelegenheiten erbeten hätten. Zur Belohnung der Dienstbeflissenheit, welche die Mönche bei der Bestattung des Leichnams bewiesen hatten, und zum Heil der Seele des Vaters hat Landgraf Albrecht, nun zugleich unter dem Titel eines Markgrafen von Meißen und vom Osterlande, am 23. Februar 1288 in einer aus Celle ausgestellten Urkunde diesem Kloster 150 Mark verschrieben, von nächsten Walpurgistage an wöchentlich eine Mark zu zahlen."

Hoffentlich bedarf diese Vollständigkeit in Mittheilung urkundlicher Nachrichten einer Entschuldigung am allerwenigsten in einem special-historischen Werke. Was ein Zeitalter aufgezeichnet hat, ist in demselben beachtenswerth gewesen, und alles Dasjenige, dem ein Zeitalter Wichtigkeit oder Bedeutung bei-

*) Wir lassen noch einen vierten und letzten Artikel im November folgen. D. Red.

zeigt hat, eben dadurch ein Monument der gleichzeitigen Zustände. Die Zustände in Heinrich's des Erlauchten Landen, den ganzen ersten Band und die erste Abtheilung des zweiten ausfüllend*), bilden in dieser Anordnung, welche das Besondere aus dem Allgemeinen hervortreten läßt, den zweckmäßigen Hintergrund des Jahrbuches. Gedachter seiner Ausdehnung nach überwiegende Bestandtheil des Werkes ist zugleich auch dem intensiven Gehalte nach der bedeutendere. Zu dem Anerkenntnisse, es sei derselbe mit entsprechender, keinen irgend beachtenswerthen Gegenstand unbeachtet lassender Ausführlichkeit zusammengestellt, wird Ref. schon um deswillen nicht legitimirt scheinen, weil die Berechtigung zu solchem Lobe dem Gegenstande und dem Umfange nach gleiche Studien voraussetzt und es in des Verf. Stellung liegt, daß Niemand auf Heinrich's des Erlauchten Leben und alle Demselben gleichzeitige Verhältnisse ebenso umfängliche und ergiebige Studien kann gewendet haben. Um Nichts weniger ist Ref. im Stande, jenes Lob mit bestem Gewissen auszusprechen und davon, daß er Dies sei, jeglichen Leser zu überzeugen. Man mache das Experiment und werfe sich die Frage auf: Wie viele, jede eine besondere Rubricirung verstattende Beziehungen des öffentlichen und häuslichen Lebens kann es, mit eingeschlossen das kirchliche, im socialen Zustande überhaupt geben, und um wie viele können diese Rubriken in der von Hrn. Tittmann behandelten Partie des Mittelalters vermehrt gewesen sein — erwägt man, daß im Mittelalter weniger als in neuerer Zeit „die Wagschale sich widerstreitender Elemente im Gleichgewichte" (S. 15) und somit des Besondern auch ungleich mehr als des Allgemeinern war. Man bringe die gewonnene Antwort auf Ziffern und es wird auch bei genauestem Verfahren die Tittmann'sche Schrift dennoch einen bedeutenden Überschuß solcher Rubriken ersichtlich machen. Ungeachtet der höchst übersichtlichen Vertheilung des immensen Stoffs, welche für den Verf. mit unendlicher Mühseligkeit muß verbunden gewesen sein, war Ref. es um Nichts weniger durch die Masse des Stoffes sehr schwer, den Punkt auszufinden, welcher der vorzüglich geeignete sein dürfte, zum Gegenstand der Besprechung vor dem Publicum dieser Blätter gemacht zu werden. Ref. glaubt diesen Gegenstand in des Verf. Ansichten vom Mittelalter gefunden zu haben, um so mehr, als eben diese Ansichten den geistigen Centralisationspunkt des Buches abgeben; vor Allem und hauptsächlich die Rubrik Religion (II, 99 — 114).

Vor Jahrzehnden, wo die Begeisterung für das Mittelalter und dessen Apotheosirung eine unbegrenzte war, sprach gegen die Neuzeit der größte und gediegenste Stimmführer der Mittelalterlichkeit folgendes Anathema aus:

Ach, diese Zeit hat Glauben nicht noch Liebe;
Wo wäre denn die Hoffnung, die ihr bliebe?

Wie stand es in derjenigen Partie des deutschen Mittelalters, in welche uns die vorliegende Schrift die genaueste Einsicht eröffnet, um die drei genannten christlichen Cardinaltugenden? Der geistliche Stand, bestimmt, Depositorium und Sanctuarium jener Tugenden zu sein, war allgemein als sittenlos verrufen. Von einem Geistlichen erwartete offenbar Niemand Beobachtung des Gelübdes der Keuschheit; denn (II, 121) von dem Bischof Friedrich von Merseburg (1263—82) wird gerühmt, daß er höchst keusch gewesen und als Grund für dieses Lob angeführt, daß nach mancher Personen Behauptung Derselbe bis an sein Lebensende nie eine Unkeuschheit sich habe zu schulden kommen lassen. Vor Allem boten (S. 127) die Augustinermönche des Klosters Zschillen ein Beispiel wilden, zügellosen Lebens. Sie scheuten sich nicht, am Tage vor Pfingsten, als der Propst gegenwärtig war, ihre Beichte zu hören, bewaffnet auf ihn einzudringen und ihm ein Bein abzuhauen, den Prior tödtlich am Kopfe und am Halse zu verwunden. Von Klöstern, die zu Spielstätten mit Weinschank dienten (s. ebendas. S. 125), ist nach solchen Vorgängen kein Aufheben zu machen. In Summa: Sauferei, Völlerei jeder Art, Unzucht, Prügelei und Todtschlag so ziemlich habituell in den Klöstern. Welche Möglichkeit geistlicher Tugenden bei solcher Geistlichkeit!

Über den Glauben der Zeit spricht der Verf. (II, 100 — 101) sich also aus: „Im 13. Jahrhundert war es gewöhnlich oder wurde wol mehr gewöhnlich, mit dem Worte Gott schlechthin Jesus Christus zu bezeichnen, sodaß in Christi Person der Begriff der Gottheit aufgeht; und zweitens, was damit zusammenhängt, daß vorzüglich damals die Anbetung der Mutter Jesu aufkam und vorzugsweise von ihrer Verwendung das ewige Heil der Seelen erwartet wurde. Jetzt ward auch in unsern Urkunden häufig ausgesprochen, daß diese oder jene Schenkung an eine Kirche zur Ehre Gottes und seiner Mutter, der heiligen Jungfrau, geschehe. Hierbei haben wir eine aus der Natur der Gefühle und der menschlichen Fassungskraft zu ziehende Erklärung nicht zu übersehen. Unser Gemüth wie unser Verstand kann nicht über das Menschliche hinausreichen, so wenig über den Geist als über die körperliche Gestalt des Menschen. Wollen wir uns eine Vorstellung oder ein Bild von dem Göttlichen oder von einem Wesen höherer Art machen: immer gestaltet es sich nach menschlicher Weise. An dem Bilde aber hängt das Gefühl. Darum ist der menschgewordene Gott in seiner faßlichen Gestalt und übrigens in seiner Hoheit und Milde den Menschen näher als die reine, gestaltlose Idee der Gottheit. Und ähnlich ist es mit der Mutter Christi. Immer war doch in dieser Seite der Religiosität jener Zeit die Vorstellung der Hoheit, der Reinheit, der Zartheit, und es ging daraus Erweckung des Sinnes für Verehrung hervor. Hierzu kam aber die Vorstellung, welche in Gott einen strengen, zu fürchtenden Richter sah. Dieser konnte nicht mit gleicher Liebe und Innigkeit verehrt werden wie der Gottmensch, der sich zur Erlösung der Menschen in den Tod gegeben hatte, und seine Mutter, die heilige Jungfrau, auf deren Fürbitte man so viel Hoffnung der Vergebung der Sünden setzte, daß Friedrich der Freudige über den Gedanken der Erfolglosigkeit ihrer Fürbitte in Geisteskrankheit fiel."

Die Hoffnung dieses Glaubens lief auf ein Erhandeln der ewigen Seligkeit hinaus, die man nächst jenen Fürbitten der furchtbaren Gottheit durch fromme Werke abzudingen gedachte, für die der Imperativ in keinem Sittengesetze gegeben war, sondern einzig und allein (S. 114) in der Erwartung ewiger Strafe oder Belohnung. Und jene frommen Werke, worin bestanden sie? In Mildthätigkeit, Almosenspenden, Kranken zugewendeter Pflege und Versorgung u. s. w., die aber für verdienstlich nicht als bethätigte Liebe galten, sondern insofern sie, eigene Entbehrungen und Selbstüberwindung erfodernd, eine Form der Selbstverleugnung des Fleisches waren, welche man für absonderlich gnadeverdienend vor den Augen der zuchtmeisterischen Gottheit hielt, wenn sie ganz eigentlich als körperliche Pein und Marter geübt ward. „Unumwunden bekannte man", sagt der Verf. (S. 102), „daß man nicht um des guten Werkes willen, damit es geschehe, sondern zu Erlangung des eigenen Vortheils schenke; und man bezeichnete diese Absicht geradehin mit dem Worte Tauschhandel." Die urkundlichen Worte sind: concambire aeternis transitoria, mercari pro temporalibus aeterna. Das Allersprechendste in dieser Beziehung ist, was der Verf. S. 104—105 sagt und wörtlich hier mitzutheilen ist, damit der Leser auch den Verf. selbst sprechen höre und zugleich sich überzeuge, daß Dessen Urtheil ebenso mild als unbefangen ist:

„Aus unserm Kreise ist eine hauptsächliche Quelle für Erkenntniß der Art der Frömmigkeit in den Nachrichten von der heiligen Elisabeth, Gemahlin des Landgrafen Ludwig's IV. des

*) Zu gedenken ist der Vorrede (S. 1—12), welche in die Rubriken: 1) Gegenstand, 2) Quellen, 3) Zeitrechnung zerfällt. Als Beispiel, wie schon allein die Vorrede wichtig für den Historiker von Fach ist, nur die einzige Bemerkung, daß hier aus den Urkunden und Chroniken jener Zeit mit Sicherheit nachgewiesen wird, der Anfang des Jahres sei nach dem 25. März gerechnet worden.

Heiligen von Thüringen. Ihr Leben ging ganz auf in religiöser Richtung, und in Religiosität war sie ganz den edelsten Tugenden, der Demuth, der Selbstverleugnung, der Wohlthätigkeit hingegeben, die sie freilich nur als christliche, nicht als menschliche Tugenden erkannte. So sehr solcher Sinn geeignet ist, unsere Gunst, Liebe und Hochschätzung zu erwerben, und so sehr daher jeder nicht unzarte Sinn Scheu tragen wird, einer Erscheinung so herrlicher Tugenden ihren Werth zu verkürzen: so ist doch nicht zu verhehlen, daß diese edelsten Eigenschaften von der Verkehrtheit der Zeit verdreht und verdorben, daß sie in der Wunderlichkeit der Übertreibung selbst ihres Werthes beraubt wurden. So erschien Elisabeth schon ihren Zeitgenossen. Noch vor ihrer Vermählung war die Art ihrer Demuth schon ihrem Schwager und ihrer Schwägerin und andern Umgebungen zum Gespötte, und es wurde deshalb dem Landgrafen Ludwig gerathen, sich nicht mit ihr zu vermählen. Und dieser Rath möchte leicht auch durch das bei aller Tugend wunderliche Betragen Elisabeth's, die sich beklagen konnte, daß sie dem jungfräulichen Stande entrissen und verheirathet worden sei, eine Bestätigung zu erhalten geschienen haben. Der Tugend, die sich verkehrt äußert, muß Innerlichkeit und Tiefe mangeln; denn das Unnatürliche kann nicht aus dem Innern kommen und jede gute Eigenschaft verliert durch Misverständniß ihren Charakter. Selbst bei den edelsten Eigenschaften, bei der Demuth und der Wohlthätigkeit, tritt vor dem Tugendhaften das Wunderliche hervor, wenn die Fürstin sich die Erlaubniß erbat, von Thür zu Thür Almosen zu suchen; wenn sie Widerliches selbst that, was sie konnte durch Andere thun lassen: den armen Leuten die Kleider nicht nur machte, sondern auch reinigte, oder die Armen selbst badete und allen Handlungen ihrer körperlichen Pflege sich selbst unterzog; wenn sie mit ekelhaften Krankheiten behaftete Kinder zu sich nahm, um sie immer selbst um sich zu haben, sie zu waschen und ihre beschmuzten Kleider zu säubern; wenn sie das Wasser trank, worin die Armen ihre Füße gewaschen hatten; wenn sie ihr geliebtes Kind von sich entfernte, um sich nicht der Liebe zu ihm zu sehr hinzugeben. Und wenn die gegen sich so strenge Frau dennoch von ihrem Beichtvater, dem bekannten Konrad von Marburg, bei unerheblichen Veranlassungen Maulschellen und solche Geißelhiebe, daß man nach drei Wochen noch die Striemen sah, nicht nur erduldete, sondern auch mit Dankbarkeit hinnahm: so fühlt man sich veranlaßt, der dankbaren Dulderin ebenso zu zürnen als dem Peiniger." War die *Liebe* und die *Hoffnung* solcher Art, so bedarf es auch weiter keines Zeugnisses gegen den Glauben, woraus jene beiden entsprangen. Ebenso wird der Verfasser von den Enthusiasten für Alles und Jedes, was Mittelalter heißt, arg verketzert, geradehin ihm alle Gnade im Himmel und auf Erden für folgende, ebenfalls der neuzeitigen Mittelalter-Apotheosirung opponirende Stelle abgesprochen werden (vergl. die Rubrik „Poesie", II, 86 fg.):

„Gern wird Jeder die dunkle, einst vielleicht wol zu dunkel erschienene Zeit durch irgend ein Moment des Strebens und der Leistung erhellt sehen, und Niemand wird gern Andern und sich selbst die Befriedigung entziehen, Werthvolles und Schönes zu finden, um eine vergangene Zeit höher stellen zu können. Darum widerspreche ich nicht gern einem Urtheile, welches unter die Lieblingsirrthümer der Zeit gehört. Aber die Geschichte, welche in der Poesie jener Zeit die Art der Bildung des Jahrhunderts erkennen will, kann nicht umhin, bei den Minneliedern zu fragen, welcher Werth, welche Kunst, welche Schönheit zurückbleibt, wenn der Eindruck des Reims, des Verses und eines uns fremden Ausdrucks abgezogen wird. Der unbefangene Blick wird diesen unbeholfenen, durchaus prosaischen, in Bildern wie in Gedanken sich nicht erhebenden, obwol bombastischen Ausdruck nicht für ein Werk echter Kunst nehmen. Er kann die Unwahrheit nicht übersehen in dem Preisen der Frauen, nicht blos, wie wir es bei den Troubadours finden, der Einen Verehrten, sondern auch, was die Leerheit noch mehr verräth, des Geschlechts der Frauen, welche alle schön und liebenswürdig und tugendhaft waren — die Unwahrheit in der Liebestándelei, in den eintönigen, kein Gepräge von Tiefe und Innigkeit tragenden Klängen von Leid und Freud' der Liebe."

Indeß, daß auch diese Stelle wohl erwogen ist und das Urtheil eines vielseitig gebildeten Mannes enthält, wird die damit im engsten Zusammenhange stehende (II, 130) belegen, wo unter der Rubrik „Sittlicher Charakter" gesagt ist:

„Verehrung der Frauen und zarte, hingebende Liebe, sowie Tugendhaftigkeit der Frauen ist dem Mittelalter und namentlich seiner Ritterlichkeit nachgerühmt worden. Hierüber ist an dieser Stelle zurückzuweisen auf den Abschnitt von der Poesie, wo wir schon darauf geführt worden sind, daß der Inhalt der Minnelieder, der Quelle jenes Ruhms, ein erfundener, nicht ein gefühlter und gedachter war; daß das Singen von den Tugenden der Frauen wie von den Gefühlen der Sänger keinen Grund hatte; daß die Sänger blos singen wollten und dazu erdachten, was in der Mode lag; daß sie nur zu oft ein Ziel sehr gemeiner, niedriger, sinnlicher Liebe verrathen. Diesen letzten Zug hat noch der unvergleichliche Dichter des «Don Quixote» zartsinnig übergangen, als er in seinem Helden und in der Schönen von Toloso nicht blos eine Ausartung der Galanterie seiner Zeit, sondern den wahren Charakter der affectirten Galanterie des Mittelalters zeichnete. Was in der Ausartung zur Caricatur wird, hat doch schon in seinem Wesen und in seinem Keime das Falsche getragen, das zuletzt sich selbst in Caricatur verzerrt. Cervantes stellt überhaupt das Leere jener angeblichen Verehrung der Frauen und das Grundlose ihres Ruhmes dar. Nur einer sehr unklaren Zeit kann es begegnen, daß sie zugleich den Spott preist und den durch den Spott vernichteten Gegenstand hochhält."

Wie abhold allem Ärgernisse nur immer, wird der mild gesinnte Verf. auch noch in ganz andern Beziehungen Ärgerniß gegeben haben; so z. B. mit Dem was er (I, 254—271) überschrieben hat: „Der Adel".

Nur auf die Behauptungen beschränken wir uns; die Belege wird Der, welchen sie interessiren, im Buche selbst lesen.

„Die, welche im 13. Jahrhundert Edle oder Adelige (nobiles) genannt wurden, oder auch Herren, waren Das, was man nachher den hohen Adel genannt hat, *damals* sie *allein Adel*, den Fürsten ebenbürtig, in zweifelhafter Unterordnung unter den Fürsten" u. s. w.

„Hiermit wäre der Abschnitt vom Adel abgethan, wenn nicht noch von Dem zu handeln wäre, was *damals keineswegs Adel war, aber jetzt dafür genommen wird*, weil sich später ein Adel daraus gebildet hat. Ritter und Ministerialen waren damals noch weit entfernt Adelige zu sein" u. s. w.

„Auf den ersten Blick muß schon die Physiognomie des Adels und des Mittelalters lehren, daß dieser Adel nur des Mittelalters Kind sein kann. Und zwar stammt er von dem spätern und *spätesten* Mittelalter. Unser heutiger Adel verliert Nichts, wenn wir wissen, daß er im 13. Jahrhundert noch nicht gewesen ist. Das Erfoderniß wie das Recht des Besitzes hat seine Grenze. Soweit der Besitzstand ein Recht begründen kann, sind einige Jahrhunderte genug, sonst nicht Jahrtausende. Bei der Frage, was der Adel jetzt gelte oder gelten solle, wird das Recht weder mehr befestigt, wenn er weiter hinauf in der Geschichte reicht, noch wird es gefährdet, wenn sein Ursprung nicht weiter hinaufzuführen ist als bis in das 15., höchstens das 14. Jahrhundert. Kein Verhältniß des öffentlichen Lebens ist von jeher gewesen" u. s. w.

Wir brechen hier um so unbedenklicher ab, als ohnehin schon durch den Namen des Verf. diese seine neueste Schrift dem Publicum bestens empfohlen ist.

Z.

Verantwortlicher Herausgeber: **Heinrich Brockhaus**. — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig**.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 272. —— 29. September 1846.

Erinnerungen für edle Frauen. Von Elisabeth von Stägemann. Nebst Lebensnachrichten über die Verfasserin und einem Anhang von Briefen. Zwei Bände. Mit Portrait und Facsimile. Leipzig, Hinrichs. 1846. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Man hat es unter uns öfters beklagt, daß manche Denkwürdigkeiten und Briefe ausgezeichneter Männer und Frauen des vorigen und dieses Jahrhunderts zu spät herausgegeben wären, und daß, indem ihr Lebenslicht erloschen ist und sie weder Lob noch Tadel von Betheiligten aufzuregen vermögen, ihre Wirkung im Einzelnen nur zu häufig verkümmert wird. Eine ähnliche Erfahrung machen wir auch bei dem vorliegenden Buche, dessen Verspätung weder durch politische oder andere Rücksichten noch durch das ausdrückliche Gebot der Verf. veranlaßt ist. Es würde nämlich diese Hinterlassenschaft einer edeln und geistreichen Frau unstreitig vor zehn bis zwölf Jahren, wo noch Viele aus dem Kreise ihrer Freunde und Verehrer lebten und ihr Name im frischen Andenken blühte, eine sehr große Wirkung hervorgebracht haben, während sie jetzt von der unterhaltungssüchtigen Welt leicht als veraltet angesehen oder gar bei dem Mangel schwelgerischer Gemüthserregungen, spannender Ereignisse und anderer Zuthaten aus der heutigen Romanfabrik langweilig gefunden werden. Wir sehen dies mit aufrichtigem Bedauern; denn das Buch legt in seiner klaren, durchsichtigen Schreibart ein so schönes Zeugniß für diese Art des Talents bei weiblichen Schriftstellerinnen ab, und ist auf der andern Seite durch Geistesanmuth, Tiefe und Innigkeit der Gedanken und gereifte Lebensanschauung so ausgezeichnet, daß wir ihm eine recht ausgebreitete Aufnahme in den edlern Kreisen der heutigen Frauenwelt wünschen. Es hat in allen diesen Beziehungen große Ähnlichkeit mit dem Romane „Agnes von Lilien“, der bekanntlich von Schiller's Schwägerin, der geistvollen Frau von Wolzogen, herrührt, aber bei seinem Erscheinen ein Gegenstand so allgemeiner Bewunderung war, daß die einsichtsvollsten Kunstrichter ihn für ein Werk Goethe's hielten, der um diese Zeit die deutsche Lesewelt mit seinem „Wilhelm Meister“ beschenkt hatte. Ebenso schrieb auch F. L. Huber, einer unserer besten Schriftsteller, den jetzt aber die Wenigsten kennen, an die Verf. unter dem 12. Juli 1804, nachdem er von ihr einige Bruchstücke der „Erinnerungen“ für die Quartalschrift „Flora“ (jedoch als das Werk einer andern Frau) empfangen hatte: daß der unendliche liebe und schöne Brief der Mutter an ihre Tochter Elisabeth nicht anders als wahr und wiederum nur von Goethe sein könnte. Diesen Brief finden aber die Leser jetzt auf S. 37 fg. des ersten Bandes der „Erinnerungen“ als das unbestrittene Eigenthum unserer Verf.

Über diese müssen wir aber nothwendig einige Worte aus den von Dorow, der dies Buch herausgegeben hat, gesammelten Lebensnachrichten beibringen. Es sei indessen gleich hier bemerkt, daß Dorow diese Veröffentlichung ganz nach dem Willen und im besondern Auftrage der Verf. kurz vor seinem Tode vollendet hat, und daß also die ihm sonst gemachten Vorwürfe eines unbefugten Vordrängens oder der unzeitigen Enthüllung von Privat- und Familienangelegenheiten in dem gegenwärtigen Falle nicht können wiederholt werden.

Frau Elisabeth von Stägemann, die am 11. Juli 1835 in Berlin gestorben ist, war früher in Königsberg, seit dem Jahre 1796 in Berlin eine der schönsten Zierden dieser Städte und stets von einem Kreise der geistreichsten Männer umgeben. Die Namen eines Genz, Borowski, Brinkman, Varnhagen von Ense, Ölsner, Reichardt mögen dies einstweilen beweisen. Prinzen, Gelehrte, Dichter, Künstler besuchten das Stägemann'sche Haus und erfreuten sich dort des heitersten Lebensgenusses. Unter solchen Umständen verlebte Elisabeth an der Seite des achtbarsten Gatten sehr glückliche Jahre, nachdem ihre erste Ehe mit dem Geheimen Justizrath Graun aus Gründen, die hier nur angedeutet sind, unglücklich gewesen war und sie sich, nachdem sie von ihrem Gatten acht Jahre lang in Königsberg allein mit den Kindern zurückgelassen war, nach einer sehr kurzen Wiedervereinigung zu einer Trennung dieser Ehe unausweichlich gezwungen sah. Hierauf kehrte sie nach Königsberg zurück und reichte im Sept. 1796 ihre Hand dem dasigen Criminalrath und Landschaftssyndikus Stägemann, der seit 1784 ihr treuer Verehrer gewesen war. Ausführlicher hat Dorow sowol vor dem ersten Bande der „Erinnerungen“ als im dritten und vierten Bande seines „Erlebten“ hierüber gesprochen, ohne jedoch diese Notizen zu einem aneinanderhängenden

Ganzen zu gestalten, sodaß man sie jetzt an drei bis vier Orten suchen muß. Es war dies die leidige Gewohnheit jenes Mannes: er hat viel schätzbares Material zusammengehäuft, aber es nie zu einer künstlerischen Anordnung bringen wollen oder können.

Nach Elisabeth's Tode gab der tiefgebeugte Gatte 1835 die seit 1788 an die theure Gattin gerichteten Sonette unter dem Titel „Erinnerungen an Elisabeth" heraus, aber nur als Handschrift und zum Geschenk an besondere Freunde des Hauses. Daher sind sie auch nur in einem kleinen Kreise bekannt geworden, und dem größern Publicum dürfte nicht leicht Mehr aus denselben mitgetheilt sein als von uns mit Benutzung eines zur Ansicht gestatteten Exemplars in einer kurzen Anzeige („Allgemeine Literatur-Zeitung", 1836, Nr. 156) geschehen ist. Denn neben den herrlichen Kriegsgesängen Stägemann's, deren Heldenstimme einst mit kühnem Muthe unter den größten Gefahren rastlos zum Kampfe rief und dann mit hoher Siegesfreude alle Schlachten und Gefechte begleitete, liegt würdig und reizend in jenen Sonetten ein Kranz anderer Gedichte, die sanftern Empfindungen mit demselben Feuer gewidmet sind und uns das reinste Eheglück in der edelsten Sprache vorführen. Es ist daher sehr zu loben, daß Dorow diese Lieder der Liebe den „Erinnerungen" einverleibt und mit einem bisher ungedruckten Sonett vermehrt hat. Wir theilen das letztere hier mit:

Elisabeth! Wie man entschlaf'nen Bräuten
Auf ihren Sarg die Myrtenkrone legt,
So wand ich dir zum Kranze, tiefbewegt,
Die Liebesblüten, die dich einst bestreuten.

Mir war als ob sie lieblich sich erneuten,
Von meinen heißen Thränen frisch gepflegt.
O, dieses Herz, das laut in ihnen schlägt,
Wird jeder Brust die Blumensprache deuten.

Ich durft' es wohl, ich durft' ein irdisch Reis
In deine Palmenkrone trauernd weben!
Du gabst mir ja in dir den schönsten Preis.

Jedwedes Blatt entpflückt' ich deinem Leben,
Dein Engel haucht' es mild ambrosisch an,
Ich hing nur süß' und bitt're Thränen d'ran!

Von der Hand dieser einst so hochgefeierten und innig geliebten Frau rühren also die vorliegenden „Erinnerungen" her. Sie wurden lediglich aus innerm Antriebe und in stiller Zurückgezogenheit, ohne alle schriftstellerische Eitelkeit, verfaßt und 1804 beendigt. Erst 1810 dachte Frau v. Stägemann nach wiederholter Durchsicht an die Bekanntmachung des Ganzen, und Varnhagen v. Ense war von ihr ausersehen den Druck zu besorgen. Hören wir nun ihn selbst hierüber in einem Briefe an Dorow vom 26. Dec. 1842, der im Vorworte zu den „Erinnerungen" leider nur abgekürzt aus dem dritten Bande des „Erlebten" (S. 91 fg.) aufgenommen ist und Alles, was wir selbst zur Charakteristik und Empfehlung des Buches zu sagen hätten, auf das vollständigste ausspricht:

Die selige Frau v. Stägemann hatte mir diese Hefte mit dem innigsten Vertrauen übergeben; ich sollte sie lesen, prüfen und — falls ich es thunlich und meinem Sinne gemäß fände — zum Druck befördern. Ich war damals in andern Richtungen beschäftigt und hielt mich zum Herausgeber eines solchen Buches kaum geeignet, wünschte aber lebhaft, schon um der Verfasserin willen, dasselbe erscheinen zu sehen. Denn sie betheuerte mir, daß dies Buch ihr eins der wichtigsten und liebsten Anliegen ihres Lebens sei: sie habe darin ihre eigensten Empfindungen, ihre reifsten Erfahrungen, mit Einem Worte das Beste ihres Wesens ausgesprochen, und sie könne nicht wünschen, daß diese Frucht ihres Daseins vergeblich hervorgegangen sei; vielmehr schmeichle ihr der Gedanke, in diesem Gebilde ein Denkmal und Zeugniß ihres Lebens zu hinterlassen, den Personen, die sie gekannt, zu liebevoller Erinnerung, den unbekannten Spätern, die mit ihr fühlen würden, zum stillen Gruße. Wer den hohen und reinen Sinn der vortrefflichen Frau jemals erkannt, wer das Glück gehabt, das ruhige Walten ihrer schönen Seele längere Zeit zu betrachten, Dem kann bei ihrem Wunsche, diese Schrift nicht verloren, sondern durch den Druck bewahrt zu wissen, kein Gedanke schriftstellerischen Ehrgeizes einfallen; der Wunsch ging aus der Geistesanmuth und Herzenswärme hervor, die ihr eigen waren und die alles wahrhaft Innerliche liebevoll hegten.

Nach dieser Zeit blieb die Handschrift zwar ungedruckt, aber im Besitze der Verf. noch immer der Gegenstand unausgesetzter Sorgfalt, bis dieselbe 1827 an Dorow, als den Sohn ihrer ältesten Freundin, zur Herausgabe überantwortet ward, jedoch zur Benutzung erst nach ihrem und nach Stägemann's Tode. Nachdem der Letztere am 17. Dec. 1840 gestorben war, hat Dorow die Herausgabe nicht länger verzögern wollen, und wir empfangen hiermit das Werk, vor dessen Bekanntwerdung auch ihn der Tod abgerufen hat.

Diese „Erinnerungen für edle Frauen" sind die einfache Lebensgeschichte zweier Freundinnen, in Briefform, von denen Elisabeth v. Stägemann sich und ihr reiches Gemüth in dem Charakter der Elisabeth geschildert und Wahrheit und Dichtung in den äußern Lebensverhältnissen, deren Ähnlichkeit mit den eigenen unverkennbar ist, verflochten hat. Meta ist dagegen, wie wir hören, das Ideal einer Freundin, wie sie sich dieselbe für das Leben gewünscht, aber nicht gefunden hatte. Beide sind in stiller ländlicher Einsamkeit unter der Pflege von Elisabeth's Mutter und unter der Obhut eines würdigen Landgeistlichen erwachsen, bis Elisabeth zu ihrem Vater, der von der Mutter getrennt in Berlin lebt, zurückkehrt und mit wundem Herzen aus dem still idyllischen Leben sich in das Gewühl der großen Stadt versetzt sieht. Meta wird um dieselbe Zeit die Gattin eines höhern Beamten. Sie ist ein fröhliches Wesen, das alle Dinge von der rechten Seite zu nehmen weiß, sie wird auch eine glückliche Frau; aber sie schreibt in Bezug auf diesen Umstand: „Wenn wir Mädchen heirathen, so müssen wir unsern Katechismus ändern, die Sache ist darum eben noch nicht schlimmer, aber anders." Elisabeth dagegen ist weich, phantasiereich, voll tiefen, lebendigen Gefühls, gebildet durch Wissenschaft und Kunst, aber zugleich sehr reizbar und leicht durch äußere Berührung verstimmt; ihre ganze Natur, schreibt ihr Meta einmal, ist so vorzüglich, daß sie sich weit schwerer als die ihrige in das prosaische, alltägliche Leben fügen wird. Daher lebt Meta auch

heiter und zufrieden in einer angenehmen Häuslichkeit, während Elisabeth, ohne eigentliche Neigung, mehr nach Wunsch und Willen des Vaters, die Gattin eines Regierungsrathes M.*) wird und nach einem gereizten und gestörten Brautstande zwar den Vorsatz sich in die ihr unangenehme Verbindung zu schicken mitbringt, aber doch im Ganzen sich kalt und zurückhaltend gegen einen Mann benimmt, der nur Geschäftsmann ist, dazu noch ein kränklicher, und ein liebebedürftiges Herz wie das ihrige ganz und gar nicht versteht. Im neuen Wohnorte Königsberg „schleicht sie aus einem leeren Wochentage in den andern", bis sie die glückliche Mutter einer Tochter wird und nun erst die Wahrheit der praktischen Rathschläge ihrer Freundin einsieht. Ihr Kreis von Bekannten erweitert sich, ihre Schönheit, ihr ganzes Benehmen gewannen mehrfache Theilnahme: Gerson (d. h. Stägemann), ein Vetter ihrer Freundin, bezeigt ihr eine stille Verehrung; ein weit feuriger Anbeter wird unter der Bezeichnung Leopold's oder des Grafen Werdenberg eingeführt (es ist aber der Herzog Friedrich Karl Ludwig von Holstein-Beck, späterer russischer General); ein Dritter tritt als H. (Kapellmeister Reichardt) hinzu. Aber die Ehe bleibt durchaus unbefriedigend für Elisabeth; ihr Kind stirbt, und endlich löst auch der Tod ihres Mannes ein Verhältniß, von dem Gerson an Meta schreibt: es wären beide Gatten sich in allen ihren Neigungen und Eigenschaften so wenig ähnlich gewesen, daß, wenn das Schicksal absichtlich die beiden Extreme der Menschennatur zusammenbringen wollte, dies nicht besser hätte gelingen können.

Jetzt regten sich Elisabeth's beste Thätigkeiten und Empfindungen (wir brauchen die eigenen Worte der Verf.), die unter dem Joche einer misvergnügten Ehe niedergehalten, unter tausend Armseligkeiten und Kümmernissen fast erstorben waren, wieder mit erneuter Kraft. Sie lebte in einer glücklichen Unabhängigkeit, in einem angenehmen Beisammenwohnen mit einer überall verehrten Tante; Musik, Zeichnen, Lecture füllten ihre Stunden aus. Um so mehr drängte man sich um die schöne junge Witwe, der ihre Freundin solche Anlage zu einer liebenswürdigen Aspasia gar nicht zugetraut hätte und die sie herzlich ermahnt, mit der Liebe nicht zu scherzen. Denn mit ebenso viel Schwärmerei als Beharrlichkeit drang Werdenberg in sie, ihre bürgerliche Hand in die seinige zu legen, und die deshalb geschriebenen Briefe sind nach Dorow's Zeugniß die echten, welche bis zu Elisabeth's Tode verwahrt gewesen waren. Aber sie widerstand mit Festigkeit dem Andringen, ohne dadurch den Freund zu verlieren, der sich nachher mit einer Gräfin von Schlieben zu Gerdauen und Sanditten vermählte, die in den „Erinnerungen" Valeska genannt ist. Als ein anderer Freund ihrer Jugend wird G. (Gentz) neben dem schon erwähnten H. genannt; Beide blieben ihr bis in das höhere Alter mit unveränderter Liebe und Hochachtung zugethan. Werdenberg's stiller Nebenbuhler war Gerson, der unter anscheinender Zurückhaltung und Bescheidenheit die Glut seines Innern verbarg, seine Wünsche verheimlichte, so lange der Andere stürmte, und auch nach Dessen Abreise ein Weib wie Elisabeth zu hochgestellt glaubte, als daß er ihr sein kleines Glück anbieten dürfte.

Ich hänge — so schreibt er nach einer unfreundlichen Begegnung Elisabeth's — noch an Ihnen mit der Freundschaft, als mein Herz immer an dem Ihrigen gehangen hat; obgleich es blutete, als Sie es loszureißen suchten, hing es doch fest und wird festhangen, bis es ausgeblutet hat. Und werden Sie etwa je in eine Lage geworfen, in der Sie einen Freund brauchen, der Leben, Glück und Ruhe für Sie aufzuopfern im Stande sein muß: so vergessen Sie nicht, daß ich noch in der Welt bin, und daß ich, so lange meine unsterbliche Seele dauert, Sie höher schätze als Ehre, Glück und Leben.

Unter solchen Umständen redete die verständige Meta zum Besten ihrer Freundin: sie sollte wieder heirathen, denn die Ehe sei doch trotz aller Ungemächlichkeiten, denen wir uns dabei unterziehen, immer die zweckmäßigste Einrichtung in der bürgerlichen Welt, unsere Ruhe und Sicherheit und selbst den Frieden unsers Herzens zu schützen. Einen bessern, treuern Mann aber als Gerson gäbe es für sie gar nicht. Elisabeth kämpfte mit sich selbst; weiblicher Stolz, Mistrauen, Ängstlichkeit erfüllten abwechselnd ihre Seele, bis endlich ein glücklicher Augenblick sie in Gerson's Arme führte und nach langen, gefährlichen Umwegen an das Ziel, welches die Vorsehung ihre Freundin früher finden ließ und der richtige Sinn Derselben schneller als ihr eigener erkannt hatte.

Von jetzt an werden ihre Briefe seltener. Meta klagt darüber und Elisabeth erwidert ihr die schönen Worte:

Die Zufriedenen schreiben wenig, denn der Reichthum ihrer innern Gefühle verbreitet sich am liebsten auf die geliebte kleine Welt, die sie umgibt. Wenn der Orkan ausgetobt, der die Wellen empört und die Bewohner des Ufers erschreckt, zieht der Strom langsam und leise unter dem aufgehellten Frühlingshimmel und zwischen blühendem Gestade fort. Er nährt und tränkt die duftenden Kräuter, die ihn umblühen, und nur die Kinder, die unter den Blumen spielen, und der lauschende Wanderer achtet auf seinen Lauf.

Der letzte Brief, aus dem diese Worte genommen sind, ist eines der schönsten Stücke der ganzen Sammlung und schließt mit einem echt künstlerisch entworfenen Landschafts- und Familiengemälde.

Das sind die Umrisse dieser „Erinnerungen". Sie enthalten keine spannenden Vorkommnisse, keine dramatischen Entwickelungen, aber einen reichen Schatz an rührender Einfalt, Treue und Wahrheit; sie geben uns die schätzbarsten Beiträge zur weiblichen Seelenkunde; sie schildern vor Allem die ehelichen Verhältnisse mit großer Sicherheit und sind daher in unserer Zeit, die gar zu gern von Ungebundenheit des Weibes träumt, eine Quelle der köstlichsten Belehrungen, wie sie unsere Frauen und Jungfrauen nur immer aus den Schriften eines ihrer weisesten Freunde, des trefflichen Jacobs, entnehmen

*) Wir müssen diese Bezeichnungen durch Anfangsbuchstaben für unpassend halten, weil sie durchaus kein Bild oder irgend eine Vorstellung hervorzurufen im Stande sind. Weit besser wären die erwähnten Personen nach ihrem Taufnamen genannt werden, wie es wenigstens bei einer derselben geschehen ist.

können. Und da man nun weiß, wie glücklich Stägemann und seine Gattin fast vierzig Jahre miteinander gelebt haben, so ist der Werth jener Vorschriften und Betrachtungen durch die Anschauung eines wirklichen Lebens in der erwünschtesten Weise erhöht worden.

(Der Beschluß folgt.)

Literarische Notizen aus Frankreich.

Der Schweizerdichter Petit-Senn.

Die Schriftsteller der französischen Schweiz haben eine eigenthümliche Stellung. Entweder müssen sie ihre Eigenthümlichkeiten im Wesen der französischen Nation aufgehen lassen und auf jeden Anspruch einer individuellen Färbung verzichten, oder sie dürfen auf keine Anerkennung von Seiten der französischen Kritik zählen. Nur äußerst Wenigen von denjenigen Schweizerdichtern, welche es verschmäht haben, ihr ganzes Wesen nach pariser Mustern umzumodeln, ist es — und auch meist erst nach langer Zeit — gelungen, ihrem Namen auch in Frankreich einige Geltung zu verschaffen. Einer von den Wenigen, denen in der französischen Literatur jetzt nun ein ehrenvoller Platz gesichert scheint, ist der vor kurzem verstorbene Genfer Töpffer, welcher um so selbständiger und origineller erscheint, als er, wenn man von einigen ältern Erscheinungen aus der Feder Nodier's absieht, eigentlich der einzige wirklich bedeutende Humorist genannt werden muß, der sich der französischen Sprache bedient hat. Wir wollen in d. Bl. nun auf einen andern genfer Dichter aufmerksam machen, der zwar in einzelnen Partien eine gewisse Verwandtschaft mit seinem eben erwähnten Landsmanne verräth, dessen Talent sich aber auf dem Gebiete der Lyrik am reinsten entfaltet. Dieser Poet, den wir hier dem Leser zum ersten Male vorführen, heißt J. Petit-Senn, und das erste seiner Werke, welches uns zu Gesicht gekommen ist, führt den Titel „Bluettes et boutades". Das Vorwort ist aus der Feder von Louis Reybaud, welcher den ihm befreundeten Autor in der literarischen Welt von Paris einführt, weil — wie Petit-Senn sagt — in Paris unsere Freunde uns zu Erfolgen verhelfen, während in der Provinz uns unsere Erfolge Freunde schaffen. Der größte Theil der „Bluettes" besteht aus Aphorismen und kurzen, abgerissenen Bemerkungen, deren Reiz zum Theil in der Originalität des Gedankens, mehr aber noch in der Anmuth des Ausdrucks und der ganzen Fassung beruht. Eine große Tiefe wird man in diesen epigrammatisch gehaltenen Sätzen nicht suchen. Sie erheben auch keinen Anspruch auf philosophische Geltung, obgleich sich unter den zerstreuten Gedanken manches inhaltsvolle Schlagwort befindet. Es kann natürlich nicht fehlen, daß bei den vielen Bemerkungen, welche so ziemlich alle Beziehungen des Lebens berühren, auch manche Trivialität und mancher abgenutzte, unbedeutende Sinnspruch mit unterläuft. Aber im Allgemeinen ist es nicht zu leugnen, daß die Geschicklichkeit des Epigrammatisten sich oft gerade darin am glänzendsten zeigt, daß er selbst gewöhnlichere Gedanken durch irgend eine Feinheit des Ausdrucks oder durch eine glückliche Wendung zuzustutzen weiß. Auch bei Petit-Senn liegt der hauptsächliche Werth in der prägnanten und angemessenen Darstellung, und wir wollen deshalb die wenigen kurzen Sätze, die wir hier mitzutheilen beabsichtigen, unübersetzt lassen und lieber in ihrer ursprünglichen Form geben. „Pour qui jouit seul le plaisir boite. — Si l'hypocrisie mourait, la modestie devrait prendre au moins le petit deuil. — La flatterie a beau se grossir comme une montagne, l'amour-propre l'avale comme un grain de moutarde. — Nous sommes plus souvent dupes de nous-mêmes que des autres. — Il faudrait se voir avec l'oeil du voisin. — Les amitiés politiques sont trop souvent des haines en commun." Von den größern Aufsätzen und Darstellungen des vorliegenden Bandes sind die meisten humoristischer Art und bewegen sich auf dem Gebiete der Caricatur. Sie sind zum großen Theil dem Journal „Fantasque" entnommen, dessen Redaction der Verf. einige Zeit hindurch gehabt hat. Vor kurzem ist uns endlich noch eine kleine Sammlung von Gedichten zu Gesicht gekommen, welche Petit-Senn zu Genf unter dem Titel „Les perce-neige" herausgegeben hat. Diese zierlichen Poesien sind reine, zarte Klänge, in denen sich eine melancholische Seele und ein unverfälschtes, religiöses Gemüth Luft macht. Wenn man auch in der ganzen Stimmung und hier und da selbst in einzelnen Anklängen den Lamartine'schen Einfluß erkennen dürfte — seine „Epître à M. de Lamartine" gehört zu den ansprechendsten Stücken der Sammlung —, so fehlt es dem Dichter doch nicht an selbständiger Haltung, und man würde ihm sehr unrecht thun, wenn man ihn als Nachtreter fremder Manieren bezeichnete. Als Probe bieten wir folgende Verse:

Ainsi j'achève ma carrière,
Le regard au ciel adressé,
Sans que je le tourne en arrière
Pour regretter le temps passé.

Mon âme monte et se dirige
Loin d'un corps presque inanimé,
Comme une flamme qui voltige
Sur le tison noir consumé.

Mais cette flamme vacillante
Qui brille et disparait aux yeux,
Elève sa lueur mourante
A l'azur infini des cieux.

Die Irrenanstalten in England.

Die Verbesserung der Gefängnisse, sowie die richtigere Behandlung der Geisteskranken hat in der letzten Zeit unendliche Fortschritte gemacht. Besonders ist in Nordamerika und England in dieser Beziehung außerordentlich viel geschehen, und es muß deshalb jeder Beitrag zur nähern Kenntniß der Anstalten und Einrichtungen, welche in jenen Ländern bestehen, mit lebhaftem Danke entgegengenommen werden. Wir erhalten gegenwärtig ein Werk, welches interessante Mittheilungen über die Behandlung gibt, durch welche man die Irren zum richtigen Gebrauche ihrer Vernunft zurückzuführen oder sie wenigstens für die Gesammtheit unschädlich zu machen sucht. Dasselbe führt den Titel: „De l'aliénation mentale et des établissements destinés aux aliénés dans la Grande-Bretagne." Der Verf., H. Curchod, hat, nachdem er längere Zeit den Vorlesungen des Professors Baillarger an der Salpetrière beigewohnt hatte, seine Beobachtungsreise nach England wohl vorbereitet unternommen. Die Resultate, welche er in seiner zu Lausanne erschienenen Schrift niedergelegt hat, gewähren mehrfaches Interesse. Ein großer Theil seiner Angaben beruht auf dem Berichte, welcher von der zur Beaufsichtigung der gesammten Irrenanstalten Großbritanniens niedergesetzten Commission dem Lordkanzler erstattet ist, und auf andern authentischen Documenten. Der Verf. theilt überall möglichst genaue statistische Angaben über die Zahl der Geisteskranken, über die Einrichtung der Häuser, in denen sie sich befinden, und über die Anordnungen mit, welche zu ihrer Pflege und Heilung beobachtet werden. In Bezug auf den Krankheitszustand selbst beobachtet Curchod die von den englischen Commissaren eingehaltene Classification in zehn verschiedene Formen und Abstufungen der Geisteszerrüttung, ohne indessen diese Eintheilung als die allein richtige hinzustellen. Bei der Erörterung über die Behandlung, welcher die Irren unterworfen werden, geht der Verf. in ein großes Detail ein, welches sich nicht allein über die in Anwendung gebrachten Mittel, sondern selbst auf das Personal der bedeutendsten Anstalten erstreckt. Am Schluß dieser Schrift gibt der Verf., welcher den berührten Gegenstand noch weiter zu entwickeln verspricht, die Übersetzung einiger auf Irland und Schottland bezüglichen Stellen aus dem Werke unsers berühmten Julius. 17.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 273. —— 30. September 1846.

Erinnerungen für edle Frauen. Von Elisabeth von Stägemann. Zwei Bände.

(Beschluss aus Nr. 272.)

Außer diesen „Erinnerungen" enthält der zweite Band noch: „Fragmente in Stunden der Muße niedergeschrieben. Angebinde einer deutschen Mutter für ihre Tochter zu ihrem siebzehnten Geburtstage", und zweitens: „Phantasien". Die ersten erinnern nicht zu ihrem Nachtheile an die Stellen aus Ottiliens Tagebuche über verschiedene Gegenstände des Lebens und der Kunst in „Wilhelm Meister's Wanderjahren" und beziehen sich auf Musik, Gesang, Kunst, Bücherlesen, weibliche Freundschaften, Erziehung der Kinder und andere Zustände des innern und geselligen Lebens, unter denen wiederum die ehelichen Verhältnisse mit besonderer Vorliebe besprochen sind. Wir können uns jedoch hier nicht auf die Mittheilung einzelner Sentenzen einlassen, ebenso wenig als auf Auszüge aus den „Phantasien", in denen manches lesenswerthe Wort steht, wie es einer reinen und schönen Seele entquollen ist.

Damit nun aber dem herrlichen Bilde Elisabeth's seine wahre Beleuchtung nicht fehlen möchte, so ist es dem Herausgeber gelungen, uns auch einen Theil ihres Briefwechsels vorlegen zu können. Freilich immer nur einen sehr kleinen Theil, aber doch darunter einen höchst merkwürdigen Brief der edeln Frau an Gentz, der 1794, wenn nicht schon im Dec. 1793 geschrieben ist, also vor ihrer Heirath mit Stägemann, als sie noch von Graun getrennt in Königsberg lebte. Gentz hatte bekanntlich sich 1783 und 1784 in Königsberg aufgehalten und durch Kant's Vorträge in seinem bisherigen dumpfen, schlaffen Wesen eine gänzliche Veränderung erfahren. Geistreich, lebhaft, kühn und gewandt wie er jetzt war, hatte er auch Elisabeth's Bekanntschaft gemacht und war von ihr hingerissen worden. Er schreibt in dem hier abgedruckten Briefe aus dem J. 1793:

> Sie wissen, was Sie mir waren, Sie wissen, daß wir tausendmal — o und wie unendlich, wie ewig wahr! — wann wir unsere Verhältnisse und die Verhältnisse der Menschen um uns her berechneten, dem kalten, unerbittlichen Schicksale verhielten, daß es uns nicht füreinander geschaffen hatte.

In den stolzesten Worten erklärt er nun ferner, daß er zwar unsaglich an Bildung nach wahrhaft schrecklicher Wanderung zugenommen habe, daß er aber Elisabeth's Freundschaft noch immer werth sei und daß er auch unmöglich glauben könnte, er wäre ihr gleichgültig. Zuletzt bietet er ihr seinen Rath, seine Hülfe an, um ihr eheliches Verhältniß zu verbessern: seine eigene Meinung aber ist wol, sie solle es ganz auflösen. Diesem hochfahrenden und doch wieder so anhänglichen Sinne setzt Elisabeth eine weit ruhigere Sprache entgegen. Sie verhehlt ihm nicht, daß sie für ihn fortwährend die alte Freundschaft fühle, aber eben um dieses Antheils willen fragt sie ihn, ob er auch glücklicher sei:

> Mich dünkt nein. Ihre Sprache ist nicht die Sprache eines ruhig Glücklichen. Schelten Sie nicht, wenn ich unrecht habe, aber mich dünkt, Sie leben im dépit mit der Welt — Sie sind dahin gekommen, die Menschen verachten — hassen zu lernen.

Und nun ermahnt sie in eindringlicher Weise dem Gefühle der Kraft, welche seinen Geist und sein Herz emportrug, nicht zu sehr zu vertrauen, nicht blos zu lieben oder zu hassen. Dann gedenkt sie nach seiner Auffoderung des Verhältnisses zu ihrem Manne, von dem sie die „alten, bekannten Übel" entfernen, und erklärt mit Bestimmtheit, nicht auf ihr jetziges Erscheinen in Berlin dringen zu wollen, weil sie keineswegs die ruhige Stimmung, in der sie sich befinde, und die Süßigkeit eines völlig unabhängigen Lebens gegen einen häßlichen Contrast zu vertauschen geneigt sei.

> Freilich fühle ich in wehmüthigen Stunden die Bestimmung meines Geschlechts — nur für ein Wesen zu wirken und zu leben — dem wir angehören, dem wir gern angehören, das den geringsten Handlungen in einem häuslichen thätigen Leben Zweck und Interesse gibt. Das gemeinste Weib, die von ein paar kümmerlich ersparten Groschen mit froher Geschäftigkeit ihrem Manne ein Frühstück macht, dünkt mich dann glücklicher als ich. An meinen Kindern sehe ich den einzigen Zweck — und freilich einen großen Zweck — warum ich lebe.

Sechs Briefe Elisabeth's an Reichardt bieten schöne Belege eines heitern und anhänglichen Verkehrs zwischen diesen beiden Menschen, dem auch dreizehn Briefe Reichardt's vollkommen entsprechen. Die erstern fallen gerade in die Zeit, wo die zu unwürdiger Fessel gewordene Verbindung Elisabeth's endlich gelöst war; die andern, deren erster aus dem J. 1782, der letzte aus dem J. 1811 ist, beziehen sich auf Musik, Theater in Berlin und Weimar, Literatur, auf Reichardt's Journal „Deutschland", auf seine äußern Verhältnisse seit der Gründung des Königreichs Westfalen. Über Goethe und

Schiller findet sich auch manches Bemerkenswerthe, Reichardt ist auf den Letztern wegen der „Xenien“ sehr ergrimmt, mit Goethe aber waren weit angenehmere Beziehungen eingetreten und sein Besuch in Giebichenstein wird höchlich belobt.

Die Briefe des Huber'schen Ehepaares an Elisabeth rechnen wir zu den bedeutendern Theilen des uns vorliegenden Buches. Huber's fünf Briefe sind zwar eigentlich nur Geschäftsbriefe, aber mit einer solchen Feinheit geschrieben und mit so wahren Bemerkungen über weibliche Schriftstellerei durchflochten, daß man sie wiederholt mit Vergnügen lesen wird. Die Ansicht einiger Bruchstücke aus dem Werke Elisabeth's hatte ihn zu dem Vorschlag veranlaßt, sie möge das Ganze „Erinnerungen für edle Frauen, von einer Frau“ benennen. So entstand der jetzige Titel. Der erste Brief Therese Huber's ist am 7. August 1805 geschrieben und enthält den herzlichsten Dank für die ihr nach dem Tode ihres heißgeliebten Gatten bewiesene Theilnahme. Der Brief dieser vielgeprüften Dulderin gehört nach unserm Gefühle zu den schönsten Frauenbriefen, die in neuerer Zeit bekannt geworden sind, und ist nach Inhalt und Sprache ein schönes Seitenstück zu dem Briefe der Frau Schiller's nach dem Tode ihres Mannes, den Hennes in der Schrift über Fischenich (Stuttgart 1841) veröffentlicht hat. Die Mittheilung einer Stelle können wir uns daher nicht versagen. S. 264 heißt es:

Der Schmerz allein ist's nicht, was mein Loos schwer macht. Es ist das Einzelnstehen für ein Weib, die jünger ist als ihre Jahre, weil die zärtliche Liebe ihres Gatten sie jung am Herzen erhielt. Es ist die beständige Verletzung des Gefühls in der Nothwendigkeit selbst zu handeln in meinem eigenen Namen. Ich war immer thätig und festen Sinnes, ja gegen die Engelsmilde von Huber's ganz idealischem Charakter erschien ich oft starr. Für unser Beider Glück lag in diesem Contrast das Mittel der Vervollkommnung, die ewige Erneuerung unsers Bundes. Aber nun ich allein bin — nun fühle ich bei der Nothwendigkeit zu handeln alle Schwäche des Weibes. Und stolz und meines Versprechens in seine geliebten todeskalten Hände eingedenk, muß ich stark sein und alle meine Pflichten erfüllen. Man hält mich für männlich, man glaubt, weil ich mit Herrschaft über meinen glühenden Kopf, kalt und entschlossen, handle, ich sei ruhig, weil ich geizig mit meinem blutenden Herzen meinen Schmerz beherrsche, ich sei heiter. O die Thoren, o die glücklichen Thoren! Mein Verstand rettet mich. Ich arbeite und nehme an Allem, was mich umgibt, eine Art historischen Antheil — bis dann der Punkt kommt, wo ich gewohnt war, mit ihm von der neu aufgefaßten Idee zu reden — dann stehe ich wieder einsam an seinem Grabe.

In dem andern Briefe herrscht dieselbe Wärme des Gefühls neben der entschiedenen Resignation, die wehmüthige Erinnerung an die Vergangenheit und die liebevollste Sorge für ihre Kinder, über die sie in echt mütterlicher Weise der geistesverwandten, persönlich aber unbekannten Frau v. Stägemann ihr Herz eröffnet. Zwischen diesen Beweisen nicht gewöhnlicher Geisteshelle und Geistesstärke lesen wir von manchen Tages- und Kriegsereignissen und finden eine längere Stelle über Kotzebue, der wegen seines blinden Franzosenhasses getadelt, wegen seiner Leichtigkeit im Darstellen, seiner Feinheit, Biegsamkeit und Empfänglichkeit aber gelobt wird.

Unter den übrigen Briefen behandeln zwei von Kiesewetter Gegenstände der natürlichen Religion, einer von Bartoldi und einer von Borowski Familienangelegenheiten, einer von Brentano ist ein Empfehlungsbrief für einen jungen Edelmann, v. Below.

Das dem Buche vorgesetzte Bildniß Elisabeth's will zwar den jetzigen Frauen wegen seiner Costumirung nicht gefallen, hat aber das Verdienst das gelungenste Bild zu sein und zugleich ein Beweis ihrer Kunstfertigkeit, indem es nach einer von ihr selbst verfertigten Sepiazeichnung gestochen ist. 20.

Deutsche Helden in deutschen Erzählungen von Georg Hesekiel. Erster Theil: Der deutsche Michel. Aus den Zeiten des Dreißigjährigen Krieges. Zweiter Theil. Erste Abtheilung: Prinz Eugen unter Kaiser Leopold dem Vater. Leipzig, Kollmann. 1846. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Es ist immerhin schon ein erfreuliches Zeichen, wenn auch die Literatur das Streben und Ringen des Volkes nach einer starken, geschlossenen Nationalität hin sich zu einer bewußten Aufgabe stellt; wenn sie entweder das gegenwärtige Leben, wie es in der Familie und im Staate sich erzeugt, auf dem Wege der Kunst in sich aufnimmt und es zur Darstellung bringt, oder wenn sie das Feld der Geschichte betritt, und die alten Helden mit ihrem Streben und Eifer zum Vorwurfe ihrer Erzählungen nimmt, um so allmälig das deutsche Volk wieder mit seiner Geschichte bekannt zu machen, seine Vergangenheit ihm wieder zum Bewußtsein zu bringen. Um deswillen verdienten auch „Die Dorfgeschichten“ von Berthold Auerbach und die „Deutsches Leben in deutschen Novellen“ von Heinrich Koenig, die wir beispielshalber blos anführen, so sehr und mit Recht die Anerkennung, die ihnen zu Theil ward. Auerbach suchte und fand seine ergiebigen Stoffe in dem Bauernstande, einem Theile des Volkes, der von dem Sturme und Drängen der Ideen, welche die obern Classen bewegen, noch nicht erfaßt ist, der mit Hartnäckigkeit und entschiedenem Willen an dem Gewordenen festhält; aber zugleich, welche kernhafte Natur, welch frisches Leben bot sich ihm hier dar! Und Auerbach besitzt das schöne Talent einer genauen scharfen Beobachtungsgabe und einer wahren, volksthümlichen Darstellung; die äußere Erscheinung lenkt seine Beobachtung nicht ab, der Stoff verliert für ihn seine Sprödigkeit und Härte, indem er auf die innere Anschauungsweise, auf das Nervengeflecht, vor dem alle die Erscheinungen nur angeregt werden, seine Darstellung stellt. Dadurch haben seine Erzählungen jene Frische und Wahrheit erlangt, die jeden Beschauer, der noch nicht allen Sinn für das einfache schlichte Leben, für Natur und Poesie abgestumpft hat, erhebt und begeistert. Joseph Rank, den wir wegen der Ähnlichkeit der Stoffe noch erwähnen wollen, bleibt dagegen in seinen „Vier Brüder aus dem Volke“ noch in der äußerlichen Erscheinung des Volkslebens stecken, die Personen haben kein rechtes Interesse, kein rechtes wahres Leben; für die Kenntniß der Sitten und Gebräuche in dem böhmischen Volke hat sein Buch zwar gute Verdienste, aber für den künstlerischen Standpunkt nur wenig Werth. Koenig hat in seinen Novellen mehr das Leben der höhern Stände, ihre Conflicte und Leidenschaften sich zum Vorwurf gewählt; wenn seine Erzählungen hier nicht immer die bestimmte Schärfe, die klaren Umrisse gewinnen, so liegt Dies weniger an dem Schriftsteller als vielmehr in dem Leben der gegenwärtigen Gesellschaft selbst, die annoch schwankt

und hin- und hertastet, zu keiner bestimmten Form und Gestaltung noch gelangen kann, namentlich der Kreis der Gesellschaft, in welchem seine Erzählungen sich bewegen und den wir vorzugsweise mit dem Namen des „bürgerlichen" belegen, während Sternberg bei der Darstellung seiner Adelsfamilien und ihrer Bestrebungen leichteres Spiel findet, indem jene mit ihren alten hergebrachten festen Schranken für den Schriftsteller geschlossenere Formen und Normen bieten. Hesekiel hat in den beiden vorliegenden Bänden den Weg der Geschichte betreten und zwei Helden auserwählt, die allerdings früher einen großen Ruf besaßen und auch später noch im Bewußtsein des Volkes lebten. Bei solchen geschichtlichen Wiedererweckungen gibt es vorzugsweise für die künstlerische Behandlung, wenn wir von der eigentlichen Geschichtsschreibung als solcher absehen, zwei Wege, die der Schriftsteller einschlagen kann. Er nimmt entweder seine Personen mit ihren Ideen und Bestrebungen in ihrer Zeit und ihrem Charakter auf, bringt sie aber unter den Brennpunkt der allgemeinen Weltgeschichte; hier erscheinen die Handlungen in einem höhern Lichte, nur alles Wichtige gewinnt Bedeutung, die Zufälligkeiten fallen ab wie die welken Blätter, die Personen und ihre Handlungen werden nach dem höhern Maßstabe der Geschichte gemessen, ihre Berechtigung in der Zeit und für dieselbe tritt deutlich hervor, es entsteht so ein eigentliches großartiges Gemälde, das die temporaire Befangenheit und Beschränkung abgestreift hat und das unter den Händen des Dichters zu einem gediegenen Kunstwerke werden kann, wenn er es versteht, die Motive der handelnden Personen genau zu entwickeln, wenn er die nackten Thatsachen auf ihren psychologischen Hintergrund, auf ihre Quelle zurückzuführen versteht, kurz, wenn er das Allgemeine wieder zu individualisiren, zu durchgeistigen vermag. Der andere Weg, der noch übrig bliebe, wäre der, daß der Schriftsteller, unbekümmert um die Folgen und die Voraussetzungen, das Bild nimmt, wie es sich ihm als ein selbständiges Ganzes darbietet. Er schält es so gewissermaßen von dem geschichtlichen Hintergrunde los und behandelt die individuellen Seiten desselben, er theilt die Befangenheit seiner Helden und die Lösung und Verwickelung wird mehr durch Umstände herbeigeführt, die nur in dem Willen seiner Personen ihre Berechtigung finden und nur nach dem Maßstabe der eigenen Individualität geschätzt werden können. Der große Rahmen des historischen Romans verengert sich hier zu der kleinen Umfassung eines historischen Genrebildes, und während auf dem ersten Wege mehr die allgemeinen festen Höhenpunkte zur Bestimmung hervortraten, so werden für den andern mehr die besondern, einzelnen, zufälligen Erscheinungen hervorgehoben werden.

Hesekiel hat keinen der beiden Wege eingeschlagen und es könnte fast scheinen, wenn wir seinen eigenen Worten trauen sollten, worin er ausspricht, daß er das Andenken eines Mannes herzustellen bemüht sei, der es nicht verdient habe, daß man ihn so bald vergesse, wenn nicht im Buche selbst eine Masse von phantastischem Beiwerke uns vom Gegentheile überzeugte — es könnte fast scheinen, sagen wir, als ob er blos eine Monographie, eine historische Rettung versuchen wolle. Wenn übrigens der Verf. glaubt, daß eine so große Ähnlichkeit zwischen unserer Zeit und der Mitte des 17. Jahrhunderts bestehe, so erscheint Dies doch nur für eine ganz oberflächliche Betrachtung. Die theologische Debatte war dem deutschen Volke zwar damals über den Kopf gewachsen, oder vielmehr sie war ihm in die Faust gefahren, das Schwert sollte entscheiden, wer den besten, den rechten Glauben habe. Das deutsche Volk war in der Befangenheit damals, daß es eine innere Sache des Gefühls und der Anschauung auf äußere, materielle Weise entscheiden wollte; die dem Feudaldruck des Mittelalters entlaufenen Deutschen waren begeistert von der Freiheit der Religion, sie waren enthusiasmirt, betäubt, Einer wollte dem Andern seine Begeisterung, seinen Glauben aufdringen, und weil Dies nicht auf gute Weise ging, so griff man zum Schwerte und steckte es nicht eher in die Scheide, als bis eine gegenseitige Ermattung und Verblutung eingetreten war und bis man endlich eingesehen hatte, daß man auf diese Weise Nichts entscheiden könne, daß man sich dulden müsse, weil man eben keine äußere Gewalt gegeneinander mehr hatte. Heutzutage ist aber die theologische Debatte uns keineswegs, wie der Verf. meint, über den Kopf gewachsen, sondern gerade hinein: der Kopf soll entscheiden, der Verstand prüft, die Vernunft richtet und setzt die Entscheidung weder auf die Spitze des Schwertes noch auf die materielle Ohnmacht, sondern sie überläßt einem Jeden mit sich selbst fertig zu werden; und gerade hier haben wir auch auf religiösem Gebiete den Wahlspruch: Alles paßt sich nicht für Alle! Und wenn der Grundsatz einer allgemeinen Duldung noch nicht überall anerkannt ist, so haben wir doch wenigstens den Trost, daß es an andern Umständen liegt als an der Überzeugung der Wahrheit des deutschen Volkes. Wenn auch im 17. Jahrhundert die Religion das Banner der Parteien führte, so kam Dies daher, weil Protestantismus und Katholicismus damals Gegensätze waren, die es heutzutage nicht mehr sind, weil die freie Wissenschaft nur Gegensatz der religiösen Meinung ist. Was heutzutage als Gegensätze auf dem Gebiete des Volkslebens erscheint, das ist himmelweit von jenen alten verschieden; wir haben nicht mehr zum Feldgeschrei: Protestant! Katholik! sondern auf dem Banner der Gegenwart flammen die Worte Freiheit! für den Staat, für die Kirche, für den Einzelnen! Und der Gegensatz! Nun den kennen wir Alle.

Hesekiel behandelt in dem ersten Theile die Geschichte des kühnen Reiteranführers von Obentraut, den sein Vater, weil gerade kein Name im Kalender stand, Hans Michel taufen ließ. Er hieß später allgemein der deutsche Michel, und wo der deutsche Michel mit seinen Reitern einhieb, da gab's leeren Raum und Blut; alle Welt kannte ihn auch in der Schlacht an seinem Feldgeschrei: Prag und Hagenau! und seinen kurzen Spruchsätzen, die er sehr liebte. Sehr bezeichnend für Denselben ist, daß, als er in der Schlacht bei Seetzen tödtlich verwundet ward und der feindliche General Tilly zu ihm am Schlachtfelde herantrat und den Verlust dieses wackern Mannes, obgleich seines Feindes, betrauerte, der deutsche Michel kurz sagte: „In solchem Garten pflückt man solche Rosen!" Und hier wies er auf das Schlachtfeld und auf seine von Blut überströmende Wunde und verschied. Hesekiel sucht überall die Erzählung in dem Geiste jener so reich bewegten, verwirrten Zeit zu halten, aber es fehlt seiner Anschauung die gehörige Breite und Tiefe; die Wirren, der Jammer, die Verwüstung, die Rohheit jenes dreißigjährigen Bruderkriegs werden durch einige Stichwörter, einige Schlachtrufe nicht anschaulich gemacht. Ebenso treten die Helden in ihrer rohen Kraft, in sinnlicher Schöne vor unsere Augen, dadurch, daß sie gewaltig essen und trinken, und selbst wenn sie Dies „wie Wölfe" thun (I, 181). Überhaupt ist in der ganzen Erzählung die Geschichte, der reine geschichtliche große Hintergrund des Dreißigjährigen Krieges nicht zu erkennen, und die einzelnen Bruchstücke, die aus dem Ganzen herausgebrochen sind, werden wiederum so sehr durch willkürliche Erfindungen und Verwickelungen verdorben und unkenntlich gemacht. Die ganze Ausführung hat so viele Ähnlichkeit mit dem Stile der alten Ritterromane: Entführungen, heimliche Trauungen, Gespenster, Entsagungen schlingen sich so bunt durcheinander, daß der geschichtliche Kern fast selbst mit zur Fabel wird. Um wie viel besser würde eine einfache Auffassung des deutschen Michel sich darstellen, wenn all der Schnickschnack weggeblieben wäre, den man uns so oft als Poesie aufdringen will. Seid wahr, ihr Poeten und Schriftsteller, seid natürlich! Denn mit diesen Potenzen könnt ihr mehr erreichen als mit alle dem alten Plunder und sentimentalen Flitter. Die Darstellung verläßt gar oft ihren erzählenden Charakter, der Schriftsteller tritt hervor und „ladet expreß dazu ein, und verräth uns, daß der Wanderer eine von den Personen ist, die sich gütigst entschlossen haben (wie abgeschmackt!), eine Stelle in unserer Geschichte zu übernehmen" (S. 6).

Der zweite Band, der die Geschichte Eugen's behandelt, ist in demselben Stile gehalten; er umfaßt jedoch nur als erste Abtheilung das Leben Eugen's unter Kaiser Leopold dem Vater. Auch hier ist die Geschichte durch ein Beiwerk von wunderlichen, seltsamen Abenteuern und bizarren Verwickelungen bis zur Unkenntlichkeit entstellt und verdorben. Es wäre doch endlich einmal Zeit, daß unsere Schriftsteller einsähen — viele, die besten haben es längst gethan —, daß eine so zugestutzte Geschichte weder unterhalten noch belehren kann, daß höchstens eine ungebildete Nähterin sie Sonntags in ihre Hände nimmt, oder ein Unteroffizier seine langweiligen Wachtabendstunden damit todtschlägt.

Der Stil in beiden vorliegenden Bänden ist matt, seicht, oftmals trivial; entsetzlich weitschweifig sind namentlich immer die Schilderungen, wo die äußere Erscheinung eines Helden oder einer Heldin dem Leser vor Augen geführt wird. Bedenke man doch, daß solche Schilderungen, selbst wenn sie mit Talent und Geist ausgeführt werden, immer etwas Langweiliges haben; nimmt man aber eine Schilderung wie II, 123, man sollte glauben, es wäre eine Instruction für eine Putzmacherin: „Ein ärmelloses, himmelblaues Kleid von geschorenem Sammet, das nicht ganz bis auf die Knöchel hinabreichte, Strumpf von rother Seide, durchbrochenes Gewebe, Atlasschuhe; das Kleid weit ausgeschnitten, das Linnenhemd fein gefältet, mit schweren Silberquasten und Schnuren kreuzweis geschnürt. Darüber ein weißes sicilianisches Florhemd mit Ärmeln, auf der Brust eine Smaragdschnalle, an den Armen Bracelets" u. s. w. Der Verf. hat auch unsere Sprache durch eine neue Wortbildung bereichert, er sagt nämlich statt mütterlich behandeln: „bemuttern" (!) und läßt eine Jungfrau Worte weinen: „Eugenie, weinte die Jungfrau." Doch genug! Wer suchen will im wilden Tann, noch manches Waffen finden kann! 93.

Bibliographie.

Andersen, H. C., Abenteuer und Mährchen einer Neujahrsnacht, auf einer Fußreise nach Amack. Ins Deutsche übertragen und mit einem biographischen Lebensbilde des Verfassers eingeleitet von Le Petit. Nebst des Verfassers Bildniß. Hamburg, Gobert. 12. 1 Thlr. $7\frac{1}{2}$ Ngr.

Belli, Maria, Meine Reise nach Constantinopel im Jahre 1845. Frankfurt a. M., Sauerländer. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Brunner, S., Der Babenberger Ehrenpreis. Neue, umgearbeitete Auflage. Regensburg, Manz. 8. 1 Thlr. $3\frac{3}{4}$ Ngr.

— — Der deutsche Hiob. 2te Auflage. Regensburg, Manz. 8. 1 Thlr. $7\frac{1}{2}$ Ngr.

Cordelia, Julie und Marie. Briefe über den katholischen Kultus. Köln, Bachem. 8. 20 Ngr.

Denkwürdigkeiten eines Priesters. Aus dem Feuilleton des National übersetzt von G. Fink. Zwei Bände. Leipzig, Jurany. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Feller, F. E., Die Staatspapier- und Actien-Börse. Enthaltend Auskunft über alle bekannte Staats-, Provinzial-, Stadt- und standesherrliche Anlehen, über Pfandbriefe und Actien allerlei Art, nebst den neuesten Aufstellungen der Staatsfinanzen. Leipzig, Müller. Gr. 12. 1 Thlr. 20 Ngr.

Gaß, W., Georg Calixt und der Synkretismus. Eine dogmenhistorische Abhandlung. Breslau, Gosohorsky. Gr. 8. $22\frac{1}{2}$ Ngr.

Gedenke Mein! Taschenbuch für 1847. 16ter Jahrgang. Mit 6 Stahlstichen. Wien, Pfautsch u. Comp. Kl. 8. 2 Thlr. $7\frac{1}{2}$ Ngr.

Göhren, Caroline v., Die Adoptivtochter. Ein Roman. Zwei Theile. Leipzig, Kretzschmar. Gr. 12. 2 Thlr. 15 Ngr.

Gräfenhan, A., Geschichte der klassischen Philologie. 3ter Band. Bonn, König. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Homer's Ilias, in Herametern übersetzt von H. Menzi. Frankfurt a. M., Sauerländer. Gr. 12. 1 Thlr. 5 Ngr.

Kiesewetter, R. G., Geschichte der europäisch-abendländischen oder unsrer heutigen Musik. Darstellung ihres Ursprunges, ihres Wachsthumes und ihrer stufenweisen Entwicklung, von dem 1. Jahrhundert des Christenthums bis auf unsere Zeit. 2te durchgesehene und vermehrte Ausgabe. Leipzig, Breitkopf und Härtel. Gr. 4. 2 Thlr.

Kutscheit, J. V., Herr Prof. Dr. Lepsius und der Sinai. Prüfung und Beseitigung der von genanntem Herrn Professor auf seiner Reise nach der Halbinsel des Sinai für die biblische Geographie gewonnenen Resultate. Berlin, Moeser und Kühn. 8. 15 Ngr.

Löschke, K. J., Die religiöse Bildung der Jugend und der sittliche Zustand der Schulen im 16. Jahrhundert. Ein Beitrag zur Geschichte der Pädagogik. Breslau, Graß, Barth u. Comp. Gr. 8. 1 Thlr.

Mariotti, L., Italien in seiner politischen und literarischen Entwickelung und in seinen gegenwärtigen Zuständen. Deutsch von J. B. Seybt. Leipzig, Lorck. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Rettig, G. F., Über Platen's Phädon. Vorlesung. Bern, Huber u. Comp. 8. 5 Ngr.

Tagesliteratur.

Aßmann, W., Der Ursprung der lutherischen Reformation aus dem Zeitbewußtsein. Ein Vortrag zur Verständigung über die Bedeutung des religiösen Zeitbewußtseins. Braunschweig, Vieweg und Sohn. Gr. 8. 5 Ngr.

Döllinger, J., Drei Reden, gehalten auf dem bayerischen Landtage 1846. Regensburg, Manz. Gr. 8. $7\frac{1}{2}$ Ngr.

Fingerzeig zur Negation der Negation und dadurch zur Wiedererkennung und Theilhaftwerdung des wahren statt des falschen geistigen Lebens und Lichtes, in Mittheilungen aus den Briefen eines Freigeborenen der oberen Lausitz an seinen Theologie studirenden geistlichen Pflegling. Magdeburg, Falckenberg u. Comp. Gr. 8. $7\frac{1}{2}$ Ngr.

Gedenket an eure Lehrer! Evangelische Zeugnisse aus Pfalzbaiern bei Gelegenheit des 18. Febr. 1846. Herausgegeben von J. Schiller. Frankfurt a. M., Zimmer. Gr. 8. 15 Ngr.

Geiger, A., Vorläufiger Bericht über die Thätigkeit der dritten Versammlung deutscher Rabbiner. Breslau, Leuckart. Gr. 8. $1\frac{1}{2}$ Ngr.

— — Die dritte Versammlung deutscher Rabbiner. Ein vorläufiges Wort zur Verständigung. Breslau, Leuckart. Gr. 8. 2 Ngr.

Luther lebt noch! und: es lebe Luther! doch nicht im todten Buchstaben, sondern im lebendigen Geist. „„Der Buchstabe tödtet, aber der Geist macht lebendig!"" Epistel an die Kettenmacher und Schwarmgeister des 19. Jahrhunderts von Redivivus Lutherus. Magdeburg, Falckenberg und Comp. Gr. 8. $2\frac{1}{2}$ Ngr.

Moll, K. B., Der Weheruf des Herrn. Predigt am Bußtage. Stettin, Weiß. Gr. 8. $2\frac{1}{2}$ Ngr.

Sendschreiben Johannes I. an Johannes Ronge in Betreff des Glaubens-Bekenntnisses, nebst einem Wort zunächst für all' die wahrhaft allgemein-christlich Gesinnten in dem gesammtdeutschen Volk und Vaterlande. Magdeburg, Falckenberg und Comp. Gr. 8. 5 Ngr.

Timme, F., Die Wiedergeburt des Menschen und der Person Christi. Nach Evang. Joh. 3, 1—21. Magdeburg, Falckenberg u. Comp. Gr. 8. 10 Ngr.

Über die Nothwendigkeit evangelischer Prediger-Seminare, zunächst für Preußen. Von einem evangelischen Geistlichen. Magdeburg, Falckenberg u. Comp. Gr. 8. $2\frac{1}{2}$ Ngr.

Wieczorek, R., Predigt, gehalten in Berlin am 21. Juni d. J. Berlin, Enslin. 8. $1\frac{1}{2}$ Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 274. —— 1. October 1846.

Zur Nachricht.

Von dieser Zeitschrift erscheint täglich eine Nummer und der Preis beträgt für den Jahrgang 12 Thlr. Alle Buchhandlungen in und außer Deutschland nehmen Bestellungen darauf an; ebenso alle Postämter, die sich an die Königl. sächsische Zeitungsexpedition in Leipzig wenden. Die Versendung findet in Wochenlieferungen und in Monatsheften statt.

Die neueste Literatur über Rußland.

Erster Artikel.

Seit unserer letzten Anzeige mehrer durch das Werk des Marquis v. Custine hervorgerufener Schriften über Rußland *) sind deren viele von gleicher Tendenz erschienen: nämlich Rußland als das in jeder Hinsicht heilloseste Land dem cultivirten Europa darzustellen; nur darin untereinander abweichend, daß einige den Grund der Heillosigkeit in der gänzlichen Verdorbenheit der Nation selbst, andere fast einzig in der gegenwärtigen Regierung finden wollen. Wir verkennen nicht, daß die Verfasser ihre Ansichten mit Kenntniß und unleugbaren Thatsachen durchzuführen versucht haben, sodaß diese Schriften uns einen tiefern Blick in das innere Getriebe dieses anomalen Landes gewähren und in solcher Hinsicht höchst belehrend sind; allein ebenso wenig ist zu verkennen, daß große Einseitigkeit darin stattfindet und ein gewisser Fanatismus die Verfasser beseelt, sodaß selbst unsere unbefangene Anzeige bei dem Einen der Verfasser, deren Schriften vor uns liegen, keine Gnade findet, sondern es von ihr heißt:

> Wer die Recension über die neueste russische Literatur (Nicht so: die neueste Literatur über Rußland war der Gegenstand unsers Referats!) scharf nehmen wollte, könnte auf den heillosen Gedanken gerathen, sie habe versteckt der russischen Partei gegen den Franzosen in die Hände arbeiten wollen. So ist es gewiß nicht! (Nein, gewiß nicht! Wir würden aber auch wahrlich den Scharfsinn bewundern, der Das aus unserer Anzeige herausfände.) Sie ist nur die Frucht eines ruhigen Nachdenkens, welches mit der Oberfläche recht zufrieden ist und aus Bescheidenheit sich in die Tiefe nicht wagt, um nicht hier und da das Ansehen eines burschikosen Bergmanns zu haben.

Nun, das ruhige Nachdenken wollen wir uns auch bei der Anzeige der vorliegenden Schriften bewahren und dem Leser das weitere Urtheil überlassen. Wir werden übrigens die Polemik des Verf., der im Ganzen bis auf einige derbere Ausfälle noch ziemlich Maß hält, wenn wir seine — wir gestehen es vorläufig gern — in mehren Partien gediegene Arbeit besprechen, nur insoweit beachten, als wir zur richtigen Ansicht nicht umhin können. Sein Unwille wird vorzüglich dadurch erregt, daß wir dem Hrn. Marquis v. Custine nicht Alles aufs Wort glauben. Der Verfolg wird vielleicht darthun, daß wir daran sehr wohl gethan haben, besonders in seiner Darstellung der Trubetzkoi'schen und der Pernet'schen Angelegenheiten, zweien Glanzpunkten in seinem Werke zur Verherrlichung seiner Person, der wir, aller Demonstrationen des Verf. ungeachtet, keinen besondern moralischen Werth beilegen können, ohne deswegen eine Parallele zwischen dem Marquis v. Custine und dem russischen Staatsrath Gretsch ziehen zu wollen; denn wir kennen ebenso wenig Jenen und Diesen noch die Herren Tolstoi, Jakowlew, Golowin und wie sie heißen mögen, näher als den ungenannten Verf. der Schrift „Rußlands inneres Leben", d. h., aus ihren Schriften: Unser Urtheil über diese und den Gegenstand ihrer Verhandlungen ist unbestochen und unbefangen.

Zunächst liegen vor uns:

1. Geheimnisse von Rußland. Ein politisches Sittengemälde des russischen Reichs. Nach den Manuscripten eines Diplomaten und eines Reisenden verfaßt von Friedrich Lacroix. Deutsch von Friedrich Oßwald. Zwei Theile. Regensburg, Manz. 1845. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.
2. Das enthüllte Rußland, oder Kaiser Nikolaus und sein Reich. Nach dem englischen Originalwerk „Revelations of Russia" bearbeitet von Adolf Heller. Zwei Theile. Grimma, Verlags-Comptoir. 1845. Gr. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.
3. Rußlands inneres Leben. Dreiunddreißigjährige Erfahrungen eines Deutschen in Rußland. Drei Bände. Braunschweig, Westermann. 1846. Gr. 8. 4 Thlr. 20 Ngr.

*) Vgl. Nr. 267 und 268, 287—290 und 322—326 d. Bl. f. 1844.
D. Red.

4. Rußland unter Kaiser Nikolaus I. Von Iwan Golowin. Grimma, Verlags-Comptoir. 1846. Gr. 8. 2 Thlr.

Dies sind vier Schriften über den nämlichen Gegenstand von vier Nationalitäten: einem Franzosen, einem Engländer, einem Deutschen und einem Russen; und von vier nationalen Standpunkten: dem der verletzten Nationaleitelkeit, der Nebenbuhlerschaft in Politik und Handel, des Rechtsgefühls und der Philanthropie, endlich des moskowitischen Aristokratismus. Alle vier sind für die Kenntniß Rußlands nicht zu übersehen.

1. „Geheimnisse von Rußland" ist ein bis ins Detail ausgeführtes Gemälde à la Custine, aber selbständig und in mehr als einer Hinsicht bedeutend, und zwar in einem weit höhern Grade als das Custine'sche, weil mit tieferer Kenntniß, mehr documentirter Glaubwürdigkeit und weniger persönlicher, obgleich vieler Nationaleitelkeit. Man erstaunt über das reiche Material, das der Verf. zu seiner Chronique scandaleuse von Rußland — denn das ist diese Schrift — sich zu verschaffen gewußt hat: alle 743 Seiten der beiden Theile sind gedrängt voll, worunter es freilich denn auch an unrichtigen Angaben, an einseitiger Auffassung, an Wiederholungen und an Übertreibungen nicht fehlt. Über die Tendenz der Schrift belehrt uns eine Einleitung, von der wir nicht erfahren, ob sie dem Verf. oder, wie wahrscheinlich, dem Übersetzer angehört. Darin heißt es:

> Die wahren Hülfsquellen und wirklichen Kräfte Rußlands nachzuweisen, die Maske abzureißen, welche seither die Gebrechen und Schwächen dieses nordischen Kolosses bedeckt hat: Das ist der Zweck dieses Werkes. Geheime Documente, eine große Anzahl bisher noch unbekannter Thatsachen, die Geschichte, die Biographie, die Statistik, das Zeugniß von Männern, welche an Ort und Stelle die Wahrheit gesehen und erforscht: Dies sind die Autoritäten, welche dem Verf. der „Geheimnisse von Rußland" seine Aufgabe erfüllen halfen.

Nach dieser marktschreierischen Ankündigung gibt uns eine gedrängte Übersicht einen Vorschmack von dem Bilde, das wir aus dieser Schrift kennen lernen sollen. Die Übertreibung in einzelnen dieser Züge, sowie in der angefügten Schilderung des Autokraten, welcher an der Spitze dieses, wie die Einleitung sagt, „wurmstichigen" Gerüstes steht, deren maßlose Bezeichnungen wir nicht wiederholen mögen, weil wir sie nicht für stichhaltig erkennen, springt wol in die Augen; es ist aber für die Menschheit und zunächst für Rußland selbst unglücklich genug, daß sich der Grund zu diesen Zügen nicht wegstreiten läßt, und die Schrift, der sie entnommen sind, weist diesen Grund größtentheils schlagend nach, nicht in Raisonnements und Declamationen, wie Custine, sondern in beglaubigten, oft höchst pikanten Thatsachen. Wenn aber in der Einleitung angeführt wird, Katharina II. habe den Leichnam ihres ermordeten Gemahls mit Füßen getreten, so müssen wir solche unwahre Übertreibung ebenso rügen als die Andeutung von der wissentlichen Mitschuld Kaiser Alexander's an der Ermordung seines Vaters.

Die Schrift selbst zerfällt in die Rubriken: „Despotismus" (dem Verf. mit Recht der Grund alles Übels, mit vollständiger Anführung des merkwürdigen Katechismus, auf Befehl der russischen Regierung im J. 1832 gedruckt und zum Gebrauche in den Schulen und Kirchen der russisch-polnischen Provinzen bestimmt — ein schauderhaftes Document sklavischer Vergiftung der Jugend); „Der Kaiser (dem Verf. der verkörperte Despotismus) mit seiner Familie" (mit indiscreter Verbreitung über die innern zartern Verhältnisse); „Die geheimen Gesellschaften und die Verschwörung im J. 1825" (in welchem Abschnitt man die Eingeweihten leicht erkennt); „Portrait und Charakter der Russen" (worin sich der Ingrimm des Franzosen über die feindseligen Gesinnungen der Russen gegen Frankreich und seine Ideen erschöpft und wobei der Verf. ganz vergißt, daß 1812 die Franzosen ganz unberufen in Rußland einbrachen, weil es den unerträglichen Anmaßungen und gewaltthätigen Übergriffen ihres kaiserlichen Despoten ein „Nicht weiter!" entgegenzusetzen wagte); „Sitten und Gebräuche" (höchst carikirt); „Petersburg" (gerechter gegen Peter I. als Custine); „Religion und Geistlichkeit" (die Geschichte der Jesuiten, die Rußland mit vollem Rechte ausgetrieben hat, ist hier völlig unwahr dargestellt); „Politische Organisation, Regierung, Verwaltung, Policei" (der wunde, ja brandige Flecken Rußlands, sowie) — „Gesetzgebung, Justiz, Gefängnisse, Sibirien"; „Der Adel" (fast durchweg aufs höchste verdorben und zwar nicht blos im Geburts-, sondern fast mehr noch in dem bestechlichen, servilen, räuberischen sogenannten Verdienst-, eigentlich Amts- oder Rangadel, den Verwaltungs- und Gerichtsbehörden); „Der Mittelstand (nur nominal existirend, unbedeutend) und die Leibeigenen" (verthiert); „Das Heer" (sklavisch dressirt, ohne Ehrgefühl und Intelligenz, schamlos bestohlen in der Verwaltung); „Die Marine" (kostbares Spielzeug, doch nicht politisch so unbedeutend als hier geschildert); „Nationalreichthum" (II, 351, heißt es:

> Die russische Regierung ist — trotz der großen Hülfsmittel, welche der Boden darbietet — arm zu nennen, wenn man die Bedürfnisse eines so zahlreichen Heeres und die politische Lage des Reichs bedenkt. Was den Nationalreichthum betrifft, so gründet er sich auf einen Ackerbau, der, Dank den Regierenden! nur den vierten Theil von Dem einbringt, was er erzeugen könnte; auf eine Industrie, deren Fortschritte erkünstelt sind und die eine höchst zweifelhafte Zukunft vor sich hat; und endlich auf einen durch solche Gesetze eingeengten Handel, welche der Thätigkeit der Völker den Todesstoß versetzen und ihren Wohlstand untergraben):

„Rußlands Politik gegen besiegte und unterjochte Völker" (ein schauderhaftes Bild, in welchem die bis auf die neueste Zeit unbekannt gewesene politisch-religiöse Bekehrungswuth zur russischen Kirche, die den Völkern weit weniger gibt als ihnen genommen wird, einen Hauptzug bildet); „Schluß" (über die politische Wichtigkeit Rußlands, zu welcher es bereits — das als europäische Macht kaum anderthalbhundertjährige Reich — bedrohlich vorgedrungen ist). Es heißt (I, 409):

> Nimmt man aber die Sache von einem allgemeinern politischen Standpunkte aus, so hat Rußland seit einigen Jahren eine Wichtigkeit erlangt, welche nicht anzuerkennen kindisch

wäre. Diese Stellung Rußlands ist die Frucht seiner Kühnheit und Ausdauer, seiner unermüdlichen Thätigkeit, der angreifenden und beunruhigenden Rolle, die es ohne Unterlaß gespielt hat, seiner ungestraften Usurpationen, seiner frechen Intriguen und seines schamlosen Charlatanismus. Wären die wirklichen Hülfsquellen dieses Reichs besser gekannt, so würde es auch von seinen Rivalen einer solchen Achtung und Rücksicht gewürdigt.

Wir bekennen, daß wir nicht verstehen, was der letzte Satz sagen soll: wahrscheinlich eine Misgeburt des Übersetzers, der uns, beiläufig gesagt, in einer Note (I, 228) belehrt, daß eine Obole eine russische Kupfermünze sei. Nur der ebenfalls schielend genug wiedergegebene Schluß scheint uns ein Verständniß anzudeuten, wenn es heißt:

Wir leben nicht der Hoffnung, die irrige Ansicht, welche aus Rußland ein Schreckbild macht, völlig vernichtet zu haben; allein wir würden uns glücklich schätzen, hätten wir durch unsere Entdeckungen (?) das Blendwerk, von dem wir soeben sprachen, etwas vermindert. Das Reich der Zaren wird weniger schwer wiegen von dem Augenblicke an, wo der ernstere (soll wol heißen „denkende"?) Theil der Menschheit überzeugt sein wird, daß diese auf ihre Kräfte und ihren Anstrich von Civilisation so stolze Nation, statt durch seine (ihre) prahlerische Stellung auf die Entscheidungen der europäischen Regierungen irgend einen Einfluß zu haben, im Gegentheil unter deren strenge Vormundschaft gestellt werden sollte, gleich Kindern, welche eine frühreife Demoralisation und die Keime unheilbarer Schwäche zu einer ebenso schmachvollen als unsichern Existenz verdammen.

Was meinen die Russen dazu? Sie werden sehr empfindlich sein und sich bitter beklagen. Der Franzose läßt sie (I, 202) sagen:

Wenn wir so sind, wie ihr uns macht, warum uns dann nicht zum Guten ermuthigen? Warum nicht durch eine freundschaftliche Sprache, durch liebreichen Rath dahin streben uns zu bessern und das Verlangen nach dem Fortschritt einzuflößen?

Der Franzose antwortet darauf:

Heuchlerische Demuth! Wenn ihr zu der Zahl der Völker gehörtet, welche eifrig das Licht suchen, so hättet ihr schon längst Nutzen aus dem Unterricht gezogen, welchen der Occident euch unaufhörlich gibt. Ihr hättet es gemacht wie die Vereinigten Staaten, welche, viel jünger als ihr im politischen und socialen Leben, euch dennoch um tausend Meilen überschritten und sich tapfer (?) an das civilisirte Europa angeschlossen haben. Aber ihr, ihr bleibt in euern monstruösen Einrichtungen fest verschlossen. Ihr verschließt eure Ohren gegen das Toben (?) der Ideen, deren Kampf rings um euch ertönte. Was sage ich! Bei jeder Gelegenheit habt ihr euch willig gezeigt den Geist der Neuerung zu bekämpfen. Wo ist die Zeit, in der eure Katharina II. sich durch Voltaire und Boccaccio begeisterte, um ihre Instruction zum Codex Rußlands zu schreiben, welche die Ehre hatte, in Frankreich in das Register gesetzt zu werden? Wie ein störrisches und zänkisches Kind habt ihr euch beharrlich geweigert, euch an die große Bewegung der großen socialen Familie anzuschließen; allein euern Brüdern, den übrigen Völkern, gegenüber stets eine anmaßende und drohende Stellung eingenommen. Eure Regierung ist das Sinnbild des Rückschritts, der Repräsentant eines Zustandes, welcher im übrigen Europa verabscheuungswürdige Erinnerungen erweckt. Eure Gesellschaft erscheint edeln Seelen als ein ungeheurer Grenzstein mitten in dem Raume, in welchem sich das Menschengeschlecht bewegt; als ein starrköpfiger Anachronismus, ein Granitblock, welchen die Anstrengungen von zehn Generationen nicht von der Stelle bringen konnten. Führt nur einen einzigen Dienst an, welchen ihr der Welt erwiesen? Wo sind eure großen Schriftsteller, Philosophen, Gelehrten, eure Staatsökonomisten, eure begeisterten Redner? Was verdanken wir euch, wir, deren Nachsicht ihr anfleht? Ihr würdet unter uns mit Recht als eine Null gelten, wenn eure Kraft des Widerstandes und eure passivfeindliche Rolle euch nicht bis zu einem gewissen Punkte gefährlich machten. Als Austausch für die Kenntnisse, welche wir euch eingepfropft haben und denen ihr materielles Wohlsein und eure Kraft zu verdanken habt, brachtet ihr uns Nichts als Krieg, Nichts als den Kampf ohne Gnade und Edelmuth. Ihr seid die Feinde Frankreichs wegen seiner Bestrebungen; Englands wegen Asiens; Östreichs wegen des Orients; Preußens seiner selbst wegen. Ihr habt uns einen Theil unserer Wissenschaften, unserer Genüsse, unserer Fortschritte in der Kriegskunst genommen (?) und zum Danke unserer Brust die Lanzen eurer Kosacken vorgehalten.

So geht es steigernd weiter. Die Wahrheiten in dieser herben Antwort zugestanden, könnte der Moskowite unmaßgeblich erwidern:

Deine Diatribe ist doch wol an Rußlands im Staate und im Heere wirkenden Adel gerichtet: dieser Adel ist aber ja von Franzosen erzogen, denn fast für alle große Häuser gab es seit vielen Decennien nur französische Utschitel (Hofmeister) und Gouvernantinnen oder französische Pensionnate, woraus andere Nationen schon lange für Rußland nichts Gutes prophezeit haben, und unsere Großen ziehen in Karavanen nach Paris, um ihre Erziehung zu vollenden: wir sind euer Bildwerk, warum lästert ihr uns denn, daß wir sind wie wir sind?

Der Deutsche aber von 1792—1812, wo Gott in Rußland das furchtbare Gericht über den französischen Übermuth hielt, faßt die weltbeglückenden Bestrebungen der Franzosen von der unverkennbaren Farbe des Verf. fester ins Auge und sagt ohne Franzosenfresser zu sein mit uns:

Germanen, hütet euch vor Beiden: vor den weitausgreifenden Fängen des russischen Doppeladlers und den Sporen des trompetenden gallischen Kampfhahns! Doch verachtet sie nicht, überschätzt euch nicht; aber erkennt euern eigenen Werth, seid einig, und dann fürchtet Nichts.

Wir glauben den Geist, in welchem diese Schrift abgefaßt ist, durch das Gesagte hinlänglich charakterisirt zu haben. Was darin über die einzelnen Rubriken gesagt wird, ist bis auf einzelne Belege und Anekdoten im Allgemeinen ziemlich bekannt. Das Urtheil steht fest, daß Rußland noch außerhalb der europäischen Cultur ist, so viel es sich auch in seinen höhern Ständen — zum Volke ist sie noch gar nicht durchgedrungen — davon bereits mag angeeignet und noch mehr angemaßt haben. Eine Rubrik enthält aber eine offene Darlegung nicht so allgemein bekannter Verhältnisse, die bekannt zu werden verdienen, um ein Urtheil zu fassen, wie sich's wol mit Rußland in der nähern oder fernern Zukunft gestalten dürfte. Das ist die dritte Rubrik, welche von der Verschwörung bei der Thronbesteigung des gegenwärtigen Autokraten 1825 handelt und die mit vollkommener Sachkenntniß abgefaßt scheint. Wir bedauern, daß der gestattete Raum uns beschränkt, nur darauf aufmerksam machen zu können, da hier ein helles Licht auf manche der dunklern Partien dieses in der Ausführung unsinnigen, in der Organisation höchst merkwürdigen grausenvollen Attentats und der darin verwickelten Personen (z. B. des Fürstenpaars Trubetzkoi) fällt. Es

stellt sich heraus, daß es auf nichts Geringeres abgesehen war als auf die Ausrottung des ganzen kaiserlichen Hauses, welches den Verschworenen als ein antinationales, fremdes, eingedrungenes erschien. Und was hält der wohlunterrichtete Verf. von der Zukunft Rußlands? Wir wollen ihn selbst reden lassen. Wir lesen (II, 174 fg.):

Man muß gewiß bekennen, daß in Rußland für Revolutionspläne so lange keine Aussicht auf Erfolg ist, als sie ihre Anhänger nur im Adel und Heere, den beiden einzigen Gewalten im Staate, zählt. Die prätorianischen und aristokratischen Verschwörungen können aber nie den Charakter allgemeiner Sympathie haben, welche die demokratischen Revolutionen so gewaltig macht. In Rußland ist das Volk Nichts, es macht keinen Theil der Gesellschaft aus. Selbst das bewaffnete Volk, der Soldat, ist in jeder Beziehung eine vollkommene Null. Das Streben nach politischen Veränderungen kann daher nur von den herrschenden Kasten ausgehen, und es ist schwer anzunehmen, daß diese, voll von Vorurtheilen, welche sich auf ihre eigenen theuersten Interessen gründen, je eine volksthümliche Revolution unternehmen werden. Man hat bereits gesehen, auf was die Ideen von Neuerungen der geheimen Gesellschaften, von denen wir gesprochen haben, hinausliefen . . . Die revolutionnairen Ideen, welche von Frankreich nach Rußland gebracht wurden, werden ihren Weg gehen, daran ist kein Zweifel . . . Glaubt man vielleicht, daß in diesem Lande keine geheimen Gesellschaften mehr bestehen? Wir wollen nicht sagen was wir in dieser Hinsicht wissen, aus Furcht, achtungswürdigen Zwecken und Plänen, welche wir von Grund des Herzens billigen, zu schaden. (Avis au lecteur!) Wir beschränken uns darauf, zu sagen, daß die Gefahren, welchen Radicalmittel entgegengesetzt zu haben der Kaiser Nikolaus sich schmeichelt, noch immer drohend sind. (Beweis: die 1838 in Moskau entdeckte geheime Gesellschaft, die offenbar auf den Trümmern der von 1825 gebildet worden.) Wir beschränken uns auf diese Thatsache, weil sie allgemein bekannt ist; hüten uns aber wohl, solche, um welche wir persönlich wissen, zu veröffentlichen, und glauben, daß Nikolaus' Policei an ihnen scheitern wird, da die Russen die zwei Haupteigenschaften eines Verschwörers besitzen: eine bewährte Discretion und eine undurchdringliche Verstellungsgabe. Unglücklicherweise sind die Elemente, deren die aufgeklärtesten Köpfe zur Ausführung ihrer Absichten sich bedienen wollen, entweder ungenügend oder in geradem Widerspruche mit dem Werke der Regeneration: — Alles trägt denn dazu bei, daß man glauben muß, das Licht werde noch nicht so bald über Rußland hereinbrechen und die Wohlthat der Freiheit sei erst künftigen Geschlechtern dieses Landes aufbehalten. Indessen werden sich Palastrevolutionen, ohne Nutzen für die untern Stände und die öffentlichen Einrichtungen, wiederholen u. s. w.

So Hr. Lacroix. Die Übersetzung ist sehr mittelmäßig.

(Die Fortsetzung folgt.)

Literarische Notiz aus Frankreich.

Populaire Behandlung der Medicin.

Diejenigen medicinischen Schriften, welche auf die Bedürfnisse und das Interesse des größern Publicums berechnet sind, erfüllen in der Regel ihre Aufgabe deshalb nicht, weil sie sich entweder zu sehr innerhalb der ärztlichen Theorien halten, oder weil sie bei populairerer Fassung leicht in die Kategorie der widerlichen praktischen Rathgeber u. s. w. herabsinken. Nur selten wird der richtige Ton und die würdige Haltung, welche von wissenschaftlicher Terminologie und von der Plattheit und Trivialität gleich entfernt bleibt, getroffen. Nur wo sich ein tiefes Studium, eine große praktische Erfahrung und ein durch literarische Bildung entwickeltes Darstellungstalent vereinigt finden, darf man darauf zählen, daß hier etwas wirklich Gediegenes geleistet wird. Wir wollen hier auf ein Werk aufmerksam machen, bei dessen Verfasser wir die angedeuteten Eigenschaften in seltener Verschmelzung finden. Es ist dies eins von den wenigen populairen Handbüchern der medicinischen Literatur, welches außer den rein praktischen Zwecken auch eine höhere Anregung gewährt. Der Titel lautet: „Hygiène des familles, ou du perfectionnement physique et moral de l'homme", von Francis Devay (2 Bde., Lyon). Der Verf. ist Arzt beim Hôtel-Dieu in Lyon. Er bekundet neben einem sehr gründlichen medicinischen Wissen eine sehr vielseitige allgemeine Bildung. Von der hohen Aufgabe seines Berufs durchdrungen, hat er den bekannten Ausspruch von Joseph de Maistre: „Die moralischen Übel können die Zahl und die Intensität der Krankheiten in einer nicht zu berechnenden Ausdehnung vermehren, sowie die scheußliche Herrschaft des physischen Übels gleichfalls in einem Maße beschränkt werden kann, welches gleichfalls nicht zu berechnen ist", gewissermaßen zu seinem Wahlspruche gewählt. Daher kommt es, daß er nirgend an der Oberfläche haften bleibt, sich nirgend mit Dem begnügt, was man gemeinhin das Praktische nennt, sondern überall die tieferliegenden Beziehungen aufsucht. Am meisten tritt Dies in dem Abschnitte hervor, welcher „Des religions considérées comme modificateurs hygiéniques" betitelt ist. Der Inhalt dieses wichtigen Capitels ist in folgenden Worten zusammengedrängt: „Wenn die religiösen Glaubensansichten bei einem Volke Gesetzeskraft haben, so müssen sie die Lebensart desselben entweder im guten oder im schlechten Sinne wesentlich modificiren. Sie bestimmen gewisse Einrichtungen, gewisse Gebräuche, und verschlechtern oder erheben die Bevölkerungen je nach dem Geiste, der ihnen eigenthümlich ist. Es folgt hieraus, daß der menschliche Geist ein Kriterium besitzt, um die Güte und Wahrheit einer Religion zu beurtheilen. Wenn die Verrichtungen (pratiques), welche sie fodert, der Natur und den Bedürfnissen des menschlichen Organismus angemessen sind, wenn durch ihren Einfluß die menschliche Pflanze gedeiht, so kann man gewiß sein, daß diese Religion die Wahrheit enthält. Wenn eine Religion wahr ist, so muß sie die Elemente enthalten, welche die Organisation des Menschen im guten Sinne entwickeln. Dies ist mit dem Christenthum der Fall, welches auch in hygienischer Beziehung alle andern Religionen übertrifft. Daher schreibt sich die mächtige Gewalt, welche in demselben liegt und welche Veranlassung geworden ist, daß es seit Jahrhunderten über das Geschick der wahren Civilisation entscheidet." 17.

Literarische Anzeige.

Neu erscheint in meinem Verlage und ist in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Reisen in Dänemark

und den Herzogthümern

Schleswig und Holstein.

Von

J. G. Kohl.

Zwei Bände.

8. Geh. 6 Thlr.

Leipzig, im September 1846.

F. A. Brockhaus.

Verantwortlicher Herausgeber: **Heinrich Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig.**

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 275. —— 2. October 1846.

Die neueste Literatur über Rußland.

Erster Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 274.)

In der lesenswerthen Vorrede von Nr. 2: „Das enthüllte Rußland", sucht der Verf. den Gesichtspunkt aufzustellen, aus welchem er sein Werk will aufgefaßt wissen. Nicht Haß gegen die russische Nation, in deren Charakter er einige Züge gefunden, die mit ihr selbst in ihrer Erniedrigung versöhnen und sie mehr als einen Gegenstand des Mitleids erscheinen lassen; nicht Haß gegen den Kaiser (den er übrigens in Zügen der Incarnation des Despotismus zeichnet, wie er von Peter I. gegründet, durch seine Nachfolger auf dem Throne, besonders durch die Centralisirung nach und nach herangebildet ist) habe seine Feder geführt, sondern der Wunsch, den Anhängern des socialen Princips, welches sich gegenwärtig in England zum Heil der Menschheit gegen Kasten- und Parteiwesen geltend mache und dessen Gegenstand das Volk ist (nämlich die Besitzlosen, die Proletarier), zur Kunde von Thatsachen zu verhelfen; denn (S. XXI) heißt es:

> Es naht die Zeit, wo die Haltung Englands Rußland gegenüber sich auf bessere Gründe stützen wird als auf nationale Eifersucht und auf Handelsrücksichten. Als Vorbereitung dazu ist es nöthig, daß mehr Licht über jenes fremde Regierungssystem und über dessen Einwirkung auf die Völker verbreitet werde. Zu dieser Beleuchtung strebte der Verfasser das Seinige beizutragen.

Wir wissen nicht, ob unsere deutschen Leser den weltbeglückenden englischen Liberalismus in der Handels-, Fabrik- und Meeresherrschaft und das von dem Verf. angedeutete sociale Princip, das folgerecht nur im Communismus seine Befriedigung finden kann, so hoch anschlagen werden. Die dann folgende Einleitung ist darauf berechnet, die Gefahr bemerkbar zu machen, welche aus Rußlands von den übrigen Mächten und besonders von England aus kurzsichtigen Privatrücksichten selbst beförderter Vergrößerung nicht blos für die von ihm geknechteten Völker, sondern für die Menschheit überhaupt erwachse, dagegen Englands Vergrößerung in Indien, welche die russische weit übersteigt, der Menschheit nur zum Segen gereiche. Es heißt (I, 22):

> Der Ehrgeiz des Zaren mag nicht größer sein als der Englands und dürfte endlich nicht von solchem Erfolge begleitet werden. Aber die Ergebnisse sind bei Beiden sehr verschieden. Der Vergrößerung Englands folgt unfehlbar die Civilisation. Das Scepter Rußlands wirkte stets entsittlichend und unter Nikolaus mehr als jemals. Unter ihm sinken selbst begabte und einsichtsvolle Classen und ganze Nationen zu dem Zustande der byzantinischen Griechen herab, und die an sich rohen und barbarischen Stämme werden nur noch roher und thierischer, indem die Laster der Civilisation zu ihren vorhandenen Fehlern hinzutreten. Wenn Nikolaus stürbe, — würde das System, welches mehre Regierungen hindurch gewaltet hat und das er so kräftig weiter führte, wol mit ihm untergehen?

Zugleich verheißt aber auch der Verf. den Beweis zu führen, daß die große Macht, die man geneigt ist Rußland beizumessen, ein Irrthum, der seine Vergrößerung erleichtert und befördert, nur scheinbar ist und am wenigsten etwa aus dem Volke, das der Kaiser beherrscht, selbst hervorgehe; denn dieses theilt, wenigstens in den 50 Millionen des Moskowiterkerns, den man nicht mit den Ukrainern und Kosacken verwechseln muß, nicht den Eroberungsdrang seines Herrschers: aber es folgt blindlings seinem Willen, denn ihm ist der Kaiser geistlicher und weltlicher Statthalter Gottes auf Erden. Diese Aufgabe hat der Verf., der weit besser unterrichtet ist als Hr. v. Custine, mit den vorangezeigten „Mysterien" gemein. Die nächste Abtheilung beleuchtet den Kaiser und seine Unterthanen.

> Wäre der unumschränkte Despotismus der russischen Regierung nicht allgemein anerkannt, so könnten die dortigen Einrichtungen und Gesetze, die umständlichen Verordnungen, wie die amtlichen Berichte, welche die kleinsten Einzelheiten des Fortschritts und Gedeihens mittheilen und auf triumphirende Art für die Weisheit der Gesetze und der Verwaltung sprechen, uns Rußland auf dem Papier als ein wirkliches Utopien erscheinen lassen... Mit dergleichen Papierberichten aber täuscht die russische Regierung und — wird durch sie getäuscht. (Sie dienen nur zum Deckmantel für alle Arten von Betrug.) Rußland besitzt weise Gesetze und treffliche Verordnungen, die nur leider ein todter Buchstabe sind... Obgleich zahllose Stämme und Völkerschaften unter russischem Scepter leben, die in Sprache und Sitte so verschieden sind als Nationen nur immer sein können, so bildet der Moskowiter-Stamm doch den eigentlichen Kern des Reichs. Er redet dieselbe Sprache, bekennt sich zu gleicher Religion und wird von einem gewissen Nationalgefühl beseelt. Bei der ungeheuern Ausdehnung des Landes, über welches die Bevölkerung verbreitet ist und das durch fleißige Bearbeitung sehr fruchtbar gemacht werden könnte, kann es nicht fehlen, daß sie noch zu einer größern Millionenzahl an-

wachse, da sie unter dem Schutze einer civilisirten Regierung sich schon bedeutend vermehrt hat. Wir haben indeß nicht nöthig im voraus zu berechnen, was dies Volk in Zukunft werden kann. Wenn wir die 60 Millionen nur nehmen wie sie sind, diese Leibeigenen, zufrieden in ihrer Unwissenheit und mit abergläubischer Hingebung einem Herrscher zugethan, der in seiner Person, als Haupt der Kirche, die geistliche Gewalt mit der weltlichen Macht des Zaren vereint und im Besitz der ganzen mechanischen Centralisation über die Künste der gebildeten Welt gebietet, um jener Macht Nachdruck zu geben, — so dürfen wir fragen: lag jemals in den Händen eines Einzelnen eine so ungeheuere unumschränkte Gewalt? (I, 26.)

Und kein Adel, keine öffentliche Stimme stört die Ausübung der kaiserlichen Gewalt. Keine der drei Classen, in welche sich das russische Volk eintheilen läßt, kann der Willkür des Autokraten entgegentreten: nicht der unterjochte Grundadel, noch Beamtenadel (zu dem auch die Geistlichkeit gehört), noch das Landvolk.

Die erste dieser Classen, der Grundadel, welcher, mehr äußerlich verfeinert als wahrhaft gebildet, sich unter dem Gefühl seiner Erniedrigung den Ausschweifungen und der Verschwendung überläßt, ist durch geringe Zahl, durch Mangel an Thatkraft und durch die Macht der Regierung, die seinen einst so großen Einfluß auf die Leibeigenen gebrochen hat, ganz unbedeutend geworden. Er bemüht sich nicht einmal diesen Einfluß durch Ausbreitung einiger Bildung unter seinen Erbhörigen (ist gesetzlich verboten) wiederzugewinnen, wodurch er der Regierung gefährlich werden könnte. Seine Mitglieder müssen nothwendig in ihren Herzen die bitterste Feindschaft gegen den orientalischen Despotismus hegen, der sie in den Staub drückt. Am Schluß der Regierung des Kaisers Alexander machten sie den letzten Versuch, die herbe Tyrannei abzuschütteln. Die zahlreichen geheimen Gesellschaften, welche gegen den Thron verschworen waren, zählten in ihrer Mitte Sprößlinge aus den ersten Familien des Reichs und alle Herzen der Angehörigen schlugen für den Erfolg. Diese Vorbereitungen endeten mit einem hastigen und thöricht geleiteten Angriff bei der Thronbesteigung des jetzigen Kaisers. Dieser unterdrückte die Empörung auf energische Weise, und hält seitdem seinen Fuß fest auf dem Nacken der hülflosen Aristokratie, die seine Allmacht anzutasten wagte ... Der besiegte Adel kann demnach nur als ein gefahrloser Feind der Krone gelten. Die zweite Classe oder der Beamtenadel, in dem Treibhause der Corruption und Käuflichkeit gezeugt, und nicht allein ohne allen Gemeinsinn, sondern selbst ohne alle gemeine Ehrlichkeit, ist jedes patriotischen Gefühls unfähig. Er könnte nur durch Selbstsucht geleitet werden, und diese würde ihn unfehlbar auf die Seite des Stärkern führen, wenn eine Bewegung stattfände. Die untern Reihen dieser Classe, welche den größern Theil bilden, sind in der traditionnellen Überzeugung aufgewachsen, die kaiserliche Macht sei die dauerhafteste und unerschütterlichste aller menschlichen Schöpfungen. Die dritte von diesen drei großen Classen, welche beiweitem zahlreicher ist als die beiden ersten zusammengenommen, bildet den Kern, die Macht und den Nerv der russischen Nation. Sie besteht aus Landleuten, die der Civilisation fern geblieben sind und keinen Strahl vom Licht der Erkenntniß empfangen haben. Denn daß Einige jetzt die Buchstaben kennen und die Gebete selbst lesen, die ihnen früher vorgesagt wurden, — daß sie mit dem Gebrauch des Zuckers und Tabacks vertraut geworden sind, wird die Behauptung nicht entkräften, die wir unumwunden äußern: — sie sind jetzt noch ebenso große Barbaren als vor den Zeiten Peter's I. In Vorstellungen, Sitten und Tracht sind sie dieselben wie vor anderthalb Jahrhunderten, noch ebenso blind abergläubisch, ebenso knechtisch wie damals, mit dem Unterschiede, daß sie diese Gefühle von ihren Patriarchen und Bojaren auf einen Einzigen übergetragen haben. Rechnet man die vielen Millionen dieser Classe zu den Tausenden der beiden erstern, erwägt man ihre Barbarei zu ihrem blinden Eifer, so erblickt man ein fürchterliches Werkzeug zu guten oder bösen Zwecken in den Händen Eines Mannes, bereit, dessen Befehle mit rücksichtsloser und fanatischer Hingebung zu vollziehen. Dieser Eine ist Kaiser Nikolaus. (I, 33.)

Der Verf. ruft dann aus:

Gewiß ist es die edelste, schönste Aufgabe, die je einem Menschen zu Theil ward, einen so unmittelbaren Einfluß auf das Schicksal so vieler Millionen menschlicher Wesen zu üben, für deren Bildung, Glück und Zufriedenheit so viel zu thun ist, daß des Dichters Worte: „Wie wenig (? soll wol heißen viele?) Wunden kann ein König schlagen, wie wen'ge heilen", hier nicht anwendbar sind.

Und was sind es denn für Umstände, die diese unermeßliche Macht

fast neutralisiren, indem sie jeden wirklichen Fortschritt so schwierig machen, daß nur ein Mann ihn durchzuführen im Stande wäre, der in sich mit dem Willen für das Gute auch einen so hohen Grad von Festigkeit, Umsicht und Talent verbände, — Eigenschaften, welche die Welt selten in den Händen unumschränkter Macht vereint erblickte?

Die von dem Verf. gezeichnete Charakteristik des Mannes, „dem die Vorsehung diese erhabene Mission anvertraut hat", ist an sich gerade nicht ungünstig. Es heißt von ihm unter Anderm (I, 102):

Unleugbar wünscht der Kaiser Nikolaus den Fortschritt, so weit er nicht mit seiner Eifersucht gegen den Adel, mit der Politik seines ehrgeizigen Hauses und mit seiner überspannten Idee von kaiserlicher Allmacht collidirt. Diesen Interessen träten dann freilich die meisten Änderungen des Zustandes entgegen; aber es würden noch einige Reformen übrigbleiben, welche mit jenen Schranken nicht in Berührung kommen dürften, und diese möglichen Reformen gleichfalls als todtgeborene Versuche zu erblicken ist in der That schmerzlich. Die Ursachen, welche nicht allein des Kaisers Macht hemmen, sondern auch das ganze Staatsgebäude durchdringen und untergraben, liegen in der schamlosen Entsittlichung und Bestechlichkeit aller Derer, welche die kaiserlichen Knöpfe tragen und bei der Verwaltung angestellt sind. Von der Thür des kaiserlichen Vorzimmers an, von seinen hohen Hofbeamten bis zur Schildwacht am Thore ist Jeder der Erpressung und Beraubung am Publicum schuldig. Alle sind zu einer allgemeinen beständigen Verschwörung verbunden, den Einzigen im Reiche zu täuschen, der nicht zu bestechen ist, den Herrn des Reichs.

Daß in dieser Allgemeinheit gesprochen die Beschuldigung unwahr ist, springt in die Augen, obgleich wir gestehen müssen, daß es unter den im Dienst angestellten Russen allerdings nicht so gar viele Ausnahmen geben möchte. Wollte es doch selbst einem Peter I. trotz seiner Energie und seinem Geiste nicht gelingen, darin im Geiste seines Volkes eine Veränderung zu bewirken. Die Deutschen aber — denen ist unser Verf. überhaupt wenig hold: sie können sich nicht zur liberalen Handelspolitik Englands erheben und haben den „antibritischen Zollverein" errichtet. Da heißt es denn (I, 49):

Dem Umstande der beständigen Verbindungen der Romanow mit deutschen Familien mag auch ihre Vorliebe für deutsches Wesen zuzuschreiben sein, obgleich schon das natürliche Mistrauen des Despotismus die Begünstigung von Fremden auf Kosten der Eingeborenen erklärt. Deutsche nehmen drei Viertheile der wichtigen Staatsämter ein, sowol jetzt wie seit dem Ende des letzten Jahrhunderts.

Aber wenn die Russen so sind wie der Verf. sie schildert, und besonders Arbeitscheu ein Grundzug im Charakter des Vornehmen wie des Geringen ist, wo soll denn die Regierung ihre Beamten hernehmen? Es heißt dann weiter:

Viele dieser Deutschen sind zwar aus Esthland, Liefland und Kurland gebürtig oder Abkömmlinge von Fremden, die in das Land kamen, um hier ihr Glück zu machen. Aber auch die außer dem Reich Geborenen werden begünstigt. Im Allgemeinen bildet die deutsche Abart in diesem Lande, wo sie so viel Einfluß hat, eine sich überhebende anmaßende Kaste und scheint zu ihren heimischen Fehlern noch einige russische Untugenden hinzugefügt zu haben.

Das mag bei Einzelnen der Fall sein; aber der Verf. kennt gewiß die achtungswürdige deutsche Bevölkerung ebenso wenig als die Herren v. Custine und Lacroix.

Von einer wirklichen Abstellung des Misbrauchs (der Bestechlichkeit und Untreue) hat sich unter Allen bis jetzt Niemand weiter entfernt als Nikolaus. Er hat z. B. befohlen, daß jede Entscheidung streng gesetzlich sein soll. Unter den vorhergehenden Regierungen Paul's und Alexander's ward selbst die Form beiseite gesetzt. Jetzt wird der Schein beobachtet. Der Präsident eines Gerichtshofs oder dessen Secretair findet unter der Masse von sich widersprechenden Ukasen immer Etwas, das einer zweifachen Entscheidung pro und contra als Stütze dienen kann und ihr einen Schein des Rechts verleiht; aber die Entscheidung bleibt deswegen doch Sache der Bestechung. Und wie kann Das anders sein, wenn der nominelle Gehalt des Richters kaum ausreicht seinen Bedienten zu besolden?

So wahr, daß selbst die strenge Bestrafung dieser Misbräuche oft eine Ungerechtigkeit sein würde.

Ohne eine zehnfache Gehaltserhöhung für die Beamten ist jede Art von Reform hohle Einbildung. Doch selbst wenn der Staat mittels großer Opfer und einer Reduction der Zahl der Beamten im Stande wäre Dem zu genügen, so fragt es sich bei der tiefeingewurzelten Unsittlichkeit noch immer, ob nicht Offiziere und Beamte wie der Haushofmeister jenes Edelmanns denken möchten, der, als man ihm unter der Bedingung künftiger Ehrlichkeit Zulage anbot, aufrichtig erwiderte: es wäre immer nicht so gut wie zuvor. (I, 108.)

Die Folgen dieser Übelstände sind nicht blos im Einzelnen nachtheilig, sondern lähmen die Macht des Reichs im Großen. Bei den Verwaltungen der Flotten, der Arsenale und der Heere, bei allen wird schamlos gestohlen, sowol am Material als an den Rationen der armen Soldaten, sodaß denn beinahe Nichts übrig bleibt und sie zum Betteln gezwungen sind (welches auch wol den Subalternoffizieren von der Linie begegnen kann), daher sie am wenigsten Kraft zur Ausdauer haben, und der Abgang der Heere bei Märschen und sonstigen Strapazen ins Unermeßliche geht. Es heißt (I, 118):

Es unterliegt keinem Zweifel, daß der Kaiser das Gerüst einer Heeresmasse von mehr als einer Million besitzt, und daß er diese, wenn er sie nicht wirklich unter Waffen hat, doch gewiß haben könnte; er bezahlt wenigstens schon jetzt dafür. Die ungeheuern Hülfsquellen seines großen Gebiets und seine unumschränkte Disposition gewähren ihm die Geldmittel, diese Macht für einige Feldzüge in Bewegung zu setzen; doch schwerlich für einen längern Krieg. Es ist ausgemacht, wenn selbst jeder Hebel angewendet würde, ließen sich höchstens zwischen hundertundfunfzig- bis zweimalhunderttausend Mann ins Ausland schicken, und es würde schwer sein sie dort zu unterhalten. Unter dem erwähnten System schrumpfen russische Armeen in Brigaden zusammen und Brigaden in Bataillone, noch ehe die fremde Grenze erreicht ist. Es folgt ihnen ein Feind, der sie unaufhörlich bekämpft und ohne Rast decimirt: — ihre eigenen Offiziere. Keine Strenge, kein Beispiel vermag diesem Unwesen zu steuern; die Gewohnheit wurzelt zu tief im Volke, sie scheint ihm angeboren. Man könnte ebenso gut versuchen einen Haufen von Trunkenbolden oder Spielern von der Versuchung der Flaschen und Karten zurückzuhalten. Die gerechte Entrüstung eines Herrschers und seine Macht mögen einen Schuldigen vernichten, aber sie kann den Nachfolger desselben nicht hindern, zu handeln wie der Vorgänger.

Wir können dem Verf. unmöglich in alle Einzelheiten folgen, welche die Beweise für seine Behauptungen liefern; allein — daß auf diese Weise die unermeßliche Macht eines russischen Kaisers gewaltig eingeschrumpft erscheint, wird ihm wol Niemand in Abrede stellen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Romanliteratur.

1. Der Herzog von Richelieu. Ein militairischer Roman von Jakob Ziegler. Zwei Theile. Belle-Vue, Verlags- und Sortiments-Buchhandlung. 1845. 8. 19 Ngr.

Der Krieg Frankreichs gegen Östreich, welcher auch in Italien ausgefochten und 1748 durch den Frieden zu Aachen geschlossen wurde, ist die Zeit der Handlung. Der Herzog von Richelieu erscheint als gewandter Krieger und feiner Diplomat auch in Benutzung weiblicher Schwächen. Das Alles und einige Manoeuvres der Truppen geben jedoch dem Buche keine Berechtigung zu dem Titel eines militairischen Romans, da diese Manoeuvres lediglich nur als Mittel erscheinen, die Söhne eines schweizerischen Dorfschulmeisters, von denen durch Werberlist Wilhelm unter die Östreicher, Georg unter die Franzosen gerathen ist, sich auszeichnen und zusammenführen zu lassen. Jener wird Rittmeister, Dieser Unterlieutenant. Der Letztere hat in der Heimat eine Geliebte zurückgelassen, wird zu Genua in die Netze einer Zofe verstrickt, entgeht ihnen jedoch und kehrt zu der ersten Geliebten zurück. Diese ist mittlerweile Mutter geworden und von einem reichen Obrigkeitsherrn, der eigentlich ihr Vater ist, adoptirt worden, sodaß Beide ein gesegnetes Leben führen. Der Rittmeister wird Oberst und heirathet die Tochter eines ungarischen Magnaten. Das Buch ist im Allgemeinen ganz gut geschrieben, doch gibt Das keinen Ersatz für den Mangel an wirklichem Interesse.

2. Die Quäkerstadt und ihre Geheimnisse. Amerikanische Nachtseiten. Nach dem hinterlassenen Manuscript des Herrn K. Vier Bände. Leipzig, O. Wigand. 1846. 8. 4 Thlr.

Das Buch soll aus den Papieren eines alten Advocaten in Philadelphia hervorgegangen sein und bietet allerdings Nachtseiten der entsetzlichsten Art, wie denn auch die hauptsächlichsten Scenen in einige aufeinanderfolgende Nächte verlegt worden sind. Die Thatsache, daß der Reichthum den Luxus, und dieser Verbrechen erzeugt, bestätigt sich auch bei den Quäkern, sowie, daß weder Staats- noch Kirchengesetze gegen Verbrechen und Verworfenheit schützen, im Gegentheil oft genug Schlauheit und Heuchelei herausfodern. Nordamerika, das so oft gepriesene und gesuchte Musterland, ist in dieser Beziehung nicht besser daran als die alte Welt. Wenden wir uns zu dem Buche selbst, so müssen wir nur gleich darauf verzichten, die darin mitgetheilte Geschichte auch nur einigermaßen übersichtlich hier darzulegen. Das auf allen Seiten wiederkehrende Thema ist Schlemmerei, Verführung, Mord, Falschmünzerei, und den Hauptschauplatz gibt ein altes weitläufiges Gebäude her mit Fallthüren und Kellergewölben. Die meisten Scenen sollen

Entsetzen und Abscheu erregen; allein die stete Wiederkehr derselben, der schroffe, verzerrende Farbenauftrag in ihrer Darstellung stimmt den Leser sehr bald zum Indifferentismus und zu der Ansicht, daß Sue, wenn nicht überboten, doch copirt werden sollte. Man mag die Wahrheit solcher Scenen nicht bezweifeln, denn kein Buch der Welt hat jemals die Erscheinungen in derselben erschöpft. Nur liegen diese Erscheinungen in der Wirklichkeit weiter auseinander; sie werden durch den nirgend fehlenden Gegensatz des Guten, Rechten und Schönen gemildert und zugleich hervorgehoben, und Das ist der größte Fehler dieses Buches, daß es uns nirgend den Ruhepunkt eines solchen Gegensatzes gewährt und eben durch den Mangel desselben die so sichtlich gesuchten Effecte abstumpft. Wenden wir uns von diesem Sodom der Quäkerstadt Philadelphia in die westlichen Wälder!

3. Die Regulatoren in Arkansas. Aus dem Waldleben Amerikas, von Friedrich Gerstäcker. Drei Bände. Leipzig, O. Wigand. 1846. 8. 5 Thlr.

Auch hier ist es nicht wie es sein könnte und sollte. Pferdediebstahl, Mord und Raub haben die Farmer eines weiten Districts bei der Unzulänglichkeit der Hülfe im Staatsgesetze zu einem förmlichen Bunde der Selbsthülfe vereinigt. Es sind die Regulatoren, welche die Observanz des Lynchgesetzes handhaben, ein Gesetz übrigens, das um so gefährlicher ist, als unter dem Deckmantel der Selbsthülfe nicht selten die zügellosesten Leidenschaften sich Bahn brechen. In dem vorher angezeigten Buche begegnen wir einem Prediger, einem gewaltigen Eiferer gegen die Sünden und Verbrechen der Päpste, einem Beförderer von Missionen, Tractätchen, Mäßigkeitsvereinen und Bibelvertheilungen, einem unwiderstehlichen Erwecker der Mildthätigkeit, der gleichwol Orgien feiert und ein junges Mädchen, welches ihn für ihren Vater halten muß, entehren will. Hier auf dem Lande ist es ein Methodistenprediger, der es versteht, die Frömmigkeit, vorzüglich die der Frauen, im Schach zu erhalten, und auf dem Punkte steht, die liebliche Farmerstochter Marion zu heirathen, und gleichwol der ärgste Pferdedieb, ein Mörder und Räuber ist. Diese beiden in zwei verschiedenen Büchern von einem Amerikaner und einem Deutschen vorgeführten Erscheinungen gewähren auch hier einen tiefen und leider nicht erfreulichen Blick in das Thun und Treiben solcher Menschen, denen leicht Vertrauen und Hingebung entgegenkommt, und wie es bekanntlich in Nordamerika die seltsamsten und widerwärtigsten Sektenerscheinungen hervorruft. Wir haben das Buch mit vielem Antheil gelesen und uns in dem frischen Walddust desselben wieder erquickt und gestärkt nach der Moderluft der Quäkerstadt. Ungeachtet der nicht geringen Personenzahl, welche im Buche auftritt, ist fast jede einzelne Figur ansprechend charakterisirt; die Handlung, wenngleich verwickelt und mit einem unheildrohenden Hintergrunde, ist gut und meistens spannend fortgeführt; die Scenerie ist geschickt behandelt. Die Naturschilderungen sind angemessen, idyllisch, oft erhaben und prachtvoll, und zwischen dem Unheimlichen begegnen wir den freundlichsten Bildern in dem Naturleben der Landleute, von manchem guten Puff gewürzt. Höchst charakteristisch bewegt sich durch die ganze Handlung ein Indianer, der seinem Glauben treu bleibt, während sein Weib der Gemeinde des Methodistenpredigers angehört. Er ist eine Hauptperson im ganzen Drama als rächendes Princip. Möge der Verf., welcher den Boden und das Leben Amerikas aus eigener Anschauung kennt, uns ferner solche Schilderungen vorführen: sie werden gewiß mit Dank aufgenommen werden.

18.

Bibliographie.

Müller, W., Bettlers Gabe. Taschenbuch für 1847. 13ter Jahrgang. Berlin, Puttkammer. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Pfahler, J. G., Historische Skizzen. 1stes Bändchen. Konstantin der Große. Lindau, Stettner. 8. 10 Ngr.

Prediger-Almanach. In Verbindung mit einigen Freunden und Brüdern herausgegeben von J. Schiller. Frankfurt a. M., Zimmer. 8. 1 Thlr.

Reitzenbeck, H., Glimmer. Vier Bändchen. Regensburg, Manz. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

Röder, K. D. A., Grundzüge des Naturrechts oder der Rechtsfilosofie. Heidelberg, Winter. Gr. 8. 2 Thlr.

Schilling, G., Für Freunde der Tonkunst. Kleine Schriften vermischten Inhalts. 1ster Band. Kitzingen, Köpplinger. 1845. 8. 2 Thlr.

Simonyi, L. v., Geschichte des Lombardisch-Venezianischen Königreichs (von 1300 vor Chr. Geb. bis 1402 nach Chr. Geb.). Mailand. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Thiele, H., Christliche Meditationen nebst einem Gespräch über die Versöhnung mit Gott. Zürich, Meyer u. Zeller. 16. 21 Ngr.

Tobler, S., Columbus. Epische Dichtung. Zürich, Meyer u. Zeller. 8. 2 Thlr. 9 Ngr.

Ullmann, C., Die Sündlosigkeit Jesu. Eine apologetische Betrachtung. 5te, zum Theil neu bearbeitete Auflage. Hamburg, F. Perthes. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Vilmar, A. F. C., Geschichte der deutschen National-Literatur. 2te vermehrte und verbesserte Auflage. 1ste Lieferung. Marburg, Elwert. Gr. 8. 1 Thlr.

Vogt, K. W., Venediger Nächte. 2te Auflage. Augsburg, Jaquet. 12. 24 Ngr.

Volkmuth, P., Wissenschaft der empirischen Psychologie in genetischer Entwicklung. Trier, Lintz. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Waitz, G., Das alte Recht der salischen Franken. Kiel, Schwers. Gr. 8. 1 Thlr. 25 Ngr.

Wolff, O. L. B., Hausschatz der Volkspoesie. Sammlung der vorzüglichsten und eigenthümlichsten Volkslieder aller Länder und Zeiten, in metrischen deutschen Übersetzungen. Leipzig, O. Wigand. Lex.-8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Tagesliteratur.

Adresse der Heidelberger. Adresse aus Leipzig, Braunschweig, Breslau und mehreren kleineren schlesischen Städten, und aus Darmstadt an die Schleswig-Holsteiner. Adresse der Mannheimer an die II. Kammer der badischen Stände. Nebst einer Übersicht aller bis zum 21. August durch den offenen Brief des Königs von Dänemark hervorgerufenen Aktenstücke. Hamburg, Bödecker. 8. 2 Ngr.

Der offene Brief des Königs von Dänemark und des deutschen Volkes Antwort. Authentische Aktenstücke. Leipzig, Brauns. Gr. 8. 7½ Ngr.

Credner, K. A., Erörterung kirchlicher Zeitfragen. 1stes Heft: Luther's Tod und Luther's Bedeutung. Frankfurt a. M., Sauerländer. Gr. 8. 16 Ngr.

Die Eximirten und die Commune. Ein Beitrag zur Würdigung des meklenburgischen Städtewesens aus der landständischen Vertretungspflicht. Parchim, Hinstorff. Gr. 8. 7½ Ngr.

Frantz, C., Über Gegenwart und Zukunft der preußischen Verfassung. Halberstadt, Frantz. Gr. 8. 20 Ngr.

Hanssen, G., Über öffentliche Arbeits-Nachweisungs-Anstalten. Heidelberg, Winter. Gr. 8. 4 Ngr.

Heber, P., Die Gültigkeit des Augsburgischen Bekenntnisses als Lehrnorm der evangelisch-protestantischen Landeskirche des Großherzogthums Hessen, urkundlich nachgewiesen. Frankfurt a. M., Zimmer. Gr. 8. 8¾ Ngr.

v. Keyserlingh, Wie verhält sich die wahre Vernunft zum geoffenbarten Worte Gottes und zur After-Vernunft unserer Tage? Erfurt, Bartholomäus. 8. 7½ Ngr.

Kossak, L. E., Aphorismen über Rellstab's Kunstkritik. Berlin, Eßlinger. Gr. 8. 6 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 276. — 3. October 1846.

Die neueste Literatur über Rußland.

Erster Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 275.)

Die Capitel „Der Leibeigene", „Die Kosacken", „Bestechlichkeit der russischen Beamten" geben uns ein lebhaftes, mit vielen unleugbaren Belegen documentirtes Bild der bedauernswürdigen Lage der 45 Millionen Sklaven, von denen 20 Millionen, minder gedrückt, dem Kaiser als Kronsklaven und 25 Millionen, der oft rohesten Willkür preisgegeben mit Rechten, die nur auf dem Papiere stehen, dem Grundadel angehören. Es heißt (I, 99 fg.):

Seit Katharina (II.) war die Befreiung der Privatsklaven wirklich das Ziel der Politik aller russischen Herrscher; doch der jetzige Kaiser verfolgt dies System mit dem größten Eifer ... Der größte Sklavenbesitzer des Reichs, der Kaiser (die 20 Millionen Kronsklaven stehen zu ihm in demselben Verhältniß wie die Privatsklaven zu ihren Grundherren), ist für die Aufhebung der Leibeigenschaft, so weit es sich um die Sklaven Anderer handelt. Jeder neue Ukas, jede neue Verordnung deutet auf die Richtung hin, den Bauer von dem Joch seines Erbherrn zu befreien ... Weshalb gibt der Kaiser seine eigenen Sklaven nicht frei? Wie sollen wir eine so gepriesene Liberalität bezeichnen, wenn wir finden, daß der Leibeigene unter drei Viertheilen der Fälle, die ihn aus dem Joche der Privatsklaverei befreien, direct zur Krondomaine übergeht?

Die Antwort dünkt uns leicht: Weil er ihnen dann auch den Grund und Boden, den sie für die Krone bebauen, zu ihrer Erhaltung erblich schenken müßte. Dabei würde der Staat unstreitig gewinnen, allein Das wäre bestimmt das Zeichen zum Aufstande der Privatleibeigenen gegen ihre Erbherren, die todtgeschlagen würden wie in Galizien. Als Kronleibeigene sind sie doch glücklicher als die Privaterbleute; wenigstens sind sie es als Classe. Wenn auch nicht gerade neu, so ist die Bemerkung (I, 75) doch für das Urtheil über Rußland interessant:

Ein auffallender Charakterzug des Muschik (Bauern) ist sein entschiedener Widerwille gegen allen Ackerbau und seine Leidenschaft für den Handel. Darin läßt er sich nur mit dem Armenier und Juden vergleichen, d. h. mit dem zerstreuten Judenvolk, denn die alten Hebräer zeigten, wenngleich von handeltreibenden Nationen umgeben, ebenso wenig Sinn dafür als die modernen Juden diesen Hang im Übermaß entwickeln. Aber bis vor kurzem hatte der Moskowiter wie der Jude seinen Handelssinn nicht über den gewöhnlichen Verkehr ausgedehnt in Manufacturen, und Alles was Handarbeit erfodert schreckt ihn ab. Diese angeborene oder künstlich auferlegte Richtung ist in einem Lande sehr zu beklagen, dessen Hauptschätze dem Boden angehören; aber das Übel ist so allgemein, daß vielleicht nur die Leibeigenschaft oder der Mangel die Mehrzahl abhält ihre Habe im Handel anzulegen.

Eine Anmerkung sagt:

Der Hauptgrund des Übels liegt wol in der Leibeigenschaft und in dem großen Cultursystem, welches dem Bauer keinen Antheil und keinen Genuß am Boden gestattet.

Eine nicht weniger interessante Bemerkung scheint uns die (I, 87):

Wenn wir die Geschichte der Moskowiter und ihren jetzigen Charakter zusammenhalten, so werden wir von der großen Zähigkeit der Race betroffen. Nur mittels ihrer passiven Lebenskraft ist die Gattung aufrecht geblieben und hat alle ihre Feinde überdauert ... Die frühesten Perioden der Geschichte dieses Menschenschlags bis zu neuerer Zeit zeigen eine ununterbrochene Reihe von Unterjochung, Plünderung und Bedrückung durch die Normannen, Mongolen, Tataren, Schweden und Polen. Der Moskowiter-Stamm wurde aber durch die beständigen Siege seiner Unterjocher weniger erschöpft als diese durch ihre Triumphe, und die Fruchtbarkeit der russischen Mütter (Katharina rechnete zwölf Kinder auf eine Familie), welche weit mehr Söhne geboren als die Schwerter der wilden Eroberer vertilgten, hat der Nation endlich die Herrschaft über einen großen Theil des Ostens gelassen. Hebräer und Zigeuner haben sich durch Jahrhunderte von Verfolgung zwar zerstreut erhalten; aber die Moskowiter wuchsen fest und unverrückt über die fremden Stämme hinaus und wurden diesen zu mächtig. Unter den Bauernclassen finden wir überall die Züge ihrer Vorfahren wieder: — sie pflanzen sich fort unter einem Druck und Elende, die jeden andern Stamm aufreiben würden. Sie zeigen dieselbe passive Duldung, dieselbe Anhänglichkeit an den Boden, denselben Mangel an Kampflust. Zum Ersatz für mancherlei Übel hat die Natur dem russischen Bauer einen heitern Sinn verliehen: er ist ebenso wenig bitter oder grausam als muthig und kriegerisch.

Necken und höhnen mag er gern, und reizt ihn Habsucht oder Rachsucht, so bleibt er auch wahrlich in der Grausamkeit nicht zurück. Nun, Das hat er mit dem großen Haufen aller Völker gemein, der sich auch bei günstigern Verhältnissen in wahrer Cultur nicht so gar sehr unterscheidet. Wir wollen nicht zu stolz auf das untere russische Volk herabsehen.

„Petersburg und seine Bewohner." Der städtekundige Verf. sagt:

Keine Stadt in Europa erscheint dem Beschauer so majestätisch wie Petersburg, — der Anblick weniger Städte der

Welt dürfte einen so imposanten Eindruck machen. Diese Pracht der öffentlichen Plätze, Gebäude und Kanäle und diese vortheilhafte Gruppirung der bedeutendsten Monumente auf einem Punkte findet man nirgend wieder.

So vergänglich aber wie Petersburg dem Verf. durch sein Material und seine Lage scheint, dünkt es uns denn doch nicht, selbst bei den Meeresüberflutungen, denen es wie 1824 ausgesetzt ist, da es denn doch höhergelegene Stellen hat und der verderbliche Westwind schwerlich lange anhält. Aber er findet die Möglichkeit des Untergangs noch in andern Verhältnissen.

Die Umgegend ist hauptsächlich von Finnen bewohnt. Das gegenüberliegende Ufer der Newa ist finnländischer Boden und die Grenze des Großherzogthums Finnland, in dem alle Herzen für Schweden schlagen, ist nur einige Meilen entfernt. Wie die Sinne und Gedanken des Muselmanns dem Grabe des Propheten zugewandt sind, so richten sich die Erinnerungen und selbst die Hoffnungen des finnischen Stammes auf Schweden, von welchem es erst vor kurzem gewaltsam losgerissen wurde ... Schweden und Rußland stehen jetzt freilich gegenüber wie David und Goliath; aber wer ist im Stande zu sagen, ob der Gang der Ereignisse und die Politik des europäischen Westens nicht dem Schweden die verhängnißvolle Schleuder in die Hand geben mag? Es gibt also mehr Gründe als einen, weshalb in Zeit von einem Jahrhundert von der Residenz des Zaren leicht weniger Spuren anzutreffen sein dürften als sich heute von dem Lager Attila's zeigen. (I, 129.)

S. 131 verwechselt der Verf. den Marmorpalast an der Newa (der aber seine schöne italienische Fronte in dem Hofe, ehemals eine Straße, hat und den die Kaiserin Katharina nie bewohnte, der auch nie Potjemkin gehörte) mit dem Taurischen Palast, wie ihn Potjemkin dem Taurier zu Ehren genannt, der weiter die Newa hinauf aber nicht an dem Strome steht und also auch nicht der Akademie der Künste auf Wassily-Ostrow gegenüber. Der Reiterstatue Peter's I., welche Custine so herabsetzt, läßt der Verf. ihr Recht widerfahren. Die Erscheinungen der petersburger Welt in den verschiedenen Equipagen und deren Inhalt sind mit Laune und Wahrheit gezeichnet, und der Pferdeliebhaber findet dabei manche interessante Bemerkung über die Pferderacen. „Die geheime Policei", deren Nothwendigkeit der Verf. für Rußland zugibt, deren Demoralisation und Demoralisirung aber ins Schauderhafte geht, sodaß Väter ihre Söhne ihr überliefern und dafür belohnt und öffentlich belobt werden, gibt dem Verf. im Gegensatze zu Custine zu folgender Bemerkung Anlaß (I, 183):

Wir eilen einen vielleicht aus dem Vorhergehenden entnommenen Schluß zu berichtigen, daß nämlich solche Fälle auf Schwäche der Familienbande und der natürlichen Neigung deuten. Solche Annahme wäre eine große Ungerechtigkeit gegen die Russen aller Stände. Es ist im Gegentheil ein versöhnender Zug in ihrem Charakter, daß nirgend so viel treffliche Söhne, Mütter und Väter sind als unter ihnen. Russische Verwandte könnten in mancher Hinsicht der Welt zum Muster dienen.

Wir gehen über dieses Capitel und über das folgende: „Die Civilpolicei, Gesetze und Tribunale", hinweg, weil wir von diesen Gegenständen in der zunächst anzuzeigenden Schrift gründlicher unterrichtet werden, und verweisen in Hinsicht des Capitels: „Verschwörung des russischen Adels und Aufstand am 26. Dec. 1825" auf die vorangezeigte Schrift „Geheimnisse von Rußland", wo der Hergang der Begebenheiten weit authentischer und offener dargestellt ist. „Religionsverfolgung in Rußland — Staatsreligion." Intoleranz ist sonst der griechischen Kirche nicht eigen, welches auch der Verf. politisch zu begründen sucht. Daher spricht er auch den Synod von den jetzigen Erscheinungen des Gegentheils völlig frei: sie gehen vom Kaiser aus nach der unglücklichen Manie Alles russificiren zu wollen. Was der Verf. aber über den Übertritt der Kaiserin und der Gemahlin des Thronfolgers sagt, daß der Kaiser ihn veranlaßt habe, so weiß er nicht, daß von je an alle Frauen, welche in die kaiserliche Familie heirathen, ehe sie sich vermählen, unerläßlich zur griechischen Kirche übertreten müssen, wie in Schweden zur evangelischen. Besonders aber ist der Verf. über die Maßregeln gegen die Juden an der polnischen Grenze empört und verweist den Deutschen gar sehr ihren Mangel an Sympathie für dieselben. Wer die Judenwirthschaft im frühern Polen und die tiefe Erniedrigung des Volkes durch sie kennt, wird wahrhaftig wenig zur Sympathie sich angeregt finden, wie auch nur die höchste Kurzsichtigkeit in Deutschland, dessen Reichthum und Wohl fast ganz in die Hände dieses antigermanischen Metallvolkes gefallen ist, zur Sympathie damit — nicht als Menschen oder ihres Glaubens, sondern als Juden ihres Nationalcharakters willen getauft oder umgetauft — geneigt sein kann, wobei die Angabe des Verf. (I, 301): „man sollte bedenken, wie wenigstens in Deutschland ein unermeßlicher (?!) Theil wahren Talents den Juden, diesem unterdrückten Volke, angehört", eine wahre Blasphemie ist. Nur versteht der Jude besser mit seinem Talente, das oft glänzend ist, aber selten tief geht, zu wuchern als der Deutsche. Das ist ein furchtbares Thema, das in seiner Wichtigkeit erkannt werden wird, wenn der deutsche Volksgeist zum Bewußtsein erwacht. Wir wissen übrigens nicht, ob diese bei den Haaren herbeigezogene Diatribe gegen Deutschland dem Engländer oder dem Hrn. Adolf Heller (vielleicht selbst ein Israelit?) angehört. Ein christlicher Deutscher hätte Deutschland vor dem Beispiele Polens in dieser Hinsicht warnen sollen. Über den Organismus der griechischen Kirche gibt der Verf. umständliche Auskunft. Daß der verstorbene russische Finanzminister Cancrin (in Hanau geboren von einem Vater, der früher in hessischen Diensten war) ein Jude gewesen sei, war uns neu. In der griechischen Kirche gibt es mehre Sekten mit an sich höchst unbedeutenden Abweichungen, wie z. B. ob beim Kreuzschlagen zwei oder drei Finger gebraucht werden sollen.

Außer diesen Schismatikern sollen in neuerer Zeit Sekten aufgestanden sein, deren Richtung den ganzen bestehenden socialen Bau bedroht. Ihr schnelles Umsichgreifen dürfte, nach der Meinung gut unterrichteter Russen, mehr als irgend etwas Anderes die Existenz des Kaiserthums gefährden. (I, 321.)

Der Verf. behält das Nähere einem folgenden Capitel vor; wir haben aber Nichts dergleichen gefunden.

Die Zahl der russischen Geistlichkeit schätzt er auf 500,000 Personen.

„Nord- und Mittelrußland, oder Morast-, Wald- und Getreideregion.“ Mit diesem Capitel beginnt der zweite Theil und eigentlich der wichtigere und interessantere der vorliegenden Schrift. Überall bewährt sich hier der praktische Blick des Engländers, aber auch sein Nationalinteresse. Er beschäftigt sich nebst den beiden folgenden Capiteln: „Steppen und Viehweide — Bojaren“, mit der physischen Beschaffenheit des so dünn bevölkerten, unerschöpflich fruchtbaren, aber wenig benutzten unermeßlichen Gebiets, mit der höchst mangelhaften Bodencultur, mit den so höchst verschiedenartigen Bewohnern und ihrer Lebensweise, mit interessanten geschichtlichen Erörterungen, sowie mit den Producten des Pflanzen- und Thierreichs und der merkwürdigen Lebensweise der Thiere.

Das bedeutende Thema „Militairmacht“ wird umständlich in vier höchst interessanten Capiteln und stets mit historischen Erörterungen behandelt. Wir bescheiden uns, daß wir in keiner Hinsicht geeignet sind diesen Untersuchungen zu folgen, für deren Angaben wir auch keineswegs durchweg bürgen möchten; allein so viel leuchtet uns ein, daß der Verf. seine Aufgabe mit Sorgfalt, Sachkenntniß und Umsicht behandelt hat. Wir begnügen uns daher die von ihm gefundenen Resultate mitzutheilen. Auf dem Papier ist der Bestand des russischen Heers in Friedenszeiten 1,049,000 Mann, wozu noch bei dem ersten Kriegsrufe 72,000 als Reservebataillone kommen würden, die aber nicht disciplinirt sind. Den wirklichen Bestand unter den Waffen gibt der Verf. nach der Schätzung eines in diesem Departement beschäftigten Offiziers nur auf 785,000 Mann an mit Einschluß von Reserven, Veteranen und Invaliden. Er sagt (II, 154):

Es ist natürlich unmöglich, diese Angaben auf eine genaue Bestimmung zurückzuführen. Auch ist Das nicht von großer Bedeutung. Das Rahmenwerk des Ganzen ist vorhanden, wenn auch Unterschleife in der Verwaltung die Zahl im Frieden bedeutend verringern. Die Commandeurs müssen überall Sorge tragen, die Lücken bei dem ersten Kriegsgerüchte auszufüllen.

Ein solches Heer könnte Besorgniß erregen, aber — der russische Soldat ist **nicht mehr Das, was er war.** Es heißt (II, 64):

Zu den Wundern, die er in den kleinen Heeren unter Elisabeth's Generalen (gegen Friedrich den Großen) wie unter Suwarow (in Italien gegen die französischen Republiksoldaten unter Moreau, Macdonald, Joubert) geleistet, ist er bei den ungeheuern Massen nicht mehr geeignet. In diesen hat Rußland sich, gleich den meisten Staaten des Festlandes, seit dem verderblichen Beispiele Frankreichs, abzuschwächen und zu erschöpfen begonnen. Es ist unmöglich, den Soldaten wieder auf einen Punkt zu erheben.

Es fehlt den heutigen Russen seit Suwarow an Feldherrntalent, meint der Verf. (II, 65):

Noch heute macht die Infanterie das russische Heer bedeutend. (Er setzt sie über die preußische und östreichische.) Aber die Offiziere (außer der Garde), die immer mittelmäßig waren, auch wenn eine geringe Zahl von Regimentern eine bessere Auswahl gestattete, sind jetzt hinsichtlich der persönlichen Tapferkeit wie der Bildung in beklagenswerthem Zustand. (Sie ziehen sich oft hinter die Reihen vor dem Feuer zurück und verleugnen alles Ehrgefühl.) Sodann hat das blinde fanatische Vertrauen zu der Heiligkeit der Sache die Truppen verlassen. Jener mächtige Fatalismus, der früher die Massen des Heers beseelte und den Mangel einer edlern Begeisterung ersetzte, die Stimmung, die Suwarow in den Reihen anzufeuern trachtete, ist dahin. Ihre letzten Lebenszeichen wurden in der Schlacht bei Borodino sichtbar, wo (von Kutusow und Bagration angefeuert) die Rekruten aus dem Bauernstande, noch in ihren grauen Röcken, fest und ohne Wanken der Vernichtung entgegengingen, wo sie sich bekreuzten, aber doch vorwärts, auf ihr erstes und letztes Schlachtfeld, dem sichern Tode in die Arme drangen.

Und warum wären denn Das die letzten Lebenszeichen gewesen? Hier ist auch von den Militaircolonien die Rede, die Araktschejew (nicht Aratschejew, wie er hier stets heißt) unter Kaiser Alexander projectirte und anlegte, und die sich so ausbildeten, daß es dem Kaiser selbst gerathen schien, ihren Fortschritt zu hemmen. Es heißt (II, 131):

Die allgemeine Einführung dieses Systems würde die Militairmacht des Reichs zunächst um das Verhältniß von 17 zu 48 gehoben und dem Staate somit nicht blos 2,800,000 Mann zur Verfügung gestellt haben statt der einen Million, die für den öffentlichen Dienst unterhalten wird, sondern es würde sodann auch reichliche Mittel zu deren beständiger Verpflegung und Disponibilität gewährt haben.

Die hier stets durchwobene Geschichte des russischen Militairs ist höchst interessant.

„Die Marine“ (II, 177):

So unbedeutend die russische Seemacht an sich ist, so ist sie doch insofern für den englischen Leser von Interesse, als aus ihren Einrichtungen wie aus der allgemeinen Politik des Cabinets hervorgeht, daß die Regierung beabsichtige, ihre Flotten bei erster Gelegenheit gegen England zu lenken.

Aus diesem Gesichtspunkte, den der Verf. durch Thatsachen, unter Anderm durch die, daß neuerlich kein Engländer bei der Flotte angestellt wird, zu begründen sucht, ist das ganze Capitel durchgeführt, und da heißt es unter Anderm (II, 185):

Es liegt nicht außer den Grenzen der Wahrscheinlichkeit, daß wir noch einst eine russische Flotte mit ihren 50,000 Seeleuten sich andern Mächten gegen uns anschließen sehen. Unsere Landsleute würden dadurch in Staunen gesetzt, wenn auch nicht erschreckt werden. Sie sollten sich deshalb schon jetzt um das aus Fetzen und Lappen zusammengeflickte Wesen bekümmern, das in unklarer Ferne wie eine riesenhafte Vogelscheuche erscheint. Näher beleuchtet wird es freilich mehr lächerlich als furchtbar.

Wir lassen den Verf. sein Thema durchkämpfen, das ihn auch zu einer Betrachtung über „Finnland und die skandinavischen Reiche im Verhältniß zu Rußland“ führt, worin er für England in Finnland und Schweden jederzeit brauchbare Werkzeuge gegen Rußland erkennt, „bereit, um zwei Drittel der Arbeit zu übernehmen, sobald das britische Volk ihre Hülfe benutzen will“.

(Die Fortsetzung folgt.)

Literarische Notiz aus Frankreich.

Lacordaire's Predigten.

Ravignan und Lacordaire sind wol die hervorragendsten unter den französischen Kanzelrednern der Gegenwart, wenigstens sind es Diejenigen, deren Wort überall mit der größten Begeisterung aufgenommen wird. Tausende von Zuhörern hängen lauschend an den Lippen dieser Männer, welche Beide eine geachtete Stellung in der juristischen Laufbahn mit dem Priesterstande vertauscht haben. Wenn wir eine Parallele zwischen Beiden anstellen sollten, so würde sich vielleicht ergeben, daß Ravignan den Eindruck, den er bewirkt, mehr dem Gewichte und dem Ernste seiner Gedanken zuzuschreiben hat, während Lacordaire sein Auditorium im Sturme der Leidenschaft einnimmt. Wir wollen nur in Bezug auf den Letztern hier einige Bemerkungen machen, zu denen die im Druck erschienenen „Conférences" dieses beliebten Redners Veranlassung geben. Was um so eher bei ihm dazu berechtigt, bei einer Würdigung seiner geistlichen Reden mit der Form zu beginnen, ist der Umstand, daß überall bei ihm das Äußerliche überwiegend und der Erfolg, dem er nachjagt, vorherrschend äußerlich ist. Offenbar legt Lacordaire auf die Form und den Ausdruck seiner Predigten großes Gewicht, und bei aller Leidenschaftlichkeit, die seinem Worte zuweilen einen gewissen Schwung gibt, ist doch für Jeden, der in Sachen des Stils nicht ganz unerfahren ist, leicht zu erkennen, wie viel Berechnetes und Absichtliches in der ganzen Darstellung obwaltet. Man hat, wie uns scheint mit einigem Grunde, von Lacordaire gesagt, er verhielte sich zu Bossuet und Massillon etwa wie Victor Hugo zu Corneille und Racine. Diese Bezeichnung kommt uns um so schlagender vor, als in Lacordaire selbst eigentlich viel romantisches Element liegt. Seine ganze ästhetische Auffassung, wenn wir so sagen dürfen, stimmt in den wesentlichsten Punkten mit den Lehren und Ansichten der ehemaligen romantischen Schule überein, und es ließen sich sicherlich zwischen dem Haupte derselben und ihm manche Berührungspunkte auffinden. Am deutlichsten zeigt sich diese Wahlverwandtschaft in der oft störenden Vermischung des Großartigen und Gewaltigen mit dem Platten und Gemeinen, in dem Behagen an sonderbaren Sprüngen und einem Antithesenspiel, welches im geistlichen Stile nicht immer eben an der rechten Stelle zu sein scheint. Zuweilen scheint es sogar, als hätte er den allerdings in mehr als einer Beziehung verdrehten Satz: „Le laid c'est le beau" auf seine Fahne geschrieben. Wenn nun auf der einen Seite sein Hinneigen zu den Theorien einer Richtung, die auf dem Gebiete der Belletristik längst schon zu Grabe geläutet ist, tadelnswerth genannt werden muß, so ist doch andererseits nicht zu verkennen, daß in allen seinen Reden neben unleidlichen Auswüchsen wahrhaft erhabene Stellen vorkommen. Außerdem ist es deutlich wahrzunehmen, daß er in neuester Zeit mehr und mehr bedacht gewesen ist, die Schlacken, welche ihm anfangs anhafteten, abzustreifen. Man braucht die Reden, welche neuerdings von ihm gehalten sind, nur mit der ältern Fassung, wie sie in den frühern Jahrgängen der katholischen Zeitschriften enthalten sind, zu vergleichen, um sich zu überzeugen, daß er sich von seinen frühern Verirrungen mehr und mehr losgemacht hat. So werden besonders die Stellen, wo der Redner aus einem schwungvollen Pathos jählings in einen wirklich gemeinen Ton fällt, immer seltener. Nur im Ausmalen störender Einzelheiten, über die es besser wäre flüchtig hinwegzugehen, vergreift er sich noch zuweilen auf eine Weise, durch die man höchst unangenehm berührt wird. Auch fehlt es, besonders was die bildliche Ausdrucksweise betrifft, nicht an einer störenden Überladung. Der Gedanke versiegt nicht selten unter den allzu üppig wuchernden Blumen, die er mit vollen Händen streut, und die, wie es überhaupt zu gehen pflegt, wenn man einen übertriebenen Gebrauch von der metaphorischen Sprache macht, zuweilen alle Wirkung verfehlen. Mit Recht hat Voltaire schon gesagt: „Der Misbrauch der Metaphern macht den Gedanken nicht klarer, sondern verdunkelt ihn im Gegentheil. Gefährlich aber nun ist es, wenn ein Redner so weit geht, daß er seine Bilder für wirkliche Gedanken und wol gar für Gründe hält." Daß Lacordaire Dies thut, ließe sich in vielen Stellen nachweisen. Dadurch wird der Inhalt selbst nicht selten wankend gemacht und als ein bloßes Spiel einer verderblichen Sophistik hingestellt. Was nun den Inhalt, den eigentlichen Gedankenkern des Redners selbst betrifft, so tritt auch hier das Äußerliche, Unwesentliche in den Vordergrund, sodaß der Vorwurf, gegen den er sich zu verwahren sucht, daß er nämlich die Dinge der Ewigkeit über den zeitlichen Angelegenheiten vergesse, in voller Kraft bleibt. Ihn beschäftigen die vergänglichen Fragen des Tages, welche den ewigen Lehren des Christenthums gegenüber so nichtig erscheinen, lebhafter als der Inhalt des christlichen Glaubens. Daher kommt es, daß in seinen Reden die Vertheidigung der kirchlichen Satzungen immer den ersten Platz einnimmt, statt daß er auf die Entwickelungen der tiefern Sätze der Bibel bedacht sein sollte. Wir stellen hier nicht etwa Foderungen, welche mit der Richtung eines katholischen Predigers unvereinbar wären; nein, man vergleiche Lacordaire's Reden nur mit denen der berühmtesten Vertreter des Katholicismus anderer Zeiten, um zu sehen, daß der Vorwurf der Äußerlichkeit, den wir gegen ihn besonders erheben, begründet ist. Ein Ausspruch des verdienten Odilon-Barrot, der in Bezug auf die „Conférences" von Lacordaire gesagt haben soll: „Ce n'est ni assez chrétien, ni assez catholique", hat einiges Aufsehen erregt. Die pointenartige Fassung, welche er an sich trägt, mag geeignet sein, einiges Mistrauen zu erwecken; aber im Grunde steckt doch eine große Wahrheit darin, welche sich durch leere Betheuerungen der Rechtgläubigkeit nicht beseitigen läßt. Vielleicht hat Lacordaire denn doch ungeachtet aller Protestationen den Vorwurf, der ihm von einigen Einsichtsvollen gemacht ist, gefühlt; wenigstens sieht es fast wie ein Geständniß und eine Concession aus, wenn er förmlich ankündigt, daß er sich im nächsten Jahre mit Jesus Christus, seiner Mission, seiner Gewalt und seiner Geschichte beschäftigen werde. Was soll man von den geistlichen Vorträgen halten, in denen er sich bis jetzt bethätigt hat, wenn er es einer besondern Ankündigung für nöthig erachtet, daß er sich künftig mit diesen Fragen beschäftigen werde, welche doch alle den Kern und das Wesen des Christenthums ausmachen? In der That hat auch Lacordaire — und wir müssen immer wieder darauf zurückkommen, daß er es jetzt selbst einzusehen scheint — bisher sich mehr mit der katholischen Kirche als mit der reinen Lehre befaßt. Auf diese Weise hat es denn nicht fehlen können, daß er in den Wirbel der kirchlichen Streitigkeiten gerissen worden ist und daß er seine Farben nicht selten von der glühenden Sprache der Pamphlets entlehnt hat. Die „Conférences", welche uns vorliegen, zerfallen in zwei Theile. In dem ersten beschäftigt sich der Redner mit der Göttlichkeit der kirchlichen Einrichtung, während er im zweiten Theile nachweist, daß das christliche Dogma die Sklaverei vernichtet, den Armen befreit, das Weib in seine Rechte wieder einsetzt und die Familie gegründet hat. In den Vorträgen, welche dieser letzten Aufgabe gewidmet sind, entfaltet der Redner zum Theil sein glänzendes Darstellungstalent am mächtigsten; er wendet sich hier nicht selten an die mannichfachen Leidenschaften der Menschen, die überhaupt den bedeutsamsten Hebel des Katholicismus abgeben, und es kommen Stellen vor, welche an die begeisterten Ergüsse, in denen Lamennais dem Socialismus das Wort redet, erinnern. Gegen die Lehren, welche Lacordaire über die Institution der Kirche aufstellt, ließe sich Mancherlei einwenden. Wir verzichten aber auf Widerlegungen, welche hier nicht an der Stelle wären, und verweisen statt aller Auseinandersetzungen auf eine vor kurzem erschienene Schrift, welche diese wichtige Frage vom protestantischen Standpunkte aus beleuchtet, ohne indessen alle Behauptungen derselben zu den unserigen zu machen. Der Titel dieses Werkes lautet: „Esquisse d'une théorie de l'église chrétienne", von Edmund Scherer. [illegible]

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 277. — 4. October 1846.

Die neueste Literatur über Rußland.

Erster Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 276.)

Im zehnten Capitel: „Betrachtungen über den Handel, die Manufacturen und den Bergbau Rußlands — Preußen und der Zollverein", sagt der Verf.:

> Indem die Nachfolger Peter's des Großen sämmtlich beflissen waren in ihres Vorgängers Fußstapfen zu treten, lieferten sie durch ihr Verhalten einen auffallenden Beweis von derjenigen Verkehrtheit, welche noch der Theorie der Pessimisten der Menschennatur angeboren sein soll. Obgleich sie sich nämlich von der Politik des großen Ahnen in vielen Punkten entfernten, wo es weise gewesen wäre ihr treu zu bleiben, folgten sie nur zu oft seiner Bahn, wo diese zu Irrthum und Unrecht leitete. Unter den vielen Plänen, welche Peter einer spätern Ausführung überließ, hat man Nichts so eifrig zu realisiren getrachtet als das Trugbild eines Manufacturstaats. Ehe Rußlands Ackerbauquellen entwickelt und bevor unentbehrliche Verbindungswege eröffnet sind, hascht man jenem Schatten nach und vernachlässigt darüber nicht blos die Entwickelung des Landbaus, sondern man zerstört ihn in seinen Grundlagen . . . Die ungeheuern Strecken reichen Landes, die den Bebauer einzuladen scheinen, liegen überall traurig vernachlässigt. Da nun die Fabriken die wenigen Hände dem Boden vollends entziehen, dem sie doch eigentlich zukommen, so wird der Verfall immer größer, und man muß entschieden sagen: dies ist wahrlich kein für den Manufacturbetrieb geschaffenes Land. (Wir müssen bemerken, daß die Regierung in neuerer Zeit auch ihre Fürsorge dem Landbau zuwendet und Zöglinge in die verschiedenen Agricultur-Institute des Auslandes sendet, wo sie aber — nach russischer Art — brutalisiren, viel trinken und wenig lernen.) Ohne die Grenzsperre und die ungemessen hohen Schutzzölle, die fast einem gänzlichen Verbote gleichkommen, könnte diese erkünstelte Fabrikindustrie Rußlands sich nicht halten.
>
> Es läßt sich nicht mehr bergen, daß die Schutzzölle, indem sie nur eine kränkelnde heimische Industrie fristen und die fremden Einfuhren ausschließen, andere europäische Staaten zwingen, die Zufuhr von Rußland zu beschränken. Alles Das weiß der Kaiser und dennoch drückt er das Landbauinteresse durch erhöhte Schutzzölle indirect nieder. Diese in der Feindseligkeit gegen England begründete, aber ebenso sehr antirussische Politik richtet sich hauptsächlich gegen die britische Industrie. Jeder irgend entbehrliche englische Artikel wird entweder ganz verboten, oder mit Zöllen belegt, welche nur durch die Vorliebe der Consumenten für britische Waaren zu erschwingen sind. (II, 242.)

Selbst der antibritische Deutsche Zollverein soll auf Einflüsterung Rußlands entstanden sein! Und woher diese Feindseligkeit? Weil der russische Autokrat — meint der Engländer — nicht nach der Politik des Volkswohls, sondern nach der Privatpolitik eines Romanow beständig von Universalherrschaft träumt, und das russische Cabinet stets dabei die Mahnung Peter's I.: „nicht zu vergessen, daß der Handel mit Indien den Schlüssel zur Herrschaft über die Welt liefere" (II, 245), vor Augen hat. Dies sind die leitenden Ideen dieses Capitels, dem wir in seiner Consequenzmacherei unmöglich folgen können. Nur so viel geht aus dem Ganzen hervor, daß der Engländer als ein Recht für Großbritannien nicht allein die Seeherrschaft, sondern auch die Fabrikherrschaft für den ganzen Erdboden positiv anspricht, und es ihm ein Eingriff in diese Rechte erscheint, wenn die Völker streben sich von dieser Doppelherrschaft freizumachen. Wir wollen damit die gewaltsam erkünstelte Fabrikindustrie für Rußland und seine Grenzsperre und hohen Schutzzölle keineswegs in Schutz nehmen. Es ist mit den Fabriken wie mit der Stiftung einer Akademie der Wissenschaften durch Peter I., bevor Rußland noch Schulen hatte. Aber eine Anekdote dünkt uns in Hinsicht des Traums von Universalherrschaft zu merkwürdig, um sie unsern Lesern vorzuenthalten. Wir wollen sie mit den eigenen Worten des Verf. mittheilen (II, 250):

> Die große Autorität in Marineangelegenheiten, der Abkömmling und Namensgenosse des Günstlings Peter's I. (Fürst Mentschikow, Marineminister), mag sich, wenn er diese Zeilen liest, vielleicht entsinnen, wie er nach Tische zu seinen Offizieren auf dem Verdeck des Dampfschiffs, das ihn nach Stettin führte — ein wenig unvorsichtig für Jemand, der seines Herrn Vertrauen in so hohem Grade besitzt —, äußerte: „Auf diesem Wege werden wir einst einen russischen Vicekönig nach Berlin schicken."

Halt Er an, Herr!!! Das hat wol der Champagner gesprochen.

Die drei letzten Capitel dieser reichhaltigen Schrift handeln von „Cirkassien und Georgien", hauptsächlich nach Berichten russischer Offiziere, die bei den kaukasischen Feldzügen thätig waren. Hier scheint sich uns das Räthsel zu lösen, warum denn das länderreiche Rußland seit einem Jahrhundert und besonders in neuerer Zeit während einer Reihe von Jahren fast alle seine Kräfte aufwendet, mit den größten Opfern einen an sich so un-

bedeutenden Erdwinkel zu unterjochen. Ist es bloße Eroberungssucht oder Haß gegen die Unabhängigkeit freier Völker? Es heißt (II, 283):

Cirkassien, der nördlichere und größere Theil, ist ein Land mit hohen Bergen, es ist die Heimat wilder und kriegerischer Volksstämme, welche noch unabhängig und nur theilweise unterworfen sind. Es wird durch den Fluß Cyrus oder Kur von dem weniger rauhen, fruchtbaren Georgien getrennt. Letzteres gehört zwar dem Zaren; aber es bildet einen höchst precairen Besitz.

Der Kaukasus bildet eine starke Grenzmauer. Es heißt (II, 288):

Durch dieses Bollwerk, welches die Russen überschritten, um Georgien zu besetzen, führen nur drei Pforten oder Engpässe, von ungeheuern Felswänden umgeben. Nur an diesen drei Stellen ist, mit Ausnahme der Bergbewohner und Gemsen, für lebende Wesen der Durchgang möglich ... Obgleich Rußland zwei von den Pässen in Besitz nahm, so nennt es doch das Bollwerk selbst noch nicht sein. Es ist somit immer der Gefahr bloßgestellt, daß die Thore plötzlich hinter ihm geschlossen werden können. Dann sähe das Heer sich von der Verbindung mit Tiflis plötzlich abgesperrt, wie auch von den transkaukasischen Provinzen. In eine solche Lage könnte es jeden Augenblick versetzt sein, wenn die Bergbewohner einig wären. Nachdem man sich durch Verrath, Gewalt und Betrug Georgiens bemächtigt hat, zeigt sich die unerlaßliche Nothwendigkeit, die Berge im Rücken zu sichern. Diese könnten nicht allein zu jeder Zeit den Fortschritt der russischen Macht hemmen und ihre Eroberungsabsichten im Süden hindern, sondern sie möchten leicht auch Das, was Rußland bereits gewonnen, aufs Spiel setzen.

Ferner heißt es (II, 291):

Auf den ersten Anblick kann es befremden, daß Rußland sich seit so vielen Jahren anstrengt, den Kaukasus zu unterwerfen, und daß es nicht gleich nach der Einnahme von Georgien für eine gute Verbindung durch das Schwarze Meer sorgte. Dadurch ließen sich nämlich die Engpässe des Gebirgs ganz vermeiden. Ist Das auch nicht ganz leicht, so hätte es doch längst geschehen können, da die Küste von Imiretien, die zwar ebenfalls vom Innern durch Berge getrennt ist, sich seit langer Zeit in Rußlands Besitz befindet. Doch darf dabei Folgendes nicht übersehen werden. Sobald diese Macht mit England westlich in Streit geriethe, so würde die Seecommunication nicht nur auf der Stelle abgeschnitten und die transkaukasische Provinz losgerissen werden, sondern es würde auch ein rastlos thätiger, gefährlicher Feind, das unbesiegte Cirkassiervolk, sogleich das russische Heer bedrohen. Ehe also die kaukasischen Stämme nicht unterjocht sind, kann Rußland an die Erfüllung seiner Wünsche nicht denken.

Die Schilderung des Landes und seiner interessanten Bewohner ist sehr lebendig und anschaulich. Die deutsche Darstellung ist, wie die angezogenen Stellen beweisen, oft sehr breit und nicht zu loben. — So der Engländer aus seinem Standpunkte über Rußland und seine Zustände; und nun der Deutsche?

---

3. „Rußlands inneres Leben" ist von seinem ungenannten Verf. an seine deutschen Landsleute gerichtet. Es heißt im Anfange der Widmung:

Reisen durch dieses Reich, selbst mit Unparteilichkeit und lauterer Wahrheit geschrieben, wollen eurer Liebe zur Gründlichkeit nicht genügen. Sie will den Kern, die Bewegung der Innenwelt des Landes, bei dessen Betrachtung die Gegenwart euch zum Aufmerken vielstimmig ruft. Ich habe das Verlangen gelesen nach einer Karte sittlicher Beobachtungen innerhalb der Kreisfläche der euch geographisch, statistisch, historisch, naturgeschichtlich und sonst mannichfach gezeichneten Peripherie. Euer Blick geht in ein Kaleidoskop, wo Wahrheit, Irrthum, Widerspruch, Lüge so durcheinander fallen, daß der Seher zu keinem feststehenden Wandtableau gelangen kann, um sich in die Gegenden hinter Berg und Thal, in die vorgemalten Städte und Dörfer hineinzudenken, ohne nachher die Entdeckung zu machen, daß er wie die vermeintliche nordische Semiramis von aufgetünchten Breterwänden und getriebenen, aufgeputzten Menschenhaufen auf frohlockende Städte geschlossen und einen offenbaren Betrug als Lohn seines Denkens empfangen habe.

Der Wunsch, diesem Verlangen entgegenzukommen, bewog den Verf. zu seiner Darstellung, wobei er etwas mystisch andeutet, daß Deutschland noch nicht so weit sei, die freie Sprache der Wahrheit über ein ihm in jeder Rücksicht fremdes Volk zu hören. Ei, warum denn nicht? Nur heraus damit! Nur daß uns Frei und Frech nicht für Synonyme gelten, wenn sie auch die Wurzel gemein haben. Des Verf. Zweck war: durch Das, was er „aus dem Norden und seiner Automatopolis, wo die siedenden Theekessel die Freiheitslieder singen", mitgebracht hat, dem Deutschen Gelegenheit zu geben, seine jetzt erwachende Seele, den Geist des Rechts mit dem des nordischen Wandnachbarn vergleichen zu können. Unglücklicherweise weist er ihn dabei auf seine Wandnachbarn im Westen hin, für die er eine besondere Sympathie äußert, die wir nun einmal mit Dem, was uns die Erfahrung seit mehr als einem Jahrhundert und nur noch in den letzten Decennien so eindringlich gelehrt hat, nicht mit ihm theilen können; woraus jedoch keineswegs folgt, daß wir uns etwa dem nordischen Nachbar mehr zuneigen. Seinem Bilde läßt er die Grundirung vorausgehen. Zuerst tritt er mit einigen Gemeinplätzen auf, wie: „Die Bahn der Menschheit geht von der Nacht durch die Dämmerung zum Tage", und Ähnliches, und bemerkt dann, daß er 33 Jahre in Rußland gelebt habe und daß er seinem Vaterlande besonders seine Erfahrungen reiche, „weil es als Europas Herz desto größere Pflichten gegen andere freie Völker auf sich hat, je mehr sie auf seine Wachsamkeit wie auf seine Vormauer bauen", d. h. Deutschland soll Frankreich vor den Lanzen der Kosacken schützen. Nun wir hoffen, Deutschland werde sich wol um seiner selbst willen den Zudringlichkeiten des nordischen wie des westlichen Nachbarn erwehren. Oder wäre Letzteres unserm patriotischen Deutschen etwa nicht recht? Er sagt:

Das Mitgebrachte schreibe ich auf einem Boden nieder, den ich für so frei halte, daß innerhalb seiner Grenzen das Wort der Wahrheit über ein fremdes Land nicht nur in den engen Schranken der Rede bleiben, sondern auch geschrieben und gedruckt werden darf.

Er schrieb sein Werk in Preußisch-Schlesien und ließ es drucken in Braunschweig. Er fährt fort:

Ich gehöre keiner Partei an. Meine Sehnsucht geht nach dem Bunde, „der das Schwert des Geistes in der Hand der moralischen Kraft hält". (Findet er diesen vielleicht in Paris?) Über drei Decennien habe ich in der Schule hospitirt, wo der

Mensch unterrichtet wird, unter der Taucherglocke des Autoritätsglaubens niederzufahren im dunkeln Meere, um Perlen zu fischen. Ich habe die Fahrt nie erlernen können. Ich bin ohne Perlen heimgekehrt, aber ich weiß, wie sie aussehen und was sie gelten. Sie sind es, die ich beschreibe.

Von den Verhältnissen des Verf. in Rußland erfahren wir weiter Nichts als beiläufige Andeutungen. Es heißt (I, 5):

Wer mich fragt, wie hast du es so lange dort aushalten können? Dem werde ich antworten, wenn er mir sagt, auf welche Art er Meister des Schicksals geworden sei. Wer mir aber entgegnete, daß es doch in einem Lande, wo man sich ein ganzes Generationsalter freiwillig niederläßt (und allem Anschein nach nicht unbehaglich gelebt hat), nicht so schlimm als man vorgibt sein könne, Dem bleibe ich vielleicht die Antwort schuldig, weil ich ihm nicht erwidern möchte wie jener Schalk:

Ihr kelmischen Stockfische seid mir gegrüßt:
Wie schwimmt ihr klug in der Butter!

Wie ich es anfing mich als Hospes in der schweren Schule zu erhalten? Mein Wille war, in Rußland nur ein Nomadenzelt aufzuschlagen. Dennoch war ich nicht gekommen, um Land und Leute anzugaffen; ich war vielmehr auf die Menschen recht aufmerksam. Als ich aber fand, daß ich das Nomadenleben mit einem festern Wohnsitz vertauschen werde, besuchte ich auch die Comitien, und die Kenntniß der Verfassung zeigt sich überhaupt jedem Fremden so zudringlich, daß Keiner das Land verläßt, ohne eine klare Ansicht davon in die Heimat mitzunehmen.

Von statistischen, topographischen, commerciellen und ähnlichen Notizen soll bei dem Verf. nicht die Rede sein. Er erklärt (I, 5 fg.):

Aber ein Bild des Lebens möchte ich geben. Ich will sagen wie man in Rußland lebt, denkt und handelt ... Ich habe die Grundidee des Begriffs „Staat", das Recht und dessen Vollziehung zum Standpunkte meiner Zeichnung genommen, weil ich meine, daß die Hand der Justiz den Codex der Moral des Staats aufschlage und die Thür seines Gewissens öffne ... Gibt es ein Land schwer kennen zu lernen, so ist es Rußland, weil es zu Viel verbirgt, weil der Blick, der sich in andern Staaten ergangen und geübt hat, hier auf so Ungewohntes, Unglaubliches stößt, daß die Seele wie aus einem Traume erwacht und sich erst besinnen muß wo sie ist, und daß sie im Gebiete der Wirklichkeit lebt. Die russische Welt kann nur aus sich selbst erklärt werden. Wer es (sie) mit europäischen Ideen sich verständlich machen will, geräth in ein Labyrinth, aus dem er sich nicht zurechtfindet, und er kann am wenigsten Andern einen Zwirnknaul in die Hand geben, um danach in den Irrgängen zu wandern ... Ich gebe nur ein Miniaturbild, in dem aber das lebende Original in Lebensgröße kenntlich sein wird. Ich gebe Thatsachen, meist öffentliche, Eigenerlebtes, und wo ich nicht selbst Zeuge war, schöpfte ich aus Quellen von Berghöhen und in Thalgründen, krystallhell und nur Wenigen zugänglich. Ich berühre aber auch Vieles, was an die große Glocke gehängt ist ... Der gute Mensch misdeutet nicht absichtlich. Aber auch dem Besten rufe ich bei seiner Beurtheilung Rußlands zu: „Trenne das Oberhaupt von den ausübenden Dienern seines Willens!" Nur bitte ich meinem Zurufe keine Lobhudelei unterzulegen ... Wenn die Großen manchmal nicht so sind wie sie sein sollten, wer ist schuld? Sie oder die Kriecher? Wenn die Frohnfuhren, von eigener Infamität auferlegt, aufhören, so wird nach dem Schmatzen auch das Kratzen ein Ende nehmen.

Wir haben den Verf. sich selbst über Zweck und Inhalt seiner Schrift aussprechen lassen, weil wir glauben, so am besten seine Tendenz, seinen Humor, seine Befähigung zu der unternommenen Darstellung zu charakterisiren. Unter den drei deutschen Schriftstellern, denen er den wahren Blick für das Russenthum zuerkennt, dürfte aber wol nur Arndt eine Autorität sein. Dieser ruft den Deutschen zu:

Die russischen Entwürfe und Umtriebe müssen mit rastloser Aufmerksamkeit beobachtet und verfolgt werden.

Aber er rief auch dem deutschen Volke in seiner Rede 1813, wo er über die Befreiung vom französischen Joche jubelt, zu:

Wehe aber Denen, welche jetzt nicht fühlen, daß ein deutsches Vaterland ist ... Wehe auch allen deutschen Buben und Verräthern, die noch mit den Fremden zetteln und spinnen!

Ferner heißt es (I, 9):

Wir treten bei den Russen in eine ganz eigene Welt. Einer Nation wie sie, so durchgängig tief bis in das Wesen des Charakters unähnlich der unserigen und den übrigen Völkern Europas, einer solchen Nation war es möglich, die Porträtähnlichkeit mit seinen Verfahren aus Jahrhunderten nicht zu verändern und den Fortschritten ihrer Nachbarn zuzusehen, ohne einen Reiz zu Achtung oder Nacheifer zu fühlen, weil die Grundlage nicht vorhanden war, auf der auch sie hätte fortbauen können. Erst spät trat sie auf die Stufe der Nachahmung. Und thut Nachahmung etwas Anderes als fortbauen? Zu großen Änderungen versteigt sie sich nicht. Hier und da setzt sie nur Etwas zu, schneidet dort etwas Übelgeformtes ab oder fügt es wol gar zu ... Die Russen sind eine Nation, die mit Asiens Gewohnheiten nach Europa gekommen ist und sich durch List, Fäuste und Opiate nicht nur bei uns festgesetzt, sondern sich in die Gauen Deutschlands schon ein Stück vorgeschoben hat.

Der Verf. geht dann die verschiedenen Schriften über Rußland durch und gelangt so zu dem Werke des Marquis v. Custine und seiner Wirkung im Auslande und besonders in Rußland, fertigt die darüber erschienenen Schriften kurz ab und kommt auf die Anzeige dieser Schriften in den „Blättern für literarische Unterhaltung". Wir erwähnten Dessen im Eingange der gegenwärtigen Anzeige. Sollen wir uns auf seine Parteipolemik, denn das ist sie, einlassen? Das lohnte wol! Ref. hat behauptet, daß Hr. Marquis v. Custine Rußland, und besonders Petersburg, vom einseitig aristokratischen, einseitig höfischen, einseitig römisch-katholischen, einseitig architektonischen und vom Standpunkte ungemessener Eitelkeit aus aufgefaßt habe. Glaubt der Verf., daß er ihn widerlegt habe? Oder glaubt er, die Hand aufs Herz, daß er ihn widerlegen könne? Einseitigkeit enthält nun wol Wahrheit, aber nicht die ganze: und Das war es, was Ref. bemerkbar machen wollte, und darum ließ er auch den Gegenstimmen ihr Recht und erkannte in der des Hrn. v. Tolstoi, den er damals nicht als den Verf. der Schrift „Ein Wort über Marquis Custine's Rußland im Jahre 1839" kannte, den geistreichsten und insofern siegreichsten Kämpfer unter Denen, die für ihr Vaterland stritten; und wir glauben, unsere Leser werden darin einstimmen. Und was die Glaubwürdigkeit des Hrn. Marquis betrifft, so hat es sich mehrfach herausgestellt, daß es gerade kein Verbrechen ist, nicht auf jedes seiner Worte zu schwören. Alle Andeutungen und Consequenzen des Verfassers, Re-

ferenten zu verdächtigen, weisen wir als nicht zutreffend und seiner unwürdig zurück. Die Schrift selbst ist in mehre Abschnitte mit eigenen Rubriken getheilt.

Der erste Band beschäftigt sich noch nicht mit Rußland selbst unmittelbar. Die „Erinnerungen aus Ostpreußen" geben ein getreues und geistreiches Bild von der Stimmung daselbst, als die Russen und Franzosen dort hausten. Der Verf. streifte an Polen hin und konnte dem Drange nicht widerstehen, alte Universitätsfreunde wiederzusehen. Dieses Wiedersehen begeistert ihn zu einem Lobgesang über Polen, wie wir deren von unsern jüngern Männern viel mal haben anstimmen hören, ohne daß wir gerade in jede einzelne Strophe einstimmen konnten, so groß auch unsere nicht unthätige Theilnahme an dem traurigen Schicksale, — nicht der ritterlichen Adelsrepublik (das Volk, der Sklave, zählte nicht, eher noch die Juden), wol aber an dem traurigen Schicksal Einzelner ihrer edeln Söhne sein mochte, und an dem fürchterlichen Schauspiel einer hingemordeten bedeutenden Nationalität. Alle riethen unserm Reisenden ab, allein seine Reiselust war unüberwindlich und er hatte einem russischen Fürsten, der ihn eingeladen hatte und ihn sehnlich — zu welchem Behufe erfahren wir nicht, zu einem bloßen Besuche nicht, Das ist wol erkennbar — erwartete, sein Wort gegeben. In Königsberg hatte er auf der russischen Paßkanzlei das seltsame Abenteuer, daß seine Legitimationspapiere mit denen reisender Handwerksbursche durch die Einfalt eines russischen Schreibers mit einem Orden im Knopfloche (einem der uns wohlbekannten Tschinownike) von Grobheit begleitet verwechselt wurden, was diesem vom Chef der Kanzlei derbe Zurechtweisungen zuzog. In diesem Chef fand unser Reisender das Gegenstück jenes Tschinowniks, einen ebenso gebildeten als humanen Russen höhern Standes, der ihm allen Vorschub leistete. Auf der Reise von Polangen nach Petersburg hatte er verschiedene russische Abenteuer zu bestehen. Mitau und Riga hatten seinen verdienten Beifall in ihrer gebildeten Lebensweise. „Petersburg." Schade um das Werk, daß dieser Abschnitt der in Galle getauchten, von Leidenschaft geführten Feder des Verf. enttropft ist: er könnte jeden Kundigen leicht verleiten, das Ganze für ein absichtliches Pasquill auf Rußland zu halten und es wegzuwerfen. Der Verf. überbietet noch Custine, Petersburg als Stadt herabzusetzen. Mit Recht ist über die Ekstase des alten unlängst verstorbenen hamburger Domherrn Meyer, der in einem Gnadenrausche durch Petersburgs Gassen taumelte, zu lachen; allein in dem Zerrbilde voll Sarkasmen, das uns hier geboten wird, wird Der, welcher Petersburg mit gesunden Augen gesehen hat, es ebenso wenig als im Custine'schen Bilde wiedererkennen. Wie der Verf. verfährt, kann man ein Tempe in einen wüsten Morast umwandeln. Der Verf. hat sich bei seiner Schätzung zu weit durch den Ärger führen lassen, daß die ruhmredigen Russen Alles bei sich als das Ausgezeichnetste in der Welt anpreisen und beiweitem überschätzen, und feile Schriftsteller darin einstimmen. Er schrieb ja aber nicht für Russen, sondern für Deutsche, und diesen hatte er Wahrheit zugesagt: dies Bild von Petersburg ist keine Wahrheit. Beiläufig wollen wir bemerken, daß Suwarow's Statue auf dem Marsfelde von Martos, einem Russen, ist, und daß also nicht alle Denkmale in Petersburg von Ausländern angefertigt sind, wie der Verf. zu behaupten beliebt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Mancherlei.

Entweder die Begriffe gehen mit dem Menschen durch, oder der Mensch geht den Begriffen durch. Ersteres ist häufiger als das Letztere, obwol man meinen möchte, ein Denker müsse sich nicht unter die Herrschaft der Begriffe, seiner Diener, stellen und könne sich leicht vor solcher Schwäche bewahren. Allein den Geizigen reißt der Begriff des Geldes fort, den Ehrgeizigen und Eiteln der Begriff des Ruhms und des Lobes, den Genußsüchtigen der Begriff des Genusses, ja selbst den Asceten der Begriff von Heiligkeit. Schwerlich bleibt der Einzelne oder ein ganzes Zeitalter frei von gewissen Unterjochungen durch Begriffe, und wenn in der französischen Revolution Freiheit und Gleichheit Losungsworte wurden, so waren es eben die dadurch bezeichneten Begriffe, welche mit den Franzosen durchgingen. Noch heute gibt es Begriffe von Ehre, welche gegen Gesetze und Strafdrohung zum Zweikampf und zum Tode führen, was Jedermann natürlich findet und wenn nicht Feigheit ihn noch stärker beherrscht, wider Willen von ihnen fortgerissen wird.

Wo ist der Held, welcher allen anmaßlichen Begriffen durchginge und zu ihnen spräche: „Weichet von mir, herrschsüchtige Hausgenossen, ich werde euch rufen, wenn ich euer bedarf, euer Platz ist die Gesindekammer, nicht mein Cabinet"! Er ist seltener als ein Selbstherrscher aller Reußen.

Indem die Hegel'sche Dialektik neben den Tugenden auch die Untugenden der Begriffe enthüllt, ließe sich vermuthen, sie sei das rechte Sicherungsmittel gegen unbefugte Begriffsherrschaft und keiner käme zur Gewalt, den sie nicht nach Würden dazu eingesetzt. Allein der Begriff der Dialektik selber ist mit dieser Philosophie durchgegangen und sie wird so strenge von ihm regiert, daß sie den gesunden Verstand beleidigt, den sie nach Sibirien verweist.

Übergänge, d. h. Vertauschung der Begriffsherrschaft, sind nicht unerhört, und sie bilden Epochen in der Lebensgeschichte des Einzelnen wie der Menschheit. Demokraten werden Aristokraten, Heterodoxe orthodox, Allopathie geht über in Homöopathie und umgekehrt. Die Menschen sind in Absicht ihres Denkzustandes zu theilen in Begriffscandidaten und Begriffsapostaten. Jeder Candidat ist gewöhnlich auch ein Apostat, selbst Napoleon war Beides, als er den Consulatbegriff mit dem Kaiserbegriff vertauschte.

Im 18. Jahrhundert wollten die Kirchenschafe nicht mehr geweidet werden, waren also Apostaten dieses passiven Weidebegriffs; im 19. Jahrhundert sind sie Candidaten desselben und ihnen entspricht der active geistliche Gegenbegriff des Weidens. Im 16. Jahrhundert entlief man dem Papstbegriff, im 19. sucht man ihn wieder und ärgert sich ordentlich, wenn er an Macht einbüßt. Wie im 11. Jahrhundert der Begriff von Kreuzzügen mit dem Zeitalter durchging, so im 19. der Begriff von Monumenten. Preßfreiheit geht durch mit dem jungen Deutschland, Censur mit dem alten. Nicht die Menschen befehden sich, denn sie sind nach Puffendorf gesellig und friedliebend, sondern ihre Beherrscher, die Begriffe, raufen miteinander und zeigen dabei eine Hartnäckigkeit, die ihren Unterthanen zu großem Nachtheil gereicht. Quicquid delirant reges, plectuntur Achivi.

21.

Verantwortlicher Herausgeber: **Heinrich Brockhaus**. — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 278. —— 5. October 1846.

Die neueste Literatur über Rußland.

Erster Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 277.)

Der folgende Abschnitt: „Die baltischen Provinzen", ist geeignet mit dem Verf. auszusöhnen. Er enthält für Rußland bittere Wahrheiten; allein es sind, bis auf eine, die wir dahingestellt sein lassen — die vom französischen Standpunkte aus gefaßte Anklage der Trennung des York'schen Corps von Macdonald in der verhängnißvollen Periode von 1812 —, lautere Wahrheiten. Die jetzt so bedrängten Ostseeprovinzen sind in der russischen Krone die bestgeschliffenen kostbarsten Solitaire, mit denen von hirnlosen russischen Chemikern Experimente versucht werden, die nichts Anderes bewirken können, als daß sich die herrlichen Edelsteine im russischen Schmelztiegel verflüchtigen. Griechenland war eine materiell unterjochte Provinz Roms, aber geistig Sieger über Rom; und können sich die Ostseeprovinzen auch nicht mit Griechenland messen, so stehen ihnen gegenüber auch keine Römer. Rußland hat diesen Provinzen in geistiger Hinsicht Viel zu verdanken: es schöpfte daraus seine bedeutendsten Staatsmänner — und seine ehrlichsten. Vielleicht ist Dies gerade der Grund seiner neuern Abneigung. Der Verf. wurde von seinem Protector, der dort Güter hatte, dahin geführt, gerade als die Franzosen gegen Rußland, und zunächst gegen die Düna in Anmarsch waren und man den Übergang über den Fluß und die Belagerung Rigas erwartete. Einen Hauptgrund, daß sich die Russen, trotz aller getroffenen ungeheuern Vorkehrungen, gezwungen sahen sich stets zurückzuziehen und eine Position nach der andern aufzugeben, wodurch sich eine so ungeheure Furcht vor dem Feinde aller Gemeinen bemächtigte, findet der Verf. in der Eifersucht der russischen Befehlshaber gegen die Ausländer, wie einen Barclay de Tolly, den sie selbst als einen Verräther verschrien, was den edeln Kriegshelden bewog den Kaiser Alexander zu bitten, einen Nationalrussen an die Spitze zu stellen. Die Greuel der unmotivirten, fast tückischen Verbrennung der sogenannten reichen Vorstadt Rigas auf des Generalgouverneurs Essen Befehl ist mit den lebhaftesten Farben geschildert. Essen wurde abgesetzt und Paulucci trat an seine Stelle. Hier findet der Verf. Anlaß, des hochherzigen rigaischen Hauptpastors Sonntag ehrenvoll zu erwähnen, welcher der Willkür der weltlichen Gewalt mit Würde und Erfolg entgegentrat. Die Geschichte und Beurtheilung der Universität Dorpat, die planmäßig zu Grunde gerichtet wird, ist zwar nicht neu, aber höchst interessant. Es ist wol nicht zu tadeln, daß die Regierung darauf dringt, daß ihre künftig in Dorpat gebildeten Beamten der russischen Sprache zum Gebrauche mächtig sein sollen; allein die Foderung, daß die Professoren wenigstens eines ihrer Collegien in russischer Sprache lesen sollen, die noch zu wissenschaftlichen Vorträgen gar nicht die erfoderlichen Ausdrücke hergibt, ist an sich ohne Sinn und versetzt der Universität den Todesstoß. Des Verf. Urtheil über die Religionsbedrückung und Rekrutirung in den Ostseeprovinzen, deren Folgen auch trotz aller Privilegien bald an die lutherische Confession kommen wird (oder bereits gekommen ist), ist gesund und das Bild der Lebensweise in diesen Provinzen, wo es von Reval heißt: „Heiterkeit und ungezwungener sittlicher Ton zeichnet es besonders aus. Ich zweifle, daß sich in dieser Hinsicht ein Ort in Deutschland mit ihm messen kann", ist wahr und interessant: anheimelndes deutsches Sein, wenngleich durch den Russicismus übertüncht. Wird es sich gleich den übertünchten Gemälden des Mittelalters unter der Tünche erhalten und vielleicht einst von dem Anwurf befreit in der eigenen Färbung wieder hervortreten? Der Verf. sagt in dieser Hinsicht (I, 256):

> Daß die baltischen Provinzen nach und nach verrussen müssen, daran ist nicht zu zweifeln, wenn die Winde vom Eismeer die vorherrschenden bleiben und die Saaten durchwehen. Jedes Jahr wälzt neue Ballen mit Verordnungen hinein. In den Handelsstand, Lehrstand, Beamtenstand schiebt Petersburg Russen, die desto brutaler sich breit machen, je mehr sie unterstützt werden. Viele deutsche Söhne kehren aus dem Militairstande in ihre Heimat mit deutschem Wesen zurück, viele bringen den russischen Dünkel sammt all seiner widrigen Adjutantur mit und befördern unwillkürlich russisches Streben. Das Begehren nach russischen Verzierungen, sonst unbekannt, wird reger. Die Zeiten, wo ein von H., an dessen Verdienste um seine Provinz die russische Regierung glaubte auch ein Ordenchen hängen zu müssen, sich öffentlich weigerte, dies Zeichen der Belohnung seines Werthes anzulegen und mit dem Tschinownik-Schreiber oder Fähndrich einerlei Geltung und Auszeichnung zu haben, die Zeiten sind nicht mehr ... Der Adel, besonders in Estland, ist nicht durch Verschwendung, sondern durch russisch zärtliche Einmischung in das Wohl seiner Provinzen bedeutend ärmer geworden. Seine Besitzthümer gehen

in die Hände reichgewordener Handwerker, die, an Bildung schwächer, ohne Gesammt- und Vaterlandsinteresse, ohne Zusammenhalten als Corporation, dem Russicismus weder Widerstand leisten können noch mögen, weil sie gegen den Adel absichtlich begünstigt werden und eine Schwächung des Adels im Egoismus der Autokratie liegt ... Graf Benkendorf war ein Esthländer. Durch das Gewicht bei zwei Kaisern war es ihm möglich, russischen Einfluß auf die Provinz seiner Geburt noch in Schranken zu halten. Sehr rechtschaffene Deutsche des alten Adels aus diesen Provinzen stehen in Petersburg noch an der Spitze russischer Verwaltung, sind in des Kaisers Gefolge; aber theils zu weit in das russische Interesse gezogen, theils durch das aufgethürmte Übergewicht desselben verhindert, kann ihr bester Wille zu keiner gegenwirkenden Kraft mehr werden... Der junge, durch metallene Verdienste geschaffene Adel vermag seinen Glanz- und Stützpunkt nur in Petersburg zu finden: er schließt sich an die russische Influenza; in der Nähe wollen weder Güter, noch Parks, noch Treibhäuser den Heringsschwanz verdecken ... Die Söhne des ärmer gewordenen Adels sind genöthigt eine Laufbahn sich in Rußland zu eröffnen, und wenn von Denjenigen derselben, die sich dem Tschinownikthume hingeben, noch eine unversehrte, frühere, edle Gesinnung übrig bleibt, so darf man es unter die Wunder zählen ... Aus den Marken der Deutschen an der Ostsee ward keine Lyra Venusiums gehört, Keiner war dort, der von der Natur der Götter, dem Verhängniß wie Jener in Tusculums Schatten schrieb; aber viel Biederkeit herrscht, viele Thäter der Pflichten und Wächter der Ehre sind da, und mancher Klang geistigen Herzens verschönt das Leben.

Armes, unglückliches, preisgegebenes Deutschthum!

(Die Fortsetzung folgt.)

Zur Tagesliteratur.

Nachdem die Glaubenskriege in Deutschland in dem Westfälischen Frieden ein Ende genommen und neben der katholischen Kirche besonders zwei Gesellschaften reformirter Confession Platz gefunden hatten, begann in diesen ein gelehrter Glaubensstreit und die historische Kritik, die Dogmen aufzulösen und das Bekenntniß schwierig zu machen. Die Philosophie des 18. Jahrhunderts that das Ihrige zur Aufklärung der Menge, und die von einer deutschen Staatsregierung anbefohlene Union jener beiden voneinander getrennten Confessionsgesellschaften das Ihrige zur mechanischen Durcheinanderwerfung. So ist es denn gekommen, daß die Glieder der protestantischen Gesellschaften mit ihren Bekenntnissen ihre reale Gemeinschaft, ihre Kirche, verloren haben. Auf Grund dieser Wirklichkeit haben sich in ihnen zwei Parteien gebildet. Die eine ist unablässig darauf bedacht, den Proceß der Trennung durch die Einwirkung der Freiheit des Geistes zu steigern; die andere sucht Einigung durch das bindende Mittel einer von der Politik der Staatsregierungen freien protestantischen Kirche. Aber wie es den Gedanken des Tages zum Schmucke gereicht, sie flattern auch auf leichtbeschwingter Psyche von dem Boden der Wirklichkeit weg in das ewigblühende Reich der Träume. Es wäre eine täppische Kritik, solche Erscheinungen einzufangen; es genüge ihr, darauf hinzudeuten, um so mehr, als jetzt auch die Träume theologischer Doctoren eine deutsch-nationale Färbung haben, welche gewiß aus vielen Gründen zart zu behandeln ist. Zu den Schriften dieser Gattung gehört:

1. Der deutsche Kirchenbund zum Christenthum der Eintracht, im dritten Jubeljahre des Beginnes deutscher Glaubenskriege mit vier Friedensworten zur Besprechung gegeben von Friedrich Böttcher. Dresden, Adler und Dietze. 1846. Gr. 8. 7½ Ngr.

Nicht in Einheit von Glaubenssätzen und Formeln einer Partei, oder in einer deutschen Nationalkirche unter dem unsichtbaren Dome einer Glaubensformel weitester Fassung, eines geringsten Maßes des Glaubens, getragen von dem fortschreitenden Boden der religiösen Durchschnittsbildung der Zeiten, die zu finden eine religiöse Arithmetik erfunden werden mag; auch nicht in einer kirchlichen Universalmonarchie oder einem souverainen christlichen Staate — ist die Einigung zu suchen, sondern darin, daß „an die Seite des Staatenbundes ein Kirchenbund trete, soll anders die deutsche Nation dahin gelangen, den ihr gebührenden Rang in der Weltgeschichte einzunehmen". Dieser Kirchenbund soll nun auf das Trachten nach dem Reiche Gottes und seinem Aufbau unter uns, in gemeinsamem Wirken, soweit es aus unbestritten gemeinsamem (?) Denken fließt, und in Verbrüderung gläubiger Gesinnung gegründet werden. Aber zu solchem Kirchenbunde müßten doch unzweifelhaft alle Deutsche gehören, nicht blos die Vorsteher und Regierungen der Staaten und Kirchen; er würde also nicht an die Seite, sondern an die Stelle dieser treten; es wäre die Vereinigung unsers Volkes zum Beten, was die Andern höchst wahrscheinlich nicht übelnehmen werden. Aber gewiß, es wäre eine Bereicherung unserer Literatur, wenn auch wir an den Ufern der Newa oder der Seine sitzen und an Zion gedenken könnten, Klagelieder dichtend. Sind wir doch nach dem Verf. nur ein Dichter- und Denkervolk, dem der Himmel übrig gelassen worden. Aus diesem Hocken am Spinnrade des Himmelreichs wird unsere Achtung vor der Welt kommen! Gott gebe seinen Segen! Fahre wohl, liebes Buch, du hast einen wunderbaren Sang; wir glauben nur nicht recht daran. Wir wollen doch als Volk lieber an der Wirklichkeit unserer Staaten festhalten und in diesen unserer Geschichte gemäß handeln. Fliegen wir darüber hinweg, klingt's über uns recht schön; aber es hilft uns Nichts, am allerwenigsten wenn wir uns in das in Bezug auf den Staat geheime Thun unsers Gemüths verkriechen. Und wie? Jenes Trachten nach dem Reiche Gottes, die Seele des fraglichen Kirchenbundes, ist dieses angeboren? Es wird zuerst gelehrt, dann erfahren, dann unterstützt und geübt. Von wo soll nun Lehre und Hülfe kommen? Also neben dem Kirchenbunde Aller wieder der geistliche Theil der Kirche, und wir sind so klug wie zuvor. Endlich aber ein unbestritten gemeinsames Denken, aus dem ein gemeinsames Wirken fließt, ist geradehin eine Unmöglichkeit, wenn die Denkenden frei sind; jenes Denken ist nur eine Aufgabe des Jesuitismus, und der deutsche Kirchenbund soll doch nicht dahin sich neigen? — Wir reihen an dieses Buch:

2. Die Kirche der Zukunft. Ein Beitrag zur Verständigung über die Glaubenswirren der Gegenwart, von A. Gemberg. Berlin, Schultze. 1846. Gr. 8. 10 Ngr.

Nach einer Skizzirung der kirchlichen und Bekenntnißparteien und -Fractionen erfahren wir, daß die Kirche der Zukunft mit ihrem Bekenntnisse versöhnend in die Mitte treten solle, nicht in der Halbheit eines gemachten abstracten juste-milieu, vielmehr aus dem vollen Gemeindebewußtsein heraus. Das Dogma binde nicht das Gewissen, es sei nur sein Kern, die biblische Glaubenssubstanz, welche die Formel als Hülle umschließt und wahrt, zum Bewußtsein und ins Leben zu bringen. Das Symbol bezeuge die Nothwendigkeit wie der Entwickelung so der individuellen Glaubens- und Lehrfreiheit. In der Kirche sei Raum für Alle, die in Demuth, auch im abgeschwächtesten (?) Sinne, Gottes Gemeinschaft durch Christum suchen, die, wie schwach auch im Wissen, wie matt im Bekennen, wie anscheinend indifferent, christlicher Gesittung nachstreben, treu in der Abwartung ihres Berufs, gewissenhaft in der Erfüllung ihrer Pflichten, unsträflich nach dem Gesetz. Aber zu principieller Gestaltung dieser (sehr subtilen und sehr geduldigen) Kirche wäre es noch lange Zeit; denn der durch die Wissenschaft bewirkte Abfall vom christlichen Glauben sei durch die wiedererwachte christliche Wissenschaft beiweitem nicht so neutralisirt, daß das Gemeindebewußtsein auch nur von dem Principe und der Substanz der christlichen Wahrheit durchdrungen wäre. Es sei nur

von Seiten des Kirchenregiments auf dem eingeschlagenen Wege milder Weisheit zu beharren, das Recht freier Entwickelung nicht zu beengen, der Subjectivität, nur mit Beseitigung notorischen Ärgernisses, weiter Raum zu gewähren, an der Augsburgischen Confession aber als der objectiven Grundlage der Kirche festzuhalten, sodaß man als Ziel der Entwickelung Das im Auge behalte, daß die Kirche ihren Glauben, ohne den Inhalt und die Bedeutung, so er von jeher hatte, zu versehren, in vollendeterer wissenschaftlicher Fassung darzulegen befähigt werde. Soweit der Verf. Wir wollen nur fragen: Wie nun, wenn die gestaltende christliche Wissenschaft niemals Gemeindebewußtsein und Kraft der Gemeinde wird? Und aller Anschein ist hierfür, da theologische Gelehrsamkeit und deutsche Schulphilosophie in den Inhalt jener Wissenschaft hinüberfließen müssen, um ihn erst recht tief zu füllen. Aber die christliche Kirche ist nicht Object, sie ist Subject, Person. Lehret! rief Christus den Aposteln zu, nicht fragt und unterhandelt, wie man gern wähnen möchte. Die Gemeinde hat nur das Recht, Lehre und Hülfe, die geistliche That der Kirche zu verlangen, nicht diese zu geben. Darum lehret wenn und wie ihr es wißt, und helfet wenn und wo ihr könnt, so lange es noch Tag ist, aber spitzt nicht allerlei Zukünftiges zu oder schlagt es breit; das ist doch nur der Traum eurer Freiheit — möchten wir den Kirchenverbesserern durch Bücher zurufen.

Zu den die Tagesliteratur sehr bereichernden Bestrebungen im Lebenskreise der deutschen evangelischen Gemeinden gehört auch die Opposition gegen die sogenannte preußische Consistorialkirche, zu welcher die preußische Union den Grundstein durch ihre regiminale und bureaukratische Entstehung gelegt habe. Hierüber verbreitet sich:

3. Theologisches Gutachten in Betreff der preußischen Union mit besonderer Rücksicht auf einen speciellen vorliegenden Fall. Ein Sendschreiben an D. G. in H. von A. G. Rudelbach. Leipzig, Fritzsche. 1846. Gr. 8. 3 Ngr.

Alle Kirchenfreiheit neben der Union erscheine nur als zeitweilige Concession, die unter veränderten Umständen wieder zurückgenommen werden könne. Durch die sogenannte Deutsch-evangelische Conferenz in Berlin und die Generalsynode sei die Union in das Stadium ihrer Verwaltung gelangt, daß sie sich als identisch mit der evangelischen Kirche Deutschlands oder wenigstens als ein nothwendiges Entwickelungsglied derselben betrachte. In Preußen selbst aber hatten den Widerstand der Ausdauer Diejenigen geübt, welche der alten reinen lutherischen Kirche treu bleiben wollten. Nachdem sie bekanntlich neuerlich concessionirt worden, hat sich von einem gewichtigen Mitgliede derselben folgende Stimme vernehmen lassen:

4. Über den Sinn der „Generalconcession für die von der Gemeinschaft der evangelischen Landeskirche sich getrennt haltenden Lutheraner vom 23. Juli 1845". Von Ph. E. Huschke. Breslau, Max und Comp. 1846. 8. 5 Ngr.

Mit verzeihlichem Stolze wird ausgeführt, daß die verschiedene geschichtliche Entwickelung der sogenannten evangelischen Landeskirche und der lutherischen Religionsgesellschaft im Verhältniß zum Staat auf einen wichtigen Unterschied führe. Die erstere sei in den Verfassungsorganismus des Staats selbst verwoben. Ihre Behörden seien königliche; die Gesetzgebung über sie und über das ganze kirchliche Gesammtleben, soweit es in das äußere Rechtsdasein eintritt, stehe dem Staate zu. Die ganze Verfassung der lutherischen Religionsgesellschaft ruhe dagegen in dieser selbst; ihre Behörden seien lediglich kirchliche und ständen blos unter den kirchlichen Vorschriften.

Ein thätiger Widerstand ist durch Julius Rupp in Bewegung gesetzt worden. In der Schrift:

5. Die Symbole oder Gottes Wort? Ein Sendschreiben an die evangelische Kirche Deutschlands von Julius Rupp. Leipzig, O. Wigand. 1846. Gr. 8. 4 Ngr.

fragt er: „Wollt ihr die Kirche der Hengstenberg'schen Kirchenzeitung und des königsberger Consistoriums oder die freie evangelische Kirche? Wollt ihr die Kirche des königsberger Consistoriums, das jeden Prediger entsetzen muß, der auf Grund der Heiligen Schrift gegen die Satzungen der Symbole predigt, oder wollt ihr die freie evangelische Kirche, die nicht zweien Herren dienen kann, sondern das Evangelium ihr einziges Gesetz nennt und jeden Geistlichen als den ihrigen erkennt, der auf Grund des Evangeliums gegen die Symbole predigt?" Die Symbole seien nur Zeugnisse, theuer und werth als Denkmale von dem Glaubensleben und den Glaubensthaten Derer, die vor uns auf ihre Weise für die Wahrheit Zeugniß abgelegt. Nur der Glaube an die Offenbarung, an das Wort Gottes in der Schrift, sei das Grundgesetz der evangelischen Kirche; und diese Offenbarung sei einfach und klar, sie heiße: Gott ist die Liebe.

Wenn nun Rupp Stimmen aus der evangelischen Kirche über seine Angelegenheit zu vernehmen verlangte, so hat diesem Wunsche entsprochen:

6. Das Athanasische Glaubensbekenntniß, der Pastor Rupp und das Consistorium zu Königsberg. Eine Stimme aus der evangelischen Kirche. Von Karl Eduard Reineck. Berlin, Bethge. 1846. Gr. 8. 3 Ngr.

Sowol Rupp als auch Alle, die seine Amtsentsetzung verfügt, wären im Irrthum, weil das Athanasische Bekenntniß keine Bekenntnißschrift, sondern eine Glaubensschrift und als solche nicht verbindlich sei. Wir wollen nicht weiter untersuchen, inwiefern der Verf. wiederum mit diesen Definitionen im Irrthume sei; aber das Komische am Schlusse der Schrift wollen wir hervorheben: „Wird nicht dazugethan, daß die evangelische Kirche zuerst ein neues Glaubensbekenntniß bekommt, so wird der Bruch in derselben groß, schrecklich werden. Es steht nicht Mehr und nicht Weniger auf dem Spiele als das deutsche Volk selbst. Nun Gott weiß es am besten, und die Deutschen, als Diejenigen, welche am meisten von Gott wissen, sollten doch füglich auch Das wissen, daß die Völker auf ganz andern Grundlagen stehen und gehen als auf Glaubensbekenntnissen. Indeß jeder Vogel hat seinen Sang; wer mag es ihm wehren, es schadet ja Nichts."

Keine andere Beachtung verdient:

7. Mein Glaubensbekenntniß in unbefangener Huldigung der Wahrheit und des Lichts. Niedergeschrieben von Funk. Vorgetragen in der neuprotestantischen Gemeinde von Rupp in Königsberg. Leipzig, Friese. 1846. 8. 4 Ngr.

Bemerkenswerth ist unter Anderm für die Bedeutung der Schrift, daß der Verf. sagt: er glaube, daß auch menschliche Einrichtungen und Handlungen heilig zu schätzen sind, insofern sie dem reinen Liebesgebote Gottes entsprießen oder demselben entsprechend als Träger der Ordnung für die Verhältnisse des irdischen Lebens in diesem vernunftgemäß sich als nützlich bewähren. Zu solchen heiligen und nützlichen menschlichen Einrichtungen und Handlungen wird nun gezählt: gutes Regiment durch Volksvorstände, Gebet, Ehe, Taufe, Abendmahl, Hinübergang durch den Tod, Gottesdienst! In der That, man möchte rufen: Bleibe bei deinem Leisten! Es ist eine gute Probe von der constituirenden, christlich bewegten Vernunft.

In dem

8. Offenen Briefe an das Consistorium zu Königsberg von Julius Rupp. Zugleich als Antwort für die „Stimme aus der evangelischen Gemeinde" und für den Professor der Rechte Heinrich Fr. Jakobson. Leipzig, O. Wigand. 1846. Gr. 8. 5 Ngr.

vertheidigt sich der Verf. gegen Circularverfügungen des Consistoriums in seiner Angelegenheit und Angriffe gegen die neue Gemeinde. Es ist hier nicht der Ort, Berechtigungen zu Handlungen und Thatsachen, zumal deren Anfänge, kritisch zu prüfen und in Frage zu stellen. Das Leben ist ihr Richter. Aus

demselben Grunde enthalten wir uns des Urtheils über Predigten derselben Richtung, die uns von Detroit vorliegen. Es wäre Thorheit, diese als Muster der Kunst anzusehen, und so nur könnten sie hierher gehören.

(Der Beschluß folgt.)

Literarische Notizen aus England.

Staatswissenschaftliches.

Zu den interessantesten neuern Erscheinungen auf dem staatswissenschaftlichen Gebiete gehört Lord Henry Brougham's Werk: „Political philosophy" (3 Bde., London 1842—44). Der Einfluß der verschiedenen Regierungsformen auf die menschlichen Angelegenheiten kann historisch, theoretisch oder praktisch betrachtet, oder mit andern Worten, zum Gegenstande einer Geschichte, einer Wissenschaft oder einer Kunst gemacht werden. Lord Brougham hat diese drei Methoden vereinigt und ist daher genöthigt gewesen, den Gegenstand dreier Abhandlungen in eine zusammenzudrängen. Dies hat demnach sein Werk vollständiger im Umriß und weniger vollständig im Detail gemacht, und mithin den Zusammenhang und die Cohäsion der Theile desselben geschwächt. Der beiweitem größte Theil dieses Werkes ist rein historisch. Von den 20 Capiteln des ersten Bandes sind die zehn letzten der Geschichte des Königthums in Frankreich, Deutschland, Italien, Spanien, Portugal, Dänemark und Schweden gewidmet, und der größte Theil der übrigen Capitel handelt von der Geschichte der asiatischen Gewaltherrschaften (Despotismus) und von dem Feudalsystem. Der zweite Band enthält 28 Capitel, von denen blos die sechs ersten von der Natur und den Folgen der aristokratischen Regierung handeln; die übrigen 22 enthalten die Geschichte von den Aristokratien Polens, Ungarns, Roms, des alten Griechenlands, des neuern Italiens und der Schweiz. Der dritte Band enthält 35 Capitel, von denen die ersten 21 von der Demokratie und der gemischten Regierungsform handeln, und die übrigen enthalten die Geschichte von England, den Vereinigten Staaten, Frankreich, Holland, Belgien und der Schweiz. Überall sind Untersuchungen über den Einfluß der verschiedenen Regierungsformen auf menschliches Glück eingeflochten, und oft, nachdem der Verf. die Mängel existirender Institutionen nachgewiesen, gibt er auch die Mittel zu ihrer Abhülfe an. Der historische Theil des Werkes ist mit vieler Gelehrsamkeit und vielem Scharfsinn ausgeführt und enthält manche glänzende und klare Zusammenstellungen, manche treffende Vergleichungen und Contraste und viele schätzbare sowol geschichtliche als politische Kritik. Nicht minder interessant und belehrend ist der raisonnirende oder wissenschaftliche Theil, wenn wir auch nicht jede Ansicht des berühmten Lords unterschreiben möchten. Übrigens geht er, wie die politischen Schriftsteller Englands und Frankreichs gewöhnlich zu thun pflegen, von evidenten Voraussetzungen und möglichst klaren Begriffen aus, geschöpft zum Theil aus den Anerkenntnissen des gesunden allgemeinen Menschenverstandes, zum Theil aus bewährten Erfahrungen oder aus unbestreitbaren, wenn auch tieferliegenden Vernunftwahrheiten. Dabei hat seine, haben ihre Lehren eine rein praktische Tendenz, sind vom Schulstaub subjectiver Theorien sowie vom Doppelsinn, von eitlem Wortschwall, von gelehrter Affectation frei und der Anwendung aufs wirkliche Leben ohne künstliche Deutung empfänglich. Dies kommt daher, daß in England und Frankreich meistens nur Staatsmänner, d. h. ins öffentliche Leben durch eigene thätige Theilnahme Eingeweihte, über Politik und Staat schreiben. Bei uns Deutschen verhält sich Dies oft anders. Die meisten Lehrer der Staatswissenschaften in Deutschland durchwandern, um zur Lösung der dem ewigen und allgemeinen Rechte angehörigen Fragen, sowie der eine allseitige Verständigung fodernden politischen Probleme zu gelangen, entweder die Irrsale einer dunkeln Metaphysik, oder ergötzen sich an den Spielen einer rein subjectiven, in jedem Kopfe wieder andere Gebilde zeugenden Phantasie, oder sie verhüllen endlich den einfachen Sinn nächstliegender Wahrheiten in seltsam klingende Phrasen und pretiöse Verkünstelung.

Biographisches.

Vor kurzem ist in London in zwei Bänden erschienen: „The life and correspondence of Thomas Arnold", von A. P. Stanley, und vom englischen Publicum mit dem größten Beifall aufgenommen worden. Vor wenigen Jahren war der geistreiche, gelehrte, edle und hochgesinnte Mann misverstanden, gemißdeutet und geächtet. Besonders zeichnete sich der Erzbischof von Canterbury als sein Verfolger aus, und der Haß der Geistlichkeit von der Hochkirche war so groß, daß selbst das damalige Whig-Ministerium es nicht wagte, ihn zu dem ihm gebührenden Platz als Professor zu erheben. Der barbarische Lärm, der ihn umgab, war so viel von Martyrthum als moderne Verfolger wol zu sehen hoffen konnten, und die ihn schmähten, verfolgten und ausstießen, glaubten Gott einen Dienst damit zu thun. Doch blieb Dr. Arnold ungebeugt und ließ weder Muth noch Hoffnung sinken, daher ist sein Lob jetzt in Aller Munde. Ob er in seinen Plänen zu einer bessern Kirchenverfassung, die ihm so viele Feinde zugezogen, recht oder unrecht hatte, kann uns hier ziemlich gleichgültig sein. Andererseits sind wir überzeugt, daß keine neue, diesen Gegenstand betreffende Wahrheiten entdeckt werden können, die wir halb so nöthig haben als das sich uns jetzt darbietende Schauspiel unzähliger Menschen von den verschiedensten Ansichten, die sich vor seinem christlichen Wandel und seiner edeln Natur in Ehrfurcht beugen. Eine partielle Reaction hatte kurz vor Arnold's Tod angefangen, die größtentheils durch seine Zöglinge bewirkt wurde. Diese kamen unmittelbar von ihm nach der Universität zu Oxford und brachten in ihrer Liebe und Anhänglichkeit zu ihm und in ihrem musterhaften Betragen das beste und unzweifelhafteste Zeugniß zu seinem Gunsten. Seine persönliche Gegenwart an der letztgenannten Hochschule als Professor der Geschichte hätte mit der Zeit noch mehr wirken müssen. Aber kaum war er auf diese neue Bahn eingetreten, als sein Tod dem Hrn. Stanley, einem Freund und Schüler, die Gelegenheit darbot, den fleckenlosen Charakter seines Lehrers durch eine treue Darstellung seines Lebens zu vertheidigen. Wenige Personen von Dr. Arnold's Stand sind so Viel vor den Augen des Publicums in ihrem Leben und auf so vielen Bahnen gewesen. Er war der erste englische Herausgeber von Thukydides und der Erste, welcher Niebuhr's „Römische Geschichte" bei den Engländern Eingang verschaffte. Er war auch 14 Jahre lang der erste Schulmann in ganz England, und das — was am schwierigsten ist — bei einer öffentlichen Schule. Und fast während dieser ganzen Zeit hatte er auch zu kämpfen gegen die neue Form oxfordischen Pfaffentrugs, welcher (ebenso listig als kühn) die gegenwärtige Generation in Verwirrung und Bestürzung gebracht, indem er die Reformation herabzuwürdigen und Zwietracht in die Kirche Englands zu säen noch fortwährend bemüht ist. Unter der einen oder der andern dieser Benennungen als Gelehrter, Schulmann oder Polemiker war Dr. Arnold ziemlich allgemein bekannt, während Das was an ihm am meisten gekannt zu werden verdiente (was er wirklich als Mensch war) außer dem engen Kreise seiner Familie und seiner Schule nur von Wenigen richtig erkannt wurde. Erst nach seinem Tode hat man seinen ganzen Werth verstehen und schätzen gelernt. Sein Thukydides, seine Vorlesungen über die Geschichte, seine geistlichen Reden und seine gemischten Schriften sind alle Beweise von seinem Geist, seinen Kenntnissen, seiner Fähigkeit und seinem Edelsinn. Doch wiegt die Geschichte seines Lebens sie alle auf, indem sie ihn uns in der ganzen Reinheit und Größe seines der Menschheit Glück und Heil bezweckenden Strebens darstellt. 31.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 279. —— 6. October 1846.

Die neueste Literatur über Rußland.

Erster Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 278.)

Der zweite Band dieser Schrift beschäftigt sich mit den Brandflecken Rußlands: 1) „Knechtschaft"; 2) „Bureaukratie. Öffentliche und geheime Policei"; 3) „Justiz". Wir vernehmen im ersten Abschnitte die Sprache eines warmen, für Menschenwohl glühenden Herzens und schauhafte Schilderungen nach dem Leben. Zwar ist das Volk durch den despotischen Druck seiner Herren, seiner Besitzer, verdummt, stumpfsinnig und verthiert; allein ungelehrig, unzugänglich der Vernunft ist es nicht. Der Verf. sagt (II, 10):

Ich habe den russischen Bauer wie ein Gewohnheitsthier [illegible] Grade gesehen, daß er sich von dem Hunde kaum unterschied, der bei einem Katholiken aufgewachsen war und der, [illegible] Protestanten verkauft, Freitags kein Fleisch anrühren wollte. Ich habe auch den Bauer in Rußland gesehen, der [illegible] Menschsein fühlte. Er konnte fehlen gegen die Ordnung, [illegible] er [illegible] sich nie gegen die Regierung seines Landes [illegible] Er weiß, daß er dem Befehl Gehorsam schuldig ist, [illegible] Gesetze kennt er nicht: er hat Dies bewiesen bei allen [illegible] Die Stimme des Volkes kennt, woher die Bedrückungen kommen. (Ref. gesteht, daß ihm der logische Zusammenhang hier nicht ganz einleuchtet.)

Der Verf. führt selbst aus der Zeit der Cholera Beispiele an, wo er so glücklich war, in Petersburg durch vernünftige Vorstellungen auf Massen erbitterter Muschiks [illegible] wirken; er erwähnt dabei der Wirkung der Erscheinung und der kurzen und scharfen Rede des Kaisers Nikolaus auf das, wie auch im übrigen aufgeklärten Europa, durch Unwissenheit misleitete Volk, und sagt [illegible] 15):

Der Kaiser Nikolaus kennt sein Volk, das Volk weiß daß [illegible] Gerechtigkeit will, und am Willen, seine Herrschermacht für eine feste Justiz in seinem Lande zu üben, daran [illegible] es dem Kaiser ganz und gar nicht. Das zahl- und namenlose Unrecht, welches in seinen Grenzen ausgesprochen und ausgeführt wird, geschieht ohne sein Wissen, und ich spreche ihn [illegible] dieser Hinsicht aus vollkommener Überzeugung von jeder Schuld frei, zu welcher der Schein als auf ihm ruhend [illegible]. Ich kann es thun, weil ich durch Beispiele reichlich belehrt bin, wie ihm Dinge zur Entscheidung vorgetragen werden, und welche Fähigkeiten, selbst abgesehen von jedem bösen Willen, sie ihm vortragen ... Ich spreche den Kaiser nicht von Fehlern frei. Organismus und Erziehung influirt auf ihn ebenso wie auf andere Menschen; aber vorsetzlich, aus seinem Willen heraus, geht er gewiß nicht die Wege zum Unrecht. An diesem kräftigen Willen zweifeln hieße behaupten, der Kaiser kenne zwar das Gebot der Principien von Vernunft und Gerechtigkeit, allein er kümmere sich nicht um das Thun ... Das Urtheil der Welt bringt bei allen Männern, die sich bemerkbar machen, die Umstände, die seine Geburt umstanden, seine socialen Verhältnisse und Erziehung in Anschlag. Ein russischer Kaiser kann davon nicht ausgeschlossen sein, weniger wie jeder andere Monarch Europas, weil man geneigt ist ihn für Alles verantwortlich zu machen, was in seinem Reiche geschieht. In gewisser Hinsicht ja; denn wer sich als Führer voranstellt, übernimmt auch die Schwierigkeit und Verantwortlichkeit seiner Rolle. Mais stricte justice n'est pas justice, et il n'y a que l'équité qui soit convenable à l'homme. Möge dieser Ausspruch seiner Großmutter auch bei Beurtheilung des Kaisers Nikolaus gelten.

Trefflich ist die Schilderung, wie der Autokrat von der Wiege an zum Despoten erzogen wird, und dazu kommt nun noch die Servilität, nach dem Verf. „der Chilus, der den ganzen Staatskörper ernährt". Wo ist da Hoffnung? Der Verf. weist nach, wie alle Vorspiegelungen von Aufhebung der Leibeigenschaft nur Täuschung ist. Er sagt (II, 36 fg.):

Beständig hört und liest man von der Stimmung des Oberhauptes, die Leibeigenschaft aufzuheben. Aus Katharina's II. berühmten Instruction für Gesetzgebung wird nur von heilsamen Absichten für das Volk gesprochen. Alexander I. gab den Esthen und Letten die Freiheit. Nikolaus I. schickt seine Ukasen in alle Gouvernements, dasselbe Ziel überall zu erreichen. Ist aus dem Allen schon ein Körnchen Freiheit erwachsen? ... Wo es Freie gab, faßt russische Eroberung sie in Knechtschaft ein. Die Ostseeprovinzen hatten nach heiligen unantastbaren Verträgen Rechte aus den Zeiten ihrer freiern Bewegung. Eins nach dem andern ist ihnen genommen ... Die Leibeigenschaft soll aufhören. Warum macht man nie einen Anfang damit? Herausfoderungskünste sind kein Anfang dazu, und Palliative heilen kein Übel in einem Körper. Alexander I. hielt sich auch an das Hinhaltungssystem. Er sah den Liefen und Esthen auch für so aus- und abgemergelt an, daß sie sich durch den Genuß einer gesunden Nahrung den Magen verderben könnten. Er befahl eine dreijährige Vorbereitung. Während dieser Jahre sollte der Bauer seine Seele mit der Idee bekannt machen, nicht mehr das Eigenthum eines Andern zu sein. Er sollte sich nach und nach an das unendliche Glück gewöhnen, welches man ihm bereitete. Als aber die Zeit vorüber war, war der Arme so klug wie vorher. Denn auch sonst wußte er, daß ihm ohne ein Stückchen Erde das Brot nirgend auf der flachen Hand wachsen werde, er möge befugt sein zu ziehen wohin er wolle, und daß es am Ende

Digitized by Google

sonst besser für ihn war, da ihn als Leibeigenen sein Herr wenigstens nicht fortjagen durfte, jetzt aber ihm als freiem Sansculotten den Laufpaß geben konnte.

Ja, da hängt's. Rußlands Boden ist in fester Hand des Adels: wenn diese sich nicht von selbst aufthut, was soll der Kaiser machen? Man bedenke was der Marquis v. Custine über die angebliche Äußerung des Kaisers Nikolaus beibringt, als die Bauern eines Districts ihn baten, sie doch mit den Gütern anzukaufen und zu Kronsleibeigenen zu machen. Die Bauern fielen über ihre Herren her und zogen ihnen die Haut über die Ohren. Es ist ein Vergehen, Jemand dafür verantwortlich machen zu wollen, was er nicht ändern kann. Traurig genug, daß es so ist! Wenn aber bei Erwähnung des Aufstandes der Truppen bei der Thronbesteigung des Kaisers Nikolaus es heißt (II, 46):

Im Urtel ward dieser Zusammenrottirung Plünderung der Stadt imputirt, ohne Beweise dafür anzugeben. Doch im Urtel stand Vieles, was füglich hätte wegbleiben können, wenn man nicht dadurch Erbitterung gegen die Schuldigen hätte erzielen und die elf unnöthigen Artilleriesalven mit Kartätschen und deren schauderhafte Wirkungen im einfältigen Volkshaufen (der mit den Waffen in der Hand bereit war den Kaiser und die kaiserliche Familie zu ermorden und die Parlamentaire an der Seite des Kaisers niederschoß) hätte rechtfertigen wollen;

so verweisen wir unsere Leser auf die offene Darlegung des ganzen unsinnigen Aufstandes in den vorangezeigten „Mysterien". Der Verf. verräth, wie seine Vorgänger, zu viel Sympathie mit den Aufrührern. Wir wollten sie unter andern Umständen wol gelten lassen, wenn es bei dem Aufstande nur wirklich auf das Bessere abgesehen gewesen wäre.

„Bureaukratie. — Öffentliche und geheime Policei." Bestechlichkeit und moralische Verdorbenheit sind in allen Bureaus vorherrschend, und bei dem geltenden Grundsatz: Ein Oberer kann nicht unrecht haben gegen den Untern, der sich in dem Zaren zuspitzt, ist ein Jeder Despot nach unten und Sklave nach oben. Der einzige freie Mann ist der Zar. Mit vollem Rechte sagt der Verf. (II, 64 fg.):

Sonderbar und buntscheckig schimmert es vor den Augen, wenn man in dies Gewirre blickt, und der Verstand sträubt sich darin die Ordnung eines Staats anzuerkennen. Es hängt mit der Gerechtigkeitsliebe des Kaisers zusammen, daß er sich Mühe gibt und daß es ihm Sorge macht, einen sittlichen Zustand in die ihn umgebende Sphäre zu bringen. Er hat es mit der lernäischen Schlange zu thun: an der Stelle jedes abgeschlagenen Kopfes wachsen neue und vielleicht schlimmere wieder. Der ganze Körper ist von der Krankheit angesteckt, ein Beispiel entzündet sich am andern, wie der Brand in der Zehe mit seiner Wirkung hinauf in das Haupt reicht. Das Übel geht alle Civilverwaltungen durch, und selbst der Militairstand, dessen Wagzunge das Ehrgefühl nach Scrupel angeben soll, schließt sich von der allgemeinen Ansteckung nicht gänzlich aus... Gäbe es denn unter den Gewaltigern und deren Untergebenen im russischen Reiche nur Feinde des öffentlichen Wohls? Gewiß nicht! Es gibt Männer, die sich mit Unbescholtenheit erhalten, aber es sind die Daniele in der Löwengrube, die seltenen Nachkommen von Anania, Azaria und Misael im Feuerofen... Wo die öffentliche Meinung, als Macht gegen das Unrecht, mit Gewalt niedergedrückt wird, da mögen Anstalten mit den tugendhaftesten Männern an der Spitze errichtet werden, sie werden immer zu schwach sein rechtlose Übergriffe auszurotten, weil diese Übergriffe das ganze Volk an Handeln gegen das Gesetz schon gewöhnt hat.

Die Grundursache dieses Lasters haben wir bei Gelegenheit des vorstehend angezeigten Werkes bereits besprochen: die Unzulänglichkeit der Besoldungen, die von selbst dazu hindrängen. Und zu dem Allen kommt nun noch der Branntwein, dessen Verpachtung einen so ansehnlichen Theil des Reichseinkommens bildet, und die Trunksucht überhaupt. Es heißt (II, 79):

Seit der 200jährigen Bekanntschaft Rußlands mit dem Branntwein haben sich zweifelsohne die Laster vermehrt und vergrößert.

Hier findet der Verf. gerathen hinzuzufügen:

Ich hoffe nur, böswilliger Interpreten halber, die Bemerkung im Allgemeinen nöthig zu haben, daß nicht nur der gebildete Adel, sondern überhaupt die gebildete Welt an Zucht und Sitte sich überall gleich ist, daß auch Rußland die seinige aufzuweisen hat, die gewiß keiner fremden nachsteht, mit jeder wetteifert und in die Schranken treten kann; daß, wenn man also von einem Klettenfelde spricht, eine Blumenflur von Aurikel- und Blütenpuder darunter nicht gemeint sein könne, selbst wenn man behauptet, daß ein Verderben generell sei, und Familien- wie Socialleben durchdrungen habe.

Unter den aufgeführten Einzelheiten, wie ins Großartige in Rußland das Nefas in den Ämtern betrieben wird, sodaß Leute mit einer Besoldung von 2000 Rubeln Banco (750 Thlr.), die bereits höhern Posten angehört, ein Haus machen, das 20,000 Rubel verzehrt, gibt es köstliche Bilder, aus dem Leben gegriffen und zum Theil mit echtem Humor ausgeführt; aber — es rieselt Einem dabei kalt durch die Glieder, und noch mehr bei den Schurkereien und Gewaltthaten der Policei und am meisten bei den Alles vergiftenden Greueln der geheimen Policei. Dieses Institut, welches Kaiser Alexander aufhob, sich aber bei dem Aufsprießen zahlreicher Meutereien bald gezwungen sah es wiederherzustellen, hat unter Kaiser Nikolaus seine vollkommene Organisation erlangt, nach dem im Reichsgrundgesetz stillschweigend angenommenen Princip, daß „die Anstalt einer groß- und kleinartigen Policei zu den Lebensprincipien des Staatsorganismus unumgänglich nothwendig sei". Die Vorstandschaft dieses Instituts ist ein Amt des höchsten Vertrauens. Der unlängst verstorbene Graf Benkendorf stand an der Spitze. II, 163:

Man lispelte nur, als ob das Femgericht an den Wänden lauschte, wenn der Name Benkendorf zufällig berührt wurde. Man bebt nicht vor Kaiser und Großfürst, nicht vor Kriegsrath, Senat noch Synode, aber Schreck läuft durch alle Knochen, wenn es tönt: „Der Chef der geheimen Policei hat gefodert." Der gefürchtete Graf Benkendorf schreckt nicht mehr. War denn der Mann so schrecklich? Der Mann nicht, aber das Amt, dessen furchtbarer Schlüssel, der sich auf sein Gebot nicht mehr im Schlosse dreht, wenn ein Unglücklicher fern von der Welt vermodern soll. Graf Benkendorf war zu keiner Zeit ein böser Mensch; daß nahe Stellungen an ihm aber nie eine gute Zeit hatten, ist ebenso gewiß. Wer des Verstorbenen Memoiren schreiben möchte und dürfte, Dem könnte ich Beiträge liefern. Über die Schwächen, die sich weder mit dem Staatsmanne noch mit dem bloßen Federbusche vertragen, wachse Moos und Gras! Und doch wünschte ich, er wäre noch unter den Lebendigen geblieben. Nicht meinetwillen, sondern Millio-

zen wegen. Ein Mann von Humanität und fern jedem Anstrich von Brutalität ist auf dieser Höhe in Rußland ein schönes Meteor. Gewiß, es ist dem Auge zu früh noch verschwunden. Wer zeigt es mir in der russischen Geschichte?

Der Verf. theilt uns die Organisation dieser furchtbaren Behörde mit (II, 157):

Zu diesem ehrenvollsten aller Geschäfte (dem Spionsgeschäft) wird die Moralität aller Religionsparteien in Anspruch genommen. Juden waren in der Kanzlei dieser geheimnißvollen Anstalt als Barone thätig, und bald war so ein Mann Graf, bald Handlungsdiener, bald gestern angekommener Berliner, bald aus Astrachan, bald Handschuhmacher oder verabschiedeter Major, je nachdem seine Metamorphose eben nothwendig war. Zu Juden hatte der verstorbene Graf Benkendorf ein vorragendes Vertrauen ... Das Heer der Delatoren theilt sich in Besoldete und Unbesoldete. Diese erhalten nur Zahlung nach der Wichtigkeit ihres Verraths. Ihre Zahl heißt Legion. Die Delatoren bringen ihre Erschleichungen im Allgemeinen nicht in der Kanzlei an, sondern bei den verschiedenen Obern, denen sie angewiesen sind. Die Wohnungen dieser Chefs müssen die besondere Einrichtung haben, daß man durch Hinterthüren unbemerkt in ihr für Angeberei bestimmtes Zimmer gelangen kann, um die Judas Ischariots gegen unberufene Augen zu decken, da unter ihnen gar stattliche Herren und Ritter turnen.

Man denke jedoch nicht, daß man unumgänglich mit diesen Verhältnissen in Conflict kommen müsse. Ref. war vor 40 Jahren über 14 Jahre in Petersburg mit eigenem Hausstande, und zwar selbst zu Kaiser Paul's intricater Zeit, ohne von ihnen empfindlich berührt zu werden. Zwar scheint sich seit 40 Jahren dort Manches zur Vollkommenheit ausgebildet zu haben, was vor diesem nur einen schwachen Anfang hatte; allein der Verf. der vorliegenden Schrift verlebte sogar 33 Jahre in Rußland und ist auch wie es scheint mit heiler Haut davongekommen. Dies sei nur zur Beruhigung Derer bemerkt, die Schicksal oder Laune etwa nach Rußland führt, oder die dort Freunde oder theure Verwandte haben. Es kommt gar viel auf das Individuum an. Köstlich ist die Entlarvung eines feingebildeten geheimen Spions in dem Augenblicke, wo er die Hand eines liebenswürdigen Mädchens aus einer achtbaren Familie zu erhalten hoffte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Zur Tagesliteratur.

(Beschluß aus Nr. 278.)

Wenn auch gerade in einer Provinz des preußischen Staats zu Tage gekommen, so haben doch die Protestantischen Freunde nicht ihren Kampf gegen preußische Staatseinrichtungen. Derselbe ist wesentlich eine Fortsetzung von dem des Rationalismus gegen die Orthodoxie, nur mit der zeitgemäßen Eigenschaft, daß die Praxis der Kirche das Object ist, nicht allein zu schreibende und zu druckende Bücher. Doch diesen werden wir wol nie entgehen. So liegen uns auch mehre davon vor.

9. Antiorthodox, oder gegen Buchstabendienst und Pfaffenthum und für den freien Geist der Humanität und des Christenthums. Von J. W. Hanne. Braunschweig, Westermann. 1846. Gr. 8. 28 Ngr.

Die Schrift ist uns dadurch interessant geworden, daß sie eine psychologische Genesis des protestantischen Pfaffenthums, um des Verf. Worte beizubehalten, versucht. Es wird zuerst von dem Ausübenden des geistlichen Berufs höchste Wissenschaft in allen Gebieten, Größe des Charakters, göttliche Liebe, kurz mindestens ein halber Gott zu sein verlangt. Nun wird es begreiflicherweise jedem auf der Erde Geborenen nicht leicht sein, zu solcher Höhe zu gelangen. Der hochgeborene Aristokrat, die Söhne der Geldmänner und einflußreichen Bureaukraten verschmähen es sich dem geistlichen Stande zu widmen; so sind es meistens nur die insgemein unbemittelten Söhne der Geistlichen selbst oder aus andern untergeordneten Classen der Gesellschaft, die dem geistlichen Stande bestimmt werden. Diese können sich nur durch geistliche Herrschaft für den Mangel Dessen entschädigen, was ihnen ihres unangesehenen und unbemittelten Herkommens wegen stets versagt bleibt: für die Entbehrung äußerlicher Herrlichkeit und weltlichen Einflusses. Daher klammern sie sich an das Positive an, als eine für sie nützliche Fessel. Sind denn nun die Prediger der guten Seite alle hochgeborenen, reichen und angesehenen Standes? Waren es die Felsen des Rationalismus im vorigen Jahrhundert? Ja war nicht der hochgebildete, charaktergroße und liebevolle Pharisäer Paulus, seiner Zeit entsprechend, orthodoxer als die armen und ungelehrten Jünger selbst? O gewiß, der Stand influencirt nicht, wenn der Einzelne nicht will; der Stand hat nur Bedeutung im Raume; der Mensch aber ist frei. Darin liegt es aber, daß man eine solche unsinnige Höhe des gelehrten Wissens für den Prediger des christlichen Evangeliums verlangt, als wäre er ein ägyptischer oder indischer Zauberprediger. Es heißt nicht: Gott ist die Gelehrsamkeit, Dogmatik, historische Kritik u. s. w., sondern: Gott ist die Liebe; und der Ruf an seine Verkündiger ist ergangen: Lehret die Liebe und helfet die Liebe. Wie aber unsere Kinder schon keine Erziehung haben, damit sie handelnde Personen werden und den Willen des Geistes nach der Freiheit erfüllen: so auch unsere Geistlichen keine, um Personen der Liebe zu werden und den Willen des Geistes nach der Liebe in Lehre und Hülfe zu erfüllen. Die Zeit ist vorüber, daß man wähnte, Gott durch das Nadelöhr logischer Beweise ziehen zu können. Der Herr ist von neuem unter uns und klopft an unser Gemüth. Daher sehnsüchtiges Fragen und Ringen überall. Wird nun ein Pulver getrockneter Begriffe ausreichen? Der Verf. des „Antiorthodox" muß wol der Meinung sein, denn er gibt, um „seinerseits die besonnenern deutschen Volksgenossen und insbesondere die studirende Jugend" zum wahren Christenthum zu führen, 66 Sätze eigener Conception, den Kern des christlichen Glaubens betreffend. Es ist wahrhaftig nicht anders als wenn ein neuerfundenes Specificum angekündigt wird. Angehängt ist noch ein Herbarium von Auszügen aus Schriftstellern von Plato bis Fichte jun.

Aus der Begierde, einmal etwas Zeitgemäßes zu schreiben, scheint auch entstanden zu sein:

10. Die Schrift, Christus und der Geist, in ihrem Verhältnisse zueinander dargestellt von Heinrich Eduard Schultze. Berlin, Mittler. 1846. Gr. 8. 9 Ngr.

Die Schrift sei verworren; das ursprünglich und neu in Christus Gegebene sei durch den richtenden Geist vermöge des Köders der historischen Kritik sozusagen hervorzuangeln. Was nun der Verf. als Solches gefunden, ist die Idee der Kindschaft. Die Überzeugung der Wahrheit und Göttlichkeit dieser Idee beruhe auf dem Vergleiche derselben mit unserm eigenen, innersten Heiligthume, das uns durch den von Christo ausgegangenen Geist aufgeschlossen sei und in dem wir, nachdem wir durch Christum zum Bewußtsein darüber gekommen sind, dasselbe fänden. Gleichzeitig wird aber doch die historische Kritik aufgefodert sich zu bemühen, besser als es ihr bisher gelungen das neue und wesentlich Christliche herauszufinden! Also das eigenste und innerste Heiligthum des Menschen, des Kindes Gottes, ist Nichts gegen die Feder der historischen Kritik! In der That, man wird einen Mohren nimmermehr weiß waschen. Auch die Kindschaft soll Nichts weiter sein als das äußere Verhältniß zu einem Vater. Dann aber wächst der Mensch nur neben Gott hin, während er doch zu ihm und in ihn wachsen

soll, aus dem kindlichen Keime des Gemüths. Die That des Gemüths ist aber nicht Forschung, nicht historische Kritik, sondern betender und helfender Glaube, Liebe, die That eines Kindes zwar, aber eines solchen, welches nicht neben, sondern in dem Vater ist. Der geistliche Theil der Kirche ist durch Lehre und Hülfe das göttliche Bindungsmittel. Eine evangelische Kirche wird nicht eher Wahrheit werden, bis sie nicht diese Kraft errungen und Freiheit ihrer Handlungen daraus erhalten hat, dem Gesetze Gottes allein gehorsam, welches die Offenbarung verkündigt.

Diese Betrachtung führt uns von den Büchern fort zu dem kirchlichen Streben der Protestantischen Freunde, worüber uns folgende Schrift belehren soll:

11. Die Protestantischen Freunde. Eine Selbstkritik. Sendschreiben an Uhlich von C. Zschiesche. Altenburg, Helbig. 1846. Gr. 8. 16 Ngr.

Abgesehen von allem Wortstreit in Symbolik, Kritik, Historie u. s. w. ist das Hauptmoment der Protestantischen Freunde: das Princip der freien Gemeinde, als der wahre Begriff der Kirche, vermöge dessen der Unterschied zwischen Geistlichen und Laien, zwischen Pfarrherren und Pfarrkindern aufgehoben und die wahre Gemeinschaft des Menschen mit Gott durch den heiligen Geist Jesu Christi gesetzt sei. Es ist begreiflich, daß dieses Princip auch ohne Berufung auf das nationale Trachten den weitesten Anklang finden muß. Die Freiheit ist der schönste Name. Aber vergegenwärtigen wir uns die Praxis solcher freien Gemeinde, zu der auch gewiß die Frauen gehören müssen, so wird sie dem forschenden Willen der Geistlichen gemäß historische Kritik sein, damit die Dogmatik immer symbolischer und der Geist immer freier werde. Das ist in der That dem Willen Gottes sehr gemäß. Der Geist, als erkennender Verstand, kennt freilich nur freie Handlung, seinen Willen; der Wille Gottes ist aber nicht mein Wille, und erst durch Religion soll ich zu ihm kommen. Diese ist aber nicht meine Handlung, sonst brauchte ich ja an keinen Gott zu glauben; es ist der Wille, den ich fühle, aber nie erreiche, dessen danach betendes Kind in der Kirche ich bin. Und soll ich zu dieser wesentlichen That der Religion nicht eher fähig sein, als bis ich, auch als freie Frau, sämmtliche historische Kritik, selbst so roh sie jetzt noch ist, also mit Haut und Haaren in mich genommen? Die religiöse That des Christen muß sehr einfach sein; denn Gott ist die Liebe, und der Mensch überhaupt braucht zur Religion nicht die Freiheit seines Verstandes, sondern die Gebundenheit seines Glaubens. Zweitens aber wird durch jenes Princip die in der Zukunft wahre Kirche mit einer zeitlichen Kirchengemeinde davon identificirt, diese als das Wesen jener gesetzt, woher Zerbröckelung und Ohnmacht kommen muß. Aber nicht die nach dem Meere zurückströmenden Flüsse zeugen Selbiges, sondern dessen ausstrahlendes und in einer bewegenden Quelle niederschlagendes Sein jene. Das Meer ist die in der Zukunft wahre Kirche, als Reich Gottes, deren erkannter Wille den Geistlichen als eine Quelle bildet, die den Fluß der Gemeinde bewegt. Der Wille ist die Liebe, Gott ist das Reich der Liebe und ihre Erkenntniß kommt aus dem Glauben, nicht aus dem Verstande. Die Gemeinde ringt, betet nach Erkenntniß des Glaubens aus dem Grunde des Gemüths, wie die Phantasie nach Verstand; der Geistliche lehrt ihn; er ist Christus in der Zeit, der Sohn vom Vater ausgegangen, um den Heiligen Geist, das betende Gemüth, fließend zu machen. Er ist also das Haupt, der Regent der zeitlichen Kirche. In der katholischen ist die Regentschaft der Geistlichen in Einen concentrirt, in der evangelischen regieren viele Landesherren. Auch hier ringen die Geistlichen nach Regiment und stützen sich dabei mehr oder weniger auf die Gemeinden. Die Protestantischen Freunde wollen ganz in sie untertauchen. Das Regiment der Geistlichen in der evangelischen Kirche ist neuerdings durch Bunsen bedeutend hervorgehoben. Mit ihm fast übereinstimmend und ohne sein Werk gekannt zu haben äußert sich:

12. Die Knechtsgestalt der evangelischen Kirche, oder Noth und Hülfe. Von Heinrich Thiele. Zürich, Meyer u. Zeller. 1846. Gr. 8. 27 Ngr.

Wir glauben demnach urtheilen zu können, daß das Werk von Bunsen Vorläufer und Vorredner der Handlungen des preußischen Kirchenregiments gewesen ist.

F. Marquard.

Miscellen.

Was ist Wahrheit?

Jedenfalls hatte der Verf. eines Werkes, das diesen Gegenstand behandelt, Lord Herbert von Cherbury, einen eigenthümlichen Begriff von der Wahrheit, der sich jedoch in ziemlich allen pietistischen und gemüthsschwärmerischen Leuten wiederfindet. Als besagter Lord Herbert nämlich mit seinem Buche „De veritate" zu Ende war, befielen ihn peinigende Zweifel, ob er dasselbe veröffentlichen solle oder nicht. Um aus diesen Ängstigungen zu kommen, fiel er auf die Knie und flehte zum Himmel um ein Zeichen der Zustimmung. Es ward ihm in einem „übernatürlichen Geräusch", welches er selbst als „laut" und doch „sehr leise" schildert. Auf diese Weise kam die Welt zu dem Glück de veritate unterrichtet zu werden.

Eine verfehlte Artigkeit.

Die oberste Magistratsperson einer englischen Stadt, welche durch einen organischen Fehler der Sprachwerkzeuge den Laut H nicht auszusprechen im Stande war, sollte den König Wilhelm IV. auf seiner Durchreise durch den Ort mit einer Anrede begrüßen. Er that Dies in bombastischer Weise mit folgenden Worten: „Wenn zukünftige Zeiten der Thaten Ew. Majestät gedenken, werden sie sagen, daß Sie ein Held (an Hero) gewesen sind." Unglücklicherweise kam durch das Herausfallen des H aber statt des „Held" ein „Nero" (a Nero) zum Vorschein. 12.

Literarische Anzeige.

In meinem Verlage ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Luther's Leben.

Erste Abtheilung:

Luther von seiner Geburt bis zum Ablaßstreite.
(1483—1517.)

Von
Karl Jürgens.
Zweiter Band.
Gr. 8. Geh. 2 Thlr. 15 Ngr.

Der erste Band wurde zu Anfang dieses Jahres ausgegeben und hat denselben Preis.

Leipzig, im September 1846.

F. A. Brockhaus.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 280. — 7. October 1846.

Die neueste Literatur über Rußland.

Erster Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 279.)

Der Abschnitt „Justiz“ ist voll geistreicher Reflexionen, dürfte aber wol am wenigsten befriedigen. Nun, wo Nichts ist läßt sich allerdings nicht Viel berichten. Es heißt (II, 199):

Jurisprudenz gehört in Rußland unter die Allotria und Puerilia. In Petersburg und Moskau kann man die Rechtsgelehrten wie Diogenes mit der Laterne suchen. Bei Tage findet man keine, und in der Nacht ist keine Spur von ihnen zu entdecken. Niemandem ist es je eingefallen, wenn auch nur Seelsamen davon in der Beamtenkaste zu suchen ... Was ich in der Residenz unter dem deutschen Advocatenstande von Fach kenne, ist rabulistischer, aber nicht juristischer Art, weil sie vom Erstern Alles, vom Letztern Nichts gebrauchen können. Diejenigen Advocaten, die sich mit den Secretairen in den Bureaus zu verständigen und durch sie wissen, welcher Entscheidung in die pendente lucrative Rechtssachen entgegengehen, und die Umstände benutzen, stehen sich am besten. Sie haben deshalb längst die Jurisprudenz, die sie vom Auslande mitbrachten, an den Nagel gehängt und dafür die in Rußland unentbehrliche einträgliche Wissenschaft einstudirt, die allen Russen angeborene Krutschkiwissenschaft, zu Deutsch Hakenwissenschaft, d. h. Inbegriff aller möglichen Kniffe und Spitzbübereien. Danach wird das positive Recht tractirt und maltraitirt, je nachdem die Umstände gebieten. Indeß wird auch dabei auf das Naturrecht Rücksicht genommen, quod natura omnia animalia docuit ... In Petersburg und Moskau advocirt übrigens Jeder, der zu der Krutschkiwissenschaft einen innern Beruf fühlt. Der Copist, der Secretair, der außer Brot Gesetzte, der verabschiedete Offizier, Alles was Finger hat zu schreiben und Zunge zu betrügen, gaunert als Streptschnik in den Falten des Unterrocks der gefälligen Themis herum. Fand ich doch in dieser Ehrenlegion auch einen abgedankten russischen Kaufmannsprikaschik (Commis), der sich zu recht ansehnlichen Geschäften brauchen ließ.

So fand Ref. es allerdings vor 40 Jahren; aber der Verf. erwähnt nirgend der vom Prinzen Peter von Oldenburg gestifteten Rechtsschule: gibt denn diese nicht wenigstens für die Zukunft einige Hoffnung zum Bessern? Nur in den Gerichtshöfen der Ostseeprovinzen fand der Verf. rechtsgelehrte Advocaten, die aber nach und nach bei dem Verfahren mit Dorpat eingehen werden. Ein solcher, Namens Struve, glaubte Rußland einen Dienst zu leisten,

wenn er eine allgemeine Geschäftsordnung für das Reich entwerfe, woran es wie der Regen einem dürren Sommer fehlte, fehlt und fehlen wird, weil gerade Ordnung der vortreffliche Besen wäre, der das Kehrig in einem Winkel zusammenfegte und Reinlichkeit und Reinheit in die Staatskammer brächte. In einer geordneten Haushaltung läßt sich jede Unordnung entdecken, ergo fort mit der Ordnung die auf Finger und Sachen guckt. (II, 202.)

Das Manuscript, welches der Verf., aller Andeutungen nach selbst Jurist, gelesen und höchst zweckmäßig gefunden, wurde den beiden Directoren der Gesetzcommission übergeben, aber sehr kalt aufgenommen. Speranski beachtete es gar nicht und Balugianski äußerte darüber höchst charakteristisch:

Eine Gerichtsordnung braucht Rußland nicht. Das sind Ideen für Deutschland, die Deutschen können uns aber nicht belehren, was in unserer Legislatur nöthig ist. Die Gerichtsordnung ist bei uns musterhaft, und kein Staat kann sich in dieser Hinsicht Rußland gleichstellen. (II, 203.)

Die Regenten Rußlands haben schon in früherer Zeit an eine Gesetzgebung gedacht, besonders war es aber Kaiser Alexander, der Ernst damit machte. Er setzte eine Commission nieder, die kaiserlichen Ukasen, die einander widersprachen, zu sichten und zu ordnen. Es war eine Herculische Aufgabe, und sie gerieth noch dazu in ungeeignete schwache Hände. Rosenkranz hieß, wenn Ref. sich recht erinnert, der wohlbezahlte Vorstand. Es ging damit nicht vorwärts. Der Kaiser griff nachhaltiger ein, und noch mehr Kaiser Nikolaus. Der Verf. sagt (II, 197):

Ich bin überzeugt, der Kaiser Alexander sowol als sein Nachfolger hatten in ihrer Idee nicht blos eine Ukasensammlung vor Augen, als sie der Gesetzcommission befahlen, ein Gesetzbuch für das russische Reich abzufassen. Der Körper (!), den vorzüglich der gegenwärtige Kaiser erwartete, ist nicht Das geworden, was er sich versprach. Er wollte gewiß Vollkommeneres. Seine Absicht war gut, er wollte Recht und Gerechtigkeit, Das bewies jeder Schritt gleich im Anfange seiner Regierung. Allein tiefgewurzelte Übel konnte er durch Gesetze so wenig austretten als ein Kranker sich zu heilen vermag, wenn er das papierene Recept des Arztes verschluckt. Rußland hat Nichts gewonnen, daß die Bedrückung nach einem Codex geschieht. Einige Hundert kennen die Gesetze, 50 Millionen, die danach gerichtet werden, kennen sie nicht, und Diejenigen von ihnen, welche von dem Vorhandensein eines Codex gehört haben und sich Recht danach holen wollen, kommen mit Ruthen für sich selbst zurück.

Jetzt ist ein Codex da in 14 Foliobänden, von unwissenden Menschen ohne Rechtskunde, ohne System, ohne Philosophie zusammengeschmiert. Nun erscheint jährlich ein Supplementband, der die Ukasen enthält, wodurch frühere aufgehoben werden. Da jeder Einfall des Re-

genten ein neues Gesetz bildet, wobei gemeiniglich auf frühere Regentenbestimmungen keine Rücksicht genommen wird, ohne daß dadurch ihre Gültigkeit aufgehoben ist, so läßt sich leicht denken, welch ein Chaos sich bilden muß. Daß der beste Wille zuweilen den Ukas dictirt, ist in der Hauptsache unbedeutend. Wie glücklich wäre es für Rußland, wenn es eine Gerichtsordnung und positive Gesetze hätte und der Autokrat groß genug dächte, seine Stellung nicht über sondern im Gesetze zu nehmen! Der Verf. läßt am Ende des Abschnitts einen von den russischen Gerichten höchst Gemishandelten seinen Proceß erzählen: ob die Wahl ganz glücklich war?

Der dritte Band spricht in vier Abschnitten über: „Stimmen aus dem Kerker." „Kirche. Schule." „Öffentliches und Privatleben. Bürgerstand. Adel." „Regierungszeit Nikolaus' I." Der Verf. führt uns im ersten Abschnitte nicht in das Gefängniß, in welchem Diejenigen ein ziemlich freies Leben führen, die falsche Wechsel, Bankrott, Unterschleife u. s. w., die über 300,000 Rubel betreffen, sondern in das Criminalgefängniß, wo vorzüglich die Gauner sitzen, die sich bei kleinern Gaunereien haben ertappen lassen, oder todeswürdige Verbrechen begangen haben — oft auch nur derselben verdächtig sind. Diese Staatsanstalt ist stets sehr bevölkert, denn die oben geschilderte Policei und Justiz liefert reichliche Opfer. Der Verf. erhielt seine schauderhaften Notizen von einem wahrheitsliebenden zuversichtlichen Mann, der über ein Jahr im Gefängnisse gehalten wurde. Ist Das möglich, wenn er nicht schuldig war? O ja; denn Wen die Policei oder der Gerichtshof will einsperren lassen, gleichviel wofür, wird eingesperrt, ohne Monate lang zu erfahren warum, und wird auch gleich behandelt als sei er ein Verbrecher. Dieser Mann wurde in das obere adelige Stockwerk geschoben: sechs geräumige Zimmer, sämmtlich erfüllt, größerntheils mit Verdienstadel (russische Tschinowniki), Beamten aus allen, auch den höchsten Behörden, aus dem Senat, den Tribunalen u. s. w., die meistens Gelder unterschlagen, falsche Documente fabricirt und dergleichen kleine Künste geübt haben; Trunkenbolden oder Geier aller Art, Alle geborene Russen, und darunter manches unschuldige fremde Opfer der niederträchtigsten Cabale. Doch wir können nicht den Verf. in diese ekelhaften, grauenvollen Höhlen des Elends und namenlosen Jammers begleiten. Wir würden ihm nicht glauben, wenn wir nicht in jedem Zuge das Nationalgepräge erkennten. „Kirche. Schule"; über die erstere das Bekannte: „Der Charakter der russischen Religion ist Bilderdienst, Anbetung der Heiligen und Übung einer Menge äußerer Ceremonien als Pflichten in der Gottesfurcht." Was die Schulen betrifft, so ist allerdings, wenn es sich damit so verhält wie der Verf. sagt, ein mächtiger moralischer Rückschritt zu bedauern; denn Ref. kannte besonders die deutschen Schulen in ganz anderer Verfassung und Richtung, weit entfernt zu russificiren, und größtentheils mit geschickten und würdigen Lehrern (meistens Ausländern) versehen. Damals lernte die männliche und weibliche Jugend der civilisirten Stände recht Viel und mit Geist, nur daß der vornehme Russe sich, sobald er die Schule verließ, von aller Wissenschaftlichkeit abwandte. Dies scheint sich aber doch in neuerer Zeit sehr geändert zu haben, und an den neuern schriftstellerischen Producten der Russen ist ein solcher gänzlicher Verfall der Geistesbildung doch auch nicht zu bemerken, wenn wir auch ihre Richtung keineswegs in Schutz nehmen wollen. Es ist aber mehr als ungerecht, wenn der Verf. die von uns geäußerte und zu unserer Zeit vollkommen gerechtfertigte Hoffnung: Rußland sei bestimmt europäische Cultur in den Orient zu tragen, für Papageiengeschwätz erklärt. Und ist es denn so tadelnswerth, eine Nation auf ein würdiges Ziel aufmerksam zu machen? Daß es selbst den Russen vorschwebt, erhellt aus dem Werke eines sehr gebildeten Russen, dessen Anzeige dieser folgen wird. Die Verbannung des deutschen Elements in den Schulen mag wol vorzüglich die Schuld am gegenwärtigen Verfalle tragen. „Öffentliches und Privatleben. Bürgerstand. Adel." Hier ist eigentlich blos vom Nationalleben der Russen unter sich die Rede; nicht aber von dem gemüthlich und geistig höchst behaglichen Leben in den Familien der 30,000 Deutschen, Franzosen und Engländer in Petersburg und auch in Moskau. Von diesem gibt die ganze Schrift kaum eine Ahnung; es gehört aber wesentlich zum Ganzen, denn ohne dieses würde der gebildete Fremde in Rußland nicht 14 oder gar wie der Verf. 33 Jahre leben können. Die Schilderungen des russischen Lebens sind treffend und zum Theil höchst ergötzlich; doch gibt es auch unter den russischen Häusern selbst manche Ausnahmen. „Regierungszeit Nikolaus' I." Dieser Schlußabschnitt ist in mehr als einer Hinsicht wohl zu beachten, besonders von Deutschland in Hinsicht der offen dargelegten moskowitischen Politik. Vom Kaiser persönlich spricht der Verf. mit Achtung und weist nur hier und da nach, daß er auf einem falschen und verderblichen Wege sei mit seiner Russificirung, welche die wenigen noch vorhandenen edlern Keime, denen Rußlands Cultur entsprießen könnte, tödtet. Von der kaiserlichen Familie spricht er selbst mit Enthusiasmus. Über den Aufstand bei der Thronbesteigung geht er leise hinweg. Über die polnische Revolution erfahren wir mehre interessante Details. Möchte diese gehaltreiche verdienstliche Schrift, die uns wirklich in das innere Leben Rußlands führt, da Beachtung finden, wo die Macht ist manche der gerügten Übelstände zu heben und die nicht zu hebenden schreienden Verhältnisse wenigstens zu ordnen und dadurch erträglicher zu machen.

(Der Beschluß folgt.)

Karl der Große. Bruchstücke aus der Nationalgeschichte. Darmstadt, Jonghaus. 1845. Gr. 8. 20 Ngr.

Der Verf. dieser kleinen Schrift ist, wie die Unterschrift des Vorworts zu erkennen gibt, kein geringerer Mann als der auf dem Felde der Diplomatie, der ständischen Wirksamkeit und der Wissenschaft allbekannte Freiherr von Gagern. Fra-

gen wir nach der Entstehungsgeschichte und nach dem Grunde der Veröffentlichung dieses Bruchstücks, so dürfen wir es für das Rathsamste erachten, den Verf. in seiner Eigenthümlichkeit, die sich natürlich auch hier nicht verleugnet, selbst reden zu lassen, um so mehr, da Manchem unserer Leser dadurch wieder Etwas ins Gedächtniß zurückgerufen werden wird, was demselben entfallen sein möchte:

„Politische Gründe bestimmten mich schon vor vielen Jahren, die Nationalgeschichte zu versuchen, von den ältesten Erinnerungen bis wir in Deutschland ein Wahlreich wurden; also ungefähr das erste Jahrtausend unserer Zeitrechnung. Weiter ging meine Absicht niemals. Zu Wien ließ ich den ersten Theil erscheinen, als eben die merkwürdige Epoche anfing, die wir jetzt den Befreiungskrieg nennen; die aber damals noch keineswegs günstigere Gestalt angenommen hatte. Die Erscheinung wurde als ein Manifest, als eine Ermahnung, als eine Befestigung in bessern Erwartungen begrüßt und günstig aufgenommen. Gleich anfangs bezielte ich drei Theile: I. Bis zum Gothenreich; II. bis zum Frankenreich, und III. bis zur Trennung von Neustrien und Austrasien oder von Gallien und Germanien. Die Titel waren zwar anders, aber die Sache so. Doch ich eilte damit keineswegs, und jener zweite erschien erst nach geraumer Zeit. Er fand wenig Eingang: erstens eben wegen dieser Unterbrechungen; zweitens weil viele in ihrer Art tüchtige Männer sich mit demselben Gegenstande befaßten und ein Ganzes der deutschen Geschichte lieferten; drittens weil Viele den Schluß meiner Arbeit abwarten wollen; viertens endlich, weil der erste Enthusiasmus verraucht war, das Bedürfniß gleichsam aufgehört hatte, die Wärme schon erzeugt schien. Meinen Vorsatz konnte Das zwar nicht fördern, aber ich blieb dabei doch ebenso fest als bei meiner Gemächlichkeit. Das nonum in annum ist längst überschritten; senectutem oblectant blieb für mich wahr; den dritten Theil, wovon noch die Frage ist, bestimme ich nun nicht dem Buchhandel, sondern sammt den übrigen zu Geschenken an deutsche und amerikanische höhere Schulen. Sie mögen sehen wie sie es gebrauchen wollen. Nur der 35. Abschnitt, Karl der Große, schien mir zur Ausnahme geeignet und von allgemeinerm Interesse; doch aus manchen Gründen, ohne die zahlreichen Noten, die mehr für den Gelehrten und eben jene Lehrer bestimmt sind."

Wir lernen aus diesen Äußerungen des berühmten Verf. Zweierlei. Erstlich gibt auch die mit seinem Werke gemachte Erfahrung zu erkennen, daß die eigenthümlichen Regungen, Wünsche und Ansichten, die sich während des Befreiungskrieges und durch denselben gebildet hatten, und die selbst nicht ohne Einfluß auf die Beurtheilung der Geschichte des deutschen Mittelalters und seiner hervorragenden Persönlichkeiten waren, einen schnellen Wechsel erfuhren. Nach einem kaum zehnjährigen Zeitraume trat eine ruhigere historische Forschung ein und ein besonneneres Wirken der Wissenschaft an die Stelle derjenigen Bestrebungen, die das Licht, was der Neuzeit aufgehen sollte, aus dem Mittelalter zu entlehnen suchten. So hatte man denn auch Karl den Großen als das Ideal eines deutschen Herrschers wieder hingestellt und namentlich mit einem gewissen patriotischen Feuereifer zu zeigen sich bemüht, daß Napoleon nicht werth sei ihm die Schuhriemen aufzulösen, obschon es auch auf der andern Seite Einzelne gab, die Beiden um ihrer Eroberungslust willen vor dem Richterstuhle der Menschheit ein Verdammungsurtheil auswirken zu müssen glaubten. Mittlerweile hatte aber, wie wir schon bemerkten, die Besonnenheit der historischen Wissenschaft wieder Platz gegriffen, und in Folge Dessen sind von der Geschichtsforschung so reiche und vollständige Materialien geliefert worden, daß die Möglichkeit nun gegeben ist, eine erschöpfende und unparteiische Biographie des großen fränkischen Herrschers zu liefern, wenn sich nur der Mann finden wollte, dem die Kraft, Kenntnisse und Verhältnisse erlaubten, die schwierige Aufgabe zu lösen. Leider ward der Mann, der sich durch die Herausgabe von Einhard's „Vita Caroli M." schon tüchtig vorbereitet hatte, der jüngere Ideler, ein frühzeitiges Opfer seiner weitgreifenden wissenschaftlichen Thätigkeit. Das Zweite, was wir aus den Worten unsers Verf. abnehmen können, ist eine gewisse Gemüthsverstimmung, die sich recht wohl erklärt, nicht etwa aus einer gewöhnlichen schriftstellerischen Eitelkeit, sondern vielmehr aus dem Gegensatze, in welchen sich seine Grundsätze, Bestrebungen und Wünsche mit den Richtungen, Zuständen, und wenn man will, mit gewissen Verblendungen der Zeit versetzt sehen. Und Gagern ist auf der einen Seite ein viel zu patriotisch gesinnter und gerader Mann, auf der andern Seite ein viel zu scharf ausgeprägter und durch den Reichthum der Lebenserfahrungen unabhängig gewordener Charakter, als daß er der großen Heerstraße gewöhnlicher Meinungen folgen oder sich unbekümmert um höhere Interessen und deren Gefahren in den Omnibus des gemeinen Verkehrs setzen sollte. Es sieht ihm daher ganz ähnlich, wenn er mit seinem geistigen Vermächtnisse für Amerikas Schulen und Lehrer erinnert wissen will an Scipio's weltbekannten Ausspruch: „Undankbares Vaterland, nicht einmal meine Asche sollst du haben!" Hoffen wir, daß die amerikanischen Deutschen ein empfänglicheres Herz für seine geistig-patriotische Hinterlassenschaft besitzen und dankbarer sind als die europäischen Volksgenossen, und daß auf dem Boden des neuen Continents die Früchte gedeihen mögen, zu deren Erzeugung er theils das alte Europa nicht mehr für fähig hält, theils dessen Bewohnern nicht mehr zutraut, daß sie sich mit der Pflege dieser Früchte befassen wollen!

Fragen wir jetzt, was der Verf. in seiner Monographie der wissenschaftlichen Welt vorgelegt hat, so bürgt schon sein Name dafür, daß sie nichts Werthloses aus seiner Feder empfangen werde. Wir können zwar nicht sagen, daß diese Monographie eine ganz besondere Auszeichnung verdiene, oder daß sie der historischen Wissenschaft einen wesentlichen Dienst leiste, was von ihrem beschränkten Umfange sich auch füglich nicht erwarten läßt; aber wol gibt sie ein gut getroffenes und ziemlich vollständig ausgeprägtes Bild des großen Kaisers; es ist mit möglichster Genauigkeit nach den Quellen gezeichnet und drückt vorzugsweise die politische Größe Desselben aus, und es hat stets nicht nur ein besonderes Interesse, sondern auch in der Regel einen vorzüglichen Werth, wenn Staatsmänner über politische Begebenheiten oder politische Berühmtheiten sich aussprechen: man lernt besonders in gewissen Beziehungen aus ihren Ansichten und Urtheilen beiweitem Mehr als aus den Darstellungen der gewöhnlichen Historiker. Daß der fränkische Monarch dem Verf. als ein wahrhaft großer Mann erscheine, als ein Meteor das seine Zeit erleuchtete, ließ sich erwarten und kann hier nicht unerwähnt gelassen werden, weil eine völlige Übereinstimmung keineswegs obwaltet.

Sehen wir nun noch auf die Art, wie der Verf. seine Monographie gehalten hat, so zeigt sich die Darstellung etwas aphoristisch, ist vielfach durch poetische und prosaische Stellen aus den Urkunden oder auch aus Montesquieu unterbrochen und knüpft sich an die chronologische Reihenfolge der Begebenheiten an. Dagegen sind die zahlreichen Noten — es sind deren nicht weniger als 550 — nur durch Zahlzeichen angedeutet, aber selbst nicht beigedruckt: sie sollen allein dem Lehrer zur Erklärung des Textes dienen, der für die Schüler bestimmt ist. Dieser Umstand schließt denn auch die Möglichkeit aus, die ganze Arbeit des Verf. zu übersehen und zu beurtheilen: man kann nur im Allgemeinen auf den Umfang derselben und die Studien, die ihr zum Grunde liegen, schließen. Seinen Vorgängern, Leibniz, Heinrich von Bünau, Hegewisch, Dippold, dem Franzosen Gaillard, läßt der Verf. Gerechtigkeit widerfahren. Besonders aber ist es uns erfreulich gewesen, daß er so anerkennungsvoll von Mascov's „Commentarii etc." spricht, und er hat sich selbst die Mühe nicht erspart, in Leipzig und an andern Orten nach Mascov's Manuscripten zu suchen, die über die karolingische Periode handelten, wie aus der Vorrede zu jenem Werke hervorgeht, die jetzt aber verschwunden zu sein scheinen. Aus den soeben gemachten Bemerkungen

geht übrigens deutlich hervor, daß des Verf. Werk, wenn es vollständig veröffentlicht worden wäre, ein ziemlich umfangreiches Volumen sein müßte, da es mit dem Texte der benutzten Quellenabschnitte auch die neuere Literatur darbieten würde.

Wir könnten nun unsere Anzeige schließen; allein wir glauben es unsern Lesern schuldig zu sein, ihnen die Parallele, die der Verf. zwischen Karl dem Großen und Napoleon gezogen und am Ende seiner Monographie der allgemeinen Charakteristik des Erstern angeschlossen hat, hier mitzutheilen. Sie lautet auf folgende Weise:

„Kein anderer Fürst war seit Karl dem Großen so sehr Kaiser in dem Occident als Napoleon, so sehr Herr und Gebieter zugleich in Frankreich und Deutschland, und in Italien, in Holland und der Schweiz, mit Allem, was je Burgund hieß. Mit ähnlichen, ja mit gesteigerten Tendenzen nach Spanien hin und der Weichsel, nach dem Orient unabsehbar. So sehr waren Beide in Avarien oder Ungarn mächtig, daß unser illustrirter Zeitgenosse zu Presburg Frieden schloß. Nur war der Pipinide überlegter, vorsichtiger und wandelte auf gewissern Bahnen als Napoleon Bonaparte. Beide waren nicht Meister zur See; freilich in ganz verschiedenen Lagen und Proportionen. Aber Sorge und Bekümmerniß wandelte Beide seewärts an. Der Eine, weil er in die Zukunft sah, der Andere, weil er bei Trafalgar es so sehr empfand. Tapfer waren sie wol in gleichem Grade; aber das ist ein gemeines Lob. Verglichen als Feldherren war Napoleon unstreitig größeres Genie. Er hatte mit stärkern, oft überlegenen Kräften, mit ganz gleichen Waffen und Kriegskunst, mit ebenso tapfern Heerschaaren zu thun als die seinigen nur immermehr. Feuergewehr aller Art war damals noch unbekannt, kein grobes Geschütz und dessen prompte Verwendung am rechten Ort; und von der Seite betrachtet wird solche Vergleichung der Neuern mit den Alten stets lahm bleiben. Und solche Bewandniß hat es mit dem Numerischen der Armeen. Karl's Heere waren noch von den harten Schlachten mit den Mohammedanern, ja aus den Bürgerkriegen der Majordom zwischen Neustrien und Austrasien an das Kriegshandwerk im Großen, und mit und gegen alle Waffengattungen ihrer Zeit mehr gewöhnt und geübt. Denn die Sachsen, zwar ebenso muthig und entschlossen, kannten doch nur kleinere Fehden in noch ungeschlichteten föderalistischen Verhältnissen. Beide große Feldherren wußten mit ungemeiner Schnelligkeit auf dem selbstgewählten oder in Aussicht genommenen Kampfplatze zu rechter Zeit zu erscheinen, durch kühnen Angriff Eindruck zu machen, die feindlichen Heerhaufen zu trennen, oder ihrer Vereinigung zuvorzukommen, und den Sieg rasch zu verfolgen. Karl konnte sich noch mehr auf die Söhne verlassen als Napoleon auf seine Feldherren. Beide brauchten die Bundesgenossen und selbst Fremde und Besiegte mit gleicher Geschicklichkeit. Der Eine wie der Andere erlitten Verluste und Niederlagen, aber sie wußten sie alsbald wiederherzustellen; und hier neigt sich die Wagschale auf Napoleon's Seite. An Fürsorge für ihre Heerhaufen, an Wahl guter Werkzeuge, an aufmunternden Belohnungen ließen es Beide nicht ermangeln. Doch unserm Zeitgenossen blieben mächtige, unerreichbare, in vielem Betracht überlegene Gegner im Westen wie im Osten. Daß er sie nicht erreichen noch überwältigen konnte, ist seiner Person nicht zuzuschreiben."

„Im Staatshaushalt waren sie Beide gleich klug und vorsichtig. Nur konnte aus den obigen Umständen weder der Eine noch der Andere ein wahres Colonialsystem gründen oder verfolgen, was doch universalhistorisch die Größe der Nationen stempelt und vollendet."

„Die Unterschiede, wenn wir sie als Politiker aufsuchen, sind alle zweiter Ordnung. Beiden war Religion oder vielmehr das Kirchliche mehr Mittel als Zweck. Beiden stand das Papstthum gegenüber und zu ihrem Gebrauch. Der Eine lebte in sehr dunkler, der Andere in gewaltig aufgeklärter Zeit. Karl sah die Wissenschaften fast verschwinden und suchte die Trümmern mühsam und ohne große Successe auf. Napoleon hatte sie in ihrer Fülle gänzlich zu seinem Gebote. Schon in Ägypten war er damit umgeben. Dieser Orient blieb für ihn ferne Erinnerung und Mahnung, für den Andern Gegenstand der Neugierde, bis sein hoher Name eben dort in Fabel und Sage überging."

„Beide suchten den Familienkreis und erkannten den Werth auch dieser Frauenbegleitung. Vergleichung wäre müßige Arbeit. Die Freundschaft kannte offenbar der Germane besser. Der Humanität, der Natur und der Wahrheit war er echterer und aufrichtigerer Sohn oder Anhänger. Jäger waren sie Beide, nur war bei dem Einen Wirklichkeit bis zur Leidenschaft; der Andere affectirte die monarchische Mode, und Racine und Shakspeare, Talma und die Duchesnois gaben ihm bessere Unterhaltung. Ämsige Gärtner waren sie ohne Affectation, das «Capitulare de villis» sagt davon genug. Und auf dem Kupferstich meines Schlafgemachs wandelt Napoleon sinnig nachdenkend und von Isabey wohlgetroffen zu Malmaison dem Gewächs- und Treibhaus zu, der in unserer Zeit so weit gediehenen reichen Botanik sich zu erfreuen, dergleichen er freilich auf St.-Helena nicht wiederfand. Wird je ein dritter Solcher kommen? Wird er vielleicht gar als Bedürfniß, erwünscht erscheinen? Ob aus Neustrien oder Austrasien, oder mit großem Genie aus irgend einer corsicanischen Ecke? Etwa wie er sich selbst rühmte, Anarchie zu bewältigen?"

Was man auch im Einzelnen über diese Parallele urtheilen möge, im Ganzen wird ihr gewiß jeder Unparteiische zugestehen müssen, daß sie eines besonnenen Staatsmannes und Historikers, welcher den Ereignissen seiner Zeit so nahe stand, ja sogar in ihrer Mitte sich befand, vollkommen würdig sei. Der Verf. hat bekanntlich niemals zu der in mehr als einer Beziehung unbrauchbaren Classe der Franzosenfresser gehört; er ist stets bemüht gewesen, das Heil und die Ehre des Vaterlandes mit einer würdigen Unparteilichkeit zu vereinigen, und hat dafür z. B. einen sehr schlagenden Beweis in seinem Verhältnisse zu Talleyrand und in der Beurtheilung Desselben geliefert. Übrigens ist uns bei den Urtheilen gewisser Leute über Napoleon der Ausspruch Goethe's nicht selten anwendbar erschienen: „Die kleinen Geister kriechen auf den großen herum wie die Filzläuse auf dem Elefanten." 73.

Literarische Notiz aus Frankreich.

Saisset.

Wir haben den Namen von Emil Saisset besonders in den erbitterten Kämpfen, welche sich wegen der leidigen Unterrichtsfreiheit entsponnen hatten, unter den Reihen derjenigen Streiter genannt, denen es auf eine unparteiische Würdigung und Beleuchtung der ganzen Frage allein ankam. Dieser tüchtige Gelehrte, welcher sich bereits durch selbständige philosophische Leistungen einen geachteten Namen gemacht hat, bietet uns jetzt eine Auswahl der Streitschriften, durch welche er in der „Revue des deux mondes" und in andern wissenschaftlichen Blättern die Ansprüche der Geistlichkeit auf ihr rechtes Maß zurückzuführen versucht hat. Die „Essais sur la philosophie et la religion au 19ième siècle", welche wir von ihm erhalten haben, enthalten indeß außer diesen Aufsätzen, welche ihrer ganzen Aufgabe nach einen mehr oder weniger polemischen Charakter haben, noch andere interessante Beiträge zur Kenntniß der modernen philosophischen und religiösen Bestrebungen. Saisset, der zu den befähigtesten Schülern Cousin's gehört, zeigt sich in alle Dem was er schreibt ruhig, umsichtig, und selbst da, wo er der Polemik sich zuwendet, geht er stets nur auf die Sache selbst. In der vermittelnden Stellung, welche er in der Universitätsfrage eingenommen hat, wird er es freilich Keinem recht machen, und nur Solche, welche dem ganzen Streite fernstehen, werden der Klarheit und der Reife seines Urtheils ihre Anerkennung zollen. 17.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 281. —— 8. October 1846.

Die neueste Literatur über Rußland.

Erster Artikel.

(Beschluß aus Nr. 280.)

4. Golowin's Schrift: „Rußland unter Kaiser Nikolaus I.“, lehrt uns gerade nichts Neues, als daß er uns in mehren Verhältnissen Rußlands ein ausführlicheres, oft, wie in den Abschnitten: „Vom öffentlichen Staatsdienst“; „Von den russischen Orden“; „Von den hohen Verwaltungs-, Gesetzgebungs- und Gerichtsbehörden“; „Von den Ministerien“, höchst trockenes statistisches, aber auch, wie in den: „Von der Provinzialverwaltung“; „Von den Volksclassen“ höchst instructives Detail gibt, wodurch es in gewisser Hinsicht als eine Ergänzung von Nr. 3 erscheint. Allein die Schrift ist auch insofern nicht unbedeutend, als sie das Zeugniß eines hochgeborenen und wohlunterrichteten denkenden Russen selbst für die Richtigkeit der Beurtheilung Rußlands vom Auslande her enthält, sodaß Rußland das cultivirte Europa nicht mehr der Verleumdung zeihen kann. Der Nationalgesichtspunkt aber, von dem der Verf. ausgeht, ist der Ärger der moskowitischen Aristokraten darüber, daß Deutsche, die sich Romanow nennen, Rußland beherrschen, und daß das germanische Element so großen Einfluß genießt, daß fast alle wichtigern Staatsstellen mit Deutschen besetzt sind, wozu er auch die geborenen russischen Unterthanen aus den Ostseeprovinzen und selbst die Finnen rechnet. Besonders trifft jedoch sein Zorn den Autokraten, der ihn wegen Unfolgsamkeit gegen seine Befehle hat in Anklagestand versetzen und sein Vermögen confisciren lassen. Nun Das ist allerdings einiger Grund zum Zorn. Hr. Iwan Golowin, ein Abkömmling des ersten Ministers der auswärtigen Angelegenheiten unter Peter I., aus einer der ältesten Bojaren-Familien, ein Bruder des aus dem Kaukasischen Kriege bekannten Generals Golowin, jetzt, wenn wir nicht irren, Generalgouverneur von Lief- und Esthland, trat in das Departement des Grafen Nesselrode und erhielt von Diesem, der selbst schön schreibt und auf eine schöne Handschrift besondern Werth legt, den Rath, Schreibestunde zu nehmen. Diese Weisung verletzte ihn, er glaubte seinem Vaterlande besser dienen zu können als Schriftsteller denn als Copist, er nahm seinen Abschied und ging unter dem Vorwande seiner Gesundheit nach Paris, wo er ein Werk unter dem Titel „Politische Ökonomie“ ausarbeitete. Da erhielt er nebst dem Fürsten Dolgoruky, dem Verfasser der „Mittheilungen über die ersten Familien Rußlands, vom Grafen Almagro“, von dem Policeiminister Grafen Benkendorf durch den russischen Gesandten den kaiserlichen Befehl, sogleich nach Rußland zurückzukehren. Wahrscheinlich wußte man in Rußland, daß er eine Schrift unter der Feder habe und mochte dem Dinge nicht trauen. Überhaupt liebt die russische Regierung ebenso wenig wie die ihr in den Principien ziemlich ähnliche östreichische, daß ein Unterthan, besonders über sein Vaterland, im Auslande Etwas drucken lasse. Fürst Dolgoruky folgte dem Befehle und fand bei seiner Ankunft die Verweisung nach Wjatka an der sibirischen Grenze vor, von wo er dann nach kurzer Zeit zurückberufen und zum Oberstallmeister ernannt wurde. Unser Verf. war noch mit seinem Werke nicht ganz zu Stande und entschuldigte sich mit seiner Gesundheit, wobei er die Zusage ertheilte, sobald als möglich dem kaiserlichen Befehle Folge zu leisten. Sein Werk erschien und er sandte zwei Exemplare dem Grafen Benkendorf, eines für ihn und das andere für den Kaiser. Der Graf fand die Vorrede, die er, wie der Verf. behauptet, allein gelesen, höchst aufrührisch, weil er darin die französische Gastfreundschaft für seine Gedanken in Anspruch genommen, und wiederholte streng und peremtorisch den Befehl zur Rückkehr, mit der Drohung: dem Kaiser zu unterlegen, daß er, statt seines Herrn Befehle zu achten, ohne Erlaubniß in die pyrenäischen Bäder gereist sei. Auch der Minister des Auswärtigen Graf Nesselrode ließ an Hrn. Golowin die nämliche Auffoderung ergehen, und Dieser, der von dem Grafen am wenigsten einen Befehl annehmen wollte, schrieb an ihn einen (wie alle in dieser Angelegenheit gewechselte Schreiben) hier mitgetheilten sehr spitzigen Brief.

Graf Nesselrode legte diesen dem Kaiser vor, der darüber höchst entrüstet befahl, dem Widerspenstigen den Proceß zu machen. Das russische Gesetz verpflichtet ausdrücklich jeden Unterthan, bei der ersten Auffoderung ins Vaterland zurückzukehren, und der Senat sprach gegen Hrn. Golowin die Strafe der Verbannung nach Sibirien, die Entziehung der bürgerlichen Rechte und

die Confiscation seines Vermögens aus. Das Vorwort der vorliegenden Schrift beginnt:

Als Thomas Golowin von Boris Godunow (Zar von 1593—1606) aufgefodert wurde (aus Lithauen, wohin er ausgewandert war), in sein Vaterland zurückzukehren, antwortete er: „Ich werde zurückkehren, wenn drei Sprüchwörter in Rußland nicht mehr existiren: «All mein Gut gehört dem Zaren; — Nahe beim Zaren, nahe beim Tode; — Fürchte dich vor dem Richter!»" — und wenn ich die männliche Sprache meines Vorfahren hätte nachahmen wollen, so hätte ich antworten müssen: Ich werde zurückkehren, wenn ganz Rußland bis zur vierzehnten Classe vorgerückt ist (die Beamten der vierzehnten Classe dürfen nicht geprügelt werden), wenn der Deutsche nicht mehr gilt als der Russe, und wenn die Feder so schwer als das Eisen in der socialen Wage wiegt . . . Wenn ich in diesem Buche Übles von Rußland gesagt habe, so geschah Dies nur aus Liebe zu ihm. Mit Gleichgültigkeit sieht man in der Fremde dieselben Mängel, die uns daheim empören, und strenger ist man gegen Diejenigen welche man liebt als gegen Die an denen man nur wenig Theil nimmt. Übrigens ist Rußland für mich ein abstracter, großer und schöner Begriff, und ich gefalle mir in dem Gedanken, es in der Zukunft sich erheben zu sehen... Noch weniger glaubte ich gegen die Regierung nachsichtig sein zu dürfen. Sie hat die namenlosen Leiden, welche auf Rußland lasten, verursacht; jede Schonung gegen sie wäre Kleinmuth. Ihre Ungerechtigkeit gegen mich hat mich nicht ungerecht gegen sie gemacht: im Gegentheile, sie vermehrte nur meine Besonnenheit, denn sie zeigte mir das Unheil jeder Ungerechtigkeit . . . Wenn ich das Alles sagen wollte was ich glaube verschweigen zu müssen, wenn ich die Beweismittel vorlegte die ich sammelte, so würde man in die Wahrhaftigkeit meiner Angaben nicht den mindesten Zweifel setzen; indessen mag es genügen, wenn ich erkläre, daß ich durchaus Nichts erdichtet habe. Im Übrigen steht es bei Nikolaus, zu beweisen, daß mein Urtheil über sein Verdienst falsch ist und daß er es verdient über das seiner Obhut anvertraute Volk zu herrschen. Er verfüge an seine Trabanten (die gegenwärtigen Minister), er sage zu Orlof (dem Chef der geheimen Policei), daß er fortan mit Milde, Öffentlichkeit und Vertrauen regieren wolle und daß die geheime Policei aufgehoben sei. Er sage zu Bludof (dem Justizminister oder Vorstand der Gesetzcommission?), daß er sich nach erfolgter Sammlung der russischen Gesetze überzeugt habe, sie seien zu Nichts gut als ins Feuer geworfen zu werden, unwürdig des Jahrhunderts in dem wir leben, unwürdig vor Gott und Menschen: er solle gerechte und weise Gesetze an ihre Stelle treten lassen. Er sage zu Panin (dem Minister des Innern?), daß die Diebe nicht die Machthaber sein sollen, sondern nach Sibirien gehören. Er sage zu Uwarof (dem Minister der Cultur), daß er keine Marktschreierei der Civilisation mehr will und daß die letztere rein sein soll wie die Bläue des Himmels. Er sage zu Perowsky (dem Minister des ?), daß sein Name sich an das größte Werk des Jahrhunderts knüpfen müsse, an die Entfesselung der Leibeigenen; wären bis zu einer gewissen, nicht entfernten Zeit die Bauern nicht freigegeben, so würden sie es kraft des Gesetzes, denn auf einem christlichen Boden kann und darf es keine Sklaven geben. Er sage zu Nesselrode (dem Minister des Auswärtigen), daß Frankreich, der Herd der Bildung, all seine Achtung verdiene und nicht länger sein Feind sein könne. Er sage auch, daß Polen genug gelitten habe und daß er ihm die Ketten abnehmen wolle. Und wenn er das Alles gesagt, so führe er es auch aus u. s. w.

Aus diesen Erklärungen des Verf. läßt sich leicht abnehmen, was in dieser Schrift verhandelt wird und in welchem Geiste; man würde aber sehr irren, wenn man wähnte, alle Angaben des Verf. seien nur der Leidenschaftlichkeit verletzter Gefühle und Interessen entflossen. Lesen wir doch selbst über den Hauptgegenstand seiner Ausstellungen am Ende des „Nikolaus I." überschriebenen Artikels, nachdem er 30 Seiten lang die Beweise der Strenge des Kaisers, unter welchen mancher Beweis sehr problematisch, ja der eine, den Neffen Desselben, Prinzen Peter von Oldenburg, betreffend, ohne allen Zweifel unwahr ist, gehäuft hat (S. 150):

Bei alle Dem glaube ich nicht, daß Nikolaus Tyrann von Natur ist: er ist es nur aus Überzeugung. Er glaubt, daß bei einem andern Verfahren die Dinge nicht gut gehen würden, und er ist sehr zufrieden mit der Art, wie sie unter seiner Herrschaft eben gehen. Um über Rußland zu herrschen, bedarf es, wie die Russen sagen, einer eisernen Hand, nur muß diese Hand noch Handschuhe tragen. Nikolaus ist wol der Eisenarm, aber die Handschuhe hat er vergessen.

Da die Ansichten des Verf. von den russischen Zuständen im Ganzen von denen der Verf. der vorangezeigten Schriften nicht abweichen, so glauben wir bei allem Interesse, das viele der 21 Abschnitte, in welche die Schrift zerfällt, in den Einzelheiten darbieten, uns begnügen zu müssen, um Wiederholungen des Bekannten zu vermeiden, nur Einzelnes herauszuheben, was die Darstellungs- und Raisonnementsweise des Verf. zu charakterisiren vermag. In dem sarkastisch-ironisch gehaltenen Artikel mit der Überschrift „Allgemeiner Überblick", der eine scharfe Kritik der russischen Zustände mit vielen bittern Wahrheiten enthält, heißt es unter Anderm (S. 43):

Welch herrliches Loos haben die russischen Adeligen! Ein Leben von Königen, von Halbgöttern! Ein Edelmann auf seinen Gütern, mit einer schönen Frau, an der Spitze einiger Tausend Bauern, mit großen Einkünften, führt ein Leben wie man es sonst nirgend findet. Er ist unumschränkter Herr auf seinen Besitzungen. Alles beugt sich vor ihm, Alles kriecht im Staube und zittert bei dem Klange seiner Stimme. Er läßt dem Peter oder dem Jakob 100 oder 200 Stockschläge geben; einer Frau die ihm gefällt braucht er nur sein Schnupftuch zuzuwerfen: man ist doch nicht umsonst Sultan. Lasset nur jene Philanthropen, jene Himmelsstürmer reden, die aus Europa zu uns kommen. Wir haben dergleichen Leute gesehen, die uns unsere Wildheit, unsere Grausamkeit ins Gesicht vorwarfen; dann erwachten sie eines Tages in den Armen einer vornehmen russischen Dame, ließen sich sogar von ihr heirathen, wurden große Herren und Eigenthümer ihrer Ländereien und Vasallen — und doch machten sie sich späterhin wieder davon und behaupteten, es gebe nichts dem Leben eines Bojaren Ähnliches. Geht, ihr Wertheldèn, wir wissen was ihr werth seid und was wir selbst werth sind. Predigt andern Leuten als wir sind eure Moral; wir haben unsere eigene. Mit diesen wenigen Worten ist ganz Rußland geschildert. Man fristet dort sein Leben, man ißt Ziegenfleisch mit Kohl; man sucht und findet Ausreden für Alles und man tröstet sich damit, daß es am Ende der Rechnung Ausgleichungen gibt. Der Edelmann hält sich für frei und denkt, es stehe ja bei ihm, wenn er seine Freiheit für eine Stelle, für Auszeichnungen u. dergl. hingebe und sich aus einem Herrscher, wie er ist, zu einem Knecht mache; er behalte doch seinen Hof, seine Residenz, sein Land, — dabei habe es sein Bewenden. Der Leibeigene meint, sein Zustand sei ganz natürlich, von Gott eingesetzt, und er würde namenlos unglücklich sein, wenn er frei wäre. (Das Verbot, die Leibeigenen zu unterrichten, verhindert die Regierung, daß sie die Wohlthaten eines freien Zustandes einsehen lernen, und verurtheilt sie zu einer Verdummung, in Folge deren sie sich in der Knechtschaft ganz wohl gefallen, heißt es

an einem andern Ort.) Der Soldat denkt gar Nichts; man läßt ihm keine Zeit dazu, man überhäuft ihn mit Übungen, um seine Mußestunden auszufüllen. Der Beamte sinnt nur darauf sein Knopfloch zu schmücken oder seine Tasche zu füllen, und Alles geht nach dem eisernen Willen, den der Herrscher ausdrückt. Aber wohin geht es? Einer Revolution entgegen? Sie ist noch für lange Zeit unmöglich, denn das Holz, woraus man die Revolutionsmänner schneidet, ist in Rußland nicht zu finden... Allem Anscheine nach bedarf es mindestens noch einer oder zwei Generationen, bevor es in Rußland eine Revolution gibt. Aber die Beschlüsse des Höchsten sind undurchdringlich. Wo es sich um Wahrscheinlichkeit handelt, erweist sich die Rechnung oft ganz falsch.

Wir versagen uns des Raumes wegen ungern das aus dem Leben gerissene Bild eines russischen Dandy bei seinem Lever zur Erheiterung unserer Leser mitzutheilen, übergehen auch das von dem Verf. aufgestellte Project zur Aufhebung der Leibeigenschaft, das recht viel Beherzigungswerthes, aber auch viele Widersprüche enthält, und wollen nur noch bezeichnen, wie sich ein Bojarenkopf in der Politik ergeht. S. 89 lesen wir:

Der Eckstein des russischen Reiches, seiner Macht, seines Reichthums wie seiner Politik ist Peter der Große. Man findet ihn überall wieder und überall erhaben, bewunderungswürdig ... Bedeutende Fortschritte haben auf dem von Peter dem Großen (zur Weltherrschaft) angedeuteten Wege stattgefunden. Polen trennt Rußland nicht mehr von Europa; die Türkei, mehrer Theile ihres Gebiets beraubt, ist nur noch ein Leichnam, und mit einigem militairischen Talent ist die Besetzung von Konstantinopel eine Kleinigkeit. Persien gehorcht Rußlands Befehlen; der Kaukasus, welcher seine so blind in diesen Gegenden zerstreute Macht noch verhöhnt, ist kein unüberwindliches Hinderniß. Khiwa und die Bucharei stehen unter moskowitischem Einflusse, sodaß auf Rußlands Wink Asien erzittert, Indien sich erhebt und London in Verwirrung geräth. Im Osten treffen alle die hohen politischen Fragen zusammen; dort wird sich noch einmal das Schicksal der Welt entscheiden. Petersburg kann nicht die russische Hauptstadt bleiben: es ist ein vorgeschobenes Lager, aus dem sein Gründer niemals einen Herrschersitz machen wollte. Konstantinopel oder Kalkutta, das sind die natürlichen Hauptstädte des Reichs. Der Koloß muß in den Steppen ohne Meer ersticken, er streckt daher seine Arme nach dem Ocean aus. Wird er ihn erreichen? Während er den Osten eroberte, würde Deutschland in seinem todtähnlichen Schlaf versenkt bleiben; Frankreich vermöchte Nichts ohne England und hätte dann nur zu wählen, ob England oder Rußland Asien besitzen sollte. England und Rußland könnten sich also in die Welt theilen: das erstere, in Indien ernstlich bedroht, würde das letztere sich gern am Bosphorus festsetzen lassen; aber dann würde Östreich auch seinen Theil haben wollen, Frankreich würde sein Veto entgegensetzen, und wenn man es durch Ägypten entschädigte, müßte Polen an Deutschland abgetreten werden, — was in der That noch ein Vortheil für Rußland wäre... Alle diese Fragen sind also vertagt, und es wäre besser für Rußland, wenn man sie hätte schlafen lassen, bis der rechte Mann gekommen wäre, der sie mit einem Schlage entschieden hätte. Die Beharrlichkeit, wodurch sich die russische Politik auszeichnet, ist ihr mehr nachtheilig als nützlich: es zieht die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich und macht dadurch das Geheimniß und die Überraschung unmöglich, welche in der Politik die ersten Bedingungen eines glücklichen Erfolgs sind. Nichtsdestoweniger hält man die Gefahr für dringend. In der That, wenn sich Rußland einmal in den Indien festgesetzt hat, ist es um das politische Gleichgewicht geschehen: seine Eroberungen in Asien sind Vortheile, die es über Europa gewinnt. Ohne Zweifel muß Asien Europa zinsbar werden, und man muß die Unterwerfung der Barbarei unter die Civilisation aus allen Kräften herbeiwünschen. Ohne Zweifel gewinnt Asien durch die russische Eroberung; aber was wird alsdann das Schicksal der Welt, das Schicksal der Freiheit sein? Sklaverei, zumal soldatische Sklaverei? So lange Rußland unter diesem Banner dient, können die Freunde der Freiheit seinen kriegerischen Unternehmungen keinen Erfolg wünschen. An dem Tage, wo es den Scepter der Welt erringt, ist es um die Freiheit geschehen... Die Rolle, welche Rußland in Asien zu spielen bestimmt ist, hat die Macht der Umstände ihm durch seine bloße geographische Lage gesichert. Sie ist schön, sie ist groß; aber um sie den Gesetzen der Billigkeit und der Vervollkommnung gemäß zu erfüllen, muß es selbst auf dem Wege der Civilisation fortschreiten, um nicht durch neue Eroberungen seine Lehrmeister im Lichte und in der Freiheit zu berauben... Dies ist das Ideal, und es ist immer schön, einen weiten Gesichtskreis vor sich zu haben, selbst wenn man nie bis an seine Grenzen dringt. Anders aber zeigt sich die Wirklichkeit. Diese ist traurig und bescheiden. Von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet sind Konstantinopel und Kalkutta nur Hirngespinnste, und Warschau ist die Kugel des Galeerensträflings, welche Rußland an einen stets zum Ausbruche bereiten Vulkan kettet.

So Hr. Golowin. Seine Schrift ist aber nicht in die besten Übersetzerhände gefallen. Die vier angezeigten Werke betreffen Rußland im Ganzen. Ein zweiter Artikel wird die Schriften zur Anzeige bringen, welche Einzelheiten gewidmet sind.*) 57.

Ernste Stunden. Andachtsbuch für Frauen von einer Frau. Zum Besten des Elisabeths-Kinder-Hospitals. Berlin, A. Duncker. 1846. 8. 15 Ngr.

Zu einem ähnlichen Zwecke wie die von uns in Nr. 261 d. Bl. f. 1845 besprochenen Gedichte des Fräuleins Elfriede von Mühlenfels sind auch die vorliegenden religiösen Gedichte einer Frau veröffentlicht worden. Wir ergreifen gern die Gelegenheit, ein paar Worte über sie zu sagen und nach Möglichkeit zu einer solchen Verbreitung derselben beizutragen, wie sie die obenerwähnten Gedichte bereits in einer zweiten Auflage gefunden haben. Der Charakter dieser Lieder ist edle Einfachheit und Innigkeit der Empfindung für Alles was ein treues Frauen- und Mutterherz bewegen kann; die Sprache ist kunstlos, aber gebildet. In der Verf. selbst lernen wir ein ernstes, echt religiöses Gemüth kennen, das aber durchaus frei ist von Überspannung und auch nicht die mindeste Spur blicken läßt, als ob es von den strengkirchlichen oder den sogenannten lichtfreundlichen Richtungen der Zeit berührt sei. Zum Beleg führen wir eine Stelle aus dem Gedichte „Sabbathsfeier" an:

Der Herr ist freundlich und von großer Güte!
Er will das Glück, den fröhlichen Genuß;
Er gab zur Frucht uns auch den Reiz der Blüte,
Und zur Nothwendigkeit den Überfluß.
So weit sein Odem reicht, ist Alles Segen,
Und seine Schöpfung jauchzet ihm entgegen.

Nicht blos am Altar und in Kirchenhallen
Ist Gottes Tempel für ein fühlend Herz;
Da, wo wir thun nach seinem Wohlgefallen,
Ist seine Gnade mit uns allerwärts.
Wir dienen ihm in unschuldsvollen Freuden,
Im Liebeswerk, in fromm ertrag'nen Leiden.

Solche Stellen ließen sich namentlich aus der dichterischen Umschreibung des Vaterunser noch anführen, die wir zu den gelungensten Stücken der Sammlung rechnen. Die Naturlieder erfreuen durch frische Auffassung und Lebendigkeit, ohne

*) Ein zweiter Artikel folgt im nächsten Monat. D. Red.

ein Übermaß von Farbenpracht; die Lieder an christlichen Festen zeigen Licht und Kraft in schöner Vereinigung, wie z. B. das Pfingst- oder Weihnachtslied; die „Gesänge aus dem Menschenleben" begrüßen die zartesten Seelenstimmungen in reiner, echt weiblicher Betrachtung und eröffnen uns die Einblicke in ein Herz, das auch in den trüben Stunden des irdischen Daseins gelernt hat seinen Frieden mit Gott zu machen. Eins der schönsten Gedichte dieser Art ist das „Am Geburtsfeste theuerer Entschlafenen", welches wir für die Feier zum Andenken der Todten bestens empfehlen. Nicht übergehen dürfen wir endlich die „Vier Gebete und Lieder für Kinder", die voll einer so schönen und edeln Einfalt sind, daß wir sie den gelungensten Dichtungen dieser Art, wie z. B. denen von Hey, an die Seite zu stellen kein Bedenken tragen. 20.

Bibliographie.

Althaus, E., Gegen den Strom. Roman. Braunschweig, Rademacher. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Bartholdi, G., Zur Lehre von der Kirche. Parchim, Hinstorff. Gr. 8. 3¾ Ngr.

Diefenbach, L., Vergleichendes Wörterbuch der gothischen Sprache. 1ster Band. Frankfurt a. M., Sauerländer. Gr. 8. 3 Thlr.

Dieringer, F. X., Der heilige Karl Borromäus und die Kirchenverbesserung seiner Zeit. Köln, Bachem. Gr. 12. 1 Thlr. 10 Ngr.

Groos, F., Der Zwiefache, der äußere und der innere Mensch. Als 2ter Theil der Schrift: Meine Lehre von der persönlichen Fortdauer des menschlichen Geistes nach dem Tode. Mannheim, Hoff. 12. 7½ Ngr.

Handel, C. D., Die Volksschullehrerbildung ohne Seminar. Ober-Glogau, Handel. 8. 12 Ngr.

Heine, M., Beiträge zur Geschichte der orientalischen Pest. Petersburg, Eggers und Comp. Gr. 8. 1 Thlr.

Honek, M., Das Buch für Winterabende. Volkskalender und Volksbuch für 1847. 6ter Jahrgang. Mit Beiträgen von K. Andree, K. Buchner, M. H. Geldern, H. Harrys, M. Hartmann, Günther Nicol und Andern. Hannover, Kius. 8. 10 Ngr.

Irving, W., Ausgewählte Schriften, herausgegeben von J. V. Adrian. Bracebridge-Hall oder die Charaktere. 2te sorgfältig verbesserte Auflage. Frankfurt a. M., Sauerländer. Gr. 16. 27 Ngr.

Kaiser Karl der Große und das fränkische Jungfrauenheer. Ein Beitrag zum unvergänglichen Ruhme der Frauen, in 23 Liedern von Frauenlob dem Jüngern. Zürich, Meyer u. Zeller. Gr. 8. 2 Thlr. 6 Ngr.

Kohl, J. G., Reisen in Dänemark und den Herzogthümern Schleswig und Holstein. 1ster Band. Leipzig, Brockhaus. Gr. 12. Preis für zwei Bände 6 Thlr.

Lacroix, A. de, Geschichte von Abd-el-Kaders politischem und Privatleben. Aus dem Französischen. Grünberg, Weiß. 8. 1 Thlr.

Lindemann, H. S., Die Denkkunde oder die Logik. Solothurn, Jent und Gaßmann. Gr. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Mühlbach, L., Ein Roman in Berlin. Drei Bände. Berlin, Mylius. 8. 5 Thlr. 10 Ngr.

Schnezler, A., Aurelia's Zauberkreis. Die schönsten Geschichten, Sagen und Legenden der Stadt Baden und ihrer nachbarlichen Thäler und Bergschlösser, nebst einem Märchen-Cyclus von Mummelsee. Carlsruhe, Nöldeke. 12. 1 Thlr.

Schücking, L., Novellen. Zwei Bände. Pesth, Heckenast, 8. 3 Thlr.

Studien und Skizzen zur Geschichte der Reformation. Ein Beitrag zur Würdigung derselben, aus dem politischen und socialen Gesichtspunkte. 1ster Band. Schaffhausen, Hurter. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Töpffer, R., Rosa und Gertrud. Aus dem Leben eines Genfer Geistlichen. Nach dem Französischen. Berlin, Springer. Gr. 16. 22½ Ngr.

Wiener Kanzlei-Zustände. Aus den Memoiren eines österreichischen Staatsbeamten. Leipzig, Hartknoch. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Wiser, T., Die Bergpredigt Jesu Christi, des Sohnes Gottes. In Betrachtungen auf der Kanzel. Zwei Bändchen. Regensburg, Manz. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Tagesliteratur.

D'Azeglio, M., Die jüngsten Ereignisse in der Romagna. Nach dem Italienischen. Leipzig, Gerhard. Gr. 8. 15 Ngr.

Bouché, J. B., Sendschreiben an Papst Pius IX. Deutsch von L. Hain. Leipzig, Brauns. Gr. 8. 4 Ngr.

Crueger, F., Anklage und Straferkenntniß gegen den Buchhändler Theile zu Königsberg und die öffentliche Meinung daselbst. Ein Beitrag zur Characteristik der neuesten Zeit. Leipzig, Mayer. Gr. 8. 2½ Ngr.

Göppel, J. L., Das ewige Evangelium in seinem Kampfe mit der Religion des Zeitgeistes. Frankfurt a. M., Zimmer. Gr. 8. 7½ Ngr.

Harleß, G. C. A., Was heißt: sich nicht schämen des Evangeliums? Predigt. Leipzig, Dörffling. Gr. 8. 3 Ngr.

Hergetius, F. A., Zur Verständigung und zur möglichen Vereinigung der Partheien. Drei Predigten über die Pfingstfest-Evangelien und über das Evangelium am 1. p. Trin. Quedlinburg, Franke. Gr. 8. 4 Ngr.

Morning, R., Zeitgedichte. Leipzig, Gebauer. 8. 27 Ngr.

Norton, C., Der treue Führer des Auswanderers nach den vereinigten Staaten von Nord-Amerika, Texas und der Mosquito-Küste. Nebst ausführlichem Dollmetscher. Mit einer Karte der vereinigten Staaten. Regensburg, Manz. 8. 27½ Ngr.

Orelli, H. v., Das Wesen des Jesuitenordens. — A. u. d. T.: Politische Beobachtungen. Herausgegeben von A. Widmann. 3tes Heft. Potsdam, Stuhr. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Reise nach Nordamerika im Sommer 1845. Von F. A. G. Ein Wort für Auswanderungslustige. Regensburg, Manz. 8. 15 Ngr.

Schenkel, D., Die protestantische Geistlichkeit und die Deutschkatholiken. Eine Erwiderung auf die neueste Schrift von G. G. Gervinus. 2te Auflage. Nebst einem Anhange über den Standpunkt des positiven Christenthums und seinen Gegensatz, als Replik auf die Entgegnung von G. G. Gervinus im „Morgenboten". Zürich, Meyer u. Zeller. 8. 22 Ngr.

Schiller, J., Offener Brief an Hrn. Pfarrer Frantz in Ingenheim. 2te Auflage. Frankfurt a. M., Zimmer. Gr. 8. 5 Ngr.

— — Das große Unrecht des Rationalismus, gegenüber dem guten Recht der vereinigten Kirche der Pfalz. Speyer, Reidhard. Gr. 8. 3¾ Ngr.

Stimmen aus dem Auslande über sociale Zustände. I. Macaulay, Betrachtungen über die Geschichte der Päbste. Aus dem Englischen übersetzt von A. C. Ott. Freiberg, Engelhardt. Gr. 8. 6 Ngr.

Woeniger, A. T., Die preußische Bank. Ein geschichtlich-kritischer Beitrag zur Beurtheilung der neuesten Bankreform. Berlin, Cohn u. Comp. Gr. 8. 22½ Ngr.

Wollersheim, T., Die gemischten Ehen und deren Folgen. Eine Thatsache nebst 10 Fragen. Köln, Bachem. Gr. 12. 6 Ngr.

Zur Würdigung des vom Könige von Dänemark unterm 8. Juli 1846 erlassenen offenen Briefes, die Erbfolge in den Herzogthümern Schleswig-Holstein betreffend. Als Anhang die Adresse an die Holsteinische Ständeversammlung berathen und unterschrieben zu Neumünster am 20. Juli 1846. Leipzig, Müller. Gr. 8. 3 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 282. —— 9. October 1846.

Die neuesten Schriften über Goethe.

Erster Artikel.

1. Briefe von und an Goethe. Desgleichen Aphorismen und Brocardica. Herausgegeben von Friedrich Wilhelm Riemer. Leipzig, Weidmann. 1846. Gr. 12. 2 Thlr.

„«Goethe und kein Ende!» werden Manche bei Erblickung einer neuen Schrift über Goethe ausrufen; es wird ihnen zu viel werden, immer von neuem von ihm zu hören und zu lesen." So beginnt Riemer seine Vorrede zu dem vorliegenden Buche. Und daran knüpft der verdiente Mann eine Philippika über die Verkennung Goethe's, wie wir sie schon aus seinen „Mittheilungen" kennen. Aber sollten die Leute mit ihrem Überdruß an Schriften über Goethe, der doch am Ende von einem Widerwillen gegen Diesen selbst weit unterschieden ist, so durchaus im Unrecht sein? Was ist der Zweck und Charakter der meisten derartigen Schriften und am entschiedensten der Riemer'schen? Ein Erläutern des Einzelnen und Allgemeinen, ein Einführen in Goethe's Denk- und Dichtungsweise, ein mehr oder weniger geistiges Scholiastenthum. Gewiß ist Dies nicht ohne Nutzen gewesen, auch mögen sich noch jetzt in dieser Beziehung interessante Gesichtspunkte aufstellen lassen, sodaß man, was etwa noch ferner von dieser Art ins Licht treten sollte, keineswegs von vornherein für überflüssig erklären darf. Aber man orientire sich doch nur darüber, was allein das Ziel einer solchen Besprechung der Werke des Dichters sein kann. Gewiß nicht Dies, daß jedes einzelne Individuum im Volke oder auch nur jede einzelne Coterie auf den Standpunkt einer unbefangenen Anerkennung Goethe's erhoben werde. Ein solches Ziel würde niemals erreicht werden können; es wird immer vergeblich sein, etwa die pietistischen Kreise in diesem Sinne umstimmen zu wollen; auch ist Goethe an und für sich der Dichter nicht, der in der Weise, wie es z. B. Homer gewesen, im Volke populair werden könnte. Es kann sich nur davon handeln, das literarische Bewußtsein der Zeit überhaupt auf einen solchen Standpunkt zu stellen, oder dem Einzelnen die allgemeine Möglichkeit ihn zu erreichen vollkommen zu eröffnen. Und sollte Dies nicht nachgerade in genügender Vollständigkeit geschehen sein? Ich sollte denken, es wären dazu so gar große Anstalten kaum erfoderlich. Was bedarf die Sonne weiter um zu leuchten als daß sie da sei? Es mochten für die Deutschen gewisse Reflexionen nöthig sein, um sich in Goethe's Dicht- und Denkweise hineinzufinden, es mochten gewisse Vorurtheile, die dem Genusse seiner Werke entgegenstanden, hinweggeräumt werden müssen; aber diesem Bedürfniß ist Genüge geleistet, und von den bedeutendsten Männern und einmal für allemal. Wer sich noch jetzt in darauf hinzielenden Betrachtungen ergeht, scheint kundzugeben, daß ihm selbst die Sache nicht ganz evident sei, und wir haben also doppelte Ursache ihm zuzurufen: „Goethe und kein Ende!"

Indessen gilt Dies nicht von aller und jeder Erörterung über den Dichter. Die wahrhaft wissenschaftliche Besprechung Desselben hat vielleicht kaum erst ihren Anfang genommen. Wir feiern in kurzem seinen hundertjährigen Geburtstag; man sollte denken es wäre Zeit, daß wir im Betreff seiner einen andern Standpunkt als den der bloßen Bewunderung, des bloßen innigen Einlebens in seine Werke einnehmen lernten. Statt daß wir immer nur unser Subject an ihn hingeben, muß er uns, nachdem wir in uns aufgenommen was er von höhern Bildungselementen darbietet, in seiner Totalität zum Object werden. Es braucht keine Misachtung seiner Größe daraus hervorzugehen, wenn er uns noch mehr historisch werden wird; im Gegentheil wird seine Anerkennung dadurch in mancher Beziehung wiederhergestellt werden. Es ist schon jetzt ein Bedürfniß der Art sichtbar, das sich nur nicht den rechten Ausdruck zu geben weiß. Die heftige Anfeindung, welche er in neuerer Zeit erfahren, ist Nichts als ein krampfhaftes Bestreben, sich der imponirenden Gegenwart seiner Erscheinung, unter die wir uns allerdings nicht in der Weise zu beugen vermögen, wie Dies Diejenigen seiner Zeitgenossen, welche ihn überhaupt zu schätzen wußten, größtentheils gethan haben, zu entledigen, wobei sich freilich in der Leidenschaftlichkeit, die dieses Streben charakterisirt, kund gibt, wie wenig dasselbe über seine eigene Natur im Klaren sei. Statt einen Versuch zu machen, sich über Goethe zu stellen, stellt man sich ihm blos entgegen, womit man denn sattsam beurkundet, daß man sich in der That noch nicht auf einem Standpunkte befindet, für welchen er vollkommen historisch geworden wäre. Es kann kein Zweifel sein, daß es der Zukunft überlassen bleiben muß,

diese Aufgabe vollkommen zu lösen; wir sind in den wichtigsten Beziehungen, wenn wir auch nicht mehr auf Goethe's Standpunkt selbst stehen, doch noch zu sehr in Reaction gegen Denselben begriffen, als daß wir einer vollkommenen Unbefangenheit fähig sein sollten.

Goethe steht auf einem der wichtigsten Wendepunkte der Zeit, er war Zeuge der durchgreifenden Umwälzungen, welche den Übergang vom 18. ins 19. Jahrhundert bezeichnen: der Ausbruch der französischen Revolution fällt genau in die Mitte seiner Lebenszeit. Den Anfoderungen, welche daraus hervorgingen — so lautet die Hauptanklage gegen ihn —, hat er nicht gerecht zu werden gewußt. Man denkt dabei zunächst an das Politische. Aber gerade in Betreff dieses Punktes werden wir das erschöpfende Urtheil der Folgezeit überlassen müssen. Es ist unbillig, Goethe seinen Mangel an politischen Zeitideen vorzuwerfen, denn das Politische war gar nicht der Mittelpunkt seiner Interessen; sein Lebensberuf lag in seinen dichterischen und künstlerischen Bestrebungen und in diesen ging er trotz der Revolution seinen geraden Weg fort. Hat dieselbe einen Einfluß auf ihn ausgeübt, so ist es nur der, daß sie ihn veranlaßt hat, sich noch mehr auf die Gegenstände seines innern Lebensberufes zu concentriren, sodaß also die Erfüllung desselben durch sie nicht gehemmt, sondern geradezu befördert wäre. Es ist unrichtig, wenn man von dem Eintreten der politischen Bewegungen an in seiner Thätigkeit eine allgemeine Erschlaffung bemerkt haben will; wenigstens datiren erst seit dieser Zeit die umfassenden kunsthistorischen und kunsttheoretischen Studien, die er in Gemeinschaft mit Meyer und Schiller betrieb. Nun wird man freilich erwidern, eben Dieses, daß das Politische nicht Mittelpunkt seines geistigen Lebens geworden, sei sein Mangel; denn Das sei der Fortschritt der neuern Zeit, daß der Mensch sich nicht mehr als bloßes Individuum, sondern als Staatsbürger zu betrachten gelernt habe. Hier fragt es sich aber, ob nicht unsere Zeit, indem sie ihre Aufgabe in Begründung eines freien staatlichen Lebens mit lobenswerther Energie verfolgt, dabei in die entgegengesetzte Einseitigkeit verfällt, welche freilich zu Erreichung dieses Ziels nothwendig sein mag, dem Staatsleben unter den verschiedenen Elementen, welche das menschliche Leben bilden, ganz auf dieselbe Weise wie jedes Individuum seinen bestimmten Lebensberuf für den allerhöchsten zu halten geneigt ist, eine allzu ausschließliche Wichtigkeit beizulegen; worüber denn, wie gesagt, die Zukunft entscheiden mag, die von dieser Foderung nicht mehr gedrängt sein wird. Dagegen gibt es bestimmte Punkte, in Betreff deren es bereits möglich sein dürfte, zur Lösung der genannten Aufgabe die erste Hand anzulegen.

Wir finden, daß Goethe auch auf dem ästhetischen Gebiete in einen Conflict mit den Ansichten seiner spätern Zeitgenossen geräth. Hierüber können wir schon eher mit uns abschließen, einerseits, weil Goethe, welcher ja mehr als irgend ein Anderer auf diesem Gebiete den Abschluß des 18. Jahrhunderts bezeichnet, wenn sich ihm hier ein Zurückbleiben nachweisen ließe, vor seinem eigenen Maße nicht bestände; und dann sind ja die Ansichten, welche sich ihm vor etwas mehr als einem halben Jahrhundert entgegenzustellen anfingen, wenigstens in der Form, in welcher sie ursprünglich auftraten, für uns auch schon historisch geworden.

Es sind Goethe's Ansichten über die bildende Kunst, auf die ich hier hingedeutet haben möchte. Bekanntlich finden sich diese besonders in den mannichfaltigen Werken und Werkchen, die als gemeinschaftliche Erzeugnisse der Weimarischen Kunstfreunde bezeichnet wurden, niedergelegt. Ebenso bekannt ist aber, daß diese Schriften nur dem geringern Theil nach von Goethe selbst ausgegangen sind. Es ist ein schöner menschlicher Zug bei Goethe, daß sich ihm das Interesse für bestimmte Gegenstände gern mit einem Verhältniß zu gewissen Personen, welche sich demselben ganz gewidmet hatten, verband, ja selbst in dasselbe einkleidete. So hat er die theoretischen Untersuchungen über die Dichtkunst mit Schiller zusammen betrieben, die Musik ward ihm durch Zelter repräsentirt, im Studium der griechischen Dichtkunst fand er sich durch die Bekanntschaft mit F. A. Wolf gefördert. Auf dieselbe Weise verband er sich zum Studium der bildenden Kunst und zu Einwirkung auf den Gang derselben in Deutschland mit Heinrich Meyer, den er in Rom am 2. Nov. 1786 vor einem Bilde von Pordenone kennen gelernt hatte; ja dieses Verhältniß kann insofern als das innigste dieser Art, welches er eingegangen, betrachtet werden, als er in diesem Manne, was die historische Kenntniß der Kunst betrifft, fast mehr als einen Mitstrebenden gesehen, nämlich ihn beinahe als eine unbedingte Autorität verehrt zu haben scheint.

In dieser Beziehung ist der Briefwechsel zwischen Goethe und Meyer, welcher den wesentlichsten Theil bildet der nachgelassenen Sammlung des verstorbenen Riemer, der sich durch Theilnahme an der Herausgabe der Goethe'schen Werke seit 40 Jahren die mannichfaltigsten Verdienste um die deutsche Lesewelt erworben hat, von großer Wichtigkeit. Wenn er nämlich einerseits das innige persönliche Verhältniß zwischen beiden Männern vor Augen legt, so läßt er auch auf der andern Seite, z. B. bei Gelegenheit des Frieses von Phigalia (S. 124), deutlich erkennen, daß Goethe's Kunsturtheil, wo es sich nicht auf Meyer's historische Kenntniß stützen konnte, nicht immer ganz sicher gewesen.

Man könnte zufolge dieses letztern Umstandes vielleicht zweifelhaft sein, inwiefern denn überhaupt Goethe für die Ansichten, welche sich in den Werken der Weimarischen Kunstfreunde ausgesprochen finden, verantwortlich zu machen sei. Denn freilich wird bei diesen geistigen Dingen der juristische Grund, daß er sie doch zum Theil durch Namensunterschrift adoptirt habe, nicht ausreichen. Indessen wird es sich leicht zeigen lassen, daß, wenn auch die Einzelkenntniß, die sich in ihm kund gibt, größtentheils von Meyer herrühren mag, die allgemeinen Principien, auf die es doch hauptsächlich ankommt, als Goethe's Beisteuer betrachtet werden müssen.

Es braucht nur kurz angedeutet zu werden, worin diese Ansichten sich ungenügend erweisen. Sie machen die Schönheit als Hauptgesichtspunkt bei der Auffassung und Hervorbringung der Werke der bildenden Kunst geltend und übertragen das Gesetz der Sculptur auf die Malerei. Vornehmlich geschah Dieses im Gegensatz zu den Romantikern, welche einerseits als gänzlich Moderne die Malerei bevorzugten und auch wirklich in ihr einen neuen Aufschwung hervorgerufen haben, andererseits im Streben nach tieferm psychologischen und besonders religiösen Ausdruck die Schönheit freilich bisweilen mehr als billig hintansetzen mochten. Am durchgreifendsten hat Rumohr, der schon außerhalb dieses Gegensatzes steht, im ersten Bande seiner „Italienischen Forschungen" zu verstehen gegeben, woran jene Goethe'schen Ansichten krankten. Sie sind nichts Anderes als eine neue Form jenes Strebens nach einem abstracten Ideal, wie es sich im 17. und 18. Jahrhundert im Gegensatze gegen ein ebenso unkünstlerisches Abschreiben der Natur geltend machte. Sie haben einen durchaus akademischen Charakter, wie denn auch das Mittel, durch welches diese Männer ein neues Aufblühen der Kunst hervorrufen wollten, die Ausschreibung von Preisaufgaben, ganz und gar in der Weise jener Zeit ist, die das persönliche Verhältniß des Schülers und Meisters, welches dem Interesse der Kunst am förderlichsten ist, durch ein schulmeisterliches ersetzen zu können glaubte, da doch, wo sich jenes Verhältniß nun einmal nicht wiederherstellen läßt, ein freies Anschließen des Kunstjüngers an die Kunstheroen der Vergangenheit, wie wir sie in ihren Werken vor uns haben, den einzigen Ausweg darbietet. Über diese Punkte kann das Urtheil kaum mehr getheilt sein; die Äußerung Riemer's in der bereits angeführten Vorrede, daß die Schriften der Weimarischen Kunstfreunde eine geraume Zeit allein die deutsche Kunstwelt zu unterhalten und zu belehren geeignet gewesen, ist nicht sowol als Urtheil über die Sache denn als eine Nachwirkung der Sache selbst zu betrachten. Muß man schon einigermaßen von der Kenntniß solcher Gegenstände Profession machen, um heutzutage nur überhaupt noch zu wissen, wer W. K. gewesen.

Diese Erscheinung ist räthselhaft und bedarf um so mehr einer Erklärung, je mehr man im Übrigen berechtigt ist, die Erweiterungen des ästhetischen Gesichtskreises, welche der neuern Zeit gelungen sind, auf Goethe zurückzuführen. Sie scheint fürs erste mit der Stellung, die Goethe als Dichter einnimmt, im Widerspruch zu stehen; denn was jenem Unwesen, das man mit dem Ideal trieb, welches Rumohr charakterisirt, im Gebiete der Dichtkunst am meisten verwandt ist, die französische Tragödie, übt auf Goethe durchaus keinen Einfluß aus, ja dieselbe liegt ihm so ganz fern, daß er nicht einmal gegen sie polemisirt; er ist eben als Dichter ganz und gar auf dem Boden der lebendigen Wirklichkeit heimisch. Und was die bildende Kunst selbst betrifft, so schließen sich die Weimarischen Kunstfreunde in den allgemeinen Gesichtspunkten, welche sie für dieselbe aufstellen, so durchaus an Winckelmann an, daß Otfried Müller in seiner „Archäologie" die „Geschichte der Kunst" von Meyer schlechtweg als eine weitere Ausführung der Winckelmann'schen Ansichten bezeichnen kann. Winckelmann aber gilt allgemein für Denjenigen, welcher der abstracten Auffassung des Alterthums gegenüber, welche in der Renaissancekunst jeder Art vorherrscht, das reine Griechenthum geltend gemacht habe; und da dieses in der allerfrischesten Ergreifung der Wirklichkeit besteht, so muß er damit in einem ähnlichen Gegensatze gegen das conventionnelle Wesen seiner Zeitgenossen stehen, wie Goethe als Dichter, wie er denn auch die theoretische Geltendmachung der positiven Leistung ebenso wie Dieser die positive Leistung selbst der unproductiven Polemik gegen das Verkehrte vorzieht.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Lebens- und Leidensgeschichte der Friesen, insbesondere der Friesen nördlich von der Elbe. Von K. J. Clement. Kiel, Bünsow. 1845. 8. 15 Ngr.

Dieses Buch muß jedenfalls zu den bessern Erscheinungen der deutschen Literatur gezählt werden, obwol es nur auf schlechtes Papier gedruckt ist. Der Verf. gehört zu den Tendenzschriftstellern; aber seine Tendenz ist keine kleine, egoistische, hergesuchte, sondern sie ist keine geringere, als dem Volke der Friesen in Erinnerung zu bringen, daß sie aus einer edeln Wurzel stammen, um sie dadurch zu befeuern zur Ausführung alles Guten, Großen und Schönen, das ihnen in ihrer jetzigen politischen Lage noch möglich geblieben ist. Diese Tendenz unsers Verf. wird es als ganz natürlich erscheinen lassen, daß seine Sprache kurz, kräftig, schlagend ist; er ergeht sich nicht in kunstreich gedrechselten Phrasen, sondern spricht seine Gedanken bezeichnend, scharf, bündig aus. Man darf sich aber nicht vorstellen, das Buch enthielte politische Reden; nein, es ist vorherrschend historischer Natur. Als solches hat es noch den Vorzug, daß, so reich es an Material, an Mittheilung von Factis ist, man doch niemals sich ermüdet oder gedrückt fühlt durch einen Wust von Gelehrsamkeit; der Verf. beherrscht seinen Stoff mit klarster Einsicht und hat ihn mit großer Geschicklichkeit vertheilt. Namentlich findet dieses Lob Anwendung auf die Verbindung des Historischen mit dem Statistischen, Topographischen und Geographischen: eine Verbindung, welche sich durch das ganze Buch hinzieht. Ref. darf behaupten, in gleicher Weise wie der Historiker für die Specialgeschichte manches Neue aus diesem Werke erfahren wird, in gleicher Weise wird auch der Geograph, der Topograph, der Statistiker eine nicht geringe Menge interessanter und wichtiger Angaben, die bisher wenig bekannt waren, in diesem Werke finden.

Das Land der Friesen ist der Außenrand von West-Germanien, von der Westerschelde an bis an die Grenze von Dänemark. Von hohem Interesse sind die Lineamente zu einer Geschichte der Nordsee, welche der Verf. gibt. Derselbe stellt nämlich die Behauptung auf, daß der Grund der Nordsee zwischen dem Jütischen Riff und den Flämischen Bänken, von 57° bis 52° nördlicher Breite, einst eine mit hohen Geestrücken untermischte Marschebene gewesen sei. Jetzt findet man, daß der Boden des Meers größtentheils aus Kleie und Sand besteht; zwischen England und Holland findet man viel steinigen Grund. Als Hauptüberbleibsel der uralten Geesthöhen springen hervor das Jütische Riff, die Horren bei Amr'am, die Bänke bei Yarmouth, Broad fourteens, und die Flämischen Bänke. Alle Inseln vom Texel an bis zur Mündung der Ems und Weser waren einst festes Land von Friesland. Die ungeheuere Doggersbank ist 20—25 Meilen breit und 70 Meilen lang, sie zieht

sich durch die ganze Nordsee. Als der Kanal zwischen Frankreich und England noch festes Land war, ist auch Doggersbank noch Festland gewesen; durch den Strom der Straße von Dover ist es untergegangen. Unser Verf. behauptet, daß der Strich von Jütland bis Flamborough-head in Yorkshire ein zusammenhängendes Land gewesen sei; die Straße von Dover war damals noch nicht durch Erdbeben aufgebrochen; wäre kein fester Boden westlich von der jütischen und schleswig-holsteinischen Halbinsel gewesen, so wäre das jetzige Land an seiner Westküste nicht flach, sondern steil. „Das Volk der Friesen", so sagt unser Verf. mit Recht, „ist beständig gequält worden vom Wasser und von den Fürsten; aber sie haben es nicht vertilgen können." „Von Fürstenmacht", so heißt es S. 40, „welche das Volk zu lieben keine Ursache hat, ist es getreten, von der See zerschnitten, wie eine Amphibie zertreten und zerschnitten; aber wenn auch in Stücken, so lebt es doch fort in unverwüstlicher Natur." Die Wassersnoth ist ein Haupttheil in Frieslands Geschichte. In unserm Buche werden die größten und schlimmsten Springfluten seit dem J. 100 vor Chr. Geb., wo die Cimbern aus ihrer Halbinsel durch Sturmfluten vertrieben wurden, aufgezählt, bis zum J. 1825 herab.

Hieran schließt sich ein Abriß der politischen Geschichte der Friesen, welche westlich von der Elbe wohnten, also namentlich im Amt Ritzebüttel, im Lande Wursten und im Butjadingerlande; auch die Stedinger, im jetzigen Oldenburg, gehörten dazu. Interessant ist die Mittheilung über die Theilnahme der Friesen am Christenthum, namentlich am römisch-katholischen. Nämlich die Friesen blieben, selbst Rom gegenüber, sehr selbständig: sie verlangten, daß die Priester verheirathet wären, „damit sie nicht anderer Leute Ehebett befleckten"; Papst Pius II. machte ihnen dies Zugeständniß. Ferner gaben sie der Kirche weder Erstlinge, noch Zehnten, noch andere Abgaben. Vor dem J. 1200 wurden die Friesen von dem Herzoge von Brabant und von den Grafen von Geldern und Kleve so arg bedrängt, daß nach 1200 eine ganze Reihe von Zwingburgen von Utrecht bis nach Bremen hinlief. Weil die deutschen Kaiser Friesland doch nicht unterwerfen konnten, so ließen sie es von den genannten Grafen und von den Dänen quälen. An der Hunte und Weser waren damals die Stedinger-Friesen die mächtigsten; die rasteder Chronik sagt: sie verhöhnten Kaiser, Papst und Erzbischöfe, und weil sie nicht römisch-katholisch sein wollten, galten sie für Heiden. Es wurde ein allgemeiner Kreuzzug gegen sie gepredigt; der Herzog von Brabant, die Grafen von Oldenburg, Kleve und Geldern schlossen das Land eng ein. 4—5000 Stedinger wurden gemordet, die übrigen entflohen; sieben Jahre lang blieb das Land ganz unbewohnt; erst im 16. Jahrhundert wurden die Friesen in der oldenburger Marsch ganz unterjocht.

Die Verfassung der Friesen war ganz frei. Alle Ämter waren Volkseigenthum und wurden nur auf ein Jahr verliehen; alle Bürger und Bauern hatten gleiche Rechte. Volksversammlungen wurden am Opstalborm, zwischen Nahn und Westerende in Ostfriesland, gehalten; alljährlich in der Pfingstwoche wählte man die Vorsteher und Richter; jede Bauerschaft hatte einen Richter auf ein Jahr. Aller Streit wurde vor einem Gericht entschieden, welches zwei mal jährlich drei Tage lang zusammenkam; Antheil an den Brüchen war des Richters Besoldung; wer ungerecht richtete, zahlte acht Mark, wurde abgesetzt und sein Haus brannte man nieder.

Diese und ähnliche Mittheilungen, welche ganz genau bis zu den feinsten Specialitäten durchgeführt werden, sind für die Geschichte Deutschlands, namentlich Holsteins, der Inseln Helgoland, Föhr, Sylt, Amr'am höchst wichtig.

Zum Schluß theilen wir noch eine Bemerkung des Verf. über friesische Sprache mit, weil sie zu mancherlei Discussion Anlaß geben dürfte: „In der friesischen Sprache ist ein sehr tiefes, ernstes, poetisches Element, und sie eignet sich, wie die englische, wegen ihres Begriffsreichthums leichter als die deutsche zur Poesie. Sie sagt Viel in wenig Worten, ist reich an einsylbigen Wurzelwörtern, in ihrer Begriffsbestimmung sehr scharf und treffend. Sehr oft läßt sich das Friesische nicht ins Deutsche übertragen, weil man hier auf Armuth in der Begriffsbezeichnung, auf sehr unausgebildete Elemente, auf Mangel an Schärfe und Feinheit im Erfassen der Natur und der Sinnenwelt stößt; viel eher ins Englische. Die deutsche Sprache ist sehr langstielig, wie die Geschichte des Volkes und alle seine politischen Vorgänge von jeher; die friesische kann hundert und tausend mal durch ein Wort ausdrücken, wozu die deutsche langgedehnter Umschreibungen bedarf. Die friesische Sprache hat z. B. ungewöhnlich viele Ausdrücke, um Ton und Schall in deren Vielartigkeit aufs genaueste zu bestimmen und scharf zu bezeichnen."

Wir hoffen, daß der Verf. in seinem nächsten Werke über friesische Sprüchwörter sich über das Mitgetheilte noch bestimmter aussprechen und es rechtfertigen wird. Übrigens bleibt sein Werk allen Freunden deutscher Geschichte, deutscher Völkerkunde und Geographie angelegentlichst empfohlen. 2

Literarische Anzeige.

In meinem Verlage ist soeben neu erschienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Moslicheddin Sadi's

Rosengarten.

Nach dem Texte und dem arabischen Commentar Sururi's aus dem Persischen übersetzt mit Anmerkungen und Zugaben

von

K. H. Graf.

Gr. 12. Geh. 1 Thlr. 6 Ngr.

Sadi's Rosengarten bildet den 56. Band der „**Ausgewählten Bibliothek der Classiker des Auslandes**", deren übrige Bände unter besondern Titeln ebenfalls einzeln abgegeben werden. Erschienen sind bis jetzt:

I. II. **Bremer**, Die Nachbarn. Vierte Auflage. 20 Ngr. — III. **Gomes**, Ignez de Castro, übersetzt von Wittich. 20 Ngr. — IV. **Dante**, Das neue Leben, übersetzt von Förster. 20 Ngr. — V. **Bremer**, Die Töchter des Präsidenten. Vierte Auflage. 10 Ngr. — VI. VII. **Bremer**, Nina. Zweite Auflage. 20 Ngr. — VIII. IX. **Bremer**, Das Haus. Vierte Auflage. 20 Ngr. — X. **Bremer**, Die Familie H. Zweite Auflage. 10 Ngr. — XI. **Prevost d'Exiles**, Geschichte der Manon Lescaut, übersetzt von Bülow. 20 Ngr. — XII. XIII. **Dante**, Lyrische Gedichte, übersetzt und erklärt von Kannegießer und Witte. Zweite Auflage. 2 Thlr. 12 Ngr. — XIV. **Tassoni**, Der geraubte Eimer, übersetzt von Kritz. 1 Thlr. 9 Ngr. — XV. **Bremer**, Kleinere Erzählungen. 15 Ngr. — XVI. **Bremer**, Streit und Friede. Dritte Auflage. 10 Ngr. — XVII. **Voltaire**, Die Henriade, übersetzt von Schröder. 1 Thlr. — XVIII. **Gustav III.**, Schauspiele, übersetzt von Oehrl. 1 Thlr. 6 Ngr. — XIX. **Sjöberg** (Vitalis), Gedichte, übersetzt von Kannegießer. 20 Ngr. — XX—XXII. **Boccaccio**, Das Dekameron, übersetzt von Witte. Zweite Auflage. 2 Thlr. 15 Ngr. — XXIII.—XXV. **Dante**, Die göttliche Komödie, übersetzt von Kannegießer. Vierte Auflage. 2 Thlr. 15 Ngr. — XXVI. Celestina. Eine dramatische Novelle. Aus dem Spanischen übersetzt von Bülow. 1 Thlr. 6 Ngr. — XXVII. XXVIII. **Somadeva Bhatta's** Märchensammlung, übersetzt von Brockhaus. 1 Thlr. 18 Ngr. — XXIX. XXX. **Bremer**, Ein Tagebuch. 20 Ngr. — XXXI. XXXII. **Tasso**, Lyrische Gedichte, übersetzt von Förster. Zweite Auflage. 1 Thlr. 15 Ngr. — XXXIII. Hitopadesa. Aus dem Sanskrit übersetzt von Müller. 20 Ngr. — XXXIV. XXXV. Indische Gedichte. In deutschen Nachbildungen von Hoefer. 2 Thlr. — XXXVI—XXXVIII. **Calderon**, Schauspiele, übersetzt von Martin. 3 Thlr. — XXXIX. XL. **Dante**, Prosaische Schriften, übersetzt von Kannegießer. 2 Thlr. — XLI. XLII. **Bremer**, In Dalekarlien. 20 Ngr. — XLIII—LIII. **Sue**, Der ewige Jude. 3 Thlr. 20 Ngr. — LIV. LV. **Machiavelli**, Florentinische Geschichten, übersetzt von Reumont. 3 Thlr. — LVI. **Sadi's Rosengarten**, übersetzt von Graf. 1 Thlr. 6 Ngr.

Leipzig, im October 1846.

F. A. Brockhaus.

Verantwortlicher Herausgeber: **Heinrich Brockhaus**. — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 283. —— 10. October 1846.

Die neuesten Schriften über Goethe.

Erster Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 282.)

Gleichwol ist die Mangelhaftigkeit und Einseitigkeit der Goethe'schen Kunstansichten gerade daraus abzuleiten, daß er nur den Winckelmann'schen Standpunkt eingenommen und ihn in einem Gebiete, wo er nicht an seiner Stelle war, geltend gemacht; und daß er Dies zu einer Zeit gethan, als bereits anderweitige Foderungen laut geworden waren, läßt sich einzig und allein aus seinem dichterischen Entwickelungsgange erklären.

Wenn es noch nicht gelungen ist, diesen Verhältnissen gegenüber einen vollkommen objectiven Standpunkt einzunehmen, so rührt Dies daher, daß wir noch allzu geneigt sind, uns an Winckelmann in ähnlicher Weise, wie Goethe und Meyer gethan, hinzugeben und uns von seinen freilich unermeßlichen Verdiensten imponiren zu lassen. Es gilt von Winckelmann, was Guhrauer in seiner Schrift über Lessing's „Erziehung des Menschengeschlechts" von Diesem sagt:

> Wir haben treffliche Beschreibungen der Art und Weise seines Wirkens als Denker, Schriftsteller und Charakter, aber unter diesen keine einzige Erklärung; und wenn nach Aristoteles das Erstaunen der Anfang des Philosophirens ist, so blieb, muß man wol sagen, die Geschichte der Literatur und Philosophie in Rücksicht auf ihn die längste Zeit auf dem Standpunkte des Erstaunens. Endlich aber sollte das Erstaunen aufhören und dem Begreifen, dadurch aber erst recht der Bewunderung Platz machen.

Und zwar gilt Dies von Winckelmann in noch höherm Grade als von Lessing. Weil wir, was seine allgemeine Anschauung betrifft, noch so durchaus in dem Verhältnisse der Schüler zu ihm stehen, so betrachten wir ihn immer nur in Bezug auf die Wirkungen, die er ausgeübt, und vergessen durchaus darauf zu reflectiren, welche Einflüsse er selbst etwa erfahren und wie ihm die Zeitverhältnisse doch immer auf eine gewisse Weise dazu behülflich gewesen, Das zu werden, was freilich nur er werden konnte. Wir datiren von ihm mit Recht eine ganz neue Ordnung der ästhetischen Dinge, und da erscheint er uns nun als eine Art von Deus ex machina, als ein Genius, der gleichsam von außen her in die Geschichte eingetreten und die Brücke, über die er gekommen, hinter sich abgeworfen. Allein dergleichen Genien gibt es überhaupt nicht, mag es auch nützlich sein, daß die Zeitgenossen eines ausgezeichneten Mannes ihn gemeiniglich für einen solchen halten; denn wollten sie ihn gleich von vornherein altklug begreifen, so würden sie sich um die Wirkung bringen, die er auf sie auszuüben gekommen ist. Also wird sich auch für Winckelmann eine bestimmte Verknüpfung mit seinen Zeitgenossen nachweisen lassen. Und dadurch wird es denn sogleich vorläufig begreiflich gemacht sein, wie bei Goethe die weitere Ausführung und Anwendung der Winckelmann'schen Grundsätze sich als eine Äußerung des Geistes des 18. Jahrhunderts darstellen könne.

Winckelmann hat allerdings den geistigen Gesichtskreis seiner Zeitgenossen in zweifacher Beziehung beinahe verdoppelt; Das ist ihm aufbehalten gewesen, und er hat dazu nur sehr spärliche Vorarbeiten vorgefunden. Es hat in den modernen Jahrhunderten aus mancherlei äußern und innern Gründen unter den bildenden Künsten die Malerei das Übergewicht gewonnen, und zu jener Zeit ward nicht nur in der Theorie diese allein ins Auge gefaßt, wie das z. B. der zweite Titel von Lessing's „Laokoon" beweist, sondern es mußten sich auch in der künstlerischen Praxis die Baukunst und Sculptur ihren Gesetzen vielfältig anbequemen. Im Gegensatze dazu machte nun Winckelmann die Sculptur geltend, wie sie ein ganz eigenartiges und scharfbegrenztes Kunstgebiet ausmacht; und zwar bewirkte er Dies nicht durch eine theoretische Entgegenstellung in Weise der soeben genannten Lessing'schen Schrift, sondern dadurch, daß er, durch Vorliebe und Talent geleitet, in einer umfassenden Darstellung den ganzen Kreis von Werken, den diese Kunst in den Jahrhunderten, in welchen sie sich einer besondern Pflege zu erfreuen gehabt, nach ihrem künstlerischen Verdienste zu würdigen suchte. Hieran knüpft sich ein Zweites. Es ist nämlich die Sculptur im eminenten Sinne als die Kunst des griechischen Alterthums zu betrachten, und so ist Winckelmann's Werk die Quelle der tiefern Anschauung des Griechenthums geworden, welche die neuere Zeit mit Recht unter ihre werthvollsten Erwerbungen zählt. Wie Dieses ganz bestimmt zusammenhänge, in welchem Sinne die Sculptur die Kunst des Alterthums zu nennen und gewissermaßen als die Hauptäußerung desselben

anzusehen sei, da doch die geistige That, durch welche ein Kunstwerk hervorgebracht wird, nicht identisch sein kann mit Dem, was man Zeit- oder Nationalgeist nennt —: solche Fragen müssen einer andern Untersuchung zur Beantwortung überlassen bleiben, genug, daß die Thatsache dieses Zusammenhangs für alle Folgezeit durch Winckelmann's Darstellung ans Licht gestellt ist. Bei der unendlich folgereichen Aufstellung des Gegensatzes zwischen dem Antiken und Romantischen ging man ausdrücklich auf Winckelmann zurück. F. Schlegel sagt in seiner Schrift „Über das Studium der griechischen Poesie":

Denn wiewol sein Unternehmen zunächst nur auf die bildende Kunst gerichtet war, so kann die Anwendung davon auf die Poesie und auf die gesammte geistige und sittliche Bildung des Alterthums nach dem gleichen hohen Schönheitsgefühle und großen Kunstverstande von dieser festen Grundlage aus nunmehr leichter gefunden und auch zur allgemeinen Anerkennung gebracht werden.

Und in demselben Sinne hat sich F. A. Wolf, der zuerst die Philologie als in sich einige Alterthumswissenschaft begriffen hat, obgleich, wie Goethe (XXXI, 196—200 der Ausgabe der letzten Hand) erzählt, für die Geschichte der bildenden Kunst als solcher durchaus unempfänglich, nicht nur zu der Mitarbeit an Goethe's „Winckelmann und sein Jahrhundert" bereit finden lassen, sondern auch selbst in dem Aufsatze, den er zu dieser Schrift beisteuerte, was ihm Winckelmann bei solcher Verschiedenheit der Interessen sein konnte, wie folgt ausgesprochen:

Winckelmann hatte einmal, seitdem er die Alten genauer zu studiren begann, sein ganzes Augenmerk auf Dasjenige gerichtet, was auf Kunst und Künstler mehr oder weniger bezüglich ist; er hatte selbst hierin lange nicht Alles erschöpft, wozu ein weit gemächlicheres Sammeln und Prüfen nöthig war; aber er hatte Etwas aus den Alten gewonnen, was die Philologen von der Gilde gewöhnlich zuletzt oder gar nicht lernen, weil es sich nicht aus sondern an ihnen lernen läßt — ihren Geist.

Vielleicht ist man eher geneigt, dieses letztere Verdienst als ein zweideutiges zu bezeichnen, denn er gab freilich dadurch Veranlassung zu jenem Abdestilliren des Geistes von dem Geschichtlichen, welches, als die schlimmste Art von Abstraction, der präcisen Kenntniß desselben so nachtheilig zu sein pflegt; und da ein solches Verfahren nirgend weniger ausreichen kann als bei der Betrachtung der Kunst, bei der es auf die ganz bestimmte Auffassung des Einzelnen und Nichts weiter ankommt, so scheint auf diese Weise Winckelmann selbst hervorgerufen zu haben, was die Wirkung seiner kunstgeschichtlichen Darstellung schwächen mußte. Dem sei nun wie ihm wolle, so muß gleichwol behauptet werden, daß doch gerade die Erkenntniß des griechischen Geistes der Punkt gewesen, von dem er ausgegangen. Er ist nicht etwa auf dem Wege zu ihr gelangt, daß er sich dem Eindrucke der Werke der Sculptur ganz hingegeben hätte, sondern es war in ihm anfangs ein Interesse für sie nur insofern lebendig, als sie eben griechische hießen, und eine Empfänglichkeit für den Geist der in ihnen lebt, weil er diesen Geist schon anderweitig, nämlich in den griechischen Schriftstellern kennen gelernt hatte. Winckelmann ist durchaus Gelehrter, und wenn es seine historische That ist, die Kunstgeschichte als eine eigene Wissenschaft, welche auf der Anschauung der Kunstwerke beruht, der Alterthumskunde, die ihren Stoff aus dem geschriebenen Buchstaben zieht, entgegengestellt zu haben — ein Fortschritt, in dem ihm, beiläufig gesagt, Manche noch heutigen Tages nicht zu folgen wissen —, so läßt es sich doch genau verfolgen, wie sich Dies in ihm erst ganz allmälig ausgebildet hat. Er sagt zwar in der Vorrede zur „Geschichte der Kunst":

Die Liebe zur Kunst ist von Jugend auf meine größte Neigung gewesen, und ungeachtet mich Erziehung und Umstände in ein ganz entferntes Gleis geführt hatten, so meldete sich dennoch allezeit mein innerer Beruf.

Und für die Wahrheit dieser Worte ist die „Geschichte der Kunst" selbst der glänzendste Beweis; aber zum Bewußtsein über diesen innern Beruf erwachte er doch eben nur erst, als er die „Geschichte der Kunst" schrieb. Wie es die Kenntniß des Griechischen war, der er seine günstige Aufnahme in Rom verdankte, so war auch sein Absehen bei seiner italienischen Reise ebenso sehr auf Philologie als auf Kunst gerichtet, und wenn er einen specifischen Sinn für die letztere in sich verspürte, so wußte er in demselben nur ein verkommenes Talent der Ausübung zu erblicken. Er sagt in einem Briefe vom Jahre 1753:

Gott und die Natur haben wollen einen Maler, einen großen Maler aus mir machen, und Beiden zum Trotz sollte ich ein Pfarrer werden. Nun ist Pfarrer und Maler an mir verdorben. Allein mein ganzes Herz hängt an der Kenntniß der Malerei und Alterthümer, die ich durch fertigere Zeichnung gründlicher machen muß. Hätte ich noch das Feuer oder vielmehr die Munterkeit, die ich durch ein heftiges Studiren verloren, ich würde weiter in der Kunst gehen. Nunmehr habe ich Nichts vor mir, worin ich mich hervorthun könnte, als die griechische Literatur. Ich finde keinen Ort als Rom geschickter, dieselbe weiter und wenn es sein könnte aufs Höchste zu treiben.

Erst in Rom veranlaßt ihn die Bekanntschaft mit Mengs und der Beifall, den seine Schrift über die Nachahmung der alten Künstler dort und in Frankreich gefunden, aus „dieser Art von Wissenschaft", nämlich der Kunstkenntniß, seine Hauptbeschäftigung zu machen. Und auch jetzt hat dies noch ein ganz antiquarisches Gepräge. Rom, sagt er, sei mit seinen Schätzen weder den Römern noch den Ausländern bekannt; er denkt auf eine Beschreibung der Galerien in Rom und Italien, wie sie Richardson gemacht, der Rom nur durchlaufen; er projectirt hier etwas Ähnliches, wie er es später in Betreff Herculanums gegeben hat, welches auch gleich in demselben Briefe erwähnt wird. Nach und nach entsteht in ihm das Aperçu einer Geschichte der Kunst. Im J. 1756 am 30. März schreibt er an den Bibliothekar Franke, er werde zu seinem angefangenen Werke über den Geschmack der griechischen Künstler den Schluß nicht machen können, ehe er nicht Neapel gesehen, „denn die Zeit, in welcher der vaticanische Apollo und der Laokoon gearbeitet seien, müsse durch Vergleichung der hercula-

nischen womöglich bestimmt werden". Endlich am Ende des Jahres finden wir in einem Briefe an Walther zuerst erwähnt, daß er ein sehr weitläufiges Werk, eine Geschichte der Kunst, angefangen habe. Von jetzt an finden wir, daß er das Studium der schriftlichen Denkmale des Alterthums um ihrer selbst willen mehr und mehr hintansetzt. Er spottet über d'Orville, der anderthalb Jahre lang täglich auf den Vatican gegangen, um einige Bereicherungen und Verbesserungen der griechischen „Anthologie" aufzufinden, und die Anstellung an dieser Bibliothek, die ihm den Zutritt zu ihren handschriftlichen Schätzen eröffnet, um den er sich im Anfang seines römischen Aufenthalts beim Papste selbst bemüht hatte, ist ihm jetzt eine Last. Bei dem Allen aber finden wir zu irgend einer künstlerischen Ausübung bei ihm keine Neigung, kaum hören wir, daß er auch nur zum Behufe der wissenschaftlichen Erforschung der Kunstwerke dieselben durch Abzeichnen zu fixiren gesucht habe; viel weniger benutzt er die Gelegenheit der Herausgabe der „Monumenti inediti", in eigener Nachbildung der Werke, die er zur Bekanntmachung bestimmt, als Künstler aufzutreten, vielmehr rühren die Zeichnungen in diesem Werke von Casanova her, und seine eigene Arbeit ist ebenso sehr darauf berechnet, die alten Schriftsteller durch die Kunstwerke als diese durch jene zu erläutern.

In der That konnte es ihm auch nur auf diesem Wege gelingen, den Geist der Sculptur aufzufassen und darzustellen; wäre er von einem reinkünstlerischen Interesse ausgegangen und in künstlerischen Kreisen erzogen und gebildet worden, so dürfte er schwerlich im Stande gewesen sein, sich von dem Einflusse der Ideen, die, wie eben angedeutet, damals in diesen Kreisen herrschend waren, frei zu erhalten. Von diesem Gesichtspunkte aus erscheint also, was er selbst freilich als das größte Hemmniß seiner Entwickelung ansehen mußte, seine einsame und gedrückte Jugend und die späte Bekanntschaft mit den Werken, für welche er der Welt das Verständniß zu eröffnen bestimmt war, als die nothwendige Bedingung zur wahren und vollständigen Erfüllung dieser Bestimmung.

Insofern steht also Winckelmann durch Dasjenige, was er geleistet hat, indem er damit ein ganz neues Gebiet der Erkenntniß eröffnete, durchaus außerhalb seiner Zeit, nämlich über derselben; wie denn, wenn die wahre Größe, wie man uns jetzt bisweilen glauben machen will, darin bestände, daß Einer blos Das, was die Zeitgenossen wollen, zum Ausdruck bringe, alles historische Verdienst auf eine Organisation des Stillstandes hinauslaufen würde. Allein in dem Wie der Ausführung seines unsterblichen Werkes ist er dagegen weit mehr als man bisher anerkannt zu haben scheint von dem Geiste seiner Zeit bestimmt worden.

Daß Winckelmann seinem allgemeinen Bildungsstandpunkte nach, was man auch von dem antiken Stile seiner Persönlichkeit sagen mag, seiner Zeit keineswegs fremd gewesen, zeigt sich aus vielen Stellen seiner Briefe. Zwar von den Franzosen, die damals in Deutschland noch viel galten, hatte er sich gründlich emancipirt, wenn auch vielleicht mit Hülfe der Römer, bei denen dieselben nach seinem Berichte sehr verachtet waren. „Ein Franzose", schreibt er (I, 118), „ist unverbesserlich, das Alterthum und er widersprechen einander." Und von dem Philosophen Wolff, den er persönlich gehört, sagt er (II, 30): was ihm wie im Mondscheine von weitem ein Ungeheuer geschienen, sei ein Klotz gewesen, da er nahe gekommen. Dagegen meldet sich bei Gelegenheit des Confessionswechsels ein Wenig von der Freigeisterei oder dem Deismus des Jahrhunderts, er zeigt sich als ein Heide nicht so durchaus im antiken, sondern im ganz modernen Sinn. Ferner nennt er Mendelssohn's „Phädon" eins der ersten Bücher, die er kenne, und empfiehlt dem Hrn. v. Berg Pope's „Essai on man", den er fast auswendig wisse, ja sogar, was man ihm unter Allen am wenigsten zutrauen sollte, Pope's Übersetzung des Homer!

(Die Fortsetzung folgt.)

Romanliteratur.

1. Reicher Bursch und armes Mädchen, eine oberschwäbische Bauerngeschichte von Johannes Scherr. Ulm, Seitz. 1846. 8. 11⅓ Ngr.

Die Vorrede, welche in nuce eine Geschichte der schönen Literatur seit Goethe bietet, bezeichnet die Hinneigung der Dichter zum Volke in Gesinnung und Stoff als höchst bedeutend für die Entwickelung der Literatur, als das große zu lösende Problem des Jahrhunderts, und es werden von Goethe an die Dichter nachgewiesen, bei denen diese Hinneigung sich zeigt, unter welchen jedoch Maler Müller nicht genannt wird. Nach dieser bis auf die zehnte Seite ausgedehnten Vorrede sollten wir nun billig eine Erzählung von irgend einiger Bedeutung erwarten, sei es im Motiv, sei es in den Mitteln und deren Benutzung; allein da finden wir uns denn doch getäuscht. Schon die Form zeugt von einer Subjectivität, die sich in ihrer Einseitigkeit von diesen und jenen Inclinationen, gleichviel ob sie zur Sache gehören oder nicht, nicht zu trennen vermag, ohne doch den Versuch zu wagen, sie irgendwie mit dem Stoffe zu verschmelzen. Es ist nicht die mindeste Nothwendigkeit gezeigt, weshalb der Verf. von Paris kommt, um einen Studiengenossen zu besuchen, der in Frohdorf Pfarrer geworden ist. Auch dieser Pfarrer ist, mit Einschluß seiner durchaus nicht ansprechenden Liebhaberei, welche das Studirzimmer in Noah's Arche verwandelt, eine überflüssige Person; ebenso der Invalide, der alle Napoleon'schen Feldzüge mitgemacht hat und eigentlich nur des Verf. Liebhaberei für den corsischen Attila vertreten muß. Die ganze Geschichte ist Nichts weiter als daß ein junger Bauernbursche ein junges Mädchen liebt, während der reiche Vater ihn mit der Tochter des reichen Nachbars verheirathen will. Dieser Nachbar hat wahrscheinlich den Vater des armen Mädchens vor Jahr und Tag in die Donau gestürzt. Warum er Das gethan haben könnte, wissen wir nicht. Gleichwol stürzt er eben am Jahrestage dieses unheimlichen Ereignisses, und zwar ebenfalls an derselben Stelle, in die Donau, und nun darf der reiche Bursch das arme Mädchen heirathen. Warum jetzt? Das erfahren wir nicht; denn des Burschen Vater hat dem Pfarrer gebeichtet, und der katholische Priester darf Nichts verrathen. Nur so viel steht fest, daß dem Beichtenden der Geist des ertrunkenen Nachbars erschienen ist. Eine solche Geschichte bedurfte des langen gelehrten Vorredeanlaufs in keiner Weise. Die kurze Notiz wäre hinreichend gewesen: Berthold Auerbach hat Dorfgeschichten geschrieben,

die bedeutenden Anklang finden, also schreibe ich auch dergleichen.

2. Johannes Huß und seine Zeit. Historisch-romantisches Zeitgemälde von Ludwig Köhler. Drei Bände. Leipzig, Barth. 1846. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Die religiösen und politischen Fragen der Gegenwart, wie sie zunächst in Deutschland verfochten und bekämpft werden, lenkten den Verf. auf ähnliche Erscheinungen der frühern Zeit. So entstand sein „Thomas Münzer", so auch „Johannes Huß", dessen Zeitalter durchweg zerrüttet war. Es sah zugleich drei Päpste, einen deutschen König, einen römischen Kaiser. Die Macht der Kirche manifestirte sich durch zügellose Ausschweifungen, und der Thron gehörte nur dem siegreichen Schwerte, nicht selten in gedungener Räuberhand. Johannes Huß, empört von den schnöden Gewaltschritten kirchlicher Erpressungen, fand in den Aussprüchen des Engländers Wicleff, wol auch bei den Waldensern, zunächst einen Leitfaden für des reinen Wahrheitssinnes tiefes Schamerröthen über die kirchliche Versunkenheit, und das Concil zu Konstanz sah in seiner Wahrheit Ketzerei, welcher die katholische Kirche lange Zeit hindurch, und so auch hier, nur durch den Scheiterhaufen zu begegnen verstand. Für die Macht ist Das allerdings ein kurzer Weg, sich eines Überlästigen zu entledigen; doch hat die Zeit gelehrt, daß dieser kurze Weg dennoch nicht zum Ziele führe. An den Scheiterhaufen des Johannes Huß und Hieronymus von Prag entzündete sich die verwüstende Kriegsfackel der Hussiten. Diese mußten freilich erfahren, daß der Segen des wahren Christenthums nicht der blutigen Pflugschar des Schwertes erblühe; doch gelang es auch den Katholischen nicht, das einmal ausgesprochene Wort der Wahrheit wieder zu vertilgen. Die Hussiten lebten fort in den Mährischen Brüdern. An diese reihen sich die Reformation des 16. Jahrhunderts, der Dreißigjährige Krieg, und nun auch die Bewegungen der Gegenwart. Wie die letztern sich entwickeln werden? Auch sie bezeugen, daß das rechte Wort immer noch nicht gefunden sei. Es wird nur durch sich selbst gefunden. Alle Concilien, Religionsfriedensschlüsse und Synoden sind nur Palliative, nur ein Herd für neue Kämpfe. Das ist eine alte Wahrheit, und stände die Gegenwart nicht auf einem gährenden Vulkan, so möchte es anmaßend und überflüssig erscheinen, an das Bekannte bei jedem Anlaß zu erinnern. Wenden wir uns nun zu dem vorliegenden Buche, so sehen wir wol, daß es die Absicht war, das oben Angedeutete zur Anschauung zu bringen. Die politischen und kirchlichen Zerwürfnisse sollten den Schicksalen einer anscheinend nicht bedeutenden Persönlichkeit angereiht, diese mit jenen Zerwürfnissen enger und enger verbunden werden. Allein wir finden gar bald, daß der Faden zu schwach ist. Volkmar von der Hagen, wie sich später ergibt, ein natürlicher Sohn des Kaisers Sigismund, lebt nur sich selbst, wird von den Umständen ergriffen und umhergeschleudert, um uns irgend eine Zeiterscheinung vorzuführen, die dann isolirt dasteht. So fehlt dem Ganzen jener lebendige Organismus, der uns von der Nothwendigkeit des Einzelnen überzeugt. Huß erscheint spät und geht dann durch das Buch nur als Nebenperson, wie denn überhaupt schwer zu sagen ist, Wen wir eigentlich als Hauptperson anzusprechen haben. Ebenso ist es mit der Handlung. Nach dem Titel müssen wir erwarten, daß von Huß, als dem Mittelpunkte des ganzen historischen Dramas, Alles ausgehe, auf ihn zurückgeführt werde. Dem ist jedoch nicht so, da, wie schon bemerkt, die Erscheinungen isolirt dastehen. Die Darstellung überhaupt verläßt selten den Kreis der Relation, sodaß die vorgeführten Scenen meistens nur als Umrisse erscheinen. Die Sprache ist nicht im Charakter der Zeit gehalten, und den Personen werden oft sehr moderne Ideen untergeschoben. So dürfte z. B. schwer nachzuweisen sein, daß zu Huß' Zeit irgend Jemand etwas von Menschheit und Humanität gewußt habe. Wenn nun nach diesen Andeutungen die Foderungen der Kritik auch nicht befriedigt werden, so gibt es doch Leser genug, denen dieses Buch Unterhaltung gewährt und einen Blick in die Zeit desselben darbietet.

3. Die Reise ohne Ziel. Aus dem Leben. Nach dem Polnischen des Grafen von Skarbek. Deutsch von E. von Lassow. Zwei Theile. Berlin, Puttkammer. 1845. 8. 1 Thlr.

Eine Reise ohne Ziel ist bei dem jetzigen Paßwesen, vorzüglich dem russischen, eine schwierige Aufgabe. Eine Reise ohne Zweck ist schon leichter zu bewerkstelligen. Der hier vorgeführte Reisende hat, wie wir sehen, einen Paß und eigentlich auch einen Zweck. Er hatte eine Geliebte, die einen Andern heirathen mußte, deshalb reist er, geht durch Schlesien über Breslau nach Dresden, macht einen Abstecher über Freiberg und Tharand, berührt dabei Manches, was ihm besonders deutsch erscheint, und pilgert dann wieder der Heimat zu. Auf dem Kynast findet er die Geliebte als junge Witwe wieder. Das ist die ganze Geschichte. Die Begegnisse auf der Reise sind von keiner besondern Bedeutung, doch hin und wieder ganz launig behandelt, sodaß sie im Original leicht recht anziehend erscheinen mögen. In einer Übersetzung verliert Dergleichen immer mehr oder weniger, obgleich die vorliegende leicht und fließend erscheint. 18.

Literarische Notiz aus Frankreich.

Organisation der Arbeit.

Man braucht nicht gleich socialistischen Theorien zu huldigen, wenn man auch die unleugbaren Misverhältnisse unserer gegenwärtigen Zustände anerkennt und den Zeitpunkt herbeiwünscht, wo denselben abzuhelfen wäre. Die ganze Frage von der Organisation der Arbeit ist überhaupt von so großer Bedeutung, daß man die Augen von den Erscheinungen, welche für die Erklärung und Deutung derselben von Bedeutung sind, nicht abwenden darf. Indessen haben von den Schriften, welche sich auf dieses hochwichtige Thema beziehen, eigentlich nur diejenigen Werth und Interesse, deren Verfasser ihre praktische Befähigung solcher Zeitfragen dadurch an den Tag legen, daß sie nicht im blinden Taumel der Neuerungslust von allen Beziehungen zur Wirklichkeit absehen. Nur Der ist berufen, hier ein Wort mitzureden, wer dem Bestehenden sein Recht widerfahren läßt und zugleich bei der Beurtheilung des Thatsächlichen auch die im historischen Entwickelungsgange begründete Rechtfertigung beachtet. Wie viele von den zahllosen Flugschriften und fliegenden Blättern, welche in dieser Angelegenheit von Stapel gelaufen sind, haben volltönende Phrasen, kunstreiche Tiraden und zum Theil selbst hochherzige Gedanken und Wünsche aufzuweisen, aber ermangeln doch alles Werthes und aller nachhaltigen Bedeutung, weil sie für ihre weitfliegenden Reformen nirgend einen Anknüpfungspunkt finden. Unter den wenigen Schriftstellern, welche bei der Behandlung dieses Themas ihren wahren Ruhm nicht in ein unbeschränktes Negiren aller bestehenden Ordnung, sondern in eine ruhige, allseitige Beleuchtung der gegebenen Verhältnisse setzen, bezeichnen wir Th. Maurin als einen der besonnensten. Seine Schrift „Essai sur l'organisation du travail et l'avenir des classes laborieuses" ist in jeder Beziehung eine beachtenswerthe Erscheinung. Wir finden hier eine klare Darlegung über den Stand der arbeitenden Classen in der Vergangenheit, aus der mancher Beitrag zur gerechten Würdigung der gegenwärtigen Zustände gewonnen wird, und Vorschläge zu Reformen, welche die Möglichkeit der Ausführung an sich tragen. Diese Kenntniß der Geschichte sichert dem Verf. zugleich auch das Vertrauen auf die Zukunft, die von den Socialisten gewöhnlichen Schlags nur unter der Bedingung nicht preisgegeben wird, daß man ihnen zur Verwirklichung ihrer Utopien die Hand bietet. 17.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 284. — 11. October 1846.

Die neuesten Schriften über Goethe.

Erster Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 283.)

Diese Sympathien prägen sich nun in der Geschichte der Kunst auf eine eigenthümliche, aber darum nicht minder unverkennbare Weise aus. Im Allgemeinen lag schon darin, daß er nur überhaupt die Kunst zum Gegenstand einer geschichtlichen Darstellung machte, ein außerordentlicher Fortschritt in der Auffassung derselben. Man war nämlich in jener Zeit vermöge gewisser historischer Verhältnisse, auf die hier nicht weiter eingegangen werden kann, durchaus geneigt, die Kunst nur nach der Seite ihres Inhalts aufzufassen, was sich am entschiedensten in dem Umstande kund gibt, daß man ihr eine lehrhafte Absicht unterschob. Auch Winckelmann selbst zahlt in dieser Beziehung in seiner Abhandlung über die Allegorie der Menschlichkeit seinen Tribut. Aber indem er eine eigenthümliche und allein in dem Wesen der Darstellung als solcher, nicht des Dargestellten begründete Entwickelung derselben nachwies, lehrte er sie als etwas für sich Bestehendes und vollkommen Unabhängiges, das seine eigenen Gesetze habe, auffassen. Und doch war es dieser entschieden theoretische Geist des Jahrhunderts, welcher die Mangelhaftigkeit seines Standpunkts bedingte, der später bei Goethe und Meyer zu einem positiven Übelstande werden sollte.

Wenn diese Richtung auf das Theoretische überhaupt der Kunst ungünstig war, so machte sie sich, da die letztere nun doch einmal eine nothwendige Sache des Menschengeistes ist, welche durch einen bloßen Irrthum nicht vertilgt werden kann, andererseits auch im Gebiete der Kunst selbst geltend. Es ward nämlich diese damals durchaus im Sinne einer Theorie ausgeübt. Eine solche konnte sich aber nicht wol anders gestalten, als daß sie ausfindig zu machen suchte, was in der Kunst in aller und jeder Beziehung das Richtige sei, und dieses der Ausübung als unverbrüchliche Norm vorschrieb. Und da war nun das erste Axiom dieses, daß das Richtige in der antiken Kunst zu suchen sei; nicht als hätte man dasselbe in ihr wiedererkannt — denn man hatte sie eben überall noch nicht erkannt —, sondern wie Goethe sagt: „Nur immer Kunst und Alterthum, und Alterthum und Kunst? Genug, das eine hat den Ruhm, die andere hat die Gunst.“ Das allgemeine Bewußtsein stand noch auf dem Standpunkte, welcher das Mittelalter für eine bloße beklagenswerthe Episode in der Geschichte hielt und allen Fortschritt der Menschheit, wenn man von der Religion absieht, nur von einem möglichst vollständigen Rückschritt ins Alterthum erwartete. Und so verstand es sich denn auch von selbst, daß alle Kunst Renaissancekunst sein müsse. In diesem Sinne schrieb nun auch Winckelmann seine „Geschichte der Kunst“. Es war keineswegs eine rein historische Anschauung, von welcher er dabei ausging; er erzählt die Entwickelung der antiken Kunst nicht als die einer vergangenen Kunst, sondern als die der wahren, als die der ganzen und aller und jeder Kunst. Winckelmann's Ausgangspunkt zu seinem großen Werke ist eine Schrift über den Geschmack des griechischen Künstlers, von welcher in seinem Briefwechsel vielseitig die Rede ist; es währte mehre Jahre, bis sich ihm daraus die Idee einer Geschichte der Kunst entwickelte. Wir können nachweisen, auf welchem Wege Das geschah. Es konnte nicht ausbleiben, daß man in den Werken der griechischen Künstler einen verschiedenen Geschmack entdeckte, man hatte auch in der Verehrung der alten Kunst, da man bei ausgebreiteter Kenntniß auf manche mittelmäßige oder ganz schlechte Producte gestoßen war, nothwendig in Verlegenheit kommen müssen. Es entstand die Frage, was denn nun am Ende die alte Kunst sei, welche nachgeahmt werden müsse, welchen Geschmack man für den wahren zu halten habe. Die natürliche Antwort war, daß man sich an die besten Zeiten halten müsse. Aber woran diese erkennen, da uns keine beglaubigten Werke der ersten Künstler erhalten sind? Man hatte bis auf Winckelmann die abenteuerlichsten Vorstellungen; man meinte z. B. wie er selbst anführt (II, 386), die schlechtesten Werke seien immer als die ältesten zu betrachten. Hier gab es nur Einen Ausweg, aber indem Winckelmann diesen einschlug, mußte er zugleich jenem Geiste seines Jahrhunderts unwiederbringlich verfallen. Es mußte nämlich a priori aus dem Wesen der Kunst festgestellt werden, welches ihr Entwickelungsgang habe sein müssen, worauf denn, was sich so ergeben hatte, etwa durch die vereinzelten Nach-

richten der Alten bekräftigt werden mochte. Winckelmann's „Geschichte der Kunst" fängt mit dem Satze an:

Die Künste, welche von der Zeichnung abhängen, haben, wie alle Erfindungen, mit dem Nothwendigen angefangen; nach dem suchte man die Schönheit und zuletzt folgte das Überflüssige: dieses sind die vornehmsten Stufen der Kunst.

Auf diese Weise wurde die „Geschichte der Kunst" zugleich zu einem Lehrgebäude, wie sie Winckelmann selbst in der Vorrede bezeichnet. Er sagt hier:

Die Geschichte der Kunst des Alterthums, welche ich zu schreiben unternommen habe, ist keine bloße Erzählung der Zeitfolge und der Veränderungen in derselben, sondern ich nehme das Wort Geschichte in der weitern Bedeutung, welche dasselbe in der griechischen Sprache hat, und meine Absicht ist, einen Versuch eines Lehrgebäudes zu liefern. Dieses habe ich in dem ersten Theile, in der Abhandlung von der Kunst der alten Völker von jedem insbesondere, vornehmlich aber in Absicht der griechischen Kunst auszuführen gesucht. Der zweite Theil enthält die Geschichte der Kunst im engern Verstande, das ist, in Absicht der äußern Umstände, und zwar allein unter den Griechen und Römern. Das Wesen der Kunst aber ist in diesem sowol als in jenem Theile der vornehmste Endzweck.

Und wo er zu der griechischen Kunst gelangt, heißt es geradezu (IV, 3):

Die Abhandlung von der Kunst der Ägypter, der Etrusker und anderer Völker kann unsere Begriffe erweitern und zur Richtigkeit im Urtheil führen; die von den Griechen aber soll suchen, dieselben auf Eins und auf das Wahre zu bestimmen, zur Regel im Urtheilen und im Wirken.

Und daraus ergibt sich ganz unmittelbar bei Winckelmann eine Anschauungsweise, die man als durchaus unhistorisch bezeichnen muß, nämlich daß die Kunst nur unter dem Gesichtspunkte ihres Wachsthums und ihrer Abnahme betrachtet wird, da doch in der Geschichte Nichts eine bloße Vorbereitung zu etwas Anderm oder eine bloße Nachwirkung von etwas Anderm sein kann, sondern Alles eine positive Bedeutung haben, etwas für sich selbst Geltendes sein muß; wie uns denn auch neuere Forscher gerade in den Werken des eisernen Zeitalters der antiken Kunst die Keime einer neuern, der mittelalterlichen, erblicken gelehrt haben.

Indessen gingen aus dieser Einseitigkeit Winckelmann's für die Kunst selbst zunächst keine nachtheiligen Folgen hervor. Es war gar nicht seine Absicht, auf dieselbe einen Einfluß auszuüben. Nicht die Erneuerung der antiken Kunst in moderner Zeit war sein Absehen, sondern die Anerkennung der erstern selbst. Diese war ihm nicht sowol das Höchste, welchem man nachstreben müsse, als vielmehr das Einzige, mit welchem wetteifern zu wollen vergebens sein würde. Er weiß die moderne Kunst nur zu verachten, z. B. wenn er in einer bekannten Stelle sagt:

Die Neuern sind Esel gegen die Alten, von denen wir gleichwol das Schönste nicht haben, und Bernini ist der größte Esel unter den Neuern, die Franzosen ausgenommen, denen man die Ehre in dieser Art lassen muß.

Den letzten Satz hoffte er einmal in einer besondern Schrift zu erweisen. Oder wenn er Etwas in ihr gelten läßt, so ist es nur, weil er dafür hält, daß in ihm ein antikes Princip bereits aufgenommen worden, wie er denn gegen Hrn. v. Berg als ein Mittel, einen jungen Menschen zum Verständniß des Schönen zu bilden, neben Zeichnungen nach antiken Reliefs und Gemälden allerdings auch die Bibel des Rafael nennt, den er seiner Zeichnung wegen hochschätzte. Am entschiedensten spricht sich Dies in einem Briefe an Geßner vom Jahre 1761 aus. Es heißt dort:

Es war endlich einmal, nach fast 300 Jahren, Zeit, daß Jemand sich an ein System der alten Kunst wagte, nicht die unserige dadurch zu verbessern, die es in Wenigen, die dieselbe treiben, fähig ist, sondern jene betrachten und bewundern zu lernen.

Dieser Freiheit von praktischer Verwickelung mit den Zeitrichtungen verdankt Winckelmann's Werk den Charakter der Ewigkeit, welchen man vorzüglich im Auge hat, wenn man es als ein wahrhaft antikes Product bezeichnet; es zeigt sich in ihm, mögen die Schicksale der neuern Kunst sich gestalten wie sie wollen, der Geist des Alterthums abgespiegelt, wie er in historischer Abgeschlossenheit dem Wechsel der Zeiten entnommen ist. Wenn wir aber darauf hinweisen mußten, daß Winckelmann nur als Gelehrter auf den Inhalt, welchen er geltend gemacht, habe geführt werden können, so beurkundet er sich auch in der Stellung, die er zu demselben einnimmt, als einen solchen, indem er, ohne auf eine praktische Beziehung auszugehen, sich begnügt, ihn in seiner reinen Objectivität herauszubilden.

Gerade das Gegentheil findet bei Goethe statt. Goethe's Kunstinteresse war vom Anfange an ein durchaus praktisches, und also gänzlich auf die Gegenwart gerichtet, wie es bei Künstlern der Fall zu sein pflegt. Auch war es durchaus in seinem Umgange mit Künstlern entsprungen; er war von frühester Jugend auf von Solchen umgeben gewesen: das Haus seines Vaters war eine Zeit lang ein förmliches Atelier, und er weiß davon zu erzählen, wie er als Knabe bei der Erfindung der Bilder auch seine Vorschläge machen durfte, ja durch Annahme derselben von Seiten des Ausführenden sich nicht wenig ermuntert gefühlt. Dazu macht Goethe selbst in gewissem Sinne auf den Rang eines Künstlers Anspruch. Das Zeichnen nahm bis in sein Greisenalter einen Theil seiner Zeit in Anspruch, und gar nicht blos im Dienste seiner natur- und kunsthistorischen Studien, sondern als freie Kunstübung. Wir finden zwar nicht, daß er durch irgend einen äußern Schritt kund gibt, daß er sich zum Künstler bestimmt glaube, indessen erzählt er mit sichtbarer Genugthuung, daß man ihm in Rom gesagt, wenn er ein paar Jahre daran wenden wolle, könne Etwas daraus werden. Auch merkt man ihm später einen gewissen Schmerz an, daß ihm die Mannichfaltigkeit seiner Interessen und Beschäftigungen nicht Zeit gelassen, zu einer vollständigern Ausbildung dieses Talents zu gelangen.

Unter diesen Umständen ist es nicht anders zu erwarten, als daß Goethe den künstlerischen Zeitideen seiner Jugend vollkommen hingegeben gewesen. Wie sollte er z. B. einem Öser gegenüber, der damals für einen

großen Mann galt, in dem Alter, in welchem er mit ihm Umgang pflegte, eine eigenthümliche Ansicht haben geltend machen können? Zwar sind uns aus seiner ersten Periode wenig Kunsturtheile aufbehalten, denn in „Wahrheit und Dichtung" herrscht natürlich der Standpunkt der Zeit, da dieses Buch geschrieben worden; doch können uns die Sympathien, die dort erzählungsweise berichtet werden, über seine Ansichten aufklären. Sie sind größtentheils auf die Niederländer gerichtet, wie Dies besonders bei dem Besuche der dresdener Galerie ins Licht tritt, und in der Zeit bald nach dem „Götz von Berlichingen" und „Werther" finden wir diese Vorliebe auf eine sehr markige und im Gegensatz zu seinen spätern Lehren höchst bezeichnende Weise ausgesprochen:

Was der Künstler nicht geliebt hat, nicht liebt, soll er nicht schildern, kann er nicht schildern. Ihr findet Rubens' Weiber zu fleischig? Ich sage euch, es waren seine Weiber; und hätt' er Himmel und Hölle, Luft, Erde und Meer mit Idealen bevölkert, so wäre er ein schlechter Ehemann gewesen, und es wäre kein kräftiges Fleisch von seinem Fleisch und Bein von seinem Bein geworden.

Auch die Anmerkung, welche er zu diesen Worten macht, ist für die damalige Periode charakteristisch:

In dem Stücke von Goudt nach Elsheimer „Philemon und Baucis" hat sich Jupiter auf einen Großvaterstuhl niedergelassen, Mercur ruht auf einem niedern Lager aus, Wirth und Wirthin sind nach ihrer Art beschäftigt sie zu bedienen. Jupiter hat sich indessen in der Stube umgesehen, und just fallen seine Augen auf einen Holzschnitt an der Wand, wo er einen seiner Liebesschwänke, durch Mercur's Beihülfe ausgeführt, kärlich abgebildet findet. Wenn so ein Zug nicht mehr werth ist als ein ganzes Zeughaus wahrhaft antiker Nachtgeschirre, so will ich alles Denken, Dichten, Trachten und Schreiben aufgeben.

Aber es fragt sich, ist Dies nicht dem Geiste jener Zeit, welche in allen ästhetischen Dingen so sehr zu antikisiren liebt, gerade entgegen? So wäre es wenigstens eine andere Richtung eben dieser Zeit gewesen; denn daß man damals die Rubens sehr hochschätzte, zeigt die große Rolle, welche seine Bilder in den Galerien spielen, die damals errichtet worden sind. Aber es ist Dies gar nicht einmal eine Richtung, welche der antikisirenden entgegenzusetzen wäre; es ist damit nur die Weise angedeutet, in der man diese letztere auffaßte. Wir treffen bei Goethe zu jener Zeit noch auf eine andere Neigung der Art, welche noch viel weniger in den Context der Modeinteressen zu passen scheint, seine Begeisterung für die altdeutsche Baukunst, welche durch den strasburger Münster entzündet wurde. Wenn sein „Erwin" bei der jüngern Generation viel Anklang fand, so wurde der Sinn für den Gegenstand eben nur erst durch diese Schrift selbst erweckt; ein traditionnelles Wohlgefallen an diesen Bauwerken existirte gewiß seit lange nicht mehr. Und doch ist hier nur das Princip isolirt und für sich selbst ausgesprochen, welches sich den Geschmacksrichtungen der Zeit unbewußt beimischte. Die altdeutsche Baukunst ward von Goethe bevorzugt wegen des Naturkräftigen, das sich in ihr darstellt, der Wirkung, die sie macht; und eben Dieses war, dem französischen Geschmack gegenüber, welcher die Kunst in der möglichsten Abstraction von aller frischen Natur sah, die Bedeutung seiner Vorliebe für die Niederländer. Gerade ein Streben nach Wirkung ist es aber, und nichts Anderes, was sich im Gebiet der Sculptur in jener Einmischung eines malerischen Elements kund thut, welche Winckelmann zu bekämpfen hatte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ungarische Volkslieder. Übersetzt und eingeleitet von M. A. Greguß. Leipzig, G. Wigand. 1846. 16. 20 Ngr.

Während sich seit Herder's erstem Versuche einer allgemeinen Sammlung von Volksliedern unzählige Sammler und Übersetzer bemüht haben, die Volksdichtung fast aller bekannten, gebildeten oder ungebildeten, Völker ins deutsche Schriftenthum einzuführen, ist gerade das ungarische Volkslied eins der wenigen vernachlässigten geblieben, ein Schicksal, welches es indessen mit dem gesammten ungarischen Schriftenthum theilt. Ein geborener Ungar unternimmt es hier, die Lücke einigermaßen auszufüllen und den Deutschen wenigstens eine Auswahl derselben in Übersetzung vorzuführen. Es ist nur eine kleine Sammlung, eine größere will Hr. Greguß veranstalten, wenn die Kisfaludy-Gesellschaft ihre Sammlung ungarischer Volkslieder herausgegeben haben wird; aber sie wird hinreichen, um uns die Eigenthümlichkeiten der ungarischen Volksdichtung wenigstens im Allgemeinen erkennen zu lassen.

Der Übersetzer hat seiner Sammlung eine recht gut geschriebene Einleitung vorangeschickt, in welcher er sich selbst über den Hauptcharakter der magyarischen Volksdichtung in ihrem Verhältniß zur deutschen und slawischen ausspricht. Er zieht eine doppelte Parallele zwischen den Volksliedern dieser drei Völker. Das deutsche Volkslied ist ihm zunächst das gemüthliche, wegen seiner sinnigen, klaren, in sich abgerundeten und zufriedenen Anschauungsweise; das slawische das melancholische, wegen seiner trüben, niedergebeugten Stimmung; das ungarische endlich das humoristische, wegen seiner zwischen Kummer und Lust sprungweise abwechselnden Laune. So weit stimmen wir ihm vollkommen bei; wenn er aber das slawische Volkslied das epische, das deutsche das lyrische und das ungarische das dramatische nennt (der Slawe lebe in der Vergangenheit, betrauere das verschwundene Glück und erzähle von den Thaten seiner Ahnen; der Deutsche lebe in der Zukunft, mit seinen Liedern eine schönere Zeit prophetisch verkündend; der Ungar in der Gegenwart, obwol unzufrieden mit derselben, der großen Väter gedenkend und für die Zukunft kämpfend, aber — den Lebenden gehört das Bild), so haben wir dagegen Mancherlei zu erinnern. Das deutsche Volkslied soll einen lyrischen Charakter tragen; Hr. Greguß braucht blos die Uhland'sche Sammlung der altdeutschen Volkslieder durchzublättern, um zu sehen, daß rein lyrische Gedichte fast nur Ausnahmen bilden. Das deutsche Minnelied ist lyrisch, das deutsche Volkslied vorzugsweise episch, oder wenn man will, sogar dramatisch. Alles ist anschaulich in ihm, selbst die leblose Natur wird lebendig, Bäume und Blumen sprechen, die Handlung wird in rascher springender Weise vorgeführt und Scene auf Scene folgen sich in echt dramatischer Weise. So sitzen z. B. zwei Liebende unter der Linde und nehmen Abschied:

„Liebes Kind, wir müssen auseinander,
Ich muß noch sieben Jahre wandern."
„Mußt du noch sieben Jahre wandern,
So heirathe ich mir keinen Andern."

Als die sieben Jahre vorüber sind, erwartet sie ihren Geliebten; er kommt, von ihr nicht erkannt, und prüft ihre Treue:

„Gestern bin ich geritten durch eine Stadt,
Wo dein fein's Liebchen hat Hochzeit gehat.

Was thätst du ihm wol wünschen,
Weil er nicht gehalten sein' Treu'?"
„Ich wünsch' ihm so viel Segen,
So viel als Tröpflein Regen" u. s. w. —
Was zog er aus seiner Taschen
Ein Tuch, schneeweiß gewaschen?
„Trockn' ab, trockn' ab die Äugelein,
Du sollst hinfort mein Eigen sein."

Ebenso rascher dramatischer Gang ist in dem allbekannten „Ich stand auf hohen Bergen" und in vielen andern alten deutschen Volksliedern. Wie das deutsche Volkslied ein Volkslied der Zukunft genannt werden kann, sehe ich nicht ein, man müßte denn die politischen Lieder der Neuzeit Volkslieder nennen, was sie doch sicher nicht sind. Wenn je ein Volkslied es mit der Gegenwart zu thun hat, so ist es das deutsche; da ist Alles Natur und Wahrheit, da ist keine Sehnsucht als nach der Geliebten, von der der Dichter getrennt ist; was sie besingen, haben sie selbst gesehen oder erfahren und führen es sich nun im Liede noch einmal vor. So ist das deutsche Volkslied; sehen wir uns nun nach dem der Ungarn um. „Jedes ungarische Volkslied", sagt der Verf., „ist ein kleines Drama, und wenn die ungarische Literatur sich jemals geltend machen wird, so wird sie dies hauptsächlich auf dramatischem Felde." Wir wollen gern glauben, daß die Ungarn Volkslieder genug mit dramatischem Charakter haben mögen, aber er hätte uns doch auch in seiner Sammlung den Beweis in die Hände geben sollen. Das ist aber nicht geschehen; höchstens ein paar Liedchen verdienen allenfalls diese Bezeichnung; denn Liedchen wie das folgende (S. 41):

„Liebchen, sag', warum die Lippen dir so roth?"
„Habe mich hineingebissen, wurden roth."
„'Neingebissen, doch nicht mit den Zähnen dein?
Werden wol von Bandi's Kuß geröthet sein."

„Liebchen, sag', warum die Augen dir so naß?"
„Hab' mich mit dem Thau gewaschen, wurden naß."
„Ist kein Thau, ist eine Thräne perlenrein.
Dachtest d'ran, wenn Bandi's Braut du würdest sein."

und ähnliche (S. 49, 53) sind dialogisch, aber noch nicht dramatisch. Von allen Liedern kann man das folgende noch am ehesten dramatisch nennen (S. 50):

Reif bedeckt die weiten Fluren kalt und naß,
Weide nicht mein Roß, denn Schaden bringt das Gras.
Fleug mit mir zu meines Liebchens stillem Haus,
Denn mein Herz bricht in der Sehnsucht Flammen aus.

Schollen liegen auf dem Wege hart und groß;
Hüte deinen Fuß davor, mein theures Roß!
Einen samm'tnen Sattel, einen seid'nen Zaum
Kriegst du — führe mich nur zu dem lieben Raum!

Weithin rauscht die gelbe Donau ungehemmt,
Hat vielleicht auch meinen Weg schon überschwemmt;
Gelbe Donau, halte deine Wasser ein,
Denn sie könnten meinem Rosse schädlich sein.

Aus dem Fenster blinkt der kleinen Lampe Schein,
Bei der Lampe schläft ein braunes Mägdelein.
Braunes Mädchen, schlumm're nimmer! Komm heraus!
Dein Geliebter harret deiner vor dem Haus.

Hr. Greguß hat uns im Ganzen einige 50 Volkslieder mitgetheilt, darunter 16 von bekannten Verfassern; die von unbekannten Verfassern, also die eigentlichen Volkslieder, theilt er in zwei Classen, in die Schämperlieder oder Lieder in epigrammatischer Form, sämmtlich nur vierzeilig, und in die längern Volkslieder, deren längstes sechs vierzeilige Strophen enthält. Ob übrigens der Name Schämperlieder, ein norddeutscher Provinzialismus, auf die epigrammatischen Liedchen paßt, möchte ich sehr bezweifeln; bei uns wenigstens (in Anhalt-Dessau) bezeichnet man mit diesem Ausdrucke die alten Volkslieder, namentlich die Liebeslieder, deren Länge gewöhnlich das Doppelte, häufig auch das Vierfache der längern Volkslieder in Hrn. Greguß' Sammlung beträgt. Wir möchten dieselben eher mit dem Namen Volksreime bezeichnen; sie sind im Allgemeinen etwas verständlicher als unsere deutschen Volksreime, doch hätte die Mehrzahl derselben ebenso gut wegbleiben können, wäre dadurch die schon kleine Sammlung nicht noch mehr zusammengeschmolzen. Eigenthümliches bieten sie wenig; am eigenthümlichsten ist der „Spitzbubenreim" (S. 32):

Ohne Flamme brennt kein Licht,
Ohne Mausen leb' ich nicht.
Bin ich doch kein heil'ger Geist,
Muß halt leben wie ich's weiß.

Schöneres bieten die längern Volkslieder und die von bekannten Verfassern, obwol auch hier Vieles vor der strengen Kritik nicht bestehen möchte; doch die Kritik darf es mit Volksliedern nicht allzu genau nehmen.

Die Ausstattung des Buches ist glänzend, ja sogar verschwenderisch, daher der für den Inhalt des 100 Sedezseiten starken Büchleins ziemlich hohe Preis. **E. Fiedler.**

Bibliographie.

Heinzen, K., Politische und unpolitische Fahrten und Abenteuer. Zwei Theile. Mannheim, Hoff. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Honek, M., Prinz Eugen, der edle Ritter. Historische Novelle. Zwei Bände. Hannover, Helwing. Gr. 12. 2 Thlr. 15 Ngr.

Kletke, H., Deutsche Geschichte in Liedern, Romanzen, Balladen und Erzählungen deutscher Dichter, gesammelt und mit Anmerkungen begleitet. Für Schule und Haus. Berlin, Adolf u. Comp. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Die apostolische Lehre von der Versöhnung, Vermittelung, Vertretung und Zurechnung, klar aus den Quellen dargestellt: ein Gespräch. Frei nach dem Englischen. Tübingen, Verlagsexpedition. 8. 10 Ngr.

Lelewel, J., Geschichte Polens. Vollständige deutsche Ausgabe. Mit dem Bildnisse des Verfassers und einem historischen Atlas von Polen. 1ste Lieferung. Leipzig, Jurany. Gr. 8. 22½ Ngr.

Möller, J. H., Historisch-biographisches Handwörterbuch. 1ster Band. 1ste Abtheilung. 1stes Heft. Leipzig, F. Fleischer. Lex.-8. Preis der ganzen Abtheilung von 25 Bogen 1 Thlr. 15 Ngr.

Niebuhr, B. G., Vorträge über römische Geschichte, an der Universität zu Bonn gehalten. Herausgegeben von M. Isler. 1ster Band: Von der Entstehung Roms bis zum Ausbruch des ersten punischen Krieges. Berlin, Reimer. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Orphal, C., Militairische Wanderung eines preußischen Ulanenunterofficiers aus dem Pfaffenthale zu Luxemburg nach Spanien, oder Erinnerungen an meine Militairdienstzeit in Sachsen, Preußen, Belgien, Algerien und Spanien, mit besonderer Rücksicht auf die französische Fremdenlegion und den spanischen Bürgerkrieg. Gotha, Gläser. 12. 22½ Ngr.

Sandeau, J., Fräulein von Saint-Saureur. Vielleicht mehr als Roman. Nach dem Französischen frei bearbeitet von Isidorus orientalis. Bautzen, Schlüssel. Gr. 8. 22½ Ngr.

Staiger, X., Welt- und Lebensbilder. Ein Buch fürs Haus. Villingen, Förderer. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Starklof, L., Sirene. Eine Schlösser- und Höhlen-Geschichte. Leipzig, O. Wigand. 8. 1 Thlr.

Thibiages, M. v., Geschichte der berühmtesten Ritterburgen und Schlösser Frankreichs, Englands, Deutschlands, der Schweiz rc. Nebst deren Sagen, Legenden und den Erzählungen der Heldenthaten ihrer Besitzer. Deutsch von L. Hain. Zwei Bände. Merseburg, Garcke. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 285. —— 12. October 1846.

Die neuesten Schriften über Goethe.

Erster Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 284.)

Nun gewann freilich die Anschauungsweise des Letztern auf Goethe nach und nach immer mehr Einfluß. Mußte sich doch Dieser auf ihn schon durch die Verbindungen mit seinem Bekanntenkreise, der sich ihm im Laufe seines Lebens ergeben, immer wieder hingewiesen finden. In Leipzig verkehrte er mit Öser, Dessen Bekanntschaft er dann auch von Weimar aus unterhielt, und am weimarischen Hofe lebte ein vertrauter Freund Winckelmann's, Berendis, der die Briefe, welche er von dem Letztern erhalten, wenn sie auch erst nach seinem Tode gedruckt sind, dem kunstgebildeten Kreise der Herzogin Amalie gewiß nicht vorenthalten haben wird. Zwar ist es uns nicht vergönnt, die Umwandelung in Goethe's Ansichten über bildende Kunst, welche sich jetzt allmälig ergeben mußte, im Einzelnen nachweisen zu können; denn ist auch in seinem Interesse für dieselbe niemals eine Pause eingetreten — in jener Periode ward es besonders durch Merck genährt, welcher den weimarischen Hof mit Gemälden und Kupferstichen versorgte —, so scheint doch Goethe sich damals mit der unmittelbaren Wirkung und der Aneignung des Einzelnen begnügt zu haben; wenigstens sind uns Aufsätze oder andere Äußerungen allgemeinerer Tendenz nicht aufbehalten. Indessen reicht das bloße Factum der Reise nach Italien und der Sinn, in welchem sie unternommen worden, hin, um darzuthun, wie völlig sich Goethe in Winckelmann eingelebt haben muß. Denn erst durch Diesen war Rom so entschieden in den Ruf, die Hauptstadt der Kunstwelt zu sein, gekommen; hatte doch er selbst es zunächst nur als politischen Mittelpunkt des Alterthums, als geeignetsten Ort für antiquarische Studien aller Art aufgesucht. Auch dürften sich in Goethe's Reiseplan im Einzelnen die Einflüsse Winckelmann's nachweisen lassen. Daß er, was man so oft spöttisch bemerkt hat, Florenz so gut wie nicht gesehen, muß ohne Zweifel der ganz besondern Verachtung zugeschrieben werden, die Winckelmann in seinen Briefen an Stosch nicht ohne eine gewisse Betheiligung an den Municipaleifersüchteleien der Italiener gegen diese Stadt ausspricht. Endlich in Italien selbst kam Winckelmann's Anschauungsweise in Goethe zum Durchbruch. Es ist hier der Ort nicht, das oft Gesagte über den in gewissem Sinne antiken Zug, welchen jetzt Goethe's Wesen annahm, und der ihn befähigte, später den gleichen in Winckelmann zu erkennen, zu wiederholen. Doch muß darauf hingewiesen werden, wie bei Goethe jene frühern Kunstliebhabereien, wenn er auch den Sinn für ihre Gegenstände keineswegs einbüßte, entschieden in den Hintergrund traten. Die „Propyläen" sind Nichts weniger als eine Verherrlichung der niederländischen Malerei, und „Kunst und Alterthum" gibt gleich durch seinen Titel zu erkennen, auf welche Art von Kunst in ihm der größte Nachdruck gelegt wird. Am deutlichsten prägt sich Dies in Betreff der deutschen Baukunst aus. Seit seiner Entfernung von Strasburg hatte Goethe, wie er selbst sagt, kein wichtiges imposantes Werk der Art gesehen (XXXIX, 355):

> Der Eindruck erlosch, und ich erinnerte mich kaum jenes Zustandes, wo mich ein solcher Anblick zum lebhaftesten Enthusiasmus angeregt hatte. Der Aufenthalt in Italien konnte solche Gesinnungen nicht wiederbeleben, um so weniger, als die modernen Veränderungen am Dome zu Mailand den alten Charakter nicht mehr erkennen ließen (?); und so lebte ich viele Jahre solchem Kunstzweige entfernt, wonicht gar entfremdet. *)

Und da er nun in den zwanziger Jahren unsers Jahrhunderts sich ihrer Anerkennung nicht mehr ganz entziehen kann, spricht er sein Verhältniß zu ihr mit den lauen Worten eines Franzosen aus, welcher auf seinem Standpunkte antikisirender Kunstübung durchaus von oben herab über sie urtheilen zu können glaubt:

> Alle Zufriedenheit, die wir an irgend einem Kunstschönen empfinden, hängt davon ab, daß Regel und Maß beobachtet sei, unser Behagen wird nur durch Proportion bewirkt. — — So beschauen wir mit Vergnügen einige Massen jener gothischen Gebäude, deren Schönheit aus Symmetrie und Proportion des Ganzen zu den Theilen und der Theile untereinander entsprungen erscheint und bemerklich ist ungeachtet der häßlichen Zierathen, womit sie verdeckt sind, und zum Trutz derselben. Was uns aber am meisten überzeugen muß, ist: daß, wenn man diese Massen mit Genauigkeit untersucht, man im Ganzen dieselben Proportionen findet wie an Gebäuden, welche, nach Regeln der guten Baukunst erbaut, uns beim Anblick so viel Vergnügen gewähren.

*) Daß dieser Ausdruck nicht zu stark ist, zeigt die Stelle XXXVIII, 167.

Diese Worte sind um so bezeichnender, da Winckelmann selbst einmal als Beispiel, wie die patriotische Vorliebe zu verblenden vermöge, den Umstand anführt, daß die Mailänder ihren Dom der Peterskirche in Rom vorzögen.

Solchen Ansichten suchte nun Goethe, indem er sich durchaus im künstlerischen Interesse auf die Kunst des Alterthums einließ — denn eine gelehrte Erforschung des Alterthums ist nie seine Sache gewesen; von andern Gebieten abgesehen, wo wir ihn z. B. Riemer um das Schema des Trimeters ersuchen sehen, zeigt eine Stelle in seinen Briefen an Meyer, in der es sich von dem phigaleischen Friese handelt, daß, wo er sich nicht auf die Kenntniß dieses Freundes stützen kann, selbst sein Kunsturtheil schwankend ist —, eine praktische Anwendung zu geben; er machte Ernst damit, daß Winckelmann's Werk ein Lehrgebäude der Kunst sein solle. Noch mehr mußte Das der Fall sein bei Meyer, der von Haus aus Künstler war. Meyer sieht sowol in seiner Geschichte der Kunst des Alterthums als in der des 18. Jahrhunderts in aller Entwickelung nur entweder ein Steigen oder Sinken der Kunst. Und indem diese Männer ganz von der Malerei ausgingen, welche in den cisalpinischen Gegenden, in denen Beide zu Hause waren, wenigstens zu jener Zeit allein ein Interesse der Ausübung darbieten konnte, so gestaltete sich diese praktische Beziehung ganz natürlich als eine Übertragung des Princips der Sculptur auf die Malerei theils darin, daß die Schönheit für das höchste Ziel aller Kunst ausgegeben wurde, wovon weiter unten die Rede sein wird; sodann aber vorzüglich darin, daß dieselbe im Gebiete der Malerei fast einzig in demselben Elemente gesucht wurde, in welchem sie in der Sculptur allerdings heimisch ist, nämlich in der einzelnen Menschengestalt, da es doch für die Malerei theils überhaupt vornehmlich auf die Composition des Ganzen ankommt, theils auch, wo eine einzelne Gestalt von ihr dargestellt wird, die eigentliche Formschönheit hinter einen gewissen Liebreiz der Erscheinung, der besonders durch Farbenwirkungen hervorgebracht werden mag, zurücktritt. Es findet sich z. B. in der „Geschichte der Kunst des 18. Jahrhunderts" von Meyer, welche einen Haupttheil der ursprünglichen Ausgabe von „Winckelmann und sein Jahrhundert" ausmacht, eine Stelle, wo der Verf., da doch von den Principien der Kunst im Allgemeinen die Rede ist, unvermerkt auf die Darstellung der Menschengestalt übergleitet. Es heißt:

Es müsse die Form nicht von außen kommen sollen; es werde erst was zur Andeutung nothwendig sei und dann das Schöne sich einfinden; so sei es auch bei den Alten geschehen. Sie ahmten zuerst mit kindlicher Einfalt, ja sogar Unbehülflichkeit Gestalten nach, das Auge war ihr einziger Führer; dann fingen sie an zu forschen, die Anatomie, die Verhältnisse wurden erspürt, es bildete sich allmälig die Wissenschaft, man unterwarf sich den Stoff mehr, die Kunst legte die Einförmigkeit ab, indem sie Charaktere zu bilden anfing, und wuchs dadurch stufenweise zum Edeln, zum Großen, zum Höchsten empor; das Edle bedung edle Formen, die Schönheit entwickelte sich daraus allgefällig, wurde herrschend u. s. w.

Freilich läßt sich, wenn wir gerecht sein wollen, nicht in Abrede stellen, daß zu solcher Übertragung bei Winckelmann selbst eine Veranlassung vorhanden ist, die zu derselben gleichsam herausfoderte. Winckelmann bezeichnet nämlich, nach alter Sitte, Sculptur und Malerei gemeinschaftlich als die „zeichnenden Künste". Die Künste, welche von der Zeichnung abhängen, das ist gleich der Beginn der Geschichte der Kunst. Streng genommen ist damit nicht einmal die Sculptur richtig bezeichnet; denn bei der Zeichnung wird man immer nur an die Projection einer Gestalt auf eine Fläche denken können, wie sie eben nur in der Malerei stattfindet, da es doch das Wesen der Sculptur ist, eine körperliche, runde Gestalt hinzustellen, die nicht nur durch eine, sondern auch durch unendlich viele Projectionen nicht erschöpft werden könnte. Es sind mit dem Ausdruck eben nur die bildenden Künste gemeint, die Künste, welche etwas Räumliches darstellen; aber wenigstens ist derselbe wenig geeignet, den Unterschied der Sculptur und Malerei ans Licht zu setzen: er erweckt den Schein, als wäre, was sich auf einer Fläche wiedergeben läßt, die eigentliche Grundlage der Sculptur; wo denn allerdings diese Grundlage der Sculptur auch auf die Malerei wird Anwendung finden können. Auch findet sich die Verwechselung, welche wir bei Goethe und Meyer tadeln, schon bei Winckelmann selbst. Er kritisirt im zweiten Capitel des vierten Buches der „Geschichte der Kunst" Rafael und Guido wie folgt:

Der Erstere schreibt an seinen Freund, den berühmten Graf Balthasar Castiglione, da er die Galathea in der Farnesina malen sollte: „Um eine Schöne zu wählen, müßte man Schönere sehen, weil aber schöne Weiber selten sind, bediene ich mich einer gewissen Idea, die meine Einbildungskraft gibt." Die Idea des Kopfs seiner Galathea aber ist gemein, und es finden sich an allen Orten schönere Weiber, und über dieses hat er seine Figur so gestellt, daß die Brust, der schönste Theil des weiblichen Nackenden, durch den einen Arm völlig verdeckt wird, und das eine sichtbare Knie ist viel zu knorpelicht für ein jugendliches Alter, geschweige für eine göttliche Nymphe. Guido schrieb an einen römischen Prälaten, da er seinen Erzengel Michael zu malen hatte: „Ich hätte für meine Figur eine Schönheit aus dem Paradiese, und dieselbe im Himmel zu sehen gewünscht, aber ich habe mich nicht so hoch erheben können, und vergebens habe ich dieselbe auf der Erde gesucht." Gleichwol ist sein Erzengel weniger schön als einige Jünglinge, die ich gekannt habe und noch kenne. Wenn aber Rafael und Guido, Jener im weiblichen und Dieser im männlichen Geschlechte keine Schönheiten fanden, die sie der Galathea und des Erzengels würdig geachtet, wie aus dieser Künstler eigenhändigen Schreiben erhellet, so scheue ich mich nicht zu sagen, daß Beider Urtheil aus Mangel der Aufmerksamkeit auf Das, was in der Natur Schönes ist, herrühre, ja ich erdreiste mich zu behaupten, daß ich Bildungen des Gesichts gefunden, die ebenso vollkommen sind als diejenigen, die unsern Künstlern Muster der hohen Schönheit sein müssen.

Aber Wer darf behaupten, daß es diesen Malern so ausschließlich auf die Formenschönheit angekommen sei? Es ist hier wenigstens ebenso sehr der psychologische Ausdruck gemeint, und diesen mögen diese Künstler allerdings nicht gerade so, wie sie ihn brauchten, in der Wirklichkeit haben antreffen können. Sieht man davon ab, so muß man es Winckelmann freilich auch zugeben, wenn er (II, 21) sagt, daß Rafael selbst vor einem

gewissen Gemälde von Mengs den Kopf neigen müßte. Diese Auffassung war für Winckelmann's Aufgabe von keinen übeln Folgen begleitet, da die antike Malerei allerdings von der Sculptur abhängig ist. Aber darin besteht ja gerade ihre Mangelhaftigkeit; man könnte den Vorwurf gegen Goethe und Meyer geradezu so formuliren, daß sie im Wesentlichen die Malerei auf den Standpunkt des Alterthums zurückschrauben wollen, wie denn auch was von ihnen ausgegangen oder approbirt worden ist, unverkennbar an die Aldobrandini'sche Hochzeit und Dergleichen erinnert.

Dem sei nun wie ihm wolle, so ist nicht zu leugnen, daß durch solche Anwendung auf Dasjenige, was in der Kunstübung zu thun oder zu unterlassen sei, Winckelmann's Ansichten jener Charakter eines Dauernden und Ewigen abgestreift ward, den wir oben an ihnen bemerken mußten; sie wurden auf solche Weise in die Mitte des Lebens und seiner Gegensätze hineingerissen, ja noch mehr, sie wurden dadurch selbst zu etwas ganz Zeitlichem und Endlichem umgewandelt. Man hatte im Anfang des Jahrhunderts die Sculptur im Sinne der Malerei behandelt. Dies bekämpfte Winckelmann mit Glück. Ist aber die Behandlung der Malerei im Sinne der Sculptur, welche diese Männer geltend machen wollten, im mindesten etwas Anderes als nur die entgegengesetzte Einseitigkeit? Es ist wahrhaft naiv zu nennen, wenn Meyer in der schon erwähnten „Geschichte der Kunst des 18. Jahrhunderts" während er den einen dieser Irrwege tadelt, auf den andern geradezu hinführt. Es heißt hier:

Der Umstand, daß die neuere Kunst hauptsächlich als Malerei und nur nebenher als Sculptur ausgebildet ward, mußte auf ihre Entwickelung und Vervollkommnung, ja selbst auf ihren Charakter einen sehr wichtigen Einfluß haben. Sie war als Malerei weniger im Stande, das Ideal der Formen, welches die Basis der Kunstideale ist, zur gehörigen Reinheit auszubilden, da der optische Schein in ihr keine so strenge Bestimmtheit fodert und gestattet als die plastische Realität und die Ansprüche des Materiellen, welche die Malerei befriedigen muß, hindern jene gänzliche Abstraction und Erhebung über das Wirkliche, welche von den idealischen Darstellungen der Plastik, die blos die Form in höchster Reinheit und Schönheit liefern sollen, gefodert wird. In der That gehört auch Alles, was die neuere Kunst in dieser Rücksicht geleistet hat und zu leisten strebt, der alten Plastik an, sowie es auch eigentlich ein Bildhauer war (Michel Angelo), der mit einem durch die Antike erweckten und befruchteten Sinne für das Erhabene zuerst die neuere Kunst in Dem was die Form betrifft über die Beschränktheit des Wirklichen zum Idealischen erhob. In der alten Kunst geschah gerade das Gegentheil. Sie bildete sich für ihren religiösen Hauptzweck als Sculptur und nur nebenbei als Malerei aus, darum konnte auch in ihr das Ideal der Form, und durch dieses das Ideal der Kunst selbst, zur höchsten Reinheit und Vollkommenheit gelangen. Auch waren in beiden Künsten die Folgen davon gleichförmig. In der alten Kunst entlehnte die Malerei ihren Stil von der Plastik, nicht allein in Formen, Stellungen und Ausdruck, sondern sogar auch in der Composition. In der neuern Kunst hingegen ist die Sculptur immer dem Stile der Malerei gefolgt und hat dem Malerischen nachgestrebt; und diesem zweckwidrigen Streben vornehmlich sind die Verirrungen der neuern Sculptur, selbst angesichts der Antiken, zuzuschreiben. Da die Malerei seit Rafael ohne feste Norm (die nur durch einen bestimmten Stil der Formen möglich ist) auf so mancherlei Irrwegen umherwankte, so darf man sich nicht wundern, daß die Sculptur der Neuern, ihre treue Nachtreterin, kein besseres Schicksal gehabt hat.

Eine noch sprechendere, aber leider auch noch längere Stelle findet sich in Goethe's Einleitung in den „Propyläen". Hier wird geradezu gesagt, eines der vorzüglichsten Merkmale des Verfalls der Kunst sei die Vermischung der verschiedenen Arten derselben; aber Das wird dann nur auf die Übertragung der Malerei, auf die Sculptur angewendet, und die Umkehrung wird gänzlich übergangen, nicht anders als wenn es mit ihr überhaupt gar keine Gefahr hätte.

Diese Einseitigkeit ist nun nicht blos an sich ein Mangel, sondern es blieb auch mit ihr Goethe hinter den gerechten Anfoderungen seiner jüngern Zeitgenossen zurück; ja er erweist sich damit für die tiefste Consequenz, die in Winckelmann's Erscheinung lag, unzugänglich, und es kommt ans Tageslicht, daß er theoretisch noch auf dem Standpunkt derselben Zeit steht, zu deren Überwindung er praktisch das Meiste beigetragen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Reform und Reaction in Östreich.

Briefe Joseph's II. Dritte Auflage. Zeitgemäß eingeleitet und erklärt von Franz Schuselka. Leipzig, Brockhaus. 1846. Gr. 12. 1 Thlr. 15 Ngr.

Neben dem Denkmal auf dem Josephsplatze in Wien ist in diesen Tagen eins auf dem Burgplatze aufgerichtet worden: jenes gilt dem Kaiser, der seiner Zeit voranschritt, dieses dem Kaiser, der hinter seine Zeit zurückschritt. Hier haben wir ein anderes Denkmal: eins, das jener Herrscher sich selbst setzte, das dauernd für alle Zeiten emporragt. Hier ist Lapidarschrift: keine von akademischer Gelehrsamkeit ausgeheckte, heuchlerische Redensarten, sondern Worte, ebenso viele Thaten bedeutend, eines wahren Volksfreundes und mit seinem Herzblute geschrieben. Diese Worte — wie erbärmlich nehmen sich gegen sie die Sophistereien aus, mit denen man in unsern Tagen ihnen entgegengesetztes Handeln zu bemänteln sucht! Wie traurig, daß man sie heute wiederholen muß, nicht um sich dankbar ihrer und des Ziels zu freuen, das sie zuerst anzustreben gelehrt, sondern Denen zum Vorwurf, die sich von der Bahn abgewendet, welche sie vorgezeichnet! Wi. niederschlagend, jetzt wieder da anfangen zu müssen, wo vor mehr als einem halben Jahrhundert aufgehört wurde!

Daß Joseph so früh aufgehört hat, war für Östreich freilich ein großes Unglück; doch dauerte sein Wirken lange genug, um unverlöschliche Spuren zu hinterlassen. Was in Östreich geschehen ist, um aus einem Menschenconglomerat ein Volk, aus dem Patrimonium einer Dynastie einen Staat zu machen, dazu gab er den ersten Antrieb; was von Licht dort leuchtet, das hat er angezündet, und die Dunkelmänner, mögen sie noch so geschäftig sein — die alte Finsterniß kommt nicht wieder. In den 10 Jahren seiner Regierung ist Mehr aufgebaut worden als in den nächsten 50 niedergerissen werden konnte; er hat Mehr niedergerissen als seine Nachfolger wieder aufzubauen vermochten. Joseph verließ die ausgetretenen Gleise der spanisch-habsburgischen Reactionspolitik und ging einen Bund mit dem Zeitgeist ein, nicht mit dem Zeitgeist wie er die verdummten Massen beherrschte, sondern mit dem, der in den Köpfen der

Besten und Weisesten seine Stätte hatte. Er warf das Joch des Statthalters Christi ab, um sich im Geiste Christi der Armen und Unterdrückten anzunehmen; statt mit seinen Höflingen zu schwelgen und dann von seinen Bischöfen die Lossprechung zu empfangen, setzte er die Arbeit in ihre Rechte ein und zog den Segen des Landmanns dem Weihrauch der Priester vor. Joseph begriff den Herrscherberuf, die Mehrheit sollte nicht länger zu Gunsten der Minderheit, das Volk nicht länger zu Gunsten weltlicher und geistlicher Aristokraten ausgebeutet, es sollte zur Freiheit erzogen werden. Wie hätte er nicht das Opfer werden sollen in einer Zeit, wo der Übermuth dieser Kasten noch nicht gebrochen war, wo die Revolution noch nicht das warnende Mene Tekel mit blutigem Griffel auf die Wände ihrer Paläste gezeichnet hatte? Sie tödteten ihn nicht, aber sie peinigten ihn zu Tode, und jetzt möchten sie noch seinen Geist bannen, der ihnen überall verweisend in den Weg tritt.

Joseph's Schatten also steht in Östreich an der Spitze der Opposition. Diese Wahrheit hat der Herausgeber vorliegender Briefe so gut ausgesprochen, daß wir hier seine Worte gern wiederholen. „Alles", sagt er, „was die jetzige Opposition in Östreich tadelt, was sie verwirft und verlangt, das tadelt, verwirft und wünscht sie im Geiste Joseph's. Die Schriften der östreichischen Opposition finden ihre wörtliche Bestätigung in den nachfolgenden Briefen des größten östreichischen Kaisers. Heftiger als der heftigste Oppositionsmann hat der Kaiser selbst das altöstreichische System getadelt und dabei seine eigene Familie nicht im mindesten geschont. Freier als irgend ein Protestant oder Deutschkatholik hat Kaiser Joseph gegen Rom und Jesuiten geschrieben. Schärfer als der kühnste Demokrat hat der östreichische Kaiser die Adels- und Beamtenkaste wegen ihres Eigennutzes und Hochmuths gegeißelt." Daß Joseph wirklich in diesem Sinne dachte, handelte und schrieb, bezweifelt wol Niemand; weil aber gewisse Thatsachen nie oft genug ins Gedächtniß zurückgerufen werden können, so führen wir als Beleg einige Stellen an, die man wenigstens in Wien längst vergessen zu haben scheint.

„Ist es nicht Unsinn zu glauben", mit diesen Worten schließt die Einleitung zum Entwurfe einer allgemeinen Steuerregulirung, „daß die Obrigkeiten das Land besaßen, bevor noch Unterthanen waren, und daß sie das Ihrige unter gewissen Bedingungen an die letztern abgetreten haben? Müßten sie nicht auf der Stelle vor Hunger davonlaufen, wenn Niemand den Grund bearbeitete? Ebenso absurd wäre es, wenn sich ein Landesfürst einbildete, das Land gehöre ihm und nicht er dem Lande; Millionen Menschen seien für ihn und nicht er für sie gemacht, um ihnen zu dienen. Gleichwie aber die Bedürfnisse des Staats gedeckt sein müssen, so können solche nicht übertrieben werden, sondern der Landesfürst in einem monarchischen Reiche hat über deren Verwendung nach seiner Ehre, Gewissen und Pflichten dem Allgemeinen Rede und Antwort zu geben."

„Der Fanatismus soll künftig in meinem Staate nur durch die Verachtung bekannt sein, die ich dafür habe; Niemand werde mehr seines Glaubens wegen Drangsalen ausgesetzt, kein Mensch müsse künftig genöthigt sein, das Evangelium des Staats anzunehmen, wenn es wider seine Überzeugung wäre, und wenn er andere Begriffe von der Glückseligkeit habe.... Die Toleranz ist eine Wirkung jener wohlthätigen Aufklärung, die nun Europa erleuchtet, die die Philosophie zum Grunde und große Männer zu Stifter gehabt hat. Sie ist ein redender Beweis von den Fortschritten des menschlichen Geistes, der durch die Macht des Aberglaubens sich kühn einen Weg gebahnt, welchen Jahrtausende vorher die Zoroaster und Confuze gewandelt und der zum Glück der Menschheit zur Heerstraße der Monarchen geworden." So schrieb Joseph vor 60 Jahren an van Swieten — seitdem hat sich diese Heerstraße zu einem sehr schmalen Wege verengt.

Den Jesuiten stellte der Sohn Maria Theresia's folgendes Zeugniß aus: „Ich kenne diese Leute so gut wie irgend Einer; weiß alle ihre Entwürfe, die sie durchgesetzt, ihre Bemühungen, Finsterniß über den Erdboden zu verbreiten, und Europa vom Cap Finis terrae bis an die Nordsee zu regieren und zu verwirren.... Wäre mein Großonkel, Joseph I., nicht Kaiser geworden, so hätten wir in Deutschland vermuthlich Malagridas, Aveiros und einen Versuch des Königsmordes erleben können. Er kannte sie aber vollkommen, und als das Synedrium des Ordens seinen Beichtvater einstens im Verdacht der Redlichkeit hatte, und daß dieser Mann mehr Anhänglichkeit an den Kaiser als für den Vatican bewies, so wurde er nach Rom citirt. Er sah sein ganzes grausames Schicksal voraus, wenn er dahin müßte, und bat den Kaiser, es zu verhindern. Umsonst war Alles was der Monarch gethan, um diesem Schritt vorzubeugen. Selbst der Nuncius verlangte im Namen seines Hofs seine Entfernung. Aufgebracht über diesen Despotismus Roms erklärte der Kaiser, daß, wenn dieser Priester ja unumgänglich nach Rom müßte, er nicht ohne zahlreiche Gesellschaft dahin reisen solle, und daß ihn alle Jesuiten in östreichischen Ländern dahin begleiten müßten, von denen er keinen wiedersehen wolle. Diese in den damaligen Zeiten unerwartete und außerordentlich entschlossene Antwort des Kaisers machte die Jesuiten von ihrem Vorhaben zurückgehen." Und an einem andern Orte:

„Ein Institut, das die schwärmerische Einbildungskraft eines spanischen Veteranen in einer der südlichen Gegenden Europas entwarf, das eine Universalherrschaft über den menschlichen Geist zu erwerben gesucht und in diesem Gesichtspunkte Alles dem infallibeln Senat des Laterans unterwerfen wollte, mußte ein unseliges Geschenk für die Enkel Tuiskon's sein.... Das Synedrium dieser Levoliten hatte ihren Ruhm, die Ausbildung ihrer Größe, und die Finsterniß der übrigen Welt zum ersten Augenmerk ihrer Plane gemacht.... Ihre Intoleranz war Ursache, daß Deutschland das Elend eines Dreißigjährigen Kriegs dulden mußte.... Der mächtige Einfluß, den sie über die Prinzen des Hauses Habsburg hatten, ist zu sehr bekannt. Ferdinand II. und Leopold I. sind ihre Gönner bis zum letzten Hauch ihres Lebens gewesen.... Die Erziehung der Jugend, Literatur, Belehnungen, Ertheilung der höchsten Würden im Staat, das Ohr der Könige und das Herz der Königinnen, Alles war ihrer weisen Führung anvertraut. Man weiß zu sehr, welchen Gebrauch sie davon gemacht, welche Plane sie ausgeführt, und welche Fesseln sie den Nationen auferlegt haben.... Wenn ich zu irgend einem Haß fähig wäre, so müßte ich diejenige Menschengattung hassen, die einen Fénélon verfolgt, und welche die Bulla in coena Domini hervorgebracht, die so viel Verachtung für Rom erzeugt." Guter Joseph, der du nicht hassen konntest, wie giftig hassen sie dich! Und dort, wo dein Denkmal steht, predigt jetzt ein vom Nachfolger deines Kaunitz gemietheter Sophist, daß für deine Völker kein Heil ist, wenn man sie nicht den Jesuiten überliefert!

Hr. Schuselka hat die Briefe Joseph's mit erläuternden Zusätzen versehen und außer einer sehr passenden Einleitung noch zwei Anhänge beigefügt, deren erster eine Übersicht der wichtigsten Reformen des Kaisers mit vergleichenden Blicken auf die Gegenwart enthält, während der zweite eine Anzahl Anekdoten über den Monarchen bringt, die neun Jahre nach dem Tode Desselben nicht zum Drucke zugelassen wurden. Blos um derjenigen Kritik zuvorzukommen, welche ein Versehen benutzt, um ein ganzes Buch zu verdächtigen, bemerken wir, daß Hr. Schuselka den Jesuiten unrecht thut, indem er sie beschuldigt, daß sie die Verfügung Kaiser Joseph's umgehen, durch welche dem Regularklerus untersagt wurde, mit auswärtigen Obern in Verbindung zu stehen: Kaiser Franz gestattete ihnen nämlich unterm 18. November 1827 den ungehinderten Verkehr mit dem P. General.

60.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 286. — 13. October 1846.

Die neuesten Schriften über Goethe.

Erster Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 285.)

Es ist schon oben darauf hingedeutet worden, daß Goethe's Gegensatz gegen die Romantiker bei dem Gegenstande, mit welchem wir es hier zu thun haben, in Betracht komme. Es kann nicht die Rede davon sein, daß er nicht im Einzelnen gegen dieselben häufig, um nicht zu sagen immer, Recht gehabt habe. Die „Zahmen Xenien" sind ein vortrefflicher fortlaufender Commentar zu den literarischen Productionen dieser Männer, und was die bildende Kunst betrifft, warf Goethe besonders im zweiten Heft von „Kunst und Alterthum" eine Bombe, wie er sich in den Briefen an Meyer ausdrückt, in das Treiben der christenthümelnden Malerei, mit welcher noch die heutige Kritik sich bisweilen zu thun zu machen genöthigt ist. Auch von Seiten Meyer's finden wir in dieser Beziehung gar treffende Bemerkungen. So sagt er („Geschichte der Kunst des 18. Jahrhunderts", S. 310) über die Hinneigung zum Studium und zur Nachahmung der vorrafaelischen Maler:

Wer mit Giotto's oder des Gaddi Geist, mit Orgagna's Ernst und Tiefsinn, wer mit Ghiberti's Anmuth und Fiesole's Frömmigkeit malen und bilden, oder seinen Gestalten Ghirlandajo's Wahrheit geben, oder wie Mantegna denselben gleichsam Odem einhauchen, oder Perugino's stilles Gefühl ertheilen wollte, dürfte sich ja nicht an ihre Werke halten, sondern alles Dieses müßte der Natur selbst mit dem Sinn und den Gaben dieser Meister abgesehen werden; denn auch sie hatten dazu nicht Werke ihrer Vorgänger zu Mustern genommen. Eben Das ist der mächtige Unterschied zwischen der steigenden und sinkenden Kunst, daß jene nach einer unendlichen Vollkommenheit strebt, diese aber bedingten Mustern nachzuahmen sucht!

Gleichwol ist Goethe hier begegnet, was ihm außerdem nicht leicht in irgend einem Falle vorzuwerfen sein möchte, daß er, wie Dies dem Zeitgenossen einer bedeutenden Richtung freilich in den wenigsten Fällen nicht so gehen wird, bei den zufälligen Äußerungen der Sache stehen geblieben ist, die allerdings ihres Orts eine kräftige Zurückweisung verdienten, und den Kern derselben verkannt hat.

Es ist bereits angeführt worden, wie die Neuzeit, das heißt die Jahrhunderte seit dem Ablaufe des Mittelalters, zum Alterthum ein durchaus unmittelbares Verhältniß angenommen und von der Möglichkeit eines andern nicht einmal eine Ahnung gehabt habe. Diejenige historische Auffassung, welche auf den Geist der Völker und Zeiten geht und die einzelnen Thatsachen in seinem Lichte und als seine Äußerungen zu begreifen weiß, regte sich damals kaum in einigen schwachen Anfängen. Man betrachtete das Alterthum durchaus nur so, als wäre es blos für uns da, um von ihm zu lernen und uns an ihm zu schulen; was es an sich sei, kam gar nicht in Betracht; man würde diese Frage nicht einmal verstanden haben.

Es würde gar sehr zu verwundern sein, wenn man auf diesem Wege zu einem echten Verständniß des Alterthums gelangt wäre; es war gar nicht das wahre Alterthum, an dem man sich zu bilden suchte. Was wir nur um unserer Subjectivität willen und in Bezug auf den Einfluß, den es auf dieselbe ausüben soll, ins Auge fassen, werden wir gemeiniglich eben nur durch das Medium derselben erblicken, wäre es auch nur insofern als wir gerade die Seite, deren wir eben bedürfen, an ihm auffassen und sie für das Ganze halten werden, weil wir selbst uns durch sie ergänzt finden. Dies widerfährt uns z. B. heutigen Tages mit Goethe, worin eben der Mangel einer historischen Auffassung Desselben besteht, der eingänglich erwähnt wurde; und so ist es auch gar nicht verwundersam, daß man im Anblick der Antike z. B. in die Bernini'sche Verirrung in der Sculptur verfallen. Es verhält sich mit der Antike durchaus nicht anders, als es sich mit der Natur verhält, die auch niemals einen Künstler hat auf dem rechten Wege erhalten können, weil sie einem Jeden immer nur ihn selbst zurückspiegelt. „Das Alterthum war zum Vorurtheil geworden", sagt Winckelmann im letzten Paragraph seiner „Geschichte der Kunst", freilich nicht ohne selbst von demselben in gewissem Sinne angesteckt zu sein; es galt für ausgemacht, daß das Richtige in der Antike vorliege, und so nannte denn Jeder was er gerade für das Richtige hielt antik. Es ließe sich besonders aus der deutschen Literatur eine ganze Reihe von solchen antik-sein-wollenden ästhetischen Richtungen anführen; wir begnügen uns hier mit einem Gegensatz, der dem Gegenstande dieser Abhandlung nicht allzu fern liegt. Wieland glaubte in seiner sentimentalen französirenden „Alceste" ein in wahr-

haft griechischem Geiste gedachtes Drama aufgestellt zu haben, das allenfalls noch griechischer wäre als das gleichnamige Euripideische selbst; Goethe dagegen, in welchem damals der Sturm und Drang spukte, vermeinte ihm eine echt griechische Gestalt in seinem Hercules entgegenzustellen, der es sehr übelnimmt, daß Wieland ihn einen stattlichen Mann mittlerer Größe genannt, und sich nicht wenig damit weiß, in Einer Nacht 50 Jungen zur Existenz vermittelt zu haben.

Dies konnte um so weniger anders sein, da, sobald einmal die Anschauung des wahren Alterthums gewonnen war, jenes unmittelbare Verhältniß nothwendigerweise sogleich aufhören mußte; denn man mußte in diesem Falle fühlen, daß das Alterthum, wie es wirklich gewesen, eben nicht für uns sei, es mußte uns in seiner Totalität zu etwas rein Objectivem und historisch Vergangenem werden. Und daran mußte sich, sobald Dies gehörig im Bewußtsein durchgearbeitet war, die Consequenz knüpfen, daß unsere Zeit, oder die moderne Zeit überhaupt, dem Alterthum gegenüber einen eigenthümlichen Charakter habe.

Sowie Winckelmann das wahre Alterthum entdeckt hat, so haben die Romantiker aus dieser Entdeckung die zuletzt genannte Consequenz gezogen. Dies ist ihr historisches Verdienst, welches ihnen nicht abgesprochen werden darf. Die Bedeutung ihres Standpunktes ist eine vorwaltend literarhistorische und kritische, und als Literarhistoriker und Kritiker genießen sie allgemeine Anerkennung. Ihre poetische Production dagegen ist freilich größtentheils durchaus verfehlt, aber sie ist es nur darum, weil sie ihre wissenschaftliche That in dieselbe übertrugen. Sie gingen nämlich in ihren Gedichten darauf aus, das Romantische — denn so nannten sie den Geist der Neuzeit im Gegensatze zu dem des Alterthums — ausdrücklich geltend zu machen. Dies führt auf Irrwege, denn es ist überflüssig und muß also falsch sein. Der moderne Dichter wird gerade dann am modernsten sein, wenn er sich dessen am wenigsten versieht und ganz unbefangen vor sich hin und aus sich heraus singt, wie der Vogel, wie Goethe sagt, der auf den Zweigen wohnt. Ist es doch auch dem Dichter des Alterthums nicht eingefallen, sich sein Antikes zum Ziel zu setzen. Bei jenem Verfahren wird sich in der Dichtung nicht sowol das Moderne selbst darstellen als irgend etwas Besonderes, was der Moderne jetzt gerade für das Richtige hält; wie Dies auch die Erfahrung sattsam bestätigt hat. Wenn man aber den Romantikern auch in ihrer wissenschaftlichen Thätigkeit Unbestimmtheit der Begriffe vorgeworfen hat, sodaß sie im Grunde selbst nicht recht gewußt hätten, was sie unter dem Romantischen verstanden, so muß dagegen geltend gemacht werden, daß auch nicht Das ihre historische Aufgabe gewesen, der Neuzeit eine Definition ihrer selbst in die Hand zu geben, sondern nur überhaupt sie zu dem Bewußtsein zu erwecken, daß sie etwas für sich Bestehendes und Eigenthümliches sei.

Dieser Anschauung erweist sich nun Goethe, obgleich selbst der allermodernste Dichter, weshalb er auch von den Romantikern so sehr wie nur immer möglich hochgeschätzt wurde, gänzlich unzugänglich. Er erklärte alles Romantische für krankhaft, indem er eben nur die Verirrungen ins Auge faßte, welchen sich seine Zeitgenossen unter diesem Namen überließen. Man darf auch nicht etwa glauben, daß sich bei ihm selbst in seiner frühern Verehrung der altdeutschen Baukunst etwas Derartiges geregt habe. Dies würde sich schon durch die Äußerung widerlegen lassen, in welcher das Entstehen des strasburger Münsters durch einen wackern deutschen Mann inmitten des dunkeln Pfaffenzeitalters gerühmt wird; denn die Romantiker betrachteten die Kunst des Mittelalters gerade als eine Ausgeburt des christlichen Geistes. Hatte doch Goethe selbst das Sentimentalische Schiller's, aus dem der Begriff des Romantischen sich herausgebildet hat, im Grunde niemals als Das gelten lassen, was dem Naiven, Antiken, ebenbürtig sei, sondern es immer nur als etwas Unvollständiges angesehen, als einen Durchgangspunkt, sodaß es ihm also ganz eigentlich jene Unvermeidlichkeit der letztern darstellte, in deren Annahme die modernen Jahrhunderte befangen waren.

Hier haben wir die Erklärung dafür, daß Goethe, welcher nicht nur für die einmal vorhandenen Werke der Malerei die höchste Empfänglichkeit besaß, sondern auch, wie gezeigt worden, in seiner künstlerischen Bildung ganz von dieser Kunst ausgegangen war, die allgemeinen Gesetze derselben in ein gewisses Dunkel gehüllt bleiben konnten; denn die Malerei wird als die vorzugsweise romantische Kunst betrachtet und in Hegel's „Ästhetik“, welche beiweitem mehr unter dem Einflusse der romantischen Schule entstanden ist als sie uns glauben machen will, sogar geradezu so bezeichnet. Nun kann zwar ihr Wesen damit ebenso wenig erschöpft sein, wie das der Sculptur durch ihre Bezeichnung als einer antiken Kunst; indessen ist es Thatsache, daß, wie die letztere dem Geschmack des Alterthums besonders zusagte, auf ähnliche Weise die Malerei sich der Sinnesweise der neuern Zeit in einem ganz vorzüglichen Grade verwandt zeigt, ja es kann in diesem Falle die Verwandtschaft insofern für eine noch ausgeprägtere gelten, als hier der Geist seine Kunstwelt mit Verschmähung einer bereits vorhandenen erbaut hat. Und so wird eine Abwendung von der Betrachtung des modernen Geistes und eine Verkennung seines eigenthümlichen Entwickelungsganges zugleich eine Unklarheit über die eigenthümlichen Principien der Malerei zur Folge haben können.

Auf diese Weise gehörte also Goethe in seinen allgemeinen theoretischen Ansichten über bildende Kunst entschieden dem 18. Jahrhundert an, wie denn auch schon sonst bemerkt worden ist, daß er von dem Hofton dieses Jahrhunderts nicht ganz frei sei und gerade in dem Gebiete des Ästhetischen, auf welches der letztere den entschiedensten Einfluß ausgeübt hat, sich eine gewisse Connivenz bemerklich macht; denn Goethe verstand sich, dem Herzog Karl August zu Gefallen, der ein Liebhaber der französischen Tragödie war, dazu, ein paar Voltaire'sche Stücke für die deutsche Bühne zu bearbeiten.

Indessen sowie sich Goethe in diesem Falle keineswegs blos influenciren ließ, sondern dem Unternehmen einen eigenen Zweck und eine ganz bestimmte Tendenz unterzulegen wußte, nämlich die Zurückführung der theatralischen Declamation auf eine gewisse formelle Kunstmäßigkeit, ebenso ist auch seine Bevorzugung und Empfehlung des Antiken in der bildenden Kunst nicht als eine reine Nachwirkung gewisser Jugendeindrücke oder Abhängigkeit von Zeitideen zu betrachten, vielmehr liegt uns in ihnen eine bewußte aus einem wohlbedachten Grunde hervorgehende Rückkehr zu demselben vor, wobei es uns freilich unverwehrt bleiben muß, dieselbe, im Ganzen und Großen betrachtet, nur für die nachträgliche Rechtfertigung einer längst vorhandenen Anschauungsweise anzusehen.

Der Grund war, daß die antike Kunst die vorwaltend schöne Kunst sei. „Der höchste Grundsatz der Alten", sagt Goethe («Über Kunst und Alterthum», I, 2), „war das Bedeutende; das höchste Resultat aber einer glücklichen Behandlung das Schöne." Das dürfen wir um so mehr als die eigentlich classische Stelle für Goethe's Ansicht von der Sache betrachten, da Meyer sie ganz eigens adoptirte („Kunstgeschichte", I, 205). Auch finden wir das Gleiche in der Abhandlung über den „Laokoon", in den „Propyläen", welche schon durch den Gegenstand sich als leitenden Artikel im höchsten Sinne beurkundet, in weiterer Ausführung dargelegt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Zur Tagesliteratur.

Mag man über die weltlichen Motive der in Berlin versammelten Generalsynode urtheilen wie man will, so viel ist gewiß, daß sie das wichtigste Ereigniß für die evangelische Kirche in Deutschland seit der Reformation ist. Gegen ihre gesetzgebende Gewalt aber verwahrt sich:

1. Die Generalsynode zu Berlin; deren Ankündigung durch die Vossische Zeitung und Betrachtungen darüber von Grävell. Erstes Heft. Altenburg, Pierer. 1846. Gr. 8. 20 Ngr.

und zwar auf Grund der Symbolischen Bücher der Reformation und des Preußischen Landrechts. Die Kirche sei nur die Schale der Nuß, eine äußerliche Gemeinschaft zur Erweckung und Ausübung der Religiosität; der Kern sei die Auffassung der Heiligen Schrift durch die Vernunft eines Jeden. Das ist die Fahne Derer, die etwa den Nutzen der historischen Kritik für sich zu bürdevoll erachten müssen; die Devise ist: Die Kirche bin ich. Dieser absolutistische Vernunftstandpunkt ist durch die Protestantischen Freunde auf die Spitze, aber auch zugleich, und das ist ihre große kirchliche Bedeutung, aus seinem durch die gelehrte Kritik verschanzten Lager hinaus in das ungelehrte Leben getrieben worden. Er wird sich da nun zurechtfinden müssen, wie es einst dem Staats-Ich durch die französische Revolution geboten worden ist. Was aber die Generalsynode soll, ist trefflich in der Schrift angedeutet worden:

2. Sendschreiben an den Herrn Consistorialrath Th. Dorner zu Königsberg über die bevorstehende evangelische Generalsynode in Berlin. Von Siegfried August Kähler. Königsberg, Gebr. Bornträger. 1846. Gr. 8. 6 Ngr.

Die Synode solle den Fortschritt des christlichen Bewußtseins von der Kirche, das Dogma von derselben, zum Glaubensbekenntnisse hinzufügen. Die Kirche sei eine geschichtliche Thatsache; sie entwickele in der Gemeinde mittels der kirchlichen Ämter durch Predigt, Cultus und Disciplin fort und fort das Christenthum, in der Gesammtheit als Reich Gottes, in den Individuen als fromme Bestimmtheit des Gemüths; die Augsburgische Confession enthalte keine Definition der Kirche, weil deren Objectivität, obgleich einseitig dargestellt in der Hierokratie, am Anfange der Reformation noch so mächtig war, daß Niemand ein Bedürfniß danach empfinden konnte, durch Feststellung ihres Begriffs einer Verirrung in den atomistischen Subjectivismus jüngster Zeiten vorzubeugen; es sei unserer Zeit die Aufgabe gestellt, die beiden im Romanismus und Protestantismus, bis zur Erstarrung dort und bis zur Selbstauflösung hier, einseitig entwickelten Momente zur wahren Katholicität aufzuheben durch Entwickelung einer geistlichen (pneumatischen) Organisation auf dem Wege der Gemeindeverfassung.

Zu ähnlichem Resultate gelangt auch:

3. Reform der Kirche! Sendschreiben an die evangelische Generalsynode zu Berlin von Friedrich Gessel. Wolfenbüttel, Holle. 1846. Gr. 8. 3 Ngr.

mit dem bedeutenden Hinzufügen, daß in der Verfassung der evangelischen Kirche die Liebe sein solle. Es wird gewiß die Zeit kommen, daß man die Kirche als den fortlebenden und fortschreitenden Christus, aber nicht nach der Vernunft Dieses oder Jenes, sondern nach dem Wesen Gottes, der Liebe, anerkennen wird; daß die irdische Kirche als das Kind des Subjects der Zukunft wird betrachtet werden, nachdem die Vergangenheit, die Natur, in der Gegenwart des Geistes, in der Person des Menschen auf der Erde zum Subject und zur Freiheit gekommen ist. Man wird endlich einsehen, daß der historische Christus nicht in der Schrift wie in einer gläsernen Retorte sitzt, um vor der historischen Kritik seine Verbeugungen zu machen, sondern durch die durch christliche Lehre und Hülfe zur That, d. i. zum betenden und helfenden Glauben erweckten Gemüther fort und fort in der Geschichte der irdischen Kirche lebt und schreitet. Die irdische Kirche ist die Kindheit der Liebe, das Kind Gottes. Zu solcher Kirche führt freilich nicht die Kirchenneuerung, welche verlangt wird in der Schrift:

4. Öffentliche Erklärung der Freunde protestantischer Kirchenneuerung zu Offenbach, nebst einigen derselben vorausgegangenen Vorträgen. Herausgegeben von Lorenz Diefenbach. Offenbach, Heinemann. 1846. Gr. 8. 4 Ngr.

Es ist das alte Lied von der gleichsamen Neuschaffung der göttlichen Offenbarungen durch den erkennenden Geist, was die Kirche entweder zu einem kritischen Gefängnisse oder zu einem plappernden Papagei machen würde. Denn mehr als Meinungen wird man nimmermehr so erreichen. Daher ermahnt in der Schrift:

5. Über die jetzigen Bewegungen in der evangelischen Kirche Deutschlands. Ein Votum zur Förderung des Friedens, abgegeben von Karl Gottlieb Bretschneider. Leipzig, Verlags-Magazin. 1846. Gr. 8. 10 Ngr.

der Verf., weniger Werth zu legen auf Meinungen und mehr auf Gesinnungen, auf die echte Liebe zu Gott und zu allen Menschen, und auf das treue Streben nach innerer Vollkommenheit. Das Friedensvotum selbst übrigens bezieht sich darauf, bei der jetzigen Lage der Sache die Augsburgische Confession als allgemeines Bekenntniß der evangelischen Kirche noch beizubehalten; aber nur als Zeugniß und für den Lehrstand der Kirche insoweit verbindlich, als ihr Inhalt sich aus der Glaubensnorm, dem Worte Gottes in Heiliger Schrift, wissenschaftlich rechtfertige. Das möchte aber leicht der Friede der Indifferenz werden, in welchem sich Jeder mit seiner Wissenschaft begnügt.

Daß von der katholischen Kirche aus besonders gegen den neuesten Abfall von derselben wird operirt werden, ist klar. Hiervon liegt uns vor:

6. Spiegelbild des Johannes Ronge. Den Zeitgenossen gewidmet von H. Carus. Augsburg, Schmid. 1846. 8. 5 Ngr.

Der Verf. hat sich darauf beschränkt, Johannes Ronge als

schwach und eitel darzustellen, und in diesen Eigenschaften nur berauscht von dem thörichten Weihrauch, den ihm die Kinder der Welt gestreut. Würde er wegwerfen jene Ehrenbecher und Kränze, vertilgen aus seinem Gedächtnisse jene schmeichelnden Anreden und Triumphzüge, womit die Kinder des Weltgeistes ihn heimgesucht und sich selbst geschändet, stände er einmal da, einsam, verlassen, verhöhnt, verfolgt, arm, schmucklos: wo würde dann seine Begeisterung, sein Entschluß, sein Eifer, seine Kraft sein?

Allgemeinen Inhalts sind:

7. Briefe an Immanuel. Spiegelbilder der Zeit für Protestanten und Katholiken. Von H. Carus. Zweite Auflage. Augsburg, Schmid. 1846. Gr. 8. 12½ Ngr.

Die statistischen Religionsclassificationen und Taufregister täuschten zu sehr; mancher so betitelte katholische oder evangelische Christ sei innerlich und eigentlich ein purer Heide; mancher Protestant habe von seiner Confession fast Nichts mehr als den Namen und sei innerlich und eigentlich voll katholischen Elements; mancher Katholik unterscheide sich blos dadurch mehr vom Protestanten, daß er sich alle drei bis vier Jahre einmal zur Ohrenbeichte entschließe und in den katholischen Taufregistern eingeschrieben stehe. Aber inmitten der unheimlichen Erscheinungen und Schöpfungen des Reiches des Weltgeistes blühe das Reich Gottes in stiller Lieblichkeit; zwischen Unkraut und Dornengestrüpp hervor erhebe sich die Weizenähre und die Weinrebe, um zu reifen am himmlischen Licht, um uns Brot und Wein, Nahrung und begeisternde Kraft zu geben; es lebe noch der alte Gott und seines Reiches auf Erden sei noch kein Ende geworden; es gebe noch überall lebendigen, wahren, werkthätigen Christenglauben, nicht bloße Glaubensschwäger und biblische Wortkrämer. Es ist in der That der katholischen Kirche viel eher möglich, Leben zu fodern und zu geben, weil sie nicht nach einem Bekenntnisse zu suchen braucht. Dieses ist der unselige Zauberkreis, aus welchem die evangelische noch nicht hat heraustreten können; sie ist der Wahrheit nach nicht eine Stunde von Augsburg entfernt. Ihren Fortschritt hindert das Ringen nach einigenden Worten des Verstandes, während gerade diese Worte nur trennen. Nur die Worte des Glaubens einigen, wohin das Gemüth strebt. Das Gemüth als Princip der Religion wird anerkannt in:

8. Proteste gegen den Protestantismus und die Reform. In Auszügen aus alten Schriften und Bezügen auf moderne Verhältnisse. Von E. Ryno. Berlin, Adolf und Comp. 1846. Gr. 8. 15 Ngr.

Es ist nur kein klares, thätiges, sondern das in Nebel und Schwäche gehüllte Mystische; es ist im falschen Vergleiche mit dem Verstande und nicht als ein Selbst aufgefaßt. Nicht Gedanken aus der Vergangenheit, sondern Thaten für die Zukunft sind das Object des Gemüths. Vernünftiges Thun, Geist, Denken ist überhaupt das eigenschaftliche Wesen des Menschen; freier Gedanke ist ebenfalls That, nur die freie Handlung von Phantasie und Verstand; die That des Gemüths für Religion ist Gebet nach Gedanken des Glaubens, und dieser ist gleich dem Verstande eine geistige, erkennende Kraft. Mit dem Verstande vernimmt der Geist die Vergangenheit, mit dem Glauben die Zukunft; beide sind vernünftig. Aber das Resultat ist dort der Begriff der Freiheit, hier der Gebundenheit; und diese Begriffe werden die Triebe des Geistes in der Gegenwart, der lebenden Personen, für deren Willen zu thun. Im Glauben frei sein zu wollen ist also geradehin unvernünftig. Luther wollte es nicht; da aber seinen Anhängern und Nachfolgern das Bindungsmittel des Gemüths, Kirche und deren Geistlichkeit, fehlte, wurde der Irrthum der Verstandeseinmischung möglich. Dagegen hatte die protestantische Mystik ihre gute Bedeutung als das keimende Grün der Erkenntniß der Personen von ihrer Gebundenheit. Diese wurde aber so rein persönlich vorgestellt, eingesponnen in Gebetsbildern und Formeln. Das Christenthum will aber nicht allein Glauben an Gott und Liebe zu ihm, die sich in Gebet ausdrücken, sondern auch Glauben an die Menschen und Liebe zu ihnen, Hülfe; Christus ist auch des Menschen Sohn. Das ist der geschichtliche Fortschritt des Christenthums. Der Gott der Christen ist das Reich der Liebe, dessen Kindheit auf der Erde die Kirche ist. Der Christ muß also in der Kirche den liebenden Glauben Christi öffentlich thun; mystische Spielerei zu Hause ist ungenügend. Ebenso ungenügend ist die bloße Praxis der Liebe, zu der als Resultat die Schrift gelangt:

9. Selbstgespräche. Ein Versuch des philosophischen Bewußtseins, sich mit den populairen Bewegungen der Gegenwart zu vermitteln. Berlin, Amelang'sche Sortimentsbuchhandlung. 1846. Gr. 8. 12 Ngr.

Liebe ohne Glauben Gottes ist ein rauhtönend Erz oder eine klimpernde Melodie. Freilich aber wird der Verstand oder das philosophische Bewußtsein sich eher mit dem Glauben und der Liebe zu den Menschen, zumal im nationalen Gewande, befreunden, weil sie auch so zur Vergangenheit gehören; aber die Zukunft der Menschen als solcher beruht allein auf dem Gott der Christen als dem Gott in der Geschichte, und daher ist nur betender Glaube und Liebe zu ihm der wahre Grund des helfenden Glaubens und der Liebe zu den Menschen. Denn letzteres Thun ist nur wahr, wenn es aus einem sittlichen Willen entspringt, welcher aber nicht erzeugt wird durch das Auswendiglernen von 165 Staatsgeboten, wie es in der Schrift:

10. Motive und Grundlinien einer allgemeinen Staatsreligion und sittlicher Weltgebete für das Jahrtausend. Breslau, Trewendt. 1846. Gr. 8. 15 Ngr.

sozusagen aus dem Winkel hervorgerufen wird. Gegenwärtig ist Das die Bezeichnung für Alles, was in Glauben und Liebe nicht die Öffentlichkeit und Mündlichkeit der Kirche will.

(Der Beschluß folgt.)

Literarische Anzeige.

Von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die

NEUERE MEDICIN IN FRANKREICH.

Nach Theorie und Praxis.

Mit vergleichenden Blicken auf Deutschland.

Von

Dr. ***Emil Kratzmann.***

Erste Abtheilung.

Gr. 8. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr.

Dieses aus einem eifrigen Studium der französischen Medicin an Ort und Stelle und aus einer sorgfältigen Vergleichung und Benutzung der einschlagenden Schriften hervorgegangene Werk wird aus zwei Abtheilungen bestehen, von denen die erste den **allgemeinen Theil**, nämlich die fortlaufende Geschichte des Entwickelungsganges der neuern französischen Medicin enthält. Die zweite Abtheilung, der **besondere Theil**, wird sich über die speciellen Leistungen der neuern französischen Medicin verbreiten.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 287. —— 14. October 1846.

Die neuesten Schriften über Goethe.

Erster Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 286.)

Schon Winckelmann betrachtete die Schönheit als den höchsten Endzweck und Mittelpunkt der Kunst (IV, 37) und widmet ihr in diesem Sinne in der „Geschichte der Kunst" einen ausführlichen Abschnitt. Er hatte auch ein Gespräch über die Schönheit in der Weise des Platonischen „Phädrus" entworfen, die zur Erläuterung jenes Abschnitts dienen sollte; sein wesentlicher Inhalt wird in dem letztern verarbeitet sein. Endlich ist im „Trattato preliminare", welches nichts Anderes als ein Auszug der Kunstgeschichte für seine italienischen Gönner ist, dieses Capitel keineswegs übergangen; es wird hier (S. 94 der deutschen Übersetzung) besonders die Stille und Ruhe, welche durch die Schönheit vorausgesetzt werde, geltend gemacht. Winckelmann legte auf diese ganze Lehre das größte Gewicht und scheint ihre Aufstellung für das eigentlichste Verdienst seiner Kunstgeschichte gehalten zu haben. Er schreibt 1761 an Berendis:

> Diesen Winter wird man meine „Geschichte der Kunst" zu drucken anfangen; es ist in derselben eine Abhandlung über die Schönheit von sechs oder acht Bogen, welche einiges Aufsehen, wie ich hoffe, machen soll.

Und in einem Briefe an Geßner heißt es:

> Die Schönheit ist die Seele der ganzen Kenntniß der Kunst des Alterthums, die der Himmel nicht verschwenderisch verliehen, und diese ist so selten, daß Michel Angelo in der Betrachtung geblieben, aber nicht zur völligen Kenntniß gelangt ist: Rafael ist der Einsicht des Schönen näher gekommen.

Es mag sich mit der historischen Richtigkeit dieser Lehre verhalten wie es will, so ist so viel nicht in Abrede zu stellen, daß Goethe, indem er sie adoptirte, auf das allerentschiedenste dem Standpunkte des 18. Jahrhunderts verfallen mußte. Gehen wir nur ein Wenig näher darauf ein, was Winckelmann unter der Schönheit verstanden haben will. Er sagt, es sei von ihr, wie Cicero von Gott sage, leichter anzugeben, was sie nicht sei als was sie sei. Daher unterscheidet er einen negativen Begriff derselben von dem positiven. Dies scheint ein wunderliches Verfahren zu sein; es ist freilich, wenn ich untersuchen will, was ein Gegenstand sei, nothwendig, daß ich ihn von andern unterscheide, aber die Negation dieser letztern, die darin liegt, findet sich nur in meinem Verfahren und geht den Gegenstand selbst nicht an; dieser bleibt in seiner positiven Beschaffenheit bei sich selbst und kümmert sich um die andern eben nicht. Aber die Ausführung zeigt, daß damit bei Winckelmann etwas Anderes gemeint ist. In dem Abschnitt von dem negativen Begriff der Schönheit wird aufgezählt, was man zu vermeiden habe, wenn man ein Schönes bilden wolle. Es ist also Winckelmann die Schönheit im Gegensatze zur Natur etwas an und für sich Negatives. Die positive Seite, welche er in ihr zugibt, besteht nur darin, daß diese Negation nicht ins unendliche Nichts hinein, sondern auf ein bestimmtes Ziel hinausgehen solle, und zwar bezeichnet er als solche auf ganz Platonische Weise das Positivste von Allem, das ewige Wesen der Dinge. Diese Bedeutung des negativen Elements tritt im „Trattato preliminare" ganz unverkennbar ans Licht. Er sagt daselbst (Werke, VII, 71), daß die Alten überall **mäßigend** verfahren seien, er findet die Schönheit in der Einheit und Einfachheit, besonders aber in der Unbezeichnung (S. 76), welches so viel heiße, daß „die Form derselben weder dieser oder jener bestimmten Person eigen sei, noch irgend einen Zustand des Gemüths oder eine Empfindung der Leidenschaft ausdrücke, als welche die Einheit unterbrechen und die Schönheit vermindern oder verdunkeln". Es folgt hierauf die bekannte Stelle:

> Nach diesem Begriffe soll die Schönheit sein wie das vollkommenste Wasser aus dem Schooße der Quellen geschöpft, welches je weniger Geschmack es hat desto gesunder geachtet wird, weil es von allen fremden Theilen geläutert ist.

Dazu bedeutet Idealisch bei Winckelmann fast nichts Anderes als Abstract. Es heißt (Briefe, II, 29):

> In dem ältern Stile scheint die Bildung des Gesichts zum Theil nach der Natur genommen, noch mehr aber nach einem angenommenen Systeme geformt zu sein.

Und Dies wird so ausgeführt:

> Die Zeichnung der Figuren dieses ältern Stils ist völlig **idealisch**; sie besteht mehrentheils aus geraden Linien, welche wenig ausschweifender sich senken u. s. w.

Nun heißt es zwar (IV, 55): es könne Etwas idealisch sein, ohne schön zu sein, wofür wiederum die den altgriechischen so nahe verwandten ägyptischen Statuen angeführt werden; allein wo im „Trattato preliminare" von der idealischen Schönheit die Rede ist, besteht sie doch einerseits darin, daß die schönen Theile mehrer In-

dividuen in ein Ganzes vereinigt werden, andererseits soll der auf diese Weise entstandene Körper frei sein von Sehnen und Adern u. s. w.; und endlich wird auf die schöne Gestalt gar das Epikurische quasi corpus angewendet. Das Alles steht bei Winckelmann in einer gewissen theoretischen Unschuld da; nun denke man es sich aber auf die Ausübung der Kunst angewendet, so wird dadurch ganz und gar die Abwendung von aller frischen Naturauffassung, das bloße Mildern der zufälligen Eigenthümlichkeiten des Modells durch die ganz äußerlich aufgefaßte Antike sanctionnirt, welche das akademische Kunsttreiben des 18. Jahrhunderts charakterisirt. Denn hier wird, weil der Sinn für das Große und Ewige sich nicht mittheilen läßt, und alle Bildung nur in der Abweisung irriger Richtungen bestehen kann, die positive Seite der Sache die geringe Bedeutung, welche sie doch bei Winckelmann im Grunde nur hat, ganz einbüßen und alles Gewicht auf das Negative fallen. Auch finden wir bei den Weimarischen Kunstfreunden in dieser Beziehung sehr bezeichnende Sympathien. In „Winckelmann und sein Jahrhundert" wird (S. 218) Poussin gerühmt, daß er sich mehr dem Idealen geneigt zeige als keiner seiner Zeitgenossen; es sei ihm ziemlich gelungen, den Geschmack des Antiken zu treffen. Besonders aber machte sich überall eine Hinneigung zu den Caracci bemerkbar, die doch das Schöne nicht nur, wie nach Winckelmann die Alten, aus einzelnen Theilen der lebenden Individuen, sondern sogar aus denen der Kunstwerke, die doch selbst erst durch einen solchen Eklekticismus entstanden wären, zu Stande bringen wollten und also die Abstraction noch höher steigerten. Gleich der erste der Briefe Goethe's an Meyer enthält eine dahin gehörige Äußerung, und eine Anmerkung Riemer's zu dieser Stelle beweist, wie fest diese Vorliebe bei ihm gehaftet. Und zuletzt wird Mengs, dem Nachfolger der soeben Genannten, der den Eklekticismus nur verfeinerte, mehrfältig große Anerkennung gezollt: es gilt Goethe an einer Stelle der „Italienischen Reise" für eine besondere Empfehlung Meyer's, daß er aus Winckelmann's und Mengs' Schule hervorgegangen.

Nun wird zwar gegen diesen Letztern eine Polemik eröffnet, welche die formelle Anschauungsweise der Zeiten ganz eigentlich an ihrer Wurzel anzugreifen scheint; auch fällt dabei sogar ein misliebiger Seitenblick auf Winckelmann, welcher sich freilich in seinen Briefen größtentheils in Sachen der Schönheit mit Mengs vollkommen einverstanden erklärt, ja ihn als den Einzigen nennt, der seine Ansichten theile. Indessen werden wir Das in Bezug auf Winckelmann wol so verstehen dürfen, daß Dieser sein Princip selbst noch nicht in seiner ganzen Tiefe zu ergreifen und auf seine letzten Gründe zurückzuführen gewußt habe, wie sich denn auch, was Mengs entgegengestellt wird, wenigstens im „Trattato preliminare" angedeutet findet; und was den Kunstgeist des 18. Jahrhunderts betrifft, so wird sich zeigen lassen, daß es auch mit dieser Wendung im Grunde nur wieder auf ihn hinauslaufe.

Meyer weist in seiner „Geschichte der griechischen Kunst" an der Stelle, wo er den Begriff der Schönheit überhaupt auszumitteln sucht, nach, daß Mengs unter derselben nur die Schönheit der Gliederformen, die nach der Seite der anatomischen Richtigkeit wie der Idealität ganz vollkommene Bildung des menschlichen Körpers verstanden habe. In diesem Sinne glaubte er sich von der Kunst der Alten einen so hohen Begriff machen zu dürfen, daß er gegen die Echtheit oder Originalität der berühmtesten uns übriggebliebenen antiken Statuen, z. B. des vaticanischen Apoll, ein unüberwindliches Mistrauen gefaßt hatte. Auch mag es daher zu erklären sein, daß seine Köpfe, wie Derselbe in seinen Bemerkungen zum Winckelmann bei Gelegenheit des berühmten oder berüchtigten Jupiter mit dem Ganymedes, mit dem Mengs Winckelmann angeführt haben soll, bemerkt, gemeiniglich am Ausdruck fehlt. Es wäre also bei ihm allerdings mit jenem „geschmacklosen Wasser" Winckelmann's ganz eigentlich Ernst gemacht.

Dagegen konnte nun zunächst eine Reaction nicht ausbleiben. Hirt, welcher, als vieljähriger Bewohner Roms, sich wohl berufen finden mochte, auch seinerseits ein durchgreifend neues Princip der Kunstauffassung geltend zu machen, unterzog sich der historischen Aufgabe, ins entgegengesetzte Extrem zu verfallen. Er erklärte für das Wesen der Kunst eben Das, was jener ältern Lehre zufolge dieselbe mittels der Schönheit in ihren Werken so viel als möglich abtödten sollte, das Charakteristische.

Die Anerkennung des Charakteristischen und seine Vermittelung mit der Schönheit ist es, was die Schönheitslehre Goethe's von der frühern unterscheidet. Es wurde aber in der Begriffsbestimmung der griechischen Kunst, welche in Meyer's Geschichte derselben gegeben wird, das Bedeutende als das Grundgesetz jener Kunst namhaft gemacht; aus ihm sollte durch glückliche Behandlung das Schöne hervorgehen. Dieses „Bedeutende" ist nichts Anderes als das Charakteristische, wie es nicht als das allein Geltende aufgestellt wird, sondern mit der Schönheit in ein Verhältniß tritt. Die beiden entgegengesetzten Einseitigkeiten, von deren Vermittelung es sich hier handelt, sind die Übertragung einer äußerlichen Form auf einen rohen Stoff, und das Waltenlassen des letztern ohne eine Form, die dies im wahren Sinne wäre. Die Vermittelung, welche Goethe hier eintreten läßt, besteht darin, daß dem Stoffe selbst die Form entlockt werde. Hierdurch wird man über gewisse Widersprüche, in welche sich Goethe zu verwickeln scheint, aufgeklärt. Auf der einen Seite ist ihm oft die Form in der Kunst das Höchste, das er besonders in seiner eigenen dichterischen Kunstübung unablässig anstrebt — und wie sollte er nicht, da sich die Kunst nur durch sie von der gemeinen Wirklichkeit zu unterscheiden vermag —; andererseits finden wir viele Stellen, in denen geradezu erklärt wird, es komme in der Kunst nicht auf die Form, sondern lediglich auf den Gegenstand an. So heißt es in einem Briefe an Meyer vom Jahre 1797: „Alles Glück des Kunstwerks beruht auf dem prägnanten Stoffe, den

es darzustellen unternimmt"; und es wird das Bewußtsein ausgesprochen, daß in „Hermann und Dorothea" ein solcher gefunden sei, der dieser Foderung im ungewöhnlichen Maße entspreche. Eine ausführliche Äußerung über denselben Punkt findet sich ungefähr aus derselben Zeit in einem Briefe an Schiller. Die Auflösung des Räthsels ist ganz einfach diese, daß eben nur ein bedeutender Gegenstand einer wahren Kunstform fähig sei, weil man unter einer solchen diejenige zu verstehen hat, welche die innern Beziehungen des Gegenstandes, dergleichen also vorhanden sein müssen, herauszustellen und mittels einer Abklärung, die das Unwesentliche vom Wesentlichen scheidet, in einem Brennpunkt zu sammeln weiß. Es gilt hier vom Gegenstande was Schiller vom Subject sagt, daß nur da eine vollendete Anmuth vorhanden sein könne, wo eine gesunde Kraft zu Grunde liege. Goethe ist in Folge dieser Anschauungsweise, so sehr er später auf das Ideal drang, doch nie ein Verächter naturalistischer oder besonders auf das Charakteristische gerichteter Kunsterscheinungen, wie etwa die niederländische Malerei, geworden, er hat sich zu allen Zeiten eine gewisse Vielseitigkeit des Geschmacks erhalten, indem er die Kunstwerke innerlich in gewisse Stufen ordnete: — es mochte ein Naturalismus gestattet sein, nur sollte es nicht bei einem solchen bleiben. Dieses darzustellen ist der Hauptzweck seiner Betrachtungen über Diderot's Versuch von der Malerei, in welchem ein energischer und geistreicher Naturalismus gepredigt wird. Ja Goethe findet sich häufig, und Dies ist namentlich in Bezug auf Diderot's Werke der Fall, gerade zu dem Naturalistischen und Charakteristischen durch die Neigung hingezogen, mit welcher wir einen lebhaften Jüngling, der in seinen Extravaganzen etwas Bedeutendes zu leisten verspricht, im Umgange dem gereiften Manne vorziehen, der Dergleichen schon geleistet hat. Namentlich scheint hierauf das Interesse zu beruhen, das er an der altdeutschen Kunst genommen. In seiner Jugendepoche, wo er selbst vom Geiste jenes Naturalismus, den wir in der Literaturgeschichte mit dem Namen des Sturmes und Dranges bezeichnen, erfüllt war, verehrt er den Straßburger Münster über Alles, weil er charakteristisch sei; denn die charakteristische Kunst sei die einzig wahre (XXXIX, 349). So mag ihm die altdeutsche Kunst in spätern Jahren eben darum mehr in den Hintergrund getreten sein, weil er die Stimmung, mit welcher er sie damals angesehen und die er in sie selbst übertragen hatte, noch jetzt nicht von ihr zu trennen und sie somit als die nur charakteristische anzusehen wußte. Wie aber aus dem Natürlichen und Wirklichen die Kunstform erwächst, Dies wird in der angeführten Schrift über Diderot's Versuch auf das anschaulichste dargestellt. Es heißt dort:

> Die Kraft des Künstlers besteht im Anschauen, im Auffassen eines bedeutenden Ganzen, im Gewahrwerden der Theile, im Gefühl, daß eine Kenntniß, die durch das Studium erlangt wird, nöthig sei. — — Ein solcher Künstler, eine Nation, ein Jahrhundert solcher Künstler bilden durch Beispiel und Lehre, nachdem die Kunst sich lange empirisch fortgeholfen hat, endlich die Regeln der Kunst. Aus ihrem Geiste und ihrer Hand entstehen Proportionen, Formen, Gestalten, wozu ihnen die bildende Natur den Stoff darreichte; sie conveniren nicht über Dies oder Jenes, das Alles anders sein könnte, sie reden nicht miteinander ab, etwas Ungeschicktes für das Rechte gelten zu lassen, sondern sie bilden zuletzt die Regeln aus sich selbst nach Kunstgesetzen, die ebenso wahr in der Natur des bildenden Genius liegen als die große allgemeine Natur die organischen Gesetze ewig thätig bewahrt.

Und was hier von den Formen des organischen Körpers insbesondere gesagt ist, das gilt ganz allgemein von allen Daseinsformen, namentlich auch, was den Dichter zumeist angeht, vom psychologischen Ausdrucke; nur indem man das Besondere des Charakteristischen über sich selbst hinaussteigert, gleichsam aus ihm selbst herauslebt, kann man zu dem Allgemeinen der Schönheit gelangen. Meyer sagt in der „Geschichte der Kunst des 18. Jahrhunderts":

> Aus dem Bedeutenden hat, wie soeben dargethan worden (es war in der Geschichte verfolgt, was in der soeben angeführten Stelle mehr als Bildungsproceß des Individuums behandelt wird), das Schöne sich entwickelt; wer hingegen von der Schönheit ausgeht, wird, wie uns das Beispiel von Mengs und Canova lehrt, schwerlich je ein charakteristisches Ganzes erzielen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Zur Tagesliteratur.

(Beschluß aus Nr. 27[illegible].)

Unter diejenigen Glaubensgesellschaften, welche sich christ-, deutsch- oder neu-katholisch nennen, haben sich, geschichtlich bedeutend, auch solche gestellt, die in ihren Glaubensbekenntnissen Christus nicht als den Sohn Gottes bezeichnen. Gegen Angriffe deshalb vertheidigt sie die Schrift:

11. Was verstehen die biblischen Schriftsteller unter dem Ausdrucke: Sohn Gottes? Eine Zeitfrage, beantwortet von Behnsch. Leipzig, O. Wigand. 1846. Gr. 8. 3 Ngr.

Jesus sei für die Juden seiner Zeit einmal Gottes Sohn gewesen, weil er sich ihnen als der verheißene Messias, Christus, Herbeiführer und König des Himmelreichs darstellte; er sei es aber auch zweitens für sie und für uns in der höchsten Bedeutung gewesen, in welcher wir Alle Söhne und Kinder Gottes nach Jesu Vorbild werden sollen, durch innige geistige Vereinigung mit Gott und kindliches Vertrauen auf unsern himmlischen Vater. Was verstehen denn nun die biblischen Schriftsteller und der Verf. unter dem Ausdrucke himmlischer Vater? Das wäre auch eine Zeitfrage, die vom Standpunkte des Verf. beantwortet zu hören man begierig sein könnte. Nach diesem Standpunkte aber richten sich überhaupt viele Augen.

12. Ein Wort in der deutsch-katholischen Sache. Ein Conferenzvortrag von M. Köhler. Jena, Luden. 1846. 8. 5 Ngr.

sucht erstens die historische Nothwendigkeit derselben aus dem Widerspruche der modernen Gesammtbildung gegen die päpstliche Universalbevormundung darzuthun und ihr Glaubensbekenntniß als alle wesentliche christliche Wahrheit enthaltend zu rechtfertigen. Der Wille der Sache sei: eine allgemeine christliche Kirche. Zum Begriffe dieser in Bezug auf die Lehre rechnet der Verf.: das Bekenntniß der Abhängigkeit von und der Gemeinschaft mit Christus als dem Heilande der Welt durch sein Wort und seinen Geist; sodann das Bekenntniß, daß die Schrift, deren Auslegung der christlich durchdrungenen und wissenschaftlich gebildeten Vernunft zusteht, das fortdauernd gültige und kräftige Zeugniß von Christo und der einzige Quell

der christlichen Wahrheit ist. Nun also: eine christlich durchdrungene und wissenschaftlich gebildete Vernunft! Es ist gewiß, daß die Vernunft eines Jeden nicht wissenschaftlich gebildet ist. Deshalb also wird mindestens eine so gebildete Geistlichkeit zur Lehre auch nothwendig sein. Aber da vorauszusehen ist, daß der Verf. unter Vernunft die durch Verstehen erkennende Kraft des Geistes sich vorgestellt hat, also diejenige, deren Begriff die Freiheit ist: wie ist damit die christliche Durchdrungenheit, ein bestimmt Verlangtes, zu vereinigen? Kann die Freiheit eine bindende Bedingung anerkennen? Es ist eben Dasselbe, was von den Kant'schen Postulaten gesagt ist: vorn werden sie herausgeworfen und durch die Hinterthür wieder hineingelassen. Man muß sich zu helfen wissen. Aber alle Hülfe ist palliativ, so lange nicht der Glaube als eine erkennende Kraft des Geistes, als ein vernünftiges Thun gleich dem Verstande gesetzt ist. Davon stammelt die deutschkatholische Sache in ihrer christlich durchdrungenen oder bewegten Vernunft.

13. Der projectirte Luther-Verein und die Deutsch-Katholiken. Von C. F. Müller. Jena, Luden. 1846. 8. 7½ Ngr.

weist die Unterstützung deutsch-katholischer Gemeinden aus den Fonds des Gustav-Adolf-Vereins wegen der nothwendigen Einigung der Protestanten zur Stärke ab, um nicht in Sekten sich aufzulösen, welche der Spielball des Zufalls, der Zeitverhältnisse würden. Ein Luther-Verein sei nicht blos für die Deutsch-Katholiken zu stiften, wie vorgeschlagen, sondern nach allen Seiten hin zur Unterstützung geistiger und religiöser Freiheit.

Schließlich erwähnen wir hier zweier mehr beachtenswerther Schriften:

14. Der Staat und die Deutsch-Katholiken. Eine staats- und kirchenrechtliche Betrachtung von Ämilius Ludwig Richter. Leipzig, B. Tauchnitz. 1846. Gr. 8. 7½ Ngr.

Eine Kirche zu errichten sei auch gegenwärtig noch nach der Verfassung des Bundes und der einzelnen Staaten in Deutschland an die Staatsgenehmigung gebunden; nur die Hausandacht sei die verheißene vollkommen freie Religionsübung. Aber die Beschränkung auf das Haus, auf den Familienkreis, wie das frühere Recht es wollte, sei jetzt nicht mehr möglich; man müsse die Gemeinschaft als auch im Wesen der Religion liegend zugestehen, und daraus ergebe sich dann ein Mittleres: die Privatübung oder Duldung, was der Staat zu bewilligen habe. Wenn also Das so sein muß und wenn eine Gemeinde und eine Geistlichkeit da ist, so kann auch eine für sich öffentliche Kirche da sein, ohne daß sie gerade auf dem offenen Markte einen Kirchthurm mit Glocken hat. Es ist vergleichsweise Das, daß die Mündlichkeit für den Angeschuldigten Öffentlichkeit ist. Der Glaube darf dann seine Erkenntniß offen aussprechen. Freilich will der Verf. die Staatsgefährlichkeit überwacht wissen; aber der christliche Glaube ist von Anfang an staatsgefährlich gewesen, was die Natur jedes Glaubens als Erkenntniß der Zukunft ist. Die damalige Staatsregierung erkannte es recht gut, aber alle Verfolgungen und Decrete haben den Staat vor dem Christenthum überhaupt nicht gerettet, sie werden auch nicht vermögend sein, den christlichen vor der Wahrheit des Christenthums zu schützen. Damit soll aber nicht gesagt sein, daß gerade die Deutsch-Katholiken diese Wahrheit wollen oder vermögend sein würden sie zu erreichen. Auch die Reformation wollte auf die staatsgefährliche Urzeit des Christenthums zurückgehen, der Bauernkrieg sie unterstützen, und heute ist sie dem Willen der Staatsregierung unterworfen. Luther knüpfte sie an die Fürsten, der Deutsch-Katholicismus knüpft seine an das deutsche Volk, und Eins von Beiden ist so wenig staatsgefährlich wie das Andere. Nur allein die Menschheit ist es, der Gegensatz von Staat und Kirche, Vergangenheit und Zukunft.

Die zweite zu erwähnende Schrift ist:

15. Die protestantische Geistlichkeit und die Deutsch-Katholiken. Eine Erwiderung auf die neueste Schrift von G. G. Gervinus von Daniel Schenkel. Zweite Auflage. Nebst einem Anhange über den Standpunkt des positiven Christenthums und seinen Gegensatz als Replik auf die Entgegnung von G. G. Gervinus im „Morgenboten". Zürich, Meyer und Zeller. 1846. Gr. 8. 22 Ngr.

Es ist die Abwehr des Vorwurfs der Lauheit der protestantischen Geistlichkeit gegen die Deutsch-Katholiken versucht worden und zu dem Ende auseinandergesetzt, wie das Dogma nicht in bloße sittliche Gesinnung, nicht in ein paar angepredigte dürftige Moralbegriffe zu verdünnen, wie Moral ohne Glauben Nichts sei. Wie Sonne und Lichtstrahl, wie Wurzel und Stamm, wie Feuerstein und Feuer, wie Gedanke und Wort hingen Glaube und Moral zusammen, und es könne in einem Glaubenssysteme gar keine Veränderung vorgenommen werden, ohne daß auch das Moralsystem sich verändere. Die Philosophie ferner sei frei und bewege sich so in ihren Kreisen; aber sie maße sich nicht länger an, die Theologie niederzuhalten, sie ihren Resultaten auch da zu unterwerfen, wo es sich nicht mehr um endlichen, sondern um ewigen Gedankeninhalt handele. Die Philosophie des 18. Jahrhunderts aber, auf der der Deutsch-Katholicismus richtig fuße, sei nur humoristisch, nicht Theologie gewesen. Es ist hier Dasselbe, was sonst auch als christliche Wissenschaft verlangt wird und wozu eben die erkennende Kraft des Glaubens, des Geistes in der Zukunft den Grund legt. Die Kirche ruhe auf dem Principe der Autorität; aber nicht auf dem menschlich-demokratischen der Gemeindeglieder, daß die Gemeinde, und zwar jede einzelne für sich, je nach der unter ihren Gliedern vorherrschenden Richtung, zu bestimmen habe, was gepredigt und nicht gepredigt, gethan und nicht gethan werden solle. Wo die Grundsätze der individuellen Mündigkeiten mit dem größten Pathos proclamirt würden, seien es gemeiniglich nur einige Wenige, welche die Andern am Schlepptau ihrer Autorität hielten, von deren Worten, ja gnädigen Blicken sie abhingen. Ein Toleranzprincip sei unmöglich und wesentlich nur ein fauler Friede der Laune. Es handele sich aber auch nicht um eine neue Kirche, sondern um eine nationale Reformation. Jene Einigung der religiösen Überzeugungen, jenes Ineinanderfließen aller Farben und Tinten, jenes allumschließende Toleranzsystem solle nur die Brücke zur nationalen Erhebung werden, zu einem Zusammenwachsen Deutschlands. Aus allen diesen Gründen könne es der protestantischen Geistlichkeit nicht verargt werden, wenn sie sich von der neuen Sache entfernt halte. Diese Ansichten stimmen gewiß mit dem Urtheile eines großen Theils der protestantischen Geistlichkeit überein, und insofern scheint die Schrift von nicht geringer Bedeutung zu sein.

F. Marquard.

Notiz.

Wer hat recht?

Montesquieu behauptet bekanntlich in seinem „Esprit des lois", daß die Ehre das Princip der Monarchie wie Tugend die des Freistaats ist. Dagegen meinte der berüchtigte Herzog von Orleans, unter der Minderjährigkeit Ludwig's XV. Regent von Frankreich, der Höfe und Monarchie doch kennen mußte, indem er sein Urtheil über einen Edelmann seines Gefolges aussprach: „C'est un parfait courtisan; il n'a ni humeur ni honneur!" Noch unverschämter äußerte sich der bekannte Demagog Horne Tooke, welcher, als ihn König Georg III. fragte, ob er Karten spiele, antwortete: „I am so little acquainted therewith, as not to know a king from a knave!"

12.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 288. —— 15. October 1846.

Die neuesten Schriften über Goethe.

Erster Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 287.)

Es ist also das Ganze dahin zusammenzufassen, daß die Schönheit immer nur das Resultat und gleichsam die Blüte einer innern Wiedererschaffung des Gegenstandes sein könne. Eben darauf läuft es auch mit einem andern Gegensatze hinaus, in welchen Meyer die Goethe'sche Schönheitslehre zur Mengs'schen stellt. Er sagt in „Winckelmann und sein Jahrhundert" (S. 281):

Nicht die schönen Formen seien Hauptzweck der Kunst, sondern sie hätten sich nur aus dem Geiste derselben entwickelt, als nothwendiges Mittel zum Ausdruck schöner Gedanken.

Ich wüßte aber nicht, worin ein schöner Gedanke im Sinne der Kunst sonst bestehen sollte als darin, daß Einem in sinniger Anschauung klar wird, wie irgend ein Gegenstand, sei es ein sinnlich vorliegender oder eine in Worten gestellte Aufgabe, in sich selbst die Möglichkeit trage, wenn er von einer künstlerischen Einbildungskraft gleichsam warm bebrütet werde, sich zu einem schönen Kunstwerke zu entfalten; wobei denn eben in der Auffoderung zu solcher Bebrütung, die von ihm selbst ausgeht, sein „Bedeutendes" liegt, weshalb auch im künstlerischen Sinne kein Gegenstand an und für sich, sondern nur für Den, der Etwas aus ihm zu machen weiß, ein bedeutender ist. Und alles Dieses hat zwar Winckelmann gewiß nicht klar gedacht — denn alsdann hätte er es auch ausgesprochen, und so wäre der Mengs'schen Auffassung entweder vorgebeugt oder ihr doch von vornherein ein Gegengewicht gegeben —, aber in Widerspruch mit seinen Ansichten steht es nicht, ja es läßt sich vielmehr im Keime bei ihm selbst nachweisen. Denn im „Trattato preliminare" wird nicht nur (Cap. 4, §. 13 u. 28) von der „absoluten Schönheit der Formen, oder der linearischen" eine Schönheit im Ausdrucke und in der Handlung ausdrücklich unterschieden, sondern es heißt auch (§. 2):

Ich sagte, daß sie — die Griechen — nach der Schönheit in allen ihren Theilen strebten, aber ich wollte sagen, daß sie sich bemühten, in ihren Werken nicht nur die Jugend und die Blüte der Jahre, sondern auch jede Person und jedes Alter auszudrücken. Sie beobachteten z. B. bei allen Figuren dieselbe Regel, welche man beim Darstellen der Jahreszeiten berücksichtigen muß, von denen jede, sie mag unter dem Bilde einer jugendlichen oder einer betagten Person erscheinen, auf ihre Weise schön und anmuthig sein wird.

Und hierauf folgt die bereits angeführte Stelle von dem „mäßigenden Verfahren" der Alten; es wird hinzugesetzt, sie hätten dies ausgeübt vom Allgemeinen zum Besondern übergehend — wie die Natur vom Stamme des Baumes zu den Zweigen —, was denn doch gerade so viel heißt als: von innen heraus, und einer bloßen äußern Abdämpfung ganz entgegengesetzt ist.

Bei diesem Allen bleibt nun die Hauptfrage noch unbeantwortet, wie nämlich Goethe überhaupt dazu gekommen, seine Neigung von der charakteristischen Kunst auf diejenige, welche er als die der Schönheit betrachten zu dürfen glaubte, zu übertragen, oder, wie Dies gleich im Eingange ausgedrückt wurde, die Renaissance, welcher er in der Poesie so glücklich ein Ende gemacht, in der bildenden Kunst zu erneuern. Denn es läßt sich nicht einsehen, was für ein Grund in der charakteristischen Kunst liegen möge, sie zu verlassen; ist sie doch vollkommene Kunst in jeder Beziehung ebensowol wie die andere; sie hat ihre eigenen Formgesetze und ihre bestimmte Formvollendung, mögen dieselben auch andere sein, als in der Kunst der Schönheit und z. B. an der Stelle der Zeichnung die Lichtwirkung in Farbengebung und Beleuchtung den Vorrang behaupten. Auch gehen beide in der Geschichte parallel nebeneinander her, und es dürfte kein namhafter Künstler zu nennen sein, der von der einen zur andern übergesprungen wäre; es beruht aber die eine sowol als die andere auf einer eigenthümlichen geistigen Organisation und bestimmten natürlichen Talenten, in denen eine innere Sinnesänderung irgend einer Art eine durchgreifende Umwandlung nicht zuwegebringen kann.

Die Art und Weise selbst, in welcher Goethe Das auffaßt, zu welchem er übergegangen und zu dem er in Andern den Übergang vermitteln will, gibt hier den gewünschten Aufschluß.

Es soll der Gegenstand selbst in sich zur reinen Form herausgelebt werden. Was kann Dies heißen? Es läßt sich zeigen, daß es keinen Sinn gibt, wenn damit der jedesmalige einzelne Gegenstand, welcher im Kunstwerke behandelt sein mag, gemeint sein soll. Zunächst wird man auf den gemeinen, natürlichen Gegenstand verfallen,

der demselben zu Grunde liegen oder zu ihm Veranlassung gegeben haben mag. Allein es ist bei diesem Dreierlei zu bedenken, das ihn in diesem Falle nicht in Betracht kommen läßt. Der Sinn der Behauptung würde sein, daß man sich in der Phantasie seines Wesens in der Art bemächtigte, oder, was Dasselbe ist, ihn sich der Phantasie so vollkommen bemächtigen ließe, daß er in ihr auf ähnliche Weise waltete, wie Dies in der Natur im Gegenstande selbst der Fall ist. Nun fragt es sich zuerst, wie soll Dies möglich sein? Wie wird eine blos ideelle Existenz, wie doch die in der Phantasie sein würde, denselben Gesetzen folgen können wie eine reelle? Und kann denn überhaupt das Wesen der Dinge anders begriffen werden als im Gedanken? Aber auch angenommen, es wäre Dies möglich, so entsteht das zweite Bedenken: wodurch denn nun dieses sich selbst entfaltende Wesen des Gegenstandes bestimmt werden solle, sich gerade an dem Punkte, wo das bestimmte Maß eintritt, in welchem die Schönheit besteht, Halt zu gebieten? Und endlich muß man der ganzen Behauptung entgegensetzen, daß ein Gegenstand der Wirklichkeit überall gar keine andere Form aus sich selbst entwickeln könne als er eben entwickelt hat. Die Wirklichkeit ist nur von einem ganz beschränkten Gesichtspunkte aus angesehen unvollkommen; an und für sich ist sie Alles was sie sein kann, und folglich auch Alles was sie sein soll. Es mußte also der künstlerische Gegenstand gemeint sein, dessen Wesen soeben angedeutet worden, denn er ist derselbe mit dem künstlerischen Gedanken. Und wenn Goethe nicht ausdrücklich sagt, daß er diesen Gegenstand meint, so darf man vielleicht behaupten, daß er, insofern er selbst Künstler war und also gewohnt, die Dinge mit künstlerischem Auge zu betrachten, den Unterschied beider sich nicht ganz klar machte und vom natürlichen zu sprechen glaubte, wo er vom künstlerischen redete; wie denn in seinen wissenschaftlichen Schriften das sichtbare Streben, die Sache auf künstlerische Weise zu behandeln, mancherlei Unzuträglichkeiten zur Folge gehabt hat. Indessen ist uns auch so noch nicht geholfen; denn der künstlerische Gegenstand ist jener Herausbildung zur Geformtheit weder fähig noch bedürftig, weil er gleich von vornherein Form und Nichts als Form ist. Er mag in der Ausführung weiter ausgebildet werden, aber an und für sich bleibt er dabei ganz Das, als was er ursprünglich concipirt worden. Es bleibt also nichts Anderes übrig, als daß, was zu einer Geformtheit herausgelebt werden soll, die Gegenständlichkeit überhaupt sei, d. h., die Art und Weise, wie ursprünglich concipirt wird; es handelt sich davon, daß das ganze Kunstvermögen sich zu höherer Reinheit steigere. Dies aber hat mit dem Gegenstande selbst in beiden Bedeutungen des Wortes Nichts zu thun, es ist eine Entwickelung, die einzig und allein in das Subject des Künstlers fällt, und insofern allerdings ein Erleben genannt zu werden verdient, und die man gemeinfaßlich als eine Erhebung zu einem reinen Geschmacke bezeichnen mag, sobald man nur sicher ist, daß unter dem letzten Ausdrucke nicht blos eine passive ästhetische Empfänglichkeit, sondern auch ein Gesetz der ästhetischen Production verstanden wird.

In der That liegt der Grund jenes bei Goethe bemerkten Überganges zu einem andern Geschmack in den bildenden Künsten ganz außerhalb dieser letztern in seinem allgemeinen ästhetischen Bildungsgange.

Winckelmann hatte seinen Kunstbegriff in Italien gefunden. Hier gelang es auch Goethe erst, denselben vollkommen zu verstehen und sich ganz mit ihm zu durchdringen. Aber Dies geschah nicht zunächst in dem Sinne, in welchem er aufgestellt war. Winckelmann war, wie oben gesagt worden, durch ein Interesse des Wissens nach Italien geführt und hatte sich durch jenen Begriff, insofern er eine Erkenntniß enthält, befriedigt gefühlt. Dagegen trieb Goethe ein ganz anderes Bedürfniß dahin: Goethe hat eigentlich niemals etwas Anderes gesucht als sich selbst, und auch niemals etwas Anderes gefunden, gerade so, wie er Dies in seinem „Wilhelm Meister" darstellt; es war die Nothwendigkeit einer geistigen Wiedergeburt, welche bei ihm jene Reise veranlaßte; er suchte in Italien, und es ward ihm zu Theil, sich zu einem neuen Menschen durchzuläutern und im höchsten Sinne zu sich selbst zu kommen. Natürlich mußte Dies vor Allem derjenigen Thätigkeit zugute kommen, welche den Mittelpunkt seines geistigen Lebens ausmachte. Als diese bezeichnete er selbst immer die Poesie; das Deutschschreiben nennt er in jenem venetianischen Epigramme die einzige Kunst, in welcher er es der Meisterschaft nahe gebracht, und anderwärts bezeichnet er die Dichtkunst geradezu als seine eigentliche Profession. Auch ist ja trotz seiner wissenschaftlichen Bemühungen nicht nur, sondern auch Verdienste der Ehrenname des Dichters seinem Namen am untrennbarsten beigesellt. Und so ist denn jene Erneuerung ganz vornehmlich auf sein dichterisches Vermögen zu beziehen; Goethe gewann den reinen Kunstbegriff zunächst nur, um ihn auf die Poesie anzuwenden. Es war ihm in Italien nicht um ein Studium der bildenden Kunst, um ihrer selbst willen zu thun: er erwähnt selbst, daß es ihm zu einem solchen an der nothwendigen gelehrten Vorbereitung gefehlt haben würde; er ging nur auf die Einwirkung aus, welche er sich von ihr versprechen zu können glaubte. Sie ward so vollkommen erreicht wie möglich. Während seine dichterische Production bis dahin nur unter dem Gesetze der Natur gestanden hatte, ist von jetzt an sein ganzes Bestreben darauf gerichtet, die Poesie zur Kunst zu erheben. Es würde hier der Ort nicht sein, Dies im Einzelnen auszuführen, auch gehört es ja in diesem Gebiete zu den bekanntesten Dingen; es mag hier daher nur zum Belege auf die Umarbeitung der „Iphigenia" verwiesen werden. Für Den, welcher der Sache weiter nachzuspüren gedenkt, stehe hier die Bemerkung, daß es besonders unwidersprechlich aus gewissen Verirrungen erhellt, zu denen er sich, wie man jetzt allgemein zugibt, in späterer Zeit hat hinreißen lassen, insofern sich nämlich für diese im Besondern nur auf diese Weise eine genügende Erklärung geben läßt.

Mag es sich nun mit diesem letztern Punkte verhal-

len wie es wolle, so wird Niemand in Abrede stellen, daß Goethe in diesem Sinne durchaus als der Schöpfer der deutschen Dichtung betrachtet werden muß. Es braucht, um Dies über jeden Zweifel zu erheben, nur darauf hingewiesen zu werden, daß, was Schiller in dieser Beziehung in Form und Praxis geleistet, wenn auch an sich ganz anderer Art, sich durchaus an der Anschauung von Goethe's Werken und selbst von Goethe's Persönlichkeit hinaufgerankt hat.

(Der Beschluß folgt.)

Schwedische Literatur.

Svenska Siare och Skalder eller Grunddragen af svenska Vitterhetens häfder, tecknade af *P. D. A. Atterbom*. Zweiter Theil. Upsala 1843.

Der berühmte Verf. dieses Werkes, Professor der Philosophie und Ästhetik an der Universität zu Upsala und einer der ausgezeichnetsten Dichter Schwedens, gab schon 1841 den ersten Theil dieses Werkes heraus, handelte aber darin blos von Swedenborg's Theosophie aus dem ästhetischen Gesichtspunkte betrachtet und von Ehrensvärd's Kunstphilosophie.*) Nachher erweiterte Atterbom seinen Plan und beschloß, eine gedrängte, zusammenhängende und kritische Geschichte der schönen Literatur, namentlich der Poesie Schwedens von Stjernhjelm bis und mit der Zeit Gustav's III., zu schreiben, wovon der oben genannte zweite Theil eigentlich den ersten bildet.

Der jetzt kurz zu besprechende Theil umfaßt die Geschichte der schwedischen Poesie bis auf Olof v. Dalin, der noch zu erwartende wird das Werk bis und mit dem Zeitalter Gustav's III. fortführen. In der Einleitung gibt der Verf. eine kurze Übersicht der schwedischen Poesie von den ältesten Zeiten bis Stjernhjelm. Die Skalden der heidnischen Zeit besangen die Großthaten der Helden und Könige, deren Begleiter, Genossen und Freunde sie waren. Nach Einführung des Christenthums entstand und entwickelte sich eine Art Ritterpoesie oder das eigentlich sogenannte Volkslied. Diese Poesie war die erste der zu einer eigenen Sprache ausgebildeten schwedischen Mundart. Sie faßte auch in sich die erste Grundbedingung einer neuen und schönern Kunst: nämlich die Kraft der Wirklichkeit, der Wahrheit und des innerlichen Lebens. Dies war viel; denn es war ein guter Anfang. Um Mehr zu werden, dazu war die Hinzukunft anderer Bedingungen der Bildung nöthig. Die dichterische Anlage, welche immer in Schweden die herrschende und somit auch die am meisten entwickelte gewesen, ist die lyrische, aber mit großer Geneigtheit, auch zu unterweisen und zu erzählen, oder die Lyrik des Grundtons einen didaktischen und epischen Charakter annehmen zu lassen. In dieser Hinsicht hat das uralte Dichterwerk, welches an der Spitze der skandinavischen Poesie steht, Wala's Seher-Gesang, eine für Schwedens Literatur einzig verbildliche Stellung. Es ist nämlich von solchergestalt gemischter Art und von der höchsten; denn es hat Gott, die Zeit und die Ewigkeit zum Vorwurf. Dieses Gedicht, womit die Sämunds-Edda würdig beginnt, ist nach allen sowol innern als äußern Kennzeichen das älteste, welches in der uralten Sprache des skandinavischen Nordens aufbewahrt worden. Der Verf. sagt von demselben: „Überströmend von lyrischem Zauber, wenn auch oft in harten, öfter gebrochenen und mitunter verworrenen Tönen, besingt es von seinem Anfang bis zu seinem Ende des Himmels und der Erde Geheimniß; bei einem Saitenspiel, aus welchem nicht blos der Muse, sondern des ganzen Menschengeschlechts Beruf, Kampf, Leiden, Angst und Hoffnung klingen. Es theilt eine Poesie mit, welche innerhalb eines und desselben Rahmen lyrisch ist in ihrer Eingebung, episch in ihrer Form und didaktisch in ihrem Inhalt; oder in ihrer Seele ein reines Gefühlsgedicht, ein Sagengedicht in ihrer Gestalt, und ein Lehrgedicht sowol nach Zweck als Wirkung. Unschätzbar für alle wirkliche Kunde von der innersten Bedeutung unsers Nordens zeigt uns diese Urkunde somit die Quelle gespiegelt, aus deren Ursprungsader die sämmtlichen Verzweigungen hervorgequellen, in deren gewaltige Ströme die alten Gedichte sich zu ihrer gemeinsamen Fortsetzung theilen." — „Die allgemeinen Eigenschaften, welche die Form der altnordischen Dichtkunst auszeichnen, entsprechen aufs genaueste denen, welche ihr Wesen auszeichnen. Dies hatte seine Wurzel und Nahrung in einer mythischen Heldenlehre, deren kriegerischer Glaube das ganze Weltleben zugleich als ein tragisches und ein siegreiches Götterspiel ansah, wo es der Götter und der Menschen gemeinsame Pflicht war, des Lichts und der Finsterniß, des Lebensfeuers und des Todesfeuers, des Guten und des Bösen langen Zeitkampf ehrenvoll zu durchkämpfen. In treuer Übereinstimmung mit einer solchen Weltansicht standen auch die äußern Formeigenschaften der Dichtungsart, welche daraus hervorging."

Nur scheinbar versperrte später die in sich selbst zusammenstürzende Asenwelt die Fluten ihres Dichtungsquells; denn die mittelalterliche Volkspoesie ist eine Leitung aus derselben Quelle, als von neuem entspringend auf einer aus dem Verwüstungsmeer emporgestiegenen frühlingsgrünen Insel, wo der nordische Schönheitssinn Fuß fassen konnte. Dem Bedürfniß desselben kam eine Dichtungsart entgegen, die wiederum Seele war, und lauter Seele, bis zu dem Grade durch den Surturbrand geläutert, daß sie von ihrem Wesen blos das Allereinfachste, das Allermenschlichste beibehielt, oder gleichsam den bloßen Entwurf ihrer selbst vorzeigte. Das Schöne in diesem Entwurf kam nicht von einem Austausch des ehemaligen Lebensgefühls gegen ein anderes, sondern von ihrer neuen Temperatur oder ihrer durch das Christenthum zuwegegebrachten Umstimmung. Der Augenblick, da die Sprache anfängt ihre Mittel zu eigener Musik und selbständiger Ausdrucksgewalt zu bedenken, ist gleichzeitig und fällt mit dem zusammen, da der Dichter anfängt, sich nach seinem eigenen Innern mit Bewußtsein zu wenden und die Seelenstimmung, welche er darin findet, als zunächst die seinige zu behandeln. Erst jetzt beginnt es einzutreffen, daß er, indem er seine Seele in ein größeres oder kleineres Lied ergießt, dieses als seine Schöpfung (wenn auch von höhern Mächten eingegeben) betrachtet. Erst von jetzt an werden demnach die Dichtungen in buchstäblichem Sinn Poeme, d. h. gemachte Werke, Kunstwerke, ausgegangen in einem besondern und für immer bestimmten Geschick von einer besondern Person, welche ihr Hervorbringer ist und ihnen das Gepräge seiner Persönlichkeit aufgedrückt hat. Hierdurch kommt erst die innerste Bedingung aller vollständigen Schönheit zur Offenbarung, welche darin besteht, daß die offenbarende Kraft als völlig persönliche hervortritt, oder nicht blos überhaupt als die gewisser Zeitalter und Völker, sondern zugleich insbesondere als die gewisser Menschen und Volksmitglieder.

Man darf mithin nicht darüber klagen, daß in Schweden, wie anderswo, der unbewußte oder wenigstens kaum halbbewußte Schmuck, welcher des Mittelalters unschuldige Naturdichtung auszeichnet, endlich einem Streben weichen mußte, dessen Producte lange schlecht — und die längste Zeit nur schwach — Das was sie verdrängt hatten ersetzten. Wir dürfen nicht vergessen, daß dieses Streben auf Kunstdichtung oder auf eine schwedische Poesie als Kunst hinzielte. Hier mag blos erinnert werden, daß in dem ritterlichen Volksliede Skandinaviens sich nie etwas der Lyrik Entsprechendes entwickelte, das unter dem Namen des Troubadour- oder Minneliedes so weit berühmt geworden. Nicht die einzige, aber die Hauptursache war, daß das Kämpfenleben in Europas Norden nie dazu gelangte, sich unbedingt in das Ritterleben zu verwandeln. Denn zwar ist

---

*) Vergl. den Bericht über den ersten Theil des Atterbom'schen Werkes in Nr. 237 u. 238 d. Bl. f. 1843. D. Red.

Gustav II. Adolf des Protestantismus Gottfried von Bouillon, und allerdings können die edelsten seiner Gefährten sich in wahrer Ritterlichkeit mit der Ritterlichkeit Gottfried's messen; aber bei ihrem Auftreten war das Mittelalter bereits zurückgelegt, und damit hatten sich alle die Umstände verändert, welche einzig gerade einer solchen Lyrik günstig waren. Bekanntlich zeichnet sie sich durch einen nicht unbedeutenden Grad von Künstlerschaft aus, besonders in Behandlung des Rhythmus und des Reims. Im Gegensatz zu dieser spielenden Kunst und Künstelei zeigen die alten schwedischen Volkslieder die einfachste Gestalt von einer sonst in vielen Zügen gleichgearteten Dichtungsart; eine Gestalt, welche doch zugleich in aller ihrer Einfachheit mit epischen, didaktischen, ja sogar humoristischen Bestandtheilen stark versetzt ist. So beschaffen hat sie, wiewol mehr und mehr zum Stillschweigen zurückgedrängt, es vermocht, sich fast bis zu der Jetztzeit fortzusetzen. Etwas dem sogenannten Meistergesang Entsprechendes, welcher in Deutschland dem Minneliede nachfolgte, bemerkt man dagegen in der Manier und dem Ton gewisser dichterischer Producte, welche gegen Ende des Mittelalters von den Gelehrten der Zeit ausgingen. Solche sind die als Sprachdenkmäler wichtigen Übersetzungen deutscher und französischer Rittergedichte, denen man den Namen „Lieder der Königin Euphemia" gegeben; solche sind die schwedischen Reimchroniken, wenngleich mehr der Geschichte als der Poesie zugehörig; und leicht könnten mehre von derselben Zeit aufgezählt werden theils erzählender, theils (religiös und politisch) moralisirender Art. Daß auch diese Manier die Reformation überlebte und bis zum Hervortreten Stjernhjelm's sowol Ausüber als Freunde hatte, wird z. B. durch Messenii dramatischen Versuch an den Tag gelegt, in welchem ein Widerhall von Hans Sachs bemerkbar ist, wiewol nicht zum Vortheil des schwedischen Nebenbuhlers.

Aber gerade diese und ähnliche Bemühungen, in ihrem Unvermögen eine höhere und kunstreichere Poesie als die des Volksliedes hervorzubringen, liefern den entscheidendsten Beweis, wie unmöglich Solches war vor einer nähern und allgemeinern Bekanntschaft mit den Sprachen und Literaturen der alten Griechen und Römer. Da nämlich — und blos da — gab es eine Poesie und Kunst, die in ihrer Art schon zur höchsten Vollendung ausgebildet war, und deren plastische Schönheit, hinsichtlich der Grundfoderungen aller schönen Form, ein Muster darbietet, gleich allgemein gültig für die Kunst der Dichter als der Maler und Bildhauer. Daher konnte auch nur der Umgang mit der antiken Literatur, in dem Maß seines Anwachsens zu einem vertraulichen und nationalen, die klarern Begriffe von Beschäftigungen mit der Kunst, den lebendigern Sinn für schönen Inhalt und Sprachausdruck allmälig wecken, welche endlich zum vollständigen Kunstbewußtsein erhoben werden sollten. Den ersten Anlaß und Anstoß zur allgemeinern Förderung dieses Umgangs gab in Schweden, wie in Deutschland, die Luther'sche Reformation, wiewol aus ganz andern Beweggründen als ästhetischen. Das Gesagte mag genügen zu erklären, wie man zu der Voraussetzung kam, womit man, bei dieser hellern Morgendämmerung des Zeitalters, auch in Schweden unbedingt annahm, daß allein die Griechen und Römer im Besitz der einzigen Muster schöner Literatur und Kunst waren, und daß man, bei der Annäherung an diese höchsten Vorbilder, sich zur möglichsten Gleichstimmigkeit mit den Männern bilden mußte, welche bei andern gleichzeitigen Völkern, nach derselben Voraussetzung, der schönen Literatur sich beflissen.

Stjernhjelm, Zeitgenosse Gustav's II. Adolf und Dessen Tochter Christina, ist als Vater der neuern schwedischen Poesie bis auf Dalin zu betrachten. Er war ein für seine Zeit in Sprachen und Wissenschaften gründlich unterrichteter Mann. Sein unablässiges Bestreben ging dahin, die Ausbildung der schwedischen Poesie auf einen selbständigen einheimischen Boden zu stellen. Mit Geist und Tiefblick richtete er hierbei sein Auge auf zwei Hauptsachen: einerseits auf seines Volkes und seiner Muttersprache eigenthümlichen Charakter, mit Aufsuchung von deren urersten Quellen und Benutzung von deren landschaftlichen Mundarten; andererseits auf die Seelenhoheit, Klarheit, Maßhaltung und einfache Gediegenheit, welche er in den alten griechischen und römischen Classikern so sehr liebte. Seine hohe Vorstellung von der schwedischen Muttersprache und sein Eifer für ihre Erhebung zu der Vortrefflichkeit, wozu er sie bestimmt glaubte, entsprechen einander. Am besten gelang es ihm indeß, in seinen in schwedischer Prosa abgefaßten wissenschaftlichen Abhandlungen die Reinheit der Sprache zu beobachten; vermuthlich weil er diese mit größerer Überlegung und Genauigkeit schrieb. Ihm schwebte das Ideal eines Schwedisch vor, worin die Ausdrucksweise kräftig, concis, gedankenreich, wohllautend und zugleich majestätisch und einfach wäre. Jetzt wollen wir Stjernhjelm als Dichter betrachten. Jeder Kenner von der damaligen Form und Beschaffenheit der französischen, holländischen und deutschen Belletristik entdeckt leicht, wie nahe seine eigene Dichtkunst sowol an Wesen als an Form damit zusammenhängt. Nichts ist begreiflicher als wie er dazu kam, dem moralisch-didaktischen Element sein vornehmstes Gedicht („Hercules") einzuräumen, und wie er dahin gebracht wurde, sowol die Alexandrinen als die Sonette in den schwedischen Versbau einzuführen — auf dem damaligen Standpunkte der Sprache ein riesenhaftes Unternehmen! Allein er besaß auch etwas ihm Eigenthümliches, Etwas, worin er mit ebenso viel Muth als Kraft von den neueuropäischen Vorbildern abwich, und Dies war eine weit mehr antike Art, den Geist der Poesie und die beabsichtigte Gestalt der einheimischen schönen Literatur zu fassen. Diese Art wurde bei ihm gerade in Folge ihrer größern wirklichen Antikheit ein keineswegs sklavisches Nachahmen der Alten. Im Gefühl hiervon wagte er auch, was keiner seiner Vorgänger bis dahin gewagt, zu Hexametern, ja überhaupt zu einer Menge antik-metrischen Formen eine Sprache zu biegen, deren Zungenband es kaum erlaubte, das Herstammeln eines erträglichen Reimverses zu erwarten. Die Versmacherei der Andern hatte gewöhnlich die rhetorische Manier der römischen Dichter im Auge; bei ihm allein trifft man eine Natur, welche mit der Seele grundschwedischer Einfachheit und Gesundheit einen Blick, einen Zug, einen Ton altgriechischer Anmuth und Schönheit verbindet. Wie seine Metrik so hat auch seine ganze poetische Diction etwas von der Antike erster griechischer Reinheit, und Dies ist merkbar überall, wo er nicht bald die moralisirende, bald die sprachexperimentirende Neigung sich zu weit hinreißen läßt. Daher ist er auch in seinem Lehrgedicht „Hercules", ohne die geringste Nachahmung, ein schwedischer Hercules. Selbst hielt er diesen für sein am besten gelungenes Werk. Seine Zeitgenossen, König Karl X. Gustav an der Spitze, bewunderten dieses Gedicht als unübertrefflich; und es hat seitdem seinen Ruf größtentheils beibehalten. Stjernhjelm's sämmtliche Gedichte, aus denen Atterbom uns eine schöne Blumenlese in seinem Werke mittheilt, erschienen noch bei seiner Lebenszeit (1668) in Druck und erlebten nachher mehre Auflagen. Er hatte sich in fast allen Dichtungsarten versucht und fast immer mit Glück und Erfolg. Die äußern Lebensverhältnisse dieses berühmten Gelehrten und Dichters waren günstig und seine Verdienste wurden anerkannt. Er bekleidete mehre bedeutende Ämter nacheinander und wurde auch in den Adelstand erhoben. Erst in seinem vierzigsten Jahre trat Stjernhjelm, nachdem er sich vorher durch viele wissenschaftliche Schriften, sowie auch durch praktische Thätigkeit im Staatsdienste ausgezeichnet hatte, als Dichter auf. Durch viele Geschäfte überhäuft mußte er manche angefangene schriftstellerische Arbeit unvollendet lassen. Doch hat er für seinen Ruhm genug gethan.

(Der Beschluß folgt.)

Verantwortlicher Herausgeber: **Heinrich Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 289. —— 16. October 1846.

Die neuesten Schriften über Goethe.

Erster Artikel.

(Beschluß aus Nr. 288.)

Erst später, bei abnehmender Productionskraft und da ihm die ganze italienische Reise und was auf derselben auf ihn eine Wirkung ausgeübt hatte, nach und nach mehr objectiv wurde, fing Goethe an darauf zu sinnen, wie sich Dasselbe, was er in der deutschen Dichtkunst geleistet, durch Rath und That im Gebiete der bildenden Kunst möge herbeiführen lassen. Allein Dieses konnte der Natur dieses Gebiets nach nicht zum Vortheil desselben ausschlagen.

In der Poesie hatte Goethe es bei seinen Zeitgenossen mit einem mannichfaltig modificirten mehr oder weniger rohen Naturalismus zu thun. Den Deutschen hatte bis dahin die Aufgabe obgelegen, sich nur vorerst von fremdländischen und willkürlichen Kunstformen loszumachen und sich ihrer eigenen Natur zu versichern, und dabei hatte sich nach und nach eine Abneigung gegen alle Kunstform geltend gemacht, welche in der Sturm- und Drangperiode, welche in Goethe's Jugend fiel, ihren Gipfel erreichte. Diesen Tendenzen gegenüber mußte es Goethe nun darauf ankommen, nur überhaupt wieder ein Kunstbewußtsein zu erwecken und ein Bedürfniß einer wahrhaft nationalen und modernen Kunstform in der Poesie hervorzurufen.

Ein ganz Anderes war das Verhältniß in der bildenden Kunst. Hier hatte sich der moderne Geist seit lange eine angemessene Form gegeben, und diese hatte sich, wenn auch vielleicht in mancher Entstellung, immer erhalten; es wäre nur erfoderlich gewesen, daß man sie wieder zu ihrer ursprünglichen Reinheit zurückgeführt hätte. Es mußte also das Streben, eine solche überhaupt erst zu erschaffen, in diesem Gebiete am unrechten Orte sein. Indem nun aber die Weimarischen Kunstfreunde doch nicht von demselben ablassen wollten, konnte es nicht ausbleiben, daß es zu dem ganz gemeinen Misgriff ausschlug, daß man in dieser bereits vorhandenen Kunst eben nur die Formen einer fremden geltend machen wollte.

Mit noch größerer Bestimmtheit ergibt sich dies Resultat aus folgender Betrachtung: Wenn Goethe die Sculptur des Alterthums als Muster für alle Kunstübung ansah, so war Dies nur im allgemeinsten Sinne zu nehmen. Er betrachtete sie als die vollkommenste Kunst einzig und allein insofern, als sie im höchsten Grade Kunst sei; es war an und für sich nur das Princip aller Kunst überhaupt, das reine Kunstbewußtsein, der lebendige Sinn für Formvollendung, was er sich aus ihr entnommen hatte; die bestimmten Gesetze, welche sie als einzelne Kunst eines besondern Zeitraums befolgt, auf andere Sphären zu übertragen war nicht seine Absicht.

Dieses nun in der Poesie geltend zu machen konnte keinerlei Bedenken unterworfen sein. Denn hier war es nicht zu befürchten, daß sich besondere Bestimmungen fremdartiger Natur hätten eindrängen sollen. Gegen einen directen Einfluß der antiken Poesie auf die moderne war man damals durch die noch ganz neuerliche Emancipation von der französischen Poesie gesichert; auch besaß Goethe keineswegs von der griechischen Dichtkunst, wenn man etwa den Homer ausnimmt, ein so eindringliches Kunstverständniß wie von der Sculptur; jenes war, wie schon erwähnt, einer jüngern Generation vorbehalten. Jedenfalls waren die Gegenstände der modernen Poesie so durchaus andere, daß eine andere Behandlung ganz von selbst nothwendig wurde. Und von einer Übertragung der Formen der Sculptur selbst auf die Dichtung kann natürlich nicht die Rede sein; was sollte man sich bei einer solchen überhaupt zu denken haben?

Aber in der bildenden Kunst verhält es sich damit ganz anders. In dieser ist der Gegenstand, wenigstens nach einer Seite hin, derselbe wie in der antiken Sculptur, nämlich der menschliche Körper, und wenn es demnach geboten scheint, falls man überhaupt auf Schönheit ausgeht, diesen nach den bestimmten Gesetzen der letztern zu behandeln, so knüpft sich daran leicht die fernere Consequenz, daß, gleichwie Manches am Körper nach diesen Gesetzen betrachtet als unwesentliche Zuthat erscheint, so auch was neben ihm in der modernen Kunst vorkommt, mehr oder weniger als solche betrachtet werden dürfe. Sodann ist Dieses gerade das Gebiet, welchem das Princip der reinen Kunstform überhaupt entnommen war und in welchem sich dieses zu einem vollständigen und in jeder Beziehung vollkommenen System von Formen durchgebildet hat. Wie konnte es nun ausbleiben, daß hier nun nicht nur jenes Princip, sondern auch diese

Formen als das Unerlaßliche geltend gemacht wurden? Zwar sollte Dies immer so zu verstehen sein, daß die einzelnen Formen vom Princip aus aufgefaßt und gleichsam für jeden einzelnen Fall aufs neue aus demselben hergeleitet und sozusagen hergelebt würden; aber hier mußte es, wie bei jedem Bestreben, dessen Resultat im voraus feststeht, bald dahin kommen, daß man die Rechnung unterließ und sich damit begnügte, mit dem Facit zu operiren. Und so kommt es, daß von den Weimarischen Kunstfreunden doch zuletzt wieder die bloße äußere Form, die Zeichnung, geltend gemacht wird, ganz in dem Sinne, welches von ihnen an Mengs getadelt worden war; womit sich denn die von Goethe gerühmte Mengs'sche Schülerschaft Meyer's und zugleich der Renaissance-Charakter des ganzen Standpunktes auf das deutlichste zu erkennen gibt. Dies läßt sich mit einem Beispiele belegen, welches so schlagend ist, wie man es sich in einem solchen Falle nur immer wünschen mag; es zeigt sich in ihm der Kunstgeist des 18. Jahrhunderts zu einer letzten Consequenz durchgeführt, von welcher sich selbst seine Koryphäen nicht hatten träumen lassen. Bekanntlich hat auch Lessing demselben gehuldigt, indem er, in ähnlicher Weise wie Winckelmann, die Schönheit für das höchste Erforderniß der Kunst und das Ideal für ihr letztes Ziel erklärte. In diesem Sinne spricht er eine entschiedene Abneigung gegen die Landschaft aus, weil in dieser kein Ideal möglich sei. Nun können aber wir Modernen doch einmal nicht umhin, an der Landschaft Gefallen zu finden, und am wenigsten verschmähte Goethe dieselbe, Dessen eigene künstlerische Versuche sich großentheils in diesem Fache bewegt haben mögen. Da stellt nun Meyer in seiner „Geschichte der Kunst des 18. Jahrhunderts" (S. 380) die Behauptung auf: daß, da sich doch für landschaftliche Gegenstände ebenso gut wie für Architektur, menschliche oder andere Gestalt Verhältnisse ausfinden lassen müssen, nach welchen jeder Theil für sich oder in Bezug aufs Ganze am besten ins Auge fällt, „Ideale oder vollkommene Begriffe von der Form landschaftlicher Gegenstände nicht weniger möglich sein müssen als Ideale von Menschen, Thieren und dergleichen, deren die bildende Kunst bekanntlich geschaffen hat".*)

42.

Schwedische Literatur.

(Beschluß aus Nr. 28.)

Nachdem wir Stjernhjelm's große Verdienste um die schwedische Poesie in möglichster Kürze hervorgehoben, wollen wir nun einige Worte von Dessen vornehmsten Nachfolgern bis auf Dalin sprechen. Atterbom sagt S. 129 fg.:

„Von der Mehrzahl Derer, welche sich Stjernhjelm anschlossen, gilt allerdings, daß ihre Fortsetzung seines Werkes mehr die des Wollens als des Könnens war. Er gab ihnen sein Beispiel, konnte ihnen aber sein Genie nicht schenken." — „Blos in einer einzigen Richtung erhob man sich zu einem noch kühnern und schimmerreichern Fluge: dem des poetisch-antiquarischen Vaterlandseifers. Schweden, plötzlich das Land des Protestantismus und die Hauptmacht im Norden Europas, wurde von dem Gefühl durchdrungen, das ehemalige neubelebte Reich der Gothen zu sein; und aus diesem Gefühl entwickelte sich eine Auffoderung, daß es nun auch seinen Geisteskräften einen ebenso großen Ruhm wie der seiner Waffen bereiten, oder auch in Sprache, Alterthumserinnerungen, Kunst, Wissenschaft einen Hauptplatz erobern müßte. Dazu glaubte man gehöre es, daß das Volk, welches alle andere in kriegerischen Großthaten übertraf, sie auch an historischem Alter übertreffen müsse; daß unsere schwedische Sprache die ursprünglichste von allen sei; daß unser Norden die älteste Heimat aller Cultur gewesen; daß der Erde berühmteste Nationen, ältere und neuere, sowol Abkömmlinge als Schüler unserer Vorfahren gewesen. Dieses sollte bewiesen werden — und wurde auf eine Weise bewiesen, daß manche Wahrheiten und richtige Meinungen mit einem feinen Nebel halb absichtlicher, halb unabsichtlicher Selbstverblendung vermischt wurden. Schon in Stjernhjelm's Brust glühte hinter allen seinen gelehrten und poetischen Unternehmungen die Rudbeck'sche Berauschung. Jetzt aber trat, einige Jahre nach Stjernhjelm's Verscheiden, Rudbeck selbst auf und überflog beiweitem Alles, was in solcher Hinsicht bis dahin versucht worden. Sein «Atland oder Manheim» (seine weltbekannte «Atlantica») ist ein Werk sowol ungeheurer Gelehrsamkeit als Erfindsamkeit. Betrachten wir es als einen archäologischen Roman, so lohnt es, auch aus einem poetischen Gesichtspunkte, reichlich dessen Lecture." Daß übrigens die schöne Literatur und Dichtkunst in der auf Stjernhjelm zunächst folgenden Zeit keinen höhern Schwung erreichte als es wirklich der Fall war, dem lagen, außer der Minderhaltigkeit der dichterischen Genies selbst, hauptsächlich zwei Ursachen zu Grunde: deren sichtbare Sorglosigkeit, sich bei fremden Mustern Raths zu erholen, und ein langdauernder Mangel an einer aufklärenden und züchtigenden Kritik. Doch fehlte es dabei keineswegs an Gelehrsamkeit und großer Belesenheit. Von der neueuropäischen schönen Literatur kannte man in Schweden vorzugsweise die deutsche und die italienische; die erstere gründlich, die letztere weit allgemeiner als je nachher. Auch fehlte eine genaue Bekanntschaft mit den griechischen und römischen Classikern nicht. Französische, englische und holländische Dichterwerke, selbst die besten, wurden nicht viel gelesen.

Doch machte die Dichtkunst in Schweden Fortschritte. Bei Einigen bemerkt man eine steigende lyrische Innerlichkeit und Erhebung des Gefühls, eine sorgfältigere Handhabung der Sprache und des Versbaus, eine Verannehmlichung beider durch eine mehr musikalische Behandlung: überhaupt einen größern Ansatz von Dem, was man nach der Zeit allgemein mit dem Worte Geschmack bezeichnete. Die ausgezeichnetsten hierher gehörenden Dichter sind Columbus und Lagerlöf, die bis in das Zeitalter Dalin's lebenden und wirkenden Grafen Gyllenborg, sowie — in gewisser Hinsicht — Spegel. Diese Gruppe könnte man eigentlich die Stjernhjelm'sche Schule nennen; sie liebt es vor Allem, ihre Poesie zum würdigen Dolmetscher einer frommen und weisen Lebensansicht zu machen. Bei Andern besteht das Fortschreiten in einer poetischen Freibeuterei, welche gleichwol in ihrem Schwindel und ihrer Vergeudung gemisbrauchter Kräfte von einer dichterischen Lebendigkeit, einer Beweglichkeit der Phantasie und einer spielenden Leichtigkeit der Form, zeugt, die bei den Reimern der vorhergehenden Zeiten nie gefunden wurde. Die Repräsentanten dieser Gattung sind Lucidor und Runius, welche sich dadurch zugleich in der gleichzeitigen Masse der Reimer verlieren und sich doch über dieselbe erheben. Im Gegensatz zu dieser ungemäßigten und erniedrigenden Versmacherei der schönen Literatur zu sittlichem Ansehen, gegründetem Anspruch und ernstlicher Achtung wieder zu verhelfen, war das Ziel der gelehrten Frau Brenner. Sie hatte zwar selbst weniger poetischen Geist als die Vorhergenannten, aber sie förderte in der angegebenen Richtung durch ihre ehrenwerthe Persönlichkeit und Stellung

---

*) Der zweite und letzte Artikel folgt im nächsten Monate.
D. Red.

in der Gesellschaft, ihre Vereinigung weiblicher Tugenden mit männlichen Kenntnissen und durch die Verbindung beider mit der damals in Schweden ganz neuen Erscheinung einer poetischen Schriftstellerin. Bei Einigen hinwiederum sieht man diesen Gegensatz, welcher von der obenerwähnten liederlichen Haushaltung sowol mit wirklichen als scheinbaren Gaben hervorgerufen wurde, sich als ein Streben äußern, gegen die Flachheit der Gedanken, die Alltäglichkeit der Sprache und des Verses, wovon die eben herrschende Versmacherei das Gepräge trug, einen strengern Begriff von der Hebung der Einbildungskraft und von einer derselben entsprechenden kunstreichern Form geltend zu machen. Dabei nahmen sie gewisse glänzende italienische Muster, nebst gewissen deutschen Geistesverwandten, welche schon dieselbe Wendung genommen, zum Vorbild. Hier ist Dahlstjerna der Chorführer. Durch dieses Streben wurde Vieles gewonnen und nicht blos in formeller Hinsicht. Aber dessen misgeleiteter Eifer, Alltäglichkeit, Mattigkeit und Niedrigkeit zu vermeiden, schlug über, wiewol auf eine keineswegs geistlose Weise, in den entgegengesetzten Fehler der Unnatur und Künstelei. Durch diese Extreme gewarnt, traten gegen Ende dieses Zeitraums ein paar idyllische Sängerinnen auf, die sich der zuerst genannten Gruppe am nächsten anschlossen. Diese, bei denen man sowol die Anlagen als den Gebrauch, welchen sie von ihnen machten, sehr hochschätzen muß, sind Frese und Frau Nordenflycht. Letztere steht sogar, neben Dalin, an der Spitze der Zeit, die von ihm gerechnet wird.

Samuel Columbus, Dalekarl wie Stjernhjelm, aber von einer weichern Gemüthsart, war des Letztern unmittelbarer und persönlicher Schüler. Von dem alten Meister mit Liebe umfaßt, wurde er durch ihn in dem Antiquitätscollegium als Kanzlist angestellt. Er war ein liebenswürdiger junger Mann, von dem Stjernhjelm Viel hoffte. Er starb aber schon in seinem 37. Jahre, kurz nach seiner Rückkehr von einer mehrjährigen ausländischen Reise, die er als Führer von zwei jungen Edelleuten, Renstjerna, gemacht hatte. Der Eine derselben gab später Columbus' Schriften heraus. Von seinen Zeitgenossen wird er als ein Mann von ausgezeichneter Tugend, Bescheidenheit und heiterer Geselligkeit, aber von schwachem Körperbau beschrieben. Er war, scheint es, mit größerer Liebe auch zur Poesie als poetischer Schöpferkraft begabt. Eine steigende Vervollkommnung in Sprache und Versbau ist in seinen Gedichten, aus denen Atterbom einige schöne Proben mittheilt, unverkennbar; aber zugleich eine sowol durch milden Ernst als sanfte Heiterkeit anziehende Gemüthsstimmung. Nicht stark in Erfindung, ist er in der Ausführung liebenswürdig durch eine natürliche, oft sinnreiche, immer edle Anmuth. Gleichzeitig mit Columbus, aber ihn überlebend, sang Lagerlöf in derselben Richtung, mit gleicher Sorgfalt und naheverwandter Stimme. Als schwedischer Dichter kann er als eine Fortsetzung von Columbus angesehen werden; doch scheint er seine poetischen Producte noch fleißiger gefeilt zu haben als Jener. Nur eine geringe Anzahl seiner Gedichte sind durch den Druck allgemeiner zugänglich gemacht worden. Nebst der großen Sorgfältigkeit der Sprache und des Verses sind sie durch Natürlichkeit, Anmuth und Lieblichkeit ausgezeichnet.

Von Lagerlöf, der Professor der Poesie in Upsala war, wurden die beiden poetischen Grafen, die Brüder Olof und Karl Gyllenborg, gebildet. Eine dichterische Natur vererbte sich in ihrer Familie. Ihr Großvater, der Apotheker Simon Wolimhaus in Upsala, hatte wenigstens insoweit eine solche gehabt, daß er ein eifriger Kabbalist gewesen war. Die Mischung von poetischen und finanziellen Neigungen vererbte sich vom Alten auf seine Söhne, welche Beide geadelt und hochgestellte Männer wurden: der königliche Rath Graf Jakob Gyllenborg und der Reichsrath Graf Lejonstedt. Beide dieser Brüder verfaßten in ihrer Jugend, Stjernhjelm folgend, verschiedene hexametrische Gelegenheitsgedichte. Olof und Karl Gyllenborg waren Söhne des Erstern. Fünf Mitglieder dieser Familie haben sich als Dichter ausgezeichnet. Der letzte und berühmteste, Gustav Fredrick — der Sänger von der Seelenstärke, den Jahreszeiten, Karl's X. Zug über das Baltische Meer — war Olof's und Karl's Brudersohn. Von den letztgenannten Brüdern kommen Gedichte vor in Carlson's und Sahlstedt's Sammlungen. Carlson hat deren fünf aufgenommen: vier von dem Ältern und eins von dem Jüngern; alle über und an Karl XII.; alle die Denkweise der edelsten Schweden jener Zeit, der karolinischen oder „königischen" darthuend; alle sich auszeichnend sowol durch eine unverkennbare Dichteranlage als durch eine glühende Liebe zu König und Vaterland. Viele haben schon Strophen angeführt aus Karl Gyllenborg's „Lied über den Sieg bei Narwa", ebenso wie aus Olof Gyllenberg's „Neujahrswunsch" (1718). Dagegen hat man seine drei Freudenlieder über des Königs Heimkehr aus der Türkei mit Stillschweigen übergangen, von denen Atterbom das letzte, welches sehr schön ist, mittheilt. Im Allgemeinen kann von diesen Brüdern gesagt werden, daß Lagerlöf's poetische Leistungen bei ihnen in einer männlichern Gestalt wieder aufleben. Beamten- und staatsmännische Pflichten führten sie von der Dichterbahn ab oder brachten sie dahin, dieselbe als poetische Dilettanten zu beschließen. Beide erlebten das Zeitalter Dalin's. Karl Gyllenborg gab sich im letzten Theil seines Lebens viel Mühe, ein schwedisches Theater zu schaffen.

Ein weit größerer Dichterruhm umgab unterdessen einen Namen, der auch in den Jahrbüchern der schwedischen Kirche unvertilgbar ist: der als Psalmist den Gottesdienst noch verschönernde Spegel.*) Nach Stjernhjelm war er unter den schönen Geistern des Jahrhunderts der grundgelehrteste und auch in aller poetischen Literatur der vielbelesenste. Sein Platz als Sänger des Parnassus entspricht jedoch beiweitem dem nicht, welchen er unter den Sängern Sions für immer inne hat.

Zwischen den beiden Dichtern Lucidor und Runius, von denen der Erstere ein Zeitgenosse des Columbus und der Letztere Spegel's war, ist allerdings ein Unterschied im Maße der Dichtergaben, aber eine große Verwandtschaft in ihrer Art und Weise dieselben anzuwenden. Atterbom sagt von ihnen: „Sie sind einander insoweit ähnlich, daß sie Anlagen verrathen zu etwas Besserm und Höherm als sie wurden; daß sie für den Augenblick lebten mit uneingeschränkter Leichtsinnigkeit, am liebsten mit dem Glas in der Hand und der Kanne auf dem Tisch —, täglich, stündlich Reimwaare, Versereihen, kurze oder lange, bestellte oder unbestellte Gedichte, wie Hände voll aus nicht leer zu machenden Säcken um sich streuend; daß sie dabei auf fremden Sprachen, alten und neuen, mit gleich eiliger Fahrt verfuhren; daß sie sich wenig darum bekümmerten, was sie schrieben, am allerwenigsten wie sie schrieben, weil der Stunde Lust — oder der Stunde Bezahlung — das Ziel war, hinter welchem sie sich selten ein anderes dachten; daß sie eine Art cynischer Philosophen waren, welche mitten im gesellschaftlichen Leben einen unbeschwerten Naturzustand beibehielten; daß sie in einigen ihrer Gedichte, wenn nicht Bellman'sche, doch Bellman's-geartete Töne angeschlagen; daß sie in der Blüte ihrer Jahre starben, nachdem sie durch Opfer an der Christen Gott ihre häufigen Opfer an Bacchus und Venus abzubüßen gesucht; endlich, daß sie, obgleich solchergestalt einen andern Weg gehend, welcher nicht der beste war, doch eher zu der Stjernhjelm'schen Schule als zu einer andern gezählt werden können. — Vergleicht man die fraglichen Männer unter sich, so ist ohne Zweifel Lucidor in dem Grade überlegen an Genialität und Energie, sowol schriftstellerisch als persönlich, sowol in Hinsicht auf schöngeistige als nichtschöngeistige Ausschweifungen, sowie endlich in Hinsicht auf Reue und Gewissensqual, daß Runius uns dagegen, in Allem zusammen, als ein matter bescheidener Nachklang vorkommt."

Gleichzeitig mit Runius und auch von ihm besungen war

*) Dieser gelehrte Geistliche wurde erst Bischof in Skara, dann in Linköping und zuletzt Erzbischof von Schweden.

die gelehrte und schöngeistige Sophia Brenner. Sie schrieb ihre schwedischen Gedichte mit größerer Sorgfalt als Runius; dieselbe Sorgfalt zeigt sie auch in ihrer Art die fremden Sprachen zu behandeln; ja ihre Italienisch und Deutsch geschriebenen Gedichte nehmen sich sogar vortheilhafter als ihre schwedischen aus. Doch findet man in ihnen nur selten Spuren von Phantasie und poetischem Schwung. Was ihr besonders den Beifall und die Bewunderung ihrer Zeitgenossen verschaffte, war wol eigentlich ihr vielseitiges Sprachtalent in Verbindung mit ihrer achtungswerthen Persönlichkeit als Frau und Mutter, eine demzufolge nie gemisbrauchte Reimergabe, nebst der Eigenschaft, zu ihrer Zeit sowol die erste als die einzige schwedische Dichterin zu sein.

So allgemein wie zur Zeit Christina's, Karl Gustav's und Karl's XI. ist die italienische Sprache und schöne Literatur nie in Schweden gekannt und geliebt gewesen. Die eigentliche Anregung zu dieser Liebe gab die ebengenannte Königin, deren Hof Italienisch sprach und italienische Schauspiele aufführte. Aber unter Denen, welche um diese Zeit ihre und der Muttersprache Kräfte zu hesperischen Weisen und Tönen versuchten, nimmt Dahlstjerna den ersten Platz ein. Bei ihm war eine glühende Liebe zum Vaterlande, zu dessen karolinischer Größe und zu den Erinnerungen an die altgothische Vorzeit auf eine so eigenthümliche Art verbunden mit einer ebenso feurigen Hingebung an die üppige und klangvolle Poesie des südlichen Europas, daß seine Dichterwerke, mit wenig Ausnahmen, nicht allein ausschließlich den Stempel bald der einen, bald der andern Leidenschaft, sondern auch, in beiden Fällen, mit einer gleich hochgesteigerten Übertreibung des Ausdrucks tragen. Wie Stjernhjelm den Hexameter in die schwedische Sprache eingeführt hatte, so führte Dahlstjerna durch sein Gedicht auf Karl's XI. Leichenbegängniß die Versform des romantischen Heldengedichts, die achtsylbige Stanze, in dieselbe ein. Wegen seiner Verdienste als Gelehrter, Staatsdiener und besonders als Dichter wurde er in den Adelstand erhoben. Sein Vater war ein ehrwürdiger Propst Namens Eurelius.

Frese war Dichter im wahren Sinn des Wortes; zwar nicht vom höchsten Rang, doch dem am nächsten. Unter den schwedischen Dichtern vor dem Zeitalter Gustav's III. findet sich — Stjernhjelm ausgenommen — kaum einer, mit dem er sich nicht messen kann; ja er kann sogar mit Stjernhjelm selbst den Vergleich aushalten. Denn zwar übertreffen ihn sowol Stjernhjelm als Dalin in dem Umfang und in der Mannichfaltigkeit der Tonarten; aber dagegen übertrifft er sowol sie als alle die Andern in der Innerlichkeit und reinen Schönheit seiner wenigern Töne. Durch alle seine geistlichen und weltlichen Gedichte geht eine gemeinsame Stimmung milder Klage, frommer Entsagung und Sehnsucht von der Erde, die er gleichwol mit der unschuldigen Wehmuth und der elegischen Frühlingsliebe eines Hölty liebte. Gegen Sprache und Vers begeht er selten einen Fehler. In dieser Achtsamkeit kommt er dem kurz nach seinem Tod auftretenden Dalin am nächsten und oft gleich. Schöne Proben seiner Muse theilt uns Atterbom mit.

Bei der Nachricht von Frese's Tode horchte mit Theilnahme ein einnehmendes zehnjähriges Mädchen. Dieses Mädchen war Hedwig Charlotta Nordenflycht, deren Vater im Kammercollegium zu Stockholm angestellt war. Fünf Jahre später nahm er seinen Abschied und zog mit seiner Familie auf ein ihm gehöriges Landgut. Hier brach die poetische Ader der Tochter hervor. Froh über ihre Freiheit, über die Ruhe des Landlebens und über den ungestörten Umgang mit den Schönheiten der Natur, konnten ihre Gefühle, ihre Gedanken dem Trieb um so weniger widerstehen, deren Eindrücke mit rhythmischer Entsprechung wiederzugeben. Es wurde auch der einzige Ausweg sich Luft zu verschaffen unter einer Gemüthsbeklommenheit, worein sie durch das früher begonnene Lesen einer Menge theologischer und mystischer, dann philosophischer Bücher gerathen war, weil sie in ihrer gewöhnlichen Lecture keine Nahrung mehr fand. Von einer Unruhe, einem Skepticism, einem grübelnden Verlangen, des Daseins Räthsel zu lösen und den wahren Zusammenhang aller Dinge zu erkennen, ergriffen, hatte sie keinen lebendigen Weisen zu befragen, und traf in ihren Büchern eine Weisheit, die verschiedene Orakelsprüche gab. Das älteste ihrer gedruckten Gedichte: „Das höchste Vergnügen den Schöpfer zu kennen und zu verehren", ist um diese Zeit und in dieser Gemüthsstimmung geschrieben; aber doch auch in unschuldiger Zuversicht auf sich näherndes Licht vom Vater des Lichts. Endlich fand sie einen tiefsinnigen und edeldenkenden Freund in dem Mechanikus Tideman, der sowol in andern Wissenschaften als besonders in der Naturkunde und in der Philosophie wohl bewandert war. Er wurde ihr Mentor und zerstreute ihre Zweifel. Ihr Geist wurde heller, ihr Gemüth ruhiger. Ihre darauf verfaßten Gedichte liefern davon den Beweis. Ihre Dichtkunst nahm nun ihre eigenste Tonart, die idyllisch-erotische an, welche Creutz später weiter ausbildete. Frau Nordenflycht zeichnet sich in ihren Gedichten vorzüglich durch Innerlichkeit des Gefühls und Sentimentalität aus. Dadurch wieder, daß diese Sentimentalität selbst naiv ist, hat sie einen nicht geringen Antheil an dem für Schwedens spätere Poesie so eigenthümlichen erotischen Gesang, der, bald schmachtend, bald glühend, bald klagend, bald jubelnd, bald zu allgemein melodischer Weltbetrachtung besänftigt, immer eine dem skandinavischen Norden eigene Verschmelzung des Sentimentalen und Naiven ausgedrückt hat.

D. G. von Ekendahl.

Bibliographie.

Biese, F., Handbuch der Geschichte der deutschen National-Literatur für Gymnasien und höhere Bildungsanstalten. 1ster Theil. Berlin, Reimer. Gr. 8. 25 Ngr.

Blankensee, G. Graf v., An mein Vaterland. — Mistevoi, der Obotrit. Berlin, Adolf u. Comp. 8. 1 Thlr.

Bleek, F., Beiträge zur Einleitung und Auslegung der heiligen Schrift. 1stes Bändchen: Beiträge zur Evangelien-Kritik. Berlin, Reimer. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Bleibtreu, L. C., Politische Arithmetik. Anleitung zur Kenntniß und Übung aller im Staatswesen vorkommenden Berechnungen. Heidelberg, Winter. 1845. Gr. 8. 2 Thlr.

Boas, E., Schriften. 1ster — 3ter Band. Leipzig, B. Tauchnitz. 8. 3 Thlr.

Brunner, S., Die Welt ein Epos. Neue umgearbeitete Auflage. Regensburg, Manz. 8. $22\frac{1}{2}$ Ngr.

Charakterzüge, Memorabilien und historische Anekdoten von Kaiser Joseph II. und seiner Zeit. Herausgegeben von keinem Reichshistoriographen. Zwei Bände. Leipzig, Goedsche. 8. 2 Thlr.

Combe, G., Abhandlung über das Wesen des Menschen und sein Verhältniß zur Außenwelt, als Beitrag: die menschlichen Lebensverhältnisse besser und glücklicher zu machen. Aus dem Englischen von E. Hirschfeld. Zum Familien- und Schulgebrauch; sowie für Lehrer und reifere Schüler ausgezogen und bearbeitet von G. Hülle. Mannheim. Gr. 8. 6 Ngr.

Erinnerungen aus dem Jugendleben William Cowper's. Von ihm selbst verfaßt. Nebst einigen seiner Briefe und einer Skizze seines Lebens. Aus dem Englischen von P. Kind. Basel, Schneider. 12. 12 Ngr.

Das syrische Fest-Brevier oder Festkränze aus Libanons Gärten. Aus dem Syrischen. Von P. Pius Zingerle. Zwei Theile. Villingen, Förderer. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Grimm, W., Athis und Prophilias. Berlin. 4. 1 Thlr. 20 Ngr.

Hartig, A., Der Morgen. Ein Gedicht aus dem Leben und der Natur. Schwerin, Kürschner. 8. 6 Ngr.

Havránek, L., Ungar und Kroat. Lebensbilder der neuesten Zeit aus Ungarn, Kroatien und Galizien. 1tes Bändchen. Leipzig, Goedsche. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 290. —— 17. October 1846.

Goethe's und Schiller's elfjähriges Zusammenwirken.

Ein Croquis, großentheils aus ihren eigenen Worten construirt.

Der Umfang von Goethe's hohem Geiste läßt sich am besten mit der Unergründlichkeit von dessen Tiefe vergleichen. Während seiner langen, bis zu den letzten Augenblicken von Demselben durchleuchteten irdischen Laufbahn kam Das immer klarer zur Anschauung. Wennschon sich geraume Zeit vor seinem Hintritte einzelne vor Andern mit scharfem Blicke Begabte gedrungen gefühlt hatten, hierauf öffentlich hinzudeuten und namentlich die sogenannte romantische Schule dem vielleicht nur Homer und Shakspeare an geistiger Kraft zur Seite zu Stellenden diesen Ehrenplatz reclamirten, so machte späterhin sein Tod das Zuerkenntniß desselben immer allgemeiner. Der Neid und die Ohnmacht, welche dann um so eifriger dagegen ankämpften, erlitten eine Niederlage nach der andern und mußten sehen, wie der Glaube an diese poetische Trinität mit jedem Tage kräftigere Wurzel faßte. Die Druckbuchstaben eilten von allen Seiten herbei, seinen erhabenen Sieg für die Ewigkeit zu befestigen. Und lehnte sich auch eine geringe Minorität hiergegen ferner auf, so verzweifelte sie doch bald an einigem Erfolge. Desto wüthendere Angriffe geschahen sodann auf das Herz des der Erde Enthobenen. Auch sie aber wurden im Ganzen mit Nachdruck abgeschlagen, obschon seine Widersacher gewußt hatten, die herzlose Politik auf ihre Seite zu ziehen und sie mit einem lügenhaften Scheinherzen herauszuputzen.

Hierdurch ist nach und nach eine eigene Goethe-Literatur zu Stande gekommen. Wenn auch solche nun dergestalt angewachsen ist, daß den Meisten, selbst Denjenigen, die sich ihrem Studium mit Eifer und Innigkeit hingaben, sogar viele ihrer wichtigsten Einzelheiten nicht mehr vorschweben, so hat doch dadurch der Ruhm des Gefeierten eine unerschütterliche Grundlage erhalten. Bei aller Fülle dieser Literatur darf man sie gleichwol keineswegs für geschlossen annehmen, wie unter Anderm die vor kurzem ans Licht gekommenen, am Schlusse dieser Abhandlung erwähnten „Briefe von und an Goethe" und mehre erst nach ihnen erschienene Werke factisch beweisen. Der Unvergeßliche steht überdies zu einzig da, als daß nicht immer noch in unserm Gedächtnisse Dinge an ihm und um ihn auftauchen sollten, welche durch fernere Erörterungen ein neues Licht über das unerschöpfliche Geheimniß seines innern Lebens verbreiten könnten. Dahin gehört besonders sein Verhältniß zu dem großen Schiller. Beinahe alle bedeutendern Schriftsteller, deren Feder sich Goethe's Ruhme widmete, wie z. B. Riemer, Eckermann, Gutzkow u. A., haben die Genauigkeit dieses Verhältnisses bestätigt. Vorzüglich ist dieselbe durch den scharfsinnigen Gervinus so umständlich hervorgehoben worden, daß kaum der mindeste Zweifel daran übrig bleiben kann. Gleichwol gab es noch neuerdings Augenblicke, wo dem hiervon völlig überzeugten Verfasser dieser Zeilen einige Bedenken dagegen aufstiegen. Schon die Ungleichheit des Alters und der Stellung der beiden Dichter hatten sie angeregt. Dazu kamen die von Beiden bekannt gewordenen gegenseitigen Äußerungen nach ihrem ersten persönlichen Zusammentreffen miteinander, denen zufolge Schiller kein rechtes Vertrauen zu Goethe fassen konnte, und Goethe erklärt hatte, das Erscheinen des Schiller'schen „Don Carlos" sei nicht geeignet gewesen, ihn mit des Verfassers geistiger Eigenthümlichkeit mehr zu befreunden.

Bei meiner tiefen Verehrung für beide große Dichter würde es kaum begreiflich sein, daß ich den bereits vorlängst erschienenen „Briefwechsel zwischen Goethe und Schiller" noch nie zur Hand genommen hatte, wenn ich nicht hinzufügte, daß ich vor dergleichen gedruckten Briefen einen schwer zu bezwingenden Widerwillen hege. Einerseits unterliegen nämlich die für den Druck bestimmten Briefe vor letzterm oft einer ihre eigentliche Natur wo nicht ganz verlöschenden, doch sie ungebührlich verschönernden Redaction, andererseits ist vielleicht noch öfter diese Natur schon unter der Feder des Briefstellers selbst durch den Aufputz, mit dem Dieser sie ausstatten zu müssen glaubte, ihr verloren gegangen. Dazu füllte die Goethe-Schiller'sche Briefsammlung sechs ziemlich starke Bände aus, die einen nicht unbedeutenden, wie ich besorgte, meinen Zweck nicht fördernden Zeitaufwand nöthig machten. Endlich, nur erst am Schlusse vorigen Jahres, geräth mir in der dresdener öffentlichen Bibliothek ein Band davon zufällig in die Hände. Darin blätternd zieht mich der einfache, natürliche Ton der Briefe immer mehr an. Ein kenntnißreicher Literator, mit dem ich

mich über das Buch bespreche, erstaunt, daß ich solches noch nicht gelesen, und weiß mir die Nothwendigkeit dieser Lecture so einleuchtend zu machen, daß ich mich derselben sogleich unterziehe. Und was fand ich? Nicht einen Gedanken darin an irgend eine Verfälschung in allen sechs Bänden. Natur und Wahrheit sind das unverkennbare Gepräge jeder Zeile dieses höchst merkwürdigen Buches.

Obschon Gervinus, so viel ich mich erinnere, bei seiner Relation über den Gegenstand nichts dahin Gehöriges außer Acht gelassen hatte, so übte doch erst die Überzeugung durch die eigenen Augen, nebst der häufigen Wiederholung des lebendigen Ausdrucks der innigsten Zuneigung der beiden Correspondenten gegeneinander, eine solche Gewalt über mich aus, daß alle mögliche Zweifel an dem wechselseitigen Glücke Goethe's wie Schiller's durch ihren persönlichen Verein mir für immer verschwinden mußten.

Je öfter ich bereits im Gespräch über das Wesen des Verhältnisses zwischen ihnen bei Andern auf ähnliche Zweifel gestoßen bin, um so mehr hoffe ich durch eine wörtliche Vorlegung mehrer in ihrem Briefwechsel vorkommenden Stellen im Stande zu sein, sie von solchen Zweifeln ebenfalls zu befreien.

So schreibt Goethe am 28. Febr. 1798 aus Weimar nach Jena an Schiller:

Wie sehr freut es mich, daß wir Beide gewiß fest aneinander halten werden!

und schließt am 6. März 1799 einen Brief mit folgenden Worten:

Grüßen Sie Ihre liebe Frau und fahren Sie fort, mir in guten und bösen Stunden durch die Kraft Ihres Geistes und Herzens beizustehen.

Ferner heißt es in einem seiner Briefe vom 15. März:

Kommen Sie ja auf die Feiertage. Das wird mir jetzt, nach dieser lastvollen Woche, eine rechte Erquickung sein.

Unterm 20. desselben Monats schreibt er:

Es ist mir diesmal ganz eigens wohl, daß ich mit Ihnen bald wieder auf die vorbeifließende Mühllache hinaussehen werde.

Die Fenster des Quartiers, welches Goethe während seines jedesmaligen kurzen Aufenthalts in Jena zu bewohnen pflegte, hatten nämlich die Aussicht auf diese Lache.

Nachdem Schiller in einem Briefe über die plötzlich eingetretene schwere Krankheit seiner Gemahlin in Klagen ausgebrochen war, schrieb ihm Goethe am 26. Oct. 1799:

Ihr Brief, werthester Freund, hat mich auf das unangenehmste überrascht. Unsere Zustände sind so innig verwebt, daß ich Das, was Ihnen begegnet, an mir selbst fühle. Möge das Übel sich bald ins Bessere wenden und wir wollen die unvermeidlichen Folgen zu übertragen suchen.

Ein Brief Goethe's vom 1. Jan. 1800 spricht sich also aus:

Ich war im Stillen herzlich erfreut, gestern Abend mit Ihnen das Jahr und da wir einmal Neunundneunziger sind, auch das Jahrhundert zu schließen. Lassen Sie den Anfang wie das Ende sein, und das Künftige wie das Vergangene.

Von Lauchstädt, wo eben die weimarische Schauspielergesellschaft Vorstellungen gab, schrieb Goethe den 28. Juni 1802 an Schiller nach Weimar, wohin dieser bekanntlich früher in Jena sich Aufhaltende seinen Wohnsitz inzwischen verlegt hatte:

Vermuthlich werde ich bald nach Weimar zurückziehen, denn ein sonderliches Heil ist für mich nicht in der äußern Welt zu suchen, wo man überall nur gestückelt antrifft, was man schon ganz besitzt u. s. w. Leben Sie recht wohl und gedenken Sie mein. Ich wünsche zu hören, daß Ihnen gelungen ist, Etwas zu arbeiten.

Nach Goethe's Heimkehr aus Lauchstädt enthält ein Schiller'sches Billet vom 26. Juli 1802 folgende Zeilen:

Herzlich heiße ich Sie willkommen und sehne mich, Ihr Antlitz wiederzusehen. Wenn es Ihnen recht ist, so komme ich zwischen Drei und Vier zu Ihnen.

Am 19. Febr. 1804 schrieb Goethe:

Eben war ich im Begriff nach Ihnen und Ihrer Arbeit zu fragen; denn Nichts von Ihnen zu hören und zu sehen wurde mir zuletzt doch allzu lästig.

Noch am 27. März 1805, mithin sehr kurze Zeit vor dem durch allgemeinen tiefen Schmerz in ganz Deutschland gefeierten Hintritt Schiller's, schloß Dieser einen Brief an seinen nächsten Geistesverwandten mit folgenden Worten:

Ich sehne mich nach einer Zeile von Ihnen.

Die aus diesen Stellen hervorquillende gleiche, gegenseitige Innigkeit des Gefühls während eines Zeitraums von elf Jahren ist, dünkt mich, zu groß, als daß bei den Lesern der Glaube an das zarteste und zugleich festeste Band zwischen ihnen irgendwie erschüttert werden könnte. Das Ganze der Briefe und Briefchen überhaupt gewährt bei der unbeschränkten Hingebung unserer beiden größten Dichter gegeneinander die sicherste Grundlage zur Würdigung ihrer geistigen Kraft und des heiligen Ernstes, diese auszubilden und durch wechselseitigen Rath und Beistand bis auf das Höchste zu steigern. Wahrhaft rührend ist der seit ihrer erfolgten Annäherung immer wachsende Wetteifer nicht nur zur Förderung der eigenen Ausbildung, sondern auch zur Förderung der Kunst und Poesie, und wie Jeder sich bestrebte, das im Schaffen begriffene Kunstwerk des Andern durch Rath und That zu unterstützen.

So trug unstreitig zur Ausschmückung von „Wallenstein's Lager" Goethe's heiterer Geist wesentlich bei. Trat Goethe doch mit dem von ihm dazu gefertigten „Soldatenliede" sogar zurück, weil ihm vermuthlich Schiller's allbekanntes „Reiterlied" an dessen Stelle in manchem Betracht angemessener erschien. Gewiß ist letzteres Dies auch hinsichtlich des Anstandes, der in jenem Soldatenliede weniger berücksichtigt worden, dessen mit dem reizendsten Humor ausgesprochene Leichtfertigkeit aber unstreitig Sinn und Wesen des damaligen wilden Soldatentreibens gründlicher und umfassender charakterisirt. Die gegenseitige Mittheilung ihrer poetischen Schöpfungen und wie Jeder von ihnen sich dem Urtheile des Andern dieserhalb gern bequemte, gewährt das größte Interesse. Man sieht in ihren Briefen die „Xenien", den „Wallenstein", „Hermann und Dorothea", „Wilhelm Tell" u. s. w. entstehen und wirken und wie beide hohe Meister einander zum geistigen Schaffen fortdauernd ermunterten.

So drückt sich unter Anderm Goethe am 3. März 1799 in einem Briefe folgendermaßen aus:

Grüßen Sie Ihre liebe Frau und sein Sie recht fleißig. Was mich betrifft, so sehe ich schon voraus, daß ich keine zufriedene Stunde haben werde, bis ich mich wieder in Ihrer Nähe befinde, um auf eine erwünschte Weise thätig sein zu können.

Man gelangt durch die im anspruchlosesten Négligé wohlthuender Vertraulichkeit erscheinenden Briefe in die geheimste Werkstätte ihrer schöpferischen Geister, die zuweilen über dem schönen Verhältnisse zueinander der persönlichen Eigenthümlichkeit dergestalt vergessen, um von mancher Dichtung nicht mehr zu wissen, welcher ihr Verfasser sei, er oder sein Freund. Daß bei vielen Xenien dieser Fall eingetreten, scheint ausgemacht.

Der Kunst zu Liebe bestrebten sich Beide, mit Aufopferung mancher Eigenthümlichkeit, ihre Werke zu vervollkommnen; wie man denn überhaupt ihre Gemeinschaft als einen fortdauernden geistigen Vervollkommnungsproceß zu betrachten hat. Bei mehren ihrer ohne Namensbezeichnung veröffentlichten neuen Producte stritten selbst Kenner sich darüber, welchem der zwei Meister sie zuzuschreiben wären. Es äußert sich auch Goethe in einem Briefe an Schiller vom 26. Dec. 1795 also:

Daß man uns in unsern Arbeiten verwechselt, ist mir sehr angenehm; es zeigt, daß wir immer mehr die Manier loswerden und ins allgemeine Gute übergehen. Und dann ist zu bedenken, daß wir eine schöne Breite einnehmen können, wenn wir mit einer Hand zusammenhalten und mit der andern so weit ausreichen, als die Natur uns erlaubt hat.

Ein mächtigeres Zeugniß für die wohlthätige Einwirkung Schiller's auf Goethe's schaffenden Dichtergeist ist wol nicht leicht auszustellen als das, welches in folgenden Worten eines Briefs des Letztern vom 6. Jan. 1798 liegt:

Sie haben mir eine zweite Jugend verschafft und mich wieder zum Dichter gemacht, welches zu sein ich so gut als aufgehört hatte.

Die Verhandlungen der beiden Dichter über den Wallenstein sind besonders lehrreich. Unterm 17. Dec. 1796 schreibt Schiller:

Ich bin nach reifer Überlegung bei der lieben Prosa geblieben, die diesem Stoff auch viel mehr zusagt.

Es muß aber während des auf diesen Ausspruch folgenden Jahres zwischen den Briefwechselnden Manches hiergegen vorgekommen sein; denn ein Schiller'scher Brief vom 24. Dec. 1797 enthält über den Gegenstand die Bemerkung:

Der Rhythmus leistet bei einer dramatischen Production noch dieses Große und Bedeutende, daß er, indem er alle Charaktere und alle Situationen nach einem Gesetz behandelt und sie, trotz ihres innern Unterschieds, in Einer Form ausführt, dadurch den Dichter und seinen Leser nöthigt, von allem noch so charakteristisch Verschiedenen etwas Allgemeines, Reinmenschliches zu verlangen. Alles soll sich in dem Geschlechtsbegriff des Poetischen vereinigen, und diesem Gesetz dient der Rhythmus sowol zum Repräsentanten als zum Werkzeug, da er Alles unter seinem Gesetze begreift. Er bildet auf diese Weise die Atmosphäre für die poetische Schöpfung, das Gröbere bleibt zurück, nur das Geistige kann von diesem dünnen Elemente getragen werden.

Recht merkwürdig klingt Goethe's vollständige Billigung in einem schon am folgenden Tage abgesendeten Schreiben. Es heißt darin:

Ich sage nur noch geschwind und aus dem Stegreife, daß ich nicht allein Ihrer Meinung bin, sondern noch viel weiter gehe. Alles Poetische sollte rhythmisch behandelt werden! Das ist meine Überzeugung, und daß man nach und nach eine poetische Prosa einführen konnte, zeigt nur, daß man den Unterschied zwischen Prosa und Poesie gänzlich aus dem Auge verlor. Es ist nicht besser als wenn sich Jemand in seinem Park einen trockenen See bestellte und der Gartenkünstler diese Aufgabe dadurch aufzulösen suchte, daß er einen Sumpf anlegte. Diese Mittelgeschlechter sind nur für Liebhaber und Pfuscher, sowie die Sümpfe für Amphibien. Indessen ist das Übel in Deutschland so groß geworden, daß es kein Mensch mehr sieht, ja, daß sie vielmehr, wie jenes kröpfige Volk, den gesunden Bau des Halses für eine Strafe Gottes halten. Alle dramatischen Arbeiten (und vielleicht Lustspiel und Farce überhaupt) sollten rhythmisch sein, und man würde alsdann eher sehen, wer Etwas machen kann. *) Jetzt aber bleibt dem Theaterdichter weiter Nichts übrig als sich zu accommodiren, und in diesem Sinne konnte man Ihnen nicht verargen, wenn Sie Ihren „Wallenstein" in Prosa schreiben wollten. Sehen Sie ihn aber als ein selbständiges Werk an, so muß er nothwendig rhythmisch werden. Auf alle Fälle sind wir genöthigt, unser Jahrhundert zu vergessen, wenn wir nach unserer Überzeugung arbeiten wollen: denn so eine Salbaderei in Principien, wie sie im Allgemeinen jetzt gelten, ist wol noch nicht auf der Welt gewesen, und was die neuere Philosophie Gutes stiften wird, ist noch erst abzuwarten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Zehn Jahre in Ungarn. Erlebnisse und Beobachtungen eines Weltbürgers. Zwei Bände. Leipzig, Hartknoch. 1845. 8. 3 Thlr.

Wie sehr man sich auch in der letzten Zeit mit Ungarn und seinen politischen Zuständen und Verhältnissen im Auslande beschäftigt hat und wie sehr auch Ungarn in der letzten Zeit, namentlich nach gewissen Richtungen hin, im Auslande von sich hat reden machen, so sind wir dennoch der Meinung, daß man Ungarn noch viel zu wenig kennt und mit seinem gegenwärtigen Zustande nicht hinreichend bekannt ist, um ihm in Wahrheit Mehr als ein vorübergehendes und nur an der Oberfläche sich haltendes Interesse zuwenden zu können. Und gleichwol wird Niemand leugnen wollen, daß Ungarn nach seiner Vergangenheit wie um seiner gegenwärtigen Verhältnisse willen, sowie bei den Ansprüchen, die es an die Zukunft hat, auch auf eine tiefere Beachtung seiner Interessen in der Gegenwart bei allen Denen Anspruch zu machen berechtigt ist, die nicht blos an das Nächste und Unmittelbarste sich halten. Zu Erlangung einer genauern Kenntniß von Ungarn und von Dem was dessen Gegenwart dem Interesse des Weltbürgers und Menschenfreundes darbietet, der es liebt, aus den einzelnen Aufschlüssen über die bestehenden Verhältnisse des Landes und Volkes in verschiedenen Richtungen ein Gesammtbild seines innern und äußern Lebens sich zu entwerfen, müssen uns daher alle jene Schriften willkommen sein, deren Verfasser mit ihrem Gegenstande selbst genauer bekannt und dabei unparteiisch genug sind, uns nur die reine Wahrheit, wenn auch nur aus dem subjectiven Gesichtspunkte, zu sagen. Zu diesen Schriften rechnen wir auch die vorliegende, und den Verf. halten wir für ebenso unterrichtet als unparteiisch und unbefangen. Zwar kennen wir ihn nicht nach und aus seinen „Traditionen", aber wir finden hier in ihm einen gut beobachtenden und das Erlebte angenehm mittheilenden Weltbürger, dem wir daher auch gern folgen und uns anvertrauen. Er scheint viel gereist zu sein und ist namentlich in Ungarn vier mal ge-

*) Ein leider viel zu wenig beachtetes Exempel hat der geniale Dichter Heinrich von Kleist mit seinem Lustspiele „Der zerbrochene Krug" geliefert, dessen Natur und lieblicher Leichtigkeit dadurch kein Eintrag geschah, daß er solches in reimlose Jamben faßte.

wesen, sodaß wol auch die „Zehn Jahre in Ungarn" für kein täuschendes Aushängeschild angesehen werden können. Mit Freimüthigkeit und ohne alle Schonung, vornehmlich der Magyaren selbst, theilt uns der Verf. seine Erlebnisse und seine langjährigen Beobachtungen in Ungarn und über die Bewohner des Landes mit und gewährt uns hierin über das Land und seine Leute (Magyaren, Deutsche, Slawen, Zigeuner), über das Leben der einzelnen Völkerschaften, ihre Sitten und Gebräuche (z. B. Nationalmusik und Nationaltänze), über die öffentlichen Zustände, z. B. über das Räuberwesen in Ungarn, das übrigens nicht nur die öffentliche Sicherheit gefährdet, sondern auch mit seiner Manier in die Häuser und Wohnungen zu dringen versteht, ferner über den Rechtszustand u. s. w. vielfache und reichhaltige Aufschlüsse. Stößt auch der Leser auf mancherlei nichtssagendes Raisonnement, wie es nun einmal heutzutage in einer gewissen Classe von Büchern mit politischem Anstrich nicht ganz fehlen kann, so sieht man doch gern darüber weg, weil man sich bald wieder mit dem Verf. versöhnt und er uns dafür reichlich entschädigt.

Namentlich ist Dies mit allem Dem der Fall, was er über die politischen Zustände und Verhältnisse Ungarns mittheilt und über gewisse Zeitfragen in dieser Hinsicht sagt. Wir meinen damit vorzüglich den sogenannten Panslawismus und seine Tendenzen. Über diesen und über die lächerlichen Anmaßungen und unpolitischen sowie ungerechten Bestrebungen dieses Slaweneinheitswahns, die theils und besonders gegen Deutschland und gegen Deutschthum, theils gegen das Magyarenthum gerichtet sind, urtheilt der Verf. sehr vernünftig und entschieden; aber auch mit Recht wundert er sich, daß die vornehme Trägheit und Confusion deutscher Gelehrsamkeit so Manches in dieser Hinsicht sich gefallen läßt, was nur auf gehässige Angriffe auf Deutschland hinauskommt. Und doch kann man sich auch andererseits hierüber nicht im geringsten wundern, wenn man hier liest, wie wenig die Deutschen in Ungarn im Allgemeinen auf ihr „deutsches Bewußtsein" gehalten, wie sie es vielmehr um gewisse Vortheile oder aus Feigheit und um ängstlicher Rücksichten willen offen verrathen und geradezu preisgeben. Es ist höchst schmerzlich für Deutsche, hier erfahren zu müssen, wie sorglos die Deutschen auch in Ungarn ihre Nationalität verzetteln, weil sie ihrer nicht zu bedürfen glauben, wie sie sich voneinander isoliren, wie sie sich ihrer deutschen Abkunft und ihrer Sprache schämen und — für geborene Magyaren gehalten sein wollen, und wie sich dieser Verrath bereits selbst in die Familien, zwischen Sohn und Vater eingenistet hat. Gibt es auch noch Ausnahmen in dieser Beziehung, besonders da, wo Deutsche auf breiterm Gebiete beisammenwohnen, und wo die noch vorhandene Summe nationaler Kräfte durch die Menge der in Zusammenhang und Wechselwirkung versetzten einzelnen Bestandtheile sich selbst bewahrte, weil hier die Passivität weniger von dem unausgesetzten Reiben und Schleifen an dem Fremdartigen litt, obgleich auch hier das Slawische endlich überweg und der „wachsam thätige Hund" fast ein Drittel dieser „zahmen Völker" aufgezehrt hat; leidet auch dies Alles namentlich auf die Siebenbürger, Sachsen nicht im geringsten Anwendung, die vielmehr eine „unüberwindliche, historisch-consistente deutsche Elementarkraft" sind, „die der Magyarismus — wol auch der Slawismus! — so wenig jemals absorbiren wird als der Mond den Dunstkreis der Erde": — so bleibt doch diese Erscheinung im Allgemeinen für den Deutschen immer beschämend und in hohem Grade niederschlagend. Und zwar Dies um so mehr, als es nicht blos in Ungarn so ist, als es vielmehr auch anderswo stattfindet, z. B. in Belgien, Frankreich, England und Amerika. In Belgien z. B. gibt es eine Masse protestantischer Familien, die sich als katholisch in die Stadtbücher eintragen lassen, nur um von den fanatischen Katholiken mit günstigen Augen angesehen zu werden, und statt die ihnen dargebotenen Waffen kräftig und entschieden zu führen und mit dem Schilde des Glaubens sich zu decken, um sich die gebührende Achtung zu verschaffen, wirft man diese Waffen und den sichernden Schild aus Furcht vor den Feinden weg und verräth die Nationalität und den Glauben. Ähnlich ist es in Ungarn, und es kann daher auch nicht Wunder nehmen, daß sich der Haß und die Verachtung der Gegner in mancher Weise gegen die Deutschen geltend macht. So in dem Spitznamen Svablelkem (Schwabenseele), ähnlich dem Cane tedesco! des Italieners in frühern Jahrhunderten und dem Bougre allemand! des Franzosen in neuerer Zeit.

Außer den Mittheilungen über Deutschthum machen wir auch noch auf die über die Verhältnisse Ungarns zum Auslande und zur östreichischen Regierung und „die Ungarn in der Fremde", sowie auf das Capitel im zweiten Bande über „Freiheit und Sitte" aufmerksam. Man erfährt da freilich so viel von aristokratischen Ungleichheiten und Privilegien in Ungarn, daß danach von wahrer Freiheit in Ungarn — die wol auch Niemand dort zu suchen in Versuchung kommen wird — keine Rede sein kann. Dazu fehlt es noch zu sehr an der „moralischen Cultur", und allerdings, wo diese vernachlässigt ist, da sind alle Goldenen Bullen und Privilegien nur eitle Schätze. Man sieht hieraus nur zu deutlich, daß in Ungarn noch gar Vieles im Argen liegt und nicht so ist, wie es der Weltbürger und der Menschenfreund wünscht; aber es dürfte auch Das hier klar werden, daß man dort noch nicht weiß, wie man es anzufangen habe, weil man noch zu wenig und nicht ernstlich genug weiß was man will. Übrigens haben wir uns in hohem Grade gewundert und wissen in der That nicht, wie wir den Verf. deshalb rechtfertigen sollen, daß er über die Reformen Joseph's II. in einer solchen Weise absprechend urtheilt, wie er hier thut. Bei dem wohlwollenden aufgeklärten Sinne, der sonst in den Urtheilen und Mittheilungen des Verf. sich kund gibt, ist Dies geradezu unerklärlich.

1.

Literarische Anzeige.

In meinem Verlage erscheint und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Rhea.

Zeitschrift für die gesammte Ornithologie.

Im Verein mit ornithologischen Freunden herausgegeben von

Dr. F. A. L. Thienemann.

Erstes Heft.

Mit einer illuminirten Tafel.

Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Inhalt:

Vorwort. — Zur Weihe. — Protokoll der ornithologischen Section der Gesellschaft deutscher Naturforscher und Ärzte. — Über die Wichtigkeit der Oologie für gesammte Ornithologie. Vom **Herausgeber.** — Über den Vogelzug mit besonderer Hinsicht auf Helgoland. Vom Prof. Dr. **J. F. Naumann.** — Bemerkungen über einige Vögel Pommerns. Von Hrn. **v. Homeyer.** — Beitrag zur Naturgeschichte des Karoh, Falco lanarius, Pall. Von **Joh. Wilh. Ed. v. Woborzil.** (Mit einer illuminirten Tafel.) — Kritische Revision der europäischen Jagdfalken. Vom **Herausgeber.** — Meine Schwalbe. Vom **Herausgeber.** — Verzeichniß der europäischen Vögel. Vom **Herausgeber.**

Leipzig, im October 1846.

F. A. Brockhaus.

Verantwortlicher Herausgeber: **Heinrich Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig.**

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 291. — 18. October 1846.

Goethe's und Schiller's elfjähriges Zusammenwirken.

(Fortsetzung aus Nr. 290)

Obschon durch Goethe's aufrichtige Würdigung der Vortrefflichkeit von Schiller's bekanntlich in metrischer Form erschienenem „Wallenstein" in der Erwartung eines Bühnenerfolgs von demselben bestärkt, mochte Schiller'n doch zuweilen, bei dem damals auf dem deutschen Theater vorherrschenden Familienjammer, die Möglichkeit vom Eintreten des Gegentheils ebenfalls durchschauern. Unterm 21. August 1798 schrieb er an seinem Freund:

Es ist mir neulich aufgefallen, was ich in einer Zeitung las, daß das hamburger Publicum sich über die Wiederholung der Iffland'schen Stücke beklage und sie satt sei. Wenn Dies einen analogischen Schluß auf andere Städte erlaubt, so würde mein „Wallenstein" einen günstigen Moment treffen. Unwahrscheinlich ist es nicht, daß das Publicum sich selbst nicht mehr sehen mag, es fühlt sich in gar zu schlechter Gesellschaft. Die Begierde nach jenen Stücken scheint mir auch mehr durch einen Überdruß an den Ritterschauspielen erzeugt oder wenigstens verstärkt worden zu sein, man wollte sich von Verzerrungen erholen. Aber das lange Angaffen eines Alltagsgesichts muß endlich freilich auch ermüden.

Mit Revision seiner Gedichte beschäftigt, äußert sich Goethe besage eines Briefs vom 7. August 1799 in folgender Art:

Die Epigramme sind, was das Sylbenmaß betrifft, am liederlichsten gearbeitet und lassen sich glücklicherweise am leichtesten verbessern, wobei oft Ausdruck und Sinn mitgewinnt. Aus den Römischen Elegien habe ich manchen prosodischen Fehler, und ich hoffe mit Glück, weggelöscht. Bei passionirten Arbeiten, wie z. B. „Alexis und Dora", ist es schon schwerer, doch muß man sehen, wie weit man es bringen kann, und am Ende sollen Sie, mein Freund, die Entscheidung haben. Wenn man solche Verbesserungen auch nur theilweise zu Stande bringt, so zeigt man doch immer seine Perfectibilität, sowie auch Respect für die Fortschritte in der Prosodie, welche man Voß und seiner Schule nicht absprechen kann.

Über die historische Unterlage der poetischen Werke spricht Goethe in einem Schreiben vom 21. desselben Monats seine Meinung in nachstehenden Worten aus:

Es ist gar keine Frage, daß, wenn die Geschichte das simple Factum, den nackten Gegenstand, hergibt und der Dichter Stoff und Behandlung, so ist man besser und bequemer dran, als wenn man sich des Ausführlichern und Umständlichern der Geschichte bedienen soll; denn da wird man immer genöthigt, das Besondere des Zustandes mit aufzunehmen, man entfernt sich vom Reinmenschlichen und die Poesie kommt ins Gedränge.

Welch eine Fruchtbarkeit an nützlichen Lehren im Munde beider Männer gegeneinander und besonders des durch längere, vielgestaltigere Erfahrung und höhere Weltbildung im Sinne für das Praktische seinem Freunde sehr überlegenen Goethe!

Zu diesen lehrreichen Winken gehört vorzüglich auch der, welchen Goethe einem Briefe vom 6. März 1800 mit einfließen ließ. Er sagt:

Der Mensch von Genie kann auch verständig handeln, nach gepflogener Überlegung, aus Überzeugung; Das geschieht aber Alles nur so nebenher. Kein Werk des Genies kann durch Reflexion und ihre nächsten Folgen verbessert, von seinen Fehlern befreit werden; aber das Genie kann sich durch Reflexion und That nach und nach dergestalt hinaufheben, daß es endlich musterhafte Werke hervorbringt. Je mehr das Jahrhundert selbst Genie hat, desto mehr ist das Einzelne gefördert.

Was die großen Anfoderungen betrifft, die man jetzt an den Dichter macht, so glaube ich auch, daß sie nicht leicht einen Dichter hervorbringen werden. Die Dichtkunst verlangt ein Subject, das sie ausüben soll, eine gewisse gutmüthige, ins Reale verliebte Beschränktheit, hinter welcher das Absolute verborgen liegt. Die Foderungen von oben herein zerstören jenen unschuldigen, productiven Zustand und setzen, für lauter Poesie, an die Stelle der Poesie Etwas, das nun ein- für allemal nicht Poesie ist, wie wir in unsern Tagen leider gewahr werden. Und so verhält es sich mit den verwandten Künsten, ja der Kunst im weitesten Sinne.

Dies ist mein Glaubensbekenntniß, welches übrigens keine weitern Ansprüche macht.

Den Theorien der Philosophen schenkte Schiller, besonders in früherer Zeit, weit mehr Aufmerksamkeit als Goethe, wie hauptsächlich einige von Ersterm geschriebene Abhandlungen von hohem Werthe, auch für Diejenigen, die ihnen nicht ganz beistimmen, beweisen. Doch hat er seinen bejahrtern Freund offenbar ebenfalls empfänglicher für dieselben und namentlich für die Ansichten Kant's zu machen gewußt. Auch das Wesen der Nachfolger dieses großen Mannes ist von Goethe nicht unbeobachtet geblieben. So nennt er, besage des 31. Bandes der Taschenausgabe seiner Werke, den Philosophen Johann Gottlieb Fichte, bei Gelegenheit einer Misbilligung der Aussprüche Desselben über Sitten und Staatsgegenstände, „eine der tüchtigsten Persönlichkeiten, die

man je gesehen", und sagt von Schelling, daß Dessen „Weltseele" sein und Schiller's höchstes Geistesvermögen beschäftigt habe.

Die Verhandlungen der beiden Dichter über die Herausgabe der Musenalmanache, „Xenien", „Horen" und „Propyläen" sind, gerade ihrer Umständlichkeit wegen, von ganz ungemeinem Interesse. Beide machten es sich zum besondern Studium, was wol im Stande sein werde, die vorzügliche Gunst der Gebildeten für diese Unternehmungen zu gewinnen und festzuhalten. Sie verschmähten auch nicht, Wege dabei einzuschlagen, die schon damals nicht selten der Bestechlichkeit angeklagte Kritik auf ihre Seite zu bringen. Je weniger sie aber doch den Hauptzweck, ihre Zeitschriften durch guten und vortrefflichen Inhalt einer ausgezeichneten Aufnahme würdig zu machen, aus dem Auge verloren und auf dessen Durchsetzung alle geistigen Kräfte verwendeten, desto inniger wird unsere Theilnahme an ihrem gerechten Unmuthe darüber, daß gleichwol weder die von Schiller herausgegebenen „Horen" noch die an deren Stelle unter Goethe's Firma getretenen „Propyläen" ihre Fortdauer durch hinreichende Unterstützung von Seiten des Publicums auf dem Büchermarkte zu behaupten vermochten.

Bei aller Präponderanz aber, welche Goethe im Praktischen des Lebens über seinen Freund im Allgemeinen unstreitig davontrug, scheint doch bei ihren literarischen Entreprisen das Mercantile hauptsächlich auf Schiller's Schultern gelegen und er einen besondern Scharfblick für die dasselbe befördernden Umstände gehabt zu haben. So ließ er unter Anderm, weil sich ergeben hatte, daß von den beiden gleichzeitig erschienenen Ausgaben des Xenienalmanachs die auf feineres Papier gedruckte ungleich mehr Absatz gefunden hatte als die ordinaire, die zweite Auflage dieses Almanachs nur auf feines Papier drucken und äußerte sich in einem Briefe vom 12. Oct. 1796 also darüber:

Auch habe ich mir's für alle künftige Fälle zur Regel gemacht, Alles was ich drucken lasse, gut und kostbar drucken zu lassen; so geht es am gewißesten ab, denn auch der elendeste Lump will nicht mehr mit Lumpen vorlieb nehmen.

Wenn, je weiter ich in die Lecture dieses Briefwechsels hineingerieth, meine Beschämung darüber, daß ich solche so lange hatte verschieben können, immer tiefer werden mußte, so ist doch meine Genugthuung über das in der Sammlung Vorgefundene ebenfalls um so größer gewesen. Auf Briefe gefaßt, in denen wol manche, ja vielleicht sogar viel, trauliche und verbindliche Redensarten vorkommen, die aber, von dem Firniß conventioneller Höflichkeit und andern Rücksichten verfälscht, zum Theil alle Bedeutung verloren, quollen mir statt Dessen aus diesen sechs Bänden die ungekünstelten Herzenstöne in ihrer einfachen Reinheit so warm entgegen, daß an Flitter und Blendwerk kein Gedanke übrigbleiben konnte. Es war ein langjähriges gemeinschaftliches Leben zweier an Dichtergröße alle ihre Zeitgenossen überragenden Geister, das vor mir in der erfreulichsten Frische emporstieg, ein Leben, welches, unter Freude und Leid, immer inniger zusammenwuchs und dessen höchster Genuß in dem unablässigen Streben nach geistiger Fortbildung und Verschmelzung der beiderseitigen edelsten Eigenschaften bestand. Goethe sagt selbst:

Wir (er und Schiller) verlebten keinen Tag in der Nähe, ohne uns mündlich, keine Woche in der Nachbarschaft, ohne uns schriftlich zu unterhalten.

Die große Masse der von der Sache übriggebliebenen brieflichen Zeugnisse sind die unwidersprechlichsten Belege eines Bündnisses, wie es schwerlich je zuvor stattgefunden hat zwischen den zwei höchsten poetischen Geistern ihrer Zeit, zunächst auf die Vervollkommnung der Kunst und Poesie gerichtet. Ihm verdanken wir die goldenen Früchte, wie „Hermann und Dorothea", „Alexis und Dora", „Die Braut von Korinth", den „Wallenstein", „Die Jungfrau von Orleans", den „Gang nach dem Eisenhammer", neben so vielen ähnlichen wahrhaften Kleinoden der deutschen Literatur und Poesie. Weit wichtiger noch als die seit Goethe's und Schiller's Ableben herausgekommenen, zum Theil den tiefsten Scharfsinn beurkundenden Commentare über die beiden Dichterheroen und deren gesammte und einzelne Werke beweist sich diese Briefsammlung. Sie ist ein Schatzkästlein, worin zwei der größten Naturen in ihrer ganzen Eigenthümlichkeit erscheinen. Daß diesen auch Schwächen mitunter sich gesellen, das liegt im Charakter alles Menschlichen und dient eher, uns Übrige zum Streben nach Vervollkommnung zu ermuthigen, als durch Solches niederzuschlagen, weil hieraus hervorgeht, daß sie, trotz ihrer geistigen Überlegenheit, doch ebenfalls dem Menschenstamme angehören.

Mit allen Zeichen der Echtheit ausgestattet, bietet diese Sammlung auch das beste Lehrgebäude zum Emporklimmen nach den Höhen von Wissenschaft und Kunst in dem Ernste und Eifer, mit denen die beiden erhabenen Geister Solchem rastlos sich widmeten. Der bekannte, vom ältern Plinius aufgestellte Grundsatz: „Nulla dies sine linea", nach welchem kein Tag in Unthätigkeit verstreichen darf, scheint namentlich Schiller's Wahlspruch ebenfalls gewesen zu sein. Wenigstens spricht er ihn in zweien seiner Briefe aus.

Wie die glanzvollen Denkmale, welche sich Goethe und Schiller in ihren Kunstwerken selbst errichteten, alle in Marmor und Erz ihnen geweihte überdauern werden, so werden auch diese Briefe als ewige Zeugen der Treue und Sorgfalt dastehen, wodurch die zwei Innigstverbundenen gemeinschaftlich die Keime der Größe, welche der Himmel vorzugsweise ihrer Brust anvertraut hatte, als den besten ihm für diese Gunst darzubringenden Dank, zu pflegen und zu entwickeln trachteten.

Der gewaltige Eindruck, welchen das bereits in den J. 1828 und 1829 erschienene Buch mit der Auswechselung der Gefühle und Ansichten beider Riesengeister auf mich machte, läßt mich hoffen, daß diese Erwähnung seines Werths noch jetzt nicht ganz überflüssig sein möchte. Die klare Auseinandersetzung des schönen Verhältnisses der zwei Freunde brachte von selbst manches

höchst interessante Urtheil über Literatur, Wissen, Kunst und sonstige Dinge unter ihnen zur Sprache, die noch immer so gut in Erwägung genommen und mit Beziehung auf die gegenwärtige, in so vieler Hinsicht veränderte Zeit durchgesprochen zu werden verdienten, wie eine Menge anderer, in dieser Correspondenz zum Theil gründlich erörterter, zum Theil nur flüchtig angedeuteter gewichtvoller Gegenstände. Schmeichle ich mir doch sogar, daß eben durch mein jetziges Wiederhinweisen auf ein so bedeutendes Buch mein vieljähriges, an sich kaum verantwortliches Unterlassen der Lecture desselben, doch zufällig noch so spät einigen Nutzen gestiftet haben könnte.

(Der Beschluß folgt.)

Über die Ästhetik der Hegel'schen Philosophie. Von **Wilhelm Danzel.** Hamburg, Meißner. 1844. Gr. 8. 15 Ngr.

Daß die Opposition gegen die Hegel'sche Philosophie sich immer mehr zu consolidiren scheine, ist (S. 3) auch des Verf. Meinung, und er bemerkt, an gewissen von letzterer ausgegangenen ästhetischen Versuchen möge zuerst jene Opposition erwacht sein. Denn, sagt er, es lag im Charakter der romantischen Jahrzehnde, für welche Kunstbestrebung und Kunstverständniß fast die einzigen öffentlichen Angelegenheiten waren, besonders verletzbar in diesem Punkte zu sein; doch, setzt er hinzu, habe die Entschiedenheit, womit man gewisse Erscheinungen zurückgewiesen, noch einen tiefern Grund. Und gewiß mit Recht hebt er in dieser Beziehung als ein wichtiges Moment hervor, daß im Schönen nicht nur eine genau bestimmte, sondern auch in Meisterwerken, welche die Gegenseite durch ihre eigenen Besprechungen anerkannt habe, für alle Zukunft fixirte Wirklichkeit vorliege. Von eigenthümlicher Wichtigkeit ist diese Ansicht insofern, als man daraus folgern könnte, zuerst sei auf diesen Punkt der Angriff eröffnet worden, weil am wenigsten hier die Hegel'sche Philosophie Das, wovor es sich eigentlich handele, habe in Unklarheit lassen können. Eine überaus bestimmte ist die Art und Weise, in welcher der Verf. der Hegel'schen Ästhetik entgegentritt. S. 67 erklärt er keineswegs zu behaupten, daß Hegel als Mensch nicht verstanden die Kunst zu genießen; nur habe er nicht gewußt, sie als Philosoph zu erklären. Dies so bestimmte Entgegentreten ist mit einem Anerkenntnisse verbunden, das in andern Beziehungen das allergrößte ist: denn nicht nur lesen wir S. 4: „Der Glanz des Standpunktes, von welchem herab Hegel die Entdeckung des Kopernicus in die Geisteswissenschaften übertragen hat, kann im Verlaufe der Zeiten nur immer wolkenloser heraustreten", sondern des Verf. eigenes Verdienst um Berichtigung der von Hegel aufgestellten Ansichten wird Dessen Verdiensten zugerechnet. Hierzu der Beleg S. 68: „Wenn wir in diesen Aufsätzen der Ästhetik der Hegel'schen Philosophie mit Erfolg entgegengetreten zu sein scheinen sollten, so glaube man nicht, daß wir uns das Ansehen geben wollen, als wären die Waffen anderswoher als aus ihrer eigenen Rüstkammer genommen." Man könnte diese anerkennende Polemik einer tiefversteckten Feindseligkeit beimessen, da besonders übel ein Geschlagener wol dann seine Sache gemacht hat, wenn er, beim Lichte besehen, hauptsächlich um deswillen geschlagen worden, weil er selbst dem Gegner die Mittel zum Siege in die Hand gegeben. Jedoch Ton und Charakter der Schrift weisen eine solche Voraussetzung entschieden zurück. Zum Beleg wörtlich der Schluß des Buches, wie derselbe unmittelbar auf die vorher mitgetheilte Stelle folgt: „Unser Tadel bestand in mannichfaltiger Variation des Themas, es sei in der Ästhetik dem Monismus des Gedankens erst in phänomenologischer, dann in eigentlich philosophischer Weise eine falsche Anwendung gegeben: man habe diesen, welcher nur das Princip der wissenschaftlichen Behandlung der Kunst sein sollte, diesem als Inhalt untergeschoben. Hierbei liegt nun, wie die letzten Erörterungen zeigen, die Foderung eines eigenen Monismus der Kunst zum Grunde. Wir verdanken die Möglichkeit, eine solche Foderung zu machen, der 1837 erschienenen «Neuen Vorschule der Ästhetik» von A. Ruge. Indem der Verf. zuerst die Sphäre der sich erzeugenden Schönheit oder des Komischen in ihrer vollen Bedeutung faßt, erhebt er sich auf das bestimmteste über die stoffartige und dualistische Auffassung der Schule. Dazu setzt er an die Stelle der schlaffen popularisirenden Behandlung Hegel's eine strenge Dialektik, in welcher ihm freilich Weiße vorangegangen war. Allein in seiner Auffassung der Naturschönheit, welche auch ihm die Stufen des Begriffs enthält, in der vielen Mühe, die er sich mit dem Begriffe der Wahrheit macht, der doch bei der Schönheit eben ganz und gar nicht in Betracht kommt, zeigt er sich noch in den alt-Hegel'schen Fesseln befangen. Er hat kein klares Bewußtsein von der epochemachenden Wichtigkeit seiner Ansicht; er scheint zu glauben, daß sein Buch in der That zur Hegel'schen Ästhetik einzuleiten fähig sei; ja er identificirt in der Polemik gegen seinen nächsten Vorgänger den Monismus, welchen er selbst aufstellt, mit dem Hegel'schen des Gedankens. Um so anregender und lehrreicher ist das Buch. Wenn es mit Dem, was diese Aufsätze auszuführen suchen, seine Richtigkeit haben sollte, so würde der Verf. Dies vornehmlich dieser «Vorschule» zu verdanken haben."

Kein Zweifel also, der Verf. meint es aufrichtig so wie er sagt. Zugleich ersieht man aber auch aus der mitgetheilten Stelle, was er selbst als den eigentlichen Kern seiner Opposition näher betrachtet; und diesen für einen Jeden, der näheres Interesse an dem Gegenstande nimmt, wichtigsten Punkt würde Ref. weder in andern noch auch in faßlichern Worten als in denen des Verf. auszusprechen vermocht haben. Hiernächst überzeugt den Leser jenes vorstehend aus der Schrift mitgetheilte Fragment, es könne dieselbe als eine der Sache und der Methode nach zur Hegel'schen Philosophie und ihrer Literatur gehörige Erscheinung ihr eigentliches Publicum nur in dem in allerengstem Sinne des Wortes so zu benennenden deutschen philosophischen Publicum finden. Indeß es gibt Beziehungen, um derentwillen die Schrift wol auch im Allgemeinen jedem wissenschaftlich Gebildeten willkommen sein kann. Durch die scharfe logische Zersetzung der Betrachtungsweise und der Aussprüche Hegel's wird das Buch manchen weniger Wissenden als Wißbegierigen anleiten können, sich in Hegel'schen Expositionen zurechtzufinden; auch ist es nicht unwichtig von dem Verf., von einem Manne, dem gewiß selbst nicht Hegel die Gediegenheit absprechen würde, thatsächlich Zeugniß dafür abgelegt zu sehen, daß gar manchem Hegel'schen Ausspruche die paradoxe Form zu Verdeckung der Haltungslosigkeit dient. Man vergleiche z. B. (S. 57) des Verf. Urtheil über die Bezeichnung der Kunst als Sphäre, in welcher das Absolute mit Aufopferung seiner eigenen Form erscheine. Noch ein anderes Beispiel. In der Hegel'schen Kunstlehre waltet ein Durch- und Ineinanderziehen von Kunst und Religion vor, das zu fassen auf alle Fälle nicht zu den leichten Aufgaben gehört, mögen nun die Gründe der Schwierigkeit in subjectiver Beschränktheit und Schwäche des Belehrungsuchenden liegen, oder in Hypersthenie des Belehrung spendenden Philosophen. Die Überzeugung hinsichtlich jenes Ineinanderziehens von Kunst und Religion der Gedanken Hegel's mächtig geworden zu sein, kann zu der Meinung führen, im Ganzen und Hauptsächlichen seien dieselben vereinbar mit Dem, wodurch die Sixtinische Madonna die Sixtinische Madonna ist. Sollte aber Jemand das Unglück haben, daß beim Anblick der Galathea von Rafael ihm jener Tiefsinn einfiele, so würde er sich ohne Weiteres vom Schwindel ergriffen fühlen. Erfreulich war es daher Ref., S. 18 von Hrn. Danzel als Resultat der Betrachtungen jenes Tiefsinns Das aufgestellt zu finden: „Die Religion steht zur Kunstübung in keinem andern Verhältnisse als zu jedem andern Lebensbe-

Digitized by Google

rufe"; und welcher Unbefangene würde nicht unterschreiben, was Hr. Danzel S. 18—19 im nur angegebenen Sinne hinzufügt: „Wenn religiöse Vorstellungen Inhalt der Kunst sein können, wenn Phidias die Idee des Zeus, Rafael die der Madonna in höchster Meisterschaft darstellten, so besaßen sie dieselben eben in Weise der Kunst und nicht der Religion. Daher ist es auch zu erklären, was sonst unbegreiflich wäre, daß, wie uns das im Meyer-Schulze'schen Winckelmann abgedruckte Sonett des Michel Angelo lehren kann, die Religion großer Künstler, in welchen doch eine gewaltige Formenwelt lebt, von dieser durchaus nicht inficirt zu sein braucht, sondern sich einen vollkommen einfachen, und bei größter Tiefe populairen Charakter erhalten kann. Die tüchtige Individualität, welche in Einer Sphäre das Höchste leistete, wußte auch der eigenthümlichen Weise der andern gerecht zu werden. Es sind in der That nur die Jünger neuerer Geistesrichtungen, in denen es weder mit der Kunst noch mit der Religion recht fort will, welche beide vermischen."

Noch einige Bemerkungen, die um so beachtungswerther scheinen, je näher sie liegen. Nachdem bereits von Aristoteles die Ästhetik, obschon unter anderer Benennung, in den Kreis der philosophischen Disciplinen vergezogen worden, konnte natürlich Hegel es nicht abweisen, sie ebenfalls als integrirenden Bestandtheil seiner Philosophie zu behandeln. Daß jedoch selbst in seiner Schule die Überzeugung eintritt, wenigstens diese Disciplin habe Hegel nicht, auch nicht einmal principiell auf das Reine gebracht, belegt die vorliegende Schrift. Hierin findet Ref. eine nicht unbedeutende Bestätigung Dessen, wovon er längst ist überzeugt gewesen, nämlich daß, Alles wohl erwogen, Hegel überhaupt wenig befähigt war, über Poesie und Kunst wahrhaft Befriedigendes zu sagen. In diesem Punkte beweist Dessen Kenntniß der griechischen Literatur, seine Hochschätzung derselben und des Sophokles insonderheit nicht viel für ihn. Denn die Trefflichkeit der Alten ist eine so vielseitige, daß sie selbst dann noch einen tüchtigen Sinn ansprechen wird, wenn Dessen Empfänglichkeit für die Kunst Nichts weniger als ausgezeichnet ist. Dafür daß in Hegel diese Empfänglichkeit in der That nur eine geringe gewesen sei, zeugt mehr als ein Umstand. In der unlängst von Rosenkranz gelieferten Biographie Hegel's finden sich einige Proben Dessen, was Derselbe zu Stande zu bringen vermochte, wenn er bisweilen selbst den Anlauf zum Dichter nahm. So tief unter Null erscheint hier seine Productivität, daß man wohlbefugt wird zu vermuthen, sehr schwach werde auch seine Receptivität gewesen sein; denn die künstlerischen Productionen Anderer sich mit innigem Verständnisse angeeignet zu haben gewährt allemal mindestens eine gewisse anscheinende Productivität. Selbst Hr. Danzel legt offenbar schlechtes Zeugniß für Hegel's Kunstsinn ab, wenn er (S. 67) sagt: „Hegel weiß in dem Humor nichts Anderes als die Eitelkeit der Ironie zu sehen und legt in Bezug auf das Komische, wie seine Beispiele und eigenen Scherze zeigen, einen entschieden philiströsen Geschmack an den Tag." Ferner erwäge man folgendes Moment: Die Meisterschaft in dem Schönen erkennen alle Stimmberechtigte den Griechen zu, und als ausgemacht darf und muß es gelten, in dieser Beziehung könnten blos eines einzigen Sterblichen Werke einigermaßen stellvertretend für die der Griechen eintreten. Von selbst versteht sich, daß wir hiermit nur Goethe meinen können. Schwerlich aber sind Hegel's Schriften diejenigen, in welchen eine Durchdrungenheit von dieser Überzeugung sich kund gibt. Auch ist in der angegebenen Hinsicht das Verhältniß, in welches sich Hegel zur romantischen Schule gesetzt, so vielfach diese — wer möchte es leugnen — derb und tüchtig in das Blaue geschossen, ein gegen ihn sprechendes Moment. Die romantische Schule hat die herrlichsten Resultate herbeigeführt. Sie hat den Shakspeare zu nationalem Geisteseigenthum der Deutschen gemacht, sie und der ihr befreundete Schelling haben den Anstoß gegeben, daß Dante in Deutschland wahrhaft verstanden wird, hier sogar ein non plus ultra von Herrlichkeit für manchen bescheidenen Mann ist, welcher die Vorliebe für Dante so einfach natürlich findet als den ordnungsmäßigen Betrieb seines Berufsgeschäfts. Hat nun aber wol die Hegel'sche Philosophie den Sinn für irgend ein Werk der Kunst belebt und ausgebildet? Nein, für kein einziges. Hat sie eines Dichters oder Künstlers Ausbildung gefördert? Nein, keines einzigen. Während diese Verneinungen kein Tadel insoweit sind als die Hegel'sche Philosophie nie beabsichtigt hat, das Eine oder das Andere zu leisten, ergibt die Wahrheit jener Verneinungen sich als eine ganz nothwendige daraus, daß mit dem „abstracten Kunstwerke" (S. 6) nun einmal nur im Gebiete jener Philosophie Etwas anzufangen ist; denn was würde wol ein Winckelmann zu der philosophischen Conception eines abstracten Kunstwerkes sagen? Die einzige mögliche Antwort versteht sich völlig von selbst.

D.

Bibliographie.

Alexis, W., Die Hosen des Herrn von Bredow. 1ste Abtheilung: Hans Jürgen und Hans Jochem. Vaterländischer Roman. Zwei Bände. Berlin, Adolf u. Comp. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Augusti, J. C. W., Beiträge zur christlichen Kunst-Geschichte und Liturgik. Zwei Bändchen. Aus des Verfassers Nachlasse herausgegeben und mit einem Vorworte begleitet von *C. I. Nitzsch*. Leipzig, Dyk. Gr. 8. 27 Ngr.

Breier, F., Das Lateinische auf der höhern Bürgerschule. Eine Apologie. Oldenburg, Schulze. Gr. 8. 6¼ Ngr.

Broemmel, F., Genealogische Tabellen. Zur Geschichte des Mittelalters bis zum J. 1273, mit sorgfältiger Angabe der Zeit und des Besitzes. Basel, Schweighauser. Gr. Imp.-4. 3 Thlr.

Fouqué, F. Baron de la Motte, Geistliche Gedichte. Herausgegeben von Albertine, Baronin de la Motte Fouqué. Mit einem Vorwort von H. Kletke. Berlin, Abel u. Comp. Gr. 16. 15 Ngr.

Freytag, A., Die Concessionalgerechtigkeits-Theorie des Strafrechts, nebst einer kurzen Darstellung und Beurtheilung der wichtigsten übrigen neuern Theorien der Begründung des Strafrechtes. Gotha, Gläser. Gr. 8. 1 Thlr. 5 Ngr.

Fülleborn, F. L., Zwei Abhandlungen: 1. Der Einheitstrieb als die organische Quelle aller Kräfte der Natur. 2. Das Positive der, von dem Kirchenglauben gesonderten, christlichen Religion, durch die Einheitslehre anschaulicher gemacht. Nebst einer, die Einheitslehre als Wissenschaft begründenden Einleitung. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 1 Thlr.

Nagel, W., Erbauungsstunden. Zusammenstellung von Predigten. Bremen, Geisler. Gr. 8. 2 Thlr.

Penelope. Taschenbuch auf das Jahr 1847. Herausgegeben von Th. Hell. Leipzig, Hinrichs. 8. 1 Thlr. 25 Ngr.

Schmarda, L. K., Andeutungen aus dem Seelenleben der Thiere. Wien, Haas. 8. 1 Thlr.

Vielliebchen. Historisch-romantisches Taschenbuch von Bernd von Gusek. 21ster Jahrgang. Mit 8 Stahlstichen. Leipzig, Baumgärtner. Gr. 12. 2 Thlr. 10 Ngr.

Der bayrische Wald (Böhmerwald). Illustrirt und beschrieben von B. Grueber und A. Müller. Regensburg, Manz. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Wette, W. M. L. de, Gedanken über Malerei und Baukunst, besonders in kirchlicher Beziehung. Berlin, Reimer. 8. 10 Ngr.

Zöpfl, H., Grundsätze des allgemeinen und des constitutionell-monarchischen Staatsrechts, mit besonderer Rücksicht auf das gemeingültige Recht in Deutschland. Nebst einem kurzen Abrisse des deutschen Bundesrechtes und der Grundgesetzen des deutschen Bundes als Anhang. 3te vermehrte und verbesserte Ausgabe. Heidelberg, Winter. Gr. 8. 2 Thlr. 16 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 292. —— 19. October 1846.

Goethe's und Schiller's elfjähriges Zusammenwirken.

(Beschluß aus Nr. 291.)

Zum Schlusse erlaube ich mir noch eine Hinweisung auf die besondere Merkwürdigkeit, daß zufolge der im 31. Bande von Goethe's Schriften enthaltenen Relation Dessen persönlichem Zusammensein mit Schiller eine Zeit lang gewissermaßen nicht einmal der Tod des Letztern eine Grenze zu setzen vermochte. In den Schiller's Ableben vorausgegangenen Tagen hatten Beide, durch körperliche Übel an den ihnen zur andern Natur gewordenen Zusammenkünften verhindert, ihren gewohnten Gedankenaustausch mit dem Wechsel fliegender Blätter so gut als möglich zu bewirken gesucht. Von der gegenseitigen Vertraulichkeit des Verhältnisses der Dichter überzeugt, „wagte daher", wie Goethe berichtet, als Dessen geliebter Freund am 9. Mai 1805 verschieden war, „Niemand, die Nachricht dieses Unglücks in seine Einsamkeit zu bringen". Goethe wurde auch, als sich solche ihm nicht mehr vorenthalten ließ, „von allen seinen Übeln doppelt und dreifach angefallen". Nach eingetretener Wiederermannung verfiel er darauf, ihren durch den Tod gewaltsam abgebrochenen mündlichen und schriftlichen Verhandlungen Folge zu geben und so vielleicht zu dem zweckmäßigsten Trostmittel zu greifen. Zwischen den zwei Engverbündeten war in der letzten Zeit oft Schiller's Trauerspiel „Demetrius" und dessen zu bewirkende Vollendung besprochen worden und, auf Goethe's Vorstellungen, der nun Verstorbene von der Goethe's Urtheile nach „viel zu großen Breite, in der sein aus- und aufstrebender Geist sich die Darstellung des «Demetrius» gedacht hatte", zurückgekommen.

Durch die Besprechungen darüber war Goethe'n (wie Derselbe sich ausdrückt) „das Stück so lebendig als Schiller'n geworden". Goethe brannte daher vor Begierde, ihre Unterhaltung dem Tode zu Trutz fortzusetzen, seine Gedanken, Ansichten und Absichten bis ins Einzelne zu bewahren und ein herkömmliches Zusammenarbeiten bei Redaction eigener und fremder Stücke hier zum letzten Mal auf ihrem höchsten Gipfel zu zeigen. Schiller's Verlust schien ihm ersetzt, indem er sein Dasein fortsetzte. Ihre gemeinsamen Freunde hoffte er zu verbinden; das deutsche Theater, für welches der Verstorbene dichtend und bestimmend, der ihn Überlebende belehrend, übend und ausführend gearbeitet hatten, sollte bis zur Herankunft eines frischen ähnlichen Geistes durch seinen Abschied nicht ganz verwaist sein. Genug, aller Enthusiasmus, den die Verzweiflung bei einem großen Verlust in uns Menschen aufregt, hatte ihn ergriffen. Frei war er von aller Arbeit, in wenig Monaten hätte er das Stück, wie er sagt, vollendet. Es auf allen Theatern zugleich gespielt zu sehen, wäre die herrlichste Todtenfeier gewesen, die er selbst sich und seinen Freunden bereitet hätte. Nun aber hätten sich der Ausführung mancherlei mit einiger Besonnenheit und Klugheit vielleicht zu beseitigende Hindernisse entgegengesetzt, die er aber durch leidenschaftlichen Sturm und leidenschaftliche Verworrenheit nur noch vermehrt. Eigensinnig und übereilt habe er den Vorsatz aufgegeben und lange nicht an den Zustand denken dürfen, in welchen er sich versetzt fühlte. Nun sei ihm Schiller eigentlich erst entrissen, sein Umgang erst versagt gewesen. Seiner künstlerischen Einbildungskraft war verboten, sich mit dem Katafalk zu beschäftigen, den er ihm aufzurichten gedacht, der länger als jener zu Messina das Begräbniß überdauern sollte; sie wendete sich nun und folgte dem Leichnam in die Gruft, die ihn gepränglos eingeschlossen hatte. Nun fing er ihm erst an zu verwesen; unleidlicher Schmerz ergriff ihn, und da ihn körperliche Leiden von jeglicher Gesellschaft trennten, so war er in traurigster Einsamkeit befangen.

Wer möchte sich nicht tief erschüttert fühlen von diesen offenbaren, reinen Herzensergüssen und dem Vorwurfe, den sich Goethe darüber macht, daß er von der Vollendung des Trauerspiels „Demetrius" wieder abließ, die Schiller und ihrem Zusammensein das großartigste und erfreulichste Monument hätte stiften können; wer möchte noch nach diesem Allen dem mindesten Zweifel an der tiefsten Innigkeit des Verhältnisses zwischen beiden Männern Raum geben, von dem Goethe, nach dem 35. Bande seiner Werke, sagt: es habe ihn, den unmittelbar vor der Bekanntwerdung mit Schiller lange Jahre in anatomische und andere Studien Vergrabengewesenen, „aus dem wissenschaftlichen Beinhaus in den freien Garten des Lebens gerufen"?

Übrigens hat Goethe Schiller'n, wenn auch kein dramatisches und auf der Grundlage eines bestimmten gemeinschaftlichen Schaffens ruhendes Denkmal, wie die Vollendung des Trauerspiels „Demetrius" gewesen wäre, doch ein nicht nur mit seiner vollen Geisteskraft, sondern auch mit dem hinreißenden Gefühle der tiefsten Trauer über Schiller's Verlust ausgestattetes, in dem köstlichen, im 13. Bande von Goethe's Werken abgedruckten „Epiloge zur Glocke" errichtet, mit dem sich wol kein anderes an Würde, Hoheit und Dauer würde messen können.

Fast unmittelbar nach Vollendung dieses Aufsatzes kam mir ein Cyklus kleiner Gedichte über den Goethe-Schiller'schen Briefwechsel zu Gesicht. Vorzüglich nahm ein Distichon, das an seiner Spitze steht, meine größte Aufmerksamkeit in Anspruch. Es lautet:

Viel kratzfüßelnde Bücklinge macht dem gewaltigen Goethe
Schiller, dem Schwächlichen nickt Goethe's olympisches Haupt.

Erst einige Wochen zuvor war in Nr. 24—26 d. Bl. in einem von mir unterzeichneten Artikel: „Literarische Findlinge", des im vorigen Jahre verstorbenen A. W. v. Schlegel als eines leidenschaftlichen Bewunderers von Goethe's geistiger Größe, Erwähnung geschehen; jene, ebenfalls von diesem Schlegel verfaßten, in Dessen Nachlasse vorgefundenen Gedichte aber zweckten offenbar darauf ab, nebst Schiller's auch Goethe's Größe muthwilligst zu benagen. Nun kennen zwar, besonders die ältern Literaturfreunde, die Schriften der Gebrüder Schlegel zu gut, um sich nicht zu erinnern, daß solche meine Behauptung völlig bestätigen; ich bin jedoch dem damit weniger bekannten größern Theile des gebildeten Publicums und auch den „Blättern für literarische Unterhaltung" selbst ein Wort über diesen Widerspruch um so mehr schuldig, je lebendiger mir noch A. W. v. Schlegel's Enthusiasmus für Goethe vorschwebt und mit welcher Wärme ihm Dessen Name auch im persönlichen Verkehr von der Lippe zu fließen pflegte. Der ganze erwähnte Cyklus von Gedichten deutet auf eine spätere große Erbitterung Schlegel's gegen Beide, Goethe und Schiller, hin. Die im Schiller'schen „Musenalmanach für das Jahr 1797" erschienenen „Xenien" hatten ziemlich starke Angriffe auf die Gebrüder Schlegel gethan und Letztere ließen, hauptsächlich in ihren mündlichen Äußerungen, an Schiller, den sie für den Verfasser der gegen sie gerichteten Satiren hielten, deshalb ihre Empfindlichkeit unverholen aus; ihre und besonders August Wilhelm's unbegrenzte Verehrung Goethe's reichte jedoch über die Zeit der Erscheinung der sogenannten „Xenien" weit hinaus. Wann und wodurch aber späterhin jene anjetzt in besagten Versen veröffentlichte Erbitterung auch gegen Goethe erregt worden, darüber fehlen mir alle Notizen.

Das angeführte Distichon treibt indeß die Ungerechtigkeit in dem Urtheile über das Verhältniß zwischen Goethe und Schiller nicht zu einer solchen Höhe, wie es beim ersten Blicke erscheint. Als Belege zu seinem Urtheile citirt Schlegel keineswegs ihren gesammten Briefwechsel, sondern nur die Einleitung zu demselben, welche sich auf dem ersten Blatte der gedruckten Sammlung, und zwar in einer Einladung Schiller's an Goethe zur Mitwirkung an der von Ersterm gestifteten neuen Zeitschrift „Die Horen" sich befindet. Gleichwol ist Schlegel's mit diesem Distichon an beiden Dichtern begangene Ungerechtigkeit noch groß genug; denn weder der Schiller'sche Brief noch die (S. 9) abgedruckte Beantwortung zeigen auch nur eine Spur der Unterwürfigkeit und des Hochmuths, die den zwei Correspondenten von dem Beurtheiler vorgeworfen werden. Vielmehr bewegen sich Beide nicht nur auf das angemessenste innerhalb des ihnen durch ihre Stellung gegeneinander angewiesenen Kreises, sondern sie fügen auch der Würde eine besondere Anmuth bei.

Daß übrigens Schiller späterhin auch in Fällen, wo Goethe's literarische Ansichten und Urtheile ihm unrichtig erschienen, Dies Demselben keineswegs vorenthielt oder vermäntelte, darüber setzt ein im April 1805, mithin etwa einen Monat vor Schiller's Tode, von ihm an Goethe geschriebener Brief, der in dem neuerlich erst in den Buchhandel gekommenen Werke: „Briefe von und an Goethe" (Leipzig 1846) sich befindet, uns außer Zweifel. Schiller trägt darin seinem hochgestellten Freunde ganz unumwunden die nicht unwichtigen Ausstellungen vor, welche er, ein strenger Kritiker, an manchen, bei Gelegenheit der deutschen Bearbeitung des Diderot'schen Werkes „Rameau's Neffe" von Goethe geschehenen Äußerungen machen zu müssen glaubte.

Wahrhaft empörend aber ist es, wie dem sonst so scharfsichtigen A. W. v. Schlegel der Unmuth über die beiden Briefsteller so gar keinen Sinn für die hohe Wichtigkeit und den unerschöpflichen Reichthum der ganzen Goethe-Schiller'schen Briefsammlung übrig gelassen, daß er im Stande gewesen, nur das Bedeutungslose auszuheben und seinem, mitunter sehr unglücklich ausgefallenen, Witze preiszugeben. Hat er doch, völlig geblendet, sich so weit vergriffen, um Vieles für bedeutungslos zu nehmen und seinen Spott daran zu üben, dem eine ganz vorzügliche Bedeutung nachzurühmen ist. Dahin gehört vor Allem der so liebreiche, gemüthvolle Ton der Briefe und manches traute Wort, welches in der Schriftsprache selten vorkommt. Gerade das ist eins der vorzüglichsten Zeichen der Authenticität dieser Sammlung und es würde dem allgemeinen Interesse an ihr gewaltigen Abbruch gethan haben, wenn man sie dessen hätte berauben wollen.

Übrigens befinden sich diese Schlegel'schen Gedichte, nebst vielen andern, unter dem Haupttitel „Reliquien von A. W. v. Schlegel" mitgetheilten, in dem durch Levin Schücking herausgegebenen „Rheinischen Jahrbuch" für 1846. Gelegentlich bemerke ich, daß die Leser des letztern dem Herausgeber auch für diese „Reliquien" im Allgemeinen, besondern Dank schuldig sind. Denn es gibt darunter viele, die, wie namentlich „Der Prophet

des Jüngsten Tages", sich durch einen recht glücklichen Humor auszeichnet. **Friedrich Laun.**

Romanliteratur.

1. Rinsa. Eine Novelle. Zwei Theile. Leipzig, Brockhaus. 1846. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Ein ungenannter Verf. sendet vielleicht die vorliegenden Blätter in die Welt, um anzuklopfen und, wenn das Publicum: Herein! ruft, einzutreten. Ref. bedauert unendlich, nicht mit vollem Herzen: Herein! rufen zu können. Man möchte so gern in der jetzt sich immer mehr verflachenden Literatur einmal Talent und Genie freudig begrüßen, und in jedes Erstlingswerk sucht man nach Spuren davon; in den vorliegenden Blättern sind abermals keine vorhanden und sie müssen in Gesellschaft so mancher der neuen Romane erscheinen und verschwinden, ohne den Dank des Lesers, ohne Anwartschaft auf das Wiedergelesenzuwerden. Drei junge Deutsche reisen nach Italien: ein Schwärmer, ein intriganter Geistlicher und eine burleske Figur, welche im Leben unausstehlich sein muß und im Roman, den sie beleben soll, unangenehme Länge hervorbringt. Der Schwärmer und der Geistliche verlieben sich in Rinsa, die italienische Contessa. Letzterer wird verschmäht und brütet Rache; Ersterer wird geliebt und entführt die Geliebte von der lächerlichen Mutter und dem tyrannischen Vater. Er bringt sie nach Deutschland, wo sie in des Gemahls aus lauter Caricaturen bestehende Familie eingeführt wird. Selbst die Cousine Ottilie, welche liebenswürdig erscheinen soll, ist nur eine Caricatur, ein Gemisch von Gutmüthigkeit, Grobheit, Witz und Coquetterie. Der Fürst nebst der Gräfin, seiner morganatischen Gemahlin, ist nicht minder Caricatur; die Hofscenen erscheinen äußerst burlesk. Der Fürst zeichnet Rinsa aus, die Gräfin wird eifersüchtig, vor dem ganzen Hofe nennt sie die ohnmächtige Rinsa eine „Metze". Dem Fürsten, der sich entschuldigen will, ruft sie zu: „Halt' dein Maul, geh aus meinen Augen mit deiner Dirne, fahr' zur Hölle!" Die Hofdamen umringen die Gräfin. Der Fürst benutzt diesen günstigen Augenblick, um „mit Anstand" und von der Gräfin unbelästigt Rinsa aus dem Zimmer zu tragen. Wir enthalten uns, noch andere Details des Hoflebens mitzutheilen, Verstöße, wie die kühnste Phantasie sie sich nicht ausdenken kann. Dem verschmähten Candidaten gelingt es, Zwietracht unter die Liebenden zu streuen; der Gemahl benimmt sich unerhört albern, haltungs- und charakterlos. So unbegreiflich und unklar wie sein Argwohn, so unbegreiflich und unklar ist die Versöhnung, noch dunkler aber ist der Schluß. Ob Rinsa stirbt? Ob Beide sterben? „Sie streckte die Arme gegen ihn aus — sprachlos sank er hinein, heiliger, seliger noch als ihr erster Kuß war dieser ihr letzter, nicht mehr der Verheißung allein, sondern zugleich der Erlösung. So blieben sie stumm und regungslos; alle stürmischen Wallungen hatten sich gelegt, alle irdischen Leidenschaften sich ausgetobt; an ihrer Statt herrschte Stille, himmlischer Friede. Ein Ausruf des Entsetzens zerriß ihr Ohr, — sie fuhren auf. Rinsa erschrak, Ottilie stand vor ihnen; schwarze Fluten der Erinnerung strömten auf ihr Gehirn — der Lichtstrahl der Wirklichkeit brach grell herein, noch auf der Erde träumten ihre Lippen, aber ihre Seele jubelte schon im Himmel." Wie konnte sie jubeln über die Trennung von dem Geliebten, der ihr jetzt wiedergegeben? Oder starb er mit ihr? So dunkel gehalten und so wenig motivirt wie diese Schlußscene gibt es deren noch mehre. Der Stil läßt auch Manches zu wünschen übrig: oft hochtrabend und oft mit Alltagsredensarten überladen; so findet der Held Alles „läppisch", was er seiner Geliebten sagen oder schreiben möchte. Ähnlicher Worte bedienen sich die handelnden Figuren. Trotz aller dieser Mißstände hat der Roman doch auch Verdienste; manche wohlgelungene Schilderung von Naturscenen in Italien, manche Urtheile über Kunst- und Literaturgegenstände zeugen von der Bildung des Verf., welche, wenn auch nicht die für den Schriftsteller genügende, doch immer anzuerkennen ist.

2. Reisebilder und Novellen aus der Vergangenheit und Gegenwart gesammelt von ? — Drei Bände. Braunschweig, Meyer sen. 1846. 8. 2 Thlr.

Ein geistreiches Chaos von Erlebtem und Gedachtem, ein Gemisch von Bildern der Phantasie und der Wirklichkeit ist hier an einen ziemlich losen Romanfaden angereiht. Denselben vor dem Leser zu entwickeln hält Ref. für ein zweckloses Unternehmen; denn die Geschichte ist wunderlich, aphoristisch in einzelnen abgerissenen Skizzen unter Reflexionen und Schilderungen von Zuständen der Wirklichkeit gestreut. Der durch einen Doppelgänger und durch eigene Thorheiten leidende Held fällt, nachdem er die dresdener Julirevolution in den eingelegten Reisebildern und manches andere blutige Ereigniß erlebt hat, im polnischen Freiheitskriege. Daß Auffassung und Ausführung genial, daß Geist und Talent dem ungenannten Verf. zu eigen, läßt sich nicht in Abrede stellen, wenngleich keine wohlthuende Stimmung daraus hervorgeht und der Leser unangenehm berührt werden muß durch die Art und Weise der Besprechung so ernster, tragischer Zustände, woran die Herzen der Menschen und Nationen verbluten möchten. So die Berührung der leipziger Scenen des 12. August 1845 in der Vorrede. Ein wilder ungezügelter Humor reißt den Ernst oft in das Komische und verwebt die Politik in den Roman. Man fühlt die Absicht, sie dem Leser zu vergegenwärtigen und mit Parteilichkeit zu beleuchten; der Verf. hat aber wahrscheinlich vergessen, daß die romanlesende Welt weniger Sinn für Politik hat, und Ref. bedauert vermuthen zu müssen, daß Vieles der so gut auseinandergesetzten Wahrheiten, wohlbeleuchteten Verhältnisse und etwas breit docirenden Reden überschlagen werde: ein Schicksal, welches zwar durch das Ineinanderweben heterogener Themas herbeigezogen, doch eigentlich gänzlich unverdient ist, da viel Schönes und Gutes auf diese Weise verloren gehen wird.

3. Die Braut auf dem Omberg. Von Emilie (Flygare) Carlen. Aus dem Schwedischen. Zwei Theile. Berlin, Morin. 1846. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Die beliebte schwedische Schriftstellerin zeigt auch in dem vorliegenden Roman ihr gewohntes Talent für die Schilderung von häuslichen Scenen, originellen Charakteren, sowie aller dem Familienleben entlehnten Umstände. Ein besonderer Zauber ruht auf diesen Darstellungen und der Leser fühlt einen wahren Genuß in der harmonischen Disharmonie des Kramer'schen Ehepaars mit dem Sohne, der so ganz anders geräth als sie Beide gewollt und den sie doch Beide so lieben. Die Frau zerschneidet den Hochzeitsfrack des Mannes zum Lockvogel und der Mann, höchlich darüber entrüstet, reißt doch aus seiner Chatoulle das rothe Tuch, damit der Lockvogel des jagdlustigen Sohnes rothe Augen bekommen kann. Die Verf. läßt den Helden in ihrem Vaterlande reisen und die berührten Gegenden beschreiben. Der Wetternsee, die Rothgabelgrotte und andere schöne Punkte in der Nähe werden mit dem ganzen Farbenapparat der Poesie geschildert. Bei dieser Gelegenheit entfaltet sie den Charakter des Helden, der bis dahin sich sehr still verhielt und nur durch die Unzufriedenheit der Ältern mit ihm uns bekannt wurde. Der Roman selbst hat wenig Handlung, die Liebesintrigue ist unbedeutend, wenn auch nicht gewöhnlicher Art; Sagen und anmuthige Erzählungen sind eingelegt; das größte Verdienst dieser Blätter ist aber die Darstellung verschiedener Charaktere. Der alte polternde Oberjägermeister und Dessen Haushälterin mit dem ziegelrothen Bande auf der Mütze; der alte Lootse mit der romantischen Liebesgeschichte seiner Jugend; der edle Major, welcher großmüthig der geliebten Braut entsagt und ihr des Vaters Einwilligung zu einer andern Heirath verschafft; die Braut, welche, eingeschüchtert von des Vaters Heftigkeit, durch die Liebe plötz-

lich zum Bewußtsein und Willen gelangt; der Bräutigam und Dessen Älternpaar und die Soldaten-Grethe, welche aus den Karten wahrsagt und die Wirthschaft führt: es sind Alles Charakterbilder voll Leben und Wahrheit. Die Übersetzung ist sehr gut, sodaß man nicht einen Augenblick sich bewußt wird, keinen Originalroman vor sich zu haben. 46.

Bibliographie.

Alexandre, A., Praktische Sammlung bester und höchst interessanter Schachspiel-Probleme, durch mehr als 2000 Beispiele anschaulich gemacht und aus ältern und neuern Schriftstellern zusammengetragen. Leipzig, Brockhaus und Avenarius. Schm. 4. 5 Thlr. 15 Ngr.

Bock, W. v., Die Lossprechung von der Instanz und ihr letzter Ritter. Keine Defensionsschrift. Dorpat, Gläser. Gr. 8. 24 Ngr.

Budler, K., Genre-Bilder und Stimmungen. Neustrelitz, Barnewitz. 1845. 8. 1 Thlr.

Bülow, E. v., Novellen. Zwei Bände. Stuttgart, Cotta. 8. 3 Thlr.

Calderon, Don P. de la Barca, Geistliche Schauspiele. Übersetzt von J. Freih. v. Eichendorff. Stuttgart, Cotta. Gr. 8. 2 Thlr.

Dronke, E., Die Maikönigin. Ein Volksleben am Rhein. Leipzig, Lorck. 8. 1 Thlr.

Flinzer, M., Palomita. Spanische Novelle. Altenburg, Helbig. 8. 1 Thlr.

Frankel, Z., Der gerichtliche Beweis nach mosaisch-talmudischem Rechte. Ein Beitrag zur Kenntniss des mosaisch-talmudischen Criminal- und Civilrechts. Nebst einer Untersuchung über die preussische Gesetzgebung hinsichtlich des Zeugnisses der Juden. Berlin, Veit u. Comp. Gr. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

Gutzkow's, K., dramatische Werke. 2ter und 3ter Band. 2te vermehrte und verbesserte Auflage. Leipzig, Lorck. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Hahn-Hahn, Ida, Gräfin, Sibylle. Eine Selbstbiographie. Zwei Bände. Berlin, A. Duncker. 8. 4 Thlr. 7½ Ngr.

Hertz, H., König René's Tochter. Lyrisches Drama. Im Versmaaße des dänischen Originals übersetzt von F. A. Leo. Leipzig, Lorck. 8. 10 Ngr.

Iduna. Taschenbuch für 1847. 27ster Jahrgang. Wien, Riedl. 16. 1 Thlr. 4 Ngr.

Deutscher Jugendkalender für 1847. Mit Geschichten und Liedern von B. Auerbach, H. Kurtz, R. Reinick u. A. und mit Holzschnitten nach Zeichnungen von L. Frölich. Herausgegeben von H. Bürkner. Leipzig, G. Wigand. 4. 15 Ngr.

Illustrirter Kalender für 1847. Leipzig, Weber. 4. 20 Ngr.

Moore, T., Abende in Griechenland. Gedicht. Aus dem Englischen übersetzt von G. E. Dieffenbach. Darmstadt, Pabst. 16. 12½ Ngr.

Müller, J. A. L., Novellenkranz. 1ster Band: Johannes und Elisabeth. Magdeburg, Falckenberg u. Comp. Gr. 16. 15 Ngr.

Newton, J., Kardiphonia oder Herzensergießungen in einem wirklich gepflogenen Briefwechsel mit vertrauten Freunden geschrieben. Aus dem Englischen übersetzt von K. Lütke. Mit einem Vorwort von A. Tholuck. 1ster Band. Magdeburg, Falckenberg u. Comp. 8. 22½ Ngr.

Ourliac, E., Erzählungen aus der Vendée, mit einem historischen Gemälde der ersten Kriege der Vendée. Aus dem Französischen frei übersetzt von F. M. Brug. Augsburg, Fahrmbacher. 12. 18 Ngr.

Petöfi, Ausgewählte Gedichte. Aus dem Ungarischen übersetzt von A. Dux. Wien, Mörschner. Gr. 16. 15 Ngr.

Schalk, D. J., Ein Billet von Jenny Lind. Komische Scene mit Gesang. Berlin, Krause. Gr. 8. 5 Ngr.

Strobel, A. W., Französische Volksdichter in Biographien, Übersetzungen und Auszügen. 1ste Abtheilung. Baden, Büreau der Badzeitung. 8. 20 Ngr.

Sue, E., Martin der Findling oder Memoiren eines Kammerdieners. Aus dem Französischen übertragen von Alf. 1stes Bändchen. Berlin, Sacco. Kl. 8. 7½ Ngr.

Historisches Taschenbuch. Herausgegeben von F. v. Raumer. Neue Folge. 8ter Jahrgang. Leipzig, Brockhaus. Gr. 12. 2 Thlr. 15 Ngr.

Wachler, A., Johann Jakob Schöpfel, der zufriedene Mann zu Neurode. Lebensbeschreibung, Aufsätze und Gedichte, herausgegeben für christliche Freunde von ꝛc. Magdeburg, Falckenberg u. Comp. Gr. 8. 10 Ngr.

Tagesliteratur.

Heidelberger Adresse an die Schleswig-Holsteiner. Heidelberg, Winter. Gr. 8. 1½ Ngr.

Biblische Antwort auf die Frage: was ist die Vernunft? Magdeburg, Falckenberg u. Comp. 8. 2½ Ngr.

Antwort der holsteinischen Stände auf die dänische Eröffnung. Bremen, Heyse. Gr. 8. 1½ Ngr.

Channing, W. E., Die Kirche. Eine Predigt, gehalten zu Philadelphia 1841. Aus dem Englischen. Nebst einem Anhange über Channing's Leben und Wirken. Berlin, Schultze. Gr. 8. 5 Ngr.

Czerski, J., Zweites Sendschreiben an alle christkatholischen Gemeinden, mit Rücksicht auf die Versammlung zu Rawicz. Bromberg, Mittler. 8. 2½ Ngr.

Delbrück, F., Das Volkslied: Was ist des Deutschen Vaterland? Würdigung desselben. Nebst Zuschrift an E. M. Arndt und Erwiederung von ihm. Bonn, Marcus. Gr. 8. 5 Ngr.

Fischer, F., Drei Tage in Holstein. Aphoristische Skizze der Zustände Holsteins und Schleswigs. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 4 Ngr.

Gedanken bei Gelegenheit der kritischen Anträge und Berathungen in der diesjährigen Reichskammer. Mit einer Noten-Zugabe. Von einem katholischen Oberländer. München. 8. 9 Ngr.

Häusser, L., Schleswig-Holstein, Dänemark und Deutschland. Kurze Darstellung ihres geschichtlichen Verhältnisses. Heidelberg, Winter. 12. 6 Ngr.

Jakob Heinrich Helferich, Lehrer auf dem Abendberg. Bern, Fischer. 1847. 8. 5 Ngr.

Die Lage der Protestanten in der Niedergrafschaft Lingen. Osnabrück, Rackhorst. 8. 5 Ngr.

Sechs Lieder an Schleswig-Holstein! Nebst einer Widmung an Se. Maj. den König Christian VIII. von Dänemark! Von einem Schleswig-Holsteiner. Hamburg, Schleswig-holsteinische Buchhandlung. 8. 2½ Ngr.

Menapius, Mir nach! Zur Medicinalreform. Elberfeld, Funcke und Müller. Gr. 8. 10 Ngr.

Matthiae, B., Offener Brief an die im Jahre 1846 in Jena sich versammelnden Philologen. Jena, Mauke. Gr. 8. 4½ Ngr.

Moraczewski, A., Sendschreiben an Herrn Heinrich Wuttke, die polnische Frage betreffend. 2te Auflage. Leipzig, Keil u. Comp. Gr. 8. 10 Ngr.

Niebuhr, Beitrag zur Feststellung der Urtheile über die heutige Gestaltung des Bankwesens und insbesondere der Mannheimer Credit- und Giro-Bank. Heidelberg, Winter. Gr. 8. 20 Ngr.

Uhlich, Betrachtungen auf Anlaß der Synode in Berlin. 2te Auflage. Leipzig, O. Klemm. 12. 3 Ngr.

Wolff, O., Wachet, stehet im Glauben! Vier Predigten und 4 Lieder. Grünberg, Weiß. Gr. 8. 5 Ngr.

Der Zeitgeist in seinen Bestrebungen und Behauptungen, oder die falsche Aufklärung betrachtet im Lichte der Wahrheit von E. Freimund. Basel, Schneider. 8. ¾ Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 293. — 20. October 1846.

Selbstbiographie des Friedrich Freiherrn von Lupin auf Illerfeld. Vier Theile. Weimar, Voigt. 1844. Gr. 8. 6 Thlr.

Der Name, den der Verf. des genannten Buches trägt, gehört in Norddeutschland nicht zu den sehr bekannten, und es dürften Viele und nicht gerade ungelehrte Leute sein, die von Hrn. v. Lupin nur wüßten, daß er eine Sammlung Biographien lebender Personen herausgegeben hat. Denn einige seiner größern Schriften, wie die über die Gärten, sind kaum in den Buchhandel gekommen, und viele seiner naturhistorischen Monographien und kleinen Abhandlungen stehen in den Denkschriften gelehrter Gesellschaften, deren ihn nicht weniger als 36 im In- und Auslande unter ihre Mitglieder zählen. Um so willkommener wird Vielen es sein, durch das vorliegende Buch die Bekanntschaft des rüstigen Siebzigers zu machen, der jetzt mit der Beschreibung eines vielseitig bewegten Lebens hervortritt, aber nicht anders als Einer, der sich in der Rückerinnerung thätig und glücklich verlebter Jahre erheitern will, oder wie ein Jubelgreis, der das Jubiläum seines Lebens im Kreise seiner Bekannten und Freunde begeht.

Unter den schriftlichen Denkwürdigkeiten, die uns aus dem Leben älterer Zeitgenossen in den letzten zehn Jahren überliefert sind, nimmt Hr. v. Lupin einen würdigen Platz ein. Er hat sich in den höhern Kreisen des Welt- und Geschäftslebens hinlänglich umgethan und die politischen Ereignisse stets mit scharfem Blicke verfolgt, er ist in alter und neuer Literatur wohl bewandert, er ist ferner ein geschätzter Mineralog und Landwirth, dabei ein Mann von einer edeln, milden Gesinnung und von einer Heiterkeit seines ganzen Wesens, wie sie nur der Vollgenuß körperlicher Gesundheit zu verleihen im Stande ist. Alles Dies sind Eigenschaften, die ihn neben einen Arndt, Jacobs und Strombeck in würdigster Weise stellen, wobei wir noch den besondern Vortheil empfangen, daß sich alle diese Eigenschaften in den Lebensbezügen eines Süddeutschen abspiegeln, die, wenn wir etwa die Denkwürdigkeiten des Würtembergers Pahl und der Karoline Pichler ausnehmen, mit dergleichen Darbietungen bis jetzt sehr karg gewesen sind. So möchten wir auch in der Art und Weise, wie sich Hr. v. Lupin in aller Behaglichkeit über verschiedene Gegenstände des menschlichen Lebens ergeht, wie er oft seitenlange Betrachtungen da einflicht, wo die oben Genannten nur Selbsterlebtes oder Selbsterfahrenes berichten, einen heimatlichen Charakterzug wahrnehmen. In solchen Stellen hat der Verf. sich als Geistesverwandten Jean Paul's gezeigt, mit dem er auch in seinen humoristischen Schriften große Ähnlichkeit hat; und es mag Dies immerhin für die Bewunderer Jean Paul's sein Anziehendes haben, wir gestehen aber, uns nicht diesen anschließen zu können. Denn bei aller Achtung, die wir aus diesem lehrreichen Buche gegen seinen Verf. gewonnen haben, fanden wir uns durch dergleichen Expectorationen, wie sie z. B. gleich die Vorrede enthält, öfters sehr ermüdet und waren froh sie hinter uns zu wissen.

Wir fürchten nicht, durch diese Ausstellung dem edeln Greise wehe zu thun.*) Denn einmal hat er hinlänglich gezeigt, daß er gemäßigten Widerspruch zu vertragen weiß, und zweitens ist die Beurtheilung seiner Biographie in d. Bl. einem Manne übertragen, der, wennschon fast 30 Jahre jünger als Hr. v. Lupin, doch die größte Achtung gegen diejenigen Greise unserer Zeit hegt, deren Jugend und frischeste Thatkraft in die bewegten Zeiten dieses und des vorigen Jahrhunderts gefallen sind, und der demnach Hrn. v. Lupin's Buch durch seinen Bericht gern den Jüngern unserer Tage vorzüglich empfehlen möchte. Nach diesem Geständniß wird es uns der Verf. nicht verargen, wenn wir, besonders im vierten Theile, gar Manches, was für die Familie Lupin von Interesse sein wird, in dem gedruckten Buche gekürzt wünschen, wie die Reflexionen über die Nützlichkeit des Schlafens bei offenen Fenstern, die „Eselsohren in Hufeland's Makrobiotik", und die langen medicinischen Erörterungen. Ja wir fürchten, daß Manche, die Hrn. v. Lupin mit gespannter Erwartung durch sein Buch gefolgt sind und sich an dem Bilde einer so tüchtigen Persönlichkeit erfreut haben, im vierten Theile sich weniger befriedigt finden, ehe sie an den schönen Schluß und an den vortrefflichen Commentar zu Cicero's Buche vom Greisenalter im letzten Abschnitte des vierten Theils gelangt sein werden.

*) Derselbe ist seit der Abfassung dieses Aufsatzes am 28. Nov. 1845 gestorben. D. Red.

In der Handhabung der Sprache zeigt sich überall Frische und Kraft, selbst da, wo sie nahe an Jean Paul'sche Auswüchse anstreift, wenn z. B. die französische Conscription der „große Heringsfang" genannt wird, oder wenn der Verf. von seiner amtlichen Stellung zu Memmingen im J. 1800 Folgendes schreibt (II, 251):

Ich war in dieser essigsauern Zeit das Öl des socialen Lebens, der hölzerne Löffel, mit welchem der Salat der durchkommenden Celebritäten und der Uncelebritäten der Stadt angemacht wurde.

Dadurch, daß er Napoleon einen „großen Schauspieldirector" und einen „Scharfrichter" nennt, der mit seinen „Flibustiers" Executionen hielt wo es ihm beliebte, und der endlich „in Pferdedecken eingewickelt" auf einem „Kälberschlitten" den Weg allein nach Hause gefunden hat, daß er überhaupt nirgend als Verehrer des französischen Kaisers auftritt, wird sich Hr. v. Lupin freilich bei Denen unter seinen deutschen Landsleuten, die zu ihrer Schande den Napoleon des Hrn. Thiers mit gefalteten Händen anbeten, wenig empfehlen, Andere aber werden es sehr beloben, daß der Verf. so treu die Stimmung des J. 1813 30 Jahre später ausgesprochen hat. Überhaupt ist Alles in diesem Buche treu, fest und aufrichtig und die Sprache überall der Ausdruck eines für die edelsten Interessen erwärmten Herzens. Wie gern verweilten wir länger bei der anmuthigen Schilderung seiner häuslichen Verhältnisse und seines Familienglücks, denn Hr. v. Lupin muß ein ebenso vortrefflicher Gatte als Vater sein, oder bei den landwirthschaftlichen Beschäftigungen und ausgedehnten Gartenanlagen, die ein Muster für die ganze Provinz geworden sind, und bei der wackern, loyalen Gesinnung, mit der er zu seinem Landesherrn hält. Er, der geborene Reichsstädter, erschöpft sich nicht in nutzlosen Klagen über eine dahingeschwundene Seligkeit, weil er einsah, daß es eigentlich keine war und daß das Gemeinwesen der freien Reichsstadt Memmingen sich überlebt hatte; er huldigt vielmehr von ganzem Herzen den fürstlichen Tugenden Maximilian Joseph's von Baiern, als Memmingen 1802 Dessen Landen zugetheilt wurde, und begrüßt mit guten Hoffnungen den Glücksstern, der mit König Ludwig's Regierungsantritt am 13. Oct. 1825 über Baiern aufgegangen war; wie er denn öfters eine innige, in unsern Tagen seltene Freude zeigt, von seinen königlichen Gebietern und Gebieterinnen in gutem Andenken behalten zu sein. Eine solche Gesinnung schließt aber manchen freimüthigen Tadel über einzelne bairische Zustände nicht aus. Hr. v. Lupin verhehlt nicht, wie ihm in der ersten Überraschung nicht Alles an der Monarchie gefallen habe; er spricht sich offen über das bairische Centralisiren, Parcelliren der Familiengüter, Adelsgesetze und ähnliche Willküren aus, tadelt die Forstgesetzgebung und stellt sehr lesenswerthe Betrachtungen über die schlechten Besoldungen der Staatsdiener an, die, falls sie mismuthig und unzufrieden sind, zu einer Landplage für das Land werden, dem sie angehören, denen aber Wohlhabenheit und Zufriedenheit besser kleiden als die schönste Uniform. Wir setzen den Schluß dieser Stelle her, welche der Verf. schrieb, als er schon längst aus dem Staatsdienste getreten war:

Arme Genies, die überall und immer groß und hoch hinauswollen und sich in ihrem Ehrgeiz und in ihren Erwartungen getäuscht sehen, gefallen sich in jeder Umwälzung des Staats, weil sie in solcher ihr Glück zu machen glauben. Der wird der Ruhe und Ordnung von Grund des Herzens anhängen, der bei einer gewaltsamen Umwälzung sein Vermögen einzubüßen befürchten muß. Mit Besitz von Grund und Boden schützt der Mensch das Eigenthum in dem Seinigen, er vertheidigt den Staat mit dem Seinigen, und ihm ist das Vaterland und das Staatswohl aufrecht zu erhalten eine vom Vater angeerbte, zur andern Natur gewordene Gewohnheit.

(Die Fortsetzung folgt.)

Zur Tagesliteratur.

Das Christenthum lehrt auch den Glauben und die Liebe zu den Menschen. Dies soll das Princip der christlichen Schule sein. Daher ist zuerst im Christenthum die Idee der Volksschule aufgegangen, welche aber bis jetzt noch nicht verwirklicht worden ist. Wie sie jetzt genannt wird, ist sie nur die Schule eines Standes. Aber jedes Kind des Volkes gehört dahin zur Erziehung seines Willens zum freien und gebundenen Thun, Bildung von Gemüth und Phantasie. Ist der Grund des Willens gelegt, dann kann die Erkenntniß des Verstandes und des Glaubens gegeben werden. Die Volksschule ist die Vorschule sowol der Kirche wie des Staats.

1. Die Schule der Zukunft mit besonderer Rücksicht auf die Herzogthümer Schleswig und Holstein. Ein Vortrag von Gustav Thaulow. Kiel, Schwers. 1846. Gr. 8. 9 Ngr.

sagt in dieser Beziehung sehr richtig, daß zwei Gleichheiten alle Unterschiede der Schulen überwänden: Religion und nationales Bewußtsein; die Schule hätte also Bürger und Menschen zu bilden und es wäre bis zu einem gewissen Zeitpunkte für alle Kinder eine gleiche Schule nöthig. Aber der Verf. verläßt diese Idee sofort, weil die Stände eine göttliche That seien, und so kommt er nur zu ständischen Schulen, deren Glanzpunkt das Gymnasium wäre, als die allgemeine Pflanzschule für alle höhern und bedeutenden Stände, durch welche auch die größern Gutsbesitzer hindurchgehen müßten, um auch den Bauernstand durch diese seine Vertreter an die Allgemeinheit zu knüpfen. Die Schulinspection hätten Lehrer, Prediger, Magistrat und Mitglieder der Commune nach gleichen Rechten zu führen, mit Einigung durch einen Staatsminister. Denn der Staat ist dem Verf. die Substanz oder die Wahrheit des Lebens, die Kirche nur ein Glied der Familie, worüber aber zu streiten hier nicht der Ort ist.

2. Die Realschule und der Zeitgeist. Ein Votum von Friedrich Leizmann. Lemgo, Meyer. 1846. Gr. 8. 7½ Ngr.

setzt die Aufgabe der Realschule nicht darein, Fachschule zu sein, sondern immer vollständiger und lebendiger alle echt vaterländischen Elemente in sich aufzunehmen, die in der großartigen Geschichte des deutschen Volkes und in seinen an den schönsten sittlichen Tendenzen überreichen Schrift- und Sprachwerken niedergelegt sind, damit immer voller ein echt vaterländisches Herz in unsern Jünglingen und Männern schlage und so in unserer eigenen Mitte dem edelsten Weltbürgerthum, das nur auf kräftigstes Volksbewußtsein sich gründen kann, eine dauernde Wohnstätte bereitet werde; in den Unterrichtsgegenständen selbst mit Rücksicht auf die vorherrschenden Thätigkeitskreise, in welchen im wirklichen Leben die große Masse der Staatsbürger sich berufsmäßig zu bewegen hat. Der Verf. der vorhererwähnten Schrift nennt zwar die Realschule eine

Sünde wider den Heiligen Geist, gestattet aber doch in seinem Gymnasium eine doppelte Prima und Secunda behufs der Realschule. Die Sache ist immer dieselbe. Die Thatsachen zwingen, und zwar hier die der Steigerung der bürgerlichen Handlungen für den Staat, welche nothwendig nach einem verständigen Geiste sich sehnen. Die Realschule wird der eine geradaufsteigende Stamm aus der Volksschule zum Staate hin werden, von Unterweisung der Geschichte und Natur zur Blüte des Selbstdenkens hin durchströmt, welche Blüte die Universität als die Krone, das Ziel der Volksschule in dieser Hinsicht geben wird. Das Gymnasium wird sich als die Fachschule für den Lehrer im Staate gestalten und so die sogenannten Volksschullehrer-Seminare in sich enthalten; und wenn dann ebenso solche Berufs- und Fachschulen für die übrigen Staatsregierungsbeamten hinzutreten als Zweige jenes Stammes der Volksschule, dann erst wird die Universität, gereinigt von allem hindernden Ballaste, zu ihrer wahren Facultät, der philosophischen, kommen und vermögend sein, die Krone der Volksschule und deren specialer Zweige und die Wiege handelnder Staatsbürger zu werden.

3. Offenes Sendschreiben an den Herrn Minister Eichhorn von K. F. W. Wander. Zweite Auflage. Leipzig, O. Wigand. 1846. Gr. 8. 10 Ngr.

bevorwortet die Umbildung der Volksschullehrer-Seminare in reine Berufsschulen und tüchtig vorgebildete Zöglinge, zu welchem Behufe der vorgängige Besuch einer höhern Bürgerschule verlangt wird. Hält man hier unsere eben entwickelte Ansicht von dieser Schule fest, und daß dieses Seminar nur eine untere Classe des Gymnasiums wäre, so stellt sich die gewiß wahre Vorstellung heraus, wie der Lehrer vom Volke ausgeht und mit seiner Bildung an dasselbe fördernd wieder herantritt. Drittens wird eine bessere Verfassung verlangt. In der ganzen Schrift ist viel Interessantes und Wahres berichtet und geurtheilt.

4. Briefe von der Elbe über pädagogisch-politisch-religiöse Tagesfragen von Arnold Salzmann. Leipzig, O. Wigand. 1846. 8. 22½ Ngr.

haben sich zur Hauptaufgabe gesetzt, für die Emancipation der Schule von der Kirche zu streiten, oder eigentlich von der Beaufsichtigung der Geistlichen. Die Schule sei kein Ast vom Kirchenbaum, sie habe ihre eigenen Wurzeln. Das ist ganz richtig, insofern nur von der Staatsschule zur Erziehung des Bürgers die Rede ist. Es ist aber auch eine Kirchenschule zur Erziehung des Menschen nöthig. Jener braucht Freiheit durch den Verstand, Dieser Gebundenheit durch den Glauben. So erst wird der Geist vollständig berücksichtigt und vernünftiges Thun allseitig möglich. Die wenigen oder vielen Religionsstunden in den gewöhnlichen Schulen und der Confirmandenunterricht der Parteien behufs ihres Zuwachses genügen nicht. Es braucht Religionsschulen neben den Bürgerschulen, in welchen die Geschichte Gottes und seiner Kirche gelehrt wird, damit der Glaube erkenne, was Gott und Kirche sei, und menschliches Thun erweckt werde, wozu der Wille in der Volksschule gelegt ist. Aus diesen Religionsschulen, dem andern Stamme der Volksschule, gingen die Berufsschulen der Geistlichen hervor. Die Kirche aber oder die Lehrerin und Bewahrerin des zeitlich erkannten Glaubens, die Regiererin der Gemeinden, würde die Krone dieses Stammes sein. Die Schrift übrigens enthält in negirenden Urtheilen sehr viel Interessantes und Wahres.

5. Fortschritt zum Rückschritt in Magdeburg, oder wie man daselbst mit der Zeitbildung jetzt umgeht, gezeigt von Reckum. Dessau, Fritsche. 1846. 8. 5 Ngr.

verbreitet sich über die Einführung eines evangelischen Gesangbuches in den Schulen, das dem Verf. nicht gefällt. Es ist die traurige Manier des verstorbenen König aus Anderbeck, mit allerlei lächerlichen Noten, Parenthesen, Zeichen u. s. w. zu streiten, die auch diese Schrift an sich hat. Solche ist aber ebenso verführend als das Bestrittene in anderer Weise etwa nur sein mag.

Von politischer Dichtung, die vor der Praxis der Landtagsreden und anderer in der Öffentlichkeit gehaltener und vor der Prosa der Zeitungscorrespondenten gegenwärtig bedeutend zurückstehen muß, liegen uns vor:

6. Elixire gegen die Flauheit der Zeit von Alexander Jung. Leipzig, Fritzsche. 1846. Gr. 16. 7½ Ngr.

Der Verf. wollte nach seiner Erklärung gewisse Zeitstimmungen, gewisse noch bestehende Absonderlichkeiten, gewisse Handlungen der Willkür, gewisse kleine und große Brutalitäten u. s. w. mit den Pointen seiner Verse aufspießen. Es ist ihm auch manche Tändelei der Art angenehm gelungen; mancher böse Käfer schwirrt an seiner Nadel; ob aber die Zeit, wenn sie flau ist, durch solches Spiel wird gebessert werden, ist sehr die Frage. Vierundzwanzig aufgespießte Kleinigkeiten thun Solches nicht.

7. Pfingstlied für Deutschland 1846. Von Ernst Wallner. Leipzig, Pönicke und Sohn. 1846. Gr. 8. 2 Ngr.

ist ohne klaren Willen. Die „Feuertaufe" soll bald kommen; aber was das für ein Ding ist und wie sie wirken wird, erfährt man nicht.

8. Preußenlieder von George Hesekiel. Magdeburg, Heinrichshofen. 1846. 8. 4 Ngr.

treffen oft nicht ungeschickt die Manier soldatischer Lieder, aber mehr als diese Manier ist auch nicht darin.

Eine blutige Dichtung waren die neuesten Ereignisse in Polen.

9. Aufschlüsse über die jüngsten Ereignisse in Polen; nebst 16 authentischen Actenstücken. Mainz, Kirchheim, Schott und Thielmann. 1846. Gr. 8. 16 Ngr.

bezeichnen die Grundlagen des Aufstandes als Terrorismus und Communismus. Besonders Merkwürdiges ist nicht darin enthalten.

Eine halb lächerliche, halb sehr traurige Dichtung ist das Junge Deutschland in der Schweiz. Hierüber gibt Belehrung:

10. Generalbericht an den Staatsrath von Neuchatel über die geheime deutsche Propaganda, über die Clubs des Jungen Deutschlands und über den Lemanbund. Zürich, Meyer und Zeller. 1846. Gr. 8. 13 Ngr.

Sehr betrübend ist das Grassiren des Atheismus, einer nur allzu sehr ansteckenden Krankheit in den Vereinen. Das Journal von Marr: „Blätter der Gegenwart für sociales Leben", vorzugsweise in den Clubs gelesen, lehrt unter Anderm: „Wir wollen darthun, daß unsere Zeit, eben weil das Christenthum so arg in ihr spukt, das wirkliche Freiheitsstreben erst mit dem Atheismus beginnt. Die jungen deutschen Philosophen sagen nicht nur, daß Gott und Unsterblichkeit für sie abgedroschene und abgethane Dinge sind, sondern haben sie wirklich abgethan, in ihrer ganzen Hohlheit nachgewiesen für Jeden, der capabel und nicht zu faul ist selbst zu denken. Also noch einmal: unser Streben ist atheistisch. Die christliche Lehre von der Unsterblichkeit, der Mittelpunkt und Kern des Christenthums, ist der Inbegriff der ärgsten Verirrungen des menschlichen Gemüths, hat den traurigsten Einfluß auf das Leben der Menschen ausgeübt." Die Triebfedern dieser Worte sind Gemeinheit und Egoismus, eine niedrige That des Subjects, das von einer geschichtlichen Nothwendigkeit gezwungen zu sein sich nicht entschuldigen kann. Anders erscheint daher:

11. L'ami du peuple. Skizzen aus Marat's journalistischem Leben. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 1846. 8. 10 Ngr.

Es ist ein wahres Gefühl, wenn Marat ausruft: „So ist also in Frankreich durch einen einfachen Bürger eine öffentliche Censur eingeführt. Möchte zum Glück der Menschheit mein

Beispiel bald von allen Wohlgesinnten nachgeahmt werden. Möchten sie niemals durch persönliche Rücksichten dies heilige Amt beflecken. Möchten sie sich nie durch Erbitterung, Haß oder Rache leiten lassen, sondern stets ein reines Herz und die Liebe zum allgemeinen Wohl in diesen Dienst mitbringen!" Es ist ein ernster Zuruf: „Werden wir denn stets Kinder bleiben? Werden wir nie Principien, nie leitende Gesichtspunkte, nie politische Einsicht haben? Sollen die Leidenschaften uns stets beherrschen?"

Ob der Streit in Holstein Veranlassung zu einer Tragödie werden wird, da wir einmal hier mit politischer Dichtung begonnen haben, ist sehr die Frage. Die dänische Regierung dieses deutschen Bundesstaats hat sich gegen den Bundesstaat Lübeck schon ungerügt seltsame Dinge erlaubt. Hiervon handelt:

12. Lübecks Bedrückung durch die dänische Politik. Ein Wort an die deutschen Fürsten und das deutsche Volk. Braunschweig, Westermann. 1845. Gr. 8. 12 Ngr.

Über die Thatsachen ist hier nicht zu reden. Der Grundsatz des Verf., daß Eisenbahnen für sich allein weniger leisten, als wenn sie mit den übrigen natürlichen und geschichtlichen Bedingungen, die bei dem Handel in Betracht kommen, zusammenwirken, dürfte jedoch auch hier einige Worte bewegen lassen. Er ist ganz richtig; es fragt sich nur, ob die Directien der deutschen Eisenbahnen gegenwärtig vorzugsweise nach den Hansestädten gehen müsse. Der Handel kann nur dahin sich richten, wo er zu herrschen Aussicht hat. Das wußten schon die Phönizier. Aber können wir heute noch die Ostsee gegen Rußland oder die Nordsee gegen England beherrschen? Wol nicht. Nach Osten hin hat sich der Kiel des deutschen Schiffs zu beflügeln; Asien kann der Ort der deutschen Handelsherrschaft werden, wenn es will; die Eifersucht gegen Rußland und England gibt die besten Anknüpfungspunkte. In diesem Sinne ist die Donau der ausführende Fluß der deutschen Eisenbahnen und Venedig und Triest die für die zukünftige Seeherrschaft Deutschlands wichtigern Häfen als die der Hansa, welche es vormals waren. Östreich aber als der Nachfolger in Venedig hat wie Italien so auch die Türkei, ein Abfall der deutschen Berge, an Deutschland politisch zu binden und das Schwarze Meer zu dessen Eigenthum zu machen. Wenn so Deutschland durch Östreich nach außen handelnd auftritt, so wird dieser Handel durch die Industrie Preußens, des Landes der Gewerbe- und Ackerbaufreiheit, den nationalen Inhalt, die deutsche Waare, erhalten, die jetzt im Zollverein geschützt werden soll.

13. Über den Einfluß der Weltzustände auf die Richtungen der Kunst und über die Werke Friedrich Hebbel's. Von Felix Bamberg. Hamburg, Hoffmann und Campe. 1846. 8. 10 Ngr.

enthält zum größten Theile eine detaillirte Auseinandersetzung des Inhalts der dramatischen Werke von Friedrich Hebbel. Vorausgeschickt sind wenige Worte über den Gedanken, daß die Zeit den dunkeln Grund bilde, auf welchem die lichtvolle Gestalt des Künstlers, unter welcher Bezeichnung auch der Dichter verstanden wird, in desto schärfern Umrissen hervortreten könne. Die Kunst, mithin nach dem Verf. auch die Dichtung, soll die Aufgabe haben, die Schönheit des Lebens vor das Bewußtsein zu bringen. Aber Schönheit ist nur eine Eigenschaft; das Wesen ist die Freiheit; diese allein ist schön. Freiheit wollen Dichter und Künstler; Jener der Handlungen, Dieser der Gestalten. Der Dichter steht also nur dann auf dem Grunde der Zeit, wenn er von Freiheit im Staate dichtet — und dazu freilich wird, je mehr die Zeit männlicher wird, auch die Dichtung überhaupt hingetrieben werden —; aber es gibt auch Gegenstände der persönlichen und Standesfreiheiten, die zu allen Zeiten dieselben sind und immer, als wahre Dichtung, besungen waren und besungen werden.

14. Vertheidigung und Erkenntnisse in Sachen des Buchhändlers Theile zu Königsberg. Ein Beitrag zur Lehre der Beleidigungen und zur Beurtheilung des Verhältnisses eines Verlegers bei beleidigenden censirten Druckschriften. Herausgegeben von Crelinger. Königsberg, Theile. 1846. Gr. 8. 15 Ngr.

Eine sehr interessante Schrift, vorzüglich wegen der geschickten Auseinandersetzung in dem Erkenntnisse des Stadtgerichts zu Königsberg über die wirklich erfolgte Injuriirung vieler Lieutenants ohne deren Namhaftmachung, und Nachweis, daß die besondern Kläger in jenen Vielen enthalten gewesen. In der vorliegenden Schrift sind die incriminirten Stellen nicht abgedruckt: es hätte aber ohne Anstoß geschehen können, wie man Das aus vielen andern veröffentlichten Vertheidigungsschriften entnehmen kann. So jedoch geschieht nicht nur eine Vervielfältigung und Verbreitung verbrecherischer Handlungen, ja sogar jeder Leser ist gezwungen, sie für sich neu zu bilden. Aber das politische Strafgesetz scheint immer persönliche Idiosynkrasien zu haben.

F. Marquard.

Literarische Anzeige.

In unserm Verlage ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die Frauen der Bibel.

In Bildern mit erläuterndem Texte.

Erste Abtheilung:

Frauen des Alten Testaments. 15—20 Lieferungen.

1.—5. Lieferung. Schmal gr. 4. Subscriptionspreis einer Lieferung 8 Ngr.

Bei Bearbeitung des **Textes** war es die Aufgabe des Herausgebers, in möglichst ursprünglicher, an die Bibel sich anschließender Darstellung die Charakterbilder biblischer Frauen zu zeichnen, Nichts hineinzutragen und Nichts hinwegzunehmen. Die **Bilder**, welche zu den **ausgezeichnetsten Leistungen moderner Kunst** gehören, liefern dazu einen lebendigen Commentar und werden jeden Beschauer für die lieblichen, sinnigen Frauengestalten einer alten, ehrwürdigen Zeit begeistern.

Die erschienenen Lieferungen enthalten: **Esther, Rebekka, die Tochter Jephtha's, Delila** und **Eva.**

Neue Shakspeare-Galerie.

Die Frauen und Mädchen in Shakspeare's *dramatischen Werken.*

Schmal gr. 4. 45 Stahlstiche mit Text, welche in 45 Lieferungen erscheinen.

Subscriptionspreis einer Lieferung: 8 Ngr.

1.—3. Lieferung: Miranda, Ophelia und Beatrice.

Jede Lieferung enthält ein Bild mit dem dazu gehörenden Texte, welcher in wenigen Zügen den Leser an die Hauptmomente des Stücks erinnernd, zugleich die dargestellten Charaktere besonders hervortreten läßt. Die Einleitung, welche nach Beendigung des Ganzen erscheinen wird, soll dem Leser eine Übersicht dieser verschiedenen Schöpfungen des Dichters gewähren.

Leipzig, im October 1846.

Brockhaus & Avenarius.

Verantwortlicher Herausgeber: **Heinrich Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 294. —— 21. October 1846.

Selbstbiographie des Friedrich Freiherrn von Lupin auf Illerfeld. Vier Theile.

(Fortsetzung aus Nr. 293.)

Bei diesen Besprechungen bairischer Zustände liegt für den Leser die Vergleichung mit den Schilderungen des Ritters v. Lang sehr nahe, ja wir finden ihn auch erwähnt als „einen Ritter, der auf dem geschenkten Gaul den Geber niederreiten möchte". Es ist hier indeß nicht der Ort, auf eine nähere Beleuchtung der erwähnten Lang'schen „Memoiren" einzugehen; aber die Bemerkung drängt sich mit großer Wahrheit auf, daß dasselbe Stück Geschichte doch anders geschrieben sein kann als es von Lang geschehen ist, ohne daß wir gerade im Allgemeinen an seiner Wahrheitsliebe zweifeln wollen. Nur ist die Freude am Schlechten und am Häkeligen bei ihm zu offenbar, während Hr. v. Lupin eine solche nicht kennt: darin liegt ganz besonders der Unterschied zwischen diesen beiden Männern.

So viel sei nun zuvörderst zur Charakteristik des Buches im Allgemeinen und zur Kenntniß seines Verfassers gesagt. Bei Denkwürdigkeiten wohlunterrichteter Zeitgenossen fragt man jetzt vorzugsweise nach der Ausbeute, die sie zur Geschichte ihrer Zeit liefern, sei es um die Neugierde und die Tadelsucht zu befriedigen (und Das geschieht leider über Gebühr), sei es um nützliche Beiträge zur Geschichte vergangener Ereignisse zu empfangen. Und in der letztern Beziehung bietet uns Hrn. v. Lupin's Buch zunächst eine reiche Anzahl schätzbarer Bilder aus dem Leben in der schwäbischen Reichsstadt Memmingen, in welcher er am 11. Nov. 1771 geboren worden ist. In seinem Vater, dem Kanzleidirector der genannten Stadt, begegnen wir einem Manne von durchaus ehrenwerther Gesinnung und von einem durch ganz Schwaben geachteten Namen, dem er auch bei den Einfällen der Franzosen durch mannhaften Widerstand und kluge Umsicht alle Ehre gemacht hatte. Dabei war er gelehrt, aber kein Stubengelehrter, im geselligen Leben angenehm, im öffentlichen Leben gerecht und uneigennützig; sein höchster Wunsch war die Erwerbung eines Grundbesitzes, wo er als freier, unmittelbarer Mann leben könnte. Dies gelang ihm auch durch den Ankauf von Illerfeld, nicht weit von Memmingen an der Heerstraße, die nach der Schweiz führt, welches bei der Familie geblieben und späterhin von dem Sohne, dem Verf. unsers Buches, 1843 als ein Fideicommiß hergestellt worden ist. Über Herkommen und Geburt unsers Verf. werden wir sehr ausführlich berichtet, ebenso über die erste Auferziehung durch die Mutter, eine verständige, strenge Frau, da es für einen Mann von des Vaters Stand und Ansehen damals für unschicklich galt, wenn er die Kinderstube betrat. Nach der Sitte der Zeit ward bei dem Knaben, der aristokratischen Geschlechts war, vor Allem auf Anstand und Feinheit der Manieren gesehen, der „junge Herr Fritz" sollte mit Gassenbuben keinen Umgang haben, er ward ängstlich im Hause gehalten, ein Hofmeister unterrichtete ihn; Alles ging still seinen Gang fort wie überhaupt in der Stadt Memmingen. Aber in dieses Stillleben bringen die erste jugendliche Liebe und die aufkeimende Beschäftigung mit lateinischen und deutschen Dichtern anmuthige Abwechselungen, und das frische Landleben in Illerfeld bewahrte den Knaben vor einseitiger Verdumpfung, der man später durch Schulunterricht und durch den Umgang mit gebildeten Männern entgegenzuarbeiten bemüht gewesen war. Der plötzliche Tod des ältesten Sohnes Benedict und der dadurch vernichtete Plan, denselben mit einem sehr reichen Mädchen verheirathet zu sehen, änderte die Erziehung des jüngern Sohnes Friedrich. Denn „wie die Väter zu jener Zeit meistens noch die Freiwerber ihrer Söhne waren", so ward auch Friedrich ausersehen, in zwei Jahren sich mit der Braut seines Bruders zu verheirathen; daher mußte seine Ausbildung beschleunigt und zuerst die französische Sprache in Strasburg erlernt werden.

Wir finden unsern Verf. hier in den J. 1789 und 1790 mitten unter den Anfängen und Fortschritten der französischen Revolution, die auch ihn so sehr mit in ihren Zauberkreis fortriß, daß er, der deutsche Baron, auf die Aristokraten mitschimpfte und an dem Angriffe eines schlechten, plünderungslustigen Pöbels auf das Rathhaus sich so sehr betheiligte, daß er selbst mit Steine in die Fenster warf. Bessere Ermahnungen beschwichtigten das aufgeregte Blut; aber er konnte nicht umhin, als alle rechtliche Leute für ihr Eigenthum die Waffen ergreifen mußten, in die Nationalgarde einzutreten und als Wachtmeister zu Pferd Dienste zu thun,

bis ihn sein Vater hieß seine Studien in Göttingen fortzusetzen. Mit dem Passe und in der Kleidung eines Gerbergesellen (da man seinem Abgange würde Schwierigkeiten in den Weg gelegt haben) verließ er zu Ostern 1790 Strasburg und studirte nach seinem eigenen Ausdrucke „wie ein Pferd" in Göttingen zwei Jahre lang die Rechte. Hier begründete er unter Blumenbach seine durch das ganze Leben andauernde Liebe zur Mineralogie, durchkreuzte Deutschland auf bergmännischen Reisen in verschiedenen Richtungen, lernte Werner in Freiberg, Jean Paul in Baireuth, Wildenow, Karsten, Biester und Nicolai in Berlin kennen und gewann endlich die Erlaubniß des Vaters zu einer Reise nach Kopenhagen. Von dort ging er zur See nach Königsberg, ward hier von Kant freundlich aufgenommen und gastlich bewirthet, und nahm dann seinen Weg durch Polen und Schlesien nach Wien und Ungarn, und kehrte durch Steiermark, Krain, Kärnten, Salzburg und Baiern nach Memmingen zurück. Manches Reiseabenteuer wird hierbei den Leser ergötzen, denn Hr. v. Lupin war stets fröhlich und guter Dinge, ein Verehrer der schönen Frauen und Mädchen; und so gönnen wir gern dem Greise diese Erinnerungen an die Jugendzeit, wofür er nach unserm Dafürhalten gar keiner Entschuldigung bedurft hätte. Wie schal und abgelebt erscheinen dagegen die Schilderungen vieler unserer heutigen Touristen — und wie Wenige werden im Greisenalter mit so harmloser Gesinnung auf die Erlebnisse ihrer Jugend zurückschauen können!

Nach fast sechsjähriger Abwesenheit sah Hr. v. Lupin die Vaterstadt wieder. Aber er, der „vor lauter Sonn- und Feiertagen ein Sonntagskind geworden war und ein Priester der versteinerten Kostbarkeiten in und über der Erde", fand in seiner Vaterstadt „wenig gläubige Seelen", ja die eigene Mutter wußte nicht, was sie aus einem „Mineralogen" machen sollte und fürchtete, daß er „wie ein Pedant" aussehen möchte. Indeß, es half Nichts, der junge Patrizier mußte sich mit den kleinstädtischen Wesen und mit den „lebendigen Mumien", wie er sich in seinem Tagebuche ausdrückt, befreunden und sich an seine Reichsstädter gewöhnen, die er in ihrer geistigen Ausbildung, in Kunst, Lebensgenuß und Mode um ein ganzes Jahrhundert zurückgeblieben fand; er mußte die nothwendigen Besuche machen, um nach dem Willen seines Vaters zum Stadtgerichtsassessor gewählt zu werden; er mußte es mit anhören, daß die alten Dienstboten ihn mit Reden tödteten, und endlich den Schmerz erdulden, daß der regierende Bürgermeister seine Liebhaberei für Pfeifenköpfe mit Lupin's Begeisterung für die Mineralogie verglich. Dazu sollte er auch baldmöglichst heirathen und wäre doch lieber auf den Ural gegangen, um geognostische Untersuchungen anzustellen. Aber der wohlmeinende Rath des Vaters heilte ihn von solchen Jugendträumen und eine lange Unterredung mit diesem verständigen Manne bestimmte ihn in der Heimat zu bleiben, ihr seine Kraft zu widmen und des Vaters wohlangelegte Plane durchzuführen. Die Rede, welche Hr. v. Lupin bei dieser Gelegenheit (Abschnitt 27) aus dem Munde seines Vaters mittheilt, ist wol schwerlich so gesprochen; aber sie hat ganz den Vortheil der Rede in den alten Geschichtschreibern, denn sie schildert uns auf das würdigste die Vortheile reichsständischer Unabhängigkeit, eigenen Besitzes und eines dem Dienste eines kleinern Gemeinwesens gewidmeten Lebens, ohne dabei zu verhehlen, daß sich in die Verwaltung desselben manche Misbräuche eingeschlichen hätten, deren Verbesserung aber durchaus nicht von der neuen französischen Aufklärung zu erwarten sei. Der Abschnitt verdient wiederholt gelesen zu werden.

Als nun Hr. v. Lupin Stadtgerichtsassessor geworden war (1794) und sich ein Jahr darauf mit Mariette v. Hartlieb verheirathet hatte, sich auch immer behaglicher in Memmingen finden lernte, brachen über Schwaben die Nöthe und Stürme des Revolutionskriegs herein. Wie in andern Gegenden Deutschlands war man auch hier sorglos und ungerüstet; die traurigen Nachrichten aus dem Schwarzwalde, nachdem Moreau am 24. Juni 1796 bei Kehl den Rhein überschritten hatte, erschreckten wol die Menschen, aber regten Die zu keinen thätigen Maßregeln auf, denen „Deutschlands Ehre und Wohl so gleichgültig war als die Erhaltung des tausendjährigen chinesischen Reichs". Unser Verf. entwarf schon damals, wie drei Jahre später der mainzische Kanzler Albini, den Plan zu einer allgemeinen Volksbewaffnung; aber weder das Bürgermilitair noch die Zünfte wollten etwas davon wissen, ja der Sprecher der letztern meinte, man könne den Bürgern doch nicht zumuthen, in dieser Noth ihr Leben für die Privilegien und die Patrizier aufzuopfern. Mit Recht zürnt Hr. v. Lupin über solche Gesinnungen, die freilich zu Deutschlands Schande damals nur zu häufig die herrschenden gewesen sind. Überhaupt enthalten des Verf. Berichte und Schilderungen aus den J. 1796 — 1802 traurige Beiträge zur Geschichte der Schwäche, Unentschlossenheit und Rathlosigkeit, durch die unser Vaterland eine leichte Beute der Franzosen geworden ist; aber auch eine warnende Mahnung für alle Zeiten, die unserige nicht ausgenommen.

Die Kriegsscenen wechselten in Memmingen rasch ab. Das Land war offen, seitdem die schwäbischen Kreistruppen bei Biberach von den Östreichern, ihren eigenen Verbündeten, entwaffnet und nach Hause geschickt waren: eine Scene, die Hr. v. Lupin am 28. Juli 1796 selbst mit ansah und mit tiefer Empörung beschrieben hat. Kurz darauf lagerte das Condé'sche Corps bei Memmingen, über dessen Anführer, die ihn begleitenden Prinzen von Berri und Enghien, die Offiziere und Soldaten desselben neue und interessante Nachrichten gegeben werden. Der Vater des Verf. sagt:

> Es liegt in diesen Menschen etwas Großes, etwas Heroisches, ich möchte sagen Historisches — aber sie haben ihre Zeit überlebt.

Und so mischte sich auch in ihnen der Stolz des altfranzösischen Adels mit der Galanterie und der witzigen Unterhaltung bei Tafel, zu deren Beschaffung die Köche und Bäcker alles Mögliche thaten. Des Prinzen Condé Koch bat nur immer um Trüffeln, dann wolle er schon

Alles herstellen. Fast unmittelbar nach den Condéern erschienen die Republikaner, die Stadt ward stark mit Einquartierung belegt, die Franzosen nahmen und plünderten, das Requisitionssystem stand schon damals in seiner schönsten, von den Deutschen nie erreichten Blüte, ganze Bataillone waren mit Gänsen, Enten und Hühnern wie gespickt, die Generale hielten in Memmingen große Tafel, die von allen Abteien, Klöstern, Gütern und Dörfern beschickt werden mußte. Hr. v. Lupin wurde mit den Leuten gut fertig, er war gewandt, behülflich und doch dabei rechtlich; in seinem Hause war die Niederlage aller Kriegslieferungen, Alles ging durch seine Hand und deshalb nennt er sich selbst im Scherze den „Oberstkuchelmeister". Als es nach dem Siege über die Condéer bei Kamlach am 12. August 1796 in Memmingen etwas ruhig geworden war, begab sich unser Verf. eine Zeit lang auf mehre, seinen Verwandten zugehörige Herrschaften in der Nähe und steuerte da nach Vermögen dem französischen Unwesen. Darauf erfolgte Moreau's Rückzug und der Friede zu Campo-Formio, der den bedrückten und verheerten Schwaben eine kurze Ruhe vergönnte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Zigeuner in Europa und Asien von A. F. Pott. Ethnographisch-linguistische Untersuchung, vornehmlich ihrer Herkunft und Sprache, nach gedruckten und ungedruckten Quellen. Zwei Theile. Halle, Heynemann. 1844—45. Gr. 8. 5 Thlr. 10 Ngr.

Die Linguistik, eine der jüngsten Erscheinungen auf dem Gebiete der Wissenschaften des neueren Europas, hat erst dadurch sich die Fähigkeit erworben, der Geschichte wichtige Dienste zu erweisen, daß sie auf rationnelle und empirische Grundlagen zurückgeführt ward und in Folge dessen das Reich einer zügellosen Phantasie verließ, wohin sie namentlich der Schwede Olaus Rudbeck (gest. 1702) geführt hatte. Und seitdem Pallas, Adelung, v. Arndt, Klaproth und Vater, die eigentlichen Begründer der Sprachvergleichungswissenschaft, so zahlreiche und zum Theil treffliche Schüler durch ihre Werke erzogen haben, ist die Linguistik eine Wissenschaft geworden, die der Historiker von Fach durchaus nicht mehr entbehren kann, wenigstens dürfen ihm ihre Resultate schlechterdings nicht unbekannt sein. Während aber die Franzosen, die Deutschen und die Engländer sich vorzugsweise auf den Sprachgebieten des Westens und des Ostens der Erde bewegen, haben die russischen Akademiker den Norden für ihre linguistischen Studien ausersehen aus Gründen, die theils in der Geschichte, theils und namentlich in den geographischen und ethnischen Verhältnissen ihres großen Staats liegen. Auch verdient es als eine beim ersten Anblick auffällige Erscheinung bemerkt zu werden, die sich indeß durch das soeben Erwähnte recht wohl erklärlich macht, daß die russische Kaiserin Katharina II. von ihrem halbbarbarischen Throne aus den Impuls zu sprachvergleichenden Studien gab, während der gebildetere und viel gelehrtere Westen Europas sich noch wenig um die Sache kümmerte und im Ganzen noch nicht sehr über sie im Klaren war. F. v. Adelung, ein Neffe des allbekannten Urhebers des „Mithridates", hat in einer besondern Schrift 1816 die Verdienste jener berühmten Zarin um die vergleichende Sprachkunde gewürdigt; den nun ungleich besser als früher angebahnten Weg sind in der neuesten Zeit Eichhoff, Murray, Wilhelm v. Humboldt, Bopp, Diez und A. mit dem schönsten Erfolge bemüht gewesen nicht nur weiter fortzuführen, sondern auch noch mehr zu ebenen und zu erweitern. Allein nicht blos die Geschichtswissenschaft hat von der vergleichenden Linguistik bereits wesentliche Vortheile erlangt, auch die classische Philologie hat, obschon lange mit einem gewissen selbstzufriedenen Stolze widerstrebend, den Resultaten derselben ein geneigtes Ohr leihen müssen. Und es ist bereits dahin gekommen, daß, wer in der Geschichte oder in der Grammatik der beiden classischen Sprachen jetzt etwas Befriedigendes leisten will, den linguistischen Studien oder wenigstens deren Ergebnissen nicht mehr ausweichen kann und darf. Ja es hat die Linguistik, da ihr zugleich praktische Zwecke und die Zeitverhältnisse so nahe gerückt sind, eine Bedeutsamkeit und Anziehungskraft gewonnen, daß sie dem antiken Humanismus Gefahr droht: der moderne Humanismus strebt einen Theil jener Wissenschaft zu seiner Basis zu machen. Von welchem größern oder geringern Erfolge aber auch immer dieses Streben begleitet werden möge, so viel ist unbestreitbar gewiß, die sprachvergleichenden Arbeiten haben der Linguistik einen Werth verschafft, daß ihr in dem Kreise der übrigen Wissenschaften für immer ein ehrenvoller Platz gesichert bleibt. Und das Werk, das uns vorliegt, ist nicht wenig geeignet, den Historiker so gut wie den Linguisten selbst in dieser Meinung zu bestärken. Auch hat der Verf. auf diesem Felde der Wissenschaft so Tüchtiges geleistet, daß sein Name eine hinlängliche Bürgschaft gewährt für die Gediegenheit und Verdienstlichkeit Dessen, was er in der historischen Frage über die Zigeuner in Europa und Asien geleistet hat. Und das Institut de France fand sich veranlaßt, dem Verf. den vom Grafen Volney ausgesetzten Preis für vergleichende Sprachkunde zuzuerkennen. Wer aber wie der Verf., und Dies mit vollem Rechte, von der Überzeugung ausgeht: „Das Gedeihen der allgemeinen Sprachwissenschaft hängt nicht zum geringsten Theile von möglichst vielseitiger und gründlicher Erforschung wirklicher Einzelsprachen und deren Vergleichung untereinander ab; je mannichfaltiger und entlegener von Natur, auf je verschiedenern Stufen der Bildung solche Sprachen stehen, desto besser. Aus allen Sprachen des Erdbodens zusammen aber erst wird dereinst ein wahres und vollkommenes Gesammtbild des menschlichen Geistes, soweit in der Sprache er zur Erscheinung kam, uns entgegenstrahlen" — wer, sagen wir, von dieser Überzeugung ausgeht und durchdrungen ist, wird gewiß, zumal wenn er so tüchtig vorbereitet und ausgerüstet ist wie der Verf., allemal Vorzügliches und der Wissenschaft Ersprießliches zu leisten im Stande sein.

Der Verf. hat sich auf den einzig richtigen Standpunkt versetzt, auf den sprachvergleichenden; von da aus kann allein der ganze Umfang der Frage übersehen und die Entscheidung derselben herbeigeführt werden, obschon die Hautfarbe und die Lebensweise der Zigeuner, sowie einzelne historische Andeutungen nicht ganz außer Acht gelassen werden konnten. Das Gesammtergebniß seiner Forschungen spricht der Verf. in folgenden Sätzen aus: 1) Die Zigeunermundarten sämmtlicher Länder, von so vielen uns — leider oft überaus spärlich — eine Kunde zukam, erweisen sich, trotz der unendlich bunten und mächtigen Einwirkung fremder Idiome auf sie, in ihrem tiefinnersten Grunde einig und gleichartig. 2) Man kann unmöglich darin eine besondere mit den Gaunersprachen oft verwechselte, davon jedoch völlig verschiedene Volkssprache miskennen, und 3) diese wurzelt unwiderleglich nicht etwa im Ägyptischen, noch irgendwo sonst als in den Volksidiomen des nördlichen Vorderindiens, sodaß sie, ungeachtet ihrer ungemeinen Verbasterung und Verworfenheit, doch zu dem im Bau vollendetsten aller Sprachen, dem stolzen Sanskrit, in blutsverwandtem Verhältnisse zu stehen, ob auch nur schüchtern, sich rühmen darf.

Die Literatur über die Zigeuner ist seit dem 16. Jahrhunderte sehr reich. Alle Nationen Europas *), in deren Mitte

*) In Asien und Afrika finden sich übrigens ebenfalls Zigeuner; für Amerika spricht zur Zeit nur erst die Wahrscheinlichkeit.

das auffällige Volk erschien, haben dazu beigesteuert: Spanier, Franzosen, Italiener, Engländer, Deutsche, Slawen und Ungarn haben in dieser Literatur ihre Vertreter aufzuweisen. Der Verf. ist mit großem Fleiße bemüht gewesen sich darin zu orientiren, und noch ungedruckte werthvolle Papiere von andern Gelehrten sind ihm zum Gebrauche überlassen worden. Daher wuchs ihm unter den Händen wider alles anfängliches Erwarten sein Werk zu zwei Bänden an. Sein Quellenverzeichniß ist deshalb für ebenso werthvoll anzusehen als es mühsam gearbeitet ist. Auch dadurch hat der Verf. seinem Werke einen bleibenden Werth gegeben.

Die sehr verschiedenen Namen des Zigeunervolkes haben ihren Grund theils in der schwarzen oder wenigstens sehr dunkeln Hautfarbe desselben, theils sind sie von der Beschäftigung entlehnt, theils hat man sie ihm nach der wirklichen oder vermeintlichen Herkunft gegeben. Der in Europa beiweitem verbreitetste Name, der jedoch unter sehr mannichfachen Modificationen in den verschiedenen Nationalsprachen erscheint, ist bekanntlich „Zigeuner"; aber so verbreitet er ist, so wenig läßt sich doch auch nur mit einiger Gewißheit sein Ursprung etymologisch nachweisen. Die verschiedensten Etymologien sind versucht worden — manche grenzen fast an das Lächerliche —, indeß nur wenige haben die Grenzen der Wahrscheinlichkeit erreicht. Die Franzosen nennen die Zigeuner Bohémiens, entweder weil zuerst von Böhmen aus Kunde von ihnen nach Frankreich kam, oder, was wahrscheinlicher ist, „weil man sie mit den umherstreifenden Böhmischen Brüdern in eine Classe setzte" und deren Sprache den Franzosen damals ebenso fremd war als die der eigentlichen Zigeuner. Bei den Engländern heißen sie Gypsies, eine Benennung, die, wie die spanische Gitanos, aus Aegyptii entstanden ist; denn die Annahme, daß die Zigeuner aus Ägypten stammten, zeigt sich in Europa ebenso alt als weit verbreitet. Bemerkenswerth ist, daß die Spanier sie auch Neucastilier, Deutsche und Flanderer nennen, ein recht auffälliger Beweis, wie verworren die Volksmeinungen über die Herkunft der Zigeuner bei ihrem Erscheinen waren und zum Theil noch sind. Der Gewährsmann für jene bemerkenswerthe Erscheinung ist der durch seine Bibelmission in Spanien so bekannt gewordene Engländer George Borrow. Dieser schreibt in dem ersten Bande seines Werkes „The Zincali, or an account of the Gypsies of Spain" (London 1841) S. 37 Folgendes:

„Gitanos, or Egyptians, is the name by which the Gypsies have been most generally known in Spain, in the ancient as well as in the modern period, but various other names have been and still are applied to them; for example, New Castilians, Germans and Flemings; the first of which titles probably originated after the name of Gitáno had begun to be considered a term of reproach and infamy. The may have thus designated themselves from an unwillingness to utter, when speaking of themselves, the detested expression «Gitáno», a word which seldom escapes their mouths; or it may have been applied to them first by the Spaniards, in their mutual dealings and communication, as a term less calculated to wound their feelings and to beget a spirit of animosity than the other; but, however it might have originated, New Castilian, in course of time became a term of little less infamy than Gitáno; for by the law of Philipp the Fourth, both terms are forbidden to be applied to them under severe penalties. — That they were called Germans, may be accounted for, either by the supposition that their generic name of Rommany was understood and mispronounced by the Spaniards amongst whom they came, or from the fact of their having passed through Germany in their way to the south, and their bearing passports and letters of safety from the various German states. The title of Flemings, by which at the present day they are known in various parts of Spain would probably never have been bestowed upon them but from the circumstance of their having been designated or believed to be Germans — as German and Fleming are considered by the ignorant as synonymous terms."

Auch in mehren andern europäischen Sprachen hat das Wort Zigeuner einen beschimpfenden Charakter angenommen, als: Dieb, Spitzbube, Räuber u. s. w., ähnlich wie die alten Griechen unter Kretenser sich auch einen Lügner dachten. Sich selbst nennen übrigens die Zigeuner Roma oder Romma, d. i. Männer von Rom der Mann.

Ein Volk nun, von dem der schon erwähnte Borrow sehr treffend sagt, daß sich seine Zelte in den Ebenen Brasiliens (?) und auf den Höhen des Himâlaja fänden, und dessen Sprache in Moskau und Madrid, sowie in den Straßen Londons und Konstantinopels gehört werde, und das in der That eine merkwürdige Anomalie unter den Bewohnern der Erde genannt werden kann, mußte die Frage nach seiner Herkunft sehr bald aufwerfen lassen. Schon frühzeitig wurden die Zigeuner für Ägypter erklärt auf den Grund einiger Bibelstellen; auch der Umstand ward zu Hülfe genommen, daß sie bei den Türken den Namen Fârâwni, d. i. Pharaoniter, führen. Und nach einer bekannten Verwechselung wurden sie sogar für Äthiopen gehalten. Außerdem sind noch manche andere Hypothesen im Laufe der Zeit über ihre Abstammung aufgetaucht. Die Frage: Wann sind die Zigeuner zuerst in Europa erschienen? hat die Gelehrten ebenfalls vielfach beschäftigt. Der Behauptung, daß vor dem Jahre 1417 keine sichern Nachrichten über ihr Dasein in Europa sich nachweisen ließen, sind die namhaftesten Forscher und Kenner ihrer Geschichten und Zustände entgegengetreten. Denn ihr Erscheinen auf dem europäischen Continente mit dem Auftreten des tatarischen Eroberers Timur in Verbindung zu bringen zeigt sich anderweiten Nachrichten zufolge als unhaltbar; nur Das kann zugegeben werden, daß sie seit dem genannten Jahre von Osten weiter nach Westen vorgeschoben werden und mithin auf dem Grund und Boden von Staaten erscheinen, deren Nationalität und Bildung bereits so entwickelt und so weit gediehen war, daß jene wunderbaren Fremdlinge sogar wissenschaftliches Interesse bei ihnen erregen und Schriftsteller veranlassen konnten, besondere Kenntniß von ihnen zu nehmen, wozu der minder gebildete Osten Europas beiweitem weniger aufgelegt oder geeignet war. Und ist dieser Theil unsers Continents nicht überhaupt während des Mittelalters an das Auftauchen der verschiedenen Völkerstämme gleichsam gewöhnt worden? Mit großer Leichtigkeit eignen sich die Zigeuner fremde Sprachen an, und mit vieler Geschicklichkeit haben sie in ihre Muttersprache, deren Armuth der Niedrigkeit des Volkes entspricht, diejenigen Ausdrücke und Wörter aus fremden Idiomen verwebt, deren sie bedürfen. Auch ihre Familien- und Personennamen zeugen für ihr Anschmiegen an die Sprache des Volkes, unter dem sie leben, z. B. Morgenstern, Reinhard, Florentine, Adelgunde u. s. w. Den Beweis für den indischen Ursprung der Zigeuner hat der Verf. durch seine grammatischen und lexikalischen Leistungen trefflich geführt. Bemerken wollen wir nur noch, daß sein jüngster Vorgänger auf diesem Gebiete, Heister (1841), jenes Volk malaischen Ursprungs sein läßt. 73.

Notiz.

Boshafte Ablehnung einer Wette.

Zwischen Sheridan und Monk Lewis kam es einst zu einem hartnäckigen Meinungsstreit, in Folge dessen der letztgenannte Schriftsteller dem Erstern als Wette den Ertrag seines damals erschienenen Werkes „Castle spectre", das zu ihrer Zeit viel Beifall unter dem schöngeistigen Publicum fand, einzusetzen vorschlug. Der kaustische Sheridan schlug die Wette mit den Worten aus: „Da ich nur um Kleinigkeiten zu wetten pflege, so kann ich nicht einsetzen, was Ihr Werk eintragen wird; aber ich habe Nichts dagegen, was es werth ist als Satz zu halten." 12.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 295. —— 22. October 1846.

Selbstbiographie des Friedrich Freiherrn von Lupin auf Illerfeld. Vier Theile.

(Fortsetzung aus Nr. 294.)

„Unsere kleine Republik", beginnt der Verf. seine Geschichte des Kriegs 1799, „erwartete den neuen, beispiellosen Krieg zwar in keinem neuen, blutigen Festkleide, wie die Schweizer, aber in einem alten, abgetragenen Staatsrocke voller Löcher." Ihn traf wiederum das Amt, für die pünktliche Leistung der gefoderten Naturalbedürfnisse zu sorgen, dem Oberfeldherrn im Namen der Stadt aufzuwarten und bei den Dislocationen der Truppen, Unterbringung von Gefangenen, Errichtung von Lazarethen, Magazinen und ähnlichen Veranlassungen das Interesse der Stadt zu wahren. Abgesehen von der Wichtigkeit und Verantwortlichkeit dieser Ämter, so war ihm kein Gang zu viel und jede Gelegenheit willkommen, Personen von Bedeutung zu begegnen.

Er übernahm — so lesen wir II, 199 (denn er spricht von sich stets in der dritten Person) — oft ein Geschäft, um diesen oder jenen publiken Charakter kennen zu lernen. Es war ihm dabei nicht blos um die Personen selbst und ihr Erkennen zu thun, sondern auch ihnen bekannt zu werden. In einer Zeit, wo sich alle Geschäfte zu persönlichen gestalteten, war es ein großer Vortheil, persönlich bekannt und gut angeschrieben zu stehen; konnte man es mit den Hauptpersonen zum Geselligen, zum Umgänglichen bringen, so wurden die wichtigsten Geschäfte oft spielend nach Wunsch abgethan. Nicht immer haben Hochgestellte ein so schlechtes Gedächtniß für minder Bedeutende als man gewöhnlich glaubt.

Das sind wahre Worte und wahrlich, wenn es in den Kriegszeiten und in den nachfolgenden Jahren der Fremdherrschaft in Deutschland nicht Männer wie Gagern, Lupin, Niemeyer, Dohm, Strombeck und manche andere ehrenwerthe Persönlichkeit, deren Name in unverdiente Vergessenheit gesunken ist, gegeben hätte, so wäre noch weit mehr untergegangen als ohnehin schon in jener bösen Zeit verloren gegangen ist.

Und so tritt uns denn in der letzten Hälfte des zweiten Theils eine ansehnliche Gesellschaft merkwürdiger Männer entgegen, deren Bilder durch neue Striche und Farben vervollständigt erscheinen. Unter den Östreichern nennen wir den Erzherzog Karl, den „Auserwählten, der, rein wie Gold an Sitte und Denkart, in einer an Unthaten und Sünden überflutteten Zeit hervorragte", seinen vielbetrauten Rath, den Hofrath von Faßbinder, der in einem Alter von 35 Jahren schon als Geschäftsmann an der Spitze der östreichischen Armee stand, später die Generale Mack und Kraz; unter den Russen Suworoff, der unsern Verf. zuerst in der Badewanne nach seiner Sitte empfing, und der ihn für den einzigen Mann in Schwaben, der Verstand hätte, erklärte, weil er ihm sagen konnte, wie viele Fische der Bodensee zählt; den General Korsakoff und den Großfürsten Konstantin, für den und dessen Waffengenossen Hr. v. Lupin stets Bälle anzustellen hatte. Von den französischen Generalen hatte der Verf. mit Lecourbe, Vandamme und Moreau den meisten Verkehr. Lecourbe händigt gleich beim ersten Frühstück ihm eine schriftliche Brandschatzung (diese hieß damals invitation im französischen Armeestil) von 200,000 Francs ein, war dann sehr entrüstet, als ein Geschenk ihm in Geldfäßchen dargebracht wurde, weil er die Summe in Gold und nicht in Silber hatte haben wollen, spielte auch den Kunstkenner, wo es galt, gute Gemälde mitzunehmen und Silberservices zu empfangen. Vandamme war der eigentliche Räuberhauptmann in der französischen Armee, Moreau dagegen ein durchaus tugendhafter, rechtlicher Mann, einfach und anspruchslos und von bester Erziehung. Wie er so ohne allen Stolz und Generalshochmuth war, zeigt uns die harmlose Erzählung, wo er in des Verf. Hause Klumpsack mit den jungen Mädchen spielte, dabei tüchtige Schläge empfing und ein mal über das andere erklärte, er habe sein Lebtage nicht so gelacht wie an diesem Tage.

Alle nachfolgende Thätigkeit des Hrn. v. Lupin im Verkehr mit den französischen Kriegscommissairen und mit den Ständen des schwäbischen Kreises, für die er der Generalliquidator war, im Einzelnen zu begleiten dürfte hier schwerlich der Ort sein. Dasselbe gilt von der Last der Einquartierungen und Lieferungen, unter denen das Land fast zu Grunde ging, und von den Kriegsscenen und Jammererscheinungen in den Lazarethen, die er mit ansehen mußte und die er nach fast 50 Jahren uns noch mit solcher Wahrheit und innerer Bewegung darstellen kann, als unter Anderm (II, 245 fg.) geschehen ist. „Lieber Leser, du magst 30 Friedensjahre hindurch den Krieg lesen, dir wird es nicht zu Muthe sein wie mir in dieser Stunde!"

Der Fortgang der Ereignisse führt den Verf., der mittlerweile am 23. April 1802 an seines Vaters Stelle durch einstimmige Wahl, aber zum Verdruß der Reformer, zum Kanzleidirector erwählt war, nach Paris. Denn in Folge der Verträge, welche den weltlichen deutschen Fürsten nach dem Luneviller Frieden Entschädigungen für ihre an Frankreich gemachten Verluste sicherten, sahen sich die schwäbischen Reichsstädte mit Mediatisirung bedroht und die Stadt Memmingen ging auf des Verf. Rath ein, ihre Angelegenheit in Paris bei den Großmächtigen betreiben zu lassen. Wie schmerzlich es auch für einen wohlgesinnten Deutschen sein muß, den treuen Bericht des Verf. über die schmähliche Abhängigkeit, in die sich damals die deutschen Fürsten zu Frankreich und Rußland gestellt hatten, zu lesen, so möchten wir doch seine Schilderungen ebenso wenig entbehren als die des Freiherrn v. Gagern (I, 110 fg.) und die des Ritters v. Lang („Denkwürdigkeiten", II, 52), mit denen die unsers Verf. durchaus übereinstimmen, z. B. auf S. 308 fg. des zweiten Theils. Im Grunde war freilich von deutscher Seite Wenig auszurichten und Hr. v. Lupin sah auch bald ein, daß alles Antichambriren bei Cobenzl, Cambacérès, Lebrun, Talleyrand u. A. Nichts fruchtete und daß man in Paris erst die Pflastersteine versilbern und vergolden müßte, wenn man zur Diplomatik gelangen wollte. Markoff, der russische Gesandte, verwechselte überdies die Stadt Memmingen mit dem Herzogthume Meiningen. Also beeilte sich Hr. v. Lupin in die Heimat zurückzukehren, verkündigte dort, daß Memmingen wahrscheinlich an Baiern fallen würde — und ward wiederum nach Regensburg abgeordnet. Hier sah er aus den Äußerungen des französischen Gesandten Laforest und der russischen Bühler und Klüpfel, daß nicht die Franzosen allein das Meisterstück des Entschädigungswerkes niedergeschrieben hatten, sondern daß die vielen deutschen Diplomaten und Helfershelfer in Paris den Umfang des ganzen Geschäfts so auseinandergelegt und erwogen hatten, daß die Franzosen eigentlich nur die deutschen Elaborate und Deductionen in ihre dictatorische Sprache überzutragen brauchten. Aber doch ließ sich der Verf. bestimmen, noch einen letzten Versuch zur Erhaltung der Reichsfreiheit für die schwäbischen Städte zu machen. Rasch ward ein Städtetag — es war der letzte schwäbische — in Ulm versammelt, wo man ernstlicher die Sache nahm als auf frühern Städtetagen, an welchen „man nichts Angelegentlicheres zu thun hatte als Beisteuern zu votiren und nebenbei drei mal des Tags ulmer Spargel zu essen", und in einer Denkschrift der Reichsfriedensdeputation zu Regensburg die Rechte und billigen Begehren der Reichsstädte entwickelte. Hr. v. Lupin versichert, daß dieselbe auf eine günstigere Abfassung des Reichsdeputationsschlusses von Einfluß gewesen sei. Den Ständetag selbst aber sprengte die Nachricht auseinander, daß der Herzog von Würtemberg, ungehalten, daß sich in Ulm ein Städtetag ohne sein Vorwissen versammelt habe, die Gesandten wolle verhaften lassen, wobei besonders auf Hrn. v. Lupin, der fax et tuba sei, Bedacht genommen und Derselbe zur Verantwortung nach Stuttgart abgeführt werden solle.

(Der Beschluß folgt.)

Zur Shakspeare-Literatur.

1. Shakspeare's Macbeth, erläutert und gewürdigt von Robert Heinrich Hiecke. Merseburg, Rulandt. 1846. Gr. 8. 22½ Ngr.
2. Shakspeare's Sturm. Historisch beleuchtet von K. J. Clement. Leipzig, Engelmann. 1846. Gr. 8. 22½ Ngr.

1. Öfter als einmal haben wir schon von Deutschen die Behauptung gelesen, daß in Deutschland mehr für das Verständniß und die Erläuterung Shakspeare's gethan sei als in England selbst und daß der Dichter gerade von Deutschen am besten verstanden werde. Es wäre zu viel gesagt, daß diese Behauptung völlig wahr wäre; ohne Wahrheit ist sie indessen nicht. Die Deutschen sind die Ersten gewesen, welche aufhörten, sich mit allgemeinen Redensarten über die Dichtergröße und die Mängel Shakspeare's zu begnügen; sie haben bei weitem eher als die Engländer seine Stücke als organische Kunstwerke zu betrachten angefangen, anstatt nur bunte Spiele der Laune eines großen, aber rohen und seiner Größe sich unbewußten Geistes darin zu sehen; sie haben ihn vor den Vorwürfen der Übertreibung und der Unsittlichkeit, die befangene, phantasielose und verzärtelte Naturen ihm machten, zu rechtfertigen gewußt. Widerstrebend haben selbst die Engländer eingeräumt, daß ein Schlegel ihnen erst gezeigt hat, was sie an ihrem Shakspeare besitzen, daß er ihnen, wie Hazlitt sagt, erst die Gründe angegeben, weshalb sie ihren Shakspeare achten sollten. Er ist einer der Pfeiler, an dem sich unser deutsches Schriftenthum emporgerankt hat; unsere größten Geister haben Alle gestrebt, sich und Andere über den großen Dichter klar zu machen und ihn nach allen Seiten zu erläutern. Überraschend ist es daher auf den ersten Augenblick, wenn wir S. XI der Vorrede in dem zuerst genannten Buche lesen: „Denn wollen wir offen sein, so müssen wir bekennen, daß seit er zu uns gedrungen, er noch zu keiner Zeit der Nation — ein Anderes ist es mit einzelnen an ihm und durch ihn specifisch gebildeten Cirkeln — entfremdeter gewesen ist als eben jetzt." Wie? In jener Zeit, als Wieland mit der ersten, jetzt meistens unlesbaren Übersetzung auftrat und Schröder Shakspeare's Stücke verstümmelt auf die Bühne brachte, soll er gekannter und besser verstanden worden sein als heutzutage, wo gute Übersetzungen seiner Werke fast in Aller Händen sind und seine Stücke uns wenigstens von dieser oder jener Bühne unverkürzt dargestellt werden? Und doch werden wir Herrn Hiecke Recht geben müssen, wenn er fortfährt: „Er stand uns viel näher, wirkte viel mächtiger und erhebender auf uns, da wir noch des naiven Glaubens lebten, daß er auch seine Fehler, wenigstens seine Inconvenienzen habe, die wir bei seiner Bühnenaneignung abzustreifen hätten, als jetzt, wo wir allerdings viel bedacht- und überlegsamer, aber auch viel reflectirter und raffinirter geworden sind. Wir begnügen uns nicht, seine Mängel aus historischen Verhältnissen — denn freilich daher rühren sie, nicht aus irgend einem Mangel an dichterischem Vermögen — herzuleiten, ja als bloße Kehrseiten der Vorzüge des einem lebenstrotzenden Zeitalter und Volke entstammten Dichters anzusehen, wir setzen ihn als absolute Autorität und gleich sind uns die Schwingen unsers eigenen nationalen Dichtungstriebes erlahmt und er ist aus unserm Befreier zu unserm Despoten, was er nicht sein soll, noch — denn der Freie liebt die Freien — sein will, umgeschlagen." Das ganze Übel liegt also darin, daß man sich scheut, auch Shakspeare's Werke einer strengen Kritik zu unterwerfen und eben jene Mängel aufzudecken, die, so sehr man sie auch aus Rücksicht auf seine

Zeit und sein Volk entschuldigen und rechtfertigen mag und muß, doch einmal für unsere Zeit und unser Volk nicht passen und unser Gefühl, das natürliche wie das verfeinerte, beleidigen. Es liegt ferner darin, daß man den von Schiller betretenen Weg, Shakspeare durch angemessene Umarbeitung zu unserm Eigenthume zu machen, wieder verlassen hat und eigensinnig darauf besteht, von Shakspeare auch bei seiner Darstellung auf deutschen Bühnen kein Wort fallen zu lassen.

Eine Kritik von Shakspeare's „Macbeth" zu geben ist nun der eine Gesichtspunkt, von dem Herr Hiecke bei Abfassung seines Buches ausgegangen ist. Sein Hauptzweck dabei war jedoch, einen Beitrag zur Methodik des Studiums großer poetischer Schöpfungen, eine Anleitung zur wissenschaftlichen Betrachtung dichterischer Kunstwerke, also eine Vorbereitung zu den rein wissenschaftlichen Leistungen eines Rötscher zu liefern. Sein Publicum suche er daher in den Schülern der obersten Gymnasialclasse und in allen Denen, die, ohne die Betrachtung des Schönen zu ihrem Hauptstudium zu machen oder machen zu können, wenigstens Theilnahme für das Schöne und die Kunst besitzen. Ihnen Allen will er ein redlicher und treubeflissener Führer sein und wir müssen ihm das Zeugniß geben, daß er ein besonnener, umsichtiger und gründlicher Führer ist, ein Führer, der das Bedürfniß und die Kräfte der ihm Folgenden nie aus den Augen verliert.

Daß Herr Hiecke gerade den „Macbeth" zu einer solchen Einleitung in das Studium dramatischer Dichtungen gewählt hat, ist eine in jeder Hinsicht zu billigende Wahl. Die Raschheit und Lebendigkeit der Handlung, die Durchsichtigkeit der Idee und des Plans, die folgerichtige und doch großartige Entwickelung in den Charakteren, vereint mit der größern Vertrautheit, die von Schiller, Bürger u. A. her fast Jeder mit diesem Stücke hat, machen es gewiß für den praktischen Zweck des Verf. zu einem der tauglichsten Stücke, die er hätte auswählen können.

Das Buch des Herrn Hiecke zerfällt, wie man aus dem eben Gesagten schon abnehmen kann, in zwei Theile, erstens in die zergliedernde Betrachtung des „Macbeth" und zweitens in die Kritik desselben.

In dem ersten Theile erhalten wir zunächst eine Übersicht der Handlung, sowol in ihrem Gesammtverlaufe als in ihrer Gliederung durch die einzelnen Acte und Scenen, sodann eine Entwickelung der Charaktere (S. 11—63) und dann die der Idee des Stücks (S. 63—70). Bei der Entwickelung der Charaktere ist der Verf. mit Besonnenheit und Urtheil verfahren; er sucht uns das Innere der handelnden Personen schon vor dem Beginne der Handlung darzulegen und den Strom, der im Stücke breit und gewaltig dahinfließt, bis in seine kleinsten Anfänge zu verfolgen, so weit Dies überhaupt möglich ist. Im Ganzen wird man ihm wol beistimmen müssen, wenn man auch in Bezug auf einzelne Charaktere anderer Meinung sein sollte. So können wir in Bezug auf Lady Macbeth und Banquo nicht umhin, seine Darlegung in Zweifel zu ziehen. Lady Macbeth ist unstreitig einer der schwierigsten Charaktere des ganzen Stücks. Das Ungeheuere, Unmenschliche oder Übermenschliche in demselben, der doch auch wieder so rein menschlich ist und nur durch die Steigerung des Menschlichen als ersteres erscheint, hat schon die mannichfachsten Deutungsversuche hervorgerufen; Herr Hiecke ist beinahe auf Tieck's Erklärung ihres Handelns durch die Liebe zu ihrem Gemahle zurückgekommen. Er sagt zwar selbst, daß das Analogon der Liebe, das Bedürfniß der Ergänzung des eigenen Geschlechts durch das andere und der befriedigte Stolz auf die gefundene Ergänzung doch auch wol bei ihr möglich, ja nicht abzuleugnen sei, hat auch Nichts dagegen, wenn man den Namen Liebe dafür nicht gelten lassen will, vorausgesetzt, daß man einen schicklichern findet. Nur an zwei Stellen im ganzen Stücke spricht Lady Macbeth so, daß man ihr Liebe zuschreiben kann, das eine mal zu ihren Kindern:

> Ich hab' gesäugt und weiß
> Wie süß das Kind zu lieben, das ich tränke.

das andere mal zu ihrem Vater, Dessen Ähnlichkeit mit Duncan sie abgehalten hat, den Mord zu vollführen:

> — Wär' er nicht
> Im Schlaf so ähnlich meinem Vater, selbst
> Hätt' ich's gethan.

Aber in diesen letztern Worten liegt auch schon der Unwille, mit dem sie ihre eigene Abhängigkeit ansieht; selbst möchte sie handeln, der Mann ist ihr nur ein nothwendiges Mittel zur Erreichung ihrer ehrgeizigen Pläne. Nennt man Das Liebe oder auch nur ein Analogon derselben, wohl, so ist die Welt der Liebe voll. Wir wollen nun nicht leugnen, daß Lady Macbeth wirklich Liebe zu ihrem Manne gehegt haben könne (verwilderte, aber ursprünglich hochgesinnte Charaktere wenden, wie Herr Hiecke selbst sagt, die Liebe, die ihnen für alle Andern vollkommen abgeht, den nächsten Angehörigen in concentrirter Stärke zu), aber beweisen läßt sie sich nicht aus dem Stücke und Simrock hat ganz Recht, wenn er Tieck wegen der Einschwärzung der zärtlichen Gattenliebe in den Text der Übersetzung tadelt. Die Liebe Macbeth's zur Gattin ist allerdings ebenso wenig wegzuleugnen als die der Gattin zu ihm zu beweisen. Ferner glauben wir Banquo gegen die doppelte Unterlassungssünde, die ihm der Verf. zuschreibt, zu rechtfertigen; die in ihm aufsteigenden ehrgeizigen Gedanken hat er allerdings nicht verbannt, aber er versucht es wenigstens, gibt ihnen keinen Raum und flieht sogar den Schlaf, um sich vor bösen Gedanken zu sichern. Mehr aber kann man vom rechtlichsten Manne nicht verlangen, als daß er Alles thut, was in seinen Kräften steht, um dem Bösen Widerstand zu leisten. Und daß er Macbeth huldigt, daß er nicht den Muth hat, sich von ihm loszusagen, so lange er Dessen Schuld nicht gewiß weiß, sondern nur vermuthet, wenn er damit eine Unterlassungssünde begeht, so begeht auch der Dichter Sünde, der um eines Zweifels an der Schuld des Angeklagten willen Denselben nicht verurtheilt. Was Banquo fehlt, ist der schnelle Blick und die schnelle Entschlossenheit Macduff's; aber daß er Dies nicht besitzt, daran ist die Natur, nicht aber der Mangel eines reinen Gewissens schuld.

Bei der Erläuterung von Nebencharakteren, die der Dichter selbst nur mit wenigen Worten gezeichnet hat, kann man leicht in Gefahr kommen, zu viel in dieselben hineinlegen, ihnen auch wol eine Bedeutung beimessen zu wollen, die sie gar nicht haben. Man erwartet sicher zu viel von dem Dichter, wenn man in jeder Nebenperson dieselbe Bestimmtheit und Geschlossenheit der Charaktere sucht wie in den Hauptpersonen. So hat z. B. Rapp, weil er in Lenor nur den getreuesten Anhänger und sogar Schmeichler des Usurpators sieht, in seiner Übersetzung Dessen Namen aus der Schlußscene des dritten Aufzugs getilgt. Und doch hat der arme Lenor, um den Namen Schmeichler zu verdienen, Nichts weiter gethan, als daß er den Macbeth mit Mylord, my good lord, your highness, your grace and your majesty anredet und ihm gute Besserung wünscht, als er krank wird. Wo und in welchen Zeiten gab es Hofleute — und ein Hofmann aus des Königs nächster Umgebung ist Lenor —, die sich solcher gewöhnlichen Höflichkeitsformeln entschlagen durften? Auch Herr Hiecke hat Anstoß an diesen Ausdrücken genommen, die ihn jedoch nicht hindern, den Charakter des Lenor als Einheit aufzufassen. Im Ganzen hat er auch bei der Darstellung der Nebencharaktere das rechte Maß beobachtet.

Die Idee des Stückes wird richtig bestimmt als: Darstellung des Ehrgeizes als einer dämonisch wirkenden Macht, welche auf eine großgesinnte und zum umfassendsten Wirken befähigte, aber durch eine äußere Schranke begrenzte Heldennatur zum Frevel gegen eine geheiligte Macht, von deren Anerkennung und Unterstützung wie das Wohl Aller, so das eigene wahre Glück des Frevelnden selbst abhängt, gegen die

Macht des geordneten Erbkönigthums antreibt, dadurch unzähligen Andern den Untergang bereitet, aber auch den Frevelnden selbst wie in moralisches, so zuletzt in nothwendiger sittlicher Verkettung auch in physisches Verderben stürzt, aber gerade hiermit die angetastete Macht durch den Sieg aus jener Negative nur um so herrlicher hervorgehen läßt.

Als Probe auf das bisher gerechnete Exempel wird uns sodann der zweite Abschnitt des Buches „Zur Kritik des Macbeth" geboten; treffliche Bemerkungen über Shakspeare's Compositionsweise eröffnen denselben; dann wird die Gliederung der einzelnen Scenen und die dichterische (nicht die logische) Nothwendigkeit der einzelnen Charaktere und Scenen dargethan. Von S. 81—102 erhalten wir eine Untersuchung über das Verhältniß des Dramas zur Sage, d. h. zu Holinshed's Chronik, und hier hat der Leser erst recht Gelegenheit zu bewundern, mit welchem Bewußtsein und feinem Takte der Dichter wegläßt, ändert, verbindet was ohne Zusammenhang dasteht, zusammenrückt was entfernt liegt, dazu erfindet was dichterisch nothwendig ist, kurz wie er, scheinbar sich streng an den gegebenen Stoff haltend, doch so viele kleine Änderungen vornimmt, daß man recht gut sagen kann, das Ganze sei verändert, da auch das Gebliebene in anderes Verhältniß gerückt ist. Der mit Holinshed's Chronik unbekannte Leser wird Herrn Hiecke für die Mittheilung zahlreicher Stellen aus derselben dankbar sein, hätte ihm aber gewiß gern die etwas läppische Anmerkung auf S. 87 geschenkt. Sehr anziehend ist endlich auch die Vergleichung zwischen dem Shakspeare'schen „Macbeth" und der Schiller'schen Bearbeitung, welche den Schluß des Buches bildet. Man hat diese letztere so oft getadelt, man hat so oft mit einer gewissen Verachtung von dem schillerisirten „Macbeth" gesprochen, daß es wirklich einmal Noth thut, eine strenge Prüfung anzustellen und auch das große Verdienst Schiller's bei dieser Bearbeitung näher ins Auge zu fassen. Dies hat Herr Hiecke mit gewohnter Klarheit und Gründlichkeit gethan. Es fällt ihm natürlich nicht ein, jede Änderung Schiller's rechtfertigen zu wollen; aber gewiß mit Recht stellt er die Schiller'sche Art der Bearbeitung Shakspeare'scher Stücke als den einzigen noch möglichen Weg dar, Shakspeare mit Erfolg auf deutsche Bühnen zu bringen. Mit Recht erklärt er sich daher auch gegen Tieck, der nicht nur die unveränderte Aufführung des Shakspeare, sondern auch die Rückkehr zur altenglischen Bühneneinrichtung selbst auf deutschen Bühnen verlangt.

(Der Beschluß folgt.)

Miscellen.

Ziegler von Klipphausen.

Es ist auffallend, daß unsere Literatoren über das Todesjahr H. A. Ziegler's von Klipphausen, des einst berühmten Dichters der „Asiatischen Banise" und Geschichtschreibers, um nicht weniger als 7 Jahre voneinander abweichen. Während Jördens, Bouterwek, Koberstein das Jahr 1690 dafür annehmen, setzen es Wachler, Heinsius, Gervinus und Andere in das Jahr 1697. Pischon („Denkmäler der deutschen Sprache", III, 467) setzt diese abweichenden Angaben einander entgegen und tritt auf gut Glück, d. i. ohne alle Gründe, Denjenigen bei, welche das Jahr 1690 annehmen. Das Recht jedoch ist hier gerade bei Wachler und Heinsius. Es findet sich nämlich in dem Eckhart-Leibniz'schen „Monatlichen Auszug", 1701, September, S. 35, die bei Ziegler's Beerdigung von der Kanzel herab verlesenen Personalien, und hier heißt es: „Im Übrigen ist er Anno 1697 den 8. September u. s. w. gestorben." Gegen diese Urkunde von erster Hand wird wenigstens kein Einspruch weiter gelten. Dies ist übrigens das Einzige, was diesen gar trockenen und dürftigen Personalien eine Bedeutung für die Literaturgeschichte geben kann.

Ein dramaturgisches Gutachten Engel's.

Zur Zeit als Engel Oberdirector des Theaters in Berlin war, sandte Joh. Christ. Krauseneck (gest. 1799), Verfasser einer Reihe von Lust- und Schauspielen (s. Guden's Tabellen), seinen „Albrecht Achilles, Markgraf zu Brandenburg" (Baireuth 1790) zur Aufführung auf dem berliner Theater an den Minister von Herzberg ein, welcher Engel's Gutachten darüber forderte, das sich, von ihm unterzeichnet, in der königl. Universitätsbibliothek zu Breslau findet. Es lautet:

„Des königl. Staats- und Cabinets-Ministers, Herrn Grafen von Herzberg, Excellenz habe ich auf Dero gestriges gnädiges Schreiben in Unterthänigkeit zu berichten nicht ermangeln sollen: daß das Krauseneck'sche Schauspiel „Albrecht Achilles" zwar nicht zu den besten Stücken im altdeutschen Geschmack, aber doch zu den mittelmäßigen gehöre, und daß es nach mehren Auslassungen und Abänderungen auf dem hiesigen Theater wol könne gegeben werden. Doch läßt sich die Zeit der Aufführung, eben wegen der Arbeit, die noch an dem Stück nöthig ist, nicht genau vorher bestimmen. Das Stück sowol als der Brief des Verfassers an Ew. Hochgräfl. Excellenz erfolgen inliegend mit unterthänigem Danke zurück.

Berlin, den 3. April 1790. Engel."

Dieses Gutachten war dem in der erwähnten Bibliothek befindlichen Exemplar des Krauseneck'schen Stückes ursprünglich angeheftet.

Eine deutsche Fabel nach einem französischen Madrigal.

Ich weiß nicht, wer der Verfasser der allen Kindern in Schlesien wohlbekannten Fabel „Die zwei Todtenköpfe" ist (S. „Deutsche Anthologie" [herausgegeben von Joh. W. Ölsner, einem jüngern, gegenwärtig 80jährigen Bruder des berühmten Legationsraths K. E. Ölsner, in Breslau]. 6. Aufl. 18.. S. 99.) Diese Fabel stellt uns den Schädel eines Reichen im Gespräch mit dem eines Bettlers dar; jener will noch nach dem Tode sich über den andern stolz erheben:

Beim Graben einer Grube sah
Ein Todtenkopf den andern liegen.
Und rief: Wer bist du, der so nah
Sich darf zu meiner Gruft verfügen?

Doch der Bettlerschädel weist jenen sehr nachdrücklich auf die Gleichheit aller Stände nach dem Tode hin. Als Quelle dieser auf 44 Verse ausgedehnten dialogischen Erzählung gebe ich nun folgendes Madrigal von Peter Patrix (einem berühmten Dichter dritten Ranges aus dem Zeitalter Ludwig's XIV., geboren zu Caen in der Normandie 1583, verstorben 1671), welches in dem „Recueil des plus belles pièces des poëtes français" (Paris 1752), IV, 222, am Schlusse mehrer anderer Gedichte von Patrix steht und seiner Zeit besondere Aufmerksamkeit erregt haben muß; es lautet:

Je songeois cette nuit, que de mal consumé
Côte à côte d'un pauvre on m'avait inhumé:
Mais que, n'en pouvant pas souffrir le voisinage,
En mort de qualité je lui tins ce langage:
Retire-toi, coquin, va pourrir loin d'ici;
Il ne t'appartient pas de m'approcher ainsi.
Coquin, ce me dit-il, d'une arrogance extrême,
Va chercher tes coquins ailleurs, coquin toi-même!
Ici tous sont égaux, je ne te dois plus rien,
Je suis sur mon fumier, comme toi sur le tien.

In dem Artikel dieses Dichters in dem historischen Wörterbuch von Ladvocat heißt es, daß Patrix diese „bekannten" Verse wenige Tage vor seinem Tode gemacht habe.

G. E. Guhrauer.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 296. —— 23. October 1846.

Selbstbiographie des Friedrich Freiherrn von Lupin auf Illerfeld. Vier Theile.

(Beschluß aus Nr. 295.)

Im dritten Theile wird die bairische Besitznahme von Memmingen beschrieben. Dabei finden sich mehre vortreffliche Züge zur Biographie des Königs Max Joseph von Baiern, der sich gegen unsern Verf. stets äußerst huldvoll erwies; auch Graf Montgelas, Graf Arco und andere bairische hohe Staatsbeamte bezeigen sich Hrn. v. Lupin freundlich, sodaß er endlich, nachdem er in München das „zäheste Jahr seines Lebens in vielen Krebs- und Schneckengängen hingebracht hatte", die gewünschte Stelle eines Bergcommissars für die Provinz Schwaben erlangte. Denn als ehemaliger Kanzleidirector von Memmingen mochte er sich nicht unter die Hofgerichts- und Landesdirectionsräthe, auch Stadtcommissare in den neuen bairischen Landestheilen aufnehmen lassen. Aber in der jetzigen Stellung war er nicht allein angenehm, sondern auch nützlich beschäftigt, er ward Schriftsteller und Akademiker in München, lebte viel in der freien Luft und auf seinem geliebten Illerfeld, sah daneben seine häuslichen Verhältnisse wohl geordnet — kurz, er schildert uns sein Leben als durchaus glücklich.

In dies schöne Leben brachte der östreichische Krieg 1805 eine harte, wenn auch kurze Störung. Zuerst zwar gelang es unserm Schriftsteller, bei der von den Östreichern beabsichtigten Befestigung Memmingens sein neuerbautes Landhaus außerhalb dem Bereich der Festungswerke zu bringen.

Wissen Sie was — sagte General Mack nach einem heitern Mittagsessen —, wir schließen einen Handel ab. Sie verschaffen mir eine Zeichnung von Ihrem Belvedere, damit ich, sobald wir Frieden haben, mir eins in meinem Garten zu Wien kann aufstellen lassen, dagegen lasse ich Ihnen Haus und Garten unversehrt stehen.

Wie sorglos ward damals in Deutschland das ernsteste Geschäft des menschlichen Lebens, der Krieg, betrieben! Aber auch sonst zeigte sich Hr. v. Lupin mit kluger Gewandtheit thätig für das allgemeine Beste und für die Sache seines neuen Vaterlandes, da er wohl wußte, daß Baiern de facto zwar östreichisch, aber insgeheim französisch war. Als der Krieg wirklich ausgebrochen war, hielten die Östreicher Memmingen nur kurze Zeit besetzt, am 13. Oct. 1805 bestürmten die Franzosen mit großer Übermacht die Stadt und eroberten sie nach kurzem Bombardement. Darauf ward weidlich geplündert und das Ganze nachher in Bulletins und auf Münzen als ein großer Sieg gepriesen, weswegen es sich Hr. v. Lupin erlaubt hat, „die von den Franzosen in griechischen Hieroglyphen aufgetischten Heldenthaten durch eine schwäbische Erzählung an das Tageslicht zu stellen". Er selbst ward gleich darauf vom Marschall Soult zum Président de la commission qui doit assurer le service des subsistances de l'armée bestellt und mußte nun wieder für Lebensmittel aller Art, für Kleidungen, für Einrichtung von Lazarethen sorgen. Wo das Alles herkommen sollte, Das kümmerte die Franzosen nicht. Indessen verliefen die Angelegenheiten besser als Hr. v. Lupin denken konnte, die bairische Regierung belobte ihn noch besonders wegen seiner guten Dienste; aber das Unglück wollte, daß durch die Schlechtigkeit eines französischen Capitains vom Geniewesen, den er mit den verlangten Summen zu bestechen Anstand nahm, sein Haus und Garten, angeblich als ein Theil der von den Östreichern angelegten Befestigungen, niedergerissen wurden. Den Unwürdigen traf zwar harte, militairische Strafe und Ausstoßung aus der Armee, aber dem Verf. konnte Nichts seinen Verlust ersetzen.

Wir sind genöthigt hier unsern Bericht abzubrechen, der sich bisher über öffentliche Angelegenheiten und des Verf. Mithandeln verbreitet hat. Der übrige Theil des Buches trägt einen hiervon verschiedenen Charakter. Kriege und Staatsbewegungen greifen nicht mehr in das Leben des Verf. ein, er gehört von jetzt an sich, den Seinigen, seinen wissenschaftlichen Studien und Reisen, seinem Besitzthume Illerfeld. Es erweckt Vergnügen und Ehrerbietung, in ihm einen würdigen Greis zu sehen, der ein Herr ist auf seinem Grund und Boden, der sich von den gedeihlichsten Anpflanzungen und blühendsten Gärten umgeben sieht, der als Haupt einer geachteten Familie, als Vater von 13 noch lebenden, gutgearteten Kindern aus zwei glücklichen Ehen, in engern und weitern Kreisen, froh des sich selbstgewählten Berufs, schaltet und waltet. In seinen Reiseberichten erfaßt er großartige Gebirgsgegenden und heitere Landschaften, Gebäude und Kunstwerke, Begegnisse mancher Art, Gesellschaftliches und allgemeine Zustände mit reinem Sinn und unge-

trübter Laune; in seinen landwirthschaftlichen Betrachtungen zeigt er sich stets beflissen, den veralteten und unergiebigen Anbau der Felder durch zeitgemäße und ersprießliche Mittel zu verbessern, sodaß ihm der Minister Montgelas 1811 in allem Ernste die Errichtung einer landwirthschaftlichen Musteranstalt in Illerfeld ansann. In seinen Gartenanlagen endlich bewährte sich eine besondere Neigung und ein ausgebildeter Geschmack, daneben die liebenswürdige Gesinnung, auch Andere diese Freude mitgenießen zu lassen und sich an ehrenvollen Besuchen zu ergötzen. Daher schreibt er — worin ihm wol freilich jetzt nur Wenige beistimmen werden:

Der Himmel bewahre uns vor einer Eisenbahn! Bei einer Eisenbahn kann kein Mensch mitreiten, der Reisende nicht anhalten und einsprechen, und Das war doch das Beste und der eigentliche Glanzpunkt der Durchfahrt in meinem Garten.

Bei solchen Gegenständen ist jedoch Hr. v. Lupin keineswegs stehen geblieben und nicht allein die Sorge, den Seinigen ein Besitzthum zu hinterlassen, blickt aus dem dritten und vierten Theile seiner „Selbstbiographie" hervor. In seiner ländlichen Stille, in welche er sich bereits in der Mitte seines Lebens, wo Andere unablässig bemüht sind einen Namen zu erlangen, zurückgezogen hatte, verfolgt er gern große und edle Vorsätze und die wichtigsten Angelegenheiten des Lebens. Unter ihnen steht die Sorge für die Erziehung seiner Kinder obenan. Wir finden hier vieles scharf und klar Gedachte, die gründlichste Abneigung vor einer Treibhauserziehung und gute Vorschläge, wie das erprobte Alte mit neuen Ansichten zu vereinigen sei. Dahin gehört auch die wiederholte Empfehlung fleißiger und fortgesetzter Lecture der alten und neuen Schriftsteller, und der solide Widerwille gegen die „erbärmlichen Pfennigwerke unserer Kipper- und Wipperzeit, deren Folianten die Tagesblätter der Lesegesellschaften sind", und gegen die moderne Bildung unserer Tage, die selbst „Schneider und Schuhmacher" besitzen sollen und „wo man die Bauern aufgeklärt machen will". Von seiner eigenen Belesenheit legt das ganze Buch die vollgültigsten Beweise ab. Wie bei Jean Paul begegnen sich auch hier die verschiedenartigsten Bücher aus allen wissenschaftlichen Richtungen, und in den Anmerkungen werden unzählige Anspielungen erläutert, von denen eine Anzahl allerdings überflüssig erscheint, ja bei Manchen wol den Verdacht eines Prunkens mit Buchgelehrsamkeit erregen könnte, wovon Hr. v. Lupin ganz frei ist. Über Alles aber ist ein Geist des Humors und der heitern Laune verbreitet, der selbst da, wo er die Abgeschmacktheiten der Zeit und die Verkehrtheiten der häuslichen Erziehung tadelt, die angeborene Gutmüthigkeit zeigt.

Dieselben Eigenschaften zeigen sich auch da, wo der Verf. mit Befriedigung der Thätigkeiten gedenkt, durch welche er zur Behaglichkeit seines Zustandes gelangt ist, und ebenfalls in dem harmlosen Behagen, mit dem er fürstlicher Auszeichnungen und Besuche oder sonst Dessen gedenkt, was ihm in seinem langen Leben persönlich Schmeichelhaftes und Ehrenvolles widerfahren ist. Wollte man ihm die Aufzählung seiner Titel und Mitgliedschaften gelehrter Gesellschaften als Eitelkeit auslegen oder ihn wegen der genauen Nachrichten über seine Verfahren des Adelstolzes anklagen, so würde man ihm sehr Unrecht thun und eine vollkommen natürliche und lobenswerthe Neigung im Menschen ganz verkennen.

Alles Dies nun zusammengenommen, so erblicken wir in dem vorliegenden Buche das Bild eines dreiundsiebzigjährigen Greises, der seinen Lebensabend als eine seltene Gunst der Vorsehung zu preisen alle Ursache hat, und der, wie rückwärts, noch ebenso heiter und rüstig vorwärts schaut. Dieser vorherrschende Charakterzug der Zufriedenheit mit frühern und gegenwärtigen Zuständen ist in unserer Zeit eine seltene Erscheinung, um so mehr verdient die Lupin'sche „Selbstbiographie" unsere Empfehlung und Theilnahme. 20.

Zur Shakspeare-Literatur.

(Beschluß aus Nr. 295.)

Eins hätten wir in dem vorliegenden Buche gern gefunden, obwol es zur Beurtheilung des Shakspeare'schen Stückes von keinem Belang ist, da der Dichter den „Macbeth" nur nach Holinshed's Chronik gearbeitet hat; nämlich das Verhältniß der Sage zur wahren Geschichte Macbeth's. Shakspeare hat Macbeth unwiderruflich zum verbrecherischen Tyrannen gestempelt, aber interessant ist es doch für die meisten Leser, auch den Macbeth der wirklichen Geschichte kennen zu lernen. Eine kurze ansprechende Zusammenstellung der Ergebnisse neuerer Untersuchungen über Macbeth ist in Chambers' „Edinburgh journal" für 1844 zu finden, worauf wir die damit unbekannten Leser verweisen.

Der Verf. wünscht und hofft schlimmsten Falls für seine kritischen Bemerkungen wie für seine ganze Arbeit eher den leichter zu verschmerzenden Tadel mühseliger Pedanterie als den moralisch gravirenden Vorwurf darüber hinfahrender Flüchtigkeit. In Bezug auf beide Anklagen werden wol die meisten Leser ein unbedingtes „Nicht-Schuldig" aussprechen.

2. Ein Erzeugniß der mühseligsten Pedanterie und der allesvergessenden Verliebtheit in einen an sich nicht falschen Gedanken ist dagegen die Schrift von Clement, dem kenntnißreichen, aber wunderlichen Geschichtschreiber der Friesen und Verf. mehrer andern Schriften. Es zweifelt heutzutage so leicht Niemand daran, daß in den Stücken der drei großen griechischen Dramatiker Anspielungen genug auf staatliche Verhältnisse und Zeitereignisse enthalten sind. Daß es an solchen auch bei Shakspeare nicht fehlt, darauf ist schon von mehren Seiten hingewiesen worden. Diese Anspielung auf den Staat und die Zeitgeschichte können solche Werke bisweilen in geschichtlicher Hinsicht haben, auch auf den Charakter der Dichter selbst mag dadurch einiges Licht fallen; aber sind sie schon in diesen Beziehungen meistens von untergeordnetem Werthe, so mag Derjenige, der ein dichterisches Werk nur in künstlerischer Rücksicht betrachtet, sie füglich ganz übergehen. Sie können einem Stücke Beifall verschaffen, so lange die Verhältnisse und Bedingungen vorhanden sind, auf die sie Bezug nehmen; sind diese anders geworden, so muß der innere Werth des Stückes schon ein bedeutender sein, um es in der Gunst des Volkes zu erhalten.

Anspielungen müssen, um von dem größern Theile der Zuhörer verstanden zu werden, stets deutlich gegeben sein; Anspielungen, die nicht verstanden werden und selbst für den Gebildeten noch einer Erläuterung bedürfen, gehören nicht in ein Bühnenstück und der Zuhörer ist in seinem guten Rechte, wenn er sie unbeachtet läßt. Überhaupt aber ist es eine mißliche

Sache mit dem Ruhm nach Anspielungen; ich kannte auf der Universität einen Studenten der Philologie, der sich täglich mehre Stunden an seinen Schreibtisch setzte, mit der alleinigen Absicht, Conjecturen zu machen. Anspielungen suchen und nach Conjecturen jagen steht so ziemlich auf ein und derselben Stufe. Beides sollte nur dann geschehen, wenn es das Verständniß nothwendig erheischt. Der Conjecturenmacher zeigt uns, wie ein Schriftsteller hätte schreiben können, wenn er nicht eben so geschrieben hätte. Herr Clement beweist uns in der vorliegenden Schrift, was Shakspeare Alles mit seinem „Sturm" gemeint haben könnte, wenn — er kein Shakspeare gewesen wäre.

„Worauf es ankommt, das Wesen, das hat Shakspeare, welcher Reichthum genug in seinem eigenen Geiste fand, nirgend geborgt, sondern die tausend theils aus schon vorhandenen Stücken, theils aus der wirklichen Geschichte, theils aus seiner eigenen Erfindung von ihm entlehnten Namen brauchte er zu einem feinen Schleier, worunter er das darzustellende Leben, besonders das politische, den Augen der Zuschauer auf der Bühne vorführte. Und dieses Mittel der Täuschung, welches so fein ersonnen und gesponnen war, daß selbst die Zeitgenossen Wenig davon spürten, war nothwendig in jener despotischen Zeit. Der scharfsinnige Mr. Walpode vernahm die Winke in der Wintermär, wo Shakspeare die Charaktere ebenso hat verschleiern müssen als im Tempest. Da ist die Insel Sicilien England gemeint, der König Leontes Henry VIII., seine Gemahlin die unglückliche Anna Boleyn und ihre Tochter Perdita die nachherige Königin Elisabeth."

Nach diesem Muster hat nun Herr Clement den „Sturm" behandelt. „In Begriff, zu den historischen Dramen Shakspeare's eine allgemeine Auslegung zu geben, schien es mir daher nothwendig, das letzte derselben zuerst zu nehmen, welches am allermeisten ein richtiges Verständniß verlangt." Der „Sturm" ist also ohne Weiteres ein historisches Stück, ohne eine richtige Kenntniß der Geschichte jener Zeit ist es, „da sein Stoff mehr dem Reich der Wirklichkeit als der Fabel angehört, unverständlich, mysteriös, weniger anziehend, weniger großartig, für Viele ein Monstrum, woran sie ängstlich und mit Befremden vorübergehen und nur, weil es ein Werk von Shakspeare ist, ihm Aufmerksamkeit oder Bewunderung zollen". Das führt zu höchst wunderbaren Ergebnissen, die ich in seinen eigenen Worten, nur verkürzt, geben werde.

„Der Herzog Prospero von Mailand ist der verkappte König James I. von Großbritannien. England in der Gestalt Mailands im Tempest vorgestellt, hatte noch kein fremdes Joch getragen, sich noch nie vor dem mächtigen Spanien gebeugt, welches unter dem Bilde Neapels erscheint; als man aber von Mailand selbst aus mit dem König von Neapel unterhandelt hat, ihm zu huldigen und jährlichen Tribut zu zahlen und das noch nie untergeben gewesene Herzogthum zur schmählichsten Erniedrigung beugt, da läßt der Dichter den Prosper mit Bedauern ausrufen: Ach du armes Mailand! Oder im Sinne der Stuart und aller Feinde Spaniens, als man von England aus das gemeinsame Vaterland zum Vortheil Einzelner dem König Philipp in die Hände zu spielen begonnen: Ach du armes England! Der rechtmäßige Herrscher Mailands war demnach auf eine öde Insel verbannt worden. So war König James, als noch die Gefahr von Seiten Spaniens für England groß genug war, verleitet worden, die Kräfte des Reichs, deren man daheim gegen den gefährlichen Rivalen und Nationalfeind noch vollends bedurfte, auf fernen Unternehmungen in der neuen Welt zu zersplittern. Mit einem faulen Gerippe von Fahrzeug, woraus sogar die Ratten aus böser Ahnung weggelaufen, wird die Ausrüstung nach Virginien und Bermuda verglichen, wohin sich der König mit seinen Speculationen verloren hatte, während man in England Pulverfässer unter ihm verbarg, um ihn in eine ganz andere Welt zu sprengen. Darum spricht auch Alonso mit Verwunderung: But how should Prospero be living and be here? Dort in jenen einsamen Strecken Amerikas verloren und doch am Leben geblieben in England. Sein Buch, sein bewundernswürdiges Töchterchen und seine ferne Insel, Das war Prosper's Eins und Alles. Das Töchterchen Miranda ist die Prinzessin Elisabeth, worauf der Vater seine ganze Sorgfalt verwandte, während er seinen dunkeln Studien lebte und daneben viel nachgrübelte über Herenwesen, Teufeldogmatik und Dergleichen mehr, fast wie geschieden von seinem Lande und nach dem einsamen Jamestown mit seinem Sinn entrückt, wo ein Wilder oder Kannibal, der Bastardsohn der blauäugigen Here Sycorax, sein Diener geworden, den er glaubt nicht entbehren zu können. Der savage Amerikas überhaupt ist gemeint, bei dessen Unterjochung die Europäer nur an ihren eigenen Vortheil dachten — Kaliban, der Kannibal Nordamerikas, wird vorgestellt als der Bastardsohn, die Misgeburt der scheußlichen Here Sycorax, welche vor Alter und Bosheit in einen Reif zusammenwuchs."

„Diese Sycorax hat einen anzüglichen Namen. Die Leser des Sturmes merken Das schwerlich. Wozu der griechische Name? Denn ein griechischer ist es und Sykon heißt eine Feige, Rax eine giftige Spinne. Die berühmte Personnage, welche der Dichter zeichnen wollte, mußte wegen der Gefährlichkeit unter einer solchen unbegreiflichen Form noch nach dem Tode wieder gehen auf der Bühne. Die häßliche Bethsy, denk' ich, ist die Königin Elisabeth, welche so süß wie eine Feige sein konnte und so giftige Gewebe web wie die dickbauchige Giftspinne. Es war die Königin Elisabeth, welche vor Alter und Neid so krumm wie ein Reif geworden. Sie war aus Argier, aus dem ärgsten Höllennest. Einen ärgern Ursprung konnte der Dichter ihr nicht geben. Die Königin Elisabeth, welche die Mutter ihres Nachfolgers umbringen ließ, war die Tochter Anna Boleyn's, welche wegen Ehebruch und Blutschande enthauptet worden. Um Eines, was sie that, wollte man ihr nicht das Leben nehmen, for one thing she did they would not take her life — ein sehr emphatisches Wort, von dem Dichter dem König James in den Mund gelegt und ans Herz, oder anders ausgedrückt: Sie hat der Schotten Königin ermorden lassen."

So ist ferner der Prinz Ferdinand von Neapel der Kurfürst Friedrich V. von der Pfalz, der Gemahl von Jakob's Tochter; er wird als Sohn des Königs von Neapel, d. h. Spanien, aufgeführt, warum? Weil sein Land einst ein Haupttheil des deutschen Reiches war und er selbst in nächster Beziehung zum Hause Östreich, wozu der König von Spanien gehörte; Prosper's Bruder Antonio aber ist Jakob's Verwandtin, die Markgräfin Arabella, welche man nach Vermählung mit dem Herzog von Savoyen mit spanischer Hülfe auf den englischen Thron zu bringen beabsichtigte.

Auf solche Weise ist es denn dem Verf. gelungen, den „Sturm" zu einem geschichtlichen Stücke zu machen. Er ist von der Richtigkeit seiner Ansichten vollkommen überzeugt, hegt aber doch noch Zweifel, ob man jene Entdeckungen auch annehmen werde. Voller Bitterkeit sagt er S. 95: „Meine Ansicht vom Tempest ist jetzt dargelegt und daß sie Überzeugung, nicht bloße Wahrscheinlichkeit in sich trägt, und daß sie nicht die Idee eines flüchtigen Augenblicks, kein fancy ist, wird man weniger verkennen können als verkennen wollen. Ich will freilich der gelehrten und der denkenden Welt Nichts aufdringen, was sie vielleicht nicht brauchen kann und worin sie selbst besser belehrt ist und tiefer gedacht und geblickt hat oder zu haben glaubt als ich, sie wird auch ohne meine Fingerzeige fertig, und wenn dieses Büchlein nicht verdient gelesen zu werden, so möge es vermodern ungelesen." Diesem Schicksale wird das Buch wol nicht entgehen können, trotz mancher nicht allgemein bekannten Notizen aus der Geschichte Englands und Amerikas, die der Verf. mit lobenswerthem Fleiße gesammelt hat, die aber freilich öfters in Folge der eigenthümlichen, um nicht zu sagen wunderlichen Ansichten des Herrn Clement verdreht worden sind und die man auch schwerlich in einem Buche über

Shakspeare's „Sturm" suchen wird. Zu bedauern ist überhaupt, daß so viel Fleiß und so viel Kenntnisse auf so schmähliche Weise, wie hier geschehen, vergeudet worden sind.

C. Fiedler.

Bibliographie.

Aurora. Taschenbuch für das Jahr 1847. Herausgegeben von J. G. Seidl. 23ster Jahrgang. Wien, Riedl. 8. 2 Thlr. 6 Ngr.

Bäßler, F., Das heilige Land und die angrenzenden Landschaften. In anschaulichen Schilderungen dargestellt. Merseburg, Garcke. Kl. 8. 15 Ngr.

Bauer, B., Geschichte Deutschlands und der französischen Revolution unter der Herrschaft Napoleon's. 2ter Band: Drei Jahre Contrerevolution. Charlottenburg, Bauer. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Bickel, J. A., Auswahl von Predigten, verfaßt und gehalten von rc. Neustrelitz, Barnewitz. 1845. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Tägliche Erbauung aus Dr. M. Luther's Schriften. 1ste Abtheilung. Reval, Kluge. Gr. 8. 1 Thlr. 5 Ngr.

Frantz, C., Stimmen aus Zion auf einer Wanderung durch Kanaan. Religiöse Gedichte. Mühlhausen, Danner. 12. 10 Ngr.

Der Freund des schönen Geschlechts. Taschenbuch für das Jahr 1847. 44ster Jahrgang. Wien, Riedl. 16. 1 Thlr. 4 Ngr.

Frick, Ida, Novellen. 2ter Band. Altenburg, Helbig. 8. 1 Thlr.

Grund, F. J., Handbuch und Wegweiser für Auswanderer nach den Vereinigten Staaten von Nordamerika und Texas. 2te Auflage. Stuttgart, Cotta. 8. 20 Ngr.

Grützmann, A., Gedichte. Stolberg a. H., Schlegel. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Hesekiel, G., Faust und Don Juan. Aus den weitesten Kreisen unserer Gesellschaft. Drei Theile. Altenburg, Helbig. 8. 3 Thlr.

— — Berlin und Rom, oder Frömmler und Pfaffen. Aus der Gegenwart. Zwei Bände. Altenburg, Helbig. 8. 2 Thlr.

Houssaye, A., Geschichte der flamändischen und holländischen Malerei. 1ste Lieferung. Leipzig, Teubner. 1846. Fol. 1 Thlr. 10 Ngr.

Hoyer, J. G. v., Franz Sforza I., Visconti, durch Tapferkeit und Klugheit Herzog von Mayland. Darstellung des Kriegslebens im Mittelalter. Zwei Theile. Magdeburg, Falckenberg u. Comp. Gr. 8. 24 Ngr.

Das Keyserrecht nach der Handschrift von 1372 in Vergleichung mit andern Handschriften und mit erläuternden Anmerkungen herausgegeben von *H. E. Endemann* und mit einer Vorrede versehen von *B. Hildebrand*. Cassel, Krieger. Gr. 8. 2 Thlr.

Krakau und Paris. Roman aus der jüngsten Polen-Verschwörung und der zehntägigen Republik Krakaus. Zwei Bände. Breslau, Verlags-Comtoir. Gr. 16. 2 Thlr.

Massmann, H. F., Gedrängtes althochdeutsches Wörterbuch, oder vollständiger Index zu Graff's althochdeutschem Sprachschatze. Berlin, Nicolai. 4. 3 Thlr. 15 Ngr.

Drei und dreißig Predigten, vorgetragen in der Kapelle des Kranken-Institutes für Handlungs-Commis in Wien. Ferner: Zwei Predigten bei der Feier des 100jährigen Jubiläums dieses Institutes, nebst einer Geschichte der Entstehung und Ausbreitung desselben, aus den Protokollen gezogen von J. R. Passey. Wien. 1845. Gr. Lex.-8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Schaefer, J. W., Grundriß der deutschen Literatur. 4te verbesserte Auflage. Bremen, Geisler. 1846. Gr. 8. 12½ Ngr.

Scheible, J., Das Schaltjahr; welches ist der teutsch Kalender mit den Figuren, und hat 366 Tag. 1ster Band. Stuttgart. Kl. 8. 2 Thlr.

Schmidt, J. C., Die Geheimnisse der Mathematik und Physik in ihrer Anwendung zur Erklärung der Lebensvorgänge des menschlichen Organismus. Ein zweiter Beitrag zur Entwickelungsgeschichte des Menschen. Würzburg, Voigt und Mocker. Gr. 8. 1 Thlr. 18 Ngr.

Religiöse Skizzen in Novellen-Form. Mit Beiträgen von P. v. Mettinghi, L. Mey, A. v. Hohenhausen. Herausgegeben von T. Schäfer. Leipzig, Keil. 8. 1 Thlr. 5 Ngr.

Sparfeld, E., Illustrirter Kalender für die deutsche Kinderwelt auf das Jahr 1847. 2ter Jahrgang. Leipzig, Friese. Br. 4. 12 Ngr.

Das Veilchen. Taschenbuch für Freunde einer gemüthlichen und erheiternden Lectüre. 27ster Jahrgang. Wien, Riedl. 16. 1 Thlr. 4 Ngr.

Westermann, W., Handbuch der preußischen Aktien- und Eisenbahn-Gesetzgebung. Mit besonderer Rücksicht auf das Aktien-, Grunderwerbungs- und Hypothekenwesen der Eisenbahngesellschaften. Gr. 8. Leipzig, Keil. 1 Thlr. 15 Ngr.

Tagesliteratur.

Boccius, F. W., Bericht über die Anwendung der s. g. Bercelius-Schreiber'schen Branntwein-Cur in Neustrelitz. Neustrelitz, Barnewitz. Gr. 8. 2½ Ngr.

Die Deutschen und die Franzosen. Von einem Franzosen. Deutsch und mit Anmerkungen von G. Muhl. Baden, Büreau der Badzeitung. 8. 25 Ngr.

Droysen, Über unser Gelehrtenschulwesen. Kiel, Schröder u. Comp. Gr. 8. 5 Ngr.

Ächte Erläuterungen und Zusätze zu der Rede des Reichsraths-Referenten Fürsten Oettingen-Wallerstein über Klöster und Quarten. München, Palm. Gr. 8. 10 Ngr.

Fricke, F., Fünf Predigten im Geiste freier evangelischer Christen. München, Palm. Gr. 8. 5 Ngr.

Hildebrand, H., Aphorismen über die theologischen Streitpunkte des Predigers Dr. Weltersdorff wider Kämpfe mit Rücksicht auf Uhlich und die protestantischen Freunde in ihrer Stellung zur theologischen Wissenschaft. Magdeburg, Falckenberg u. Comp. Gr. 8. 3 Ngr.

Hormuth, J., Zeugnisse aus dem Heidelberger Katechismus und der d'Outreinschen Erläuterung dieses Katechismus über einige wichtige Zeitfragen der deutschen evangelisch-protestantischen Kirche überhaupt und über die von der badischen Generalsynode im J. 1843 vorgelegte Reformation ihres Cultus insbesondere. Heidelberg, Mohr. Gr. 8. 15 Ngr.

Das betrogene Publikum. Eine Kritik über Alpha und Omega u. s. w. von *Aelen*. Zum Besten der „mutterlosen Kirche" nahe bei Bremen. Bremen, Geisler. Gr. 8. 3¾ Ngr.

Rathschläge und Warnungen für Auswanderer nach Nord-Amerika. Augsburg, Fahrmbacher. 8. 9 Ngr.

Roß, G. v., Die Colonie St. Maria in Pennsylvanien, und die bedenklichen Aufnahme-Bedingungen in dieselbe, beleuchtet. Augsburg, Fahrmbacher. 8. 1½ Ngr.

Schönaich, F., Das neue Gebot des Evangeliums. Ein Wort an die protestantischen Freunde und Deutsch-Katholiken. Magdeburg, Falckenberg u. Comp. 8. 2½ Ngr.

Treumann, C. H. F., Rhythmische Paraphrase des ersten Briefes St. Johannis, im Interesse der Kirche mit einer Zugabe von Zeitgedichten. Magdeburg, Falckenberg u. Comp. 8. 10 Ngr.

Über die Ursache der Holztheuerung und die Wichtigkeit der Pflege und Erhaltung der Waldungen als einziges Mittel zu deren Abhülfe. Aus statistischem Gesichtspunkte betrachtet von einem Forstmanne. München, Palm. Gr. 8. 2 Ngr.

Becqueray, J. L., Was sind denn die Jesuiten? Eine vollständige Belehrung über das Wesen und Wirken des Jesuitenordens. Augsburg, Fahrmbacher. 8. 9 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: **Heinrich Brockhaus**. — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig**.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 297. —— 24. October 1846.

Ernst Moritz Arndt.

E. M. Arndt's Schriften für und an seine lieben Deutschen. Zum ersten mal gesammelt und durch Neues vermehrt. Drei Theile. Leipzig, Weidmann. 1845. 8. 3 Thlr. 20 Ngr.

Der ehrwürdige Arndt bietet hier seinem Volke eine höchst dankenswerthe, gediegene Gabe — und wir hoffen, es wird nicht die letzte des rüstigen, frischen Greises sein! — gesammelter Aufsätze aus früherer, aus neuerer und jüngster Zeit. Mancher Schriftsteller, dem reichlich Weihrauch gestreut worden, zumal auf dem politischen Gebiet, müßte sich, wenn man seine Schriften aus einem Zeitraume von 30 und 40 Jahren, oder auch wol nur von fünf und zehn, zusammenstellte, trotz alles etwanigen Talents, trotz alles Glanzes, Feuers und Witzes der Darstellung, dem ernsten prüfenden, in den Gehalt eindringenden Auge doch nur wie ein zusammengeflickter Lumpenkönig, um mit Hamlet zu reden, darstellen; unser Arndt dagegen erscheint in seinen verschiedenen, der Zeit nach so weit auseinanderliegenden Werken immer als Derselbe, immer als ein ganzer Mann. Es gibt aber verschiedene Arten der Unveränderlichkeit; es gibt eine solche, welche aus selbstsüchtigen Interessen, aus hartnäckigen Vorurtheilen, aus Geistesträgheit und Stumpfsinn entspringt, welche in unwissendem Hochmuth ewig das Alte wiederkäut und, abgeschlossen gegen jede neue Erkenntniß, jede neue Foderung und Regung, die Welt in den engen Kreis bannen möchte, welchen ein beschränkter aber selbstgefälliger Geist einmal für allemal ihr und sich selbst gezogen hat. Dieser Art von Unveränderlichkeit steht kein Mensch ferner als Arndt, der jugendliche Greis, Dessen lebendige Theilnahme an dem Leben und der Entwickelung des deutschen Volkes Tausende von Jüngern beschämt, der, ein Lehrer der Jugend, seit wenigen Jahren ihr wieder geschenkt, sich nicht zu alt dünkt, immerfort zu lernen, und der, weit entfernt, wie die meisten Unveränderlichen der geschilderten Art den gegenwärtigen Zustand und Besitzstand für ganz befriedigend, unverbesserlich und unantastbar zu erklären, in seinem Geist und Herzen das noch lange nicht erfüllte Bild eines bessern Zustandes, das Bewußtsein von der Nothwendigkeit fortwährenden ernsten Strebens und Kämpfens trägt. Arndt's Unveränderlichkeit ist die einer sich stets erneuernden und verjüngenden, fremde Elemente und Einflüsse keineswegs ausschließenden, vielmehr sich aneignenden und überwindenden, unerschöpften Lebenskraft; sie ist kein Stillstand, keine Erstarrung, sondern beständige Bewegung, unaufhörliches Wachsthum, aber in einer gleichmäßigen Richtung, unter einer unauslöschlichen Signatur; es ist die Unveränderlichkeit nicht sowol der Ansichten und Lehrsätze, als vielmehr der innersten Wurzel derselben: der Gesinnung und des Willens. Er ist Einer „der Guten und Tapfern, die sich in edelm Stolze und herrlicher Gleichheit des Charakters als Herren der Umstände behauptet und den Horazischen Spruch: Non me rebus, sed res mihi subjicere conor, festgehalten haben", über deren Seltenheit in dieser Zeit er klagt. Freilich konnte es nicht fehlen, daß in unserer vielfach sich überstürzenden Zeit, wo man vom Fortschritt im Maßstab der Eisenbahngeschwindigkeit träumt und schwatzt und die Phantasten und Energumenen des Radicalismus die besonnenen, freisinnigen und festen Männer der That als Zurückgebliebene und wol gar als Abtrünnige abkanzeln, daß in einer solchen Zeit auch der mannhafte Arndt offener oder verdeckter angegriffen und gehöhnt, oder doch mit vornehmem Mitleid belächelt und über die Achsel angesehen wurde; daß die selbsternannten Bannerträger des Fortschritts, die Bahnbrecher der neuen großen Zeit, den sich gleichbleibenden Veteranen zu den Stabilen oder gar zu den Reactionnairen zählten und ihn nur etwa um seiner frühern Verdienste, seines guten Willens und seines nicht leicht zu erschütternden ehrenvollen Namens willen mit einigem Glimpf behandelten. Arndt selbst wird sich hierüber leicht zu trösten wissen; vor 25 Jahren wurde er von einer andern Seite her mit gerade entgegengesetzten Beschuldigungen angegriffen und mishandelt, und sein Bewußtsein gibt ihm das Zeugniß, daß er der Gleiche geblieben, daß er die Anklagen der Gegenwart so wenig verdiene als die frühern Feindseligkeiten. Ja der patriotische Mann würde sich freuen, wenn er aus diesem Umschwung der Meinung die Überzeugung schöpfen könnte und dürfte, daß eben die Deutschen, welche vor 25 Jahren ruhig und ohnmächtig zusahen, wie er von gehässigem Verdacht angegriffen, von willkürlicher Gewalt in seiner Thätigkeit und Wirksamkeit gehemmt wurde, jetzt in politischer Bildung, Gesinnung und Kraft so vorangeschritten seien, daß sie, eingeweiht in die Mysterien der Staatsweisheit, mit der Feuer- und Geistes-

taufe der echten Vaterlandsliebe getauft und für die klar erkannten höchsten irdischen Güter zu den größten Opfern entschlossen, ihn, den Lehrer ihrer Kinderjahre gleichsam, nunmehr weit unter und hinter sich schauten. Aber so muthig und hoffnungsvoll Arndt mit seinem freudig-klaren Auge und seinem unverbitterten, unverzagten Herzen die Zeit ansieht, an der Zukunft seines Volkes nie verzweifelt und alle Zeichen gern zum Besten deutet, so wenig er verkennen wird, daß der politische Sinn in Deutschland reger, stärker, allgemeiner geworden ist seit 10 oder 20 Jahren, so kann er doch noch jetzt Manches schwerlich zurücknehmen, was er vor mehr als 30 Jahren in der Schrift „Über künftige ständische Verfassungen" klagend aussprach. Damals, im J. 1814, war Arndt so wenig vom Enthusiasmus des Sieges verblendet, daß er schrieb:

Ich sehe den Ernst, die Kraft, die Liebe des Vaterlandes, die Sorge und Kunde des Zeitalters, wodurch sicheres Glück allein gemacht und erhalten werden kann, bei sehr Wenigen. . . Die politische Tugend erscheint noch nicht bei uns. . . . Man könnte glauben, die letzten 20 Jahre haben uns weiser gemacht und uns auf das Nothwendige und Unvermeidliche hingewiesen. Man hat gesagt, alle Welt sei seit der französischen Revolution politisch geworden; aber man hat nichts Großes gemeint, weil man den großen Inhalt des Wortes *politisch* nicht versteht: man meinte nur, die Leute haben die Zeitungen begieriger als früher gelesen und in Gesellschaften und Kaffeehäusern mehr von politischen Dingen gesprochen als sonst. Das macht aber noch keinen politischen Menschen. Nein, ich muß leider gestehen, wir sind nicht so viel weiter geschritten als Manche sich einbilden; noch ist die große Zeit, die werden soll, ja die schon ist, bei Wenigen in das innerste Mark ihres Lebens gedrungen, sodaß sie ihr einziges Gefühl und ihr einziger Gedanke und der Gegenstand aller ihrer Sorgen und Arbeiten sei. . . Politischer Unverstand offenbart sich in Reden, Schriften und Anordnungen, in leerer Gedankenlosigkeit, die noch mit Seifenblasen spielen kann, welche gleich Gedanken aussehen, aber keine Gedanken sind; wir sehen immer das Entfernte und Schimmernde, weil wir das Nahe und Wahre zu sehen nicht den Muth haben. . . Noch immer mangeln wir des heiligen Ernstes und edeln Zorns für unsere Ehre und Freiheit, der Liebe für unser Vaterland, unsere Sitte und unsere Sprache. Buhlerei und Äfferei mit dem Welschen und Ausländischen, diesem Tod unserer Tugend, sehen wir ohne daß wir zürnen. . . Wir haben keinen Stolz auf uns und auf unser Volk und unsere Ehre, wir haben keine öffentliche Meinung. . . Auch des Stolzes, der Kraft, der Lebendigkeit, des freudigen Thatentriebes nach außen hin mangeln wir noch, wodurch allein politische Männer werden können, solche Männer, welche die Welt ordnen und gestalten und das Vaterland in würdiger Gesetzlichkeit und hoher Freiheit wieder aufrichten können. . . Hoffen wie die Thoren, träumen und idealisiren, Das können wir; leben, herrschen, die Welt regieren, Das haben wir verlernt, und nur die Noth, die beste Meisterin aller Dinge, kann uns wieder zu Männern machen.

Würde Arndt *heute* diese Klagen und Anklagen zurücknehmen? Zum Theil gewiß. Manches ist in Deutschland anders und besser geworden; es hat sich namentlich gegenüber dem Ausland das nationale Selbstgefühl, dessen Mangel er so bitter empfand, gehoben; viele überzeugungstreue, begeisterte Männer haben für das Recht, die Freiheit, die Ehre und Würde Deutschlands ihre Stimme erhoben, dafür gekämpft, Opfer gebracht, und wenigstens bei einem Theile des Volkes dankbare Anerkennung gefunden: aber dennoch, wie viele Charakterzüge der damaligen Zeit finden auch noch auf die unserige ihre Anwendung! Wie wenige politische Grundsätze haben sich als unerschütterliche Fundamente und Pfeiler der politischen Bildung und Gesinnung des Volkes festgestellt! Wie schwanken noch die meisten Geister zwischen ausschweifenden Träumen und Gelüsten und der Genügsamkeit mit der ärmlichsten Abfindung und Abspeisung beschränkter Interessen und kleinlicher provinzieller Eigenliebe! Wie ungeheuer ist das Misverhältniß der That, der Gesinnung, des Wesens, zu den großen, tönenden Worten, zum Geschrei, zum Schein und zur Selbsttäuschung; der reinen, uneigennützigen und nachhaltigen Begeisterung zum lärmenden, durch fremdartige Elemente und künstliche Mittel genährten, das Ideellste und Materiellste, das Hohe und das Gemeine vermengenden Rausche! Nein! Arndt, den Manche als einen Stehengebliebenen, als einen dem wahren neuesten Fortschritt Widerstrebenden betrachten möchten, ist von der Zeit, vom deutschen Volke noch lange nicht eingeholt und überholt; und die Meisten, die sich keck anmaßen, ihn zu meistern und zurechtzuweisen, dürften vielmehr noch bei ihm in die Lehre gehen und würden dabei nicht verlieren. Keineswegs soll hiermit behauptet werden, die neueste Zeit sei in der Erkenntniß und Anschauung mancher politischen Wahrheiten nicht über Arndt hinausgeschritten, oder seine Ansichten seien durchaus die richtigen, die allein beifallswürdigen; ein so warmer und starker Mann wie er muß wol auch seine starken und tiefwurzelnden Vorurtheile haben, in seiner Bildung, seinen Lebensschicksalen und seiner scharfausgeprägten Persönlichkeit begründet, und ohnehin offenbart sich nie die ganze, ungemischte Wahrheit in einem einzigen Menschen. Die ernsten Forschungen vielseitig gebildeter Männer auf dem Gebiete der Geschichte und der Politik haben ihre Früchte getragen, und die Ergebnisse der besonnenen, nüchternen Wissenschaft haben sich mit den Erfahrungen, Anschauungen und Gefühlen thatkräftiger, das unmittelbare Leben mit Kraft und selbst mit Leidenschaft erfassender Naturen berichtigend, ermäßigend oder erweiternd verschmolzen; trotzdem aber ist die im Ernst und Sturm der gefahr- und drangvollsten Zeiten, in den Kämpfen und Feuerproben der Geschichte, in schwergeprüfter Treue und durch Vertiefung von Geist und Gemüth in andächtige Betrachtung der Schicksale, der Art, der Pflichten und Rechte der Völker errungene politische Einsicht und Bildung eines Arndt gewiß an Gediegenheit, Umsicht, Lebendigkeit noch weit den Verheißungen und Systemen jüngerer, hoch über ihn sich stellender Politiker voraus, und es wird sich wol noch herausstellen, daß überschwängliche Philosophen, weitherzige Weltbürger und poetische Messiasse, soweit sie nicht von den Wellen der Zeit und des Tages verschlungen werden, in Vielem wieder auf die als beschränkt und einseitig, als unphilosophisch und veraltet belächelten Grundsätze Arndt's werden zurückkommen müssen. Allerdings hat das wirkliche Bedürfniß einer Veränderung und Besserung im politischen Zustand und Leben Deutschlands die politischen Bestrebungen und Lehren der neuesten Zeit

hervorgerufen; schreiende Rechtsverletzung und Rechtsverweigerung, heillose politische Thorheit und Verblendung, Verrath an den Interessen und der Würde des Vaterlandes haben Anlaß zu den gerechtesten Beschwerden und zum mannhaften Kampfe gegeben; gar Vielen aber, welche sich diesen politischen Foderungen und Bestrebungen anschlossen und sie auf die Spitze trieben, hat man es angefühlt, daß sie nicht durch eine ernste Schule der sittlichen und intellectuellen Zucht, nicht durch die Schule der Trübsal und des Kampfes gegangen waren.

Den politischen Lehren und Bestrebungen der neuern Zeit in Deutschland haben sich Elemente beigesellt, welche denselben zwar nie ganz fehlen werden, aber in Tagen der Begeisterung, der Eintracht, des Strebens nach einem klar erkannten, würdigen Ziele niedergehalten und überwogen werden von einem gehobenen, geläuterten Gemeingeist. Diese Elemente sind: persönlicher Ehrgeiz und Eitelkeit, leichtfertige und muthwillige Oppositionssucht, seichter Dilettantismus in der Politik ohne Kenntnisse und ohne Kraft und Ernst des Denkens, Neuerungssucht aus Langweile und Überdruß an sich selbst, philosophischer Dünkel, irreligiöse und sittenlose Gelüste, übersinnige poetische Faselei und Prahlerei, Abhängigkeit von fremden Beispielen und Einflüssen, zum Theil im entschiedensten Gegensatz zu dem wahren Vortheil und der Ehre Deutschlands stehend. Man kann sich nicht wundern, daß dem reinen Metall so viele Schlacken sich beigemischt haben, wenn man bedenkt, wie wenige Umstände die politische Bildung, das politische Streben in Deutschland begünstigen, wie viele dagegen ihm hemmend und zersplitternd, es verunreinigend und vergiftend, entgegentreten. Wie schwer hält es z. B. nur, bis das Bewußtsein der Nationalität, der Volkseinheit, aus dem Buchstaben und Wort ins wirkliche Leben übergeht, da demselben einerseits die Provinzial- und dynastischen Interessen, Vorurtheile, Feindschaften und Eifersüchteleien, andererseits der confessionnelle Unterschied entgegenwirken! Einheit der Richtung, klares Bewußtsein des gemeinsam zu Erstrebenden ist in Deutschland schon darum, in gewöhnlichen Zeiten, fast eine Unmöglichkeit, weil das in eine Menge locker zusammenhängender Organismen zerfallende deutsche Volk, wenn es auch zum großen Theil das Bedürfniß der Besserung fühlt, doch das Misbehagen und den Druck des Bestehenden in sehr verschiedener Weise empfindet, hier über Beschränkung der religiösen, dort mehr über Verkümmerung der politischen Freiheit, an einem dritten Ort über Preisgebung seiner materiellen Interessen, oder über ungleiche Behandlung der verschiedenen Classen der Staatsbürger zu klagen hat, und kein Theil seine besondere Beschwerde dem großen Gesammtbedürfniß unterzuordnen vermag. Die speciellen Misstände und die allgemeinsten Foderungen: Recht und Freiheit, gewähren der politischen Thätigkeit und zugleich der politischen Declamation und Leidenschaft einen weiten Tummelplatz und ein ergiebiges Feld; aber dabei drängen sich auch, je beschränktere, oft selbst kleinliche Verhältnisse dort zur Sprache kommen, und je unbestimmter, dehn- und deutbarer die Begriffe von Recht und Freiheit hier sind, um so leichter die oben erwähnten trübenden Elemente ein; während die Stimmen der wenigen Umsichtigen, tiefer Schauenden und gründlich Denkenden fast unbeachtet verhallen, welche, weder von solchen Allgemeinheiten befriedigt, noch auch in der Beschwichtigung einzelner Misstände das Heil des Ganzen erblickend, ihr Augenmerk und ihre Thätigkeit auf das Ganze des deutschen Volkes richten, und in der Gestaltung des deutschen Staatslebens feste, das Ehr- und Rechtsgefühl des Volkes befriedigende, seine politische Geltung verbürgende Grundsätze durchgeführt sehen wollen, ehe sie an eine wirkliche Besserung glauben.

Dieser Wenigen Einer war E. M. Arndt, an welchem wir freilich auch ein Beispiel haben, wie wenig ein solches Streben den gebührenden Dank erntet; denn wurde er vor 25 Jahren von oben verdächtigt und angefochten, weil er in Dingen mitzusprechen, sich der Dinge anzunehmen wagte, welche die Regierungen sich allein und ausschließlich vorbehalten wollten, so wurde er in neuern Zeiten von Stimmführern der Zeit als ein nicht mehr in die Gegenwart passender Mann von veralteten Begriffen behandelt, weil er, in der Schule eines vielbewegten Lebens, reicher Erfahrungen und vielseitiger, fruchtbarer Anschauungen gebildet, viel mehr an Positives, an gegebene geschichtliche Grundlagen in den verschiedenen Gebieten des Lebens und des Geistes sich hielt, als vielen Jüngern behagte, welche die politische und sociale Welt nach einigen allgemeinen Begriffen umgestalten oder gar neu erschaffen wollten. Überhaupt, eine so erfreuliche und erhebende Gestalt Arndt selbst ist, der ungebrochene, immer noch jugendliche, begeisterte und hoffnungsreiche Greis, so bittere Betrachtungen knüpfen sich doch leicht an die Erwägung seines Schicksals, sofern man darin ein Symbol erblicken kann von der politischen Entwickelung Deutschlands seit etwa 40 Jahren. Er war Einer von Denen, welche die Schmach Deutschlands während der Unterdrückung durch die Fremden am tiefsten fühlten, die sich dem fremden Joche nie unterwarfen, die in der Zeit der allgemeinen Erniedrigung und Knechtschaft stolz und frei blieben und so den Kern und Mittelpunkt bildeten für die nachmalige Erhebung Deutschlands, für welche sie die geistigen Waffen unermüdlich in der Stille schmiedeten. Er nahm, wie Wenige in gleichem Maße, mit Mund und Arm, mit Wort und That, mit der Klinge und mit begeisternden Gesängen Antheil an der gewaltigen Erhebung selbst, welche die Abschüttelung des Joches, nach unendlichen Mühsalen und Opfern, zur Folge hatte; und nach dem Siege war er einer der beredtesten Vertreter der Anfoderungen des gesammten Deutschlands, der Nationalehre und Würde, der politischen und moralischen Integrität des Volkes oder Reiches, die Stimme seines höhern, nicht von Partei- und Sonderinteressen verunreinigten und umstrickten Bewußtseins.

(Die Fortsetzung folgt.)

Literarische Notizen aus Frankreich.

Reiseliteratur.

Die Franzosen sind bekanntlich in der Geographie nicht immer sehr bewandert, und es ließe sich aus den Parlamentsreden sowie aus den Schriften namhafter Gelehrten eine ganz artige Musterkarte solcher Irrthümer und Versehen zusammenstellen, welche den Beleg dafür liefern könnten. Nichtsdestoweniger ist ihre Literatur reich an Reisewerken sehr gediegenen Inhalts; besonders zeichnen sich diejenigen Erscheinungen, welche mehr in das touristische Gebiet fallen, durch eine frische, lebendige Auffassung und anmuthige Darstellung äußerst vortheilhaft aus. Unter den verschiedenen Reiseschriften, welche uns die jüngste Zeit gebracht hat, heben wir hier einige hervor, aus denen man Belehrung und Unterhaltung schöpfen kann. „Voyage aux prairies osages, Louisiane et Missouri, 1839—40", von V. Tixier. Der Verf. ist kein lebhafter Verehrer der nordamerikanischen Institutionen. Der eigentliche Zweck seiner Reise war das Studium der dünngesäeten Indianerstämme, welche von dem Vorrücken der Civilisation bald verdrängt und aufgerieben sein werden. Tixier ist Arzt und in dieser Eigenschaft gelang es ihm, manche Einzelheit zu erforschen, welche frühern Reisenden entgangen war. In der Beurtheilung der Wilden ist er vorurtheilsfrei und läßt sich nicht zu so schwärmerischer Begeisterung hinreißen, wie einige seiner Vorgänger, welche, von ihrer Vorliebe verleitet, in den Rothhäuten die edelsten Charaktere zu erkennen glaubten. Dabei ist sein Stil einfach, anspruchslos, aber gebildet. — Mehr Anspruch auf wissenschaftliche Bedeutung macht folgende Erscheinung: „Voyage en Abyssinie, exécuté pendant les années 1839 à 1843 par une commission scientifique, composée de MM. *Th. Lefebre, A. Petit, Quartin-Dillon et Vignaud.*" Von diesem Werke ist bisher erst der Anfang, welcher den ersten Theil der eigentlichen Reisebeschreibung, des historischen Berichts, enthält, herausgekommen. Von den vier Mitgliedern der wissenschaftlichen Expedition, deren Namen auf dem Titelblatte genannt werden, ist Th. Lefebre der Einzige, welcher sich noch am Leben befindet. Zwei von den Reisenden, welche von dem naturhistorischen Museum in Paris mit den nöthigen Mitteln und Instructionen ausgerüstet waren, sind vom Fieber noch während ihrer Reise hingerafft und der Dritte wurde von einem Krokodil verschlungen. So hat sich Lefebre allein der Mühe unterzogen, die gesammelten Materialien zusammenzustellen und zum Drucke zu verarbeiten. Ein vollständiges Urtheil über den Gehalt dieses Werkes sowie über die Resultate der Reise selbst muß füglich wol noch bis zur Vollendung der ganzen Publication aufgeschoben bleiben. Wir bemerken nur, daß wir durch einzelne Partien, welche in einem allzu gereizten Tone geschrieben sind, bei der Lecture unangenehm berührt wurden. Es sind Dies besonders Ergüsse, welche dem Verf. von dem Unwillen über das eifersüchtige Benehmen und die Unfreundlichkeit verschiedener Consularagenten eingegeben sind. — Bei der fortwährend sich erweiternden Ausdehnung der Reiseliteratur wird es eine immer schwierigere Aufgabe, sich einen klaren Blick über die wahrhaft bedeutenden Erscheinungen zu erhalten; und doch wird es immer nothwendiger, sich mit den Resultaten der neuesten Forschungen einigermaßen bekannt zu machen, da jeder Tag eigentlich neue Gesichtskreise und neue Aussichten auf dem Gebiete der Ethnographie eröffnet. Unter diesen Umständen sind solche Werke, welche uns in anspruchsloser Form eine Übersicht über das anschwebende Material gewähren, ein wirkliches Bedürfniß. Wir halten es deshalb für unsere Pflicht, hier auf das brauchbare „Annuaire des voyages et de la géographie pour l'année 1846", von dem unter der Leitung von Frédéric Lacroix vor kurzem der dritte Jahrgang erschienen ist, aufmerksam zu machen. Wir erhalten in diesem kleinen Bändchen zuerst ein zweckmäßiges Résumé der vorzüglichsten Leistungen auf dem weiten Gebiete der Geographie, welche im Laufe des Jahres 1845 ans Licht getreten sind. So wird uns unter Anderm ein kurzer Überblick über die Reise Middendorf's nach Nord- und Süd-Sibirien, über die Untersuchungen Schrenk's im nördlichen Turkestan, über die Forschungen von Louis Arnaud in Nubien und von Bede, Rochet, Krapf und Sapeto in Abyssinien, sowie über die Leistungen der algierischen Commission geboten. Von dem übrigen Inhalte des Jahrbuchs bemerken wir einige Bruchstücke aus dem „Kosmos", diesem herrlichen Werke, mit dem uns Humboldt noch in seinem hohen Alter beschenkt; ferner einen Bericht über den Schiffbruch des Astrolabe und der Zélée in der Meerenge von Torres, einen Artikel vom trefflichen Reisenden Dubois de Montpéreux über die Tumulus und die Wälle des europäischen Rußlands; eine Beschreibung der Reise, welche Raffenel nach Bondou unternommen hat; interessante Untersuchungen von Avezac über die Atlantis und den Periplus des Hanno; den Bericht über einen Aufenthalt zu Messawah von Galinier und Ferret; einen Aufsatz über den gebirgigen Theil Daghestans von Fontanier. Außerdem enthält die vorliegende Schrift noch mehre Aufsätze und Notizen, welche wir hier mit Stillschweigen übergehen müssen. Am Schlusse bietet uns Lacroix, um die Brauchbarkeit seiner Arbeit zu erhöhen, noch eine Übersicht der wichtigsten auf die Geographie bezüglichen Werke, welche während des Jahres 1845 erschienen sind.

Poesien von Turquety.

Es ist nicht zu verkennen, daß die französische Lyrik in neuester Zeit bedeutend an Innigkeit und Gemüthlichkeit gewonnen hat. Als ein Hauptmoment zu diesem Umschwunge ist wol die vertrautere Bekanntschaft vieler jüngerer Dichter mit den germanischen Literaturen zu bezeichnen; aber auch die größere Hinneigung zu religiösen Gefühlen, welche offenbar in Frankreich bedeutend an Terrain gewonnen haben, ist mit in Anschlag zu bringen. Zu denjenigen jüngern Dichtern, bei denen diese letztere Erscheinung vorzüglich hervortritt, gehört E. Turquety, der schon durch eine Reihe ansprechender Dichtungen seine poetische Regsamkeit bethätigt hat. Auch seine neuesten Poesien, „Fleurs à Marie" betitelt, athmen eine vollkommen religiöse Stimmung. Sie sind recht eigentlich der Verherrlichung des katholischen Cultus gewidmet, in dem er eine Fülle poetischer Anregung herausfühlt. Wie es uns scheint, ist es ihm aber größerer Ernst um seine Sache als vielen von Denen, welche sich eine Art von Kunstreligion als Ideal aufgestellt haben und die nun, weil der Katholicismus die belebende Wirkung der Kunst zu benutzen versteht, in ihm eine gewisse Befriedigung finden. Wir wollen hier nur einiges Wenige als Probe anführen, dem man Innigkeit und Zartheit nicht absprechen wird:

> Quel que soit le deuil qui nous brise,
> Pauvres arbrisseaux desséchés,
> Votre souffle est comme la brise
> Qui relève nos fronts penchés.
> De tous les côtés le flot gronde,
> Que ce soit la mer ou le monde,
> Vierge, les écueils sont certains.
> Oh! sans vous et sans vos promesses
> A qui dirions-nous nos tristesses,
> Vers qui lèverions-nous nos mains?

17.

Literarische Anzeige.

Von **F. A. Brockhaus** in Leipzig ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Der Karthäuser.

Von

Eduard Hubel.

Gr. 12. Geh. 16 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: **Heinrich Brockhaus**. — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 298. —— 25. October 1846.

Ernst Moritz Arndt.

(Fortsetzung aus Nr. 297.)

Es ist bekannt, wie unvollständig die gerechten Foderungen befriedigt und die einleuchtendsten patriotischen Gründe eines Arndt und Görres für die Herstellung sichernder Grenzen gegen Frankreich und gegen die Preisgebung ursprünglich deutscher und noch Deutsch redender Provinzen durch die ärmlichsten diplomatischen Gründe und Rücksichten angeblich widerlegt und überwogen, in der That aber durch den feindseligen Einfluß der besiegten Franzosen, der Engländer und Russen, und durch die Eifersucht der deutschen Regierungen selbst beseitigt wurden. So wie die Arndt'sche Schrift: „Der Rhein, Deutschlands Strom, aber nicht Deutschlands Grenze", Worte, die, aus der Seele der einsichtsvollsten Deutschen herausgesprochen, Verstand, Gemüth und Ehrgefühl gleichmäßig ansprechen mußten, den angestrebten Zweck keineswegs vollständig erreichte, so wenig und noch weniger fand eine andere Schrift Arndt's: „Über künftige ständische Verfassungen in Deutschland", da, wo sie hauptsächlich hätte wirken sollen, die verdiente Beherzigung. Dem idealen Deutschland, das in den begeisterten und weiterschauenden Seelen einzelner vaterlandsliebenden Männer wirklich lebte und nach Gestaltung strebte, sollte kein Abbild in der Wirklichkeit entsprechen; und falls auch der ernstliche Wille bei Einigen Derer, welche die Lenkung der politischen Dinge in Deutschland in Händen hatten, einige Zeit lang vorhanden war, so mußte doch, nachdem man das Erste, Wichtigste und Gerechteste aus Scheu vor den Schwierigkeiten, aus Saumseligkeit und Mangel an aufrichtiger, patriotischer Einigkeit verschoben hatte, nothwendig der Guß mislingen, wenn man ihn noch versuchen wollte, nachdem die Masse, die kaum im glücklichsten Augenblick die Form hätte ausfüllen können, schon ganz zäh, erkaltet und erstarrt war. Von dieser Zeit an wurden die treuen, wahrhaft patriotischen Rathgeber, die man nicht hatte hören und beachten wollen, unbequem, verdächtig und verhaßt*); sie, deren mächtigen, begeisternden Beistand man in den Tagen der Noth und Gefahr gern angenommen und sehr dankenswerth gefunden, wurden jetzt als unbefugte und übelgesinnte Störer zurückgewiesen, als unpraktisch verschrien, und wo sie nur den leisesten Verdacht auf sich zogen, handelnd auf die Geschicke des Vaterlandes einwirken zu wollen, als Feinde des Staats und der Regierungen verfolgt.

Der ideale Patriotismus trat in einen beklagenswerthen Gegensatz zum officiellen, zu dem von den Regierungen gutgeheißenen und geehrten, und Arndt wurde mit noch mehren gleich und ähnlich gesinnten Männern mit gehässigen Untersuchungen und Quälereien verfolgt, und da nicht einmal das bewaffnete Auge des feindseligen Verdachts eine Schuld an ihm finden konnte, seiner Wirksamkeit als Lehrer an der Universität Bonn enthoben. Zwanzig Jahre mußte er von diesem seinem Berufe wider Willen feiern, und diese 20 Jahre der Hemmung, der beziehungsweisen Unthätigkeit eines das deutsche Vaterland warm im Herzen tragenden Mannes deuten symbolisch auf das Schicksal hin, zu welchem Deutschland selbst während dieser Zeit verurtheilt war. Allerdings brachte Arndt diese Zeit nicht unthätig zu, und auch Deutschland ist in diesen 20 Jahren nicht ganz erstarrt und thatlos geblieben, aber welche Fortschritte hat es in seiner politischen Gesammtentwickelung gemacht? Was haben die Anstrengungen und Kämpfe, welche da und dort, besonders zu Anfang der dreißiger Jahre, stattfanden, dem Ganzen gefrommt? Wie weit ist das Verständniß des gemeinsamen Vortheils und Heils unter den deutschen Volksstämmen gediehen? Welche Sicherung der Integrität und des gesunden Wachsthums Deutschlands ist durch eine starke Rechtsordnung und Begeisterung für gemeinsame Güter im Innern, durch eine befriedigende Wehr nach außen, durch eine thatsächliche, nicht blos scheinbare Geltung Deutschlands als politische Macht inzwischen errungen worden? Wo haben die officiellen und factischen Vertreter der deutschen Macht sich bemüht, wo den ernsten Willen gezeigt, die treuesten Bürger des ideellen Vaterlandes mit sich auszusöhnen, sie für den Dienst des Ganzen zu gewinnen? Haben nicht sogar wirkliche Fortschritte im Einzelnen in anderer Beziehung wieder geschadet, neue Spaltungen und Eifersucht hervorgerufen, wie z. B. der in so mancher Beziehung segensreiche Zollverein? Hat nicht selbst die französische Revolution von

*) Diese Reaction ist von Arndt in seiner geistreichen Weise geschildert (III, 628)

1830, welche das politische Leben in Deutschland allerdings wieder anfachte und da und dort eine, freilich beinahe „stillgeborene" Verfassung hervorrief, durch die Schöpfung des neuen Königreichs Belgien die politische Stellung Deutschlands geschwächt und benachtheiligt, durch die Reaction, in Folge einer lebhaftern Bewegung, die noch übrige Freiheit noch enger eingeschnürt, und endlich durch das Herüberwerfen und Einschmuggeln einer Menge fremdartiger Elemente aus dem in gewisser Hinsicht mit Recht beneideten und bewunderten Frankreich nach Deutschland der politischen, moralischen, intellectuellen und ästhetischen Bildung unsers Volkes eine Richtung gegeben, wodurch neue Spaltungen selbst unter den im Princip scheinbar Einigen erzeugt wurden? Und hatte man nicht die Deutschen sozusagen mit Gewalt zur Bewunderung des Fremden und zu der so leicht daraus folgenden Nachahmung Dessen gezwungen, was den bevormundenden Regierungen vielleicht am unschädlichsten für den Augenblick erschien, aber die gesunde Entwickelung des eigenthümlich deutschen Lebens tief störte und eine unglückliche gemischte Bildung, einen schwankenden, wonicht verderbten Geschmack, ein entzweites Bewußtsein in politischen und sittlichen Dingen zur Folge hatte?

Ganz stillgestanden war allerdings Deutschland in der genannten Zeit nicht, so wenig als Arndt, in seiner Berufsthätigkeit gehemmt, deshalb ganz gefeiert hatte; und es soll nicht bestritten werden, daß ein Auge, gewöhnt die Dinge in rosenfarbenem Lichte zu sehen, im J. 1840, als der Regentenwechsel in Preußen eintrat, und im Herbst die kriegerischen und Eroberungsgelüste Frankreichs von Deutschland wenigstens mit sehr energischen Worten und einmüthigen Stimmen zurückgewiesen wurden, die Dinge zu einer erfreulichen Entwickelung und Umgestaltung vorbereitet und gereift glauben mochte. Es mochte scheinen, die nationale Gesinnung sei erstarkt, die politische Bildung verbreiteter und durch einige Jahre verhältnißmäßiger Ruhe die Möglichkeit einer Verständigung und Aussöhnung der Gegensätze in patriotisch-freisinnigem Geiste angebahnt. Neue Hoffnungen machten viele Gemüther geneigt, frühere Täuschungen und Unbilden zu vergessen; und mit herzlicher Freude begrüßten in diesem Sinne viele Tausende von Deutschen den Entschluß des neuen Regenten von Preußen, den gekränkten Arndt seiner Thätigkeit als Lehrer an der Hochschule zurückzugeben. Wol konnte man in dieser königlichen Handlung, einer der ersten des neuen Herrschers, Mehr sehen als nur einen einzelnen, in guter Stunde gespendeten Gnadenbeweis; man konnte darin den ersten Schritt einer Politik der Versöhnung zwischen dem idealen und dem hergebrachten empirischen Princip, einer wahrhaft nationalen und freisinnigen Politik erblicken, welche das in vielen Jahren Versäumte wieder einbringen und gutmachen und die früher unbenutzte Begeisterung theilweise durch gereiftere Erfahrung und weise Besonnenheit ersetzen würde. Bedeutungsvoll genug fiel die Wiedereinsetzung Arndt's nur einige Monate vor das Kriegsgeschrei der nach dem Rhein gelüstenden Franzosen, deren Anmaßung jedoch in Deutschland mit einer Einstimmigkeit zurückgewiesen ward, welche dem ehrwürdigen, zu neuer Thätigkeit berufenen Greis wol die genugthuende Überzeugung einflößen mochte, daß seine Schrift: „Der Rhein, Deutschlands Strom, aber nicht Deutschlands Grenze", das politische Symbol seines Volkes geworden, und daß in diesem Anfangspunkt politischer Einsicht und Ehre ein Anhalt und Fundament gegeben sei für eine deutsche Politik.

Nicht leicht wäre auch in ganz Deutschland ein Mann zu finden gewesen, welchen ein zu einer freisinnigen, echt deutschen Politik entschlossener Fürst zu seinem Bannerträger hätte wählen und durch diese Wahl schon das allgemeine Vertrauen in gleichem Grade für sich in seine Plane gewinnen können, wie Arndt. Er vertritt so viele ehrenhafte und wesentliche Eigenschaften des deutschen Volkes, er verbindet in sich so viele, selten so nebeneinander bestehende Züge, er hat neben der scharfausgeprägten Persönlichkeit zugleich auch etwas so Universelles, daß die Einleitung zu einer allgemein befriedigenden, versöhnenden, das Licht nicht scheuenden, weder kalt doctrinairen noch persönlich-leidenschaftlichen und willkürlichen, einer durch und durch deutschen Politik nicht bezeichnender schien gemacht werden zu können als durch die feierliche Wiedereinsetzung eines lange verdächtigten und hinausgedrängten Mannes in seine vollen Ehrenrechte als Staatsbürger und Lehrer. Arndt vertrat und vertritt sozusagen alle Lebensalter; den Jahren nach ein Greis, und ein Greis auch durch die Fülle der Erfahrungen, durch den Wechsel der Schicksale, durch den Reichthum von Anschauungen und Erlebnissen, ist er, der Lehrer der Jugend, selbst jung geblieben; frisch blüht sein Alter, wie greisender Wein; sein Herz hegt noch die Freudigkeit, die Hoffnung, das Vertrauen der Jugend; und als Mann hat er sich sein ganzes Leben lang bewährt, in Thaten und Leiden, in Worten und Werken. Geboren im fernsten Norden Deutschlands, auf der Insel Rügen, früher der Krone Schweden gehörig, hatte Arndt in seiner Natur etwas Nordisches, beinahe Skandinavisches; aber er hat sich in seinen Mannesjahren im westlichen Deutschland, am Rhein niedergelassen, er ist mit Leib und Seele ein Rheinländer geworden und hat in der Schrift vom Rheine mit dem entschiedensten Nachdruck die Behauptung aufgestellt, daß reindeutsches, echtgermanisches Wesen im südlichen und westlichen Deutschland, am Rhein, in Schwaben, Hessen, Westfalen und Braunschweig zu Hause sei. Diese Länder sind ihm der Kern und das Herz des deutschen Volkes, woraus sein rechtes Lebensblut und seine lebendigsten Lebensgeister in alle Adern, ja in die äußersten Glieder seines Leibes ausgegossen worden; dort, wenn sie nicht überhaupt ein Traum ist, lebt die rechte Deutschheit, von da fließt sie wie der zarte und geheime Lebensäther des Ganzen mit allen ihren unsichtbaren und kaum vernehmlichen Geistern bis zur Leitha und Eider, ja bis zur Memel und Theiße zu den verwandten Brüdern aus. Dabei jedoch erklärt Arndt den Streit der Eitelkeit über die Vorzüge der

Norddeutschen und Süddeutschen für lächerlich, und sogar durch die Absichten, womit er von Einigen geführt worden, schändlich, und den Dichter des Liedes „Was ist des Deutschen Vaterland?" trifft gewiß der Vorwurf eines einseitigen, engherzigen Provinzialismus nicht, er, wenn irgend Einer, trägt den reinen und vollen Begriff des Deutschen in der Seele.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der moderne Eulenspiegel. Roman von Adolf von Tschabuschnigg. Zwei Bände. Pesth, Heckenast. 1846. Gr. 8. 3 Thlr.

Der Gedanke, den volksthümlichen deutschen Schalk zum Träger moderner Ideen zu machen, ward schon mehrmals erfaßt. Immermann, der selbst eine andere Gestalt unserer humoristischen Überlieferungen so geistvoll restaurirte, hat ihn angedeutet, und in jüngster Zeit ist Till Eulenspiegel sogar zum Gegenstand eines Heldengedichts erkoren worden. Der Titel des vorliegenden Buches könnte nun auf die Vermuthung führen, daß wir es auch hier mit einem solchen Versuche zu thun haben, und theilweise ist Das in der That der Fall; wer aber die Sache zu wörtlich nimmt und meint dem schalkhaften Landsmanne in „zeitgemäßer" Tracht zu begegnen, wird bald inne werden, daß der Verf. seine Eulenspiegeleien zunächst mit den Lesern treibt, indem er dieses Aushängeschild brauchte, um seine Waare an den Mann zu bringen. Damit wollen wir jedoch keineswegs sagen, daß der Käufer sich betrogen findet: er bekommt freilich nicht was er erwartet, kann sich indessen mit dem Gebotenen ganz wohl begnügen.

Tschabuschnigg's Till ist die verkörperte Verhöhnung Dessen, was unserer Zeit von Schein und Lüge anklebt: er ist es wenigstens in der Anlage, denn die Ausführung bleibt hier und da hinter dieser zurück, sowol weil der Verf. sich freiwillig gewisse Grenzen steckte, als auch weil er, selber ein Kind seiner Zeit, sich nicht völlig über sie zu erheben vermochte. Till zur Seite geht der Vertreter aller jener Nichtse, die sich in der Atmosphäre der Gegenwart mit der Anmaßung herumtreiben Etwas zu sein, jener Schemen, die so ängstlich bemüht sind, sich zu Gestalten zu verdichten und zum Range der Persönlichkeit zu gelangen. Das einigermaßen formlose Buch zerfällt in zwei nur lose zusammenhängende Haupttheile, in zwei Novellen, wenn man will, deren eine Kunst und Künstelei, Künstler und Künsteler zum Vorwurfe hat, während die andere das Verhältniß des Weibes zum Manne, zur Welt behandelt. Tschabuschnigg versucht es, das Krämervolk mit der Geißel scharfer Ironie aus dem Tempel zu treiben und hält den verkehrten Bestrebungen des Tages den Spiegel der Selbsterkenntniß vor: der falsche Kunstenthusiasmus, das Histrionenthum, die Restauration des Mittelalters, die Frauenemancipation — lauter Modethorheiten, in die sich ursprünglich edle Richtungen verlaufen haben — werden uns nacheinander vorgeführt, und das hohle Phrasengeklingel, mit dem die Apostel der Lüge ihre Göttin anpreisen, empfängt seine gebührende Würdigung. Tschabuschnigg ist vorzugsweise ein kritisches Talent; das lyrische Element in ihm — ein Zusatz, der bei einem Östreicher selten fehlt — gibt sich besonders in den da und dort eingestreuten Naturschilderungen kund, die in ihrer anschaulichen Einfachheit vollkommen der Muster würdig sind, deren Vorzüge er so trefflich darzulegen weiß, z. B. in folgender Stelle:

„Hätten wir Deutsche nur Bettina und Heine, so gäbe es doch keinen völlig Blinden unter uns, auf der Regenbogenhaut der Phantasie spiegeln sich die Bilder der Natur und das innere Auge wird um so heller, je dunkler das äußere ist. Versenkt sich jenes naturlaunige Kind nicht wie ein Erdengeist in die Reize des Frühlings, es lebt und webt in Einsamkeiten zwischen Waldrosen und Vogelnestern, verliert sich in Blumenkelche und Quellenfall und gaukelt als Schmetterling, als Blütenstaub, als Elfe um unsere Sinne. Verwunderst du dich, Hertha, daß mir der Anblick des Meers, des Wassers klar geworden ist, als ich Heine's «Buch der Lieder» las:

„— Wir saßen am Fischerhause
Und schauten nach der See.
Die Abendnebel kamen
Und stiegen in die Höh'."

„Im Leuchtthurm wurden die Lichter
Allmälig angesteckt,
Und in der weiten Ferne
Ward noch ein Schiff entdeckt."

„— Das ist große wundervolle Naturpoesie, man sieht ohne Augen, man begreift das nie Erblickte! Um die Macht des Wortes in solchen Stellen würdigen zu können, denke z. B. als Gegensatz an Matthisson zurück, wenn er ob seines Lemans in Entzückungen ausbricht. Wie sorgfältig beschreibt er das Pappelgebüsch im Weidenthale mit den weißen Stämmen und den zarten Reisern, die Wechselscheibe des Mondes wirft allenfalls wie durch ein Sieb ihre Strahlen dazwischen; ist er melancholisch, so klagt dürres Rohr am Erlenteiche, oder wol gar die schauervolle Eule, vom Sturm emporgescheucht, Silberfluten, Weimuthkiefern, Najadentanz, Äthergewänder, Moosgrüfte, Hesperidenfrüchte und Nachtigallenbüsche dürfen dabei nicht fehlen. Um Alles genau in der Ordnung zu halten, beschreibt er stets von der Linken zur Rechten, und wenn die Quelle nicht zu Vaucluse springt, die Nachtigall nicht am Genfersee schlägt, so haben sie für ihn wenig Reize. Dann kehre wieder zu Heine zurück:

„— Der Abend kommt gezogen,
Der Nebel bedeckt die See,
Geheimnißvoll rauschen die Wogen,
Da steigt es weiß in die Höh'."

„Die Meerfrau stürzt aus den Wellen
Und setzt sich zu mir am Strand,
Die weißen Brüste quellen
Hervor aus dem Schleiergewand."

„— Ich sage dir, Hertha, hätte Heine den kleinsten Theil, aber den besten von Dem geschrieben, was wir von ihm besitzen, er wäre ein unsterblicher deutscher Genius; er schrieb leider, zumal in letzter Zeit, zu Viel und zu Schlechtes, sodaß wir ihm erst wie der gute Sohn dem Noah die ekle Blöße abgewendeten Gesichts bedecken müssen, wenn wir ihm den Lorberkranz auf die Stirn setzen wollen."

In den Gang der Erzählung, die, einige Episoden, z. B. das mit psychologischem Scharfblick entwickelte Verhältniß zwischen Parzival und Berenize abgerechnet, eigentlich der schwächste Theil des Buches ist, sind überall Betrachtungen eingewoben, die von klarem Verständniß der Kunst- und Literaturzustände sowie von sicherer Auffassung des socialen Lebens zeugen. Selbst wo man mit des Verf. Ansichten nicht einverstanden sein kann, da sind sie wenigstens mit so viel Geist vorgetragen, daß man ihnen das Recht, sich geltend zu machen, einräumen muß. Um von Tschabuschnigg's Darstellungsweise eine Probe zu geben, wählen wir ein paar etwas längere Stellen aus — absichtlich solche, wo der humoristische Reiz des Inhalts nicht zu Gunsten des Ausdrucks besticht — und der geübtere Leser wird leicht erkennen, daß Tschabuschnigg die Sprache so genau zu handhaben weiß, wie außer ihm wenige östreichische Schriftsteller:

„Im Verlaufe eines solchen Gesprächs geschah es einmal, daß Heinrich, der gern Vergleichpunkte aus den redenden Künsten herübernahm, über den Verfall der Kritik in unsern Tagen klagte, aus dem ein noch größeres Rückschreiten der Literatur erklärlich und zu entschuldigen wäre. Winckelmann und Lessing und andere Männer von ähnlichen Kenntnissen und gewissenhaftem Ernste nahmen sich am Anfange der zweiten

Hälfte des vorigen Jahrhunderts der Kunst und Literatur an, und gleichsam wie unter den Händen treuer geschickter Verwalter gediehen sie. Streng war die Kritik, aber gerecht, der Literat konnte sich betroffen fühlen, doch er ward auch gefördert; darum nahm in kürzester Zeit die deutsche Literatur unglaublichen Aufschwung und das Publicum wurde seiner Schriftsteller würdig erzogen. Die Beendigung eines Schriftwerkes war ein Ereigniß in Deutschland, und die Nation horchte gespannt auf den Streit ihrer Kritiker. Auf die Literaturbriefe und Dramaturgien jener Zeit konnte man bauen, würdige Zeitschriften waren die Träger der kritischen Ansicht der Besten der Nation, die Jugend horchte noch entblößten Hauptes in Verehrung und dem Blödlinge wurde in jeder Weise der Sitz im hohen Areopage versagt. Aber bald ward es anders in Deutschland, die Gelehrtenrepublik entwuchs zur Pöbelherrschaft und von den kritischen Galerien schallte von nun an gemeines Klatschen und Zischen in die literarische Rennbahn. Der Mehrzahl der Stimmführer fehlt die nöthigste Bildung, nur die Gewissenhaftesten folgen mindestens doch dem eigenen unsichern und schlechten Geschmacke, die Andern ihrer Laune und Leidenschaft. Von allen Fächern lehren falsche Propheten, selbst unsere Kinder ergreift wie die Mädchen in Schweden die Sucht zu predigen, wie soll das schwankende, bedürftige Volk die wahren Seher davon unterscheiden? Wo die Kritik so darniederliegt, ist ein gesundes Gedeihen der Literatur nicht möglich. Wie bei jedem Geschmackverfalle reizt nur noch das Pikante, amusirt will man sein, aber nicht angestrengt. Der Schriftsteller muß trachten, die Gunst des Publicums zu erwerben, aber nicht dieses, ihn zu verstehen und sich auf seine Höhe zu stellen. Der Poet soll sich unter die niedern Hausoffiziere ordnen; wenn er Skandale treibt oder politische Witze reißt, kann er der Kränze am sichersten sein, ein proletarisches, faunenhaftes Lächeln ist die sublimste Grimasse des Beifalls; die wahre heilige Freiheit, wie sie jeder Edle der Regierer und der Regierten im Herzen trägt, wie sie unter widersprechenden wüsten Ereignissen dennoch in der Erfüllung der Jahrhunderte einträchtig fortwächst, wird aber durch die frechen unverständigen Verse der Lebendigen ebenso wenig befördert als durch die eleganten Speisezettel und Codicille der Verstorbenen, durch ihre düstern Schlummerlieder zu Tode gefüttert oder gereizt. Ihr Schritt ist leise wie der eines Engels, aber wenn ihre Zeit da ist, werden ihre Tempel auf Erden ihrer Herrlichkeit voll werden ...."

„Ist es nicht gerade die irdische Sendung des Weibes, die bewegende Kraft in die Menschenwelt zu bringen? In anscheinender Stille sitzen sie gleichsam am Balcone der Geschichte und des täglichen Lebens, besänftigend und schlichtend, so scheint es, neigen sie sich zum Kampfplatze hinunter, aber die zarten weichen Hände legen heimlich die Lunte an unsere Begierden, vor ihrem Liebeblick fliegt die Pulvertonne in die Lüfte. Ohne das Weib wären wir noch in Eden, aber der Mann verstände selbst dieses nicht ohne sie zu genießen. Eva bleibt der Typus und das Symbol aller künftigen Weiber; mit ihr kam die Schönheit auf die Erde, und weil die Schönheit vergänglich ist, der Tod. In dieser tiefen Bedeutung erfaßten auch jene alten Meister das Weib. Erst ihr Dasein vollendet die Schöpfung. Adam liegt anfangs in träumerischer Ruhe am Ufer der Erde; die Sonne steigt herrlich dahinter, der ewige Vater berührt über ihn hinsausend mit der Spitze des Fingers seine Stirn; aber nur langsam erhebt er sich, ungenießend, kaum seiner selbst bewußt. Am nächsten Bilde steht bereits Eva vor ihm; wie ganz anders geberdet sich nun der erste Mann! Der Funke des Lebens ist in sein Auge geflogen, es schimmert und schmachtet und lächelt, seine Muskeln bläht die Sehnsucht, seine Brust wallt unter feurigem Athem. Rafael, als seine Schüler die Fresken in den Bogen des Vaticans ausführten, verkannte nicht die wunderbare Bedeutung des Weibes, Alles überließ er getrost seinem Giulio, nur die Eva malte er selbst in die biblischen Geschichten. Und voll eigenthümlich großartiger Anmuth, überwältigenden Liebreizes ist dies Weib; ihre Blöße ist der holdeste Zauber der Schöpfung, der Reiz ihrer Glieder das Herrlichste der jungen Welt. Wie konnte die Schlange der Verführung schlauer wählen, als indem sie zu ihrem Geschäfte das Antlitz des Weibes borgte; diesen Augen voll Sehnsucht, diesen weißen Brüsten, diesen verschmachtenden Lippen konnte der erste Mann ebenso wenig widerstehen als es der letzte vermöchte. In der Eva hat das Weib den Mann überwunden durch Hinfälligkeit. Aber so wie jener biblische Sündenfall durch das Weib über den Mann gekommen, durch sie in ihrer großen Schönheit in der ganzen Natur, in der todten sehnsuchterregenden wie in der verführend schlangenhaft lebendigen: so konnte das Werk der Erlösung wieder nur im Weibe beginnen. Eva und Madonna sind der Zenith und der Nadir unsers Daseins und unserer Geschichte. Prophetisch verlebend, sibyllenhaft ahnend erscheint das Weib auch dazwischen immer und immer wieder in den alten Geschichten; das Heiligste sowie das Gräßlichste geschieht durch ihre schwachen Hände: Deborah, Semiramis und Esther greifen ins Rad der Geschichte; sie kennt die Kraft ihrer Schönheit, in Staunen und in Grauen pflegt sie sie, und nach sechstausend Jahren hat sie Nichts von ihrer Macht verloren; noch ist sie das schönste Wesen der Erde. Himmlische Boten stehen mit ihr in heimlichem Verkehre, nach ihr hin neigt sich der Stern des Aufgangs; sollte die Gottheit je diese Erde besuchen, wohin als auf den Schoos eines Weibes könnte sie sich niederlassen? Die Hirten des Gebirgs steigen nieder, um ihr zu huldigen, die Weisen aus dem Morgenland bringen ihr Gaben, im Reize der Schönheit hält sie schuldlos und unbefleckt die Gottheit in den Armen und koset mit ihr und tändelt und freut sich ihrer in jungfräulicher Mutterlust. Deswegen schuf Rafael abermals im Weibe das schönste Gebild der Kunst; Sterne flicht er zu ihrer Krone, die Sonne gibt er ihr in der Madonna von Fuligno zum Hintergrund — sie aber überleuchtet auch diese, und den Mond legt er unter ihre Sohlen. Jener schönen Schlange, ihrem eigenen Symbole und Doppelbilde, zertritt sie in majestätischer Unschuld den Kopf, und Engel und Selige tragen sie triumphirend auf Blumenwolken und Glorien empor als Königin der Himmel: das Weib ist das erste Wesen der Schöpfung, das Weib, wenn es sich überwunden hat durch eigene Stärke."

Schließlich sprechen wir noch den Wunsch aus, der Verf. möchte bald an die Erfüllung seines auf S. 311 des zweiten Bandes gegebenen oder vielmehr wiederholten Versprechens gehen und die großen Klagen der Gegenwart, an welche er in diesem Buche nur streift, müßte er auch abermals die Maske des Schalks vornehmen, der Lösung näher bringen helfen.

60.

Historische Miscellen.

Georg Anderson, ein wissenschaftlich nicht gebildeter, aber mit vieler Urtheilskraft und einem starken Gedächtnisse begabter Mann von Tondern in Holstein, befand sich sechs Jahre lang auf Reisen in dem Orient, und ließ sich nach seiner Zurückkunft (1650) zu Kroppe im Schleswigschen nieder. Der Herzog von Holstein-Gottorp ließ ihn öfters holen, und weil Anderson Das, was er Merkwürdiges auf seinen Reisen gesehen und aufgezeichnet hatte, im Druck erscheinen zu lassen sich weigerte, so mußte er täglich eine Stunde lang zu dem Herzog in dessen Bibliothek kommen und eine ausführliche Beschreibung von seinen Reisemerkwürdigkeiten mündlich machen, welche der hinter einer spanischen Wand versteckte Adam Olearius auf herzoglichen Befehl zu Papier bringen und hernach (1699) herausgeben mußte.

Zu Anfang des 18. Jahrhunderts brachte ein Theolog die Meinung vor: das Neue Testament verhalte sich gegen das Alte wie ein Codicill zu einem förmlichen Testamente. Die damals erscheinenden „Unschuldigen Nachrichten ad annum 1714" haben aber diesen Vergleich höchlich misbilligt. 1.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 299. —— 26. October 1846.

Ernst Moritz Arndt.

(Fortsetzung aus Nr. 298.)

Ein Mann der in Deutschland so ämsig gepflegten, so hoch geehrten Wissenschaft ist Arndt, er ist ein Gelehrter, ein Forscher und Kenner der Völker und ihrer Geschichte aus Büchern wie aus vielfacher eigener Anschauung, mit den Schätzen des classischen Alterthums wie mit der besten Literatur der neuern Zeit vertraut; ein Lehrer, der durch die Mittheilung, durch den Verkehr mit der Jugend sein Wissen in beständiger Bewegung und Fluß erhält; und zugleich ist er ein Mann der That, der sich mit der Welt und mit den Menschen herumgeschlagen, der mit Hohen und Geringen, mit allen Nationen verkehrt und die Geister geprüft hat. Die tiefe Innerlichkeit des deutschen Gemüths bewährt sich in ihm dadurch, daß er frommer, gläubiger Christ ist; er preist sich selig, daß er als Christ von der ewigen Angst vor der Sünde erlöst sei. Aber er erkennt in Christus den Gründer der geistigen Lichtreligion, die sich für die Jahrhunderte der Unmündigkeit in der Kirche einen dicken äußerlichen Leib gegeben und irdische Gestalt angenommen habe, damit die Menschen ihren Glanz ertragen könnten. Doch er hält dafür, daß, je feiner und ätherischer das Feuer und Licht geworden, dessen Führer Jesus Christus war, desto zarter und durchsichtiger auch der der Religion freilich nie ganz entbehrliche Leib werden müsse, und er vermißt gleicherweise in der katholischen wie in der protestantischen Kirche das wahre Leben; er fragt, wo es sei? Er verwahrt sich dagegen, daß fernerhin die Religion eine politische Macht üben und daß sie der politischen Macht dienen solle, während er ebenso die großen und zum Theil wohlthätigen Wirkungen der Kirche des Mittelalters bewundert, wie er die Berechtigung der Reformation verficht und mit flammenden Worten die Geistes- und Charaktergröße Luther's gegen seine Verleumder rühmt.

Ein Haupttitel des deutschen Stolzes ist die deutsche Philosophie — der kostbaren Perle vergleichbar, welche sich, wie man behauptet, in Folge einer Krankheit in der Muschel bildet —; und wenn Arndt auf den Namen eines Philosophen nicht gerade Anspruch machen kann, so sind ihm doch die höchsten Meister der Philosophie, zumal die alten, ein Platon und Aristoteles, nicht fremd, und er kennt selbst auch und preist den himmlischen Reiz des Gedankens, welchen Gott dem Menschen als einen Sporn und Trieb eingepflanzt, er will dem Forscher nirgend eine Grenze gesteckt wissen, obgleich ihm graut vor der philosophischen Vermessenheit, welche in dem Bestreben oder unter dem Vorwand, zum reinen Geist emporsteigen, aus dem reinen Geiste Alles erschaffen zu wollen, die Grenzen des Menschlichen verkennt, das Leibliche, alle Wirklichkeit und Natur tödtet und vernichtet.

Wir waren die Dummsten geworden, da wir uns die Weisesten dünkten; der Vermessenheit folgte die Strafe auf dem Fuße nach, denn Gott duldet die Übermüthigen nicht. Geist und wieder Geist und immer Geist, Alles geistig verstanden, geistig eingerichtet, für den Geist bereitet, durch den Geist gehalten — so klang es, und Das meinten wir und verschlossen die Augen vor allen Mängeln und Gebrechlichkeiten unserer irdischen Natur, als wären wir mit Einem Male höhere Wesen geworden, auf welche der Stoff und die Leidenschaften und Gelüste, die mit dem groben Stoff verschwistert sind, keinen Einfluß mehr hätten. Wir geisterten mit uns und mit allen Dingen, aber die irdische Schwere behauptete ihre Rechte, ging mit dem leichten Geiste durch, wie ein Mühlstein mit einer ihm angehängten Feder vom Berge herunterläuft, und zerschmettert lagen wir da. . . Der Geist gewöhnte sich zuerst, alles Leibliche als etwas Überflüssiges, ja als etwas Hemmendes und Knechtisches einzusehen, und zuletzt erfrechte er sich, es zu verachten. . . Wir dürfen die Gewalt der leiblichen Kräfte und Leidenschaften nicht übersehen, sonst geschieht, was in unsern Tagen geschehen ist: der ungebundene Geist verfliegt sich in der Luft, und der entgeisterte Leib bleibt als ein faules und todtes Aas am Boden liegen, woraus Schlangen, Kröten und Ungeheuer brüten.

Als echter Deutscher ein warmer Freund des Geistigen, des Idealen, suchte und pflegte er es doch weniger in der Form des scheidenden, zersetzenden abstracten Gedankens als in der Form der Religion, der thätigen Sittlichkeit und besonders auch der Poesie, und es ist bemerkenswerth, daß Tausende und Hunderttausende, welche von Arndt's politischen Schriften, von seiner Thätigkeit und seinen Schicksalen so gut wie Nichts wissen, von einigen seiner schönen, im ganzen Vaterlande verbreiteten Lieder gerührt und ergriffen worden sind.

Die Hoffnungen, welche sich an die Wiedereinsetzung Arndt's knüpften, sind nicht in Erfüllung gegangen, und es mag manche Unverständige, Leidenschaftliche geben, die, ohne es sich selbst recht zu gestehen, dem trefflichen Arndt es nunmehr halb übelnehmen, daß er von dem Strahl einer Gnade berührt wurde, welche so viele inbrünstige Hoffnungen, so viele des erlösenden Lichts harrende Keime des Rechts und der Freiheit nicht weckte und reifte. Man mag wol sagen: Ihr Ungeduldigen! Was sind fünf Jahre für die Gestaltung des politischen Zustandes eines Volkes? Und Arndt selbst hat 1815, als

so Vieles nicht geschah, was gewünscht und mit Recht gefodert wurde, gesagt:

Uns, die wir mit ruhigem und heiterm Blick über die Weltgeschichte und über die Entwickelungen und Schicksale der Völker hinblicken sollen, uns ziemt es nicht, deswegen an dem Vaterlande und an der Wiederherstellung des menschlichen Geschlechts aus Elend und Verwirrung zu verzweifeln. Wir wissen es ja, in Jahrhunderten sind wir aufgelöst und zerfallen; wir können daher nicht verlangen, in fünf Jahren wieder aufgebaut zu werden. Wir müssen der Zeit die Zeit geben und unsern Muth und Glauben auf Gott stellen. Aber auch das Unserige müssen wir redlich thun.

Wohl! Aber diese fünf letzten Jahre, in der Geschichte eine allerdings kleine Zeit, sind nicht blos für die Erfüllung dringender Wünsche und Hoffnungen des Vaterlandes versäumt und theilweise verloren, die getäuschte Erwartung hat auch böses Blut gemacht, und dies ist in mannichfachen staatlichen Übeln, besorglichen und drohenden Symptomen zu Tage gekommen. Die verzögernde und säumende Politik ist in Folge des Misvergnügens, das sie erzeugt hat, und das sich bei den Unverständigen, den Leidenschaftlichen, den von fremden Einflüssen und Beispielen Beherrschten zu den heftigsten Ausbrüchen gesteigert hat, während die Besonnenern in einer peinlichen Mitte standen und weder auf der einen noch auf der andern Seite geneigtes Gehör und Unterstützung fanden, zu einer Politik des Widerstandes, der Reaction gestempelt worden, statt daß sie sich der Bewegung der Geister, wie Dies vor fünf Jahren möglich schien, bemächtigt und sich führend und beherrschend an die Spitze gestellt, die Ausschweifungen niedergeschlagen, die Äußerungen und Einflüsse der Privatleidenschaften in einem mächtigen Nationalwillen verschlungen hätte. Es steht zu befürchten, daß heute eine Politik, deren Gesammtrichtung durch den Namen und die Grundsätze Arndt's bezeichnet wäre, schon nicht mehr genügen, die Eintracht unter den vielfach gespaltenen und auseinander gerissenen Geistern nicht mehr herstellen würde. Arndt selbst hat es, möchte man glauben, gefühlt, daß die ihm widerfahrene, verheißungsreiche königliche Huld die Augen Vieler auf ihn gerichtet hat, und daß man von ihm, nachdem viele Erwartungen unerfüllt geblieben sind, erwarte, er werde rechtfertigend und entschuldigend oder anklagend und fodernd seine Stimme erheben über Das, was seither geschehen und nicht geschehen ist, er werde diese jüngste Politik entweder billigen und unterstützen, oder sich von ihr lossagen; und so hat er den inhaltschweren Aufsatz drucken lassen: „Noch ein Wort für unsere große Öffentlichkeit, vorzüglich in Beziehung auf die Presse und den Bundestag" (1844). Weder der herrschenden noch der in der Presse und Literatur jetzt den Ton angebenden lautesten Partei kann diese Schrift ganz zusagen, weil sie offen und ehrlich, wiewol mit Schonung, Arndt's Ansichten über Deutschlands politische Gegenwart und die von ihm gefoderten Änderungen enthüllt. Misfallen wird der herrschenden Partei die Foderung unbeschränkter Preßfreiheit und Abschaffung jeder Art von Censur, und der Öffentlichkeit des Bundestags, der sich zu einer Art von deutschem Oberhaus ausbilden und ein öffentliches deutsches Volks- und Fürstenrecht schaffen solle; misfallen wird ihr die Erklärung, daß es unter der Herrschaft der Censur keine rechte und volle Wahrheit geben könne, und gerade Denjenigen, die es am treuesten, besten und ernstesten meinen, am meisten der Mund geschlossen, daß besonnene Ehrenmänner von der Vertheidigung der Ordnung zurückgescheucht und selbst ihre aufrichtigsten Beistimmungen, wo sie auf die Seite der Regierungen treten können, verdächtigt und entwerthet werden, weil der aus ebenso redlicher Überzeugung fließende Tadel ausgeschlossen sei; misfallen wird die Behauptung:

Unsere Zeit und unser Vaterland haben ihre unabweislichen Bedürfnisse und Foderungen, die ganze Bildung, Richtung und Strebung unsers Welttheils hat eine geistige Lebendigkeit und Muthigkeit, die sich mit gewöhnlichen Mitteln nicht still und zahm machen läßt, und wenn man wie die byzantinischen Kaiser weiland ganze Legionen Silentiarii oder Stillmacher um die Paläste und Throne herumlagerte.

oder die Weissagung:

daß es in der angefangenen und bis jetzt gebrauchten Weise in Deutschland nicht glücklich und tapfer vorwärts gehen könne, daß man bei dem Halben, in welchem man bei so Vielem stecken geblieben, endlich gar nicht weiter werde gehen können, sondern daß Verwirrung der Gemüther und Verwilderung der Geister schlimmer und schlimmer werden werde.

Aber misfallen wird auch nach der andern Seite Manchem der lautesten Stimmführer des Tages das Urtheil Arndt's von dem Übermuth und der Zuchtlosigkeit vieler Geister, die Art, wie er seine Verwerfung der Censur nur den jetzigen Verhältnissen der Presse ableitet, sein Urtheil über den Geist der neuesten Zeit. Denn obgleich er die härtesten Anklagen gegen den Geist unserer Zeit, wie er sich namentlich in der Tagesliteratur ausspricht, die Anklagen der Zügellosigkeit, Bosheit, des giftigen Miswollens und die hierauf gegründete Verwünschung der Buchdruckerkunst, zurückweist und weder zur Verdammung noch zur Verzweiflung sich hinreißen läßt und erklärt:

Unsere Welt ist noch nicht am Untergange, sie ist mit tausend mal besser als die gepriesene vor 50, 60 Jahren war. Sie kämpfte, sie wird sich durchkämpfen, sie wird zu ihrer Zeit auch wieder Ordnung, Festigkeit, Ruhigkeit gewinnen.

erkennt er doch an, daß in den bittern Klagen über Zuchtlosigkeit, Übelwollen, Entfesselung der wildesten Kräfte und Gelüste der Welt und des Menschengeistes ein gutes Theil Wahrheit sei. Er ruft:

Ich darf sagen, wir sehen keine edeln und tapfern Feldschlachten der Presse, sondern nur das bunte und leichte Geplänkel der unaufhörlichen kleinen Vorpostengefechte und Scharmützel der Plänkler und Panduren, wo sich das widrige Raubgesindel aller Marauden und Feldflüchter mit darunter mischt, das zusammenzulaufen pflegt, die Leichen der Edelgefallenen zu entkleiden und zu plündern.

Gerade dieses Wesen nun, behauptet er, werde durch die Censur gepflegt und erzogen; denn in einem Kampf der freien Geister wollen auch die Geister der Bosheit und der Lüge mitspielen, und dieser Geist sei ein gewaltiger Geist. Bei wirklicher Freiheit der Presse werde er zuletzt doch durch den Geist der Wahrheit und Gerechtigkeit überwunden, aber

wir sind bei dem Kampf um die größten und wichtigsten Dinge und Fragen auf halbe und verkürzte Waffen angewiesen gegen

einen Gegner, welcher lange Lanzen und Klingen führt; wir dürfen wirklich kaum mit halber Wahrheit, kaum mit einem knappen Viertelchen von Recht fechten. Woher soll da der Muth des Sieges kommen? Und was müssen von solchem elendigen Fechtwesen die Wirkungen und Folgen sein? Sie sind mit Händen zu greifen; sie heißen Sieg der Lüge und des Scheins. Ja, daß ich es ganz ehrlich sage und daß ich den Angeklagten auch kein schreiendes Unrecht thue, es ist bei unserer Tagesblätterplänkelei wirklich noch mehr Schein der Lüge und Bosheit als Wirklichkeit derselben.

Weil man Nichts herzhaft anfassen, sich nicht auf den festen Boden stellen dürfe, gewöhne man sich, hoch über der Erde in der leichten, windigen Luft zu kämpfen, wo das rechte Windfeld der Lüge und des Scheines sei, und wo das beiden verwandte leichte Gesindel von der Faust der Ehrlichkämpfenden nimmer besiegt werden könne. Daher in unsern Tagesblättern diese Fülle und Überfülle metapolitischer, ja metaphysisch-politischer und theoretischer Leerheiten und Gaukeleien, im guten und im schlechten Sinne gemeint, und daher auch da, wo Lüge und Hohnneckerei nicht einmal mitspielen, die erstaunliche, ja entsetzliche Verwirrung aller gesunden Begriffe und Gründe von Verfassung, Regierung und Verwaltung. Der Lügenschein sei da wirklich noch viel größer als die Lüge, welche als solche angeklagt werde. Denn nicht alle

Scharmützler und Plänkler des leichten Luftgefechts leben aus und zum Vergnügen in einem so dünnen, dunstigen und trostlosen Element, auch nicht aus Vergnügen an listigen, gauklischen, leben- und freudenlosen Gespinnsten der gedankensplitternden und lügenschillernden losen Kunst, sondern weil ihnen selten vergönnt werde, zu ehrlichem festen Gefechte des Verstandes und Gewissens den Fuß auf feste Erde zu setzen.

Ein ehrlicher treuer Mann, der sich zu Viertel- und Achtelwahrheiten und zu allerlei scheinbaren Scheinen der Dinge nicht erniedrigen mag, könne sich unter diesen Umständen, wenngleich in gewöhnlichen und mittlern Dingen dieser Welt und der kleinern und gleichgültigern Angelegenheiten des Vaterlandes die Censur milder geworden und jenem leichten Luftgeplänkel mehr Spielraum gegeben ist, mit der Tagesblätterei nicht befassen. Hiervon seien die unausbleiblichen Folgen:

Das leichte, windige Gesindel bleibt oben schweben und die Tapfern und Freien müssen den Kampfplatz verlassen. Dies hindert aber nicht, daß jene leichten Fliegen und Flatterer, welche ich mich keineswegs unterstehe Alle Lügner und Hohnlächler zu schelten, das Feld behalten und sich die Tapfersten und Freiesten dünken.

Wiewol Arndt gegen den Schluß dieser beherzigenswerthen Schrift Foderungen stellt, mit welchen alle Verfechter der Freiheit und des Fortschritts sich einverstanden erklären müssen, wenn er sagt:

Will man ein edles, tapferes, treues Volk, das in Noth und Tod mit den Herrschern und mit dem Vaterlande stehe, will man die Erhaltung Deutschlands und seiner hohen Geschlechter, so muß man das Nothwendige und Unvermeidliche wollen, wodurch Volk und Fürsten allein in Ehren leben und dauern können. Also Öffentlichkeit und gerade Gerechtigkeit in allen unsern Dingen, freie Presse, freie Verhandlungen des Bundestages, freies Aussprechen unserer Schmerzen und Freuden vor ganz Europa, wie die andern großen Völker es thun dürfen, freien offenen Mund unserer Landtage, Reichstage und Gerichte.

so werden ihm doch Viele sein ungünstiges Urtheil über den dermaligen Zustand, die Leistungen und den Geist unserer Presse bitter verargen, sie werden in seinen Worten den doch einigermaßen von Fürstengunst Gewonnenen, durch übelangebrachte Dankbarkeit Gebundenen, oder den ängstlicher gewordenen Greis wittern, der mit der Zeit nicht mehr gleichen Schritt zu halten vermöge und daher wohl thue, Jüngern und Frischern den Kampfsplatz zu räumen; sie werden was er fodert als Abschlagszahlungen sich gern gefallen lassen, aber mit der Art, wie er Deutschland constituirt zu sehen wünscht, sich nicht begnügen und über seine monarchischen und aristokratischen Vorurtheile, über seine sittliche und religiöse Eingeschränktheit, über sein Festhalten am Alten höhnisch lächeln. Dagegen werden Viele, die sich der uneigennützigsten Liebe zur Freiheit und zu Deutschland, und des ernsten Eifers, die Bedürfnisse und den Stand der Zeit zu verstehen, bewußt sind, Arndt's Weigerung, auf die eine oder die andere Seite unter den gegenwärtigen Umständen zu treten, und sein Verzichten auf die Theilnahme an der doch so mächtigen und einflußreichen Tagespresse gerechtfertigt finden; aufrichtig bedauern aber werden es eben die Letztern, daß dieser Mann, voll der echtesten Vaterlands- und Freiheitsliebe, voll Wahrheit, Muth und Einsicht, sich selbst zum Schweigen verdammen muß, weil er, durch die Presse mitsprechend, nicht ganz er selbst sein könnte. Innig beklagen werden sie es, daß ein Mann, dem nicht der Muth fehlte, Fürstengunst und Volksgunst zu opfern, um sich selbst und der Sache seines Volkes treu zu bleiben, die heilsame, wenn auch jetzt gerade wenig dankbare Rolle des Vermittlers deswegen nicht übernehmen kann, weil die mistrauische Beschränkung des freien Wortes von der einen Seite seine Worte und Bestrebungen in ein falsches Licht zu setzen nicht ermangeln würde, und weil er den Kampf gegen die Maßlosigkeit zu führen verschmähen muß, so lange das Maß der gebührenden Freiheit noch nicht eingeräumt ist und die Sache der angeblichen Ordnung sich nicht auf ihr inneres Recht, sondern auf die in letzter Instanz entscheidende Gewalt und Willkür stützt. Das Panier, das mit Arndt's Wiederherstellung entfaltet werden zu sollen schien, das Panier der deutschen Freiheit, der nationalen Entwickelung, ist wieder eingezogen und, mit Trauerflor umhüllt, zurückgestellt worden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die portugiesischen Besitzungen in Südwest-Afrika. Ein Reisebericht von G. Tams. Mit einem Vorworte von Karl Ritter. Hamburg, Kittler. 1845. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Wie der sogenannte Zufall im Menschenleben gar oft als Helfer und Förderer nützlicher und guter Bestrebungen erscheint, so hat er auch diesmal einen jungen Deutschen an einen Punkt der Erde geführt, von welchem uns seit langer Zeit wenig Kunde geworden ist. Der Verf. obenerwähnten Berichts begleitete als Schiffsarzt den unglücklichen Kaufmann Dos Santos aus Altona nach Angola und berichtet nun in schlichten Worten über den Verlauf der am 28. Juni 1841 angetretenen Reise. Er zeigt sich dabei als unbefangener und treuer Beob-

achter. Der erste Abschnitt schildert den Verlauf der Reise durch den Ocean mit ihren gewöhnlichen Erscheinungen. Der zweite Abschnitt betrifft den Aufenthalt auf der portugiesischen Insel St.-Anton, wo man den ersten Vorgeschmack des Negerlebens und der unglaublichen Indolenz der heutigen Portugiesen hatte. Der Indigo, dort schon 1703 entdeckt, wuchert üppig als Unkraut und seine Benutzung bleibt den Negern überlassen. Gar ergötzliche Scenen bot die Weinkneipe in Grande Ribeira dar. Am 10. Aug. bekamen die Reisenden die afrikanische Küste zu Gesicht, und Tags darauf liefen die Schiffe in den herrlichen Hafen von Benguela ein.

Hr. Tams beginnt nun eine Reihe Schilderungen, aus denen sich denn abermals die Wahrheit bestätigt, daß der Neger als solcher ein der höhern Cultur durchaus unzugängliches Wesen ist: eine Thatsache, die übrigens schon dadurch genugsam angedeutet ist, daß die Negervölker, obschon sie bereits seit mehren Jahrtausenden mit der civilisirten Welt in Berührung, ja in näherm Verkehr stehen, doch bisher sich immer gleichgeblieben sind. Jeder amerikanische Zuckerrohr- und Baumwollenpflanzer, sowie Diejenigen, welche den glorreichen Negerstaat Haiti kennen gelernt haben, stimmen ein in die Klagen über die Unbildsamkeit der schwarzen Race, an welcher Güte und Strenge gleichmäßig Schiffbruch erleiden.

Benguela ist ein Mittelpunkt des Sklavenhandels, und hierher bringt der Sohn den Vater, der Oheim den Neffen, kurz der Starke den Schwächern, wenn er sich die Seligkeit des Branntweinrausches verschaffen will. Für diesen Zweck ist denn auch Benguela vortrefflich eingerichtet. Neben den Wohnungen der Europäer, deren einziger Zweck Bereicherung ist, befinden sich die Waarenniederlagen, d. h. die Sklavenställe, die oftmals ganze Straßen bilden, und worin die Armen, zusammengepfercht, dem kalten Nachtthau wie den sengenden Strahlen der Mittagssonne preisgegeben, halbverhungert dahinschmachten. Im J. 1838 wurden 20,000 Sklaven ausgeführt, trotz der Wachsamkeit der englischen Kreuzer.

Trotz dieses einträglichen Handels, trotz des unendlichen Reichthums der Naturproducte ist ein behagliches Leben dort nicht heimisch. Ja es hat sich die edle Rebe gleich dem Europäer dort verschlechtert, da sie der Pflege ermangelt. Die Trauben sind zwar süß, aber klein. In ganz Benguela ist kein Uhrmacher, man sendet defecte Uhren nach Brasilien zur Reparatur. Handwerker fehlen gänzlich; der Zustand des Hospitals und namentlich der Apotheke ist Dem entsprechend. Selbst die Geistlichkeit gedeiht dort nicht und besteht gegenwärtig aus einem Neger und einem Mulatten, die zwar in dem gehörigen Ornat einherschreiten, allein durch ihre schwankenden Tritte genugsam beweisen, welcher Geist sie erfüllt. Das Treiben der weltlichen Beamten bietet kein erfreulicheres Bild.

Die Beobachtungen des Hrn. Tams über die Neger selbst bestätigen und ergänzen die frühern Nachrichten, wie ich sie z. B. im dritten Bande meiner „Culturgeschichte" zusammengestellt habe, wo ich auch auf Tafel VI und VII mehre von Hrn. Tams mitgebrachte Gegenstände abgebildet habe. Ich mache besonders aufmerksam auf S. 46 und 47, wo von Kleidung und Schmuck der Neger gehandelt wird, auf S. 52 die Waffen, S. 60 das Verbrennen der Leichen, S. 67 und 88 die Fetische, S. 69 die Menschenopfer, S. 109 die Musik, S. 159 den Charakter der Neger betreffend. S. 165—184 schildern die Erfahrungen, welche der Verf. unter den Negern von Ambriz machte, die er beiweitem höher stellt als diejenigen, welche unter portugiesischem Einflusse, namentlich in und um Loanda, leben. Letztere sind zwar getauft, nennen sich Katholiken und thun sich sehr viel auf diesen Namen zu gute, haben jedoch ihre Fetische beibehalten, beten sie an und vertrauen ihnen.

Höchst interessant ist die Beschreibung des Königs von Ambriz Don André und der dort herrschenden Sitten, Ceremonien und Trachten, namentlich der Prinzessin Etona, einer 14jährigen Schönen, die wie alle ihre Stammgenossen den Branntwein für eins der edelsten Güter der Erde hielt.

Den Schluß des Werkchens bilden die Nachrichten über die Insel Annobon, über welche ein schwarzer Gouverneur gebietet, der mit seiner Umgebung die lächerlichste Caricatur des portugiesisch-afrikanischen Wesens bildet. Der Mittelpunkt der Insel ist eine in einem Cocospalmenwald liegende kleine Negerstadt. Der Gouverneur feierte die Anwesenheit der Europäer durch einen tüchtigen Tag und Nacht andauernden Rausch, natürlich auf Kosten der Gäste.

Schließlich sei noch der interessanten Notizen gedacht, die der Verf. über die Naturproducte, namentlich die Baumwolle, Indigo, Taback und die Raubthiere von Loanda und Benguela mittheilt.

G. Klemm.

Literarische Notiz aus Frankreich.

Geschichtliches.

Sehr interessant ist P. C. F. Daunou's Werk: „Cours d'études historiques", bis jetzt zum 10. Bande gediehen. Dieser Cursus theilt sich in drei Abtheilungen. Die erste führt den Titel: „Examen et choix des faits" und umfaßt den 1. und fast den ganzen 2. Band. Der 1. Band ist den Regeln der historischen Kritik gewidmet; zwei Drittheile des 2. der Erforschung solcher Thatsachen, welche geeignet sind, gewisse Zweige und Details der moralischen und politischen Wissenschaften zu beleuchten. Die zweite Abtheilung hat die Classification der Thatsachen zum Zweck, welcher in dem Studium der Geographie und der Chronologie besteht. Die geographischen Vorlesungen beschließen den 2. Band. Die Chronologie umfaßt allein vier Bände, nämlich den 3., 4., 5. und 6. Band. Daunou hat diese trockene, aber unentbehrliche Wissenschaft in die technische, die streitige und die positive Chronologie eingetheilt. Die dritte Abtheilung des Cursus ist der Exposition der Thatsachen geweiht. Der 7. Band, welcher diese Abtheilung anfängt, enthält 22 Vorlesungen über die Kunst, die Geschichte zu schreiben. Jede Seite davon zeugt von Daunou's reinem Geschmack und gesundem Urtheil. Nachdem der Verf. die Präliminarien zur Geschichte auf die vollständigste Weise untersucht hat, macht er die Anwendung seiner Vorschriften durch ein gründliches Studium der großen Geschichtschreiber des griechischen und römischen Alterthums. Herodot bietet sich ihm natürlich zuerst dar. Der 8. und 9. Band sind Diesem gewidmet. Dieselben liefern uns eine kritische Untersuchung sowol der Manier dieses Vaters der Geschichte als der Thatsachen, die er erzählt hat. Daunou beginnt mit einer ausführlichen Notiz von dem Leben und den Arbeiten Herodot's, sowie mit der Angabe der Manuscripte seines Werkes, der besten Ausgaben, der Übersetzungen in die vornehmsten Sprachen u. s. w., und schließt mit einem Urtheil über die Natur seines Talents. Nachher kommt Thukydides an die Reihe, welcher den 10. Band umfaßt. Xenophon ist jetzt unter der Presse und wird nächstens erscheinen. Nach Xenophon werden Polybius, Diodorus von Sicilien, Dionysius von Halikarnassus, Titus Livius u. A. m. folgen. Daunou will die menschlichen Annalen und die Analyse der vornehmsten Geschichtschreiber des Alterthums bis auf Christi Geburt fortführen. Sein Cursus wird mit der Untersuchung der auf die Geschichte angewandten philosophischen Systeme und mit einem Abriß der Geschichte der Philosophie von Platon bis zum 19. Jahrhundert enden. Dieses ganze Werk wird etwa 20 Bände umfassen, wovon also die Hälfte bis jetzt herausgekommen ist. Augustin Thierry, der den Vorlesungen des gelehrten Professors beigewohnt hatte, sagt von ihm: „Nous avons admiré M. Daunou. Apprenons quelle force a créé son caractère, élevé son âme, agrandi sa pensée; il nous le dira lui-même: quarante ans de retraite et d'études." 31.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung

Dienstag, —— Nr. 300. —— 27. [illegible]

Ernst Moritz Arndt.

(Fortsetzung aus Nr. 299.)

Wir versuchen im Folgenden eine Skizze zu entwerfen von den wichtigsten politischen Ansichten Arndt's in ihrem Zusammenhang mit seiner ganzen Welt- und Geschichtsanschauung, woraus sich seine Stellung zu den verschiedenen politischen Parteien im Leben und zu den politischen Schulen in der Wissenschaft noch genauer ergeben wird. Man wird daraus erkennen, wie der eigenthümlich geartete und gebildete Mann durchaus kein Anhänger der reinen philosophischen Theorien, der Constructionen des Staats und der Verfassungen aus reiner Vernunft, kein politischer Doctrinaire ist, wie er vielmehr immer an das Gegebene, das Geschichtliche, sich hielt und es nach den Foderungen der Vernunft zu gestalten strebte, so jedoch, daß er von der Einseitigkeit der sogenannten historischen Schule: das Bestehende und Herkömmliche eben deswegen für gerecht und unantastbar zu halten, weit entfernt blieb. Die Politik ist für Arndt nicht sowol eine Wissenschaft als vielmehr eine Kunst, das Leben der Völker und zumeist das Leben des eigenen Volkes zu ordnen. Daher beschäftigt er sich mit politischen Grundsätzen nicht um ihrer selbst willen, als wissenschaftlicher Aufgaben, sondern er greift darauf nur zurück, soweit es die Gegenstände, die er behandelt, nothwendig machen, sofern die praktischen Fragen, die ihn erfüllen, darauf hinweisen. So wird Arndt's politisches Streben durchweg beherrscht von dem Grundsatze:

> Nicht das Vollkommenste und Geistigste, nicht was als Urbild der Gerechtigkeit im innersten Gemüthe steht, muß den Gesetzgeber immer machen wollen, sondern das Beste und Vollkommenste, was nach der Lage, den Verhältnissen und Bedürfnissen des gegebenen Landes, nach der Bildung, den Trieben und Neigungen des gegebenen Volkes werden und bestehen kann: d. h. er muß aus den Elementen schaffen, welche sind, er muß die Art, die Beschaffenheit und die Brauchbarkeit des Stoffes berechnen, aus welchem er einen Staat bauen soll. Thut er Das nicht, so bläst der erste Wind sein zu dünnes und zu geistiges Gespinnst um. Er muß den Menschen überhaupt betrachten, was er ist und will und wollen kann; dann muß er sein Land und sein Volk betrachten, und so das Geistige und Leichte an das Irdische und Schwere hängen.

Also nicht von oben herab (a priori), sondern von unten herauf will er gebaut haben, dabei aber das Allgemeine oder Philosophische keineswegs [illegible] und so wenig er die französische [illegible] Grundsätze, woraus man habe Verfassungen [illegible] ten bauen wollen, billigt, gesteht er doch:

> Ich würde sehr undankbar und zugleich [illegible] wenn ich nicht offen gestände, daß wir dieser [illegible] Revolution unendlich Viel verdanken, daß sie ein [illegible] meer des Geistes ausgegossen hat, woraus jeder [illegible] scheue Mann sein Theil hat schöpfen können, daß sie [illegible] die Köpfe und Herzen gebracht hat, die zur Begründung [illegible] Zukunft die nothwendigsten sind, und die zu fassen vor [illegible] 30 Jahren die meisten Menschen noch zitterten. Sie hat [illegible] geistigen Gährungsproceß beschleunigt, durch welchen wir [illegible] durch unser Fegefeuer gehen mußten, wenn wir zu den [illegible]melspforten des neuen Zustandes gelangen wollten; sie hat gewiesen, wie weit der menschliche Geist sich in irdischen Dingen vermessen darf, Alles zu wollen und zu wagen, was er in ihm selbst als ewige Aufgabe der Vernunft gegründet findet. Es wird künftig unsere eigene Schuld sein, wenn wir den glücklichen Mittelweg nicht zu halten verstehen, der uns zwischen der unendlichen Theorie und der beschränkten Praxis allein durch die politischen Gefahren hindurchführen kann; wir haben durch sie gelernt, wo wir der Erde und den irdischen Gewalten und Trieben in uns und außer uns dienen und gehorchen müssen.*)

Auch für uns Deutsche mithin sollen die Lehren und Ideen der französischen Revolution nicht verloren und unbrauchbar sein, aber immer sollen wir dabei auf unsers Volkes Natur, Art, Geschichte schauen und bei der Gesetzgebung immer die überlieferte Sitte zu Rathe ziehen. Es bestehen nun einmal verschiedene Völker, nach dem Willen Gottes, wie Arndt überzeugt ist, mit verschiedener Sprache und verschiedener Art, und er hat sich hierüber öfters, besonders auch in dem Buche „Über vergleichende Völkergeschichte" ausführlich ausgesprochen, wo er die Hauptvölker des jetzigen Europas charakterisirt. In dem allgemeinen Satz, daß die Mehrheit und Verschiedenheit der Völker in einer höhern, ewigen Ordnung begründet sei, werden fast alle tiefer Denkenden mit Arndt zusammenstimmen; aber der Übergang aus dem

*) Die Gründe der französischen Revolution und ihrer Greuel findet Arndt, in dem Aufsatz gegen F. Schlegel (III, 1 fg.), weit weniger in der von Schlegel angeklagten Philosophie, als vielmehr in dem bösen Leben und der Ungerechtigkeit der Großen und Gewaltigen, in der Verdorbenheit der höhern Classen seit langer Zeit her. Die Gottlosigkeit des Lebens bildete erst die Gottlosigkeit der Lehre aus sich heraus.

Gebiet des philosophisch Allgemeinen in das der historischen Besonderheit und Wirklichkeit ist mit Schwierigkeiten verknüpft, welchen auch Arndt sich nicht entziehen kann, sofern das Problem: göttliche Ordnung und menschliche Freiheit zusammen zu denken, sich aufdrängt. Arndt sagt:

Nach den Sprachen haben sich die Völker und Länder gewöhnlich in ihre Bestandtheile abgesetzt und geschieden und waren gegen den Ausgang des Mittelalters mit ihren Gebieten glücklich genug abgemarkt, bis seit drei Jahrhunderten Eroberungswuth angefangen hat Gottes Naturgang zu stören und alles Fremdeste und Ungleichste zusammenzuschütten und zu mischen.

Daß „die Sprache die einzige gültigste Naturgrenze der Völker mache" — Dies kann man Arndt zugeben als einen für die großen Völker des neuern Europas gültigen Satz, dessen Verwirklichung die Aufgabe der Politik der nächsten Jahrhunderte sein wird; aber keineswegs erst seit drei Jahrhunderten hat die Eroberungswuth angefangen, „den Naturgang Gottes zu stören", sondern in viel höherm Grade, viel weiterm Umfang ist Dies geschehen in den Jahrhunderten der Völkerwanderung, oder bei der Eroberung Englands durch die Angelsachsen und später durch die französirten Normänner. Vielleicht dürfte eher behauptet werden: durch das Aufhören neuer Völkermengungen und Sprachbildungen im Großen, durch die Unterordnung der Dialekte unter die weithin geltenden Hauptsprachen, die seit mehren Jahrhunderten stattgehabt, ist jenes politische Naturgesetz erst recht zum Bewußtsein der Völker gekommen, ja es hat erst seine innere Geltung erlangt, und muß allerdings, wer hinfort dagegen handelt, als ein Feind und Störer der naturgemäßen Entwickelung, der natürlichen und heiligen Rechte der Völker betrachtet werden. Fest stände also, daß nach der natürlichen Sprachgrenze die Völker auch politisch abgegrenzt sein sollen; und so wenig als eine Sprache die andere, so wenig ein Volk das andere zu verschlingen suchen dürfe, daß jedes Volk ebenso die heilige Pflicht wie das heilige Recht habe, Angriffe auf seine durch die Ausdehnung seiner Sprache bezeichnete Gesammtpersönlichkeit zurückzuweisen.

Jener Kosmopolitismus, den man uns anpreist, ist nicht von Gott, sondern von Tyrannen und Despoten, welche alle Völker und Länder zu einem großen Schutthaufen, ja Misthaufen der Knechtschaft machen möchten, und welchen es daher gefällt, wenn man die Menge darauf hinweist, daß es für das Ganze wohlthätig sein möchte, wenn dieses oder jenes Volk sich gutmüthig in Schutt verwandeln lassen wollte. . . Verflucht sei die Humanität und der Kosmopolitismus, womit ihr prahlt, jener allerweltliche Judensinn, den ihr uns preist als den höchsten Gipfel menschlicher Bildung!

Gleichberechtigt sind alle Völker, jedes innerhalb seiner natürlichen, seiner Sprachgrenzen, nebeneinander zu bestehen. Damit ist jedoch noch nicht gesagt, daß sie auch alle gleichen Werthes seien nach ihrer Art, ihren Anlagen und Eigenschaften, auch ist es wol nicht Arndt's eigentliche Meinung, daß ihre verschiedenen Vorzüge und Fehler sich wol im Ganzen gegeneinander ausgleichen mögen, wennschon er Dies nicht förmlich bestreiten will; vielmehr hängt er nicht blos als geborener Deutscher mit natürlicher Liebe an seinem deutschen Vaterlande, zieht nicht blos mit dem Herzen und Gemüthe das deutsche Volk allen andern vor, sondern er behauptet und beweist auch mit Gründen des Verstandes, der Erfahrung, der Geschichte, daß das deutsche Volk das edelste, das trefflichste, das Volk Gottes sozusagen sei. Nicht als ob er blind wäre gegen die großen Mängel und Fehler im deutschen Volkscharakter, aus welchen zum Theil auch das von ihm so schmerzlich empfundene politische Unglück, die politische Schande entsprungen sind: oft genug ereifert er sich aufs heftigste über diese und jene Untugend und Schwäche, über die sittliche und politische Entartung, welche seit Jahrhunderten in Deutschland eingefressen, über die Verkehrtheit Derer, die das Volk leiten und führen sollten, über Stumpfsinn und knechtische Wegwerfung Vieler; klagt er über die traurige Bewandtniß deutscher Köpfe und Herzen, wo das leere Nachbeten fremder Meinungen, besonders das Nachbeten französischer Gaukeleien und Sophistereien mehr als recht Mode geworden; klagt, daß in dem Lande, wo Tiefe und Gründlichkeit der Gedanken wohnen solle, die meisten Deutschen zu denken gar nicht gewohnt seien. Aber sein Zorn ist immer der Zorn der innigsten Liebe, und diese Liebe, der Glaube an die unverwüstlich edle Natur des zu den größten Dingen und Entwickelungen in der Weltgeschichte berufenen germanischen Volksstammes lassen ihn allen Fehlern und Untugenden seines Volkes immer wieder die beste, tröstlichste Seite abgewinnen. So sagt er z. B. in Bezug auf das brutale Benehmen, das man den deutschen Kriegern, namentlich den mit den Franzosen verbündeten, zum Vorwurf gemacht und das er selbst nicht bestritten hat:

Das ist es, was ich als den großen Unterschied der beiden Völker setze, welchen Gott auf immer erhalten wolle, daß die Deutschen wie Rasende und die Franzosen wie Verständige das Böse und Heillose thun. Wir fahren wie grausame Wilde darein und thun das Arge und Scheußliche bewußtlos; sie schmeicheln sich wie rechnende Juden heran und thun es mit bewußter Planmäßigkeit.

Eine solche Gesinnung und Ansicht fällt freilich in Deutschland auf, weil bei uns eine seltene Ausnahme, was bei den andern Völkern Regel ist: Bevorzugung der eigenen Nation vor allen andern; und Arndt hat diese seine Gesinnung stärker und derber ausgesprochen, weil man nicht daran gewöhnt ist, als es Engländer und Franzosen thun mögen, welche ihren Nationalstolz nicht selten in Ausdrücke kleiden, welche noch ein Compliment für andere Völker zu enthalten scheinen. Aber es wäre wahrlich nicht zu bedauern, wenn ein solches nationales, wenn man will, parteiisches Selbstgefühl, wohl zu unterscheiden von fauler Eitelkeit auf minder wesentliche Vorzüge, mehr im deutschen Volke verbreitet wäre; wenn häufiger die geblaßte philosophische Unparteilichkeit und Unbefangenheit gewürzt würden durch eine Zuthat von nicht gemachtem, sondern unwillkürlichem deutschen Selbstgefühl, von einem Anhauch des furor teutonicus! Auch wenn man die Sache ganz kalt erwägt, wenn man davon absieht, daß Arndt mit den Schriften, worin er sich

ſs über die Deutſchen ausſpricht, meiſt eine beſtimmte Wirkung, nicht blos eine wiſſenſchaftliche Überzeugung bezweckte, wird man zugeben müſſen, daß er für ſeine Behauptung ſtarke Gründe und Beweiſe vorbringt. Arndt beruft ſich auf die geographiſche Lage und die dadurch zum Theil bedingte Bedeutung Deutſchlands, auf die Leiſtungen des germaniſchen Volksſtammes in der Geſchichte, auf die unvermiſchte deutſche Sprache; er ſagt:

Das deutſche Volk iſt ein noch durchaus jugendliches und poetiſches Volk. Dieſe Jugend hat es, wie Einige meinen, weil es ſpäter als die meiſten andern Völker zur Bildung und Verfeinerung gekommen iſt, wie ich meine, deswegen, weil es in ſeiner Art reiner und unvermiſchter geblieben iſt. Auf dieſe Reinheit und Ungemiſchtheit des Stammes muß ich nach meiner hiſtoriſchen Anſicht einen ſehr großen Werth legen. . . In unſerm Politiſchen iſt Alles noch unvollkommen, roh, ja zum Theil kindiſch; und davon iſt ſelbſt in der unendlichen Mannichfaltigkeit der politiſchen Geſtalten, die man bisher in unſerm Vaterlande geſehen hat, das gewißeſte Zeugniß. Alles iſt bei uns noch Jugend, ich möchte ſagen, faſt Kindheit, was bei den andern Völkern lange ſchon durchgelebt oder abgelebt iſt, und deswegen werden wir noch durch viele Bahnen der Bildung gehen müſſen, welche die andern vor langen Jahrhunderten ſchon durchgemacht haben. Weil wir ſo jung und ſo poetiſch ſind, iſt die Geſtalt unſers äußern Lebens und alſo auch unſers Staats . . ſo roh und unvollkommen; auf der andern Seite aber iſt eben in dieſer Poeſie die Kraft und in dieſer Jugend das Heldenthum, welche alle Mängel und Schäden, die aus dieſer Roheit und Unvollkommenheit entſpringen, bis jetzt immer noch ziemlich leidlich geheilt und gebeſſert haben.

In dieſem Sinne beſpricht die Schrift, woraus dieſe Stelle genommen iſt: „Über den deutſchen Studentenſtaat", das Weſen der akademiſchen Freiheit und das Deutſchland in dieſer Art ganz eigenthümlich zukommende Univerſitätsleben in ſeiner poetiſchen Herrlichkeit, in ſeiner idealen Richtung, und zeigt, daß ſich in dieſem merkwürdigen Inſtitut der ureigene Geiſt des deutſchen Volkes in ebenſo bedeutungs- als verheißungsvoller Geſtalt abſpiegle. Anderswo ſagt Arndt:

Der Deutſche iſt Gott Lob! in vielen Beziehungen noch ein roher Menſch, er iſt noch ein unbehauener Stein und harter Klotz, woraus die Zukunft noch ein Götter- und Heroenbild ſchaffen kann; er iſt in vielen Beziehungen noch ein großes Kind, auf welchem unendliche Hoffnungen ruhen. Das deutſche Volk iſt ein ſolches, aus welchem die natürlichen und elementariſchen Kräfte noch nicht alle herausgeſchöpft und durch zu große Vergeiſtigung verflüchtigt ſind.

(Die Fortſetzung folgt.)

Das Theater in ſeiner wiſſenſchaftlichen und nationalen Bedeutung und Behandlung. Ein Beitrag zur Kunde und Würdigung des Theaters von Benno Rauchenegger. Leipzig, Serig. 1845. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Dieſes Buch iſt in mehr als einer Beziehung eine beachtenswerthe Erſcheinung. Nämlich der Verf. geht ganz entſchieden ſeinen eigenen Weg; was Andere vor ihm geurtheilt haben, ſchreibt er nicht nach; er ſucht die Wahrheit und macht Anſtrengungen, um ſie zu finden; ſeine gelehrten Studien ſind mannichfaltig, und wenngleich die Reſultate, die er daraus zieht, bisweilen beſtritten werden könnten, ſo verdient doch ſein Streben die höchſte Achtung.

Der Verf. ſchreibt über einen Gegenſtand von allgemeinem Intereſſe; aber er ſchreibt nicht in der beliebten, flüchtig raiſonnirenden Manier. Er wählt den rechten Weg, um zu einem richtigen Reſultate zu kommen, nämlich den hiſtoriſchen, das heißt, er vergleicht die gegenwärtig vorliegenden Zuſtände mit den vergangenen und erleuchtet dieſe durch jene. Die Reſultate, die er gibt, ſind nicht vor der Unterſuchung ſchon feſtgeſtellt, ſondern der Verf. führt dem Leſer vor, was er fand und wie er es fand. Herr Rauchenegger iſt weder in der Terminologie noch in der Bannmeile eines philoſophiſchen Syſtems gefangen; ſeine Philoſophie iſt die des geſunden Menſchenverſtandes.

Die Anlage des Buches iſt ganz nach der ſynthetiſchen Methode gemacht: zuerſt ſpricht der Verf. von der Urreligion in Griechenland und weiſt dann aus dem Ceresdienſte nach, in welchem Verhältniſſe in Griechenland die Familie zur Religion geſtanden hat. Von dem Ceresdienſte findet ſich leicht ein Übergang auf die Myſterien und alle damit in Verbindung ſtehenden Weihungen und Feierlichkeiten. Zu dieſen Feierlichkeiten gehörten auch die Vorträge der Aoiden; nämlich die Aoiden kannten die alten Sagen, trugen dieſelben dichteriſch und zur Lyra vor und ſuchten den alten Heroendienſt und den damit verbundenen Opfercultus in Griechenland aufrecht zu erhalten. Sofern nun die Aoiden den Heroendienſt beförderten, ſtanden ſie in naher Beziehung zu den Königen, welche faſt alle an die Heroen ſich anſchloſſen. Die Aoiden treten in den olympiſchen Spielen mit ihren Geſängen als Bewerber um den Preis auf, und man nannte ihre Geſänge, in welchen die Heldenthaten der Heröen geprieſen wurden, τραγῳδίαι, Tragödien, von τράγος, Bock, und ᾠδή, Geſang, weil der Sänger als Preis einen Bock bekam, wie die Aoiden ja auch bei dem Heroenopfer Das, was nicht zum Opfer verbraucht wurde, erhielten.

In derſelben Zeit und unter denſelben Umſtänden entſtand aus den Hymnen, welche bei den olympiſchen Spielen vorgetragen wurden, der nachherige Chor der Tragödie; nämlich der Hymnus drückte, wie der Chor nachher, das Volksgefühl bei den Handlungen und Schickſalen des Heroengeſchlechts aus. Thespis aus Ikarien war alſo nicht Erfinder der Tragödie überhaupt, ſondern nur der Gattung, die mit Action begleitet wurde; er führte die Schickſale der Heroen durch lebendige Darſtellung vor. Dieſe Schöpfung des Thespis mußte bis auf Äſchylos genügen. Dieſer baute zuerſt eine Bude für die Darſtellung, erfand die hohle Kopfmaske, gab dem Schauſpieler den langen, ſchleppenden Mantel, Syrma, und die Schuhe mit hohen Abſätzen, Kothurn. Die Tragödien des Äſchylos ſtreifen an das Ungeheuere; der Dichter wollte ſinnlich und durch Maſſe wirken; ſein Chor war 50 Perſonen ſtark; die Eumeniden zum Exempel mußten mit Schlangenhaar auftreten, ein Anblick, ſo gräßlich, daß Schwangere abortirten. Sophokles dagegen war viel einfacher; Euripides iſt weniger groß als ſeine beiden Vorgänger.

Die Komödie läßt ſich ſehr natürlich aus dem Feſte der Lenäen, die zum Bacchusdienſt gehörten, ableiten. Die Feier der Lenäen fällt in den Herbſtmonat Poſeidion. Der Zweck dieſer Feier war, dem Bacchus für den Segen der Weinernte zu danken und ihm die Erſtlinge zu bringen, nämlich den friſchgekelterten Wein. Auch an dieſem Feſte wurde ein Bock geopfert, weil er die Knoſpen und Blätter abfrißt und die Trauben zu Grunde richtet. Dieſes Feſt wurde ſeiner Natur nach auf dem Lande gefeiert, ἐν κώμαις, und hieß deshalb auch τὰ ἱερὰ κατ' ἀγρούς; die Feſtgeſänge, welche man dabei anſtimmte, hießen alſo κωμῳδίαι, Komödie. Inſofern nun Bacchus auch für den Begründer des Verkehrs galt, indem der Wein zu Kauf, Tauſch, Handel und Beſtimmung des Maßes Veranlaſſung wurde, gaben Kauf, Tauſch und Handel den Gegenſtand zu allerlei ergötzlichen Scenen; Betrüger, Diebe und Unmäßige wurden an dieſen Feſten durch ſpaßhafte neckiſche Vorfälle lächerlich gemacht; bekannte Perſonen wurden, wenn ſie in ſolche Fehler verfallen waren, mit Namen genannt und von der Satire gegeißelt. Suſarion, ein Zeit-

genosse von Thespis, war der erste Komöde. Seine nächsten Nachfolger waren nicht bedeutend, sie kamen von ihrem Karren nicht herunter; aber Aristophanes, der in der Zeit des Perikles auftrat, war ein Genie; man nennt ihn mit Recht den Fürsten der Komödie und es steht kein zweiter neben ihm.

An diese Bemerkungen über die Komödie schließt sich eine höchst interessante Mittheilung über die Satyrspiele und ihre Entstehung aus den Phallosorenfesten; der Verf. des verbezeichneten Buches macht estmals eine höchst glückliche Combinationsgabe geltend. Bei den Römern hat nicht in so früher Zeit wie bei den Griechen Tragödie und Komödie existirt. Bis zum Jahre 389 ungefähr gab es nur ludi circenses, das waren kriegerische Vorübungen. Damals, um 389, ließ man Tänzer aus Etrurien nach Rom kommen; in der etrurischen Sprache hieß ein Tänzer hister, woraus das Wort histrio gebildet wurde, Histrionen. Bei den Römern blühte nur die Komödie, das Lustspiel, und neben diesem, oder vielmehr nach diesem, die sogenannte comoedia praetestata. Das war ungefähr Dasselbe wie unser bürgerliches Schauspiel. Weil Rom kein religiös begründetes Heroenthum hatte, so fehlte ihm auch die Nationaltragödie; selbst zur Zeit des Kaisers Augustus waren nur Tänzer, Pantomimiker und Flötenspieler beliebt. Das erste Theater wurde in Rom um 599 erbaut; Mummius, der Eroberer von Korinth, baute das zweite; die Verwaltung gehörte jedesmal zu den Geschäften des Ädilis. Unser Verf. bemüht sich sehr, zu beweisen, daß die Schauspieler in Rom nicht immer Sklaven gewesen sind, und Das läßt sich beweisen; indeß weder aus Cicero, noch aus Quinctilian, noch aus Suetonius läßt sich darthun, daß die Schauspieler Roms so hoch in der öffentlichen Achtung gestanden haben wie unser Verf. meint; in den römischen Gesetzen ist lenocinium facere, Bordellwirthschaft treiben, mit operas suas in scenam locare, mit Schauspielkunst sich abgeben, gleichgestellt. Erst Justinian, welcher die Schauspielerin Theodora geheirathet hatte, erließ im Jahre 530 das Gesetz, daß die Ehe mit einer Schauspielerin nicht ehrlos mache.

In dem letzten Capitel des Buches spricht unser Verf. von dem deutschen Schauspiel. Das deutsche Schauspiel hat religiöse Grundlage und die Form des römischen Dramas. Schon daraus läßt sich sehen, daß das Schauspiel in Deutschland ursprünglich nichts Nationales ist. Die Komödien der Roswitha von Gandersheim sowol wie die ersten Fastnachtsspiele blieben noch in diesem religiös-römischen Zusammenhange. Erst die Meistersänger führten das Drama in Deutschland aus dem Kloster und dem Kirchenbereich in die Welt. Seit 1622 ungefähr gab es wandernde Schauspielergesellschaften in Deutschland; diese ahmten theils die französischen Lustspiele, theils die spanischen Staatsactionen nach. Das nationale Drama fehlt uns noch immer; selbst durch Lessing und nach Lessing haben wir es nicht bekommen. Herr Rauchenegger stellt zu einem solchen als nothwendige Requisite folgende drei Punkte auf: 1) die Wahl eines historisch deutschen Stoffes; 2) die Einführung deutscher Fürsten und Heroen; 3) die Anwendung des Chors als Repräsentation des Volkes. Die Nothwendigkeit des Chors hätte vielleicht noch schärfer bewiesen werden können; über die höchst geniale Art wie Schiller denselben in der „Braut von Messina" gebraucht, wird gar Nichts gesagt. Aber eigenthümlich ist es dem Verf., daß er verlangt, der Chor solle auch in das — demnächstige — deutsche National-Lustspiel eingeführt werden. Die bürgerliche Familientragödie, welche einige neue Schauspieldichter bearbeiten, findet in dem System unsers Verf. gar keine Stelle; er ignorirt sie gänzlich, findet sie keiner Erwähnung werth. Von Theaterschulen erwartet Herr Rauchenegger zu Viel. Die Handgriffe können allerdings gelehrt werden; aber das Wie jeder Kunst ist ein Geheimniß, denn es ist ein Göttliches.

Zum Schluß wiederholen wir, daß das Buch eine recht fleißige Arbeit ist, am werthvollsten da, wo von der Kunst der Griechen geredet wird. Unser laufendes Decennium hat der Verf. absichtlich nicht ausführlicher behandeln wollen. Wenn er die Leistungen mehrer neuer Schauspielschreiber an den Maßstab seiner Principien hätte halten wollen, so würde ein schlimmes Resultat sich ergeben haben. Eitle Komödianten und ruhmsüchtige Schauspielschreiber, die neugierig sind, ob in diesem Buche auch wol ihrer erwähnt sei, werden es ärgerlich aus der Hand legen, obwol Beide — nämlich wenn sie Vorbildung genug besitzen — Viel daraus lernen können. Jedem Gebildeten, der den Kreis seiner Anschauung zu erweitern strebt, ist die Schrift des Hrn. Rauchenegger zu empfehlen. 25.

Literarische Notiz aus England.

Biographisches.

Vor kurzem ist eine Biographie des Lordkanzlers Eldon von Horace Twiß unter folgendem Titel erschienen: „The public and private life of Lord Chancellor Eldon. With selections from his correspondence" (3 Bde., London). Diese Lebensbeschreibung bietet manches Interessante dar. Unter Anderm wird man durch dieselbe von neuem daran erinnert, daß in England jedes eminente Talent sich die Bahn zu den höchsten Ehrenstellen im Staate brechen kann. Lord Eldon's Vater war Kaufmann in Newcastle; sein Hauptgeschäft war das eines Factors bei einer Kohlengrube, doch war er nicht allein darauf beschränkt, sondern trieb nebenbei mehre andere sehr einträgliche Geschäfte, die ihn zum reichen Manne machten, sodaß er seinen Kindern nicht allein guten Unterricht ertheilen lassen, sondern auch eine reiche Erbschaft hinterlassen konnte. Durch sein erworbenes Vermögen war er in Stand gesetzt worden, bedeutende Landgüter in der Grafschaft Durham anzukaufen. Der Sohn lobt in einer Denkschrift seinen Vater als einen Mann von nie nachlassender Geschäftsthätigkeit, ununterbrochener Rechtschaffenheit und ungeheuchelter Frömmigkeit. Seine erste gelehrte Bildung erhielt der junge Eldon in der lateinischen Schule seiner Vaterstadt und zeichnete sich durch Lernbegierde, Fleiß und einen aufgeweckten Geist aus, obgleich er von Temperament zu einer gewissen Trägheit und Arbeitsscheu geneigt war. Nachher studirte er auf der Universität zu Oxford, wohin er in einem Alter von 15 Jahren ging; 1766 wurde er da als Student immatriculirt und erhielt 1770 den Grad eines Baccalaureat. Über die Prüfung, die er zur Erlangung dieser Würde zu bestehen hatte, spottet er sehr. Ein Jahr später wurde eine Preisschrift von ihm: „Über die Vortheile und Nachtheile des auswärtigen Handels", als die beste, gekrönt. Es war das Werk eines jungen, noch wenig erfahrenen Mannes, das doch Beifall erhielt, obgleich sein Stil nicht sehr zu loben war, den er auch in spätern Jahren nicht sonderlich verbesserte. Nachdem er ausstudirt hatte, wurde er Advocat und heirathete, 22 Jahre alt, ein Mädchen ohne Vermögen; und da er von seinem noch lebenden Vater nur ein sehr mäßiges Jahrgeld bekam, so mußte er sich gewaltig anstrengen, um mit Familie einigermaßen anständig leben zu können. Seine allmälig erworbene Tüchtigkeit und günstige Umstände brachten ihn vorwärts. Und so stieg er von Stufe zu Stufe. Als Rechtsgelehrter und Anwalt in vielen interessanten und wichtigen Sachen zeichnete er sich sehr aus und gewann dadurch Ansehen und Vertrauen. So bahnte er sich den Weg zu seiner Größe. Er wurde zum Mitgliede des Parlaments erwählt, worin er sich wol durch Geist und Gewandtheit, aber nicht gerade durch besondere Beredtsamkeit auszeichnete. Nachher wurde er zur Würde eines Lordkanzlers von England erhoben. Eldon war allerdings ein unterrichteter und geschickter Jurist und Anwalt, aber keineswegs ein Mann von hoher Gesinnung und edeln Handlungen, welcher der Menschheit dauernde Wohlthaten brachte. Er arbeitete vornehmlich, für sein eigenes Glück und erreichte, so weit möglich, die Erfüllung seiner Wünsche. Er wurde reich und hochgestellt, und seinen Egoismus sah er mithin so ziemlich befriedigt. 31.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 301. —— 28. October 1846.

Ernst Moritz Arndt.

(Fortsetzung aus Nr. 300.)

Den Gegensatz in Vielem und Wesentlichem zu den Deutschen bilden nach Arndt die Franzosen, das Volk, auf welches noch immer Manche als auf das menschlichste und gebildetste aller europäischen Völker hinweisen, und als auf dasjenige, von welchem allein alle Größe und Bildung und alle politische Entwickelung des Zeitalters ausgehen könne und müsse; er sagt:

Der Franzose scheint in den meisten Hinsichten geworden zu sein was er werden kann, für ihn scheint die Zukunft wenig erfreuliche und tröstliche Entwickelungen übrig zu haben... Der Franzose, ein Mittelding von einem Chinesen und Juden, mit vorherrschender Anlage zu mechanischer Einförmigkeit und formaler Gesetzlichkeit, hat (in Bezug auf die Einrichtung der Universitäten) nie Etwas von der deutschen Art, noch weniger von der freien deutschen Wildheit gehabt... Seine Kümmerlichkeit hat im Guten und Bösen mit der germanischen Weidlichkeit nie viel gemein gehabt,

Diese Charakteristik ist nicht schmeichelhaft; wenn indessen die Franzosen dem hier Gesagten zufolge bei der Austheilung der Gaben etwas verkürzt und verkümmert erscheinen, so finden sich bei Arndt auch noch manche stärkere Stellen, herbere Ausdrücke, bei welchen man sich kaum erwehren kann zu glauben, er sehe die Franzosen nur als Stiefkinder Gottes, als die Gefäße und Werkzeuge seines Zorns, oder gar als Kinder und Geschöpfe des Teufels an; z. B. wenn er sagt:

Wenn die Deutschen menschliche Greuel begehen, so begehen die Franzosen oder Welschen spitzbübische Greuel.

oder:

Ich behaupte nach der Kenntniß und Erfahrung, die ich von meinem eigenen Teufel und von den Teufeln meines Volkes habe, daß die deutschen Teufel gerade und tüchtige, die französischen Teufel dagegen krumme und schleichende Teufel sind... Die Franzosen stecken in Allem, was sie thun und treiben, in ihren Künsten und Sitten wie in ihrem Leben und Thun, in der tiefsten Sünde, weil sie fast immer den Zweck und die Absicht im Auge haben und die Folge und Wirkung ihres Thuns und Schaffens berechnen.

Übertrieben und hart werden Viele diese Charakterisirung der Franzosen und die Vergleichung mit den Deutschen finden, und darin die Einflüsse und Nachwirkungen der Leidenschaften eines vieljährigen Kriegs, des Zorns über die Unbilden, welche die Deutschen von den Franzosen erduldet hatten, erblicken; aber tiefe und geistvolle Blicke in die Wesensverschiedenheit beider Nationen, obwol grell ausgesprochen, wird man Arndt immerhin zugestehen müssen. Und in Wahrheit, wir Deutsche wenigstens sollten ihn nicht der Verblendung durch Nationalhaß anklagen, wir sollten erkennen, daß die, vom politischen und nationalen Gesichtspunkt betrachtet, gerechte Erbitterung gegen eine Nation, welche seit zwei Jahrhunderten der Macht und Größe Deutschlands Abbruch thut, ihn hellsehend gemacht hat in vielen Stücken, wo wir Deutsche großentheils kurz- und schwachsichtig sind, und sollten bedenken, daß seine Überzeugung von dem sozusagen physiologischen Gegensatz der beiden Nationen ihm die intellectuelle und moralische wie die politische Beherrschung der edlern durch die geringere als eine um so empörendere Corruption, als einen Frevel gegen die Natur erscheinen ließ.

Ihre Sprache, ihre Sitte, ihre flatternde schimmernde Leichtigkeit, ihr theatralischer halb wahrer halb lügenhafter Schein in ihrem ganzen Wesen und Auftreten bereiten für uns eine Zaubersalbe, die unsere innersten edelsten Geister schwächt, unsern stolzen und freien deutschen Sinn für gerade Wahrheit und schlichtes Recht bricht, unsere hellen Augen blendet, damit sie mit ihren schlauen, leuchtenden, schillernden Eulenaugen die geblendeten Vögel belauern und fangen können; diesem gefährlichen Volke gegenüber müssen wir nicht blos mit den Waffen, sondern mit unsern Herzen gerüstet und gewarnt auf der Wehr stehen.

In dem Aufsatz „Über Volkshaß" verwahrt sich jedoch Arndt gegen die Anklage, als ob er das französische Volk an sich verdammen oder geringschätzen wolle:

Jedes Volk hat seine Tugenden und seine Gebrechen, und gewisse Tugenden liegen nothwendig gewissen Mängeln ganz nahe.. Aber es gibt Stufen und Grade... Die Vermischung mit dem Ungleichen — das ist der Tod der großen Tugend und der Geburt der Eitelkeit. Ich will Haß gegen die Franzosen, nicht blos für diesen Krieg, ich will ihn für immer. Was durch Tugend, Wissenschaft und Kunst bei dem einen Volke vortrefflich ist, das Große und Menschliche wird doch auch dem andern angehören. Wo die Völker geschieden stehen, jedes in seiner vollen Eigenthümlichkeit, wo ein stolzer und edler Haß das Verschiedene trennt, da wird jedes sich auf das vollste, würdigste und eigenthümlichste ausbilden.

Arndt's Abneigung, Haß und Zorn gegen das französische Volk und Wesen drängte sich am schärfsten zusammen gegen Napoleon, der, obwol eigentlich kein geborener Franzose, doch gewissermaßen die Incarnation des ruchlosen Franzosenthums in Arndt's Augen war. Eine schöne Blumenlese der heftigsten und gehässigsten Bezeich-

nungen Napoleon's ließe sich aus den vorliegenden drei Theilen zusammenstellen. Er heißt „das seltsamste geschichtliche Ungeheuer"; seine Kraft wurde zur „Banditenkraft" durch das Gepräge seines Gemüths; „Pharao war nicht toller als dieser von so vielen Schmeichlern und Knechten einst vergötterte Mann"; Napoleon ist der „wilde Tyrann, der wilde Wütherich, der abscheulichste aller Tyrannen, das blutige und verbrecherische Ungeheuer, das uns Corsica geboren hat"; „die große Seele des Bösen"; „seine eigene Verruchtheit hat ihn immer wilder und dummer gemacht". Er wird häufig als ein satanischer Mensch, als ein Virtuose im Bösen betrachtet, und Arndt ruft aus: „Fahre die Welt lieber zum Teufel, als daß man den Teufel selbst nicht bei seinem Namen nennen dürfte!" Dies gilt zunächst zwar in Bezug auf Talleyrand, den vieljährigen Diener und Minister Napoleon's, aber ebenso gilt es auch vom Meister selbst. Es ist Dies ein Extrem der Beurtheilung Napoleon's; aber enthält selbst dies Extrem für uns Deutsche weniger Wahrheit als das entgegengesetzte Extrem der Vergötterung jenes außerordentlichen Mannes durch so viele, zum Theil mit großem Talent der Darstellung begabte Bewunderer in jetziger und Schmeichler in früherer Zeit, welche, entweder ganz auf den französischen Standpunkt sich stellend, dem glücklichen Feldherrn, dem Retter Frankreichs in schwierigster Zeit, dem glänzenden Eroberer, dem ersten Vertreter des französischen Ruhmes die Leiden leicht verziehen, welche er selbst über Frankreich brachte, das Unglück aber und die Schmach, die er den andern Völkern zufügte, für gar Nichts anschlugen; oder welche, zu der kalten Höhe vornehmer philosophischer Unbefangenheit sich emporschwingend, bei Würdigung der geschichtlichen Personen vom sittlichen Werthe, von der sittlichen Gesinnung gar keine Kunde nehmend, an Napoleon nur die Kraft, den Geist, den Genius priesen, und die Klagen über sein moralisches Thun, über seinen Charakter und seine Grundsätze als Sache der Schwachköpfe und Philister behandelten? Vergessen doch wir Deutsche, wenn wir Napoleon beurtheilen, niemals jenen fürchterlichen, unheimlichen Druck, der während der Jahre seiner Allgewalt nicht blos auf dem politischen Dasein, sondern auf allen Gemüthern überhaupt lastete, und klügeln wir nicht mit einigen hochfliegenden philosophischen Phrasen die wirkliche, geschichtliche Erinnerung seines Einflusses und Wirkens hinweg! Wenn Arndt bisweilen zu klein von ihm zu sprechen scheint, so erkennt er doch im Ganzen die Kraft und Größe des Mannes, im natürlichen, nur nicht im idealen und sittlichen Sinne an und wirft manches überraschende Licht auf seinen Charakter, seine Natur. Er sagt von ihm: „Er ist mehr ein Mensch elementarischer als idealer Kräfte"; und anderswo:

Es bestätigt sich mehr und mehr aus allen einzelnen Zügen, daß unser früherer Ausspruch, daß sein Geist und seine Seele fast ganz im Blute saßen und also mit den wachsenden Jahren immer abnehmen mußten, nur zu wahr gewesen. Unendliche Fülle sinnlicher Lebenskraft und elementarischen, den Stoff gewaltig durchdringenden Geistes zeichneten ihn aus bei dem ersten geschichtlichen Anlauf den er nahm. Er hatte wol Das, was einen großen Feldherrn machte, besonders die ungeheuere Zusammenziehung aller seiner Kräfte auf einen einzigen Punkt, womit er auch mehr als Ein geistiges Centrum durchbrochen hat. Schnellkraft hatte dieser Mann in einem unendlichen Grade, und Ergreifen und Fortstoßen einer Idee oder That, die er eben faßte. Weil er nun auch Herrscher ward und die Eitelkeit hatte, vielseitig und umsichtig sein zu wollen, was er nicht war, so hat er dadurch die steinerne und eiserne Kraft, die in seiner geschlossenen und gediegenen Natur war, nach und nach zersplittert . . er ist durch die nach allen Seiten hin gezogene und gereizte Unruhe seiner Natur auseinander gerissen und aufgelöst worden. Er hatte endlich weder einen sittlichen noch leiblichen Halt und schwebte ohne allen Schwerpunkt mit dem Strome der Begebenheiten so hin, und dieser hat ihn zuletzt auch unter seiner Flut begraben.

Man kann hiermit vergleichen, was Goethe über Napoleon sagt: er habe ganz in der Idee gelebt, und:

Da war Napoleon ein Kerl! Immer erleuchtet, immer klar und entschieden, was zu thun sei, und zu jeder Stunde mit der hinreichenden Energie begabt, um Das, was er als vortheilhaft und nothwendig erkannt hatte, sogleich ins Werk zu setzen. Sein Leben war das Schreiten eines Halbgottes von Schlacht zu Schlacht und von Sieg zu Sieg. Von ihm könnte man sehr wohl sagen, daß er sich im Zustand einer fortwährenden Erleuchtung befunden.

So groß der Widerspruch dieser beiden Anschauungsweisen — die moralische Würdigung ganz aus dem Spiele gelassen — scheint, so bieten sich doch Annäherungen und Berührungspunkte dar; Goethe gesteht:

Jene göttliche Erleuchtung, wodurch das Außerordentliche entsteht, werden wir immer mit der Jugend und Productivität im Bunde finden; der eigentliche Glanzpunkt seiner Thaten fällt in die Zeit seiner Jugend.

Arndt dagegen nähert sich Goethe's Ansicht in folgender Äußerung:

In dem Großen seiner Natur ist übrigens dieser Mann von den leichten Franzosen nie begriffen worden; Das, wodurch er sie mit den Schrecken einer unsichtbaren Macht zu den Zeiten seiner Ganzheit beherrscht hat, haben sie nie verstanden. Er hatte Eines, was in das Genie hineinlief, das Dichte, Feste, Unergründliche der südlichen Menschen. So können wenige Nordländer, auch die Höchstbegabten, ganz Eins sein, ganz in Einer Idee auf- und untergehen, ganz auf Ein Ziel hinfließend, Monate, ja Jahre lang alle ihre sonstigen Gewohnheiten, Bedürfnisse, Leidenschaften und Wollüste verleugnend und opfernd. Wenn Hr. de Pradt sagt: Der Kaiser verfolgt immer seine eigene Idee; es ist eine Art Jagd, wovon ihn Nichts abbringt, während er mit einem Gegenstand beschäftigt ist; alles Übrige ist für ihn nicht da, — so weiß er nicht, welche große Eigenschaft er damit lobt.

Poetisch und großartig ist endlich Arndt's Auffassung des Schicksals Napoleon's, wie es zuletzt durch sein eigenes Benehmen bestimmt wurde. In einem Aufsatz im Januar 1815 geschrieben: „Wird der Herrscher der Insel Elba noch einmal Europa beherrschen?" welchen die Censur damals nicht drucken ließ, verneint er diese Frage aufs bestimmteste, obgleich er es sehr möglich findet, daß er noch einmal einen Versuch dazu machen, daß er wiederkommen und viel Unglück über Frankreich, einiges auch über Deutschland bringen könne. Jene Verneinung begründet er folgendergestalt:

Es gibt einen Wendepunkt der politischen Größe, vor welchem man ewig umkehren muß, wenn man ihn in einem bedenklichen oder gar gefährlichen Augenblick nicht zu überschreiten gewagt hat; wer der Fortuna einmal den Rücken zugeкehrt

wandt und vor ihren furchtbaren Sturm wieder einmal die Segel eingerefft hat, Dem wendet sie ewig den Rücken. Napoleon hatte viele tolle und einige verrückte und tausend schändliche Streiche gemacht — diese konnte die heidnische Göttin ihm noch vergeben. Aber er hat den armen Sünder in Fontainebleau gespielt — und Das kann sie ihm nie vergeben. Sie liebt nur die Virtuosen im Guten und Bösen: man muß ganz Gottes oder ganz des Teufels sein wollen, wenn man ihre Gunst erhalten und behalten will. Napoleon war auf dem rechten Wege dazu, aber er hat sich mit dem Glücke auf immer überworfen und er wird nicht mehr als sein Lieblingssohn genannt werden. Wenn er wie durch ein höheres Verhängniß handelte . . . so mußte er wie ein düsterer Dämon des Wehes und der Vernichtung fortwüthen, der Folgen unbekümmert und ohne auf Zukunft und Vergangenheit zu blicken. Er aber verließ das Glück, als das Glück ihn zu verlassen schien, er dung wie ein gemeiner Knecht um seine Schätze und um sein Leben und ließ sich zum Spott und Gelächter der Welt als einen Gefangenen nach der Insel Elba abführen. Er wählte die Schande und verlor in Fontainebleau den letzten Ruhm, wenn er einigen haben konnte. Er kann wiederkommen allerdings, sage ich euch, aber sein Glück kann nicht wiederkommen! Es gibt keine Wiederherstellung des Glücks, wenn du wie ein Feiger vom Schauplatz abgetreten bist. Napoleon wird nicht wieder als ein Stern erster Größe glänzen. Dies sage ich nicht blos Denen, die den Satan gern wiederhaben möchten zur Niederschlagung, sondern auch jenen erbärmlichen Menschen zur Ermuthigung, die in ihm immer noch unüberwindliche Schrecken sehen!

Und er kam wieder — aber die Eine Schlacht von Waterloo vernichtete sein Heer und seine Macht, und Arndt, in einem Nachtrag zu dem obigen Aufsatz, unmittelbar nach jener Schlacht gedruckt, sagt:

Man kann nach dieser Schlacht sagen: Er hat kein Glück mehr. Er scheint sich fast auf ein zweites Fontainebleau vorzubereiten. Er hätte bei Waterloo den Tod suchen sollen, so wäre doch noch ein letzter Glanz auf seine Person gefallen! Viele haben gedacht, er würde nach einem andern Punkt fliegen und dort sein Glück noch einmal prüfen und Tod oder Wiederherstellung suchen, oder er würde in Paris etwas Gewaltiges und Fürchterliches wagen, wodurch wenigstens glänzende Schimmer auf seine Leiche fielen. Er hat das Alles nicht gethan und gewagt, sondern scheint mit einer Art großmüthiger Gaukelei abtreten und mit Listen und Pfiffen sein Spiel ausspielen zu wollen. Es sind die da meinen, er werde in Paris vielleicht noch etwas Rasendes und Wüthendes versuchen. Ich glaube Das nicht von ihm, ich glaube auch kaum, daß es ihm gelingen würde. . . Wenn er also ehrlich und als ein Fürst — was er doch gewesen ist, wenn auch ein Tyrann — den Tod suchte, so könnte er ihn noch finden an der Spitze einiger Regimenter. Ich glaube aber, er wird ein unehrliches und unfürstliches Leben lieber wollen als einen fürstlichen Tod, und so wird die blutige Posse, die man lange ein Heldenspiel genannt hat, würdig ausgespielt werden.

Wie man auch über die Beweggründe urtheile, welche Namen man auch den Entschließungen und Schicksalen Napoleon's gebe, Das muß man doch zugestehen, daß der erbitterte Feind Desselben, daß der deutsche Arndt den Gang und Verlauf der Ereignisse richtig angesehen und vorausgesehen hat, und es ist nicht außer der Zeit, jetzt, wo die beredten Historiker und Panegyriker Napoleon's für Alles was er gethan nicht blos Entschuldigungen, sondern eine solche Fülle von politischen oder menschenfreundlichen und großherzigen Beweggründen finden, daß er überall noch Recht übrig behält, den Apologeten und Verherrlichern einen patriotischen und sittlichfühlenden Deutschen als ernsten, unbarmherzigen Ankläger gegenüberzustellen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Reise-Erinnerungen der Schauspielerin Minna Wohlgeboren-Wohlbrück. Berlin, Duncker und Humblot. 1846. 8. 1 Thlr.

Von dem Stande des Schauspielers ist das Wandern unzertrennlich. So hat denn auch die Verf. sich in Paris, Venedig, Petersburg, in Ungarn, Siebenbürgen, Deutschland und Polen vielfach umgesehen und die Erlebnisse auf ihren Reisen in anspruchlosen, meist nicht uninteressanten Bildern dargestellt. Sie stehen unter sich insofern in keinem Zusammenhange, als sie keine chronologische Folge beobachten, und da sie auch den Stand der Verf. nur gelegentlich berühren, so bieten sie nur ein unsicheres Lebensbild. Eine Dame, die so weite Reisen in ihrem Fache als Schauspielerin machte, hat sicher auch von Erfahrungen zu reden, deren Mittheilung unterrichtend sein, und ihrer Kunst, wie den Jüngern derselben, gewiß zu gute kommen würde. 18.

Bibliographie.

Aristophanes, Der Reichthum, deutsch von O. Marbach. Mit einer ausführlichen kritischen Erläuterung. Leipzig, O. Wigand. 16. 10 Ngr.

Beiträge zum Feldzuge der Kritik. Norddeutsche Blätter für 1844 und 1845. Mit Beiträgen von B. und E. Bauer, A. Fränkel, L. Köppen, Szeliga und Andern. Zwei Bände. Berlin, Rieß. Gr. 8. 2 Thlr.

Boetticher, C., Andeutungen über das Heilige und Profane in der Baukunst der Hellenen. Berlin, Reimarus. Gr. 4. 12 Ngr.

Brunold, F., Gedichte. Berlin, Quien. 1847. 12. 22½ Ngr.

— — Erstes und zweites Leben. Roman aus der brandenburgischen Geschichte. Berlin, Quien. 1847. 8. 1 Thlr.

— — Aus Gegenwart und Vergangenheit. Novellen. Zwei Bände. Berlin, Quien. 1847. 8. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Das Concil zu Trient für alle Länder und Völker, mit den betreffenden Bullen und Verfügungen. Nebst einer Einleitung übersetzt von H. J. Berthes. Mainz, Wirth. Gr. 12. 24 Ngr.

Deutinger, M., Bilder des Geistes in Kunst und Natur, aus freier Hand gezeichnet auf einer Pilgerfahrt nach Florenz im J. 1845. Augsburg. Kl. 8. 22½ Ngr.

Elisa das Weib wie es sein sollte. 7te durchaus umgearbeitete und verbesserte Auflage. Leipzig, Wienbrack. Kl. 8. 1 Thlr.

Erinnerungen eines preußischen Officiers aus den Jahren 1812 bis 1814. Koblenz, Bädeker. Kl. 8. 24 Ngr.

Etlar, C., Die Verwandtschaft. Novelle. Aus dem Dänischen übersetzt von J. Stern. Augsburg, v. Jenisch u. Stage. Gr. 12. 18 Ngr.

Euripides, Hippolytos. Deutsch von O. Marbach. Leipzig, O. Wigand. 16. 6 Ngr.

Guillois, A., Handbuch der Religion, oder Erklärung des Katechismus in geschichtlicher, dogmatischer, moralischer und liturgischer Hinsicht. Deutsch bearbeitet von einem katholischen Geistlichen. Drei Theile. Aachen, Cremer. Gr. 12. 1 Thlr. 20 Ngr.

Haeufler, J. V., Sprachenkarte der österreichischen Monarchie, sammt erklärender Uebersicht der Völker dieses Kaiserstaates, ihrer Sprachstämme und Mundarten, ihrer örtlichen und numerischen Vertheilung. Pesth, Emich. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Hanck's, Henriette, Schriften. 3ter bis 4ter Band: Die Tochter einer Schriftstellerin. Drei Theile. Hamburg, Kittler. 8. 1 Thlr.

Heinroth's, J. C. A., gerichtsärztliche und Privatgutachten, hauptsächlich in Betreff zweifelhafter Seelenzustände. Gesammelt und herausgegeben von H. T. **Schletter.** Nebst einer biographischen Skizze des Verf. von F. M. A. **Querl.** Leipzig, Fest. 1847. Gr. 8. 1 Thlr.

Maurerisches Herders-Album. Gedenkblätter an den Bundesbruder Joh. Gottfr. v. Herder, herausgegeben von H. **Künzel.** Darmstadt, v. Auw. 1845. Gr. 8. 1 Thlr.

Jahrbuch des deutschen Elementes in Ungarn. Mit Originalbeiträgen namhafter Schriftsteller. Herausgegeben und redigirt von C. M. **Benkert.** 1ster Jahrgang. 1ste Hälfte. Pesth, Emich. Gr. 8. Vollständig 2 Thlr.

Jordan, J. P., Geschichte der russischen Literatur. Nach russischen Quellen bearbeitet. Leipzig, Slavische Buchhandlung. Gr. 8. 25 Ngr.

Klencke, Das deutsche Gespenst. Drei Bände. Leipzig, Wienbrack. 8. 4 Thlr.

Krummacher, G. D., Tägliches Manna für Pilger durch die Wüste. Schatzkästchen aus den Predigten des Verfassers gesammelt und herausgegeben von einem Freunde des Verewigten. 3te Auflage. Elberfeld, Hassel. Gr. 12. 16 Ngr.

Luther's, M., Schriften für das deutsche christliche Volk. 1stes Heft. Eisleben, Reichardt. 8. 3 Ngr.

Lyell's, C., Reisen in Nordamerika, mit Beobachtungen über die geognostischen Verhältnisse der Vereinigten Staaten von Canada und Neu-Schottland. Deutsch von E. T. **Wolff.** Halle, Graeger. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Marbach, O., Liebesgeschichten. Leipzig, O. Wigand. 16. 21 Ngr.

Mücke, C., Nachlaß der Frau Kinderzeitung. Berlin, Rieß. 8. 15 Ngr.

Oettinger, E. M., Narrenalmanach für 1847. 5ter Band. Leipzig, Ph. Reclam. 1847. Gr. 16. 2 Thlr.

Perlen. Taschenbuch romantischer Erzählungen für 1847. Von R. **Heller.** Mit 6 Stahlstichen. 6ter Jahrgang. Nürnberg, Korn. Gr. 16. 2 Thlr. 10 Ngr.

Raumer, K. v., Geschichte der Pädagogik vom Wiederaufblühen klassischer Studien bis auf unsere Zeit. 1ster Theil. (Das Mittelalter bis zu Montaigne.) 2te Auflage. Stuttgart, S. G. Liesching. Gr. 8. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Reformatoren-Album. Vorkämpfer für eine freie allgemeine Kirche. I. Die Propheten und Apostel. II. Deutsche Dichter und Weise. Heidelberg, J. Groos. 8. 20 Ngr.

Scharrer, L., Bunte Blüthen. Gedichte. Augsburg, v. Jenisch u. Stage. 8. 21 Ngr.

Scheible, J., Christoph Wagner, Faust's Famulus; Don Juan Tenorio von Sevilla; die Schwarzkünstler verschiedener Nationen und die Beschwörer von Hölle und Himmel um Reichthum, Macht, Weisheit und des Leibes Lust. Stuttgart. Kl. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

Sophocles, König Oidipus, deutsch von O. **Marbach.** Mit einer ausführlichen kritischen Erläuterung. Leipzig, O. Wigand. 16. 10 Ngr.

Steinbeis, Diesseits und Jenseits. Eine Abhandlung über die Bedeutung des Todes. Heilbronn, Drechsler. Kl. 8. 5 Ngr.

Sternberg, A. v., Susanne. Zwei Theile. 1ster Theil. Berlin, Duien. 1847. 8. 3 Thlr.

Strauß, V., Lebensfragen in sieben Erzählungen. Drei Bände. Heidelberg, Winter. 8. 3 Thlr.

Tschischka, F., Geschichte der Stadt Wien. Illustrirt von L. F. **Schnorr, P. Geiger, C. Schnorr, L. Schnorr, G. Zeilner, J. Morcrette, E. Lafite.** 1ste bis 12te Lieferung. Stuttgart, Krabbe. Schm. 4. à 4 Ngr.

Allgemeine deutsche Volksbibliothek. 1ster Band. (Martin der Findling, oder Memoiren eines Kammerdieners. Aus dem Französischen von E. **Süe,** übersetzt von H. N. Kürsten. 1ster Band.) 1stes bis 3tes Heft. Berlin, Hübenthal u. Comp. 8. 9 Ngr.

Süddeutscher Volkskalender. Jahrgang 1847. Stuttgart, Steinkopf. 4. 6 Ngr.

Westarp, A., Bilder aus dem Kriegsleben. Aachen, Cremer. 12. 15 Ngr.

Tagesliteratur.

Anwandter, A. F. L., Die Feuer-Versicherungs-Anstalt Borussia mit ihrem 2. Rechnungs-Abschlusse und dem ungeschmälerten Grund-Garantie-Capital, also mit keinen zwei Millionen, aber mit täuschenden Dokumenten. Berlin, Duien. 8. 3 Ngr.

Zwei Festreden am 25jährigen Jubelfeste des Großherzogl. Landschullehrerseminars in Mirow den 16. Mai 1845 gehalten von **Kämpffer** und **Gerling.** Neustrelitz, Barnewitz. 1845. Gr. 8. 5 Ngr.

Hammerstein, E., Auch ein offener Brief. Celle, Capaun. 8. 5 Ngr.

Hecker, F., Die staatsrechtlichen Verhältnisse der Deutschkatholiken mit besonderem Hinblick auf Baden. 2te Auflage. Heidelberg, J. Groos. 8. 15 Ngr.

Hüffell, L., Der Pietismus geschichtlich und kirchlich beleuchtet mit Beantwortung der Frage: wie demselben auf geeignete Weise zu begegnen sei? Heidelberg, Groos. Gr. 8. 20 Ngr.

Johannsen, J. C. G., Geist, Wort und Schrift. Pfingstpredigt. Kopenhagen, Reitzel. Gr. 8. 3¾ Ngr.

— — Wer ist ein ächter Lutheraner? Ein Wort an Luther's Grabe. Kopenhagen, Reitzel. Gr. 8. 3¾ Ngr.

Kaempf, S. J., Die Stützen des Gottesreichs. — Die wahre Religion. Zwei Predigten. Neustrelitz, Barnewitz. 1845. Gr. 8. 5 Ngr.

Leschke, J. W., Lieder für die streitende Kirche. Stuttgart, J. F. Steinkopf. Kl. 8. 5 Ngr.

Meyer, H., Rede bei der feierlichen Grundsteinlegung zu der neuen Kirche zu Fürstenberg am 11. Aug. 1845. Neustrelitz, Barnewitz. 8. 5 Ngr.

Pfizer, Rechtliches Gutachten über die Verbindlichkeit der fürstlich Hohenloheschen Standesherrschaften, in den Hohenloheschen Gemeinden die Kosten des Kirchen- und Schulwesens zu tragen. Herausgegeben von dem Hohenloheschen landwirthschaftlichen Verein. Heilbronn, Drechsler. Gr. 8. 7½ Ngr.

Reinhardt, J., Die Noth der evangelischen Kirche und deren Abhülfe durch die Gustav-Adolf-Stiftung. Eine kurz geschichtliche Darstellung. Aachen, Benrath. 8. 5 Ngr.

Sander, J. F. E., Die zween Zeugen in der Offenbarung. Eine Reformations-Predigt. Elberfeld, Hassel. Gr. 8. 2½ Ngr.

Stosch, J. F. W., Lebensbilder, oder: wohin führt die Anwendung der religiösen Grundsätze der sogenannten protestantischen Freunde? Königsberg i. d. N., Windolff u. Striese. 12. 15 Ngr.

Viebahn, G. W. v., Über Leinen- und Woll-Manufacturen, deren Ursprung, Umfang und Leistungen in Deutschland, deren Werth und Fortschritte. Berlin, Reimarus. Gr. 8. 10 Ngr.

Die Voruntersuchungsakten und die Verhöre mit Jakob Müller, diejenigen mit dessen Ehefrau und dessen Mutter in Betreff des an Rathsherrn Joseph Leu begangenen Mordes. Wörtlich getreu aus den Akten abgedruckt. Zürich, Schultheß. Gr. 8. 28 Ngr.

Wiedenfeld, K. W., Über das Verhältniß des Reformirten in Deutschland zur Augsburgischen Confession. Mit besonderer Beziehung auf die ursprünglich reformirten Gemeinden in den ehemaligen Herzogthümern Cleve, Jülich, Berg und der Grafschaft Mark. Eine kirchenrechtlich-symbolische Untersuchung. Elberfeld, Hassel. Gr. 8. 5 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 302. —— 29. October 1846.

Ernst Moritz Arndt.

(Fortsetzung aus Nr. 301.)

Arndt's Abneigung gegen französisches Wesen läßt erwarten, daß er Deutschland nicht nach den modernen politischen Ideen und Grundsätzen, die in Frankreich hauptsächlich aufgekommen sind und Geltung erlangt haben, geordnet sehen will. Die herkömmliche Sitte, der Volksgeist soll die Grundlage der deutschen Staatseinrichtung sein, deren Schwierigkeiten er sich indessen zu keiner Zeit verhehlt hat. Er fragt in einem seiner neuesten Aufsätze:

> Was soll aus Europa, was soll besonders aus Deutschland und aus unserm deutschen Gewirr werden, welches freilich hundert mal mehr Schwierigkeiten gesetzlicher Entwirrung und würdiger Entwickelung hat als der meiste andere europäische Wirrwarr?

Seine Ideen über die politische Ordnung Deutschlands sind besonders in zwei Aufsätzen niedergelegt: „Über künftige ständische Verfassungen in Deutschland" (1814) und: „Phantasien zur Berichtigung der Urtheile über künftige deutsche Verfassungen" (1815). Er sieht aber wohl ein, daß noch nicht von dem Besondern die Rede sein kann und bezweckt nur: „den Menschen in Hinsicht der Behandlung und Einrichtung der politischen Dinge die großen Unterschiede der Zeiten anzudeuten, was vormals zweckmäßig und möglich war, und was jetzt zweckmäßig und möglich ist, damit nicht vergebliche Liebe und Sehnsucht des Vergangenen uns irre, und damit nicht wilde und stürmische Wuth des Neuen uns zu weit treibe." Das alte ab- und ausgelebte deutsche Reich kann nicht in der frühern Gestalt hergestellt werden, aber die Einheit Deutschlands bleibt doch Arndt's erster Gedanke, und daher fodert er: die Stellung aller deutschen Fürsten und Lande unter Ein gemeinsames Oberhaupt, welches Kaiser oder König genannt wird. Bittere Klage führt er über die den deutschen Fürsten zur Zeit des Rheinbundes von Napoleon verliehene „Souverainetät", wodurch sie sich für alleingewaltige und schrankenlos gebietende Herren ihrer Länder erklärt angesehen haben, und das Gefühl der Unterordnung unter das große Ganze zerstört worden sei. Sodann fodert er: die Einrichtung einer durch das ganze Reich gehenden kriegerischen Erziehung und festen Kriegsordnung und Kriegsübung, welche den Befehl geschwind und den Gehorsam bereit machen, und den Fremden auf ewig die Gedanken nehmen, von einem Ende des Landes bis zum andern über unsere Grenzen zu laufen, wie in diesen Tagen geschehen ist. Er dachte in dieser Hinsicht an die Gründung eines neuen, zeitgemäßen deutschen Ritterordens — was er freilich nur als einen politischen Traum aufstellt —, bestehend aus Söhnen fürstlicher und adeliger deutscher Geschlechter, dessen Zweck Belebung und Erhaltung der unsterblichen Ideen deutscher Herrlichkeit, Ehre und Wehrlichkeit wäre, Erhaltung und Pflanzung der Tugenden, wodurch deutsche Ritter und Männer einst so gepriesen waren, der Frömmigkeit, der Tapferkeit, der Gerechtigkeit, der Freiheit, der Redlichkeit, und welchem ein Theil der Lande um den Rhein, die Mosel und die Saar zur Bewohnung und zur Vertheidigung gegen den Feind eingeräumt werden könnte u. s. w.

Ferner verlangt Arndt: die Entwerfung und Begründung deutscher Gesetze, welche über das ganze Reich gelten, wobei man so sehr als möglich die alten deutschen Rechte und Satzungen und die Eigenheiten und Bedürfnisse des Volkes und Landes im Auge habe; die Stiftung großer Reichsgerichte mit dem Glanz und der Majestät der Gerechtigkeit; die Verordnung eines deutschen Reichstags, zu welchem die Landboten von den Ständen der einzelnen Landschaften und Staaten des Reichs gewählt werden. Die Verhandlungen des Reichstags sind die öffentlichsten, weil er das Palladium des Glücks und der Freiheit sein soll — der Mund herrscht statt der Schreibfeder und die Rede statt des Papiers —; die unbeschränkteste Preßfreiheit, ohne welche auch die bürgerliche Freiheit nicht bestehen kann (bei ihr liegen Gift und Gegengift des menschlichen Geistes immer nebeneinander); einerlei Münze, Maß und Gewicht; Abschaffung der Abzugs-, Durchzugs- und Geleitsgelder, der innern Land- und Stromzölle und anderer Plackereien. Dann geht Arndt zu den Grundzügen der ständischen Verfassungen der einzelnen Länder über. In diesen sollen die drei Stände: der Adel, die Bürger, die Bauern, vertreten sein. Der Adel stellt vor altes Geschlecht, alten Besitz, altes Recht, alte Sitte und alte Ehre. Der Edelmann ist angewiesen, was in Grundsätzen von Vaterland, Freiheit und Ehre ewig und unvergänglich ist, zu

verkündigen. Er kann ohne die Ehre seines Volkes und seines Vaterlandes nicht leben wollen. Damit der Adel wieder zu seiner Würde zurückgeführt und ein wirklicher Adel werde, ist nothwendig: der Edelmann muß ein freier unabhängiger Mann sein, muß für das Große und Allgemeine und für die großen und allgemeinen Ideen leben können, d. h. ein Vermögen haben, das ihm ein jährliches Einkommen von 15,000 Thalern sichert; dies Vermögen muß auf Landgüter gegründet, der Besitz des Edelmanns muß Majorat sein. Nur solche Familien, wo Dies stattfindet, werden als wirkliche adelige Familien angesehen; die jüngern Söhne dieser Familien aber werden nicht als Adel betrachtet. Die Bestimmung des Adels als Landstand ist eine vermittelnde zwischen den beiden äußersten Spitzen der Gesellschaft. Als Landbesitzer ist er reicher Bauer und stellt die einfachen und ruhigen Kräfte und Geschäfte der Welt dar; als Edelmann ist er der Träger des Glanzes und der Ehren des Volkes und stellt das Idealische und Schimmernde dar, und was auf Leben und Tod bewaffnet dem Feinde des Vaterlandes die Spitze bieten soll. Zugleich soll er Darsteller der allgemeinen Ehren des Reichs sein, gleichsam ein Wächter der Verfassung und Erinnerer und Vermahner der Pflichten, die Jeder, vom Fürsten herab, außer den Pflichten gegen das Einzelne und Kleine noch gegen das Allgemeine und Große hat.

Auf den Adel folgt der Bauerstand, d. h. alle Grundbesitzer. Er ist die eigentlichste Grundlage des Staats, die zahlreichste und ehrenwertheste Classe des Volkes. In ihm wohnt am meisten die ursprüngliche und gediegene Naturkraft, die Reinheit der Sitten, Treue und Redlichkeit der Gesinnung, Muth und Ausdauer. Der Staat hat darauf zu sehen, daß dieser ehrwürdige und große Theil des Volkes nicht ausarte oder untergehe, durch weise Gesetze über den Grundbesitz, welche ebenso unmäßige Anhäufung wie Zersplitterung verhüten. Damit ein rechter Kern des Volkes sei und werde, sollte in allen deutschen Ländern die Hälfte aller Ländereien von freien Bauern bewohnt und besessen werden. Die Bauerhöfe sollen untheilbar und Majorate sein, aber Niemand mehr als einen besitzen. Ungefähr drei Viertel des Landes sollten mit festem Besitz gebunden und dem Wandel und Wechsel entrissen sein. Wer ein festes und glorreiches Vaterland haben will, der macht festen Besitz und feste Bauern. Dem Ruhenden und Gleichen des Landes und des Bauern an Besitz, Leben, Treiben und Geschäften ist das Unruhige und Ungleiche der Stadt und des Bürgers entgegengesetzt.

Der Bürger lebt mit dem Zusammengesetzten und Künstlichen; er schafft das Zusammengesetzte und Künstliche. Seine Gelüste werden heftiger, seine Ansichten des Lebens vielfacher, der Kampf mit künstlichen Kräften und mit verkünstelten Menschen wird immer heißer, sein ganzes Gemüth wird leichter und beweglicher. Vor allem wirkt zur Verflüchtigung der Triebe und zur Verquickung des schweren und festen Sinnes der halb irdische, halb geistige Dämon, Geld genannt. Das Gegengewicht gegen die zu große Flüchtigkeit und den zu geschwinden Wechsel der Dinge im städtischen Leben, gegen Flatterhaftigkeit und Neuerungssucht bilden Innungen, Zünfte und Gilden. Man verlacht und verspottet vielfach diese Ordnungen als Nothbehelfe der Barbarei des Mittelalters; aber wollen wir ein festes, frommes, ehrbares und gehaltenes Bürgerwesen haben, so müssen wir unsere Bürgerschaften nach alter Weise unserer Väter wieder in sichere Schranken von Innungen und Zünften fassen, mit Wegräumung alles Nichtigen, Todten, Unzeitgemäßen. Durch Sittlichkeit, Mannhaftigkeit und Wehrlichkeit mache man den Bürger wieder zu dem achtbaren und ehrenwerthen Manne, welcher er sein soll, und bändige die Sündflut der Flatterhaftigkeit und Nichtigkeit unserer Tage, die alles Verehrliche und Heilige in Sitten und Weisen unsers Volkes weggespült hat.

(Die Fortsetzung folgt.)

Romanliteratur.

1. Das Buch von den Wienern. Historischer Roman von Eduard Breier. Drei Theile. Leipzig, Steinacker. 1846. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Ref. hatte die Freude „Wien vor 400 Jahren" desselben Verf. zu lesen. Das vorliegende Werk ist auf ähnliche Weise geschrieben, und wie es scheint, bekennt der Verf. sich zu einer gewissen Manier, welche allerdings für den historischen Roman eine zweckmäßige ist, indem sie nicht nur die Begebenheiten der Zeit, sondern auch den Geist derselben wiedergibt. Die Geschichte wird in einer unendlichen Menge von Scenen dramatisirt; Bürger, Ritter, Fürsten sprechen sich aus, die Parteien stellen sich auf, die Vergangenheit wird erzählt, die Zuhörer lauschen mit mehr oder weniger Aufmerksamkeit, und mit ihnen der Leser. So wird Jedem das Treiben der Gegenwart klar, die Charaktere entwickeln sich, man sieht sie denken, sprechen, handeln, Partei ergreifen, Partei verlassen; und zwischen Kriegs- und Friedensscenen, Volks- und Fürstenunterhaltungen spielen verschiedene Liebesromane. Bei dem historischen Roman bildet gewöhnlich die Geschichte den Hintergrund, worauf sich die Liebesgestalten und Phantasiegebilde des Dichters bewegen, sodaß letztere immer die Hauptpersonen sind, die Geschichte nur Nebensache. Hier aber ist die Geschichte die Hauptsache, und man fühlt, daß die zahlreichen Liebesintriguen nur geschaffen sind, um die Zeit der historischen Handlung zu charakterisiren. Im vorliegenden Werk wird der blutige Streit der feindlichen Brüder Kaiser Friedrich's und Herzog Albrecht's im 15. Jahrhundert verhandelt. Die Roheiten des Adels und die Roheiten des Volkes erkennt man aus den Greueln dieses Bürgerkriegs; zahlreiche nächtliche Zusammenkünfte, Aufwiegelungen des Volkes, Berathungen der Räthe zeigen genügend die getheilte Stimmung, sowie Parteisucht und Parteihaß der Wiener. Man lernt Friedrich kennen in seiner Sanftmuth und in seinem Trotz, in seiner Güte und in seiner Unversöhnlichkeit, den Herzog Albrecht mit all den wilden Eigenschaften, welche Grausamkeit, Unsittlichkeit, Vergnügungslust und Genußsucht noch in ihrem Gefolge führen. Noch andere Acteurs jener blutigen Tragödie werden handelnd und redend dargestellt, darunter das listige, betrügerische Treiben des Bürgermeisters Holzer, des Verräthers, welcher, nachdem er beiden Parteien abwechselnd gedient, vom Herzog Albrecht gezüchtigt wird durch einen schmerzhaften und schmählichen Tod. Zwischendurch erscheint von Zeit zu Zeit der liebenswürdige Dichter Michel Beheim mit einer Blechkapsel unter dem Arm, worin einzelne beschriebene Papierblätter enthalten sind. Er schreibt, während er die Begebenheiten erlebt, dieselben treu

ieder, und dieses Werk heißt „Das Buch von den Wienern". Der Verf. erzählt in der Vorrede des zweiten Theils, daß dieses Buch wirklich existirt und ihm zu dem vorliegenden Roman als Leitfaden gedient habe; es war in Versen geschrieben und von Zeit zu Zeit werden Bruchstücke daraus mitgetheilt. Diese Bruchstücke sind indeß mehr geeignet, die Wahrheit der angeführten Thatsachen zu bestätigen, als den Leser zu erbauen, denn sie sind in veraltetem Deutsch und unvollendeter Versbildung geschrieben. Um dieses Buches willen wird der Dichter verfolgt und verhöhnt, man will es ihm rauben, man setzt einen Preis auf sein Leben und sendet eine schöne Sängerin aus, um ihm das theure Manuscript zu entwenden; aber Michel Beheim behält es und hat darin all seinen Haß gegen die Wiener, seine treue Liebe zu Kaiser Friedrich, nebst den etwas breiten Darstellungen der Kriegsbegebenheiten in schlechten Versen ausgesprochen und der Nachwelt übermacht.

Wir begegnen in den romantischen Scenen des Romans einer reichen Abwechselung von Frauen. Es treten auf: Holzer's alte gespensterartige Mutter, welche dem Sohn stets als Rachegeist erscheint; Juliane, die schöne Gemahlin eines bösen Ritters, der sie gegen ihren Willen geheirathet hat: sie ist ein Muster von Frauen und steht als solche auch hoch in des Autors Gunsten, der ihr immer die schönsten Gelegenheiten, ihre Tugend zu zeigen, bereitet; Katharina die Blinde, das Weib, dessen Herz von den verschiedensten Leidenschaften durchwüthet ist und im Alter noch die Regungen des Hasses nicht bekämpfen kann, wie sie in der Jugend nicht die Liebe zu überwinden vermochte und dieser erlag; Amalie, die Liebesheldin, liebend vom Anfang bis zum Ende ihres Auftretens; Johanna, eine unschuldige Blume, welche weder Haß noch Liebe kennt, rein wie ein Lichtstrahl und mit überirdischer Geduld begabt. Ein Fleischertöchterchen und das Kammermädchen Eva sind auch handelnde Personen. Ebenso mannichfaltig sind die Männercharaktere, welche theils als Liebende theils als Kämpfer in dem Bruderkrieg auftreten. Auf diese Weise erhält nun die Erzählung unendliche Lebendigkeit und ein stets wechselndes Interesse. Die drei dicken Theile erscheinen dem Leser durchaus nicht zu lang; wo die Darstellung breit zu werden droht, würzt ein gesunder Humor, ein kräftiger Witz die Gespräche und Volksscenen, und wo man irgend eine Stelle überschlagen zu können meint, findet man, daß dieselbe zum Verständniß irgend einer Stimmung oder eines spätern Ereignisses nöthig war. Daß es in jener Zeit der Gewaltthätigkeit nicht an Greuelscenen fehlt, daß der Leser oft für Personen, die seine Theilnahme besitzen, Gefahren ahnt, sie herannahen, eintreten sieht, daß ihm ein Herzklopfen abgenöthigt wird und er das Buch nicht aus der Hand legen kann, ehe die Bedrohten und Gefährdeten gerettet sind: Das versteht sich von selbst; dafür bürgt die Zeit und des Autors Talent. Ref. hofft noch andere deutsche Geschichtsperioden auf diese Weise von dem Verf. bearbeitet zu sehen.

Kunnuck und Naja, oder die Grönländer. Eine Erzählung von B. S. Ingemann. Aus dem Dänischen übersetzt. Oldenburg, Stalling. 1846. Gr. 12. 25 Ngr.

Der Verf. nennt in seiner Vorrede die vorliegende Erzählung „eine freie Reproduction des Totalbildes, welches die Nachrichten von dem Leben und von der Natur in Grönland in ihm hervorgerufen, nachdem er sich längere Zeit geistig hineingelebt". Die Erzählung ist theilweis in Ossianischer Manier vorgetragen; sie ist eine Art von Gesang und man würde sich nicht wundern, von Zeit zu Zeit die Accorde eines Instruments anschlagen zu hören. Der Roman spielt 1770—78, als sich das Christenthum mit dem Heidenthum unter den Einwohnern Grönlands stritt. Die Sitten der Einwohner sind noch rauh und wild, nur langsam vermag das Licht der Liebe Wurzel zu fassen. Kunnuck liebt Naja, Kemeck ist Naja's Verwandter und hat Kunnuck's Vater erschlagen. Kunnuck wird als Vaterrächer bezeichnet, seine Familie und besonders seine Mutter fodern ihn beständig zur Rache auf; doch in ihm regt sich neben dem Haß des gekränkten Sohnes auch die Sehnsucht nach dem Christenthum. Die Lehre, daß man seinem Feind vergeben solle, will indeß nicht Eingang finden in sein Herz, welches lange ringt. Endlich siegt die Lehre der Liebe gegen das anerzogene, angeerbte Vorurtheil; er thut dem Feinde sogar wohl, indem er den lebendig Begrabenen befreit. Zuletzt heirathet er seine Naja, welche als Inbegriff alles Lieblichen geschildert wird. Es fehlt nicht an prächtigen Nebencharakteren: der Missionnair nebst Dessen Gattin, der Schiffscapitain, auch Schwertfisch genannt, der zuweilen trunkene Matrose Knud und Arnasak, die christliche Lehrerin, sie sind Alle mehr skizzirt als ausgemalt, dem Anschein nach immer nur aus alten Chroniken entlehnt. Die Grönländer sind ein glückliches Volk, bei ihnen spricht sich die Volksstimme in Gesängen aus, das tadelnde Lied ist eine hinlängliche bürgerliche Strafe für manches Vergehen. Die Nationalgebräuche der Grönländer beweisen, wie poetisch das Volk ist; alle ihre Lebensäußerungen sprechen sich in Bildern und Gesängen mit dem stärksten Gefühl für Freude und Schmerz, mit eigenthümlicher Phantasie aus. Solcher Gesänge finden sich mehre in der Erzählung eingestreut. Wo Poesie das Volksleben ist, findet sich auch ein höheres Ideenleben. Diesem Ideenleben fehlt nun auch das religiöse Element nicht; ihre Mythen beseelen die ganze Natur, der menschliche Geist vertieft sich in geheimnißvolle Regionen und sieht den Grund der Welt in einem mächtigen lebenden Geist, nachdem der Glaube an Unsterblichkeit der Seele dem Volke eigen war. Ihre Sagen und Mythen sind nicht bedeutungslose Fabeln. Daß dieses Polarvolk in seinen frühesten Phantasiespeculationen über den Grund des Daseins ebenso weit wie die gebildeten Griechen und auf seine Art zu demselben Resultate wie die Naturphilosophen im Anfange des 19. Jahrhunderts gelangt ist, sucht der Verf. in der Nachschrift zu beweisen, worin er auch einen Abriß des grönländischen Heidenthums gibt und das Interesse der kleinen Erzählung dadurch noch mehr erhöht.

3. Novellen von Steen Steensen Blicher. Aus dem Dänischen übertragen von H. Zeise. Zwei Theile. Altenburg, Pierer. 1846. 8. 2 Thlr.

Der dänische Autor gehört zwar nicht unter die in Dänemark am meisten gefeierten, für classisch erklärten Dichter, doch ist er im Volke sehr beliebt; er hat sich mehr dem Verbrauch und Gebrauch seines reichen Talents hingegeben und den Beruf und die Anleitung, dasselbe durch ein tieferes Studium zu bilden, entbehrt. Dessenungeachtet sind die vorliegenden Novellen voll Frische und Leben, sie sind einfach und natürlich erzählt, größtentheils auf vaterländischem Boden spielend und mit vaterländischen Charakterbildern geschmückt. Aus der der Novelle vorausgeschickten Biographie des Autors erfahren wir, daß er während einer Reihe von Jahren sich ebenso viel oder noch mehr mit Landökonomie als mit Wissenschaft, Kunst und Poesie beschäftigt hat. Er hat nicht allein in Zeitschriften und Tagesblättern Artikel über den Staatshaushalt und andere ähnliche Gegenstände abdrucken lassen, sondern auch im Auftrag der königlich dänischen Landhaushaltungs-Gesellschaft ökonomische Beschreibungen über einige dänische Ämter verfaßt. Sein Stil ist einfach und seine Poesie nistet gern an der friedlichen Hütte; seine Schilderungen von Liebespaaren sind immer höchst anziehend; das Glück der Vereinigung zweier Herzen scheint dem frommen Dichter als Höchstes zu gelten. „Der taube Mann und die blinde Frau" bilden gleich im Anfang des ersten Theils eine solche Lieblingsgruppe. Die Novelle „Ach wie verändert!" ist voll Humor und voller Schwänke, voll treuer Schilderungen des jütländischen Lebens. Ein warmes patriotisches Gefühl, eine treue jugendliche Liebe zum Vaterland, sowol für die Natur als für die historischen Verhältnisse und eine ehrenwerthe liebenswürdige Pietät für individuelle Größe

und Verdienste gehören zu den Grundzügen von Blicher's poetischem Charakter. Wo er ironisch und satirisch sein will, scheint es beständig, als ob noch eine gewisse melancholische Laune ihn in diesen Ton habe verfallen lassen, nicht der echte Erguß des Genies. Blicher's ernste, etwas melancholische Muse wird vorzüglich von seinem individuellen Gefühl beherrscht und erhält erst von diesem Bedeutung und selbständigen Charakter. Er ist eigenthümlich und consistent genug, wenn dieses Gefühl in seiner engen elegischen, idyllisch-nationalen und patriotischen Sphäre weilt, aber es mangelt ihm bei sichtbarem Übergewicht der Poesie auf der subjectiven Seite an schaffender und erhebender Kraft der Phantasie. Dessenungeachtet müssen seine Novellen anziehen und fesseln, es ist Alles so wahr darin, die Naturschilderungen wie die Gefühle, nirgend etwas Gesuchtes. Von großem Werth ist die Erzählung „Der Pfarrer zu Veilbye", eine Criminalgeschichte. Erich Sorensen, der Hardesvoigt, schreibt ein Tagebuch. Er verlobt sich mit der Pfarrerstochter und sieht einem glücklichen Familienleben entgegen. Martin Bruus hat von der Pfarrerstochter einen Korb bekommen und vor dem Hardesvoigt einen Proceß verloren; er schwört Rache. Der Pfarrer ist ein heftiger Mann. Niels Bruus, der Bruder des zürnenden Feindes, ist ihm ein störrischer Knecht; in der Heftigkeit schlägt der Pfarrer ihn mit dem Grabscheit und der Geschlagene flieht dem Walde zu. Bald darauf wird der Pfarrer des Mordes angeklagt, man hat ihn in der Nacht im Garten graben gesehen, auch findet man an der bezeichneten Stelle Niels' Leiche; und Zeugen sagen aus, daß der Pfarrer im grünen Schlafrock aus dem Walde mit einem Sack auf der Schulter kam. Da der Pfarrer somnambul ist, glaubt er wirklich, daß Niels im Walde an seiner Wunde gestorben sei und er im Schlafe ihn begraben habe; er erkennt das Zusammentreffen der Umstände als eine Strafe für seine Heftigkeit an und will sich dem Todesurtheil nicht durch die Flucht entziehen; trotzdem fliehen seine Kinder. Er stirbt durch Henkers Hand. Dem Richter ist natürlich die Braut verloren. Nach zwanzig Jahren kommt Niels Bruus als Bettler zurück und es ergibt sich, daß der Pfarrer durch ein Bubenstück seines Feindes ins Unglück gebracht und unschuldig verurtheilt war. So kam auch der Richter um sein Lebensglück und starb am Schlag vor Schreck über die Entdeckung, daß er seinen unschuldigen Schwiegervater zum Tode verurtheilt hatte. Die Novelle „Das Tagebuch eines Dorfküsters" ist in derselben Art und Weise geschrieben wie die vorhergenannte; es herrscht ein gewisser treuherziger Ton, welcher mit wenig Worten recht Viel sagt und in dem kindlichen, harmlosen Menschen, dem dieses Tagebuch untergelegt wird, ein tiefes Gefühl ahnden läßt. Das eigentliche Talent des dänischen Schriftstellers beruht aber in der Schilderung seines Vaterlandes; die jütländischen Steppen und die jütländischen Sitten gelingen seiner Feder am besten und stempeln ihn zu einem der Lieblingsdichter seines Vaterlandes. 46.

Literarische Notiz aus Frankreich.

Alterthumskunde.

In Deutschland hat der redliche Schriftsteller, selbst der hochbegabteste, meistens keinen andern Mäcenas als seinen Verleger, wenn er so glücklich ist einen zu finden, welches, wenn er nicht dem bei uns heutzutage so sehr vorherrschenden Materialismus, Industrialismus und Mercantilismus unbedingt zu huldigen vermag, oft schwer genug zu halten pflegt. In andern Ländern, selbst in England und Frankreich, ist dies jetzt auch mehr oder weniger der Fall. Die Schriftstellerei, die das Palladium der Vernunft, der Wissenschaft und der Freiheit sein sollte, wird nicht selten zu gemeiner Fabrikarbeit herabgewürdigt, die der speculative Fabrikherr bestellt und, je nachdem er seinen gehörigen Profit von derselben mit einiger Sicherheit voraussieht, so oder so honorirt. In England und Frankreich werden aber auch viele große und kostspielige, der Nation Ehre machende Werke häufig von der Regierung honorirt und auf ihre Kosten großartig gedruckt. Überdies genießen jene Länder der Preßfreiheit, während in Deutschland noch die Bevormundung des Gedankens durch die Censur besteht. So erscheint in Paris seit dem Anfang des Jahres 1845 die „Voyage en Perse" des Malers Flandin und des Baukünstlers Coste, welche in den J. 1840—42 der französischen Gesandtschaft in Persien attachirt waren, herausgegeben unter den Auspicien des Ministeriums des Innern und unter Leitung einer aus den Herren Burnouf, Lebas und Leclerc, Mitgliedern des Instituts, zusammengesetzten Commission, und dem König gewidmet. Das Werk ist bei dem Buchhändler Gide prachtvoll gedruckt worden und enthält eine sehr interessante Sammlung von Denkmälern der altpersischen Baukunst, Basreliefs und Inscriptionen mit Keilschrift und in der Pehlewisprache, topographische Plane und pittoreske Aussichten. Dieses Reisewerk wird die Denkmäler von Tak-i-Bosten, Bisutun, Kingavor, Ekbatana, Ispahan, Sarbistan, Fessa, Darabgerd, Firuzabad, Schapur, Schiraz, Scheik-Ali, Istakar, Persepolis, Nake-i-Rustan, Passargade, Selmas, Serpeel, Ktesiphon, Babylon und Ninive umfassen. Die Baukunst, die Inscriptionen und die Plane werden zwei, aus ungefähr 250 Kupferstichen und einem erklärenden Texte bestehende Foliobände bilden. Ein anderer Band in Folio wird 100 Kupferstiche von malerischen An- und Aussichten enthalten. Der Text dieser letztern Abtheilung wird zwei Bände in Octav ausmachen und eine umständliche Erzählung der Reise und der Erforschungen der beiden Künstler, sowie Betrachtungen über die Sitten, die Religion und die Geschichte der persischen Nation enthalten. 31.

Literarische Anzeige.

In allen Buchhandlungen ist zu erhalten:

Historisches Taschenbuch.

Herausgegeben
von

Friedrich von Raumer.

Neue Folge. Achter Jahrgang.

Gr. 12. Cart. 2 Thlr. 15 Ngr.

Inhalt: I. Benvenuto Cellini's letzte Lebensjahre. Von **Alf. Reumont.** — II. Wilhelm von Grumbach und seine Händel. Von **J. Voigt.** (Schluß des im vorigen Jahrgange abgebrochenen Aufsatzes.) — III. Der Hofrath Beireis in Helmstädt und das Universitätswesen seiner Zeit. Ein Vortrag, gehalten in der Versammlung des Wissenschaftlichen Vereins zu Berlin am 29. März 1845 von **H. Lichtenstein.** — IV. Zur Geschichte der ständischen Verhältnisse in Preußen. (Besonders nach den Landtagsacten.) Von **Max Töppen.** — V. Über die öffentliche Meinung in Deutschland von den Freiheitskriegen bis zu den Karlsbader Beschlüssen. Von **K. Hagen.** Zweite Abtheilung: Die Jahre 1815—19.

Die erste Folge des Historischen Taschenbuchs (10 Jahrg., 1830—39) kostet im **herabgesetzten Preise 10 Thlr.**; der erste bis fünfte Jahrg. zusammengenommen 5 Thlr., der sechste bis zehnte Jahrg. 5 Thlr.; einzelne Jahrgänge 1 Thlr. 10 Ngr. Die Jahrgänge der Neuen Folge kosten 2 Thlr. bis 2 Thlr. 15 Ngr.

Leipzig, im October 1846.

F. A. Brockhaus.

Verantwortlicher Herausgeber: **Heinrich Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 303. — 30. October 1846.

Ernst Moritz Arndt.

(Fortsetzung aus Nr. 302.)

So haben wir drei Stände in deutschen Landen. In dem Bürger und Bauer liegt ein natürlicher Gegensatz, welcher Kämpfe hervorbringen wird; ohne lebendigen Kampf ist keine Freiheit. Die ruhenden und die beweglichen, die sittlichen und die wilden, die leiblichen und die geistigen Kräfte der Welt sind in diesen beiden Umständen der Gesellschaft einander so gegenübergestellt, daß es an lebendigem Wettstreit, d. h. an rechtem politischen Leben nicht fehlen wird. Neben diesen beiden Ständen steht der Adel, der die Stelle eines Vermittlers zwischen dem Volke und den Fürsten und zwischen diesen und dem Oberhaupte des Reichs übernehmen, ein kriegerischer Gährungsstoff der Ehre sein und die Kräfte aufbrausen und zuweilen über die Höhe des Gemeinen und Gewöhnlichen emporsteigen lassen soll. Diese drei Stände haben in allen Geschäften und Bedürfnissen des Landes die rathschlagende und mitregierende Macht; die ausführende Gewalt steht bei den Fürsten in den Grenzen, welche durch die allgemeinen Gesetze Deutschlands bestimmt sind. Der Fürst wird als eine heilige, unverletzliche und unschuldige Person angesehen, die nicht sündigen kann; seine Räthe aber und Minister sind verantwortlich.

Andere Stände oder Theile des Volkes als der genannten sollen nicht vertreten sein; wo noch Prälaten mit Standesrechten sind, möge man sie beibehalten; aber ihre Wirkung auf das Ganze werde gering sein, und die Geistlichen, die Priester als solche sollen in Zukunft nicht unmittelbar auf das politische Leben einwirken. Ihr Reich soll und wird nicht mehr von dieser Welt sein; das unvergängliche Christenthum wird sich, glaubt Arndt, eine ätherischere Gestalt umkleiden als bisher, und so die künftigen Geschlechter leiten und beglücken. Die Kirche wird und soll nicht mehr das irdische Policeiregiment verwalten, sondern mit stillerer Sprache, ernsterer Vermahnung, feurigerer Gesinnung und unsichtbarerer Wirkung mehr und mehr alle leiblichen und groben Stoffe des Staats durchdringen und seine irdische Schwere beflügeln. Die Ausschließung der Kirche, der Gelehrten von der eigenen Standschaft begründet Arndt so:

Der Staat soll vorzüglich auf seinen Leib und auf das Wohlsein und die richtige Zusammensetzung und Zusammenhaltung seiner leiblichen Bestandtheile achten, damit sein Geist gesund sei. Der Staat ist ursprünglich ein sehr leibliches Ding, aus sehr leiblichen Bedürfnissen, Leidenschaften und Verhältnissen entstanden; er muß es zum Glück der Menschheit immer bleiben. Er muß wenigstens drei Viertel Erde als Ballast enthalten. . . Im gebildeten Zustande der Gesellschaft ist der Mensch die Erde und sind alle irdischen und leiblichen Dinge und Verhältnisse auf das vielfachste schon mit Geist erfüllt und durchdrungen; man bedarf also, damit sie hier unten richtig bestehen, nicht sowol Geist zuzuschütten, als vielmehr Geist wegzunehmen. Will man den Staat aufs sicherste aufreiben und zerrütten, so hat man in solcher Zeit der Bildung nur alle geistigen Elemente des Lebens mit zu unmittelbaren Elementen der Staatsverfassung zu machen! Man verliert auf diese Weise die ersten und letzten einfachen Begriffe und Verhältnisse der politischen Gesellschaft und schafft aus lauter Streben nach reiner Vernunft die reine Unvernunft. Wirft man mir ein, mein Staat sei ein rohes und gemeines Ding, so kümmert mich Das nicht; ich will nicht edler sein und nichts Edleres und Feineres machen als die schwere und grobe Erde und was wir von ihren schweren und groben Stoffen in uns tragen es erlaubt. Ich weiß, daß des Menschen Leben und alles Leben überhaupt nur im Geist und in der Bewegung des Geistes besteht, daß alles Edle und Hohe nur nach dem Geiste ermessen wird; aber ich weiß auch, daß der Geist, wenn man der Erde die wohlthätige Schwere nimmt, wie ein leichter Flatterer die Erde verläßt und zuletzt von Stürmen in Wolken und Lüfte fortgetragen wird und immer wiederkommt. Die naturhistorisch gefundene Idee des Staats: *leibliche Sicherheit und leiblicher Besitz*, muß bis in dem letzten und feinsten Zustande der Gesellschaft festgehalten werden. Der Geist braucht im Staate nicht doppelt und dreifach dargestellt und vertreten zu sein; er wird es schon hinlänglich durch die Kräfte, die in Bewegung sind, und durch die Menschen, welche ihn tragen und darstellen. *Kampf um Recht und Besitz* heißt der Begriff meines Staats; auch in den am vollkommensten eingerichteten Staaten wird nur nach der Gerechtigkeit gestrebt und um das Recht gestritten. Das Bild der Erde ist Wechsel und Kampf der Kräfte, daher Arbeit und Unruhe; der himmlische Friede glänzt nur als ein weit zurückgetretenes Bild in dem innersten Heiligthum der reinsten Gemüther; äußerlich kann er selten erscheinen.

Dies sind, fast durchaus mit Arndt's eigenen Worten, die Grundzüge seiner deutschen Politik, wobei sehr Vieles nur leise und schwach angedeutet werden konnte, sehr viele wichtige Punkte ganz übergangen werden mußten. Jeder weiß, wie von dem Bilde des politischen Deutschlands, das sich in seiner begeisterten Seele gestaltete, theils nur ein blasser Schatten, theils eine lächerliche Caricatur ins Dasein — Leben kann man zum Theil

gar nicht sagen — getreten ist; wie Das, was ausgeführt werden sollte, misrieth, entstellt, verkümmert, ausgebeint wurde, und manchem Wunsche, mancher Foderung gerade das Entgegengesetzte als angebliche Gewährung zu Theil wurde. Gegenüber Dem, was wirklich geschaffen und geordnet wurde, mag Arndt mit seinen Foderungen und Hoffnungen ein Träumer und Schwärmer heißen; aber gegenüber der Stimmung und Gesinnung, die sich heutzutage vielfach ausspricht, dem Freiheitsstreben, das nur in der völligen Ungebundenheit seine Befriedigung fände, einer Gleichmacherei, welche bewußt oder unbewußt zum Communismus sich hinneigt, einem Kosmopolitismus, der die Unterschiede der Nationen auslöscht, und einer sich selbst vergötternden Philosophie, welche den Himmel sprengt und alle Religion für Aberglauben und Geistesfaulheit erklärt — muß Arndt freilich als ein Mann von unendlich vielen Vorurtheilen erscheinen. Adel, Majorate auch bei den Bauern, Zünfte und Innungen: welche Ärgernisse für einen Gleichmacher von echtem Caliber!

(Der Beschluß folgt.)

Zur Tagesliteratur.

Für Bildung von abgesonderten deutschen Evangelischen möchte folgende Schrift von Bedeutung sein, wenn deren Urtheile Handlung werden dürften:

1. Für die Zukunft der evangelischen Kirche Deutschlands. Ein Wort an ihre Schirmherren und ihre Freunde von C. Ullmann. Zweiter unveränderter Abdruck. Stuttgart, Cotta. 1846. Gr. 8. 12 Ngr.

Der ewige objective Grund der Kirche sei Jesus Christus; subjectiv sei er der lebendige, in Liebe thätige Glaube an ihn. Es sei jedoch Nichts weniger als gleichgültig, welche Gestalt und Verfassung, welche Formen für die Bethätigung ihres religiösen und sittlichen Lebens die kirchliche Gemeinschaft habe; der Glaube bilde zwar die Kirche, aber diese pflege und belebe auch jenen; eine neue Bildung kirchlicher Formen könne freilich nicht mit Einem Schlage den wahren Geist bringen; aber wolle man warten, bis der wahre Geist in der Kirche allgemein wäre, so hieße Das nicht nur alle Verbesserung bis ans Ende der Tage aufschieben, sondern auch den erziehenden, heranbildenden Beruf der Kirche verkennen, die eben deshalb solcher Formen bedürfe, welche über das geistige Maß eines Theils ihrer Mitglieder hinausgingen, weil diese dadurch zu einem höhern Leben erst emporgehoben werden sollen. Es müßten also die von dem geschichtlichen Bewußtsein der Kirche durchdrungenen Geister aus dem Wesen derselben in ihrer Stellung zur Gegenwart und Zukunft diejenigen Formen finden und bilden helfen, in denen sich das Leben der Kirche in seiner weitern Fort- und Heranbildung auf die gedeihlichste Weise bewegen könne. Man müsse sich nicht auf die Zinne der Partei, sondern in das Herz der Kirche selbst stellen, um das Zerstreute, das sich Fliehende und Abstoßende an dieses Herz zu sammeln und so im besten Sinne kirchlich erhaltend, conservativ, zu sein. In diesem Sinne sind nun die Vorschläge des Verf., um die innere Kraft, Selbständigkeit und Würde der deutsch-evangelischen Kirche zu erhöhen, folgende: erstens Begründung einer solchen Ordnung innerhalb einer jeden einzelnen Landeskirche, vermöge deren es ihr möglich wird, alle in ihr vorhandenen Kräfte in gesetzmäßiger Freiheit zu bethätigen und zu ihrem Besten zu verwenden, bei der Entscheidung der durchgreifenden Fragen, die sie betreffen, selbst mitzuwirken und an der Feststellung ihrer innern Einrichtung thätigen Antheil zu haben; zweitens Herstellung einer solchen geregelten Verbindung, durch welche sie untereinander in fördernde Wechselwirkung treten, in freier Verständigung und ohne daß die Selbständigkeit und Autonomie der einzelnen litte, eine annähernde Gleichförmigkeit in ihren Einrichtungen bewirken, ihre Zusammengehörigkeit und Gemeinschaft ausdrücken und ihren Bekennern das Bewußtsein verschaffen können, daß sie durch ihre Mitgliedschaft in der Landeskirche zugleich auch Mitglieder der einen deutsch-evangelischen Kirche sind. Das Mittel des letztern Vorschlags soll Sendung von Abgeordneten von den Fürsten, als Inhabern des Kirchenregiments, sein, die zwar nur geringe rechtliche, aber um so größere moralische Kraft haben würden. Aber Abgeordnete der Fürsten, während durch Selbstbildung die einzelnen Kirchen selbst da sein sollen? Der Fürst ist weder der Staat noch die Kirche. Der Verf. hat die große That des gegenwärtigen Königs von Preußen, die bereits in der Geschichte ist, lobpreisend hervorgehoben, und soll sie nur zur preußischen und nicht zur deutschen Geschichte gehören? Dann aber ist für das Christenthum eine deutsche Kirche ebenso wenig von Bedeutung wie eine englische oder gallicanische. Es ist bekannt, daß die protestantische Kirche die wahre katholische sein will. Die Volksgenossen, die gebundenen Personen der Gegenwart, auf geschichtlichem Boden, sollen durch das Christenthum zu Menschen, zu freien Personen der Zukunft, nach der Höhe der göttlichen Wirklichkeit gezogen werden; jene sollen, von den Eigenschaften eines zeitlichen Seins befreit, die Eigenschaften eines ewigen erhalten, was aber nur aus Glaube und Liebe, nicht aus der Geburt in der deutsch-evangelischen Kirche entstammt. Das Wesen der Kirche ist auch nicht die besondere Gemeinschaft; es ist einestheils Lehren und Helfen, anderntheils Beten und Lieben; überhaupt Thun des Heiligen Geistes. Ein Jeder schafft die Kirche, der Glauben für sich und Liebe für die Gesellschaft hat, und danach thut, geistlich oder weltlich. Was sollen also repräsentative Veranstaltungen? Das geistliche Priesterthum und Regiment, geistlich zu lehren und zu helfen, muß ewig bei dem Geistlichen als ewig demselben Christus bleiben; das weltliche Priesterthum des Heiligen Geistes, die Liebe, muß Jeder selbst bethätigen, ebenso wie er der Regierung seines Gemüths durch das geistliche Thun des Heiligen Geistes sich nicht entziehen kann. Die Regierung des Gemüths ist christliche Idee. So gibt es eine regierende Kirche, d. h. ein regierendes Thun des Heiligen Geistes, welche, wenn sie Kraft von den Fürsten, die gleich jedem Andern der kirchlichen Regierung folgen müssen, sich erbetteln wollte, den ewigen Grund verlassen würde, Christum den Herrn, und somit sich selbst. Für kirchliches Leben taugen also weder Abgesandte der Gemeinden noch der Fürsten. Nicht Worte, sondern Thaten sind die Hände, welche die Kirche bauen.

In der Schrift

2. Die gegenwärtige Lage der Kirche, hinsichtlich des Bekenntnisses, der Verfassung und der Vorbereitung der Candidaten auf das Amt. Von F. Münchmeyer, C. A. Petri und O. Münchmeyer. Hanover, Hahn. 1846. Gr. 8. 6 Ngr.

kommt der Superintendent Münchmeyer zu dem Resultate, daß die lutherische Kirche kein Organ habe, um sich über die Symbole auszusprechen; es sei also vorläufig beim Bestehenden festzuhalten. Der Pastor Petri findet die synodale und presbyteriale Verfassungsform weder für wesentlich nothwendig noch auch gerade für ein gegenwärtiges, dringendes Bedürfniß; denn die einzige subjective Heilsbedingung sei der Glaube; die Kirche verhelfe zu ihm durch das Ministerium, und dessen Sache sei lediglich, das Evangelium zu lehren und die Sacramente zu reichen. Der Candidat Münchmeyer endlich hält das Hauslehreramt für das beste Bildungsmittel für das geistliche Ministerium.

Aus Nordamerika ist folgende Stimme über die Kirche zu uns gekommen:

3. Die Kirche. Eine Predigt, gehalten zu Philadelphia 1841 von William E. Channing. Aus dem Englischen. Nebst einem Anhange über Channing's Leben und Wirken. Berlin, Schultze. 1846. Gr. 8. 5 Ngr.

Keine besondere Ordnung der Kirche sei wesentlich für das Heil; Reinheit des Herzens und Lebens, Christi Geist der Liebe zu Gott und den Menschen. Das sei Alles in Allem. Das sei das einzig Wesentliche; jede Kirche, welche dazu verhelfe, welche den Himmel aufschließe, sei eine gute; es gebe eine reale geistliche Union, eine große allumfassende Kirche. Die Familie der Reinen, die Tugend sei das Band der allgemeinen Kirche; die Vereinigung der tugendhaften Freunde Gottes und der Menschen sei das Wesen der wahren Kirche; die Verbindung mit einer besondern Kirchengemeinschaft zur öffentlichen Gottesverehrung sei nicht das höchste Gnadenmittel; die Privatunterstützungsmittel zur Frömmigkeit seien die wirksamsten; das große Werk der Religion solle vollführt werden nicht in Gesellschaft, sondern im Geheimen, in der in sich zurückgezogenen Seele; das Haus der öffentlichen Gottesverehrung sei kein ausschließlich heiliger Ort; der heiligste sei der, wo der Geist seine reinsten Gelübde ausströmt und seine edelsten Entschließungen faßt, wo Gott in ihm wohne; innerliche Heiligkeit sei das Wesentliche in der Religion; alles Übrige, Pfarrer, Kirche, Gottesdienst, Gotteshäuser, seien nur Mittel, Hülfen, secundaire Einflüsse und völlig werthlos, wenn sie von jener getrennt seien; die größte aller Häresien sei, irgend Etwas, sei es Glaubensbekenntniß oder Form oder Kirche, an die Stelle des göttlichen Geistes zu setzen, und es sei eins der größten Verbrechen gegen Christus, seinen Charakter, seine Tugend in einem seiner Jünger zu verachten, der zufällig einen von dem unserigen verschiedenen Namen trage. Solche Ansichten führen dahin, das kirchliche Amt für eine bloße Maschine zu halten und den christlichen Prediger dem jüdischen oder mohammedanischen gleichzusetzen; dann aber brauchten wir keines Evangeliums und die Geschichte wäre eine Lüge; anderntheils führen sie aber auch dahin, daß man erstens die Innerlichkeit forcire, zum Pietismus komme.

4. Der Pietismus geschichtlich und kirchlich beleuchtet mit Beantwortung der Frage: wie demselben auf die geeignete Weise zu begegnen sei? Von L. Hüffell. Heidelberg, Groos. 1846. Gr. 8. 20 Ngr.

Auch Spener trachtete nach Privatunterstützungsmitteln der Frömmigkeit und richtete daher in seinem Hause die Collegia pietatis ein, in denen die Idee vom Priesterthume aller Christen umging, die im Evangelium nicht begründet ist. Der Tadel gegen jene Collegia war sehr gerecht; denn kirchliche Handlungen sind öffentliche Handlungen der Geschichte des Geistes, und zu jenen gehört auch das Gebet; nur die Geschichte bewegt den Menschen, aus der Gegenwart seines Willens wie aus einem Hause auf die Straße der Zukunft zu treten. Der Verf. erklärt nun den Pietismus in der evangelischen Kirche im Allgemeinen als eine abnormale und krankhafte Erscheinung an der christlichen Frömmigkeit, die sich aber im Besondern je nach Zeit und Umständen, vorzugsweise aber nach den Persönlichkeiten in verschiedenen Erscheinungen kund gibt: bald nämlich in einseitigen überspannten und excentrischen Ansichten und Meinungen mit Verleugnung alles Wissenschaftlichen, bald in aufgeregten und schwärmerischen Gefühlen ohne allen Antheil des Verstandes, bald in einem offenbaren Übermaß von Frömmigkeit ohne festen Anhaltpunkt, bald endlich in einem sektirerischen Treiben ohne Maß und Ziel, ein Treiben, welches in vielen Fällen zum Separatismus hinneigt; die Kirche allein und die kirchliche Frömmigkeit ist die dem Pietismus gewachsene Gegnerin. Zu dem Ende wird vom Verf. nicht mit Unrecht eine entsprechende Heranbildung der Geistlichen verlangt und eine Wirkung durch Bischöfe der Kirche.

Die eben dargelegten Ansichten führen aber auch zweitens zu einer Forcirung der Selbständigkeit, zum Atheismus.

5. Die Religion der Zukunft. Von Friedrich Feuerbach. Für Lehrer aus dem Volke bearbeitet von W. Marr. Bern, Jenni. 1846. 12. $2\frac{1}{2}$ Ngr.

Wir wissen, daß W. Marr offen den Atheismus in der Schweiz zu verbreiten bestrebt gewesen ist. Man müsse mit der Religion brechen, wenn man ein freier und gleicher Mensch sein wolle; der Mensch müsse sich als Gattungswesen fühlen; Menschen könnten nur durch Menschen glücklich werden; kein Heil außer den Menschen; Menschen müßten auf der Erde eine Wahrheit werden; Erziehung und der Staat seien die wahren Bedingungen menschlicher Glückseligkeit; die Aufgabe der Zeit sei: den Christen zum Menschen und den Menschen zum Bürger zu machen. Dahin gelangt man, wenn man nicht die Kirche als ein Moment und eine Thatsache der Geschichte anerkennt und die wesentliche Wirkung jener Ursache nicht in Erhöhung des Geistes der Gegenwart, d. h. des Einzelnen auf Erden, zum Geiste der Zukunft setzt, durch den Glauben an dessen, also eines Jeden an seine Wirklichkeit. Auch das Christenthum will die Wirklichkeit des Menschen, aber nicht hier, sondern in der Zukunft der Auferstehung, im Reiche Gottes. Die Wirklichkeit hier, im Staate, suchen, heißt das Glück der Gattung in der sinnlichen Verbindung der Leiber und Seelen sehen. So macht der Mensch den Menschen glücklich; das ist das Glück der Atheisten. Man könnte an eine Gefahr durch den Atheismus denken; aber es gab schon lange vorher eine Zeit, als man von den Kanzeln herab nichts Besseres predigen zu können meinte als über Stallfütterung und Wiesenbau, höchstens Kant's „Kritik der reinen Vernunft" zu erklären, und doch steht der Geist der Zukunft unerschüttert; denn er ist, und Himmel und Erde werden vergehen, nur nicht seine Worte und Der, der sie ewig gibt, und der Geist, der sie nimmt, aus welchem Geben und Nehmen, wie aus einer Quelle, die Kirche als Fluß des Heiligen Geistes in der Geschichte entspringt.

Zunächst für nachdenkende Laien, welche Verständigung suchen, sind

6. Gespräche über die vornehmsten Glaubensfragen der Zeit von A. Tholuck. Erstes Heft. Halle, Mühlmann. 1846. Gr. 8. 24 Ngr.

geschrieben; aber nicht für das Herz des deutschen Bürgers, wie der Verf. sagt, d. h. nicht für Alle verständlich. Es ist ein Ringen nach Verständlichkeit für sogenannte Laien, welche der Verf. aber nicht zu erringen vermag, daher die Schrift ungenießbar ist. Sie ist auch nicht nöthig. Entweder aus dem lebendigen Worte oder sonst von nirgend her muß die Erkenntniß des Glaubens kommen; alle Bücher sind unnützer Kram. Es ist jedoch werth hier zu merken, wenn der Verf. sagt: es sei eine Thorheit, beim Glauben an Gott erst noch nach einem Zwecke des Glaubens zu fragen, als ob er nicht ein Act des Geistes sei, wie der Herzschlag in der Brust.

Steigen wir nun auf das Feld des besondern Streits herab, so begegnen uns

7. Lieder für die streitende Kirche von J. W. Leschke. Stuttgart, J. F. Steinkopf. 1846. 8. 5 Ngr.

Sie zeigen Geist in der Dichtung und Talent in der Ausführung; es ist die Glaubensfestigkeit, die sie zum Gegenstande haben.

8. Die Stellung des fortgeschrittenen Juden zu der freien evangelischen Gemeinde. Von Rudolf Benfey. Halle, Knapp. 1846. Gr. 8. 6 Ngr.

Hier haben wir auch eine Probe von der forcirten Innerlichkeit; man soll den Namen Jude tragen und doch im Innersten ein Christ sein können; d. h. es sei erlaubt hier zu sagen: Wasch mir den Pelz und mach ihn mir nicht naß. Die Aufgeklärten aus den drei Confessionen, Katholiken, Protestanten und Juden, würden zum Neubau zusammentreten. Warum nicht auch aus den Mohammedanern, Kamtschadalen und dergleichen?

Sollten da nicht auch Aufgeklärte sein? Aber man sieht, die Katze dreht sich um ihren eigenen Schweif. Die Aufgeklärten sind sich überall gleich; Christen sind nur in der christlichen Kirche, einem Act der Geschichte. So ist im Raume nur ein Sonnensystem und eine Erde der Nationen; rundum sind aber viele Sterne, die alle Licht haben. Auch einen Entwurf eines Glaubensbekenntnisses hat der Verf. nicht vergessen hinzuzufügen; in der That, bald werden die Kinder solche im Sande spielend mit einem Stecken entwerfen.

Die Beschränkungen der Deutsch-Katholiken in Baden haben erzeugt:

9. Die staatsrechtlichen Verhältnisse der Deutsch-Katholiken mit besonderm Hinblick auf Baden. Von Friedrich Hecker. Zweite Auflage. Heidelberg, Groos. 1845. 12. 15 Ngr.

10. Die badische Gesetzgebung und die Deutsch-Katholiken. Von J. Kuchler. Heidelberg, Groos. 1846. Gr. 8. 7½ Ngr.

Der Verf. der erstgenannten Schrift sagt ganz richtig: der Mensch käme im Staate nur als Genosse des Staats und nicht als Bekenner einer Religion in Betracht; der Staat dürfe in das Gebiet des Reingeistigen nicht eingreifen; die Religion sei eine Privatsache, eine Angelegenheit des Menschen, nicht des Bürgers; die Kirche sei eine Persönlichkeit für sich; es müsse dem Staate gleich sein, ob Jemand selig werden wolle oder nicht, oder wie er nach seiner Façon meine selig werden zu können. Diese Sätze sind, fast möchten wir sagen so natürlich vernünftig, daß man sich nicht genug wundern kann, wie sie nicht anerkannt werden. Aber leider, das Jus circa sacra, eine Anmaßung alter Zeiten, die endlich ein deutscher König in den letzten Tagen abgelegt hat, ist ein schwerer Stein des Anstoßes. Der Verf. bemüht sich zu beweisen, daß trotzdem, und auch nach der speciellen badischen Verfassungsurkunde, die Deutsch-Katholiken immer ein Recht hätten, nach ihrer Art Gott frei, d. h. eben öffentlich zu verehren. Wir haben auch gesehen, daß von derjenigen Seite, die jenem Staatsrechte mehr Gewicht beilegen möchte, am Ende auf eine Duldung zurückgekommen werden muß; aber leider, die Wissenschaft ist der Politik oftmals zu gelehrt. Man muß wirklich abwarten. Die zweitgenannte Schrift ist derselben Ausführung und enthält noch die Actenstücke der vorliegenden Sache selbst.

Von Seiten Uhlich's ist erschienen:

11. Christenthum und Kirche von Uhlich. Zweite Auflage. Leipzig, O. Klemm. 1846. 12. 4 Ngr.

12. Über den Amtseid der Geistlichen von Uhlich. Dritte Auflage. Leipzig, O. Klemm. 1846. 8. 3 Ngr.

13. Die Throne im Himmel und auf Erden und die Protestantischen Freunde. Von Uhlich. Dessau, Fritsche. 1845. Gr. 8. 7½ Ngr.

Die erstgenannte Schrift sagt: es sei Thatsache, daß unzählige wackere Menschen protestantische Christen zu sein meinten, lebten und starben ohne den Glauben an die Meinungen der protestantischen Bekenntnißschriften, und wenn diese letztern nun das Christenthum wären, so sei es doch wunderbar, daß Das auf einmal ganz und gar aus dem Bewußtsein geschwunden sein solle. Aber das Christenthum liege nicht in den Meinungen der Kirche; diese könne heute die ganze Augsburgische Confession aufgeben und höre darum nicht im mindesten auf, zu sein was sie geworden, nämlich die Gemeinschaft der gegenwärtig lebenden protestantischen Christen, und Christ sei jeder Getaufte, der sich nicht von Christo losgesagt hat. Nun in der That, das heißt der Äußerlichkeit Thor und Thür geöffnet; also durch Geburt und Taufe pflanzen sich die Christen fort! Warum predigt denn Uhlich? Taufet und lehret! sagte Christus. Das Amt erzeugt die Gemeinde, oder Gebet und Liebe und die gelehrte Erkenntniß jenes; es braucht also wol eines Erkenntnisses, einer Theologie, als des realen Bodens für geistliches Lehren und Helfen, für die Regierung der Gemeinden, welche freilich keine Theologie brauchen, sondern nur Trachten nach dem Reiche Gottes, Beten und Lieben. Das Bekenntniß ist ein Ausspruch und Beweis der Erkenntniß; will also die geistliche Kirche die Augsburgische Confession verwerfen, so hat sie an deren Stelle ein anderes Bekenntniß zu setzen; aber es scheint wirklich so, als wenn die protestantische geistliche Kirche für den Augenblick gar kein Bekenntniß hat. In der zweitgenannten Schrift vertheidigt sich der Verf. gegen den Vorwurf der Eidbrüchigkeit. Solche Handlungen sind hier nicht zu kritisiren. Ein Gleiches gilt von der drittgenannten, in welcher die Protestantischen Freunde vertheidigt werden, daß sie weder wollen noch können die Throne im Himmel und auf Erden umstoßen. Die Protestantischen Freunde sind eine Thatsache; wir haben es hier nur mit Urtheilen zu thun.

14. Die Krisis der Reformation. Ein Vortrag in der Versammlung der Protestantischen Freunde zu Halle am 6. Aug. gehalten von M. Duncker. Leipzig, Kirchner. 1845. Gr. 8. 7½ Ngr.

sucht auszuführen, daß es wünschenswerth gewesen wäre, wenn die Bewegung der Bauern zur Zeit der Reformation der Kaiser in den Staat geleitet hätte; aber Der wäre leider der Nation von Geburt fremd und sein Hauptgedanke der spanische Thron und die spanische Herrschaft in Italien gewesen; so wäre die politische Reformation, welche die Bauern in Anregung gebracht, gänzlich gescheitert, die religiöse aber, durch Dogmen- und Sektenkämpfe behindert, nur zur Hälfte durchgeführt worden.

Über einen neulichen traurigen Vorgang verbreitet sich:

15. Rupp's Ausschließung, der Gustav-Adolf-Verein und das heilige neutrale Gebiet. Ein Wort der Verständigung nebst den nöthigen Actenstücken und andern Beilagen. Von Theile. Leipzig, B. Tauchnitz. 1846. Gr. 8. 15 Ngr.

„Dem heiligen neutralen Gebiete der Gustav-Adolf-Stiftung" habe einst Dr. Großmann einen Trinkspruch gebracht; ein solches existire aber als Religiosismus, und Liebe habe die Stiftung gezeugt; die Ausschließung Rupp's sei also eine Verletzung der Principien der Neutralität und Liebe der Stiftung. In der That, man hat vergessen, daß nicht die Lehre, sondern das Lehren zum geistlichen Thun in der Kirche gehört; man hätte Rupp also nur ausschließen können, wenn er Unchristliches lehrte, aber nicht weil er zu einer Landeskirche, welche beiläufig eine Absurdität in der christlichen Kirche des Heiligen Geistes ist, nicht gehörte. Am schimpflichsten aber ist es, politischen Rücksichten dabei Raum gegeben zu haben. Die angehängten Protestationen zeigen übrigens, wie wenig auch in der Kirche Repräsentanten befriedigen würden, wenn diese überhaupt nur dem Wesen der christlichen Kirche entsprächen. Die sonstigen andern Beilagen, Arbeiten des Verf., sind für den vorliegenden Gegenstand von keinem Interesse.

F. Marquard.

Literarische Miscellen.

Die Frage: ob Christus ein Fidejussor oder ein Expromissor zu nennen sei? hat der in der letzten Hälfte des 17. Jahrhunderts lebende Rechtsgelehrte und Assessor des Lehnhofs von Brabant im Haag van der Muelen in seinem „Forum conscientiae" (Amsterdam 1699) weitläufig erörtert und endlich dahin entschieden: daß Christus im Alten Testamente Fidejussor gewesen, im Neuen Testamente aber Expromissor sei. Das, meint er, müsse Jedem, der nicht blind sei, einleuchten.

Nicht leicht hat eine Rechtsmaterie mehr die Federn der ältern Juristen in Anspruch genommen als die Lehre von Schätzen (doctrina de thesauris). Lipen's „Bibliotheca juridica" mit den Supplementbänden gibt Zeugniß davon. Und dennoch ließe sich im Allgemeinen die Frage: Wem gehört ein gefundener Schatz? wol am bündigsten dahin beantworten: Ein solcher Schatz gehört Dem, der schweigt. 2

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 304. —— 31. October 1846.

Ernst Moritz Arndt.

(Beschluß aus Nr. 303.)

Über viele Ansichten Arndt's, die Verfassung des Staats betreffend, läßt sich gewiß streiten, z. B. über die Art wie er den Adel constituiren will, über die Majorate, über Untheilbarkeit und Unveräußerlichkeit des Bodens, über die Nichtvertretung anderer als der drei Stände u. s. w.; aber Das sollte Niemand leugnen, daß auch mit der entschiedensten Freisinnigkeit eine Organisation des Staatslebens sich vertrage, welche der allgemeinen Gleichmacherei so fern als möglich steht. Man wird zuversichtlich behaupten dürfen, daß schon jetzt die Besonnensten unter den Freisinnigsten erkannt haben, daß es noth thue, um den Bestand der Staaten zu sichern, der an sich wünschenswerthen, schrankenlosen individuellen Freiheit im Gewerbswesen, in Gütererwerb, Veräußerung und Vererbung eine Grenze zu setzen, und daß die durch weise Gesetze und lebenskräftige Institutionen gesicherte Ehre verschiedener Stände der eingebildeten und geforderten, aber in der That doch nie zu erreichenden Gleichheit aller Individuen vorzuziehen sein dürfte. Arndt's politische Ideen, wie man auch im Einzelnen sie vielleicht so oder so modificiren möchte, halten im Ganzen eine schöne Mitte zwischen einem rohen Materialismus, welcher Rechte, Güter und Genüsse mathematisch gleich unter Alle vertheilen zu können glaubt, und doctrinairer Verfeinerung, welche theoretische Grundsätze zum Fundament des wirklichen, lebendigen Staats machen will; zwischen einer Vergötterung des Staats, welche die Individuen ihm aufopfert, und einer Ausdehnung der Freiheit der Einzelnen bis zu einem solchen Maße, daß dadurch der Bestand des Staats angegriffen und aufgezehrt, sein Organismus in Atome aufgelöst wird.

Der Raum verbietet, die einzelnen größern und kleinern Aufsätze, woraus die drei Theile der Arndt'schen Schriften bestehen, genauer durchzugehen: auch sind sie großentheils schon von frühern Zeiten her den Ältern unter uns nicht fremd. Den gemeinsamen Mittelpunkt von allen bildet: Deutschlands Herrlichkeit, die Förderung seiner Ehre, seines Wohlseins und Gedeihens, seiner sittlichen und politischen Entwickelung, wobei es theils in seinen innern Verhältnissen, theils im kriegerischen oder sittlichen Kampfe mit fremden Völkern betrachtet wird. Mehre Aufsätze beziehen sich unmittelbar auf die Kriegsjahre 1813—15: „Was bedeutet Landsturm und Landwehr?" (1813); „Das preußische Volk und Heer im Jahr 1813." „Belgien und was daranhängt" (1834) erörtert die Gründung dieses neuen Königreichs vom deutschen Gesichtspunkte als eine arge Calamität und Schmach für Deutschland, als einen Sieg der Franzosen, und zugleich spricht er darin seine Hoffnung zu Preußen aus:

> Könnte Preußen sich noch so sehr vergriffen und geirrt haben, ja könnte es noch mehr irren und sich misgreifen — ich halte an Preußen, weil ich an Deutschlands Selbständigkeit und Unabhängigkeit halte. Ich glaube, bis mich die letzte Hoffnung verläßt, selbst auf dem losesten Ankergrunde noch an Preußens große Bestimmung für unser Vaterland.

Dieselben Gegenstände und andere hochwichtige, namentlich die religiösen Bewegungen werden in den „Ein paar deutsche Notabene" (1844) besprochen. Im „Deutschen Studentenstaat" wird in der Organisation und dem eigenthümlichen Leben der deutschen Universitäten das Walten des urdeutschen Geistes in seiner Freiheit, Weiblichkeit und Idealität nachgewiesen und davor gewarnt, wegen verhältnißmäßig geringfügiger Gefahren Hand an diese ehrwürdigen Institute zu legen. Das Turnen wird in einem Aufsatz als wesentliches Element einer tüchtigen Erziehung zur Wehrhaftigkeit und in seiner geistigen Bedeutung gewürdigt. Zwischen den kräftig gezeichneten Bildern zweier echt deutschen Männer, G. A. Reimer's und Gneisenau's, findet man ein Bild des mephistophelischen Talleyrand, dessen Bewunderung Arndt auf das richtige Maß zurückzuführen sucht — auf ein sehr beschränktes, wie leicht zu glauben.

Die Vielseitigkeit von Arndt's Geist und reger Theilnahme leuchtet aus der Mannichfaltigkeit der Gegenstände hervor, die hier besprochen werden. „Sitte, Mode und Kleidertracht" gibt ihm Veranlassung zu den anziehendsten, treffendsten Bemerkungen, und dem anscheinend Unbedeutenden, dem Äußerlichsten weiß er eine tiefe sittliche und nationale Bedeutung abzugewinnen. In „Paul Beck" schildert er ein seltsames Original, und in einem Aufsatz über „Vite e ritratti d'illustri Italiani" gibt er geistvolle physiognomische Bemerkungen und Einfälle, halb ernst halb scherzend, preis. Der erste Theil bringt eine ziemlich starke Sammlung: „Aus Friedrich Arndt's Papieren

1795—1815." Die Aufnahme dieser „Papiere" seines Bruders könnte zuerst befremden; aber doch stehen sie in einem engen Bezug zum Übrigen: man lernt daraus den Lebens- und Familienkreis, aus welchem E. M. Arndt hervorging, genauer kennen (er selbst hat darüber anderswo die anmuthigsten Nachrichten gegeben), man überzeugt sich, daß die Arndt'sche Originalität gewissermaßen ein Familienzug ist. Der Anfang dieser „Papiere" zeigt uns Friedrich Arndt als einen von jugendlicher Laune und genialem Übermuth sprudelnden jenenser Studenten aus der blühenden Zeit dieser Universität, und der Schluß den reif und ernst gewordenen, tief gemüthlichen und sittlichen, aber immer noch humoristischen Mann, der sich die Bewegungen der Zeit tief zu Herzen nimmt und davon mächtig ergriffen wird. Friedrich Arndt ist eine ungemein kräftige, derbe, oft muthwillige, aber auch höchst verständige, tüchtige Natur, voll Geist und Ideen, kenntnißreich und mit einer überraschenden Klarheit und Schärfe des Urtheils über die verschiedensten Gegenstände, namentlich auch über Literatur und Poesie, begabt. Man lese nur seine Bemerkungen über die Romantiker, über Calderon, Shakspeare.

Über Arndt's Sprache und Darstellung braucht kaum noch Etwas gesagt zu werden; sie ist bekannt und anerkannt in ihrer geistvollen, gedankenreichen Kraft und Originalität. Manche würden da und dort etwas Spielendes, die reimenden, alliterirenden und assonirenden Ausdrücke und manche Ungewöhnlichkeiten wegwünschen, um den Eindruck einer wahrhaft classischen deutschen Prosa noch reiner zu haben; aber immerhin bleibt er Einer von Denjenigen, welche die Sprache Luther's am glücklichsten zu handhaben wissen, obwol er selbst klagt, daß seine Schreibart nicht geworden sei was sie hätte werden sollen. An Luther erinnert Vieles in seinem Stil, aber auch in seiner ganzen Gesinnung, Art und Natur, und nicht nur die deutsche Kraft, Geradheit und Ehrlichkeit, auch die tiefe Frömmigkeit hat er mit ihm gemein. Seine unverwüstliche Heiterkeit in den politischen Wirren und Kämpfen, seine unverbitterte Zuversicht und Freudigkeit möchte zum Theil daraus zu erklären sein, daß, obwol Vaterland und Freiheit ihm hienieden als das Höchste gelten und seine Seele erfüllen, er doch über dem irdischen Kampfe etwas Höheres ahnt und glaubt. Er ist weit entfernt von trüber Frömmelei; er sagt: „Das Dasein hienieden ist keine mönchische Bußanstalt und soll es nicht sein; es ist eine Pilgerschaft der Kraft und der Tugend, wodurch zu dem Höchsten hinaufgestrebt wird durch Arbeit und Muth"; aber wenn er das Seinige als Mann und als Deutscher gethan, findet er im Glauben an eine höhere, ewige Ordnung der Dinge die Kraft, sich über irdische Sorgen, fehlgeschlagene Hoffnungen, vereitelte Zwecke zu trösten und zu erheben. 33.

„Das friedejauchzende Teutschland."

Schauspiele, die vor fast 200 Jahren im Drucke erschienen, zur Aufführung bestimmt gewesen und aufgeführt worden sind, findet man nicht gerade häufig. Im Laufe der Zeit sind sie um so mehr verschwunden, da es Überwindung kostete, sie nur zu lesen, und man sich kaum noch vorstellen kann, wie Jemand, wenn sie aufgeführt wurden, daran Vergnügen finden konnte. Manche davon aber bieten doch, als literarische Curiosität betrachtet, ein Interesse, und zu ihnen dürfte „Das friedejauchzende Teutschland" gehören. Verfasser war Johann Rist, der rüstige Poet, der in weltlichen und Kirchenliedern zu seiner Zeit eine große Rolle spielte und in letzterm Zweige der Volkspoesie bis auf unsere Tage seinen Ruf behauptet hat. Es wird nicht leicht ein deutsches Gesangbuch der protestantischen Kirche geben, wo nicht noch eines oder mehre seiner Lieder vorkämen, und insofern bietet er uns in diesem seinem Schauspiele zugleich eine literarische Curiosität. Er war geistlicher Liederdichter, wie man sagen mag, indem er doch auch — Komödien schrieb, und Letzteres dürfte manchem jetzigen Stocktheologen besonders schwer aufs Herz fallen, wenn er hörte, daß Johann Rist wohlbestallter Pfarrer zu St. Wedel, in der Nähe von Hamburg und Stade, war. Was würden manche Hengstenbergianer schreien, wenn einer ihrer Amtsbrüder als Dichter eines neuen Lust- oder Trauerspiels auf dem Titel eines solchen oder gar auf einem Theaterzettel genannt würde! Sie würden ihre ganze Amtsehre für gefährdet achten und mit einem Apage gegen den zweideutigen Collegen auftreten; man denke doch nur, welchen Lärm es 1768 erregte, als in Bremen einige Lustspiele erschienen, deren Dichter der Prediger Schlosser in Bergdorf war. Sie trugen nicht einmal seinen Namen; sie waren von ihm geschrieben, als er noch Student und Candidat war; ja er war bei der Herausgabe nicht einmal betheiligt. Aber er hatte ja doch als Student der Gottesgelahrtheit, als Candidat des hochwürdigen Ministerii solchen frevelnden und weltlichen sündlichen Gedanken nachgehangen, und es erschien eine ganze Flut von Schriften für und gegen den armen Pastor; ja selbst die göttinger theologische Facultät mußte ein Gutachten über die Sache abgeben.*) Johann Rist schrieb weit über volle 100 Jahre früher in solcher Art, öffentlich, unter seinem Namen und zwar bald auf Verlangen von Fürsten, bald weil Schauspielertruppen neue Stücke von ihm wünschten. Seine Stücke wurden in Hamburg selbst gegeben, und das hier zu besprechende war sogar zunächst fürs hamburger Theater berechnet, ohne daß dieses jedoch im mindesten der Achtung Eintrag gethan zu haben scheint, die er als Prediger und Dichter übrigens genoß. Es ist Dies um so beachtungswerther, da er mit seinen (theologischen) Zeitgenossen in heftigen Streitigkeiten gelebt hat; denn in der Vorrede zu diesem „Friedejauchzenden Teutschland" kann er kaum Worte genug finden, viele derselben gehörig zu schildern, und im Stücke selbst fehlt es nicht an ähnlichen Ausfällen. Allein wenn das Schweigen über diesen Punkt Etwas gilt, so müssen diese „Haderkatzen", diese neidischen, misgünstigen und tadelsüchtigen Zänker doch über ganz andere Dinge gegen ihn aufgetreten sein als über seine theatralischen Arbeiten.

Wie schon bemerkt ist, darf man nicht sagen, daß dieselben für die Schulen oder etwa gar für Studirende bestimmt gewesen seien. Allerdings war auf vielen Gymnasien, bis ins 18. Jahrhundert hinein, es ganz gewöhnlich, daß alle halbe Jahre, wenigstens einmal im Jahre, irgend ein großes Schauspiel, mit und ohne Hanswurst-Lustbarkeit, aufgeführt wurde. In Folge von freiwilliger Übereinkunft geschah von Zeit zu Zeit Ähnliches durch Studirende, indem namentlich zu Leipzig aus einem solchen Vereine die später so berühmte Schauspielergesellschaft unter dem Namen Magister Velthein entstand. Aber für Schulen und Studenten schrieb, wie es scheint, Johann Rist nicht, wenigstens zunächst nicht; denn sein „Friedejauchzendes Teutschland" war nur ein Seitenstück zum „Friedewünschenden Teutschland", welches etliche Jahre früher (164

*) Das Nähere über diese Schriften und das Gutachten in Stäudlin's „Geschichte der Vorstellungen von der Sittlichkeit des Schauspiels" (Göttingen 1823), S. 186 fg.

erschien und zum ersten Male „von Herrn Andreas Gartner“ aufgeführt worden war. Letzterer führte, wie aus dem Vorberichte zu diesem Stücke erhellt, eine Schauspielergesellschaft und hatte von Danzig aus den Dichter ersucht, „das neue Schauspiel so lange zurückezuhalten, bis er auf Hamburg käme“. Allein „obschon das Spielhaus eine geräumige Zeit für den Herrn Gartner ledig gehalten werden, so ist er doch mit seiner Gesellschaft nicht angekommen“, und nachdem J. Rist ein volles Jahr auf ihn gewartet hatte, ließ er es endlich (Nürnberg 1653) drucken. Ob, wann und wo es alsdann gegeben wurde, erfahren wir aus dem langen Vorberichte (11 Bl. 8.) allerdings nicht, vermuthlich aber mag es in mancher großen Stadt das Publicum ergötzt haben; denn an Pomp in Kleidung, in Decorationen fehlt es in keiner Scene beinahe. Es erscheinen „Engel“ statt der Genien, die unsere Dichter eingeflickt haben würden, und singen die lieblichsten Melodien, wozu die Musik vom Cantor Michael Jacobi in Lüneburg gesetzt ist, indem es auch nicht an Chören fehlt, besonders zum Schlusse, wo sich das ganze Orchester mit „Trompeten und Pauken, Geigen und Lauten, Pandorn und Harffen, Pfeiffen und Zincken, wol und mit Fleisse“ konnte hören lassen. Und was nun die darin auftretenden Personen betraf, so gibt es einen Überfluß darin; nicht weniger als fünfunddreißig, ungerechnet noch neun andere, die in einer Burleske erscheinen, welche in den zwei Zwischenacten abgespielt wird, indem der Schauplatz auf solche Art gar nicht leer ward und das Ernsthafteste, Rührendste mit dem Lustigsten wechselte. Die Personen des eigentlichen Stücks selbst sind theils allegorisch, theils historisch, theils halb allegorisch und zur andern Hälfte dem Leben entnommen. Wir sehen die Wahrheit, Teutschland selbst, Batavia mit ihren sieben Töchtern (d. h. den sieben Provinzen), die Hoffnung, den Frieden, den Mars und Vulcan, das Gerüchte und Mistrauen u. s. w., aber auch den römischen Kaiser, den König von Frankreich, die Königin von Schweden, ja selbst den Tatarkhan „mit Fitschepfeil und Bogen“, den Osman, den König Iberus, und ein Geistlicher, ein Weltlicher, ein Bürger, ein Staatsmann, ein Degenwehrt, einige Bauern repräsentiren die verschiedenen Stände. Immer ist es beachtenswerth, daß damals der Kaiser Ferdinand, die Königin Christine und Ludwig XIII. von Frankreich in Goldpapier und Flinkern auf die Bühne gebracht werden konnten. Das Titelkupfer stellt die Schlußscene dar, wie die „allerhöchst und höchstgedachten Personen (die sich untereinander gar freundlich ansehen) von einem schönen kleinen Engel bekränzt werden“.

Was den Gegenstand der Handlung betrifft, so ist allerdings dieselbe so einfach und ohne alles dramatische Interesse, daß man die Genügsamkeit jener Zeit ins Auge fassen muß, um es begreiflich zu finden, wie es Jemand ergötzen konnte. Das Ganze zerfällt in drei „Handlungen“, die wir Aufzüge nennen würden, und jede Handlung in mehre „Aufzüge“, welche bei uns Scenen oder Auftritte heißen möchten. Die verschiedenen Handlungen verbindet ein zweiactiges Zwischenspiel, von Bauern und ehrlichen Soldaten, die miteinander um die Wette sich herumtummeln, die Verderbniß der damaligen Generation in den niedern Ständen zur Anschauung zu bringen, indem auch wol der Junker Reinhart und noch mehr ein Oberster Degenwehrt ihnen den Text liest oder doch nobler dasteht.*) Mitunter gibt es recht derbkomische Scenen darin, und eine „Vorrede“ leitet das Ganze ein; sie ist also nicht etwa mit der Vorrede zu einem Buche und Stücke unserer Tage zu vergleichen, sondern ein Prolog, der „von einem Weibsbilde, welches geheißen die Wahrheit, gehalten“ wird und 9 S. in Prosa einnimmt. Natürlich enthält sie Nichts als Klagen über die schlechte Aufnahme, welche sie überall, in den „Gotteshäusern“ ebensowol wie am Hofe, auf den „Rahtshäusern der Reichs-Kauff- und Handelsstätte“, kurz überall findet. Dessenungeachtet müsse sie doch verkünden, daß „Teutschland, das herrlichste Kaiserthumb der Welt, nunmehr auf den Grund ausgemergelt, verheeret und verderbt, endlich — mit dem alleredelsten Frieden widerumb beseeliget sei“. Genau genommen, hatte sie also den Zuschauern Nichts gesagt, was diese nicht schon ohnehin gewußt hätten, die Schilderung ihrer eigenen Person abgerechnet. In der ersten „Handlung“ selbst sieht man meist allegorisch den beklagenswerthen Zustand des Landes, indem „Wüthrich, ein wilder Mann, rauh bekleidet und grimmiges Ansehen“, einen Geistlichen, einen „Fürnehmen Weltmann“, einen „Burger“, und Ackersmann mit Peitschenhieben vor sich hertreibt und ihre Klagen, ihre Ausbrüche der Verzweiflung, ihre Bitten „mit harten Dräuworten“ zurückweist. Teutschland selbst erscheint im zweiten „Aufzuge“ (d. h. Auftritte), um ihre Klagen über ihr, wie „ihrer lieben treuen Unterthanen“ Loos in „Wahremund's“ Herz auszuschütten, der als Priester „in gar altfränkischer Art bekleidet“ sie tröstet. Wütherich sieht sich die Sache von der Seite an, kommt aber „gleich schnaubend und brüllend wider herfür und hält eine rauchende Tabakspfeiffe im Munde“, als seine Gefangenen ihre Klagen gegen „die Mutter Teutschland, die große Königin“, laut werden lassen. Wahrmund hält nun eine lange Predigt (S. 34—41) über die in allen Ständen herrschende Sittenverderbniß, und der Act schließt, indem die Hoffnung „mit freudigem Gesicht und annehmlichen Geberden“ auftritt, Beiden zu verkünden, daß der Friede erscheinen werde. In der That öffnet sich „der innerste Schauplatz“ und „in selbigem stehet gleich von weitem der Friede in weisser Seide, köstlich bekleidet, eine güldene Krone auf dem Haubte tragend u. s. w.“, indem ihn ein Kinderchor umringt und ein Lied derselben den Act schließt. Wie im folgenden Acte die Frage noch hin- und herschwankt, ob der Friede auch wirklich das Vaterland beseligen werde, indem Mars „mit trommeln, schiessen, lermen, schreien“ erscheint und seinen Getreuen eröffnet, daß er Alles aufbieten werde, den Krieg zu erhalten, und selbst der Osman und Cham (Tatarkhan) aufgeboten werden, bis endlich im dritten Acte doch der Friede nach schon angedeuteter Weise stattfindet und Mars vom Vulcan, sein Diener, der Wütherich, vom Volke in Ketten und Banden gelegt wird, wollen wir hier nicht weiter mittheilen. Ein Pröbchen von der Ökonomie, dem peinlichen Stile des Stücks, dem darin herrschenden Geschmacke, dem steifen Ceremoniel, wo hohe Personen, wie z. B. Mars, Teutschland, Batavia, die Tochter Teutschlands u. s. w., auftreten, wird in dieser Skizze theils gegeben sein, theils sich nun leicht denken lassen. Hier war es nur um einen Beitrag zur Kenntniß des deutschen Theaters zu thun, wie es sich vor 200 Jahren in der Dichtung eines der damaligen besten Köpfe darstellt. 88.

*) Nebenbei macht er auch noch einen seiner literarischen Gegner, Namens Zesen, lächerlich, indem er ihn als „Sausewind“ einführt und mit einer gemeinen Dirne à la Don Quixote verkehren läßt.

Bibliographie.

Anhalt, E., Die Volksschule und ihre Nebenanstalten. Jena, Mauke. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Burkhardt, G. E., Praktische Anleitung zu einem gründlichen Schulstudium als Vorbereitung auf die akademischen Studien. Lützen. Gr. 8. 20 Ngr.

Busch, F., Der Fürst Karl Lieven und die kaiserliche Universität Dorpat unter seiner Oberleitung. Aus der Erinnerung und nach seinen Briefen und amtlichen Erlassen geschildert. Dorpat. Imp.-4. 2 Thlr. 16 Ngr.

Carus, C. G., Psyche. Zur Entwickelungsgeschichte der Seele. Pforzheim, Flammer und Hoffmann. Gr. 8. 3 Thlr. 8 Ngr.

Eötvös, J. Freih. v., Der Dorfnotair. Aus dem Ungarischen übersetzt von Grafen J. Mailáth. Drei Bände. Leipzig, Hartleben. 8. 3 Thlr.

Erauvillez, Kampf und Sieg. Erzählung nach dem Französischen. Aachen, Cremer. 1845. 12. 12½ Ngr.

Erauvillez, Graf Ulrich oder die Beichte. Erzählung nach dem Französischen. Aachen, Cremer. 1845. 12. 5 Ngr.

Eylert, R. F., Characterzüge und historische Fragmente aus dem Leben des Königs von Preußen Friedrich Wilhelm III. 3ter Theil in 2 Abtheilungen. Magdeburg, Heinrichshofen. Gr. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

Forstner, A. Freih. v., Betrachtungen über das Weltgebäude. 2te mit den neuesten Entdeckungen vermehrte Auflage. Berlin, Reimer. 16. 10 Ngr.

Die Genesis des Christenthums. Neustadt a. d. O., Wagner. 8. 9 Ngr.

Gervinus, G. G., Geschichte der poetischen National-Literatur der Deutschen. 2ter Theil: Von dem Ende des 13. Jahrhunderts bis zur Reformation. 3te umgearbeitete Ausgabe. Leipzig, Engelmann. Gr. 8. 2 Thlr. 22½ Ngr.

Grieben, H., Ein Trauerspiel. Cöslin, Hendeß. 8. 7½ Ngr.

Harnack, T., Die Grundbekenntnisse der evangelisch-lutherischen Kirche; die drei ökumenischen Symbole und die Augsburgische Confession. Mit einer ausführlichen Einleitung und mit Anmerkungen. Dorpat, Gläser. 1845. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Herloßsohn, C., Phantasiegemälde. Taschenbuch romantischer Erzählungen für 1847. Leipzig, Reclam jun. Gr. 16. 1 Thlr. 15 Ngr.

Hermes, K. H., Geschichte der letzten 25 Jahre. In 3 Bänden mit 6 Stahlstichen. 5te umgearbeitete und vervollständigte Auflage. 1ste bis 4te Lieferung. Braunschweig, Westermann. Gr. 8. à 6 Ngr.

Hirschberg, Joseph in Ägypten. Berlin, Reichardt u. Comp. 8. 15 Ngr.

Hoffmeister, P., Das Leben Philipp's des Großmüthigen, Landgrafen von Hessen. Cassel, Luckhardt. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Hölderlin's, F., sämmtliche Werke, herausgegeben von C. T. Schwab. Zwei Bände. Stuttgart, Cotta. Gr. 8. 3 Thlr.

Jungnitz, E., Geschichte der französischen Revolution von 1787 und 1788. Zwei Theile. Charlottenburg, Bauer. Gr. 8. 3 Thlr.

Kloß, G., Die Freimaurerei in ihrer wahren Bedeutung aus den alten und ächten Urkunden der Steinmetzen, Masonen und Freimaurer nachgewiesen. Leipzig, O. Klemm. Gr. 8. 3 Thlr.

Kurtz, J. H., Die Einheit der Genesis. Ein Beitrag zur Kritik und Exegese der Genesis. Berlin, Wohlgemuth. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Kugler, F., Über die Anstalten und Einrichtungen zur Förderung der bildenden Künste und zur Conservation der Kunstdenkmäler in Frankreich und Belgien, nebst Notizen über einige Kunstanstalten in Italien und England. Berlin, Reimarus. Gr. 8. 15 Ngr.

— — Vorlesung über das historische Museum zu Versailles und die Darstellung historischer Ereignisse in der Malerei. Berlin, Reimarus. Gr. 8. 4 Ngr.

Ledderhose, K. F., Das Leben Carl Heinr. v. Bogatzky's. Heidelberg, Winter. Kl. 8. 6 Ngr.

— — Das Leben Aug. Gottl. Spangenberg's, Bischofs der Brüdergemeine. Heidelberg, Winter. 8. 8 Ngr.

Mühlenfels, Elfriede v., Gedichte. Mit einem Vorwort von C. F. Göschel. 2te verbesserte und vermehrte Auflage. Berlin, Besser. 8. 1 Thlr.

Das Nibelungenlied, übersetzt von L. Braunfels. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt. Gr. 16. 16½ Ngr.

Röder, K. D. A., Zur Rechtsbegründung der Besserungsstrafe. Heidelberg, J. Groos. Gr. 8. 7½ Ngr.

Ruppius, O., Bilderbuch der Frau Kinderzeitung. Berlin, Rieß. 8. 15 Ngr.

Sandeau, J., Katharina. Aus dem Französischen übersetzt von A. Brusendorff. Zwei Theile. Berlin, Quien. 1847. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Schafarik, P. J., Namen und Lage der Stadt Wineta, auch Jumin, Julin, Jomsburg. Leipzig. Gr. 8. 5 Ngr.

Scheuren, J., Petrus der Apostelfürst und Statthalter Christi. Nach der heiligen Schrift, den Vätern und andern zuverlässigen Quellen zeitgemäß dargestellt. Aachen, Cremer. 12. 1 Thlr.

Scheve, G., Die vergleichende Seelenlehre. Zur Aufklärung über diese Wissenschaft und als Einleitung zu Vorlesungen über dieselbe. Heidelberg, J. Groos. Gr. 8. 10 Ngr.

See, G. v., Rheinische Novellen. Leipzig, Wienbrack. 1847. Kl. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Spindler, C., Vergißmeinnicht. Taschenbuch der Liebe, der Freundschaft und dem Familienleben des deutschen Volks gewidmet. Für das Jahr 1847. Mit Illustrationen von L. Weißer. Stuttgart, Franckh. 8. 16 Ngr.

Waagen, G. F., Einige Äusserungen Karl Friedrich Schinkel's über Leben, Bildung und Kunst. Berlin, Reimarus. Gr. 8. 3 Ngr.

Walter, W., Das Findelkind. Eine Erzählung aus den Schreckenstagen in Frankreich. Aachen, Cremer. 1845. 12. 12½ Ngr.

Tagesliteratur.

Blumschein, J. G., Die Begräbniß-Kassen. Anleitung zu ihrer zweckmäßigen Verfassung und Verwaltung, nebst einer Übersicht ihrer Vorzüge gegen Lebens-Versicherungs-, Renten- und Sparcassen-Anstalten. Leipzig, Keil und Comp. Gr. 8. 12½ Ngr.

Gurowski, Graf A. v., Die letzten Ereignisse in den drei Theilen des alten Polens. Geschichtlich erläutert. München, Franz. 8. 7 Ngr.

Hasse, F. C. A., Erinnerung an Gottfried Wilhelm Freih. v. Leibniz. Leipzig, Engelmann. Gr. 8. 5 Ngr.

Hochmuth, Maurerische Grundsätze, ausgesprochen in der Loge Minerva zu den drei Palmen im Orient Leipzig am 3. März 5846. Leipzig. Gr. 8. 8 Ngr.

Hülsmann, A. W., Abschiedspredigt. Elberfeld, Hassel. Gr. 8. 2½ Ngr.

Jaspis, A. S., Daß wir als Diener der Gemeinde unserer Gemeinschaft mit dem Haupte der Kirche uns lebendig bewußt bleiben müssen. Predigt über Epheser 4, 10—15. Elberfeld, Hassel. Gr. 8. 2½ Ngr.

— — Wofür wir dem Herrn der Kirche am Grabe Luther's die Ehre geben müssen. Predigt. Elberfeld, Hassel. Gr. 8. 2½ Ngr.

Kannengießer, C., Zum Gedächtniß Dr. M. Luther's. Predigt. Neustrelitz, Barnewitz. 8. 2½ Ngr.

Krug, F. W., Die Lehre des Dr. Collenbusch, gewesenen praktischen Arztes in Barmen, nebst verwandten Richtungen in ihren falschen Principien und verderblichen Consequenzen. Ein Beitrag zur Kirchen- und Sektengeschichte unserer Zeit. Elberfeld, Hassel. Gr. 8. 7½ Ngr.

Küchler, J., Die badische Gesetzgebung und die Deutschkatholiken. Heidelberg, J. Groos. Gr. 8. 7½ Ngr.

Müller, G. D., Die Kleidertheilung auf Golgatha. Passionspredigt über Ev. Johannis 19, V. 23 u. 24. Elberfeld, Hassel. Gr. 8. 2½ Ngr.

Struve, G. v., Gallerie berühmter Männer des 19. Jahrhunderts. 2tes Heft. Heidelberg, J. Groos. Gr. 8. 12½ Ngr.

Stursberg, P. W., Begrüßungspredigt — und Einführungswort des Pastors F. W. Krummacher. Elberfeld, Hassel. Gr. 8. 2½ Ngr.

Die Preußische Verfassungsfrage. Historisch entwickelt und durch Rückblicke auf den deutschen Bund beleuchtet. Nebst Beurtheilungen der neuesten über diesen Gegenstand erschienenen Schriften. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 15 Ngr.

Schleswig-holsteinische Volkslieder. 1stes Heft. Hamburg, Schleswig-holsteinische Buchhandlung. 8. 1¼ Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 305. —— 1. November 1846.

Zur Nachricht.

Von dieser Zeitschrift erscheint täglich eine Nummer und der Preis beträgt für den Jahrgang 12 Thlr. Alle Buchhandlungen in und außer Deutschland nehmen Bestellungen darauf an; ebenso alle Postämter, die sich an die Königl. sächsische Zeitungsexpedition in Leipzig wenden. Die Versendung findet in Wochenlieferungen und in Monatsheften statt.

Der schweizer Dichter Gottfried Keller.*)

Schon vielfach wurde die Frage aufgeworfen, warum die Schweiz unter ihren ältern und neuern Dichtern keinen hervorragenden, keinen Dichter erster Größe besitze, da doch ihre großartige Natur, ihre heldenreiche Geschichte, ihre freien Institutionen gewiß ein Boden wären für eine frische, lebenskräftige Poesie? Es scheint indeß, daß eine Natur wie die des schweizerischen Gebirgslandes auf Den, der sie immer vor Augen hat, ihre anregende Kraft verliert; daß durch die Gewohnheit des täglichen Anschauens die Größe ihres Eindrucks sich verringert. Denn gerade aus dem Herzen der Schweiz, da wo die erhabenste Scenerie in reichstem Wechsel sich entfaltet, wo alle Schönheiten vereinigt sind, die in andern Gegenden mehr zerstreut sich finden — da ist uns kein, auch nur ganz gewöhnlicher Dichter bekannt. Freilich dient dort die politische Freiheit nicht zu einer freien Lebensentwickelung. Diese ist niedergehalten durch Aberglauben, gehemmt durch Fanatismus gegen Andersdenkende, der angeschürt und genährt wird von Solchen, die sich Diener Gottes nennen, von Solchen, die in neuester Zeit, in Luzern, über blutigen Spuren und Kerkermauern ein Regiment befestigt haben, das für immer ein Schandfleck in der Geschichte der Eidgenossenschaft bleiben wird. Was die heldenreiche Vergangenheit der Schweiz betrifft, so wird sie zwar zum Überdruß citirend besungen; aber auch in diesem Genre liegt Nichts von Bedeutung vor, als etwa Sal. Tobler's episches Gedicht „Die Enkel Winkelried's". **) Aber eine bewegte, gährende Zeit verträgt sich nicht sehr mit der Ruhe des Epos, dessen Periode vorüber zu sein scheint oder noch nicht wiedergekommen ist. Man wollte schon behaupten, daß für ausgezeichnete poetische Productionen der Sinn des Schweizers ein allzu sehr aufs Praktische gerichteter sei, wie denn auch die Wissenschaft von ihm mehr als Brotstudium als um ihrer selbst willen betrieben werde. Man meinte, daß in dem schweizerischen Nationalcharakter mehr Kälte und weniger Phantasie läge als in dem anderer Völker. Aber haben doch die Engländer, bei denen ebenfalls das Gemüthsleben weniger hervortretend ist, diese praktischste Nation der Welt, die ihre besten Kräfte der Realität widmet, in alter und neuer Zeit echte Dichter in großer Anzahl aufzuweisen! Darum glauben wir, daß für die Schweiz, wo bis zu den neuesten Bewegungen das Leben, abgesehen von einigen Ausnahmen, stagnirte, bei ihrer fortschreitenden politischen und intellectuellen Entwickelung, bei vermehrter Durchdringung und Vermischung neuer Elemente mit den vorhandenen, das goldene Zeitalter einer wahren begeisterten Poesie noch kommen wird. Wir finden uns in diesem Glauben um so mehr durch eine poetische Gabe bestärkt, die ein junger Züricher, Gottfried Keller, nicht allein seinem speciellen Vaterlande, die er dem ganzen deutschen Lande weiht, dem er in so manchen seiner tief innigen und tief sinnigen Gesänge aus seinen Bergen eine warme Bruderhand entgegenreicht, wie z. B. in dem Gedichte „Am Vorderrhein" (S. 283):

Wie ahnungsvoll er ausgezogen,
Der junge Held aus Kluft und Stein!
Wie hat er durstig eingesogen
Die Milch der Freiheit, frisch und rein!
Nun wallt der Bergessohn hernieder
Hin in mein zweites Heimatland:
O, grüß' mir all' die deutschen Brüder,
Die herrlichen, längs deinem Strand! u. s. w.

Und so sei auch von uns der Dichter gegrüßt, der zum ersten mal mit einer größern Sammlung von

*) Gedichte von Gottfried Keller. Heidelberg, C. F. Winter. 1846. Gr. 16. 1 Thlr. 20 Ngr.

**) Von demselben Dichter hat soeben ein Gedicht, „Columbus" die Presse verlassen, und wenn irgend einer, so ist dieser epische Stoff ein für unsere Zeit glücklich gewählter.

Poesien öffentlich auftritt. Weiß er doch mit gewandter Hand die wunderbarsten und verschiedenartigsten Töne und Weisen anzuschlagen; mit seiner Beobachtungsgabe die mannichfaltigsten Stoffe höchst plastisch, treffend und neu zu behandeln; mit der heiligsten Begeisterung den tiefsten und zartesten Gefühlen den edelsten Ausdruck zu leihen, und mit kräftigen Streichen und dem glücklichsten Humor das Verkehrte und Schlechte zu geißeln!

In einem der Sonette (S. 97), welches Diejenigen, die gegen das „subjective Dichten" eifern, sehr gut abfertigt, heißt es unter Anderm:

Ein wunderlicher Kauz ist der Poet,
Der Das, was alle Andern blos empfinden,
Mit wunderlichen Worten sagen kann; u. s. w.

Aber Mehr als dieser Satz ist auf Keller selbst anwendbar. So betrachtet er z. B. die Natur mit seinem Malerauge — er ist auch Landschafter — und damit sieht er weit Mehr als alle Andern, und zugleich erfaßt er sie mit seinem Dichtergenius, vergeistigt sie und versteht die tiefsten Bedeutungen aus ihr zu lesen. Da sind keine versificirten Naturschilderungen, wie wir sie von so viel unglücklichen, von der Natur stiefmütterlich behandelten Naturliebhabern Jahr für Jahr bis zum Überdruß hören müssen. Da ist nichts Gemachtes und Forcirtes. Ein rechtes Kind der Natur geht unser Dichter nie kalt an ihr vorüber oder übersieht einen ihrer Reize. Immer findet er sie schön, glänze sie in ihrem Frühlingskleide, in ihrer Sommerpracht, oder sei sie in Schleier von Regen und Nebel gehüllt, oder in die starren Bande des Winters geschlagen.*) Dafür aber auch ist sie immer für ihn zu Hause „seine Geliebte, die mit ew'ger Treue und ew'ger Jugend ihn erquickt"; am „Morgen", am „Abend", in der „Nacht" spricht sie zu ihm: tröstet ihn, beglückt ihn, legt ihm die tiefsten Wahrheiten in den Mund, offenbart ihm die ewigen Dinge. Aus dem Cyklus der „Tageszeiten" folgt hier, als Beleg des Gesagten, das Lied „An die Nacht":

Wende dich, du kleiner Stern,
Erde! wo ich lebe,
Daß mein Aug', der Sonne fern,
Sternenwärts sich hebe.

Heilig ist die Sternenzeit,
Öffnet alle Grüfte,
Strahlende Unsterblichkeit
Wandelt durch die Lüfte.

Mag die Sonne nun bislang
Andern Zonen scheinen,
Hier fühl' ich Zusammenhang
Mit dem All und Einen.

Hohe Lust im dunkeln Thal,
Selber ungesehen,
Durch den majestät'schen Saal
Athmend mitzugehen.

Schwinge dich, o grünes Rund,
In die Morgenröthe!
Scheidend rückwärts singt mein Mund
Jubelnde Gebete.

*) Siehe den Cyklus der „Jahreszeiten" (S. 35—76).

Lieblich diese Sonne lacht
Und der Tag wird heiter:
Doch wer nächtlich einsam wacht,
Kennt — noch Etwas weiter.

Einem andern Gedichte (S. 26) in diesem Cyklus liegt die Idee der Befreundung mit dem Tode in einer ganz neuen Auffassung zu Grunde. Doch würde das Gedicht auch ohne die nähere Ausmalung und Symbolisirung „des tiefsten Schachts der Mutter Erde" an seiner Bedeutung Nichts verlieren. Verse wie „der Sehnsucht blaue Kerzen", die sich in „der Entsagung Erzen spiegeln", haben doch einen etwas zu romantisch-mystischen Beigeschmack. Dies fällt um so mehr auf, als das Novalisiren sonst gar nicht Keller's Art ist. Finden sich, was indeß sehr selten der Fall ist, Unklarheiten, so liegen sie im Ausdruck, in der Wortfügung, können also künftig mit einiger Aufmerksamkeit leicht vermieden werden. Ebenso sollte wer in der Sprache so viel Gewandtheit wie Keller zeigt, sich nirgend die Sache allzu leicht machen, und z. B. das regierende Zeitwort nach dem Hauptwort setzen. Schon Mancher, dem es an echtem Dichterberuf fehlte, glaubte mit einer schulgerechten, in jeder Beziehung reinen Form Alles gethan zu haben, wollte den Mangel an Seele durch einen fehlerfreien Körper ersetzen. Darum hat es sein Gutes, daß einmal ein Dichter voll wahren Gehaltes sich nicht bei einer kleinlichen, pedantischen Toilette aufhält, sondern in leichtem Gewande erscheint. Daß dieses kein nachlässiges sei, ist eine Foderung, die in heutiger Zeit Jeder an sich selbst stellen muß. Sie kann von unserm schweizer Dichter, der sonst ein Meister in der Form ist und jedesmal die dem Stoff entsprechendste zu finden weiß, gewiß am leichtesten erreicht werden; braucht er doch darum nicht gerade einen oder den andern schönen Sinn einem reinen Reime aufzuopfern.

Nachdem Keller die Natur auf sich einwirken ließ und diese Wirkungen ausgestrahlt hat, bewegen sich seine Gedanken und Empfindungen in weitern Kreisen: er wendet sich zu den politischen und socialen, zu den Verhältnissen der Menschen zu Menschen. Unter den in formeller und ideeller Hinsicht gleich werthvollen Sonetten befinden sich einige besonders ausgezeichnete mit dem Titel „Auch an die Ichel". Sie beziehen sich nach diesem neuen ganz treffenden Ausdruck*) auf die Anhänger einer negativen Philosophie, die in dem leeren Feldgeschrei, der Mensch sei zum einzigen Princip zu machen, schon die Lösung der ewigen Aufgabe des Menschengeistes, schon die Antwort auf die Fragen nach Gott und Unsterblichkeit gefunden zu haben glauben. Hören wir, wie unser Poet im zweiundzwanzigsten Sonett (S. 100) darüber denkt:

Wer ohne Schmerz, der ist auch ohne Liebe,
Wer ohne Leid, der ist auch ohne Treu',
Und Dem nur wird die Sonne wolkenfrei,
Der aus dem Dunkel ringt mit heißem Triebe.

*) Siehe „Eine literarische Fehde über den neuphilosophischen Nihilismus" in Nr. 104 d. Bl.

Bei euch ist Nichts als lärmendes Geschiebe,
In wildem Tummel trollt ihr euch herbei,
Meßt vor dem Geist das Erdreich sonder Scheu,
Als ob zu hoffen kein Columb mehr bliebe.

Euch ist der eig'ne Leichnam noch nicht klar;
Ihr kennet kaum den Wurm zu euern Füßen,
Die Blume nicht, die sproßt auf euerm Grab:

Und dennoch krönt ihr schon mit Stroh das Haar,
Als Eintagsgötter stolz euch zu begrüßen —;
Der Zweifel fehlt euch —: Das bricht euch den Stab!

Was einmal das Gemüth eines Dichters innig bewegt und tief ergriffen hat, das spiegelt sich in den vielfachsten Strahlenbrechungen, wie wir Das in dem schon früher in Nr. 78 d. Bl. erwähnten Cyklus von „Liebesliedern" finden, der in dem vorliegenden Bande durch neue liebliche Zugaben noch reicher und mannichfaltiger geworden ist. In diese keuschen reinen Gedichte, in diesen lyrisch-epischen Kranz, den der Dichter einer frühen Jugendliebe weiht, sind höchst sinnig die Tages- und Jahreszeiten eingeflochten, den Hintergrund der Handlung bildend. Die Geliebte, welcher der Dichter im Frühling unter Blumen begegnet, blüht ihm den Sommer hindurch. Im Herbst findet er sie einmal im Walde:

Sie war allein; doch grüßt' ich sie
Nur ehrfurchtsvoll im Weitergeh'n,
Weil ich sie, seit ich liebte, nie
So still und schön geseh'n.

Doch schaut' aus ihrem Angesicht
Ein fremdes Etwas kalt hervor;
Es lag auf ihrer Augen Licht
Wie leichter, dunkler Flor u. s. w.

Dieses Etwas ist der Vorbote der nahenden Krankheit, die sie im Winter aufs Lager wirft und im Frühling ihm entreißt. Er begräbt sie unter Blumen, entringt sich seinem Schmerze, ruft aber in dem Gedichte „Nachhall" (S. 169) aus:

Wie ich fahr' in stiller Nacht
Auf den Silberwellen,
Hebt mein Weh mit alter Macht
Wieder an zu schwellen.

Sieben Jahre sind dahin
Wie ein Tag geschwunden:
Und noch immer glüh'n und blüh'n
Meine alten Wunden u. s. w.

Von noch ergreifenderer, dramatischer Wirkung und einer überraschenden Originalität sind die „Gedanken eines Lebendigbegrabenen" (S. 177—208). Darüber ist mit dem Dichter nicht zu rechten, ob es wahrscheinlich sei, daß ein lebendig Begrabener seiner grauenvollen Lage, die indeß Keller durchaus nicht ins widerlich Gräßliche gemalt hat, eine humoristische Seite abgewinne, daß er so tiefsinnige Reflexionen anstelle, so geniale Ideen habe. Der Dichter hat als solcher einen Freibrief, der ihm das Recht gibt, jede vorkommende Erscheinung, die nicht außer dem Bereiche der Ästhetik und der psychologischen Möglichkeit liegt, auch wenn es sich um Schilderung von Seelenzuständen handelt, auf die Flügel seiner Phantasie zu nehmen und sie den Schranken des blos Gewöhnlichen zu entrücken.

Nachdem der Lebendigbegrabene in seiner engen Todtenkammer erwacht und sich bewußt geworden ist, rafft er sich zusammen und beschließt gegen sein grausenhaftes Geschick anzukämpfen (S. 182):

Von Erdenduldern ein verlor'ner Posten,
Will ich hier streiten an der Hölle Thor!
Den herbsten Kelch des Leidens will ich kosten,
Halt mir den Becher, göttlicher Humor!

Höchst eigenthümlich sind die beiden hierauf folgenden Gedichte. S. 185 hört er den Küster und Dessen Frau vor ihrem Hause in seiner Nähe streiten; er faßt Hoffnung, doch vergebens, und nun bricht er in den Wunsch aus:

Läg' ich wo es Hyänen gibt, im Sand,
Wie wollt' ich hoffnungsvoll die Nacht erharren,
Bis eine käme hungrig hergerannt,
Mich heulend aus der lockern Gruft zu scharren!

Wie wollt' ich freudig mit dem wilden Thier
Dann um mein Leben unermüdlich ringen!
Im Sande balgt' ich mich herum mit ihr,
Und weiß gewiß, ich würde sie bezwingen.

Und auf den Rücken schwäng' die Bestie ich
Und spräng' im Leichentuch, wie neugeboren,
Und singend heimwärts und schlüg' wonniglich
Dem Arzt den Todtengräber um die Ohren.

Später hört er die Glocke 12 schlagen. Ihr Klang erinnert ihn, daß es Mittag ist; zugleich ergreift ihn der Gedanke, daß es auch 12 Uhr in der Nacht sein könne, und nun verflucht er seine Armuth, die ihm kein Kleinod gegönnt, das den vielleicht nach Raub herbeischleichenden Todtengräber anlocken könnte. Seinen Angstruf vernimmt Niemand; „Wer sollte auch zu diesem Hügel kommen?" Seine Mutter ist nicht romantisch: sie beweint ihn zu Hause; und dem Liebchen hat er nie gewagt seine Liebe zu gestehen:

Wenn einsam sie vielleicht und ungeliebt
Nachdenklich manchmal ihre Augen senkt,
O wüßte sie dann, daß ein Herz es gibt,
Das hier im Grab lebendig an sie denkt!

Nachdem er aus Hunger eine Rose aufgegessen, die man ihm in die Hand gegeben, ist der Übergang zu dem Entschluß, nicht sterben zu wollen, meisterhaft. Er strengt seine ganze Kraft an — doch die Breter, die ihn einengen, halten wie Felsen. Erschöpft sinkt er wieder zusammen. Die Idee kommt ihm, daß diese Breter von einem Tannenbaum stammen, und nun wachen Jugenderinnerungen in ihm auf an Tannenwälder und Tannenbäume. Die drei Gedichte, welche dieses Thema behandeln, sind höchst reizend, namentlich das S. 203, wo uns eine Scene aus einem Schützenfest vorgeführt wird. Sie bilden das lieblichste, zarteste Intermezzo in dieser kräftigen Dichtung. Die traumartigen Erinnerungen stimmen jezt den Begrabenen weich; er findet wieder Thränen, er ergibt sich in sein grausenhaftes Schicksal. Das hierauf folgende Gedicht (S. 201) mit der Anfangsstrophe:

Ich bin befreit, mein Weh hat sich gewendet,
Und ich empfind' es, ich bin nicht allein,
Der seine Strahlen durch das Weltall sendet,
Er strahlt mich an durch diesen Todtenschrein —

ist tief ergreifend. Ebenso das lezte Gedicht, mit folgender Schlußstrophe:

Nun geht's ans Sterben — strenge Seelenzucht,
Der ich mich scheidend unterwerfen soll!
Mein Denken schwindet mir in dunkler Flucht, —
Matt schlägt das Herz, — bald bricht's — erwartungsvoll.

Spiegelt sich nicht in diesem Leben im Grabe ein ganzes Menschenleben ab mit seinen Wünschen und Kämpfen, seiner Ergebung und Erhebung? Wir zählen diesen Cyklus mit zu dem Ausgezeichnetsten in der ganzen Sammlung, wenn auch vielleicht hier und da auf die Ausarbeitung im Einzelnen noch mehr Sorgfalt hätte verwendet werden können.

Eine Reihe von den vorigen ganz verschiedener ländlicher Bilder von großer Anschaulichkeit und sinnvoller Bedeutung entfaltet sich vor uns in der „Feuer-Idylle", über die wir nur deshalb schnell weggehen, weil sie schon einem Theil des Publicums aus dem zweiten Jahrgang des „Deutschen Taschenbuch" bekannt ist.

(Der Beschluß folgt.)

Das „Edinburgh review" im Kampfe für Deutschland.

Samuel Laing, auch in Deutschland hochgestellt, namentlich durch seine Schriften über Ägypten und Norwegen, hat seine englische Übersetzung des isländischen Geschichtswerkes oder Sagabuches „Heimskringla" (deutsch von Wachter, 2 Bde., Leipzig 1835; von Mohnike, Stralsund 1837) unter dem Titel: „The Heimskringla; or, Chronicle of the kings of Norway. Translated from the Icelandic of *Snorro Sturleson*, with a preliminary dissertation" (3 Bde., London 1845), zu einem tüchtigen Haken gemacht, die Behauptung daran zu hängen, daß die teutonischen Stämme, insbesondere Germanen und Sachsen, in keiner Hinsicht sich mit den skandinavischen messen könnten, weder was ihren Charakter und ihre Institutionen noch was ihre Literatur anlange. Gegen diese Behauptung und den versuchten Beweis ist ein Mitarbeiter des „Edinburgh review" (October 1845) in die Schranken oder vielmehr ans Waschfaß getreten und hat Hrn. Laing mit um so schärferer, weil aus geschichtlichem Stoff gezogener Lauge gewaschen. Die fragliche Behauptung bildet den vorherrschenden Zweck der beigegebenen einleitenden Abhandlung, in welcher der Verf. anscheinend nur die Zustände und den Charakter der „Nordmänner" besprechen will, plötzlich aber mit dem: Ergo hervorspringt. Nachdem der Kritiker erschöpfend gezeigt hat, daß der Verf. sich in starkem Irrthume befindet, wenn er für die skandinavische Literatur des Mittelalters ein Monopol des Volksgenius und der Volkssympathie beansprucht, heißt es: „Gab es ein solches Monopol, so besaß nicht Skandinavien es gegen das übrige teutonische Europa, sondern Island gegen das übrige Skandinavien. Und das ist ein mäßiges Vorrecht, eins, das die Skandinavier des Festlandes vielleicht unter ihre teutonischen Brüder, aber ganz gewiß nicht über sie stellt. Doch selbst die damaligen Isländer können sich kaum mit ihren germanischen Zeitgenossen messen, sie überragen gar nicht." Gleich sachkundig ist die Abfertigung des Verf. wegen seines für Skandinavien beanspruchten Monopols der Freiheit. Ihm zufolge stammen alle freie Institutionen teutonischer Völker aus Norden. „Wir brauchen ja nur", sagt er, „England und die Vereinigten Staaten von Nordamerika mit Sachsen, Preußen, Hanover oder irgend einem Volke zu vergleichen, das sich altgermanischer oder teutonischer Abkunft nennt, um zu sehen, daß, wo her immer ein Lufthauch bürgerlicher, religiöser und politischer Freiheit, geistiger Unabhängigkeit und freier Bewegung im geselligen Leben ihm zugeflogen ist, seine Heimat nicht die Ufer des Rheins und nicht die Wälder Deutschlands gewesen sind." Dann: „Nie, von den frühesten Daten neuerer Geschichte bis auf den heutigen Tag, hat das deutsche Volk, haben die echten, unvermischten Abkömmlinge der alten sächsischen Race, wie Tacitus sie beschreibt, eine einzige Stunde religiöser, bürgerlicher und politischer Freiheit gehabt, weder als Nationen noch als Individuen; sie haben nie die Rechte der Freiheit genossen, welche der amerikanische Bürger oder der britische Unterthan, wenn auch beschränkt, bis heutigen Tags im geselligen Verbande über seine Person, sein Eigenthum und seinen Geist besitzt." Darauf der Edinburger: „Wir haben diese überstürzende Schreibart bedauert und uns darüber gewundert. Daß die deutschen Völker, zu welchen Hr. Laing den gesammten nichtskandinavischen Theil des teutonischen Europa zählt, während des weiten in seiner Behauptung umfaßten Zeitabschnitts »nie eine einzige Stunde religiöser, bürgerlicher und politischer Freiheit gehabt, weder als Nationen noch als Individuen«, ist entweder eine handgreifliche Ungereimtheit oder deutet auf einen Misbrauch des historischen Stils, der ihm allen Glauben und sogar allen Sinn benimmt. Es würde uns tief schmerzen und wir würden es ungern niederschreiben, müßten wir es für wahr halten, daß in neuerer Zeit nicht eine Stunde Freiheit der großen Nation zu Theil geworden, welcher die neuere Freiheit die Presse und die Reformation zu danken hat! In solcher Weise von einem Lande zu reden, das zu verschiedenen Epochen und in verschiedenen Provinzen des menschlichen Denkens einem Luther, einem Leibniz, einem Lessing das Dasein gegeben: — es ist Das ein Versuch, der sich seine eigene Grube graben muß. Fest in unserer Überzeugung, daß freie Institutionen die einzig dauernden Palladien der Freiheit sind, thut es uns leid, daß Deutschland aus den Wechseln seines oft gehemmten Fortschritts sich nicht mehr Volksrechte bewahrt hat. Wir gehören jedoch nicht zu den politischen Puseyiten, welche Alle und Jede über den Grenzpfahl praktischer Freiheit zurückweisen, deren constitutionnelle Formen nicht nach unsern eigenen Glaubenssätzen gemodelt sind. Es hat Freunde der Freiheit gegeben, ebenso warme Freunde wie Hr. Laing, die in der altgermanischen Verfassung Vieles zu bewundern und hochzuschätzen gefunden, weil Vieles darin ist, was zur gesellschaftlichen Ausbildung und zur Sicherheit Derer, die darunter gelebt, wesentlich beigetragen. Möglich, daß Völkerschaften vor andern ungleich begünstigt worden sind. Nur hätten wir es unmöglich geglaubt, daran zu zweifeln, daß die Municipal-Verfassung und die Privilegien der vornehmsten Handelsstädte an der Elbe und am Rhein durch ihr Beispiel die Unabhängigkeit unserer eigenen Flecken mächtig gefördert und dadurch ein unschätzbares Gewicht in die Wagschale geworfen haben gegen die Schwere der Feudalmacht, welche unter normannischem Einflusse jene aufzuschnellen drohte."

Es erhöht den Werth des hier nur berührten Aufsatzes, daß die Strenge, mit welcher der Verf. an dem fraglichen Werke Tadelnswerthes getadelt, ihn nicht verhindert hat, Lobenswerthes zu loben. Selbst die gewaschene dissertation nennt er „eine Arbeit, die wie Alles, womit Hr. Laing die Welt beschenkt habe, durch Originalität und Schärfe und durch eine Kühnheit der Sprache und Gediegenheit des Vortrags sich auszeichne, die bisweilen der Beredtsamkeit nahe kämen". Das eigentliche Werk aber nennt er eine in allen ihren Schwierigkeiten rühmlichst gelungene Aufgabe, durch deren Lösung der Verf. sich um die englische Literatur neue Verdienste erworben. 23.

Literarische Anzeige.

Im Verlage von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** ist neu erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Meißner (H. A.), Specialgerichte für unsere Fabrikgewerbe. Gr. 8. Geh. 28 Ngr.

Zu Anfang dieses Jahres erschien daselbst von dem Verfasser:

Die Fabrikgerichte in Frankreich. Gr. 8. Geh. 20 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: **Heinrich Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig.**

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 306. — 2. November 1846.

Der schweizer Dichter Gottfried Keller.

(Beschluß aus Nr. 305.)

Unter dem reichen Schatz von vermischten Gedichten finden sich mehre schweizerisch-vaterländische, aus denen, was man nach dem Vorhergehenden erwarten konnte, eine von der herkömmlichen Parteileidenschaft freie, wahre Vaterlandsliebe athmet. Kann doch ein echter Poet nicht anders als auch ein echter Patriot sein! Die jetzigen Zustände der Urcantone, die Eingangs dieses Aufsatzes flüchtig erwähnt wurden, haben Keller zu dem in d. Bl. schon früher abgedruckten Gedichte „Die Waldstätte" und zu dem kernig-plastischen „Loyola's wilde verwegene Jagd" (S. 237) den Stoff gegeben. Die Befreiung Steiger's aus den Händen der Ultramontanen, die Jedem der das Herz auf der rechten Stelle hat es freudvoll schlagen machte, mußte auch den Sänger begeistern. Hier die erste und letzte Strophe des Gedichts:

Mit deinem Adelsbriefe wohl versehen,
Dem Todesurtheil mit dem argen Riß,
Seh'n wir dich jugendlich und frisch erstehen
Aus deines Kerkers kalter Finsterniß.
Des Unglücks Feuertaufe auf dem Haupte,
Den letzten Kettenring noch an der Hand:
So schreitest du durch dieses jung belaubte
Und doch so tief gebeugte Vaterland!

— — — — — —

Nimm hin die Lieder und die Festgesänge!
Es lauscht ein heil'ger, starker Zorn darin!
Die bitt're Klage in dem Lustgedränge,
Den Dorn, den diese Rose birgt, nimm hin!
Denn was dem müden Volk das Herz durchzittert,
Legt's heimlich in die Grüße mit hinein;
Ob's nun in Freude oder Leid gewittert:
Es wird nicht minder ein Gewitter sein!

Daß der junge schweizer Poet nicht jene engherzige Vaterlandsliebe theilt, von der noch manche seiner Landsleute besessen sind, geht aus dem Gedichte „Einkehr unterhalb des Rheinfalls" (S. 285) hervor, worin er unter Anderm ausruft:

Wohl mir, daß ich dich endlich fand,
Du stiller Ort am alten Rhein,
Wo, ungestört und ungekannt,
Ich Schweizer darf und Deutscher sein.

Als letzterer hat er wol das Recht, auch deutsche Zustände zu beleuchten, und um so mehr, als Dies theils auf so plastische, theils auf so witzige Weise geschieht, wie in den Gedichten „Der Kürassier", „Frau Michel", „Morgenroth" u. s. w. (S. 266—271), „Deutscher Freiheitskrieg" (S. 98). Und wie beschämt der feine Takt in einem Gedichte an Lenau so manche deutsche Literaten, die eine unzarte Hand an das dunkle Geschick des edeln Sängers legten! Ein poesiereiches Gedicht ist auch Freiligrath „bei seinem Eintritt in die Schweiz im Frühling 1845" gewidmet.

Man fühlt besonders bei den Gedichten am Schluß des Bandes, daß Alles was dem Dichter auf seinem Lebenswege begegnet sich ihm poetisch gestaltet. Wie wäre auch sonst die Frische und Unmittelbarkeit seiner Schöpfungen, das Plastische was alle an sich tragen, zu erklären? Und in wenig einfachen Worten wird oft so Viel gesagt; eine Kunst, die in neuerer Zeit fast verloren gegangen ist, wo oft die prächtigen Worte nur tönendes Erz und klingende Schellen sind, die das Ohr betäuben und abstumpfen. Häufig auch bedient sich Keller sehr einfacher Motive. Er weiß z. B. an das Begegnen einer Bettlerin, an die Erscheinung einer Spinnerin seine Fäden anzuknüpfen, die zu einem Gebilde mit einem Schluß von universeller Bedeutung sich gestalten. „Am Sarg eines neunzigjährigen Landmanns vom Zürichersee" (S. 331) zeichnet der Dichter nicht nur die Geschichte eines Lebens, er gibt auch die des Volkes überhaupt und die der Zeit. Aus der folgenden ersten und letzten Strophe mag der Leser Ton und Haltung des Gedichts entnehmen:

So bist du eine Leiche!
So ist die alte Eiche
Doch endlich abgedorrt!
Es ist ein lang Stück Leben,
Das wir dem Tode geben,
Ein ausgeklungen Gotteswort.

— — — — — —

Propheten, lernt euch neigen!
Nicht auf zu euch soll steigen
Der Kronen kalte Pracht:
Hernieder laßt uns dringen,
Demüthigen Herzens bringen
Licht in der engsten Hütte Nacht!

Hört es, ihr Dichter, die ihr auf „der Menschheit Höhen wohnt" und sucht euere Kronen in den Tiefen, bei dem „bleibenden Volk, dem rechten".

Wer wird sich nicht tief erschüttert fühlen bei dem Gedichte „Poetentod" (S. 311) mit seinem überraschend neuen Schluß? Wird nicht Mancher sein Spiegelbild in „Modernster Faust" (S. 319) erkennen? Die hohle feige Blasirtheit unserer Zeit konnte in so wahren Zügen nur von Jemand gezeichnet werden, der wie der Dichter durch seine Offenheit am Schluß des Gedichts beweist, wie weit er über Denen steht, die er so treffend dargestellt hat. Erzeugnisse wie die vorliegenden konnten nur aus Dem hervorgehen, der hellen Geistes und unverdorbenen Herzens sich einen einfachen, frischen, offenen Sinn bewahrt hat. Wer wie Keller ausruft:

Weiß nicht wohin mich wenden soll,
Daß Schönheit sich nicht vor mich stellt —

und in dem „Wanderlied" (S. 249):

Nichts nehm' ich mit als den Becher,
Mein leichtes Saitengetön;
Ich wund're mich über die Maßen,
Wie's überall doch so schön!

der ist gewiß weit von jener Zeit- und Modekrankheit der Blasirtheit entfernt, die den damit Behafteten Nichts mehr auf der Welt schön finden läßt.

Eine eigenthümliche Gabe besitzt auch Keller darin, daß er seinen Gedichten eine Pointe zu geben versteht, die nicht allein durch ihre Schönheit, sondern auch durch die unerwartete Richtung die sie oft nimmt großen Eindruck macht. Dies tritt besonders hervor bei den Gedichten „Grillen" (S. 323) und „Bei einer Kindesleiche" (S. 328). Ersteres beginnt mit einer lieblichen Ouverture, deren Thema die Poesie ist, und das letztere schließt, um auch eine Probe von Keller's Stanzen zu geben, mit der folgenden:

Zu der du wiederkehrst, grüß' mir die Quelle,
Des Lebens Born, doch besser, grüß' das Meer,
Das Eine Meer des Lebens, dessen Welle
Hoch flutet um die dunkle Klippe her,
Darauf er sitzt, der traurige Geselle,
Der Tod — verlassen, einsam, thränenschwer,
Wenn ihm die Seelen, kaum hier eingefangen,
Laut jubelnd wieder in die See gegangen.

Diese letzten Gedichte, in denen der Dichter das rein Menschliche erfaßte und aus dessen ethischer Tiefe schöpfte, gehören ohne Zweifel der neuesten Zeit an. Es ginge Dies schon, im Vergleich mit den frühern, aus ihrer großen Vollendung hervor, wenn auch nicht das inhaltschwere, in einem reizenden Rhythmus sich bewegende Schlußgedicht die Überschrift „Am Himmelfahrtstag 1846" trüge.

Mögen die Leser durch die gegebenen Andeutungen über das sichtlich fortschreitende Talent Keller's und durch die mitgetheilten Proben sich angeregt fühlen, die Gedichte selbst zur Hand zu nehmen. Sie theilen dann gewiß bald die Überzeugung mit uns, daß diese Poesien zu gedankenreich, zu fein und tief sind, um die Herzen im Sturm zu erobern; daß sie aber desto sicherer den Weg zu allen wirklich Denkenden, Sinnigen und Fühlenden sich bahnen werden, sei auch ihre Individualität welche sie wolle. Bei der großen Verschiedenheit der Gedichte an Inhalt und Form findet gewiß ein Jeder Etwas, das ihn ansprechen, erfreuen, ergreifen wird. Auch die Anordnung ihrer Reihenfolge, worin sich neben großem Wechsel ein psychologischer Zusammenhang findet, ist sehr zu loben. Und lesen und wieder lesen muß man diese Gedichte. Daß sie hierdurch mehr und mehr gewinnen, ist wol der sicherste Beweis ihres Werthes. Sind sie doch ein Schacht, in dem man je tiefer man sich hineinversenkt, desto reichere Schätze entdeckt.

So mache denn der junge Dichter seinen Weg. Wenn irgend Einer, so hat er eine Gegenwart, die ihm die Zukunft verbürgt! 59.

Jamaica und die dortigen Neger.

Die Schrift: „Jamaica, its past and present state", welche im vorigen Jahre in London erschienen ist, hat einen Missionar der Baptisten, Herrn Philippo, zum Verfasser, der 20 Jahre lang auf der Insel thätig gewesen. Vielleicht macht der Umstand, daß der Verf. Baptisten-Missionar ist, Manchen mistrauisch gegen sein Buch. Es ist wahr, daß den Missionaren häufig der Vorwurf gemacht worden ist, sie verführten nicht nur die Neger zur Aufsässigkeit, sondern verbreiteten auch falsche Nachrichten über deren Lage und Bildungsfähigkeit zum Schaden der Pflanzer: sie seien aus Herrschsucht und der Himmel weiß was für eigensüchtigen Interessen Freunde der Schwarzen und Feinde der Weißen. Beschloß doch auf Jamaica im J. 1832 das Comité der Colonialunion für die Kirchspiele St.-Mary, St.-Ann, Trelawney, St.-James und Hanover, „mit Gefahr des Lebens zu verhüten, daß Baptisten oder Mitglieder anderer Sekten im Bereiche der Union predigen oder lehren dürften", und führte als Grund sowol die Ehrfurcht vor dem Glauben der etablirten Kirche als den Eifer an, Jamaica vor künftigem Unglück zu bewahren, indem „jene Prediger die Sklavenbevölkerung glauben machten, sie sei unterdrückt und leide Nichts als Unrecht, der König von England aber wolle sie frei machen". Herr Gurney, selbst Philanthrop, gesteht (in seinem „A winter in the West-Indies"): „Einzelne Missionare haben, wie leicht zu erachten, während der langen Fortdauer der Feindseligkeiten und Hindernisse, mit denen sie zu kämpfen hatten, nicht immer die Grenzen der Klugheit und Mäßigung eingehalten. Mir selbst sind Beispiele davon vorgekommen. Allein diese alle sind Nichts, gegen das Gute gehalten, das diese frommen Männer im Ganzen durch ihren Einfluß gewirkt haben u. s. w." Es ist wahr, daß von beiden Seiten gelogen, verheimlicht, übertrieben worden ist, von Seiten der Philanthropen und ihrer Sendboten wie von Seiten der ehemaligen Sklavenbesitzer und ihres Anhangs. Aber gerade die so schroff einander entgegengesetzten Urtheile und Versicherungen liefern dem entfernten Beobachter ein Mittel, sich von der mitteninne liegenden Wahrheit eine Vorstellung zu machen. Ein anderes solches Mittel liefert die Vergleichung der officiell festgestellten Erfolge mit den Vorhersagungen, an denen es die Anhänger beider Partrien niemals fehlen ließen. Wer die Geschichte der Negeremancipation auf den westindischen Colonien von ihrem Ursprunge bis in die letzte Zeit verfolgt und alle zu uns gelangten Nachrichten über den Verlauf und die Ergebnisse derselben aufmerksam untereinander verglichen hat, wird ohne Zweifel zu der Überzeugung gelangt sein, daß der Negerrace von allen wesentlichen Eigenschaften der Menschennatur keine fehle, daß sie zur Bildung und Gesittung wenigstens ebenso viel Anlage habe als all das Blutsauger- und Diebsgesindel, welches sie Jahrhunderte hindurch grausam mishandelte und sein Möglichstes that, sie zum Vieh herabzudrücken; daß die Aussagen der Philanthropen und Missionare,

wenn auch oft ebenso leidenschaftlich ins Schöne malend wie die der Gegner ins Häßliche malen, jedenfalls doch so überwiegend glaubwürdig als die Behauptungen der Interessenten bei aller Art von Negerbedrückung unglaubwürdig sind.

Die Schilderungen, welche Herr Philippo von den Schwarzen macht, stimmen übrigens im Wesentlichen mit denen der officiellen Documente, welche in England publicirt und auch in Frankreich in einer auf Befehl des Baron Duperré veranstalteten Zusammenstellung in französischer Sprache (4 Bde.) den Kammern mitgetheilt wurden, so gut überein, daß sich ihre Glaubwürdigkeit nicht bezweifeln läßt. Die vielen frommen Geschichten und breiten Lobreden auf die fruchtbare kirchliche Thätigkeit der Missionsanstalten muß man dem Verf. zu gute halten. Wie gewöhnlich bei umfassendern Berichten über den Zustand der westindischen Inseln treten folgende Punkte als die wichtigsten hervor: 1) daß der Zustand der Colonien vor der Emancipation gleich bedauernswürdig in sittlicher und in wirthschaftlicher Hinsicht gewesen, nicht blos in Betracht der schwarzen, sondern auch der weißen Bevölkerung; 2) daß infolge der Emancipation eine sehr fühlbare Verbesserung dieses Zustandes in beiden Beziehungen binnen verhältnißmäßig sehr kurzer Zeit eingetreten; 3) daß eine noch weit schnellere Entwickelung möglich gewesen wäre, wenn derselben keine andern Hindernisse im Wege gestanden hätten als die geistigen Fähigkeiten der Negerrace; und 4) daß die Entwickelung am meisten aufgehalten werde durch die während der sogenannten Lehrlingszeit und selbst nach erfolgter vollständiger Emancipation noch immer fortgesetzte Bedrückung und Mishandlung der farbigen Bevölkerung.

Nach Hrn. Philippo's Darstellung hat die Aufhebung der Sklaverei den Weißen auf Jamaica noch größern Nutzen gestiftet als den Schwarzen. Es war zuvor eine gar elende Wirthschaft im Lande. Nun ist es eine Freude, sagt er, den Umschwung zu betrachten, welcher in den Städten stattgefunden hat. „Eine beträchtliche und stets wachsende Masse ihrer Bewohner hat den ehemaligen zügellosen Sitten entsagt und den ehelichen Stand ergriffen. In dieser Hinsicht muß man bekennen, sind die zahlreichsten und namhaftesten Beispiele unter den Juden anzutreffen. Unter ihnen ist die Sitte, sich zu verheirathen, schon immer herrschend gewesen, hat sich aber nunmehr in weitern Kreisen verbreitet, da der Schimpf, welcher früher auf der ehelichen Verbindung eines Weißen mit einer Farbigen haftete, weggefallen und von den einflußreichsten Personen der Colonie die Schranke niedergeworfen ist, welche ein volksthümliches, aber abscheuliches Vorurtheil aufgerichtet hatte. Viele der vornehmsten Civilbeamten und Kaufleute sowie Andere aus allen Classen der Gesellschaft haben in jüngster Zeit die Mütter ihrer Kinder geheirathet und sich die rückwirkende Clausel eines neuerdings erlassenen Ehegesetzes zum Nutzen gemacht, welche ihre vor der Ehe geborenen Kinder legitimirt. Wenn man aber alle tröstlichen Erscheinungen dieser Art, selbst mit Einschluß der dichter bevölkerten und höher civilisirten Theile der Insel, zusammenfaßt und sie überdies im vortheilhaftesten Lichte betrachtet, muß man doch noch immer bekennen, daß sie sich nur wie einzelne grüne Oasen in der allgemeinen Wüstenei der Gesittung ausnehmen." Einer kräftigen Entwickelung der Industrie hat das Monopol ebenso feindlich entgegengestanden als den Fortschritten der Sittlichkeit die Sklaverei. Erst ganz kürzlich ist ein etwas verbesserter Zustand eingetreten. Und auch jetzt noch „sind die Hülfsquellen des Landes kaum zur Hälfte in Anspruch genommen. Die Beschaffenheit des Bodens und des Klimas hat hier so mannichfaltige Abstufungen, daß beinahe alle Erzeugnisse der Tropenländer und der mildern Erdgürtel angebaut werden könnten; aber sogar die unzählbaren Hülfsmittel, die das Land an Rohstoffen fast allen Zweigen der Manufactur darbietet, liegen, kann man sagen, beinahe ganz unausgebeutet, man müßte denn Das rechnen, was die Bauern hier und da zu ihrem Bedarf verwenden. Veraltete Methoden bei der Landarbeit sind die Regel, Verbesserungen die Ausnahme. Hacke, Messer, Tragkorb und allerlei altherkömmliche Geräthschaften müssen noch den Pflug, den Spaten, die Mistgabel, den Schiebkarren vertreten: Verfahrungsarten und Werkzeuge, die in Europa schon im vorigen Jahrhundert längst allgemein gebräuchlich waren, werden hier noch als unerreichbar oder als gewagte Neuerungen angesehen."

Während der sogenannten Lehrlingszeit (vom 1. Aug. 1834 bis gegen das J. 1838 hin) trat ein Verfahren ein, das die Neger nicht gerade sehr ermuthigen und „heben" konnte. Wie hätten sich auch westindische Pflanzer so schnell zu dem Glauben bekehren sollen, daß es eine Möglichkeit gebe, mit diesen „schwarzen Hunden" menschlich umzugehen? „Während des kurzen Zeitraums von zwei Jahren empfingen 60,000 Lehrlinge eine Viertelmillion Peitschenhiebe; 30,000 Lehrlinge wurden anderweitig bestraft mit dem Tretrade, mit Kettenarbeit und andern Mitteln gesetzmäßiger Tortur, sodaß die Leiden der Negerbevölkerung statt vermindert furchtbar vermehrt worden sind, und daß ihr Misvergnügen, ihre Erbitterung einen Grad erreicht hat wie nie zuvor, sich auch ohne die unausgesetzten Anstrengungen des Gouverneurs, der Missionnaire und einiger Magistratspersonen wahrscheinlich schon in offenem und allgemeinem Aufstand entladen hätte." Dies ist den amtlichen Berichten des Gouverneurs Sir Lionel Smith zufolge vollkommen wahr. Um so auffallender, um so mehr zu Gunsten der Neger sprechend sind die allgemeinen Resultate, welche sich für den Zeitraum der Lehrlingschaft herausgestellt haben. In dem Duperré'schen „Précis" sind dieselben in folgende Worte zusammengefaßt: „Die Ruhe ist kaum einen einzigen Augenblick gestört worden. Die emancipirte Bevölkerung zeigte im Allgemeinen Neigung zu arbeiten, wenn der Lohn pünktlich bezahlt wurde. Die Schwarzen zeigten einen zunehmenden Eifer, ihren Kindern die Wohlthat des Unterrichts in der Religion und in den Handarbeiten zu verschaffen. Die Verbrechen und Vergehen waren beständig im Abnehmen. Die Zahl der Loskaufungen vermehrte sich bis 1835 so sehr, daß es unvermeidlich schien, die völlige Freilassung schon vor dem bestimmten Termin eintreten zu lassen." Daß die Gesetzgebung, wie oben bemerkt, darauf ausging, den Schwarzen die Vortheile der Freiheit zu entreißen und sie unter dem Drucke festzuhalten, fällt nicht der britischen Regierung zur Last, die in der That mit dem größten Eifer und mit möglichster Behutsamkeit die Colonialangelegenheiten zu ordnen suchte, sondern lediglich der gesetzgebenden Colonialversammlung, welche alle nur möglichen Anstrengungen machte, die Verfügungen der englischen Regierung zu vereiteln und wirkungslos zu machen. Es war nichts Seltenes, daß der Gouverneur die Versammlung auflösen mußte. Dies geschah z. B. am 3. Nov. 1838, weil dieselbe sich den Verfügungen zur Verbesserung des Gefängnißwesens widersetzte. Die Emancipationsacte selbst, welche von der Versammlung angenommen wurde, war in einem solchen Geiste abgefaßt, daß der Staatssecretair für das Colonialwesen nicht umhin konnte, die Sanction der Acte aufzuschieben, bis einige Bestimmungen derselben, deren Fassung ihm für den Erfolg der Emancipation gefährlich schien, modificirt wären. Eine dieser Bestimmungen stellte die Formen fest, welche die Herren zu beobachten haben sollten, um drei Monate nach eingetretener Emancipation die Arbeiter aus Haus und Garten oder sonstigem Gut, wovon dieselben bis dahin den Genuß gehabt, austreiben zu können. Allerdings, meinte der Minister, müßten die Arbeiter belehrt werden, daß sie als freie Leute kein Recht mehr hätten, von ihren ehemaligen Herren Behausung und Verpflegung zu erwarten; indessen würde die wirkliche Austreibung der Freigelassenen ebenso unmenschlich als unpolitisch sein, und bedenklich sei schon die Art, in welcher dieses Recht der Herren in der Emancipationsacte ausgesprochen sei, nämlich so, als ob die Härte desselben nur die neu zu Befreienden träfe, als ob die Bestimmung erst für diese geschaffen wäre, weil bei den ehemaligen Loskäufen nicht von ihr die Rede gewesen. Eine an-

dere Bestimmung verpflichtete die Herren, kranke und schwache Neger vom Zeitpunkte der allgemeinen Freilassung ab noch zehn Monate lang (bis zum 1. Juni 1839) zu verpflegen. Diesen Termin fand der Minister zu kurz. Besonders aber fand er die Strafe zu gering, welche denjenigen Herren angedroht war, die die letztere Bestimmung übertreten und also ihre kranken und schwachen Neger verstoßen würden. Die Strafe war nämlich eine Geldstrafe und betrug fünf Colonialpfund (nicht ganz 20 Thaler). Die Einwendungen des Ministers hatten keinen Erfolg; die Legislatur von Jamaica bestand auf ihre ersten Beschlüsse und die Acte wurde mit den gerügten Bestimmungen publicirt.

Als der 1. Juni 1839 herannahte, hatte sich die gesetzgebende Versammlung noch nicht dazu bewegen lassen, für die Schwachen und Kranken, die von da an hülflos sein würden, Fürsorge zu treffen, sodaß der Gouverneur genöthigt war, das englische Ministerium um Erlaubniß zu bitten, diejenigen Schwarzen, welche öffentlicher Unterstützung bedürftig sein würden, den besoldeten Beamten (Stipendiary magistrates) zur Aufnahme in die Correctionshäuser und Hospitäler zu überweisen. Die erwähnten Beamten sind unabhängige, vom Staat eingesetzte Richter, deren es in jedem Kirchspiel zwei gab: ein großer Segen für die Colonie, weil sie persönlich unbetheiligt bei allen Streitsachen zwischen Weißen und Schwarzen waren, und weil sich auf ihre Unparteilichkeit rechnen ließ. Das Institut der Stipendiary magistrates war daher auch den Pflanzern ebenso sehr ein Dorn im Auge wie die Thätigkeit der Missionnaire. Es bildeten sich Comités, welche das englische Ministerium mit Adressen bestürmten, in denen sie über die besoldeten Richter und über die Anabaptisten Beschwerde führten und foderten, daß den Erstern die Aburtheilung der Rechtssachen entzogen, den Letztern das Predigen und sogar der Aufenthalt auf der Insel untersagt würde. Auf Anfrage des Colonialstaatssecretairs erklärte in dieser Beziehung der Gouverneur Sir Lionel Smith (Documente von 1839, Th. 1, Depesche Nr. 50): Über die Missionare habe er keine Controle zu üben; was die Beamten betreffe, so habe er diese befragt und sie leugneten die ihnen zur Last gelegten Vergehungen. Er, der Gouverneur, habe Ursache, ihnen vollkommenes Vertrauen zu schenken, könne sich auch recht wohl denken, was zu der Anklage Veranlassung gegeben. Die Pflanzer hätten seit dem 1. Aug. Übereinkommen untereinander getroffen, um den Arbeitslohn zum Nachtheil der Schwarzen festzustellen; hierauf nun hätten die Anabaptistenprediger ein wachsames Auge und versündigten sich gegen die Pflanzer darin, daß sie die Schwarzen zu verhindern suchten, umsonst zu arbeiten. Er, der Gouverneur, müsse selbst gestehen, daß er Negerweiber abgehalten habe, sich zu harter Feldarbeit hinzugeben u. s. w. Da die Comités nicht aufhörten Beschwerde zu führen, fand der Gouverneur noch oft von neuem Anlaß, über die nämlichen Verhältnisse Bericht nach England zu erstatten. In einem derselben (Depesche vom 3. Mai) sagt er: Es sei ihm unmöglich, auf die vagen Beschuldigungen, welche die Comités gegen die Prediger und gegen die Beamten vorgebracht hätten, Antwort zu geben. Des Vorwurfs, der ihm selbst gemacht worden, daß er nicht die Miliz gegen die Arbeiter gebraucht habe, sei er geständig. Seine Widersacher hätten noch hinzusetzen können, daß er, ohne einen einzigen Policeiagenten oder ein einziges Bayonnet zu requiriren, den Zweck erreicht habe, die Gesetze in Ansehen und aufrecht zu erhalten, wofür er den Dank dem friedlichen Einflusse der Prediger schuldig sei. Am 27. Aug. erklärte endlich der Minister: er habe nach sorgfältiger Prüfung aller eingegangenen Actenstücke die Klagen und Beschwerden der Comités grundlos befunden. Und damit hatte diese Sache ihr Ende.

Die Pflanzer schrien beständig nach Anwendung von Waffengewalt wider die angeblich widerspenstigen, arbeitsscheuen und die Mieths- und Pachtzahlungen verweigernden Neger. Über den letztern Punkt kann hier wieder eine Stelle aus Herrn Philippo's Buche angeführt werden: „Die meisten Güter, auf deren Bewirthschaftung die Eigenthümer während der Lehrlingszeit doppelte Arbeitskräfte verwendet hatten (zum Schaden der Lehrlinge, die deswegen ihre eigenen Landstücke vernachlässigen mußten), bedurften zunächst keiner Arbeiter, und da die Schwarzen als freie Leute ihre Dienste anboten, sahen sie zu ihrem Erstaunen, daß man ihrer nicht bedurfte und sie mit Hohn und Verachtung behandelte. Es zeigte sich bald, daß ein allgemeines Übereinkommen unter den Landbesitzern bestand, die auf diese Weise erzeugte gedrückte Stimmung der arbeitenden Classen zum Vortheil der Habgier und der Macht auszubeuten. Kurz, es wurde dahin gestrebt, die Freiheit der Neger zu einer noch ergiebigern Quelle des Gewinns zu machen als früher deren Sklaverei war. Zu diesem Ende wurden die gewaltthätigsten und unpolitischsten Maßregeln ergriffen. Manchmal wurden die Äcker, sogar die Häuser der Bauern zerstört; das Gewöhnlichere war, so übermäßig hohen Pacht- und Miethzins zu nehmen, daß ihn der Bauer durch Lohnarbeit neben seiner eigenen Wirthschaftsarbeit nicht erschwingen konnte. Solchen und ähnlichen Bedrückungsmaßregeln wurde ein gerechter aber schwacher Widerstand entgegengesetzt: Schimpf und Herzkränkungen waren die Folge. Die Pflanzer beharrten bei ihrem System und endlich sahen sich Scharen von Arbeitern gezwungen, der Anhänglichkeit an ihre alten Wohnungen zu entsagen und sich ihren eigenen freien Sitz (freeholds) zu gründen. Aus dieser und keiner andern Ursache entsprangen jene Berichte über Trotz und Faulheit der freien Bauern, welche so beharrlich und weithin verbreitet wurden. Glücklicherweise kann man hinzusetzen, daß jetzt ziemlich allgemein erkannt wird, wie ungerecht und unklug jenes Verfahren war und daß die Veranlassungen zu gegenseitigem Misvergnügen immer mehr hinwegfallen."

(Der Beschluß folgt.)

Bibliographie.

Aus den Denkwürdigkeiten der Helene Kottannerin. 1439. 1440. Leipzig, Engelmann. Gr. 8. 20 Ngr.

Baur, F. C., Lehrbuch der christlichen Dogmengeschichte. Stuttgart, Becher. 1847. Gr. 8. 1 Thlr. 12 Ngr.

Corso-Sträußchen. Berlins schöner Welt gebunden. Berlin, Reichardt u. Comp. 32. 10 Ngr.

Damitz, K. v., Heinrich der Vierte im Spiegel der Gegenwart. Drei Theile. Leipzig, Krappe. 8. 3 Thlr.

Hormayr, J. Freih. v., Taschenbuch für vaterländische Geschichte. 36ster Jahrgang der gesammten und 18ter der neuen Folge 1847. Berlin, Reimer. 8. 2 Thlr.

Mädler, J. H., Die Centralsonne. Dorpat. Gr. 4. 24 Ngr.

Major, C. F., Gedichte. Leipzig, K. Tauchnitz. 8. 15 Ngr.

Muffinan, F. J. B., Entwurf einer allgemein verpflichtenden und angemessen schonenden Heer-Verfassung. München, Franz. Gr. 8. 1 Thlr. 12 Ngr.

Panorama des Katholizismus. Faßliche Darstellung des Innern und Äußern der katholischen Kirche. Durch alphabetische Schlußregister ein katholisches Conversations-Lexikon. 1stes und 2tes Heft. Bonn, Wittmann. Kl. 8. à 5 Ngr.

Ressel, W. J., Handbuch der Universalgeschichte für gebildete Leser. 1ste Abtheilung (allgemeine Geschichte des Alterthumes). 1ste Lieferung. Wien, Doll's Enkel. Gr. 8. 9 Ngr.

Rick, K., Gedichte. Wien, Lechner. 8. 1 Thlr.

Soetbeer, A., Denkschrift über Hamburgs Münzverhältnisse. Hamburg, Hoffmann und Campe. Gr. 4. 1 Thlr. 10 Ngr.

Wagner, B., Papst Gregor XVI., sein Leben und sein Pontificat. 1ste Lieferung. Sulzbach, Seidel. Gr. 8. Vollständig in 3 Lieferungen 1 Thlr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 307. — 3. November 1846.

Volks-Bibliothek. Erster und zweiter Band.

I. Joachim Nettelbeck, Bürger zu Kolberg. Eine Lebensbeschreibung, von ihm selbst aufgezeichnet und herausgegeben von J. C. L. Haken. Zweite Auflage. Mit Nettelbeck's Bildniß und einem Plane der Gegend um Kolberg. Leipzig, Brockhaus. 1845. Gr. 8. 1 Thlr.

II. Der alte Heim. Leben und Wirken Ernst Ludwig Heim's. Aus hinterlassenen Briefen und Tagebüchern herausgegeben von Georg Wilhelm Keßler. Mit Heim's Bildniß. Zweite mit Zusätzen vermehrte Auflage. Leipzig, Brockhaus. 1846. Gr. 8. 1 Thlr.

Diese „Volks-Bibliothek" tritt, ihrer guten Sache gewiß, frisch und frei hervor, ohne ihr Erscheinen anders als durch die That, durch Das was sie bringt zu motiviren und zu rechtfertigen. Keine Vorrede gibt Kunde vom Zweck und Plane des ganzen Unternehmens, das denn doch auf eine weitere Ausdehnung und längere Dauer berechnet zu sein scheint. Aus den beiden vorliegenden Bänden möchte man für wahrscheinlich halten, daß das biographische Element vorherrschen werde, und es eignet sich das in der That ganz vorzüglich für eine „Volks-Bibliothek"; der Titel läßt indeß auch andere Bestandtheile zu, und je bedeutender und anziehender der Anfang ist, desto mehr möchte man wünschen zu erfahren, was weiter zu erwarten sei.

Wenn die naheliegende Frage hervortritt: wer denn das Volk sei, dem hier eine Bibliothek geboten wird, so müssen wir die Antwort auch lediglich im Inhalt der beiden ersten Bände suchen. Das Volk hat aber in unserer Zeit eine andere höhere Bedeutung gewonnen als das Wort früher hatte, etwa damals, als Musäus seine „Deutschen Volksmärchen" herausgab. Es läßt sich mit Märchen nicht so leicht sättigen; es fodert stärkere, wir möchten sagen, materiellere Nahrung, wie es auch an Poesie verloren, aber an Geneigtheit zur Reflexion zugenommen hat. In der „Volks-Bibliothek" scheint das Wort die doppelte Bedeutung zu haben, daß sie dem deutschen Volke und dem ganzen Volke gewidmet ist, also in vorzüglichem Sinn ein Nationalwerk werden will. Dem ganzen Volke, also in allen Schichten der Gesellschaft, auf der Höhe und in der Tiefe, sowol dem Stande und der bürgerlichen Stellung als der Bildung und den aus derselben hervorgehenden Ansprüchen nach. Ein solches Werk muß geeignet sein, den Höhergebildeten zu befriedigen, dem Mindergebildeten zugänglich zu erscheinen, Beide anzuziehen und festzuhalten. Dieser Foderung entsprechen die beiden ersten Bände vollständig, obwol sie billig eine etwas höhere Bildung in Anspruch nehmen als die des sogenannten gemeinen Mannes.

Der „gemeine Mann" ragt aber auch in unsern Tagen, obwol über den eigentlichen Pöbel hinaus, doch noch nicht so weit hinauf in die höhern Schichten als Diejenigen meinen, welche von der Mündigkeit des Volkes Viel zu sagen und zu rühmen wissen. Wer dem Volke, nämlich den untern Classen in Städten und Dörfern, nahe genug steht, um es gründlich beobachten zu können, der findet, ob er auch mit Unbefangenheit und Wohlwollen betrachtet was sein Auge sieht und sein Ohr hört, die Früchte der Anstalten zur Volksbildung noch keineswegs so gezeitigt wie man zu meinen geneigt ist. Abgesehen von der oft entsetzlichen Roheit und Ungebühr, die noch immer bei den Volksvergnügungen, auf Jahrmärkten u. s. w. selbst in cultivirten Gegenden hervortritt und die man nur eben dem Pöbel beimessen kann, legen Gemeindeberathungen und Gemeindebeschlüsse gar häufig eben nicht ein günstiges Zeugniß für die Volksmündigkeit ab. Man wird nur zu oft an die Xenie erinnert: „Einzeln sind sie so leidlich verständig" u. s. w. Es ist zu verwundern, wie leicht eine Versammlung sonst leidlich verständiger Männer, denen man wol zutrauen möchte, daß sie im Stande wären, guten Rath zu erfinden und eine zweckmäßige Anordnung zu treffen, durch das gehaltlose Geschwätz eines vorlauten Schreiers umgestimmt und zu den wunderlichsten Maßregeln verleitet werden kann. Wie viele Petitionen, die in den wichtigsten Angelegenheiten von zahlreichen Genossenschaften ausgehen, beurkunden auf eine beklagenswerthe Weise, daß die Leute nicht wissen was sie wollen, und nicht begreifen was ihnen frommt! Und doch ist unverkennbar jetzt mehr Intelligenz als je verbreitet und Volksbildung ein größeres Gemeingut geworden; aber es ist eine einseitige und bodenlose Bildung. Ein großer Theil des Geschlechts unserer Zeit ist in der dürftigen Schule des sogenannten Nationalismus aufgewachsen, der in seiner Einseitigkeit und Geistlosigkeit seine Zöglinge im Reflectiren und Raisonniren geübt, aber das Gemüth unangebaut und unbefriedigt

gelassen hat. Eine Bildung, die nicht den ganzen Menschen ergreift und durchdringt, muß eine schiefe Richtung nehmen und geben, die denn auch in vielen Erscheinungen unserer Zeit recht unverkennbar sich verräth. Es ist insonderheit das christlich-religiöse Element, dieser wesentliche und vorwaltende Bestandtheil echter Bildung, zu sehr in den Hintergrund gedrängt und ein Allerleiwissen mit übermüthigem Klugheitsdünkel und Nichtachten irgend einer noch so beglaubigten Autorität, ein gefährlicher Mangel an Pietät gefördert worden, daher denn auch, trotz des Rufens und Drängens nach bürgerlicher und kirchlicher Freiheit, die Grundbedingungen derselben viel zu wenig klar erkannt und unbefangen gewürdigt werden.

Das Bildungsbedürfniß ist indeß ein allgemeines geworden und heischt unabweisbar kräftige Befriedigung. Daher auch die durch alle Stände verbreitete Leselust, die in den Leihbibliotheken Nahrung sucht und oft sehr dürftige, öfter sehr ungesunde findet. Die schalsten Ritter- und Räuberromane haben noch immer ein zahlreiches Publicum, das die Geschichten „gedruckt in diesem Jahr", „Die schöne Melusine" und „Der gehörnte Siegfried", obwol in diesen unendlich mehr Poesie waltet als in jenen Fabriksudeleien, verschmäht und an der lesen Kost sich genügen läßt. Käme nur mehr echte gesunde Poesie in die Volkslecture, so würden die Schwingen der Volksbildung doch etwas freier und tüchtiger sich regen! Neben dem Poetischen ist es besonders Geschichtliches, was den meisten Anklang und Eingang findet, wenn es nur anziehend, lebendig, anschaulich dargestellt wird. Vorzüglich reichen Bildungsstoff enthalten gediegene Biographien ausgezeichneter Menschen, indem sie nicht nur den Gesichtskreis erweitern, sondern auch läuternd und kräftigend auf die Gesinnung einwirken, zur Selbstbetrachtung und Selbstbeobachtung einladen und anleiten.

Diese neue „Volks-Bibliothek" konnte daher nicht zweckmäßiger beginnen als mit den beiden höchst interessanten Lebensbildern, welche den Raum der ersten zwei Bände einnehmen. Nettelbeck und der alte Heim sind tüchtige deutsche Männer, Jeder in seiner Art ausgezeichnet und auf seinem Standpunkte in einflußreicher Wirksamkeit sich bewährend. Steht Heim wie der Wirksamkeit und dem äußern Verhältniß nach, so in der Bildung und Gesinnung höher als Nettelbeck, so ist doch auch Dieser mit seiner rauhern Außenseite ein sehr wackerer Mann, Dessen Lebensschicksale des Reizes einer größern Mannichfaltigkeit nicht entbehren, während Heim's Leben, obwol in mannichfachen Verhältnissen nach oben und unten sich bewegend, einförmiger dahinfloß. Heim ist unstreitig eine höhere und liebenswürdigere Persönlichkeit; das religiöse Leben hat sich in ihm tiefer, reicher, kräftiger entfaltet und ist die Seele seines Wirkens geworden; er denkt, will, redet und handelt als ein Christ und hat in der Zeit des überhandnehmenden Unglaubens sich ein kindlich-gläubiges Herz bewahrt, ohne am Buchstaben des Dogmas zu haften.

Es kann nicht unsere Absicht sein, Beide miteinander zu parallelisiren; Jeder ist, in seiner Eigenthümlichkeit aufgefaßt, ein ehrenwerther Mann und gewinnt uns eine Theilnahme ab, die vom Anfang bis zum Ende seiner Biographie dergestalt sich steigert, daß man mit ihr sich immer mehr befreundet und nicht ohne mannichfache Belehrung, Anregung, Ermunterung ihn durch alle Stadien seiner Laufbahn begleitet. Um so gewisser eignen sich beide Biographien zu einem empfehlungswerthen Volksbuche im besten Sinne des Wortes, und wie sie beide hier bereits in einer zweiten Auflage vorliegen, so wird das Wohlgefallen und der Beifall, womit sie beim ersten Erscheinen ausgezeichnet wurden, sich jetzt nur erneuen und erweitern.

(Die Fortsetzung folgt.)

Jamaica und die dortigen Neger.

(Beschluß aus Nr. 306.)

Theils zur Bestätigung, theils zur Erläuterung dieser Angaben folge hier Einiges aus Gurney. „Wo die Bauern gute Behandlung gefunden haben und richtig bezahlt worden sind, haben sie fast nie verfehlt auf den Gütern ihrer ehemaligen Herren fortzuarbeiten. Aber leider ist die Colonie mit den unseligen Zinshändeln sehr geplagt gewesen. Die Aufmerksamkeit der Schwarzen wurde im Augenblick ihrer Freilassung sogleich auf diesen Punkt gelenkt, der sie in hohem Grade beunruhigen mußte .... Die Pflanzer suchten die Rente (den Pacht- und Miethzins der an Neger überlassenen Häuser und Landstücke) zu verdoppeln, zu verdreifachen, ja in manchen Fällen zu vervierfachen, oder sie federten sie als Kopfsteuer nach der Zahl der Familienglieder ein, um Arbeit der Schwarzen zu erzwingen, ohne selbige baar zu bezahlen. Oft wurde dann gegen die armen Schuldner mit Auspfändung oder Einsperrung verfahren. Leider ist dieses System weit und breit auf ganz Jamaica herrschend gewesen .... Bei vorkommenden Streitigkeiten zwischen Aufsehern und Arbeitern über die Dauer der Arbeitszeit oder den Arbeitslohn wurde den Arbeitern gewöhnlich mit Vertreibung aus ihren Wohnungen gedroht. Häufig wurde dann diese Drohung gewaltsam ausgeführt. Hütten sind ihnen abgedeckt, ja ganz und gar demolirt, Cocusnuß- und Brotfruchtbäume umgehauen, Gartenstücke geplündert oder mit Ochsen niedergetreten worden, sodaß die Arbeiter am Ende genöthigt waren, sich auf andere Güter überzusiedeln oder kleine Freigüter auf den benachbarten Bergen anzukaufen." Zu mehrer Beglaubigung dieser Nachrichten will ich auch noch aus den Berichten des Gouverneurs Einiges anführen. „Seit dem 1. August", schrieb Sir Lionel Smith in seiner Depesche vom 10. Sept., „ist allerdings ein beträchtliches Nachlassen der Arbeitslust spürbar; jedoch muß man anerkennen, daß die Schwarzen sich nie geweigert haben, für vernünftigen Lohn zu arbeiten.... Zu der Verringerung der Arbeit haben nicht wenig die Zwistigkeiten beigetragen, welche wegen der Zinsfoderungen der Pflanzer entstanden sind." „Es ist mir schmerzlich", heißt es in einer andern Depesche vom 24. Sept., „daß ich über den Zustand der Insel nichts Erfreulicheres zu berichten habe. Aber zwei Thatsachen von höchster Wichtigkeit stehen nach bisheriger Erfahrung fest" (nämlich daß die Neger willig sind, für billigen Lohn zu arbeiten, die Pflanzer aber nicht willig, ihnen solchen zu gewähren). „Der freie Schwarze hat überall die größte Lust gezeigt, für angemessenen Lohn zu arbeiten. Weit entfernt, sich in die Wälder zurückzuziehen, um müßig zu leben, wie es die Gegner der Emancipation prophezeit hatten, unterwirft er sich lieber den ärgsten Quälereien und Bedrückungen, um sich nur nicht aus seinem alten Hause

vertreiben zu lassen. Ungeachtet so vieler Versuche, ein künstliches Sinken der Arbeitslöhne hervorzubringen, und ungeachtet des Joches, das auf den Arbeiterclassen liegt, ist ihr Betragen stets so geduldig und unterwürfig gewesen, daß man es nicht genug loben kann. Ich fürchte Nichts für die Ruhe der Insel, obwol es nicht in meiner Macht steht, das übermäßig harte Loos zu mildern, welches diese Classen zu erdulden haben." Aus einer Depesche vom 3. Dec. entnehme ich folgende Klage: „Zum Gedeihen der freien Arbeit auf Jamaica fehlt Nichts als daß die Arbeiter mit Billigkeit behandelt werden. Aber die schlechte Behandlung einerseits und das Misvergnügen andererseits haben bis jetzt große Unterbrechungen der Arbeit bewirkt. Die Cultur der Insel hat darunter sehr gelitten." Am 8. Jan. 1839 schrieb der Gouverneur: „Kein Gesetz sichert den arbeitenden Classen ihren Lohn, den Pflanzern die bedungene Arbeit. Aus dem Mangel an gesetzmäßiger Feststellung der Verhältnisse zwischen Pflanzer und Bauer sind übermäßige Zinsfoderungen und übermäßige Lohnfoderungen entstanden. Ich habe in zwei Sitzungen der Gesetzgebenden Versammlung vergeblich darauf gedrungen, daß sie ein Gesetz über die Bedingungen der Arbeit berathen und erlassen möge."

Hier zeigt sich die Wirkung eines Verhältnisses, welches Herr Philippo als einen Mangel in der Verfassung der Colonie beklagt. Die Schwarzen konnten nicht sogleich an den Arbeiten der Gesetzgebung Antheil erhalten. In der Gesetzgebenden Versammlung waren nur ihre Dränger, nicht aber sie vertreten. Lord Brougham hatte ganz Recht, als er dem Antrage auf Einführung einer solchen einseitigen Verfassung für die Capcolonie seine Zustimmung (am 21. Juni 1842) versagte, indem er erklärte: „Es sei Dies nur ein Mittel, das die weiße Bevölkerung zu gewinnen suche, um die durch die Emancipation der Sklaven verlorene Gewalt über die Neger in Form der Gesetzgebung von neuem auszuüben. Wenn später die ehemaligen Sklaven in der Lage sein würden, zur Geltendmachung ihrer Interessen an den Verfassungsrechten Antheil zu nehmen, könne die Sache wieder zur Sprache gebracht werden." Als Herr Gurney auf Jamaica war, besuchte er auch das Haus der Versammlung. „Einer der lebhaftesten Redner", sagt er, „war ein Farbiger. Es sind ihrer Mehre in der Versammlung und Einige derselben sind tapfere Vertheidiger der von der heimischen (englischen) Regierung anempfohlenen Maßregeln. Es wäre ein Glück für Jamaica gewesen, wenn die Majorität der Gesetzgebenden Versammlung aus solchen Männern bestanden hätte; denn Nichts hat meiner Meinung nach dem Frieden und dem Gedeihen der Colonie mehr Eintrag gethan als die Annahme von Localgesetzen, welche dem Geiste der Emancipation schnurstracks zuwiderliefen."

Zu den niederträchtigen Ränken und der unmenschlichen Roheit der weißen Bevölkerung bietet das Betragen der armen ungebildeten, als dumm und viehisch, boshaft und zügellos von ihren Tyrannen verschrienen schwarzen Bevölkerung einen seltsamen Gegensatz. Vom ersten Augenblicke der Freilassung an bis zu dieser Stunde strömen alle Berichte der Gouverneure von dem Lobe der Neger über. Kein gutwilligeres, lernbegierigeres, friedfertigeres, geselligeres, billigdenkenderes, gastfreundlicheres, gerechtigkeitsliebenderes Volk braucht man sich zu wünschen. Daß sie aber auch voller Fehler und Eigensinn steckten, daß sie oft bei der Arbeit die Geduld ihrer Aufseher auf harte Proben stellten, kann man sich denken. Die Berichte erwähnen auch Dies; allein das Lob überwiegt beiweitem in allen officiellen Berichten wie in den Schilderungen Gurney's, Philippo's und Anderer. Einige Beispiele. Eine Depesche des Gouverneurs (Jan. 1839) berichtet, daß am 1. Jan. die Magistratspersonen der Kirchspiele St.-Ann, St.-Elisabeth und St.-James eine Zusammenkunft hatten, in welcher sie unter Anderm anerkannten, daß die Weihnachtsfeier, die erste seit der Befreiung, in solcher Ruhe und Ordnung vorübergegangen, daß der Fortschritt der schwarzen Bevölkerung auf dem Wege der Civilisation augenscheinlich sei. Die Neger hatten den Überschuß ihrer freien Arbeit zu Einkäufen benutzt, welche von ihrem Geschmack an Manufacturproducten Zeugniß gaben. Ferner wurde bezeugt, daß die Zahl der Diebstähle sowie aller andern Verbrechen und Vergehungen abgenommen hatte. Eine andere Depesche aus demselben Monat berichtet, daß in Folge der bei der letzten Gesetzgebenden Versammlung vorgekommenen heftigen Angriffe auf die schwarze Bevölkerung, namentlich auf den zur Sekte der Anabaptisten gehörigen Theil derselben, Negerversammlungen stattgefunden haben, in denen Nichts beschlossen wurde als eine Adresse, die zuerst der Krone den innigen Dank der schwarzen Bevölkerung für die Emancipation und die Versicherung ihrer unwandelbaren Treue ausdrückt, sodann aber bittet: „die Krone wolle von ihrem souverainen Rechte Gebrauch machen, um die Befreiung von dem Joche, unter welchem die farbige Gesellschaft noch seufze, zu vollenden." Allerdings erkennt man in diesem Schritte die leitende Thätigkeit der Geistlichen, aber es ist ja auch genug, die Neger so willig und friedlich Rath annehmen und sich auf gesetzliche Maßregeln beschränken zu sehen. Dies verdient um so mehr Bewunderung und Lob, wenn man bedenkt, daß gleichzeitig die stürmischen Zusammenkünfte der Pflanzer statthatten, auf welchen Maßregeln zur Unterdrückung der Negerrace beschlossen und wenigstens mit Worten arg gegen diese gewüthet wurde. Zu wiederholten malen war laut Angabe der Pflanzercomités ein Gerücht unter den Negern im Umlauf, als stehe ein Gesetz der Metropole bevor, dem zufolge die ehemals den Sklaven von ihren Herren eingegebenen Häuser und Gärten denselben nach der Freilassung rechtmäßig verbleiben sollten. Am 25. Mai erließ der Gouverneur infolge einer Auffoderung des Colonial-Staatssecretairs eine Proclamation, worin er dieses Gerücht für unbegründet erklärte. Auf der Stelle hatten in allen Kirchen zahlreiche Negerversammlungen statt, welche gegen das Vorgeben, als laufe ein solches Gerücht unter ihnen um, protestirten und dasselbe in Adressen an den Gouverneur für verleumderisch erklärten. Eine Anzahl von Depeschen enthält criminal-statistische Übersichten, aus denen sich die fortwährende Abnahme der Bestrafungen ergibt. „Wir haben zu unserer Freude", sagt Gurney 1840, „aus den zuverlässigsten Quellen die Gewißheit geschöpft, daß auf der ganzen Insel die Zahl der Straffälle beständig im Abnehmen und daß sogar in einigen Districten des Landes keine einzige Verurtheilung mehr vorgekommen ist."

Allmälig fingen die Pflanzer an, sich durch die Erfahrung belehren zu lassen, daß sie selbst mehr Vortheil von der freien Arbeit der Neger als von den Sklavendiensten hätten. Daß sich diese Einsicht so schwer Bahn brach, dazu hat wol besonders der Umstand beigetragen, daß beiweitem die meisten Güter auf Jamaica abwesenden, in England wohnhaften Eigenthümern gehören. Die Eigenthümer haben Anwälte oder Bevollmächtigte in Jamaica, die das Gut und oft mehre Güter zugleich bewirthschaften, die Verwaltung aber gewöhnlich ganz und gar den Aufsehern (Overseers), die sie anstellen, rohen und gewaltthätigen Leuten, anvertrauen. Auf denjenigen Gütern, die unter dem Auge ihres Eigenthümers standen, wurde der Vorzug freier Arbeit vor Sklavenarbeit am ehesten erkannt.

Diesen Vorzug stellt vorzüglich Gurney durch eine sehr bedeutende Menge von einzelnen Beispielen in das glänzendste Licht. Ich kann an diesem Orte nur Einiges davon anführen, will aber für Diejenigen, welche weiter nachsehen wollen, den Titel seines Buches hierhersetzen: „A winter in the West-Indies, described in familiar letters to Henry Clay of Kentucky, by *Joseph John Gurney*" (3. Aufl., London 1841). Auf der Kaffeeplantage Halberstadt, die einem Farbigen gehört, wurden nach Gurney's Angabe 170 Sklaven und zwischen 1834 und 1838 ebenso viele Lehrlinge gebraucht; seit der Emancipation reicht der Eigenthümer mit 54 freien Arbeitern aus, welche vier Tage wöchentlich für ihn arbeiten, einen Tag auf ihr eigenes Land und einen Tag auf den Markt verwenden. Ein Sklave kostete durchschnittlich 5 Pf. St. das Jahr: also kosteten 170 Sklaven

jährlich 850 Pf. St. Das Wochenlohn für die freie Arbeit beträgt 4 Sh. 6 Pf. (wobei ein Tag gegen Zins gerechnet ist), also für 54 Arbeiter in 50 Wochen (zwei Wochen gehen der Feiertage wegen ab) 607 Pf. St. 10 Sh. Der Eigenthümer erspart daher jährlich 212 Pf. St. 10 Sh. gegen ehemals. Ebenso gut ist es überall gegangen, wo die Eigenthümer hinlänglichen Lohn bewilligten und keinen übermäßigen Zins foderten, am besten da, wo keine Gegenrechnung eingeführt, sondern Lohn und Zins als zwei abgesonderte Angelegenheiten behandelt wurden; denn bei der Gegenrechnung ist der Arbeiter meistens gezwungen, den Ertrag seiner eigenen Landarbeit dem Herrn zu überlassen, der alsdann den Preis bestimmt, während der Arbeiter auf dem Markte mehr für seine Producte erhalten könnte. Und so geschieht es, daß der Arbeiter ausschließlich für den Herrn sowol auf Dessen als auf seinem eigenen Lande arbeitet, also schlimmer als ein Sklave daran ist. Auf den glücklichen Gedanken der Trennung von Zins und Lohn ist besonders ein Eigenthümer Namens Bravo gefallen, der gegen Hrn. Gurney sich des guten Erfolgs hiervon rühmte. Derselbe stellte aus seiner und aus allgemeiner Erfahrung den Satz auf, daß die freien Neger überall auf den Grundstücken ihrer ehemaligen Herren vortrefflich arbeiteten, wo sie irgend mit Billigkeit, Güte und Klugheit behandelt würden.

Herr Gurney besuchte auch mehre freie Dörfer. Eins derselben, welches er näher beschreibt, bildete eine Ansiedelung von 70 Familien. Sie hatten gute fruchtbare Landflecke angekauft und ganz nette, wohnliche Häuschen gebaut. Ihr Landbau brachte Einigen einen jährlichen Reinertrag von 20—50 Pf. St. „Es sind", sagt Gurney, „ordentliche, verständige Leute, die ihren Vortheil wahrzunehmen wissen und es immer besser lernen." Dies zur Widerlegung des Vorurtheils, als ob die Neger voraussichtslos und leichtsinnig in allem ihren Handeln wären. Auch Herr Philippo gibt Schilderungen von neu entstandenen Dörfern. „Ich besuchte", sagt er unter Anderm, „Sligoville und blieb eine Woche daselbst. Jedes Loos vom Gemeindelande ist verkauft und viele Personen haben Nichts mehr erhalten können. Diese Ortschaft ist in einem blühenden Zustande. Rohr, Erdfrucht, Obst, Alles ebenso gut und besser als irgendwo auf der Insel. Viele der Bauern hatten keinen Penny, als sie ankamen; sie arbeiteten aber und machten für das Land Abzahlungen von seinem Ertrage. Sie haben wohnliche Häuschen gebaut und leben jetzt vollkommen glücklich, soweit Menschenglück vollkommen sein kann."

Herr Philippo erzählt eine Menge Geschichtchen, um den Scharfsinn und überhaupt die geistige Fähigkeit der Neger zu beweisen. Zur Mittheilung hier wähle ich nur ein paar Muster von Negerberedtsamkeit aus. Ein Neger und eine Negerin wurden vor Gericht gestellt, der Erstere, weil er von der Arbeit weggelaufen, die Letztere, weil sie sich ebenfalls davongemacht, um nicht Federvieh bezahlen zu müssen, welches unter ihrer Aufsicht gestorben war. Der Neger vertheidigte sich wie folgt: „Massa, ich habe kein Haus. Ich habe einen Brotnußbaum abgeschnitten und habe gesehen, daß ein Baumhacker sich in den Baum sein Haus gebaut hatte. Ich habe zu mir gesagt: Ich armer Schelm! Der Baumhacker hat es besser als ich; der Baumhacker hat Zeit genug, sein Haus zu bauen, und wenn der Baumhacker Morgens schläft, braucht er sich nicht zu fürchten vor einem bösen Buscha, der ihn peitscht, weil er nicht vor Tage ausgegangen und für den Buckra gearbeitet hat. Ich habe gedacht, daß es sehr hart für mich ist, es schlechter zu haben als der Baumhacker, und habe dem Buscha des Baumhackers Haus gezeigt und gefragt, warum er nicht dem Baumhacker das Haus baut wie mir und läßt den Baumhacker Brotfrucht schneiden und Zuckerrohr graben wie mich. Da hat mich Buscha gepeitscht, bis ich halbtodt war. Gesetzt, Sie, so ein hübscher Mann wie Sie, gehörten ihm, er würde Sie auch peitschen, bis Sie halbtodt wären." Die Vertheidigung der Negerin war noch feiner. Der Vorsitzende im Gericht war Arzt. Sie sagte: „Massa, ich bin Vogelhausfrau und die Truckies (Puten) sterben mir unter der Hand jeden Tag; sagt Buscha, ich muß dafür bezahlen. Nun, Massa Doctor, Sie sind ein geschickter Mann, Kranke zu heilen, und wenn Sie können, werden Sie sie heilen; wenn aber die Zeit kommt, daß sie sterben müssen, so müssen sie sterben; denn wiewol Massa ein sehr geschickter Mann, ein sehr guter Doctor, kann Massa doch nicht anders als Gott will. Ebenso, Massa, wenn die Zeit kommt, daß die Puten sterben sollen, müssen sie sterben. Nun, Massa Doctor, gesetzt, es sind Neger krank im Hothouse und die Zeit kommt zu sterben, und Gott läßt sie sterben, wäre es nicht sehr hart für Sie, wenn Sie sollten bezahlen für die todten Neger? So ist es auch für mich sehr hart, daß ich soll bezahlen für die todten Puten. Buscha hat aber gesagt, daß er mich wird peitschen, darum bin ich weggelaufen."

G. Julius.

Bibliographie.

Agende, Visitations- und Consistorial-Ordnung des Kurfürsten Johann Georg von Brandenburg, vom J. 1572 und 1573, mit einer geschichtlichen Einleitung aufs Neue herausgegeben. Berlin, Oehmigke. Gr. 8. 18 Ngr.

Beethoven-Album. Gestiftet und beschrieben von einem Vereine von Künstlern und Kunstfreunden aus Frankreich, England, Italien, Deutschland, Holland, Schweden, Ungarn und Russland. Stuttgart, Hallberger. Gr. Lex.-8. 6 Thlr.

Boehmer, J. F., Zweites Ergänzungsheft zu den Regesten Kaiser Ludwig's des Baiern und seiner Zeit 1314—1347. Leipzig, Kersten. Gr. 4. 7½ Ngr.

Das Buch von der Frescomalerei. Heilbronn, Landherr. Gr. 8. 20 Ngr.

Busche, H. v., Populäres Staatslexikon in Einem Bande. 1ste Lieferung. Stuttgart, Hallberger. Schm. 4. 6 Ngr.

Philosophisch-humoristisch-satyrisches Conversationslexikon für alle Stände. Creutzburg, Fischer. 8. 15 Ngr.

Echo's aus den Urwäldern oder Skizzen transatlantischen Lebens. Nach englischen Quellen bearbeitet von F. Gerstäcker. Leipzig, Gerhard. 1847. Kl. 8. 1 Thlr.

Foudras, Marquis de, Gräfin Alvinzi. Roman. Zwei Theile. Stuttgart, Hallberger. Kl. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Galletti's, J. G. A., Allgemeine Weltkunde. 16te Auflage, durchaus umgearbeitet und vermehrt im geographisch-statistischen Theile von J. G. F. Cannabich, im historischen Theile von H. Meynert, im mathematisch-physikalischen Theile ganz neu bearbeitet von Schulz v. Straßnitzky. 1ste und 2te Lieferung. Pesth, Hartleben. Gr. 4. à 1 Thlr.

Hamâsa, oder die ältesten arabischen Volkslieder, gesammelt von Abu Temmâm, übersetzt und erläutert von F. Rückert. 2ter Theil. Stuttgart, S. G. Liesching. Gr. 8. 2 Thlr. 5 Ngr.

Hanke, Henriette, Sämmtliche Schriften. 81ster bis 94ster Band: Elfriede. Hannover, Hahn. Gr. 12. 2 Thlr.

Der Mann des Volks, oder Triumph der Tugend. Romantisches Gemälde aus der letzten Hälfte des 17. Jahrhunderts. Drei Theile. Leipzig, Krappe. 8. 3 Thlr.

Sperschil, J., Populäre Geschichte der katholischen Kirche für Bekenner aller Confessionen. 1ster Band. 1ste und 2te Lieferung. Leipzig, E. Fleischer. Gr. 8. 15 Ngr.

Stephan, W., Wissen und Glauben. Skeptische Betrachtungen. Hannover, Helwing. Gr. 8. 20 Ngr.

Wette, W. M. L. de, Die biblische Geschichte als Geschichte der Offenbarungen Gottes. Leitfaden für Lehrer. Berlin, Reimer. Gr. 8. 10 Ngr.

Wild, F. K., Glaubensmuth in bewegter Zeit. Eine wahre Geschichte. Stuttgart, Steinkopf. 12. 7½ Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: **Heinrich Brockhaus.** — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 308. — 4. November 1846.

Volks-Bibliothek. Erster und zweiter Band.

(Fortsetzung aus Nr. 307.)

Erster Band. Nettelbeck, geboren in Kolberg 1738, gestorben in der Vaterstadt 1823. Der biedere Pommer hat eine schlichte, treuherzige, überall das Gepräge unumwundener Wahrhaftigkeit an sich tragende Selbstbiographie gegeben, in welcher der Herausgeber nur kleine Nachhülfen hinsichtlich der Ökonomie des Werkes und der Stellung der Begebenheiten, aber keine beträchtlichen Änderungen in Inhalt und Form sich erlaubt hat. Als in der ersten Auflage die ersten beiden Bändchen vor 25 Jahren, das dritte zwei Jahre später im Druck erschienen, wurden sie überall mit der lebhaftesten Theilnahme, ja mit Begeisterung aufgenommen. Damals war die Erinnerung an Das, was Zeitungen und Flugschriften über den wackern Bürger Kolbergs mittheilten, Dessen heldenmüthiger, jeder Aufopferung fähiger Patriotismus zur siegreichen Vertheidigung dieser jungfräulichen Festung bedeutend mitgewirkt hatte, noch jung und frisch, und begierig ergriff man die Bändchen, die eine zusammenhängende Darstellung jener Thatsachen erwarten ließen, die man bis dahin nur fragmentarisch gekannt hatte. Von einem Manne dargestellt, der nicht nur Augen- und Ohrenzeuge, sondern selbstthätiger Theilnehmer gewesen, mußten die folgereichen Begebenheiten wie an Anschaulichkeit so an Glaubwürdigkeit gewinnen, und Hohe und Niedrige, Alte und Junge ergötzten sich an dem einfältig-treuen Lebensbilde aus einer wechselreichen, noch nicht lange vergangenen Zeit. Das Interesse an jenen Wendepunkten nicht nur preußischer, sondern auch deutscher Zustände ist, wenn auch etwas abgekühlt, doch noch lebhaft genug, um dem Buche einen weiten Lesekreis zuzuführen, um so mehr, als Nettelbeck's Leben, aus der Zeit Friedrich's des Großen in die neuere hineinragend, fast drei Menschenalter mit ihren eigenthümlichen Gebarungen an unserm Blick vorübergehen läßt. Es ist ein vielbewegtes, thatkräftiges Menschenleben, das wir hier von der Wiege bis zum späten Greisenalter begleiten, auf kühnen Seefahrten, wo Muth und Geistesgegenwart aus drohenden Gefahren erretten, an die Gestade Hollands, Englands, Frankreichs, Portugals und hinüber an die Sklavenküste Afrikas, durch Stürme und Unwetter, Brandung und Klippen, bis ein Schiffbruch die Seefahrten endet und den unverzagten Seemann in einen nicht minder unternehmenden Landmann verwandelt.

Zum Meerdurchsegler geboren, schnitzelt sich der Knabe aus Spänen und Baumrinde Schifflein und läßt sie, mit Wimpeln geschmückt, auf Rinnsteinen, Teichen oder auch auf der Persante schwimmen; seine größte Lust ist, auf dem Schiffe seines Oheims in unruhiger Geschäftigkeit, die ihm bis zum späten Alter eigen blieb, Alles zu betrachten und zu berühren, und nur seine Lust am Gartenbau und an der Beschäftigung mit seiner Taubenschar kann ihn ein wenig vom Wasser abziehen. Zum Sitzen und Lernen wenig geneigt, wird er zuerst durch das Bedürfniß, mit der Steuermannskunst sich bekannt zu machen, zu fleißigerm Studium angetrieben, und die schärfste Kälte langer Winternächte hindert ihn nicht an der ebenso ergötzlichen wie belehrenden Betrachtung des Sternenhimmels. Um es an keiner Vorübung zur Seefahrt fehlen zu lassen, klettert er mit einem Altersgenossen gleicher Neigung im Sparrwerk der großen Kirche und im Gebälk des hohen Thurms umher, dann hinaus durch die Luken am Glockenstuhl auf den Forst des kupfernen Kirchendachs, auf dem er bis zum Giebel hin und wieder zurückreitet, zum Staunen und Entsetzen der tief unten zahlreich versammelten Zuschauer.

Erst elf Jahre alt, macht er seine erste größere Seefahrt. Der Oheim nimmt ihn mit nach Amsterdam; dort entzückt und reizt ihn der Anblick der großen Schiffe, und er kann dem Gelüste nicht widerstehen, auf einem Ostindienfahrer sein Glück zu versuchen. Bei nächtlicher Weile entschlüpft er dem Oheim und schleicht auf einem Schiffe sich ein, welches, zum Sklavenhandel an der Guineaküste bestimmt, zum Absegeln bereit ist und auf sein dringendes Bitten und Flehen ihn endlich als Schiffsjungen aufnimmt. So sieht der Knabe schon die afrikanischen Küsten, besucht Surinam und kehrt durch den Atlantischen Ocean nach 21 Monaten wohlbehalten nach Amsterdam und von dort zur Freude der Seinen, die ihn längst todt gewähnt, nach Kolberg zurück, wo er bis ins vierzehnte Jahr regelmäßigen Unterricht empfängt und die kirchliche Confirmation erlangt.

Dann vermag Nichts ihn länger auf dem Lande zu erhalten. Er fährt als Matrose nach Memel, Liverpool,

Dünkirchen, über Norwegen nach Danzig und nach Kolberg zurück, reist zwei Jahre lang auf der Ost- und Nordsee umher, nach Dänemark und Schweden, England und Schottland, Frankreich und Holland, dann als Constabler, auf der längern Fahrt als Untersteuermann nach Surinam, bald hernach auf einem andern Schiffe nach Curaçao und wieder nach Kolberg zurück. Auf einer neuen Fahrt wird die Schaluppe, in der er von Helsingör nach dem Schiffe zurückfährt, durch heftigen Sturm umgestürzt, dann das Schiff selbst vor der flandrischen Küste zertrümmert, der Oheim tödtlich verwundet, er selbst mit einem jüngern Bruder und einem Sohne des Oheims gerettet; das Schiff, das mitten im Winter die Geretteten heimführen soll, strandet vor der Insel Schelling, und wieder wird nur er mit seinen beiden Leidensgefährten den tobenden Wellen entrissen. Ein Trost in großer Trübsal war die Barmherzigkeit, die ihnen erwiesen ward. Mühselig schleppten sie sich, größtentheils zu Fuße wandernd, über Lübeck in die Heimat zurück.

Hier harrt seiner andere Gefahr. Werber kommen, um ihn zum Rekruten zu pressen. Durch List und Entschlossenheit dieser Gefahr entronnen, tritt er in Königsberg als Steuermann einer kleinen Jacht ein, welche er, da der Schiffer unterwegs schwer erkrankt, durch die Nordsee und die Orkaden nach Westschottland führen soll. Von englischen Kapern ausgeplündert und arg gemishandelt, mit dem entmasteten Schiffe kümmerlich den Texel erreichend, muß er krank in Medemblik zurückbleiben und benutzt die unfreiwillige Muße, die Kunst Compasse zu fertigen gründlich zu erlernen. Dann wieder heimgekehrt, findet er Gelegenheit, bei der Belagerung Kolbergs durch die Russen (1758) seinen Patriotismus zu bethätigen und als scharfsinniger Beobachter Erfahrungen zu sammeln, die ihm später bei der Vertheidigung seiner Vaterstadt sehr zu statten kamen; dann geht es wieder zur See nach Amsterdam, von dort nach Surinam und weiterhin nach St.-Eustaz. Auf der Rückkehr nach stürmischer Fahrt von englischen Kapern nach England geführt, muß er auf einem englischen Schiffe Dienste nehmen, bis er in Danzig frei gemacht wird.

Während der zweiten Belagerung Kolbergs durch die Russen (1760) leistet er der Vaterstadt wieder nützliche Dienste. Darauf führt er als Steuermann ein Schiff nach Amsterdam, und von dort, nachdem der Schiffer vom Sturm ins Meer geschleudert worden und ertrunken war, nach Pillau zurück, wo er, weil des Schiffers Geld und Kleinode nicht aufzufinden waren, in ehrenkränkenden Verdacht geräth, gegen welchen er erst nach geraumer Zeit durch eine glückliche Entdeckung der vermißten Sachen gerechtfertigt ward.

Die größern und kleinern Seefahrten und Gefahren, die Nettelbeck nun als Eigner eines kleinen Schiffs während des Siebenjährigen Kriegs bestand, seine rüstige Thätigkeit bei der großen Feuersbrunst in Königsberg und bei der Bergung eines brennenden Schiffs; das Unglück, das über ihn hereinbrach, da er, weil er selbst kurz vor der Abfahrt erkrankte, sein mit Mühe und Arbeit erworbenes Transportschiff einem treulosen Führer anvertrauen mußte, von dem er es ausgeplündert und mit Schulden beladen zurückerhielt; das größere Misgeschick, da er nach einer widerwärtigen Fahrt von der französischen Küste, wo er Steinsalz eingekauft und abermals große Gefahren überstanden hatte, nach Königsberg zurückkehrend, in einen langwierigen und kostspieligen Proceß mit betrügerischen Assecurateurs verwickelt, sein liebes Schiff an seine Gläubiger abtreten, dann drei Jahre lang mit kleinen Fahrzeugen an der Ostseeküste hin taglöhnern und für sich und die Seinen das Brot kümmerlich erwerben mußte, bis sein Proceß in letzter Instanz zwar gewonnen, aber weil indeß die Gegenpartei fallirt hatte, auch seine völlige Verarmung entschieden ward: — das Alles muß man in der lebhaften und höchst anziehenden eigenen Darstellung des schwergeprüften, doch nicht verzagten Mannes selbst lesen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Über Nicolas Dietrich Giseke.

Wie Viele lesen heute wol noch die wohlklingenden, eine wahrhaft schöne und reine Seele athmenden Oden und Lieder von Giseke, dem Liebling und Freunde Klopstock's, dem er die zärtlichsten Strophen in der Ode „Wingolf" (zweites Lied s. Werke I, S. 9), und nach seinem Tode die Ode „An Giseke" (S. 19) widmete. Beide waren in einem Jahre (1724) geboren, und Klopstock hoffte, daß sein überlebender Freund ihm ein „Lied voll Thränen" nachweinen werde:

> Wann einst ich todt bin, Freund, so besinge mich!
> Dein Lied voll Thränen wird den entfliehenden,
> Die treuen Geist noch um dein Auge,
> Das mich beweint, zu verweilen zwingen.

Giseke's (so und nicht Gieseke, wie bei mehren Literatoren, auch Gervinus, schrieb sich der Dichter und schreibt sich jeder seiner Nachkommen noch heute) „Poetische Werke", herausgegeben von C. Chr. Gärtner (Braunschweig 1767), sind bereits so selten geworden, daß sie nicht einmal mehr in allen öffentlichen Bibliotheken angetroffen werden. Hieraus allein erkläre ich mir, wie eine wunderliche Angabe über des Dichters Herkunft in unsern literarischen Compendien ohne Ausnahme stereotyp geworden ist, welche ihren Ursprung ich weiß nicht dem Einfalle welchen Literators verdankt und sogleich als Thatsache fortgepflanzt wurde. Giseke, heißt es überall, war ein Ungar und hieß eigentlich Köszeghi (Wachler, III, 373 u. A.), also ein Magyare. Jördens setzt ausdrücklich hin, daß die Deutschen aus diesem Namen Giseke oder Gieseke gemacht hätten! Gärtner, welcher in der Vorrede zu Giseke's „Poetischen Werken" einige magere Notizen über Dessen Leben gibt, ist an jener Angabe unschuldig. Er sagt von seiner Herkunft blos, Giseke sei zu Günz, einer königlichen Freistadt in Niederungarn, geboren. Seine Ältern waren Paul Giseke, deutscher lutherischer Prediger der Gespanschaft Eisenburg, und Frau Katharina, geborene Kramerin. Als sein Vater starb, war Giseke erst 17 Tage alt; die Witwe ging zu ihren Verwandten nach Hamburg. Mehr sagt Gärtner nicht. Wenn er auch auf Giseke's Voraltern und das Leben seines Vaters nicht weiter zurückgeht, so war er doch offenbar weit entfernt, ihn für einen Ungar zu halten, sondern er sah in ihm deutsches Blut, unbeschadet daß er auf ungarischem Boden zur Welt gekommen war. Jedenfalls ist so die Sage von dem eigentlich magyarischen Namen und Ursprung erst nach der Heraus-

gabe von Giseke's Werken, d. h. nach 1767 entstanden und verbreitet worden.

Noch so aber könnten Zweifel an der Autorität Gärtner's übrig bleiben, wenn nicht diese durch die vollgültigste Quelle ihre Beglaubigung und nähere Erklärung erhielte. Es ist dies eine kleine, als Manuscript gedruckte Schrift: „Nachrichten von der Familie Giseke, zusammengestellt von Günther Giseke, Prediger. Handschrift für die Familie." (Eisleben 1843, 26 S., mit einer Geschlechtstafel.) Der Verf. ist ein als Pastor in Unterrißdorf bei Eisleben lebender Enkel des Dichters, und aus der Hand eines andern Enkels Giseke's, des zu Breslau lebenden Regierungsraths Giseke, habe ich ein Exemplar dieser fast ganz unbekannt und unbeachtet gebliebenen kleinen Schrift erhalten. Ich glaube nichts Überflüssiges zu thun, wenn ich Einiges, die Herkunft des Dichters Betreffendes, was für den Literaturfreund von Interesse sein muß, daraus mittheile, da es sonst nirgend so vollständig und mit dieser Gewähr der Echtheit angetroffen wird.

Die früheste sichere Spur von Giseke's Vorfahren (in Deutschland) geht ins 16. Jahrhundert zurück; Henning Giseke lebte um 1565; Wohnort und Stand bleiben dunkel. Dessen Sohn Heinrich, geb. 1590, starb 1674 zu Osterwiek bei Halberstadt. Sein ältester Sohn, des Dichters Großvater, Nikolaus Dietrich, geb. zu Osterwieck den 2. Febr. 1656, zog nach Hamburg, wo er 1735 als Kaufmann gestorben ist. Er war Vater einer zahlreichen Familie, in welcher namentlich zwei Linien für die Literatur- und Gelehrtengeschichte Bedeutung haben. Der ältere Sohn Paul, des Dichters Vater, wurde zu Hamburg den 21. Aug. 1686 geboren, besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt und bezog 1706 die Universität Helmstedt, wo er Theologie studirte, deren Studium er zu Jena beendigte. Im Jahre 1710 nach Hamburg zurückgekehrt, ward er dort unter die Zahl der Candidaten aufgenommen. Das folgende Jahr, 1711, wurde er Erzieher der Söhne des Herrn v. Schnell, Obercommissarius des Königs von Dänemark im Haag. 1714 wurde Paul Giseke Hofmeister der Söhne des kaiserl. östreich. Obersten v. Rohr, mit welchen er nach Italien reiste und bis 1717 in Neapel lebte. Dann nahm er seine Entlassung und kehrte nach Hamburg zurück. Von da nun berief ihn die evangelische deutsche Gemeinde in Günz und der eisenburgischen Gespanschaft in Niederungarn zu ihrem Prediger. Dorthin ging er 1718 mit seiner neuvermählten Gattin, Katharina Krahmer, ab, und zwar nach dem ihm bestimmten Wohnorte Csoba. Hier in Csoba, nicht in Günz, wie selbst Gärtner angibt, wurde unser Dichter den 2. April 1724 geboren, als der jüngste hinter drei Schwestern, von denen eine, Katharina, unverheirathet ihn überlebte († 1769). An dem frühzeitigen Tode seines Vaters war theils die zu große Anstrengung im Berufe bei einer zahlreichen Gemeinde (an manchen Sonntagen belief sich die Zahl der Communicanten auf 1000), theils der nachtheilige Einfluß des Klimas schuld. Der Dichter hat es stets beklagt, daß er seinen Vater nie gekannt, so in den wehmüthigen „Klagen an Herrn Cr.. 1749" („Poetische Werke", S. 170):

Freund, ich habe niemals die süßen Freuden empfunden,
Die ein Vater uns gibt.
Ach, ich habe Den nicht, von dem ich abstamm', umarmt,
Niemals: Vater! gesagt.
Also wollte des Schicksals Gesetz. Er starb unter Fremden,
Als er kaum mich gesehen .....

Die hier herausgehobenen Worte: „Er starb unter Fremden", sprechen deutlich genug. Auch die Mutter starb ihm, ehe sie die Früchte ihrer Erziehung erlebte, was er in demselben Gedicht beklagt:

Zwar auch sie ist dahin, die mich mit Seufzern und Thränen
Dir, o Tugend, erzog.
Und ich hab' ihr doch nicht nur eine der Thränen vergolten,
Einen Seufzer belohnt!
Oft gedenk' ich an sie . . .

So ist denn der ungarische Ort, in welchem Giseke eben nur zur Welt geboren war, aber noch an der Mutter Brust in die Heimat seiner Ältern, Hamburg, zurückgebracht wurde, nicht einmal recht im leiblichen Sinne seine Vaterstadt, sondern für ihn so zufällig, als wäre er dort seinen Ältern auf der Reise geboren; seine wahre Vaterstadt bleibt allein durch Herkunft, Verwandtschaft und Erziehung Hamburg, an welches man bei Giseke noch eher zu denken Ursache hat als bei seinem großen Freunde Klopstock. Dort lebten auch seine Verwandten mütterlicher Seite, von denen Paul Dietrich Giseke, ein leiblicher Vetter des Dichters (Sohn von Nikolaus Heinrich), aber bedeutend jünger, besondere Erwähnung verdient. Er ward 1741 geboren und starb 1796 als Arzt und Professor am Gymnasium zu Hamburg, als Naturforscher durch viele Schriften über Botanik (er war ein Schüler Linné's) ausgezeichnet. Das Verzeichniß seiner Schriften gibt Meusel, der jedoch an der Verwandtschaft des Naturforschers und des Dichters irre war, da er Letztern Gieseke, den Andern Giseke schreibt.

Nicolas Dietrich Giseke hinterließ eine zahlreiche, größtentheils noch blühende Nachkommenschaft. Sein ältester Sohn Friedrich August Karl starb vor drei Jahren, 1843, in dem hohen Alter von 91 Jahren. Literarisch bekannt machte sich Dessen jüngerer Bruder August Ludwig Christian (geb. 1756, gest. 1832), Verf. der „Gemälde ländlicher Glückseligkeit", Leipzig 1791 (gemeinschaftlich mit seinem Bruder Otto); der „Erzählungen aus dem Menschenleben, dem Thierreich und der Ideenwelt" (Leipzig 1794); der „Rubriken", ein Lesebuch (Kopenhagen 1802), und mehrer Gedichte und Aufsätze im Bürger'schen „Musenalmanach", dem „Freimüthigen" und andern Zeitschriften. Einige seiner Gedichte sind in Musik gesetzt worden. Es ist auffallend, daß dieser auch durch seine Lebensbeschreibung bemerkenswerthe Schriftsteller und Sohn eines so bekannten Dichters von unsern Literatoren, z. B. auch in den sonst so genauen Guden'schen Tabellen, mit Stillschweigen übergangen wird. Die hervorstechendsten Punkte seines Lebens seien hier, nach unserer Quelle, schließlich hervorgehoben. A. L. C. Giseke bezog 1775 die Universität Göttingen, wo er die Rechte studirte. 1783 übernahm er die Stelle eines Secretairs bei dem russischen Geheimrath Baron von der Asseburg in Regensburg und blieb neun Jahre bei ihm. 1791 ging er als Rath zu dem Herzog Friedrich Karl Ferdinand von Braunschweig-Bevern, der ihn 1805 zum Hofrath ernannte. Dieser Fürst war dänischer Feldmarschall. Nach Dessen Tode brachte Giseke seine dänischen Orden nach Kopenhagen. König Friedrich VI. von Dänemark schenkte ihm bald darauf das Indigenatsrecht und ernannte ihn 1814 zum Etatsrath. Er blieb indeß bei der verwitweten Herzogin als Geschäftsführer. Erst 1816 zog er sich von allen Geschäften zurück und nahm seinen Aufenthalt in Braunschweig, wo er in dem Hause einer Verwandten, Henriette Gärtner, einer Tochter des Professors Gärtner am Carolineum, des Freundes seines Vaters und Herausgebers von Dessen poetischen Werken, wohnte. Er trat 1819 in ein ihm versprochenes Kanonikat beim Stifte Cyriaci ein, und da er unverheirathet blieb, war er der Freund und Wohlthäter seiner Verwandten und Anderer. Die Botanik war sein Lieblingsstudium. Dort entschlief er den 17. April 1832.

Dessen jüngerer, schon erwähnter Bruder Otto (vollständig Ernst Johann Ludwig Otto), geb. 1763, ist schließlich einer besondern Erwähnung nicht unwerth. Er studirte in den achtziger Jahren in Göttingen Theologie, und hörte hier Leß, Walch, Peter Miller, Spittler, Heyne. Nach dem Abgange von der Universität als Hauslehrer in Hamburg gab er, außer den angeführten, mit seinem Bruder Ludwig verfaßten „Gemälden ländlicher Glückseligkeit" eine Geschichte Hamburgs heraus, welche aber nicht vollendet ist. In den Zeitschriften jener Zeit finden sich mehre Aufsätze von ihm, wie er auch einige Predigten hat drucken lassen. Er starb 1838 als fürstlich sondershausischer Consistorialrath in Ebeleben, nachdem er zwei Jahre vor seinem Tode pensionnirt worden. Die Zeit seines Aufenthalts in Ham-

burg von 1786—92 hatte er namentlich auch angewandt, viele schriftliche Nachrichten über seine Familie zu sammeln, welche dieser unserer Mittheilung zu Grunde liegen.

Um schließlich auf Giseke den Dichter zurückzukommen, so sei hier noch erwähnt, daß sein gesammter Nachlaß, in welchem sich auch sein Briefwechsel befand, in Gärtner's, des Herausgebers von Giseke's poetischen Werken, Hände überging, in welchen er bis an Dessen Tod blieb. Später gelangte er in den Besitz seiner nun auch verstorbenen Schwester in Braunschweig. Möchte es gelingen, diese wahrscheinlich in dieser Stadt noch aufbewahrten Papiere für eine neue Ausgabe von Giseke's sämmtlichen Schriften, poetische wie prosaische, zu benutzen; und eine solche Sammlung scheint nöthig, wenn Giseke's Leistungen mit der Zeit aus dem Gemeinbesitz der Literatur nicht verschwinden sollen. Es ist blos eine Pflicht der Dankbarkeit: ohne jene Über- und Stufengänge unserer Poesie und Sprachbildung würden wir die letzte und höchste Entwickelung der großen, nun so gut wie vorübergegangenen Literaturepoche niemals wahrhaft verstehen, würdigen lernen.

G. E. Guhrauer.

Literarische Notizen aus Frankreich.

Zur Kunstgeschichte von Genf.

Von dem ernsten, strengen Genf wird gewöhnlich behauptet, daß es in seiner methodistischen Starrheit den schönen Künsten nicht eben sehr hold wäre. Wie es auch mit der Wahrheit dieser Annahme beschaffen sein mag, so viel steht denn doch wol fest, daß man sich einer Ungerechtigkeit schuldig machen würde, wenn man der Bevölkerung von Genf alles künstlerische Gefühl absprechen wollte. Es wäre wahrlich eine befremdende Erscheinung, wenn es wahr wäre, daß diese alte Stadt, welche auf den benachbarten Gebieten der Politik und Wissenschaften eine so bedeutende Rolle gespielt hat und zum Theil noch spielt, in Bezug auf die Kunst eine so völlige Impotenz an den Tag legte. Gegen eine solche irrige Annahme spricht auch der Aufschwung, den hier die Malerei neuerdings genommen hat, und von dem man wohl behaupten kann, daß er nothwendigerweise mit frühern künstlerischen Bestrebungen in Verbindung stehen muß. Dieser Zusammenhang gegenwärtiger Kunstleistungen mit frühern, zum Theil weniger bekannten Regungen muß sich aus dem Studium einer vor kurzem erschienenen Schrift, welche sich als Beitrag zu einer Kunstgeschichte Genfs bietet, ergeben. Der Titel derselben heißt: „Recueil de renseignements relatifs à la culture des beaux-arts à Genève", von J. J. Rigaud. Bis jetzt ist uns davon nur die erste Abtheilung zu Gesicht gekommen, welche sich bis auf das Ende des 16. Jahrhunderts erstreckt. Der Verf. durchläuft der Reihe nach die verschiedenen Culturphasen, von denen Genf berührt wurde, und beschreibt die Denkmäler und Überreste, welche als Zeugen derselben noch vorhanden sind, mit großer Sorgfalt. Die einzige Spur, welche auf die ältesten Zeiten zurückführt, ist ein Druidenstein, der mit vier roh gearbeiteten Weiberfiguren versehen ist. Auch die römische Periode ist in ihren Überresten noch dürftig, indem besonders die baulichen Denkmäler, aus denen uns der Charakter jener Zeit entgegentreten könnte, der Vernichtung preisgegeben sind. Die wenigen Ruinen, welche noch hier und dort ausgegraben werden, sind ohne Bedeutung. Nur zuweilen wird man an den Geschmack und die Vollendung der alten Kunst erinnert. Zu den ältern Bauwerken der christlichen Zeit gehört die Peterskirche, welche indessen zur Zeit der Reformation durch Vernichtung ihrer reichen und mannichfaltigen Ausschmückung ihres ursprünglichen Charakters beraubt ist. Nur einige Glasmalereien sind noch erhalten. Wir können die übrigen Kunstwerke des 14. und 15. Jahrhunderts nicht einzeln durchgehen, nur so viel wollen wir noch bemerken, daß in den städtischen Registern und in den Papieren des Archivs von Genf eine nicht unbedeutende Anzahl von Künstlern jener Zeit verzeichnet werden, über deren Bedeutung wir uns kein eigenes Urtheil bilden können, weil die Werke, durch welche ihre Namen auch für die Nachwelt von Bedeutung geworden wären, von der verwüstenden Hand der protestantischen Eiferer zertrümmert worden sind.

Die deutsche und französische Befestigungskunst.

Es hält sehr schwer, sich ein klares Bild von den Fortschritten zu verschaffen, welche die Befestigungskunst in dem Vaterlande eines Vauban und Cormontaigne in neuerer Zeit gemacht hat. Den französischen Genieoffizieren ist über diesen Punkt durch besondere Rescripte Stillschweigen auferlegt, und die Mittheilungen, welche wir darüber von Fremden oder von Uneingeweihten erhalten, können nur sehr unvollständig ausfallen. Und doch ist es, auch abgesehen von dem rein wissenschaftlichen Interesse, in mehr als einer Beziehung von Wichtigkeit für uns, in Betreff der Entwickelung der Fortificationslehre bei unsern Nachbarn ins Reine zu kommen. Wir erhalten gegenwärtig ein Werk, in dem uns eine in vielfacher Hinsicht interessante Parallele der in Frankreich und Deutschland geltenden Systeme geboten wird („Essai sur la fortification moderne, ou analyse comparée des systèmes modernes français et allemands", von T. E. Maurice). Der Umstand, daß der Verf. als schweizerischer Geniecapitain sich mehr auf der Linie der Neutralität halten kann, scheint einigermaßen für die Unparteilichkeit seiner Darstellung zu bürgen. Wenn er dessenungeachtet in den meisten wesentlichsten Punkten, besonders was die eigentlich militairwissenschaftliche Fortbildung betrifft, den Franzosen den Vorzug und ein gewisses Übergewicht einräumt, so wollen wir die Aufrichtigkeit und Begründung seiner Ansichten nicht bestreiten, und nur die Bemerkung machen, daß in einigen Stücken sein Urtheil vielleicht durch seine Vorliebe zur École polytechnique, in der er seine Bildung erhalten hat, bestimmt sein mag. Es sei indessen fern von uns, ihn der Parteilichkeit oder wissentlichen Entstellung zu zeihen. Wir müssen ihm vielmehr das Zeugniß geben, daß seine Behauptungen niemals ins Blaue hineingehen und sein Raisonnement stets durch positive Gründe einen wirklichen Gehalt erhält. Von besonderm Werthe dürften die Capitel sein, welche der Beleuchtung der Festungswerke von Paris, Lyon, Grenoble, Linz, Rastadt und Koblenz gewidmet sind. Der Verf. schiebt niemals ein fremdes Urtheil an die Stelle des seinigen, und seine Beobachtungen sind durchaus aus eigener, gewissenhafter Anschauung hervorgegangen.

Die Briefe von Huß.

Wir haben in d. Bl. zur Zeit auf das gediegene historische Werk von Bonnechose: „Les réformateurs avant la réforme" aufmerksam gemacht. Der Verf., der auch durch andere literarische Leistungen, z. B. durch beziehungsreiche Sittenschilderungen aus der Zeit der Restauration, bekannt ist, hat den Theil seiner Schrift, welcher von Huß handelt, durch die Herausgabe einer neuen Schrift ergänzt und vervollständigt. Es ist dies die mit einer literarischen Einleitung versehene Bearbeitung der Briefe dieses bedeutendsten Verläufers der Reformation. Sie erscheint unter dem Titel: „Lettres de Jean Huss". Diese Briefe, welche die Zeit umfassen, während der Huß im Exil und im Gefängniß lebte, sind bekanntlich von Luther in lateinischer Sprache herausgegeben worden. Der literarische Werth dieser Correspondenz ist nicht eben sehr hoch anzuschlagen, ihre Sprache erscheint zum Theil verworren und unklar; aber in historischer Beziehung und als Document eines lebendigen Gotteseifers erscheinen diese Briefe als sehr bedeutungsvoll, und wir glauben, daß die größere Verbreitung, welche ihnen in dieser neuen Form zu Theil wird, selbst in unserer Zeit noch vollkommen gerechtfertigt ist.

17.

Verantwortlicher Herausgeber: **Heinrich Brockhaus**. — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 309. —— 5. November 1846.

Volks-Bibliothek. Erster und zweiter Band.

(Fortsetzung aus Nr. [illegible].)

Ein neuer Glücksstern leuchtet Nettelbeck, da er 1769 zum königlichen Capitain einer neuerbauten Fregatte ernannt wird, die er nach Cadiz führen soll; aber nach der Abreise überwirft er sich mit dem Admiral, einem windigen Franzosen, und geht, seines Dienstes entlassen, nach Holland, wo er als Obersteuermann eines Handelsschiffes sich verdingt, welches an der Küste Guineas Sklaven, Elfenbein und Goldstaub einkaufen soll. Daß der ehrliche menschenfreundliche Nettelbeck am Sklavenhandel thätigen Antheil genommen, Das hat er aus dem damaligen Standpunkte zu entschuldigen nicht unterlassen können und dann ein recht anschauliches Bild seiner Fahrten und seiner Geschäfte an der afrikanischen Küste entworfen.

Nachdem er ein Jahr lang auf einem englischen Schiffe als steuerkundiger Lieutenant gedient und auf demselben eben nicht mit Behagen wieder die afrikanische Küste besucht, bei seiner Rückkehr nach England aber seinen Abschied genommen hatte, versucht er sich, um Beschäftigung und Erwerb zu haben, in seiner Vaterstadt mit dem Fischhandel, der ihm aber weder zusagt noch Gewinn bringt, weshalb er ihn denn bald wieder aufgibt und in den J. 1776 und 1777 als Lehrer der Steuermannskunst mit besserm Erfolg thätig ist. Da leistet er der Stadt einen wesentlichen Dienst, indem er mit der größten Anstrengung und Gefahr das Feuer löscht, welches der Blitz im hohen Kirchthurme entzündet hat, der ihm von früher Jugend her wohl bekannt war.

Aber noch kann er die unfreiwillige Muße auf dem festen Lande nicht ertragen; sein unruhiger Geschäftigkeitstrieb und sein Unternehmungsgeist treibt ihn wieder hinaus auf die offene See, und von 1779 bis zum Abend des 11. Mai 1783 führt er ein tüchtiges Schiff, immer wohlbefrachtet und seinem Rheder immer bedeutenden Gewinn bringend, wiederholt nach Portugal, von dort nach Holland und wieder nach Portugal. An jenem unglücklichen Abend wird das Schiff im Kattegat zertrümmert, ein großer Theil seiner redlich errungenen Habe von den Wellen verschlungen und kaum sein armes Leben gerettet. Nun endlich, nachdem er Glück und Unglück, Gunst und Ungunst zur See, auch hülfreiche Theilnahme und Freundlichkeit, sowie Arglist und Bosheit von Menschen reichlich erfahren, entsagt er dem Seemannsleben und versucht als Landmann und ehrsamer kolberger Pfahlbürger mit dem mühsam geretteten Rest der erworbenen Habe mancherlei Geschäfte, um sich und die Seinen ehrlich zu nähren.

Man könnte voraussetzen, daß die bis dahin so inhaltreiche und anziehende Selbstbiographie fortan wenig Interessantes von dem kolberger Bürger mittheilen könne. Er selbst hatte hier den Faden seiner Erzählung fallen lassen und ahnete nicht, daß er ihn wiederaufnehmen werde, um noch Erlebnisse zu berichten, die in die Geschichte seiner Vaterstadt und seines Vaterlandes denkwürdig eingreifen. Was konnte dem kolberger Bierbrauer und Branntweinbrenner noch Erhebliches begegnen, das der Aufzeichnung für einen größern Lesekreis werth wäre? Sein häusliches Misgeschick, daß er von dem Weibe seiner Jugend wegen ihrer wiederholten Untreue und von einer spätern Gattin wegen unheilbarer Trunksucht sich scheiden lassen mußte, daß seine Kinder ihm durch den Tod entrissen wurden und er endlich einsam und allein stand, bis er im 75. Lebensjahre noch eine würdige Gattin fand, die dem Greise noch eine liebe Tochter gebar; daß sein Gewerbe durch die Ungunst der Zeit verkümmerte und ihm Noth und Sorgen bereitete, die durch einen von dem Könige aus freiem Antriebe ihm bewilligten Gnadengehalt erleichtert wurden; auch daß das Vertrauen seiner Mitbürger ihn zum Mitglied des Seglerhauses (Seegerichts) und zum Schiffsvermesser, später auch zum Vorsteher der Bürgerschaft erwählte; daß er zur Reform „der Fünfgehemänner", d. i. der Bürgerschafts-Repräsentanten beim Magistrat, kräftig mitwirkte und mit seinem auch im höhern Alter feurigen Kopf und warmen Herzen noch manchen Strauß bestand —: Das würde, wie anziehend es zu lesen ist, doch ungedruckt geblieben sein, wenn es nicht zur Ergänzung des Berichts über seine einflußreiche Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten und zur Befriedigung der Gönner und Freunde, welche durch die beiden ersten Bändchen des Lebenslaufs dem originellen Manne gewonnen worden, erfoderlich gewesen wäre.

Die Belagerung Kolbergs durch die Franzosen, vom

März bis in den Juli 1807, eröffnete seiner unruhigen Geschäftigkeit, seiner unermüdlichen Thatkraft und seinem feurigen Patriotismus einen weiten Wirkungskreis. Überall, wo zu retten und zu helfen, wo Gefahr und Noth zu überwinden war, trat Nettelbeck voran, und daß er zur Verhütung der Übergabe, sowie zur Abwehr der Einnahme der Festung wesentlich beigetragen, Das haben wie seine Mitbürger, so auch die ehrenwerthen Männer, die bei Vertheidigung des Platzes seinen Einfluß beobachten konnten, namentlich Gneisenau und Schill, und sein gerechter König selbst ehrend anerkannt. Er opferte den größten Theil seiner Habe unbedenklich mit dem willigsten Herzen auf; er setzte Gesundheit und Leben daran, dem Könige und dem Vaterlande dieses Bollwerk zu erhalten; er bewährte da besonders sich als ein Mann von deutscher Treue und Tüchtigkeit. Niemand kann ohne die lebhafteste Theilnahme die einfache, höchst lebendige Darstellung dieses Höhepunktes der Wirksamkeit des wackern Nettelbeck lesen und kaum Jemand ohne Thränen den rührenden Bericht über seine Audienz bei dem Könige und der Königin, als die Schwergeprüften, auf der Rückkehr nach Berlin, in Stargard ihn als den Abgeordneten Kolbergs empfingen. Wir wüßten kaum ein Buch zu nennen, das zur Kräftigung vaterländischer Gesinnung so entschieden und nachhaltig mitzuwirken vermöchte wie diese Selbstbiographie.

Zweiter Band. Der alte Heim, geboren am 22. Juli 1747, gestorben am 15. Febr. 1834. Wer von dem lieben trefflichen Manne, der, mitten in einer weiten, volkreichen Residenz, doch den Menschen aus allen Ständen, ja fast jedem Kinde bekannt war, auch noch nie Etwas gehört hätte, der dürfte nur das Bildniß, das dem Buche vorgesetzt ist, dieses Antlitz voll Geist und Kraft, voll Milde und Liebe ein wenig anschauen, um zu dem Manne sich hingezogen zu fühlen, Dessen unvollkommenes Conterfei schon Zuneigung und Vertrauen einflößt. Da sitzt er auf dem Lehnstuhl, von vieler Arbeit und Mühe ruhend, und blickt so ernst und heiter hinaus ins Leben, daß man wünschen möchte, er wende das geistreiche Auge, den freundlichen Blick dem Beobachter zu.

Der ehrsame Pfarrer in Solz, einem Dorfe des herzoglich sächsisch-meiningischen Theils der Grafschaft Henneberg, M. Johann Ludwig Heim, hatte das seltene Glück, daß sechs Söhne und eine Tochter, die ihm seine treffliche Ehefrau geboren, Alle ihm Ehre und Freude machten: der erste, Johann Ludwig, ward herzogl. meiningischer wirklicher Geheimrath; der zweite, Georg Christoph, Pfarrer zu Gumpelstädt; der vierte, Anton Christoph, herzogl. Hofrath und Hofadvocat, ein vielseitig gebildeter Mann; der fünfte, Friedrich Timotheus, Pfarrer zu Effelder; der sechste, Johann Christoph, des Vaters Amtsnachfolger. Der dritte ist unser trefflicher Arzt, Ernst Ludwig, dem die Liebe zu den Naturwissenschaften, welche alle seine Brüder anzog und ergötzte, auch Berufsfach ward. Die Kinder wurden unter den Augen des strengen Vaters, am Herzen der gütigen und verständigen Mutter schlicht und recht, ohne sonderliche pädagogische Principien, in pünktlichem Gehorsam und doch in großer Freiheit erzogen, körperlich abgehärtet, geistig an Selbstthätigkeit früh gewöhnt. Wenig eigentlicher Unterricht, desto mehr eigene Arbeit. Man kann die wunderliche und seltsame Pädagogik des solzer Pfarrers keineswegs zur Nachahmung empfehlen; aber daß sie gute Früchte getragen, ist nicht zu leugnen. Frische Thätigkeit, gründliche Kenntnisse, wackere Gesinnung, energischer Charakter zeichnete die Söhne aus und Alle waren miteinander durch die zärtlichste und treuste Liebe verbunden. Sie wuchsen im Vaterhause heran, bis sie in die Gelehrtenschule nach Meiningen eintreten konnten. Dann verwandelte sich des Vaters Strenge in Freundschaft und liebreiches Wesen; das rückhaltlose Vertrauen, dessen er sie würdigte, ermunterte sie, dasselbe zu verdienen und sich wacker zu bewähren. Der Mutter früher Tod war den Kindern ein unersetzlicher Verlust; aber sie schlossen sich nur um so inniger aneinander und erhielten dem Familienkreise seine heitere fromme Weise.

Im siebzehnten Lebensjahre trat unser E. L. Heim in das Gymnasium zu Meiningen ein, und obwol seine Vorbereitung mangelhaft war, arbeitete er doch so wacker und ersetzte so eifrig was ihm noch mangelte, daß er schon nach zwei Jahren die Reife zur Universität erlangt hatte. Doch war ein ausdauernder Fleiß erfoderlich, um mit Hülfe eines wohlunterrichteten Jugendgenossen manche Lücken in der Schulbildung auszufüllen, während zugleich das lebhaft erwachte wissenschaftliche Streben die rüstigste Thätigkeit für die akademischen Studien in Anspruch nahm. Sechs Jahre verlebte er in Halle ein frisches, heiteres, allezeit fröhliches Studentenleben, bei sehr karger Ausstattung (er erhielt in den sechs Jahren nur 500 Thaler von seinem Vater, der auch diese Summe nur unter Sorgen und Entbehrungen aufbringen konnte) immer mit unvermeidlichen Schulden und mit dem Andringen der Gläubiger kämpfend (er meinte, Schulden könne er ebenso wenig vermeiden wie ein Rad die Bewegung um seine Achse, wenn einmal die Pferde vor dem Wagen anziehen); doch konnte Nichts ihm den freudigen Lebensmuth brechen noch ihm sein Ziel aus den Augen rücken und seinen Eifer lähmen. An dem Professor Nietzky gewann er einen trefflichen Lehrer und väterlichen Gönner, der ihn auch früh in praktische Thätigkeit versetzte. Seine Studiengenossen waren ihm mit Achtung und Liebe zugethan; mehre schlossen an den heitern, strengsittlichen und rüstigstrebenden Jüngling sich an und blieben ihm treu bis in den Tod. Am innigsten verbunden war er mit v. Karstedt aus der Mark, der von der Jugend bis ins höhere Alter sich treulich zu ihm hielt und mehr als ein mal in ihm einen Retter aus Todesgefahr fand, vor Allen mit Muzel, dem wackern Sohne des berühmten berliner Arztes. Auf die gesellige Bildung der beiden Freunde hatte der Zutritt zum Hause einer edeln Witwe, die in Halle lebte, und der züchtige Umgang mit Deren liebenswürdiger

Tochter, die von ihnen ohne Eifersucht zärtlich geliebt ward, einen günstigen Einfluß und milderte die etwas rauhe Weise unsers Heim.

Sein damaliger Briefwechsel mit den Brüdern, besonders mit dem verständigen und edeln Ludwig und mit dem heitern und wohlwollenden Anton, gibt, soweit er noch aufzufinden war und dem Bericht einverleibt ward, erfreuliches Zeugniß von der Entwickelung und dem Geistesgange des trefflichen Jünglings, der in den Jahren, in welchen so Viele ihre Kraft vergeuden und die Lebensfülle erschöpfen, sich so rein und unbefleckt, gesund an Leib und Seele bewahrte, daß er auch im spätern Alter nicht nur heiter auf eine schön durchlebte Jugend zurückblicken konnte, sondern auch sich noch jung, rüstig, thatkräftig fühlte.

Es gehört zu den Vorzügen dieser höchst anziehenden Biographie, die der wackere Schwiegersohn Heim's mit überall wahrnehmbarer Liebe und Verehrung, aber auch mit strenger Wahrhaftigkeit verfaßte, daß der wohlgeordneten Erzählung ein reicher Schatz brieflicher Mittheilungen eingewebt ist, in welchen die Brüder aufs traulichste miteinander verkehren, und Heim selbst auf jeder Lebensstufe seine eigenthümlichen Ansichten, Neigungen, Grundsätze, sein ganzes, freies, tüchtiges Streben und Wesen unumwunden ausspricht, nicht ahnend, daß diese Herzensergießungen jemals über die engen Grenzen des traulichen Familienkreises hinaus kund werden möchten. Es ist in diesem Fall nicht ein Verrath an dem edeln Verstorbenen, wenn die Geheimnisse seines vertraulichsten Zwiegesprächs so öffentlich dargelegt werden; es ist Das nur ein Act der Gerechtigkeit gegen den Mann, Dessen Achtung gebietendes Bild durch diese Selbstäußerungen nur vervollständigt und in das rechte Licht gestellt wird. Wie bei ihm Wort und That im schönsten Einklang stehen, Denkart und Gesinnung in allen seinen Äußerungen ungeschminkt sich abspiegeln, so enthalten seine Briefe eine Selbstbiographie, die je weniger sie beabsichtigt war, um so treuer seine ganze liebenswürdige Persönlichkeit zur Anschauung bringt, wozu die schätzbaren Auszüge aus seinem Tagebuche, welches er von Jugend auf bis in die letzten Lebenstage nicht blos als Urkunde seiner Erlebnisse und Erfahrungen, sondern auch als eine lange Reihe von Selbstbeobachtungen gewissenhaft fortführte, bedeutend beitragen. Man sieht, wie das: „Erkenne dich selbst!" und „Richte dich selbst!" ihm eine wichtige Aufgabe und beständige Herzensangelegenheit war, die er auch im Drange der Geschäfte nie aus den Augen verlor.

(Der Beschluß folgt.)

Geschichte des Herzogthums Steiermark. Von Albert von Muchar. Zwei Theile. Mit 22 lithographirten Tafeln, einer Karte und zwei Tabellen. Grätz, Damian und Sorge. 1844—45. Gr. 8. 4 Thlr. 25 Ngr.

Wir haben in dem soeben genannten Werke, wie wir gleich im voraus zu bemerken uns verpflichtet fühlen, eine sehr tüchtige historische Monographie vor uns. Wir müssen sie in Absicht auf Reichthum der Quellen und deren fleißigen Benutzung zu den besten historischen Specialwerken rechnen: sie wird fortan, so sind wir überzeugt, jeder spätern Geschichte Steiermarks zur Grundlage dienen können. Es hat aber nicht blos die Geschichte dieses Herzogthums einen wesentlichen Fortschritt gethan, sondern es fallen aus diesem Werke auch manche Lichtstreifen auf die geographischen, ethnographischen und geschichtlichen Verhältnisse der Süddonauländer von der ältesten Zeit an bis in die zweite Hälfte des Mittelalters. Und auf diese Weise verdient das Werk sowol von Denen Beachtung, die sich mit der Geographie und Ethnographie des Alterthums beschäftigen, als auch von Denjenigen, die durch ihre deutschen Geschichtsstudien nach dem Südosten Europas geführt werden. Besonders machen wir aufmerksam auf des Verf. Forschungen und Ansichten über die Verbreitung des Celtenthums und dessen Verhältnisse zu dem deutschen Wesen in der ältesten Zeit. „Zwischen celtischer und deutscher Sprache erkennen wir vermöge ursprünglicher Stammeseinheit zwischen Celten und Germanen keinen radicalen Unterschied." Und merkwürdig ist das ziemlich lange Verzeichniß von steiermärkischen Idiotismen und Wörtern, die sich aus der ältesten Zeit erhalten haben und in der schottischen Mundart sich wiederfinden: das gemeinsame Band ist der gemeinschaftliche Ursprung, der celtisch-germanische. Nicht in gleichem Grade günstig wie über die Quellenforschung vermögen wir uns über die Darstellung des Verf. auszusprechen: sie leidet an einer gewissen Schwerfälligkeit, erzeugt durch die außerordentliche Menge des Stoffs, den er in Folge jahrelanger und fleißiger Forschungen in Schriftstellern und Urkunden vor sich aufgehäuft hat; die Bewältigung desselben macht ihm sichtbare Mühe. Doch vermag diese Mangelhaftigkeit dem wahren Verdienste des Werkes, eine überaus reiche Fundgrube für die Geschichtschreibung Steiermarks zu sein, durchaus keinen Eintrag zu thun. Daß der Verf. die Schwierigkeit seiner Aufgabe richtig erkannte und würdigte, geht nicht nur aus der Vorrede zu dem vorliegenden Werke unmittelbar hervor, sondern auch indirect aus der Gründlichkeit, mit welcher sein „römisches Noricum" geschrieben ist. Aber gerade dieses Erkennen der Schwierigkeit, begleitet von enthusiastischer Liebe zu dem Lande, das er wie sein Vaterland verehrt, und unterstützt von der Liberalität der steierschen Stände, ist geeignet gewesen, ein gründliches Werk unter seinen Händen entstehen zu lassen. Bei Gelegenheit des Durchgehens derjenigen Quellenschriftsteller, die der Verf. recht fleißig benutzt, können wir nicht umhin hier eine Wahrnehmung zu bemerken, die wir öfters zu machen Veranlassung gefunden haben. Die katholischen Historiker, zumal wenn sie geistlichen Standes sind, legen in der Regel ein vielseitigeres Studium der Kirchenväter und altkirchlichen Schriftsteller an den Tag als die protestantischen. Die Ursache davon liegt so sehr auf der Hand, daß wir kein Wort darüber zu verlieren brauchen. Da aber jene altchristlichen Schriftsteller der alten Welt, ihren Verhältnissen und Ereignissen so nahe standen; da sie ferner vielfältig aus den Schriftwerken des classischen Alterthums schöpften, selbst aus solchen, die für uns entweder gänzlich verloren gegangen oder nur in dürftigen Bruchstücken noch vorhanden sind: so geben sie manche historische Ausbeute, die von keiner andern Seite her zu gewinnen ist. Daher hat denn auch unser Verf. aus dieser Quelle manche recht brauchbare Notiz geschöpft.

Die Geschichte der Geographie ist nicht gerade arm an Beispielen, welche beweisen, daß der uralte nationale Name eines Ortes nach dem Sturze und der völligen Besiegung des römischen Wesens im Mittelalter wieder auftauchte und bis auf den heutigen Tag feststehend blieb. So trat an die Stelle der römischen Benennung Ticinum nach dem Sturze der longobardischen Herrschaft der Name Papia (Pavia) wieder hervor. Derselbe Fall ist es mit Ofen in Ungarn, was die Römer nach den Colonisten, die sie dorthin gesendet hatten, Sigambria nannten; die Ungarn haben den altdeutschen Namen beibehal-

ten, ihn jedoch in ihre Sprache übersetzt (Buda). So läßt sich denn auch der Ursprung des Namens Steiermark in der ältesten Nationalzeit des Landes nachweisen. Die bekannte Peutinger'sche Tafel nennt uns in der Nähe des Pyreberges und des Flusses Steier den Ort Styriate. Und bereits in der ersten Hälfte des Mittelalters hat sich eine daraus hervorgehende nationale Benennung des Landes gegen den römischen Provinzialnamen wieder Bahn gebrochen und sie niemals wieder verlassen. Unser Verf. sagt übrigens in dieser Beziehung Folgendes:

„Alles steirische Land von der Sulm und untern Mur an bis zu den Zinnen der nordwestlichen Felsengebirge, welche heutzutage noch das Steirerroberland von Östreich ob der Enns und von Salzburg scheiden, gehörte zur zweiten oder zur obern Karantanermark. Sie trug fast durch hundert Jahre die alleinige Benennung Karantanermark, die Mark; bis sie in die Hand der Grafen von Traungau gekommen ist (1055). Diese nannten sich von ihrer Hauptburg Stir, Stire, Styre, Steier, am Zusammenflusse der Steier mit der Enns, Grafen von der Styre, von der Steier; von woher dann die Bezeichnung Markgrafschaft von der Styre, von der Steier, von Steier zuerst und seit 1056 auf die obere und seit 1148 auf die untere Mark übergegangen und das ganze Land der nunmehr vereinigten Marken das Land von der Styre, von Steier (1225), das Land Stir, Stirland, Stireland, Steyr, Steiyr-Marich, die Steiermark genannt worden ist. Doch wurde dadurch die Unterscheidung der beiden alten Marken selbst nicht aufgehoben und bis zum Anfang des 13. Jahrhunderts nur dahin festgesetzt, daß von jetzt an, der natürlichen Beschaffenheit des Landes entsprechend, der südliche Theil die Bezeichnung untere Steiermark, die Mark vorzugsweise; der nördliche Theil aber den Namen die obere Steiermark, die obere Mark bekommen und bis auf den heutigen Tag behalten hat."

Diese Stelle, die wir zugleich zur Bestätigung unsers Urtheils über die Darstellung des Verf. mitgetheilt haben, liefert den Beweis, daß es den Römern hier ebenso wenig gelungen war wie in dem eigentlichen Deutschland, das einheimische Volkselement zu zerstören, sondern nur durch ihr Machtgewicht niederzuhalten und in seiner Entwickelung für einige Jahrhunderte zu hemmen. Wir finden aber auch die Erscheinung in Steiermark wieder, die in Deutschland mehrfach vorkommt, daß einzelne Dynasten ein nicht unbedeutendes Landgebiet nach und nach gleichsam um sich gruppiren und nach Abrundung desselben ihm den Namen ihres Stammgebietes geben. In Deutschland können die Häuser Baden und Würtemberg als Beispiele angeführt werden.

Was den Abschnitt betrifft, in welchem der Verf. über das Verhältniß Rudolf's von Habsburg zum Könige Ottokar von Böhmen und über die endliche Besitzergreifung der östreichischen Länder durch das Haus Habsburg spricht, so ist uns daselbst eine Lücke aufgefallen, die bei der sonst so rühmenswerthen Gründlichkeit, womit der Verf. zu Werke zu gehen pflegt, nicht recht erklärlich scheint. Sollte irgend eine Rücksicht Platz ergriffen haben? Wollte der Verf. es vielleicht verschweigen, daß das Haus Habsburg erst durch einen blutigen oder am Ende gar durch einen verrathvollen Sieg sich den Besitz der östreichischen Lande gesichert habe? War der Verf. von der Rechtlichkeit des Verfahrens, was Rudolf gegen Ottokar zuletzt einschlug, nicht überzeugt und überging deshalb lieber die ganze Thatsache? Wir wissen es nicht, wir sehen uns blos auf Vermuthungen beschränkt. Doch jetzt zur Sache selbst. Der Verf. stellt nämlich die Sache so dar, als ob mit dem Vertrage, der zwischen Rudolf und Ottokar zu Wien 1276 abgeschlossen ward, Alles entschieden gewesen und der verhängnißvolle Kampf zwischen den beiden Gegnern auf dem Marchfelde bei Wien 1278 gar nicht vorgefallen sei. Gleichwol lehrt die deutsche Geschichtschreibung allgemein, daß Ottokar durch allerlei Ausflüchte jenen Vertrag unwirksam und unverbindlich zu machen gesucht habe. In Folge dessen sei Rudolf zu Wahrung seines Ansehens und des deutschen Reiches Rechte zu den Waffen zu greifen und diesen die endliche Entscheidung anheim zu geben genöthigt gewesen. Über den Ausgang des Kampfes selbst waltet natürlich in den Urkunden ebenso wenig als in unsern Geschichtswerken irgend ein Zweifel ob: Rudolf siegte, Ottokar fiel. Allein darüber ist allerdings zwischen der deutschen und slawischen Geschichtschreibung Streit entstanden: ob Rudolf als er Ottokar angriff in seinem Rechte gewesen sei, ob nicht habsburgische Ländersucht schon hier im Spiele gewesen und Ottokar nicht ein Opfer des Verraths geworden sei. Die ganze Sache hat in der jüngsten Zeit die Federn einiger Historiker in lebhafte Bewegung gesetzt; selbst die Bitterkeiten von Nationalantipathien sind eingemischt worden. Wir wollen einen Augenblick dabei stehen bleiben. Der neueste Geschichtschreiber Böhmens, Palacky, der ebenso viel Befähigung zur Geschichtschreibung als Anhänglichkeit an sein Vaterland verräth, hat in seinem Geschichtswerke Rudolf's Politik überhaupt und sein Verfahren gegen Ottokar insbesondere lebhaft angegriffen und den Letztern nicht minder lebhaft vertheidigt: der Slawismus als Gegensatz des Germanismus verleugnet seinen Einfluß nicht. Da trat Kopp 1845 mit dem ersten Bande seiner „Geschichte der eidgenossischen Bünde" hervor. Dieser führt die Sache des deutschen Königs gegen den slawischen Fürsten und seinen gelehrten nationalen Vertheidiger auf Urkunden gestützt und wirft dem Letztern ohne Rückhalt vor, daß feindliche Gesinnung gegen das deutsche Volk ihm die Feder geführt und diejenige Unparteilichkeit seinen Urtheilen entzogen habe, deren der Historiker sich überall befleißigen müsse. Gegen diese Vorwürfe vertheidigt sich nun Palacky mit großer Lebhaftigkeit 1846; zugleich beschuldigt er gewisse Urkunden, die von Deutschen geschrieben auch von den Deutschen vorzüglich als Quellen benutzt würden, der Parteilichkeit, die allerdings in einer Sache recht wohl erklärlich sei, welche die slawischen und deutschen Interessen so nahe berührte und die Gemüther in große Bewegung setzte. Und daß selbst Verrath gegen den böhmischen König geübt worden, möchten die deutschen Historiker wol schwerlich in Abrede zu stellen mit gutem Gewissen im Stande sein, indem ein deutscher Chronist, Eberhard von Nieder-Altaich, ein Zeitgenosse jener Kämpfe zwischen den beiden Königshäusern, Folgendes berichte:

„Idem rex nobilis (Ottocar) et populum terrarum Bohemiae, Austriae, Moraviae, Styriae, Carinthiae et Carniolae, qui ante sua tempora rapinis et spoliis assueti fuerant, multa auctoritate compescuerat, et sine delectu personarum in severitate justitiae ita magnum judicaverat sicut parvum; et ob hoc nobiles eum latenter habentes odio deseruerunt aciem ac ipsum eum cum paucis expositum hostibus dimiserunt."

So steht zur Zeit diese Sache auf dem Gebiete der historischen Wissenschaft rücksichtlich der Urtheile, die Deutsche und Slawen, beide auf Urkunden gestützt, über jenen Conflict der beiderseitigen Interessen auszusprechen sich für berechtigt halten. Daß unser Verf. aber darüber so flüchtig hinweggegangen ist, ja nicht einmal dem Vorwurfe einer Lückenhaftigkeit zu entgehen gesucht hat, die sofort auffällt, wenn man auch nur mit einiger Aufmerksamkeit seine Darstellung liest, müssen wir deshalb insbesondere bedauern, da ihm bei seiner großen Quellenkenntniß unstreitig Mittel zu Gebote standen, die ihm die Möglichkeit gewährten, sich auf eine die Wissenschaft interessirende Weise auszusprechen. Übrigens war dem Verf. gewiß nicht unbekannt, daß jener Zwiespalt zwischen der slawischen und deutschen Geschichtschreibung nicht nur nicht erst von heute oder gestern sei, sondern gleich ursprünglich bestehe und in der jüngsten Zeit nur ein neues und besonderes wissenschaftlich-nationales Interesse erregt habe.

Karl Zimmer.

Verantwortlicher Herausgeber: **Heinrich Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 310. —— 6. November 1846.

Volks-Bibliothek. Erster und zweiter Band.

(Beschluß aus Nr. 309.)

Der Gang von Heim's vielbewegtem, rastlos thätigen Lebens ist übrigens sehr einfach; er hat nicht so Vielerlei erlebt, nicht einen solchen Wechsel des Schicksals erfahren wie etwa Nettelbeck; aber er hat dennoch viel gelebt, weil er viel geliebt und viel gewirkt, mit den verschiedenartigsten Menschen aus allen Ständen viel verkehrt und dabei Zweck und Ziel des Lebens immer klar erkannt und verfolgt hat.

Als er seine akademischen Studien beendigt und unter Mietzky's Leitung auch schon selbständig und mit ausgezeichnetem Erfolg die ärztliche Praxis getrieben, endlich auch mit Hülfe Muzel's, der zu dem bedeutenden Aufwande ein Beträchtliches beisteuerte, die Doctorwürde erlangt hatte, verließ er mit Betrübniß und Schmerz über den Abschied von so viel guten und wohlthätigen Menschen, besonders von seinem besten v. Karstedt, sein liebes Halle, um mit dem geliebten Freunde, dessen Vater, erfreut einen solchen heitern und wackern Gefährten für seinen oft trübsinnigen Sohn gefunden zu haben, freigebig nicht nur die Reisekosten darbot, sondern auch ein ansehnliches Salar gewährte, eine große Wanderung anzutreten. Sie sollten die bedeutendsten Heilquellen, Berg- und Hüttenwerke, Universitäten und Krankenhäuser, naturwissenschaftlichen Sammlungen und andern öffentlichen Anstalten besuchen und überall ebenso wol ihre naturwissenschaftlichen und ärztlichen Studien fleißig fortsetzen. Überall bereitete ihnen der Name und die Empfehlung des alten Geheimraths Muzel eine freundliche Aufnahme, die, wenn man die vorwärtsstrebenden und dabei anspruchslosen, wohlunterrichteten und wohlgesinnten Jünglinge kennen lernte, um so mehr zuvorkommend ihnen zu Theil ward. Heim konnte nun seinem begeisterten Eifer für Naturstudien, besonders für die Botanik, in der schon damals die Mannichfaltigkeit und verborgene Schönheit der Mose ihm die lebhafteste Theilnahme und Aufmerksamkeit abgewann, recht nach Herzenslust sich hingeben, verlor aber nie die praktische Richtung; wie er denn sein Talent, die Heilmethoden der Ärzte, mit denen er in Berührung kam, zu erforschen, wenn sie auch noch so geheimnißvoll ihre Arcana verhüllten, trefflich übte und dabei mit ungemeiner Unbefangenheit und Sicherheit den Grundsatz befolgte: „Prüfet Alles und das Beste behaltet."

Die Freunde durchwanderten den Harz, überall bei dem Sehenswerthesten verweilend, besuchten Göttingen, Helmstedt, Nenndorf, Pyrmont, Driburg, Detmold, Kassel, Hofgeismar, Frankfurt, Mainz, und weilten dann in Ems, Wiesbaden, Aachen, Spaa und in allen süddeutschen Bädern. Im October gelangten sie über Lüttich, Mastricht, Rotterdam nach Leyden, wo sie überwinterten. Obwol Heim hier durch körperliche Leiden sehr angegriffen ward, so benutzten doch Beide mit unermüdlichem Eifer jede Gelegenheit zur Erweiterung ihrer Kenntnisse und Erfahrungen.

Erst im Sommer 1773 verließen sie Holland und segelten nach England über. In London hatten sie das Glück, bei den berühmten Weltumseglern Banks und Solander eingeführt zu werden und bald besonders Banks' Vertrauen und Wohlwollen zu gewinnen. Heim hatte eine lebensgefährliche Krankheit zu bestehen, gab sich aber, als er genesen war, um so eifriger seinen Studien und Beobachtungen hin, nachdem er die Landessprache bei einer liebenswürdigen Miß gründlich gelernt hatte. Es ward fleißig Anatomie getrieben, die reiche Moossammlung des ihm immer mehr befreundeten Banks geordnet, der Umgang und Verkehr mit ausgezeichneten Ärzten aufs beste benutzt.

Im Herbst 1774 gelangten sie über Rouen nach Paris. Die erste Zeit ward wieder dem Studium der Landessprache gewidmet, dann im Hause des Anatomen Desault, der Heim, wenn er zur römischen Kirche übertreten würde, seine schöne Tochter zur Gattin geben wollte, was höflich abgelehnt ward, in Hörsälen und Krankenhäusern der Zweck des Aufenthalts in der französischen Hauptstadt mit dem unermüdlichsten Eifer wahrgenommen.

Auf der Heimreise im März 1775 ließ Heim durch jugendlichen Muthwillen und Ehrgeiz sich verleiten, am strasburger Münster auf den steinernen, ganz freistehenden Stufen hinan in die durchbrochene Krone des Thurmes und aus dieser hinaus auf das große steinerne Kreuz, welches die äußerste Spitze bildet, zu steigen, auf diesem reitend, 175 Fuß hoch über dem Steinpflaster,

zum Schrecken und Erstaunen der Zuschauer, das Taschentuch zu schwenken: — ein tollkühnes Wagniß, welches er um keinen Preis in der Welt wiederholen zu wollen demüthig gestand.

Durch den Schwarzwald, wo Moose und Steine gesammelt, Mineralquellen analysirt, Hüttenwerke besichtigt wurden, dann durch das schöne Schwabenland gelangten die Freunde nach Nürnberg, wo sie im tiefen Schmerz sich trennen mußten. Muzel eilte nach Berlin zurück; Heim, Dessen Zukunft noch unentschieden war, ging zu seinem Vater, der ihn mit Rührung und Freude empfing. Fünf Monate verlebte der Vielgereiste im Kreise der Seinigen höchst glücklich, und das ganze Dorf freute sich des trefflichen Pfarrsohnes, der mit seinen Jugendgenossen so heiter und freundlich verkehrte, als sei er noch ganz Einer der Ihrigen.

Zu Michaelis 1775 vereinigte Heim sich wieder mit seinem Muzel in Berlin, ordnete mit ihm die Centner gesammelter Mineralien, die Tausende getrockneter Pflanzen, die Menge der angekauften Droguerien, trieb ernstlich Chemie, machte den anatomischen Cursus, besuchte fleißig die Charité, bestand die ärztliche Prüfung und gewann bald so viel Vertrauen, daß er wol einer einträglichen Praxis in der Residenz sich getrösten durfte. Indeß erkrankte ein ihm befreundeter Arzt in Spandau und bat ihn, während seiner Badecur seine Kranken zu berathen. Willig übernahm Dies Heim und als bald darauf jener Arzt starb, trat er in seinem 29. Lebensjahr an Dessen Stelle, durch die auf das allgemeine Vertrauen gegründete Wahl des Magistrats dazu berufen.

Nun begann für ihn die Zeit der rüstigen und einflußreichsten ärztlichen Wirksamkeit, nicht nur in Spandau selbst, sondern auch in weiterm Bereiche der Umgebungen und bis nach Berlin hinüber. Sein wohlgepflegtes Roß trug den jugendkräftigen Mann an jedem Tage, oft noch in später Nacht zu nahen und fernen Kranken; und wo er erschien, da begrüßte man ihn voll Hoffnung als freundlichen Tröster und hülfreichen Retter, der mit sicherm Blicke die Art der Krankheit erkannte, in den meisten Fällen mit erwünschtem, oft mit überraschendem Erfolg bekämpfte und wo er nicht helfen konnte, die Überzeugung zurückließ, daß Alles erwogen und gethan worden sei, was irgend Wissenschaft und Kunst darboten.

Aber mitten in der ausgedehntesten, aufs gewissenhafteste geübten Praxis gewann er einige Muße nicht nur zu heiterer Geselligkeit, sondern auch zu eifriger Fortsetzung seiner Studien, von denen er nie ablassen konnte und die, wenn sie eine vorherrschend praktische Richtung hatten, doch auch das rein wissenschaftliche Interesse in ihm stets lebendig erhielten. Die Botanik gewährte ihm einen unerschöpflichen Genuß; sie war seine erste Liebe, der er bis ans Ende treu blieb, und die erstaunenswerthe Mannichfaltigkeit der Moose insonderheit reizte immer von neuem seine Aufmerksamkeit, oft zur freudigsten Bewunderung des Schöpfers ihn begeisternd. Zu seiner fortschreitenden Ausbildung als Arzt dienten auch seine unermüdlichen anatomischen Studien; kaum hat je ein Arzt so viele Leichen secirt wie Heim, und als das Vorurtheil, das in dieser Hinsicht in seinem Wirkungskreise ihm entgegentrat, überwunden war, ließ er kaum irgend einen wichtigen Krankheitsfall, der mit dem Tode endete, vorübergehen, ohne durch Öffnung der Leiche den Schatz seiner Kenntnisse und Erfahrungen zu vermehren. Er hat noch spät gerühmt, daß, wenn er ein ausgezeichneter Arzt geworden, seine Beobachtungen an Verstorbenen dazu bedeutend mitgewirkt haben, wobei denn freilich seine scharfe Beobachtungs- und glückliche Combinationsgabe ihm sehr zu statten kam, wie er denn Vieles wahrnahm, was selbst geübte Forscher übersahen.

Allmälig ward ihm auch, nachdem die erste in seinem Einkommen etwas magere Zeit vorübergegangen war, ein behagliches Auskommen zu Theil, und er trug ein so reiches Gefühl von Lebenskraft und Lebensglück in sich, daß sein frischer, bisweilen derber Humor ihm die Häuser und Herzen öffnete. Da traf ihn ein empfindlicher Schlag. Sein Muzel, mit dem er so lange Ein Herz und Eine Seele gewesen war, starb im April 1778. Tief erschüttert trug er den gewaltigen Schmerz, doch als ein Mann und als ein Christ. „Es wäre zu eigennützig von mir, wenn ich ihn wieder in dieses Leben zurückwünschen wollte, nachdem er sich da befindet, wo jeder wahre Christ hinverlangt“, schrieb er schon wenige Tage nach dem Tode des geliebten Freundes seinem Bruder Ludwig, dem er alle Leiden und Freuden vertraulich mitzutheilen gewohnt war und mit dem er auch bald über eine wichtige Entscheidung sich zu berathen hatte, da der vereinsamte Vater seines Freundes, ein einflußreicher Mann, mit vielen andern Gönnern ihn nach Berlin zu ziehen bedacht waren. Für jetzt scheiterte der Plan; der Prinz Ferdinand, Friedrich's des Großen Bruder, tröstete ihn darüber durch seine Ernennung zum Hofrath.

Einen bessern Trost fand er in der Liebe eines schönen und edeln Mädchens, der Tochter des angesehenen Kaufmanns Märker, der er mit der ganzen reichen Fülle seines Herzens sich hingab, als er die Tiefe ihrer schönen Seele klar erkannt hatte. Aber bevor er sie heimführen konnte, erkrankte er an der Ruhr, die tödtlich schien und ihm lange Leiden bereitete, welche noch im spätern Leben sich öfter erneuten. Er selbst fühlte sich dem Tode nahe, und ein schleichendes auszehrendes Fieber, das er nach seiner ärztlichen Erfahrung kaum noch für heilbar halten konnte, schien keiner Hoffnung mehr Raum zu geben. Aber obwol er noch zu leben und zu wirken wünschte, ergab er sich doch glaubensmuthig in den Rath Gottes und traf mit ungeschwächter Besonnenheit alle Anstalten zum Ordnen seiner irdischen Angelegenheiten, ja war in wehmüthiger, aber entschlossener Resignation darauf bedacht, seine geliebte Braut als das theuerste Erbe, wenn nicht seinem trefflichen Bruder Anton, einem werthen Freunde zuzuwenden, Dessen Gesinnung ihr Lebensglück zu verbürgen schien. Aber

er genas, obwol langsam, doch kräftig, und im März 1780 war er von seinem Freunde Fiedler zum ehelichen Bunde mit seiner hochherzigen Charlotte eingesegnet, die von da an bis an sein Ende ihm die sorgsamste Gefährtin, die aufmerksamste Pflegerin, die treueste Freundin war und ihm das Leben erheiterte, erleichterte und verschönte. Er schrieb in sein Tagebuch: „Meine Frau sehe ich als das beste Geschenk der Vorsehung an, wofür ich Gott jeder Zeit danken und mich gegen sie so aufführen werde, daß sie durch mich keine trübe Stunde haben soll." Beide haben einander Wort gehalten im vollsten Maße. So überschwänglich seine Freude war, als ihm das erste Kind geboren ward, so männlich faßte er sich, als ihm dasselbe schon nach wenig Tagen wieder entrissen ward; er vermochte still den Schmerz zu verschließen, um die leidende Wöchnerin, der ihr Verlust mehre Tage lang verborgen bleiben mußte, zu schonen.

Seine Thätigkeit überschritt fast die Grenzen seiner Kraft. Beim Rechnungsschluß des J. 1782 ergab sich, daß er in dem einen Jahre 784 Kranke behandelt und an 1000 Meilen zu Fuß und zu Pferde zurückgelegt hatte. Die Einnahme aber überstieg kaum 1400 Thlr., während die Bedürfnisse seiner Familie sich mehrten. Dies bewog ihn endlich, dem Rath seiner Freunde und Gönner nachzugeben und sich nach Berlin zu wenden, wo er im April 1783 einzog. Doch ritt er noch lange einen Tag um den andern nach Spandau, um dort Kranken, die von ihm nicht lassen und seinem Nachfolger sich nicht anvertrauen wollten, beizustehen, bis er endlich in der Residenz dergestalt in Anspruch genommen war, daß er auf den größern Theil der auswärtigen Praxis fast gänzlich verzichten mußte, zumal es ihn beunruhigte, wenn während seiner Abwesenheit Einer seiner Kranken in der Stadt vergebens auf seinen Zuspruch gehofft hatte.

Zwar erwies sich am Schluß des ersten berliner Jahres ein so bedeutender Ausfall in der Einnahme, daß alle Besorgnisse, die ihn in die Residenz begleitet hatten, gerechtfertigt schienen, und daß manche Verlegenheit, Sorge und Noth auch über diese Frist hinaus sich in dem Hausstande aufdrängten. Aber Heim's Ruf befestigte sich und mit ihm erweiterte sich sein Wirkungskreis und sein Wohlstand. Wenn er um seines Glückes willen von seinen Collegen beneidet ward, so fand er dagegen in der Freundschaft und in dem Umgange mit vielen ausgezeichneten Männern Erholung und immer neue Anregung. Indeß steigerte sich die Zahl seiner Kranken und seiner Einnahme in bedeutender Progression. Im J. 1790 hatte er an 1000 Kranke, die vielen Armen ungerechnet, behandelt und an 9000 Thlr. eingenommen; fünf Jahre später sind über 1300 Kranke in seinem Tagebuch bezeichnet. Es war nicht selten, daß er an Einem Tage 70—80 Kranke besuchte. Später betrug die Zahl der in ihren Wohnungen besuchten Kranken alljährlich zwischen 900—1000, stieg aber wol auch auf 1200. Indeß mehrte sich die Zahl Derer, besonders Armer, die seinen Rath in seiner Wohnung suchten; ihrer waren jährlich 3—4000, mit denen er häufig, damit keine Zeit verloren würde, während er sich ankleidete, sich besprach; seinem anwesenden Gehülfen dictirte er gleichzeitig die Recepte. Aber wie Viele er auch unentgeltlich behandelte, seine Jahreseinnahme stieg auf 12,000 Thlr., sowie er denn als erster Arzt Berlins immer allgemeiner anerkannt ward.

Ward er oft durch Leiden des Unterleibs und durch Lungenentzündungen in seiner Wirksamkeit unterbrochen, so siegte doch immer wieder sein kräftiger Geist über den schwachen Körper, dem denn auch bis ins späte Alter eine seltene Rüstigkeit blieb. Dabei gab er sich gern heiterer Geselligkeit hin; die schönsten Stunden aber verlebte er im Kreise seiner heitern Familie. Fünf Töchter sah er glücklich verehelicht; der Sohn trat in des Vaters Fußstapfen. Der alte Heim erkannte dankbar wie viel Glück ihm beschieden war, und sein Glück machte ihn nie übermüthig. Der Schmerz, mit dem er zwei geliebte Töchter früh aus dem Leben scheiden sah, entbehrte nicht des Trostes, den ein freudiger Glaube gewährt, und konnte um so weniger den heitern Frieden seiner Seele auf die Dauer erschüttern. Auch Heim's Brüder gingen Alle vor ihm von hinnen und er beweinte sie und bewahrte um so inniger die Erinnerung an die mit ihnen auch noch in spätern Jahren verlebten Tage und an ihre bis zum Tode treue Liebe.

Die Leidensjahre von 1806—9 bekümmerten ihn um so tiefer, je inniger seine Verehrung und Liebe des Königs und der Königin Luise mit seinem feurigen Patriotismus verwachsen war und je schmerzlicher der tägliche Anblick allgemeiner Noth und Schmach sein wohlwollendes und patriotisches Herz bewegte. Er war lange ein eifriger Bewunderer Napoleon's, Dessen außerordentlichem Feldherrntalent er, für alles Große empfänglich, die gerechte Anerkennung nicht versagen konnte. Aber es lastete auf seinem Herzen die Unterjochung des heimatlichen Landes zu schwer, als daß sein Herz sich nicht abgewendet hätte von dem bewunderten Helden. Die Rettung des Vaterlandes, die glorreichen Siege, durch welche dieselbe bewirkt ward, feierte er mit der ihm eigenen Begeisterung.

Wie allgemein die Verehrung und Liebe war, die Heim in einer vieljährigen fruchtbaren Wirksamkeit sich erworben hatte, Das bezeugte sich am lebhaftesten und stärksten bei der Jubelfeier seiner funfzigjährigen Doctorwürde, am 15. April 1822. Da wetteiferten alle Stände, ihm den Tag zu verschönen, dem die ganze Hauptstadt ehrende Auszeichnung gewährte. In demselben Jubeljahre besuchte er noch 1020 Kranke in ihren Wohnungen, zwei Jahre später wieder 2612. Im 81. Lebensjahre besuchte er zwar nur 601 Kranke, behandelte aber außer ihnen 2030 Arme, die Hülfe bei ihm suchten. Als er 1830 sein goldenes Ehejubiläum feierte, war er noch ein rüstiger Greis, wol nicht von allen Gebrechen, doch von jeder Misstimmung des höhern Alters frei; nur die zunehmende Schwäche des Gedächtnisses peinigte ihn und bestimmte ihn, sich von der ärztlichen Thätig-

keit zurückzuziehen. Im 67. Lebensjahre starb er, von Vielen beweint.

Auch wer ihn nicht gekannt, wird das treue Bild, welches sein Biograph entworfen hat, mit dankbarer Befriedigung lesen. Wenn die begonnene „Volks-Bibliothek“ solcher Beiträge noch mehre gewinnt, so wird sie ein rechtes Walhalla werden. 67.

Das Margarethenfest und des Teufels Schwabenstreich. Katholische Novellen von Hermann Schiff. Leipzig, Literarisches Museum. 1846. 8. 20 Ngr.

Der Titel „Katholische Novellen“ bezieht sich auf den Stoff dieser Erzählungen. Die katholische Kirche hat die Verbindung, in welcher Religion und Poesie miteinander stehen, schärfer festgehalten als die lutherische; das Gebiet der poetischen Sage innerhalb der katholischen Kirche ist sehr reich; durch Herder, Kosegarten u. A. sind manche dieser Sagen in weitern Kreisen bekannt geworden. Auf dem episch-didaktischen Gebiete liegen übrigens die zwei Novellen des Dr. Schiff nicht; die letzte, welche den größten Umfang hat, ist eine unbedeutende Leistung; sie kämpft — und nicht immer mit Glück — gegen eine gefährliche Klippe: die Langweiligkeit. Die Ironie, die hier und da aufblitzt, ist schwächlich. Ref. muß dagegen die erste Novelle, „Das Margarethenfest“, ein ganz vorzüglich gut gelungenes Werkchen nennen; es ist Komik darin, und zwar echte Komik, niemals übertrieben und doch von drastischer Wirkung; es herrscht in der ganzen Erzählung die gesundeste Naivetät, die selbst den frommsten Katholiken beim Lesen nicht unwillig werden lassen wird; alle Scenen der kleinen Erzählung sind gut vertheilt und hübsch abgerundet; die Sprache ist dem Gegenstande angemessen. 25.

Literarische Notiz aus Frankreich.

Eine byzantinische Ikonographie.

Für Freunde der christlichen und kirchlichen Malerkunst im Mittelalter möchte folgendes Werk: „Manuel d'iconographie chrétienne grecque et latine“, welches mit einer Einleitung und Anmerkungen von Didron, Secretair des Historischen Comité für Künste und Denkmäler, übersetzt aus dem byzantinischen Manuscript: „Ἑρμηνεία τῆς ζωγραφικῆς“ durch Paul Durand, 1845 in der königlichen Buchdruckerei zu Paris auf Kosten der Regierung erschienen ist, von großem Interesse sein. Es ist dies ein Handbuch der Malerkunst, dessen sich die griechischen Künstler seit vielen Jahrhunderten bedienen, um, nach unveränderlichen Überlieferungen, die religiösen Vorwürfe, welche in so großer Zahl die Klöster des Gebirges Athos zieren, auszuführen. Herr Didron hat jenes byzantinische Manuscript im Jahre 1839 in einem dieser Klöster gefunden und in Griechenland eine Abschrift davon genommen. Das Originalmanuscript geht nicht über das 15. oder 16. Jahrhundert zurück. Man kennt die Zeit von dessen ursprünglicher Abfassung nicht; Alles was man weiß ist, daß man es einem Mönche Dionysius, Maler im Kloster Furna bei Agrapha, zu verdanken hat. Das Werk besteht aus vier Abtheilungen. In der ersten, die reinweg technisch ist, setzt der Verf. die bei den Griechen üblichen Verfahrungsweisen in der Malerkunst, die Art, die Pinsel und die Farben zu bereiten, die Auftragungen auf die Frescos und Gemälde einzurichten, auf die Auftragungen oder Bewerfungen die Farben und vorzüglich das Gold zu befestigen, auseinander; er gibt an, in welchem Verhältniß jede Substanz darin eingehen muß, um ein färbendes Amalgama zu bilden. Herr Didron gibt in seiner Einleitung zu, daß diese erste Abtheilung Vieles zu wünschen übrig läßt und daß die Vorschriften, welche man darin findet, wenig verständlich sind. Die zweite Abtheilung beschreibt umständlich und genau die Gegenstände der Religionsgeschichte, welche die Malerkunst darstellen kann. Die dritte bestimmt den Ort, wo es schicklich ist, einen gewissen religiösen Gegenstand oder eine gewisse heilige Person vorzugsweise vor andern hinzustellen. Endlich bestimmt ein Anhang den Charakter der Darstellungen von Christus und der Jungfrau Maria und gibt einige der auf den byzantinischen Gemälden befindlichen zahllosen Inschriften an. Didron bemüht sich, die Wichtigkeit der drei letztern Partien des Werkes hervorzuheben, nicht allein für das Studium der Denkmäler der Kirche Griechenlands, sondern auch für das Studium des ikonographischen Systems der lateinischen Kirche und der romanischen und gothischen Zeiträume Frankreichs. Er glaubt, daß, nachdem man dieses Handbuch der Malerkunst gelesen und mit dessen Inhalt die Statuen und Gemälde, welche die französischen Kathedralkirchen zieren, verglichen hat, man Das, was die griechische Ikonographie der französischen hat borgen können, wissen und die Zahl und das Maß der Entlehnungen, die man von ihr hat machen können, erkennen wird. „Ich habe“, sagt er, „auffallende Analogien zwischen der Kathedrale von Chartres und der von Rheims und den Kirchen von St.-Lucas in Livadien, St.-Sophia zu Salonika und St.-Laura auf dem Berge Athos gefunden. Das Petschaft, womit die Mönche von Athos ihre Entscheidungen besiegeln, ist auf einem Fensterglas in der Kathedrale zu Chartres abgemalt ..... Das System, nach welchem die zahlreichen in Stein gehauenen oder gemalten Personen, welche unsere Kirchen zieren, vertheilt sind, ist ganz dasselbe wie in Griechenland: die Panagia von Salamis kann als Schwester von Notre-Dame zu Chartres betrachtet werden. Viele Figuren in dieser letztern Kirche waren noch anonym oder unbekannt; man kann sie jetzt fast alle mit Hülfe des byzantinischen Manuscripts taufen.“ 3.

Literarische Anzeige.

URANIA.

Taschenbuch auf das Jahr 1847.

Neue Folge. Neunter Jahrgang.

Mit dem Bildnisse Berthold Auerbach's.

8. Eleg. cart. 2 Thlr. 15 Ngr.

Inhalt: 1. Sibylle. Novelle von **A. von Sternberg.** — 2. Interlaken. Novelle von **Therese.** — 3. Imagina. Novelle von **K. Gutzkow.** — 4. Die Tochter der Riccarees. Lebensbild aus Louisiana von **F. Gerstäcker.** — 5. Die Frau Professorin. Erzählung von **B. Auerbach.**

Von frühern Jahrgängen der **Urania** sind nur noch einzelne Exemplare von 1831, 1836—38 vorräthig, die im **herabgesetzten Preise** zu 12 Ngr. der Jahrgang abgelassen werden. Der erste bis achte Jahrgang der Neuen Folge kosten 1 Thlr. 15 Ngr. bis 2 Thlr.

Leipzig, im November 1846.

F. A. Brockhaus.

Verantwortlicher Herausgeber: **Heinrich Brockhaus.** — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 311. —— 7. November 1846.

Eduard Duller.

1. Gedichte von Eduard Duller. Berlin, Klemann. 1845. 8. 1 Thlr. 22½ Ngr.
2. Deutschland und das deutsche Volk. In Schilderungen von Eduard Duller. Mit 150 Ansichten in Stahlstichen und 50 colorirten Abbildungen von Volkstrachten nach Originalzeichnungen von J. Döring, M. Mühlig und C. W. Schurig. Zwei Bände. Leipzig, G. Wigand. 1845. Lex.-8. 16 Thlr. 20 Ngr.

In fast allen Werken von Eduard Duller spiegelt sich derselbe Geist, dieselbe Bestrebung ab, die wir auch in seiner Persönlichkeit, in seinem offenen, klaren, deutschen Gesichte wiederzuerkennen im Stande sind. Durch seine Geburt und Abstammung ist Duller dem Gemüthsleben der süddeutschen Völker verwandt, durch den Gang seiner Bildung und seines Lebens mehr dem Ernste der norddeutschen Lande näher gebracht; beide Richtungen liegen jedoch nicht, wie Dies bei Schücking der Fall ist, auseinander, und zwar nach zwei Seiten seiner Thätigkeit, sondern sie haben sich in ihm zu einer gemeinsamen Gestaltung hinaufgearbeitet. Sein Gemüth sündigt nicht auf Kosten des Verstandes, umschlingt diesen nicht wie eine Schlange, die ihre Ringel zerquetschend und zermalmend um die starken Glieder eines Löwen legt, sondern umspielt, umwebt seine geistige Richtung zart und sinnig, wie der grünende Epheu um den Stamm einer Eiche sich legt oder die Rebe den festen Schaft ihres Stabes umrankt. Aber auch der Verstand trocknet hinwiederum nicht die sprudelnden und schäumenden Quellen seiner Phantasie zu einer Cisterne ein; der Wellenschlag seines Gemüths tönt hindurch und begleitet den Verstand auf seinen ernsten Gängen. Auf diese Weise kommt eine gewisse Ruhe, Sicherheit und Festigkeit in sein ganzes Wesen, das aber durch diese Eigenschaften gerade auch weit weniger für das bewegliche Element der Poesie, für die reizbare, leicht und doch tief erregbare Anschauung eines Dichters uns bestimmt scheint. Poetisch erregbar ist die Natur Duller's zwar, die poetischen Schwingungen von außen schlagen die Saiten seines Herzens an, bewegen und begeistern sein Inneres, aber poetisch productiv scheint sie uns nicht. Die Eindrücke, die er von außen empfängt, oder auch die aus seinem eigenen Gemüthe emporgestiegen sind, bleiben als solche bei ihm haften; und wenn er diesen Empfindungen Form und Gestalt im Liede geben will, so verirren sich diese meistens entweder in starre, trockene Reflexionen, oder sie verlieren sich in harten Rhythmen, in weitgespannten Phrasen, oder sie sind und bleiben eben nur die Eindrücke, die Bilder die er empfangen, ohne daß sie das eigentliche Medium der Dichtkunst durchlaufen haben, wodurch erst das Bild zum Liede, der Gedanke zur künstlerischen Gestalt gelangt. Gerade dieser Grund mag auch den Schriftsteller vorzugsweise, ob bewußt oder unbewußt, zur Geschichte, zur ruhigen Darstellung und Auffassung des in der Zeit sich verwirklichenden Menschengeistes geleitet haben, da hierbei weniger eine eigentliche poetische reizbare Natur erfodert wird als vielmehr eine ruhige, klare, feste Einsicht, ein ordnender Verstand und eine scharfe Beobachtungsgabe. Die Poesie stellt die Leidenschaft als solche in ihrem Werden dar, diese ist ihr Vorwurf, während die Geschichte es blos mit der Leidenschaft in ihrem Gewordensein zu thun hat; hier liegt der Stoff vollendet vor unsern Augen, während dort der Dichter denselben erst bereitet. So muß der Geschichtschreiber zwar leidenschaftlos sein, über den Parteien stehen, etwa wie der Chor im griechischen Theater, aber er muß vor Allem auch ein menschliches Herz haben, eine Brust reich an Gefühlen, um die Leidenschaft verstehen zu lernen, wo sie ihm entgegentritt. Der Geschichtschreiber welcher darauf Verzicht leistet, der überall nur da seinen nüchternen Verstand walten läßt, wo so oft nur die Leidenschaften der Menschen den Hebel der fortschreitenden Entwickelung bilden, wo oft poetische Potenzen in Rechnung zu bringen sind, wie sie noch kein Dichter in seinen Werken erschöpft hat, der leiste vorerst Verzicht darauf, ein getreues Bild des Lebens, des sich verwirklichenden Geistes, liefern zu können. Das Leben in seinen großen Entfaltungen, in dem Heroismus seiner Thaten schließt eine Fülle von Poesie in sich, die der trockene Verstand zergliedern und zerlegen kann, die aber nur ein poetisch-erregbares Gemüth aufzufassen und wiederzugeben vermag. Gerade deshalb halten wir auch Duller's Natur vorzugsweise für die Geschichtschreibung geeignet und stellen ihn und seine Werke über so manche andere Erscheinung auf diesem Gebiete, mögen sie auch auf einem umfassendern Quellenstudium beruhen und einen gewissen pedantischen Fleiß zur Schau tragen. Das

wollen wir jedoch uns auch nicht verhehlen, daß die geschichtlichen Werke Duller's gewinnen würden, wenn er die Form seiner donnernden Declamationen und die rhetorische Fülle seines Ausdrucks mäßigen und mehr eine schlichte, einfache, wahre Darstellung sich aneignen könnte; der Pathos der Rede ist dem Wesen der Geschichte fremd, denn die Geschichte will nicht überzeugen und hinreißen, wie Dies der Redner thut, sondern sie bringt die Thaten im Zusammenhange zur Anschauung und läßt diese selbst reden, sich selbst vertheidigen.

Mit dieser stark vorwiegenden Neigung und Anlage Duller's zur geschichtlichen Darstellung hängt auch zusammen, daß er schon früh weniger dem eigentlichen Liede als vielmehr der Ballade sich zuwandte und seine Stoffe hierzu aus der reichen Vorzeit des deutschen Volkes entlehnte. Wenn wir auch diese Balladendichtungen selbst nicht sehr hoch anschlagen und sie mehr als eine Übergangsstufe in der Entwickelung Duller's ansehen, so stellen wir dagegen seine historischen Romane „Loyola“ und „Kaiser und Papst“ ebenso sehr über manche historische Romane unserer Zeit, etwa wie Mundt's „Thomas Münzer“ und andere, als wir zugestehen müssen, daß er in der Ballade weder den naiven Ausdruck, die schöne Innigkeit und die volksthümliche Darstellung Uhland's oder Schwab's erreicht, noch auch die Pracht der Schilderung Freiligrath's oder die Tiefe der Empfindung in den Lenau'schen Dichtungen dieser Art. Was aber vor Allem uns das Wirken Duller's so hoch anschlagen läßt, ist seine freie, mannbare Gesinnung, seine innige Liebe zum deutschen Volke und zu seiner Freiheit. Diese Liebe und Hingabe ist der Grundton aller seiner Werke und seines Lebens und einen schönen Ausdruck hat er derselben gegeben in dem Gedichte „Weihe“, das der Sammlung voransteht. Die Blumen, so die Knospenhülle im Lenze sprengen, der Vögel Jauchzen dem jungen Lichte entgegen suchte er dem Menschenherzen zu verkünden; aber das Sehnen schwoll immer stärker, die Befriedigung, die Ruhe kam nicht in sein Gemüth, er sann und sann, bis er es verstand, bis er es gefunden. Wenn die Bergesgipfel im letzten Scheine des Abends glühten, da trat ihm hold verklärt das Eine Hohe nah:

Nun konnt' ich nicht mehr von ihm lassen,
Und von ihm lassen werd' ich nie;
Nun endlich konnt' ich deutlich fassen
Den Inbegriff der Harmonie.

und alle diese Pracht hatte er nun entdeckt, er wußte für Wen es war, denn nur zum Preis des Einen war es da:

Da konnt' ich selbst nun auch nicht schweigen,
Was ich, seitdem ich ward, empfand,
Mein Dichten ward, mein Sein zu eigen
Dem hohen Einz'gen: Vaterland!

Auf den Altar des Vaterlandes legt er seine Blätter nieder, auf daß demselben in jedem neuen Lenze die Herrlichkeit und Ehre aufs neue erblühe!

Die Sammlung der Gedichte zerfällt in vier Bücher. Zu dieser Gliederung hat wol nur die Zeitfolge, in welcher die einzelnen Gedichte entstanden, Anlaß gegeben, da sie rücksichtlich des Stoffs und der Form nur als eine ganz äußerliche erscheint; wir würden zu dieser Annahme schon von selbst gekommen sein, wenn auch in dem Verzeichnisse nicht einige Zahlen uns darauf hingeleitet hätten, da in den ersten Büchern Lieder enthalten sind, die noch ganz die Spuren der Erstlingsversuche an sich tragen. Die charakteristischen Merkmale der gesammten Gedichte bleiben dieselben, die wir ihrem Hauptgrundzuge nach schon oben aus dem Wesen der Natur Duller's ableiteten. Es sind hier nicht tiefe Gefühle der eigenen Brust zu Liedern ausgeboren, auch ringen und gähren die Schmerzen der Zeit und des Volkes nicht in denselben nach künstlerischer Gestaltung, die meisten Gedichte sind entweder ganz epischer Natur, fallen also der Balladengattung anheim, oder es sind auch zum Theil in Liederform lyrische Stoffe verarbeitet; aber immer haben diese Gedichte mit Ausnahme von nur wenigen eine Beimischung von epischer Diction oder laufen in das trockene Feld des Raisonnements aus. Gerade diese lyrischen Gedichte sind der schwächste Theil der ganzen Sammlung, die Gedanken sind weder neu noch auch schön, sie streifen oft so nahe an das Alltägliche und Gewöhnliche, daß sie einen ungeheuer matten Eindruck hervorbringen. Die Bilder leiden an demselben Fehler, sind nüchtern, trocken oder zu gesucht und unwahr. Den Frühling nennt Duller einen Helden, der mit Pfeil und Bogen die Welt auf- und abzieht, die Sonne sei seine Fahne, die Freiheit seine Wehr. Nehmen wir auch einmal das Bild als Helden an, so können wir durchaus keine Anschauung finden, was der Pfeil und Bogen bedeuten soll, da die Sonne seine Fahne ist, indem man sonst vielleicht die Strahlen der Sonne als Pfeile nehmen könnte; daß aber die Freiheit die Wehr, die Rüstung sein soll, Das ist nicht wohl einzusehen, da die Freiheit — was, beiläufig gesagt, auch höchst unkünstlerisch ist, da der Begriff an und für sich zu vag — doch höchstens nur sein Ziel sein kann. In dem ersten Buche finden sich viele Gedichte, die durchaus keinen Anspruch auf diesen Namen machen können, es sind Spielereien ohne Inhalt und auch sehr gewöhnlicher Form, denen man aufs Haar ansieht, daß sie aus den ersten Jahren der poetischen Versuche herrühren, wo man sie in schön gebundene Hefte mit irgend einem süßklingenden Titel einschreibt, mit einem sentimentalen Motto oder mit dem Uhland'schen oft schwer misbrauchten Spruche: „Singe, wem Gesang gegeben!“ versieht und von denen man sich dann oft nur schwer oder zu spät trennen kann. Das Gedicht „Vorm Treibhaus“, welches mit dem Verse beginnt:

Gelt, Blumen und Bäume, das schmeckt euch heut';

„Elfenliebe“, „Festkalender der Liebenden“, „Wenn ich ein Vöglein wär'“ und andere wollen wir zu diesen zählen. Um noch ein Beispiel dieser poetischen Spielereien und gar zu naiven Diction anzuführen, wählen wir eine Stelle aus dem Gedichte „Arabeske“, das statt vieler hier stehen möge:

Kolibri-Weibchen,
Wie se verschämt es thut!
Dem Turteltäubchen
Stünd' es nicht halb so gut!
Laß dich nicht irren,
Männchen, sie will nicht fort:
Denn all ihr Girren
Heißt: „Lieber, dort!“

Es finden sich zwar manche lyrische Gedichte in der Sammlung, die ziemlich gelungen sind, die eine kräftige Sprache und ein gewecktes Gefühl beweisen, aber beiweitem ist Dies die geringere Anzahl. Von sogenannter Tendenzpoesie ist das Buch ziemlich frei, und wir halten Dies für einen Vorzug; die Poesie hat keinen Zweck, der auf die Erde gerichtet ist, sie ist die schöne Darstellung des menschlichen Lebens, verleiht dem Gefühle der Menschenbrust Worte, sie klingt aus dem Leben der Gegenwart hervor, frei, jubelnd und erhebend wie die Lerche aus den Schollen, in denen die keimende Saat wächst. Das gerade ist das Betrübende und zugleich auch Charakteristische unserer gegenwärtigen literarischen Verhältnisse, daß der Druck und die Qual der socialen politischen Zustände sich auch in der Poesie ein Reich zu erobern sucht. Du kannst dem Bewußtsein dieser Mängel nicht mehr entfliehen; flüchtest du dich aus der öden trostlosen Gegenwart unbefriedigt, Freude suchend in das Reich der Poesie, so tritt dir hier derselbe Boden, dieselbe Qual, wie sie im Leben sich breit macht, entgegen. Sie ist der Geier, der fortwährend an unserm Leben zehrt; aber das ist auch, wie Prutz sich ausdrückt, das Recht des erobernden Gottes Dionysos, daß er mitleidslos in Scherben zerschlägt was immer von irdischem Ton ist, und daß Poesie die Lerche ist, die über dem Schutt in unendlichem Raum mit schmetterndem Liede sich wiegt. Bezeichnend scheint uns die Schilderung, die Duller in dem Gedichte „Geistermahnung“ von der Halbheit, Trägheit, dem thatenlosen Lärm und funkensprühenden Frieden der Gegenwart entwirft; wir setzen das Gedicht mit seinem Anfange hierher, da wir den Übergang, den der Poet darin macht, noch betrachten wollen (S. 163):

Rings ein halbes, sieches Wollen,
Abgelebt, bevor gelebt!
Blassen Weibern dort entrollen
Dichte Schleier, frisch gewebt.

Was aus Thränen sie gesponnen
Und bestickt mit rothem Blut,
Hängen sie ans Licht der Sonnen,
Trocknen sie an loher Glut.

Rasseln hör' ich einen Wagen,
Seh' ein Roß, das schnaubt und scharrt,
Fortgeschleift, statt stolz zu ragen,
Die gebund'ne Gegenwart.

Über Blumen, über Träume,
Über Hoffnungen, durchs Korn,
Über umgehau'ne Bäume
Schweift das Roß in tollem Zorn.

Funken knistern aus den Achsen,
Blut bezeugt entlang den Lauf,
Und aus den Geleisen wachsen
Seufzer Sterbender herauf . . . .

Was soll nun der Dichter beginnen? Soll er spottend sich an den Schweif des Rosses hängen, oder in dem Taumel wilder Lust sich verlieren? Nein, sagt Duller, er soll in die Gräber niedersteigen und alle Helden aus der Nacht heraufbeschwören. Hier kommt ebenfalls wieder der charakteristische Zug Duller's zum Vorschein, der ihn auch als Dichter der Geschichte zudrängt; wir aber glauben, daß damit die Aufgabe des modernen Dichters nicht gelöst ist, daß man die Fragen der Gegenwart unberührt liegen läßt und sich in ein entfernteres, ruhigeres Reich flüchtet. Der moderne Dichter muß auch für diese quälenden Situationen die künstlerische Form sich schaffen und in seinem Lied den Schmerz und den Drang der Gegenwart ausströmen lassen. Mag dann die Zukunft von unserer Zeit urtheilen, es war eine trübe, gährende, schmerzensreiche, ringende, oft darniederliegende Zeit, so wird sie wenigstens dafür auch den Ausdruck und die Belege in unserer Poesie leicht auffinden können; denn

Ich und wir, wir sehn's und kauen müßig,
Und kau'n den Grimm und sätt'gen uns mit Harren.

In den Gedichten: „Ihr Deutschen, auf mit Gott!“ „An die Fürsten“, „Rom“, „Kreuzfahrt“, welche am Schlusse der Sammlung stehen, hat sich Duller durch die religiösen Verwickelungen begeistern lassen; aber wir halten diese dogmatisch-religiös-politische Grundlage für keinen Gegenstand zur poetischen Bearbeitung, und in der That können wir uns auch nicht entsinnen, daß wir trotz der vielen Verse, die darüber bereits gedichtet sind, nur ein Gedicht kennen gelernt hätten, was Ansprüche auf poetische Berechtigung machen könnte. Auch diese Duller'schen Gedichte, so sehr sie auch manch schönen Gedanken, manch freies, keckes Wort aussprechen, sind eigentlich doch, beim rechten Lichte besehen, nur rhetorische Blitze, donnernde Phrasen, deren Sprache wir nicht einmal im Allgemeinen edel und anziehend nennen können. Zu den Balladen hat Duller seine Stoffe größtentheils der deutschen Geschichte entlehnt, und darunter befinden sich manche, die man gelungen nennen könnte; nur will es uns scheinen — und namentlich gilt Dies von den Balladen, welche der Sage angehören —, daß die Manier an schon bekannte Vorbilder erinnert und daß mitunter auch die Erfindung nicht mehr so ganz frisch und neu sei und daß diejenigen, welche der Geschichte entlehnt sind, gewinnen würden, wenn sie größere drastische Elemente enthielten.

(Der Beschluß folgt.)

Militairische Briefe eines Verstorbenen an seine noch lebenden Freunde, historischen, wissenschaftlichen, kritischen und humoristischen Inhalts. Zur unterhaltenden Belehrung für Eingeweihte und Laien im Kriegswesen. Vierte Sammlung. Erste und zweite Abtheilung. Adorf, Verlags-Bureau. 1845—46. Gr. 8. 3 Thlr.

In dem in Nr. 111 d. Bl. f. 1845 enthaltenen Referate über die dritte Sammlung dieser Briefe glauben wir unsere

Ansicht über den Geist und den Werth derselben hinlänglich ausgesprochen zu haben und es hat der Inhalt der vorliegenden vierten Sammlung uns keinen Anlaß gegeben, dieselbe irgendwie zu modificiren. Daß aber diese vierte Sammlung sich zugleich als den Schluß dieses Werkes ankündigt, hat Ref. neben dem schmerzlichsten Bedauern doch auch mit großer Befriedigung erfüllt, weil dem Naturgesetze aller irdischen Dinge gemäß bei fernerer unbegrenzter Ausdehnung auch die vorliegende so geistreiche und durch den größten Reichthum der Mannichfaltigkeit ausgezeichnete Conversation doch endlich nothwendig Ermüdung oder Abstumpfung hervorgerufen haben würde, weshalb der ungenannte Verf. auch hierin wieder seinen geistigen Scharfblick bethätigt hat, trotz so großer Verführung zum Gegentheile, sein Werk gerade in einem Momente abzuschließen, in welchem die Befriedigung seiner Leser auf ihrem Culminationspunkt sich befunden haben möchte. Daß übrigens der Verf. hiermit seine Feder für immer aus der Hand gelegt haben sollte, glauben wir nicht befürchten zu müssen, weil er sein inneres Sein und Wesen zu sehr als ein solches zu erkennen gegeben hat, welches hiermit nicht abschließen kann. Wir zweifeln daher auch nicht, daß Derselbe früher oder später in einer oder der andern Form die weitern Früchte seiner Muße zur Öffentlichkeit bringen werde. Ja es scheint uns sogar, als wenn der Herausgeber hierüber in dem Vorworte der zweiten Abtheilung einen versteckten Fingerzeig gegeben habe, indem er sagt: „Man sollte meinen, daß die neuern Kriege ihm (dem Verf.) reichhaltigen Stoff zu ähnlichen Darstellungen geben müßten, woran sich manche für die Gegenwart sehr wichtige Betrachtung knüpfen ließe. Denn so lehrreich auch die Feldzüge des großen Friedrich's sind und bleiben werden, so ist doch kaum zu verkennen, daß fast alle Zweige der jetzt geltenden Kriegskunst ihre Wurzeln in dem durch die französische Revolution erzeugten Kriege haben, und die historische Entwickelung dieser Kriegskunst dürfte für die Mehrzahl der Leser von ungleich praktischerm Nutzen sein als die Darstellung der unter vielleicht nie wiederkehrenden Verhältnissen stattgehabten Feldzüge der frühern Kriege des 18. Jahrhunderts. Unsere künftigen Kriege dürften ohne Zweifel unter Mitwirkung einer mehr oder minder allgemeinen Volksbewaffnung ausgefochten werden. Es erscheint also nothwendig, auf die Eigenthümlichkeiten derselben, auf ihre Licht- und Schattenseiten hinzuweisen und neben den überraschenden Erfolgen der sogenannten Volksheere auch die Ursachen derselben anzugeben, die von den Parteischriftstellern häufig mit Absicht verschwiegen worden sind."

Wenn dagegen der Herausgeber bezüglich des Sinnes und des Zweckes der in der vorliegenden gesammten Briefsammlung eingeflochtenen zahlreichen und nicht selten sehr seltsamen Allotria bemerkt, daß der Verf. hierin errathen sein wolle und Dieses dem Leser genügen müsse, so müssen wir unsererseits jedoch offenherzig gestehen, daß uns Dieses denn doch als eine etwas sehr starke Zumuthung erscheint. Es sind nämlich jene Räthsel größtentheils der Art, daß für die ungemeine Mehrzahl der Leser eine offenbare Unmöglichkeit des Errathens und des richtigen Verständnisses vorhanden sein möchte. Es befindet sich diese Mehrzahl daher auch ungefähr in der Lage von Zuhörern eines ausgezeichneten Violinvirtuosen, die, periodisch durch magnetische Wirkungen des Gehörs beraubt, Diesen zwar allerlei sonderbare Schwingungen mit dem Bogen ausführen sehen, aber die dadurch hervorgelockten Töne nicht hören können und mithin — obwol sie von diesen ihnen unhörbaren Productionen gewiß das beste Vorurtheil hegen — doch wol von einer solchen Assistenz Nichts weniger als sonderlichen Genuß empfinden möchten.

Zieht man ferner in Betracht, daß jene in sämmtlichen vier Sammlungen eingestreuten Allotria zusammen eine nicht unbedeutende Anzahl von Druckseiten, resp. Druckbogen füllen, welche die Verlagshandlung sich gerade nicht wohlfeil hat bezahlen lassen, so braucht man noch lange nicht blos von gemeiner Neugierde gestachelt zu sein, um das Recht früherer oder späterer Aufklärung über diesen miterkauften hieroglyphischen Theil des Textes in Anspruch zu nehmen, und wir sind daher auch der Meinung, daß diese Verpflichtung dem Verf. unbedingt zur Last zu schreiben sei.

Hiernach zu einer kurzgefaßten Andeutung des Inhalts übergehend, bemerken wir, daß in der größern Hälfte der diese vierte Sammlung ausmachenden 25 Briefe (53.—77. Brief) der weitere Verlauf des ersten Schlesischen sowie hauptsächlich der zweite Schlesische und der Siebenjährige Krieg — unter Beibehaltung der Fiction einer olympischen Unterhaltung zwischen den berühmtesten Heerführern aller Völker und aller Zeiten und in der bekannten, durch geistreiche Controversen so belehrend erscheinenden Art und Weise des Verf. — zur Anschauung gebracht werden. Zwischendurch werden auch Vorfälle aus den neuern Kriegen mit in den Kreis der Betrachtungen gezogen, und namentlich im 65., 66. und 67. Briefe zwischen Napoleon, Blücher, Gneisenau, Grolman und Andern über die Operationen des Feldzugs von 1813 in Schlesien und über die Schlacht bei Dresden höchst interessante Discussionen geführt. Das hierdurch zur Anschauung gebrachte Charakterbild Blücher's, Gneisenau's und Grolman's, sowie die Darstellung der zwischen dieser Trias und Napoleon fingirten olympischen Zusammenkunft ist als wahrhaft meisterhaft zu bezeichnen. Nicht minder bemerkenswerth erscheint aber auch die (S. 347—360) versuchte psychologische Untersuchung über die Wahrscheinlichkeit des in jener Periode überhandnehmenden Überdrusses Napoleon's an kriegerischen Anstrengungen und der allmälig in seiner Seele aufkeimenden Neigung zu einer friedlichern Herrscherthätigkeit.

Den humoristischen Theil anlangend, so fehlt neben manchem geradezu Hieroglyphischen doch auch nicht ebenso unschwer zu errathende als tief einschneidende Satire. Sehr treffend ist namentlich unter Anderm die S. 432 Beerenhorst in den Mund gelegte Äußerung über historische Wahrheit.

„Es ist doch ein merkwürdiger Charakterzug mancher Menschen, daß sie sich so viele Mühe geben, die Wahrheit zu verhehlen, während sie bei jeder Gelegenheit die Wahrheit zu erforschen gebieten. Dem Kinde wird vorgepredigt, daß der Lügner dem Diebe gleichzuachten sei; der Knabe wird für jede Unwahrheit gezüchtigt, der Jüngling entehrt sich in den Augen seiner Altersgenossen durch wirkliche Entstellung der Wahrheit. Der Mann als Philosoph und Geschichtschreiber soll der Göttin Wahrheit vor allen andern huldigen. Das Streben nach Wahrheit ist die erste und unerlaßlichste Bedingung der menschlichen, socialen und staatlichen Fortbildung. Wie steht es aber damit im praktischen Leben? Ängstliche Rücksichten und Liebedienerei fesseln Zungen und Federn. Man will sich Andern durch Aufdeckung ihrer Fehler nicht unangenehm machen, man verschweigt was deren Wiederholung verhindern könnte, man bestätigt durch dieses Schweigen die dreisten unwahren Behauptungen Anderer und wird dadurch mittelbar selbst zum Lügner. Ich gebe zu, daß man nicht Jedem Alles sagen darf was wahr ist: aber eine Wahrheit sollte doch vom conventionnellen Zolle befreit sein: ich meine die historische Wahrheit."

Eine durch Klarheit der Gedanken sich auszeichnende moral-philosophische Betrachtung schließt würdig dieses Werk, und mit dem an seine jüngern Kameraden gerichteten Zurufe: „Strebt zu werden was ihr sein möchtet!" scheidet der Verf. von seinen Lesern. Daß es nicht für immer geschehe, glauben wir, wie schon erwähnt, mit aller Zuversicht hoffen zu dürfen. Sollte Dies aber dennoch der Fall sein, dann würde es um so mehr allgemein bedauert werden müssen, als der Verf. sich nicht nur überhaupt als ein höchst befähigter Vorkämpfer allgemeiner Geistesfreiheit erwiesen hat, sondern auch nur Wenige seiner Zeitgenossen vermögend sein dürften, mit gleichem Geschicke und gleichem Erfolge auf Erweckung, Belebung und Erstarkung eines wahrhaft nationalen deutschen Kriegersinnes einwirken zu können. 10.

Verantwortlicher Herausgeber: **Heinrich Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 312. —— 8. November 1846.

Eduard Duller.

(Beschluß aus Nr. 311.)

Indem wir uns nun zu dem Werke „Deutschland und das deutsche Volk" wenden, wollen wir hier gleich im voraus bemerken, daß es uns leid that, dies so empfehlenswerthe Buch nicht allein hinsichtlich des Reichthums seines Inhalts, sondern auch wegen der tüchtigen Gesinnung, die überall uns entgegenweht, durch die große Beigabe von Kupferstichen so vertheuert zu sehen. Wenn auch die Verlagshandlung diesem Übelstande abhelfen und die Anschaffung allgemein zu erleichtern suchte dadurch, daß sie das Werk in einzelnen Lieferungen erscheinen ließ, deren Preis sie sehr mäßig ansetzte, so ist damit, glauben wir, doch weder dem Publicum noch auch dem Verfasser Genüge geleistet; denn immerhin kostet das Werk noch 25 Gulden, ein Preis, der für den Zweck des Buches, das nach dem Willen und Plan des Verf. selbst ein Volksbuch werden sollte, uns schon deshalb zu hoch erscheint. Dazu kommt noch, daß ähnliche oder dieselben Kupferstiche schon durch andere Werke hinlänglich verbreitet sind, und daß sie bei aller Ausführung doch nicht im Stande sind, uns ein getreues Bild einer Gegend und Landschaft bei der oft zu beschränkten Darstellung liefern zu können. Wir würden daher, wenn wir einen Rath zu ertheilen hätten, der Verlagshandlung an die Hand geben, ob sie nicht eine wohlfeilere Ausgabe, wobei freilich die colorirten Volkstrachten, wenn sie das Werk nicht zu sehr vertheuerten, beibehalten würden, veranstalten wollte, und wir glauben gewiß, daß der Erfolg ein günstiger sein werde. Doch wollen wir bekennen, daß wir so recht eigentlich von buchhändlerischen Speculationen Nichts verstehen, daß wir aber im Interesse des Verf. und des Buches selbst, welchen Beiden doch nur an größtmöglichster Verbreitung liegen muß, uns für veranlaßt halten, diesen Wunsch hier öffentlich auszusprechen.

„Deutschland und das deutsche Volk!" Wer unter diesem Titel etwa eine dürre, trockene, sogenannte gelehrte Abhandlung über die geographischen Verhältnisse Deutschlands und die Gliederung seines Volkes in Stämme mit etwaniger Untersuchung ihrer ursprünglichen Wohnsitze und jetziger Vereinigung und Vermengung zu neuen Stämmen zu finden glaubte, der würde sehr fehl gehen. Das Buch ist, wenn es der Verf. auch selbst ein nicht nach wissenschaftlichen Normen und Formen ausgeführtes Werk nennt, nichtsdestoweniger ein solches; denn wissenschaftlich nennen wir jene Ausführung, die zuerst den allgemeinen Grundgedanken aus der vorliegenden Masse der einzelnen Erscheinungen aufsucht, zuerst also die Einzelheiten als ein organisches Ganzes auffaßt und darstellt und hiernach nun von diesem allgemeinen Standpunkte aus zu den Erscheinungen selbst herabsteigt, sie würdigt und in ihrem Zusammenhange, ihrer Stellung und Bedeutung, die sie zu dem Ganzen einnehmen, begreift. Daß hierbei nicht Alles gleichmäßig in den Vordergrund treten kann, sondern je nach seiner Bedeutung mehr perspectivisch geschehen, weniger in ein grelles Licht gesetzt werden muß, liegt im Wesen der wissenschaftlichen Ausführung selbst. Wir würden das Buch, wenn wir es einmal unter eine allgemeine Kategorie stellen wollen, als eine Statistik Deutschlands bezeichnen, nicht aber von jenem engen beschränkten Standpunkte, von dem man noch jetzt so häufig auf Universitäten und in Compendien die politische Geographie Deutschlands und auch anderer Staaten behandelt, sondern vom freiesten und umfassendsten aus, wo das Volk nicht allein seiner natürlichen Beschaffenheit, seiner Verbreitung über ein gewisses Land und der Wechselbeziehung nach, in der das Volk und das Land zueinander stehen, dargestellt wird, sondern auch seinem innern Leben nach, wonach es einen Staat, ein organisches Ganzes bildet, und wie sein ganzes inneres Leben, seine Gesittung in seiner Geschichte, seiner Sage, seinem Rechte, seinen Festen, Liedern und Trachten zur Erscheinung kommt. So erhalten wir ein lebendiges Bild und keine dürre Zahlentabelle. Und wie sehr gerade ist heutzutage darauf hinzuarbeiten, daß Alles, was das Volk in seiner Eigenthümlichkeit Charakteristisches besitzt, demselben erhalten werde und allgemein zum Bewußtsein komme, wenn nicht das ganze Leben in eine schale Allgemeinheit sich verflachen und an die Stelle der wunderbarsten Mannichfaltigkeit ein todtes Einerlei treten soll! Vorzugsweise ist es daher auch von Duller anzuerkennen, daß er ein Hauptaugenmerk auf den Bauernstand, der noch weit weniger von den modernen Formen berührt ist, gerichtet hat, weniger

deswegen, weil er eine eigentliche Aristokratie des Besitzes, wie man Dies in vielen Staaten anzusehen beliebt, bildet, sondern weil er ein wahres historisches Element, das Moment der Ruhe, gegenüber der springenden, beweglichen Unruhe der andern Stände, darstellt und so gewissermaßen die Kette bildet, daß der Wagen der Gegenwart nicht kopfüber in die Tiefe stürze, daß die Resultate der modernen Staatstheorie und der Wissenschaft Zeit gewinnen, sich abzuklären, zu reinigen, zu erweitern und zu erproben, bis sie erst berechtigt sind, in der ganzen Masse verarbeitet zu werden. Duller sagt:

Je weniger daher der Bauernstand bei der geschichtlichen Entwickelung und Fortbildung unsers Volksthums zu einer nationalen Bedeutung handelnd und fördernd eingreifen gekonnt, um so rührender ist es zu sehen, wie er innerhalb seiner engezogenen Kreise, unter Druck und Misachtung durch die sogenannten höhern Stände, mit beharrlicher Treue bis in die neueste Zeit herein die Spuren und Denkzeichen alten Wesens, in Sprache, Glauben und Wahn, Sitte und Tracht, zu bewahren gesucht hat, und es steht unserer Poesie wohl an, daß sie in diesen Regionen sich selbst wiederfinden will, wo alle Unbill der Zeiten und Menschen so viel Echt-charakteristisch-Altvolksthümliches nicht zu verwischen, so viel Grundzüge von ursprünglicher Tüchtigkeit nicht zu ersticken vermocht hat.

Nicht minder bezeichnend und wahr erscheint uns Das, was Duller von der Stellung und Bedeutsamkeit des deutschen Bürgerthums anführt,

denn in dasselbe hatte sich das Bewußtsein der alten Volksfreiheit geflüchtet und hier vollendete sich nicht ohne harte Kämpfe die nachhaltige Umwälzung, woraus das Recht der freien Persönlichkeit siegend über die Autorität der Gewohnheit hervorschritt, um eine sittliche Macht gegen bloße Willkür zu behaupten. Und gewiß, wenn von einer Zukunft unsers deutschen Volkes die Rede ist, dann ist dem Bürgerthum eine wichtige Rolle zugedacht, wenn es, auf sich selbst dastehend und seine Eigenthümlichkeit treu bewahrend, aber ebenso auch auf der Hut, nicht in Sonderinteressen zu versteinern, noch in Überschätzung einer Geldmacht zu erstarren und, die unseligen Verlockungen des Scheins abweisend, den festen und sichern Mittelpunkt bildet, in welchem die Strebungen der übrigen Volksbestandtheile zum Begriff und zur Verlebendigung eines deutschen Staatsbürgerthums zusammentreffen und harmonisch zusammenwirken.

Übersehe man hierbei aber auch nicht das zuletzt in die Geschichte eingetretene Proletariat! Das Elend der besitzlosen Classen in England und Frankreich hat schon eine sehr hohe Stufe erreicht, die Frage wird auch für Deutschland über kurz oder lang von praktischer Bedeutung werden; wir werden nicht im Stande sein, stillschweigend dieselbe uns vom Leibe zu halten, ihre Existenz zu leugnen; aber einem humanen Staatsleben ist es die heiligste Pflicht, schon in der Zeit dafür zu sorgen, daß uns der Jammer und die Noth nicht in dem Maße wie in England über den Kopf wachse und daß wir auf Mittel sinnen, da, wo das Übel bereits besteht, durch weise humane Einrichtungen seine Kraft zu brechen.

Das Werk Duller's zerfällt in zwei Bände. Der erste Band umfaßt die allgemeinen Erscheinungen und Äußerungen des gesammten deutschen Volkes; er weist die Linien nach, welche die Natur selbst zum Hause des deutschen Volkes bestimmte, die natürlichen Grenzen; auf dieselben zeichnet er die Sprachgrenze und zuletzt noch, was als eine blos äußerliche Erscheinung, vorübergehende Willkür anzusehen ist, die politischen Grenzen. Nachdem so die allgemeinen Linien und Marksteine, innerhalb welcher das deutsche Volk sein Geschick erfüllt, angegeben sind, geht er zur Betrachtung des Grund und Bodens über; hier kommen die klimatischen Verhältnisse, seine Lage zwischen den andern Ländern Europas, die Eigenartung seiner Oberfläche zur Sprache und Duller sagt sehr richtig:

Beobachtet die unendliche Mannichfaltigkeit der Ablagerungen, den glücklichen Wechsel von Höhen und Tiefen, den Reichthum abgeschlossener Gebiete, wie sie in großen Gebirgskesseln, Stromgebieten, Meeresniederungen sich so recht gemacht zu einer vollkommensten Ausbildung von Einzelcharakteren darstellen und dafür eignen.

Nachdem er diese Formationen im Einzelnen durchgegangen hat, erscheint nun auf dem so bekannten Boden das deutsche Volk, d. h. jener Theil desselben, welcher durch den Deutschen Bund zu einem Ganzen geeinigt worden ist; die Gliederung in Stämme, die Grundrisse der deutschen Volksthümlichkeit werden darin erörtert und manch kräftiges Wort ohne Heuchelei und Selbsttäuschung in schönem fließenden, oft nur etwas zu geschmückten Stile gesprochen. Um die jetzige politische Gestalt Deutschlands, den Deutschen Bund, richtig würdigen zu können, schickt er diesem Abschnitte einen zusammengedrängten Abriß der „Deutschen Geschichte" voraus; doch denke man ja nicht, als ob Dies nur eine trockene Aufzählung von Thatsachen in historischer Reihenfolge darstelle, nein, Duller hat die ganze Geschichte in ihren Hauptumrissen gezeichnet, die Merkzeichen angegeben, um welche sich die Begebenheiten reihen, die Fahnen ausgestellt, denen die Menschen gefolgt sind. Wenn auch im Einzelnen sich Manches über die Duller'sche Auffassung sagen und einwenden ließe, so wollen wir hier jedoch keinen Gebrauch davon machen, indem die Begründung unserer Ansicht der Duller'schen gegenüber uns zu viel Raum wegnehmen würde und wir auf ein Feld eingehen müßten, das weder den Grenzen dieses Aufsatzes noch auch dem Zwecke des Duller'schen Buches angemessen wäre. Der Betrachtung über das Wesen und die Bedeutsamkeit des Deutschen Zollvereins, wo manches schätzbare Detail übersichtlich und klar auseinandergesetzt wird, reiht Duller die Darstellung über den gegenwärtigen Zustand des deutschen Volkes an; er entwirft ein sehr anziehendes Gemälde mit scharfen, starkbeleuchteten Umrissen über das Volk im Staate, seine kirchlichen und Standesverhältnisse, über Repräsentativ- und Gemeindeverfassung, physische, technische und geistige Cultur und läßt manch beherzenswerthes Wort, manchen freien Wink mit einfließen, aus denen stets die größte Anhänglichkeit und Liebe zu seinem Volke und zu seiner Freiheit hervorleuchtet. Den Schluß und Hauptkern des ersten Bandes nimmt sodann eine ausführliche, höchst beachtungswerthe Schilderung der deutschen Provinzen des östreichischen Kaiserstaats und der preußischen Monarchie ein, worin eine Masse von Material mit genauen Zahlennachweisungen und gelungenen trefflichen Skizzen

über Regierung und Volk verarbeitet sind, wodurch das Ganze zu einem lebendigen Bilde, der oftmals trockene Stoff durchgeistigt und belebt wird. Duller sagt:

In Östreich herrscht das Princip der väterlichen Gewalt im Sinne des römischen Rechts, ausgedehnt über das ganze Volk, sodaß dieses als Kind betrachtet wird und die Regierung sich als patriarchalische betrachtet. Hierbei ist aber zugleich der Widerspruch, daß ein fortwährender Kindheitszustand, eine Unmöglichkeit seiner Mündigwerdung angenommen wird, damit jener sogenannte patriarchalische Charakter ein unwandelbar bestehender bleiben könne. Welch ein Unrecht in dieser irrigen Ansicht enthalten ist, braucht wahrlich nicht erst ausführlich bewiesen zu werden ... ebenso wenig braucht bewiesen zu werden, daß Verneinung der geistigen Autonomie eines Volkes und fortwährende Bevormundung durch eine sogenannte patriarchalische Regierung immer nachtheilig auf dessen sittliche Bildung zurückwirken.

Nicht minder bezeichnend ist die Stelle, wo Duller die jetzige Politik Preußens bespricht:

Bloße Zugeständnisse rufen einen Zustand des Schwankens, der Halbheit hervor, welcher jedem Staat übel ansteht und übel bekommt, aber keinem in einem solchen Grade als dem preußischen, der ein ganzer sein muß in der Wahrheit der Freiheit, wenn die verschiedenartigen Volksstämme, die sich in ihm vereinigen, durch einen sittlichen Gedanken, eine sittliche Nothwendigkeit zusammengehalten, auch wahrhaft sittliches Interesse für den Begriff eines preußischen Staats haben sollen; nur dann wird der Pommer, der Thüringer, der Meißner, der Rheinländer, der Schlesier auch gern ein Preuße sein, wenn er als Preuße die Freiheit im Gesetz verklärt findet.

Der zweite Band umfaßt in ähnlicher Weise, wie im ersten Bande das Land und Volk der preußischen und östreichischen Monarchie betrachtet ist, die Beschreibung der andern deutschen Staaten und zwar in drei Gruppen zerlegt: die der norddeutschen, der mittel- und süddeutschen. Es mag wol sein, daß diese Eintheilung und Betrachtung als eine äußerliche und mechanische erscheint, daß der Volksgeist, wie er in den einzelnen Stämmen sich charakterisirt, sich nicht scharf wie durch geographische Linien abtheilen läßt, und daß unsere moderne Staatenbildung mannichfach störend ihre Grenzen und Schranken durch altzusammengehörige Stämme gezogen hat; jedenfalls müssen wir aber zugestehen, daß Duller, so weit es an ihm und nicht an dem festzuhaltenden Stoffe selbst lag, bestrebt war, die einzelnen Gruppen organisch zusammenzufügen, und es versteht sich von selbst, daß er als Schriftsteller nicht vereinigen konnte, was einmal seinem Wesen nach getrennt ist. Das ganze Buch verdient, um zum Schlusse zu kommen, nicht allein rücksichtlich des Reichthums seines Inhalts, der guten Zusammenstellung und fleißigen Benutzung der vorhandenen Quellen, sondern auch wegen der edeln deutschen, mannbaren Gesinnung des Verf. die rühmlichste Anerkennung und größte Verbreitung; hier hat Duller sein Feld wieder, dies möge er anbauen und gewiß wird es ihm noch mehr gute Früchte bringen, mehr denn seine lyrischen Gedichte!

J. Gegenbaur.

Das Stammschloß Hohenzollern

hat bisher das glänzende Schicksal seines Fürstengeschlechts nur wenig getheilt. Den Naturschönheiten, mit denen seine nächste Umgebung wie die fernere Umgegend nicht ärmlich begabt ist, mag die mächtig lockende Nachbarschaft des Rheinthales und des Schweizerlandes manchen Beschauer und Lobredner entzogen haben; die Burg selbst ist seit fast einem halben Jahrhundert solchem Zustande preisgegeben, daß ein rascher Verfall nicht hat ausbleiben können, und auch der Geschichtsforscher wurde von dem altberühmten Namen weniger als recht angezogen, indem der Ruhm des königlichen Hohenzollernstammes fast alle Augen von dem abgelegenen Ausgangspunkte des Geschlechts abgezogen hatte; ja, was noch schlimmer, die neuern Arbeiten, welche die Geschichte der schwäbischen Hohenzollern zum Gegenstande haben, scheinen gründlicher Forschung und urkundlich getreuer Darstellung mehr geschadet als genützt zu haben. Erst seit kurzem kann der Freund vaterländischer Geschichtswissenschaft die begründete Hoffnung fassen, daß eine gediegene allseitige Behandlung der hohenzollernschen Gesammtgeschichte bald möglich gemacht werde durch die „Monumenta Zollerana", eine „Quellensammlung für die ältere Geschichte des erlauchten Hauses Hohenzollern". Im unmittelbaren Auftrage des Königs von Preußen bereist der Freiherr v. Stillfried-Rattenitz, durch mehre verwandte Arbeiten längst als tüchtig bewährt, schon seit längerer Zeit die süddeutschen Archive, um die ihm gewordene Aufgabe in möglichst vollendeter Weise zu lösen. Als Mitarbeiter bei einem Unternehmen, welches allerdings wol die Kräfte des einzelnen Mannes übersteigen dürfte, hat sich Derselbe dem durch sein Werk: „Das Markgrafthum Meißen" (Leipzig 1842) rühmlichst bekannten Dr. T. Märcker verbunden, welcher in diesem Augenblicke in Hechingen für das große Unternehmen thätig ist.

Sind die „Monumenta Zollerana" erst einmal vollendet, dann wird wol auch dem alten Stammschlosse die gebührende Ehre mehr als bisher zu Theil werden; bis dahin möge der Freund der deutschen Geschichte eine kleine Schrift nicht übersehen, welche einerseits als ein ankündigender Vorläufer der „Monumenta Zollerana" selbst betrachtet werden kann, andererseits dem Besucher der Burg Hohenzollern als geeignetster Führer zu dienen vermag und soeben erschienen ist unter dem Titel:

Das Stammschloß Hohenzollern, seine Gegenwart und Vergangenheit. Von Paul Theodor Marck. Nebst einer Ansicht. Hechingen, Ribler. 1846. Gr. 8. 15 Ngr.

Schon der saubere, elegante Druck des Büchleins und die schöne, meisterhaft in Stahl gestochene Ansicht der Burg, welche ihm beigegeben ist, machen einen sehr angenehmen Eindruck, der durch den Inhalt von Seite zu Seite gesteigert ist. Mit großer Kunst der Darstellung ist hier die Schilderung der Gegenwart und die der Vergangenheit ineinander verflochten. Wirkliche Wichtigkeit aber erhält die in Rede stehende Schrift dadurch, daß zahlreiche Resultate kritischer und archivalischer Forschungen in ihr niedergelegt sind, deren nähere Begründung von dem Erscheinen der „Monumenta Zollerana" zu erwarten ist. Man müßte auf das lebhafteste wünschen, daß ein so gediegener Kenner, wie Hr. Marck offenbar ist, zu der Bearbeitung der „Monumenta Zollerana" hinzugezogen werde, wenn nicht die Vermuthung mehr als gerechtfertigt wäre, daß der Verf. seinen Namen, dem Umfange seiner diesmaligen Arbeit entsprechend, etwas abgekürzt hat und in der That bei den „Monumenta Zollerana" schon die ihm gebührende Stellung einnimmt. Von einem so gründlichen Arbeiter, wie wir ihn in diesem angeblichen Hrn. Marck begrüßen dürfen, ist es denn wol auch sehr erklärlich und berechtigt, daß er die bisherigen unberechtigten und unberufenen Arbeiter auf dem Gebiete der hohenzollerischen Geschichte mit scharfer Geißel trifft.

Schließlich sei noch erwähnt, daß der Ertrag der besprochenen, äußerlich wenig umfang-, innerlich höchst belangreichen Schrift zu einem ersten Fonds für einen hohenzollerischen

Alterthumsverein bestimmt ist, sowie, daß auf einem besondern eingelegten Blatte „Kenner und Freunde vaterländischer Geschichte und Alterthümer aufgefodert werden, Beiträge für die «Monumenta Zollerana» zu liefern oder Nachweisung zu ertheilen, wo solche noch zu finden sein dürften". 47.

Bibliographie.

Abbruch und Neubau oder Jetztzeit und Zukunft von Michael ***** Stuttgart, Franckh. Gr. 8. 1 Thlr. 12 Ngr.

Brauner, R., Vier und dreißig Predigten vor der deutschkatholischen Gemeinde zu Berlin gehalten. Berlin, Springer. Gr. 8. 1 Thlr.

Baltische Briefe. Zwei Theile. Leipzig, Brockhaus. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Das östliche Europa und Kaiser Nikolaus. 3ter Band: Kaiser Nikolaus und seine Rathgeber. Nebst Skizzen aus den österreichisch-, preußisch- und russisch-polnischen Provinzen. Ins Deutsche übertragen von A. Kretschmar. Grimma, Verlagscomptoir. Gr. 8. 2 Thlr.

Feuerbach's, L., sämmtliche Werke. 2ter Band: Philosophische Kritiken und Grundsätze. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Goethe, W. v., Reineke Fuchs, mit Zeichnungen von W. v. Kaulbach, gestochen von R. Rahn und A. Schleich. 1ste Lieferung. München, Literarisch-artistische Anstalt. Imp. 4. 24 Ngr.

Groller v. Mildensee, J., Die Gefängnisse sonst und jetzt. Versuch einer geschichtlichen Darstellung der Gefängnißreformen. Prag, Haase Söhne. Gr. 8. 1 Thlr.

Helfferich, A., Spinoza und Leibniz, oder das Wesen des Idealismus und des Realismus. Hamburg und Gotha, F. und A. Perthes. Gr. 8. 15 Ngr.

Keightley, T., Geschichte von England. Deutsch bearbeitet von F. K. F. Demmler. Mit einem Vorwort von J. M. Lappenberg. 1ste Lieferung. Hamburg, Laciß. Gr. 8. 15 Ngr.

Kopetz, H. Ritter v., Versuch einer systematischen Darstellung der in Böhmen bezüglich der Juden bestehenden Gesetze und Verordnungen. Prag, Haase Söhne. Gr. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Luther's, Dr. M., reformatorische Schriften, in chronologischer Folge, mit den nöthigsten Erläuterungen und einer Biographie Luther's herausgegeben von K. Zimmermann. 1ster Band. Darmstadt, Leske. Gr. Lex.-8. 2 Thlr.

Martin Luther. Historischer Roman. Nach dem Französischen von H. E. Zwei Bände. Stuttgart, Hallberger. Kl. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Maurer, K., Über das Wesen des ältesten Adels der deutschen Stämme, in seinem Verhältniß zur gemeinen Freiheit. München, Literarisch-artistische Anstalt. Gr. 8. 1 Thlr.

Mosen, J., Bilder im Moose. Novellenbuch. Zwei Theile. Leipzig, Brockhaus. 8. 3 Thlr. 18 Ngr.

Neander, A., Denkwürdigkeiten aus der Geschichte des christlichen Lebens. 2ter Band. 3te vermehrte und verbesserte Auflage. Hamburg und Gotha, F. und A. Perthes. Gr. 8. 1 Thlr. 14 Ngr.

Nodnagel, A., Der ewige Jude von Eug. Sue. Zwanzig Briefe an eine Dame. Darmstadt, Jonghaus. 8. 15 Ngr.

Pruner, F., Die Überbleibsel der altägyptischen Menschenrace. Eine Abhandlung, gelesen in der öffentlichen Sitzung der Akademie der Wissenschaften zu München am 24. Aug. 1846. München. 4. 12 Ngr.

Rabou, C., Die Wittwenallee. Nach dem Französischen deutsch von A. Schraishuon. Zwei Bände. Stuttgart, Hallberger. Kl. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Recueil manuel et pratique de Traités, Conventions et autres actes diplomatiques, sur lesquels sont établis les relations et les rapports existant aujourd'hui entre les divers états souverains du globe, depuis l'année 1760 jusqu'à l'époque actuelle. Par *C. de Martens* et *F. de Cussy*. Tomes III. IV. Leipzig, Brockhaus. 8. 6 Thlr.

Rittershausen, D., Die Wünsche. Morgenländische Erzählungen und Mährchen. Berlin, Krüger. 12. 15 Ngr.

Rollett, H., Lyrisches Wanderbuch. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Rom und die Reformation in Italien. Nach dem Englischen von F. Freih. v. Biedenfeld. Jena, Luden. Gr. 8. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Schauspiele des Mittelalters. Aus Handschriften herausgegeben und erklärt von F. J. Mone. 2ter Band. Karlsruhe, Macklot. Gr. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.

Schoppe, Amalie, Der Prophet. Historischer Roman aus der Neuzeit Nordamerikas. Drei Theile. Jena, Luden. 8. 3 Thlr. 22½ Ngr.

Schwarzer, E. v., Österreichs Land- und Seehandel mit Hinblick auf Industrie und Schifffahrt. Triest, Favarger. Gr. 8. 1 Thlr.

Smollet's, T., ausgewählte humoristische Romane. 4ter und 5ter Band: Peregrine Pickle. Aus dem Englischen von E. Ortlepp. Stuttgart, Hallberger. Gr. 16. 21 Ngr.

Tillier, A. v., Geschichte der Eidgenossenschaft während der Herrschaft der Vermittlungsakte. 2ter Band. Zürich, Schultheß. Gr. 8. 2 Thlr.

Deutscher Volks-Kalender, 1847. Herausgegeben von F. W. Gubitz. Mit 120 Holzschnitten. 13ter Jahrgang. Berlin, Vereinsbuchhandlung. 8. 12½ Ngr.

Deutscher Volks-Kalender für 1847. Herausgegeben von L. Schweitzer und J. Stein. Mit 8 Stahlstichen. Breslau, Schuhmann. 8. 12½ Ngr.

Tagesliteratur.

Anneke, F., Ein ehrengerichtlicher Prozeß. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 15 Ngr.

Aston, Louise, Meine Emancipation, Verweisung und Rechtfertigung. Brüssel, Vogler. 12. 10 Ngr.

Einige unmaßgebliche Bedenken über das Projekt einer Eisenbahn von Halle über Nordhausen nach Hannover. Nordhausen, Rosenthal. 8. 2½ Ngr.

Greith, C., Gregor XVI., sein Leben und Wirken. Trauerrede. St.-Gallen, Scheitlin und Zollikofer. Gr. 8. 2½ Ngr.

Kalb, L., Rede zur Confirmation der Gräfin Olga und des Grafen Karl von Schönburg, gehalten in der Kirche zu Wechselburg am 11. Sept. 1846. Glauchau, Cramer. Gr. 8. 2 Ngr.

Lüdemann, C., Über das Verhältniß des Christenthums zum Staatsbürgerthum. Rede. Kiel, Akademische Buchhandlung. Gr. 8. 4 Ngr.

Nolte, V., Stellung und Aussichten des Welthandels in den ersten Monaten des Jahres 1846. Zweiter Beitrag zur Handelsgeschichte unserer Zeit. Triest, Favarger. Gr. 8. 1 Thlr.

Preussen und die Tagespresse. Berlin, Reimarus. Gr. 8. 5 Ngr.

Raveaux, F., Die Kölner Ereignisse vom 3. u. 4. Aug. nebst ihren Folgen. Übersichtlich dargestellt. Mannheim, Zeller. Gr. 16. 5 Ngr.

Redslob, G. F., Worte für den Glauben der christlichen Kirche. Straßburg, Levrault. Gr. 8. 6 Ngr.

Theile, Dr. Rupp's Ausschließung, der Gustav-Adolf-Verein und das „heilige neutrale Gebiet". Ein Wort der Verständigung nebst den nöthigen Actenstücken und andern Beilagen. Leipzig, B. Tauchnitz. Gr. 8. 15 Ngr.

Zur Würdigung der reformatorischen Bestrebungen in dem katholischen Deutschland, mit kritischer Berücksichtigung von G. G. Gervinus: „Die Mission der Deutschkatholiken". Denkschrift für Staatsmänner. Mainz, Valenza. 8. 15 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 313. — 9. November 1846.

Die neuesten Schriften über Goethe.

Zweiter und letzter Artikel. *)

2. Briefe und Aufsätze von Goethe aus den Jahren 1766—86. Zum ersten mal herausgegeben durch A. Schöll. Weimar, Landes-Industrie-Comptoir. 1846. 8. 1 Thlr.
3. Briefe von Goethe und dessen Mutter an Friedrich Freiherrn von Stein. Nebst einigen Beilagen. Herausgegeben von J. J. H. Ebers und August Kahlert. Leipzig, Weidmann. 1846. Gr. 12. 24 Ngr.
4. Briefe Schiller's und Goethe's an A. W. Schlegel, aus den Jahren 1795—1801 und 1797—1824. Nebst einem Briefe Schlegel's an Schiller. Leipzig, Weidmann. 1846. Gr. 8. 10 Ngr.
5. Aus Goethe's Knabenzeit, 1757—59. Mittheilungen aus einem Original-Manuscript der frankfurter Stadtbibliothek. Erläutert und herausgegeben von H. Weismann. Mit sechs Seiten Facsimile. Frankfurt a. M., Sauerländer. 1846. 16. 20 Ngr.

Die Goethe'schen Briefwechsel haben für uns, wie sie so nach und nach ans Licht treten, ein Interesse ganz anderer Art als wir sonst dergleichen Documenten zuzugestehen geneigt sind. Diese pflegen bei berühmten Gelehrten und Staatsmännern als authentische Quellen von allerlei Notizen, die zum richtigern Verständniß ihrer objectiven Leistungen dienen können, für uns von Werth zu sein; wobei es uns denn ganz erwünscht sein mag, beiläufig auch zu sehen wie sich solche Persönlichkeiten in reinmenschlichen und gemüthlichen Verhältnissen darstellen. Bei Goethe ist uns dieses Letztere die Hauptsache; denn es ist nicht nur, mag er sich auch mit Glück auf wissenschaftliche Studien aller Art eingelassen haben, im Allgemeinen doch immer nur der Dichter in ihm, an dem wir lebhaften Antheil nehmen — und des Dichters Werk ist's ja menschliche Verhältnisse und Persönlichkeiten vorzuführen —, sondern es sind auch seine dichterischen Darstellungen nach seinem eigenen oft wiederholten Geständniß in weit bestimmterm Sinne als Dies bei Andern der Fall ist, Abspiegelungen seiner eigenen innern Lebenserfahrungen — sodaß dann freilich, was diese letztern ausspricht, für das Verständniß seiner Werke von ganz eminenter Wichtigkeit sein muß.

Dies trifft bei den Sammlungen, mit welchen wir es hier zu thun haben, in ausgezeichnetem Grade zu. Es fehlt uns sehr an derartigen Documenten aus Goethe's Jugendzeit. Abgesehen davon, daß vermöge des größern Zeitabstandes hier verhältnißmäßig Mehr untergegangen sein mag, werden auch wol die Empfänger, theils weil damals Goethe noch nicht eine solche Celebrität erlangt hatte wie später, theils weil sie selbst meistens in lebhaften, dem Augenblick ergebenen Jugendjahren standen, für ihre Erhaltung weniger besorgt gewesen sein. Die Schöll'sche Sammlung gibt uns eine ganze Reihe von Briefen aus jener Zeit, mit welchen sich eine Anzahl der wichtigsten Momente in Goethe's Lebenslaufe belegen läßt. Zuerst finden wir ein Billet, das, wenn es auch, was sich freilich weder beweisen noch widerlegen läßt, zu einem Romane gehören sollte, nichtsdestoweniger den Verlust Annettens zu erwähnen scheint und zugleich uns in eins der Verhältnisse hineinblicken läßt, von denen Goethe selbst sagt, daß sie seinem Rufe nicht förderlich gewesen. Hierauf folgen Briefe aus Strasburg. Zwei von ihnen sind an eine Franziska gerichtet, die Hr. Schöll in dem Fränzchen, welches in einem der kleinen Goethe'schen Gedichte vorkommt, wiedererkennen will; auch wird in ihnen das Verhältniß zu Friederike erwähnt. Der zweite von ihnen, welcher 1771 auf der bekannten Ferienreise im Elsaß geschrieben ist, beklagt schon, daß man durch ein solches Verhältniß sehr „schenirt" sei. An diese Briefe schließt sich einer an Friederike selbst an, welcher, der erste nach dem ersten Besuche in Sesenheim, das Verhältniß schon in voller Entfaltung blicken läßt. Es heißt in ihm:

> Liebe, liebe Freundin, ob ich Ihnen was zu sagen habe, ist wol keine Frage; ob ich aber just weiß, warum ich eben jetzo schreiben will und was ich schreiben möchte, das ist was anderes; so viel merke ich an einer gewissen innerlichen Unruhe, daß ich gerne bei Ihnen sein möchte; und in dem Falle ist ein Stückchen Papier so ein wahrer Trost, so ein geflügeltes Pferd für mich, hier, mitten in dem lärmenden Strasburg, als es Ihnen in Ihrer Ruhe nur sein kann, wenn Sie die Entfernung von Ihren Freunden recht lebhaft fühlen.

Einige Briefe an jüngere Freunde sind durch einen religiösen, fast pietistischen Geist merkwürdig, der sich in ihnen zeigt; noch mehr spricht sich dieser in einem Schreiben an das Fräulein v. Klettenberg aus, das, so kurz es ist, die Darstellung des Verhältnisses zu ihr, die sich in „Wahrheit und Dichtung" findet, auf das vollständigste bestätigt. Eine Beileidsbezeugung an die Großmutter Textor wegen des Ablebens des Großvaters erinnert nur ganz wenig an die banalen Phrasen der la-

*) Vergl. den ersten Artikel in Nr. 282—283 d. Bl. D. Red.

teinischen Vorbilder für dergleichen Trostschreiben und zieht sich ebenso kindlich wie würdig aus der Sache. Von ausnehmender Bedeutung für die Charakterzeichnung Goethe's ist eine Anzahl Briefe, die er von 1778—83 an einen Mann schrieb, den er während dieser Zeit unterstützte, ja unterhielt. Wenn Goethe hier auf der einen Seite auf die zartfühlendste Weise den Dank für seine Wohlthat ablehnt und sie als einen Dienst darstellt, den er sich selbst erweise:

Sie sind mir nicht zur Last, vielmehr lehrt mich's wirthschaften, ich vertändle viel von meinem Einkommen, das ich für den Nothleidenden sparen könnte. Und glauben Sie denn, daß Ihre Thränen und Ihr Segen Nichts sind? Der der hat, darf nicht segnen, er muß geben; aber wenn die Großen und Reichen dieser Welt Güter und Rangzeichen austheilen, so hat das Schicksal dem Elenden zum Gleichgewichte den Segen gegeben, nach dem der Glückliche zu geizen nicht versteht, ja selbst in Betreff des Aufenthaltsortes seinem Schützling keine andere Bedingung stellt als daß er das Geld in des Herzogs Landen verzehre, aus denen es ihm selbst zufließe —

so weiß er sich doch auf der andern Seite, da es sich um die sittliche Aufrichtung des Unglücklichen handelt, des Vorrechts, das ein solches Verhältniß ihm gibt, auf die würdigste Weise zu bedienen.

Eben diese hypochondrische, allzu weiche und gleich aus dem Maß schreitende Sinnesart, die Ihnen den letzten Brief wieder eingegeben, ist's, die ich tadle und bedaure. Ist's schicklich, daß Sie mir sagen: ich soll befehlen, in was für einem Ton Ihre Briefe künftig sein sollen? Befiehlt man das einem ehrlichen und verständigen Manne? Ist's artig, daß Sie mir bei dieser Gelegenheit unterstreichen, daß Sie mein Brot essen? Ist's einem moralischen Menschen anständig, wenn man ganz leise etwas an ihm tadelt oder ihn von einer Seite krank nennt, gleich ebenaus zu sein oder zu thun als wenn ihm das Haus über dem Kopf einfiele?

Verdenken Sie mir doch nicht, wenn ich Sie mit dem freilich Wenigen, was ich für Sie thun kann, auch (gern) vergnügt und zufrieden wüßte.

Und Dies that Goethe zu der Zeit, in welcher er, wie man uns sonst glauben machen wollte, nur in Saus und Braus, wenn nicht gar lieber in allen Ausschweifungen in den Tag hinein gelebt hätte! Noch ein anderer Brief ist in dieser Beziehung merkwürdig. Goethe selbst spricht es mehrfältig aus, daß ihm erst in Italien die rechte Reife der Männlichkeit, das wahre innere Maß zu Theil geworden sei. Aber wir finden hier ein Schreiben an Jacobi vom Jahre 1786, aus welchem hervorgeht, daß Goethe doch wenigstens eine sehr ausgebildete Anlage zu solcher Sinnesumwandlung schon nach Italien mitgenommen haben muß. Jacobi hatte sich in der Vorrede zu der letzten der Schriften, welche er in dem bekannten Streite über Lessing's Spinozismus erscheinen ließ, dahin vernehmen lassen, das Geschrei werde sich nach ihrem Erscheinen wol noch vermehren, aber endlich werde doch eine Stille kommen; was auf diese folgen müsse, wisse er sicher, unterdessen lasse er sein Straußenei im Sande ruhig liegen, Meisen und Elstern werden es nicht zertreten, Stare und Krähen es weder aushacken noch auf die Seite bringen; seinen Inhalt zu offenbaren möge dem Lichte, das den Tag regiert, überlassen sein. Hierauf erwidert Goethe:

Dann, lieber Bruder, daß ich aufrichtig sei, das Straußenei will mir gar nicht gefallen. Als Wort und Rede möcht' es noch hingehen, wenn es nur nicht hinten noch als Siegel aufgedrückt wäre. Wenn die Gegner nur halb klug sind, so machen sie auf den langhälsigen Verfasser Jagd, der in unendlicher Selbstzufriedenheit aus den Büschen heraussieht und im Schatten sich seiner Superiorität über Elstern und Krähen erfreut, und sie haben das ganze Publicum auf ihrer Seite. Lieber Freund, man hat Exempel, daß Adlereier im Schoße Jupiter's vor einem Pferdekäfer nicht sicher waren.

(Der Beschluß folgt.)

Romanliteratur.

1. Die Engländer am Rhein. Novelle von Penserose. Drei Theile. Leipzig, Wienbrack. 1846. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Wol kann Ref. sich denken, wie ein junger Autor bei dem Anblick der reisenden Engländerkaravanen auf romantische Ideen verfällt und Liebespaare nebst Liebesintriguen, Bewerbungen und Verschmähungen in der festgeschlossenen Gesellschaft ahnt. Drei Theile indeß können viel Romantisches aufnehmen, und Ref. wurde es wirklich schwer, diese drei Theile durchzulesen, wo Nichts als das unbedeutende Gerede unbedeutender Reisenden, ohne irgend hervortretende Charaktere, ohne irgend eine auffallende Begebenheit geboten wird. Nichts als die gewöhnliche Abwechselung von Dampfschiff und Wagen, Eisenbahn und Post, table d'hôte und Spaziergang. Als Das zieht sich durch die bekanntesten Gegenden, ohne ein originelles Urtheil, ohne neue Beleuchtung; kurz, Ref. fühlte Langeweile beim Lesen und suchte vergebens nach Bedeutendem, was diese Langeweile wenigstens auf Momente hätte bannen können. Das Ende ist noch das Beste — eine Kindtaufe. Sir William Ashley hat endlich über die spröde Schöne gesiegt und sie geheirathet, sie hatte ihre Eroberung ihm und dem Leser sauer gemacht. Diese Kindtaufe findet jedoch in England und nicht auf dem Rhein statt. Die andern Liebesgeschichten, welche zwischen dem Hauptroman durchlaufen, sind ebenso breit und uninteressant vorgetragen wie diese.

2. Des Amtmanns Pflegling. Historische Novelle aus der Zeiten des ersten Sächsischen Kriegs von Gustav von Heeringen. Zwei Theile. Leipzig, Mayer. 1846. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Der so sehr anerkannte Schriftsteller bewährt abermals sein Talent für den historischen Roman in dieser lieblichen, anmuthigen Novelle. Die Heldin ist Luise Karsch, die Naturdichterin, welche zu Friedrich's des Großen Zeiten lebte und nicht von dem großen Monarchen beachtet ward. Sie hütete Kühe in ihrer Jugend und brachte ihr ganzes Leben in Dürftigkeit zu, während sie die ersten Jahre ihrer Kindheit in gebildeterer Sphäre bei ihrem Großohm, einem Amtmann, gelebt hatte. Des Autors Talent, Scenen aus dem Kinderleben darzustellen, gibt sich auch hier abermals kund. Luise als übermüthiges, reichbegabtes, wildes, schelmisches Kind mit der großen Abneigung gegen den Strickstrumpf und der Freude am Dichten ist sehr lebendig geschildert. Der Übergang in den unschönen Kreis ihrer Ältern, unter ungebildeten Menschen, des Kindes stilles Entbehren, das keine Worte findet, muß den Leser ergreifen. Ihre ganze Lebensgeschichte in ihrer Einfachheit ist die Leidensgeschichte eines unverstandenen Herzens, des unerkannten in nicht genügenden Verhältnissen geborenen Genius. In diesen anspruchslosen Lebenslauf der Naturdichterin sind nun historische Personen gewebt, sie kommen und gehen, sie erscheinen und verschwinden, je nach den Erfodernissen der Erzählung; sie greifen ein in Luisens geistige Entwickelung, ohne am äußern Schicksale Derselben Viel ändern zu können, oder Luise greift ein in das Räderwerk der äußern Begeben-

heiten als unbewußtes Werkzeug, als ein Zufall, den die Geschichte ebenso wenig zu bestätigen als zu widerlegen vermag. Se sieht sie als Kind Friedrich den Großen im Hause der Familie Kettwitz, der Gutsherrschaft ihres Großohms, des Amtmanns. Er vergießt als junger Kronprinz dort Thränen über den Verlust seines Freundes Katt, des um seinetwillen unschuldig Hingerichteten, Dessen trauernde Mutter dort zugegen. Die Grafen von Zinzendorf und von Schaffgotsch treten als feindliche Kundschafter auf, werden verfolgt und gefangen. Die vermißten wichtigen Papiere findet unsere Heldin und bringt sie in König Friedrich's Hände; sie ist auch Zeugin der Flucht der beiden Herren, welche ihr Freund der Hechelkrämer Christian aus der Festung Küstrin befreit hat. Mit diesem Christian hat sie als Kind eine lateinische Komödie im Kettwitz'schen Hause aufgeführt; später traf sie mit ihm beim Kuhhüten zusammen und er verschaffte ihr Bücher, wonach ihre Dichterseele sich so sehnte, und die beiden Kinder lasen zusammen manche Zaubergeschichten.

Nicht nur als unterhaltende und erfreuende Lecture empfiehlt sich die vorliegende Erzählung, sie kann auch manchen der neuen Schriftstellerinnen und Schriftsteller zum Vorbild dienen als ein vollendetes Kunstwerk. Alle Fäden, welche im Anfang angeknüpft sind, werden durch das Ganze durchgesponnen, keine noch so unbedeutende Figur geht verloren. Die Handwerksburschen, welche im Anfange auftreten, von dem muthwilligen Kind Luise unsanft aus dem Schlafe gestört werden und zur Strafe ihr und der vernünftigern Muhme Küsse rauben, werden die beiden Ehemänner der Dichterin, indem sie sich nach zehnjähriger Ehe von dem ersten Mann scheiden ließ, um den Schneidermeister Karsch zu heirathen, mit dem sie arm und dürftig lebt, bis der Jugendfreund Oberst Kettwitz, den man als muthwilligen Cadetten kennen gelernt, sie mit ihren Kindern nach der Hauptstadt entführt und ihr dort die Kreise der höhern Gesellschaft und eines genußreichen Lebens eröffnet. Es wird auch ein Gedicht von der Heldin eingelegt „An meinen verstorbenen Oheim dem Unterweiser meiner Kindheit"; es ist eins der bessern der Dichterin, mehr sich auszeichnend durch Innigkeit und Gefühl als durch Kunst und Eleganz des Versbaues.

3. Ein Novellenbuch von Nordmann. Zwei Theile. Wien, Mörschner's Witwe und Bianchi. 1846. 8. 2 Thlr. 9 Ngr.

Diese Novellensammlung hat einen Geleitsbrief, ein offenes Sendschreiben an Saint-René Taillandier in Paris; es enthält eine Abhandlung über den deutschen Roman. Taillandier hat eine „Kritik der deutschen Literatur" geschrieben und Gräfin Hahn-Hahn als eine der ersten gefeiertsten Romanschriftstellerinnen Deutschlands geschildert. Das will der Autor nicht zugeben: „sie schreibe nicht Deutsch, nicht über Deutschland, nicht für Deutsche"; er meint: „der französische Kritiker hätte sollen Auerbach's «Dorfgeschichten» zur Hand nehmen, in denen sich deutscher Geist und deutsches Leben kräftig zeigen". Wir stellen Auerbach's „Dorfgeschichten" sehr hoch, doch enthalten sie immer nur einen Theil des deutschen Volkslebens, eine kleine Sphäre, wie Gräfin Hahn-Hahn auch nur einen Theil, eine kleine Sphäre des Volkslebens behandelt; denn die deutschen Aristokraten darf man doch nicht vom deutschen Volk ausschließen, das Salonleben mit den dort herrschenden Gebräuchen und Misbräuchen, mit den Sitten der Reichen und Vornehmen muß doch seinen Platz finden. Die Gräfin Hahn-Hahn weiß es gut zu schildern, dem Leser anziehend zu machen; wer es mit erlebt hat, begrüßt bekannte Zustände; der Fernstehende staunt und ahnt unter den Blumen den verletzenden Stachel, unter der glatten, äußerlich kalten Lavakruste die glühende Leidenschaft. Warum wird die Gräfin Hahn-Hahn trotz so vieler Angriffe doch überall gelesen? Das deutsche Publicum wünscht so sehr von seiner armen Politik abgezogen zu werden, da man doch wenig Freude daran haben kann; es möchte ausruhen von dem ewigen Kampf gegen Beschränkungen. Der Leser will sich erholen; daß diese Erholung von fremden Schriftstellern geboten wird, ist freilich bedauerlich! Die deutschen Schriftsteller sollen es nur ein mal versuchen Romane wie Sue und Dumas zu schreiben, jene phantasiereichen, dem Leben und der Geschichte entnommenen Darstellungen, mit dem Herzklopfen auf jeder Seite, mit dem spannenden Interesse am Schluß eines jeden Theils, sodaß der neugierige Leser dem neuen Theil mit Erwartung entgegensieht. Die deutschen Autoren sollen nur Mysterien schreiben wie die „Mystères de Paris", mit der grellen Beleuchtung so lange bestehender Vorurtheile mit der rein humanen Tendenz, die sich nicht scheut die Wahrheit zu beleuchten wie sie ist; sondern auch wie sie bei den bestehenden Einrichtungen sein könnte und gewiß oft war. Man soll nur einen „Montechristo" schreiben mit der so gründlich durchgeführten Lebensfrage, mit dem sich stets wetzenden Prüfstein für die Macht des Reichthums, die bald sich bis zur Allmacht steigern wird. Oder die deutschen Schriftsteller sollen nur Romane schreiben wie Walter Scott, wie Boz, wie so manche andere englische Schriftsteller, die man übersetzt hat, und noch dazu oft sehr schlecht übersetzt, und welche doch mit Eifer gelesen werden, weil der Leser warm dabei wird, irgend eine Seite in ihm zum Vibriren kommt. Das deutsche Publicum hat ein angeborenes Bedürfniß nach Enthusiasmus; es feiert so gern und möchte so gern den Dichter und Schriftsteller aus seiner Mitte hervorziehen, ihn bekränzen und sich an seinen Triumphwagen spannen. Alle Augenblicke begrüßt es irgend einen Dichter, es nimmt Erstlingsproducte mit Begeisterung auf; — warum gibt es Keinen der diese Begeisterung sich zu erhalten vermag? Der Verf. hält dem deutschen Publicum vor, daß es Jean Paul erst nach Dessen Tod erkannt. Als Jean Paul noch lebte, war die Bildung noch nicht so allgemein verbreitet als jetzt. Jean Paul schrieb aber nur für die Gebildeten und auch für diese sind seine Werke nicht als Unterhaltung und Erholung hintereinander zu lesen. „Immermann", meint Nordmann, „hätte auch früher anerkannt werden sollen; er mußte sich erst durch seinen «Münchhausen» den Weg zum allgemeinen Interesse bahnen." Seine frühern Werke waren nicht, trotz Geistestiefe und poetischer Schönheit, für das größere lesende Publicum berechnet. Überhaupt: wer liest denn jetzt noch Romane? Das große Publicum, welches sich die Zeit damit vertreiben will, steht nicht am höchsten in der Bildung. Die deutschen Schriftsteller schreiben meist für Gelehrte und philosophisch Gebildete. Solche lesen selten Romane; sie lesen nur, um dieselben zu kritisiren und kritisiren sie dann mit Philosophie und Gelehrsamkeit. Warum fanden die Romane der Frau von Paalzow so viel Anklang? Autor und Buchhändler fanden bei den zahlreichen Ausgaben ihre Rechnung! Warum wurden Auerbach's „Dorfgeschichten" so freudig jubelnd begrüßt? Beide Schriftsteller sind doch ganz deutsch. Sie geben eben Das was Anklang findet, was die Gemüther ergreift; und wer Das nicht kann, der thäte besser sich unter „die Übersetzerhöflinge" zu reihen, wie der Verf. des „Geleitsbriefes" die ehrenwerthen übersetzenden Literaten nennt, und dann auch gut zu übersetzen, damit wenigstens die deutsche Sprache nicht darunter leide. Ref. schmeichelt sich ein guter Deutscher zu sein, und es thut leid, bekennen zu müssen, daß von den vielen Romanen, die jährlich durch seine Hände gehen, auf zehn anziehende Übersetzungen aus dem Dänischen, Schwedischen, Französischen und Englischen kaum Ein guter deutscher Roman zu rechnen ist. Das ist traurig, doch ist es nicht die Schuld des Publicums.

Das Novellenbuch von Nordmann, welches vor uns liegt, wird ebenfalls keinen allgemeinen Anklang finden, obgleich der Stil wohl geglättet, der Stoff brav durchdacht, nirgend ein Fehler in dem Bau der Novellen und Alles regelrecht ist. Die Novellen geben auch viele Wahrheiten, viel Poetisches, viel Schönes. O ja! Sie haben viel Verdienstliches; doch wird der Leser bei einer Störung sich leicht von ihnen trennen, das Buch zuschlagen und sich trösten, wenn er es nicht wieder auf-

nehmen kann. „Der Deutsche schreibe vor Allem Deutsch, seine Poesie sei stark wie eine Eiche die dem Sturm trotzt, schlank und hochgewipfelt wie die Tanne und himmelanstrebend. Wir brauchen keine Treibhauspflanzen; natürliche und nicht künstliche Wärme muß die Knospen und Zweige hervortreiben, — Sonnenschein, Regen und Frost der Heimat muß sie heimsuchen; die Strahlen der Heimat müssen durch ihr Laub brechen und der Schnee der Heimat muß auf ihren Ästen lasten." So sagt der Verf. in seinem Geleitsbrief; sein Streben ist sehr löblich, es mag auch Alles recht deutsch sein was er uns vorträgt, aber fesselnd ist es nicht. Gräfin Hahn-Hahn wird ihn trotz ihrer französischen Redensarten, trotz ihrer oft etwas seichten Moral doch häufig verdrängen. Die Novellen führen sämmtlich ein tragisches Moment in sich, gebrochene Herzen, Gräber, Unglück und der reflectirende Mensch daneben, der während er fühlt, weint, betet, noch denken kann. Die Novelle „Das Inserat" ist in ihrer breiten Entwickelung nicht so ergreifend als das einfache Inserat, welches dazu Veranlassung gab. „Der Dangl-Baum" ist tief erschütternd; die etwas lange und ausführliche Erzählung der Bauern hebt das Grauenhafte des Eindrucks in ihrem schlichten einfachen Vortrag. „Das moderne Trauerspiel" ist wieder voller Angriffe gegen Gräfin Hahn-Hahn; es behandelt die Untreue einer Frau, die der Mann rächt. Das Ganze ist dramatisch behandelt, doch nicht gehörig motivirt; nur im Gespräch zwischen Mann und Frau ergibt sich Schuld, Reue und Unglück. Der beste der vorliegenden Aufsätze ist unstreitig der letzte, „Das Weib in seiner Liebe". „Faust ist das einzige wahre Buch der Liebe", sagt der Verf., „Gretchen der Typus des liebenden Weibes." „Wie sie liebt, ergibt sich, sündigt und stirbt die Liebe." Alle Stadien der Liebe sind nun im „Faust" nachgewiesen, vom Bibellesen mit der Mutter bis zum ersten Erblicken des Geliebten, von der Bezauberung des Schmuckes bis zum Sinnenzauber, bis zur Sünde und deren Folgen. „Goethe hat mit seinem Gretchen eine Jugendsünde eingestanden", heißt es unter Anderm, „er hat der verrathenen Liebe ein bleibendes Denkmal gesetzt." Unter dem vielen Geistvollen, welches dieser Aufsatz enthält, theilen wir gern dem Leser folgende Charakteristik Goethe's im Betreff der Liebe mit:

„Goethe war wie mit allen Glücksgütern des Lebens auch mit der Liebe reicher gesegnet als alle Andern die mit ihm lebten und liebten. Die Liebe stand, ihn lang und bang erwartend, an seinen Lebenswegen, warf sich demuthsvoll, all ihren Reichthum hingebend, zu seinen Füßen, reihete die Thränenperlen an eine Schnur und langte sie ihm entgegen; — er nahm sie und schmückte sich mit den Thränen der Liebe — dann aber zerriß er die Schnur und stieß mit kalten Händen die Liebe von sich, die er vor wenig Augenblicken warm an seinem pochenden Herzen gehalten. Sein Verstand saß ein Sultan auf schwellenden Kissen; wenn er in die Hand klatschte, sprangen die Gefühle, üppig schöne Weiber mit dem Tambourin ihrer süßklingenden, bezaubernden Lieder herbei, schmiegten sich an ihn, thaten ihm seinen vollen Willen, führten wollüstige Tänze auf; — er sah sich fast übermannt, raffte den ganzen Stolz seines Geistes zusammen und schleuderte den Dolch nach der schönsten Odaliske, die ihn am meisten geliebt; — ein Opfer blutete, er schloß die Augen — und wenn er sie wieder aufschlug, war die Schar zerstoben — das Ganze ein Traum. Goethe's Feder glich dem scharfen Dolch, er fuhr tief ins Herz der Gefühle, ein Gefühl war zu Tod getroffen und ein echtes, wahres Gedicht lag auf dem Schreibtisch — es war nun abgethan. Goethe suchte die Liebe nicht auf, — sie kam ihm im Brautschmuck entgegen; er gab sich bewältigt — sie zog ihn fort, weit fort in das tiefste Dunkel, schlug ihre weichen Arme um seinen stolzen Nacken, verbannte die Strenge aus seinem ernsten Blick, kühlte mit ihren Haarflechten die gedankenglühende Stirn, küßte jeden Vorwurf von seinem Mund; — er folgte der leitenden Liebe, riß die duftigen Blüten am Weg und die Zweige an den Bäumen ab, daß er den Weg, den ihn die Liebe geführt, wenn sie ihm lästig, wieder zurückfinde, von dem er ausgegangen — er fand ihn auch, er fand die welken Blüten, die dürren Zweige am Weg, steckte sie als Erinnerungszeichen zu sich — er bewahrte diese Erinnerungen sorgfältig, doch suchte er nicht den Weg zur Liebe auf und hätte ihn auch nicht gefunden, denn die Merkzeichen lagen nicht mehr am Weg. Die Liebe aber segnete ihn selbst für seine Treulosigkeit — sie fluchte ihm nicht; sie segnete ihn, der sie verrathen — hatte sie ja doch Ein mal den Herzschlag des Poeten erfahren und schwelgte nun, in Thränen lächelnd, an der Erinnerung."

„Zu Zeiten überkam den stolzen Mann wehmüthig die Erinnerung — er kramte dann in den Liebeabzeichen und träumte sich zurück. Diese Wehmuth war stärker als sein Stolz, er mußte sie bekämpfen, wenn der Friede einziehen sollte in jenes fieberhaft pochendes Herz — dann griff er nach seiner Waffe, der Feder, die er heldenmäßig zu führen verstand, und kämpfte so lange, bis die Schlacht siegreich vollendet, bis ein Buch fertig, der prächtige Sarg bestellt war für die besiegte, auf immer schlummernde, mit Blumen geschmückte Leiche. Deutschland stand um den Sarg und lauschte der Erzählung von dem thatenreichen Leben der Schlummernden."

Diese Mittheilung gibt zugleich eine Probe der Art und Weise wie das ganze Buch geschrieben ist. Der Autor gibt einen Accord an und verarbeitet denselben in unzähligen Variationen. Accord und Variationen sind häufig genial, ob sie aber das große Publicum hinreißen, fesseln, entzücken, Das wagt Ref. nicht zu behaupten, Das muß der Erfolg zeigen. Daß einzelne gebildete Leser sich daran erfreuen, mancher Reflexion beistimmen, manches Urtheil billigen, davon ist Ref. überzeugt.

4. Lucilie, oder der Ring des Kaisers. Von St. Rell[illegible]. Zwei Bände. Leipzig, Wienbrack. 1846. 8. 2 Thlr. 22½ Ngr.

Wer Interesse daran findet, einen ganz verderbten und schlechten Frauencharakter consequent durch eine große Anzahl von Abenteuern und Verhältnissen durch diese Bände mit Intriguen und Missethaten ausgesponnen zu sehen, dem kann Ref. das vorliegende Werk empfehlen; es ist reich an Ereignissen und man muß der Autorin den Triumph einer erfindungsreichen Phantasie zugestehen. 46.

Literarische Anzeige.

En vente chez **F. A. Brockhaus** à Leipzig:

Histoire des progrès

du droit des gens

en Europe et en Amérique

depuis la paix de Westphalie jusqu'à nos jours.

Avec une introduction sur les progrès du droit des gens en Europe avant la paix de Westphalie.

Par

Henry Wheaton.

Seconde édition,

revue, corrigée et augmentée par l'auteur.

Deux volumes.

Gr. 8. Broch. 4 Thlr.

Verantwortlicher Herausgeber: **Heinrich Brockhaus**. — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig**.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 314. —— 10. November 1846.

Die neuesten Schriften über Goethe.
Zweiter und letzter Artikel.
(Beschluß aus Nr. 313.)

Noch ausschließlicher als diese Sammlung nimmt die von Kahlert und Ebers besorgte das persönliche und psychologische Interesse in Anspruch. Wir lernen aus ihr ganz neue Verhältnisse kennen in denen Goethe gestanden, und gewinnen in die früher bekannten eine tiefere Einsicht. Goethe erscheint hier als Freund und Erzieher des jungen Friedrich von Stein, der, zwei Jahre vor seiner Ankunft in Weimar geboren, von ihm in sein Haus aufgenommen worden war. Man kann nichts Liebenswürdigeres lesen als wenn er mit ihm scherzt — „wenn ich ein so fertiger Poet wäre wie du bist, so antwortete ich dir in Versen" —, oder wenn er ihm aus Rom vom Amazzamento der Schweine erzählt — man kennt die Sache aus den Werken — und daß er im Theater gewesen, wo die Zuschauer einen noch ärgern Lärm gemacht als die tausend Schweine; wie er ihn aufmuntert ihm italienische Briefe zu schreiben und ihm verspricht, wenn er zurückkomme, wollten sie zusammen nur Italienisch parliren u. s. w. In ein anderes höchst bedeutendes Verhältniß Goethe's lassen die Briefe der Frau v. Stein an ihren Sohn hineinblicken. Wenn Zimmermann in einem Briefe, der im Anhange beigefügt ist, an Dieselbe in Betreff Goethe's, den sie noch nicht persönlich kannte, schreibt:

Ah! si vous aviez vu, que le grand homme est vis à vis de son père et de sa mère le plus honnête et le plus aimable des fils, vous auriez eu bien de la peine, „um ihn nicht durch das Medium der Liebe zu sehen" —

so möchte man aus der zarten Theilnahme, welche die edle Frau in den genannten Briefen nicht nur an dem äußern, sondern auch an dem sittlichen Wohl Goethe's an den Tag legt, auf eine ebenso reine wie innige, bis ins Alter erhaltene Neigung für Denselben schließen. Es sind, wie wir von dem Herausgeber erfahren, noch Briefe von Goethe an Frau v. Stein vorhanden; möchten auch diese einmal ans Licht treten können, es würde sich gewiß auch hier Goethe's edle Natur in einem neuen Lichte zeigen. Denn auch Goethe, sagt Frau v. Stein, hatte zwei Naturen. Sie sagt es in Bezug auf den Punkt in Goethe's Leben, der immer, wenn auch nicht als ein Flecken, doch als eine misliche Stelle in demselben wird betrachtet werden müssen: das langjährige illegale Verhältniß zu der „Demoiselle", seiner nachmaligen Gattin. Die vorliegenden Briefwechsel geben über dasselbe in mehrfacher Beziehung Aufschlüsse. Es gibt sich in Betreff desselben in Goethe's ganzem Bekanntenkreise eine entschiedene Misstimmung kund. Nun darf freilich nicht verschwiegen bleiben, daß Goethe sich gegen Schiller am 13. Juli 1796 (Riemer, S. 138) so ausdrückt: es sei heute eine merkwürdige Epoche für ihn: sein Ehestand sei heute acht Jahre alt, woraus erhellt, daß er selbst das Verhältniß, das man freilich als ein unsittliches zu betrachten geneigt sein muß, für ein an sich sittliches erkannte, wonach es dieses auch in der That gewesen sein müßte. Auch ist hier wol der Ort, an eine Stelle in einem Briefe an Zelter zu erinnern, in der er den Umstand, daß ihn seine „liebe kleine Frau" verlassen, als einen solchen bezeichnet, von dem Zelter als ein derb geprüfter Erdensohn wol wissen werde was er zu bedeuten habe. Gleichwol hören wir aus dem Munde der Frau v. Schiller in einem der sogleich anzuführenden Briefe, daß der Grund, weshalb Goethe sich in Jena immer so viel heiterer und freier zeige, zum Theil darin liegen möge, daß er sich in Weimar durch die allgemeine Misbilligung gehemmt und gedrückt fühle. Mag Dem nun sein wie ihm wolle, so ist wenigstens deutlich, wie nahe es Goethe gelegt war, seine Reflexion auf die Halbheiten und Zerrüttungen der ehelichen Verhältnisse zu richten, die er in den „Wahlverwandtschaften" schildert; man darf wol sagen, daß er auch mit diesem Werke noch sich eines bedeutenden Lebensinhaltes auf seine Weise zu entledigen gesucht habe.

Vielleicht der interessanteste Theil dieser Sammlung sind die Briefe der alten Goethe an Friedrich v. Stein und seine Mutter. „Grüße die Mutter und erzähle ihr recht viel", schreibt Goethe an Denselben; „da sie nicht so ernsthaft ist wie ich, so wirst du dich besser bei ihr befinden." In der That spricht sich in den Briefen Derselben der gesunde heitere Sinn der merkwürdigen Frau sehr charakteristisch aus. Der Vorredner täuscht sich nicht, wenn er durch sie zu belegen wünscht, daß die Schilderungen Bettina's in dieser Beziehung nicht übertrieben seien. Der junge v. Stein hatte zuerst schrift-

lich ihre Bekanntschaft gemacht, da rückt sie dann sogleich mit dem echt mütterlichen Anliegen heraus, er möge doch ein Tagebuch über Goethe's Tageseintheilung, wann er Gesellschaft gegeben oder in Gesellschaft gegangen und Dergleichen halten und ihr monatlich zuschicken, damit ihr die Unbehaglichkeit der Entfernung weniger fühlbar sei. Ein anderes mal schreibt sie:

Es ist ein großes Zeichen Ihrer Liebe und Freundschaft, daß Sie eine genaue Beschreibung von meiner Person verlangen, hier schicke ich Ihnen zwei Schattenrisse — freilich ist an dem großen die Nase etwas zu stark, und der kleine zu jugendlich, mit alle Dem ist im Ganzen viel Wahres drinnen. Von Person bin ich ziemlich groß und corpulent, habe braune Augen und Haar — und getraute mir die Mutter von Prinz Hamlet nicht übel vorzustellen. Viele Personen, wozu auch die Fürstin von Dessau gehört, behaupten, es wäre gar nicht zu verkennen, daß Goethe mein Sohn wäre. Ich kann das nun eben nicht finden — doch muß etwas daran sein, weil es schon so oft ist behauptet worden. Ordnung und Ruhe sind Hauptzüge meines Charakters — daher thu' ich Alles gleich frisch von der Hand weg —, das Unangenehmste immer zuerst — und verschlucke den Teufel (nach dem weisen Rath des Gevatters Wieland) ohne ihn erst lange zu begucken; liegt dann Alles wieder in den alten Falten —, ist alles Unebene wieder gleich, dann biete ich Dem Trotz, der mich in gutem Humor übertreffen wollte. Nun, lieber Sohn, kommen Sie einmal und sehen Sie das Alles selbst mit an.

Mit großem Jubel erzählt sie von einer Aufführung des „Götz von Berlichingen":

Die Frage: „Wo seid Ihr her, hochgelahrter Herr?" und die Antwort: „Von Frankfurt am Main" erregten einen solchen Jubel, ein Applaudiren, das gar lustig anzuhören war, und wie der Fürst (denn Bischöfe dürfen hier und in Mainz nicht aufs Theater) in der dummen Behaglichkeit dasaß und sagte: „Potz, da müssen ja die zehn Gebote auch darin stehen" —, da hätte der größte Murrkopf lachen müssen. Summa Summarum: ich hatte ein herzliches Gaudium an dem ganzen Spectakel.

Und dazu noch das Postscript:

Dienstags den 30. Mai wird auf Begehren des Erbprinzen von Darmstadt „Götz von Berlichingen" wieder aufgeführt. Potz, Fritzchen, das wird ein Spaß sein!

Auch weiß sie die Weimaraner gar gründlich über Goethe's längeres Außenbleiben in Italien aufzuklären:

Daß er gegen seine Freunde kalt geworden ist, glaube ich nicht, aber stellen Sie sich an seinen Platz — in eine ganz neue Welt versetzt, in eine Welt, wo er von Kindheit an mit ganzem Herzen und ganzer Seele dran hing —, und den Genuß, den er nun davon hat. Ein Hungriger, der lange gefastet hat, wird an einer gutbesetzten Tafel, bis sein Hunger gestillt ist, weder an Vater noch Mutter, weder an Freund noch Geliebte denken, und Niemand wird's ihm verargen können.

Eine andere edle Frau, die wir in diesem Briefwechsel näher kennen lernen, ist Charlotte v. Schiller, geborene v. Lengefeldt. Wir müssen für die Mittheilung dieser Fragmente aus Briefen Derselben an den Freiherrn v. Stein, ihren Jugendfreund, um so dankbarer sein, da es einem geistlichen Herrn in Schwaben, Dessen Buch Strauß in doppeltem Sinne einen Schwabenstreich nennen konnte, gefallen hat, durch kleinliche Insinuationen, wie dergleichen in majorem dei gloriam von jeher den geistlichen Herren in und außer Schwaben ganz besonders geläufig gewesen sind, über ihren Charakter ein zweideutiges Licht zu verbreiten. Daß Schiller's Gattin an Geist und Bildung seiner würdig gewesen, hat später Hoffmeister in seinen „Nachträgen zu Schiller's Werken" durch Wiederabdruck ihrer in den „Horen" erschienenen Gedichte stillschweigend bewiesen; hier zeigt sich aber auch, daß sie ganz dieselbe ideale Gesinnung gehegt habe, die wir an Schiller kennen. Sie spricht ihre Freude darüber aus, daß ihr ein Sohn und nicht eine Tochter geschenkt sei:

Es würde mir recht viel Aufopferung kosten, eine große Tochter um mich zu sehen, weil ich zu hohe Begriffe habe von Dem wie unser Geschlecht sein könnte, und durch Alles was die Frauen umgibt, wird ihre Bildung verhindert so zu sein wie es meine idealische Weiblichkeit sein sollte. Und ich mag immer lieber das hohe Bild in mir herumtragen und selbst danach streben, als ein Wesen das so nahe mit mir zusammen hinge, das ich wie mich selbst ansähe, den gewöhnlichen Weg ohne Rettung wandeln zu sehen.

Man kann Hrn. Kahlert nur Recht geben, wenn er in der Vorrede die Frau als Schiller's Schutzgeist bezeichnet. Die Übereinstimmung der Denkungsart Beider zeigt sich auch noch in einem ganz bestimmten Punkte. Sie erzählt von Schiller's Erhebung in den Adelstand. „Da es einmal geschehen ist", schreibt die adelig geborene Frau an den adeligen Herrn, „ist man der Kinder wegen schuldig, es nicht fallen zu lassen"; das Diplom, setzt sie hinzu, sei so abgefaßt, daß Jeder sehen könne, daß Schiller ganz unschuldig daran sei. Fast mit denselben Worten meldet bekanntlich Schiller den Vorfall an Wilhelm v. Humboldt. Und endlich finden wir hier noch einen Brief von Schiller selbst an die Frau v. Stein, in welchem er erklärt: da er nun zwei Jahre in Weimar wohne, ohne nach Hofe eingeladen zu sein — ohne Zweifel weil er eben nicht von Adel war —, so wünsche er wegen seiner Kränklichkeit auch ferner davon ausgeschlossen zu bleiben.

Die vierte Sammlung, die uns hier vorliegt, ist mehr für Schiller als für Goethe von Wichtigkeit, denn von Diesem findet sich nur eine Anzahl Billete an A. W. v. Schlegel vor, die ganz specielle literarische Gegenstände betreffen, ein Brief, in dem er Denselben zur Mitarbeit an der „Jenaer Literaturzeitung", welche der nach Halle ausgewanderten „Allgemeinen Literaturzeitung" gegenüber gegründet wurde, auffodert, und ein anderer aus späterer Zeit, in welchem er sein Interesse für die Poesie der Inder und seinen Protest gegen die bildende Kunst derselben ausspricht. Dagegen ist von Schiller der Brief gegeben, in welchem er wegen eines Aufsatzes von F. Schlegel in Reichardt's „Lyceum", in welchem die „Horen" heftig getadelt worden, A. W. v. Schlegel die Freundschaft aufkündigt. Merkwürdig ist es, wie angelegentlich sich A. W. v. Schlegel in seiner Antwort, die hier aus dem Concepte ebenfalls abgedruckt ist, bemüht sich zu rechtfertigen, wobei er von der ewigen Dankbarkeit spricht, die er Schiller für so viel Güte und Theilnahme an seinem Glück schuldig sei u. s. w. Von dem berufenen Epigramm:

So lang' es Schwaben gibt in Schwaben,
Wird Schiller stets Bewund'rer haben.

ist hier noch ganz und gar nicht die Rede.

Von ganz eigenthümlichem Interesse ist die Veröffentlichung des Hrn. Dr. Weißmann. Man erinnert sich, daß Goethe erzählt, wie er in seiner Kindheit am Ende des Jahres gemeiniglich eine Anzahl von Exercitien und Arbeiten aller Art, in einen Quartband geheftet, seinem Vater überreicht habe. Ein solches Heft sehen wir hier der Hauptsache nach abgedruckt. Das Büchlein läßt interessante Blicke in die Eigenthümlichkeit des Vaters thun, sowie in die patriarchalisch frommen Sitten des Hauses; es findet sich namentlich eine lange Reihe von Wünschen in lateinischer, deutscher und griechischer Sprache, mit denen der Sohn den Vater am Morgen zu begrüßen pflegte. Mit Recht hat der Herausgeber einige Facsimile beigegeben. Indem er auf die Wichtigkeit der Handschrift für die Charakterisirung eines Menschen hinweist, fügt er eine bedeutende Bemerkung hinzu:

Es sollen, wie ich von Augenzeugen gehört habe, die Briefe, die Goethe in der Leipziger Periode besonders an seinen Freund Horn geschrieben (die später wieder in seine Hand zurückkamen), eine durchaus unordentliche, unregelmäßige, bewegte Handschrift getragen haben und seine Schriftzüge erst in der letzten Hälfte seines strasburger Aufenthalts wieder zu einem klaren, ruhigern, festern Typus gekommen sein, den sie bis in die letzten Tage seines Lebens behalten. In unserm Hefte sehen wir nun zu unserm Erstaunen dieselbe feste Handschrift wie im Alter, nur pedantischer, schülerhafter und unfreier. Wir hätten also in diesen drei Perioden seiner Schriftbildung auch drei große Abschnitte seiner geistigen Entwickelung, die Zeit des in sich und seinem Treiben befriedigten, streblustigen Knaben, die Sturmzeit des Jünglings, in der die Welt verwirrend und überwältigend auf ihn eindrang, und die Zeit, wo der reife Mann wieder zu sich gekommen war und in bewußter Kraft vorwärts strebte.

Auf spätere literarische Projecte deutet nur erst eine Anweisung zur deutsch-hebräischen Sprache, d. h. zu der Schrift, in der die Juden das Deutsche in Briefen oder Dergleichen schreiben oder schrieben, denn jetzt soll sie fast ganz verschwunden sein, auf gewisse Weise hin. Bekanntlich schrieb Goethe später, wenn auch noch in seinen Knabenjahren und im Grunde nur als Stilübung, einen Roman, in welchem eine Anzahl von Geschwister in verschiedenen Sprachen miteinander correspondirten, wo denn auf eins von ihnen das Judendeutsche fiel.

42.

Wie im Mittelalter die Bürger den Fürsten ihre Herrenrechte wiesen und Jene sich weisen ließen.

Die Stadt Limburg an der Lahn, welche in frühern Jahrhunderten an bürgerlicher Rührigkeit mit Frankfurt gewetteifert haben soll, stand auch noch in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts in schöner Blüte. „Alle Gassen und Hallen waren voll Leute und Guts, und wenn sie zu Felde zogen, wurden sie mehr als 2000 Bürger und berittene Leute mit Panzer und Harnisch geachtet; zu Ostern empfingen mehr als 8000 Menschen Gottes Leichnam." Treuherzigkeit und biedermännischer Sinn herrschte in allen öffentlichen Verhältnissen, sowie im engern bürgerlichen Treiben; klug und standhaft hielten die Schöppen, bei denen, wie in westdeutschen Städten überhaupt, auch die Verwaltung war, an ihrem Rechte, und tapfer regten die Insassen die Faust, wenn benachbarte Herren sie in ihrem Wesen kränken wollten. Dabei nun verknöcherte oder verspießbürgerte das Leben nicht in alten Formen, sondern wußte sich frisch und freudig Alles anzueignen, was das rheinische Volk zur Förderung der Sitte und Bildung, städtischen Wohlergehens und Behagens, zur Sicherstellung und zum Genuß des Erworbenen von Jahr zu Jahr zu ersinnen pflegte. Aber mit dem Verlauf des 14. Jahrhunderts, als Kaiser Karl IV. von oben herab das Beispiel eines eigennützigen Gebieterwerbs gegeben und das Reich immer sichtbarer zerfiel, gerieth Limburg in schwere Anfechtung wegen der streitigen Oberherrlichkeit, die sich bereits nach dem großen Zwischenreiche widerspruchsvoll genug gestaltet hatte. Ursprünglich mit Burg und dem nächsten Gebiete ein Reichslehn, stand die Stadt den edeln Herren und Junkern zu, die, ein Zweig der von Isenburg, den Namen von Limburg führten. Aber die Kaiser hatten dieses Lehn in ein Afterlehn verwandelt, indem sie den dritten Theil desselben den mächtigen Landgrafen von Hessen auftrugen (1229); ein zweites Drittel kam an Kur-Mainz und nur das dritte blieb beim Reiche unmittelbar. Die Verwirrung wuchs, als im J. 1344 Gerlach II. mit Genehmigung des Landgrafen Heinrich die Hälfte der Stadt und Burg Limburg „aus wissentlicher Noth" an den Erzbischof Balduin von Trier und Dessen Stift verpfändete, und, weil hiermit ein Sechstheil des hessischen Rechts gefährdet wurde, der arme Junker den Landgrafen zur Entschädigung auf das halbe Drittel seines noch unverpfändeten Guts anwies. Gerlach II. starb 1355, desgleichen sein Sohn Gerlach III. im J. 1365, worauf Dessen Bruder, Johann II., Domherr zu Köln und Trier, wieder weltlich wurde und, da er keine Söhne hatte, im J. 1374 damit umging, jenes Drittel des Reichslehns dem Kurfürsten von Trier, Kuno von Falkenstein, zuzuwenden, weil auch sein jüngster Bruder geistlich war. Nun wußte aber keiner der Herren bei solcher Verwickelung den Umfang des Herrenrechts und die einzelnen Rechte, welche sie an Stadt und Burg hatten; diese Ungewißheit stellte sich heraus, als unter den Unterhandlungen am kaiserlichen Hofe im J. 1374 ein Schöffe von Limburg, Johann von Nuheim, in einen Rechtsstreit mit der Herrschaft gerieth. Statt nun, wie es in neuerer Zeit sicher geschehen wäre, für sich zusammenzukommen und ohne Befragung der betheiligten Unterthanen über oberherrliche Befugnisse sich zu vereinigen und das Recht zu machen, beschlossen die Fürsten nach biedermännischem altdeutschen Brauch, die Schöffen von Limburg zu fragen und ihr Recht sich „weisen" zu lassen. Darum „besaß denn im J. 1374 auf Montag nach unseres Herren Leichnamstag, war der fünfte Mai, Herr Kuno von Falkenstein, Erzbischof, und Johann, Herr zu Limburg, das Gericht auf dem Berge mit ihrer selbst Leiben. Und hatten bei sich am Gerichte Herren Friedrich von Sarwerden, Erzbischof zu Köln, Johann Grafen zu Sayn, Reinharden, Herren zu Westerburg, Dietrich, Herren zu Runkel und andere viele Ritter und Knechte. Und das Gericht ging in der Form und Weise an als hernach geschrieben steht. Da stund ein Ritter mit Namen Herr Dietrich Waltpode und fragte von der Herren wegen die Schöffen von Limburg, daß sie auf den Eid sagten und offenbarten, wofür sie die Herren hielten, was ihre Herrschaft und ihre Freiheit und ihr Recht wäre zu Limburg? Da gingen die Schöffen hinaus und nahmen einen Rath und kamen wieder und «versprechten sich», d. h. sie dingten sich in das Wort. Das Wort sprach Johann Bepe, Schöff zu Limburg, gar herrlich, und stund festiglich in der Schöffen Wort von Anbeginn des Gerichts bis zuletzt und sprach also: Wir bekennen, daß unser Herr zu Trier ist unser «gekaufter» Herr (d. h. der sich in den Besitz eingekauft hat) nach Laut und Ausweisung solcher Briefe, die darüber gegeben und versiegelt sind. Nach Inhalt und Vollbringung auch solcher Briefe und Reversbriefe, die auch Burg und Stadt von Limburg von dem Stifte und unserem Herren von Trier und seinen Vorfahren wiederum und dagegen führen. Ferner sprach er: Wir bekennen und halten unsern Junker von Limburg vor unseren rechten und geborenen Herren, der von der Herrschaft, von seinen lieben Ältern seligen geboren ist, wie daß

die Herrschaft und Herrlichkeit an ihm erstorben und kommen ist von seinem Vater und Herren Gerlachen, seinem Bruder, unserem Herren seligen."

„Zum andern mal stund der vorgenannte Ritter und fragte die Schöffen von der Herren wegen und ermahnte sie gar ernstlich und auf den Eid, daß sie erzählten und sagten, von Punkt zu Punkt, und von Stück zu Stück, was der Herrschaft, ihre Herrlichkeit, Freiheit und Recht wäre und was man ihnen hier zu Limburg an der Herrschaft bekennete, doch aber an ihrer Herrschaft und Freiheit unverlustigt. Da gingen die Schöffen abermals außen, und beredeten sich und kamen wieder. Und sprach der vorgenannte Johann Bope: Wir wissen vor ein Recht, daß das Gericht zu Limburg ist unseres Herren über Hals und Haupt; doch daß die Herren an keinen Bürger von Limburg nicht greifen noch tasten sollen in einiger Weise, die Schöffen haben denn zuvörderst darüber geweiset. Fortmehr wissen wir unserm Herren die höchste Bede, das sind zehn Mark limburger Wehrung, und von gemeiner Stadt ein mainzer Fuder Weins, und einem jeglichen Schöffen vier Pfennige mehr als ein Mark. Anderwerb weisen wir den Herren die mindeste Bede, das sind dreißig Schilling Pfennige und jeglichem Schöffen zehn Pfennige, und daß man keinen Bürger zu Limburg pfänden soll noch angreifen um einige Bede, man habe ihn denn zu zweien vierzehn Tagen auf die Bede gedinget, und auf die kleine Bede zu dreien vierzehn Tagen. Auch soll man keinen Bürger zu Limburg antasten oder angreifen mit dem Gerichte, der Jemand geschlagen oder gestochen hätte, dieweil der den Athem in seinem Leibe hat, der da geschlagen wäre. Und sind diese Sachen allewege wohl hergebracht und allezeit herrlich und festiglich gehalten."

„Anderwerb fragte der vorgenannte Ritter von der Herren wegen: Ob einer Gewalt zu Limburg thäte, ob dann einiger Mann dem Herren denselben möge angreifen und halten, bis auf die Schöffen, auf daß er nicht vorflüchtig würde? Da gingen die Schöffen außen, kamen wieder, und antwortete der vorgenannte Johann Bope für sie und die Schöffen und sprach: Wir wissen vor ein Recht, so hier von einem Mann eine Gewalt wird geklaget, so soll der ein Gericht bescheiden von der Herren wegen und soll die Schöffen auch verhausen der Klage wegen, so wie die gehandelt und gethan ist. Darauf dann die Klage auf den gebracht ist, sollen sich die Schöffen berathen und entsinnen, und sollen darauf sagen und vor ein Recht weisen, das sie bedünket, das Recht sei. Und ehe das ihnen werde geweiset von den Schöffen, so sollen die Herren noch ihre Amtleute an keinen Bürger greifen zu Limburg, noch tasten in keiner Weise."

„Anderwerb fragte der Ritter vorgenannt von der Herren wegen: Ob man einen bedächte (beargwöhnte), daß er eine Gewalt gethan hätte und begangen, was der den Herren schuldig wäre? Darum so gingen die Schöffen abermals aus, beredeten sich und kamen wieder. Und gab der vorgenannte Johann Bope von der Schöffen wegen zur Antwort und sprach: Lieber Herr, wir, die Schöffen von Limburg, wir weisen noch sprechen kein Urtheil auf Gedanken (d. h. auf Verdacht). Und sagte ihm Nichts mehr."

„Lieben Freunde", fährt der Verf. der limburger Chronik, entweder der spätere Stadtschreiber, Thielmann Adam Emmel, oder der derzeitige Schreiber, Johann Gensbein, fort, „da diese Frage und Antwort als vorgeschrieben steht, und noch viele mehr Reden, die nicht alle hier geschrieben stehen, geschehen waren, mit Herrlichkeit und mit Weisheit verantwortet worden, da stunden die vorgenannten zwei Fürsten, von Trier und von Köln, auf, die Grafen, Herren, Ritter und Knechte, und verwunderten sich der großen Fürsichtigkeit. Und Einer sahe den Andern an, als ob sie sollten sprechen:

Der Haaß ist uns entgangen,
Den wir wollten han gefangen.

und gaben den Schöffen große Ehre und Weisheit, und also schieden sie von hinnen.

Daran gedenket, ihr Jungen und ihr Alten,
Daß ihr mit Weisheit möget behalten
Euer Leib, Gut und Ehre,
Das ist euern Kindern gute Märe.

Und bittet Gott vor den Schreiber Johann, der das Urtheil verstund und in eine Rotul begriff zu Ehre und Herrlichkeit der Stadt Limburg."

Wir fügen noch hinzu, daß Kaiser Karl IV. in demselben Jahre das Drittel des Reichslehns an Kur-Trier abtrat, welches nach dem Aussterben der Junker von Limburg auch das ganze überkam, und die Stadt „nach Weisthum ihrer Rechte" handhabte. Schließlich nennen wir die Namen jener fürsichtigen Schöffen, weil ihr Geschlecht hier und da in Ehren ist. Johann Bope (Bopp); Johann von Ruheim; Helwig von Holzhausen; Marquard von Burgund; Otto Knipe (Kneip); Kunz Schultheiß; Johann Mülich; Heinrich Weiß; Kunz Pul (Pful, Pyl); Kuno auf der Schopen (Schopen); Johann Sebolt der Alte (Siebold.)

F. W. Barthold

schrieb es zu Greifswald im September 1846 als geschichtlichen Zuruf an die fürsichtigen Schöffen Nordalbingiens.

Literarische Notizen aus England.

Mexico und die Vereinigten Staaten.

Schon Washington Irving in seinem bekannten Geschichtswerk macht bei der Eroberung Mexicos durch die Spanier, wenn wir nicht irren, auf das verschiedene Schicksal aufmerksam, welches den spanischen Colonien im Vergleich zu den Ansiedelungen der Engländer und Holländer im Norden Mexicos geworden ist. Ein neuer amerikanischer Schriftsteller, Waddy Thompson, früher außerordentlicher Gesandter und bevollmächtigter Minister der Vereinigten Staaten in Mexico, stellt in seinen vor kurzem veröffentlichten „Recollections of Mexico" ähnliche Betrachtungen an. Er bemerkt treffend: „Mexico wurde gerade hundert Jahre früher als Massachusetts colonisirt. Seine ersten Ansiedler waren die edelsten Geister Spaniens in dessen goldenem Zeitalter, in der Epoche der Cervantes, Cortez, Pizarro, Gonsalvo de Cordova, Cardinal Ximenes und der großen und guten Isabella. Massachusetts ward durch die armen Wallfahrer aus Plymouth angebaut, die Nichts mit sich führten als ihre eigenen hartnäckigen Tugenden und ihre unbezwingliche Thatkraft. Mexico mit reichem Boden und einem Himmelsstrich, der zur Hervorbringung von Allem was auf der Erde wächst geeignet ist, und im Besitze aller möglichen Metalle — Massachusetts mit unfruchtbarem Boden und unwirthlichem Klima mit nicht einem einzigen Ausfuhrartikel begabt als Eisen und Stein —, wie sind diese von der Vorsehung in Fülle verabreichten Wohlthaten auf der einen Seite wirkend anjetzt, wie auf der andern Seite die Hindernisse überwunden werden? Welches ist gegenwärtig der Zustand beider Länder? In gütererzeugendem Gewerbfleiß, weitausgedehnter Verbreitung von Kenntnissen, öffentlichen Unterrichtsanstalten aller Art, allgemeinem Wohlbefinden und beständig zunehmender Wohlfahrt; in Wissenschaften, Künsten, Sitten und Religion, in Allem was ein Volk groß macht, gibt es in der Welt nicht, hat es in der Welt nie ein Gemeinwesen gegeben wie Massachusetts. «Da ist es — schaut hin!» — und Mexico!"

Leitfaden für Heirathslustige.

Unter dem Titel: „Hints on husband-catching; or, a manual for marriageable misses" (Anleitung zum Männerfang; oder ein Leitfaden für heirathsfähige Fräulein) ist eine kleine Satire erschienen, die den seinem Wesen nach ohnehin häßlichen Stoff in einer rohen, das Zartgefühl oft verletzenden Weise behandelt. 12.

Verantwortlicher Herausgeber: **Heinrich Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 315. —— 11. November 1846.

Friedrich Leopold Graf zu Stolberg. Von Alfred Nicolovius. Mainz, Kirchheim, Schott und Thielmann. 1846. Gr. 8. 22½ Ngr.

Es gibt einen passiven Zustand des ästhetischen Geschmacks, in welchem sich die normale Grundlage desselben leichter erkennen läßt, weil in ihm die individuelle Verschiedenheit nicht so sehr hervortritt. Ich glaube, daß ungleich weniger Menschen im Stande sind, reizlose Mittheilungen mit Ernst und Genuß zu vernehmen, als zu machen. Könnte sich Hr. Nicolovius so passiv gegen sein Buch verhalten, d. h. könnte er daran zum Leser werden, er würde es sicherlich nicht mit solchem Antheil lesen wie er es geschrieben — Das traue ich eben seinem Geschmacke zu, an dem doch ohne Zweifel Vieles auch normal ist. Damit will ich nur sagen, daß ich mir nicht denken kann, wie selbst lebhafte Verehrer Stolberg's und, was gewiß noch mehr ist, selbst Geistesverwandte des Verf., Freunde seiner poetischen und religiösen Ansicht, dem Hrn. Professor aufmerksam von Anfang bis zu Ende zuhören mögen. Mit stumpfern Waffen hat selten Jemand für seine Sache gekämpft, mit dürftigen Gemeinplätzen pastoraler Salbung kaum irgend ein echtes Gefühl so ängstlich erhitzt seiner Ausdrucksarmuth nachzuhelfen gesucht wie in dieser homiletischen Biographie! Solche Schwäche muß die Kritik herabstimmen, ihr die Schärfe bis zu einem Grade nehmen, in welchem sie eigentlich aufhört. Was mich wenigstens anlangt, so hätte ich sie wahrlich lieber aufgegeben als geschärft, ich hätte über dieses Buch geschwiegen, das ich so willig, so vorbereitet für die Stimmung ehrenwerther Pietät in die Hand nahm, wenn mich nicht Manches auffoderte, dem Unmuthe getäuschter Erwartung nicht zu weichen. Der allein hätte mich zum Schweigen gebracht, und er ist es nicht, der mich zum Reden bringt.

Ich bekenne offen, daß ich den Grafen Friedrich Stolberg als Dichter nie zu hoch gestellt, obgleich ich so unbefangen urtheilte wie es sich Hr. Nicolovius von „der Nachwelt" verspricht, obgleich ich mehren seiner Lieder das warme Herz anfühlte, das in ihnen schlägt. Er ist reger, strebsamer, sprachgewandter als sein Bruder, aber er hat mit Diesem eine blos nachbildende, blos äußerlich gestaltende Kraft gemein, und wahrhaft dichterische Organisation ist ihm niemals gelungen. Ja, bei ihm zeigt sich noch deutlicher jene dilettantische Versuchsthätigkeit, mit welcher sich damals so Viele hervorgethan, selbst Wieland, nur daß Dieser geistig umfassender war, mehr Halt in sich hatte, und eine ganz andere Elasticität besaß in seinen künstlerischen Gedanken und Mitteln. Es ist bei Stolberg gewiß die edle Haltung nicht zu verkennen, selbst wenn das Ritterliche seiner Poesie als bloßer Pracht- und Parademantel erscheint; eine sichtliche Innigkeit der Überzeugung belebt seine Muse auch in ihrem messianischen Selbstzwang, und durch gründliche Bildung und Kenntniß fesselt sie unsere Aufmerksamkeit, auch wenn sie im steifen antiken Überwurf auftritt. Doch fehlt ihr überall die Unmittelbarkeit der Production, überall das Eigenständige, die Entschiedenheit im *ποῦ στῶ* — es ist eine Willenskraft ohne Thatkraft! Mehr als ein mal hat mich die Geschichte des Ikarus, die Stolberg in schlechten daktylischen Versen erzählt, an ihn selbst erinnert: nicht daß ich ihm Begeisterung und Andacht abspräche wie Gervinus — er hatte gewiß den Drang zu fliegen so kindlich warm und lebendig wie Ikarus —, aber der künstlerische Ausdruck dieser Begeisterung, Das waren die angeklebten Wachsflügel, die ihm schmolzen auf der Klopstock'schen Höhe wie auf der Homerischen, und ihn nicht selten ins — Wasser sinken ließen. Bei alledem hat es mir immer weh gethan, wenn man der literargeschichtlichen Bedeutung dieses Mannes keine Ehrfurcht zollte, wenn auch historische Rechtsverdreher zu beweisen suchten, daß er an dem großen, schönen Einfluß des göttinger Dichterstrebens nur einen geringen Theil gehabt, wenn ich auch ihn unter den schnöde Mishandelten sah, an denen nicht etwa der Rausch neuer Ideen, nicht der Fanatismus eines aufbrausenden Zeitgeistes, sondern rohe, übermüthige Nüchternheit die Spuren frivoler Selbstüberhebung und Schonungslosigkeit zurückließ. Auch konnte ich nicht anders als mit Unwillen den Nachhall aufklärsüchtiger Intoleranz hören, mit welcher Johann Heinrich Voß seinem Rationalismus eben kein Ehrendenkmal gesetzt. Zwar begreife ich, daß damals, wo die protestantische Gelehrten- und Dichterwelt so viele Culturbezüge an Stolberg anknüpfte, wo persönliche Verhältnisse die Gereiztheit steigerten, dieser Schritt des Mannes Vielen ein Stich sein mußte, der

bitter schmerzte: aber nachdem die Parteien selbst vom Schauplatz abgetreten, ist das lose Nachgerede indifferenter oder hämischer Naturen über Stolberg's Apostasie doppelt widerlich. Es konnte daher mir und vielen Gleichgesinnten nur erwünscht sein, daß zu einer Zeit, wo man dem allgemeinen Mangel an Pietät wol entgegenarbeiten muß durch Erinnerungszeichen jeder Art, um edle Geister der Vergangenheit zu ehren, wo gutgetroffene Charakterbilder oft schon als Zeugnisse für die nationale Gerechtigkeit den Preis verdienen, eine kundige Hand es unternahm, auch den vielverkannten Friedrich Stolberg ins rechte Licht zu stellen. Hr. Nicolovius fühlte sich hierzu berufen durch einen tiefen Zug des Herzens, durch ein Gefühl richtiger, geeigneter Auffassung des Mannes, welchem er von „früher Jugend an mit Hochachtung" anhing; ihm lagen „Quellen vor, welche über Stolberg's äußeres und inneres Leben manche Andeutung darbieten". Wir durften also erwarten, daß er uns in dieses wie in jenes einen befriedigenden Blick thun ließe, und seine Commentation nur dazu benutzen würde, uns das Verständniß zu erleichtern, jedenfalls aber die Mistöne ausschließender Parteinahme von beiden Seiten in freundlicher, antheilgewinnender Weise aufzulösen. Bedenklich war es allerdings von vornherein, daß er im Ganzen mehr religiöses als literarisches Interesse für Stolberg verrieth; dabei ließ sich gleich die Frage aufwerfen, ob der gegenwärtige Zeitpunkt der günstige sei, eine Darstellung zu versuchen, die immer und immer wieder an theologische Discussionen streifen muß? Allein gerade diese Zeit mit ihren „unmäßig wuchernden kritischen und dialektischen, das Christenthum zernagenden Talenten" stürmt so sehr auf ihn ein, daß er ausruhen will beim Namen Stolberg's, in der Erinnerung an einen Mann, „dessen ganze Erscheinung daran mahnt, daß der Alliebende uns sein Ebenbild zuweilen ungetrübter in einzelnen Menschen zeigt". Wir haben Nichts gegen diese Art, das Glaubensgefühl zu beschwichtigen, unter Einflüssen, die es verletzten; wir wollen gegen den Biographen sogar die gesetzlichen Ansprüche an ein durchaus objectives Erfassen seines Stoffs nicht geltend machen — und Das nur, weil in der Vorrede die Worte: „Wer zur Beruhigung der brausenden, kämpfenden Fluten beizutragen sucht, verrichtet gewißlich eine gute That", uns wie ein heiliges Versprechen klingen, welches der Geist der Liebe wol von jedem seiner Bekenner verlangen darf. Konnten wir in aller Unbefangenheit mehr Concessionen machen? Harmlos sogar, wenn auch mit Kopfschütteln, lasen wir zu Anfang: „Nur ein Pfad führt zur Wahrheit ⁊c. ⁊c." Gewohnt, um solche Überzeugungen mit Niemanden zu rechten und Gewissensfreiheit im ausgedehntesten Umfange gelten zu lassen, verziehen wir selbst die Blasphemie, die in diesen Worten liegt. Denn was ist es Anderes als Lästerung des göttlichen Wesens, das den Einzelmenschen und den Völkern so verschiedene Organe gegeben, seiner Offenbarung inne zu werden, so verschiedene Mittel, nach ihm, dem Urquell aller Wahrheit, zu forschen und ihn zu finden, wenn man von dieser allumfassenden Gottheit behauptet, sie habe nur eine große Heerstraße zur Erkenntniß angelegt! Da indeß solche Vorstellungen nothwendig in der Enge menschlicher Eigensucht liegen, so mag man immerhin den Einzelnen wie ganzen Kirchengemeinschaften die Exclusivversicherung lassen, daß sie allein auf dieser Straße wandeln.

So weit ging unsere Nachsicht gegen Äußerungen, die da, wo es sich um Parteilosigkeit handelt, nicht eben das beste Vertrauen einflößen; so weit unser guter Wille, das Verdienstliche im Vorhaben des Hrn. Nicolovius anzuerkennen. Aber er hat uns wirklich arg getäuscht. Er hat im feierlichen Gewande des Friedens mit Worten der Liebe und Versöhnung eine lange Salbaderei eingeleitet, in der kein anderer Geistesfunke glimmt als jener, aus dem man Haß und Glaubensstreit anfacht. Was half es, daß er mit biographischem Flickwerk das rostige Eisen umwulstete, mit welchem er auf Lutherthum und Rationalisten einsticht: — die Spitze blickt doch durch, so gut wie die Absicht zu stechen, zu verwunden, und die lutherische Religion, diese abscheuliche Mutter des „Antichristianismus", zu durchbohren. Nun, diese Spitze haben wir allerdings nicht zu fürchten, denn wie gesagt, sie ist stumpf, viel zu stumpf, aber die Absicht muß nicht mit solchen Insinuationen sich an uns herandrängen. Hr. Nicolovius muß nicht weis machen wollen, daß er „zur Beruhigung der brausenden, kämpfenden Fluten beizutragen suche", während er so zur Unzeit ein vollkommenes Gegenstück der Voß'schen Schrift in die Welt hinausschleudert — ein Gegenstück mit allen Fehlern, nur nicht mit den moralischen Vorzügen derselben. Denn Voß hat wenigstens sehr frei zu beweisen gestrebt, daß „Fritz Stolberg ein Unfreier geworden", indem er Dies ausdrücklich auf dem Titel, und überall ohne Umschweif sagt: Hr. Nicolovius aber bemüht sich sehr unfrei (d. h. sehr unaufrichtig) darzuthun, daß Friedrich Leopold Graf zu Stolberg ein Freier geworden, und kündigt Dies mit keinem Sterbenswörtchen an. Indem er den Kirchenwechsel des Mannes zum Hauptthema seiner Demonstrationen macht, lockert er alle Beziehungen zur Persönlichkeit so auf, daß er Spielraum genug gewinnt, sich mit einer Aufgabe zu beschäftigen, die eigentlich gar nicht die des Biographen ist: statt einer solchen getreu auf die innern Gründe zu dem vielbesprochenen Schritte einzugehen, die im Charakter Stolberg's liegen, entfaltet er hauptsächlich die äußern, die in der protestantischen und katholischen Kirche liegen sollen, d. h. er bleibt nicht bei Stolberg's Auffassung der einen wie der andern, er entwickelt die seinige, und springt von der Vertheidigung zum Angriff über. Statt den Religionswechsel des Einzelnen zu erklären, versucht er im Allgemeinen den Übertritt auf dieser Seite zu rechtfertigen. Es ist ein eitles Vorgeben oder mindestens Selbstäuschung, wenn er uns glauben macht oder wirklich glaubt, als wolle er über dem Grabe Stolberg's nur einen biographischen Denkstein aufrichten, an welchem eine erwägsame Nachwelt nicht vorübergehen

kann, ohne die Verdienste des Todten zu lesen und zu würdigen: — eine Kanzel hat er sich darauf errichtet, von welcher er die abgegriffensten Predigten über die alleinseligmachende Gewalt einer Religionsform herabdonnert, die auch von „Millionen Menschen als die allein folgerechte erkannt wird", von welcher er gegen die Verblendung anderer Kirchen eifert, gegen die „Advocaten des Irrthums" u. s. w. Alles Licht, das er über Stolberg's Leben verbreitet, holt er sich vom Leuchtthurm des Katholicismus, vom päpstlichen Gebiete, das ihm der einzige Vaterherd des Christenthums ist. Da erblicken wir denn den armen Stolberg auf den stürmischen Wellen des Protestantismus, auf welche ihn der Geburtszufall hingeworfen, unter sich die Abgründe der Gottlosigkeit mit allen moralischen Ungeheuern in ihrer Tiefe, wie er angstvoll umhertreibt mit ungestilltem Heimweh, das ihn um so mächtiger ergreift, wenn er ja einmal das feste Land berührt — nämlich wenn er sich in Rom aufhält und die ganze Herrlichkeit des Papstthums vor ihm aufgeht, wie ihn aber sein inneres Verlangen endlich doch in den ersehnten Hafen bringt, und „der Baum der Erkenntniß zu ihm die Äste herabbeugt". Das ist die eigentliche Lebenszeichnung von der Hand des Hrn. Nicolovius, Dies im Ganzen die Umrisse seiner biographischen Charakteristik, die freilich in einer so excursorischen, Thatsachen und Raisonnements ineinander wirrenden Darstellung überall verschwimmen.

(Der Beschluß folgt.)

The literature of American local history; a bibliographical essay by *Hermann E. Ludewig*. Gr. 8. Neuyork 1846.*)

Es gereicht uns zu einer wahren Freude, die Aufmerksamkeit der deutschen Bibliophilen und überhaupt eines jeden Literaturfreundes für eine bibliographische Arbeit in Anspruch zu nehmen, die schon als die erste derartige amerikanische Erscheinung von hohem Interesse sein würde, auch wenn sie nicht durch ihre Reichhaltigkeit und sachkundige Anordnung die Gründlichkeit wie die bekannte Unermüdlichkeit der Forschungen unsers gelehrten Landsmanns auf das glänzendste bethätigte.

Wenn man bedenkt, daß dem Verf. keine Vorarbeiten irgend einer Art zur Benutzung zu Gebote standen; daß er alle Bücher, die in seinem Kataloge aufgeführt sind, in den durch die weite Union zerstreuten größern und kleinern öffentlichen und Privatbibliotheken selbst hat aufsuchen müssen, um zur Kenntniß derselben zu gelangen; wenn man ferner der großen Schwierigkeiten und des nicht unbedeutenden Kostenaufwandes einer solchen Nachspürung gedenkt: so wird man durch die reichen Ergebnisse dieser Forschungen mit wahrem Staunen erfüllt. Der Verf. beschränkt den Plan dieser ersten amerikanischen Bibliographie auf das Gebiet der Geschichte der einzelnen Staaten, Grafschaften und Städte, indem er, wie es scheint, von dem richtigen Gesichtspunkte ausgeht, daß bei dem wachsenden Interesse für Amerika und amerikanische Verhältnisse bei dem Europäer zuerst der Wunsch rege werden müßte, die Quellen der Geschichte des jungen Landes zu kennen. Auf die Wichtigkeit derselben weist der Verf. in der ausführlichen Einleitung hin, mit welcher er sein Buch eröffnet und durch die er, ebenso geistreich als beißend satirisch, eine Parallele zwischen demokratischer und aristokratischer Verfassung zieht und die auf amerikanischem Boden erst ganz erkenntlichen großen Seiten der erstern hervorhebt. „Wem daran liegt", sagt er, „sich von ihren großen Verdiensten vollständig zu überzeugen, der lese die Geschichte des Landes, wo die Demokratie ihre größten Triumphe gefeiert hat, und erfahre aus der Geschichte ihres Entstehens und ihrer Entwickelung in den Vereinigten Staaten, daß ihre Bedeutung stets mit ihrer Reinheit gleichen Schritt halten muß und daß ihre Bestimmung bald die Weltgeschichte füllen wird."

Europa hat oft mit einer Art von affectirtem Mitleid in Zweifel gezogen, daß eine amerikanische Literatur überhaupt existire. Der Verf. stellt die Unrichtigkeit einer solchen Annahme augenfällig heraus, indem er sie auf ihren Ursprung zurückführt, der in vielen Fällen Böswilligkeit ist, in andern aber Mangel an Ausdauer und Sachverständniß bei literarischen Studien in Amerika, wo das einer jungen Nation nothwendige praktische Entwickelungsstreben zur dauernden Feststellung ihrer Existenz bis jetzt noch nicht zur vollständigen Ausbildung jener intellectuellen Heerstraßen Zeit genug gelassen hat, die in Gestalt von ganz vollständigen Bibliotheken und unendlichem bibliographischen und literarhistorischen Apparat dem wißbegierigen Literaturforscher in Europa den Weg zu seinem Ziele ebenso angenehm als leicht machen. Die vorliegende bibliographische Arbeit, die sich übrigens selbst jedes Anspruchs auf Vollständigkeit begibt, liefert den besten Beweis davon, wie viel im jungen Amerika zur Gründung einer Literatur geschehen ist, indem sie uns in der systematischen Ordnung, deren wir gleich erwähnen werden, auf 180 Octavseiten eine Aufzählung derjenigen Werke zur amerikanischen Localgeschichte ausschließlich gibt, die wirklich im Gebiete der Vereinigten Staaten erschienen sind, und die nämlich der Verf. in dem kurzen Zeitraum von zwei Jahren hat aufspüren können. Er theilt die allgemeinern Werke, die sich auf mehre benachbarte Staaten beziehen und die Verhandlungen von historischen Vereinen, sowie einige kritische Organe, auf die im Kataloge hingewiesen ist, in drei Abtheilungen, die er den Werken über die einzelnen Staaten vorausschickt. Die letztern unterscheidet er wiederum als 1) Geschichte der Staaten und 2) Geschichte der Grafschaften, Städte u. s. w. und reiht die letztern in alphabetischer Ordnung den auf den ganzen Staat bezüglichen Werken an. Wir finden demnach zuerst:

Historische Sammelwerke, Verhandlungen rc.	22	Artikel
Neuengland	75	:
Der Westen	49	:
Hierzu als Anhang die mehr belletristischen Erscheinungen über Land und Leben im Westen	17	:

Dann folgen die Einzelstaaten, mit den Unterabtheilungen der Grafschaften und Städte, als

	Staat		Städte rc.	
Alabama	4	Artikel	1	Artikel
Arkansas	4	:	—	:
Columbia	4	:	6	:
Connecticut	20	:	22	:
Delaware	14	:	2	:
Florida	22	:	—	:
Georgia	24	:	—	:
Illinois	15	:	1	:
Indiana	5	:	—	:
Joway	3	:	—	:
Kentucky	14	:	2	:
Luisiana	18	:	4	:
Maine	12	:	25	:
Maryland	15	:	9	:
Massachusetts	41	:	296	:
Über die Grafschaften allein noch	—	:	13	:
Michigan	7	:	—	:
Mississippi	6	:	—	:

*) Das Werk kann von Brockhaus und Avenarius in Leipzig für den Preis von 2 Thlrn. bezogen werden.

	Staat	Städte rc.
Missuri	7 Artikel	1 Artikel
Neuhampshire	23 "	62 "
Über die Grafschaften allein noch	— "	9 "
Neujersey	16 "	3 "
Neuyork	48 "	52 "
Über die Grafschaften allein noch	— "	9 "
Über die Kanäle des Staats	— "	8 "
Nordcarolina	18 "	— "
Ohio	16 "	14 "
Pennsylvanien	36 "	39 "
Rhode-Island	14 "	13 "
Südcarolina	33 "	5 "
Tennessee	6 "	2 "
Texas	22 "	— "
Vermont	10 "	3 "
Virginien	42 "	9 "
Wisconsin	5 "	— "

Endlich folgt noch ein Anhang über

Oregon, Felsengebirge und den fernen Westen	19 Artikel
Die amerikanischen Entdeckungsexpeditionen	15 "
Reisen zu Wasser und zu Lande	24 "

Wir glauben, daß ein Blick auf diese Liste genügen wird, um den Literaturforscher von dem Werthe der uns vorliegenden Arbeit zu überzeugen. Sie hat wie wir hören in Amerika die Aufmerksamkeit der ganzen gelehrten Welt auf sich gezogen und viele historische Gesellschaften haben den Verf. zum Ehrenmitgliede ernannt. Wir fügen noch hinzu, daß das Werk sich neben seiner strengen bibliographischen Genauigkeit zugleich durch eine außerordentlich geschmackvolle äußere Ausstattung auszeichnet, und wünschen, daß die Arbeit überall einen Anklang finden möge, welcher der augenscheinlich auf dieselbe verwandten Mühe entspricht. 107.

Bibliographie.

Bechaji bar Josef, R., System der Moral. Nach der von Jehuda Ibn-Tibbon aus dem Arabischen gefertigten Übersetzung nebst einem kurzen Kommentar herausgegeben. Mit einer Einleitung und Fragmenten der J. Kimchi'schen Übersetzung vermehrt von A. Jellinek. Leipzig, Fritzsche. 16. 1 Thlr.

Belani, H. E. R., Constantine. — Das Geheimniß. Zwei Novellen. Leipzig, Fritzsche. 1847. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Bibliothek katholischer Novellen. Herausgegeben von W. R. Stehling. 1ster Jahrgang. 1stes bis 3tes Heft: Der Freischärler, oder Folgen einer gemischten Ehe. Novelle aus der jüngsten Zeit. Neuß, Schwann. 8. 12 Ngr.

Bouverot, L. de, Merkwürdige und wunderbare Prophezeiungen des Bruders Hermann von Lehnin, enthaltend die Schicksale des Hauses Brandenburg, der katholischen und evangelischen Kirchen des Erdenrunds, des deutschen Bundes und päpstlichen Stuhles, nebst Aufruf an alle Souveraine Deutschlands, Se. Maj. den König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen zum Oberhaupt des deutschen Landes, unter dem Titel Königs von Germanien einzusetzen, sobald er zum Katholizismus übergegangen sein wird. Aus dem Französischen mit einer Einleitung. Grimma, Verlagscomptoir. Kl. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Cottrell, C. H., Sibirien. Nach seiner Naturbeschaffenheit, seinen gesellschaftlichen und politischen Verhältnissen und als Strafcolonie geschildert. Aus dem Englischen übersetzt und mit Anmerkungen begleitet von M. B. Lindau. Zwei Theile. Dresden, Arnold. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Dreßler, J. G., Beneke oder die Seelenlehre als Naturwissenschaft. Freimüthige Beleuchtung der von ihm entdeckten Naturgesetze, welche in der menschlichen Seele walten und deren Entwicklung beherrschen. 2ter Theil. Bautzen, Reichel. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Ficker, C. G., Die Zweifler im neuen Testamente (Nathanael, Thomas, Johannes der Täufer und Pilatus) oder Unterricht des göttlichen Wortes über religiöse Zweifel. Leipzig, Gebhardt und Reisland. Gr. 8. 8 Ngr.

Gothaischer genealogischer Hof-Kalender auf das J. 1847. 84ster Jahrgang. Gotha, J. Perthes. 16. 1 Thlr.

Humboldt's, W. v., gesammelte Werke. 5ter Band. Berlin, Reimer. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Jordan, S., Wanderungen aus meinem Gefängnisse am Ende des Sommers und im Herbste 1839. Frankfurt a. M., Meidinger. Gr. 8. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Löw zu Steinfurth, W. Freih., Historisch-artistische Briefe, geschrieben während einer Reise nach Rom. Darmstadt, Leske. Gr. 8. 1 Thlr. 5 Ngr.

Meißner, H. A., Specialgerichte für unsere Fabrikgewerbe. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 28 Ngr.

Murhard, F., Nouveau recueil général de traités, conventions et autres transactions remarquables, servant à la connaissance des relations étrangères des puissances et états dans leurs rapports mutuels. Continuation du grand Recueil de feu M. de Martens. Tome IV. Supplément aux tomes antérieurs. 1817—1842. Gottingue, Dieterich. Gr. 8. 3 Thlr. 22½ Ngr.

Steiger, K., Dem Herrn ein neues Lied. Religiöse Gedichte. St.-Gallen, Scheitlin und Zollikofer. 8. 20 Ngr.

Steub, L., Drei Sommer in Tirol. München, literarisch-artistische Anstalt. Gr. 8. 2 Thlr. 16 Ngr.

Storch, L., Ein deutscher Leinweber. Zeit- und Lebensbilder aus der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts. 1ste Abtheilung: Philipp von Österreich. Roman in drei Theilen (I. Die schöne Kaufmannsfrau von Antwerpen. II. Die Reise nach Spanien. III. Die Königskrone.) Leipzig, Weber. 8. 5 Thlr.

Thumann, C., Die Bestandtheile des Menschen und ihr Verhältniß zu einander nach der Lehre der katholischen Kirche. Bamberg, Züberlein. Gr. 8. 1 Thlr.

Wilfarth, J. G., Evangelisches Licht und Recht. In drei Abtheilungen, enthaltend die Dreieinigkeitslehre, die Erlösungs- und Genugthuungslehre, so wie die Erbsündelehre und das Recht der Glaubens-, Gewissens- und Lehrfreiheit. Braunschweig, Rademacher. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Tagesliteratur.

Briefe eines alten Zeitungsschreibers über das Repräsentativsystem und die preußische Verfassung. Königsberg. Gr. 8. 12 Ngr.

Demokratie oder Bureaukratie, Preßfreiheit oder Censur. Zwei Zeitfragen, beantwortet von einem Staatsdiener. Nordhausen, Förstemann. Gr. 8. 6 Ngr.

Gerold, H., Be- oder emp-fohlener Studienplan für Mediziner. Nebst einem Anhange, betreffend einige Studien-Objecte. Zur Reform der Medizinalverfassung Preussens. Magdeburg, Rubach. Gr. 8. 5 Ngr.

Kunze, E., Ein Brand, aus dem Feuer gerettet. Predigt mit Beziehung auf den hingerichteten Maurergesellen Klebe. Berlin, Bethge. 8. 2½ Ngr.

— — Kurze Übersicht der wichtigsten Ereignisse auf dem Missionsgebiete im Jahre 1845. Berlin, Bethge. Gr. 8. 2 Ngr.

Pätsch, H. F. W., Das Schwert des Herrn. Zuschrift an die Gebildeten unter den evangelischen Christen zur Berichtigung des Urtheils über die kirchlichen Bewegungen der Gegenwart. Berlin, Amelang. Gr. 8. 5 Ngr.

Sack, K. H., Betrachtungen über die kirchlichen Richtungen der Gegenwart. Berlin, Bethge. Gr. 8. 3 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 316. —— 12. November 1846.

Friedrich Leopold Graf zu Stolberg. Von Alfred Nicolovius.

(Beschluß aus Nr. 315.)

S. 49 wird Stolberg „von der Nothwendigkeit einer von Gott gegründeten und geleiteten Kirche annähernd überzeugt". S. 55:

Je mehr Stolberg die Meinungen seiner individuellen Vernunft, den Stolz des Verstandes dem Ansehen der von Christus gestifteten Kirche, der Trägerin und Bewahrerin des Heils, welcher der Herr seinen Beistand bis an das Ende der Tage verheißen hat, unterwarf; je größer die Zahl der Strahlen (welche astronomische Genauigkeit in dieser bilderreichen Redeweise!) des wahren Lichtes wurde, welche seine Vernunft erleuchteten; je mehr er den Frieden empfand, der über alle Vernunft ist, desto mehr fühlte er sein Gemüth dem Katholicismus zugewendet u. s. w.

S. 66:

Stolberg und seine Gemahlin waren Unterthanen des Reiches, dessen Regent Christus ist, und das Kreuz, an welchem der Heiland hing, war ihr Trost und ihre Hoffnung. Das wenige Wesenhafte und Haltbare in der innern Grundlage der protestantischen Lehrentwickelung; die voneinander wesentlich abweichenden, nicht selten sich entgegenstehenden Ansichten über die Grundartikel des christlichen Glaubens, welche unter dem gemeinschaftlichen Namen des Protestantismus zusammengefaßt werden; die entzweite Wissenschaft der Protestanten und der Kampf ihrer theologischen Systeme waren nicht im Stande, ihnen den sichern Frieden ihrer Seele zu gewähren, nach dessen Erreichung ein inneres Gefühl des Verlangens sie unaufhörlich antrieb. Dieses Gefühl leitete sie immer aufs neue zu einer ernsten und gewissenhaften Prüfung der Vorurtheile ihrer Kindheit und Erziehung. Indem sie ohne vorgefaßte Meinung in die Geschichte zurückblickten, fanden sie aber die heißersehnte Gewißheit ihres Glaubens weder bei dem Urheber desselben noch bei dessen Schülern. In ihrem Herzen ertönte der Zuruf des Herrn: Wehe den thörichten Propheten, die ihrem eigenen Geiste folgen! Und je strenger sie die Einwürfe ihrer Glaubensgegner untersuchten, desto lebhafter wurden ihre Zweifel an dem apostolischen Herkommen der lutherischen Religion, der Gebärerin eines völligen Antichristianismus. Sie horchten auf den Ruf der Kirche, welcher der Herr bis an das Ende der Zeit den untrüglichen Beistand des göttlichen Geistes, der alle Wahrheit lehren wird, verheißen hat. Sie näherten sich der wahren Kirche Christi, die als Bewahrerin der Heiligen Schrift und der von den Aposteln anererbten Tradition nur solche Glaubenslehren gestattet, welche mit Schrift und Tradition, die, vom Heiligen Geiste stammend, einander auslegen, übereinstimmen.

S. 70:

Vergeblich fragte er, wodurch denn Luther, der von sich selbst zeugte, daß er ein außerordentlicher Gesandter Gottes sei, diese seine höhere Sendung bekräftigt habe: umsonst sah sich Stolberg nach einem Beweise um, daß Luther, der seine Hände in Blut wusch, ausgesendet worden wie die Jünger von ihrem Herrn. Mit gesteigertem Erstaunen lernte er Luther's Widersprüche in Reden und Handlungen, Dessen Hochmuth und unreine Gedanken näher kennen.

Ich will nicht sagen: Eheu, jam satis — Das haben mir die Recensenten verleidet! Aber gewiß, ich brauche nicht Mehr abzuschreiben. Ich kann redlich versichern, daß in dem Geiste, der aus diesen Stellen spricht, das ganze Büchlein geschrieben ist, und wer wird mir nun nicht gern die Mühe erlassen, Dies auf jeder Seite nachzuweisen, alle geschichtliche und theologische Sophistereien aufzuzählen, mit denen Hr. Nicolovius dergleichen Sätze zu erklären und näher zu begründen sucht! Sie kommen jedenfalls sehr zeitgemäß in einer Periode, in der selbst auf dem päpstlichen Throne ein edelgesinnter Graf Mastai-Ferretti die Nothwendigkeit einsieht, auf andere Weise als seine Vorgänger, die „Päpste von gutem Willen und ernstem Bestreben", seine apostolische Sendung zu bekräftigen! Das zusammengewürfelte Material hat den Verf. zwar auch in lächerliche Widersprüche und fromme Inconsequenzen hineingebracht: — aber was könnte Dies der feuerfesten Logik des Zelotismus anhaben? Wüßte ich, daß man dieselbe durch Fragen, auf die sich keine vernünftige Antwort geben läßt, in die Enge treibt, so würde ich dem Hrn. Professor z. B. folgende vorlegen: Wie konnte eine so „vorurtheilsvolle Erziehung" (S. 66) eine „treffliche, mit weiser Sorgfalt geleitete sein, auf welche die Macht der Religion ihren wohlthätigen Einfluß ausübte" (S. 1)? Wie konnten Stolberg's Ältern, eifrige Protestanten, in der „Erkenntniß der Heilswahrheiten Fortschritte machen" (S. 1)? Welches war denn der feste Grund in der „sprudelnden Woge des Protestantismus" (S. 59), auf dem sich Klopstock, „der Sänger der Religion", was Hr. Nicolovius selbst erwähnt, und Andreas Cramer, „der berühmte Kanzelredner", aber auch der Sänger Luther's, was Hr. Nicolovius freilich nicht erwähnt, und Bernstorff und so viele Andere, deren nähern oder fernern Einfluß auf Stolberg deren Anerkennung, Lehre, Freundschafts- und Verwandtschaftsbeziehungen der Biograph mit solchem Stolze hervorhebt, auf dem, sage ich, solche Männer sich zu halten vermochten, und „die heißersehnte Gewißheit ihres Glau-

bens fanden"? Warum nimmt der beredte Sachwalter des Katholicismus Aussprüche, in denen Tadel oder nur keine Billigung des Stolberg'schen Übertritts liegt, mit Verachtung oder höchstens mit einem mitleidigen Lächeln auf, selbst wenn sie von „den Gefeiertsten der Nation" herrühren, und wenn sie auch so mild klingen wie bei dem liebreichen Jean Paul und Herder — während er sich andererseits, wo es gilt zu beweisen, daß „die Protestanten ihrem Geiste nach Republikaner seien" (horribile dictu!), auf Äußerungen stützt wie die des berüchtigten Ignatius Aurelius Feßler, der so wahrhaft jesuitisch in jede Kirche hinübergriff, den die Helldenker von sich weisen und die Hengstenberg'sche Zeitung an den Pranger stellte — oder auf die Friedrich's des Großen, der gerade diese protestantischen Republikaner so gut mit seiner soldatesken Fuchtel regierte, der, selbst ein Hyperprotestant (im Sinne des Hrn. Nicolovius), weit weniger Republikaner war als der Sohn Maria Theresia's, der im katholischen Glauben erzogen? Warum.... doch ich weiß ja, daß alle diese Fragen nutzlos sind, und daß sie den Hrn. Professor in gar keine Verlegenheit bringen. Die sonstigen Eigenthümlichkeiten seiner Darstellung sind nicht der Rede werth. Wie reizlos, dürftig und phrasenwimmelnd diese Schrift vom ästhetischen Gesichtspunkte aus erscheint, habe ich gleich anfangs bemerkt. Die Floskeln religiöspoetischen Stils, mit denen er uns überschüttet, sind oft so wohlfeiler Sorte, daß man noch in Zweifel sein muß, ob sie auch jedesmal aus dem Setzkasten der Kanzelrhetorik zusammengelesen, und nicht vielmehr von der Musterkarte gewisser Familienanzeigen abgezeichnet sind, die sich in den Intelligenzblättern findet. Selbst ein Begebniß, das in dem Leben eines Mannes von so bedeutsamer öffentlicher Stellung mit zwei Worten sich erwähnen ließ, den Tod „des kleinen in Neapel geborenen Töchterchens Sibylle", beutet der redselige Verf. zu erbaulicher Betrachtung aus: „Für kurze Leiden genoß sie nun als Lohn der Unschuld ewige Freuden (warum hat Hr. Nicolovius dies nicht in Verse gebracht?), während der Ältern Erdenmühen und Sorgen harrten". Dergleichen wiederholt sich unzählige male, doch wollen wir es aus mehr als einer Rücksicht nicht zum Ergötzen der Leser anführen. Damit mag sich übrigens der Hr. Professor eine tüchtige betschwesterliche Phalanx anwerben, die ihn bei fernern theologischen Expeditionen unterstützen kann. Viel Glück dazu!

Wir aber unsererseits konnten diese öffentliche Zurechtweisung nicht unterlassen, weil, aufrichtig gesagt, die Ostentation eines persönlichen Antheils für Stolberg uns in dem vorliegenden Falle nicht weniger als ein Misbrauch der Pietät erscheint, wie die Ostentation der Liebe in unduldsamem Bekehrungseifer ein Misbrauch der Lehre Christi ist. Hr. Nicolovius hat den Manen Stolberg's, den er so hoch verehrt, einen spottschlechten Dienst geleistet.

Wilhelm Wolffsohn.

Psychische Gesundheit und Irresein in ihren Übergängen. Ein Versuch zur nähern Ergründung zweifelhafter Seelenzustände für Criminalisten und Gerichtsärzte von Karl Hohnbaum. Berlin, Reimer. 1845. Gr. 8. 25 Ngr.

Einen Versuch zur Ergründung und Entscheidung des Urtheils über zweifelhafte Seelenzustände, eine Anleitung zur Aufstellung und Normirung der Bestimmungsgründe, eine Entwickelung der dabei zu beobachtenden Grundsätze und ihrer angemessenen Anwendung liefert die vorliegende Schrift keineswegs, dagegen eine reichhaltige Lese und Zusammenstellung von Erfahrungen, die es anschaulich machen, daß die Wesen, welche Menschen genannt werden, nicht blos durch den Misbrauch ihrer Freiheit, oder, eigentlicher gesprochen, ihrer Willkür, sondern weit häufiger noch durch die Beschaffenheit und den Zustand ihres Seins und Wesens zu Entschließungen und Handlungen vermocht werden, durch die sie sich Misbilligung, Verachtung, Schande und Bestrafung zuziehen, obgleich sie mehr oder weniger unwillkürlich dazu gekommen sind. Denn Freiheit ist an sich ein Begriff, der jede Verneinung oder Unvollkommenheit ausschließt, wie Weisheit, Liebe, Güte; er fällt zusammen mit dem Vermögen das Gute zu wollen und auszuführen. Jede Beschränkung dieses Vermögens ist in dem Maße derselben eine Aufhebung oder Vernichtung der Freiheit, also eine Unfreiheit; es kann mithin wol Grade und verschiedene Stufen der Unfreiheit geben, aber nicht Freiheit, welche überall ein und dieselbe sein muß. Indessen hat der Sprachgebrauch diesen Sinn des Wortes dergestalt verändert und, besonders durch Verwechselung mit Dem was eigentlich Willkür ist, gleichwol Freiheit genannt wird, den Gebrauch dieses letztern Wortes für diese Vorstellung der Vollkommenheit der Selbständigkeit (absolute Freiheit) fast ganz in den Hintergrund gestellt, dagegen ihn fast allgemein zur Bezeichnung desjenigen Zustandes gewählt, in welchem das Vermögen der unmittelbaren Selbstbestimmung oder Selbstentschließung irgend eine Macht hat, zur Ursache oder wenigstens Mitwirkung einer Veränderung oder Erhaltung des bestehenden Zustandes von Dingen zu werden, welche außerdem nicht erfolgt sein würde (relative Freiheit). So verschieden die Macht nach Beschaffenheit der eigenen Kraft und der sämmtlichen ihr entgegenwirkenden Hindernisse sein kann, ebenso mannichfaltig müssen natürlich auch die Abstufungen dieser menschlichen (relativen) Freiheit sein. Immer aber muß dabei das Merkmal der Unmittelbarkeit des Zusammenhanges der Ursache und Wirkung des selbstbestimmenden Entschlusses und des Erzeugnisses der darauf verwendeten Kraft, im Auge behalten werden, weil man außerdem in ein durchaus unbegrenztes und unzubegrenzendes Feld des Ausgehens und Aufhörens aller und jeder Freiheit gerathen würde, indem, wenn man nicht bei demjenigen Seelenzustande stehen bleibt, in welchem eine Entschließung gefaßt wurde, sondern noch weiter mit der Nachforschung darauf eingeht, inwieweit dieser Zustand selbst ein durch Selbstbestimmung und Selbstthätigkeit, oder durch über dieselbe hinausreichende Einrichtungen und Einwirkungen Hervorgebrachtes sei, Niemand in Abrede stellen kann, daß er sich weder selbst erschaffen, noch selbst begabt, noch selbst die sämmtlichen Verhältnisse und Umstände geordnet habe, unter deren Einflusse jeder Mensch Derjenige geworden ist der er eben war, als er sich zu Dem entschloß wovon die Rede ist. Das ganze Leben des Menschen geht nur auf eine Befreiung aus der Naturnothwendigkeit und Abhängigkeit aus, in der er geboren wird, und eben dieser Befreiungsproceß ist die Entwickelung der Vernunft und der Macht ihrer Selbständigkeit. Es handelt sich aber bei der Frage um die Zurechnung eines Entschlusses nicht um die Geschichte jener Entwickelung, sondern lediglich um deren Ergebniß; sie geht lediglich dahin: War der Entschließende seiner Vernunft so weit mächtig, daß er die Momente der ihn bestimmenden Vorstellungen erkennen und mit den gesetzlichen

Bestimmungen vergleichen konnte? Ein Mehres ist nicht erfoderlich, und der Criminalist überschreitet daher mit jedem Schritte weiterer Nachforschung und Bekümmerniß um Dinge, die seinen Beruf nicht weiter angehen, die Grenzen desselben. Nun besteht die Mündigkeit aber eben in der bürgerlichen Anerkennung der Fähigkeit die Merkmale der bürgerlichen Handlungen zu erkennen, dieselben den gesetzlichen Bestimmungen unterzuordnen und sich danach selber zu bestimmen. Von jedem mündigen Menschen gilt hiernach die Vermuthung des Besitzes der hierzu erfoderlichen Freiheit; das Gegentheil muß also erwiesen und darf ohne Beweis nicht zugelassen werden. Hieraus ergibt sich ganz von selbst die erste Regel für die Praxis, welche aber von Criminalisten und Gerichtsärzten lange nicht genug beherzigt worden ist: Die bloße Möglichkeit einer Abwesenheit der Freiheit ist gar nicht in Betrachtung zu ziehen noch darauf irgend einzugehen, sondern es müssen bestimmte Thatsachen und Umstände obwalten und thatsächlich nachgewiesen sein, welche eine Anzeige enthalten, daß zur Zeit der Entschließung die Seele ihrer nicht mächtig, in einem Zustande von Unfreiheit gewesen sei, der die Zurechnung ausschließt. Ebenso wenig muß bei der weitern Ermittelung und Beurtheilung solcher Anzeigen durch die gerichtlichen Ärzte auf bloße Möglichkeiten und deren unabsehbare Menge eingegangen, sondern das ganze Verfahren nur darauf gerichtet werden, ob und mit welchem Grade der Gewißheit aus den ermittelten Thatsachen die Behauptung sich rechtfertigt, daß die Entschließung ohne Freiheit gefaßt worden sei. Daß hierbei alle Thatsachen und Umstände ins Licht zu stellen sind, auf welche die verdächtigenden Anzeigen hinweisen und welche deren Beschaffenheit aufklären, versteht sich ebenso von selbst als daß ohne solche Hinweisung auf blos leere Vermuthungen und bloße Möglichkeiten hin keine Untersuchungen anzustellen oder auszudehnen sind. Der Verf., welcher allzu sehr der ängstlichen Besorgniß Raum gegeben hat, daß in vielen Fällen Leute mit Strafen belegt werden, welche nur als Geisteskranke in eine Heilanstalt hätten gebracht werden sollen, und der deshalb mit seinen Beobachtungen bis auf die entferntesten Anlagen zu Geistesverirrungen zurückgeht und deren Beachtung in den zu führenden Untersuchungen erheischt, hat es selbst gefühlt, daß Dies zu weit gegangen sei, indem er bekennt (S. 8): „daß er mit seinen Betrachtungen der gerichtlichen Medicin keinen Vorschub leiste, indem er, anstatt ihre Competenz in Beurtheilung zweifelhafter Seelenzustände fester zu begründen, noch ihre schwachen Seiten aufdecke, ihren Beruf höher stelle und sie mit Schwierigkeiten und Zweifeln belaste, die man übersieht, weil man das kranke Seelenleben noch nicht in allen seinen möglichen Verzweigungen verfolgt und die Grenze noch nicht genau bestimmt hat, die es von dem gesunden scheidet".

Er verwahrt sich zwar hierbei dagegen: „daß man seinen Bestrebungen nicht die Absicht unterlege, verbrecherischen Handlungen den Mantel christlicher Liebe umhängen und sie auf Rechnung krankhafter Seelenzustände setzen zu wollen"; allein indem er seine Betrachtungen selbst nur darauf beschränkt hat (S. 7): „zu zeigen, daß es Seelenzustände gebe, die den krankhaften so nahe stehen, daß es oft sehr schwierig ist, Seelenkrankheit und Seelengesundheit zu unterscheiden, und insbesondere diejenigen kranken Zustände nachzuweisen, in denen die Erkenntniß schwer, der Irrthum leicht und deshalb sorgfältige Vorsicht nöthig ist", hat er unterlassen, was zu wissen von dem erheblichsten Belange ist, wie er selbst anführt: „die Grenzen zwischen Seelengesundheit und Seelenkrankheit genauer zu bestimmen" und dadurch die Obersätze der darüber abzugebenden Gutachten und Urtheile festzustellen. Er hat nur die unendlichen Schwierigkeiten dieser Aufgabe noch mehr an den Tag gelegt, aber zur Lösung derselben nur hin und wieder durch eingestreute Bemerkungen mitgewirkt, meistens es bei der Aufdeckung jener bewenden lassend. Auch dafür, daß Dies aus reicher Erfahrung oder Sammlung von Beobachtungen Anderer und mit unverkennbarer Sachkenntniß geschehen ist, verdient der Verf. schon Anerkennung und Dank. In einer Erfahrungswissenschaft, wie die Medicin nothwendigerweise ist und bleiben muß, wenn sie sich nicht zu einer Kenntniß umschaffen will, die Gesundheit und das Leben methodisch und systematisch zu gefährden und zu zerstören, thut es zunächst Noth, den Reichthum der Erfahrungen zu mehren und übersichtlich zu ordnen, damit die Reflexion daraus gewährleistete Sätze abnehme. „So verlohnt es sich denn allerdings der Mühe (S. 14), alle von der Norm abweichende Erscheinungen des Seelenlebens, welche entweder schon dem Gebiete der Geistesstörungen angehören oder doch mehr oder weniger daran grenzen und darein übergehen oder die Grundlage dazu abgeben, näher ins Auge zu fassen." Allein, indem der Verf. Dies oder wenigstens dazu einen gewiß schätzbaren Beitrag zu liefern unternahm, hätte er genauer sich darüber besinnen und bestimmen sollen, ob er zunächst für die psychische Heilkunde, oder für den gerichtlich-technischen Beruf der Ärzte (Medicina forensis) zu arbeiten sich vorsetzen wolle. Er würde damit den falschen Anschein vermieden haben, daß ungeachtet er sich meistentheils an den Gerichtsarzt wendet, doch es hauptsächlich der psychische Heilkünstler ist, welcher aus dieser Sammlung und Beleuchtung von Erfahrungen Ausbeute erhält. Für Jenen reift die Frucht nur mittelbar, insofern er eben in der Heilkunde bewandert sein muß, um davon Anwendung machen zu können.

Noch eine andere Unbestimmtheit ist eine Folge dieser Nichtunterscheidung gewesen, die Unbestimmtheit des Ausdrucks: Seelen- oder Geisteskrankheit. Mit nichten ist dieser letzte Ausdruck ganz und gar zu verwerfen. Sobald es Geister gibt, die nicht weil sie sind aus sich selbst vollkommen sind, sondern ausgestattet mit einem bestimmten Maße von Anlagen, Vermögen und Kräften, welche sich wechselseitig bedingen und der Ausbildung, Zu- oder Abnahme fähig sind, muß auch für ihren Lebensverlauf ein regelmäßiger oder unregelmäßiger Gang möglich sein, welcher letztere nicht blos Krankheit erzeugt, sondern selbst schon ist. Auch lassen sich Geist und Seele nicht als verschiedene Wesen unterscheiden, sondern nur als Gegenstand verschiedener Betrachtungen desselben Wesens. Ein endlicher Geist ist die Seele desjenigen Leibes, der zunächst ihre Behausung im Reiche des Sinnlichen ausmacht und ohne welchen sie nicht sein kann, weil sie eben nicht unendlich, ein durch sich selbst und in sich selbst bestehender Geist ist. Der Geist in seiner Verbindung und Wechselwirkung mit dem Leibe wird Seele genannt, woher es denn unvermeidlich ist, daß alle psychischen Vorgänge von mehr oder minder bemerkbaren somatischen Erscheinungen im Körper begleitet sind, und umgekehrt leibliche Vorfallenheiten auf die Gesundheit des Geistes unabweislichen Einfluß üben. Es läuft mithin auf Eins hinaus, Geistes- oder Seelenkrankheiten zu sagen. Nun ist es ausgemacht: „daß, sowie sich keine absolute Gesundheit des Leibes vorfinden läßt, ebenso wenig der Seele," indem dort wie hier die Thätigkeit eines Organs oder eines Systems gegen die übrigen entweder zurücktritt oder sie überheilt" (S. 172). Schon in dem Dasein einer Seele liegt die Nothwendigkeit der Unvollkommenheit, also eines Mangels vollkommenen Seins und Lebens, sich selbst maßgebender Bethätigung. Jeder Fehler, jede Versündigung, jedes Verbrechen gibt Zeugniß davon, daß ein Krankheitszustand vorhanden sei, in welchem und vermöge dessen die Entschließung dazu nur zu Stande kommen konnte, sei es, daß das Erkenntniß- oder das Willensvermögen die Schuld davon trägt, oder vielleicht beide zusammen. Ein Geist von der Vollkommenheit, daß er keine unrichtige Vorstellung fassen und sich von den festen Maximen seines Willens niemals abbringen ließe, könnte nimmer fehlen noch gesetzwidrig handeln es sei denn gegenüber von selbst unvernünftigen und ungerechten Gesetzen. Indessen macht es einen gewaltigen Unterschied, ob es sich nur darum handelt, diejenige Unregelmäßigkeit der Seele und deren Entstehung zu erkennen, welche als Krankheit Ursache der begangenen Gesetzwidrigkeit geworden ist, um jene zu heilen und die Wiederholung dieser dadurch zu verhindern,

oder aber über die Zurechenbarkeit derselben zu urtheilen und durch Auflegung einer Strafe eine gleiche Entschließung mittels psychologischen Zwangs zu verhüten. Für den gerichtlichen Arzt sind also nicht alle Seelenkrankheiten ein Vorwurf seiner Amtsbeschäftigung, sondern nur diejenigen, wodurch die Menschen entweder unfähig werden, ihren bürgerlichen Geschäften vorzustehen oder vor dem Strafrechte verantwortlich zu sein. Wenn in Beziehung auf öffentliche und bürgerliche Verhältnisse von Geisteskrankheiten die Rede ist, werden darunter gemeinhin nur diese letztern Krankheiten gemeint, nur die die Freiheit aufhebenden und beschränkenden, wobei die bloßen Anlagen, selbst die Vorbereitungen und Übergänge dazu gänzlich ausgeschlossen bleiben. Denn in dieser engern Bedeutung ist Jeder geistesgesund, dem die Freiheit nicht abgesprochen werden darf, der noch irgend fähig ist das Richtige zu erkennen und zu erwählen. Die Freiheit der Menschen oder, was gleichbedeutend ist, die Achtung vor der Würde der Menschheit ist so unschätzbar, daß Niemand sich gefallen lassen oder sich herausnehmen darf, ihr Nichtvorhandensein zu behaupten, ohne daß der Beweis für solche Behauptung zulänglich geführt werde. Die Handhabung des Rechts, bei welcher es stets auf äußere Beweisführung ankommt, kann es um deswillen wol mit sich bringen, daß im Mangel solchen Erweises Jemand gestraft werde, bei dem es an Zurechnungsfähigkeit ermangelt; aber wie die Achtung des Menschenwerths und der bürgerlichen Freiheit unendlich höher steht als das Interesse eines jeden Einzelnen, so gehört es zu den Zeichen der Zeit, zu den Kennzeichen einer verweichlichenden Sentimentalität, daß man die Strafbarkeit um so vielfältiger Geisteskrankheiten willen auszuschließen bemüht gewesen ist, die zwar an sich irgend eine Zerrüttung oder Verkehrtheit gesunden Vorstellens und Beschließens darthun, aber noch keineswegs ein Unvermögen, eine Unmöglichkeit der richtigen Wahl und Selbstbestimmung.

Wenn in der neuesten Zeit Männer wie Jacobi, Heinroth u. s. w. hiergegen geeifert und darauf gedrungen haben, daß nur die erwiesene Unfreiheit den Gerichtsarzt ermächtigen dürfe, sein Gutachten auf Unzurechnungsfähigkeit zu richten, so haben sie sich damit ein großes Verdienst erworben, indem sie eine Krankheit des Zeitgeistes richtig erkannt und sie zu heilen unternommen haben. Nichtsdestoweniger muß dem Verf. darin Recht gegeben werden, daß es zu weit gegangen ist, überhaupt Affecte und Leidenschaften, besonders selbsthervorgerufene oder ungebändigte, aus der Liste der Freiheitsstörungen ganz auszustreichen. Was zuförderst die Verschuldung ihres Daseins und ihrer Mächtigkeit anlangt, muß diese von der Verschuldung einer unter ihrer Herrschaft begangenen That genau unterschieden werden. Denn wurde die Gemüthsbewegung absichtlich erzeugt oder nicht unterdrückt, um in derselben ein Verbrechen zu begehen, so kann sie zu keiner Entschuldigung gereichen, weil die Verantwortlichkeit sich auf die vorausgesehenen mittelbaren Folgen erstreckt. Im entgegengesetzten Falle können nur solche bestimmte Wirkungen, zu deren Eintritt der Affect oder die Leidenschaft als hervorbringende Ursache vorherzusehen war, und nicht alle blos mögliche Folgen zur Zurechnung gezogen werden. Wenn also eine solche Gemüthsbewegung in der Folge zufällig Veranlassung zu einer strafbaren Handlung wird, so müssen einerseits besondere Umstände obwalten, deren Nichtbeachtung eine schuldbare Fahrlässigkeit enthält, wenn sie das Gewicht der Strafbarkeit vermehren soll, wogegen sie diese ganz aufzuheben oder zu mindern im Stande ist, je nachdem die Freiheit des Thäters in ihr untergegangen war. Denn nur hierauf beruht die Zurechenbarkeit, wogegen es gleich gilt, woher sie entstanden ist, wenn nur ihr Dasein selbst nicht in der verbrecherischen Absicht einbegriffen war. Was der Verf. über die Unwiderstehlichkeit der Affecten und Leidenschaften bei deren Steigerung, und ganz besonders über die Gewalt der Gewohnheit, folglich auch der Entwöhnung, bemerkt hat, gehört zu den ausgezeichneten Bemerkungen seiner Schrift und ist von praktischer Bedeutsamkeit. Dagegen hätte Derselbe hinreichende Veranlassung gehabt, sich über die Wirksamkeit der Einbildungskraft bei den Seelenkrankheiten viel mehr auszubreiten als geschehen ist. Sie trägt die Veranlassung zu den allermeisten in ihrem Schoose. Ihre Verwechselung mit den Vorstellungen des Sinnes und der Erkenntnißkraft, sowie die Unterschiebung der Urtheile des sinnlichen Urtheilsvermögens oder des Vernunftähnlichen unter die Aussprüche der Denkkraft oder der Vernunft selbst bilden eine zahllose Menge von Quellen aller der Verkehrtheiten des Vorstellungs- und Entschließungsvermögens, wodurch die Menschen irre geleitet und zu Fehltritten verleitet werden. Eine Nachweisung derselben, ihrer Mannichfaltigkeit und Zusammengehörigkeit, ihrer Entstehung, ihres Verlaufs und ihrer Wirksamkeit würde nicht am unrechten Orte gewesen sein.

Damen mögen das Buch liegen lassen! Sie könnten auf Stellen stoßen, in denen von natürlichen Dingen allzu unbefangen gesprochen wird. Sonst hat das Buch selbst durch viele der angeführten Beispiele ein historisches Interesse. So, um nur eines zu erwähnen, citirt er aus Dorow's drittem Theile des „Erlebten" den Wahnsinn des Predigers Mayr zu Königsberg als eine Wirkung der Gewissensangst Desselben darüber, daß er früher als Secretair des Ministers von Wöllner, desselben, der seinen König zur Erlassung des bekannten Religionsedicts vermochte, sich dazu hatte misbrauchen lassen, eben diesem Könige bei magischen Vorstellungen die Erscheinung des Heilandes vorzugaukeln. Als Prediger war er selbst ein Zelot für die Rechtgläubigkeit der Lehre von der Rechtfertigung durch den Glauben, und bestätigte damit den allgemeinen Erfahrungssatz, daß Gewissensangst und Anhänglichkeit an der Sünde bei Gemüthsschwäche am allermeisten zu der Rechtgläubigkeit führt, welche im fremden Verdienste nicht nur die Vergebung der eigenen Schlechtigkeit, sondern selbst die Erlangung der Seligkeit ohne Anstrengung aus Gnade zu erlangen sich getröstet. 43.

Literarische Notiz aus Frankreich.

Briefe Heinrich's IV.

Vor kurzem ist in Paris der dritte Band des „Recueil des lettres missives de Henri IV.", herausgegeben von Berger de Xivrey, erschienen. Dieser dritte Band ist eine Briefsammlung, welche eine der interessantesten Theile der durch das Ministerium des öffentlichen Unterrichts veröffentlichten Urkunden für die französische Geschichte bildet, und enthält die Briefe Heinrich's IV. von seiner Thronbesteigung am 2. Aug. 1589 bis zu seiner Abschwörung der reformirten Religion am 25. Juli 1593, ein Zeitraum, welcher die Schlachten von Arques und Ivry, die Belagerung von Paris, den Kampf bei Aumale, den Anfang von Heinrich's Liebesverhältniß mit Gabrielle d'Estrées, die Umstände, die seine Bekehrung vorbereiten, umfaßt. Die Correspondenz dieses Fürsten nimmt um diese Zeit eine neue Ausdehnung. Sie richtet sich an die am Hofe und in der Armee mit verschiedenen Ämtern bekleideten Edelleute, an die Würdenträger der Kirche, an die höhern Corporationen und an den ganzen Staatskörper; an die vornehmsten Magistrate und Staatsbeamten, endlich an alle Mächte, zu denen Frankreich in Beziehung stand; an die Minister dieser Staaten, an die Großbotschafter, die er darin unterhält. Der Herausgeber hat geglaubt, die Details der eigentlich sogenannten Diplomatie aus diesen letztern Depeschen ausmerzen und sich darauf beschränken zu müssen, die wichtigsten historischen Notizen daraus auszuziehen. Aber die Briefe an den Hrn. de Beauvoir, Großbotschafter in England, schienen ihm eine Ausnahme machen zu müssen, wegen des besondern Interesse der Relationen Heinrich's zu Elisabeth zwischen seiner Thronbesteigung und seiner Bekehrung. Dieser Band enthält, wie die vorhergehenden, vor den Brieftexten nützliche geschichtliche Übersichten nebst Anmerkungen über die im Briefwechsel angeführten Personen, begleitet von einem Register der von Heinrich zwischen 1589 und 1593 geschriebenen Briefe, welche ausgelassen sind. 31.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 317. — 13. November 1846.

Orientalische Literatur.

1. Hamâsa, oder die ältesten arabischen Volkslieder, gesammelt von Abu Temmâm, übersetzt und erläutert von Friedrich Rückert. Erster Theil. Stuttgart, S. G. Liesching. 1846. Gr. 8. 2 Thlr. 5 Ngr.

Ein neuer, höchst wichtiger Beitrag zur Kenntniß des Orients, mit welchem uns unser großer und unermüdlicher Dichter beschenkt, die Übersetzung der berühmten Anthologie des Abu Temmâm, der sogenannten Großen Hamâsa! Daß wir in dieser Übersetzung die Frucht vieljähriger Arbeit vor uns haben, läßt sich schon bei der großen Schwierigkeit derselben voraussetzen. Abu Temmâm aus dem Stamme Thai lebte zwischen 800 und 850 unserer Zeitrechnung; er war in Dschasem, einem kleinen Städtchen zwischen Damaskus und Tiberias geboren, wurde in Ägypten erzogen und hielt sich dann häufig am Hofe der abbassidischen Khalifen, der Nachfolger Harun al Raschid's, auf, die er in seinen Liedern besang. Was ihm mehr Ruhm verschaffte als die Sammlung seiner eigenen Gedichte, ist, daß er sich angelegen sein ließ, die ältern Lieder, die, zum Theil von alten berühmten Dichtern herrührend, im Munde des Volkes lebten, niederzuschreiben und in eine Sammlung zu reihen, die von dem ersten und wichtigsten Theile den Namen Hamâsa oder Tapferkeit erhielt. Diese Sammlung wurde also fast zu derselben Zeit unternommen, in welcher Karl der Große eine Sammlung alter deutscher Helden- und Volkslieder veranstaltet haben soll; allein während von dieser bald jede Spur verschwand, wurde die „Hamâsa" als ein kostbarer Schatz von den Arabern theuer und werth gehalten und als eine echte Fundgrube für ihre Sprachforschung benutzt. Je mehr man sich von der Zeit entfernte, in welcher diese Gedichte verfaßt worden waren, desto mehr fühlte man das Bedürfniß, die Traditionen über ihre Entstehung und ihre geschichtlichen Beziehungen, ohne deren Kenntniß sie oft unverständlich waren, festzuhalten; und so entstanden Commentare, in welchen nicht nur die einzelnen Umstände, auf welche angespielt wird, berichtet, sondern auch die schwierigern Stellen, deren es nicht wenige gibt, erklärt werden. Da wo die Überlieferung nicht ausreichte, wurden oft Erzählungen zur Erklärung ersonnen, und daß die Erklärer oft sehr voneinander abweichen, läßt sich zum voraus denken; ihre Erzählungen bilden aber ebenso wol als die Gedichte einen wichtigen Beitrag zur Kenntniß des Lebens und Treibens der Volksstämme, welche von alter Zeit her Arabien und die hinter Syrien sich heraufziehenden Länder bevölkerten. Die Sammlung des Abu Temmâm ist in zehn Bücher getheilt, von denen aber das erste beiweitem das längste und bedeutendste ist. Rückert's Übersetzung soll in zwei Theilen das Ganze umfassen; der jetzt erschienene erste Theil enthält die beiden ersten Bücher, nämlich die Heldenlieder und die Todtenklagen, der zweite Theil wird also das Übrige, Liebeslieder, Spott-, Sinn- und Schmähgedichte u. s. w., enthalten. Aus den arabischen Scholien theilt der Übersetzer Alles mit, sowol was zur Erläuterung oder zur Charakterisirung der Gedichte nothwendig als zur nähern Kenntniß arabischer Sitte wichtig ist.

Was uns bei dem Lesen der Heldenlieder besonders auffallen muß, ist, daß sich von einem religiösen Fanatismus in den nachmohammedanischen keine Spur finden läßt. Die Religion Mohammed's hatte wol die Eroberungslust der Araber entflammt und in Bezug auf fremde Völker äußerte sich ihr Fanatismus, in ihrem eigenen Lande aber blieben nach wie vor Rache für Beleidigungen, Sucht nach Abenteuern, Blutrache, Räubereien die Beweggründe zu den vielfachen Fehden, in welchen die einzelnen Stämme sich gegenseitig bekämpften. Die Blutrache besonders entzündete verderbliche Kriege zwischen einzelnen Familien und Stämmen, wenn nicht die Verwandten des Getödteten sich durch eine Geldsumme das Blut abkaufen ließen. Daß dieses Blutgeld in vielen Fällen nicht angenommen wird, beweist unter Anderm das von Rachegluth durchdrungene Gedicht des Miswar Ben Sijâda, als er den angebotenen siebenfachen Blutpreis für den meuchlerisch getödteten und auf der Anhöhe Na'f Kuweikib begrabenen Abu Arwa verschmähte:

Wie? nachdem auf Na'f Kuweikib solch ein Pfand
Mir verwahret liegt im Grab von Stein und Sand,

Räth man Schonung mir mit Dem, der weh mir that?
Meine Schonung sei: zu kämpfen früh und spat.

Und erreich' ich Rach' heut' oder morgen nicht,
Vettern, nun so wird der Himmel künftig licht.

Und nie rufe mich mein Volk zum Kampftag mehr,
Fäll' ich ihn nicht, oder falle selbst vorher.

Aufgewälzt habt ihr im Kriegeswechsellauf
Uns das Weh, nun wälzen wir's euch wieder auf.

Nimm die Sühnung! sagen mir zwar Leute viel,
Denen doch kein Bruder und kein Vater fiel.

Edler, den von Wölfen überfiel ein Heer,
Die ihn rings umstürmten, eh' er sah, woher!

Abu Arwa's denk' ich, und die Thräne rinnt
Trüb' im Auge, welches Klärung nie gewinnt.

Ein ritterlicher Geist athmet in diesem Buche der Heldenlieder; stolze Verwerfung alles Feigen und Unedeln, wilde Kampflust und roher Rachedurst, zarter Sinn für Ehre und Treue, reizbares Gefühl für Beleidigung und Unrecht, Verachtung gegen den Feind und Stolz auf die Vorzüge des eigenen Stammes wechseln in den oft nur aus wenigen Versen bestehenden Gedichten. Nur eine für Sitten und Lebensweise der Beduinen charakteristische Erzählung und zwei kleine Gedichte erlauben wir uns noch aus dem vielen Anziehenden, was das Buch enthält, mitzutheilen, um in dem Lesen den Wunsch zu erregen, selbst an der Hand des Übersetzers in das Zelt des arabischen Wüstenbewohners einzutreten und an seinem gastlichen Feuer alle die treubewahrten Geschichten und Lieder der Vorzeit anzuhören.

Ubei Ben Sulmi lobt sein Pferd.

Wie manch' Rosseheer überholt' ich mit ihm,
Dem Thier, das im Strecklauf den Boden verschlingt;

Das nachhaltig ist beim erneuerten Lauf,
Und immer beim ersten den Vorsprung erringt;

Wo Etwas es hemmt, in die Zäume sich stürzt,
Und, straff wie ein Fels, die Ermüdung bezwingt.

Wir stürzen zum Raub her uns über das Vieh,
Da wo es das Steinland zum Vorschein uns bringt.

Ja, flog je ein Hufthier, so flog dies gewiß;
Nur eben daß keinem zu fliegen gelingt.

Und niemals ein Steinadler über der Höh',
Dem scharf ist der Blick, und das Herz ist beschwingt,

Der fern einen Hasen erspäht in der Fläch',
Und kommt ihm zuvor, eh' ins Buschwerk er dringt:

Ist schneller als es, und so schnell nicht ein Pfeil,
Der hüpfend dem schütternden Bogen entspringt.

Kaiß Ben Suheir von Abs und sein Schwager Hudheifa Ben Bedr von Fesâra-Dhubjan wetteten auf den Vorlauf ihrer Rosse, Kaiß seiner beiden: Dâhes und Gabra, Hudheifa seiner beiden: Chattar und Hansa; der Wettpreis waren zwanzig Kameelhengste, die Länge des Laufes hundert Bogenschüsse, und vierzig Nächte lang waren die Rosse zum Laufe vorgefüttert; der Auslauf war von Dhat al Ißad, und das Ziel ein entferntes Wasser. Doch in einer Schlucht auf der Mitte des Weges hatte Hudheifa junge Leute von Fesâra angestellt, den Dâhes aufzuhalten, wenn er der Erste käme; dazu bewirthete er sie dort mit Haiß, einem leckern Gerichte von Rahm und Datteln, wovon der Ort den Namen Schib al Haiß erhielt. Sie trieben den Dâhes mit Schlägen zurück, aber die Gabra, die ihm die nächste folgte, entging ihnen unbemerkt, und war daran, das Wasser zu erreichen, da scheuchten andere Leute von Fesâra sie mit Geschrei und Schlägen. Sie wollten dem Kaiß den Sieg nicht zugestehen und verweigerten ihm den Wettpreis. Da entstand die Fehde; Kaiß streifte gegen sie, nahm Hudheifa's Bruder, Auf, gefangen und tödtete ihn, bezahlte ihn aber nachher mit 100 Kameelstuten, gefolgigen, Zehnterinnen, d. h. solchen, denen schon zum Theil ihre Jungen folgten, indeß die andern im zehnten Monat trächtig waren. Dann aber erschlug Hudheifa's anderer Bruder, Hamal, den Bruder des Kaiß, Mâlek. Da sandte Kaiß an Hudheifa: Gib uns unsere Kameele mit ihren Jungen zurück! denn ihr habt für euren Todten selbst wieder getödtet. Doch die Beni Fesâra sprachen: Sollten wir ihnen mehr zurückgeben als sie uns gegeben haben? und hielten die Jungen zurück, die mittlerweile die Kameele bei ihnen bekommen hatten. Kaiß aber wollte sie nur mit dem Zuwachs der Jungen annehmen; und der Krieg hatte seinen Fortgang. Zuletzt, nachdem Kaiß die beiden Brüder Hudheifa und Hamal erlegt hatte, zog er, des langen Krieges müde, aus dem Lande nach Oman, indem er zu Rebi Ben Sijâd, dem vornehmsten Häuptling von Abs, sprach: Kehret Ihr zurück zu Eurem Volk und stiftet Frieden! das ist für Euch besser als die Fremde; ich aber, bei Gott, könnte daheim nie mehr einer Gatafanerin ins Gesicht sehen, der ich entweder ihren Vater, oder ihren Bruder, oder einen Verwandten getödtet. Und er blieb in Burka Oman, bis er starb.

Gesang der Meisun, Tochter des Mâlik Ben Bahdal, einer der Frauen des Khalifen Moawia.

Ein Kleid von Woll', und frei das Herz von Leide,
Ist lieber mir als ein Gewand von Seide.

Ein Zelt, an das der Wüste Winde schlagen,
Ist lieber mir als der Paläste Ragen.

Ein hart Kameel im freien Feld zu reiten
Ist lieber mir als Maulthiers sanftes Schreiten.

Ein Hund, der Gäste meldet durch sein Bellen,
Ist lieber mir als der Handpauken Gellen.

Ein Bissen Brot im Winkel einer Hütte
Ist lieber mir als eines Kuchens Schnitte.

Ein schlanker, rüstiger, von mir ein Vetter,
Ist lieber als ein Tölpel mir, ein fetter.

Unter den Todtenklagen hat uns eine als besonders rührend angesprochen, die des Mutammim Ben Nuweira auf den Tod seines Bruders Mâlek, welcher auf Abu Bekr's Geheiß von Dessen Feldherrn Châled Ben Welid verrätherisch hingerichtet worden war.

Mein Weinen bei den Gräbern
Schalt mein Gesell,
Da mir vom Auge strömte
Die Thränenwell'.

Er sprach: O willst du weinen
Bei jedem Grab
Um Den, dem bei Dekâdek
Man seines gab?

Ich sprach: Ja! weil ein Kummer
Den andern ruft;
Laßt mich! hier alles Dieses
Ist Mâlek's Gruft.

(Die Fortsetzung folgt.)

Zwei anonym erschienene Schriften.

1. Harmloses Unkraut. Reiseblätter aus Baiern von C. G. F. Bremen, Schünemann. 1846. Gr. 8. 1 Thlr.
2. Briefe eines Affen an seine Brüder. Zum Druck befördert von ****. Hanau, Edler. 1846. 8. 1 Thlr.

Ich finde, es ist ein recht männlicher Stolz, wenn Jemand ein gutes Buch geschrieben hat und nennt seinen Namen nicht. Er deutet damit an, daß er alle die Rücksichten, alle die Voraussetzungen, alle die Beziehungen, die sich oft an einen Namen knüpfen, verschmäht: er will nur sein Werk reden lassen; es ist ihm nicht um seine Persönlichkeit, nur um seine Schrift ist es ihm zu thun. Mit einer seltenen Consequenz führte der

berühmte Hippel diese Anonymität durch; erst nach seinem Tode stellte sich heraus, daß er Verfasser der „Lebensläufe“, des Buches „Über die Ehe“, der Schrift „Über die bürgerliche Verbesserung der Weiber“ u. s. w. sei; diese Consequenz ist wahrhaft historisch geworden. Der Verf. von „Harmloses Unkraut“ war schon vor dem Anslichttreten seines Buches über Das was man Ruhm und Lob nennt hinaus; er starb nämlich, laut der Vorrede, in Pisa, wo er für unheilbare Übel Linderung suchte, während man in Deutschland sein Buch druckte. Dieses „Harmlose Unkraut“ ist, wie der Titel sagt, ein Reisejournal; aber der Verf. hat Mehr als das Gewöhnliche geleistet. Überall zeigt er sich als einen Mann des Fortschritts; aber ein enragirter Politiker ist er nicht. Er weiß, daß Reformen mehr durch den Drang und das Zusammentreten der Umstände herbeigeführt werden müssen als durch den Willen und die Veranstaltung eines Einzelnen. Freudig erkennt er das Lebenswerthe und Gute, wo es in deutschen Zuständen sich findet, an; sein Urtheil z. B. über die baierischen Finanzen, über den Main-Donau-Kanal, ist durchaus gründlich, auf Thatsachen basirt; seine Absicht ist stets, Irrthum zu berichtigen, Zweifel zu vernichten, Wahrheit ans Licht zu stellen. Zufolge dieser letzten Bemerkungen könnte man glauben, das „Harmlose Unkraut“ gehöre in die Classe der statistischen oder staatsökonomischen Schriften; Das ist aber nicht der Fall, nur ein paar mal kommt der Verf. auf solche Materie; aber er erledigt sie gründlich, ohne weitläufig zu werden. Ungemein anziehend wird die Lecture des Buchs durch den natürlichen, gesunden Witz des Verf. Alle Darstellungen des Verf. sind anschaulich, er mag nun Städte und Städteleben oder Berg und Wald, Flur und Fluß beschreiben; so Viel man auch gelesen haben mag über Nürnberg, Regensburg, Bamberg, Baireuth, München und über das ländliche Kreuth mit seiner vortrefflichen Molkenanstalt: der Verf. bringt überall Neues, Eigenthümliches, nichts Forcirtes oder Gesuchtes, sondern Natürliches und Wahres. Auch eine nürnberger und eine bamberger Sage, ganz gut erzählt, finden sich in dem Buche.

Schließlich wiederholt es Ref., daß diese „Reiseblätter aus Baiern“ gewiß einen großen Leserkreis befriedigen werden, besonders den, der weder nach Obscönitäten noch nach Excentrischem verlangt und nicht durch die französische Schauderromantik für Einfachheit und Wahrheit abgestumpft ist.

Die „Briefe eines Affen an seine Brüder“ sind mehr eine Tendenzschrift. Während Ref. das Buch las, wurde es ihm recht anschaulich, von welchem Effect Montesquieu's „Lettres persanes“ gewesen sein müssen, ums Jahr 1721, wo eine derartige Einkleidung oder Verkleidung in Europa ganz neu war. Montesquieu, der die letzten Regierungsjahre Ludwig's XIV. und die Zeit der Regentschaft erlebt hatte, gebrauchte diese Form, um der Regierung und dem Publicum Dinge zu sagen, die jetzt in Deutschland die Censur nicht passiren würden. Der Perser in den „Lettres persanes“ redet oft wie der wildeste Jakobiner; mit der schärfsten Dialektik spricht er über Kirche, Kirchenregiment und Kirchenlehre, über Luxus, über Tugend und Laster. Ähnlicherweise verfährt in dem oben angezeigten Buche der Affe. Es ist nicht zu leugnen, die Form hat etwas Ermüdendes, man soll deshalb nicht mehre Capitel hintereinander lesen; aber der Leser wird uns beistimmen, daß jedes Capitel mit Gewandtheit behandelt und durchgeführt ist. Gewiß wird dies Buch nicht ohne Wirkung bleiben auf das blasirte, müde Decennium in welchem wir leben. Schade, daß der Verf. nicht gleich stark im Witz wie in der Dialektik ist; ein natürlicher, kräftig ins Centrum schlagender Witz, der bald hierhin und bald dorthin sprüht und sengt und brennt, würde, wenn er dem Verf. zu Gebote gestanden hätte, sein Buch zu einer der wirksamsten Erscheinungen der Literatur des Fortschritts gemacht haben.

Die Haupttheile, in welche das Ganze zerfällt, sind Religion, Politik, sociales Leben; höchst sinnreiche Artikel über Erziehung, Mode, Preßfreiheit, Ehre, Mäßigkeitsvereine, Hexenprocesse, Öffentlichkeit und Mündlichkeit sind in das Ganze verwebt. Der Verf. hat ganz offenbar Talent zum Volksredner, Das sieht man aus Stellen wie die, wo er auseinandersetzt, daß die stehenden Heere in den meisten Staaten den dritten Theil der ganzen Staatseinnahme verschlingen; da sagt er unter Anderm: „Was sind stehende Heere im Frieden? Ein Krebsschaden der menschlichen Gesellschaft, eine Schule des Lasters und entehrender Sklaverei, ein Erbtheil der Barbarei, ein Mistbeet, auf dem man Tagediebe zieht, Blutegel, welche die besten Kräfte des Staats verzehren, die Stützen der Tyrannei und Willkür, eine Waffenhierarchie, die den Thron allmächtig und das Volk elend macht, das Grab jedweder freien Regung, ein Prügel- und Spießrutheninstitut, entblößte Degen und somit die ewige Veranlassung und Beförderung unseliger Kriege.“ Höchst beachtenswerth sind die Ansichten des Verf. über die Übervölkerung Deutschlands und über die Auswanderungen. Der Verf. macht nämlich darauf aufmerksam, daß es nothwendig sei, daß Deutschland die vielen Auswanderer nach Amerika durch die Auswanderung nicht verliere, sondern sich erhalte dadurch, daß von Seiten der Regierungen die Auswanderung organisirt und deutsche Colonien angelegt werden. Allerdings hat der Verf. Recht, es wäre gut, wenn Deutschland Das auf friedlichem Wege gewänne, Colonien nämlich, welche England, Frankreich und Holland mit den Waffen erobert haben; es wäre gut, wenn es deutsche Colonien gäbe, ein überseeisches, mit dem continentalen Vaterlande durch das Band der Nationalität aufs engste verbundenes Deutschland. Wenn man die ungeheuer große Zahl deutscher Auswanderer zusammenzuhalten verstanden hätte, welch einen Abzug hätte Deutschland für seinen Handel, trotz aller englischen, französischen und holländischen Colonien. Unser Verf. theilt die Grundsätze der Tennessee-Colonisations-Compagnie, welche nur eine Privatgesellschaft ist, mit; dieselbe hat im Gebiet des Freistaats Tennessee über 864,000 magdeburger Morgen zu verfügen; nämlich jede Familie kann bis zum Belauf von 100 Acres, also ungefähr 200 magdeburger Morgen, noch unbebautes aber brauchbares Land zu 25 Cent. oder 37½ Kreuzer für den Acre, und weitere 100 Acres zu 33 Cent. oder 50 Kreuzer für den Acre erhalten. Ferner, um Denjenigen, die schon bebautes Land zu kaufen wünschen, dies billig zu verschaffen, hat die Gesellschaft mehre schon angebaute Landgüter gekauft, die den ersten Ansiedlern zu 50—75 Cent. oder 1 Gulden 15 Kreuzer bis 1 Gulden 52 Kreuzer abgetreten werden. Ferner wird den Ankommenden Mehl, Fleisch, Kaffee, Zucker aus großen Productenlagern sehr billig überlassen, oder man kann den Betrag dafür in 6—12 Monaten, sei es in Geld oder in eigenen Erzeugnissen, zurückerstatten. Ebenso werden aus der Sägemühle die nöthigen Balken, Breter u. s. w. unter ähnlichen Bedingungen geliefert. Wenn nun ein Privatunternehmen so viele Vortheile anbieten kann, um wie viel größere könnte das gesammte deutsche Vaterland, wenn es eine Organisation der Auswanderung und die Anlage deutscher Colonien begründen wollte, gewähren!

Der Verf. der Briefe wendet sich jetzt zu einem neuen interessanten Thema, nämlich die Anlegung von Armencolonien in Deutschland. Er beschreibt die Armencolonie Ostwald bei Strasburg, im J. 1840 angelegt von dem Bürgermeister von Strasburg, Dr. Schützenberger. Diese Anstalt ist auf 400 Colonisten berechnet; es sind ihrer jetzt 200; sie bearbeiten 147 Hektaren Land. Auch Viehzucht und Handwerke werden betrieben; die Arbeiter bekommen ein kleines Taglohn, wovon sie ein Drittel als Eigenthum empfangen, die übrigen zwei Drittel dienen zur Vergütung von Nahrung und Kleidung. Der Capitalwerth des Bodens, worauf die Colonie Ostwald errichtet ist, war 145,500 Francs, das Einkommen davon 400 Fr. Jetzt wird der Werth des Landes allein auf 252,000 Fr., der Werth der Gebäude auf 101,000 Fr. geschätzt; Mobilien und Vieh auf 25,000 Fr.; im Jahre 1843 war die Totalausgabe 27,193 Fr., die Gesammteinnahme 46,515 Fr.

Ein anderer höchst wichtiger Gegenstand wird S. 277 fg. zur Sprache gebracht, nämlich eine Nationalbank, nicht eine Bank für Preußen, oder Baiern, oder Östreich, oder Würtemberg, sondern eine wahre Nationalbank. Der Staat hat die unabweisbare Verpflichtung, jedem Bürger durch zweckdienliche Einrichtungen und Gesetze zur Erlangung materiellen Wohlstandes und bürgerlicher Ehre zu verhelfen; an ihm ist es daher auch, dieses Recht für die minder begüterten Mitglieder der Gesellschaft zu wahren und dafür Sorge zu tragen, daß die ärmern Volksclassen nicht ein Opfer der Habsucht der Reichen werden. Da aber die sich in einzelnen Händen mehrenden Capitalien die ärmern Staatsangehörigen mehr und mehr in ihrer menschen- und völkerrechtlichen Stellung bedrohen, so muß auch der Staat darauf bedacht sein, diesen durch organische Verbindung der vorhandenen Kräfte, durch Erweckung und Förderung selbständiger Unternehmungen ein gehöriges Gegengewicht zu geben. Der Staat ist hier um so mehr zu einer energischen Hülfe verpflichtet, als er seit Jahrhunderten den Fehler auf sich geladen hat, die untern Volksclassen misachtet und durch diese Misachtung zum Theil einer Unmoralität und Roheit überliefert zu haben, für welche er sich jetzt verantwortlich macht und straft. Eine Nationalbank nun würde den unbemittelten, rechtlichen Staatsbürgern, gegen Entrichtung eines mäßigen Zinses, die Möglichkeit gewähren, selbständig an Handel und Gewerbe theilzunehmen; die Zinsen müßten, namentlich für ganz kleine Capitalien, niedrig gestellt werden, damit der durch dieselben zu erringende Verdienst das Fabrikarbeitslohn übersteige und somit auch ärmere kunstfertige Arbeiter ermuthigt würden, durch Anleihecapitalien auf persönlichen Credit selbständige Geschäfte einzurichten. Hiermit aber wäre ein Mittel geboten, dem Geldmonopolwesen, welches sich aus der übermäßigen Anhäufung der Capitalien in den Händen Einzelner jetzt schon entwickelt, die Stirn zu bieten, ohne dem Fabrikwesen selbst zu schaden, indem, da Jeder der ein Darlehn von der Bank bekäme erst von Sachverständigen scharf geprüft sein müßte, noch Arbeiter genug zur Bestellung der Fabriken übrig bleiben würden. Die erwähnte Bank muß eine Nationalbank sein, wenn sie regenerirend auf die socialen Verhältnisse Deutschlands wirken soll; sie muß aus Staatsmitteln schöpfen, damit sie nicht Beute einer privilegirten Kaste und somit gerade das Gegentheil von Dem wird was sie werden soll. Diese Mittel aber besitzt Deutschland, und eine Nationalbank würde sich herstellen lassen, wenn die deutschen Regierungen gemeinschaftlich handeln und den Grundsatz befolgen wollten: das Volk ist nicht des Staats wegen, sondern der Staat des Volkes wegen da. Die für Militair, unnöthige Hofchargen, auswärtige Gesandtschaften, Tafelgelder u. dergl. verausgabten Millionen kommen vom Volke, und deshalb kann das Volk verlangen, die Ergebnisse seiner Besteuerung auf zweckmäßige, ihm zu gute kommende Weise verwendet zu sehen. Übrigens würde eine Nationalbank nach den ersten Opfern den Staaten guten Gewinn geben, weil sie ein entschiedenes Übergewicht über alle Banquiers üben könnte. Bedenkt man zu gleicher Zeit den unberechenbaren Vortheil, daß das arme Volk den Händen niederträchtiger Wucherer, habsüchtiger Fabrikanten, die Noth der Völker zu diebischer Übervortheilung benutzender Fruchtspeculanten und sonstiger Schurken entrissen, so manchem tüchtigen Geiste, der jetzt aus Mangel an Mitteln zur Ausbildung verkannt untergeht, die Gelegenheit zu höherer Wirksamkeit geboten wird, bedenkt man ferner, daß nur eine solche Anstalt im Stande ist, den blühenden deutschen Mittelstand, diesen wahren Kern der Nation, zu retten; zieht man ferner in Erwägung, daß die aufgehäuften Capitalien Einzelner ungeheuer im Werthe fallen müssen und ihren Inhabern Nichts übrig bleibt als sie ebenfalls dem bürgerlichen Verkehre zuzuwenden; berücksichtigt man endlich, daß durch ein derartiges Institut die Nation an innerer Selbständigkeit gewinnen wird: so sollten doch die Regierungen Deutschlands diese wichtigen Gedanken einer Nationalbank prüfen und baldmöglichst ins Leben rufen.

Etwas Weiteres hat Ref. nicht hinzuzusetzen. Das Buch verdient eine weite Verbreitung. Ref. weiß sehr gut, daß nicht jeder Leser jeden Satz als richtig unterschreiben wird; aber darin liegt ein Nutzen des Werkes, daß es zu Untersuchungen, zu Disputationen anregt. Auch unter hohen und höchsten Staatsbeamten möchten wir das Buch verbreitet sehen; sein reicher Inhalt würde gewiß zu manchem Guten anregen und von mancher verkehrten und thörichten Maßregel zurückschrecken. B.

Literarische Notiz aus Frankreich.

Widerlegung naturphilosophischer Verirrungen.

Die Naturphilosophie, wenigstens so wie sie von den speculativen Philosophen construirt ist, hat in neuerer Zeit besonders lebhafte Angriffe zu erleiden gehabt. Man hat ihr den Vorwurf gemacht, daß sie, die positiven Resultate der eigentlichen Naturwissenschaften verachtend, sich allzu sehr von dem Boden der Realität entferne und in haltlosen, unbegründeten, aller wirklichen Berechtigung ermangelnden Phantastereien ergehe. Man braucht nicht alle Anfeindungen, welche von den Empirikern, von denen der ganze Werth der Naturphilosophie in Abrede gestellt wird, gegen diesen Theil der Urwissenschaft erhoben sind, gerade zu unterschreiben, und wird es bei einiger Kenntniß der Sachlage doch gestehen müssen, daß von Seiten der Philosophen in dieser Beziehung die lächerlichsten Misgriffe gemacht sind. Es erscheint Dies um so erklärlicher, wenn man bedenkt, daß die Naturphilosophie diejenige unter den philosophischen Disciplinen ist, welche die Ergebnisse der sogenannten exacten Wissenschaften — wenigstens in ihren allgemeinen Beziehungen — am wenigsten verschmähen und geringschätzen darf. In diesem Punkte ist übrigens auch gar nicht mehr zu streiten. Die Philosophen selbst räumen es schon mehr und mehr ein, wie nothwendig eine vertrautere Kenntniß der wahren Verhältnisse ihnen ist. Wenn es noch bestimmterer Belege bedürfte, so würden wir auf den Vorschlag, der von einem geachteten Sprecher der philosophischen Bestrebungen ausgegangen ist, sich behufs der Constituirung einer umfassenden philosophischen Gesellschaft vorläufig an den bestehenden Verein der Naturforscher anzuschließen, um auf diese Weise gleich von Anfang an einen Vereinigungspunkt zu haben und um es laut zu bezeugen, wie nothwendig die Berücksichtigung der naturhistorischen Forschungen auch für den Philosophen hinfort geworden ist. Wir sind zu dieser Abschweifung durch das Erscheinen eines Werkes veranlaßt, aus dem wir nöthigenfalls noch vielfache Belege für die Haltlosigkeit der Speculationen über die Erscheinungen auf dem Gebiete der Natur anziehen könnten. Dasselbe führt den Titel: „Principes de philosophie pour servir de base à la métaphysique de la nature et à la physique expérimentale", von L. A. Gruyer. Man findet in dieser Schrift weniger ein bestimmtes, abgeschlossenes System, zu dem der Verf. vielmehr nur einige unbehauene Bausteine geliefert hat, als eine kritische Zergliederung und Beleuchtung der Speculationen Anderer. Gruyer geht dabei zum Theil sehr scharf zu Werke und man sieht es seinen Erörterungen an, daß ihm außer seiner tüchtigen philosophischen Durchbildung auch sehr umfassende positive Kenntnisse zu Gebote stehen. Dazu kommt noch, daß ihm eine klare, logische Darstellung bei seinen Entwickelungen von statten ist. Seine Behauptungen selbst werden, wie gesagt, mehr in der Form einzelner Sätze geboten, aus denen sich vielleicht in der Folge ein vollständigeres, abgerundeteres System entwickelt. 17.

Verantwortlicher Herausgeber: **Heinrich Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig.**

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 318. —— 14. November 1846.

Orientalische Literatur.

(Fortsetzung aus Nr. 317.)

2. Hafis. Eine Sammlung persischer Gedichte. Nebst poetischen Zugaben aus verschiedenen Völkern und Ländern. Von G. Fr. Daumer. Hamburg, Hoffmann und Campe. 1846. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

3. Moslicheddin Sadi's Rosengarten. Nach dem Texte und dem arabischen Commentare Surûri's aus dem Persischen übersetzt, mit Anmerkungen und Zugaben, von K. H. Graf. Leipzig, Brockhaus. 1846. Gr. 12. 1 Thlr. 6 Ngr.

Aus dem Zeltlager des Beduinen führen uns die zu gleicher Zeit erschienenen Übersetzungen von Werken zweier berühmter persischer Dichter in die verfeinerte Welt der Städte Persiens, und zwar sind es gerade die beiden großen Dichter, auf welche die Stadt Schiras so stolz ist, die zugleich neue Übersetzer gefunden haben. Der „Gulistan" oder „Rosengarten" ist unter allen Werken Sadi's das im ganzen Orient am allgemeinsten gelesene, ja es ist kein gebildeter Perser, der nicht zum Theil die Sprüche desselben auswendig wüßte. Das Werk enthält abwechselnd in Prosa und Versen größere und kleinere Erzählungen, mit Sprüchen und allgemeinern Bemerkungen verwebt, über alle Verhältnisse des menschlichen Lebens. Es ist in acht Abtheilungen getheilt: 1) „Von den Königen und dem Hofleben"; 2) „Von den Gesinnungen der Derwische"; 3) „Von dem Werthe der Genügsamkeit"; 4) „Von den Vortheilen des Stillschweigens"; 5) „Von der Liebe und der Jugend"; 6) „Von der Schwäche und dem Alter"; 7) „Von dem Einflusse der Erziehung"; 8) „Von dem guten Betragen im Umgange"; dazu noch eine Einleitung und als Anhang zur siebenten Abtheilung ein Gespräch über Reichthum und Armuth, welche beiden Theile in höherm Stile gehalten sind. Schon Olearius hatte in der Mitte des 17. Jahrhunderts die Deutschen mit diesem Buche bekannt gemacht, in einer vielgelesenen Übersetzung, die aber freilich mehr eine freie und oft sehr ungenaue Bearbeitung war. Der neue Übersetzer hat sich bemüht, nicht nur den Inhalt, sondern auch die Form des Werkes in unsere Sprache zu übertragen, und bei gewissenhafter Treue des Sinnes auch die Abwechselung der Verse und die Art und Weise des Reims in den Versen wie in der Kunstprosa genau zu beobachten, um so das Ganze in seiner eigentlichen Gestalt dem Leser vorzuführen. Etwas freier verfährt Hr. Daumer in seiner Übersetzung des Hafis. Von der Gedichtsammlung dieses berühmten Lyrikers besaßen wir schon eine Übersetzung von Hrn. v. Hammer, welche aber mit Vernachlässigung des Reims, der doch die Haupteigenthümlichkeit westasiatischer Poesie ist, sich bemüht, die für uns meist ungenießbaren Versmaße des Originals genau beizubehalten und so dem Schwunge des Dichters schwere Fesseln anlegt. Hr. Daumer hat sich in der Form nur an den Reim gehalten und trifft in dieser Hinsicht ganz mit Hrn. Graf zusammen, der sich in der Vorrede näher über diesen Punkt ausgesprochen hat. Er wollte die bei Hafis „auf dem Gipfel ihrer Entwickelung stehende orientalische Poesie in unserm heimatlichen Sprachelemente so treu, wahr und wesenhaft, zugleich aber auch so zwanglos, verständlich und genießbar als möglich abspiegeln", und daß ihm Dieses auf eine meisterhafte Art gelungen ist, zeigt jede Seite seines Werkes. Zwar gibt er uns nur eine kleine Auswahl des Schönsten aus der nicht weniger als 571 Gaselen enthaltenden Sammlung des persischen Dichters, allein aus diesem Wenigen lernen wir hinreichend den Genius Desselben erkennen und bewundern.

Wüßten wir von der Persönlichkeit des Hafis nichts Weiteres, so würden wir in seinen Gedichten nichts Anderes suchen als was sie uns auf den ersten Blick darbieten, Preis des sinnlichen Genusses, der Liebe und des Weines, mit keckem Hinwegsetzen über alles Das was als Tugendpflicht geboten, mit übermüthiger Verhöhnung alles Dessen was als Religionsglaube gelehrt oder als religiöse Übung empfohlen wird.

> Wißt, daß ich alle Fesseln der Geduld
> Zerrissen habe;
> Wißt, daß ich mich der Ungebundenheit
> Beflissen habe;
>
> Wißt, daß ich aller heiligen Bräuche mich
> Entbunden habe,
> Und doch die allerreinste Seelenruh'
> Zum Kissen habe!
>
> Was thut es auch, daß ich der Kaba mich
> Entfremdet habe,
> Da ich zur Kaba ihres Augenlichts
> Narcissen habe?

Wenn ich die Hyacinthen ihres Haars
In Händen habe,
Sagt, Freunde, was ich an dem Rosenkranz
Zu missen habe?
Wißt, daß ich selbst nach Edens Früchten kein
Verlangen habe,
Weil ich in meines Liebchens Apfelkinn
Gebissen habe.
Doch nun Ade, da ich zur Schenke nun
Zu eilen habe,
Und in Betreff des Kirchengangs ein zart
Gewissen habe.

Bringe mir den Stein der Weisen,
Bringe mir den Becher Dschemschid's,
Mir den Spiegel Alexander's
Und das Siegel Salomonis,
Bringe mir mit einem Worte,
Bring', o Schenke, bringe Wein!

Wein, daß ich die Kutte wasche,
Die befleckte von des Hochmuths
Und des Hasses schwarzem Makel,
Wein, daß ich das Garn des Unsinns,
Welches über Welt und Leben
Pfäffischer Betrug gebreitet,
Mit gestärktem Arm zerreiße,
Wein, daß ich die Welt erob're,
Wein, daß ich den Himmel stürme,
Wein, daß ich mit einem Sprunge
Über beide Welten setze,
Bring', o Schenke, bringe Wein!

Wie erstaunen wir aber, wenn wir erfahren, daß dieser leichtfertige Mann zu einer Gemeinschaft von Derwischen gehörte, sich lange mit theologischen und philologischen Arbeiten beschäftigte, die „mystische Zunge“ genannt wurde, ein großer, berühmter, eine Menge von Schülern um sich versammelnder Lehrer seiner Zeit war, Unterricht am Hofe gab, und so hoch in Gunst stand, daß ihm der Großvezier eine besondere Schule baute; und wenn wir hören, daß man auch jetzt noch zu seinem Grabe wie zu dem des Sadi als zu dem Grabe eines Heiligen wallfahrtet! Dürften wir seinen zahlreichen Commentatoren Glauben schenken, so wäre freilich in seinen Gedichten von nichts Anderm die Rede als von der göttlichen Liebe und von der Trunkenheit mystischer Begeisterung. Betrachten wir aber die Sache unbefangener, so finden wir, daß sich bei ihm eigentlich nur auf andere Weise dieselbe Gesinnung ausspricht, die auch Sadi's „Rosengarten“ durchweht. Beide gehören zu der Classe der Sufi, über deren wahres Wesen uns noch Vieles zu lernen übrig bleibt. Alle Werkheiligkeit, alles Streben nach Erwerbung eines Verdienstes vor Gott als die niedrigste Stufe der Religiosität ansehend, streben Diese nach einer bloßen Anbetung Gottes im Geiste oder nach einer mystischen Vereinigung mit ihm, was bei Manchen zu einer völligen Gleichgültigkeit in Bezug auf Alles was das sinnliche Leben betrifft und zu gänzlicher Verachtung aller äußerlichen Tugendbestrebung führt. Wie Hafis so ist auch Sadi ein Feind aller Pfaffen und Mönche, auch er setzt sich zuweilen, wie in seinem Gespräche über Reichthum und Armuth, in schroffen Gegensatz gegen die Ansichten der Asceten, die er mit seinen Sarkasmen verfolgt; aber er hält überall Maß, er überschreitet nie die Grenzen Dessen was allgemein als sittlich und heilig geachtet werden muß, überall spricht sich im Gegentheil ein tiefes religiöses Gefühl auf wir möchten sagen echt evangelische Weise aus. Dagegen sucht Hafis geflissentlich seine Grundsätze auf die äußerste Spitze zu treiben, die religiösen Eiferer durch Verspottung alles Heiligen und Sittlichen zu verhöhnen und durch beißenden Spott wie durch humoristischen Leichtsinn sie zu blinder Wuth zu reizen oder vor der Welt lächerlich zu machen. Was Sadi von dem Wesen der wahren Gottseligkeit hält, spricht er unter Anderm in folgender Stelle am Ende der zweiten Abtheilung klar und bestimmt aus:

Ein König blickte mit dem Auge der Verachtung auf eine Schar Derwische; Einer derselben, der es gewahr wurde, sprach: O König, wir sind in dieser Welt an Soldaten ärmer als du, aber an Lebensgenuß reicher, im Tode gleich und bei der Auferstehung besser.

Genießt der mächt'ge Fürst müdlos des Lebens Frucht,
Indeß der Derwisch oft nach kargen Bissen sucht,
So kann, wenn Beiden einst die Sterbezeit geschlagen,
Doch Keiner aus der Welt mehr als ein Bahrtuch tragen.
Wo man das Bündel schnürt, der Wanderung gewärtig,
Sind Fürsten nicht so leicht als Bettler reisefertig.

Das Äußere des Derwisches ist ein abgenutztes Kleid und abgeschorenes Haar, sein wahres Wesen aber ist ein aufgeweckter Geist und abgestorbene Lust:

Nicht der voll Anmaßung am Thor sich niedersetzt,
Zum Streite sich erhebt, wenn man ihm widersteht;
Ja wenn ein Mühlstein selbst vom Berg herunterrollt,
Kein Wissender ist Der, der aus dem Wege geht.

Die Regel der Derwische ist Lobpreisung und Danksagung, Gehorsam und Dienstbeflissenheit, Spendung und Genügsamkeit, Vertrauen und Erhebung, Geduld und Ergebung; wer diese Eigenschaften besitzt, ist ein echter Derwisch, und ist er auch in ein Prachtgewand gekleidet. Wer aber eitle Dinge schwatzt und an das Beten nicht denkt, seinen Begierden fröhnt und seinen Lüsten sich schenkt, den Tag bis zur Nacht in den Banden der Üppigkeit sich wiegt, und die Nacht bis zum Tage in dem Schlafe der Gedankenlosigkeit liegt, ißt was seine Hand greift und spricht was ihm über die Zunge läuft: Der ist ein Taugenichts, und ist er auch mit der Kutte bekleidet.

Der du entblößt von Gottesfurcht im Innern bist,
Und heuchlerisch ein fromm Gewand um dich gelegt:
Laß doch den siebenfarb'gen Vorhang von der Thür',
Ist deines Hauses Inn're nur mit Stroh belegt.

(Der Beschluß folgt.)

Zur Tagesliteratur.

Mitten in die Gährung, die das sehnsüchtige Verlangen nach deutscher Geltung im Auslande erzeugte, dahin zielend, daß Deutschland eine leitende Macht in Europa werde, wie sich England und Frankreich dieser Bedeutung rühmen, fiel der „Offene Brief“ des Königs von Dänemark. Es ist daher begreiflich, wie er die daseiende Bewegung, den geistigen Proceß, aufs höchste steigern mußte. Fremdem Auge freilich erschien dieser Ausbruch des unter den Trümmern der gebrochenen Form immer lebendig wogenden Nationalgefühls als ein curioser Taumel, erzeugt, wie in englischen Blättern steht, durch den Genuß eines streng verbotenen geistigen Getränks. Die heidelberger Adresse, auf

die wir so stolz sind, ist ihnen ein declamatorisches Machwerk. Ja, sie werfen unsern Fürsten geradezu vor, daß sie in jener allgemeinen Angelegenheit einer freiern Schrift nur eine Art Amusement gestattet, zum Entgelte der Hemmung und Unterdrückung, die sie sonst in den besondern innern Angelegenheiten ohnmächtig hätte erleiden müssen. Nun, bis jetzt scheinen unsere Fürsten ganz und gar in eine Komödie nicht eingetreten zu sein, und daß der Ausbruch unsers Nationalgefühls den Ernst des Willens und der That gezeigt und hervorgerufen hat, sollte doch Diejenigen eigentlich nicht Wunder nehmen, die in den letzten Tagen alle ihre Geldkraft in Bewegung gesetzt haben, um einen Zolltarif hervorzubringen. Doch jedem Volke leuchten die Sterne seines Himmels am schönsten; Das ist das Wunder, daß trotz aller Anlagen dazu der unserige andrängenden Wolken das Lagern nicht gestattet. Auch die heidelberger Adresse gehört zu unsern Wolkendurchbrechern; sie ist eine That, nicht ein Schriftstück.

1. Schleswig-holsteinisches Portfolio, herausgegeben von A. Rauch. 1ster Band. 1stes Heft. Ingolstadt, Fromm. 1846. 8. 8 Ngr.

enthält eine Sammlung der bekannten Erlasse, Petitionen, Adressen u. s. w.

2. Schleswig-Holstein, Dänemark und Deutschland. Kurze Darstellung ihres geschichtlichen Verhältnisses von Ludwig Häusser. Heidelberg, Winter. 1846. 12. 6 Ngr.

enthält eine kurze Darstellung des Rechts der angegriffenen Länder und fragt: „Was uns Ludwig XIV., was uns Napoleon, was uns Rußland abzwang, soll auch Dänemark es wagen dürfen? Sollen wir abermals die Theilung Polens an dem eigenen Boden und Volke erleben müssen?" Die Schrift weist auch auf die gute Lage Holsteins für deutsche Seemacht hin. Die Rechte des Staats Holstein, als deutschen Bundesstaats, möchten übrigens wol nach der neuesten Lage der Sache Nichts zu befürchten haben.

Reihen wir ein auch vielbesprochenes deutsches Land der Nachbarschaft an:

3. Mecklenburg wie es ist und werden kann. Zweite Auflage. Leipzig, O. Wigand. 1846. Gr. 8. 15 Ngr.

Der Verf. ist der Meinung, daß in Mecklenburg Gewerbe-Industrie zugelassen werden, dann das Land dem Zollverein beitreten und die Constitution umgeändert werden müsse, damit nicht länger von 300,000 Einwohnern nur 1000 staatsbürgerliche Rechte hätten. Der Verf. verlangt auch Verkleinerung der unmäßigen Güterareale, damit neben großem Landbesitze auch kleiner bestände, als Stütze nicht nur des Manufacturisten, sondern auch des Fabrikarbeiters. Beide sollen von solchem kleinen Besitze ihre nothdürftigsten Lebensmittel sich selbst verschaffen; vorzugsweise sollen die armen schlesischen Manufacturisten auf dem zu bildenden kleinen und ganz kleinen Landbesitz untergebracht werden. Gegen baaren Ankauf sagt der Verf. wol, aber nicht von woher die armen Leute das Geld nehmen sollen, vor allen Dingen aber, ob sie auch hingehen und mit doppelten Sorgen für sich und ihr Stückchen Land arbeiten wollen. Nur mehr Ausgaben würden die Arbeiter statt Einnahmen erhalten; die Kartoffel, die sie sich selbst ziehen möchten, würde ihnen viel theuerer zu stehen kommen als eine gekaufte. Der Mann kann nicht das Land bearbeiten, also Frau und Kinder; wenn aber keine da sind? Nun, der Arbeiter hat ja ausreichenden Landbesitz; er miethet sich einen Knecht. Es fällt in einem Jahre drei, vier mal seine Kuh; ach, der Arbeiter nimmt von seinem Gute so viel ein, daß er sich wol zehn im Jahre kaufen könnte! Und endlich, nur in großen Städten können sie leben und bestehen; nun aber stelle man sich das Bild eines Arbeiter-Land-Complexes für eine Menge von nur 20—30,000 derselben vor! Welch eine Unzahl von Grenzstreitigkeiten würden nun vorfallen? Und wo in der Nähe der Stadt das Land hernehmen? Aber heraus mit allen übrigen Ständen, damit der Arbeiter Platz habe und der Staat ein krabbelnder Ameisenhaufen werde! Es sind nur Seifenblasen einer losgelassenen Laune, die wir in der Schrift zu lesen vermeinen; Ernst kann es dem Verf. unmöglich gewesen sein.

Aus Veranlassung der neuesten Vorgänge in den slawischen Ländern sind erschienen:

4. Galizien und die Robotfrage, vom Verfasser der Schrift: „Überblick der Verhältnisse in Galizien und Polen." Leipzig, Hinrichs. 1846. Gr. 8. 15 Ngr.

Das Buch enthält nur den Wiederabdruck von Zeitungsartikeln, Zweifel über den Grund der Bauernunruhen, die sich von selbst machen, und mehr allgemeine Redensarten über Frohnen als specielle Auseinandersetzung der galizischen Robot. Es ist nur der Titel, den die Schrift hat.

5. Die letzten Ereignisse in den drei Theilen des alten Polens. Geschichtlich erläutert von Adam von Gurowski. München, Franz. 1846. 8. 7 Ngr.

Es wird versucht darzulegen, daß der polnische Adel ein besonderer, von Haus aus kriegerisch gesinnter slawischer Stamm sei, der zu einem friedlich gesinnten sich gesellt habe, welcher jetzt die Bauern umfasse und dessen Sinn nach ruhigem Ackerbau, fröhlichem idyllischen Landleben gestrebt, und der sich daher, um dieses Leben nur zu bewahren, immer gern gefügt habe. Der Adel habe die Kriege geführt. Der Glanz seiner Siege und seiner Eroberungen habe die Bauern mit fortgerissen; den Einzelnen im strahlenden Prunke des Reichthums und patriarchalischer Oberherrlichkeit zu sehen sei jener auch nur gewohnt gewesen. Da hätten zuerst die Siege der Schweden über den Adel, dann die Bedrückungen Rußlands, die Theilung endlich die Vorstellung des Adels als eines Schützers nationaler Größe und die Verarmung desselben die der persönlichen Erhabenheit vernichtet. Hinzugekommen wären die gesetzlichen Bestrebungen zur socialen Befreiung des Bauernstandes, und so habe dieser immer mehr und mehr aus der Nachfolge des Adels zu weichen Sinn und Willen bekommen und habe sich als Stand in einem Staate, d. h. in einer gesetzlich geordneten Gesellschaft, neben dem Adel zu sein zu denken gelernt, nicht mehr als blos secundirender Ton einer nationalen Schwingung. So hätten die Bestrebungen des polnischen Adels für Erhöhung des Slawenthums keine sichern Mittel mehr; Rußland sei bestimmt, die vorzüglich durch deutsche Wirkung darniederliegende slawische Fahne aufzuheben und mächtig aufrecht zu erhalten. Dazu müsse es eine riesenhafte Einheit bilden und, nicht den Westen bedrohend, sondern nur dem weitern Vordringen von dieser Seite einen Wall von Granit entgegensetzend, den Halbmond stürzen, den Orient ins Leben zurückrufen und Asien mit Europa verbinden, um die Bestimmung des slawischen Völkerstammes zu erfüllen. Über der russischen werde aber in kommenden Zeiten die allgemeine großslawische Fahne vom Eismeer bis zum Mittelmeere, von der Weichsel bis zum Stillen Ocean mächtig wehen und das polnische Element kein unfruchtbares in jenem All der Slawen sein. Aber von welchen Wirkungen wird es Ursache sein? Der Verf. sagt nur, daß es anders als in der Vergangenheit sich geltend machen werde. Er kann es daher seinen Landsleuten nicht verargen, daß sie für sich aus seinen panslawistischen Ideen keinen Nutzen absehen. Die russische Herrschaft ist das Wesen davon, jenes All der Slawen nur eine Art Versüßungsmittel für solche bittere Medicin zu Gunsten der slawischen Gesundheit. Wir unsererseits können den Gedanken von russischer Hegemonie des Slawenthums keine Unwahrheit beimessen, denn es ist Wirkung der Geschichte, daß von allen slawischen Reichen, deren es fast unzählige gegeben, allein Rußland zu einem Staate geworden ist. Daher ist dem Gerede von seiner Ohnmacht in den europäischen Verhältnissen, wie in der Schrift:

6. Rußland, Deutschland und Frankreich. Aufschlüsse über die russische Politik. Nach den Notizen eines alten Diplomaten von Marc Fournier. Bern, Jenni Sohn. 1846. 8. 18¾ Ngr.

die im Übrigen eine nichtsnutzige Zusammenstoppelung von Geschichte und Anekdoten ist, ausgekramt wird, kein Glaube zu schenken. Es ist ein mächtiger Staat, trotzdem daß der Verf. gegen seine Nationalität Tschouwanen, Votiaken, Ostiaken und Dergleichen aufmarschiren läßt. Hat denn der französische und englische Staat eine Nationalität, oder auch nur diese zur Grundlage? Man könnte den tatarischen Namen ganz zierliche französische und englische zur Seite stellen.

7. Deutsche Auswanderung und Colonisation. Herausgegeben, bevorwortet und mit einigen Zusätzen begleitet von J. E. Wappäus. Leipzig, Hinrichs. 1846. Gr. 8. 20 Ngr.

Die Abhandlung selbst, welche von dem brasilischen Consul Sturz in Berlin herrührt, geht von der Ansicht aus, daß zerstreutes Auswandern für den Einzelnen sowol wie für deutsche Nationalitätsinteressen nur Schaden bringe; das erste Augenmerk müsse daher dahin gehen, ein Gebiet in einem ungetrennten Stücke zu erwerben, auf welchem eine Volksmenge von wenigstens einer Million hinlänglich Platz finde. Nach Durchmusterung der verschiedenen Länder, wo ein solches Unternehmen möglich wäre, scheint die Wahl nur zwischen Uruguay und Brasilien übrig gelassen zu sein. Wer würde nicht letzteres, welches doch offenbar mehr ein eingerichteter Staat ist, vorziehen? Auch wolle die brasilische Regierung zu Unternehmungen der Art gern die Hand bieten. In den werthvollen Zusätzen finden wir auch noch das südliche Chile als ein Land erklärt, welches viele Vortheile für deutsche Auswanderer darbiete.

Erregt nun diese Schrift Aussichten und Hoffnungen für deutsche Politik, die sie wenigstens doch noch als möglich voraussetzt, so benimmt uns großentheils

8. Deutschland und die Schweiz. Von Adam von Gurowski. Aus dem Französischen. Leipzig, Thomas. 1846. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

allen Muth. Als politischer Geist habe sich der deutsche Geist niemals offenbart, seit er in der Geschichte mitzähle; gleichwol hege er ein grenzenloses Selbstvertrauen zu seiner politischen Fähigkeit, und Diejenigen, welche ihn gegenwärtig repräsentiren, feierten seine Inspirationen, welches auch der Horizont ihrer Thätigkeit sein möge. Die Verübung der Deutschen für das öffentliche Staatsleben geschehe in Bierhäusern und Conditoreien. Das ist der Kern der Schrift, deren Schale glänzt von jenen russischen Hoffnungen, die wir bereits in diesem Aufsatze kennen gelernt haben. Der politischen Schwäche des deutschen Geistes wird die Rührigkeit in der Schweiz als Spiegel vorgehalten; Das rechtfertigt den Titel.

(Der Beschluß folgt.)

Literarische Notiz aus England.

Lob für Nordamerika.

Ein günstigeres Zeugniß für Charakter und Institutionen der Nordamerikaner ist ihnen kaum von einem europamüden und freiheitdurstigen Demokraten ausgestellt worden als von einem ruhigen, in England rühmlichst und in Deutschland jedenfalls gekannten Geologen, Charles Lyell, in Dessen „Travels in North America, with geological observations in the United States, Canada, and Nova Scotia" (2 Bde., London 1845). Der Hauptzweck des Verf. war allerdings Bereicherung seines Wissens und seiner Wissenschaft. Doch hatte er auch für andere Dinge ein offenes Auge. Seine Bleifeder notirte die Eindrücke, welche die geselligen und politischen Verhältnisse auf ihn machten, und er gibt sie einfach und ehrlich zum Besten. Obgleich sein Name den Amerikanern nicht fremd war und sie nicht blos durch den gedrängten Besuch seiner Vorlesungen ihm die Anerkenntniß bewiesen, die am schnellsten gewinnt, sondern ihn auch in seinen geologischen Forschungen auf jede Weise unterstützten, erscheint doch sein Urtheil kein bestochenes, das freie Resultat seines „Glaubens und Dafürhaltens". Diesem zufolge und vorausgesetzt, daß Freigebigkeit im Stande ist, Wissenschaft, Literatur und Künste zu schaffen, muß Nordamerika das Land sein, wo die Schöpfungen reich gedeihen, der Same reiche Früchte tragen wird. Der Verf. fand einen dafür so entschiedenen öffentlichen Sinn, daß er gewiß nicht der Einzige ist, dem Das bei einem Volke Wunder nimmt, von welchem die meisten Reisenden berichten, daß es neben den üblichen fünf Sinnen einen sechsten habe, der stärker als jene sei, den Geldsinn. „Nicht genug", heißt es, „daß selten ein reicher Capitalist stirbt, ohne einen Theil seines Vermögens zu Förderung von Nationalinstituten zu hinterlassen, warten Viele gar nicht ihren Tod ab, um zu ähnlichen Zwecken wahrhaft fürstliche Geschenke zu machen." So erwähnt der Verf., daß die Vermächtnisse und Geschenke im Staate Massachusetts während der letzten 30 Jahre mindestens sieben Millionen Thaler betragen haben, und Massachusetts — nebenbei zu bemerken — hat weniger Einwohner und muthmaßlich weniger Geld als das Königreich Sachsen, von jenen ungefähr ein Drittel. Spricht Das aber auf der einen Seite für die auch sonst bekannte Eigenthümlichkeit der Amerikaner, ungeheuere Kräfte an die Erlangung schneller Resultate zu setzen, und weiß man, daß in Kunst und Wissenschaft schnelle und werthvolle Resultate sich schwer, wenn überhaupt, vereinigen lassen, so steht freilich zu befürchten, daß die guten Leute sich überstürzen und die Treibhauskräfte ihrer Institute, Universitäten und Vorlesungen mehr oberflächliche als gediegene Kenntnisse, mehr mittelmäßigen als guten Geschmack erzeugen. Dawider ist jedoch auf der andern Seite zu erinnern, daß Das nur zeitweilige Übelstände sind, Unkraut sich ausgäten läßt und jene Kräfte zuletzt auch den guten Samen zu fruchttragenden Pflanzen erziehen werden. Schon Das ist erfreulich, daß die Bessern in den arbeitenden Classen ihre liebste Erholung im Anhören von Vorlesungen finden. Besonders wählerisch mögen sie freilich nicht sein, denn ein Zimmergeselle, welchen der Verf. fragte, wohin er gehe, war auf dem Wege zu einer Vorlesung über die „Astronomie des Mittelalters". Indessen war Das immer besser als auf dem Wege in eine Kneipe, und aus dem Knaben, der ohne Wahl Alles liest, was ihm unter die Hände kommt, wird bisweilen ein großer Gelehrter. Möge demnach Nordamerika die Erwartungen erfüllen, welche Lyell's Werk anregt und zu hegen berechtigt. 16.

Literarische Anzeige.

Vollständig ist jetzt erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Correspondenz des Kaisers Karl V.

Aus dem königlichen Archiv und der Bibliothèque de Bourgogne zu Brüssel mitgetheilt von Dr. K. Lanz.

Drei Bände.

Gr. 8. 1844—46. 12 Thlr.

(Jeder Band 4 Thlr.)

Leipzig, im November 1846.

F. A. Brockhaus.

Verantwortlicher Herausgeber: **Heinrich Brockhaus**. — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 319. —— 15. November 1846.

Orientalische Literatur.

(Beschluß aus Nr. 318.)

Ganz anders lautet freilich das Glaubensbekenntniß des Hafis, allein in folgendem Gedichte zeigt er deutlich, daß man sich irrt, wenn man ihn für einen bloßen Propheten der Sinnlichkeit halten will, und daß es seinen mystischen Erklärern nicht an Anhaltspunkten fehlt, wenn es ihnen auch oft ergangen ist wie den Erklärern des „Hohen Liedes". Sein wahres Wesen zu ergründen und ihm in jeder Hinsicht die rechte Stelle in der Geisteswelt anzuweisen, wird nur einem genauern Studium des Sufismus und des ganzen religiösen Treibens der Perser gelingen.

Wir, Vater Schemseddin und seine Kinder,
Wir, Scheich Hafis und seine frommen Mönche,
Wir sind ein eig'nes wunderliches Volk.
Von Gram gebeugt und ewiger Klage voll,
Ohn' Unterlaß in unserem Trauerjoch
Des feuchten Auges heiße Perle streuend,
Und ewig hell und ewig heiter doch;
Der Kerze gleich hinschmelzend und vergehend,
Und doch, wie sie, in lichter Wonne lachend;
Gemordet allezeit von Wimperdolchen,
Von Grausamen, die nur nach Blute dürsten,
Und just hierinnen unseres Seins gewiß;
Versunken in ein Meer von Schuld und Sünde,
Ganz unbekannt mit dem Gefühl der Reue,
Und fromm zugleich und frei von allem Argen,
Des Lichtes Söhne, nicht der Finsterniß,
Und so der Menge völlig unbegreiflich.
Denn diese kennt nur dreierlei Naturen,
Den Frömmler erstlich, den Fanatiker,
Den finsteren, blödsinnigen Barbaren,
Den Wüstling ohne Geist und Herz sodann,
Den selbstischen, unedelen, gemeinen,
Den endlich in gewohnter Schranke dumpf
Beharrenden; für Leute so, wie wir,
Gebricht es ihr an Namen und Begriff.

Die angeführten Stellen könnten hinreichen, einen Begriff von dem Inhalte der von Hrn. Daumer uns gebotenen Sammlung und zugleich von dem ausgezeichneten poetischen Talente des Übersetzers zu geben; denn wollten wir alles das Schöne, was das Werk, in seinem Haupttheile sowol als in den Zugaben aus verschiedenen andern Sprachen (besonders aus der lettisch-lithauischen Volkspoesie), enthält, auch nur andeuten, so müßten wir das ganze Buch ausschreiben. Nur noch zwei kurze Stücke können wir uns nicht versagen hier anzuführen, in denen sich die ausgelassene Laune des Hafis auf eine originelle Weise ausspricht:

Im Begriff, zu reisen,
Thu' ich ein Gelübde,
Werd' es sicher halten:
Wird die Huld des Himmels
Ihre Macht beweisen,
Werd' ich wohlbehalten
Der geliebten Heimat
Wonne wiederseh'n —
Auf der Stelle werd' ich,
Meinen Gott zu preisen,
In die Schenke geh'n.

Was Hafis von seinen Liedern scherzend sagt:

Horch' hörst du nicht vom Himmel her,
Ein wunderherrlich Musiciren? —
Du hörst die lieben Engelein
Hafisens Lieder einstudiren.

soll nach der Legende mit zwei Versen Sadi's wirklich geschehen sein. Als nämlich Sadi in seiner Einsiedelei bei Schiras lebte, hörte einst ein frommer Mann im Traume, daß die Engel im Himmel Etwas leise sangen, und auf seine Frage erhielt er zur Antwort, es seien Verse Sadi's, welche die Engel nun während eines Jahres statt des täglichen Preis- und Dankgebets singen würden. Kaum war er erwacht, so eilte er zu der Einsiedelei des Dichters und fand ihn eben beschäftigt dieses Verspaar aufzuschreiben:

Wenn auf der Bäume Laub des Weisen Blick sich richtet,
Ist jedes Blatt ein Buch, das ihm von Gott berichtet.

Das oben angeführte Stück kann als Probe der Form, in welcher der „Rosengarten" abgefaßt ist, und der Übersetzung selbst dienen; denn es enthält die Abwechselung von einfacher Prosa, gereimter Prosa und Versen, die durch das ganze Werk hindurchgeht. Auch aus diesem Werke wäre unendlich viel Schönes hervorzuheben, und der Übersetzer kann seine Arbeit ebenfalls, wie der des Hafis, „ein Werk der innigsten Liebe und Hingebung" nennen; wir müssen uns aber begnügen, aus dem reichhaltigen Schatze nur noch einige wenige Verse herauszuholen.

Aus der Abtheilung über Liebe und Jugend:

Wenn sich meines Herzens Wonne mit dem süßen Lächeln nahet,
Streut sie nur noch mehr des Salzes in der off'nen Wunde Brand.

Könnt' ich ihrer Locken Spitze einmal in die Hand nur fassen,
Wie des Reichen Ärmel wär' es in des armen Bettlers Hand.
War zwischen uns das Band der Lieb' und Treue nicht?
Doch du zerrissest es und schienest mich zu hassen.
Ganz ließ ich los die Welt und band mein Herz an dich;
Ach! wie vermochtest du so schnell mich zu verlassen?
Wenn du Versöhnung willst, so komm, o komm zurück!
Mit größ'rer Liebe noch werd' ich dich jetzt umfassen.

Aus der Abtheilung über die Genügsamkeit:

Der Reiche ist nicht im Gebirge, ist in der Wüste nicht ein Fremder,
Denn überall hat er sein Lager, sein Zelt ist immer ausgespannt.
Doch wem das Ziel der Erdenwünsche stets unerreichbar ist geblieben,
Der ist im Vaterland ein Fremder, ist in der Heimat unbekannt.
Muß auch der Mann sein Haus und Vaterland verlassen,
Was kümmert's ihn? Ist doch ein jeder Ort sein Zelt.
Der Reiche findet Nachts in seinem Hause Ruhe,
Des Armen Haus ist da wo Nacht ihn überfällt.
Ist's nöthig denn, daß er am eig'nen Heerde sitze?
Sein ist wo er auch geht des Schöpfers weite Welt.

Aus der Abtheilung über die Derwische:

Ich sitze nicht auf einem Thiere, muß auch des Thieres Last nicht tragen,
Ich bin nicht Herr von Unterthanen, muß nicht im Fürstendienst mich plagen,
Ich bin nicht mit des Reichthums Sorgen, nicht mit der Armuth Noth geschlagen,
D'rum kann ich frei und fröhlich athmen, sorglos des Lebens Ziel erjagen.

Die Anmerkungen enthalten neben den nöthigen Erklärungen eine Blumenlese von Erzählungen und Versen aus Sururi's Commentar, zahlreiche Parallelstellen aus Attar's „Pendnameh" und einige aus Sadi's „Pendnameh", aus Sadi's „Bostan" und aus dem Buche „Anwari Sohnili"; von diesem letzten nur noch folgende treffliche Verse über die falschen Freunde:

So lange sie an deiner Tafel schmausen,
Siehst du sie wie die Bienen dich umbrausen;
Doch ist in Haus und Hof kein Vorrath mehr,
Der Beutel wie ein Geigenkasten leer,
Siehst du die liebenden Genossen schwinden,
Kannst von der Freundschaft keine Spur mehr finden.
Sie zeigen wie des Marktes Hunde sich:
Nur deine Knochen lieben sie, nicht dich.

Mit der Anzeige dieser Übersetzungen arabischer und persischer Poesie verbinden wir noch die einer nach der englischen Übersetzung ins Deutsche übersetzten chinesischen Novelle, die uns einen flüchtigen Blick in die uns noch so wenig genau bekannte chinesische Welt werfen läßt.

4. Die blutige Rache einer jungen Frau. Chinesische Erzählung. Nach der in Canton 1830 erschienenen Ausgabe von Sloth übersetzt von Adolf Böttger. Leipzig, Jurany. 1846. Gr. 8. 2 Thlr.

Der Inhalt ist einfach. Der Sohn des Professors Chow sieht jenseit der Gartenmauer die Tochter des Nachbars, des Capitains Wang; Liebe, Gegenliebe, Briefwechsel, geheime Zusammenkünfte, tout comme chez nous. Durch eine List gelingt es dem Herrn Studiosus, der sich Tingchang nennt, sich mit Einwilligung der allzu blinden Ältern in dem Gartenpavillon ganz nahe bei der Geliebten, welche Keacu Lwan heißt, einzuquartieren. Nach allerlei Schwierigkeiten erfolgt eine geheime Heirath, da eine öffentliche bei dem Adelsstolz der Familie Wang nicht möglich ist, und dazu bedarf es in China nicht einmal eines Schmiedes von Gretna-Green, sondern blos einer gefälligen Tante, welche eine Abschrift des im Schlafzimmer geschriebenen Contracts an sich nimmt und dann den Liebenden gute Nacht wünscht. Professor Chow wird bald darauf zu einer andern Stelle in einer entlegenen Stadt befördert, sein Sohn findet aber Mittel und Wege in seinem Gartenpavillon zu bleiben; nach einiger Zeit fühlt er jedoch eine lebhafte Sehnsucht seinen Vater wiederzusehen, nimmt einen rührenden Abschied von der Geliebten und — kehrt nicht wieder. Mit den Postverbindungen scheint es im Reiche der Mitte noch sehr im Argen zu liegen, denn es vergehen Jahre, ehe es dem Fräulein Keacu Lwan gelingt, genau zu erfahren, daß ihr Treuloser mit einem reichen Mädchen der Provinz, wo er sich nun aufhält, verheirathet ist und als ein guter Familienvater die frühere Geliebte längst vergessen hat. Bei dieser schrecklichen Nachricht beschließt sie blutige Rache zu nehmen; sie bringt ihr trauriges Schicksal in Verse und erhängt sich dann, nachdem sie zuvor — was einem europäischen Mädchen nie einfallen würde — ihre ganze Liebescorrespondenz nebst dem Heirathscontract an die Gerichte der Provinz ihres Geliebten eingesandt hat. Der unglückliche Tingchang wird ins Gefängniß geworfen und erhält vorläufig 50 Streiche mit dem Bambus; nach genauerer Untersuchung der Sache geruhen dann Se. Excellenz der Herr Censor Fom zu befehlen, daß er zu Tode geprügelt werde, was die Gerichtsdiener mit ihren Bambusstöcken so eifrig vollziehen, daß die Stücke des Körpers in der Halle umherfliegen. Bemerkenswerth ist noch, daß in China, wie es scheint, die Liebenden eine große Fertigkeit haben ihre Gefühle in Versen aus dem Stegreif auszudrücken, wobei es ihnen auf ein Dutzend mehr oder weniger nicht ankommt.

Daß der deutsche Übersetzer wohl daran gethan hat, sich streng an die Ausdrücke des Originals oder vielmehr der englischen Übersetzung zu binden, und „Satz für Satz zu übertragen", wagen wir zu bezweifeln. Erstlich konnte er nicht wissen, ob er überall dem Chinesischen und nicht vielmehr nur dem Englischen treu bliebe; dann war er doch der Verständlichkeit wegen oft gezwungen chinesische Bilder oder Anspielungen zu erklären und auf europäische Weise zu paraphrasiren, oder europäische Namen und Ausdrücke zu gebrauchen, wobei es sich sonderbar genug ausnimmt, wenn Keacu Lwan an ihren Geliebten schreibt: „In diesem Leben können wir nur platonisch Bruder und Schwester sein"; oder wenn sie vom Hades spricht, der allzu europäischen Titel Capitain, Professor u. s. w. nicht zu gedenken. Endlich ist doch das chinesische Original abwechselnd in

Prosa und Versen geschrieben, in der Übersetzung finden wir aber nur Prosa; Gedichte in prosaischer Übersetzung können aber höchstens als Hülfsmittel zum Studium des Originals gelten, auf den Namen einer eigentlichen Übersetzung der Poesie kann nur Poesie Anspruch machen. Eine freiere Bearbeitung mit Übertragung der Verse in Verse hätte unserer Ansicht nach dem Ganzen Nichts von seiner Eigenthümlichkeit geraubt, ja diese im Gegentheil besser bewahrt und dem Leser noch mehr Genuß verschafft; auch hätte die englische Schreibung der chinesischen Eigennamen füglich in die nach deutscher Aussprache übertragen werden sollen. Ob die Erzählung eine so prachtvolle Ausstattung verdiente, wie sie der Verleger derselben hat zu Theil werden lassen, wollen wir nicht entscheiden. 108.

Zur Tagesliteratur.

(Beschluß aus Nr. 318.)

Glimpflicher geht mit uns um:

9. Die Deutschen und die Franzosen. Von einem Franzosen. Deutsch von Georg Muhl. Karlsruhe, Bielefeld. 1846. 8. 25 Ngr.

Ja, wir erfahren (sollte es nicht von einem nur Französisch redenden Landsmanne sein?) recht derbe Wahrheiten. Ein Nationalgefühl sei uns zu einer Zeit förmlich angelehrt und angepredigt worden; eine unserer größten Verirrungen sei ein übertriebener Nationalstolz, gegründet auf die behauptete reine germanische Abkunft. Die heutigen Deutschen betrachteten sich als die Repräsentanten und directen Nachkommen der germanischen Völker; da sich nun aber diese Völker über ganz Europa verbreitet, so gäbe es natürlich kein Land, aus dem man nicht Etwas von dieser Erbschaft herholen könnte. Der germanische Ruhm sei allenthalben wo man ihn fände, ein Gut der Deutschen; alles Große in allen Ländern habe nach Meinung der Deutschen der deutsche Geist bewirkt. Die Nationaleinheit sei nur eine Idee der Schule; der Geschichte gemäß seien die Deutschen von Anfang an politisch getrennte und unter verschiedenen Herrschern stehende Völkerschaften gewesen; für den Zweck der Schule sei es nur gut gewesen, die von ihr geschaffene neue Nation als die Erbin der alten Kaiser zu betrachten, die zwar nach außen, in der Ferne, ein mehr oder weniger anerkanntes Ansehen geübt, im Innern aber immer nur nominell gewesen wären. Aber jenem eingebildeten Erbschaftsrechte gemäß foderte man, je nach Appetit und Laune, Elsaß, Lothringen, die drei Bisthümer Metz, Toul, Verdun u. s. w., man könnte jedoch ebenso rechtmäßig nach der Schweiz, Savoyen u. s. w. verlangen. Indessen begnügte man sich zuletzt mit Klagen und Beschwerden, und es wäre in Deutschland allgemein herrschende Annahme, das gemeinsame große Vaterland als das durch habsüchtige und falsche Nachbarn unablässig beraubte Schlachtopfer anzusehen. Aber seien denn Die, die Schlesien, Böhmen, Mähren erobert, die sich bei der Theilung Polens zwei Theile angeeignet, der Spielball und das Schlachtopfer treuloser Nachbarn? Spiele denn das Land eine so beklagenswerthe Rolle, welches Ungarn, Siebenbürgen, Kroatien und Dalmatien hinter sich hermarschiren lasse, und welches seinen Fuß auf der Kehle des schönen Italiens halte? Besonders aus zwei Erscheinungen schließe man, daß das deutsche Element berufen sei, dem Geschicke Europas eine neue Richtung zu geben, und zwar erstens aus dem Ereignisse der Reformation. Aber vor Luther habe es lange vorher Reformatoren gegeben (Albigenser, Waldenser, Huß); und dann sei das Princip der freien Prüfung der Vernunft durchaus keine Lehre Luther's; es hätte sich gebildet, als schon sehr weit von ihm und seiner Reformation entfernt in ganz andere Grundlagen der Entwickelung der Geist überhaupt übergegangen wäre. Endlich sei aber auch gerade der größte Theil der Länder, wo das germanische Blut sich am reinsten erhalten, katholisch geblieben und der Protestantismus habe sich zuerst in Böhmen und in Norddeutschland festgesetzt, nicht weil die Völkerschaften daselbst Deutsche gewesen wären, sondern weil sie der großen europäischen Nation weniger gleich, mit Einem Worte, weil sie weniger katholisch gewesen. Luther habe mit der Reformation nur politische Folgen für das politische Deutschland, wie es damals war und nur sein konnte, d. h. für die Fürsten, erwirkt; für das Volk habe er gethan, was man für dasselbe hätte thun können, und Das sei etwas Großes gewesen; er habe eine Nationalerziehung gegründet, worin der Keim der Nationaleinheit schon enthalten gewesen. Das zweite Product, welches die Deutschen als ein ganz besonders nur ihnen allein angehöriges Nationalgut anzusehen beliebten, aus welchem sie sich einen nur ihnen zukommenden Ehrentitel machten, der bis jetzt noch nicht recht nach dem Geschmacke anderer Völker gewesen, wäre die Philosophie. Man müsse hier aber nicht bloße Systeme Einzelner sich denken; die Philosophie liege in Deutschland gewissermaßen in der Luft; es sei ein Ganzes von Ideen, von Geistesgewohnheiten, die man, um sie zu wissen, gleichsam mit sich verkörpern müsse. Aber daher sei auch nur das Streben nach Principien das Wesentliche bei der Sache, und dieses fange seit Hegel an sich mehr und mehr der Herrschaft des Praktischen zu nähern, dem wirklichen und geschichtlichen Leben; die Philosophie werde dermaleinst in Deutschland nicht mehr so national und eingebürgert sein, wie sie es heutzutage wäre. Eine wirkliche Nation hätten die Deutschen nie ausgemacht und als solche keine Wirkung auf andere Völker ausgeübt; und wenn die deutschen Patrioten Dieses beklagten, so müßten sie zugeben, daß, wenn die deutsche Nation wirklich als Eine begründet worden, sie ganz gewiß nicht das Deutschland geworden wäre, welches sie lieben und bewundern, ihr Deutschland, wie sie es hätten und haben wollten. Die Deutschen wären Franzosen geworden, Erscheinungen einer moralischen Centralisation, während Deutschland ein Aggregat kräftiger Individualitäten sei, welche ihre Rolle würdig spielten; aber — mehr zu Hause, in der Familie, bürgerlich; der adelig gesinnte Franzose brauche Repräsentation, Öffentlichkeit. Frankreichs Aufgabe sei es, Repräsentativregierungen in Europa einzuführen und freisinnige Ideen darin zu verbreiten. Nun gut, aber wenn die französische Repräsentation dem deutschen Bürger, jener kräftigen Individualität, nicht recht zusagte? Wenn er sich nur getäuscht hätte, als er nach der glänzenden Seifenblase französisch zugeschnittener Constitutionen so begierig gegriffen und nun die Früchte des Tantalus ihn neckten, an den Füßen zum Gehen gefesselt? Doch Dieses soll uns hier weniger interessiren. Wir wollen nur noch ein paar Worte wegen der behaupteten Eintrichterung des Nationalgefühls hierhersetzen. Hat der Verf. vergessen, daß die englische Invasion das französische Nationalgefühl so wunderbar gehoben und ihm so wunderbare Kraft und Sieg verliehen, als es die französische mit dem deutschen gethan? Das ist der Kreislauf der drei Nationen; es ist nur der Unterschied, daß das deutsche Nationalgefühl das jüngste der Geschwister ist, erst ein Menschenalter alt. Und doch wie vollkommen da! Mag es also gekommen sein von wo es wolle, genug, es ist da. Freilich hat es einen harten Kampf gegen mächtige Kronen und Regierungen, die dem französischen nicht entgegenstanden; seine einzige Waffe, sein Königthum, ist die Presse; und doch, hat diese nicht, so gedrückt sie selbst ist, den Bundesbeschluß in der schleswig-holsteinischen Sache erzeugt? Das hat sie so gewiß als in England die Anti-Corn-Law-Meetings den Peel'schen Zolltarif. Warten wir also ab, ob jenes Königthum der Dornenkrone durch das sich an dasselbe anlehnende Nationalgefühl die strahlenden Kronen der Macht nicht noch zu mehren deutschen Handlungen bewegen werde, zur Geltendmachung und Wirksamkeit der neuen Nation.

Wenn nun indeß zwar Tadel, aber doch keinen lieblosen, uns die letzterwähnte Schrift eines angeblich Fremden gebracht, so finden wir in einer deutschen:

10. Politische und unpolitische Fahrten und Abenteuer von Karl Heinzen. Zwei Bände. Manheim, Hoff. 1846. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

nur offene Verachtung der deutschen Hundestaaten. Wohl denn, mag der Verf. in der Fremde Löwenstaaten finden!

F. Marquard.

Bibliographie.

Diplomatisches Archiv für die deutschen Bundesstaaten, grösstentheils nach officiellen Quellen, mit erläuternden Anmerkungen herausgegeben von *A. Miruss*. Ister Band in 2 Abtheilungen. Leipzig, Renger. Gr. 8. 8 Thlr.

Bibliotheca historico-naturalis. Verzeichniss der Bücher über Naturgeschichte, welche in Deutschland, Scandinavien, Holland, England, Frankreich, Italien und Spanien in den Jahren 1700—1846 erschienen sind. Von *W. Engelmann*. Ister Band: Bücherkunde. Hülfsmittel. Allgemeine Schriften. Vergleichende Anatomie und Physiologie. Zoologie. Palaeontologie. Mit einem Namen- und Sachregister. Leipzig, Engelmann. Gr. 8. 3 Thlr. 20 Ngr.

Bretzner, C. F., Das Leben eines Liederlichen. Ein moralisch-satyrisches Gemälde nach Chodowiecki und Hogarth. Neu herausgegeben von J. Funck. 1ster Theil. Ingelstadt, Fromm. 1847. 8. 20 Ngr.

Cecil oder Abenteuer eines Hasenfußes. Nach dem Englischen von Amalie Bölte. 1ster Band. Dessau, Aue. 8. 1 Thlr.

Düntzer, H., Die Sage von Dr. Johannes Faust. Stuttgart. Gr. 16. 16 Ngr.

Frick, Ida, Koketterie oder Kern und Schale. Roman. Drei Theile. Dresden, Arnold. 8. 3 Thlr. 9 Ngr.

Hussen's letzte Tage und Feuertod. In Sendbriefen von Pogius an L. Nikolai. (Erstmals gedruckt 1523 zu Cestnitz.) Reutlingen, Heerbrandt und Thämel. Gr. 8. 2 Ngr.

Jacobi, C. G. J., Mathematische Werke. Ister Band. Berlin, Reimer. 4. 4 Thlr.

Kennedy, G., Dunallan. Aus dem Englischen übersetzt von G. Plieninger. Vier Theile. 2te Auflage. Reutlingen, Mäcken Sohn. Gr. 12. 1 Thlr.

Koch, K., Wanderungen im Oriente während der Jahre 1843 und 1844. II. Reise im pontischen Gebirge und türkischen Armenien. Weimar, Landes-Industrie-Comptoir. Gr. 8. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Lengerke, A. v., Beiträge zur Kenntniß der Landwirthschaft in den Königl. Preuß. Staaten. 1ster Band. Beobachtungen auf landwirthschaftlichen Reisen. Die Provinzen Sachsen und Schlesien. Berlin, Veit u. Comp. 8. 2 Thlr. 22½ Ngr.

Ludovic, C., Flüchtige Bemerkungen auf flüchtiger Reise. Dresden, Arnold. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Marck, P. T., Das Stammschloß Hohenzollern, seine Gegenwart und Vergangenheit. Hechingen, Egersdorff. Gr. 8. 15 Ngr.

Mayr, A., Übersicht des Weltsystems. In zwei populären Vorträgen. Würzburg, Stahel. Gr. 4. 1 Thlr.

Moore, T., Laleh-Rukh. Eine romantische Dichtung aus dem Morgenlande. Nach dem Englischen bearbeitet und mit Anmerkungen begleitet von Wollheim. Hamburg, Schuberth u. Comp. Gr. 16. 1 Thlr.

Müller, C. A., Statistisches Jahrbuch für 1846. Leipzig, Hinrichs. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Neumann, L. G., Gedichte. Wien, Haas. 8. 22½ Ngr.

Oettinger, E. M., Joujour. Humoristisch-satirisches Lesecabinet. 1ter Band. Mit 49 Karikaturen. Leipzig, Ph. Reclam. 1847. Kl. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Rée, H. P., Forschungen über die Überschriften der Psalmen. Leipzig, Fritzsche. 8. 24 Ngr.

Roth, D., Der Pfarrhof zu Kleinschenk. Vaterländische Erzählung aus dem Anfange des 18. Jahrhunderts. Hermannstadt, v. Hochmeister. 12. 15 Ngr.

Schattenseiten der östreichischen Staatsverwaltung und gesellschaftlichen Zustände. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 8. 25 Ngr.

Schell, F. J., Lehrbuch der christlichen Religion nach deutsch-katholischen Grundsätzen. Leipzig, Einhorn. Gr. 8. 1 Thlr.

Schleiermacher's christliche Lebensanschauungen, in einer Blüthenlese aus seinen Kanzelvorträgen für die Gegenwart dargebracht. Von A. Baur. Weimar, Landes-Industrie-Comptoir. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Schleifer, M. L., Gedichte. Herausgegeben von K. A. Kaltenbrunner. Wien, Haas. 1847. 8. 2 Thlr.

Schubar's, L., gesammelte Schriften. 1ste Lieferung: Mysterien von Berlin. Zwei Bände. — St. Truyen. Zwei Bände. Berlin, Heymann. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Urania. Taschenbuch auf das Jahr 1847. Neue Folge. 9ter Jahrgang. Nebst dem Bildnisse Berthold Auerbach's. Leipzig, Brockhaus. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Ekauscheres Vergißmeinnicht von den Touristen J. Hylarius uf seine Excursion im Lande der Westphalen. 1stes Heft. 2te Auflage. Minden, Eßmann. 12. 3 Ngr.

Verhandlungen der 8. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner in Darmstadt, den 1—4. Octbr. 1845. Darmstadt, Lange. 4. 1 Thlr. 5 Ngr.

Gemeinnütziger Volks-Kalender für das Jahr 1847. 7ter Jahrgang. Neuhaldensleben, Eyraud. 8. 10 Ngr.

Wohlmuth, L., Gedichte. Leipzig, Grunow. Gr. 16. 1 Thlr.

Wolff, O. L. B., Der Kampf der Franzosen in Algerien. Eine historische Skizze. 2te bis auf die Gegenwart vermehrte Ausgabe. Leipzig, Teubner. Gr. 8. 1 Thlr.

Tagesliteratur.

Bachmann, C. F., Über eine Schattenseite unserer Literatur, und über die Bestimmung der Universität, nach dem Statut der Universität Jena. Zwei Prorectoratsreden. Darmstadt, Leske. Gr. 8. 7½ Ngr.

Christern, Politisches Album für Schleswig-Holstein. Vollständige Sammlung der Actenstücke, Petitionen und Adressen in der Schleswig-Holsteinischen Sache. Hamburg, Niemeyer. 12. 8 Ngr.

Denkschrift über das Übungslager bei Augsburg vom 26. Aug. bis 6 Sept. 1846. Mit bayerischen Volks- und Kriegsliedern von A. Adam, F. Berg und Andern und einem Plane des Lagers. Augsburg, Schlosser. Gr. 16. 3¾ Ngr.

Götzen, Pfaffen und Christus. Eine Ansicht über das historische Christenthum und den historischen Christus. Aus den Papieren eines Theologen herausgegeben von einem seiner Freunde. Darmstadt, Leske. 12. 12½ Ngr.

Kaiser, J. F., Gedicht zur feierlichen Enthüllung des Monumentes Kaisers Franz I. Wien, Lechner. Gr. 8. 10 Ngr.

Rom, Jesuiten und Redemtoristen. Ein Sendschreiben an die Redaktion der historisch-politischen Blätter von einem ihrer Leser. Münster, Theissing. Gr. 8. 7½ Ngr.

Schuller, J. K., Der Freiherr Nicolaus Wesselényi, L. de Gerando und die Sachsen in Siebenbürgen. Apologetische Bemerkungen. Hermannstadt, v. Hochmeister. 8. 6 Ngr.

Uhlich, 17 Sätze in Bezug auf die Verpflichtungsformel protestantischer Geistlicher, ausgegangen von der Synode zu Berlin 1846. Wolfenbüttel, Holle. Gr. 8. 10 Ngr.

Wilke, F., Zur richtigen Würdigung eines Sendschreibens des Organisten C. Gerlach und Beleuchtung der Schmähschrift des Dom-Organisten F. Baake. Hamburg, Schuberth u. Comp. Gr. 8. 8 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: **Heinrich Brockhaus**. — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 320. — 16. November 1846.

Die neueste Literatur über Rußland.

Zweiter Artikel.*)

Rußland erscheint unserm neuern Treibhause des leidigen Literatenthums, das unsere Literatur und unsern Buchhandel zu Grunde zu richten droht, ein fruchtbares Mistbeet zur Erzielung von Producten aus altem und frischem Samen, die zum Theil schon welk aufgehen und zum Theil einen widrigen Beigeschmack haben. Wir sehen hier fünf Schriften vor uns von ziemlich gleicher Tendenz, aber sehr verschiedenem Werthe:

5. Denkwürdigkeiten und geheime Geschichten des petersburger Hofes. Leipzig, P. Reclam jun. 1845. 8. 1 Thlr. 22½ Ngr.
6. Ein Jahr aus Ursula's Leben. Von E. Schellenberg-Biedermann. Mit 18 lithographirten Abbildungen. Winterthur, Literarisches Comptoir von Hegner sen. 1845. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.
7. Die weiße Sklaverei, oder die Leibeigenschaft in Rußland. Von dem Verfasser des „Enthüllten Rußland". Drei Theile. Grimma, Verlags-Comptoir. 1845—46. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.
8. Reiseabenteuer in Georgien, Circassien und Rußland von G. Poulett Cameron. Frei nach dem Englischen von F. Gerstäcker. Zwei Bände. Dresden, Arnold. 1846. 8. 2 Thlr.
9. Moskowiter und Tscherkessen. Skizzenbuch aus dem Russischen des Hamar-Dabanow. Zwei Theile. Leipzig, Weber. 1846. 8. 2 Thlr.

5. „Denkwürdigkeiten und geheime Geschichten des petersburger Hofes" könnte füglich den Titel führen: „Das öffentliche Geheimniß ꝛc." Was sich hier findet ist von Peter I. bis auf Kaiser Alexander oft wörtlich aus den zu wenig beachteten, größerntheils authentischen Berichten genommen, die bereits 1809 unter dem Titel „Russische Günstlinge" erschienen, sowie von dem nämlichen Verfasser (einem ehemaligen Arzte in russischen Diensten) „Das Leben Peter's III."; und wo dem Verfasser diese Quelle versiegt, d. h. nach dem Tode Katharina's II., wird er unvollständig und vermischt Wahres mit Falschem nach bekannten Gerüchten, besonders was die Erhebung Polens und die Empörung bei der Thronbesteigung des Kaisers Nikolaus betrifft. Übrigens ist die Zusammenstellung nicht ungeschickt und das an sich unbedeutende Machwerk läßt sich ziemlich gut und mit Interesse lesen. Ja folgende Bemerkung dürfte selbst geschichtlich beachtungswerth sein (S. 30):

> Wenn sonach Rußland bisher (nach der Schlacht von Pultawa) im Norden angefangen hatte, mit großem Erfolge als gebietende Macht aufzutreten, so ward ihm unter der kurzen Regierung Katharina's I. auch die Gelegenheit geboten, durch das am 6. August (1726) mit Östreich geschlossene Bündniß, welches vom wiener Hofe allerdings gesucht wurde, sein Gewicht in die Wagschale der Geschicke des europäischen Südens zu legen. Das deutsche Kaiserhaus glaubte damals andere Garantien für sein Bestehen, für den Besitz seiner Lande zu bedürfen als ihm das deutsche Reich zu gewähren vermochte. Die im Norden rasch emporgekommene Macht der Zaren schien ihm eine erwünschte Stütze, und von diesem Bündniß fing der Einfluß an, sich in allgemeinen politischen Angelegenheiten unsers Erdtheils geltend zu machen.

6. „Ein Jahr aus Ursula's Leben" enthält harmlose Briefe einer jungen Schweizerin auf einer Reise über Petersburg nach Moskau an eine Freundin in Schwaben, voll naiver und lebhafter Schilderungen russischer Erscheinungen, Sitten und Gebräuche, mit 18 von der Briefschreiberin selbst gutgezeichneten Lithographien veranschaulicht. Die Reise ging mit einem Oheim und seiner Gattin von Travemünde aus auf dem Dampfschiffe, und zwar so schnell, daß nur zwei Tage in Petersburg, welches auf den naiven Mädchensinn einen großartigen günstigen Eindruck machte, verweilt wurde. In Moskau fand unsere Reisende die zärtlichste Aufnahme in der Familie eines Freundes ihres Vaters, der hier nach allen Andeutungen in glänzenden Verhältnissen lebte; in welchen erfahren wir nicht, ja sonderbarerweise nicht einmal die bestimmte Jahrszahl dieses bedeutenden Lebensjahres. Wir müssen sie aus den geschichtlichen Andeutungen entnehmen. S. 45 sehen wir die Vorbereitungen zur Krönung des Kaisers Nikolaus im Kreml treffen und wohnen auf der folgenden Seite dem Volksfeste bei, das der Kaiser bei dieser Gelegenheit gab. Dies war also im Sept. 1826. Danach umfaßt aber dies merkwürdige Lebensjahr drei gewöhnliche; denn S. 200 wohnen wir dem Einzuge des persischen Prinzen Kosrew-Mirza und den Festen die ihm gegeben wurden bei, und es war im August 1829, daß Dieser den Todtschlag der russischen Gesandtschaft in Teheran zu versöhnen nach Moskau kam. Im Ganzen bietet sich uns hier

*) Vergl. den ersten Artikel in Nr. 274—281 d. Bl. D. Red.

ein heiteres Bild des russischen Lebens dar, wie wir es jetziger Zeit nicht gezeichnet zu finden gewohnt sind, und selbst die verrufene moskowitische Natur bot, als sie sich zu Frühling und Sommer gestaltete, dem Alpenkinde manchen reizenden Genuß. So lesen wir S. 139:

Moskau scheint nur zwei Jahreszeiten, nur Winter und Sommer, zu haben; denn Frühling und Herbst eilen schnell dahin. Um jenen zu erhaschen muß man sich auf die Lauer stellen, und wer in der Mitte des Maimonats in den Zimmern festgehalten wird, für Den geht er verloren: er tritt gleichsam aus des Winters Schnee und Eis in des Sommers belaubte Gebüsche. Wer diesen zu erhaschen versteht, fährt heute im leichten Schlitten und übermorgen pflückt seine Hand im Garten schon eine Blume. Gewöhnlich bewirkt ein mit warmem Regen begleitetes Donnerwetter diese schnelle Veränderung. Ein solches erschien gestern Morgen; am Nachmittag war das Schneegewand verschwunden und am Abend entdeckte ich schon zarte Blüten an den Knospen der Birken und einiger flatternden Sträucher. Heute sind Spargel (bekanntlich in Moskau von seltener Größe und Zartheit) sichtbar und Blumen mancher Art prangen im Garten: ich athme ihren Duft, und um den blühenden spanischen Flieder flattern Schmetterlinge, die Bienen summen, Grasmücken und Nachtigallen erfüllen die Luft mit ihrem Gesange, sie ist da die dauerlose Erscheinung des Frühlings in ihrer ganzen Schöne, in ihrem höchsten Schmucke, um schon in wenigen Tagen dem Sommer zu weichen.

Und S. 204 bietet sich uns folgende reizende Scene dar:

Zuleika (eine junge schöne Perserin) war hier. Der schöne Tag lockte uns mit Hrn. P.. (dem Hausherrn) eine Spazierfahrt nach dem prächtigen Garten der Gräfin Orloff zu machen. Der grüne Hain nahm uns auf und sein erfrischender Schatten, der Gesang seiner Nachtigallen bot uns freundlichen Willkomm. Über eine hochgewölbte steinerne Brücke, dann über einen halbverborgenen chinesischen Steg kamen wir zu Grotten, Tempeln, Standbildern, Lusthäuschen, bewaldeten Hügeln, spiegelhellen Teichen, welche ihre herrliche Umgebung in reizender Beleuchtung zurückwarfen und in denen sich Schwäne und morgenländische Enten badeten. Mir war als hätte ich noch nie wie an jenem göttlichen Sommerabend die Natur in solcher Üppigkeit gesehen, nie so feurig diese Blumen, nie so unvergleichlich schön die Aussicht vom Sperlingsberg. Dieses ungeheuere Moskau schien sich in duftiger Ferne geisterhaft zu verlieren; kaum erkannte man da und dort seine von einem matten Streiflichte beleuchteten Gärten, fabelhaft trat der Kreml mit seinen Kirchen und Thürmen hervor, gleich Sternen in der Luft glänzten ihre Kuppeln und Kreuze, malerisch schlängelte sich der ruhige, mit Nachen bedeckte Moskewafluß (?) (die Jause) am Fuße des Berges gegen die ferne Stadt hin. Am jenseitigen Ufer sah man weidendes Vieh, erblickte man im Sonnenscheine das von Bäumen bekränzte Jungfernkloster (eine kaiserliche Erziehungsanstalt) und freundliche, von Weiden und Ahorn beschattete Hütten. In der Absicht, den Überblick dieser wahrhaft fesselnden Aussicht noch einmal zu genießen, betraten wir neuerdings das geschmackvolle Lusthaus am nordwestlichen Abhang des Sperlingsberges, wo wir einer Handlung ansichtig wurden, welche für einige Zeit unsere ganze Aufmerksamkeit fesselte. Wir sahen nämlich die Perser ihr Gebet unter freiem Himmel verrichten. Ehe sie sich zu demselben anschickten legten sie Stiefeln, Sack, Säbel und Dolche ab, stießen die Klingen in die Erde, kehrten ihr Antlitz gegen Morgen, warfen sich auf die Kniee, bedeckten mit den Händen das Gesicht und senkten ihr Haupt; sie schienen in tiefe Andacht versunken und ihr Gebet durch Nichts gestört werden zu können. Dieser Gottesdienst im Freien an einem solchen Abend, bei diesem Himmel, dieser Sonne war ganz geeignet, Herz und Seele zur Mitfeier einzuladen... Endlich mußte der Rückweg angetreten werden, auf welchem unser Freund Bekannte antraf, mit denen er sich unterhielt. Wir Mädchen verloren uns unterdessen gern im Nachtigallenhain, wo uns aus Auftrag der Besitzerin dieses Zaubergartens herrliche Blumen und Früchte angeboten wurden. Zuleika, welche an ersteren besonders Wohlgefallen fand, steckte blühende Rosen in ihre dunklen Haare und war, als ich Evenskind von den Früchten aufsah, von welchen ich genascht hatte, gleich einer Nymphe des Hains meinen Blicken entschwunden. Vergebens harrte ich ihrer Rückkehr, sie suchend ging ich weiter und blieb dann plötzlich wie festgewurzelt stehen; denn in einem Rundtempelchen, nicht fern von mir, erblickte ich das bekränzte persische Kind, erblickte ich Zuleika gleich einer Braut an der Seite des fürstlichen Jünglings Kosrew-Mirza. Hin waren meine Grundsätze niemals zu lauschen! Ich schlich mich immer näher, es war keine Täuschung; wenn ich auch die persische Sprache nicht verstand, so hörte ich doch seufzen, sah die beredten Blicke, ihr Händefalten; aber die Trennung schien nahe und ich schlüpfte wie das böse Gewissen zu meinen Früchten zurück, wohin Zuleika mir alsbald folgte. Sie flog an mein Herz mit dem Ausruf: „Er ist gerettet!“ „Wen meinst du?“ frug ich mit unverstellter Neugier. „Den bewußten Freund, Vater von acht Kindern, welcher wegen einem (eines) Dienstfehler(s) verbannt wurde. Der edle persische Fürst will sich für diesen braven Offizier beim russischen Kaiser verwenden und glaubt keine Fehlbitte zu thun“, sagte Zuleika bewegt. Ich theilte ihr Glück und machte mir im Stillen Vorwürfe, solche Herzen miskannt zu haben.

Selbst der strenge Winter war für unsere Schweizerin nicht ohne Reiz, wenn Gefilde und Wald feenartig im Demantglanze funkelten. Die Sprache finden wir in diesen harmlosen Blättern ziemlich rein und nur selten trifft man auf ein „bei Haus“ und ähnliches Schweizerdeutsch.

(Die Fortsetzung folgt.)

Stimmen über die Schiller-Goethe'schen „Xenien“ vom Jahre 1797.

Vor kurzem machte, von der „Kölnischen Zeitung“ ausgehend, die Kunde von dem nunmehr eingetretenen fünfzigjährigen Jubiläum der Schiller-Goethe'schen „Xenien“ die Runde durch die sämmtlichen deutschen Blätter. Ein literarisches Jubiläum! Erinnerungsfeste dieser Art sind bei uns zu Hause — d. h. in unserm lieben, guten und, wie man zu sagen liebt, auch gemüthlichen Deutschland — so selten geworden, daß man eine zufällige Anregung oder gelegentliche Mahnung daran fast als eine ganz eigenartige Neuigkeit begrüßen möchte. Und doch gibt es außer den Geburts- und Sterbetagen der Dichter und Gelehrten, die man denn doch ausnahmsweise noch in Ehren hält, und wovon man gebührendermaßen zu einer Goethe- und Schiller-, Leibniz- und Herder-Feier Veranlassung nimmt, noch der Erinnerungsmomente in unserer Literaturgeschichte die Fülle, sodaß sich ein förmlicher literarischer Erinnerungskalender mit goldenen Zahlen und Epakten, Sonnenauf- und Untergängen, Sternenbildern und Mondeswechseln, Fest- und Jubeltagen anlegen ließe. Da hätten wir denn z. B. Erinnerungsdaten, wie den Beginn der Sturm- und Drangperiode, die Stiftungsfeier der verschiedenen Dichterbünde als hervorbrechende Morgenröthe deutscher Dichtung, Schiller's Flucht — der Moslim feiert ja auch seines Propheten Flucht von Mekka nach Medina —, erstes Erscheinen der „Horen“, Anfang der Schiller-Goethe'schen Freundschaft u. s. w. Aber wer denkt an Dergleichen! Die Gegenwart macht uns so Viel zu schaffen, wir haben so viel Anderes auszuziffern, daß uns

keine Muße übrig bleibt literarischen Jubiläen nachzurechnen. Anderer Sturm und Drang haben uns erfaßt, und fliegen wir auch nicht mit den Fittigen dichterischer Begeisterung, so trägt uns doch die Schwinge des Dampfes und andere Gewalten reißen uns mit sich fort.

Doch kommen wir auf die „Xenien" zurück, die vor einem halben Jahrhunderte die ganze literarische Welt Deutschlands in Aufregung gebracht, Gedankenblitze eines genialen Übermuthes, nach allen Richtungen hinzuckend, aber auch in allen Richtungen und auf allen Punkten zündend, freilich aber auch auf manchen Stellen als Sauerteig wirkend, der schäumende Blasen und brodelnden Gischt aufwarf. Von unsern großen Dichterdioskuren hieß es damals im ganzen literarischen Deutschland: „Timeo Danaos et dona ferentes", und man erinnert sich jetzt — nachdem jener ästhetische und in seiner Art gewiß classische Krieg längst ruht und Freund und Feind zu den Schatten hinabgestiegen, oder vielmehr im ewig heitern Olymp mit Göttern und Heroen selige Symposien feiern —, obgleich nicht ohne einige Mühe, der Stachelrosen, Dornen- und Nesselkronen, die den Xenienspendern als Gegengeschenk dargebracht worden. Die Masse der letztern muß ziemlich beträchtlich gewesen sein und mag den Empfängern wol zuweilen ein Homerisches Gelächter entlockt haben: zuckte aber die „göttliche Braue im zürnenden Unmuthe", stob scheu die dunkle Schar auseinander und floh von dannen. Man hat sich jetzt bemüht, jene epigrammatischen Gegengaben zu sammeln, gewissermaßen als literarhistorische Festgabe zur Jubelfeier. Ein möglichst vollkommenes Spicilegium dürfte gewiß nicht unwillkommen sein; wie viele jener Antidera drückt wol aber die lange Nacht der Vergessenheit. So scheint man sich z. B. jener Gegenstimmen nicht mehr zu erinnern, die in dem von F. W. Schütz herausgegebenen „Neuen Archiv der Schwärmerei und Aufklärung, den Bedürfnissen des Zeitalters angemessen" (Leipzig 1797), zu wiederholten malen laut geworden. In einer Schrift, die sich selbst als Tummelplatz literarischer und publicistischer Polemik bekannte, waren Antiphonen der erwähnten Art ganz an ihrem Platze. Die erste der beiden Gegenstimmen rief gar ernstlich und gravitätisch in die Welt hinaus: „Große Männer, große Sünder! oder die Xeniendichter." Die zweite gab sich als „Parodienversuch der Schiller'schen Xenien".

Mit einer Erklärung des Wortbegriffs der „Xenien" beginnend, forscht der erstgenannte Aufsatz nach der Absicht und dem Ziele der Xeniendichter. Es wird gefragt: „ob es satirische Verse sein sollten, in welchen man das deutsche Publicum auf seine Schriftsteller aufmerksam machen und elende Autoren nach Verdienst züchtigen wollte; wäre Dies die einzige Absicht gewesen, so würde ein solches Unternehmen mehr Lob als Tadel verdienen, denn der Name der elenden Scribenten heiße Legion, wie von einer leipziger Messe zur andern erweislich sei, und Züchtigung könne gegen manchen Scribler nicht zu hart vorgenommen werden." (Ein ziemlich offenes Geständniß und eine nicht minder für heute wie für damals passende Wahrheit.) Weiterhin wird untersucht, ob Satire überhaupt ein geeignetes Züchtigungsmittel sei, und zugegeben, daß es, wo man mit Gründen der Vernunft nicht ausreichen könne, gut sei, seiner satirischen Galle zuweilen Luft zu machen; nur sollte man meinen, daß es in Deutschland noch weit wichtigere Gegenstände gäbe, woran der Deutsche seinen Witz üben könne, als diejenigen sind, welche die Herren Goethe und Schiller in ihren „Xenien" gewählt. Es wird weiterhin eingeräumt, daß es weit leichter sei, über seine Collegen zu witzeln, als diese oder jene Gebrechen des deutschen Vaterlandes mit lebhaften Farben zu schildern; auch verdenke man es am Ende nicht, wenn sie sich für einen Gegenstand entschieden, der ihrem flüchtigen Genie angemessener; aber gegen den literarischen Unfug, wie er in dem famosen Almanache getrieben worden, müsse Protest eingelegt werden. „Wer wird es leugnen", heißt es weiter, daß Goethe uns Deutschen manchen Aufsatz geliefert hat, der an poetisch-lebhafter und dabei so einfacher Sprache noch immer seines Gleichen, aber vergebens sucht? Wer verkennt wol Schiller's Genie in so vielen seiner Gedichte, in welchen er uns mit neuen und kühnen Bildern, oft auf angenehme Art überraschte? Aber die Verdienste dieser großen Männer wiegen die großen Sünden lange nicht auf, die sie durch Herausgabe der «Xenien» begangen haben. Der echte Freund der Musen muß mit nicht geringer Betrübniß solche Blätter zur Hand nehmen, in welchen diejenigen Männer, die man die ersten Köpfe Deutschlands nannte, jetzt als Fischweiber einen Ton angeben, der nur von ihrer Zanksucht und Geschmacklosigkeit den sichersten Beweis abgeben kann. Sie setzen alle Gesetze der Rechtschaffenheit aus den Augen und bedienen sich solcher Waffen, die von jeher nur dem gemeinen Pöbel eigen waren. Kothwürfe sind ihre Beweise, und die niedrigsten Schimpfwörter sollen Widerlegungen sein. Die Reinheit keuscher Musen scheint aus diesem Musenalmanache ganz entflohen zu sein" u. s. w.

In diesem entrüsteten Tone geht es nun fort, und die Possenreißerei, schale Witzelei, Bosheit, Pöbelhaftigkeit, Unmoralität und große Sündhaftigkeit der Xenien-Dichter wird scharf heruntergekanzelt und zur Wahrung des guten Geschmacks und der Moralität deutschen Schriftstellern die Preisfrage zur Beantwortung vorgelegt: wie dem Treiben der plumpen Nachahmer, die „unter den Fittigen der beiden großen Schutzpatrone wie Ungeziefer hervorkriechen werden, bei Zeiten zu steuern". Wir heutzutage denken von den „Xenien" freilich anders und beurtheilen sie von einem andern Standpunkte aus, in ihnen ein literargeschichtliches Kleinod bewahrend; träten aber Goethe und Schiller als xenische Redivivi unter uns, ich glaube wir verführen trotz unserer superioren Stellung und feinern Auffassung nicht glimpflicher mit ihnen, und würden uns schwerlich eines wüthenden „Kreuziget sie!" enthalten. Mögen die Ansichten andere geworden sein, die Leidenschaften sind dieselben geblieben, und die Eitelkeit hat sich wo möglich noch zu einer hochmüthigern Intoleranz gesteigert.

In einem kurzen Vorworte bekennt der ungenannte Parodist der „Xenien", sich gerade mit Männern wie Goethe und Schiller nicht messen, gleichwol aber dem Reize eines Versuchs nicht widerstehen zu können, zumal er ein den Herren Goethe und Schiller dargebotenes „Körbchen von Stachelrosen" so gut gerathen finde, daß er sich nun mit den „Xenien" wieder versöhnt fühle, die ihm seit Erscheinung des Schiller'schen Almanachs sehr verhaßt gewesen. Er habe sich nun auch in Feld und Garten nach einem ähnlichen Geschenke für die Xenien-Dichter umgesehen und zwar keine wohlduftenden Rosen, aber Dornenhecken gefunden, die ja auch gut seien, um unartige Thiere von den Gärten abzuhalten u. s. w. Wir flechten nun einige dieser Reiser von der Dornenkrone los und zeigen sie einzeln. Sie haben ja längst aufgehört zu verwunden.

Xenien.

Der Mann mit dem Klingbeutel.

Messieurs! Es ist Gebrauch, wer diese Straße bereiset,
Legt für die Dummheit was, für die Gebrechlichen ein.

Helf' Gott!

Das verwünschte Gebettel! Es haben die vorderen Kutschen
Reichlich für uns mit bezahlt. Geben Nichts. Kutscher, fahr' zu!

Parodie.

Die Sammlung, ihr Herren, ist für die gebrechlichen Dichter,
Legt doch für Goethe was und auch für Schiller was ein!

Das verwünschte Gebettel! Nun gar für Almanachsdichter?
Das wäre ärger als arg! Geben Nichts! Kutscher, fahr' zu!

Die Affiche.

Stille kneteten wir Salpeter, Kohlen und Schwefel,
Bohrten Röhren; gefall' nun auch das Feuerwerk euch.

Das Verbindungsmittel.

Wie verfährt die Natur, um Großes und Kleines im Menschen
Zu verbinden? Sie stellt Eitelkeit zwischen hinein.

Bedientenpflicht.

Rein sei zuerst das Haus, in welches die Königin einzieht.
Frisch denn! Die Stuben gefegt! Dafür, ihr Herr'n, seid ihr da!

Ungebühr.

Aber erscheint sie selbst, hinaus vor die Thüre, Gesindel,
Auf den Sessel der Frau pflanze die Magd sich nicht hin.

An ***

Treibet das Handwerk nur fort; wir können's euch freilich nicht legen;
Aber ruhig, das glaubt, treibt ihr es künftig nicht mehr.

Wiederholung.

Hundert mal werd' ich's euch sagen, und tausend mal: Irrthum ist Irrthum,
Ob ihn der größeste Mann, ob ihn der kleinste beging.

Einladung.

Glaubst du denn nicht, wir können die schwache Seite dir zeigen?
Thu' es mit Laune, mit Witz, Freund, und wir lachen zuerst.

Stille kneteten wir Neid, Stolz und Grobheit zusammen
Machten Kugeln daraus, warfen sie euch an den Hals.

Wie verfährt die Natur, um Großes und Kleines im Unsin[illegible]
Zu verbinden? Sie bringt Goethe und Schiller herbei.

Dichterpflicht.

Rein sei der Tempel des Ruhmes, in welchem die Dichter [illegible]
D'rum verschließet die Thür, wenn Goethe und Schiller [illegible]

Aber erscheinen sie doch sich auf den Sessel zu pflanzen,
Jagt sie vom Tempel, der nur für edle Dichter gebaut.

Treibet das Handwerk nur fort, im gröblichen Tone zu [illegible]
Wir begegnen euch so, wie's einer Fischfrau gebührt.

Hundert mal werd' ich's euch sagen, und tausend mal: Goethe [illegible] Schiller
Haben im Almanach sich als Dichter des Orcus gezeigt.

Frage und Antwort.

Glaubt ihr denn wol, ihr könntet die schwache Sache [illegible]
Mit nichten, ihr Herren, denn auch die schwarze Seite [illegible]

Wir enthalten uns, die Auswahl bis zu einem vollen Dutzend fortzusetzen. In der obenstehenden „einladenden" Xenie hatte der Dichter doch deutlich genug merken lassen, wie er es mit den „Xenien" gehalten wissen wolle, aber man hört, in welchem Tone geantwortet worden. In mehr als einer der Anti-Xenien erreicht der letztere den höchsten Grad der Verbitterung, und doch wollten die Parodisten und ästhetischen Gegner [illegible] Tempel der Musen und Grazien gehütet wissen. Man [illegible] daß die Wahrheit vom Splitter und Balken unter allen [illegible] ständen Wahrheit bleibt. Glücklicherweise achteten die [illegible] Dioskuren in ihrer olympischen Ruhe des gegnerischen [illegible] belfers nicht. [illegible]

Literarische Notizen aus England.

Das Chamäleon.

Über dieses lange Zeit als fabelhaft betrachtete Thier theilt das neueste Reisewerk des Engländers Henry H. Methuen: „Life in the wilderness; or wanderings in South Africa" folgende Thatsachen mit: „Die Hottentotten fingen ein Chamäleon. Ob es wahr, daß diese Thiere ihre Farbe dem Laube des Busches an dem sie hängen gleich machen können, vermag ich nicht zu sagen; aber dieses eine glich solchem Laube dermaßen, daß es ausnehmend schwer hielt, es davon zu unterscheiden. Es ward nach dem Wagen gebracht, gleich einem Missethäter bei dem Halse aufgeknüpft und wurde nun nicht allein im Gesicht ganz schwarz, sondern wechselte auch am ganzen Leibe seine Farbe in die verschiedenartigsten grünen Schattirungen. Es mochte in der Länge drei Zoll messen; an jedem Fuße befanden sich zwei breite Zehen mit Runzeln, welche das Thier in Stand setzten, sich an den Zweigen festzuklammern. Auch seine Augen waren höchst seltsam, sie waren haselbraun und klein, lagen auf hervorstehenden, beweglichen Kugeln, etwa so groß wie grüne Erbsen, und eins davon wendete sich oft völlig rückwärts, während das andere ebenso weit vorwärts blickte." Auch an Beschreibungen anderer merkwürdiger Thiere jener Küste ist das erwähnte Buch reich, obwol dessen Verf., wie aus Allem hervorgeht, der mathematischen und physikalischen Kenntnisse völlig bar ist, die für den Reisenden unumgänglich nothwendig sind, um seinen Beschreibungen einen wissenschaftlichen Werth zu verleihen.

Unwissenheit der Mönche im Orient.

Der Amerikaner Francis Schröder, Secretair des Befehlshabers des nordamerikanischen Geschwaders im Mittelmeere während der Jahre 1843—45, erzählt in dem jüngst erschienenen „Shores of the Mediterranean; with sketches of travel" mehre Beispiele von der großen Unwissenheit der Mönche im Morgenlande, die doch zum größten Theil aus Europäern bestehen. Unter Anderm fragte ihn bei dem Besuch des großen Klosters der Krippe des Heilandes in Bethlehem der [illegible] desselben, ein Spanier, der erst drei Jahre zuvor aus [illegible] Heimat in diesen Convent gekommen war, nach den ersten [illegible] grüßungen, Wer und Was die Gäste wären, und fügte [illegible] der erhaltenen Auskunft „amerikanische Offiziere" mit [illegible] verhehltem Unbehagen langgedehnt hinzu: „Und — [illegible] Christen?" Später fragte der fromme Mann noch, [illegible] englischen Diensten ständen, und es brauchte wiederh[illegible] sicherungen von Seite der Amerikaner, um ihn zu über[illegible] daß sie nicht nur in bester Form getauft seien, sondern [illegible] amerikanische Union auch als ein völlig unabhängiges [illegible] veraines Volk dastehe. [illegible]

Literarische Anzeige.

In meinem Verlage ist neu erschienen und durch alle [illegible]handlungen zu beziehen:

Bilder im Moose.

Novellenbuch

von

Julius Mosen.

Zwei Theile.

Gr. 8. Geh. 3 Thlr. 18 Ngr.

Von dem Verfasser erschien früher bei mir:

Gedichte.

Zweite vermehrte Auflage.

Gr. 8. 1843. Geh. 1 Thlr. 18 Ngr.

Leipzig, im November 1846.

F. A. Brockhaus.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 321. —— 17. November 1846.

Die neueste Literatur über Rußland.

Zweiter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 320.)

7. „Die weiße Sklaverei in Rußland.“ Wenn wir dies Werk als einen bloßen Roman betrachten könnten, so würde unser Urtheil bei aller Anerkennung einer seltenen Erfindungsgabe seelenpeinigender Auftritte, um welche wir den Verf. nicht beneiden, und eines bedeutenden Talents zur Charakterzeichnung doch, bei der Häufung von Unwahrscheinlichkeiten — die selbst die Möglichkeit russischer Möglichkeiten, und Das will wahrlich Viel sagen, übersteigen —, bei dem häufigen Mangel aller Motivirung das Ganze als eine auf Schauereffecte wie weiland ein Spieß'scher oder Cramer'scher Roman berechnete Fratze verwerfen müssen. Diesen Theil unsers Urtheils zu begründen hat uns der Verf. leicht gemacht. Nach der Schilderung der großen Scene, daß ein französischer Graf auf dem Gute eines verruchten fürstlichen Millionnaires in einen bodenlosen Morast versinkt, von einer fein gebildeten schönen Sklavin gerettet werden soll, diese aber auch herabzieht, und sich Beide, die sich rettungslos verloren sehen, im Morast fast bis an den Hals steckend ihre Liebe erklären, eine Scene von fast grotesk-komischer Wirkung, zerstört der Verf. selbst alle Illusion, wenn ja eine solche möglich war, und sagt (III, 72):

Einige Leser werden vielleicht in ihrem hyperkritischen Eifer fragen, warum ein solcher Auftritt, der so viele Elemente des Komischen enthält, überhaupt von dem Verfasser dargestellt worden sei? Aber hierauf gibt er mit aller gebührenden Hochachtung die Antwort, daß der Leser, gemeinschaftlich mit dem Publicum — von welchem er ein geachtetes Atom ist —, nur zu leicht vergißt, daß er Liebesscenen in einer Novelle haben *will*, während zu gleicher Zeit die Mehrzahl von demselben Publicum gewohnt ist, das Benehmen der Helden und Heldinnen eines Schriftstellers — wenn es ihn des Lesens würdigt — genau zu beobachten und mit der Schärfe eines Luchsauges jede Abweichung von den Regeln des steifen Anstandes zu entdecken, wie sie nur eine alte Jungfer von Tante zeigen kann, wenn sie ihre schöne Nichte in Gesellschaften begleitet.

Soll Dies etwa Humor sein, so — bedauern wir den Humoristen und wären mit dem Roman als solchem fertig. Allein es ist ein Werk à la Sue, das auf eine gewisse geschichtliche Bedeutung Anspruch macht als ein Bild aus der Wirklichkeit der Gegenwart, selbst mit namentlicher Aufführung hoch- und höchstgestellter noch lebender Personen, und mit der unverkennbaren Absicht diese verächtlich und verhaßt zu machen, ja sie als Meuchelmörder und Verbrecher auf bloßen Verdacht hin zu brandmarken, und doch zugleich mit Zügen von ergreifender Wahrheit und echt russischer Färbung; — und hier reicht das blos ästhetische, und auch das moralische Urtheil, das sich der Verf. wol überhaupt verbitten wird, nicht hin, um so weniger, da dies Werk, das selbst geschichtliche Thatsachen in sich verwebt, den ausgesprochenen Zweck hat, die Greuel des durch neuere Gesetze fast fester gemauerten Sklavenverhältnisses in Rußland anschaulich zu machen. Raupach mochte mit „Isidor und Olga“ eine ähnliche Absicht haben, aber — wie weit bleibt sein Bild hinter dem unsers Verf. zurück und wie bleich sind seine Farben gegen diese! Wer wirkliche Nerven und nicht Stricke unter seiner Menschenhaut hat, der wird — wenigstens um des ästhetischen Genusses wegen — wol schwerlich diese drei Theile zu Ende lesen. Doch unsere Zeit ist nicht so nervenschwach, sonst hätte schon „Isidor und Olga“ unmöglich sogar zu einem Zugstück auf unserer Bühne werden können, und — wir gestehen, bis zum dritten Theile würden wir Dem, der ein Bild von der empörenden Seite russischer Verhältnisse gewinnen möchte, allenfalls die Lesung dieses großen Werkes anrathen, aber nicht weiter. Wir könnten uns mit der Hinweisung begnügen, daß der Leser Das was in unserm ersten Artikel in der Anzeige von „Das enthüllte Rußland“ hinsichtlich des Verf. nur flüchtig angedeutet ist, hier gleichsam in die Scene gesetzt findet; allein als ein Fingerzeig von Dem, was in diesem haßdurchglühten Werke zu erwarten ist, mag ein flüchtiger Umriß des Gewebes gelten, in dessen Einzelheiten wir uns unmöglich, und zwar aus mehr als einer Rücksicht nicht, einlassen können, und aufrichtig gesagt aus Ekel auch nicht mögen.

Ein junger schöner Mann von hoher Bildung und der feinsten Erziehung wird durch seine angenehme Unterhaltung einem ausgelebten epikuräischen, egoistischen englischen Diplomaten, mit dem er mehrmals in Italien zusammentrifft, fast unentbehrlich und gewinnt die Liebe der schönen Nichte, des letzten Zweiges vom edeln Geschlechte der Mortimer. Zwar ist er dem Oheim wie der Nichte ein Geheimniß selbst in Hinsicht seiner Nation — ob Pole oder Russe, zwischen welchen ihre Ver-

muthung schwankt —; doch beruhigt sich besonders die Nichte, daß er von hoher Geburt sei, denn — auf dem innern Deckel seiner Taschenuhr gewahrt sie unter einer Fürstenkrone die Worte: „Meinem geliebten Kinde, Matthäus. Warschau 1824" — und Matthäus war der Name des interessanten Fremdlings, der sie mit Seufzern, Worten und Blicken, obgleich mit einer gewissen Scheu, bestürmte. Dem Oheim schien das Spiel bedenklich zu werden, weniger des Schicksals seiner ihm kindlich ergebenen liebenswürdigen, stark romantisch gesinnten Nichte als der Besorgniß wegen, daß er an ihrer Pflege und Gesellschaft einbüßen möchte, und er bewog seinen jungen Freund schleunig in — nicht erklärten — Angelegenheiten von Ax am Fuße der Pyrenäen, wohin er sich zurückgezogen hatte, nach Paris zu reisen, und zwar so schleunig, daß Dieser der erstaunten Geliebten nur noch aus dem Wagen zurufen konnte: in 14 Tagen kehre er zurück. Sie kannte die Unbeugsamkeit des Oheims und wagte nicht weiter zu forschen; allein es vergingen mehre 14 Tage, ihre Unruhe stieg, und der Diplomat, der besorgte seine Absicht mit ihr ganz zu verfehlen, leitete eine Erklärung ein, aus welcher Blanche, so hieß die Schöne, vernehmen sollte, daß Matthäus aus eigennützigen Rücksichten sie verlassen habe. Das war für Blanche's Romantik zu viel, sie stürzte ohnmächtig zu Boden, die Bedienten waren nicht zu erklingeln, der alte wohlbeleibte Herr bückte sich sie aufzuheben, das Blut schoß ihm nach dem Kopf, es ergriff ihn ein Schwindel und er stürzte vom Schlage getroffen über sie hin. Endlich trat der Kammerdiener ein und fand Beide bewußtlos am Boden. Die Nichte wurde bald wieder zum Bewußtsein gebracht, aber der alte Herr war todt. Seine Nachlassenschaft war nicht bedeutend, denn er hatte, um behaglicher leben zu können, sein Vermögen auf Leibrenten gegeben. Blanche, die dem Oheim in Hinsicht des Matthäus schon gemistraut hatte, wandte sich nach Paris, wo sie von dem Geliebten vielleicht Erkundigung einzuziehen hoffen konnte, und miethete sich hier bei einer alten eigennützigen Frau und ihrer Tochter ein, wo ihr nicht aufs freundlichste begegnet wurde. Da kam, als ihre Besorgniß über ihre Zukunft stieg, ein Banquier und überbrachte ihr einen Brief des Geliebten mit 1000 Pf. St., als eine Zahlung, die ihrem Oheim gebühre, und andere Papiere, die ihr die Erbschaft eines beträchtlichen Landeigenthums durch den Tod entfernter Verwandten zusicherten. Bald vereinigen sich nun die beiden Liebenden und in acht Tagen soll die Verbindung vollzogen werden. Wir finden sie hinter den Gardinen einer Loge im Opernhause. Die schöne Engländerin hat bereits die Aufmerksamkeit einiger jungen pariser Wüstlinge auf sich gezogen, die sie hinter der Gardine erkannten, allein nicht hatten herausbringen können, wer ihr Begleiter sei; und siehe, da öffnete sich die Gardine, während ihr Begleiter hinausgegangen war, und Blanche gab ihre Schönheit der Bewunderung preis. Unter den jungen Wüstlingen befand sich ein russischer Fürst, ein Roué der verworfensten Art, welcher auf das Geschwätz der Andern, wie man sich der unglücklichen Schönen, die ihnen von einem eifersüchtigen Argus bewacht schien, nähern könne, eine Wette von 100 Louisdor anbot, daß er in ihre Loge gehen wolle, sie mit ihren eigenen weißen Händen die Rosenknospe von ihrem Busen ihm geben, er dann den Vorhang zuziehen werde, zum Zeichen, daß sie ihm einen Kuß gewähre, und er dann noch zehn Minuten sitzen bleiben und sich mit ihr unterhalten wolle. Die Wette wird angenommen, der Fürst geht in die Loge: Blanche weist ihn erschrocken hinaus; er aber begehrt von ihr die Rosenknospe und droht sie vor dem ganzen Hause zu küssen, wenn sie sich weigere. In der Angst, daß Matthäus zurückkehren und Mord und Todtschlag entstehen werde, gibt sie die Rosenknospe hin und beschwört ihn sie sogleich zu verlassen; er dagegen erklärt ihr, daß eine Wette ihn verbinde zehn Minuten bei ihr zu verweilen, und da ihre Schönheit ihn entflammt, wird er zudringlich und schlingt seine Arme um sie, während der Schreck Blanche die Stimme versagt nach Hülfe zu rufen. Da tritt Matthäus herein, erstarrt bei dem Anblick und statt, wie Blanche erwartete, den Frechen zu packen, fodert er ihn zitternd auf die Loge zu verlassen. Der Fürst erwidert die Auffoderung mit Hohn, Matthäus packt ihn, sie ringen miteinander und er wirft seinen Gegner über die Logenbrüstung unter dem Bravorufen der Wettenden und eines Theils des Parterre ins Orchester, wo er Instrumente und Lampen in Stücken schlägt, zwei Musiker unter sich niederschmettert, das Blut ihm aus dem Munde strömt und er mit zerbrochenem Nasenbein wie todt daliegt. Die Policei drang sogleich in die Loge und bemächtigte sich des Thäters, als ein mystischer deutscher Baron Bamberg — zu seinen schlechten Personagen wählt der Verf. mit besonderer Vorliebe Deutsche — zu ihm dringt und ihn in russischer Sprache fragt, was er ihm gebe, wenn er die Aussage des Gegners, der unterdessen zu sich gebracht ist, so lenke, daß er ungefährdet davonkomme. Sie werden um 30,000 Rubel einig. Der Fürst wird ins Foyer getragen, ihm wird eine Ader geöffnet, und er ist bereit die boshafteste Angabe gegen seinen Gegner zu Protokoll zu geben, als der deutsche Baron ihm einige Worte ins Ohr flüstert, er erschrickt und dem unangenehm überraschten Policeimann die Erklärung dictirt, daß er sich auf die Brüstung der Loge gesetzt, das Gleichgewicht verloren habe und so ohne fremde Gewalt herabgestürzt sei. Das Duell, welches nun erfolgen soll, weiß der Baron so zu vermitteln, daß keiner der beiden Gegner sich zur bestimmten Stunde am Platze einfindet. Und woher hatte er diese Gewalt? Wir wollen es unsern Lesern verrathen: er war ein Glied der geheimen Policei in Petersburg. Auf eine barocke Weise rechtfertigt sich Matthäus bei Blanche als ob es ihm an Muth fehle, sie verläßt mit ihm Paris und die Verbindung zwischen ihnen wird geschlossen. Da erwacht in Matthäus die Sehnsucht nach Rußland. Bei seinem sichtbaren unheimlichen Schwanken zwischen Furcht und Hoffnung ergreift Blanche die

bängste Ahnung und sie beschwört ihren Gatten noch auf der letzten Station umzukehren und sich mit Dem zu begnügen, was sie ihm zugebracht und das hinreichte zu einem wenn nicht glänzenden doch behaglichen Leben. Er aber erklärt ihr, daß er sie zu dem edelsten Manne, der ihn Sohn nenne, führe, bei dem sie eine freudige Aufnahme in seinem fürstlichen Palaste finden werde. Sie gelangen nach Petersburg und fahren in das Thor eines der ansehnlichsten Paläste ein; der Portier begrüßt den Ankommenden voll Erstaunen und voll Ehrfurcht. Matthäus fragt nach dem Fürsten und hört — daß er vor sechs Wochen begraben und daß der junge Fürst, sein einziger Sohn und Erbe, anwesend sei. Blanche erschrickt über die Wirkung dieser Todesnachricht auf ihren Gemahl; aber bald soll ihr Schreck in Verzweiflung und Verachtung übergehen. Dem jungen Fürsten ist ihre Ankunft gemeldet, er kommt: — es ist der so über Kopf von Matthäus aus der Loge im pariser Opernhause expedirte Fürst. Matthäus steht mit gesenktem Haupte vor ihm. Der Fürst erkennt ihn, weist auf seine gebrochene Nase und begrüßt ihn mit einem Schlage seiner Reitpeitsche ins Gesicht, daß gleich ein rother blutunterlaufener Strich darüber hinläuft. Blanche erwartet, Matthäus werde wie in der Loge gleich einem Tiger seinen Gegner packen; Der läßt aber die Schmach in Demuth über sich ergehen, denn — er ist ein Leibeigener des Fürsten. Der verstorbene alte menschenfreundliche Fürst hatte zwei Kinder eines Leibeigenen von schöner Bildung, einen Knaben und ein Mädchen, Mattwey und Nadeschda, in seine väterliche Liebe aufgenommen, die in seinem unbotmäßigen, bösartigen Sohne keine Befriedigung fand. Beide hatten eine sorgfältige Erziehung genossen: der Knabe mit fürstlicher Freigebigkeit auf Universitäten und auf Reisen, das Mädchen in der vornehmsten adeligen Pension in Moskau (eine nach den Gesetzen selbst totale Unmöglichkeit). Es war sein fester Vorsatz, ihnen die Freiheit zu schenken und sie fürstlich zu versorgen; allein — aus gutmüthiger Schwäche vermochte er nicht über sich, sie aus seiner unmittelbaren Obhut zu entlassen und schob die Ausfertigung ihrer Freisprechung immer hinaus. Matthäus war gewiß, daß seine Gegenwart mit einer solchen Gattin den väterlich gesinnten Fürsten sofort bestimmen würde, und in dieser Überzeugung hatte er die Reise gewagt und — sah sich nun so fürchterlich getäuscht. Empört über die sklavische Feigheit ihres Gatten und mit Verachtung erfüllt will die freie Engländerin den Palast verlassen; allein der Fürst erklärt ihr, daß sie nach den Gesetzen als die Gattin seines Leibeigenen auch seine Leibeigene sei, über welche seine Willkür zu entscheiden habe. Dieser Schlag wirft Blanche zu Boden und sie verfällt in eine tödtliche Krankheit.

Bis auf den letzten, wenn auch unwahrscheinlich herbeigeführten doch erschütternden Auftritt werden unsere Leser die Composition wol phantastisch, aber schwerlich geistreich finden; allein jetzt eröffnet sich eine Reihe von Scenen vor uns, die uns durch alle Sphären der russischen Gesellschaft, der höchsten wie der niedrigsten, führt und uns tiefe Blicke in das Innere des russischen Lebens und russischer Verhältnisse eröffnet, bei denen das Herz krampfhaft erbebt und denen nach diesen politischen und moralischen Verhältnissen doch die Möglichkeit nicht abzusprechen ist. Wir wollen aber unsere Leser nur darüber beruhigen, daß der Verf. seine Landsmännin Miß Mortimer zwar mit ihrer romantischen Seele durch alle Höhlen des Jammers schleppt und selbst ihr Kind als Bettlerin an der Landstraße an ihrer Brust erfrieren, aber sie nicht ganz sinken läßt: wir finden sie am Ende den Untergang ihres Gatten im polnischen Aufstande an der Seite der Schwester Desselben, der Gemahlin des Grafen Horace von Montressan, nachmaligen Marquis Saint-Amand, den Nadeschda doch mit sich aus dem Sumpfe glücklich gerettet hatte, im Innern Frankreichs betrauern. Mit Hülfe der Fürstin Lowicz, der engelgleichen Gemahlin des mit temporairem Wahnsinn behafteten Großfürsten Konstantin — der Verf. führt beide fürstliche Personen persönlich und handelnd auf —, hat der Graf die beiden Frauen aus Rußland entführt — und wir lassen den Vorhang fallen. Doch müssen wir der humoristischen Charakterzeichnung des englischen Stallknechts im Dienste des Grafen Horace lobend gedenken, und Dies würde auch der Fall mit der des Grafen selbst sein, wenn er nicht durch einige verübte, dem sonstigen Charakter widersprechende unedle Tücken verunstaltet wäre. So müssen wir auch anerkennen, daß der verworfene und keineswegs undenkbare Charakter des jungen Fürsten mit großer Consequenz durchgeführt ist, und daß man überhaupt in diesem Bilde seltener Verruchtheit auf Charakter- und Naturzüge trifft, die von genauer Menschenkenntniß und tiefer Beobachtung zeugen. Ob die ungleich bessere Übersetzung auch von dem Übersetzer der Schrift des nämlichen Verf. „Das enthüllte Rußland" herrührt, ist nicht angegeben; allein sie hätte füglich unterbleiben können, ohne daß unsere Literatur oder unsere Kenntniß Rußlands dabei verloren hätte. Das Verlags-Comptoir in Grimma scheint aber der hauptsächlichste Kanal zu sein, in welchen der russische Unrath ausgeschüttet wird, und wir bewundern in welcher Maßlosigkeit.

(Die Fortsetzung folgt.)

Dolores. A novel by *Harro Harring*. Neuyork 1846.

Unter dem obigen Titel hat Harro Harring einen großen politischen Roman geschrieben, dessen Scene nach Südamerika verlegt ist. Da er selbst lange in Brasilien verweilte, von wo er aber später nach Neuyork übersiedelte, so könnte man von diesem Buche interessante Aufschlüsse erwarten; allein der Roman enthält nur Gefühlsschilderung und politisch-religiöse Ausführungen, sodaß man in dieser Erwartung gänzlich getäuscht wird. Nur einzelne Namen sind südamerikanisch und selbst die meisten Personen sind europäische Flüchtlinge oder Geschäftsleute, sodaß das Südamerikanische nur die kleinste Zuthat ist, kaum mehr als der Rahmen, worein der Verf. seine politischen Declamationen gefaßt hat, die nicht einmal mehr das Verdienst der Originalität haben. Der Roman ist allem Anschein nach deutsch geschrieben und aus dem Deutschen ins Englische über-

setzt, und zwar scheint, beim Anfange wenigstens, keine durchaus feste Hand sich ins Mittel gelegt zu haben. So, um einige Beispiele anzugeben, finden wir S. 10: „Celeste availed himself of this list", wo list, Liste, offenbar für artifice, List, gesetzt wurde; mate, der Thee von Paraguay, was ein im Englischen ganz eingebürgertes Wort ist, wird immer mit national tea umschrieben; dann heißt es einmal: „Rosas lets his horse to be led before the people", anstatt allenfalls: „Rosas had his horse walked through the streets to receive instead of him the respects of the people", und ganz besonders auffallend ist der oft wiederkehrende Gebrauch des Adjectivs bloody, das nicht mehr sowol blutig als henkermäßig, verteufelt heißt und überhaupt ein Schimpfwort ist, wie a bloody thief, a bloody rascal u. s. w.

Die wenigen einzelnen Stellen über Zustände des Landes, die der Verf. eingestreut, sind indessen zum Theil sehr interessant; als Probe mag die folgende Stelle über Brasilien dienen:

„In keinem Lande existirt so wenig Vorurtheil gegen Farbe und Religion und nirgend anders ist Toleranz gegen Weiße und Schwarze so vorherrschend als in Brasilien. Die Schwarzen wachsen auf mit den Weißen und sind ihre Spielgenossen in der Kindheit, und hierdurch entsteht ohne Frage ein wichtiger Einfluß, der für den moralischen Zustand des Volkes von sehr wohlthätigen Folgen ist. In den großen Städten, wie z. B. Rio-Janeiro, ist das Verhältniß der weißen Bevölkerung zur schwarzen wie 1 zu 3 (genauer wie 1 zu 3,5 oder 2 zu 7, im J. 1838 zählte Rio-Janeiro 280,000 Einwohner, worunter nur 80,000 Weiße), und nach den officiellen Gefängnißlisten kommen im Durchschnitt 5 weiße Verbrecher auf 1 schwarzen oder farbigen. Unter diesen Weißen jedoch sind die Wenigsten Brasilier, sondern die Mehrzahl sind Fremde, die unser Land als Vagabunden, chevaliers d'industrie mit ihrer Gegenwart beehren. Der Früchte- und Gemüsehandel, die Fischerei, der Detailhandel mit wohlfeilen Artikeln, sowie auch die gewöhnlichsten Handwerke werden alle von Negern oder Farbigen betrieben, und es gibt kaum eine ehrlichere und arbeitsamere Menschenclasse in irgend einer Stadt Europas als unsere freie farbige Bevölkerung. Während der Sklavenhandel von unserer Constitution für abgeschafft erklärt ist, begünstigt und befördert die Regierung direct und indirect die Einführung von Negersklaven zum Vortheile der englischen Bergwerke und Pflanzungen und für die fazendas (Meiereien) unserer Aristokraten im Innern des Landes. Eigenthümer aus der Mittelclasse (fazendeires), im Besitze von nur einer kleinen Anzahl Neger, können ganz natürlich in der Bodencultur nicht Schritt halten mit den britischen Speculanten und portugiesischen Aristokraten, welche aus Afrika ganze Schiffsladungen von Negern für ihre Pflanzungen hier einführen und fazendas anlegen und Minen graben nach Lust und Gefallen. Das stricte Verbot aller Einführung von Negersklaven und die gänzliche Abschaffung der Negersklaverei wäre durchaus im Interesse des Volkes, da die Bewohner des Innern ihre Ländereien ebenso vortheilhaft mit freien Negern bebauen, als es unter den obigen Umständen mit Sklaven geschieht. Sie haben nicht das Capital der Fremden und Aristokraten zu ihrem Gebote, um einige Hundert Neger zu beschäftigen, und jeder Negersklave ist für den weniger Bemittelten ein beträchtliches Eigenthum an und für sich (150—300 Dollars), welchen er nicht gegen Krankheit und andere Unfälle versichern kann, während der Reichere weniger durch den Verlust eines Einzelnen einbüßt. Als unsere Neger in den aufgestandenen Provinzen wie Löwen an der Seite ihrer frühern Eigenthümer fochten, fochten sie nicht mit dem Blutdurste des Wilden, sondern mit der Stärke von Löwen und mit mannhaftem Bewußtsein. Der brasilische Neger ist nicht so stumpfsinnig als es zuweilen scheint, und das Herz des Negers fühlt und duldet zuweilen tiefer als die verhärteten Herzen der Weißen. Diese Toleranz der Weißen und die Abwesenheit aller Vorurtheile gegen die Farbe, sodaß ein Mulatte ebenso gut Staatsminister werden kann als ein Portugiese, bildet unstreitig eine Ursache und Anregung zu moralischer und physischer Veredelung, während die Neger anderer Länder, welche sich mit ihrer «Freiheit» brüsten, von den Briten verachtet und wie Vieh behandelt werden und so auch zur Schmach unsers Jahrhunderts unter das Vieh herabsinken."

Diese verständige Darstellung verdient um so mehr Lob als sie in den Vereinigten Staaten gedruckt wurde, wo wirklich das Loos der Negersklaven am härtesten scheint. Übrigens daß auch in Brasilien nicht Alles Gold ist, erweist sich gleich aus dem folgenden Capitel, wo unmittelbar die empörendsten Grausamkeiten an vier Negersklaven und dazu noch von einem Weibe verübt werden, während der Verf. in einer Note den Vorfall als einen thatsächlichen bezeichnet. Doch mit der Unterscheidung, daß die großen Sklaveneigenthümer entweder Engländer oder mit den Brasiliern noch wenig vermischte Abkömmlinge der Portugiesen sind, die Geburts- und Geldaristokratie, können wir zugestehen, daß der freie Neger von Brasilien das verhältnißmäßig glücklichste Loos in Amerika genießt, ja er ist der Zahl nach geradezu die Mittelclasse und mit dieser überhaupt durchaus Eins. Darauf rechnen auch die Abolitionisten in England am meisten, indem sie sagen, daß bei fortgesetzter Einführung von Negersklaven aus Afrika diese Race geradezu die herrschende Classe mit der Zeit werden muß.

Die obige Probe mag auch als Muster für den Stil gelten; er ist überall schlicht und einfach, aber ohne sich je besonders zu erheben. Als flüchtige Lecture kann das Buch immer empfohlen werden, doch wird es vermuthlich bald deutsch erscheinen, da der Verf. zu diesem Zwecke kürzlich nach England gekommen sein soll. 109.

Literarische Notiz aus Frankreich.

A. von Haller's Leben.

Jede biographische Darstellung, sobald sie einen irgend bedeutenden Mann, einen in sich abgeschlossenen Charakter betrifft, hat ihren eigenthümlichen Werth und ihr Interesse. Es kann nicht leicht ein Leben geben, welches eine größere Fülle von Beziehungen und reichlichern Stoff zur Anregung bietet, als die thatenreiche Laufbahn des großen A. von Haller, dessen unvergängliche Leistungen Zeugniß abgeben vom reinsten Eifer und von der heiligsten Begeisterung für das Gedeihen der Wissenschaften. Es kann daher der strebsamen Jugend wol nichts Anregenderes geboten werden als ein Bild dieses Mannes, der mit einem unbeschränkten Wissen den edelsten Charakter verband. Die Begeisterung, welche aus solchen Darstellungen quillt, muß mehr als irgend etwas Anderes befruchtend und fördernd auf die Studien einwirken. Wir erfreuen uns deshalb am Erscheinen einer „Biographie d'Albert de Haller", von dem wir schon die zweite Auflage erhalten. Der unbekannte Verfasser, dessen Identität mit dem Herausgeber des „Essai sur la vie de J. G. Lavater" auf dem Titel angedeutet wird, hat die neue Ausgabe seines Werkes mit Zusätzen, Berichtigungen und Beilagen versehen, welche den Werth desselben zu erhöhen geeignet sind. Leider ist dieses reiche Material nicht eben geschickt verarbeitet; der ganzen Darstellung ist nicht gehörige Abrundung gegeben, die einzelnen Bausteine liegen noch etwas wirr durcheinander, und so wird es in der gegenwärtigen Form, die wirklich noch eine sorgfältigere Überarbeitung erheischt, vielleicht Manchen abschrecken, der durch eine geistreiche Darstellung gefesselt würde. Für Den, der mehr auf die Sache selbst zu sehen gewohnt ist, bietet sich ein vielfaches Interesse und ein reicher Stoff. Besonders werthvoll ist die Auswahl aus dem unendlich ausgedehnten Briefwechsel, durch den Haller fast mit allen bedeutenden Männern seiner Zeit in Verbindung stand. Hier sind uns vorzüglich die Fragmente aus der Correspondenz von Interesse gewesen, welche zwischen Haller und dem tiefsinnigen Bonnet lange Zeit als Leiter einer lebhaften Freundschaft bestanden hat. 17.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 322. —— 18. November 1846.

Die neueste Literatur über Rußland.

Zweiter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 321.)

Beiweitem belehrender und genußreicher war für uns Nr. 8, „Reiseabenteuer in Georgien, Circassien und Rußland“. Es thut wohl, das unbefangene Urtheil eines Mannes von Einsicht und Erfahrung über Verhältnisse und Gegenstände zu vernehmen, die uns in neuester Zeit nur mit feindseliger Parteilichkeit geschildert werden. Leider müssen wir aber einen groben Misgriff des deutschen Bearbeiters bemerken, der auf dem Titelblatte besagt: „Frei nach dem Englischen.“ Roman, Drama lassen sich wol frei nach einem fremden Originale übertragen, aber nicht persönliche Abenteuer, denen dadurch die historische Glaubwürdigkeit verkümmert wird, da man nicht weiß Wem die etwanigen Weisheiten oder Dummheiten beizumessen sind, ob dem Originale oder der freien Bearbeitung. Dabei offenbart sich noch der Übelstand, daß Herr Gerstäcker ebenso wenig als die meisten der Übersetzer der von uns bis jetzt angezeigten fremden Schriften über Rußland mit dem Gegenstande selbst unmittelbar vertraut ist, welches bei einer freien Übertragung wenigstens das erste Erfoderniß sein dürfte. Doch kann Dies den Werth der Schrift an sich nicht verkümmern, und absichtliche Entstellungen der Urschrift scheinen nicht stattzufinden. Der interessante Reisende, der uns hier seine Abenteuer auf seinem Wege von der persischen Grenze durch die an sich durch griechische, hebräische, christliche und mohammedanische Mythologien und die Natur so interessanten und seit einer Reihe von Jahren besonders für uns durch die blutigen Kämpfe ihrer freien Bergbewohner gegen die Ketten Rußlands merkwürdigen Gegenden des Kaukasus nach dem europäischen Norden mittheilt, war zwei Jahre bis 1838 englischer Consul (Oberst im britischen Heere) in Tabreez (Tebris, das alte Tauris) und der türkischen und persischen Sprache mächtig. Er verheißt uns blos Das zu berichten, was ihm selbst aufgestoßen ist; er hält Wort und läßt sich in kein eigentliches Urtheil über Rußland ein. Er bestand die in der öden Gegend besonders langweilige zweiwöchentliche Quarantaine in der Kosacken-Station diesseit des Flusses Aras (Araxes im Alterthum, die Grenze zwischen Europa und Asien), der seit dem letzten Vertrage von 1828, durch welchen der Schah einige der herrlichsten, blühendsten Länderstrecken hatte abtreten müssen, die persische und russische Grenze bildet; doch traf er hier eine Seltenheit merkwürdiger Art an: in dem russischen Quarantaine-Commissair einen sehr zuvorkommenden, höflichen und uneigennützigen Beamten, der nicht einmal bei des Reisenden Abschied von seiner Dankbarkeit ein paar Rasirmesser annehmen wollte, die seinen sichtbaren Beifall erhalten hatten. Unser Reisender verließ die Quarantaine zu Pferde mit zwei treuen Dienern. I, 8 heißt es:

En route stieg nach und nach der gewaltige Ararat vor meinen Blicken auf, in Vergleichung mit dem alle übrige Scenerien, so großartig sie auch sonst an sich sein möchten, in Unbedeutendheit dahinschwinden, während ein eigenes Gefühl von religiöser und historischer Ehrfurcht den Reisenden ergreift, vor Dessen staunenden und bewundernden Blicken dieses ungeheuere Werk des Schöpfers nach und nach auftaucht ... Er wird von den Landesbewohnern Agree-Dagh (wol nach englischer Aussprache?) genannt, und nahe bei ihm steigt ein kleiner Berg, dem größern fast in jeder Hinsicht ähnlich, empor, den man den Chuchuck Agree-Dagh (kleinern Ararat) nennt ... Seit jener Zeit, wo die Arche Noah's auf seinem Gipfel geruht haben soll, hat diesen kein menschlicher Fuß mehr betreten, und obgleich manche kühne und unternehmende Männer, besonders ein ausgezeichneter französischer Reisender (Tournefort) ihr Äußerstes wagten und daransetzten, die Höhe zu erklimmen, so haben sie doch immer wieder von dem Versuche unverrichteter Sache abstehen müssen. Die armenische Bevölkerung erzählt sich dabei die Geschichte von einem türkischen Pascha (die Zeit konnte ich nicht ermitteln), der die Ersteigung erzwingen wollte und sich höchst vorsichtig mit Zelten und Provisionen für sein Gefolge versah; am zweiten Tag aber schon kam die ganze Klerisei in toller Verwirrung wieder heruntergestürzt und zwar viel schneller als sie hinaufgeklommen war und schwur, daß sie unterwegs von ganzen Scharen von Teufeln, Geistern und Kobolden angegriffen wären, die wahrscheinlich dieses Vorrücken als einen Eingriff in ihre alten langverjährten Rechte betrachtet hätten.*)

In Nachitschewan fand der Verf. als Generaldirector des Bezirks einen Polen von einer edeln Familie, der in Na-

*) Sollte denn Hr. P. Cameron nicht gehört haben, daß Professor Parrot d. J. 1829 den Ararat erstiegen und den höchsten Gipfel 16,254 Fuß hoch gefunden hat? Und nach ihm 1835 ein Russe. Das hätte wenigstens der deutsche Bearbeiter bemerken sollen. Im vorigen Jahre erstieg ihn Professor Abich aus Dorpat im Auftrag der russischen Regierung.

poleon's Heeren die spanischen, deutschen und russischen Feldzüge mitgemacht hatte, in der Schlacht bei Leipzig verwundet und gefangen wurde und als Oberlieutenant den französischen Dienst verließ. Die Stadt, von noch 17—20,000 Einwohnern, lag noch in Ruinen wie sie den Eroberern war übergeben worden. Er wohnte hier einer armenischen Procession nach dem angeblichen Grabe Noah's bei, der von den Armeniern besonders verehrt wird. Das Gebäude erschien ihm mehr einem verfallenen, gewölbten und mit Backsteinen überbauten Weinkeller (sehr charakteristisch) ähnlich denn etwas Anderm; es muß aber ein sehr altes Werk der Baukunst sein, „denn die einzelnen Steine sind noch mit jenem marmorharten Kitt verbunden, dessen Wiederauffinden in unserer Zeit so viele gescheite Männer umsonst versucht haben". In Eriwan, lange Zeit die Hauptstadt des nördlichen Persiens unter dem berühmten und mächtigen Hussein Khan, dem Surdar (Gouverneur und Befehlshaber der Truppen) der Grenze, Dessen zwar despotischer aber gerechter und fester Regierung Christen und Muselmänner noch mit freudigem Stolz gedenken (wie die armen Syrier der Ibrahim Pascha's), beschäftigte ihn vorzüglich der alte Held, der hier mit königlicher Pracht und Gewalt in dem Schlosse residirt hatte, an dessen einer Seite eine ungeheuere Felsmasse vom Flusse Zengui bespült emporstarrt. Die Felsmasse führt den Namen „Der Jungfrauensprung", weil, wie noch lebende Zeugen dem Reisenden erzählten, eine ihrem Bräutigam kurz vor ihrer Verbindung geraubte schöne Georgierin sich zu ihm, der seine Arme zum Felsen emporstreckte, herabstürzte und wunderbar, außer einigen leichten Quetschungen, unbeschädigt davonkam und vom gefürchteten Surdar dem Geliebten vermählt wurde. Wir finden die romantische Begebenheit hier novellistisch erzählt, wie sie der freundliche Wirth, ein armenischer Kaufmann, dem Reisenden soll mitgetheilt haben. Ob hier der freie Überträger nicht novellistisch nachgeholfen hat, müssen wir dahingestellt sein lassen. Eine einfachere Darstellung würde mehr mit dem Ganzen harmoniren. Den Weg durch das Diligan-Thal nach Tiflis, der Hauptstadt Georgiens, fand der Reisende in seinem gebirgigen Charakter sehr reizend und ließ sich mit seinen treuen Dienern zu einem Abwege von der Hauptstraße verleiten, auf dem sie sich verirrten und bei einbrechender Nacht in eine im dichten Walde am Feuer lagernde zahlreiche tatarische Horde geriethen, deren Führer er, als das Beste in solchem Falle, in festem vertrauenden Tone mit einem freundlichen „Salam Aleikum" begrüßte. Über die plötzliche Erscheinung erstaunt, aber gutmüthig erwiderte Dieser den Gruß, und als er ihre Verlegenheit vernahm, wurde ihnen sogleich die gastfreundlichste Aufnahme zu Theil. Am andern Morgen begleitete sie der Häuptling selbst bis ungefähr 12 Werst von der Stadt auf den rechten Weg. In Tiflis wurde der Reisende von dem Generalgouverneur — in dem Chef des Generalstabes fand er einen Sohn Kotzebue's —, durch den Diplomaten Mr. de Rodosinikin (so führt der deutsche Übersetzer sonderbarerweise und zuweilen zur Verwirrung die russischen Namen auf, als wären es französische) Demselben vorgestellt, sehr zuvorkommend aufgenommen. Er präsentirte sich ihm in Militairuniform und sagt (I, 44), daß es in dem durchaus militairischen Staate, wo alles Civil (die höhern Chargen der Diplomatie ausgenommen) nicht allein nicht geachtet, sondern sogar verachtet werde, gerathen sei, seine Besuche in Uniform abzustatten, da ein Besuch in Civilkleidern selbst für eine Beleidigung angesehen, und ein Offizier von den Russen in einer andern Kleidung gar nicht begriffen werden könnte, indem es keinem ihrer eigenen Offiziere verstattet sei, anders zu erscheinen. „Ähnliche Regeln werden von dem englischen Militair in Indien beobachtet", fügt er hinzu. Auch sieht sich der Reisende durch die Uniform „allen jenen tausend kleinen unangenehmen Belästigungen und Erpressungen enthoben, denen er in jedem andern Falle rettungslos ausgesetzt ist". Verhält sich Das auch so in Indien? Tiflis gewinnt mehr und mehr das Aussehen einer europäischen Stadt mit schönen Gebäuden und breiten Straßen. Einige Tage nach des Reisenden Ankunft

erregte ein Verfall theils große Entrüstung, theils Besorgniß, theils die Spottlust der Bewohner von Tiflis im höchsten Grade. Ein Gouvernements-Commissair nämlich, der unter sehr schwacher Bedeckung aus dem Süden mit einer ziemlich bedeutenden Geldsumme für den kaiserlichen Schatz nach Tiflis gesendet worden, war von einem Stamm der wandernden Tataren angefallen und geplündert worden und hatte leider dabei zugleich verschiedene schwere Beutel mit Dukaten (dem Lohn und Ertrag seiner eigenen mehrjährigen Arbeiten und Ersparnisse, in so vielen kleinen verschiedenen Erpressungen und Betrügereien bestehend) verloren; man kann sich denken wie er tobte... Etwa sechs Werst von der Stadt entfernt, in einem kleinen Thale an der linken Seite der Straße mußten die Männer, welche die Geldescorte erwarteten, im Hinterhalt gelegen haben, und so schnell hatten sie ihren Überfall bewerkstelligt, daß sich die Kosacken, keines Angriffs gewärtig, von den Pferden gerissen und gebunden und geknebelt auf der Erde liegend fanden, ehe sie nur daran denken konnten eine Lanze einzulegen oder einen Säbel zu ziehen. Dann bemächtigten sich die Räuber in aller Bequemlichkeit des Schatzes, dem Commissair nur freundlich bemerkbar machend, daß sie wüßten wie das Geld erworben sei, und es Denen zurückerstatten wollten, die ein ebenso gutes Recht darauf hätten als sein Kaiser und er, obgleich er es sich sicherlich zur hohen Ehre rechnen würde, ein Unglück mit seinem Fürsten gemeinschaftlich zu ertragen ... Das war nun freilich für den armen Commissair ein schauderhafter Spaß, denn wie loyal er auch wirklich sonst gesinnt sein mochte, so hat er doch gewiß diese Gelegenheit es zu beweisen für sehr unpassend gehalten und hätte seinem kaiserlichen Herrn sicher mit dem größten Vergnügen den alleinigen Genuß des Abenteuers überlassen.

Die Beschreibung der Horde durch den Geistlichen der deutschen Colonie, wie es viele in Georgien gibt, ließ keinen Zweifel, daß es dieselbe war, welche den Reisenden einige Nächte früher so gastfreundlich aufgenommen hatte. Der Reisende war bei der Audienz der Gesandtschaft, welche der Seraskier Pascha von Erzerum an den Generalgouverneur, ihn zu seinem Regierungsantritte zu becomplimentiren, abgeordnet hatte. Hier war Alles darauf berechnet den Morgenländer durch

Pracht in Erstaunen zu setzen. Bei dem Diner wurde der Reisende vom Generalgouverneur dem Gesandten vorgestellt und kam neben ihm zu sitzen.

Wehmüthig betrachtete Dieser aber die herrlichen Weine, die er an sich vorübergehen lassen mußte, und warf nur manchmal einen traurigen Blick auf den Mollah, der ihm mit seinem ernsten, kalten Gesicht gegenüber saß. Endlich aber, als ihn der Knall der Champagnerpfropfen fast zur Verzweiflung brachte, und sein Durst augenscheinlich mit dem Wunsche, den Gesetzen des Propheten zu folgen, kämpfte, frug ich ihn laut: „Ob er nicht ein Glas von diesem Ingwerbier trinken wolle." Er warf mir einen wirklich ernstkomischen Blick der Dankbarkeit zu und nahm es an und das Eis der Ceremonie war hierdurch gebrochen, ließ Glas nach Glas in schneller Reihenfolge verschwinden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Arabesken von Karl Oberleitner. Wien, Überreuter. 1845. 12.

Die Menschen haben zu allen Zeiten eine besondere Neigung für Sentenzen, Sprüchwörter, bon-mots, Devisen, Aphorismen und ähnliche kurze gehaltvolle Aussprüche gehabt; man hat es bekanntlich nicht unterlassen, viele Schriftsteller und Dichter auszubeuten und die sogenannten schönsten Stellen, innerlich unzusammenhängend, wie eine Perlenschnur aneinanderzureihen, und man hat damit zu jeder Zeit einem großen Theile von Lesern ein willkommenes Geschenk gemacht. Daß es aber nicht berücksichtigt wurde, nur solche Stellen auszuwählen, welche selbst nach der Trennung von ihrer ursprünglichen Umgebung noch denselben Werth, dieselbe Bedeutung behalten und überhaupt den Charakter einer Allgemeingültigkeit haben, hat die Erfahrung zur Genüge gelehrt, und es wird jedem Gebildeten, dem es um die Ehre eines Schriftstellers und um die wahre und tiefere Bedeutung von Aussprüchen zu thun ist, niemals gleichgültig sein, wenn solche traurige Sammlungen in die Welt geschickt werden. Man wird in der Regel nur die Speculation eines Compilators oder eines Verlegers darin erblicken können.

Ganz anders erscheinen uns dagegen die veröffentlichten Sammlungen, welche Schriftsteller und Philosophen von ihren eigenen Gedanken und Ansichten liefern, sobald nur der innere Gehalt derselben eine Veröffentlichung zu rechtfertigen vermag. Groß und unübertrefflich schweben uns hierbei die „Maximes et réflexions" eines Larochefoucauld vor und welcher denkende Leser sollte darin nicht eine ebenso tiefe und scharfsinnige Beobachtung gleichwie eine langjährig geprüfte Erfahrung erkennen und bewundern? Eine überraschende Auffindung und eine nicht minder überzeugende Enthüllung der Wahrheit leuchtet uns fast aus allen jenen Kernsprüchen hervor, welche mit kurzen und prunklosen Worten das Siegel der Echtheit selbst in der Einfachheit ihrer Form ausgeprägt haben. Aber auch nur solche Aussprüche, welche Wahrheit und Allgemeingültigkeit enthalten und einzeln für sich ein kleines abgeschlossenes Ganzes bilden können, sollte man einzeln aneinanderreihen und dem großen Weltpublicum vorlegen.

Karl Oberleitner, ein junger Schriftsteller in Wien, bekannt durch verschiedene humoreske Skizzen und Aphorismen (Arabesken) in der „Illustrirten Wiener Theaterzeitung", hat unter dem Titel „Arabesken" eine kleine Reihenfolge von Gedanken, Ansichten, Vergleichen und Anspielungen geliefert, welche von einer thätigen, bunten Phantasie zeugen, keineswegs aber von Reife und Prüfung, und deshalb besser noch einige Zeit im Herzen oder doch im Pulte des jungen Schriftstellers geschlummert hätten. Gibt man sich in leichten novellistischen Skizzen seinen bunt auftauchenden, regellosen Gefühlen und Ideen hin und streut diese unbekümmert um den ernsten logischen Kritiker in das dünne Frühlingsgewebe des Ganzen, so wird man überall Nachsicht und Schonung finden, nirgend Anstoß erregen; stellt man sich aber wie ein Gesetzgeber auf die Rednerbühne der Welt und predigt im kurzen Stil der Zwölftafelgesetze seine Ansichten und Meinungen, so wird derselbe Gedanke, welcher in einer Novelle Vergnügen gemacht haben würde, der strengsten Kritik unterworfen und mit Recht kalt getadelt.

Arabesken sind regellose Verzierungen und mit dieser Bedeutung ließe sich ein großer Theil jener literarischen Arabesken entschuldigen, indem das Ganze nur oberflächlich hingeworfene Gedanken- und Gefühlsspielereien verspricht. Aber wir wiederholen: solche Skizzen darf man nicht auf die vorliegende Art veröffentlichen; denn einem denkenden Leser, welcher sich nicht Sand in die Augen streuen läßt, können einzeln dastehende kurze Aussprüche nur dann von Werth sein, wenn sie allgemein wahr sind.

Oberleitner's „Arabesken" sind weniger gedacht als gesprochen, und mehr gemalt als gefühlt; ihr einziger Werth liegt oft nur in der poetisch-bildlichen Einkleidung, welche ohnedies noch gewöhnlich gesucht und schwülstig ist. Um aber nicht ungerecht oder lieblos zu erscheinen, müssen wir unser Urtheil mit einigen Beispielen begründen.

„Badeörter sind Curanstalten für eheliche Zwiste."

Dieser Ausspruch ist mehr komisch als wahr und entbehrt der schlagenden Allgemeinheit.

„Ein kaltes Herz ist eine duftlose Wachsblume."

Weshalb gerade eine Wachsblume? Wäre eine duftlose Blume (der Natur oder Kunst) nicht genug? Ebenso:

„Im Palmenschatten der Zufriedenheit schlummert die tugendhafte Armuth."

Was bedeutet hier Palmenschatten? Wo es darauf ankommt, eine Wahrheit auszusprechen und zu begründen, ist jedes poetische Anhängsel ohne Bedeutung störend.

„Ein glänzender Stil ist Das für schöne Gedanken, was eine goldene Vase für frischblühende Blumen."

Sollte Das wahr sein? Sollten frischblühende Blumen erst in einer goldenen Vase Werth und Genießbarkeit erhalten? Sind sie auf dem freien Felde in ihrer ursprünglichen Umgebung nicht ebenso schön, nicht schöner?

„Die Geburt ist die Einzieh-, der Tod die Ausziehzeit aus dem irdischen Wohnhause, in dem wir die Miethe mit unserm Leben bezahlen."

Dieser Vergleich ist gesucht und dennoch unangenehm durch seine Trivialität.

„Man stirbt vor Freude und stirbt vor Neid, — und beneidet Andere, wenn sie gestorben.",

Dies ist ein bloßes Wortspiel ohne innere Gedankenverbindung; nur der Gedankenstrich bindet hier die beiden Sätze.

„Liebe ist Galvanismus; die Lippen die leitenden Drähte der Gefühlsströme; verbindet man zwei Herzen, hat man einen galvanischen Apparat, mit dem man das Werthloseste vergolden kann. Das weibliche Herz bildet meistentheils den negativen, das männliche den positiven Pol; doch kommen zwei negative zusammen, ist die Verbindung unmöglich, wie auch zwei positive sich wirkungslos berühren. Die Freundschaft ist der Multiplicator, der den Strom der Gefühle verstärkt und dauernder macht; denn hier ist es die Seide der Bildung, verschlungen mit dem Metalldrahte der Empfindung, die den Liebesgalvanismus zu einem constant wirkenden macht. Zerreißt die Zwietracht die leitende Verbindung der Herzenselemente, hört auch der galvanische Strom auf. Wie der Galvanismus das Wasser in Wasserstoff und Sauerstoff zerlegt, so die Liebe die Thränen in Lust und Schmerz; Lust ist Sauerstoff, welcher alles Leben erhöht, Schmerz der Wasserstoff sentimentaler Seelen. Die Berührung der galvanischen Kette verursacht einen empfindlichen Schlag; auch in der Liebe treffen uns gar manche harte Schläge, die desto stärker sind, je mehr Herzen mit dem unserigen vereinigt sind. Ist einmal das Herz von den Leiden-

schaften oxydirt, hört sein Einfluß auf Andere auf und der galvanische Strom der Liebe ist unterbrochen."

Ist ein Bild so sehr technisch zergliedert und erklärt, wie kann man darin nur noch den geringsten Reiz erblicken, abgesehen von der übergroßen Gesuchtheit und Erzwungenheit des Einzelnen im Ganzen. Kürze ist der Hauptvorzug von geist- und witzreichen Aussprüchen und die Liebe darf nicht gar zu physikalisch behandelt werden.

„Schiller ist der Reichsapfel, Goethe der goldene Scepter des literarischen Deutschlands; — Heine der deutsche Voltaire, Börne der weinende Genius am Sarkophage deutscher Freiheit! — Wienbarg und Gutzkow sind die männlichen Staubfäden an den deutschen literarischen Blüten."

Hier erwartet man nach dem Reichsapfel und dem Scepter auch die Krone, das Schwert, den Mantel und alle übrigen kaiserlichen Reichskleinodien; statt dessen springt der Dichter auf der Brücke eines Gedankenstrichs vom Scepter des deutschen Reichs auf Voltaire, von Diesem auf den weinenden Genius und von diesem über einen zweiten Gedankenstrich auf die männlichen Staubfäden an den deutschen literarischen Blüten über, während Schiller, Goethe, Heine, Börne, Wienbarg und Gutzkow die Reihe der Verglichenen bilden. Dies ist aber doch etwas stark verwirrt. Wo ist hier Logik des Gedankens? wo Zusammenhang? Wenn Oberleitner eine Reihe von Schriftstellern in ein Ganzes bringen will und sich dazu eines Bildes bedient, warum läßt er dasselbe augenblicklich wieder fallen und springt ohne alles Bedenken von deutschen Reichskleinodien auf Voltaire u. s. w. über? Was hat Dieser mit Jenen zu schaffen? Weshalb Heine ein Voltaire, Wienbarg und Gutzkow die männlichen Staubfäden an den deutschen literarischen Blüten sein sollen, Das wagen wir gar nicht näher zu untersuchen, es sei genug, die allzu große Ungeregeltheit des ganzen Gedankens gezeigt zu haben.

„Wehmuth, du Dorn der Lebensrose, warum verletzest du das menschliche Herz? Bist du der Keim des schlummernden Todes in uns? Warum übst du so großen Einfluß über alle fühlenden Wesen? Die Freude verstummt plötzlich, das Auge füllt sich mit Thränen, drängst du dich leise in das weiche Herz ein. Du mahnst uns an das Vergängliche und zeigst uns in deinem Hohlspiegel die Einfältigkeit des irdischen Zaubers und läßt uns darin schauen, wie in einer Stunde Das zerstört wurde, was Jahrhunderte geschaffen!"

Hier ist blos subjectives Gefühl ausgesprochen und es fehlt die Grundlage der allgemeinen Wahrheit.

„Jeder schöne Gedanke, den wir niederschreiben, rettet uns eine Secunde der fliehenden Lebenszeit; denn so oft wir denselben wieder lesen, gesellt sich der geschwundene Augenblick zeugend zum gegenwärtigen."

Dieser Ausspruch ist sehr wahr, doch soll man nicht jeden, selbst nicht jeden schönen Gedanken veröffentlichen; der Dichter muß auch Etwas für sich, für seinen eigenen innern Bildungsbedarf behalten.

„Die Erinnerung begleitet uns wie ein trauernder Schatten im Sonnenschein des Glücks."

Hier ist die Erinnerung nur einseitig aufgefaßt; als ob wir uns nicht mit derselben Stärke angenehmer Zeiten erinnern könnten, und als ob nicht selbst die Erinnerung vergangener Leiden das Gefühl des gegenwärtigen Glücks zu erhöhen pflegte! Hiermit vergleiche man den Ausspruch:

„Erinnerung ist der Friedhof unserer Erlebnisse."

Warum der Friedhof?

Nur wenige Arabesken von Karl Oberleitner lassen sich vor der Beleuchtung einer logischen, ruhigen Anschauung aufrecht erhalten; die wenigsten tragen eine erkennbare Wahrheit in ihrem Innern und nur wenige sind in ein entsprechendes Bild eingekleidet; die meisten sind Ansichten, wie sie jedem Menschen von Phantasie je augenblicklich in der Seele aufsteigen und welche ein junger Schriftsteller mit Recht aufzeichnet, um sich selbst klar zu werden und die Wahrheit aller Dinge nach und nach zu erforschen. Aber niemals sollte man sich es einfallen lassen, solche leichte Gedankenskizzen durch die Presse zu veröffentlichen, bevor man sie tausend mal gelesen und jahrelang geprüft hat. Ein einziger Gedanke von Larochefoucauld enthält mehr Nachdenken, Beobachtung und Lebenserfahrung als alle Arabesken von Karl Oberleitner zusammengenommen. Wir wollen diesen jungen Schriftsteller hiermit keineswegs entmuthigen, wir sind ihm vielmehr aufrichtig gewogen; aber ernstlich warnen müssen wir vor solchen Sammlungen, sowol im Interesse der Literatur als auch der einzelnen Schriftsteller. Was wäre leichter als tausend solcher Gedanken aus seinen Papieren zusammenzusuchen und daraus ein Bändchen zu machen wie das vorliegende? Der Schriftsteller würde auf diese Weise ein wahres Schlaraffenleben führen und mit seinen mühelosen Einfällen den Namen eines gedruckten Gelehrten erobern.

Da diese Arabesken, welche die Spalten einer Tageszeitung immerhin verzieren und illustriren mögen, jedoch nunmehr die Stellung eines selbständigen Büchleins eingenommen haben, so gehören sie auch dem Bereiche der Literatur an und mußten deshalb ernster besprochen werden als sonst geschehen sein würde. Der Verf., welcher diese Arabesken dem Dichter Otto Prechtler in Wien gewidmet hat, übergibt übrigens dieselben dem Publicum mit den Worten:

Früchte nicht kann ich euch bieten —
Samen sind es künst'ger Blüten —
Same, der vom Baum des Lebens,
Aus der Frucht des eig'nen Strebens,
In Erinn'rung großer Geister,
In Betrachtung edler Meister,
In dem Drange nach dem Ziel —
Nicht auf dürren Boden fiel.
Der Gedanken junge Triebe
Macht gedeihen — eure Liebe.

in einer so bescheidenen, liebenswürdigen Weise, daß man sich gern zu ihm hingezogen fühlt und gleich einem strafenden Vater die Nachsicht der Liebe nur mühsam unter der ernsten Miene der Pflicht zu verbergen weiß. 110.

Literarische Notiz aus England.

Eine neue schottische Dichterin.

In einem kleinen, wunderschön gedruckten und mit entsprechenden Kupfern ausgestatteten Quartbande hat Mistreß Ogilvy, in London an einen Engländer verheirathet, aber von schottischer Herkunft und in Schottland erzogen, eine Sammlung Gedichte und Romanzen veröffentlicht unter dem Titel „A book of Highland minstrelsy" (London 1846). Der Inhalt erzählt meist Sagen und Märchen aus den schottischen Hochlanden, fast ohne Ausnahme tadellos. Tief und lebendig hat die noch sehr junge Dichterin den wilden, schwermüthigen Sinn des Gaelen erfaßt, hat mit glücklichem Fleiße seine untergehenden Legenden gesammelt, die Ausschmückung seiner träumerischen Märchen ihrer Phantasie vertraut und mit seltener Gewandtheit des Ausdrucks wahre Poesie geschrieben. Kurze Proben lassen sich nicht ausheben. Könnten lange gestattet sein, würde wieder die Wahl schwer werden, denn wie „Shrift of Janet Campbell" für den tragischen Ernst und „Parting on the brig" für häuslichen Schmerz, so zeugt „Vow of Jan Lom" für das rechte Maß der Behandlung einer alten Sage. Wer die Dichterin durch Übersetzung einer ihrer Gaben in Deutschland einführen will, greift vielleicht nicht fehl, wenn er „Lord Murray" wählt. 16.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 323. —— 19. November 1846.

Die neueste Literatur über Rußland.

Zweiter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 322.)

Ein militairisches Fest zu Ehren eines vom Kaukasus zurückkehrenden türkischen Cavalerieregiments, mit einem Manoeuvre verbunden, welches der Reisende unter dem Hetman der Kosacken, seinem Freunde, nicht ohne Gefährlichkeit mitmachte, gibt ihm Gelegenheit zu manchen, bis auf die trefflichen Linienkosacken, nicht ganz günstigen Bemerkungen über das russische Militair. Er tadelt die Plumpheit und Steifheit der Infanterie, die aus der kleinlichen Corporal-Drillung hervorgeht, und die Zerlumptheit der russischen Krieger außer dem Dienste (wie wir wissen eine Folge des Raubsystems ihrer Offiziere). I, 66 heißt es:

Es möchte übrigens hier am Platze sein, einige Bemerkungen über das militairische Gesetz der Russen hinzuzufügen, das keineswegs zum Vortheil derselben spricht. Diese fürchterliche Strenge einer unnachsichtigen, ja grausamen Disciplin erniedrigt die Soldaten selbst zu bloßen willenlosen Automaten, sodaß sie, wie andere Maschinen, deren Feder oder Kette, die sie in Bewegung setzte, gebrochen, matt und kraftlos in sich zusammenfallen, wie Dies schon oft der Fall, daß, wenn vielleicht der Führer und einige der höhern Offiziere fielen, von den Unteroffizieren keiner im Stande war den Befehl zu übernehmen und das Corps zusammengehauen wurde ... Noch vor 12 Jahren konnten die Offiziere eines Regiments, sogar Capitaine (!) und Subalterne, nicht allein von ihren Vorgesetzten körperlich bestraft werden, sondern es war ein keineswegs ungewöhnlicher Fall, daß sie an den Tischen Derselben wie Diener oder Sklaven aufwarten mußten.

Ein Husarenoffizier, erzählt der Verf., war mit wichtigen Depeschen im Begriff von einer Poststation abzufahren, als ein Stabsoffizier, der nicht Pferde vorfand, ihm seine Pferde ohne Weiteres abspannen und sich vorlegen lassen wollte. Der Husarenoffizier trat an den Wagen und machte ihm ehrerbietig Vorstellungen dagegen; der Stabsoffizier sprang wüthend heraus und schlug ihn mit der Faust ins Gesicht. Der Beleidigte griff nach seinem Pistol und schoß ihn nieder. Das Kriegsgericht verurtheilte den Thäter nach Sibirien in die Bergwerke. Der Kaiser ließ das Kriegsgericht sich noch einmal versammeln und legte ihm die Frage vor, ob der Husarenoffizier erst nach dem Faustschlag das Pistol geladen oder es schon geladen zur Hand gehabt habe, und da das Letztere der Fall war, so cassirte er das Urtheil. „Welches freudige Staunen dieser Bescheid, besonders bei den Gutgesinnten, erregte, obgleich sich die rohe Aristokratie dadurch natürlich in ihren Rechten gekränkt sah, kann man sich denken.“ Dann kommt er auf die Strafe der Degradation der Offiziere, die sich eines Vergehens schuldig gemacht, zum Gemeinen, wodurch die Grenzlinien zwischen Soldaten und Offizier verwischt werde, führt für die Unzweckmäßigkeit dieser Strafe, da der Degradirte sich wieder bald zu seinem vorigen Range aufschwingen kann, mehre schlagende Beispiele an, und rügt

das Recht, was jeder Offizier hat, vom Fähndrich aufwärts, fast unbegrenzte körperliche Strafe an irgend einem der gemeinen Soldaten zu vollziehen, ohne dafür oft einen Grund zu haben, was natürlich nur zu häufig benutzt wird, um irgend einen plötzlichen Eigensinn oder Privatrache oder augenblickliche zornige Leidenschaft (Aufwallung) zu befriedigen. Furcht ist das Hauptprincip des russischen Militairgesetzes, und daher bemüht sich selten der Offizier (außer einigen schönen Ausnahmen) die Zuneigung und freundliche Gesinnung der Gemeinen für sich zu gewinnen; und doch ist kein Wesen auf der weiten Welt geneigter als gerade der russische Soldat, die Güte seines Vorgesetzten anzuerkennen und zu würdigen.

Das Letzte was er noch bemerkt „ist die entsetzliche Grausamkeit, mit der das System körperlicher Züchtigung, besonders bei dem sogenannten Spießruthenlaufen“ gehandhabt wird. Nun, das englische Militair will sich seine neunschwänzige Katze auch nicht nehmen lassen.

Von Tiflis ging die Reise durch den wichtigen und beschwerlichen Paß von Wladekawkas, im Übrigen aber durch die entzückendsten Gebirgsgegenden nach den außerordentlich kräftigen Bädern des Kaukasus. Gleich in der ersten Nacht überfiel den Reisenden ein furchtbarer Gewittersturm. Die Schilderung desselben ist sehr lebendig. Noch manches Abenteuer brachte ihn nach Pätigorsk, dem Hauptbadeorte. Wahrscheinlich ist es der Übertrager, der (I, 81) Kibitke und Telege miteinander verwechselt. Die Kibitke ist bedeckt und ein keineswegs unbequemes Fuhrwerk; die Telege dagegen ist unbedeckt und entspricht seiner schauderhaften Beschreibung. Der Verf. hielt sich längere Zeit in Pätigorsk auf, von wo aus er manche interessante, aber auch gefahrvolle Ausflüge machte, bei welchen ihn sein Glücksstern bewahrte. Wir finden hier eine ziemlich be-

taillirte Schilderung des Kriegsschauplatzes und des Guerillakriegs der Bergvölker, mit denen unser Reisender ziemlich oft unvermuthet zusammentraf. Besonders war Dies der Fall mit einem jungen Häuptling, der, früher in russischen Diensten, sich verletzt gefunden und über den Kuban geflohen war, wo er mit offenen Armen aufgenommen wurde. Er hatte den Russen die blutigste Rache geschworen und hielt seinen Schwur bei den plötzlichen Überfällen der Militairposten längs der Linie, die er fast beständig in Allarm hielt. Die unaufhörlichen Einfälle der Bergvölker, die in der Stille der Nacht den Kuban überschreiten und dann mit todesverachtender Wuth die Militairstationen stürmen, machen den Aufenthalt in diesen reizenden Bädern unsicher und unbehaglich. Sehr interessant ist die Schilderung eines in Kislawosk während eines Balls beabsichtigten Überfalles, der aber durch die vorsichtig getroffenen Maßregeln des Commandanten, eines deutschen Barons P., vereitelt wurde und in dessen Anführer der Reisende seinen gefürchteten jungen Freund aus den Bergen zu erkennen glaubte. Die Gebirgskrieger zogen nach einer Recognoscirung 10—12 Werst weiter und überfielen einen Militairposten, den sie zusammenhieben und werthvolle Pferde, einen großen Vorrath von Ammunition und eine beträchtliche Anzahl Rinder und andere Hausthiere mit sich fortschleppten. In den Bädern wurde der Reisende mit den vornehmen Polen und Russen bekannt, welche Erstere in Folge des Aufstandes zur Befreiung ihres Vaterlandes und die Letztern für den Militairaufstand bei der Thronbesteigung des Kaisers Nikolaus lebenslänglich nach Sibirien verbannt und durch den Großfürsten Thronfolger Alexander auf seiner Reise durch Sibirien erlöst und nach dem Kaukasus versetzt waren. Er erzählt hierbei einen schönen Zug des jungen Großfürsten, der die Befreiung des Obersten N. (dem seine Gattin in die Verbannung gefolgt war) auf die edelste Weise bewirkte. Die Verbannten wurden nach dem Kaukasus versetzt, um als gemeine Soldaten zu dienen. Der Verf. sagt (I, 112):

Doch klingt Dies grausamer als es wirklich ist, denn nach den slawonischen (?) Gesetzen erhält ein Edelmann, der gegen den Feind gesandt sich zum Offiziersrange emporschwingt (was im Kriege, falls ihn nicht die blutige Sense der Schlachten hinwegmäht, selten oder nie lange ausbleibt), zwölf Monate nach seiner ersten Bestallung Alles was er verloren, Rang und Vorrechte zurück und darf seinen bisherigen Stand als freier Edelmann verlassen ... Von Mehren dieser Unglücklichen erhielt ich auch etwas genauere Nachrichten über jene fernen und gefürchteten Einöden, in welchen Einige von ihnen acht bis zehn Jahre verlebt hatten; wie es aber mit vielen Sachen geht, so auch mit diesen: die Schrecknisse werden schlimmer und gefährlicher ausgemalt als sie wirklich sind, und wenn auch die Strafe, Gott weiß es, hart genug ist, so behandeln andere Länder ähnliche Verbrechen kaum milder. Die Gefangenen jener Wildniß haben doch wenigstens die frische freie Himmelsluft, und bedeckt auch, sechs Wochen im Jahre ausgenommen, ewiger Schnee die öden Flächen, so besitzen sie doch warme Wohnungen, Kleider und Provisionen im Überfluß und dürfen frei und ungehindert mit ihren Leidensgefährten verkehren.

Wir führen Dies an gegen den Verf. von „Rußlands inneres Leben", der uns gerade wegen dieses Punktes grimmig angeschnaubt hat. Wir müssen der Versuchung widerstehen, bei den vielen interessanten Zügen und Schilderungen zu verweilen, und uns begnügen des Verf. Ansichten von dem Resultate dieses merkwürdigen Freiheitskampfes, der uns in seinen Erscheinungen oft in die Scenen des grauen Alterthums versetzt, mitzutheilen. Nach einer scharfen Kritik der bisherigen Hauptanführer, unter denen Yermolow ungeachtet der oft verübten Grausamkeiten doch das meiste Gute und Baron Rosen, der bekanntlich des Commando wegen seiner unglaublichen Erpressungen und Unterschleife entsetzt werden mußte, das Verderblichste leistete, lesen wir I, 154:

Nicht zu leugnen ist es übrigens, daß ein großer Theil des Unglücks und der Niederlagen, welche die moskowitische Armee erlitten, daß Tausende von geopferten Menschenleben und ungeheuern Summen Geldes der Thorheit, Schurkerei und Bestechlichkeit einiger der kaiserlichen Offiziere zugeschrieben werden muß; und in der That ist, wie mein Freund L. bemerkte, die Aufgabe der Generale Golowin, Grabbe und Rajewsky, wie anderer gutgesinnter russischer Befehlshaber bis jetzt nur gewesen, die Fehler und den Schaden wiedergutzumachen oder zu verbessern, der durch ihre Vorgänger und deren Geschöpfe entstanden war ... Nun aber ist die Frage, ob jener ungeheuere Aufwand von Blut und Schätzen, der an die Errichtungen jener zahlreichen Posten und Festungen gewandt worden, den russischen Interessen hinsichtlich der Förderung des Planes jenes Land zu unterwerfen nützlich gewesen sei? ... Hierauf kann ich nur antworten, daß die Zeit allein jene Resultate erklären und rechtfertigen kann, die durch das jetzige System des kaukasischen Kriegs herbeigeführt werden. Es ist aber ein Kampf, auf den kommende Generationen mit Staunen und Verwunderung zurücksehen werden; denn auf der einen Seite steht ein Kaiserreich, das vor einem Jahrhundert kaum gekannt und beachtet wurde, dessen rasend schnell wachsende Macht und Größe es aber gegenwärtig für einen Theil der europäischen Mächte zu einem Gegenstand der Bestürzung, für einen andern des Hasses und Neides macht, während es Alle mit gleicher ängstlicher Wachsamkeit beobachten: ein Kaiserreich, dessen Territorium gegenwärtig ein Drittheil der bewohnbaren Erde mit einem Einkommen und einer Armee bildet, welche in Truppenzahl die der größten Nation um das Doppelte übersteigt, und einem Drittel der sämmtlichen Bevölkerung des Landes gleichkommt, mit dem es Krieg führt. Auf der andern Seite dagegen zeigt sich ein über ein weites Land zerstreutes Volk, das, von den Ufern des Schwarzen bis zu denen des Kaspischen Meeres, Weiber und Kinder eingerechnet, kaum drei Millionen Seelen zählt, das, von Geld, Kanonen und Material gleich entblößt, dem mächtigen Feinde Nichts entgegenzustellen hat als starke Arme, unzerstörbaren Muth, heilige Vaterlandsliebe und unzähmbare Wildheit, zugleich mit dem günstigen Boden seines Landes als Schutz, der seit der Schöpfung der Welt die Heimat seiner Kinder von dem Joch und der Unterdrückung einer fremden Macht frei gehalten hat. Dies Land aber, von großartiger, entzückender Naturschönheit mit seinen reichen Thälern und tiefen Bergschlünden, die jedoch von ungangbaren Sümpfen eingeschlossen, den Reihen der Eroberer verderblicher sind als dem nie fehlenden Scharfschützen der Gebirge, trägt oben, weit höher als die moskowitischen Kanonen ihre eisernen Todesboten schleudern können, ungeheure Flächen der seltensten Schönheit und Fruchtbarkeit, auf denen die gewaltigen Heerden der Stämme in Frieden und Sicherheit weiden können, während jene der Feinde sich nie aus dem Bereich ihrer Feuerschlünde hinauswagen dürfen. Hinter diesen Ebenen steigt der schneeige Patriarch Elborus in seinen Mantel gehüllt empor und schaut wie verachtend nach den

Fremden hinüber, die nur den Gedanken zu fassen wagten, seine starren Glieder in Fesseln zu legen.

Einem talentvollen und geistreichen russischen Stabsoffiziere, der in der Betrachtung der Scenerie äußerte: „Jahre werden noch vergehen ehe wir siegen können, und was für eine ungeheuere Macht wird dann erfoderlich sein, das wirklich Errungene zu bewahren? Was sagen Sie dazu?" erwiderte er, daß Dies wol dem scharfsichtigsten Staatsmann oder tüchtigsten Befehlshaber schwer, ja unmöglich sein würde zu beantworten, da vielleicht eine Änderung von Umständen in der westlichen Hemisphäre auch diesem Kriege eine andere Wendung geben könne; als Soldat aber müsse er ihm sagen, daß ihn zwei wichtige Gründe zu dem Glauben bewögen, daß es noch sicherlich eine sehr lange Zeit dauern würde, bis diese Bergvölker unterjocht werden könnten: die günstige Gestaltung und Beschaffenheit des Landes für das tapfere Volk wie der wilde, trotzige Muth der Cirkassier selbst, der in allen Ländern der Erde die Bergvölker am längsten von jedem Joche freigehalten habe; und zweitens die Überzeugung, daß der russische Soldat ebenso gut als Grenadier wie schlecht als leichter Fußsoldat und Tirailleur sei.

„Sie sprechen, selbst ein Bergbewohner" (wahrscheinlich ein schottischer Hochländer), erwiderte der Russe lächelnd, „auch natürlich mit den Gefühlen und Ideen eines solchen." „Und Sie", entgegnete er ihm, „mit dem eines Stabsoffiziers — voilà tout." Hier endigen die Notizen — fährt der Reisende fort — die ich über diese interessanten Regionen niedergeschrieben; aber dennoch zögert die Feder und will nicht scheiden von der Erinnerung jener mir so lieb gewordenen Orte. Meine Wanderung durch den Kaukasus und seine Provinzen war eine ununterbrochene Kette von Vergnügungen und Unterhaltung gewesen, und ich bin von Russen und Kosacken, von Cirkassiern und Tataren mit einer Freundlichkeit und Gastfreundschaft aufgenommen worden, der ich stets mit der herzlichsten Dankbarkeit gedenken werde.

Wird das neue System der Freundlichkeit und des Handels, das der gegenwärtige Oberbefehlshaber Fürst Woronzow anwendet, und wie es scheint am Kuban mit großem Erfolge, die Bergvölker den Russen geneigter machen? Wir könnten es glauben, wenn — nur die russischen Civil- und Militairbeamten nicht eben russische wären, die ihre Natur in die Länge nicht verleugnen können. Ein interessanter charakteristischer Zug, den der Reisende mittheilt, könnte wol zu jenem Glauben bringen. Nachdem der Verf. die Schönheit der beiden Geschlechter, vorzüglich des männlichen, gepriesen hat, sagt er (I, 175):

Reiterübungen und Jagd wie Musik und Tanz bilden ihre Hauptvergnügungen, und besonders geben sie sich dem letztern mit einer Leidenschaft hin, die sie selbst, in Fried und Freundschaft, bis mitten unter ihre Feinde hineintreibt. Wie mir gesagt wurde, so ist es ein keineswegs ungewöhnlicher Fall, daß verschiedene Häuptlinge und cirkassische Edle, die mit der russischen Regierung in offener erklärter Feindschaft leben, wenn sie wissen, daß sie dem Wort des commandirenden Generals fest vertrauen können, um die Erlaubniß nachsuchen, die Sommermonate an den heißen Quellen zubringen zu dürfen: eine Bitte, die, so sonderbar es auch klingen mag, fast stets erfüllt wird und, wie mir von vielen Seiten bestätigt wurde, den russischen Interessen mehr Vortheil bringt als jahrelange Kämpfe und Kriege.

Er erzählt, wie ein deutscher Reisender im Dienste der russischen Regierung gefangen genommen und in die Berge geschleppt und nur gegen ein schweres Lösegeld in Freiheit gesetzt war. Er ging nach Pätigorsk, um seine angegriffene Gesundheit herzustellen, und traute seinen Augen nicht, als er eines Abends bei einem großen Balle zur Geburtsfeier der Kaiserin in dem kräftigen edelausschauenden cirkassischen Häuptlinge, der gerade zwei jungen reizenden Damen ämsig den Hof machte und keineswegs spröde von ihnen behandelt wurde, seinen Wirth aus den Bergen zu erkennen glaubte. Er suchte den Commandanten der Garnison auf und theilte ihm sein klägliches Abenteuer und seine Überraschung mit; war aber sehr bestürzt, als der General ihm lächelnd erklärte, Wer auch der Fremde sei, und wenn das Blut des Kaisers an seiner Hand klebe, dürfe ihn doch Niemand an diesem Orte antasten, da er dem Ehrenworte des Generals Rajewky freies Geleit und freien Aufenthalt verdanke. Er machte sich den Spaß dem Häuptling den Reisenden vorzustellen, und Jener gab sich Diesem sehr freundlich zu erkennen, erkundigte sich mit vieler Güte nach der Gesundheit seines frühern Freundes und versicherte ihm mit vieler Herzlichkeit im Tone, daß es ihm ein wahres Vergnügen gewähren würde, ihn wieder einmal unter seinem Dache zu beherbergen. Der Reisende gedachte des dreitägigen Rittes, von dem er noch die Nachwehen zu empfinden glaubte und der ansehnlichen Erleichterung seiner Kasse, und trat bei der letzten Höflichkeitsversicherung unwillkürlich einen Schritt zurück, „während ein ziemlich hörbares Gekicher, besonders von dem weiblichen Theil der Gesellschaft aus, den ganzen Kreis durchlief".

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Sieg des Socialismus über den Jesuitismus, oder die Constitution der Jesuiten und ihre geheimen Verhaltungsbefehle. Von Th. Dezamy. Aus dem Französischen mit einem Nachwort von E. Weller. Leipzig, Jurany. 1846. 8. 1 Thlr.

Jesuitismus oder Socialismus! Daß in diesen beiden Endpunkten die Zukunft der europäischen Zukunft liege, daß kein Übergang, keine Vermittelung möglich sei, Dieses sucht Dezamy in der vorliegenden Schrift mit ebenso viel Belesenheit als Scharfsinn nachzuweisen. Er weist nach, daß der Jesuitismus eben stark und groß geworden sei durch die socialen Elemente, welche er schlau zu benutzen wußte; er beweist Dies durch die innere Geschichte, durch die ausgezogenen geheimen Statuten der Gesellschaft Jesu. Darum sagt er: „Man wüthet gegen alle Werke und Thaten der Jesuiten; man verschont kein Princip, keine Meinung, keinen Begriff, keinen Maßstab. Man haut und stößt auf das Gute wie auf das Schlechte, auf das Wahre wie auf das Falsche, auf das Gewisse wie auf das Ungewisse; daher kommt es, daß man sehr oft zu einem dem verfolgten gerade entgegengesetzten Zielpunkt gelangt." „Man macht sich im Allgemeinen sehr irrige Vorstellungen von der Macht der Gesellschaft Jesu; man erhebt sie entweder überdiemaßen oder man macht zu wenig daraus. Die Einen glauben, das ganze Geheimniß ihrer Stärke beruhe auf ihrer Machiavellistischen Politik und man brauche nur diese abscheuliche Politik bloßzustellen, um den Jesuitismus zu zerschmettern." Aber wie nun Dezamy darthut, schöpft der

Jesuitismus nicht aus seinem Machiavellistischen Geiste das Princip der Stärke; seine eigentliche Stärke zieht er aus den Elementen der Ordnung und der Vereinigung, die seine Constitutionen erhalten. „Weit entfernt also, gegen das Princip der Vereinigung loszuschimpfen, weil es unter den Händen der Jesuiten zu einer gefürchteten und grausamen Waffe wird, muß man in ebendemselben Princip, sobald es vom Geiste der Freiheit geläutert und belebt, das wirkende Mittel suchen, welches uns von dem Aussatze des Jesuitismus befreien wird." So liefert also Dezamy eine durchaus neue und eigenthümliche Kritik des Jesuitismus. Der Jesuitismus ist, indem wir Dezamy weiter verfolgen, weit entfernt, in sich selbst eine dauernde und ernste Macht zu besitzen; aber seine Gegner sind schwach. Da er gegen kein organisirtes Ganze zu kämpfen, fast kein gewisses Princip der Vernunftmäßigkeit und Gerechtigkeit gegen sich hat, so braucht er zu seiner Aufrechthaltung nur Kraft des Widerstandes. Sobald aber die Einheit unter seinen Gegnern sich erhebt, sobald sie dem Despotismus der Constitutionen Loyola's wahrhaft freie brüderliche Constitutionen unterschieben, sobald ein geordnetes Ganzes sich dem geordneten Ganzen gegenüberstellt, dann wird beim geringsten Hauche dieses Bild mit Thonfüßen auf seinen Grundvesten schwanken und für immer zusammenstürzen. Also für den Jesuitismus den Socialismus! Möge Dezamy selbst reden:

„Völker, wollt ihr völlig und entschieden triumphiren? So mögen eure Gefühle Vorstellungen werden, mögen sie sich läutern und erleuchten, mögen sie sich in bestimmte und überzeugende Principien formen, mögen sie sich zu einem thatsächlichen Systeme ausbilden. Schließen wir uns nicht in ein unumschränktes Ideal ein, wie folgerichtig und erhaben auch dieses Ideal sein mag: forschen wir unablässig nach den wirksamsten und leichtesten Mitteln zur Ausführung. Aber vor Allem seien wir nicht intolerant und ausschließend; lassen wir fortwährend unsere Reihen und unsere Lehren offen. Dann, erst dann wird das Schiff der Menschheit nicht mehr dem Sturme zum Fangball dienen und von Klippe zu Klippe stürzen; dann werden wir mit kühner und sicherer Hand die Piloten der socialen Ordnung es im raschen Laufe endlich in den Hafen der Freiheit und des Glücks steuern können. Die Organisation, die Wissenschaft sind die wichtigsten Punkte; nach der Herrschaft des Glaubens trachtet Keiner mehr, Alle zielen nach der der Überzeugung, der Gewißheit."

Um die Wahrheit seiner Behauptungen nachzuweisen, zergliedert Dezamy erstens die hauptsächlichsten Punkte der Constitutionen Loyola's in der Kürze und zweitens vergleicht er mit der darin enthaltenen Lehre die Grundsätze der Gerechtigkeit, Freiheit und Einheit des modernen Socialismus; zu diesem Behufe hat er endlich ein vollständiges Muster der Association unter dem Titel „Gesellschaft für auswärtige und innere Colonisirung" entworfen. Indem Dezamy die Thätigkeit der Jesuiten-Missionen in Paraguay betrachtet, zieht er daraus Folgendes:

„Ich schließe aus dem Allen, daß die Jesuiten in der That einige Keime von Gerechtigkeit und einige Aufklärung in die neue Welt gebracht, daß aber diese Keime in ihrem Emporsprossen von einer Masse Unkraut erstickt, diese Aufklärung von abscheulicher, ungeheuerer Finsterniß verschlungen wurde. Mit andern Worten: ist man nicht, wenn man es ihnen zur Ehre anrechnen kann in Paraguay gute sociale Einrichtungen oder wenigstens den Entwurf zu einer guten Organisation gelegt zu haben, andererseits berechtigt, von ihnen strenge Rechenschaft zu verlangen über die sonderbaren, abscheulichen Beschränkungen welche sie zu der Lehre hinzugefügt, über alle Ungerechtigkeiten und Tyranneien die sie ohne Scham mit den so reinen Principien der Vereinigung und der Gegenseitigkeit verknüpft haben?"

Nachdem Dezamy in 57 Paragraphen die Statuten seiner organisirten Gesellschaft aufgestellt hat, beleuchtet er: 1) die Einwürfe gegen das Princip der Association; 2) gegen die Folgerungen des Socialismus. In einer ruhigen, klaren, allgemein verständlichen Sprache werden die Einwände, welche man fortwährend im Gespräche, in Journalen und Büchern aufwirft, scharf und glänzend widerlegt. Wie großartig und edel erscheint uns diese schlichte Entwickelung gegen jeden politischen Parteifanatismus! Zwischen Jesuitismus und Socialismus werden sich die Geschicke der europäischen Welt entscheiden, aber der Jesuitismus ist nicht blos bei den dunkeln Jüngern Loyola's, er ist auch bei den politischen Parteien, welche in der Presse und auf der Tribune für Fragen kämpfen, denen das Interesse des Volkes vollkommen fremd geblieben ist. Der Jesuitismus ist nach Dezamy der Geist des Todes, der Finsterniß und des Fanatismus, der Geist der Demuth, Furcht, Unterdrückung ist die List, die Heuchelei, der Verrath in ihrer Vereinigung und Verherrlichung; es sind alle Ungerechtigkeiten, Laster und Verbrechen zu religiösen Nothwendigkeiten erhoben; es ist mit Einem Worte der Gesammtinbegriff der Entwürdigung des Menschengeschlechts. Der Socialismus dagegen ist ein glühender Herd von Wahrheit, Licht und Leben, ist der Geist der Freiheit, Rechtmäßigkeit und Gerechtigkeit; sein Zweck ist ein Werk der Verbreitung, der Brüderlichkeit und der Menschenliebe. Er ist nicht die Vollkommenheit selbst, aber der Anfang alles Fortschritts, er ist ein wunderbar gebautes Schiff, welches ohne Sturm und Gefahr seine Fahrt auf dem weiten Meere aller Tugend und Glückseligkeit befolgen kann und kein Stranden befürchten läßt.

28.

Literarische Anzeige.

Neue medicinische Encyklopädie.

Im Verlage von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** erscheint und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Encyklopädie der medicinischen Wissenschaften.

Methodisch bearbeitet von einem Verein von Ärzten unter Redaction von

Dr. A. Moser.

Gr. 12. Geh.

Jede Abtheilung dieser Encyklopädie ist einzeln unter besonderm Titel zu erhalten; erschienen sind:

I. Handbuch der topographischen Anatomie, mit besonderer Berücksichtigung der chirurgischen Anatomie zum Gebrauch für Ärzte und Studirende, bearbeitet von Dr. ***L. Roehmann.*** 1844. 3 Thlr.

II. Handbuch der speciellen Pathologie und Therapie, bearbeitet von Dr. ***L. Posner.*** Erster und zweiter Band. 1845—46. 4 Thlr. 12 Ngr.

(Der erste Band: „Acute Krankheiten", kostet 2 Thlr.; der zweite Band: „Chronische Krankheiten. Erster Theil", 2 Thlr. 12 Ngr.)

III. Die medicinische Diagnostik und Semiotik, oder die Lehre von der Erforschung und der Bedeutung der Krankheitserscheinungen bei den innern Krankheiten des Menschen, bearbeitet von Dr. ***A. Moser.*** 1845. 2 Thlr.

Verantwortlicher Herausgeber: **Heinrich Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 324. —— 20. November 1846.

Die neueste Literatur über Rußland.

Zweiter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 323.)

Der zweite Band, welcher die Reise vom Kaukasus an den Don und von da über Charkow, Moskau, Nowgorod-Weliky nach Petersburg enthält, bietet weniger Interessantes dar, da die Abenteuer aufhören und uns nur Bekanntes mitgetheilt wird. Auch hier belebt der Reisende seine Erzählung mit manchem Zuge der verschiedenen Stämme, wie z. B. die Geschichte von dem donischen Kosacken Bogdan, einem zweiten Mazeppa unter der polnischen grausamen Oberherrschaft, und mit in diesen Gegenden vorgefallenen Begebenheiten, z. B. eine schaudervolle Novelle von einem alten abgebrannten Schlosse bei Charkow, wo in den letzten Jahren der Kaiserin Katharina einer der Mörder Kaiser Peter's III., ein General Graf v. K.., sein Alter in Tiefsinn zugebracht haben, und Dessen liebenswürdige Tochter und wackerer Sohn schrecklich zu Grunde gegangen sein sollen. Wir kennen keinen Grafen v. K.. unter den Mördern Peter's III., und wenn wir auch annehmen, daß damit kein Franzose, sondern ein Russe bezeichnet werden soll, so scheint uns doch die ganze Erzählung (der aus Furcht vor dem strengen Vater der Geliebten versteckte heimliche Gatte in der Kiste, deren Deckel ins Schloß gefallen, erstickt und der Leichnam wird durch den Milchbruder der unglücklichen Gattin beiseite geschafft) sehr loyal apokryphisch, sowol in dem Tiefsinn des alten Grafen als in der ganz unmotivirten Reue des Sohnes, eines wackern Husarenoffiziers, über die Ermordung eines Schuftes, der seine unschuldige Schwester mishandelt, um Geld zu erpressen, und welchen Mord zu verbergen er selbst sein Schloß in Brand steckt und aus Reue in ein Kloster geht. Das hat keine russische Färbung. Überhaupt finden wir fast alle angeführte geschichtliche Thatsachen zwar nicht unwahr an sich, aber unrichtig wiedergegeben. Noch wollen wir ein Raisonnement des Engländers mittheilen, das wol einem jeden Unparteiischen und Wohlunterrichteten wie aus der Seele geschrieben ist. Er fand im Kreml das lebensgroße Bild des Kaisers Alexander, vor ihm eine kleine altarähnliche Kiste, auf welcher zwei große Schlüssel liegen und an der viele verblichene, zerrissene Fahnen lehnen, die schwer gewonnenen Trophäen eines tapfern Volkes; in der Kiste selbst liegen „die Schutzbriefe und die Constitution des unglücklichen — verlassenen Polens". Der Verf. fährt fort (II, 78):

> Wol mag Brite und Franzose beschämt erröthen, wenn er auf diese in den Staub getretenen weißen Adler blickt. Giftiger Fluch und schnöde Beschimpfung ist dieses Krieges halber über Rußland ausgeschüttet — und warum? Moskowiten und Polen waren Feinde, bittere, erklärte Feinde seit frühesten Zeiten her; war es deshalb zu verwundern, daß der Erstere die Gelegenheit suchte und ergriff, das Volk zu vernichten, von dem er selbst schon so viel gelitten und in dessen Schuldbuch er dagegen so tief eingetragen stand, daß er selbst recht gut wußte, nur blutige Kriege könnten diese Thaten auswaschen, sobald sich je wieder einmal für Polen die Gelegenheit günstig gezeigt hätte ... Wohin aber war der Geist des Löwen und Adlers indessen geflohen? (Nun, der letztere hatte sich wieder in einen Hahn verwandelt.) Woher entsprang jenes verächtliche Gefühl der Feigheit, daß sie jeden giftigen Pfeil des Hasses und der Schmach auf den siegreichen Usurpator abschossen, während sie selbst ruhig und theilnahmlos zuschauten, wie ein edles, herrliches Volk (seine Aristokraten?) von seinem ihm zu mächtigen Gegner erdrückt und zertreten wurde ... Welch Urtheil wird die Welt sprechen, wenn sie in spätern Jahren die Leidensgeschichte dieses Volkes richtet? Daß Rußland, durch Ehrgeiz, ja vielleicht Nothwehr oder seine eigene Sicherheit (leider aller Großmuth bar) getrieben, wenigstens einen Schein des Rechts auf seiner Seite behält, während Frankreich und England allein die Schmach dieses traurigen Resultats trägt. Ihre eigenen Interessen, jedes heilige Band was Natur aus Achtung und Dankbarkeit nur flechten konnte, zwang sie schon (nicht auch Östreich und Preußen schon aus Klugheit?) dem verzweifelten Kampfe jenes Heldenvolkes zu Hülfe zu eilen, das einst unter seinen edeln Heerführern die christliche Welt vor dem Türkenjoche geschützt und vertheidigt hatte. Aber nein — zahm und feig sahen sie dem Kampfe zu und Polen verblutete. Ja selbst der Minister jener Nation, für die es in frühern Tagen Alles, sein Blut und seine Schätze, geopfert hatte, in deren Schlachten in den vordersten Reihen die Blüte seiner Jugend kämpfte und fiel, die bis zu dem letzten Augenblick mit unerschütterlicher Treue dem kaiserlichen Führer anhingen, eben dieser Minister, der unter demselben Banner gefochten hatte (Graf Sebastiani), konnte jene Schmach für „seinem Souverain und Staate nützlich und wünschenswerth" erklären ... Während wir übrigens jenem armen Lande Gerechtigkeit widerfahren lassen, dürfen wir es uns aber auch nicht verbergen, daß ein großer, ja ein gewaltiger Theil seines Unglücks den nicht auszurottenden Zwistigkeiten und Feindseligkeiten entsprang, die unter seinem eigenen Volke wütheten. Wäre sich Polen selbst treu geblieben, jene Macht hätte von ihm

abprallen oder an seiner Stärke zersplittern müssen; so aber, und selbst in dem letzten Acte dieses blutigen Trauerspiels (1830) fraß sich die Verrätherei mit giftgeschwollenen Lippen in ihre Reihen ein, und selbst in den Wällen ihrer belagerten Hauptstadt wurden die letzten Augenblicke ihrer Heldensöhne durch unheiligen und tückischen Parteihaß entweiht und ihr trauriges Schicksal beschleunigt ... Doch Friede der Asche jener Tapfern: sie starben den schönen Tod eines Helden für sein Volk, für sein Vaterland!

Aber nun — die letzte Schilderhebung des polnischen Adels, wo das **Volk** sich weigerte mit ihm gemeine Sache zu machen und ihn todtschlug, als er es dazu zwingen wollte? Ist Dem so, wie unlängst in einer Beilage der augsburger „Allgemeinen Zeitung" ausgeführt wurde, daß der polnische Bauer seinen Adel als nicht von seinem Blute, sondern als fremden Eindringling, Eroberer, Unterjocher seines Volkes betrachtet, den er jetzt seiner Macht beraubt sieht, so — ist das polnische Sklaventhum erklärt und Alles gewinnt eine andere historische Bedeutung: das eigentliche **Volk** der Polen strebt dahin, das drückende Joch seiner fremden Zwingherren abzuschütteln und — ist insofern in seinem Rechte. Mit dem asiatisch-sarmatischen Adelspolen hat es aber dann auch für immer ein Ende, und — das moskowitische Polen möchte auch nicht von ewiger Dauer sein.

(Der Beschluß folgt.)

Romanliteratur.

1. Die Adoptivtochter. Ein Roman von Karoline von Göhren. Zwei Theile. Leipzig, Kretzschmar. 1846. 12. 2 Thlr. 15 Ngr.

Andersen's „Bilderbuch ohne Bilder" hat die Verf. durch das Bild des dritten Abends zu diesem Roman veranlaßt; indeß nur die ersten Seiten bieten Anklänge davon, das Ganze ist ein erster Versuch. Die Verf. tritt der Kritik des Publicums in der Vorrede mit Würde und Bescheidenheit entgegen. Was sie darzustellen beabsichtigt, ist klar. Sie wollte zeigen, wie die schönsten Eigenschaften der reich begabtesten Seele, unter schlechter Leitung, durch Eitelkeit und Vergnügungslust der Sünde, dem Unglück verfallen kann. Diese Wahrheit ist in der Adoptivtochter einer frivolen, reichen Frau trefflich durchgeführt; das Kind verräth schon im ersten Auftreten mit den Puppen ihren Hang zur Eitelkeit und Frivolität. Als junges Mädchen entwickelten sich diese Eigenschaften unter den ihr gebotenen Verhältnissen noch mehr. Eine unglückliche Liebe, eine unglückliche Ehe stoßen sie in jener verderblichen Richtung fort. Mit dem Verlust der Reichthümer sinkt das bezaubernde Geschöpf, dem kein Mann widersteht, nicht der edle und nicht der schlechte, ja sie sinkt bis zur Maitresse eines Fürsten herab, und als sie von Diesem verlassen wird, noch tiefer. Als sie den Geliebten ihrer Jugend wiedersieht, der ihr zu arm war, um ihm treu zu sein, als sie ihn glücklich mit Frau und Kindern erblickt, stirbt sie. Der Roman ist mit großer Kenntniß der Welt und der Gesellschaft geschrieben: die Heldin lebt in der wirklichen Welt, wo täglich solche Heldinnen zu Grunde gehen; und für diese Wahrheit müssen wir auch der Anfängerin dankbar sein. Alle Unnatur, alle Verzerrung ist vermieden. Der Leser bewegt sich auch immer in einem gebildeten Kreise; es werden Saiten berührt, Conversationen gehalten, wie sie die gebildeten Kreise halten. Daß unter Anderm auch von Gräfin Hahn-Hahn gesprochen wird, nimmt Niemanden Wunder, obgleich gerade dieses Gespräch mit Absicht herbeigezogen scheint: die Verf. wollte eine Kritik der Hahn'schen Werke anbringen. Ref. erläßt es sich und dem Publicum, diese Kritik zu [illegible]ren, sie ist eine der unzähligen ähnlichen Kritiken, tadelnd und lobend, was schon von der einen Partei getadelt und gelobt wurde. Ref. theilt nicht die Ansicht der Verf., er würde indeß, wollte er sie widerlegen, nur tausend mal Gesagtes wiederholen; so schweigt er lieber und erkennt hiermit das unbestreitbare Eigenthum einer Ansicht an.

2. Der Pantheist. Ein episches Idyll von Theodor Schwarz (Melas). Leipzig, Rein. 1846. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Zu einer Zeit, wo die religiösen Ansichten so haarscharf bezeichnet werden, wo ein Jeder so genau sich Rechenschaft gibt über Das was er glaubt, sowie auch über Das was sein Freund und Nachbar glaubt, wo es beinahe Noth thäte, daß man seine Glaubensartikel auf die Visitenkarten setzen ließe, da mag das vorliegende Büchlein manchem Leser sehr willkommen sein, indem es den jetzt so allgemein werdenden Pantheismus in seinen verschiedenen Färbungen schildert. Die Discussionen **für** und **gegen** einen persönlichen Gott sind der Kern des Buches, der Roman ist nur um dieses Kerns willen entstanden. Der Pantheismus in seiner Poesie, in seiner warmen Naturanschauung findet seinen Vertreter in dem Helden des Buchs, dem Oberförster, und in dem braven Kunstgärtner, der in seinem Umgang mit der Natur sich diese Ansichten erworben hat. Dem Oberförster ist ein Atheist zum Gefährten gegeben, ein Jäger. Diese Drei sind rechtschaffene Menschen, obgleich sie sich der christlichen Religion entfremdet haben, und mögen also die Orthodoxgläubigen von ihrer Verachtung gegen Andersdenkende einigermaßen zurückbringen; doch werden sie nicht als befriedigt dargestellt: der Atheist bringt sich sogar selbst ums Leben, als er seinen Herrn wieder zum persönlichen Gott zurückkehren sieht. Unparteiisch ist das Büchlein nicht geschrieben; der Autor neigt sich merklich der christlichen Gottesanschauung zu, er hat den Pantheismus studirt, nicht die in ihren Ansichten befriedigten Pantheisten. Auffallend ist die Bekehrung des Helden zu einem andern Gottesglauben. Er liebt ein gläubiges frommes Mädchen, welche gar nicht begreifen kann, daß es eine Liebe ohne Bewußtsein Gottes, ein Bewußtsein ohne einen persönlichen Geist geben mag. „Was soll uns dieses blinde, durch alle Creaturen hinströmende Leben? Heißt Das nicht den Schöpfer über seinen Geschöpfen vergessen?" so sagt und denkt sie; und diese Misbilligung seiner und ihres Vaters Ansichten erweckt in ihm die Sehnsucht nach dem persönlichen Gott. Er sieht einen armen Mann sterben mit dem festen Vertrauen auf Gott; der Paster Weller redet ihm ins Gewissen. Ein wackerer Amtmann poltert einige kräftige Glaubensgründe hervor, indem er auf den Tisch schlägt, daß die Gläser klirren; und der junge Mann ist bekehrt. Die Bekehrung des alten Kunstgärtners ist noch weniger motivirt, aber auch sie geht vor sich. Nun ist noch ein Bedenken! Ernstlich das bürgerliche Mädchen besinnt sich, dem Mann ihrer Liebe anzugehören, weil er von Adel. Das ist veraltet, Das paßt nicht in das Zeitalter des Pantheismus, wo ein adeliger Oberförster nicht zu solchen Bedenklichkeiten berechtigt. Unter andern wunderlichen Erscheinungen begegnet man auf diesen Blättern auch einer Gesellschaft adeliger Gutsbesitzer, welche sehr schlechten Ton haben und ebenfalls keinen Glauben; sie sind noch obendrein unhöflich, und in einem Werk, wo jede Figur eigentlich als Typus irgend einer Kaste dasteht, müßte man den Adel nicht als unhöflich darstellen, da die Form doch vor Allem in diesem Kreise cultivirt wird. Der im jetzigen Moment so bestimmt ausgesprochene charakteristische Zug der deutschen Aristokratie ist die conservative Gesinnung in Politik und orthodoxem Glauben, welcher letztere selbst, wo philosophisches Denken ihn abstreift, dem Schein nach noch aufrecht erhalten wird, während nur vielleicht einige wenige junge Leute in Lebenslust und Leichtsinn den persönlichen Gott auf kurze Zeit außer Activität setzen. Diese so charakteristische E

genthümlichkeit unserer Zeit hat der Autor verfehlt, dessenungeachtet wird das vorliegende Werk manchen denkenden Leser, der nicht tief in die Philosophie eingedrungen ist, nicht nur amüsirt sein, sondern noch lernen will, ansprechen, da es Stoff zum Denken enthält; auch wird ihm manche an gehöriger Stelle angeführte Reflexion von der originellen Auffassung des Autors überzeugen, und seine eigenen Ansichten bestätigen oder wankend machen. Das ist ja aber der Fortschritt, daß man sich klar wird über Das was man besitzt, und die Feder des Autors soll eine Kerze sein, welche beleuchtet — die jetzigen Zustände, die jetzigen Menschen und deren Gott.

3. Die Tochter einer Schriftstellerin. Von der Verfasserin der „Tante Anna". Aus dem Dänischen von Emell. Zwei Theile. Hamburg, Laeisz. 1846. 12. 1 Thlr.

Der Charakter der Schriftstellerin Cäcilie Warner ist so liebenswürdig geschildert, daß er dem ganzen Roman Interesse verleiht, wenngleich derselbe manches Unbedeutende in seinen Blättern aufgenommen hat. Die Schriftstellerin hat, um ihre Wohlthäter zu unterstützen, zur Feder gegriffen; sie wird um ihres Talents willen geheirathet, da Hr. Warner gern seinen Namen rühmend in der Literaturzeitung lesen möchte. Der Charakter dieses Mannes ist eine vollständige Caricatur. Mit der Geburt ihrer Tochter wendet sich der Schriftstellerin Herz ganz dem Kinde zu; sie schreibt nur ungern, der Gemahl aber will sie immer wieder zurückbringen zu der Bahn des Ruhms, und es kommen da äußerst unnatürliche Scenen vor. Die Tochter der Schriftstellerin ist die Heldin, ein liebenswürdiges kräftiges weibliches Wesen, welches einen Unwürdigen liebt, und in dieser Liebe energisch ist bis zu ihrem Tode. Die Nebenfiguren sind sehr markirt: Frau v. Dörer, die wohlthätige, coquette und endlich pietistische Frau, welche aus der Weltdame endlich sich zur Nonne bekehrt; ihre französische Kammerzofe, der Lieutenant Dörer und noch andere hier und da auftauchende Erscheinungen. Zwei Gestalten sind vor Allem gütig bedacht — Ernst Duros und Bertha, seine Frau. Er das Ideal eines vollendeten Mannes, sie in echter Weiblichkeit liebend und wirkend. Das ganze Werk hinterläßt einen wohlthuenden Eindruck, doch enthält es keine dänischen Genrebilder. Die Verf. muß viel gereist sein, sich viel in der Fremde aufgehalten und die dort aufgenommenen Bilder auf diese Weise verarbeitet haben. Suchen wir eine Tendenz in dem Romane, eine darin eingekleidete Wahrheit, so könnte man allenfalls den Beweis finden, daß die ausgezeichnetste Frau oft einen unwürdigen Mann lieben kann, selbst wenn ihre Achtung ihm entzogen ist und einem Andern gehört. 46.

Bonaparte als Erster Consul.

In dem nun erschienenen sechsten Bande des „Diary and letters of Madame d'Arblay", herausgegeben von ihrer Nichte, welcher den Zeitraum von 1793—1812 umfaßt, befinden sich unter einer Menge auf die literarische Thätigkeit dieser Frau bezüglichen Stoffs auch viel geschichtlich merkwürdige Thatsachen, Anekdoten und Charakterzüge. Besonders interessant ist die Schilderung des Eindrucks, welchen Bonaparte als Erster Consul, als sie ihn zum ersten male sah, auf die geistreiche Frau gemacht hat. Ihren Gatten, erzählt sie, hatte sein Beruf nach Frankreich gerufen und sie war ihm dahin gefolgt. Bei einem Lever, welches der Erste Consul bald nach ihrer Ankunft in Paris hielt, war es ihr vergönnt von einem Fenster dicht neben den Gemächern Desselben nicht nur das Zimmer zu überschauen, wo das Lever stattfinden sollte, sondern auch die Treppe welche zu dem Empfangzimmer führte. Auf diese Weise war sie und die sie Begleitenden in den Stand gesetzt, Alle die sich zum Lever einfanden genau zu beobachten. Mehre Bediente des Ersten Consuls in prächtiger Livrée waren beschäftigt Stühle für Diejenigen herbeizuholen, welche sich solcher bedienen wollten, mehre Beamte, gleichfalls in reich vergoldeter Uniform, schritten dann und wann auf und nieder, um den anwesenden Herren und Damen ihre Plätze anzuweisen und so für den Ersten Consul den Durchgang frei zu machen, während Andere von vornehmerm Aussehen in schwarzer Kleidung mit goldenen Ketten um den Hals den Eingang der Thüre frei zu halten suchten, die unmittelbar in das Audienzzimmer des Gewaltigen führte. Am meisten zogen aber den Blick der Zuschauer auf sich die Reihen der Adjutanten Bonaparte's, welche dermaßen schimmerten und strahlten, daß alle andere Pracht der Gewänder, selbst der bunteste in Schatten fiel, sobald man sie mit jenem Prunke verglich.

„Wir hatten sie", fährt die Dame in ihrer Erzählung fort, „lange betrachtet, ohne daß wir zu entdecken vermochten was diese Offiziere vorstellen sollten, da meine drei weiblichen Begleiterinnen eben solche Neulinge bei diesem Schauspiel waren wie ich; aber später stand Hr. d'Arblay auf, um Einen von ihnen zu sprechen, führte ihn über den Gang weg auf mich zu und stellte ihn mir mit den Worten vor: «General Lauriston!» Der Letzte, welcher eintrat, war der Zweite Consul, Cambacérès, der mit stattlichem und feierlichem Schritte hereinkam und langsam, gemessen und entschlossen vorwärts trat. Er war reich in Scharlach und Gold gekleidet, sah nicht rechts nicht links, und behielt den Ausdruck festen Ernstes und gewichtiger Würde bei. In seinem Gefolge befanden sich mehre Personen, die, wie ich glaube, obwol ich es nicht gewiß weiß, Staatsminister waren. Endlich waren die beiden lebendigen Hecken zu beiden Seiten gebildet, die Thür des Audienzzimmers ward mit eindrucksvollem Getöse weit aufgerissen und ein behender Offizier — eine Ordonnanz oder wer weiß was — stieg schnell die drei Stufen zu unserm Zimmer hinab, stellte sich neben die Thüre, erhob die eine Hand so gerade es ging über seinen Kopf, streckte die andere wagerecht aus und rief mit lauter und befehlender Stimme: «Le Premier Consul!» Man wird gern glauben, daß es Nichts weiter bedurfte, um allgemeine Spannung hervorzurufen; nicht ein Athemzug regte sich, als er und sein Gefolge entlang schritten, was so rasch geschah, daß, wäre ich nicht so nahe an der Thüre gestanden und hätten nicht alle Umstehenden mir Platz gemacht, daß ich zu vorderst stehen konnte, ich kaum seiner ansichtig geworden wäre. Durch diese Gunst der Umstände aber konnte ich ihn, obwol nur einen Augenblick, so nahe ins Auge fassen, daß ich durch seinen Blick beinahe die Fassung verloren hätte. Sein Gesicht hat einen tief eindrucksvollen Schnitt; er ist bleich bis zur Blässe, während nicht nur im Auge, sondern in jedem Zug — Sorge, Nachdenken, Tiefsinn und Überlegung auf das schärfste ausgedrückt sind, verbunden mit so vielem Charakter, nein, Geist und einem so durchdringenden Ernst, oder besser gesagt, Schwermuth, daß der Beobachter gewaltig davon betroffen wird. Und doch gleichen die Büsten und Medaillen die ich gesehen im Allgemeinen ihm so sehr, daß ich, wie ich glaube, ihn erkannt haben würde, ohne daß man es mir gesagt; er hat ganz und gar nicht das Aussehen das man von Bonaparte erwartet, sondern viel eher das eines in tiefen Studien versunkenen, contemplativen Mannes, der «über Büchern» nicht nur «der nächtigen Lampe Öl», sondern seine eigene tägliche Kraft «ausbraucht» und «den schwachen Leib bis zum Verfall verwüstet» durch abstruse Speculation und theoretische Pläne, oder vielmehr geistreiche aber unausführbare Träumereien. Aber das Aussehen des Befehlshabers, der an der Spitze seines Heers steht, der seine Schlachten selbst schlägt, der jede Schwierigkeit durch persönliche Anstrengung besiegt, der jeden Anschlag selbst ausführt, der was er anräth selbst vollbringt; dessen Ehrgeiz höchst unternehmender, und dessen Tapferkeit der kühnsten Art ist — dieses Aussehen, welches man nach seiner Stellung und den Thaten, die ihm solche verschafft, erwarten sollte —, sucht der Zuschauer vergebens. Die Einfachheit seines Anzugs ferner, in so augenfälligem Gegen-

saß zu der prachtvollen Stickerei seiner ganzen Umgebung, stimmt gleichfalls so gewaltig mit seiner Gesichtsbildung, «der des Gedankens Blässe angekränkelt ist», zusammen, um ihm weit mehr das Ansehen eines Gelehrten als eines Kriegers zu verleihen."

Im Verlauf ihrer Erzählung beschreibt die Engländerin das darauf stattfindende Erscheinen Bonaparte's vor seinen Truppen: „Bonaparte bestieg ein schönes und feuriges weißes Roß und ritt von seinen schimmernden Adjutanten umgeben und von seinen Generalen begleitet durch die Reihen, indem er den Zügel nachlässig in einer Hand hielt und sich gar nicht um das Bocken und Bäumen und die andern Unarten seines Pferdes zu kümmern schien, sodaß einige Personen in meiner Nähe mit ihrer Bemerkung, er sei ein schlechter Reiter, Lügen gestraft wurden. Ich bin gewiß die Letzte, ein Urtheil über diesen Gegenstand zu fällen; aber als Zuschauerin kam es mir vor, als wäre er ein Mann, der sich so sicher bewußt war, er könne sein Roß nach Belieben lenken, daß er es nicht für der Mühe werth hielt Dasjenige fortwährend in Zucht zu halten, was er, wie er wußte, sobald es nothwendig, im Augenblick zur Ordnung zu bringen vermochte. Dem Fenster an dem ich stand gerade gegenüber stellte sich der Erste Consul auf, nachdem er die Runde gemacht; dort theilte er einige Ehrensäbel aus, indem er seinen Arm mit einer Miene und einer Würde ausstreckte, die sein scholastisches ernstes Aussehen gänzlich umwandelte und ihm einen im höchsten Grad kriegerischen und gebieterischen Ausdruck verlieh. In dem Augenblick, wo die Musikbande mit ihren Trommeln und Trompeten an dem Ersten Consul vorbeidefilirte, brach plötzlich die Sonne durch die Wolken, welche jene den ganzen Morgen verhüllt hatten; die Wirkung war so unvorhergesehen und überraschend, daß ich mich nicht enthalten konnte, gegen meine Freundin, eine Französin, Dies zu äußern, die mich jedoch mit erstaunten Blicken maß und nicht ohne einen Anflug geringschätzigen Mitleids entgegnete: «Est-ce que vous ne savez pas cela, Madame? Dès que le Premier Consul vient à la parade, le soleil vient aussi! Il a beau pleuvoir tout le matin; c'est égal, il n'a qu'à paraître, et tout de suite il fait beau!» Ich entschuldigte mich wegen meiner Unwissenheit, zweifle aber, ob man es mir vergeben." 26.

Bibliographie.

Geibel, E., Gedichte. 6te Auflage. Berlin, A. Duncker. 1847. 16. 1 Thlr. 24 Ngr.

Iris. Deutscher Almanach für 1847. Herausgegeben von J. Grafen Mailáth. Neue Folge. 1ster Jahrgang. Mit 6 Stahlstichen. Pesth, Heckenast. Gr. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Jahrbuch deutscher Bühnenspiele. Herausgegeben von F. W. Gubitz. 26ster Jahrgang für 1847. Berlin, Vereins-Buchhandlung. 1847. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

James, J. P. R., Heidelberg. Ein Roman. Aus dem Englischen übersetzt von E. Susemihl. 1ster Band. Leipzig, Kollmann. 8. 20 Ngr.

Der Komiker im Privat- und Familienkreise. Eine Auswahl der vorzüglichsten neueren poetischen und prosaischen Erzeugnisse im Gebiete der Komik. Mit Originalbeiträgen von J. F. Rüthling. 2te stark vermehrte und verbesserte Auflage. 1stes bis 3tes Heft. Potsdam, Janke. 12. à 7½ Ngr.

Leben des Peter Rosa Ursula Dumoulin Borie, Weihbischof von Acantha, apostolischer Vicar im westlichen Tonquin der Congregation auswärtiger Missionen, Martirer während der Verfolgung am 3. Jänner 1838. Mit einem Anhange über die Missionen bei den Ungläubigen. Aus dem Französischen. Wien, Mechitaristen-Congregations-Buchhandlung. 8. 17½ Ngr.

Lewald, A., Entwurf zu einer practischen Schauspielerschule. Wien, Wallishausser. Gr. 8. 2 Thlr.

Luther's, Dr. M., Hauspostille. Herausgegeben vom evangelischen Bücherverein. Berlin. Gr. 4. 1 Thlr. 10 Ngr.

— — Predigten über die Evangelien. Herausgegeben von F. Francke. Zwei Bände. Leipzig, Gebauer. Gr. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Mundt, Th., Mendoza, der Vater der Schelme. Ein Roman. 1ster Band. Berlin, Mylius. 1847. 8. 2 Thlr.

Neudecker, C. G., Die Hauptversuche zur Pacification der evangelisch-protestantischen Kirche Deutschlands von der Reformation bis auf unsere Tage. Historisch dargestellt. Leipzig, Einhorn's Verlagsexpedition. Gr. 8. 24 Ngr.

Noellner, F., Das Verhältniß der Strafgesetzgebung zur Ehre der Staatsbürger. Ein Beitrag zur Reform der deutschen Strafsysteme vom philosophischen, legislativen und praktischen Standpunkte entwickelt. Frankfurt a. M., Baydhoffer. Gr. 8. 16 Ngr.

Richardson, S., Clarisse Harlowe. Nach dem Plane Jules Janin's im Auszuge bearbeitet von H. Bode. Drei Theile. Leipzig, Gerhard. 8. 3 Thlr.

Schwenck, K., Die Mythologie der asiatischen Völker. 3ter Band: Die Mythologie der Ägypter. Frankfurt a. M., Sauerländer. Gr. 8. 1 Thlr. 16 Ngr.

— — Erklärungen der sieben Tragödien des Sophokles. Frankfurt a. M., Sauerländer. Gr. 8. 21 Ngr.

Simms, W. G., Wigwam und Hütte. Erzählungen aus dem Westen Amerikas. Aus dem Englischen von F. Gerstäcker. Dresden, Arnold. Gr. 12. 1 Thlr. 15 Ngr.

Spiekerkötter, C. G. H., Harfentöne oder christliche Gedichte zur häuslichen Erbauung. Minden, Eßmann. 1845. 12. 7½ Ngr.

Steinschneider, M., Manna. Berlin. 1847. 10 Ngr.

Struve, G. v., Das öffentliche Recht des deutschen Bundes. Zwei Theile. Mannheim, Bensheimer. Gr. 8. 4 Thlr.

Uhland, L., Dramatische Dichtungen. Heidelberg, Winter. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.

Ukert, F. A., Geographie der Griechen und Römer von den frühesten Zeiten bis auf Ptolemäus. 3ten Theiles 2te Abtheilung.: Skythien und das Land der Geten oder Daker nach den Ansichten der Griechen und Römer. Weimar, Landes-Industrie-Comptoir. 8. 3 Thlr. 22½ Ngr.

Tagesliteratur.

Brandt, H. W., Vertheidigung der lutherischen Kirche in Preußen gegen einen Angriff in Hrn. Dr. Kniewel's Danziger Kirchenboten. Marienwerder. 8. 5 Ngr.

Duschak, M., Peria, Sabbath und Doppelfeier. Die hochwichtigsten Anträge der Breslauer Rabbiner-Versammlung. Wien. Gr. 8. 10 Ngr.

Keilmann, J. G., Festrede bei der Feier der Grundsteinlegung zum deutschkatholischen Gotteshause zu Offenbach a. M. Offenbach. 8. 2 Ngr.

Nachrichten für Auswanderer. Eisleben, Reichardt. 8. 20 Ngr.

Schütz, W. v., Über Eisenbahnen und Banken mit Rücksicht auf England, Österreich und Preußen. Würzburg, Stahel. Gr. 8. 15 Ngr.

Theiner, A., Die reformatorischen Bestrebungen in der katholischen Kirche. Mein Austritt aus der römisch-katholischen Kirche und die von Hrn. Melchior, Fürstbischof von Breslau, über mich verhängte Excommunication. Nebst einigen Bemerkungen über des Herrn Fürstbischofs Hirtenbrief bei seinem Bisthumsantritte. 2tes Heft. 1ste Abtheilung. Altenburg, Pierer. Gr. 8. 10 Ngr.

Das Verhältniß der Lichtfreunde zu der protestantischen Kirche. Eine Erklärung von Protestanten Marburgs an das kurfürstliche Consistorium der Provinz Oberhessen. Offenbach, Heinemann. Gr. 8. 1½ Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 325. — 21. November 1846.

Die neueste Literatur über Rußland.

Zweiter Artikel.

(Beschluß aus Nr. 324.)

9. „Moskowiter und Tscherkessen" ergänzt gewissermaßen die vorangezeigte Schrift. Wenn uns jene den Kampfplatz mehr in allgemeinen Zügen schildert, so führt uns diese gleichsam in die innere Wirthschaft des merkwürdigen Gebirgskriegs mit dem interessantesten Detail ein. Man findet hier keine Parallele zwischen Moskowiter und Tscherkessen, wie der Titel könnte erwarten lassen, sondern, merkwürdig aus einer russischen Feder, den Gegensatz der Schlechtigkeit und Verworfenheit einer halben Civilisation und des rohen Naturadels eines edeln freien Bergvolkes im Kampfe, sich gegen jene zu schützen: jene nicht verschlechtert und diese, wie es scheint, nicht verschönert. Es sind Skizzen ohne weitern innern geschichtlichen Zusammenhang, als daß sie uns zwei Brüder aufführen: der Ältere ein herrlicher gediegener Charakter, Capitain und Commandeur einer Kosackenabtheilung am Kuban, aber — wahrscheinlich irgend eines Versehens oder politischer Verwickelungen wegen — früher degradirt und daher trotz der ausgezeichnetsten Dienste, die ihm die Epaulettes wiedererworben haben und mehre Auszeichnungen dazu, doch zu einem weitern Avancement nicht berechtigt, der rechtmäßige Sohn eines sinnlichen schwachen russischen Großen in Moskau, von der Mutter vernachlässigt und unterdrückt; der Jüngere, ein herz- und grundsatzloser fünfundzwanzigjähriger Cavalerieoffizier, der wahre Typus eines jungen reichen russischen Edelmanns, ein von der intriguanten Mutter ihrem Gatten untergeschobener Bastard von einem gefangenen französischen General, einem Gascogner, von ihr verhätschelt. Die russischen Damen, die hier auftreten, sind alle verbuhlte treulose Weiber. Man blickt in einen Abgrund von Verworfenheit und Liederlichkeit; aber leider aus dem Leben gegriffen. Der jüngere Bruder verläßt den Dienst, um ungebundener seinen Neigungen und Lüsten fröhnen zu können, und wird von der Mutter, die ihn nicht in Europa reisen lassen will, aus Besorgniß, er möchte hier auf seinen wahren Vater treffen, zu einer Reise nach Persien beredet, da nun einmal gereist werden soll, und macht auf dem Wege dahin einen Abstecher nach der Staniza am Kuban, wo sein Bruder steht, der ihn brüderlich aufnimmt, aber bald in seinem wahren Nichts erkennt und wenig Freude an ihm hat, da er ihm durch sein fahriges Wesen und sein unverständiges, anmaßliches, freches Geschwätz manche Verlegenheiten bereitet. Hier bewegt sich der kaukasische Krieg in seinem ganzen Detail vor unsern Augen, und es treten großartige Charaktere, nicht unter den gemeinhin habsüchtigen, parteiischen und prahlerischen russischen Chefs, sondern unter den Tscherkessen hervor, und selbst in einem jungen in Petersburg erzogenen und Rußland im Dienste treu ergebenen Tscherkessen, der unter des Capitains Commando als Offizier dient, und gern seine Landsleute mit den Russen versöhnt sehen möchte, dem sich aber unüberwindliche Schwierigkeiten entgegensetzten. Der Capitain wird bei einem Allarm im Kampfe schwer verwundet. Sein wohlgesinnter Oberst, ein Deutscher, besucht ihn und bittet ihn einen berüchtigten Räuber aufzunehmen, den er als Kundschafter — nicht seiner freien Brüder, welches er verächtlich von sich gewiesen hat, sondern Dessen was in den Rußland unterworfenen Stämmen vorgeht, zu gewinnen hofft. Der Oberst sagt (S. 178):

Mir scheint's als sei Ali Karüs (so hieß der Räuber) nicht abgeneigt mit uns völlig Frieden zu schließen. Er ist mir selbst persönlich zugethan. (Der Oberst war als ein Ehrenmann auch dem Feinde bekannt.) So erfahre ich, daß er vor kurzem eine ganze Nacht auf unserm Grund und Boden einem seiner frühern schurkischen Genossen in einer Schlucht aufgelauert und zuletzt unverrichteter Sache wieder über den Kuban zurückgekehrt sei, ohne hier das Mindeste anzurühren. Er selbst ließ mir sagen, er habe Dies nur aus Achtung für mich gethan ... „Da sehen Sie selbst, Oberst, daß ich Recht habe", erwiderte der Capitain, „ich liebe die rauhe Ehrenhaftigkeit dieser Leute. Nehmen Sie den Tscherkessen und betrachten Sie ihn als Menschen, was er der Familie, was er seinem Glauben ist. Nie hört man bei ihm von Glaubensabfall, trotz der beschwerlichen Vorschriften seiner Religion. Er ist nüchtern, keusch und mäßig in seinen Bedürfnissen und Wünschen, der treueste Freund, ehrerbietig gegen Priester, Greise und Ältern. Seine Tapferkeit ist bekannt. Stets werden Sie finden, daß er der Sitte der Vorzeit, die bei ihm das Gesetz vertritt, blind ergeben ist. Wenn ihn die Sache des Vaterlandes ins Feld ruft, wie ist er stets bereit Alles hinzugeben, und Feindschaft, persönliche Interessen, ja sogar die geheiligte Blutrache zu

vergessen. Dabei beschuldigt man sie mit Unrecht der Unwissenheit und Barbarei; betrachten Sie aber ihren Gartenbau, ihre geschickten Handwerker, namentlich an den Orten, wo unsere Civilisation nicht mit ihrer umbildenden Hand eingegriffen hat, und Sie werden mir zugestehen, daß sie nicht die viehischen Barbaren sind, wofür wir sie zu halten pflegen." ... „Aber Capitain, warum schenken sie den Auffoderungen unserer gnädigen Regierung kein Gehör?" ... „Erlauben Sie mir, Oberst, Ihnen darüber meine Ansicht mitzutheilen, wie sich die Sache verhält. Wenn man die Tscherkessen ruhig im Besitz ihres Eigenthums verbleiben, wenn man sie selbst nach ihrer Sitte ihre Angelegenheiten verwalten und Gott nach ihrem Glauben dienen lassen, kurz, wenn man den Zustand und die Rechte der Bergvölker achten wollte, so würde man ihnen Schutz und Gerechtigkeit widerfahren lassen. Dies mag die wohlthätige Absicht der Regierung sein; aber sie findet bedeutende Hindernisse in der Ausführung. Das vorzüglichste Hinderniß ist — die Verschiedenheit des Glaubens, der Sitten und Meinungen: wir verstehen diese Leute nicht, ebenso wenig wie sie uns in unsern besten Absichten verstehen. Ein anderes Hemmniß aber ist — daß wir bei allen guten Absichten häufig genöthigt sind, den stärksten Einfluß auf dies Volk Leuten zu verstatten, die nur daran denken sich zu bereichern, zu plündern, zu pressen, zu bedrücken, welche die Hand des Sohnes gegen den Vater, der Frau gegen den Mann zu erkaufen suchen." ... Der Oberst erhob sich dem Anschein nach unangenehm berührt ... „Wahrlich, Capitain", sprach er, „'s kann Ihnen übel bekommen! Recht haben Sie in Manchem, aber wie können Sie sich zu deren Vertheidiger aufwerfen? Sie werden nur die eigene Haut zu Markte tragen! Und nehmen Sie sich in Acht, daß Sie nicht einer von den Räubern aus seinem Versteck in jene Welt befördert, um sich dort den Lohn für Ihren Geradsinn zu holen!" ... „Dahin führt unser Weg: zwei mal kann man nicht sterben und ein mal kann man's nicht umgehen", erwiderte der Capitain. Der Oberst ergriff seine Hand, drückte sie herzlich und ging.

Hier gibt der russische Schriftsteller selbst zu, was von andern Schriftstellern, deren Werke wir angezeigt haben, angeführt wird, daß die Habsucht und Schlechtigkeit der russischen Civil- und Militairbeamten diesen heillosen Krieg, der Rußland so viel Blut und Geld kostet, entzündet hat und unterhält. Der beste und energischste Wille vermag nicht die menschlichen Werkzeuge, die er gebrauchen muß, ehrlich und uneigennützig zu machen, und Das ist der innere fressende Krebsschaden Rußlands. Mehre Episoden, besonders die ergreifende Liebesgeschichte des vorerwähnten tscherkessischen Offiziers mit einer tscherkessischen Schönheit in einer feindlichen Aule, und die Geschichte zweier gefangenen tscherkessischen Kinder lehrt uns auch die Sitten der kaukasischen Völker kennen: Alles ist auf ihrer Seite voll Romantik, die sich hier ungesucht darbietet, und auf russischer Seite voll civilisirt-übertünchter Schlechtigkeit und Verworfenheit. Welch ein Bild der kaukasisch-russischen Soldateska und zwar des Offiziercorps, aus der Feder eines Russen! Die Titelkupfer vor den zwei Bändchen gereichen ihnen gerade nicht zur Zierde, besonders nicht das erste, in welchem man die gerühmte männliche und weibliche Tscherkessen-Schönheit schwerlich erkennen dürfte. *)

57.

*) Der dritte und letzte Artikel folgt im December.

D. Red.

Bibliothek ausgewählter Memoiren des 18. und 19. Jahrhunderts. Mit geschichtlichen Einleitungen und Anmerkungen herausgegeben von F. E. Pipitz und G. Fink. — Erster Band: Memoiren der Frau Roland. Zwei Theile. Zweiter Band: Major Masson's geheime Denkwürdigkeiten über Rußland. Zwei Theile. Dritter Band: Michael Oginski's Denkwürdigkeiten über Polen, das Land und seine Bewohner. Drei Theile. — Belle-Vue, Verlags- und Sortiments-Buchhandlung. 1844—45. 8. 5 Thlr. 15 Ngr.

Die von Schiller unter Mitwirkung von Paulus und Woltmann in den J. 1790—1806 herausgegebene „Allgemeine Sammlung historischer Memoiren vom 12. Jahrhundert bis auf die neuesten Zeiten" hat die Herren Pipitz und Fink zur Begründung eines ähnlichen Unternehmens veranlaßt. Nun wird man freilich jetzt lieber ausländische Memoiren in der eigenen Sprache ihres Landes lesen als in deutschen Übersetzungen. Aber so lange die Beschaffung derselben für Deutsche immer noch mit Mühe und Kosten verbunden ist und uns höchstens nur französische Memoiren zugänglich sind, von andern aber die hohen Bücherpreise den weniger Bemittelten abschrecken, so bleiben gute deutsche Übersetzungen allerdings ein fortwährendes Bedürfniß. Wir sagen „gute Übersetzungen", denn die Übersetzungen französischer Memoiren, welche uns seit einer Reihe von Jahren genannte und ungenannte volgarizzatori dargeboten haben, sind häufig so flüchtig und ohne historische Kenntnisse gearbeitet, dabei in einem so schlechten Deutsch, daß man sich ihrer wahrhaft zu schämen Ursache hat und in ordentlicher Verlegenheit ist, wenn man Etwas aus ihnen anführen soll.

Über den Plan ihres Werkes haben sich die Herausgeber in folgender Weise geäußert. Die „Bibliothek ausgewählter Memoiren" zerfällt in fünf Abtheilungen, welche folgende Länder umfassen: Frankreich, England, den Norden (Rußland und Polen, Schweden und Dänemark), Italien und vermischte Staaten. Unter dem letzten etwas sonderbar gewählten Ausdruck verstehen sie Spanien, Portugal, Griechenland und Holland. Zur Aufnahme in diese Bibliothek wählen sie vorzüglich die noch nicht übersetzten oder vergriffenen Memoiren, überhaupt nur die interessantesten und dabei in Deutschland minder verbreiteten, aber nicht solche, welche sich auf politische und Kriegsgeschichte, sondern mehr die, welche sich auf Hof- und Familiengeschichte beziehen und die geistigen und gesellschaftlichen Verhältnisse des Zeitraums, auf den sie sich beschränkt haben, am anschaulichsten schildern. So viel es ohne Zwang geschehen kann, sollen überall deutsche Verhältnisse im Auge behalten werden, wenngleich der Charakter der Sammlung nicht gestattet, derselben deutsche Denkwürdigkeiten einzuverleiben.

Gegen diese Grundsätze läßt sich im Allgemeinen Nichts einwenden. Wir bemerken nur Zweierlei. Einmal werden die Herausgeber bei Aufnahme von Hof- und Familienmemoiren Sorgfalt anzuwenden haben, daß sie nicht der Neigung vieler Zeitgenossen für den Scandal und für das sogenannte Piquante zu sehr nachgeben, sich aber dann auch bei Aufnahme solcher Denkwürdigkeiten in ihre Bibliothek mit tüchtigen historischen Waffen versehen müssen, um etwanigen Ungerechtigkeiten und Irrthümern zu begegnen. Zum Andern sehen wir nicht recht ein, wie die Herausgeber die Aufgabe lösen wollen, überall auf deutsche Verhältnisse Rücksicht zu nehmen, wie löblich auch immer diese patriotische Bestrebung ist. In den vorliegenden Bänden haben wir wenigstens eine solche Berücksichtigung deutscher Zustände nicht wahrgenommen; es war wol nicht einmal gut möglich. Daß sie nun deutsche Denkwürdigkeiten ganz ausschließen, liegt wol schon in den Verhältnissen des deutschen Buchhandels und in den natürlichen Begriffen vom Eigenthum eines Andern. Aber die Herausgeber sollten doch ihre Aufmerksamkeit auf frühere oder auf noch ungedruckte deutsche Denkwürdigkeiten richten, wobei wir auf die so schätzbaren

„Erinnerungen eines Greises" aufmerksam machen, die durch drei Jahrgänge der Beiblätter zum „Altenaer Mercur" neben den ansprechendsten Tagesbegebenheiten in kleinen Abschnitten unscheinbar durchlaufen und hier unstreitig von den Wenigsten im Zusammenhange gelesen sind.

Eine neue und lobenswerthe Einrichtung dieser Bibliothek sind aber die von den Herausgebern versprochenen und zu zweien der vorliegenden Bücher bereits gegebenen Einleitungen nebst den erläuternden und berichtigenden Anmerkungen. Solche Zugaben haben wir für unsere neuern Übersetzungen schon mehrmals empfohlen, indem durch sie allein die Übersetzung erst den wahren Werth für heutige Leser erhalten kann, wenn sie auch keinen Anspruch machen wird ein Originalwerk zu sein. In den bis jetzt erschienenen Bänden finden wir vor den „Denkwürdigkeiten der Frau Roland" eine Abhandlung über die Frauen in der Revolution, und vor denen des Major Masson eine Einleitung: „Russische Geschichten im 18. und 19. Jahrhundert." Die erstere ist gut geschrieben und entspricht auch ihrem Zwecke, doch hätte sie noch mehr bedeutende Einzelheiten enthalten sollen, wozu die Herausgeber manchen Stoff aus K. G. Jacob's gleichnamiger Abhandlung im ersten Jahrgange der Neuen Folge des „Historischen Taschenbuch" und aus Lairtullier's „Les femmes célèbres de 1789 à 1795" (Paris 1840) herbeiziehen konnten. Die zweite Einleitung gewährt durch Zusammenstellung aus freilich leicht zugänglichen Werken (Barthold's treffliche Abhandlung im neunten Jahrgange des genannten Taschenbuchs ist unbenutzt geblieben) einen guten Überblick über die russischen Verhältnisse bis zum Tode Peter's III., ganz so wie sie sich in der mit dem Druckorte Paris im J. 1798 erschienenen „Geheimen Lebens- und Regierungsgeschichte Katharina's II." befindet, und gibt am Schlusse durch einen Auszug aus des Fürsten Dolgoruki „Notices sur les principales familles de la Russie" allerhand Ergänzungen. Auf das Einzelne können wir nicht eingehen: eine Parteilichkeit für Rußland und seine Einrichtungen verräth sich aber nirgend. Die historische Einleitung zum dritten Band führt den Titel: „Polnisch-russische Wahlverwandtschaften vom Einzuge der Polen in Moskau (1605) bis zum Einzuge der Russen in Warschau (1831)."

Was nun die Auswahl der für eine solche Bibliothek bestimmten Denkwürdigkeiten betrifft, so hängt hier zu viel von den Stimmungen der Herausgeber und von andern äußern Umständen ab, als daß man ein Wort strengen Tadels aussprechen könnte, wenn nur die Wahl nicht ganz unzweckmäßig ist. Und Dies kann man von den vorliegenden Bänden gerade nicht sagen. Die Denkwürdigkeiten der Frau Roland bilden einen sehr guten Anfang und die Herausgeber haben mit Recht gesucht, die Aufmerksamkeit deutscher Leser (und wir hoffen auch deutscher Leserinnen) auf eine Frau zu richten, die zu den edelsten, reinsten Charakteren der französischen Revolution gehört, wie grämlich auch Schlosser und neuerdings Niebuhr die Frau Roland beurtheilt haben. In die Einzelheiten können wir jetzt nicht eingehen und bemerken nur, daß die von Breuil im J. 1840 in zwei Bänden herausgegebenen „Lettres inédites de M. Philipon (Mad. Roland) adressées aux demoiselles Cannet" in dieser Übersetzung nicht benutzt sind, obschon sie anziehende Beiträge zur Jugendgeschichte der Roland in den Jahren 1772—80 enthalten. Unsere Herausgeber haben sich lediglich an die schöne pariser Ausgabe der Memoiren vom J. 1821 gehalten und auch die Anmerkungen der Herausgeber Barrière und Berville, was nur zu loben ist, mit übersetzt. Die eigenen Zugaben sind meistens biographischen Inhalts und erläutern die Lebensumstände Marat's, Cloot's, Payne's, Miranda's, Chéniers, Monge's und anderer Wortführer der Revolution.

Die Denkwürdigkeiten des Major Masson tragen allerdings ein ganz anderes Gepräge und wir möchten, da doch weder diese noch die des Grafen Oginski über Polen ein so außerordentliches Interesse haben und wir namentlich die letztern in einer lesbaren deutschen Übersetzung von F. Gleich besitzen, fast glauben, daß hier politische Sympathie für Polen und politische Antipathie gegen Rußland die Wahl der Herausgeber bestimmt hätten. Denn was die Masson'schen Denkwürdigkeiten betrifft, so ist der Inhalt dieser im J. 1802 gedruckten Memoiren schon in viele andere Bücher übergegangen und die meisten unerfreulichen Thatsachen waren auch schon anderweitig bekannt, wie die über den Hof Katharina's II., ihre Günstlinge, ihre Regierungsweise, ihre Pflege der Wissenschaften und ihre auswärtige Politik. Dasselbe gilt von ihrem Sohne, dem Kaiser Paul, seiner Gemahlin Maria, der lächerlichen Etiquette an seinem Hofe, den Bücherverboten, der barbarischen Strenge, die fast an Geistesabwesenheit grenzte, den Anekdoten von Suwarow, den Gallizin, Schuwalow, Woronzow, den Telew u. A., über welche von den Herausgebern biographische Anmerkungen beigebracht sind, sowie auch allerhand politische Nutzanwendungen, deren sie sich besser enthalten hätten. Denn solche Zusätze schwächen nur den Eindruck, den das Ganze der Memoiren auf den Leser machen soll; wir wollen ja in solchen Fällen den Major Masson hören und nicht die Herren Pipitz und Fink. Für die historischen Nachweisungen ist nun überhaupt, wie auch in den Oginski'schen Denkwürdigkeiten, die Schlosser'sche „Geschichte des 18. Jahrhunderts" eine Hauptquelle gewesen; wir finden indeß auch andere Bücher, als Arndt's „Schwedische Geschichten", angeführt. Hier und da wird freilich Einzelnes vermißt, wie namentlich die Benutzung der so anziehenden Beiträge Raumer's aus den verschiedenen europäischen Archiven. Dann wäre es schon billig gewesen, bei den Unterhandlungen, die Katharina II. mit deutschen Fürstinnen anknüpfte, um für ihren Sohn eine Gemahlin zu erhalten, und bei den Herabwürdigungen, zu denen sich die Mütter entschließen mußten, indem sie ihre Töchter selbst nach Rußland brachten, der Denkwürdigkeiten des Freiherrn von Asseburg zu gedenken, aus denen manche Notiz Masson's auf S. 27 fg. hätte können berichtigt werden. In der Einleitung sind auf S. 103 zwei russische Staatsmänner ohne genügenden Grund schlecht behandelt worden; von Pozzo di Borgo heißt es: „er habe seine politische Laufbahn als Jakobiner begonnen und als durchtriebener russischer Diplomat geendigt", und vom Finanzminister Cancrin wird wol nicht ohne Absicht gesagt, er stamme von einem hessischen Juden ab. Hierüber würde der Artikel über Cancrin im „Conversations-Lexikon der neuesten Zeit und Literatur" die Herausgeber eines Bessern belehrt haben, Pozzo di Borgo aber, ein umsichtiger und seinem Herrn treu ergebener Diplomat, ist ohne Grund verunglimpft worden, wenn auch seine politischen Grundsätze und sein standhafter Haß gegen Napoleon den Herren Pipitz und Fink nicht gefallen sollten. In derselben Einleitung mußten sie auf S. 106 sagen, daß Masson in der Freigrafschaft Burgund geboren sei, nicht blos in der „Freigrafschaft", da dieser Name weniger bekannt ist als der französische der Franche Comté. Weshalb auf S. 60, wo Masson der Vorstellung Euripideischer Scenen in Petersburg erwähnt, in einer Anmerkung steht: „Der geistreiche Einfall, auf den überstudirte und blasirte Leute in Berlin gekommen sind, ist also, wie man sieht, in einem russischen Kopfe entstanden", ist kaum zu begreifen. Wenn die Herausgeber auch selbst an der geistvollen Beschäftigung eines kunstliebenden Königs kein Behagen finden, so war doch hier gewiß nicht der Ort, ihr Misfallen auszudrücken.

Dem Schicksale des Grafen Oginski, der in Folge des traurigen Ausganges des polnischen Aufstandes im J. 1794 sein Vaterland verlor, eine Reihe von Jahren im Auslande, in England, Frankreich, Italien, in der Türkei, in Galizien lebte und später mit dem besondern Wohlwollen des Kaisers Alexander beehrt wurde, wird Niemand sein Mitleid versagen. Ob aber Dies allein die Benutzung seiner Denkwürdigkeiten für die Bibliothek der Herausgeber rechtfertigt, wo noch andere und viel anziehendere Stoffe vorlagen, lassen wir jetzt dahingestellt sein. Die Erzählungen des Verf. tragen das Gepräge der Glaubwürdigkeit an sich; er war immer wohl un-

terrichtet und zeigt überdies große Unparteilichkeit, wo es darauf ankommt, die Fehler und Misgriffe seiner Landsleute und die Verdorbenheit des Adels einzugestehen. Endlich erhalten die aufrichtigen Bestrebungen Alexander's I. von Rußland, den Polen ihre Nationalität und ihren Standpunkt unter den europäischen Völkern wiederzugeben, bei Oginski volle Anerkennung. Dagegen geht auch aus diesen Denkwürdigkeiten zur Genüge hervor und wird von den Herausgebern auf S. 32, 278 und 304 des zweiten Theils aus guten Quellen bestätigt, wie wenig das französische Directorium zur Zeit der Republik und später Napoleon sowol als Erster Consul wie als Kaiser geneigt gewesen sind, etwas Nachdrückliches für die Polen zu thun.

Die Herausgeber haben in den Anmerkungen, die sie aus Malmesbury's und Adair's diplomatischen Depeschen, aus Mickiewicz' Buche über die slawischen Zustände, aus den „Lebensbildern aus den Befreiungskriegen" und andern guten Quellen (nur das pariser Machwerk der „Mémoires d'un homme d'état" sollte nicht unter ihnen sein) ausgestattet haben, manches recht Zweckmäßige beigebracht. So über die Grafen Potocki, über Poninski, über Kosciuszko, Czartoryiski, über die preußischen Minister v. Herzberg und v. Lucchesini, deren Letzterer nicht mit Unrecht eines unredlichen Treibens beschuldigt wird, und über das Benehmen Friedrich Wilhelm's II. überhaupt; daß sie dagegen gegen Rußland Feindliches enthalten, und namentlich gegen den hochfahrenden Abgesandten Sievers, ist bereits angemerkt worden. Denn im Anfange der Einleitung zu Masson's Denkwürdigkeiten lesen wir die etwas bombastische Erklärung der Herausgeber, daß es nicht überflüssig sei, dem Rothkäppchen Deutschland von Zeit zu Zeit ein: Hüte dich! zuzurufen, damit es nicht heute oder morgen den Wolf für die Großmutter nimmt. Soll uns Deutsche denn dies Gespenst der Russenfurcht überall hin verfolgen? Unter den Anmerkungen zu Oginski's Denkwürdigkeiten haben wir bei I, 109, wo die Reichstagssitzung am 3. Mai 1792 geschildert ist, die weit lebendigere Beschreibung dieses Tages aus Elisa v. d. Recke's Tagebuche in Tiedge's „Leben der Herzogin Anna Dorothea von Kurland" vermißt, auch die Anführung der Schriften Raumer's und Falkenstein's über diese Zustände vergeblich gesucht.

Sollte das Unternehmen der Herren Pipitz und Fink seinen weitern Fortgang haben, so empfehlen wir ihnen zur Bearbeitung unter Anderm die englischen militairischen Memoiren des Obersten Londonderry und des Major Moyle Sherer, oder die Denkwürdigkeiten des Schauspielers Matthews, die belgischen Memoiren des Feldmarschalls Merode, oder die französischen des Schauspielers Fleury, des Conventsdeputirten Barrère, des Generals Matthieu Dumas und des Advocaten Berryer. Durch sorgfältige, mit Anmerkungen versehene Übersetzungen oder durch zweckmäßige Abkürzungen und Auszüge werden die genannten Herren ihre Leser lebhaft anregen, fortdauernd unterhalten und dabei durch wirklichen Ertrag mehr befriedigen, als wenn sie in der Wahl augenblicklichen Stimmungen nachgeben. 20.

Literarische Notizen aus Frankreich.

Das Medicinalwesen in Frankreich.

Ein alter bewährter Spruch sagt, daß jeder Stand, jeder Beruf seine Freude, aber auch seine Pein und Folter habe. Das dem Menschen eingeborene Verlangen nach Veränderung und ein eigenthümliches Misbehagen lassen nicht selten in trüben Stunden die Schattenseiten unserer bürgerlichen Stellung, an welche wir gekettet sind, so grell hervortreten, daß wir die damit verbundenen Freuden vergessen und uns nicht selten als die Opfer einer verunglückten Wahl betrachten. Aus einer solchen düstern Stimmung scheint uns eine Schrift, in welcher die Lage der Ärzte in Frankreich mit den trübseligsten Farben geschildert wird, hervorgegangen zu sein. Ihr Titel lautet: „Etat de la médecine, garanties sanitaires du peuple en France, et plan d'organisation médicale", von M. Kuntzli. Der Verf. meint, je umfassender die Bürgschaft sei, welche der Staat für die Tüchtigkeit und Geschicklichkeit der Ärzte fodert, und je höhere Anfoderungen man an Jeden stelle welcher sich der ärztlichen Laufbahn widmet, desto ungenügender erscheine Das was man zur Verbesserung der unglücklichen Stellung thäte, in welche die meisten jungen Mediciner durch ihre Verhältnisse geworfen würden. Wenn wir behaupten, daß der Verf. bei seinen Herzensergüssen die Farben etwas stark aufträgt und vielleicht in seiner Anklage zum Theil zu weit geht, so wollen wir dadurch keineswegs die Richtigkeit seiner Angaben und die Begründung der Thatsachen, welche er beibringt, in Abrede stellen. Es mag ein trauriges, demüthigendes Gefühl für einen wissenschaftlich gebildeten Mann sein, wenn er sieht, wie der Beruf, der ihm ans Herz gewachsen ist, von unwürdigen Charlatans herabgewürdigt und in den Kreis unfreier Handwerke gezogen wird, während Männer von Kenntnissen und Charakter, welche eine höhere Ansicht von der Aufgabe der Medicin haben, dem kummervollen Elend und der Misachtung preisgegeben sind. Aber ob der Staat wirklich diesen traurigen Verhältnissen so leicht eine vollständige Abhülfe bringen kann, möchten wir doch dahingestellt sein lassen. Wir können hier die Reformen, welche der Verf. in Vorschlag bringt, keiner gründlichen Würdigung unterwerfen, weil es zur Widerlegung einzelner irrthümlicher Ansichten um so mehr einer ausführlichen Auseinandersetzung bedürfte, als Manches von Dem was er fortschaffen möchte mit dem Wesen des medicinischen Berufs im innigsten Zusammenhange steht und sich nicht ohne Gefahr tilgen läßt.

Gedichte von N. Martin.

N. Martin hat sich in neuester Zeit durch die Herausgabe der „Poëtes contemporains de l'Allemagne", welche mit den „Ecrivains et poëtes de l'Allemagne" von H. Blaze etwa um dieselbe Zeit erschienen sind, um die Verbreitung der deutschen Literatur in Frankreich wesentliche Verdienste erworben. Auch als selbständiger Dichter hat er sich durch einige ansprechende Sachen bekannt gemacht. So enthielt die kleine Sammlung „Ariel", die er vor mehren Jahren herausgab, einige duftige Lieder, welche durch die Zartheit und Innigkeit der sich in ihnen aussprechenden Empfindung ihre Verwandtschaft mit der deutschen Lyrik bekundeten. In der That hat er seine eigentliche Anregung und Begeisterung aus dem Borne germanischer Poesie geschöpft. Auch in seinen neuesten Gedichten, welche unter dem Titel „Les cordes graves" erschienen sind, tritt dieser eigenthümliche Zug zu Tage. Alle Dichtungen, welche uns hier geboten werden, sind ernst und zart, man sieht überall, daß ihm die Poesie als eine heilige, sein ganzes Leben ausfüllende Aufgabe erscheint. Nirgend finden wir Anklänge an die welterschütternden Principien der neuen Schule, nie ein Streben, durch das Brillantfeuer eines albernen Antithesenspiels die Augen zu blenden. Würdevoll und gemessen, aber darum nicht inhaltsleer erscheinen uns seine Hymnen, welche Vaterlandsliebe und Religiosität athmen. Unter den Episteln verdient vorzüglich die an den dänischen Dichter Andersen hervorgehoben zu werden. Überall sehen wir, wie würdig Martin seine Stellung als Dichter auffaßt. Er sagt in dieser Beziehung selbst:

Comme l'oiseau des mers qui pressent l'ouragan
Rase les flots gonflés du farouche Océan,
Et d'un cri prophétique incessant et sauvage,
Avertit les nochers menacés du naufrage;
Ainsi fait le poëte: aux murmures confus
Sortis des nations et des hommes émus,
A l'air plus électrique, aux fronts penchés plus sombres,
Aux sinistres éclairs qui sillonnent les ombres,
Au bien qui se resserre, au mal qui s'élargit,
A l'égoïsme impur qui partout surgit,
Il pressent l'avenir tout chargé de tempêtes,
Et voudrait l'empêcher d'éclater sur nos têtes. 17.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 326. — 22. November 1846.

Volksliteratur.

1. Stefan der Kesselflicker. Eine Dorfgeschichte von August Kleemann. Berlin, Springer. 1846. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.
2. Uli der Knecht. Ein Volksbuch von Jeremias Gotthelf. Bearbeitung des Verfassers für das deutsche Volk. Berlin, Springer. 1846. 8. 25 Ngr.
3. Stadt- und Land-Geschichten von Julius Hammer. Zwei Bände. Altenburg, Pierer. 1846. 8. 2 Thlr.
4. Volksgeschichten von C. Spindler. Erster und zweiter Band. Stuttgart, Hallberger. 1846. 8. 3 Thlr.
5. Der Geldstag, oder: Die Wirthschaft nach der neuen Mode. Von Jeremias Gotthelf. Solothurn, Jent und Gaßmann. 1846. 8. 1 Thlr.

Seit den Erfolgen, welche die „Schwarzwälder Dorfgeschichten" von B. Auerbach sich errungen haben, hat sich ein eigener neuer Zweig in unserer Literatur auszubilden begonnen. Es liegt in dieser Erscheinung nichts Zufälliges, sondern ein sehr nothwendiges, heilsames Element für die Entwickelung unsers Volkes und unserer Geschichte. Das Interesse hat sich einem Stande zugewandt, der seither bei der großen Masse unserer literarischen Producte fast ganz außer Acht gelassen wurde und der in seinem Schoose nicht allein eine reiche Fülle von poetischen Anschauungen birgt, sondern auch ein nothwendiges Glied in der vorwärtsschreitenden politischen Entwickelung bilden wird. Das eigentliche Bürgerthum hat durch die französische Revolution seine richtige Stellung eingenommen, ist als historisch berechtigt und politisch gestaltend in die Geschichte eingetreten; die Zeit hat ihre heilsame Einwirkung auf Bildung dieses Standes sowol nach innen als auch nach außen ausgeübt und ihn als gleichberechtigt mit in den Vordergrund des modernen Staatslebens geschoben. Die Literatur hat von demselben ihre befruchtenden Keime und neuen Stoffe erhalten und wieder belebend und gestaltend auf denselben zurückgewirkt. Diese Wechselwirkung hat bereits die heilsamsten Früchte getragen; aber die ganze breite Masse des Volkes, namentlich der Bauernstand, ist von denselben bis jetzt noch unberührt geblieben. Der Ausspruch Rousseau's, mit der er seine „Neue Heloise" einleitet, ist bis auf unsere Zeit noch ziemlich maßgebend für alle Erscheinungen der Literatur gewesen und erst in ganz neuer Zeit hat sich der Blick auch nach jenen Richtungen erweitert, die seither als unbekanntes Land, als vernachlässigte todte Masse außer dem Bereiche des politischen und literarischen Lebens liegen blieben und nun als Ballast mit fortgetragen wurden. Statt den Segen der Kunst auch auf den Landmann auszudehnen, schienen die literarischen Erzeugnisse nur geschaffen, ihm seinen Stand zu verleiden, indem sie Vorurtheile verbreiteten und fester begründeten, die ihm denselben verächtlich machten. Wer sind, fragt Rousseau, die Helden eurer Romane? Vornehmthuende Leute und berüchtigte Weiber, hochstehende Personen und Krieger! Und die Lehren die ihr predigt, die Unterweisungen die ihr bietet, was sind sie Anderes als übertriebene Genußsüchtigkeit städtischer Sitte, Lebensweisheit der Höfe, Luxus und Epikuräische Moral! Falscher Tugendschein verdunkelt echtes Verdienst; eine platte Außenseite vertritt die wahre Pflicht; schöne Worte gelten mehr als schöne Thaten und die Einfachheit guter Sitten wird Roheit gescholten! Und nicht allein, fahren wir fort, im Romane, sondern auch im Drama waren es vorzugsweise nur aristokratische Elemente, die sich daselbst ablagerten; Helden der gelehrten Stuben und Salondamen, die Höfe und das Lager waren die Personen die vor unsern Blicken erschienen, der Schauplatz auf dem die Handlung sich ereignete, und erst in ganz neuer Zeit hat sich das Verhältniß etwas günstiger herausgestellt. Die Philosophie hat die gleiche Berechtigung aller Stände als freier Menschen dargethan und die Literatur hat ihre Kreise mit Erfolg auf ein Gebiet erweitert, worin sie bereits die schönsten Früchte getragen hat. Es mag sein, daß auch hier ein gewisses speculatives kaufmännisches Interesse bereits sich geltend macht, welches manchen Schriftsteller veranlaßt, dasselbe Gebiet zu betreten, ohne daß er von der eigentlichen hohen Wichtigkeit dieses Schrittes überzeugt ist, ohne daß er auch das Talent besitzt, diese Stufe vollständig aufzufassen und sie künstlerisch zu verklären; es mag ferner sein, daß auch eine gewisse Übersättigung, ein Überreiz in den geschraubten Formen unserer heutigen Gesellschaft Viel zu den Erfolgen dieser neuern Erzeugnisse beigetragen hat, daß sie gewissermaßen als eine Modesache angesehen werden, und daß sich die mit allen Genüssen fertig gewordene höhere Gesellschaft nur an diesen Erzeugnissen den überreizten Sinn wieder stärkt, um nachher desto besser genießen zu können; es mag dies Alles dazu beigetra-

gen haben, diese neue Volksliteratur zu vermehren, das Interesse für sie rege zu halten; aber die tiefere historische Bedeutung wird damit doch nicht in den Hintergrund gedrängt, die Frage nicht gelöst, als deren Glieder wir alle diese neuern Erscheinungen betrachten müssen. Es ist aber Dies, um unsere Ansicht kurz hinzustellen, nichts Anderes als das demokratische Princip der modernen Zeit, das in diesen Erzeugnissen sich abspiegelt und auf einem Felde seine Erfolge zu erringen sucht, an dem die Geschichte seither theilnahmlos vorübergeschritten ist. Erst wenn die ganze Bildung über alle Stände gleichmäßig sich verbreitet hat, wenn der große Haufen aus seiner Gleichgültigkeit, die nicht selten an Stumpfheit grenzt, losgeschält ist, wenn alle die einzelnen Glieder der großen Kette ein gemeinsames, reges, geistiges Leben durchdrungen hat, wenn der Pöbel auf seinen kleinsten Theil heruntergedrückt ist oder ganz in der gebildeten Masse des Volkes sich aufgelöst hat, erst dann werden unsere socialen und literarischen Bestrebungen einen Nachdruck, eine Stärke erhalten, die mit stolzem kühnen Muthe der Zukunft entgegengehen kann. Nur aus seinen eigenen Kreisen heraus läßt sich ein Volk weiter bilden, erst wenn es die ihm ganz eigenthümlichen Anschauungen erkannt, in seinen eigenen Spiegel gesehen, sie zum Bewußtsein erhoben hat, erst dann ist es auf dem Wege auch aus seiner beschränkten Sphäre herauszutreten und einer weitern höhern geistigen Entwickelung mit Erfolg sich hinzugeben. Das Mistrauen, was gerade vorzugsweise beim Bauernstande so tief gegen jeglichen Fortschritt eingewurzelt ist, wird um so leichter verschwinden, wenn er nicht mehr zu fürchten hat, seinen eigenen Boden unter den Füßen zu verlieren, wenn sein Standpunkt ihm klar und sicher geworden ist, von dem aus er die andern Erscheinungen kennen lernen soll; nur Derjenige, der weiß und sicher weiß, welche Kraft er besitzt, stürzt sich muthig in den vorwärtsschießenden Strom der Zeiten, und alles Halbe und Forcirte führt früh oder spät bittere Reue in seinem Gefolge.

In neuerer Zeit war es zuerst Immermann, der in seinem „Münchhausen" die schöne Schilderung des westfälischen Bauernlebens entwarf; freilich war diese mehr oder minder untergeordnet den andern satirischen und ironischen Tendenzen seines Buches, allein es war doch zu gleicher Zeit ein positives Werk geschaffen, das mit seiner einfachen, schlichten, frischen Natur kräftig gegen die geschilderten literarischen Misstände herausragte. Freiligrath hat in seiner „Todtenfeier" für diesen der Literatur zu früh entrissenen Mann eine schöne Anspielung auf dieses Product einfließen lassen, und damit auch den Eindruck geschildert, den dasselbe auf alle Leser hervorgebracht hat.

O schweift' ich wieder, wo ein Bursch' ich war,
Auf meiner Heimat waldbewachsenem Haar,
O ständ' ich wieder, wo die Drossel schlägt,
Dort wo der Hofschulz Femgericht gehegt,
Auf Lisbeth's, Oswald's, meinem eig'nen Boden
Und pflückte still des Holzes grünste Loden!

Freilich ist dieses Werk vermöge seiner andern Anlagen nicht weit und tief genug ins Volk eingedrungen, und erst Berthold Auerbach hat mit seinen „Schwarzwälder Dorfgeschichten" siegreiche Bahn gebrochen. Hier ist das Leben und die Anschauungsweise des Dorfes und seiner Bewohner alleiniger Zweck der Darstellung und wird durch keine andere Absicht verkümmert. Mit Wahrheit und tiefer Empfindung hat Auerbach das Leben des Landmanns aufgefaßt und der nackten Wirklichkeit den verklärenden Schleier der Poesie umgeworfen und sie mit der Hülle der Kunst verklärt, ohne weder jene zu entstellen noch diese zu vernachlässigen. Der Erfolg lohnte und lohnt noch jetzt das edle Streben des Dichters und wird ihm Muth geben, auf der betretenen Bahn weiter fortzuschreiten, zumal selbst auch das Ausland — wenn Dies ein Grund sein soll — mit seinen Erzeugnissen sich beschäftigt und dieselben günstig beurtheilt, wie Dies ein Bericht von F. René Taillandier in der „Revue des deux mondes" und eine englische Übersetzung beweist.

(Der Beschluß folgt.)

Historia de la civilizacion española désde la invasion de los Árabes hasta la época presente. Por Don *Eugenio de Tapia*. Vier Bände. Madrid 1840.

Wir sind gewohnt, in Spanien nur das Bild des bürgerlichen Zwiespalts, eines von Parteien, welche die Arglist fremder Politik bald weckt, bald beschwichtigt, zerrissenen, von seinen eigenen Söhnen zerfleischten Landes zu erblicken; wir knüpfen hieran die Ansicht, daß das geistige Leben in Kunst und Literatur seinem Untergange entgegengeführt werde, und fühlen uns darin bestärkt, wenn wir hören, daß Kunstwerke und Bibliotheken von feilschenden Fremden aufgekauft und nach London oder Paris abgeführt werden; wir haben den Spanier in seiner Poesie und religiösen Ritterlichkeit, wie ihn Calderon uns malt, in seiner Größe als Feldherrn und Staatsmann, wie ihn die Geschichte bis gegen den Ausgang des 16. Jahrhunderts zeigt, in seinem hochherzigen Ringen gegen Fremdherrschaft und für Freiheit vor Augen und glauben, daß wir von der Zeit eingeladen sind, der Todtenfeier des politischen und religiösen Lebens in Castilien und Aragonien beizuwohnen.

Wer dem Gange der Entwickelung des spanischen Lebens mit einiger Aufmerksamkeit gefolgt ist, wird dieser Ansicht nicht beistimmen können. Ein Volk, das Jahrhunderte lang in so ungewöhnlichem Glanze dastand, das in Kunst, Wissenschaft und der Grundlegung von bürgerlichen Institutionen zum Theil Unerreichtes leistete, das dann, fast drei Jahrhunderte hindurch in Knechtschaft geschnürt, von Pfaffen, die sich wie ein Alp auf sein geistiges Wesen legten, bevormundet, von Beichtvätern und leichtfertigen Frauen unter despotischen oder blöden Königen regiert, wie ein einziger gewappneter Mann sich erhob und den Siegen Napoleon's und seiner Marschälle ein Ziel setzte, endlich, weil weder Zeit noch Gewalt seine Nationalität hatte ersticken können, den letzten verzweiflungsvollen Kampf für die Begründung nationaler Freiheit begann — ein solches Volk kann nicht aufgegeben werden. Die Geschichte drängt uns die Lehre auf, daß die Dauer und intensive Stärke einer revolutionnairen Bewegung stets zu der Größe und Dauer des vorangegangenen Druckes in einem bestimmten Verhältnisse steht: eine Lehre, die von allen Denen übersehen wird, welche an der Consolidation des öffentlichen Lebens in Griechenland, Spanien und den ehemaligen spanischen Reichen in Amerika verzweifeln, weil die Bewohner dieser Lande nicht mit einem raschen Sprunge die durch Jahrhunderte gewonnenen Anschauungen und Gewohn-

Digitized by Google

heiten mit einem Eingehen in die Anfoderungen der Gegenwart vertauschten. „I certainly think that all men who desire the liberty, deserve it", schreibt Edmund Burke im October 1789 an Dupont. (Correspondence of Edmund Burke, edited by *Charles William* Earl *Fitzwilliam*. London 1844. Th. IV.) Das aber weckt mit Recht unsere Bewunderung und legt für den unverminderten Reichthum des spanischen Lebens ein überraschendes Zeugniß ab, daß, während sich das Volk mit dem Aufgebot aller Kräfte aus einem Übergange zum andern einer festen, auf Freiheit beruhenden politischen Stellung entgegenarbeitet, inmitten der stürmischen Umwandlungen in Madrid und Barcelona umfassende geschichtliche Werke erscheinen, Sammlungen von Urkunden und Quellenschriften, ernste, besonnene Untersuchungen über eine ferne Vergangenheit, deren Abfassung eine lange, friedliche Muße zu erfodern scheint.

Dahin rechnen wir das obengenannte Werk, dem, wenn es schon Schriften derselben Richtung bei andern Völkern an Gründlichkeit und Vielseitigkeit nachsteht, ein entschiedener Werth nicht abgesprochen werden kann. Vor allen Dingen aber darf bei Beurtheilung desselben nicht aus dem Auge gelassen werden, daß die hier vorgeführte Zeichnung ohne die Vorlage des erfoderlichen Materials, ohne genügende Verarbeiten im Allgemeinen wie im Einzelnen, gewissermaßen aus dem Rohen entworfen werden mußte, während es für ähnliche Arbeiten in Frankreich, England und Deutschland nur einer gewissenhaften Verwendung von vorangegangenen Untersuchungen und, abgesehen von einer tüchtigen Grundlage historischer Kenntnisse, einer glücklichen Combinationsgabe bedurfte.

Das vorliegende Werk ermangelt der Vorrede, die über Ziel, Umfang und Methode bei der Arbeit sich ausspräche. Aber dem Leser kann nicht entgehen, daß der Verf. sich vorzugsweise das Doppelwerk Guizot's („Histoire générale de la civilisation en Europe" und „Histoire de la civilisation en France") zum Vorbilde gewählt hat. Daß er, abgesehen von den obengenannten Misverhältnissen, diesen Meister weder in der Auffassung noch in der Darstellung erreicht hat, mindert den Werth eines Werkes nicht, das in seiner Art im Gebiete der historischen Literatur Spaniens völlig isolirt dasteht.

Abgesehen von den eigentlichen Quellenwerken, hat Tapia die Arbeiten eines Conde und Cardona, eines Llorente, Capmany und Navarrete, besonders die in Deutschland zu wenig beachtete gediegene Monographie von Nuñez de Castro („Solo Madrid es corte") mit Treue benutzt. Dagegen würde ihm Sempere („Memorias para la historia de las constituciones españoles") bei genauerm Studium eine ungleich reichere Ausbeute gewährt haben als es der Fall ist, sowie für die überaus wichtige Zeit der Reformen von Ximenes die Abhandlungen von Gonzalez Arnao (Th. IV der „Memorias de la real academia de la historia") und Lavergne („Revue des deux mondes", t. XXVI.), für die Geschichte Aragoniens das bekannte treffliche Werk von Gervinus, für die Philipp's II. die Biographie dieses Königs von Leti nicht hätte übergangen werden sollen. Andererseits haben gerade die letzten fünf Jahre eine Menge ausgezeichneter Werke ans Licht gefördert, welche der Berichtigung und Erweiterung der hier gebotenen Erzählung dienen und die bei einer zu erwartenden zweiten Auflage schwerlich unberücksichtigt bleiben dürften. Dahin rechnen wir unter Anderm für die Zeit Karl's V. die von Weiss herausgegebenen, bis auf fünf Bände erschienenen „Papiers d'état du cardinal de Granvelle" („Collection de documents et monuments inédits"); für die Zeit von Philipp II. bis zum Aussterben des spanischen Königshauses ein zweites Werk des nämlichen Verfassers („L'Espagne depuis le règne de Philippe II jusqu'à l'avénement des Bourbons"), die neuerdings vollständig veröffentlichten Memoiren des Herzogs de la Force, in denen sich die wichtlichen Mittheilungen über die Verhältnisse der Morisken unter der Regierung Philipp's III. befinden; ferner die von Mignet herausgegebenen „Négociations relatives à la succession d'Espagne" („Collection de documents et monuments inédits"), Eugenio's de Ochoa geistreiche Digression über vier der bedeutendsten spanischen Historiker („Tesoro de historiadores españoles") und vor allen Dingen die unvergleichliche Biographie des Antonio Perez von Salvador Bermudez de Castro (Madrid 1842).

Haben wir unsern Lesern hiermit im Allgemeinen den Standpunkt zu bezeichnen gesucht, den Tapia bei der Abfassung dieses Werkes einnahm, so wenden wir uns jetzt zu einem Berichte über den Inhalt desselben mit dem Bemerken, daß wir hier zunächst nur bei der Entwickelung des politischen Lebens in Spanien weilen werden. Wir hoffen in dieser Beziehung um so mehr Entschuldigung zu finden, als die Darstellungen des Verf. über die Literatur in den einzelnen Zeiträumen wenig Mehr bietet als uns aus Bouterwek bekannt ist, die Mittheilungen aber über den Standpunkt, welchen die Industrie in Spanien zu verschiedenen Zeiten einnahm, vorzugsweise Viel zu wünschen übrig lassen, da hier fast alle Verarbeiten abgingen.

Das letzte Capitel des vierten Bandes, „Observaciones generales y conclusion" überschrieben, hätte ebenso füglich an die Spitze des ersten Bandes gestellt werden können. In ihm ist die Gestaltung des gesellschaftlichen Lebens in Spanien nach folgenden vier Epochen unterschieden: 1) Die Zeit des Heldenkampfes mit den Mauren. Glut für Freiheit und Unabhängigkeit, Begeisterung für das Kreuz, Poesie, Vermischung arabischer Bildung mit romanischer Ritterlichkeit sind die vorwaltenden Elemente; unbeugsames Festhalten am Hergebrachten zeichnet die Cortes von Aragonien, Würde und Klugheit die Stände von Castilien aus; das Städtewesen, selbst die Lehnsverfassung gewinnt andere Formen als in dem übrigen Europa des Mittelalters. 2) Die einige Monarchie. Übergang zur Centralisation und damit zum Misbrauch der Gewalt. Aber weil Basken, Aragonien, Valencia und Catalonien noch ihre alte Verfassung behaupten, kann keine uniforme Administration hervorgehen. Dann gründet Ximenes die Macht des Königthums; mit Juan de Padilla stirbt der Geist der Unabhängigkeit in Castilien, wo der Adel von den Cortes ausgeschlossen wird. Auf Königthum, Rom, Inquisition und Jesuiten sich stützend, wächst der Einfluß des Klerus. Philipp II., der Aragoniens Fueros brach, umfaßte ehrgeizig die Welt. Aber der Kampf mit dem Auslande brach Spaniens Macht, also daß diese bald nur noch auf der Tradition beruhte. Die Klöster wurden reich, während das Volk verarmte und das Feld unbebaut blieb. Es war die Zeit des Hungers und der Autos-da-fé. 3) Die Zeit der administrativen Reformen unter den Bourbons. Mit Philipp V. fand die absolute Regierungsweise von Versailles in Madrid Eingang; Frauen und Abenteurer führten das Heft; hatte man in der ersten Epoche die sogenannten materiellen Interessen unbeachtet gelassen, so wandte sich jetzt Aller Thätigkeit auf die Finanzen. Die Macht der Kirche wurde beschränkt und der Glaube wich der modernen Philosophie Frankreichs. 4) Die Zeit politischer Revolutionen. Über das alte Gebäude schlägt die Lohe der Revolution zusammen; der Staat ist ohne Oberhaupt, das so lange gefesselte Volk zeigt sich souverain und entfaltet seine Riesenkraft; der Schöpfung von Verfassungen folgt deren Sturz. Ein chaotisches Ringen aller Lebenselemente.

Wir gehen über die äußere Geschichte der westgothischen Herrschaft, der Vernichtung derselben durch die Araber, der ersten Gestaltung eines kleinen christlichen Staats hinweg. Von nun an ein erbitterter Kampf zwischen zwei Völkern, die im Glauben wie in Sprache und Sitte nichts Gemeinschaftliches hatten, ein Kampf für weltliche und Glaubensherrschaft. Die bedrängten Christen konnten sich währenddessen nicht in gleichem Grade der Industrie und den Künsten des Friedens hingeben wie die im Besitze der reichsten Provinzen befindlichen und überdies auf ihre kriegerischen Stammgenossen in Afrika sich stützenden Araber. Nur Mönche, Colonen (villanos) und Sklaven beschäftigten sich mit dem Ackerbau, während die übrige Bevölkerung den Waffen gehörte. Unter diesen Umständen konnte der gei-

stige Fortschritt nur gering sein. Auf Concilien oder Cortes wurden die Angelegenheiten des Staats berathen. Noch war die Erblichkeit des Throns nicht festgesetzt. Seit aber nach dem Tode Almanzor's die Einheit des maurischen Reichs, dessen Walis sich losrissen, aufhörte und die Könige von Leon nicht mehr ausschließlich auf Rettung durch Waffen zu sinnen hatten, wurden die Cortes häufiger und regelmäßiger berufen und bildeten die von den Königen mit Fueros begnadeten Städte bald einen Halt gegen die Macht der großen Grundbesitzer (nobiles oder ricos hombres), deren Stellung zur Krone ohne hinlänglichen Grund mit der der Pairs in Frankreich verglichen zu werden pflegt.

Unter Alonso VI. begegnen wir einer raschern Entwickelung der Civilisation. Scharen fränkischer Ritter, welche über die Pyrenäen gezogen waren, um am Kampfe gegen die Almoraviden theilzunehmen, trugen die Bildung von Frankreich und Deutschland nach Spanien hinüber; in dem eroberten, an Kunst und Wissenschaft reichen Toledo fand der christliche Staat einen glänzenden Mittelpunkt; mit ungewöhnlicher Schnelligkeit gewannen die Städte, in denen auch zur Zeit maurischer Hoheit der Geist eines freien Bürgerthums nie völlig erstorben war, einen hohen Grad politischer Bedeutsamkeit. Waren die Gesetze bis dahin meist nur für einzelne Landschaften bindend gewesen, so wurde den unter Alonso VII. auf den Cortes zu Najera erlassenen Bestimmungen für ganz Castilien Gültigkeit beigelegt und an den zu Burgos unter Alonso VIII. gehaltenen Cortes nahmen auch die Städte Theil, ohne auf das bloße Recht zu Petitionen beschränkt zu sein.

Mit besonderm Interesse wird der Leser den im ersten Bande, Cap. 6, gegebenen Erörterungen über den estado social del primitivo reino pirenaico, über die dortigen Fueros und das eigenthümliche Verhältniß, welches der Herrscher seinen Unterthanen gegenüber einnahm, folgen. Starb in Sobrarbe ein Villano, an dessen Besitzthum König und Edle gleichmäßig berechtigt waren, ohne Hinterlassung männlicher Descendenten, so theilten König und Edle zu gleicher Maße, dergestalt, daß der in der Theilung nicht aufgehende Ochse in zwei Hälften zerlegt wurde, von denen der König die rechte, der Edle die linke erhielt. In Navarra, wo das westgothische Gesetz nie Geltung hatte und deshalb der Klerus nicht zunächst als Vertreter des Landes dastand, erblickt man frühzeitig eine aus zwölf alten, verständigen Männern (mas ancianos sabios) bestehende Nationaljunta um den König, ohne deren Beirath Derselbe weder ein Gesetz erlassen (facer cort) noch über Krieg oder Frieden bestimmen durfte. Auch hier bildeten die drei brazos des clero, der nobleza und der Procuradoren nur Eine Kammer.

In Catalonien, wo das Lehnswesen niemals zu einem ähnlichen Einflusse gelangte wie in den andern spanischen Reichen, und wo Handel und Industrie frühzeitig den Bürger hoben, nahm der Tiersétat schon in der Mitte des 11. Jahrhunderts neben Geistlichkeit und Adel seinen Platz ein. Aragoniens Freiheit sicherte das uralte Recht der Ernennung eines vom Könige unabsetzbaren, aus dem Stande der Caballeros gewählten justicia mayor, und die an dieses Amt geknüpften fueros de la manifestacion und de la firma de derecho. Die dortigen Cortes hatten vier Brazos, indem der Adel von zwei Seiten, ein mal durch die niedern Edeln (caballeros) und sodann durch zwölf den Staatsrath bildende und im erblichen Besitze ihrer Würde sich befindende ricos hombres vertreten wurde. Wann zuerst und in wie großer Zahl die Procuradoren hier Zutritt zu den Cortes fanden, wagt der Verf. nicht mit Gewißheit zu bestimmen; ausgemacht ist, daß sie als hombres buenos nicht übergangen werden durften, seitdem eine Menge wohlgeordneter arabischer Städte, in denen sich die alten Municipaleinrichtungen erhalten hatten, dem Reiche einverleibt wurde. So beschränkt wie hier war allerdings das Königthum in Castilien nie, weil die Monarchie auf westgothischer Grundlage beruhte und die Krone bald erblich wurde.

Das 14. Capitel schildert den estado social de los dominios musulmanes in Spanien bis zum Anfange des 13. Jahrhunderts. Sehen wir davon ab, daß die Mauren das unterworfene Spanien durch Geringfügigkeit der Abgaben und durch Verstattung der Glaubensfreiheit zu versöhnen trachteten, so zeigten sich die Sieger anfangs als harte Eroberer, die nur auf Vernichtung der vorgefundenen Civilisation sannen. Erst seitdem die Abhängigkeit vom Khalifate gelöst wurde und Omajjiden ein selbständiges Reich bildeten, wurde Vieles anders. Immer aber kränkelte der Staat an der Gewalt des Hagib, am Mangel einer festen Bestimmung der Thronfolge und am Ehrgeize der Stammhäupter. Prachtbauten, Handelsflotten, Universitäten, Bibliotheken, ein fleißiger Betrieb der Bergwerke und ein zur höchsten Stufe der Kunst gesteigerter Ackerbau zeugen von dem Glanzreiche der Omajjiden, dessen reiche Südprovinzen von den bewaffneten Christen nicht zu leiden hatten. Nach dem Tode Almanzor's schwand die Größe wie ein Traum und weder Almoraviden noch Almohaden konnten einen Staat stützen, der niemals ein festes System gekannt hatte und in welchem bis auf den Despotismus Alles wandelbar war.

(Der Beschluß folgt.)

Literarische Notizen aus Frankreich.

Das untere Donaugebiet.

Wir erhalten in folgender Schrift: „La Bessarabie ancienne et moderne", von Bugnion, eine ziemlich brauchbare Schilderung von Bessarabien, mit Rückblicken auf die historischen Ereignisse, von denen im Laufe der Zeit diese Gegend berührt ist. Interessant sind die Mittheilungen, welche hier in Bezug auf die Naturproducte und die Verhältnisse der Industrie gemacht werden; auch unter den geographischen und statistischen Notizen befindet sich manches Beachtenswerthe; weniger befriedigen indessen die Bemerkungen, welche uns über die Regierung und das Administrationswesen im Allgemeinen geboten werden. Hier scheint der Verf., welcher protestantischer Geistlicher in der Schweizercolonie Chabag bei Akerman ist, sich Rücksichten auferlegt zu haben, um seinem Werke den Zugang nach Rußland nicht unmöglich zu machen, wie er es denn auch für nöthig erachtet, durch die Bemerkung auf dem Titelblatte „Admis par la censure impériale russe" dasselbe gegen Hindernisse dieser Art sicherzustellen. Was der Darstellung, welche im Allgemeinen einfach und anspruchslos gehalten ist, Eintrag thut, sind die vielen störenden Provinzialismen, von denen sich der Schweizer selbst in der Ferne nur so selten losmachen kann.

Das Leben der Mistreß Fry.

Der Abriß eines der hingebendsten Wohlthätigkeit gewidmeten Lebens, wie es uns in einer Biographie der bekannten Elisabeth Fry geboten wird, welcher vor kurzem zu Lausanne die Presse verlassen hat, ist das beste und anregendste Mittel, den Funken der Mildthätigkeit, welcher in Jedes Brust gelegt ist, zu schüren. Selten ist wol ein Charakter in unserer eigennützigen Zeit, welcher eine größere, innigere Verschmelzung der unbeschränktesten Aufopferung und der stetigen, unwandelbaren Verfolgung des einmal erfaßten Zieles aufzuweisen im Stande wäre, als wir bei dieser hochherzigen Quäkerin finden. Der anonyme Verf. des vorliegenden Schriftchens beschreibt die mannichfaltigen Lebensschicksale dieser Frau, deren große Reisen in England und auf dem Continente überall mit lebendigen Denkzeichen ihres reinen Eifers für die Sache der Gefangenen und Verwahrlosten bezeichnet sind. Er kann Dies nicht thun, ohne den gottesfürchtigen Sinn und die wahre Religiosität, welche in ihrem Busen lebte und so zu ihren unzähligen Wohlthaten antrieb, als den eigentlichen Grundton ihres ganzen Wesens hervorzuheben. 17.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 327. — 23. November 1846.

Volksliteratur.

(Beschluß aus Nr. 326.)

Es sind zwei Richtungen, die bereits in der Volksliteratur deutlich heraustreten; die eine und beiweitem die vorzüglichere, der Literatur als Kunst angehörige ist diejenige Seite, welche ihre Stoffe dem Volksleben entlehnt, die Anschauungen des Volkes aus ihm selbst heraus entwickelt und zur Darstellung bringt. Diese hat keinen andern Zweck als diese Darstellung selbst, sie hält in ihren Gebilden dem Volke seinen Spiegel hin, worin sich sein Wesen abklärt; daran kann sich dasselbe in die Höhe arbeiten, es lernt, ohne daß es gerade Absicht des Schriftstellers ist, daraus sich erkennen, und wird mit einer gewissen Freude erfüllt über sein Dasein, das so herrliche Früchte zu tragen im Stande ist. Der andern Seite würden wir, wenn man die erste die Literatur aus dem Volke nennen wollte, füglich den Namen der Literatur für das Volk beilegen können. Hier ist der Zweck die Hauptsache, die Darstellung nur Mittel, um auf diesem Wege gewisse moralische und politische Lehren unter das Volk zu verbreiten. Als Muster mag hier vor Allem Zschokke gelten, der die Geschichte blos erfindet und in derselben seine Ansichten dem Volke unterbreitet. Die künstlerische natürliche Darstellung ist Nebensache, ihm kommt es blos darauf an, zeitgemäße Ansichten, goldene Lebensregeln zu verbreiten, er will das Volk lehren und unterrichten, und die Wahrheit bei der Darstellung ist ihm gleichgültig. Eine dritte Seite auf diesem Gebiete ist diejenige, welche sich auch den Namen von Volksgeschichten beilegt, bei denen man aber durchaus keinen Grund zu dieser Benennung absieht, wenn nicht etwa der, daß man glaubt, solche leichte novellenartige Stoffe, flüchtig entworfen und ausgeführt, würden für das Volk, das weniger gebildet sei, um an einer tiefern Auffassung und poetischen Darstellung Freude zu finden, die rechte Nahrung sein, weil sie eben leicht und oberflächlich wären. Die Bedeutung solcher Schriften ist weder für das Volk von Interesse noch auch für die Literatur von Belang. Zu der ersten Seite zählen wir den „Stefan" von Kleemann; der „Uli" und „Geldstag" von Gotthelf hält die Mitte zwischen der ersten und zweiten; während die Erzählungen von Spindler und Hammer mehr der zuletzt angegebenen Richtung anheimfallen.

„Stefan, der Kesselflicker", von Kleemann, ist eine einfache schlichte Erzählung aus einem schlesischen Dorfe. Die Anlage und Ausführung ist klar und mit Geschick behandelt. Freilich fehlt den Charakteren diese specifische Wärme und Frische des Lebens, mit der Auerbach seine Figuren schildert: die Personen Kleemann's sind mehr allgemein gehalten, haben nicht diese individuelle Färbung und charakteristische Lebendigkeit, jedoch sind sie mit Wahrheit und Consequenz ausgeführt. Das Volksleben als solches ist mehr schon durch allgemeine Betrachtungen und Reflexionen in der Anlage in den Hintergrund getreten; der Boden, auf dem sich die Gestalten bewegen, ist nicht bestimmend, auch hat die Redeweise nicht die Formen, mit denen sich diese Stände charakteristisch ausdrücken. Kleemann arbeitet und schafft mehr subjectiv thätig, statt daß er die Gestalten, was gerade bei diesem Zweige ein Hauptvorzug wäre, in ihrer größtmöglichsten Objectivität aufzufassen sucht. Eine gelungene Darstellung vom Volksleben, die den geheimsten Zügen der einfachen schlichten Natur nachgeht, sie belauscht in ihrem Geheimtreiben, muß nothwendig auf einem tiefen Studium des Volkes selbst ruhen, und derjenige Schriftsteller wird sie um so gelungener zur Anschauung bringen, der alle weitern höhern Formen der Bildung einstweilen vergißt und blos die einfache Natur auf sich einwirken läßt und blos diese zum Gegenstande seiner praktischen Gestaltungen wählt. Es mag sein, daß ein solches Aufgehen in Formen die der gegenwärtigen Bildung fern liegen, eine solche Entäußerung in Situationen und Gedankengänge, welche ihren eigenen ruhigen Weg befolgen, während um sie her Alles in flüssiger Bewegung ist — es mag sein, daß Dieses für den modernen Schriftsteller keine leichte Aufgabe ist: desto größer ist aber auch das Verdienst, wenn sie vollständig gelöst ist. „Stefan" bietet zwar keine besondere schlagende Charaktere dar, die Erfindung selbst ist nicht gerade sehr neu, die Lebensanschauung des Bauernstandes nicht recht klar und bestimmt, und dennoch wird der Leser das Buch nicht unbefriedigt weglegen, weil eben doch immer die einfache menschliche Natur, unter welchem Gewande sie auch auftritt, das Interesse reizt und das Gemüth erhebt.

Volksthümlicher und charakteristischer als das vorhergehende Buch sind die Schriften von Gotthelf gehal-

ten; man sieht seinen Figuren an, daß sie frisch und kräftig aus dem Leben genommen sind; namentlich hat Gotthelf im „Uli" eine prächtige Mannichfaltigkeit der Personen entwickelt und dieselben charakteristisch fest und consequent entwickelt. Diese schlagende Wahrheit, in welcher seine Leute sich bewegen wie sie sich ausdrücken, wie sie denken, ist ganz nach der Natur gezeichnet. Da seine Erzählungen aus dem schweizerischen Volksleben gegriffen sind, so mag er vielleicht durch den Stoff selbst schon einigen Vortheil errungen haben, weil das schweizerische Leben in geschlossenen, bestimmten Formen sich bewegt und weit weniger von den Einflüssen einer höhern Bildung berührt ist. Die Wahrheit und psychologische Schärfe, mit welcher Gotthelf seine Personen schildert, ist wirklich gelungen zu nennen. Wenn er auch nicht in den Fehler gefallen ist, den Zschokke in guter Absicht so häufig begeht, daß er seinen Personen Reden in den Mund legt, die sie vermöge ihrer Bildung nicht halten können und die sehr stark nach der Doctrin der Katheder schmecken; wenn er seine Personen auch reden läßt, ganz wie es ihrem Wesen zukommt: so ist damit doch keineswegs zu leugnen, daß mitunter die praktische Seite zu weit hervorragt und daß der Verf. in dem Wunsche gute Regeln zu verbreiten, Musterwirthschaften aufzustellen, die Reden und Gespräche weiter ausdehnte als es eine rein künstlerische Anlage ohne Nebenzwecke eigentlich erheischt. Daher kommt es auch, daß eine gewisse Breite, wenn man den praktischen Standpunkt außer Acht läßt, in die Augen fällt und den Verlauf der Handlung aufhält. Freilich ist der Beurtheiler solcher Schriften immer in dem Dilemma, daß er zwar den praktischen Nutzen derselben anerkennen muß, aber andererseits doch auch die ästhetischen Foderungen nicht unberücksichtigt lassen darf. Eine der schönsten und originellsten Charaktere ist im „Uli" das Schweizermädchen Vreneli, das unter der rauhen spröden Schale seines Wesens ein tiefes Gefühl besitzt, und das bei den drückendsten Arbeiten, die es als eine Verwandte vollziehen mußte, dennoch seinen Muth nicht verlor, Gott und Menschen und jedem jungen Tage in neuer Frische entgegenlachte und sich Platz machte in den Herzen, wie sehr man sich auch dagegen wehren mochte, deren Leib und Seele selbst in der wüstesten Arbeit und unter den schlechtesten Gesinnungen stets rein erschien und das unter dem kalten Eis seiner Umgebung rein und frisch blühte wie ein keusches Schneeglöcklein.

Die „Volksgeschichten" von Spindler, sowie die „Stadt- und Landgeschichten" von Hammer gehören dem eigentlichen Kreise der Volksliteratur nicht an, da sie weder das Leben des Volkes selbst zum Gegenstande haben noch auch eine gewisse praktische Richtung nach demselben hin befolgen. Es sind leichte Erzählungen, Schwänke, die in Novellenform oder auch genreartigen Dichtungen sich uns darbieten. Spindler hat hier voraus seine Leichtigkeit der Darstellung, die unterhält ohne gerade zu erheben, die in einzelnen Zügen ergötzt ohne gerade zu erheitern. Bereits anderwärts zerstreut gedruckte Erzählungen stellen sich hier unter dem gemeinsamen Titel dar, ohne daß man einzusehen im Stande wäre, welches gemeinsame innere Band dieselben zusammenhält. Sie sind fast alle leicht und flüchtig geschrieben, wie der Verf. dem einen oder dem andern Journale einen Beitrag versprochen hatte, und werden nicht viel Anspruch auf besondere kritische Beurtheilung machen können, ebenso wenig wie die vorliegenden Schriften von Hammer, vor welchen sie freilich eine gewisse stilistische Fertigkeit und Abrundung voraus haben, ohne doch den Leser zu ergreifen und das Interesse zu fesseln. Aus dem ersten Bande von Hammer heben wir die Schilderung „Aus dem Leben eines Registrators" aus, jedoch entbehrt auch sie in der Tiefe der Auffassung und in der Schärfe der Darstellung und verdient blos insofern ausgezeichnet zu werden, als sie etwas besser als die übrigen matten Erzählungen ist.

J. Gegenbaur.

Historia de la civilizacion española désde la invasion de los Árabes hasta la época presente. Por Don *Eugenio de Tapia.* Vier Bände.

(Beschluß aus Nr. 326.)

Der zweite Band beginnt mit einer Untersuchung über den socialen Zustand Castiliens vom 13. Jahrhundert bis auf den Tod von Enrique IV. Mit der fortschreitenden Eroberung gewannen Handel, Industrie und Ackerbau einen neuen Aufschwung bei den Christen. Aber noch waren die Kräfte gespalten, die Institutionen nur local, alle Elemente des öffentlichen Lebens gesondert, kein gemeinsamer Mittelpunkt einte das Ringen. Der Adel zürnte den aufblühenden und deshalb mit ihren Foderungen gewichtig aufblühenden Städten; beide der exempten Geistlichkeit. Wenn Alonso X. in Bezug auf letztere seiner königlichen Würde so viel vergab, daß er sich unter Rom beugte, so folgte er darin wol nur dem Geiste des Jahrhunderts. Was durch Sammeln und Ordnen von Gesetzen geschah, reichte lange nicht aus, um die miteinander ringenden theokratischen, aristokratischen, monarchischen und selbst demokratischen Elemente zu Einem Staate, unter Einem Oberhaupte, zu Einem Gesetze zu amalgamiren. Überall Parteiungen und Bürgerkriege, auch ehe die unnatürliche Macht eines Alvaro de Luna zur Opposition trieb. Andererseits schwächte sich Aragonien durch Theilungen zu einer Zeit, als es gerade der Centralisation bedurfte. Überdies mußte Pedro III. allen Foderungen der Cortes zu Tarragona nachgeben; wie ein zweiter König galt der Justicia mayor neben Alonso III.; fast nicht geringer war die Gewalt der zu Barcelona residirenden Generaldeputation. Die Cap. 10 gegebene Übersicht des catalonischen Handels beruht fast ganz auf den bekannten trefflichen Forschungen von Capmany.

Nach der Auflösung des Reichs der Almohaden hielt sich die mohammedanische Herrschaft nur dadurch, daß alle Kräfte der Mauren in Granada concentrirt wurden. Parteiungen und Wahlkrone schwächten den Staat, dessen Könige ihre Schätze auf Prachtbauten, Förderung von Kunst und Wissenschaft und eine Hofhaltung verwandten, der die keines christlichen Machthabers gleichkam.

Mit der Regierung der katholischen Könige beginnt für die innere Geschichte Spaniens der an Schöpfungen so reiche Zeitraum, mit welchem die alte Civilisation abschloß und eine neue sich Bahn brach. Durch die Vereinigung von Aragonien und Castilien bildete sich eine starke, compacte Macht, die, richtig geleitet, durch Unterdrückung einer turbulenten Aristokratie

dem Gesetze Kraft verleihen konnte. Es kostete viel Kampf, bis Isabella die Unterwerfung des Adels durch die Hermandad der Städte erreichte, die Abgaben ordnete, eine würdige Stellung zur Kirche gewann, die veräußerten Krongüter wieder erwarb, dem Tribunal der audiencia del rey einen festen Sitz anweisen und durch die ordenanzes reales ihrem Volke ein revidirtes Gesetzbuch geben konnte, das freilich kein uniformes, den Foderungen der Zeit angepaßtes Ganzes bot, aber doch einer Menge von Übelständen abhalf. Industrie und Handel nahmen durch Begünstigungen jeder Art einen raschen Aufschwung; Kornfelder deckten die Ebene, Reben und Fruchtbäume das Gebirge, und, setzt der Verf. schmerzlich hinzu, wo man jetzt kaum eine Hütte gewahrt, zeigten sich die Fruchtkammern großer Städte. Manche dieser Schöpfungen gingen, wie Cap. 1 des dritten Bandes auseinandersetzt, in Folge der Parteiungen nach dem Tode Isabella's wieder zu Grunde und noch ein mal drohten Castilien alle Schrecknisse der Anarchie. Aber Ferdinand griff mit Nachdruck durch und schon konnte Ximenes an die Begründung eines absoluten Königthums denken, wie es in Frankreich durch einen Richelieu ins Leben gerufen werden sollte. So übernahm Karl I. ein starkes, wohlgeordnetes Reich, das durch die von Padilla geleiteten Bewegungen der Städte nur momentan erschüttert werden konnte. Bei dieser Gelegenheit gibt der Verf. in den „Reflexiones sobre las antiguas hermandades de Castilla" höchst interessante Mittheilungen über diese von Marina („Teoria de los Cortes") nicht immer richtig aufgefaßten Städtebündnisse.

Unter der Regierung Karl's I. bildete sich das theokratische Element, vornehmlich mittels der Jesuiten, durch. Die Nationalrepräsentation in Castilien unterlag einer völligen Umgestaltung, indem der Adel des Rechts der Vertretung verlustig ging, und systematisch verfolgte der König sein Ziel, dem Staate eine religiöse und politische Einheit zu geben. Er durfte Viel wagen, weil durch ihn Viel für die Größe Spaniens geschah.

Die Herrschaft Philipp's II. bezeichnet der erste Act derselben, die Feier eines Auto-da-fé zu Valladolid. Durch ihn wurde das absolute Königthum durch einen Wall von Gesetzen, Geistlichen und Söldnern gesichert und der auf Spanien ruhende Fluch auch auf Spanien übertragen. Im Kampfe gegen die Niederlande, England und Frankreich wurde Spaniens Bevölkerung decimirt, seine Macht zu Grabe getragen; die Flucht des geistreichen Antonio Perez gab die erwünschte Gelegenheit zur Vernichtung der Fueros von Aragonien; die Wissenschaft erlag dem Spruche des Glaubensgerichts; Willkür und Fanatismus schlugen ein starkes, edles Volk in Banden: aber dessen geistiges Leben für immer zu ersticken waren selbst sie in ihrer Verbrüderung nicht stark genug. Mit jedem der nachfolgenden Habsburger tritt der über Spanien sich lagernde Jammer anschaulicher hervor. Unter Philipp III. führte der träge und intriguante Lerma das Heft der Gewalt und erfolgte die Vertreibung des fleißigsten Theils der Bevölkerung, der Morisken. Die völlige Erschöpfung des Schatzes bewog Philipp IV. zur Berufung der Cortes nach Madrid, deren Klage über die maßlose Zunahme der Geistlichen jedoch keine Abhülfe fand. Zu dem fortgesetzten Kampfe mit dem Auslande gesellten sich Bürgerkriege und weder Philipp IV. noch der Grafherzog Olivares fanden Muße zum Ordnen der Verwaltung. Unter Karl II. walteten Jesuiten und über das Reich, wie über ein herrenloses Land, verfügte fremde Politik. Der Reichthum war geschwunden, Kunst und Wissenschaft von ihrer Höhe herabgestiegen, der freudige Nationalstolz hin und nur Absolutismus und Geistlichkeit waren geblieben.

Durch den seit der Einsetzung der Bourbonischen Dynastie begründeten Einfluß Frankreichs gewann das spanische Volk eine neue Physiognomie. Gedanken, Sitte, politische Institutionen, Alles unterlag der Umgestaltung. Die verlorene Freiheit erhielt es freilich nicht zurück; Catalonien büßte die letzten ihm gebliebenen Vorrechte ein und Cardinal Giudice wußte der Inquisition neuen Glanz zu verleihen: aber es gewann durch Alberoni und selbst durch Rizerda wieder politische Bedeutung im europäischen Staatensystem und schloß sich den Fortschritten der Civilisation an. Das zeigte sich vornehmlich unter Ferdinand VI., wo der Marques von Enseñada durch genauen Haushalt die Mittel gewann, Industrie und Handel zu beleben, für den Bau einer Flotte zu sorgen, die Colonien zu heben; entschiedener noch unter Karl III., wo durch Aranda, Florida-Blanca und den gelehrten Campomanes Großes und Bleibendes geschaffen, die Genossenschaft der Jesuiten vertrieben, das Glaubensgericht von der Regierung streng überwacht, den Schenkungen an die todte Hand Schranken gesetzt, die Staatsschuld verringert wurde. Unter Karl IV. führte das Bündniß mit Frankreich die Vernichtung der kaum wieder begründeten Seemacht und unheilbare Zerwürfnisse im Königshause herbei. Dann erfolgt die Schilderhebung gegen Napoleon. Aber weder die Energie einer revolutionnairen Regierung noch die Kraft, die bisherige Ordnung aufrecht zu erhalten, gab sich kund und bei dem Ausarbeiten der neuen Verfassung vergaß man, daß es eines conservativen Körpers zwischen den Deputirten und der Krone bedürfe, um die Usurpation der letztern und die Angriffe der Erstern zu limitiren. Im Übergange vom Despotismus zur Freiheit machte sich ein Strom von Ideen geltend, der nur durch die Erfahrung hätte geleitet werden können. Eine Folge hiervon war 1814 die Reaction durch Ferdinand VII., welche jede segensreiche Schöpfung der jüngsten Zeit, selbst die von Karl III. eingeführten Reformen, als ein Werk der Revolution zertrat, die Herrschaft einer unwissenden und fanatischen Camarilla, endlich der Aufstand von 1820.

14.

Bibliographie.

Adelung, F. v., Kritisch-literärische Übersicht der Reisenden in Russland bis 1700, deren Berichte bekannt sind. Zwei Bände. Petersburg. Lex.-8. 3 Thlr. 20 Ngr.

Almanach dramatischer Scherze zur Darstellung in Familienkreisen. 1847. 1ster Jahrgang. Leipzig, Köhler. Kl. 8. 21 Ngr.

Austria. Österreichischer Universal-Kalender für das gemeine Jahr 1847. 8ter Jahrgang. Mit lithographirten Tafeln, Musikbeilagen und Holzschnitten. Wien, Klang. Lex.-8. 1 Thlr. 3⅔ Ngr.

Basile, G., Der Pentamerone, oder: Das Märchen aller Märchen. Aus dem Neapolitanischen übertragen von F. Liebrecht. Mit einer Vorrede von J. Grimm. Zwei Bände. Breslau, Max u. Comp. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Bretschneider, K. G., Die religiöse Glaubenslehre nach der Vernunft und der Offenbarung für denkende Leser dargestellt. 4te verbesserte, vermehrte und mit einem Register versehene Auflage. Halle, Schwetschke u. Sohn. Gr. 8. 1 Thlr. 26¼ Ngr.

Brühl, J. A. M., Geschichte der Gesellschaft Jesu. Eine politisch-literarische Darstellung. Von des Ordens Gründung an bis auf die neueste Zeit. Mit Ausschluß der Missionen. Würzburg, Stahel. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Die symbolischen Bücher der evangelisch-lutherischen Kirche, deutsche und lateinisch. Neue sorgfältig durchgesehene Ausgabe, mit den sächsischen Visitationsartikeln, einer historischen Einleitung und einem fünffachen Register. Besorgt von J. T. Müller. 1ste Abtheilung. Stuttgart, S. G. Liesching. Lex.-8. 18 Ngr.

Bühler, G. C. W. v., Technische und administrative Bemerkungen über die Eisenbahnen des west- und nordwestlichen Deutschlands, Belgiens und des Elsasses. Stuttgart, Schweizerbart. Gr. 8. 1 Thlr. 21 Ngr.

Bursy, C., Das künstliche Licht und die Brien. Zwei Vorlesungen. Mitau, Reyher. Gr. 8. 9 Ngr.

Digitized by Google

Dieterici, C. F. W., Der Volkswohlstand im Preußischen Staate. In Vergleichungen aus den Jahren vor 1806 und von 1828 bis 1832, sowie aus der neuesten Zeit, nach statistischen Ermittelungen und dem Gange der Gesetzgebung aus amtlichen Quellen dargestellt. Berlin, Mittler. Lex.-8. 2 Thlr.

Eckardt, C., Verwehte Blätter eines jungen Dramaturgen. 2te Auflage. Leipzig, Teubner. 1847. 8. 6 Ngr.

Ellissen, A., Michael Akominatos von Chonä, Erzbischof von Athen. Nachrichten über sein Leben und seine Schriften, mit Beifügung der Letztern, soweit sie bekannt sind, im Original und in deutscher Übersetzung. Ein Beitrag zur politischen und literarischen Geschichte Athens im Mittelalter. Göttingen, Dieterich. Gr. 8. 25 Ngr.

Ergänzungs-Conversations-Lexikon. 1ster Band. Herausgegeben von F. Steger. 3te unveränderte Auflage. Leipzig, Romberg. Lex.-8. 2 Thlr.

Feldmann, L., Deutsche Original-Lustspiele. 2ter Band. Wien, Wallishausser. 1847. Gr. 12. 2 Thlr.

Geibel, E., Zwölf Sonette. Lübeck, Aschenfeldt. 8. 6 Ngr.

Großmann, Julie v., Aus Vorzeit und Neuzeit. Sechs Erzählungen. Berlin, Vereinsbuchhandlung. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Henne, A., Allgemeine Geschichte von der Urzeit bis auf die heutigen Tage. 2tes Buch. Schaffhausen, Brodtmann. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Hermann, K. F., Zur Begleitung meines Lehrbuchs der gottesdienstlichen Alterthümer der Griechen. Göttingen, Dieterich. 8. 2½ Ngr.

Huldigung den Frauen. Taschenbuch für das Jahr 1847. Herausgegeben von J. F. Castelli. 25ster Jahrgang. Wien, Tendler u. Comp. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Jordan, W., Geschichte der Insel Hayti und ihres Negerstaates. 1ster Theil. Mit dem Bildnisse Toussaint Louverture's. Leipzig, Jurany. Gr. 8. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Kerner, J., Die Seherin von Prevorst. Eröffnungen über das innere Leben des Menschen und über das Hereinragen einer Geisterwelt in die unsere. 4te vermehrte und verbesserte Auflage. Stuttgart, Cotta. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Meyner, A. M., Geschichte der Stadt Wittenberg. Dessau. 1845. Gr. 8. 15 Ngr.

Neuester preußischer National-Kalender für das Jahr 1847. Danzig, Gerhard. 12½ Ngr.

Rowcroft, Der Buschrähndscher. Erzählungen aus den Colonieen von Van-Diemensland. Aus dem Englischen von F. Gerstäcker. Drei Bände. Leipzig, O. Wigand. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Spieker, C. W., Geschichte der Reformation in Deutschland bis zum Religionsfrieden in Augsburg. 1ster Band: Geschichte der christlichen Religion und Kirche, besonders in Deutschland bis zur Reformation. 1ste Abtheilung. Leipzig, T. O. Weigel. 1847. Gr. 8. 1 Thlr. 16 Ngr.

Die Spinnstube, ein Volksbuch für das J. 1847. Herausg. von W. O. v. Horn. 2ter Jahrgang. Frankfurt a. M., Sauerländer. 8. 12½ Ngr.

Stanley, A. P., Thomas Arnold. Aus seinen Briefen und aus Nachrichten seiner Freunde geschildert. Frei nach dem Englischen von K. Heintz. Potsdam, Riegel. 1847. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Stöber, K., Geschichten und Erzählungen. Dresden, Naumann. 8. 15 Ngr.

Literar-historisches Taschenbuch. Herausgegeben von R. E. Prutz. 5ter Jahrgang. 1847. Mit Beiträgen von W. Alexis, E. Brinckmeier, K. G. Helbig, H. Köchly, E. Meyer, W. Rogge, J. W. Schaefer, K. Stahr und dem Herausgeber. Hannover, Kius. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Rheinisches Taschenbuch auf das J. 1847. Herausg. von E. Dräxler-Manfred. Mit 8 Stahlstichen. Frankfurt a. M., Sauerländer. Gr. 16. 2 Thlr. 15 Ngr.

Tegner's, E., Frithjofssage, deutsch von C. Hartmann. Stereotypausgabe. Leipzig, Schmaltz. Gr. 16. 7½ Ngr.

Treplin, Gedanken über die Bestimmung des Menschen. Potsdam, O. Janke. Kl. 8. 12 Ngr.

Ulrici, H., Shakspeare's dramatische Kunst. Geschichte und Charakteristik des Shakspeare'schen Dramas. 2te umgearbeitete Auflage. 1ste Abtheilung. Leipzig, T. O. Weigel. 1847. Gr. 8. 1 Thlr. 14 Ngr.

Veltheim, H. Graf v., Dramatische Versuche. Braunschweig, E. Leibrock. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Vischer, W., Alkibiades und Lysandros. Eine Rede. Basel, Bahnmaier. Gr. 8. 12 Ngr.

Vögeli, G., Der Konstanzer Sturm im J. 1548, mit ergänzenden Zusätzen aus des gleichzeitigen Chronisten Schulthaiß spanischem Überfall der Stadt Konstanz und urkundlichen Beilagen. Belle-Vue, Verlagshandlung. 8. 20 Ngr.

Niederrheinischer Volkskalender auf das Jahr 1847. Herausgegeben von R. Benedix. 12ter Jahrgang. Wesel, Bagel. 10 Ngr.

Weihnachtsblüthen. Ein Almanach für die Jugend auf d. J. 1846. In Verbindung mit Andern herausg. von G. Plieninger. 10ter Jahrgang. Stuttgart, Belser. Gr. 16. 1 Thlr.

Tagesliteratur.

Aufsess, Freih. H. von und zu, Sendschreiben an die erste allgemeine Versammlung deutscher Rechtsgelehrten, Geschichts- und Sprachforscher zu Frankfurt a. M. Nürnberg, Riegel und Wiessner. Gr. 8. 4 Ngr.

Bandisch, K. L., Zeugnisse. Königsberg, Bon. Gr. 8. 6 Ngr.

Burkhart, E., Predigt über den Selbstmord. Halle, Schwetschke und Sohn. Gr. 8. 2½ Ngr.

Dietsch, J. E. C., Predigt am 3. Jubelfeste des königlichen Gymnasiums zu Hof den 25. Aug. 1846. Hof, Grau. Gr. 8. 3 Ngr.

Gedanken eines ungarischen Poeten am 18. Oct. Von K. Deutsch. Altona, Blatt. Gr. 8. 2 Ngr.

Der Herr Doctor Hanne in Braunschweig im Conflicte mit der dasigen Geistlichkeit. Braunschweig, Meyer sen. Gr. 8. 5 Ngr.

Heidenhain, H., Schmidt's Reform der Medicinalverfassung Preussens, nach wissenschaftlichen Gesichtspuncten beleuchtet. Marienwerder, Levysohn. 8. 10 Ngr.

Kelbe, C. A., Zwölf Predigten, zunächst als ein Zeugniß gegen die Anklagen des Herrn Dr. Hanne, mit einer Vorrede. Braunschweig, Meyer sen. Gr. 8. 20 Ngr.

Krause, C. W. A., Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes. Predigt. Breslau, Leuckart. Gr. 8. 2½ Ngr.

Langbein, B. A., Der verborgene Schatz im Acker. Predigt. Meißen, Klinkicht und Sohn. Gr. 8. 2½ Ngr.

Lechner, G. S., Festrede bei der 300jährigen Jubelfeier des Königlichen Gymnasiums zu Hof, am 23. Aug. 1846. Hof, Grau. Gr. 4. 6 Ngr.

Mappes, J. M., Zum Andenken an Mr. Philipp Jacob Cretzschmar vorgetragen bei der Jahresfeier der Senckenbergischen naturforschenden Gesellschaft in Frankfurt a. M. am 3. Mai 1846. Frankfurt a. M., Sauerländer. Gr. 8. 9 Ngr.

Pelz, E., Die Stellung der Arbeiter bei der Landwirthschaft. Breslau, Verlagscomptoir. 1847. 8. 2½ Ngr.

Schreiber, B., Die Polen im Großherzogthum Posen, mit besonderem Bezug auf die Jahre 1845 und 1846. Nebst Betrachtungen über die Ursachen des Verfalls der polnischen Republik. Leipzig, Mayer. Gr. 8. 7½ Ngr.

Souchon, A. F., Seid getrost. Predigt über Evang. Joh. 16, 33. Berlin, Wohlgemuth. Gr. 8. 2½ Ngr.

Walter, J. J., Tod des Pabstes und Wahl seines Nachfolgers. Solothurn, Scherer. Gr. 8. 3¾ Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 328. —— 24. November 1846.

Die Touristen im Orient.

Fünfter Artikel.*)

8. Reise in den Orient von Konstantin Tischendorf. Zwei Bände. Leipzig, B. Tauchnitz. 1846. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

Der bekannte Ausspruch Lessing's, hinter den sich die verletzte Eitelkeit der Schriftsteller nur zu häufig zu verschanzen pflegt, daß bei Beurtheilung literarischer Leistungen die Persönlichkeit des Verf. ganz aus dem Spiele gelassen werden müsse, mag im Allgemeinen auch für die gegenwärtigen Verhältnisse seine Geltung behalten; auf die meisten Erscheinungen im Gebiete der Touristen-Literatur können wir ihm aber durchaus keine unbedingte Anwendung zugestehen. Wenn uns ein Schriftsteller dieses Genre mit allen Beziehungen seines lieben Ichs behelligt, uns seine Neigungen, seine Erlebnisse in möglichster Vollständigkeit vorüberführt und, wie der Verf. vorliegenden Reisewerkes selbst gesteht, es für nothwendig erachtet „die erste Person auf eine gewisse Weise in den Vordergrund treten zu lassen" (S. VIII), so ist gar nicht abzusehen, weshalb der Kritiker nicht berechtigt sein sollte, die Person des Reisenden selbst in den Kreis seiner Besprechung zu ziehen. Hr. Tischendorf möge es uns deshalb nicht verargen, wenn wir uns genöthigt sehen, seine Person selbst, von der er uns so viele Einzelheiten auftischt und die uns hier in so mancherlei Eigenheiten entgegentritt, hier und da etwas unzart anzufassen. Er hat eine solche persönliche Kritik durch seine gefällige Selbstbespiegelung geradezu herausgefodert, und wenn schon die Veröffentlichung seines Werkes überhaupt, das uns des Neuen so gut wie gar Nichts bietet, als ein Ausfluß seiner Eitelkeit eine Zurechtweisung verdient, so darf er sich nicht beschweren, daß ein Kritiker, der vom bekannten Fallmerayer als „mild und schonungsvoll" bezeichnet wird, nicht allein die Schwächen und Mängel seiner Production, sondern selbst die Blößen, welche der gelehrte Reisende in seinem Wesen und Treiben selbst bietet, aufdeckt und hervorhebt.

Die wissenschaftlichen Arbeiten des gelehrten Professors, welche — wie zur Genüge bekannt ist — auf die kritische Säuberung und Beleuchtung des biblischen Textes Bezug haben, lassen wir ohne die leiseste Absicht der Verkleinerung beiseite liegen, obgleich sie in ihren glänzendsten Resultaten auch in der gegenwärtigen Schrift oft genug zur Sprache kommen und der Verf. an mehr als einer Stelle mit den ermunternden Zeichen der Anerkennung, welche ihm von verschiedenen Seiten zu Theil geworden sind, seinen Prunk treibt. Zu solchen Forschungen mag ihn übrigens ein seltener Fleiß, genügende Sachkenntniß und philologischer Scharfsinn befähigen. Das Alles aber gibt ihm noch keine Berechtigung, sich auf ein Gebiet zu wagen, wo er unter der Masse des Bessern verschwinden muß. Wer sich unterfängt über den Orient zu schreiben, der muß einen schärfern Blick für die Gestaltung des Lebens, einen unbefangenern Sinn und vor Allem eine ganz andere stilistische Ausbildung mitbringen als die ist, welche Hr. Tischendorf im Staube seiner gelehrten Studien sich erworben hat. Ein Werk wie das vorliegende, von dem der Verf. sonderbarerweise selbst sagt, „er habe es beiweitem mehr mit dem Herzen als mit dem Kopfe geschrieben", ist seinem eigenen Gehalte nach durchaus ungeeignet, unsere Aufmerksamkeit zu fesseln, und wir würden uns darauf beschränken, mit einigen flüchtigen Notizen es in die Kategorie der Bücher welche keine weitere Beachtung verdienen zu verweisen, wenn nicht der gelehrte Nimbus, den Tischendorf sich in der Sphäre der literarischen Welt zu verschaffen gewußt hat, eine etwas umständlichere Beleuchtung wünschenswerth erscheinen ließe.

Wie der Verf. von seiner Person nicht eben allzu gering denkt — weitere Belege behalten wir uns vor —, so hat er sich auch die Aufgabe welche er auf seiner Reise verfolgt und den Verlauf seiner Wanderung selbst großartig genug vorgestellt. Nur Wenige von den unzähligen Touristen, welche jetzt fortwährend die besuchten Gegenden des Orients nach allen Richtungen hin durchwandern, mögen, wenn sie die Leichtigkeit der bestehenden Verbindungsmittel in Anschlag bringen, in einen solchen Pathos verfallen wie Tischendorf es thut, wenn sie von ihren Erlebnissen reden. Oder sollte es jenen wanderlustigen Söhnen Albions beim Antritt ihrer großen Tour durch das Morgenland, bekanntlich jetzt eine wesentliche Bedingung fashionabeln Modeanstrichs, in den

*) Den vierten Artikel theilten wir in Nr. 75—79 d. Bl. mit. D. Red.

Sinn kommen, „daß dies ein Weg über Klippen, ein schwindelnder Steg über einen Abgrund ist, wo sich's leichter stürzt als sich's geht", wie sich unser deutscher Reisende (I, 17) in seiner überschwänglichen Sprache ausdrückt? Im Ganzen scheint er übrigens, einige kleine Störungen abgerechnet, welche seiner erhitzten Phantasie vielleicht noch bedeutender vorgekommen sind als sie in Wirklichkeit waren, seine Reise ohne ernstliche Fährnisse und selbst mit einem gewissen behaglichen Comfort zurückgelegt zu haben; sonst würde er sich wenigstens wol nicht so sehr „entsetzt" haben, als ihm gesagt wurde, daß ein junger Schweizer, der nach Odessa ging, auf dem dritten Platze des Dampfschiffs stationirt war (I, 32), wo es freilich wol weniger bequem hergehen mochte als auf dem Platze, welchen unser begünstigterer Bibel-Reisende einnahm. Es ist übrigens eine tröstliche Betrachtung, wenn man bedenkt, wie sich der Gelehrtenstand allmälig auch bei uns die Geltung errungen hat, daß er nicht mehr wie ehemals die geplagte Bedientenrolle zu spielen genöthigt ist, sondern daß er außer der Befriedigung des Selbstbewußtseins und der köstlichen Aussicht auf unvergänglichen Nachruhm auch noch eine ganz erträgliche Stellung und ziemlich behagliche Existenz zu gewähren vermag. Der Verf. begeht demnach offenbar eine Ungerechtigkeit, wenn er die Behauptung aufstellt, Deutschland genösse noch jetzt des ausschließlichen Rufes „die sogenannten armen Teufel auf Reisen zu schicken" (I, 288).

Wir haben schon oben angeführt, daß Tischendorf, welcher in seiner Eigenschaft als Reisebeschreiber sich für berechtigt hält, „die erste Person in den Vordergrund treten zu lassen", uns mit seinen persönlichen Beziehungen zur Genüge bekannt macht. So gibt er uns nicht allein bei verschiedenen Gelegenheiten pittoreske Schilderungen seines lieben Ichs, erzählt uns, wie er „mit doppelter Brille, deren eine mit ihren vier blauen Gläsern die Augen gegen den gefährlichen Widerstrahl der Sonne schützte, und mit einem Strohhute, von dem herab ein grüner Schleier wehte", auf einem muthigen Esel, der ihn — im stolzen Bewußtsein — „an die Spitze der Karavane trug", prachtvoll durch die Wüste galopirte (I, 111); — sondern er weiß auch vorzüglich die Zeichen der Anerkennung wohl zu notiren, welche ihm auf seiner Wanderfahrt gespendet wurden. In der Art und Weise, wie er solche erfreuliche Erinnerungen mit seiner Erzählung verwoben hat, legt er wirklich ein bemerkenswerthes Geschick an den Tag. So hebt er bei der Schilderung der Persönlichkeit vom griechischen Patriarchen zu Alexandria hervor, daß Papst Gregor XVI., als er ihn empfangen hätte, viel einfacher „gegangen wäre" (I, 80), was er offenbar nur in der Absicht einfließen läßt, um an seine anderwärts beschriebene Audienz beim Heiligen Vater, deren außerdem (II, 144) noch ein mal Erwähnung geschieht, aufs neue zu erinnern.

In denjenigen Partien, wo er mehr oder weniger als Fachgelehrter — „ein Mann meines Fachs" (I, 79) — vortritt, so z. B. in dem etwas kerulosen Briefe „an eine hohe Gönnerin über mein biblisch-kritisches Unternehmen" (II, 144—164), weiß er aus den einzelnen Blumen, welche er auf diesem Wege gepflückt hat, einen schönen Kranz zu flechten. Er ergeht sich hier con amore in den wohlthuenden Erinnerungen an die Rührung, welche ihm ein schweizerischer Gelehrter (wie man hält sieht doch wol de Wette) für seine schönen Erfolge bezeigte, der ihn „mit Thränen der Theilnahme" empfing — „seine Freude über meine biblisch-kritischen Unternehmungen gehörte, so schien es, zu den erwünschtesten Erfahrungen seiner alten Tage" (II, 160) —. Dabei hat er nicht unterlassen, die freundlichen Stimmen der Kritik, z. B. Das, was Coquerel über ihn im „Lien" u. s. w. gesagt hat, sorgsam zu sammeln und die „gefeierten Namen Letronne's, Raoul Rochette's, Hase's, Lascases' und Guizot's" zu weiterer Bekräftigung anzuführen. Wenn er bei diesen offenbaren Ausbrüchen selbstgenügsamer Stimmung im verschämten Tone meint: „er könnte den Vorwurf der Eitelkeit fürchten, wenn er die einzelnen Stimmen nennen wollte, die seine Herausgabe des «Codex Ephraemi» in seinem eigenen Sinne beurtheilten", so sind solche beschönigende Redensarten offenbar nicht geeignet, den begangenen Misgriff vergessen zu machen; besonders wenn er von andern Stellen, vielleicht nur in der Absicht, um den Blick auf seine eigentliche gelehrte Thätigkeit im Hintergrunde zu eröffnen, meint, „doch meine eigentlichen handschriftlichen Arbeiten gehören nicht hierher". Bei einem so lebhaften Selbstbewußtsein, wie man in diesen wenigen Stellen schon zu erkennen im Stande ist, läßt sich wol denken, daß jede Äußerung der Theilnahmlosigkeit oder jede geringschätzige Berührung, wie sie ihm in Betreff seiner Arbeiten denn doch wol zuweilen begegnet sein mag, ihm äußerst verletzend gewesen sein muß. Oder sollen wir es etwa als ein Zeichen der Bescheidenheit entgegennehmen, wenn er, freilich im gereizten Tone, erzählt, wie ihn ein „namhafter theologischer Professor Deutschlands" zwei Jahre nach dem Erscheinen dieses Coder, der, wie er an anderer Stelle bekennt, „die theuerste Christgabe ist, die ihm die Gnade des Herrn beschert hat", fragte, ob derselbe nicht bald erscheinen werde?

Wir sind weit entfernt davon, den Werth und die Bedeutung dieser biblisch-kritischen Bestrebungen, „die in der Verneinung ihre Spitze nicht finden" (II, 158), zu gering anschlagen zu wollen, sowie es uns nicht in den Sinn kommen kann, im Angesicht so lobender „pièces justificatives" und so öffentlicher Auszeichnungen, welche dem Verf. durch Verleihung von Titeln und Orden zu Theil geworden sind, sein Verdienst herabzusetzen; was uns diesen Äußerungen gegenüber zur Rüge reizt, ist nur die Art und Weise wie dies Alles zur Sprache gebracht und in den Vordergrund gerückt wird. Wozu mit gelehrtem Flitter prunken, wenn man an andern Stellen mit der Miene, als hätte man interessante Aufschlüsse und neue Offenbarungen im Rückhalte, die Erzählung trivialer Reiseabenteuer mit wiederholter Versicherung: „Ich werde zu vermeiden suchen, was meine

Mittheilungen zu einer streng wissenschaftlichen Abhandlung stempeln könnte" (I, 173), einleitet.

Bei der ihm gewordenen Theilnahme, auf die der Reisende sich mit Vorliebe beruft, erscheint es natürlich, daß er in der Erzählung seiner persönlichen Begegnisse überall von den gewöhnlichen Mittheilungen moderner Touristen in Ton und Farbe abweicht. Es ist bekannt, daß die meisten Schriftsteller dieses Genre ihrer Berichterstattung dadurch einen piquanten Beigeschmack zu geben wissen, daß sie schonungslos die persönlichen Verbindungen, welche sie auf ihren „Weltfahrten" eingegangen sind, der Indiscretion der leichtfertigen Lesewelt preisgeben, und ihre Werke bieten uns nicht selten das unerfreuliche Schauspiel, daß wir solche Personen, welche den schreibseligen Reisenden und „Reisendinnen" bei ihren planlosen Wanderungen förderlich gewesen sind, mit Undank und herzlosem Spotte belohnt sehen. Der Verf. vorliegenden Reiseberichts fällt in das andere Extrem. Überall gibt er uns die Versicherung, daß er sich für die liebevolle Aufnahme zu lebhaftestem Danke verpflichtet fühle, und selbst der „liebreichen Aufnahme in der Wüste bewahrt er ein dankinniges Gedächtniß" (I, 129). Mit großer Anerkennung spricht er ferner stets von der „lieben Begleitung" die ihm auf seinen verschiedenen Touren geworden ist, von der Unterstützung welche ihm von hochgestellten Personen mit liebevoller Fürsorge gespendet wurde, und nur ein mal verfällt er im Angesicht „seiner hohen Gönnerin" in den spottsüchtigen Ton moderner Touristik, indem er meint, „die Beduinen lebten so frei und unabhängig, daß sie nimmermehr mit dem zwangvollen Leben eines deutschen Hofmanns tauschen würden" (I, 256).

(Die Fortsetzung folgt.)

Rügelieder der Troubadours gegen Rom und die Hierarchie. Originale mit deutscher Übersetzung von Eduard Brinckmaier. Halle, Schwetschke und Sohn. 1846. Gr. 8. 10 Ngr.

Der Übersetzer will mit diesen Rügeliedern unserer Zeit eine Warnung geben, daß sie sich vor den Übergriffen der römischen Hierarchie, „deren Streben auch heute noch ganz das nämliche geblieben ist, welches es alle diese vielen Jahrhunderte hindurch war", und vor den „Schwachköpfen, Heuchlern und Selbstsüchtigen, die sich nicht scheuen, bei der beabsichtigten geistigen Reaction als nur zu treue Werkzeuge zu dienen", hüten möge. Ob unsere Zeit, ob namentlich Deutschland noch derartige Warnungen braucht, ob die Bedeutung jener reactionnairen Partei für uns nicht überschätzt und die Furcht vor ihr nicht übertrieben sei, Das sind Fragen, deren Beantwortung wir lieber Jedem selbst überlassen wollen. Uns scheint es indessen, als läge für Jeden, der sich über das Streben und die Wirksamkeit des römischen Stuhls im Mittelalter und in der neuern Zeit unterrichten und sich ein begründetes Urtheil bilden will, des Stoffes schon genug vor, sodaß wir nicht erst nach der Provence zu gehen brauchen, um neue Gründe für unsers Urtheils Richtigkeit zu suchen.

Können wir uns mit dem Gesichtspunkte, von dem aus Hr. Brinckmaier seine Arbeit betrachtet wissen will, nicht einverstanden erklären, so nehmen wir sie doch als Beiträge zur Geschichte jener Zeit mit Dank an und würden ihm noch dankbarer dafür sein, hätte jener Gesichtspunkt des Verf. nicht auf die ganze Arbeit schädlich eingewirkt. Welchen Werth für die Geschichte Stimmen gleichzeitiger Dichter namentlich in den Zeiten haben, in denen die auf Chroniken beschränkte Geschichtschreibung meistens in den Händen gelehrter Geistlichen ruhte, und eine freiere und unbefangenere Beurtheilung fast nur in den in der Volkssprache verfaßten Gedichten erscheint, ist längst anerkannt. Wir haben bereits deutsche und englische Sammlungen der Art und eine Sammlung der provençalischen geschichtlichen oder politischen Gedichte würde eine nicht minder dankenswerthe Arbeit sein. Aber dann müssen diese auch möglichst vollständig gesammelt werden, damit sie ein treues Bild ihrer Zeit geben. Hr. Brinckmaier aber hat sich auf die Kirche beschränkt; die immerwährenden Wechselwirkungen zwischen Staat und Kirche und die selbst in den mitgetheilten, der Kirche feindlichen Gedichten überall anzutreffende Beziehung auf geschichtliche Personen und Ereignisse machen eine solche Trennung mislich, daher denn auch die Erklärungen in manchen Fällen ungenügend ausfallen mußten. Da Hr. Brinckmaier indessen einmal nicht für gut gefunden hat, eine derartige allgemeinere Sammlung zu veranstalten, so müssen wir schon mit Dem vorlieb nehmen was er uns hat geben wollen.

Wir erhalten in dem vorliegenden Bändchen 15 theils vollständige, theils bruchstückweise mitgetheilte Gedichte aus dem 12. und 13. Jahrhundert, von Guillem von Montagnagout, Bertian Carbonel, Pons von Capdeuil, Bertrans von Alamanon, Peire Vidal, Peire Cardinal, dem Templer und Guillem Figueiras und ein Bruchstück aus einem dogmatischen Gedichte der Waldenser; die Zahl dieser gegen Rom und die Geistlichkeit gerichteten Satiren und Schmähgedichte ließe sich noch vermehren, indessen reichen schon die gebotenen hin, um zu zeigen, wie die gebildeten Laien und das Volk damals im südlichen Frankreich, dem Sitze der Albigenser, in Bezug auf die römische Hierarchie gesinnt waren.

Unter den deutschen Minnesängern ist bekanntlich Walter von der Vogelweide einer der bedeutendsten Gegner Roms; aber selbst seine heftigsten Angriffe, wie: „Hêr bâbest, ich mac wol genesen" oder: „Got git ze künege swen er wil" u. s. w., sind mild im Vergleich mit den erbitterten und wüthenden Ausfällen der Provençalen. Strophen wie die folgenden:

Rom, so wisse nun,
Daß deiner Thorheit wegen,
Um dein sündlich Thun
Damiette ist erlegen.
Für dein schlechtes Thun,
Rom, möge dich erschlagen
Gottes Strafgericht,
Weil du, so erpicht,
Handelst für baar Geld
Schlechter als zu sagen,
Rom. Das weiß die Welt.

oder:

Rom, mit arger List
Spannst du deine Schlingen,
Dem manch' Bissen frißt,
Der mit der Noth muß ringen.
Unschuldsvoll vor dir
Trägst du des Lammes Mienen,
Innen reißend Thier,
Schlang' in Kronenzier,
Gift'ge Viperbrut.
Deshalb grüßt dich der Teufel
Wie er's Freunden thut.

von Figueiras, oder die folgende von Peire Cardinal:

Je höher gar ihr Stand,
Je schlimmer ist's bewandt,

Digitized by Google

Auf Lüge wird gezählt.
Je mehr die Wahrheit fehlt,
Je wen'ger Wissenschaft,
Je größ're Ränkekraft.
Und von der Demuth gar
Findet sich nicht ein Haar.
Ja, gegen Gott so feind
Hat's Niemand noch gemeint,
Als dieses Pfaffenheer
Seit alten Zeiten her.

und viele andere gleicher Art wird man bei den deutschen Dichtern jener Zeit nicht leicht finden: bei den Provençalen ist es fast der gewöhnliche Ton. Selbst Rutebeuf, der nordfranzösische Dichter des 13. Jahrhunderts und der erbitterte Feind der Geistlichkeit und namentlich der Mönchsorden, erreicht selten eine solche Schärfe, ist aber an feiner Satire den Provençalen überlegen.

Die hier mitgetheilten Gedichte zeichnen sich im Ganzen genommen weder durch hohen dichterischen Schwung noch durch Mannichfaltigkeit der behandelten Gegenstände aus. Die Verderbniß der Geistlichen im Allgemeinen ist der Inhalt der meisten Gedichte; ein Gedicht von Figueiras wendet sich insbesondere gegen Rom, ein anderes von Guillem von Montagnagout gegen die um 1229 in Toulouse eingeführte Inquisition und ein kleines von Peire Cardinal gegen die von Rutbeuf zur hauptsächlichen Zielscheibe seiner Pfeile gemachten Jakobiner. Den Waldensern waren die meisten Dichter günstig; Peire Cardinal sagt geradezu von den Jakobinern:

Sie sitzen in Richthöfen zu Gericht,
Waldenser ist wer ihnen widerspricht.

Die beigefügte Übersetzung ist fast durchgängig lesbar; der Übersetzer verlangt die Anerkennung: „daß gewissenhaft und treu übersetzt und womöglich jedes Wort wiedergegeben wurde, soweit es die Verschiedenheit beider Sprachen und der Zwang des oft sehr peinlichen Versmaßes, das genau beibehalten wurde, und der künstlichen Reimverschlingungen, gegen welche sich unsere deutsche Sprache sträubt, nur irgend zulassen wollten." Wir müssen ihm diese Anerkennung theilweise versagen. Herr Brinckmaier hat mitunter sehr frei übersetzt, sodaß fast kein deutsches Wort mehr einem provençalischen entspricht. Dies dürfte höchstenfalls nur zu gestatten sein, so lange der Sinn derselbe bleibt und die Übersetzung fließend und ungezwungen ist; Übersetzungen aber, wie die der folgenden Verse (S. 68):

Aquist fals prezicator
An mes lo segl' en error

(wörtlich: Diese falschen Prediger haben die Welt in Irrthum gebracht), durch:

Mit dem falschen Heuchelwort
Raubten sie der Welt den Hort,

dergleichen noch mehre vorkommen, können wir nicht billigen, so sehr wir auch die Schwierigkeiten des Übersetzens, die wir aus Erfahrung kennen, in Anschlag bringen. Die beigefügten Anmerkungen sind dankenswerth, hätten aber etwas zahlreicher ausfallen sollen.

Hr. Brinckmaier verspricht, wenn dieses Heft Beifall findet, bald ein zweites, Stimmen der Waldenser enthaltend, und später noch mehre folgen zu lassen. Möge er sich bei ihrer Bearbeitung auf einen freiern Standpunkt stellen!

C. Fiedler.

Literarische Notizen aus Frankreich.

Emancipation der Sklaven.

Es ist in Sachen der Sklavenemancipation unendlich Viel geschrieben, aber, man muß es gestehen, im Ganzen Wenig geschehen. Wie mancher Federheld glaubt, wenn er sein Votum abgegeben und eine werthlose Flugschrift zusammengesudelt hat, er habe der Menschheit einen Dienst geleistet und er könne sich nun ruhig schlafen legen. Freilich ist die Macht des Wortes groß und kann auch wol Sklavenketten sprengen, aber das Wort muß dann gewichtig sein und seinen rechten Nachdruck haben. Und daran hat es gerade in Frankreich gefehlt. Man hat schöne Phrasen gedrechselt, sich in schwungvollen Declamationen gefallen und dem hohlen Pathos seinen Tribut gezahlt; die armen Sklaven aber sind vor der Hand im Status quo geblieben. Das sind so ziemlich — wenn man von einigen neuern Beschlüssen absieht, die eben auch nur noch Beschlüsse sind — die Resultate, welche die Franzosen, diese praktische Nation, erzielt haben. Mit Recht beschuldigt der Verf. einer vor kurzem erschienenen inhaltsreichen Broschüre („Emancipation immédiate et complète des esclaves", von G. de Félice) die Lauheit des größern Publicums; aber mit noch größerm Rechte sucht er den Grund dieser unleugbaren Indifferenz in dem Mangel an Energie, welchen die Männer an den Tag gelegt haben, welche sich an die Spitze der Bewegung stellen wollten. Die Furcht vor entscheidenden Schritten, das System des Zögerns und der allmäligen Entwickelung, die übertriebenen Rücksichten auf die Verhältnisse der Sklavenbesitzer, alles Das sind ebenso viele Hindernisse, welche sich dieser wichtigen Maßregel entgegengestellt haben. Félice stellt den Satz auf und man muß es gestehen, er verficht ihn mit Nachdruck, daß nur die unmittelbare Aufhebung des Sklavenstandes und die Aussicht auf einen solchen Schritt der ganzen Sache den nöthigen Schwung zu verleihen im Stande wäre. In der That glauben wir, daß gerade in Frankreich das fortwährende Aufschieben und Vermitteln der unpassendste Weg war, den man einschlagen konnte. Dadurch ist allmälig das Interesse, welches man durch ein entschiedenes Handeln beleben und anfeuern mußte, abgestorben und die Thätigkeit, welche in den für den Zweck der Sklavenbefreiung bestehenden Gesellschaften entwickelt wird, hat den Anschein einer künstlichen, gemachten Begeisterung und bleibt jedenfalls ohne alle lebhafte, tiefer gehende Einwirkung auf die Nation.

Speculative Poesie.

In Deutschland gelingt es zuweilen einem Schriftsteller, welcher seinen Werken irgend eine geheimnißvolle Fassung zu geben weiß, sich bei wirklicher Geistesarmuth eine Art von Ruf zu verschaffen; denn, wie Goethe sagt, ist das deutsche Publicum nun einmal so beschaffen, daß es von einer gewissen Dunkelheit leicht auf eine bedeutende geistige Tiefe zu schließen geneigt ist. Aber in Frankreich läßt sich das öffentliche Urtheil durch einen so oberflächlichen Anstrich von Tiefsinnigkeit nicht leicht bestechen. Klarheit ist hier immer noch eine der ersten Foderungen, welche an den Schriftsteller gestellt werden, und der alte Voltaire'sche Satz: „Alles was nicht klar, ist nicht französisch", hat immer noch seine volle Geltung. Freilich liegt der Grund hiervon schon in der nüchternen, streng logischen Gliederung der französischen Sprache, welche sich zu jenem romantischen Blendwerk nicht leihen würde. Aber nimmermehr würde sich auch ein Autor, welcher sich dieser Künste bedient, um das Publicum zu bestechen, hier eines glücklichen Erfolgs erfreuen. So können wir denn auch für ein vor kurzem erschienenes dramatisches Werk, welches uns unter dem geheimnißvollen Titel „Les mystères du monde" geboten wird, kein günstiges Prognostikon stellen. Der Verf., A. M. Rousseau, hat offenbar selbst nicht gewußt was er will; wenigstens sieht man sich in seiner Dichtung nach einem bestimmten Plane, nach Einheit und einem leitenden Gedanken vergeblich um. Die Handlung ist in die Zeit Jakob's verlegt und die Hauptperson dieses Stücks, welches sich über 300 Seiten hinzieht und in fünf Stunden eingetheilt ist, soll die biblische Thamar sein. Vergebens haben wir uns bestrebt, in die verworrene Darstellung, die offenbar etwas Absonderliches bedeuten soll, Licht zu bringen; bis jetzt hat sich uns das Verständniß dieses Ideenwirrsals noch immer entzogen. 17.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 329. —— 25. November 1846.

Die Touristen im Orient.

Fünfter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 328.)

Wennschon die fortlaufende Schilderung aller Begegnisse, welche die Person des Reisenden betreffen, und die interesselosen Lappalien, zu denen wir auch die Ausbrüche „kindischer Freude über den Aufbau eines kleinen Beduinenhauses, welches das erste war, das er sein nennen konnte" (I, 156), rechnen, auf die Dauer nothwendigerweise selbst solche Leser ermüden und zurückschrecken müssen, welche mit musterhafter Geduld und Langmuth ausgerüstet sind, so ist noch weniger abzusehen, welches Interesse die Ergüsse verwandtschaftlicher Liebe und Zuneigung, wie sie bis zum Überdruß hier aufgetischt werden, einem größern Kreise gewähren können. Es mag der Familie des Touristen zur wohlthuenden Befriedigung gereichen, wenn Derselbe der einzelnen Glieder an den erhabenen, geheiligten Stellen des gelobten Landes in Liebe gedacht hat, und wenn ihnen versichert wird, wie er im Gewühl des Reiselebens oder in den öden Steppengegenden, „durch die melancholischen Laute eines Wüstevögelchens an den Weidenzeisig des Voigtlandes erinnert" (I, 158), den Theuren in der Heimat den Tribut der Erinnerung gezollt hat. Aber sind Dies Empfindungen und Gefühle, welche man vor den Augen des größern Publicums zur Schau zu legen berechtigt ist? Wahrlich, die andächtigen Pfingsterinnerungen auf dem Sinai, welche dem Geburtstage „einer seligen Frau" gelten, mögen seiner kindlichen Dankbarkeit zum rühmlichen Zeugniß dienen; aber wenn Hr. Tischendorf bei Abfassung seines Buches, statt es blos „mit dem Herzen zu schreiben", seinen Kopf ein wenig mehr zu Rathe gezogen hätte, so würde er solche Stellen bei einem für die Öffentlichkeit bestimmten Werke sicherlich unterdrückt haben. Daß er „seiner geliebten Braut Angelika" dieses Buch, wie in der Dedication vermerkt wird, „am Hochzeitsmorgen" darbringt, kann kaum als Entschuldigung für diese taktlosen Herzensergießungen angenommen werden. Wenn die Dame, deren Name diesem Werke gewissermaßen zur Ägide dienen soll, mit literarischer Sitte bekannt ist, so wird sie ihm für die Versicherungen treuer Liebe, welche ihr in dieser Schrift mehrfach gespendet werden, geringen Dank wissen. Stellen aber wie folgende (I, 187):

> Als ich darauf am Ufer schlief, träumte ich von einem schönen Auge in der Ferne. Sieh, sagt' ich Der die es trug, gegen den bösen Blick hab' ich den Talisman gefunden; aber wo wäre Rettung vor deinem himmelschönen Blick.

fodern den Spott der „herzlosen" Kritik heraus.

Übrigens ist der Tourist naiv genug, uns seinen bezaubernden Verkehr mit einigen Schönheiten des Morgenlandes zu schildern, von schönen Augen zu reden, „welche gefährliche Netze warfen" (II, 249), und zu versichern, „daß er es, ungeachtet er mit den beiden schwarzäugigen Griechinnen manch freundliches Wort gewechselt, doch immer noch freundlicher gedacht habe als er's sagen konnte" (II, 263). Ja, er erspart uns nicht einmal die Beschreibung seines gefährlichen „dos-à-dos" in einem Wüstenzelte, „wo es ihm seine Nachbarin, von der ihn nur die Leinwand trennte, durchaus nicht übel zu deuten schien, daß er von der harmlos gewordenen Position unbedenklich Gebrauch machte" (I, 210). Für solche Frivolitäten, welche einem deutschen, in gelehrte Forschungen vertieften Professor gar wunderlich stehen, finden wir den einzigen Trost und eine genügende Beruhigung in Dem, was ihm bei der „verschmitzten Schwägerin des Hrn. v. L." gesagt wurde, als er seine Verwunderung darüber ausdrückte, daß ihn eine orientalische Damengesellschaft unverschleiert empfing. Man entgegnete ihm hier: „vor uns Franken hätten sie sich nicht zu fürchten; uns hielten sie für gute Kinder" (I, 104). So wollen wir es ihm denn hingehen lassen, daß er sich in die feurigen Augen der Orientalinnen vertiefte, um so mehr, da er, wie er anführt, mit gleichem Interesse die „lieblich feurigen Augen der Gazelle, wie sie immer eine schöne Geliebte des Orients haben muß, studirt hat" (I, 275).

Freilich wäre es dem Verf., der sich, wie wir sehen, mit dem Studium der Augensprache so gründlich befaßt hat, sehr zu rathen gewesen, sich im Gebrauche der Schriftsprache womöglich eine größere Geläufigkeit und Abrundung zu verschaffen, da er sich einmal das Vergnügen nicht versagen wollte, mit seinen Reiseerinnerungen vor die Öffentlichkeit zu treten. Wir wollen nicht so weit gehen wie der gestrenge Autor der „Fragmente

aus dem Oriente", welcher ihn als einen der schlechtesten Prosaisten Deutschlands bezeichnet hat: denn unter unsern deutschen Gelehrten scheint die rücksichtslose Sitte, das Publicum mit einem unverdaulichen Stile zu belästigen, einer gefälligern sprachlichen Ausbildung noch immer nicht ganz weichen zu wollen. Aber schon ein oberflächlicher Blick auf dieses neue Erzeugniß der mehr und mehr anschwellenden Reiseliteratur drängt uns die Überzeugung auf, daß dem Verf. desselben zu solchen literarischen Schöpfungen, bei denen Gewandtheit des Ausdrucks und gefällige Form eine nicht unwesentliche Bedingung ausmachen, alle Befähigung abgeht. Sein Stil ist nicht allein holperig und ungefügig, sondern zuweilen verfällt er geradezu in Incorrectheiten, deren sich ein Schriftsteller denn doch zuerst entledigen sollte. Dahin rechnen wir Provinzialismen wie „die Frauen sahen nur in der Ferne hübsch" (I, 46), „ich wünschte, daß ich umsonst zweifelte" (II, 19) u. s. w. Dazu kommt, daß der Satzbau im Allgemeinen bei ihm jeder Anmuth entbehrt, indem die einzelnen Glieder einer Phrase in der Regel, weil ihnen der feine Zusammenhang fehlt, lose auseinander fallen und dann im Gegentheil oft wieder kraus ineinander spielen. Wir könnten als Beleg für unsere Behauptung, daß ihm das Gefühl für die zartere Gliederung stilistischer Darstellung fehlt, jede Seite seines Buches aufschlagen. Indessen mag folgende Probe zur Charakteristik dieses zerfahrenen, unschönen Wesens genügen (I, 128):

> Gibt es irgend eine Lebensweise, die geradezu zur Erblindung führt, so ist es gewiß die dieser Mönche. Ihre Klöster liegen mitten im blendenden Sande unter der augenfeindlichen ägyptischen Sonne. Ihre Zellen sind dunkle Kammern, des Abends nur von einem Kerzchen oder Lämpchen erleuchtet. Die Kost des Leinöls, die sie täglich haben, soll an sich schon Augenübel erzeugen. Taback rauchen sie fast sämmtlich und in reichlichem Maße. In den düstern Kapellen endlich, mit stets brennenden Lampen und Lichtern und dem unaufhörlich dampfenden Räucherwerk, bringen sie den größten Theil des Tages und der Nacht zu.

Völlig unerträglich aber nun werden die Stellen, wo der Schriftsteller sich durch ein wirres Phrasenspiel zu einem höhern Schwunge stachelt. Da werden Tropen auf Tropen gehäuft, von denen keine in sich eine Befriedigung gewährt. Die Gedanken gehen auf Stelzen und mit dem bildlichen Ausdrucke, hinter dem sich so oft die innere Leere birgt, wird ein unmäßiger Luxus getrieben. Da heißt es voll Pathos: „Das Jahrhundert wird sich" — wenn nämlich erst England Ägypten in sein Netz gezogen hat — „mit vollem Rechte der großen That bewußt fühlen" (I, 168). Bald wird von Leuten geredet, „deren Kopf ohne Zweifel unfähig war, ein Gestirn zu erschaffen am Himmel der Gedanken" (II, 94), bald von einem Berge, „der dasteht wie ein Moment der Begeisterung, der eine irdische Form gewonnen hat" (II, 207), dann wieder von Griechenland, „das unter seinen unglücklichen politischen Träumereien den Boden nach dem Pfluge seufzen läßt" (I, 23), und von der Cypresse heißt es gar, sie sei „ein Charfreitagsgedanke, von der Trauerwolke in tiefen Ernst gehüllt, aber den Blick geheftet auf den Schimmer des Ostermorgens" (II, 305).

Wo sein Redestrom sich auf eine so unnütze Weise kräuselt, da wird auch gewöhnlich der Satzbau ganz außer Augen gelassen und wir bekommen Phrasengefüge wie folgende (I, 31):

> Seit vier Tagen hinter die Coulissen verschwunden, jetzt plötzlich um Mitternacht träumerisch auf- und abschreitend auf der Bühne, nahm ich mich aus wie ein Nachtwandler.

Dabei bricht denn nicht selten mitten aus diesem Flitter die Plattheit hervor. So z. B. wenn der Verf. von Disteln spricht, deren Stacheln vom bloßen Sehen so wehe thaten, daß er sich veranlaßt sieht die glückliche Constitution eines Eselmauls zu beneiden (I, 166), oder wenn er, um das Costume der schottischen Garnison von Malta zu zeichnen, sagt: „ihre Erscheinung wäre oben nördlich, unten südlich" (I, 23). Was soll man ferner über so nichtige Redensarten sagen: wie „der von seiner glücklichen Praxis gefüllte Beutel (des Kameelarztes) lief vierfüßig neben ihm her; er bestand nämlich aus einer ansehnlichen Heerde Ziegen und Lämmer" (I, 208). Solche burleske Wendungen und fade Witzeleien, z. B. auch: „es gäbe in der Welt keine verfehlte Carrière, wenn Jedermann so sehr am Platze wie das Kameel in der Wüste wäre" (I, 257), können als Beleg dafür dienen, daß Tischendorf, der doch bei seinen gelehrten Forschungen sich als echt deutscher cul de plomb bewiesen hat, die Aufgabe eines Reiseschriftstellers sich gar zu leicht gedacht haben mag. Oder hat er etwa geglaubt, seinem Stile eine gewisse Leichtigkeit und Anmuth zu geben, da er doch zu einer leichtern schriftlichen Darstellung ebenso wenig geschaffen ist als das Kameel der Wüste zu den luftigen Sprüngen der feueraugigen Gazelle!

(Der Beschluß folgt.)

Über den innern Zusammenhang des Buches: „Die Einwirkung des Christenthums auf die althochdeutsche Sprache. Ein Beitrag zur Geschichte der deutschen Kirche von Rudolf von Raumer."

(Eine Erläuterung vom Verfasser, mit Bezug auf Nr. 238 u. 239 d. Bl.)

Der obige Versuch hat von den verschiedensten Seiten her so viel Anerkennung gefunden, daß ich sehr anmaßend sein müßte, wenn ich mich über die wenigen entgegengesetzten Stimmen beschweren wollte. Ich habe sie vielmehr einer sorgfältigen Prüfung unterworfen, um zu sehen was sich etwa daraus lernen ließe. Was ich daraus gelernt habe ist: daß mein Buch ein Misverständniß zuläßt, dem ich bei der Abfassung desselben hinlänglich vorgebeugt zu haben glaubte. Ich würde die Schuld dieses Misverständnisses gern auf mich nehmen, wenn nicht der beiweitem größere Theil der öffentlichen Beurtheilungen mich so verstanden hätte, wie ich verstanden zu sein wünsche. Daraus schließe ich, daß ich mich doch nicht so ganz unklar muß ausgedrückt haben. Ich habe nämlich in meinem Buche nicht die Form, sondern den Inhalt der Sprache ins Auge gefaßt. Um Dies gleich auf dem Titel anzudeuten, habe ich meinen Versuch ausdrücklich einen „Beitrag zur Geschichte der deutschen Kirche" genannt. Jedes Misverständniß aber schien mir abgeschnitten durch den Anfang der Vorrede, der so lautet: „Das Werk, das ich hiermit der Öffentlichkeit übergebe, beabsichtigt nicht, ein Beitrag zur deutschen Grammatik zu sein. Um diesem Misverständniß vorzubeugen, das allerdings durch die erste

Hälfte des Titels veranlaßt werden könnte, habe ich die zweite hinzugefügt: Ein Beitrag zur Geschichte der deutschen Kirche. Ich habe nämlich versucht, am Inhalt der deutschen Sprache die große Umwandlung darzustellen, die das Wollen und Denken unsers Volkes durch die Einführung des Christenthums erfahren hat.“ Damit scheint mir deutlich genug gesagt zu sein, was ich in dem Buche *nicht* geben will, nämlich einen Beitrag zur deutschen Grammatik. Wenn also Jemand einen solchen nichtsdestoweniger in meinem Buche sucht; so hat er sich die Schuld des vergeblichen Suchens selbst zuzuschreiben. Was ich nun aber in meinem Buche habe geben wollen, Das sei mir erlaubt hier mit wenig Worten darzulegen. Nur muß ich im voraus um Eins bitten. Es handelt sich hier um eine rein historische Frage, die ohne Parteileidenschaft irgend einer Art gelöst sein will. Der Verf. ist deshalb auch mit seiner persönlichen Überzeugung möglichst wenig hervorgetreten. Die zwei oder drei Stellen, in denen er sich über die Wichtigkeit der hier besprochenen Gegenstände äußert, glaubt er vertreten zu können, da er sie mit ziemlicher Überlegung niedergeschrieben hat. Es handelt sich zuvörderst nur um die *Wirkung* des Christenthums; und daß das Christenthum in unserer deutschen Geschichte eine mächtige Rolle spielt, darüber werden Freund und Feind einverstanden sein.

Die Art, in der ich die Sprache zur Grundlage einer kirchengeschichtlichen Untersuchung gemacht habe, ist nun die: Jedes Wort der Sprache füllt mit seiner Bedeutung eine gewisse Begriffssphäre. Der einzelne Sprechende bekommt das Wort mit dieser bestimmten Bedeutung überliefert. Er kann zwar durch den Zusammenhang, in dem er das Wort gebraucht, die Bedeutung desselben modificiren, und ist er ein mächtiger Geist, so gelingt es ihm wol, die neue modificirte Bedeutung des Wortes in den allgemeinen Sprachgebrauch einzuführen. Immer aber muß anfänglich bei allen Modificationen die Bedeutung des Wortes zu Grunde liegen, in der es überliefert worden ist und in der es mithin die andern Menschen anwenden. Wer diese Grenze überschreiten und die Wörter ganz nach Willkür bald in dieser bald in jener Bedeutung brauchen wollte, der müßte darauf Verzicht leisten, sich seinen Mitmenschen verständlich zu machen. Wenn wir nun genöthigt sind, bei unserm Sprechen immer von der überlieferten Bedeutung der Wörter auszugehen, so wird es vom höchsten Interesse sein, zu erforschen, woher diese Bedeutung stammt und in welchen Umwandlungen sie bis auf den heutigen Tag überliefert worden ist. In einer völlig unvermischten Sprache, die sich ohne alle Einwirkung von außen innerhalb eines einzigen Volkes entwickelt hätte, würden alle Wörter aus den einheimischen Wurzeln stammen und die Umwandlung der Bedeutungen, welche die Wörter im Verlaufe der Jahrhunderte erfahren hätten, würde ganz und gar ein Werk dieses Volkes und seiner Mitglieder sein. Eine unbedingt reine Sprache der Art wird es kaum geben. Unter den Sprachen der europäischen Culturvölker steht die altgriechische jenem Ideal am nächsten. Die Sprachen des jetzigen Europas dagegen haben eine Menge von Wörtern *aus der Fremde entlehnt und haben einer Menge von einheimischen Wörtern Begriffe eingepflanzt, die nicht auf ihrem eigenen Boden, sondern in der Fremde gewachsen sind.* So stammt bekanntlich ein großer Theil unserer wissenschaftlichen Kenntnisse und Begriffe aus dem classischen Alterthum und mit diesen Begriffen hat sich auch ihre Bezeichnung in unserer Sprache eingebürgert. Eine Menge von Ausdrücken, wie Idee, Philosophie, Logik, Mathematik u. s. w., haben wir griechisch in unsere Sprache aufgenommen und Niemand wird ihnen ihre griechische Herkunft streitig machen. Weniger zu Tage liegend und doch ebenso sicher ist der Einfluß der alten Griechen auf unser Sprechen und Denken, wo wir ihre Wörter nicht in griechischer Form beibehalten, sondern deren Begriffe auf deutsche Wörter übertragen haben. Am deutlichsten läßt sich Dies machen an den griechischen Wörtern, die man ins Deutsche übertragen hat, ohne daß es gelungen ist, den alten griechischen Ausdruck dadurch zu verdrängen. So haben z. B. manche neuere Logiker ihre Darstellung der Logik nicht „Logik“, sondern „Denklehre“ genannt. Das ist nun zwar ein deutsches Wort und es hat vielleicht Manches für sich, das deutsche Wort statt des fremden zu gebrauchen: aber der Begriff, den das Wort „Denklehre“ bezeichnet, ist nicht von Denen entdeckt, die das Wort „Denklehre“ erfunden haben. Vielmehr ist „Denklehre“ Nichts weiter als eine Übersetzung des Wortes „Logik“, und das Verdienst, die „Denklehre“ sowol als die „Logik“ mit ihren abstracten Gesetzen von den übrigen Wissenschaften ausgesondert zu haben, bleibt den Griechen. Wie gewaltig auch in dieser Weise die alten Philosophen auf den spätern europäischen Sprachgebrauch eingewirkt haben, dafür liefert namentlich die Geschichte mancher Aristotelischen Begriffe schlagende Beweise. Der Historiker hat dabei nur immer dies Eine fest im Auge zu behalten, daß die Frage, ob nicht möglicherweise die neuern Völker auch ohne den fremden Einfluß auf dieselben Begriffe gekommen sein würden, wenn ihnen das Schicksal nur gehörig Zeit dazu gelassen hätte, gar nicht ins Gebiet der Geschichtsforschung, sondern in das der reinen Speculation gehört. Der Geschichtsforscher hat nur zu fragen: Woher sind die bestimmten Begriffe in der Wirklichkeit dem einzelnen Volke zugekommen?

Wie nun auf unsern wissenschaftlichen Sprachgebrauch die Griechen, so hat auf unsere religiöse Ausdrucksweise ein anderes Volk den größten Einfluß gehabt, nämlich die alten Israeliten, zu denen bekanntlich auch der Stifter und die Verbreiter der *christlichen* Religion gehört haben. Es schien mir nun sehr der Mühe werth, zu untersuchen, in welchen Jahrhunderten und auf welche Art die israelitisch-christliche Ausdrucksweise in die deutsche Sprache aufgenommen worden ist. Daß die Einverleibung der neuen religiösen Ausdrücke mit einer tiefgreifenden Umwandlung der Denkweise in engstem Zusammenhange steht, bedarf keiner Auseinandersetzung. Denn daß Jemand das Wort Buße aussprechen kann, ohne deshalb bußfertig zu sein, ist gegen jenen Zusammenhang im Allgemeinen ebenso wenig ein Einwurf, wie es Nichts gegen den Einfluß der Griechen auf unsere philosophische Bildung beweist, daß gar Mancher Viel von Logik spricht, ohne deshalb ein guter Logiker zu sein. In welcher Zeit das Christenthum in Deutschland zur Herrschaft gekommen ist, wissen wir aus der Geschichte. Es war die frühere Hälfte des sogenannten Mittelalters. Derselben Periode gehören nun auch die deutschen Schriftwerke an, deren Sprache wir mit Grimm *althochdeutsch* nennen. Machen wir uns näher mit diesen Schriftwerken bekannt, so sehen wir, daß wir in ihnen die Quellen besitzen zur Lösung der Frage, in welcher Zeit die christliche Ausdrucksweise dem Deutschen einverleibt worden ist. In welchem Umfange und auf welche Art Dies geschehen sei, Dies nachzuweisen ist der Zweck meines Buches. Ich habe meinen Stoff in drei Bücher getheilt. Im ersten Buche handle ich von der althochdeutschen Sprache und ihren Denkmälern; im zweiten gebe ich eine geschichtliche Darlegung, auf welche Art sich das Christenthum der althochdeutschen Sprache bemächtigt hat; endlich im dritten Buche stelle ich die christlichen Bestandtheile der althochdeutschen Sprache systematisch zusammen. Dies schien mir die natürlichste Anordnung meines Stoffes zu sein. Inwiefern nun die einzelnen Theile meines Buches aufs engste zusammengehören, indem sie sich untereinander stützen und tragen, Das läßt sich leicht darthun. Der Zweck meines Buches ist, die Gründung einer christlichen Ausdrucksweise in deutscher Sprache geschichtlich nachzuweisen. Wenn ich nun die Entstehung und Ausbreitung einer solchen Ausdrucksweise unter dem deutschen Volke darlegen wollte, so hatte ich zwei Fragen zu beantworten. Erstens: Welche Begriffe der christlichen Religion sind bis zum Schlusse des 11. Jahrhunderts in die deutsche Sprache aufgenommen worden? Und zweitens: In welchem Umfange haben sich diese christlichen Ausdrücke wirklich unter das deutsche Volk verbreitet? Die erstere Frage sucht das dritte Buch zu

beantworten, indem es die christlichen Ausdrücke des Althochdeutschen aus den Quellen systematisch zusammenstellt. Man hat diese Arbeit als überflüssig bezeichnen wollen, weil Graff in seinem „Althochdeutschen Sprachschatz" schon Dasselbe gethan habe. Durch einen einzigen Blick in Graff's „Sprachschatz" und in mein Buch kann man sich von der Grundlosigkeit dieses Vorwurfs überzeugen. Graff gibt in den sechs Quartbänden seines ausgezeichneten Werkes ein Verzeichniß aller althochdeutschen Wörter nach den Anfangsbuchstaben der Wurzeln geordnet. Ich dagegen stelle auf 132 Seiten die christlich-religiösen Ausdrücke des Althochdeutschen nach ihren Begriffen geordnet systematisch zusammen. Der Vorwurf, meine ganze Arbeit stecke schon im Graff, ist also ebenso treffend, als wenn Jemand einen Spruchkatechismus deswegen für überflüssig erklären wollte, weil alle in demselben aufgeführten Sprüche sich auch schon in Lankisch's alphabetischer Concordanz verzeichnet finden. Daß mir gerade dieser Theil meiner Arbeit — das Zusammensuchen der verschiedenen, oft sehr zahlreichen Ausdrücke für einen und denselben Begriff, die Entwickelung der Bedeutungen und das Auffinden möglichst treffender Quellenbelege — ziemliche Mühe gemacht hat, davon kann sich Jeder überzeugen, wenn er, unabhängig von mir, Dasselbe versucht. Warum ich bei den Hauptbegriffen in aller Kürze auf die Sprachen des Neuen und Alten Testaments zurückgehen mußte, ergibt sich schon aus Dem, was ich im Anfange dieses Aufsatzes über den Einfluß der alten Völker auf die begriffliche Seite der neueuropäischen Sprachen gesagt habe. Denn Israeliten, alt- und neutestamentliche, waren es, welche die hier in Frage stehenden Begriffe geprägt haben. Auf diese Art habe ich die erste Frage: welche Begriffe der christlichen Religion bis zum Schlusse des 11. Jahrhunderts in die deutsche Sprache aufgenommen waren, nach besten Kräften zu lösen versucht. Weit schwieriger ist die zweite Frage: wie weit sich nun diese Begriffe und ihr sprachlicher Ausdruck schon damals unter dem deutschen Volke verbreitet haben. Eine solche Frage wird sich immer nur annäherungsweise lösen lassen. Ich habe zu diesem Zwecke folgenden Weg eingeschlagen. Einerseits habe ich die gesetzlichen Bestimmungen geprüft, durch die man in der ersten Hälfte des Mittelalters eine gewisse, wenn auch unvollkommene Kenntniß des Christenthums sowol unter dem Klerus als unter den Laien zu verbreiten suchte. Andererseits habe ich eine möglichst vollständige Übersicht über sämmtliche althochdeutsche Sprachquellen gegeben, um zu zeigen, inwiefern wir in ihnen die handschriftlichen Denkmäler von der wirklichen Vollziehung jener Karolingischen Verordnungen besitzen. Daß diese an sich freilich trockene Übersicht streng nach dem Plane des Ganzen gearbeitet ist, davon kann man sich leicht überzeugen. So habe ich z. B. die gedruckten Ausgaben keineswegs alle aufgeführt, weil ich durch die Anführung von Druckwerken überhaupt nur dem Ungeübtern die Orientirung erleichtern wollte. Dagegen mußte ich die Handschriften alle anführen, sammt ihrem Alter und ihrer Herkunft. Denn nur so bekommt der Leser ein anschauliches Bild von der Thätigkeit des damaligen Klerus in den verschiedenen Theilen unsers Vaterlandes. Bei Fragen von untergeordneter Wichtigkeit mag es hinreichen, wenn der Gelehrte seinem Publicum nur die Endergebnisse seiner Untersuchungen vorlegt. Dagegen bei Ereignissen von so unermeßlicher Nachwirkung wie die hier besprochenen werden ernstere Leser jederzeit einen Einblick in die Acten wünschen, und diesen kurz und anschaulich zu geben beabsichtigt das zweite Capitel meines ersten Buches.

Daß aber hier von sehr wichtigen Dingen die Rede ist, darüber gedenke ich mich in keine weitern Auseinandersetzungen einzulassen, da mir bis jetzt noch kein irgend bedeutender Mann vorgekommen ist, der es geleugnet hätte. Ebendeswegen werde ich alle Belehrungen und Verbesserungen, die zur Förderung der Sache beitragen, mit Dank annehmen.

Erlangen, im Oct. 1846.

Rudolf von Raumer.

Literarische Notiz aus Frankreich.

Zustand des Unterrichtswesens in den sardinischen Staaten.

Man hat aus einigen neuern Maßregeln des Königs Karl Albert von Sardinien den Plan zu erkennen geglaubt, seiner Politik eine selbständigere Haltung zu verleihen. Im Allgemeinen sind es wol eigentlich nur noch fromme Wünsche, welche ihn zu einem Vertheidiger der freiern, liberalern Grundsätze gestempelt haben. Bevor man ihm den Ruhm eines Reformators seiner Staaten spendet, bedarf es noch überzeugenderer Beweise von der Hochherzigkeit seines Willens als wir bis jetzt erhalten haben. Besonders ist der öffentliche Unterricht das Feld, auf dem wir ihn noch näher kennen lernen müssen. Keine von den mannichfaltigen Aufgaben des Staats liegt in seinen Ländern, in denen der Gewissensfreiheit noch so enge Schranken gesetzt sind, im gleichen Maße darnieder wie die öffentliche Erziehung. Wie viel in dieser Beziehung noch zu thun bleibt und wie traurig der Stand der Dinge im Ganzen bisher gewesen ist, ersehen wir aus einer kürzlich erschienenen Schrift: „Sur l'instruction publique dans les Etats Sardes", von J. Depoisier. So vorsichtig der Verf. auch überall selbst wo er tadelt auftritt, und so reichlich er den Regierungsmaßregeln das lebhafteste Lob spendet, so liest man doch überall ein Misbehagen mit den bestehenden Unterrichtseinrichtungen, welche der wesentlichsten Umgestaltungen bedürftig sind, zwischen den Zeilen. Sein Werk ist eigentlich einer doppelten Aufgabe gewidmet, indem es uns einmal ein möglichst vollständiges Bild von dem Stande des Unterrichtswesens in den sardinischen Staaten geben, und dann zugleich Vorschläge zu zweckmäßigen Reformen bieten soll. Der Raum verbietet uns hier auf die Auseinandersetzungen des Verf. näher einzugehen. Nur wollen wir bemerken, daß wir ein näheres Eingehen auf ein genaueres statistisches Detail für wünschenswerth gehalten hätten, schon weil die Quellen, welche Hrn. Depoisier zu Gebote gestanden zu haben scheinen, nur für Wenige zugänglich sein dürften. Wir werden nämlich darüber in Zweifel gelassen, ob und inwieweit etwa seinen Mittheilungen eine officielle Veranlassung zu Grunde liegt. Der Verf. scheut zwar die Verantwortlichkeit für die Sätze, zu deren Verfechter er sich macht, überall selbst zu übernehmen; aber nichtsdestoweniger scheinen einzelne Stellen, die ihm entschlüpfen, darauf hinzudeuten, daß der Fürst, Dessen guter Wille hier so hoch angeschlagen wird, der Abfassung dieser Schrift nicht ganz fremd gewesen sein dürfte. So sagt der Verf. ausdrücklich, er würde sich dieser schwierigen Arbeit nicht unterzogen haben, wenn er nicht geglaubt hätte, im Sinne seines erhabenen Fürsten zu handeln. Die Zukunft wird es nun offenbaren, ob Karl Albert wirklich von einem so heißen Verlangen, sein Volk dem Fortschritte entgegenzuführen, beseelt ist, wie Depoisier es versichert. Wenn er es wirklich ist, so können die Vorschläge, welche hier in wohlmeinendster Absicht und mit hinlänglicher Sachkenntniß gemacht werden, nicht spurlos vorübergehen. Besonders nothwendig erscheint es, für die Bildung und Heranziehung tüchtiger Schullehrer größere Sorge zu tragen als Dies bisher geschehen ist. Der Verf. nimmt zwar in seiner Darstellung überall die Lehrer in Schutz — und er hat vielleicht seine guten Gründe —, indem er die ganze Schuld auf die Faulheit und Beschränktheit der Schüler schiebt; aber man sieht recht gut, daß Dies nur Concessionen sind, die er im Interesse der guten Sache für nothwendig erachtet, und daß er im Grunde von der Unfähigkeit der Lehrer innig überzeugt ist. Auch in Bezug auf die Jesuiten legt er sich eine kluge Reserve auf. Nirgend findet sich ein Wort des Tadels gegen diese Gesellschaft, in deren Händen die Sache des Unterrichtswesens so lange ausschließlich war; aber wenn man seine Ansichten und Rathschläge mit dem Ziele, welchem die Jesuiten nachstreben, zusammenhält, so kann wol kein Zweifel darüber bleiben, daß er keineswegs mit ihnen gemeinschaftliche Sache machen möchte oder sich auch nur mit ihren Ansichten befreunden kann. 17.

Verantwortlicher Herausgeber: **Heinrich Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus in Leipzig.**

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 330. —— 26. November 1846.

Die Touristen im Orient.

Fünfter Artikel.

(Beschluß aus Nr. 329.)

Wir haben uns über die Gebühr bei den interesselosen persönlichen Beziehungen des Verf., bei den stilistischen Mängeln seiner Darstellung und bei seiner unerquicklichen Phraseologie aufgehalten; aber als Entschuldigungsgrund dafür, daß wir bisher so wenig auf den eigentlichen Inhalt dieser beiden Bände eingegangen sind, mag die Geringfügigkeit und Nichtigkeit desselben dienen. Zwar erweckt der Verf. zu Eingang seines Werkes nicht geringe Erwartungen, wenn er seinem Bruder, dem er den Zweck und die Aufgabe seiner Wanderung auseinandersetzt, im schwungvollen Tone schreibt: „Und ist nicht jetzt eben der Orient begriffen in seiner großen Entwickelung, politisch wie religiös? Das will gesehen, geprüft, erfaßt sein." (I, 19.) Aber was er uns im Verlaufe an politischen Erfahrungen und Beobachtungen vorführt, entspricht den Aussichten, welche uns hier eröffnet werden, nur wenig, und religiöse Betrachtungen wie die welche I, 128 verzeichnet sind mag Einem auch wol am friedlichen Herde der Heimat der Geist eingeben. Wenn er aber seine Entwickelungen mit so neuen, originellen Gedanken wie: „Die blühende Erde ist schön, der heilige Himmel muß schöner sein" (I, 20), oder: „Das ist der Triumph des Geistes über die Materie. Städte verschwinden" u. s. w. (I, 39) zu würzen meint, so wissen wir ihm auch dafür geringen Dank. Noch wunderbarer aber erscheint es, wenn er der politischen Discussion, in Bezug auf die sich anfangs beim Leser die Erwartung neuer Aufschlüsse regt, mit so nichtssagenden Phrasen wie: „die großen Ereignisse des Orients mit Ungeduld wecken wollen, das (sic) hieße sich am Herzen der heutigen Politik der Großmächte vergreifen" (I, 168), aus dem Wege zu gehen hofft. Die langen Auszüge aus der „Sammlung der merkwürdigsten Reisen im Orient" von Paulus geben uns keinen Ersatz für so getäuschte Erwartungen. Sie erscheinen vielmehr um so zweckloser und unnützer, als das Werk aus dem sie geschöpft sind selbst zugänglich genug sein dürfte.

In Betreff auf Mehemet Ali, Dessen Namen man bei der Besprechung orientalischer Angelegenheiten einmal nicht gut unerwähnt lassen kann, verwahrt Hr. Tischendorf sich ausdrücklich vor der „Anmaßung", den Streit der sich gegenüberstehenden Ansichten schlichten zu wollen. Indessen meint er doch, er sei seit seiner Rückkehr so oft in den Fall gekommen, sein Urtheil über diesen Mann, der von den Einen als ein Unterdrücker seines Volkes verschrien, von Andern als Regenerator des gesammten Morgenlandes gepriesen wird, abzugeben. Wenn wir nun die etwas unbestimmt und vag gehaltenen Äußerungen über diese orientalische Größe zu einem festen Resultate gestalten sollen, so zeigt es sich, daß Tischendorf sich im Grunde über diese Persönlichkeit eine ganz haltbare Meinung gebildet hat, die aber durchaus nichts Neues und Originelles an sich trägt und die recht gut in unzähligen Werken nachgelesen werden konnte. Er ist nämlich der Ansicht — so lesen wir uns wenigstens sein Urtheil aus einem bunten Gewirr zusammenhangsloser Ideen heraus —, daß Mehemet zwar unsern Begriffen von Menschlichkeit und Herrscherwürde wenig entspricht, aber nichtsdestoweniger für die Begründung staatlicher Verhältnisse im Oriente und für die Eigenthümlichkeit seiner Bevölkerungen vollkommen geschaffen ist. Die Strenge und Härte, welche er in der Durchführung seiner Maßregeln an den Tag legt, erscheinen als nothwendige Bedingungen, um die Wiedergeburt der Nationalitäten des Orients, wenn anders sie im Buche der Zukunft verzeichnet ist, durchzuführen. Nur wo Tischendorf von seinem stilistischen Schwunge und dem Schwall seiner Rede fortgerissen wird, verfallen seine Behauptungen auch hier dem Gebiete des Phantastischen. So dürfen wir seine Angabe, daß Mehemet „die Ufer des Nils mit Fabrikgebäuden übersäe" (I, 55), ebenso wenig buchstäblich nehmen als die Lobsprüche des „Verstorbenen", wenn Derselbe die Lage und das Loos der Fellahs uns als beneidenswerth schildert. Die Beschreibung der Persönlichkeit von Mehemet Ali, von dem er meint, „er habe zwischen den Augen eine mehr als ernste Falte, die ihn wünschen ließ, ihn nicht zum Feinde zu haben" (I, 53), ist zu unbedeutend als daß wir hier näher darauf einzugehen versucht würden.

Auch was über Griechenland und seine verwirrten Verhältnisse mitgetheilt wird, verräth, daß der Verf. aus dem Studium der alten Welt für die Enträthselung der Fragen der Gegenwart kein neues Licht gewonnen hat. Seine Andeutungen sind skizzenhaft, ungenügend und

gewähren nirgend neuen Aufschluß; denn mit Declamation und Pathos ist hier Nichts gethan.

Doch alle diese Trivialitäten wollten wir gern in den Kauf geben, wenn uns wenigstens die pittoresken Partien dafür einigermaßen entschädigten. Aber aus alle Dem was bisher angeführt ist wird man schon errathen haben, daß unserm Reisenden die Gabe, in einer leichten, flüssigen Schilderung die äußern Eindrücke abzuspiegeln, nicht im allzu hohen Grade verliehen wurde. Vergebens sieht man sich in diesen zwei Bänden nach interessanten Zeichnungen der Gegenden, welche der Reisende auf seinem Wanderfluge berührt hat, nach Beschreibungen malerischer Landschaften oder denkwürdiger Überreste des Alterthums um, deren Bilder an seinem Auge vorübergegangen sind. Nichts ist langweiliger und einförmiger als die ewigen Exclamationen, mit denen er in der Ohnmacht, uns klare Bilder jener Erscheinungen vorzuzaubern, die wichtigen Punkte seiner Reise fort und fort begrüßt; und mit Recht wird man mit Ungeduld erfüllt, wenn man die leere Phrase: „Wo soll ich anfangen, wo aufhören Jerusalem zu beschreiben" (I, 302) in endlosen Variationen wiederklingen hört. Freilich gesteht der Verf. oft genug, daß er von den Reizen, welche sich vor seinen Augen entfalteten, zu sehr ergriffen war, als daß er die Eindrücke unter denen er stand wiederzugeben vermögend gewesen wäre, und es erscheint wol begreiflich, daß, wenn „seine Gedanken bereit waren, sich an eine wunderbarschöne Scene zu ergeben wie Gefangene" (I, 237), ein befriedigender Ausdruck der überwältigenden Gefühle nicht gut möglich ist. Aber wer so lebhaft empfindet und dabei so unvermögend ist seinen Gefühlen Worte zu geben, der sollte im Hochgenusse eigenen Schwelgens auf die Freude, auch auf Andere zu wirken, willig Verzicht leisten. Denn was der Leser doch wol zuerst verlangen kann, ist Anschaulichkeit und Klarheit. Mit nebelndem und schwebelndem Entzücken, mit einer sentimentalen Gefühlsschwelgerei und mit abgerissenen, unzusammenhängenden Ausbrüchen der Bewunderung kann ihm wenig gedient sein. Überhaupt ist es zu verwundern, wie es so unzähligen Reisebeschreibern in den Sinn kommen kann, daß sie, statt uns faßliche, deutliche Anschauungen zu geben, uns mit den verschwimmenden Eindrücken belästigen, welche ihnen die Gegenstände durch das Prisma augenblicklicher Launen machen. Dabei wähnen sich diese Autoren, welche ihren Herzensergüssen so hohen Werth beilegen, noch für berechtigt, auf ihre Enthaltsamkeit zu pochen, wenn sie wie Tischendorf es thut (II, 275) jede Zumuthung, als wollten sie die Gegenstände in ihrer Objectivität schildern, von der Hand weisen. „Ich habe Konstantinopel nicht schildern wollen, um zu sagen: Sieh, das ist Konstantinopel; ich habe nur den empfangenen Eindruck darzustellen versucht so gut ich's kann."

Nur hier und da taucht aus dem breiten Berichte eine Scene oder eine Ansicht auf, bei der wir gern einige Augenblicke verweilen. Dahin rechnen wir die Schilderung der Natronfelder in Ägypten (I, 113) und die Erzählung von dem Aufenthalte in den koptischen Klöstern, die wir gern von der gewandten Feder Fallmerayer's gelesen hätten, denn dann erst würde das weltlichem Treiben entfremdete Leben der ehrwürdigen Mönche der Wüste vor unsern Augen eine plastische Gestalt gewonnen haben, wie sie Tischendorf nimmermehr hervorzurufen im Stande ist. Wie dürftig und unbefriedigend ist hier bei ihm die Beschreibung der Pyramiden, mit ihrer obligaten Bezugnahme auf die bekannte bombastische Sentenz Napoleon's. Mit der Versicherung: „Ich habe mich recht in der Betrachtung der Gegenwart und der Vergangenheit ergangen, als ich auf dem Gipfel der Pyramiden stand" (I, 93), ist Wenig gethan, wenn wir aus dem Schatze dieser Betrachtungen keine weitere Spende erhalten. Wie mancherlei Fragen gab es hier nicht über die Bedeutung, die Anlage und den Sinn dieser wunderbaren Zeugen des Alterthums zu berühren, deren sich der gelehrte Verf. ohne Zweifel enthalten hat, um Alles zu vermeiden, „was seine Mittheilungen zu strengwissenschaftlichen Abhandlungen stempeln könnte".

Nur an der unrechten Stelle ergeht er sich oft in unangemessener Ausführlichkeit. So hätten wir ihn seiner langen und breiten Beschreibungen des Kameels (I, 258) gern überhoben, um so mehr, da Das was er über die Zweckmäßigkeit dieses „Schiffes der Wüste" anführt, längst schon von Buffon u. A. unendlich besser gesagt ist. Oder glaubt er uns etwa Neues zu sagen, wenn er das Kniegelenk dieses Thieres schildert, dessen Ausdauer er seinen Lesern wünschen sollte, sowie er selbst — wir haben es schon oben gesehen — die gute Constitution seines Maules beneidet.

Seine biblisch-kritischen Studien, deren er zur Verherrlichung seiner Persönlichkeit so oft Erwähnung thut, dienen ihm selbst zum Gegenstande tändelnden Spottes, und man könnte sein gelehrtes Treiben nicht besser persifliren als es von ihm selbst geschieht, wenn er bei Gelegenheit der Heuschrecken, von denen er während seiner Reise vom Sinai nach Kairo redet, meint, sie wären keineswegs zu einer ägyptischen Landplage angewachsen, und dann hinzufügt: „für einen Kritiker und Ausleger der Bibel wäre Dies eine allzu schmeichelhafte Erfahrung gewesen" (I, 259). Man wird unwillkürlich versucht, in den anmuthigen Ton dieses Scherzes zu fallen, wenn man ihn an andern Stellen über seine Aufgabe voll Selbstbewußtsein und Salbung reden hört; denn daß er über den Erfolg seines Unternehmens zu gering dächte, kann man ihm nicht eben zur Last legen. Fürwahr, ist es nicht ein redendes Zeugniß innerer Überzeugung von der schönen Ärnte dieses Reisenden, wenn er die gelehrte Welt darüber, daß er die Gelegenheit nicht hatte, gewisse Manuscripte zu vergleichen, mit den bescheidenen Worten tröstet: „Die Wissenschaft hat Nichts verloren, daß ich es ohne textkritische Prüfung lassen mußte"! (II, 292.) Wäre er sich indessen nur dieser seiner Aufgabe noch bestimmter bewußt gewesen, und hätte er doch, um mit desto größerer Muße seine ernsten Studien zu verfolgen, die Beurtheilung der orientalischen Zustände

und die Beschreibung jener Gegenden, deren Namen schon in unserer Brust selige Ahnungen wecken, Andern überlassen!

Nur an einigen wenigen Stellen tritt der Tourist als Exeget und Erklärer biblischer Beziehungen auf. Nach den gediegenen Forschungen eines Robinson, Dessen Untersuchungen für die Kenntniß von Palästina epochemachend sind, hätten wir freilich, statt der schon oft vorgebrachten Hypothesen und der schwülstigen Tiraden, bestimmtere Resultate erwartet. Dazu kommt, daß Tischendorf sich hier auf einen Standpunkt stellt, den er dem profanen Publicum gegenüber nicht behaupten kann und der ihn in einen eigenen Zwiespalt hineingestoßen hat. Wir haben hier vorzüglich die auf biblische Wunder bezüglichen Stellen im Auge, in denen sich der kundige Verf. in ziemlicher Breite ergeht. Mit dieser natürlichen Erklärung der Wunder, auf die denn doch mehr oder weniger, ungeachtet aller Protestationen, manche dieser Auseinandersetzungen hinausläuft, hat es — wenigstens für den schlichten Laien, der in die Vermittelungskünste moderner Theologie nicht eingeweiht ist — eine eigenthümliche Bewandtniß. Man lasse entweder das Wunder in seiner Reinheit oder als realisirten, supernaturalistischen Wunsch — wie es Feuerbach nennt — unberückt stehen, oder man verzichte auf die übersinnliche Deutung und spüre der Möglichkeit einer handgreiflichen Erklärung nach. Vergebens verwahrt sich der Verf., indem er meint: „Ich bin weit entfernt, dem Wunder seine Glorie abstreifen zu wollen", und Betheuerungen wie die, welche er folgen läßt: „An dem natürlichen Faden, den uns Moses gegeben mit eigener Hand, zieht er uns auch mit eigener Hand zur Anschauung des Wunders zu sich hinauf", sind leeres Phrasenspiel, unklare und verschwommene Redensarten, welche des entschiedenen Urtheils ermangeln. Wir beziehen uns zum Belege Dessen, was hier von uns angeführt ist, auf seine Andeutungen über den Zug der Israeliten — wo er sich für Heliopolis entscheidet (I, 173) — und über die Entstehungsart der Manna (I, 204).

Viel natürlicher wäre es gewesen, wenn er alle Einwendungen moderner Kritik und die Deutungsversuche eines poesielosen Rationalismus — wir erinnern hier nur an die spießbürgerlichen Erklärungen von Paulus — beiseite gelassen und sich auf einen Standpunkt gestellt hätte, den vor ihm schon so bedeutende, von reinem Glauben erfüllte Pilger im Morgenlande in ihren innigen Berichten mit so glücklichem Erfolge eingenommen haben. Der Einwand, daß die Wissenschaft diese Erklärungen und Beleuchtungen foderte, konnte für ihn nicht maßgebend sein, da er ja absichtlich den Schein wissenschaftlicher Forschung vermeiden wollte. Der halbweg gelehrte Anstrich, den er durch diese betreffenden Partien seiner Darstellung gegeben hat, könnte ohnedies leicht zu dem Glauben verführen, er hätte, von gelehrten Reminiscenzen geleitet, dem Publicum, welches er sich selbst nicht unter den Gelehrten seines „Fachs" gewählt hat — und jeder Schriftsteller ist allerdings berechtigt, sich selbst den Kreis für sein Werk zu zeichnen —, durch diese leeren Entwickelungen imponiren wollen.

Überhaupt ist Lauheit, Halbheit und Unentschiedenheit der vorzüglichste Tadel, den wir gegen diese ganze Schrift erheben möchten. Wir haben auf die Gefahr hin misbilligende Stimmen achtungswerther Männer unsers „Fachs" herauszufodern, das Werk einer Gräfin Hahn-Hahn als eine ansprechende Erscheinung dem Kreise, für den es offenbar nur bestimmt war, empfehlen können, weil dieses Buch, ohne daß seine Verfasserin irgendwie Ansprüche auf die Mittheilung neuer Beobachtungen oder gründlicher Resultate erhoben hätte, ganz beachtenswerthe Partien zu bieten schien und dabei in seiner gefälligen Darstellung eine anziehende Lecture gewährt. Wo aber auf der einen Seite ebenso wenig Neues und Selbständiges gegeben und andererseits der Genuß des Gebotenen durch einen reizlosen, ungefügigen Stil, durch eine würzlose Erzählung unbedeutender Erlebnisse und durch eine schwankende, ihres eigentlichen Ziels unbewußte Anlage verkümmert und erschwert wird, da muß die Kritik, ohne den Vorwurf der Inconsequenz und Parteilichkeit zu fürchten, ihre rauhe Seite hervorkehren. Und somit schließen wir mit der Versicherung, daß, wenn es, wie der Verf. versichert (II, 5), „ein großes Glück ist, eine Reise in den Orient zu machen, ein noch größeres aber, eine Reise in den Orient zu beschreiben", der Genuß, welchen es gewährt, einen solchen Reisebericht zu lesen und öffentlich zu besprechen, äußerst gering anzuschlagen sein dürfte.*)

F. G. Günther.

Eine Feindin der Eisenbahnen.

Vor nicht langer Zeit hat Vater Arndt in Bonn erklärt, er sei „den Eisenbahnen recht von Herzen gram, auf denen sich die europäische Faulheit, wie auf dem Lotterbette durch die Welt wiegen läßt". Man darf es dem alten Herrn aber nicht allzu hoch anrechnen, wenn er in diesem unermeßlichen Gesittungsmittel nichts Anderes zu erblicken wähnt als den „rechten Pfleger der Faulheit" und wenn er in Besorgniß vor den möglicherweise daraus entspringenden Folgen „vor der Faulheit und Dummheit des Menschengeschlechts erschrickt". Es ist nicht das erste mal, daß selbst die Tüchtigsten und Kräftigsten ihrer Zeit das Verständniß der anrückenden neuen und der zu ihrer völligen Herbeiführung nothwendigen Hülfsmittel nicht mehr besessen; daß sie, befangen von alten, gewohnten Anschauungen, gegen ein gewaltig emportauchendes Streben oder eine überwältigende unwiderstehliche Bewegung gezürnt und geeifert haben. Tacitus nennt das Christenthum superstitio exitiabilis und Schlözer vertheidigt die Sklaverei! Es mag gegenwärtig freilich noch viele Andere geben, denen, obwol aus ganz andern Gründen, die Eisenbahnen ebenso verhaßt, die aber nicht so aufrichtig sind wie der alte Arndt, ihrem Grolle Luft zu machen. Denn die Anzahl Derer ist sicherlich nicht gering, welche, die Natur dieser großen Schöpfung errathend, fühlen, daß mit ihnen die Herrschaft der Gedankenbedrückung zu Ende gespielt sein wird; daß das durch Eisenbahnen erleichterte Zusammenströmen von großen Massen an einem Orte, heute hier, morgen dort, alle Hemmungen des Gedankenaustausches zu nichte machen, und so aller Quälereien, Fesseln, Daumschrauben

---

*) In einem sechsten und letzten Artikel sollen noch einige neuere Schriften über den Orient besprochen werden; wir hoffen denselben im December liefern zu können. D. Red.

und Mundsperren des Policeistaats spotten wird. Aber aus eben diesem Grunde ist Vielen die Dies einsehen die Sache selbst ein Dorn im Auge, weil die Fortdauer jener geistigen Bevormundung in ihren Wünschen und Interessen liegt, und wenn sie ihr geheimes Grauen wie ihren Groll über diese neue Errungenschaft des Menschengeistes nicht zu äußern wagen, so geschieht Dies nur, weil sie klug genug sind sich in das unabwendbare Schicksal zu fügen.

Es gibt aber noch eine andere Sorte von Gegnern der Eisenbahnen, jene Zärtlinge und Weichlinge, welche durch die Pünktlichkeit und Schnelligkeit dieser Einrichtungen in ihrer Behaglichkeit und Bequemlichkeit gestört werden, oder die immer etwas Absonderliches haben und neidisch sind, daß sie diese fliegende Bewegung mit der Menge theilen müssen. Als Typus solcher Leute kann eine englische Touristin gelten — denn daß es ein Blaustrumpf ist Zehn gegen Eins zu wetten —, welche ihre Ansichten über diesen Punkt in einer im „Athenaeum" veröffentlichten Schilderung eines Ausflugs nach der Küste von Kent niedergelegt hat. „Ich muß", bemerkt sie, „mein maßloses Erstaunen darüber aussprechen, daß ein Volk wie das englische, welches Bequemlichkeit, Ruhe und Behaglichkeit so sehr liebt und das an ländlichen Gegenden und Vergnügen so großen Gefallen findet, ohne Überwindung seine Selbstentäußerung so weit hat treiben können, um Nichts mehr von seinen schönen und lieblichen Hochstraßen, seinen zierlichen und eindrucksvollen Städten und Dörfern sehen zu wollen und sich dagegen mittels eines Verfahrens, welches einer zarten nervösen Organisation (!) jedes mögliche Leid anthut, dahinwirbeln zu lassen. Das laute Treiben, das Gefühl der Übereile, unzertrennbar von dem unerbittlichen Hasten am Augenblick, die Empfindung hülfloser Einsperrung, das fürchterliche kopfzerreißende Getöse, die ebenso betäubenden als widerlichen Gerüche: ich frage mich selbst, wie ein gebildeter Engländer, der nicht von den schmuzigsten Nöthigungen des Lebens dazu gezwungen wird (!), noch vielmehr aber wie eine englische Dame, die im Abscheu vor lautem Getöse, garstigen Gerüchen und der rohen Hast und den Ellenbogenstößen des armen Haufens (!) auferzogen wird — ich frage mich, wie Diese sich so bereitwillig diesem Wechsel haben fügen können? Ich habe auf meiner Reise oft mich des Gedankens nicht erwehren können, daß die zukünftigen Geschlechter uns beneiden werden, wenn sie von den leichten Kutschen lesen, deren Räder beim Fahren durch ihr Geräusch selbst eine flüsternde Unterhaltung nicht unmöglich machten, da sie leicht dahinrollten und deren Bewegung so ganz und gar den Befehlen ihres Herrn gehorchte — wahrlich der letzte Ausdruck des Geschmacks, der Verfeinerung und des Wohlbehagens. Und das Alles haben wir hinweggeworfen!" Doch genug dieses empfindsamen Geschwätzes, welches mit ein wenig Veränderung man ebenso treffend einem Junker oder Fräulein aus mittelalterlicher Zeit, wo Zelter, Saum und Packroß der Postkutsche weichen mußten, in den Mund legen könnte. Bezeichnend aber vor Allem für die Geisteshöhe jener Schriftstellerin ist es, daß sie, dem Wahlspruch ihrer Landsleute „Time is money" entgegen, meint, die durch Eisenbahnen erzielte Zeitersparniß habe wenig zu bedeuten und die Reisenden könnten jedenfalls ihre Zeit nicht „harmloser und vortheilhafter" todtschlagen als in „der Reisekutsche oder der Stage-coach". Aristokratischer Dünkel und Verachtung des Volkes und seiner Bedürfnisse konnten sich kaum schlagender selbst das Urtheil sprechen, indem sie den Hang der vornehmen übersättigten Welt zum Nichtsthun und Faullenzen beurkunden, als durch solche Behauptungen. 26.

Zur polnischen Literatur.

1. **Wieczory pod lipz czyli Historya narodu Polskiego opowiadaua przez** *Grzgorza zpod Raclawic*. Posen 1846.

Eine neue ausführliche Geschichte von Polen, nicht unähnlich den Schriften, die bei uns in den Jahren der Erniedrigung Deutschlands bis 1813 erschienen sind. Sie ist nicht ein Ergebniß neuer wissenschaftlicher Forschungen, nicht ein dürrer Abriß, sondern stellt, indem sie den Volkston aufs glücklichste trifft, höchst anschaulich, voll von charakteristischen Zügen aus dem Volksleben, das Gesammtleben des Volkes dar, mit dem alleinigen Zwecke, den Patriotismus der Polen zu stählen. Folgende Stelle mag zur Charakteristik dienen: „Von diesen Zeiten habe ich euch erzählt, damit ihr gedenket, daß nur Arbeitsamkeit, Gehorsam dem Gesetz und Achtung fremden Eigenthums zu Reichthum und Glück führt, wenngleich andererseits auch der Krieg nothwendig sein kann, sofern er der göttlichen Gerechtigkeit nicht widerspricht. Ja es kann Fälle geben, wo es zur Sünde, zum Verbrechen wird, wenn ihr den Feind duldet, ihm den Nacken hingebet wie das Thier das geschlachtet wird, vor seinen Götzen euch neigt, seinen Befehlen gehorchet und seine Sprache sprechet." Als Verfasser wird der durch treffliche Erzählungen und Gedichte bekannte Lucian Siemienski genannt.

2. *Lelewel*, **Dzieje Polski.** Mit zwölf Kärtchen. Breslau, Schletter.

Das Vorbild für das zuerst genannte Werk, eine gedrängtere Geschichte Polens von dem berühmten polnischen Geschichtschreiber, die gegenwärtig bereits in fünfter Auflage erscheint und seit ihrem ersten Erscheinen im J. 1826 zur Weckung des Patriotismus unter den Polen mehr als jedes andere Buch beigetragen hat.

3. *X. J. Kitowicza*, **Dziela historyczne.** Zwei Theile. Posen 1846.

Unter den von dem Grafen Eduard Raczynski veröffentlichten Memoiren befinden sich auch die von Kitowicz, Dessen sämmtliche historische Schriften in einer auf fünf Bände berechneten Ausgabe jetzt neu abgedruckt werden. Kitowicz lebte in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, diente erst im polnischen Heere, gehörte zur Barer Conföderation und wurde dann Geistlicher. Mannichfache Lebensschicksale ließen ihn die vornehmsten Ereignisse und Personen seiner Zeit in der Nähe betrachten, die er dann in seinen Memoiren auf das umständlichste und getreueste schilderte. Seine Schilderungen sind höchst interessant, sie bekunden, daß Kitowicz zum Historiker geboren war, daß er nicht nur mit ungetrübtem Auge um sich zu schauen wußte, sondern daß er auch was er angeschaut hatte trefflich darzustellen verstand. Deshalb ist er in neuester Zeit als einer der besten Schriftsteller aus dem Zeitalter des Königs Stanislaw August anerkannt worden. 9.

Literarische Anzeige.

In meinem Verlage ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Gesammelte Schriften

von

Ludwig Rellstab.

13ter bis 16ter, oder Neue Folge 1ster bis 4ter Band.

Gr. 12. Geh. 4 Thlr.

Die erste Folge, Band 1—12 dieser Gesammtausgabe, erschien 1843—44 in vier Lieferungen zu 3 Thlr. und enthält: 1812. Dritte Auflage. — Sagen und romantische Erzählungen. — Kunstnovellen. — Novellen. — Auswahl aus der Reisebildergalerie. — Vermischtes. — Vermischte Schriften. — Dramatische Werke. — Gedichte.

Die ersten vier Bände der Neuen Folge enthalten: „**Algier und Paris im Jahre 1830.**" Zweite Auflage. — „**Erzählungen.**"

Leipzig, im November 1846.

F. A. Brockhaus.

Verantwortlicher Herausgeber: **Heinrich Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 331. — 27. November 1846.

Dramatische Bücherschau.

Vierter und letzter Artikel.*)

51. Der Kaiser und der Narr, oder: Das Turnier am Hofe. Großes romantisches Ritterlustspiel in vier Aufzügen. Preisstück von August Koch. Mainz, Wirth. 1846. 8. 10 Ngr.

Diese heitere Arbeit gehört sicher zu den geistreichsten und launigsten Productionen der letzten Jahre und wird von Niemandem unbefriedigt aus der Hand gelegt werden. Ist die Verspottung gewisser Zustände und Dinge, z. B. der Censur, auch etwas allzu systematisch betrieben und durch einige witzige Gedanken, wie man sagt, zu Tode gehetzt, so ist das Ganze doch von einem so anspruchslosen und frischen Humor belebt, daß wir es schon um dieses unter uns so seltenen Gastes willen freudig begrüßen. Der humoristische Grundgedanke ist der, daß die Welt aller Plage los und aller Leiden ledig wäre, wenn sie weniger ihrer sogenannten Weisheit als dem Geiste heiterer und sorgloser Narrheit vertrauen möchte. Dies Problem in leichter, witziger und poetischer Weise zu lösen, ist die Aufgabe die sich der Verf. gestellt hat, und die er vortrefflich zum Ziele führt. Sein Narr ist in der That ein Beförderer des Weltglücks, und sein Kaiser verständig genug, für ihn die Censorenweisheit auf immer zu verabschieden. Verbietet doch der Censor dem Kaiser selbst das Wort „Aufklärung" zu gebrauchen, weil es censurwidrig sei, und stellt hoch über den Monarchen das Censoramt, wofür ihm denn am Ende auch der Scherenorden zu Theil wird. Nicht minder ergötzlich ist eine Geburt unserer Zeiten, das fahrende Sängerthum, zur Darstellung gebracht und geistreich persiflirt. Käme zu diesem Allen nun — was der Arbeit allerdings fehlt — die elegante Form der Gedanken und der Sprache hinzu, so hätten wir, da die That und die Gesinnung vorhanden sind, ein ganz vorzügliches Lustspiel erhalten; anmuthig und unterhaltend bleibt diese Leistung indeß selbst dann noch, wenn ihr auch der Stempel vollständiger Ausbildung fehlen mag.

52. Hermann und Thusnelde. Originalschauspiel in vier Acten von Bernhard Werner. Darmstadt, Kern. 1846. Gr. 12. 12 Ngr.

Wenn es in dieser mit hinreichender Begeisterung ausgestatteten Arbeit auch nicht zur Darstellung einer eigentlich dramatischen Handlung gedeiht, so gibt sie doch ein gutes Charakter- und Zeitbild und erfreut uns durch wirklich poetische Intentionen. In dem Verf. braust es gewaltig, wie seine Vorrede uns beweist, die allerdings im excentrischen Stil seines Vorbildes Grabbe geschrieben ist. In der gebundenen Rede des Stücks selbst bewährt der Verf. jedoch mehr Haltung und Geschmack als sein Vorbild; er hat seine Charaktere studirt, er gestaltet sie dichterisch und erlangt mehr als Einen guten Erfolg. Segest und Thusnelde sind besonders als gelungene Gestalten zu bezeichnen; nur Hermann leidet an maßloser, bisweilen caricaturartiger Übertreibung. Die deutschen Führer und Völker sind dagegen wieder meistens ganz annehmbare, kräftige und eigenthümliche Bildungen. So wechselt Gutes und Unlöbliches, wie in der Auffassung des Inhalts so auch in Ausdruck und Sprache. Die Scene, wo Thusnelde in Banden gelegt wird, diejenige, wo Hermann auf den verwundeten Arrumer trifft, zeugen von sicherer Begabung und guter Beherrschung; dagegen ist der Tod Hermann's im Wahnsinn, die Götter lästernd, welche den Verrath nicht strafen, nicht wohlthuend und schließt das Stück keineswegs so ab, wie es seinem Inhalte nach abgeschlossen werden sollte. Die Aussicht auf den ewigen Nachruhm des Helden und die hierin gegebene tragische Sühne wäre poetischer und kunstgerechter gewesen. Allein zur Lösung in Sühne gelangen überhaupt stets nur wenige deutsche Tragödien. Wie sehr der Verf. oft die Sprache misbraucht, davon nur diese Probe. Während Hermann die Götter lästert, ruft Chettwald:

> O Wodan, straf' ihn nicht: er weiß es nicht,
> Was seines Mundes Fieberschau'r erstottert,
> Was seines Herzens Wundgeschwür da sprudelt!

Dergleichen zu vermeiden lehrt jede Charis; es heißt die Grazien verhöhnen, irgend eine poetische Gestalt so reden zu lassen. In einigen eingewebten Liedern hat der Verf. bekundet, daß er auch mit dem lyrischen Elemente wohl zu verkehren weiß. Wenn er sich sammelt und sich beherrscht, kann und wird ihm noch Manches gelingen.

53. Winkelried, Drama in fünf Acten, von J. J. Porchat, metrisch ins Deutsche übertragen von F. Keßler, nebst Halbsuter's Lied vom Streit zu Sempach. Genf, Keßmann. 1846. 12. 15 Ngr.

Die Franzosen haben uns die Kunst, ein historisches Drama zu schreiben, welche sie in ihrer classischen Epoche nicht kannten, entschieden abgelernt und fangen sogar an uns darin zu überbieten. Das vorliegende Stück enthält Alles was in dieser Gattung von bewährtem Effect zu sein pflegt, und noch Etwas darüber; wir müssen es daher, da auch die Übersetzung geschickt gearbeitet ist, schon gelten lassen was es werth ist. Offenbar hat Schiller's „Tell" vorgeleuchtet, und oft gar nicht unglücklich. Tüchtige Charakteristik und wirkungsvolle Rhetorik sind Eigenthümlichkeiten aller französischen Arbeiten dieser Art und finden sich auch hier wieder: für das eigentlich poetische Element ist, wie gleichfalls gewöhnlich, nur in einzelnen Wendungen und Ausdrücken, in Schilderungen und Repartis gesorgt; die Auffassung des Ganzen ist dagegen ziemlich prosaisch, indem sie politisch sein soll. Hauptcharaktere sind Leopold, der ehr- und herrschbegierige Erzherzog und sein Sohn, ein kleiner Tyrann, mit dem Zuschnitte eines künftigen Alexander; Winkelried selbst ist jedoch keine bedeutende Persönlichkeit. Die Sprache ist ausgewählt und zeugt

*) Vergl. den ersten, zweiten und dritten Artikel in Nr. 91—95, 206—209 und 268—271 d. Bl. D. Red.

lent, obschon hin und wieder Fremdartiges hervortritt. Die Begegnung im zweiten Act zwischen Leopold und dem Helden kann für den Glanzpunkt des Dramas gelten und wird es durch die nachfolgende Erzählung des Offiziers vom Tode Ebal's. Das Stück endet in einen Trauerchor auf den siegreichen Fall Winkelried's mit guter Wirkung. Höchst dankenswerth aber ist die Zugabe, welche die vier Romanzen von einem alten Liede über die Sempacher Schlacht — von dem „Strit ze Sempach" — mit Erläuterungen enthält, und die Rochholz' „Eidgenossischer Liederchronik" entlehnt sind. Der Verfasser dieses alten Heldenliedes ist bekanntlich ein Theilnehmer an diesem Kampfe:

Halbsuter unvergessen,
Also ist er genannt,
Z' Luzern ist er gesessen
Und allda wohl erkannt;
Er, er war ein frölich man,
Dies Lied hat er gedichtet,
Als er ab der Schlacht ist kam.

Der naive Reiz dieses merkwürdigen alten Gedichts aus dem 14. Jahrhundert ist wohl geeignet, die steifen Convenienzen und die bedenklichen Regelmäßigkeiten des modernen Dramas vergessen zu machen.

54. Ulrich von Hutten. Ein historisches Trauerspiel von Hans Köster. Breslau, Graß, Barth und Comp. 1846. 12. 22½ Ngr.

Wenn auch der edle Charakter Hutten's hier zum Träger von Ideen gemacht ist, die weder ihm noch seinem Jahrhundert angehören, und die überhaupt der dramatischen Gestaltung wenig zusagen, so ist doch nicht zu verkennen, daß diese Dichtung nur einem vielseitig gebildeten und poetisch angeregten Geiste entspringen konnte. Vom ersten Auftreten Hutten's an, als nächtlichen Wanderers und Flüchtlings bei Bingen am Rhein:

Ein nächt'ger Wand'rer nun seit Wochen schon,
Berg' ich dem Licht des Tags den scheuen Blick,
Und such' vergebens das zerriss'ne Herz
In dunkler Stille vom gewalt'gen Schmerz
Des Tags zu heilen . .

bis zu seinem Tode auf der Insel Ufenau in Pfarrer Schnegg's Armen stellt uns Hutten ein so edles, warmes und lebenvolles Bild eines deutschen Patrioten und eines Helden und Kämpfers für die Wahrheit dar, daß wir unsern Blick mit Befriedigung und innerer Erhebung auf ihn richten. Allerdings will eine eigentlich dramatische That sich aus dem Ganzen nicht recht herausbilden, so manches Element dazu von dem Verf. auch herbeigebracht wird, und die Verbindung der Personen des Drama bleibt von Anfang bis zu Ende mehr eine gedachte als eine in Wirklichkeit dargestellte, etwa so wie in den historischen Gemälden der Griechen und Römer die handelnden Personen mehr nebeneinander als zueinander gehören; inzwischen ist eine geistvolle Charakteristik, erhoben durch eine gedankenvolle Äußerung und poetischen Ausdruck, doch durchweg festgehalten. Schon Dies zeugt von Beruf und von Macht, ihm zu entsprechen. Zum eigentlich poetischen Schaffen aber erhebt sich der Verf. in dem Intermezzo: „Hutten's Fahrt durch Deutschland", mit welchem er den Lauf seines Dramas nach dem dritten Acte unterbricht. Hier sind dem Genialen verwandte Lichtblicke niedergelegt, solcher Art, daß sie den Dichter von gutem Schrot und Korn ankündigen. Mit Schärfe und Geist berührt der Verf. z. B. die religiösen Irrungen unserer Zeit in Nachfolgendem:

W a l l f a h r e r.

Mit Muschelhut und Stocke
Wall'n wir zum heil'gen Rocke.
Erbarm' dich, heil'ger Rock!
Schutzlos liegt er mir daheime,
Haus und Felder, Kind alleine!
Erbarm' dich, heil'ger Rock!
Wir verkauften uns're Saaten,
Du wirst für den Winter rathen,
Und dich erbarmen, heil'ger Rock!
Denn mit Muschelhut und Stocke u. s. w.

Ein neuer Schwarm erscheint.

H u t t e n.

Wo eilt ihr hin?

E i l f e r t i g e r.

. . . Wir wissen's nicht,
Doch geh'n wir weiter als die Andern.

H u t t e n.

Wo führt ihr hin?

E i l f e r t i g e r.

. . . Von Rom hinweg,
Und über Luther immer weiter.
. . . Ja, doch wohin.
Danach müßt Ihr den Theiner fragen.

H u t t e n.

Bedenkt es wohl, die Erd' ist rund,
Und werdet ihr nicht bald gescheiter,
So kommt ihr auf den Punkt zurück,
Von dem ihr fort wollt, und nicht weiter.

Die folgenden Sänger, welche sich auf den deutschen Sang versteh'n, die aber nicht, wie Hutten „gern und ganz für Deutschland steh'n", die Fuchsjägeraristokratie, der Journalismus und endlich Poesie und Kritik — die dürre nämlich — werden nicht minder geistreich abgefertigt. Repräsentant der letztern ist eine leicht erkennbare Gestalt:

Gutzgauch bin ich — Urbild der Poeten,
Die der deutschen Ehrlichkeit jemals
Nasen drehten.
Gutzgauch bin ich — die Journaltrompete
Der gedörreten Poesie in Deutschland
Morgenröthe.

Conservative, Communisten, Rationalisten, Abgeordnete, Revolutionshistoriker, deutsche Pariser und verwandte Erscheinungen füllen dies dreiste Intermezzo. Das Ganze trägt sichtlich den poetischen Stempel und läßt das Gewöhnliche hinter sich zurück, indem es nahe an den Grenzen hinstreift, wo die wahre Poesie des Drama beginnt, und die Kunstschöpfung ihren Anfang nimmt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Geschichte der Israeliten mit besonderer Berücksichtigung der Culturgeschichte derselben. Von Alexander dem Großen bis auf die gegenwärtige Zeit. Nach den besten vorhandenen Quellen bearbeitet von Julius Heinrich Dessauer. Erlangen, Palm. 1846. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Die Geschichte des jüdischen Volkes bietet eine ganz eigenthümliche Erscheinung dar. Die Erzväter, Propheten und Schriften desselben werden von Mohammedanern und Christen nicht nur in Ehren, sondern sogar heilig gehalten, und die Letztern insbesondere werden es niemals in Abrede stellen können, daß, wie ihr verehrungswürdiger Meister und Herr selbst jüdischen Stammes war, so auch seine Religion auf diesen Ursprung zurückweise: sie ist ein veredelter Zweig eines alten Stammes. Man wird es ferner nicht abzuleugnen vermögen, daß, wie der jüdische Religionscultus trotz seiner theilweisen Unvollkommenheiten und entstandenen Auswüchse dennoch unter den Religionssystemen der Alten Welt einzig dasteht, so auch das aus demselben hervorgegangene Christenthum einen Fortschritt der Menschheit, wenn auch erst nach langen Kämpfen,

möglich gemacht habe, der, betrachtet man ihn nach seiner ganzen Größe und Folgewichtigkeit, unbedingt in Erstaunen setzen, a Bewunderung erregen muß. Man kann endlich mit Zuversicht behaupten, daß namentlich in den Psalmen und prophetischen Büchern die Schönheit der Sprache, die Erhabenheit der Ideen und die Energie, mit welcher einzelne Ausdrücke und Bilder auf die Gemüther der Leser wirken, fast alle Literaturen der Alten Welt übertreffen: nur die Hindus stehen den Juden in einzelnen poetischen Schöpfungen voran und die mohammedanischen Araber und Perser dürfen ihnen an die Seite gesetzt werden. Dagegen hat die gesammte christliche Literatur auf ihrem religiösen Gebiete kein ganzes Werk aufzuweisen, was mit sicherm Erfolge eine Vergleichung mit jenen biblischen Schriftstellern auszuhalten vermöchte; die Letztern, ebenso oft nachgeahmt als nicht erreicht, bilden für die christlich-religiöse und kirchliche Poesie noch immer eine reiche, vielleicht nie zu erschöpfende Quelle. Verbindet man nun überdies mit Dem was soeben gesagt worden ist die Bemerkung, daß das jüdische Religionsbuch eine überaus reichhaltige Sammlung von Schriften ist, die theils in Beispielen, theils und namentlich in kurzen Sentenzen eine praktische Moral lehren, so muß man demselben einen Gesammtwerth beilegen, der die höchste Achtung vor einem Volke einzuflößen geeignet ist, das ein solches Buch zu schaffen vermochte: man kann es die schönste poetische Chrestomathie religiösen Inhalts nennen. Fragt man aber nach dem Schicksale, welches diesem Volke zu aller Zeit, namentlich aber unter den Christen und durch dieselben bereitet ward, einem Volke, das so anerkannt Merkwürdiges und Segensreiches der Welt zu vermachen im Stande war: so bemächtigt sich des denkenden Geschichtsforschers ein gerechtes Erstaunen, und es ist in der That nicht so leicht als es beim ersten Anblicke scheinen dürfte, genügende Gründe aufzufinden, welche das Räthsel zu lösen vermögend sind.

Nachdem die Familie Jakob's während der ägyptischen Periode, deren theils mythischer, theils räthselhafter Charakter noch keineswegs bis zur historischen Glaubwürdigkeit aufgeklärt ist *), zu einem zahlreichen Volke herangewachsen war; nachdem der Aufenthalt in der sogenannten arabischen Wüste unter dem Einflusse des Mosaismus eine neue Generation zu dem bevorstehenden Kampfe mit den stammverwandten Semiten um das verheißene Vaterland fähig gemacht hatte; nachdem endlich nothdürftig Raum gewonnen war für die zwölf Stämme und deren Priesterschaft — das ganze sogenannte Gelobte Land ist niemals vollständig erobert worden — war das ganze Volk mehr als ein mal in Gefahr, da es an Einigkeit und politischer Einheit fehlte, benachbarten Feinden zum Opfer zu fallen: religiöse Begeisterung — denn mit der politischen Unterjochung war der Verlust oder wenigstens die Corruption des väterlichen Religionscultus nothwendig verbunden — und der Heldenmuth Einzelner brachten Rettung. Doch fühlten die Einsichtigern um so lebhafter die Nothwendigkeit der Vereinigung der zersplitterten Nationalmacht im Königthume, so wenig auch das Mosaische Gesetz dafür stimmte, je verführischer das Beispiel der nachbarlichen und zugleich stammverwandten Völker war: der Erfolg rechtfertigte wenigstens theilweise und eine Zeit lang die gehegten Erwartungen. Wichtiger als das Königthum ward der Prophetismus und der Bau des Nationaltempels. Das religiöse Bewußtsein gewann an Stärke und Veredelung um so mehr, da auch Waffensiege und Gebietsvergrößerung das Vertrauen auf den Nationalgott mächtig stärkten. Und Dieser werde niemals, fing man an zuversichtlicher als je zu glauben, den Untergang seines Volkes beschließen, ja selbst in der drohendsten Gefahr einen außerordentlichen Retter senden. Die Literatur, in dem Mosaismus wurzelnd, aber mit einer allgemeinen orientalischen Färbung in ihrer Auffassungs- und Ausdrucksweise, und selbst nicht ohne einen Anflug philosophischer Forschung, erhob sich rasch zu ihrer Blüte: schon in Salomo's Zeit war „des Schreibens kein Ende". Allein bald brachte der starre Separatismus des Volkes und der Despotismus des Königthums den Verfall sowie zuletzt den politischen Untergang über beide. Der erstere untergrub die Quellen des eigenen Nationalwohls, während der letztere die Nation von dem königlichen Hause zurückstieß: diese trennte sich in Israel und Juda. Jenes, obwol an Umfang beiweitem das Größere, verlor sehr bald seinen innern Halt durch den Abfall vom Jehovah-Cultus, durch die Vernichtung des Prophetismus und durch den fast immer mit Blut bezeichneten Wechsel seiner Regenten: es ward eine Beute des assyrischen Eroberers Salmanassar; seine in die Gefangenschaft abgeführten Bewohner sahen ihr Vaterland nie wieder und ihre Nachkommen sind wahrscheinlich die heutigen Nestorianer von Mossul. *) Juda dagegen hielt sich beinahe zwei Jahrhunderte länger gerade durch die Mittel, welche Israel verschmäht hatte, und in Folge einer Anzahl guter Könige aus dem Hause David's. Als aber eben jene Erhaltungsmittel an sittlicher Stärke verloren oder verachtet zu werden anfingen, als die Politik der Könige oft unklug oder schwach zwischen Ägypten und Babylon schwankte, da theilte es endlich ein gleiches Schicksal mit seinem Bruderstaate: Hauptstadt und Tempel wurden zerstört und der Kern des Volkes von dem Eroberer Nebukadnezar theils innerhalb Babylons, theils außerhalb angesiedelt. Aber dieser jüdische Staat hatte den Volksgeist und seine Literatur durchgebildet. In seinen Prophetenschriften ist der Geist des Mosaismus am reinsten und stärksten ausgeprägt. Einzelne nähern sich unserer europäischen Lyrik, während andere eine Vergleichung mit unserer Elegie zulassen. Selbst im Exil verstummte die Stimme der Propheten nicht: eine Folge der früher nie völlig unterbrochenen Wirksamkeit des prophetischen Geistes und der ungleich festern Begründung des Mosaismus in Juda als in Israel. Die Nachrichten über die jüdischen Zustände in der babylonischen Gefangenschaft sind allerdings dürftig; doch so viel geht aus einzelnen Andeutungen hervor, daß die Lage der Gefangenen sehr erträglich gewesen sein müsse. Zeigt es sich aber auch, daß der babylonische Religionscultus und dessen Priesterschaft nicht ohne Einfluß auf die prophetische Denk- und Darstellungsweise der Juden geblieben waren, so offenbart sich doch zugleich auf der andern Seite eine innigere und festere Anhänglichkeit an den Kern des Mosaismus. Die schwere Prüfung der Gefangenschaft hatte wenigstens den Männern, die weiter sahen als die Volksmasse, die Überzeugung beigebracht, daß, sollte ihre Nationalität nicht zu Grunde gehen und gleichsam in den Geist der verwandten Nachbarvölker sich verflüchtigen, ein Mittelpunkt aufgefunden und festgestellt werden müsse, nach welchem hin die Herzen und Augen der Nation sich zu richten hätten. Und dieser Mittelpunkt konnte nur gebildet werden durch eine Schriftsammlung von echt mosaischem Geiste und durch Wiederherstellung des Nationaltempels. Männer wie Serubabel, Esra und Nehemia erwarben sich entschiedene Verdienste um die Wiederbelebung des jüdischen Volkes. Die Perser, denen es seine Befreiung aus politischen Gründen verdankte, schritten nur einige male hindernd ein, als Verleumdung gegen dasselbe am Hofe des Herrschers Eingang gefunden hatte. Im Ganzen verlebten die Juden während der Perserherrschaft eine ruhige, ihr Aufleben befördernde Zeit. Da

---

*) Wie verschieden sind nicht die chronologischen Berechnungen über den Auszug der Juden aus Ägypten! Der Unterschied zwischen den beiden chronologischen Extremen beträgt nicht weniger als nahe an 600 Jahre. Seyffarth, der am weitesten zurückgeht, nimmt das Jahr 1908 v. Chr. Geb. an.

*) „Die Nestorianer oder die zehn Stämme u. s. w. Nachweis ihrer Identität mit den verloren geglaubten zehn Stämmen Israels. Von Asahel Grant. Im Auszuge übersetzt von Preiswerk." (Basel 1843.) Der Fabel, daß die amerikanische Bevölkerung von jenen Israeliten abstamme, wird von nun an wol Niemand mehr Glauben schenken, so eifrig sie auch der Engländer Jones noch 1843 vertheidigt hat.

näherte sich den Grenzen ihres Landes der Zerstörer des Perserreichs, Alexander der Große. Beliebt waren sie bei andern Völkern nicht; ihr Separatismus, aus der Eigenthümlichkeit des religiösen Glaubens hervorgehend, stellte sie in einen steten Gegensatz zu den letztern und brachte ihnen auch politische Nachtheile. Besonders aber hatten sie die feindliche Gesinnung und Verleumdung ihrer Halbbrüder, der Samaritaner, zu fürchten; politische Eifersucht und religiöse Zerwürfnisse hatten gleichen Antheil an dieser Erscheinung. Kein Wunder war es daher, daß die Juden durch eine glänzende Gesandtschaft den heranziehenden macedonischen Sieger zu gewinnen suchten, der ihnen um so weniger gewogen sein konnte, als sie seiner Mahnung, ihn bei der Belagerung von Tyrus zu unterstützen, nachzukommen sich geweigert hatten. Alexander, erzählt uns der jüdische Historiker Josephus, ward nicht nur besänftigt, sondern sogar den Juden besonders zugethan. Und hier stehen wir an dem Punkte, von wo aus unser Verf. die Geschichte seiner Stammgenossen begonnen und bis auf die neueste Zeit fortgeführt hat.

Wir gestehen es offen, daß wir anfangs mit einigem Mistrauen an das Lesen seines Werkes gingen, da uns namentlich in der Einleitung bei einem flüchtigen Blicke in dieselbe einige Äußerungen den Verdacht erweckten, als sei das Ganze darauf berechnet, den Juden an der Hand der Geschichte eine orthodox-moralische Vorlesung zu halten. Allein wir kamen bei einem genauern Eingehen auf die historische Darstellung sehr bald von unserer vorgefaßten Meinung zurück. Zwar gehört der Verf. keineswegs zu den leidenschaftlichen Reformatoren des Judenthums, wol aber schließt er sich Denen an, die mit Besonnenheit und richtiger Würdigung der Zeitverhältnisse das Starre, das Unhaltbare, das Unwesentliche, überhaupt das Unwürdige und Nachtheilige entfernt und das äußerlich und innerlich Bessere an dessen Stelle gesetzt wissen wollen; er gehört zu den Offenbarungsgläubigen und wir dürften sein Glaubensbekenntniß in folgenden Worten finden:

„Wir überlassen das Urtheil über die zeitgemäßen Schritte der berliner Reformer, deren Namen einst die Nachwelt mit Dankbarkeit und Ehrfurcht nennen wird, so sie auf dem Wege der weisen Mäßigung, den sie betreten, bleiben werden, dem verehrlichen Leser; wir erwarten aber von dem für alles Gute empfänglichen Geiste Israels, daß es weder unbedingt verwerfe noch unbedingt annehme, sondern Alles prüfe und das Beste behalte; daß der Hüter Israels das Volk, welches er einer Offenbarung auf Sinai würdigte, den rechten Weg führen wird, so es ganz ihm vertraut und mit treuem, aufrichtigem Herzen nach Wahrheit forscht."

Wir sehen ferner, daß der Verf. eine große Anhänglichkeit an seine Stammgenossen besitzt und ihrer ganzen Vergangenheit eine gewisse Bewunderung nicht versagen kann. Wer möchte das Erstere nur im geringsten tadeln und das Letztere nicht für gerechtfertigt erklären rücksichtlich eines Volkes, von dem Folgendes mit Recht gesagt werden darf:

„Reiche sind wie Schatten vorübergegangen, Nationen aufeinander gefolgt, ohne mehr als ihre Namen übrig zu lassen; die welterobernden Römer, die weisen Griechen, sie sind verschwunden, aber die Juden sind noch da. Sie betreten ebenso die Schneefelder Sibiriens wie den brennenden Sand der Wüste, leben im östlichen Theile von China wie im westlichen von Amerika, und es gibt fast keinen Theil der Welt außer demjenigen, aus welchem sie gewaltsam verbannt sind, wo sie nicht Zeugniß ablegen von dem Einen, den ihre Väter erkannt und den sie im treuen Glauben anbeten und verehren."

Wenn sodann der Verf. tief ergriffen sich zeigt von den Leiden seiner Volksgenossen, oder auch empört über den Haß, womit sie von den Christen insbesondere verfolgt wurden, und über die barbarischen Grausamkeiten, welche die Bekenner der Religion der Liebe über sie verhängten, mit denen sie im Grunde aus einem Gotteshause stammen: wer möchte Dies verwerflich und nicht natürlich finden? Aber gleichwol bleibt der sprachliche Ausdruck vollkommen gemäßigt, der geschichtlichen Wissenschaft und des gebildeten Mannes würdig, und eine höchst achtungswerthe Gesinnung spricht sich in den Worten aus:

„Muß nicht der Unwille über die Ungerechtigkeiten, die zum Himmel schreien, in Liebe und Verehrung, die Erbitterung in Gefühle der innigsten Dankbarkeit sich verwandeln gegen die Nachkommen der Quäler der Israeliten, wenn sie wieder gut machen, was ihre Voraltern verbrachen?"

Sehen wir endlich auf die Darstellungsweise des Verf., so können wir uns nur lobend über dieselbe aussprechen; sie ist in jeder Beziehung angemessen und dem Zwecke des Werkes entsprechend. Es ist dasselbe nämlich für gebildete, aber nicht gelehrte Juden bestimmt; denn die vorhandenen Werke sind theils zu gelehrt, theils nicht unparteiisch genug, theils ihrer Bestimmung nicht genügend oder veraltet. Um seine Mitjuden hat sich der Verf. unbedingt durch sein Werk ein Verdienst erworben. Allein auch unter den Christen werden Wenige sein, die, außerhalb des Kreises der gelehrten Geschichtskenner stehend, dasselbe nicht mit Nutzen lesen möchten, zumal da auch die wissenschaftlichen Leistungen der Juden besonders im Mittelalter vielfach berücksichtigt sind. Darum hat nicht blos die jüdische, sondern auch die christliche Geschichtsliteratur durch das besprochene Werk ein Geschenk erhalten. Schließlich möge nur noch die Bemerkung einen Platz finden, daß es der Verf. nicht hat über sich gewinnen können, die Ursachen mehr und vollständiger hervorzuheben, die seinen Stammgenossen die beklagenswerthen Verfolgungen, namentlich im Mittelalter, von Seiten der Christen zuzogen: die religiöse Intoleranz und der barbarische Fanatismus der Letztern bildeten gewiß nicht die einzige Ursache; das Iliacos intra muros peccatur et extra erleidet hier ohne Zweifel seine passendste Anwendung. Wir hatten uns eigentlich vorgenommen, unsere oben gegebene Einleitung wieder aufnehmend, das Versäumte hier anzuknüpfen, aber der Raum verbietet uns, Dies in erwünschter Vollständigkeit zu thun. 71.

Notizen.

Charakteristik Alexander Dumas'.

Ein englischer Kritiker schildert bei Gelegenheit der Besprechung der „Pauline" von Alexander Dumas den literarischen Charakter dieses Dichters in wenigen Worten wie folgt: „Alexander Dumas ist ein Mann, der allenthalben gewesen und Jedermann in England kennt; der Alles und Jedes was darüber geschrieben und eine Unzahl anderer Dinge nebenbei gelesen; der während des Frühstücks ganze Tragödien schreibt — und der, wenn er selbst keine Encyklopädie verfaßt, wenigstens alle, die zusammengetragen worden sind, geplündert hat." Aber nicht nur Dieser und andere französische Dichter, die ihren Stoff aus englischen Zuständen gewählt, kommen bei dem Kritiker schlecht weg, den Deutschen geht es nicht viel besser. Er sagt in dieser Hinsicht: „Kotzebue hat in den «Die Indianer (sic) in England» dreifach aufgehäufte Abgeschmacktheiten zu Stande gebracht und Lessing eine romantische Tragödie unter dem herzzerreißenden Titel «Miß Sarah Sampson» geschmiedet."

Anekdote.

In München, erzählt der Marquis de Salvo in seinen „Trois mois à Montmorency", pflegte eine gewisse Gräfin, bereits den Achtzigen nahe, in vollem Anzuge zu Bette zu gehen, damit sie sogleich des Morgens die sie Besuchenden zu empfangen im Stande wäre. Mad. Staël, die von dieser Eigenthümlichkeit gehört und sich von der Wahrheit zu überzeugen wünschte, stattete ihr eines Morgens in der siebenten Stunde einen Besuch ab. Sie fand die Gräfin im vollsten Putze nach der neuesten Mode. „Wahrlich", rief Mad. Staël verwundert aus, „nun kann ich doch sagen, daß ich eine Dame gesehen, die nie en déshabillé ist!" 12.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 332. —— 28. November 1846.

Dramatische Bücherschau.

Vierter und letzter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 331.)

55. Der Jesuit. Dramatisches Charaktergemälde in fünf Acten. Von F. Erdt. Danzig, Gerhard. 1846. 12. 25 Ngr.

Nicht ohne Wohlgefallen nehmen wir in dieser Hervorbringung einen sorgsam gearbeiteten dramatischen Plan, die Kunst, ein lebendiges Interesse zu erwecken, effectvolle Zeichnung der Gestalten und ein gesinnungsvolles Streben wahr, das scharf und richtig Angeschaute auch schön und kunstgemäß zur Darstellung zu bringen. Wenn wir dennoch dieser Arbeit nur bedingt beistimmen können, so liegt Dies einfach darin, daß auch hier wieder die Farben zu stark aufgetragen, das Licht zu grell, die Schatten zu tief erscheinen, um überall auf Wahrheit Anspruch machen zu können. Das Treiben des Jesuitismus ist schwarz und trübe genug, allein es ist beiweitem nicht so roh als es der Verf. uns darstellt. Feinheit ist vielmehr einer seiner hervorstechendsten Charakterzüge, und in diesem Zuge ist des Verf. Franz Moorbach durchaus nicht gezeichnet. Als Verbrecher an dem Heiligen Geist der Wahrheit sind uns die Jesuiten bekannt; allein sie hüten sich den bürgerlichen Strafgesetzen zu verfallen. Überdies ist, obgleich die Scene in eine freie Stadt verlegt wird, die Art und Weise, wie das Volk hier als mitthätig eingeführt ist, doch wol ziemlich undenkbar. So leidet denn das Stück, ungeachtet seiner geschickten Erfindung, der Gefühlswärme und sonstiger Kunstmäßigkeit mit der es ausgeführt ist, doch auf allen Seiten an rechter Wirklichkeit und äußerer Wahrheit; dafür ist es aber reich an effectvollen Einzelheiten, wie sie geeignet sind das Stück eines Bühnenstücks zu machen. Die in ihrem Gewissen beunruhigte Cölestine, der Jesuitenzögling Leo, sein blinder Vater und seine verrathene Schwester, der treffliche Rathspräsident und der verleitete Senator Zeller sind Gestalten, die ein unbedingtes Lob verdienen. Das Ganze ist mit Befriedigung zu durchlesen; so warm und überzeugungskräftig geschriebene Stellen wie folgende: „Ja, sie sind da, die heiligen Heuchler, die, in Finsterniß erzeugt, die Finsterniß über die Erde verbreiten! Das ist ihr verpesteter Athem — sie sind da, die falschen Spieler mit den Seelen der Menschen, diese hoffärtigen Bettler, diese grausamen Frommen, diese honigsüßen Verleumder, die Priester des Mordes und jeder Sünde. Ihr Leben ist der Fluch der Völker und ihr Wachsthum der Tod des Glaubens und der Geistesfreiheit" u. s. w., machen immer ihre Wirkung. Der Jesuitismus hat seinen andern Pol im Socialismus: der Verf. wäre geeignet, uns auch diesen gut zur Anschauung zu bringen; die verschiedenen Grade der Affiliation hat er hier vortrefflich gezeichnet und würde sie auch wol dort darzustellen wissen.

56. Warbeck, oder: Die Prätendenten. Historisch-dramatisches Gedicht in vier Aufzügen von Ignace Choke. Magdeburg, Pätz und Comp. 1845. Gr. 8. 10 Ngr.

Lag bei dieser Arbeit wirklich nur die Absicht vor, auf den trefflichen Entwurf zu einem Drama aus diesem Stoff aufmerksam zu machen, welchen uns Schiller hinterlassen hat, so verdient der Verf. Dank; denn in der That, der Stoff ist im alleräußersten Grade ein dramatischer und zu dramatischer Gestaltung auffodernd. Sehen wir ihn nur näher an: ein falscher, von der Selbstsucht vorgeschobener Kronprätendent, erkannt und entlarvt, und dennoch zuletzt Sieger seiner Sache, weil eine neue Intrigue ihm selbst die Überzeugung gibt, daß er dennoch der rechte Prätendent sei: — welch eine dramatische Verknüpfung! Welch Geschick im Siege oder Untergang! Allein dieser vollwichtige, prägnante Stoff war der Hand des Verf. zu schwer; er hat ihn mühsam, wie er konnte, umhergewälzt, diesen Koloß eines dramatischen Stoffs, ohne ihn zu formen und zum Leben zu gestalten. So weit der Entwurf half, hat er sich geholfen: wo dieser zu Ende ist, hört auch die schaffende Hand auf wirksam zu sein; das übrige bleibt rohe Materie, vom Geiste völlig verlassen. Was Sprache und Ausdruck betrifft, so verrathen beide eine nicht fertig gewordene Bildung des Geschmacks, indem Gutes und Übles beständig wechseln. Stellenweise nimmt der Verf. gute Anläufe auf poetischen Ausdruck, so z. B. im Eingange:

Hereford.

Dies ist der heil'ge Herd, zu dem wir flieh'n.
Ihr Söhne: dies der wirkliche Palast,
Wo Margarethe, die Beherrscherin
Des reichen Niederlands, ein hohes Weib,
Der theuren Ahnen denkt, die Freunde schützt
Des unterdrückten ältern Königstamms
Und den Verfolgten eine Zuflucht beut.
Seht um euch her! Gleich freundlichen Penaten
Empfangen uns beim Eintritt in dies Haus
Der edeln York's erhabene Gestalten u. s. w.

Verse die eine gewisse Weihe anzukündigen scheinen. Allein die Geschmacksbildung ist bei dem Verf. nicht in Fleisch und Blut übergegangen, wie bald nachher Wendungen, wie folgende:

Hereford.

Kommt, meine Söhne, kommt Alle, kommt,
Mir spricht es laut im innern Eingeweide.
Er ist es! Das sind König Edward's Züge.

oder:

Margarethe.

Hereford
Hat es gewagt, in solch ein schwaches Licht
Bei seiner künft'gen Gattin Prinzen Erich
Zu sehen? Der Nichtswürdige soll noch heut'
Von meinem Hofe fort verwiesen werden.

und andere beweisen, in denen eine unbegreifliche Roheit des

Digitized by Google

Ausdrucks fast auf den Gedanken bringt, die deutsche Sprache sei dem Verf. eine erlernte. Zum Schluß des Drama macht sich vollends eine unergründliche Verwirrung des Stoffs und der Motive geltend.

57. Dramatisches. Von F. Th. Wangenheim. Kassel, Hotop. 1846. Gr. 16. 1 Thlr.

Ein gefügiges und mannichfaltiges Talent, das sich in eleganter Form auszudrücken weiß, zeigt sich in sämmtlichen Stücken dieses Bandes. Lebenskenntniß und die Fähigkeit, eine verwickelte Fabel zu gestalten, zu beherrschen und kunstreich durchzuführen, spricht sich besonders in der fünfactigen Komödie „Die Juristen“ aus, welche einen complicirten Criminalstoff heiter löst, wobei wir uns denn freilich zu fragen haben, wozu dieser Aufwand künstlicher Erfindung eigentlich vorhanden ist, wenn das schließliche Resultat am Ende doch in Nichts zergeht. Das Sujet erinnert übrigens an mehr als einen englischen Roman, und wird wol der englischen Belletristik entlehnt sein; hin und wieder nimmt der Gang der Ereignisse eine für das Lustspiel gar zu düstere Färbung an; allein Erfindung und Ausdruck sind hervorstechend.

„Herz und Krone“, Tragödie in fünf Acten, behandelt die Geschichte der Liebe König Philipp August's von Frankreich zu Agnes von Meran, welche Ingeborg von Dänemark mit ihrer nonnenhaften Erscheinung erbarmungslos trennt, wobei ihr die Intrigue der Kirche hülfreich ist. Das Stück enthält treffliche Einzelheiten und macht durch Agnes, Philipp's und des edeln Barres Erscheinung einen wohlthuenden Eindruck. In allen drei Gestalten fallen der Kirche und ihrer Herrschsucht sehr edle Opfer. Offenbar kündigen sich Begabung und Verständniß der tragischen Foderungen in dieser Arbeit an, wenn wir auch Gestalten wie Sinan, und Scenen wie die zwischen dem Juden und Ritter Barres im letzten Acte für verfehlt halten müssen. Schön ist besonders des Ritters Entrüstung über den ihm von seinem königlichen Freunde angesonnenen Meuchelmord an seiner Feindin Ingeborg:

König Philipp!
Was war mit mir! Die Kinderjahre kommen
Mir wieder — aberwitzige Gedanken,
Verwirrte Schreckenbilder, im Gehirn
Des Knaben aufgestiegen! War mir's doch,
Als wäre Einer hier gewesen, der
Zum Meuchelmord mich dingen wollte! Nein!
Es waren nur Gedanken, welche sich
Ergötzen an des Herzens Beben u. s. w.

Das Schauspiel „Der Egoist“, in fünf Aufzügen, ist uns, wir gestehen es, unverständlich geblieben; indem Baron Asser doch wahrlich Das nicht ist, was wir gewöhnlich einen Egoisten nennen, vielmehr als ein Fant, ein Geck bezeichnet werden muß, während Altmann, sein Alter Ego, nicht mehr und nicht minder als ein Schurke vom reinsten Wasser ist, daher auch nicht zum Bilde eines Egoisten paßt. Oder sollte Cantor Borrmann etwa der wahre Egoist sein, trotz aller seiner Herzensgüte? Der Verf. möge indeß fortfahren; er hat in den beiden ersten Arbeiten willkommene Proben von Talent gegeben.

58. Marianne. Ein Weib aus dem Volke. Gemälde aus dem Volksleben in fünf Acten, von Dennery und Mallian. Deutsch von C. Dräxler-Manfred. Darmstadt, Kern, 1846. 8. 12 Ngr.

Dies dramatische Blutgespenst begegnet uns hier zum zweiten male in einer von Druck- oder Sprachfehlern wimmelnden, elenden Übersetzung, die dem Namen des achtbaren Verf., den sie an der Stirn trägt, wahrlich zu geringer Ehre gereicht. Apollo behüte alle deutsche Bühnen gnädiglich vor solcher Waare!

59. Die Freierei im Policeihause. Originallustspiel in fünf Acten, von Bernhard Werner. Darmstadt, Kern. 1846. Gr. 12. 18 Ngr.

Wir haben Mühe zu glauben, daß, wie doch wahrscheinlich der Fall ist, der Verf. dieses Lustspiels und der des unter Nr. 52 erwähnten Trauerspiels eine und dieselbe Person sei. Von den verschiedenen Requisiten eines guten Lustspiels, als da sind: Neuheit der Situation, frische Erfindung, Eleganz der Gedanken und der Sprache, Witz, sittliche Tendenz und Charakterzeichnung, ist eigentlich keines vorhanden; und verbrauchte Späße gegen die Policei, triviale und oft gehörte Einfälle und alte, längstbekannte Situationen vermögen in unsern Augen doch kein Lustspiel zu bilden. Vor allen Dingen scheint uns zur Hervorbringung eines solchen eine That der Gesinnung, was so oft völlig übersehen wird, erfoderlich zu sein, oder um es vielleicht deutlicher zu sagen: in der Fabel selbst muß sich eine sittliche Denkart manifestiren. Wir halten dies Erfoderniß, das unsers Wissens von keinem kritischen Handbuche als ein solches aufgestellt wird, nichtsdestoweniger für ein ganz unerlaßliches, und wenn es auch für sich allein nicht genügt, classische Lustspiele hervorzubringen — wie beispielsweise Goldoni uns zeigen kann —, doch für dasjenige Element, das keinem classischen Lustspiel fehlen darf, und auf welchem z. B. der bleibende Nachruhm Molière's beruht, und dessen Mangel Poeten wie Kotzebue, Scribe und die große Schar der Neufranzosen und ihre Nachahmer zu dauerndem Ruhme nicht gelangen läßt. Auf einen solchen höhern Maßstab macht das vorliegende unbedeutende Lustspiel nun allerdings gar keinen Anspruch, wenn auch das Verhör Balthasar's ergötzlich ist und die Lachmuskeln in Bewegung setzt.

60. Gesammelte dramatische Werke von Roderich Benedix. Dritter Band. Leipzig, Weber. 1846. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Ja, wir zweifeln, daß selbst dem Verf. dieser Dramen, ungeachtet seines bekanntern Namens, das Vorhandensein einer solchen ästhetischen Foderung deutlich geworden sei, und würden uns kaum wundern, wenn auch er sie entweder ignorirte, oder sie für eine müßige und überflüssige Spitzfindigkeit erklärte. Der Stoff des Lustspiels ist auch bei ihm, wie bei der Mehrzahl unserer Lustspieldichter, ein rein äußerlicher, und die eigentliche Bedeutung der Komödie geht auch bei ihm völlig verloren. Das Mores castigare ridendo ist nur wenig beachtet, wenn Lachen zu erregen das höchste Ziel des Poeten bleibt. Ein anderer großer Fehler der Mehrzahl unserer heutigen Lustspieldichter besteht darin, daß sie sich doch allzu wenig mit Dem bekannt machen, was von der Gattung schon in der deutschen Literatur vorhanden ist; wir hegen wenigstens zu dem Verf. das Vertrauen, daß er, hätte er gewußt, daß die meisten Scenen seines „Alten Magister“ bereits in unserer komischen Literatur gegeben sind, diesen ganz ungeschrieben gelassen haben würde. Allein, so geschieht es: die Unkunde glaubt Neues zu bringen und wiederholt nur das schon vielfach Vorhandene. Dieser Fehler ist eigentlich gar nicht zu entschuldigen, denn er zeugt entweder von Untreue gegen das Publicum oder von einer nicht zu rechtfertigenden Nachlässigkeit im poetischen Beruf. Am schlimmsten aber wäre es, wenn dadurch die Kritik selbst zu einem Irrthum veranlaßt werden sollte. Das Lustspiel „Der Steckbrief“, in drei Aufzügen (1843), bietet eine große Verwandtschaft mit dem eben angezeigten Werner'schen Stücke dar und hat etwa denselben Werth. „Der Liebestrank, oder: Die neue Erfindung“, Posse in drei Acten, ist Das, wofür sie sich gibt, jedoch ohne den kecken Humor Raimund's oder Nestroy's, und „Der alte Magister“, Schauspiel in vier Aufzügen, ist ein breiteres Pendant zum „Armen Poeten“ und zwanzig ähnlichen Sachen.

61. Dreißig Jahre aus Napoleon's Leben. Dramatisches Gemälde in sechs Abtheilungen. Nach dem Französischen des Alexander Dumas von W. Schütz. Erfurt, Meyer. 1845. Gr. 8. 1 Thlr.

Es kann kein Verdienst dabei sein, eine so alte Arbeit Dumas', die obendrein zu seinen allerschlechtesten Hervorbringungen gehört, vielleicht zum zehnten male ins Deutsche zu übertragen; die bloße Anzeige eines solchen Unternehmens muß daher genügen.

Digitized by Google

62. Sammlung der besten neuesten französischen Bühnenstücke in deutschen Übertragungen. — Diogenes. Lustspiel in fünf Acten nebst einem Vorspiele, von Felix Pyat. Nach dem Französischen von A. Diezmann. Leipzig, Teubner. 1846. 8. 15 Ngr.

Ref. wünschte, der Verf. hätte für seine willkommene Leistung einen andern Titel aufzustellen vermocht, nur zu dem Zwecke, damit dieselbe, wie sie es verdient, ins Auge falle und nicht mit der großen Masse französischer Übertragungen vermischt werde, welche das Jahr erzeugt und das Jahr verschlingt. Das Lustspiel „Diogenes" ist eine so ausgezeichnete, dem Classischen so nahe stehende Arbeit, und erscheint hier in einer so sorgfältigen und musterhaften Übersetzung, daß wir gern alle Freunde der echten Dramaturgie herbeirufen und sie auffodern möchten, sich mit uns an dieser trefflichen Leistung zu erfreuen, in welcher Geist, edle und poetische Intention, Verständniß und Geschmack sich zu seltenem Bunde die Hand reichen. In so runden, in sich fertigen und geschmackvollen Productionen sind die Franzosen doch wahrlich noch immer unsere Meister; diese Erbschaft ist ihnen aus einer einst für classisch anerkannten, obwol nun viel geschmähten Kunstperiode denn doch geblieben. Unter dem Bilde des sittenverderbenen Athen geißelt der Verf. die Sittenverderbniß der Welt überhaupt, wie sie mit der Überfeinerung im engen Zusammenhange steht; es ist nicht eine einzelne, besondere Schwäche, gegen welche er seine Geißel schwingt, sondern der Verfall und die Verhöhnung des Moralgesetzes überhaupt; und dabei ist Athen — Paris, und unter dem Bilde von Griechenland schimmert das von Frankreich hervor. In dieser Masse gleich laxer und gleich verderbter Menschenseelen — Alkibiades, Klinias, Nikias, Thukydides, Demosthenes, Klito, Lysippos, Georgias, Hyperboles, und wie sie Alle vom Dichter und Weltweisen herab bis zum Straßenräuber und offenen Diebe heißen — erscheinen an den beiden Endpunkten der Gesellschaft, im höchsten Glanz und in tiefster Niedrigkeit, zwei Gestalten, die sich lieben, ja sich lieben müssen — deshalb, weil sie nicht sind wie die andern alle; diese sind Aspasia, auf der höchsten Stufe des Weltglanzes, und Diogenes, fast nackt in seiner Tonne. Dies ist der Grundgedanke des Verf. Schaut ihn an, ihr jungen Dramaturgen, hier ist die echte Poesie des Dramas. Zu dieser trefflichen Erfindung der dramatischen Thatsache tritt eine ebenso geistreiche als geschickte und kunstmäßige Durchführung. Zuerst, in einem Vorspiel, tritt der junge lebensmuthige Zuwanderer, Diogenes, auf; er will Alles sein und thun, der Welt auf allen Wegen nützen, ein junger, fast deutscher Tugendenthusiast. Er will das Vaterland vertheidigen: da trifft er auf den tapfern Stelzfuß Kynegiras, den der Staat verhungern läßt; er will Handwerker sein: da begegnen ihm darbende Handwerker; er will ein Dichter sein: da klagen Sophokles' Söhne den Vater des Irrsinns an; er will ein Künstler werden: da hört er von Phidias, der im Gefängniß schmachtet; ein Weltweiser: da sieht er Sokrates zum Tode führen, ja endlich plündern den Rathlosen die Straßenräuber. Da rettet er sich in seine Tonne, will Nichts sein, Nichts haben, Nichts lieben, Nichts hassen. So beginnt das eigentliche Lustspiel: das Sittengemälde, das sich nun vor uns entfaltet, die Schmeichelei der Macht, die Üppigkeit des Besitzenden, das Verderben des Armen, der Geist der Intrigue und des Verraths, die Käuflichkeit und Bestechlichkeit der Ämter, kurz, die allgemeine Entsittlichung, die wir im Kreise der schönsten Frau Athens, der Alles huldigt, hier vor uns sehen, ist ebenso schön, reich und mannichfaltig als ergreifend. Aspasia weist Alle ab, weil Alle gleich schlecht sind; selbst Alkibiades, der in allerliebsten Scenen mit seinem Vater um ihr Herz ringt. Sie hat Diogenes gesehen, und unter seinen Lumpen die edlere Menschennatur heraus erkannt: sie kann fortan nur ihn lieben. Die Intrigue schreitet zu einer Anklage gegen sie: Aspasia siegt und bietet Diogenes Herz und Hand. Des Einzelnen in dieser schönen Arbeit ist hier kaum zu gedenken: es bieten sich meisterhafte Satiren auf Volksregierung, Volkswahlen und Dergleichen dar, wechselnd mit wahrhaft dichterischen Gedanken über die Allmacht der Liebe im Schaffen und Verwandeln. Hier müssen wir schließen, aber Dichter und Übersetzer mögen unsern besten Dank hinnehmen.

63. Kock und Guste. Posse in einem Aufzug. Frei nach dem Französischen von W. Friedrich. Berlin, Springer. 1846. 8. 5 Ngr.

So kecke und derbe Späße wie dieser werden von uns niemals gering geachtet; auf die Volksbildung üben sie ohne Frage einen wohlthätigern Einfluß aus als die larmoyante Gattung französisch-sentimentaler Dramen oder als die tragischen Ungeheuer „Vampyr" und „Galeerensklaven". Wir ernsten Deutschen aber, etwas trübsinnig von Natur, können noch immer vielerlei so ergötzliche Derbheiten des Auslandes gebrauchen, ehe wir das Leben leichter und frischer nehmen werden.

64. Östreichisches Volkstheater. Von Karl Haffner. Drei Bände. Leipzig, Ph. Reclam. 1845—46. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Natur und Charakter der wiener Vorstadttheater sind hinreichend bekannt, und bei den Meisten, die jene Theater besucht haben, in so guter Erinnerung, daß wir die Elemente nicht erst hervorzuheben nöthig haben, welche die dort zur Darstellung kommenden Dramen von einem wirklichen deutschen Volkstheater in sich enthalten. Wir besitzen in ihnen etwas den italienischen Maskenstücken, den französischen Vaudevilles, den englischen Punchscenen Ähnliches, und zwar stehen sie mit diesem Charakter in Deutschland allein da. Auf den nord- und westdeutschen Theatern sind diese Stücke daher auch mehr oder minder Fremdlinge. Der Verf. dieser Dramen ist nun weder so poetisch wie Raimund, noch so derb und glücklich im Erfinden wie Nestroy: allein seine gute Laune erfreut uns doch. Unter den dramatisirten Volksmärchen sind „Das Marmorherz", in drei Aufzügen, „Der Tod und der Wunderdoctor", in drei Acten, „Die Thränenquelle", in zwei Aufzügen, „Der Stock im Eisen", in vier Acten, gut gearbeitete und gefällige Erscheinungen. Minder löblich sind uns die Charaktergemälde: „Peter Kranau", „Die wiener Stubenmädchen" und „Der wilde Jäger" erschienen; besonders befaßt sich das erstgenannte allzu sehr mit der leidigen französischen Sentimentalität, die bei einem entsprungenen Räuber etwas seltsam auftritt. Die Phantasiebilder: „Asmodus", eine Promenade durch drei Jahrhunderte, und „Der Zeitgeist", in drei Acten, kommen uns aber doch etwas zu dreist und formlos vor, wenn auch die Gattung ganz unterhaltend ist. In den Gesängen und Liedern wird oft der komische Kern vermißt, durch den Raimund und Nestroy so wirksam zu sein pflegen; Manches aber nimmt gar einen ernsten Anlauf und verdirbt damit allen und jeden Effect.

65. Dichtungen und dramatische Scenen von Lotte Luise Krause. Schweidnitz, Weigmann. 1845. Gr. 8. 20 Ngr.

Offenbar ist die Verf. dem Berufe nicht gewachsen, dem sie sich gewidmet hat, und da sie wol von sich selbst nicht behaupten wird, daß ihr die dramatische Aufgabe klar geworden sei, ja, da sie selbst mit der deutschen Grammatik noch nicht aufs Reine gekommen ist und in der lyrischen Poesie nicht über das Gelegenheitsgedicht hinausblickt, so kann sie für ihre Versuche auf Beachtung von Seiten der Kritik weiter keinen Anspruch machen. So unfertige Gaben gehören höchstens einem Kreise von Freunden, nicht aber der Literatur überhaupt an.

(Die Fortsetzung folgt.)

Noch ein Urtheil über Chesterfield und seine „Briefe".

Nicht in England allein kettet sich an den Namen Chesterfield der Begriff feiner Lebenssitte und Abgeschliffenheit, ein-

nert er an einen Mann von graziösem Äußern und eiskaltem Herzen, eine gewinnende Erscheinung, aber bei näherm Betrachten ein unliebenswürdiger Mensch. Man sieht in ihm einen Mann von mittler Größe, in gestickter Hofuniform und dem blauen Bande des Hosenbandordens, mit regelmäßigen, stets unbefangenen Gesichtszügen. Seine Anrede ist verbindlich, seine Verbeugung tadellos. Er lacht nie, aber auch nie weicht ein höfisches Lächeln von seiner Lippe, und hat er den Kreis der Gesellschaft durchgangen, ist der große Zweck seines Tagesehrgeizes erreicht: — alle Frauen hat er halb und halb gewonnen, jeder Mann wünscht sein Freund zu sein. Daß Graf Chesterfield ein Staatsmann gewesen, ein Redner und ein Schöngeist, Das hängt nicht an seinem Namen. Die Wenigsten wissen, daß der kleine, geschmeidige Mann einer der besten Lords-Lieutenant von Irland, der beste Redner im Oberhause und seiner Zeit einer der gewandtesten Schriftsteller und der witzigste Mensch war — zu einer Zeit, wo Witz Mehr hieß als ein lustiger Einfall oder ein glänzendes Bonmot, und die vornehmsten Leute keinen höhern Stolz kannten als zu Mittag bei Swift, Abends mit Addison gespeist und einen Tag auf Pope's Villa in Twickenham verbracht zu haben. Was müßte der zierliche, beredte und literarisch gebildete Graf empfinden, käme er zurück aus dem Grabe und überzeugte sich, daß die Wenigsten nur von ihm wissen und es der letzte Stützpunkt seines Namens und seines Rufes ist, daß er vertraute Briefe an seinen Sohn geschrieben! Mindestens einmal in seinem Leben würde er dann gewiß aus vollem Herzen Dem die Hand schütteln, der ihm aufs neue Anerkennung zu verschaffen sucht durch das Werk: „The Letters of Philip Dormer Stanhope, Earl of Chesterfield; including numerous letters now first published from the original manuscripts. Edited, with notes, by Lord *Mahon*." (4 Bde., London 1845.) Ohne daß diese Sammlung viel Neues bringt, bringt sie doch alles Vergessene, und die „zahlreichen, jetzt zum ersten male nach Originalhandschriften abgedruckten Briefe" haben jedenfalls das Verdienst, den Inhalt schon gekannter Briefe zu bestätigen. Aber doppelt dankenswerth, weil erläuternd und berichtigend, sind die „Notes", die Anmerkungen des Herausgebers. Sie sollen dem Grafen in keiner Hinsicht die Brücke treten; nur falsche Beurtheilung sollen sie verhindern und gegen ihn Fuß gefaßtes Unrecht zurückweisen. Der aufmerksame Leser findet dann selbst die Stelle heraus, welche dem Grafen als Staatsmann, als Literat, als Sittenlehrer und als Mensch gebührt — in keiner der vier Beziehungen eine niedrige. Da die Briefe Chesterfield's an seinen Sohn fast ausschließend sein Gedächtniß erhalten haben und fortwährend streng über ihn zu Gericht sitzen, so machen sich wenigstens in ihrem Betracht einige Worte nothwendig.

Was den Briefen namentlich und am häufigsten vorgeworfen wird, ist, daß sie Unsittlichkeit empfählen, Verstellung lehrten und für das Leben in der großen Welt mehr Gewicht auf äußere Formen als auf innern Werth legten. Die erste Anklage scheint insofern gegründet, als es nicht eben Moral predigt, einem jungen Manne zu rathen, für den Unterricht in der Kunst zu gefallen mit einer verheiratheten Frau eine liaison anzuknüpfen. Lord Mahon erinnert aber mit Recht, daß bei solchen Stellen die betreffende Zeit und die betreffenden Personen in Erwägung zu ziehen seien. Chesterfield lebte in einer Zeit, wo die angesehensten pariser Damen insgesammt mehr oder minder galant waren, der Genuß einer gewissen Freiheit ihnen ein wohlerworbenes Recht galt, und der Ehemann, der sich Dem widersetzt, ein Ungeheuer geheißen haben würde. Chesterfield's eigene Beschützerin hatte in Gesellschaft gesagt: „Il lui faut nécessairement une passion, et s'il ne m'en juge pas digne, nous lui en chercherons quelque autre." Wissend nun, daß ein junger heißblütiger Mensch, der in Paris keine „liaison" habe, muthmaßlich in schlechtere Hände fallen werde, während eine solche liaison ihm keinerlei Nachtheil bringe, empfahl er als Weltmann — von zwei Übeln das kleinere. Mehr hat er nicht zu vertreten. Auf die zweite Anklage erwidert der Herausgeber, daß die von Chesterfield gelehrte Verstellung keineswegs Hinterziehung der Wahrheit bezwecke, daß der musterhafteste Vater gegen das Lügen in allen Abstufungen sich nicht stärker und entschiedener auslassen könne und die gelehrte Verstellung blos die einem Diplomaten unentbehrliche — der Sohn sollte Diplomat werden — sowie das von jedem klugen Manne geübte Ansichhalten betreffe. Gegen die dritte Anklage bemerkt Lord Mahon, daß der diesfallsige Einfluß der Briefe schon deshalb kein unvermeidbarer, folglich die Gefahr keine große sein könne, weil Derjenige, an welchen der Vater sie gerichtet, sich ebenso unermüdet im Erlangen nützlicher Kenntnisse als bis zum höchsten Grade nachlässig in seinem Äußern erwiesen habe.

Wenn dessenungeachtet der Herausgeber erklärt, daß, weil das richtige Verstehen der Briefe über Erziehung Kenntnisse und Lebenserfahrung erfodere, nur Diejenigen, deren Grundsätze fest und deren Verstand reif, sie mit vollem Nutzen und ohne Gefahr lesen könnten, so wird ihm darum wol Niemand widersprechen mögen. Auch eine Stimme im „Edinburgh review" (October 1845) thut es nicht, setzt aber hinzu: „Dagegen bitten wir jeden Vater, der seinen Sohn für das öffentliche Leben bilden will, diese Briefe zu studiren. Sie enthalten Vieles, was ebenso sehr wegen seines Ausdrucks als wegen seines tiefen Sinnes Bewunderung heischt, Stellen, die einen Rochefoucauld zum Nachdenken zwingen und einem Labruyère Bereicherung seines Wissens sein würden."

Schließlich aus den zum ersten male veröffentlichten Briefen eine der mehren Verhaltungsregeln beim Gespräch: „Blicke den Leuten mit denen du redest stets in die Augen. Thust du es nicht, sieht es aus wie ein schuldiges Gewissen. Außerdem verlierst du den Vortheil, ihnen in den Augen abzulesen, welchen Eindruck deine Unterhaltung auf sie macht. Um die eigentlichen Gesinnungen der Menschen zu ergründen, vertraue ich beiweitem mehr meinen Augen als meinen Ohren. Sie können Alles sagen, was sie mich hören lassen wollen. Aber sie können selten mich nicht sehen lassen, was ich nach ihrem Wunsche nicht wissen soll." [illegible]

Bibliographie.

Appert, B., Erinnerungen aus meinen Erlebnissen am Hofe Ludwig Philipp's, aus den Zeiten des Kaiserreichs und der Restauration. Deutsch herausgegeben vom Verfasser und C. Ploetz. Drei Bände. Berlin, Berliner Literatur-Comptoir. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

Crusenstolpe, M. J. v., Carl Johann und die Schweden. Historische Skizzen. Aus dem Schwedischen. 3ter Theil. Berlin, Morin. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Graf Ludolf von Rohenstein der Weibermörder. Eine Ritter- und Geistergeschichte vom Verfasser des Rächers der heiligen Vehme rc. Zwei Bände. Leipzig, Literarisches Museum. 12. 1 Thlr.

Karsten, H., Grundlehren der populären protestantischen Dogmatik für gebildete Protestanten, zum Verständniß der kirchlichen Fragen der Gegenwart, in Vorlesungen über Protestantismus und Kirche. Rostock, Stiller. 1847. Gr. 8. 1 Thlr. 5 Ngr.

Künßberg, H., Das Recht der Deutschen in seinen geschichtlichen Grundlagen und seiner Fortbildung unter [illegible] Stuttgart, Hallberger. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Loebell, J. W., Weltgeschichte in Umrissen und Ausführungen. 1ster Band. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 2 Thlr.

Manufrio der Räuberhauptmann, und die schöne [illegible]rin, vom Verfasser des Gevatter Tod. Leipzig, Literarisches Museum. 12. 15 Ngr.

Marx, K. F. H., Zum Andenken an Dr. Joh. Stieglitz, k. Hannov. Obermedicinalrath und Leibarzt. Göttingen, Dieterich. Gr. 8. 25 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 333. —— 29. November 1846.

Dramatische Bücherschau.
Vierter und letzter Artikel.
(Fortsetzung aus Nr. 332.)

66. König Heinrich IV. von Deutschland. Historisches Drama in fünf Acten von Otto Prechtler. Wien, Klang. 1846. 8. 20 Ngr.

Die Leidenschaft König Heinrich's von Deutschland für die Gräfin Emma v. Spatenberg ist darum ein reicher tragischer Stoff, weil sie bei dem leidenschaftlichen und eisernen Fürsten die Veranlassung zum Bruche mit dem Reiche wurde, welcher Heinrich nahe an den Rand des Verderbens führte, und der dann wieder, indem der König sich mit eigener Kraft aus der süßen, aber verderblichen Fessel befreite, seine Umkehr und seine Fürstengröße wach rief. Dieser schöne Stoff ist jedenfalls in eine fähige und geschickte Hand gefallen; der Verf. hat daraus ein großen Lobes würdiges historisches Drama gestaltet, das sowol Derjenige mit Befriedigung durchliest, der darin nach dem Kunstgesetze sucht, als Der, welcher blos einer anziehenden dramatischen Action nachgeht. Gegen die Führung der Fabel, gegen die Zeichnung der hervorstechendsten Charaktere, vor Allem des eisernen, willensstarken Königs und seines schlauen Widersachers, Kurfürst Hans von Köln, seines Freundes Kesheim, Emma's und ihrer Mutter und der Sachsenführer, ist durchaus kein Einwand zu erheben; wir haben es überall mit einem kundigen Poeten, der seines Stoffs völlig Herr ist, zu thun. Sein Ausdruck zeigt stets ein schönes Maß, Farbenreichthum und poetische Begabung, und bewährt und behauptet sich selbst da, wo die Übergänge aus der politischen Erregtheit in die Zärtlichkeit des Liebenden bei Heinrich ein schlüpfriges Terrain darbeten. Die Arbeit ist nach allem Diesen mit Recht als eine gelungene zu bezeichnen und wird, da sie sich auch für die Darstellung vollkommen eignet, hoffentlich das Lustrum ihrer Entstehung überdauern, was denn in Deutschland schon für einen großen Erfolg gelten muß. Schön ist vorzüglich Emma's Entsagung, die in gleicher Lage wie in dem Drama von Wangenheim Agnes v. Meran, von Heinrich sich lösend, ausruft:

Emma.
Auch ich bin schuldig, Heinrich!
Was ich, die Tochter stiller Einsamkeit,
Erst spät erkannte, ihr erkennt es auch —
Ihr müßt in dieser Stunde es erkennen:
Deutschland hat keinen Segen für dies Bündniß,
Und unsre Liebe keinen für dies Band. —
Was halt' ich dich, den Millionen rufen,
An meiner Brust selbstsüchtig liebend auf?
Nein, an das Herz des Vaterlandes, dem
Ich dich entfremdet, geb' ich dich zurück.

Und weiter:

Ein Opfer heischt die Zukunft deines Volks.
Vernimm die Stimme aus des Vaters Grab:
Vollende, Heinrich, was ich kühn begonnen;
Deutschland sei einig, groß durch einen Herrn.

Mit den Worten Heinrich's:

O, welche stolzen Träume rufst du auf!

beginnt denn seine Wiedergeburt, die zu allgemeiner Huldigung des „neuen" Heinrich's, als deutschen Kaisers, führt:

Heinrich.
Ich fasse dich, du Krone meiner Väter,
Und neues Leben zuckt durch meine Brust.
Vom Duft des Weihrauchs kläre sich der Äther.
Und müßt' ich selbst, des hohen Ziels bewußt (?),
Für ihre Unabhängigkeit auf Erden
Der Märtyrer der deutschen Krone werden!

Der Verf. kann auf Antheil und Beifall rechnen, wenn er uns neue Arbeiten in diesem Geiste bietet.

67. Johann Huß. Trauerspiel von O. R. Gies. Dresden, Arnold. 1846. 8. 24 Ngr.

Es gereicht Ref. zur Freude, einer lobwürdigen Leistung eine lobwürdigere folgen lassen zu können. Das Thema im „Huß" ist dem in dem eben angezeigten Drama an Macht und Gewicht noch überlegen; ein Stoff, der nicht diese oder jene Fürstenfamilie, nicht dies oder jenes einzelne Land, nein, der die Menschheit im Ganzen angeht, der sich in die Welt der Gedanken verliert und mit der höchsten aller Lehren: „Bezwinge dich selbst, sei mit deinem Sein und Haben ein Opfer für die Wahrheit und die sittliche Menschheit", endet — ein solcher Stoff muß an sich über das historische Drama hinausreichen und in der reinen Tragik ausgehen und sich lösen und sich verklären. Und so hat der Dichter denn auch seinen Stoff erfaßt und durchgearbeitet. Schon darin, daß er, außer in dem Charakter der Gemahlin Kaiser Sigmund's, alle Leidenschaft ausschließt und durchweg den Ton des gemäßigten Pathos, wie er in Goethe's Dramen so überaus siegreich hervortritt, festhält, schon darin zeigt sich ein echter Beruf, die Kenntniß und die Übereinstimmung mit dem Gesetz des Schönen. Die feste Zeichnung der Handelnden, die Sicherheit, welche ihn, indem er ganz ungezwungen und natürlich spricht, stets das Rechte sagen läßt, sodaß uns dünkt, es könne gar nicht anders gesagt werden, und endlich die besonnene und doch so spannende Führung der dramatischen That — hier eigentlich der Entschluß Kaiser Sigmund's —, alles Dies gibt dieser Tragödie einen ausschließlichen Charakter: es ist die innerste und innigste Harmonie zwischen Stoff und Form, Inhalt und Gestaltung desselben. Unter den historischen Tragödien dieser Übersicht würden wir, wäre es unsers Berufs, einen Ehrenpreis zu ertheilen, nicht anstehen, ihn dieser Leistung zuzuerkennen, welche uns den idealen Begehrungen und Bedingungen der Kritik — Alles zusammengenommen — am nächsten zu kommen scheint. Von der poetischen Begabung des Verf. zeugen schon die trefflichen Sonette der Einleitung; z. B.:

Von dem Wege, wo die Wagen rollen,
Fliegt Staubgewölk heut' in die Lüfte,
Morgen sinken feuchte Nebeldüfte,
Wolken ziehen und Gewitter grollen.

Um den Lebensweg auch oft entrollen
Wolken sich, wenn er durch Sand und Klüfte
Hinfährt zu dem traur'gen Ziel der Grüfte,
Wo wir endlich Alle wohnen sollen:

Aber hinter Erdendunst und Staube
Liegt des Weltalls wundervolle Schöne.
Und der Geist, den finst'rer Aberglaube

Früh umwölken möchte, nimmer fröhne
Er dem Nebelbild, dem Dunst und Staube,
Daß ein gold'ner Himmelsstrahl ihn kröne.

Es ist vielleicht ein Mangel in der Auffassung des Stoffs, daß uns Huß von vornherein mit abgeschlossener Rechnung, des Todes gewiß und zum Sterben bereit erscheint: das dramatische Interesse verlor dabei; allein indem der Pathos sich verminderte, trat ein ruhiger Gang der Handlung hervor, und das Psychologische wurde das überwiegende Moment im Stück. Dies Element ist denn auch trefflich sowol in Huß wie in Kaiser Sigmund zur Darstellung gekommen. Huß weiß, daß er erliegen muß. Sigmund will, daß er frei nach Böhmen heimkehre, zur Ehre seines kaiserlichen Wortes; allein die Gewalt der Umstände reißt den Kaiser wie das Opfer seines Wortbruchs hin. Vortrefflich sind denn auch die beiden mit der Handlung loser oder enger verknüpften Episoden: die Absetzung und Gefangennehmung des Papstes Balthasar Cossa, Huß' ursprünglichen Feindes, und die Mitschuld und der Opfertod Hieronymus' von Prag, dessen kurze Untreue eine schöne Buße sühnt. Sprache und Ausdruck sind durchweg reich, poetisch, und durch eine gewisse verklärte Ruhe dem Goethe'schen Stil in der Tragödie nahe gebracht. Man kann für ein Lieblingsthema unserer Zeit, das öffentliche Gericht, nicht schöner sprechen als Huß (S. 31) thut, da ihm verkündet wird, der Kaiser, um Zeit zu gewinnen, begehre für ihn ein öffentlich Gericht:

H u ß.

. . . Öffentlich!
O, Das ist viel — Das gibt mir wieder Hoffnung.
Geheim — es ist ein schrecklich Wort! Geheim
Geschieht, was Laster und was Sünde thut.
Es schlingt durch aufgehäufte Actenstöße
Sich in Millionen fest verschlung'nen Knoten
Des Hasses der Verleumdung schwarzer Name:
Und wehrlos steht, den furchtbar sie gefaßt,
Gelähmt an jedem Glied durch gift'ge Ringe,
Und Niemand hört den Ton, der Rettung ruft,
Denn tief im Kerker schmachtet der Umstrickte.
Mir graut, denk' ich an dies „Geheim". Doch offen,
Frei wie das Licht der Sonne ist die Wahrheit,
Die Tugend. . . .
Im Worte „Offen" liegt der heil'ge Schutz
Des Bürgers — o, dies „Öffentlich", es gibt
Die ganze Kraft der Seele, gibt die Hoffnung,
Des Lebens süße Hoffnung mir zurück.

C h l u m.

Du hoffest wol zu viel von diesem Wort,
Die V ä t e r haben dich schon lang' verurtheilt . .
. . . Öffentlich — Geheim —
Die Sache bleibt dieselbe. . . .

H u ß.

. . . Nein, mein Freund!
Dieselbe bleibt sie nicht. Die Wahrheit ist
Gewaltig. . . .
Ich werde sterben — a n d e r s aber wird
Der Weg zum Tode sein und anders mein Gedächtniß.
Sie werden den Gedanken meiner Seele
Nicht in den bleiernen Sarg — in dies Geheim,
Begraben — frei und mächtig wird er wandeln
Durchs deutsche Land und durch die Länder alle . . .
Es ist was Großes, ist was Riesenhaftes
In diesem Glauben, daß man leben werde
In fernen Landen und in fernen Zeiten.
Es gleicht der göttlichen Allgegenwart. . . .

C h l u m.

. . . Der Kampf ist gar zu ungleich. . . .

H u ß.

Und dennoch siegt sie; dennoch muß sie siegen! . . .
Behängt die Lüge ganz mit feinen Schellen,
Stimmt sie zum Einklang, freut euch ihres Spiels —
Freut euch der Harmonie — e i n Wort der Wahrheit
Zerreißt die köstlichen Accorde alle. . .

Gern stellten wir noch einige so reine und treffliche Stellen vor unsere Leser hin, gestattete es der Raum; allein den Poeten lesen wir auch schon aus diesem kleinen Bruchstücke heraus. Möge ihm die Muße ferner günstig sein, wir wünschen Dies zum Dank für die reine Freude, die seine Arbeit uns gewährt hat und noch Vielen gewähren wird.

68. Die Wiedertäufer in Münster. Trauerspiel in fünf Acten von E. P a b st. Münster, Wundermann. 1845. 8. 15 Ngr.

Es ist kaum möglich, von der poetischen Höhe, auf der wir uns soeben befanden, tiefer herabzusteigen als von jenem Huß zu diesem Thomas Münzer. In der Vergleichung beider Stücke zeigt sich die ganze Schrankenlosigkeit des deutschen dramatischen Gebiets von Pol zu Pol, und welch ungeheurer Raum zwischen beiden liegt. Dieser Raum, meinen wir, ist bei uns größer als bei irgend einem andern Volke, wenn wir auf Das sehen, was hier und was dort durch Druck und Buchhandel geht. Wir halten uns überzeugt, daß so [illegible] Schlechtes, eine so unglaubliche Verkehrtheit wie dieses Stück sie darbietet, weder in England noch in Frankreich, weder in Italien noch in Spanien, ja nicht in Rußland und nicht in Amerika, den Beistand, Vorschub, die Unterstützung im Druck und Buchhandel finden würde. Nur in Deutschland — in dem gesegneten Staat der Geister — ist Nichts so schlecht, daß es nicht Förderung und Verbreitung fände. Von diesem [illegible] sollten wir uns endlich frei machen. Oder gehört auch Das zu der geistigen Freiheit, zu der absoluten Denkfreiheit, deren wir uns, allerdings mit Recht, rühmen? Hiervon abgesehen, bleibt ganz unaussprechlich, wie unerhört neu und seltsam diese Arbeit ist; hier muß man selbst sehen, um zu glauben. [illegible] das Seitenstück zu des Verfassers „Theaterprobe" (Nr. [illegible]) [illegible] noch weit besser!

69. Spartacus. Tragödie von B. W e b e r. Wien, [illegible] und Bianchi. 1846. Gr. 8. 22½ Ngr.

Über die Verwendung antiker Stoffe für das moderne Drama haben wir uns bei Gelegenheit des „Amulius" von [illegible] (Nr. 46) bereits ausgesprochen. Ähnliches wie dort gesagt wurde wäre hier zu wiederholen. Der Verf. liebt es mit vollen Backen zu sprechen; er liebt die vollen, prägnanten Sätze mehr, und der Pathos leidenschaftlicher als wir, des guten Maßes Freunde, billigen möchten: allein er hat seinen Stoff gut ergriffen, [illegible] und glücklich gestaltet. Indem er seinen Spartacus daran untergehen läßt, woran so vieles Heldenthum scheitert, nämlich an der Menschennatur, die des Maßes Feind ist; indem [illegible] edler und reiner Wille an der nicht zu bändigenden Leidenschaft, an dem Haß, der Rachgier und dem Unverstand seiner Genossen zu Grunde gerichtet wird; indem er erliegt, weil er Rom, seine Mutterstadt, nicht zerstören will — hat der Dichter in der That ein reiches tragisches Element in die sonst [illegible]lich trostlose Geschichte gebracht. Hierdurch trägt sich, [illegible] und fesselt seine Arbeit; hierin hat sie ihre Bedeutung. [illegible] Kunstwerth wäre unzweifelhaft, beherrschte der Poet sich [illegible]

Digitized by Google

und feinen Ausdruck mehr. Allein dieselbe Feder, die oft so volle und schöne Verse schreibt, wie z. B.:

Du wünschest zu verlöschen,
Blos, weil du die Erlaubniß hast vom Schicksal
Hervorzuragen über das Geschlecht.

und:

Schon wühlt der Tag sich in das Bett der Nacht
Und grau und neblig wird es in der Tiefe u. s. w.

dieselbe Feder schreibt auch so übertriebene Sachen nieder wie:

Spartacus.
Nun, Schicksal, kieselköpfiger Despot (!)
Heran! Ich weiß zu sterben — braucht's noch mehr?

und so unwürdige wie:

Batiatus.
. . . Du hast
Das Vaterland nur immer in der Tasche,

anstatt: „auf der Zunge". Dann folgen wieder so kräftige und gute Bilder, wie ein Monolog des Spartacus (S. 32):

Ein recht erbärmlich Ding ist doch die Reue,
Die heuchlerische Bettlerin! Umkrallt
Noch von der Schuld und des Gewissens Fängen,
Zerwühlt noch von der Sünde Lust und Ekel,
Entsendet sie ihr diebisches Verlangen
Schon wieder rückwärts auf die alte Straße.

oder in dem andern Selbstgespräch:

König von Rom! Wenn ich's nun wollte sein?
Wenn ich die süße Frucht nun pflücken wollte?

und weiter:

. . . Das ist der Spartacus —
Vor dem die Legionen Roms gezittert!
Liegt denn das Leben in dem Blute? Liegt
Die Seele und das Denken und der Wille,
Des kurzen Daseins unerforscht Geheimniß,
In ein'gen Bechern dieses rothen Saftes?
. . . Eine Eisenspitze,
Heißt stillesteh'n den mächtigsten Gedanken
Und zolltief hauset nur der kühnste Stolz,
Der seine Hand nach Königskronen streckt?

Diese Proben zeugen von poetischer Anregung und von einer Kraft des Ausdrucks, der weniger der Befeuerung als der Milderung und Mäßigung zu richtiger Temperatur bedarf.

(Der Beschluß folgt.)

Romanliteratur.

1. Prinz Eugen, der edle Ritter. Historische Novelle von M. Honek. Zwei Bände. Hanover, Helwing. 1846. 12. 2 Thlr. 15 Ngr.

Die Geschichte des edeln Ritters hat in der neuern Zeit kurz hintereinander zwei Bearbeitungen erlebt, die eine von Hesekiel wurde bereits in Nr. 273 d. Bl. besprochen, die andere ist die vorliegende von Honek. Was Hesekiel zu viel an phantastischen, romanhaften Zuthaten hatte, das geht der Bearbeitung Honek's fast ganz ab; während Jener die Geschichte durch seine eingewebten Erfindungen ganz in den Hintergrund drängte und im Stile der alten Ritterromane arbeitete, hat Dieser eine trockene Aufzählung des geschichtlichen Verlaufs der äußern Ereignisse im Leben dieses kühnen „Türkenschreckens" geliefert. Jener hat sein Werk einen historischen Roman, Dieser eine historische Novelle genannt: Beide mit Unrecht. Die Geschichte hat die Aufgabe, die Zeiten ihrer ganzen Breite und Tiefe nach der Gegenwart zu schildern, sie muß ein getreues Bild der vergangenen Jahre liefern und zwar nicht in der trockenen, saftlosen Methode, wie sie noch vor kurzem in Deutschland üblich war, die sich genug gethan zu haben meinte, wenn sie nur alle die äußern Ereignisse recht gewissenhaft zusammengetragen hatte, wenn ja keine Schlacht vergessen, keine auch noch so unbedeutende Jahreszahl ausgelassen war; sondern die Geschichte muß die treibenden Ideen zuerst auffinden, welche die einzelne Zeit bewegen, muß von diesen aus alle einzelnen Erscheinungen des Lebens auffassen, sie auf ihren gemeinsamen Mittelpunkt zurückführen; die Geschichte muß ein Bild des Lebens sein. Die Novelle nun, die ihre Stoffe aus der Geschichte entlehnt, die historische Novelle also muß erstlich diese breite Geschichtsauffassung voraus haben, sodann muß sie aber als Novelle mehr auf die einzelnen Motive der handelnden Personen eingehen, sie muß, was die Geschichte im Allgemeinen nicht nöthig hat, den Proceß des Individuums in der Zeit zur Anschauung bringen. Die Übergänge in der Entwickelung der einzelnen historischen Personen muß sie motiviren, sie muß ihre innere Berechtigung, ihre nothwendige Entfaltung darstellen; sie darf erfinden, wo die Historie ihr keine Thatsachen zur Erklärung bietet; sie schließt das innere Seelenleben auf und bringt es in Zusammenhang mit der äußern Geschichte. Nur auf diese Weise kann die historische Novelle von Bedeutung werden, auf jedem andern Wege aber wird sie wie bei Hesekiel zu einer zurechtgemachten, willkürlichen, unhistorischen Darstellung, oder sie wird wie bei Honek zu einer trockenen Aufzählung der äußern Momente des Lebens. Das Buch Honek's ähnelt mehr einer historischen Monographie als einer poetischen Novelle. Die poetischen Seiten sind fast ganz außer Acht geblieben und als geschichtliche Darstellung fehlt dem Buche die Gründlichkeit und das historische Detail. Der Novellist ist durchaus nicht verbunden, den ganzen Faden des Lebens wieder abzuspinnen, er muß sich die poetischen Momente aus den einzelnen Erscheinungen zusammensuchen, und ein guter Novellist fühlt sie von selbst schon heraus, ohne nur die geringste Reflexion aufzubieten; aus diesen einzelnen Momenten muß er sich nun sein Ganzes zu bilden suchen, ohne dadurch weder die Geschichte zu verlassen, noch auch der poetischen Wahrheit selbst zu nahe zu treten. Der Historiker strebt nach der natürlichen Wahrheit, belegt seine Ansichten mit äußern Thatsachen; der Dichter dagegen sucht seine Darstellung aus dem menschlichen Wesen herauszubegründen: seine Wahrheit ist die poetische, die wirklich sein kann, ohne es gerade zu sein. Honek hat in seiner Erzählung getreu den Helden auf allen Feldzügen begleitet, er ist ihm von seiner Flucht aus Frankreich bis zu seinem Tode redlich gefolgt; wir lernen immer kennen, auf welchem Flügel Eugen befehligte und wer auf dem andern. Aber dieses volksthümliche Element wodurch Eugen alle Herzen so bezauberte, diese Begeisterung mit der seine Truppen ihm in die Schlacht folgten, diese Begeisterung aus welcher das verbreitete Lied „Prinz Eugen der edle Ritter" entsprungen ist, das wie Ungewitter ins Türkenlager hinüberklang; jenes historische Moment welches das Leben Eugen's so großartig macht, wodurch er sich als Vorkämpfer des Christenthums den Mohammedanern gegenüberstellte, und die christliche Welt von dem zerstörenden Einflusse dieses erschlaffenden Fanatismus rettete — von allen diesen Momenten ist nicht mehr darin die Rede als was eine einfache Geschichtserzählung davon uns liefert. Es fehlt hiernach dem Buche die poetische Auffassung, und die Erfindung der einzelnen eingestreuten Erzählungen ist matt und nur äußerlich mit dem Ganzen verbunden; auch ist die Schilderung des türkischen Lagers und seiner Helden für den Zweck des Buchs viel zu weit und unwesentlich.

2. Tolle Welt. Ein Roman von Theodor Oelckers. Zwei Theile. Leipzig, Köstling. 1846. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Wahrhaftig, es ist eine tolle Welt, ein tolles Leben unter solchen Menschen, wie sie das vorliegende Buch zeichnet. Da ist ein Todtengräber, der nächtliche Orgien feiert in seiner einsamen Wohnung und dazwischen mit weinerhitztem Gemüthe mit seinen Freunden, die der gebildeten Welt angehören — der Eine ist Arzt, der Andere Literat —, mitten in der Nacht

Digitized by Google

zwischen dem Gelage ein Grab ausschaufelt und dann mit ihnen die Zeche wieder ruhig fortsetzt. Beide wissen zwar, daß der Todtengräber dadurch Geld erhält, indem er die Leichen beraubt, daß er die Gräber erbricht und mit gottloser Hand die Ruhe der Todten stört, daß er mit diesem Gelde seine Auslagen bestreitet, und dennoch empfinden sie keinen Ekel über Denselben, keinen Abscheu; sie geben sich Rendezvous bald hier bald da. Das ist eine tolle Welt, die sich auch um den Thürmer hoch oben auf der Kirche versammelt und ihren Punsch trinkt; der Todtengräber, der Arzt, der Literat und der Thürmer! Dabei hat der Thürmer die Gewohnheit, dem Todtengräber, sobald er kommt, vorher erst eine Kanne Wasser von oben herab auf den Kopf zu gießen. Dieser Thürmer hat eine rasende Leidenschaft, er liebt den Brand und möchte gern auf eine untenstehende Hütte, worin seine frühere Geliebte wohnt, den rothen Hahn aufstecken, weil sie ihn als Tochter des frühern Thurmvogts, während er noch Trompeter bei den Soldaten war, in dem Korbe bis auf die Mitte des Thurms hinaufgezogen und dann so hatte hängen lassen, sodaß er sich veranlaßt fand, von oben herab den Zapfenstreich zu blasen. Eine tolle Welt, wahrhaftig, daß zwischen den Beiden, Arzt und Literat, ein freundliches Verhältniß stattfindet und sich erhält, während der Eine doch in der That ein Mensch von gemeiner, niederträchtiger Gesinnung ist; eine Schmarotzerpflanze, die sich übel behandeln läßt, ohne zu murren, die sich tausend mal abweisen läßt und tausend mal mit demselben freundlichen Gesicht wiederkehrt. Es ist wahrhaftig eine tolle Welt, aber keine Welt der Wahrheit oder auch nur der poetischen Wahrscheinlichkeit; eine tolle Welt, aber keine Welt der menschlichen Vernunft, der geistigen Schönheit. Es ist wahrhaftig auch eine ganz gewöhnliche Anlage, wenn der Hauptheld der Erzählung fortwährend auf der Landstraße herumlungert und wenn er mit jedem Abend einen Ort erreicht, wo Leute wohnen, die in die Geschichte eingreifen; diese Stationen sind der Länge nach auf der Landstraße ausgebreitet und mit jedem Abend muß sich Etwas ereignen, was zur Entwickelung gehört, und zuletzt muß noch gar der Held Abends eine hohe Felsenwand von der Landstraße herunterfallen, um in der Wohnung seiner Geliebten, die er seither vergeblich gesucht hatte, zu erwachen. Das ist auch recht wahrscheinlich, denn er hatte ja die in den Felsen eingehauene Treppe nicht bemerkt, die zum Hause hinunterführte, war aber zum Glück unten auf einen Haufen Reisig gefallen, sodaß ihm der Sturz — das wäre auch abscheulich gewesen! — keinen Schaden gebracht hatte. Die Erschütterung seines Gehirns war nur unbedeutend gewesen. Aber das Herzeleid ging nun erst recht an; die Geliebte war Braut eines Andern, eines Freundes unsers Helden, den sie aber nicht liebte, dem sie nur aus Gehorsam gegen ihre Ältern ihre Hand gab. Zufällig verlieben sich aber noch zwei Mädchen in ihn, der Held aber zieht entsagend weiter. Später entdeckt er, daß er der Sohn eines Grafen ist; sein Vater, trotzdem daß er in seiner Nähe ist, will ihn aber nicht sehen. Er selbst hat früher schon einmal aus Lebensüberdruß eine Kugel nach sich geschossen, die aber abgeleitet wurde, indem im selben Augenblicke der Briefbote kam und einen Wechsel von unbekannter Hand brachte. Der Held fällt einem frommen Club in die Hände, der Betrüger und Spieler enthält, wird aber bald den Abgrund gewahr und reißt sich wieder los; er erschießt seinen Freund, den Literaten, der einen nächtlichen Angriff auf den Vater des Helden macht, um ihn zu berauben. Seine Geliebte stürzt sich ins Wasser, nachdem ihr Mann, der nun endlich eingesehen hat, daß seine Frau ihn nicht liebt, ihr entsagt hat und nach Amerika ausgewandert ist. Der Vater des Helden wird an seinem Schreibtische todt gefunden, nachdem er vorher noch an seinen Sohn geschrieben und ihm sein Vermögen vermacht hat. Der Thürmer hat seinen Vorsatz ausgeführt und das Haus seiner Geliebten angezündet. Der Todtengräber ist beim Aufbruch eines Gewölbes, um von neuem zu plündern, durch Einsturz erschlagen worden, und der Held der Erzählung, für den „kein Hoffen und Wünschen mehr galt", beschließt, „jetzt erst ausschließlich dem Augenblicke zu leben". Wahrhaftig, eine tolle Welt, eine Welt der Tollheit! 93.

Literarische Notizen aus England.

Moderne Sterndeuterei.

Einen Beleg, zu welch ungereimten Träumereien die Ausschweifung der Einbildungskraft auch noch in unserm prosaischen, den materiellen Interessen vorzugsweise geweihten Zeitalter und in dem Mutterlande ihres Cultus führen können, liefert ein unter dem Titel „The stars and the earth; or thoughts upon space, time and eternity" erschienenes Buch, dessen Verfasser nicht undeutlich zu verstehen gibt, daß die Sterne am Himmel durch die Ausstrahlung und Wellenbewegung des Lichts von der Erde aus die Eindrücke der auf dieser sich ereignenden Begebenheiten, je nach der Zeit, welche der Lichtstrahl von uns zu diesem oder jenem Sterne gebraucht, empfangen und in sich aufnehmen, wonach diese fernen Weltkörper ihrem Wesen nach eigentlich nichts Anderes wären als Daguerreotypen der Ereignisse auf unserer sublunarischen Welt. Eine große Bescheidenheit des Erdenbürgers, die aus einer solchen Hypothese hervorleuchtet! So sagt der Verf. an einer Stelle: „In diesem Augenblicke wird auf einem der Sterne das Bild der Wiege sichtbar, aus welcher Kaspar Hauser geraubt wurde, um mit lebendigem Leibe in die Gruft gemauert zu werden; in einem andern Sterne strahlt der Schuß, welcher Karl XII. tödtete." Das geht doch noch über die Seherin von Prevorst und die Visionen ihrer mystischen Adepten in Deutschland.

Deutsche Dichter in englischer Bearbeitung.

Die englische und deutsche Literatur verdanken aufs neue einer Dame eine innigere literarische Befreundung untereinander. Es sind vor kurzem von Anna Swanwick „Selections from the dramas of Goethe and Schiller. Translated with introductory remarks" erschienen, welche die Befähigung der Verf. zu dieser Aufgabe auf das augenscheinlichste darthun, da die Umdichtung der gewählten Stücke in vieler Hinsicht frühere dichterische Bearbeitungen derselben in der englischen Sprache übertrifft. So Goethe's „Iphigenia", die schon früher in William Taylor einen ziemlich gewandten Bearbeiter gefunden. Besonders gelungen ist der Verf. der „Tasso", von dem sie leider nur den ersten Act und eine Scene des zweiten Acts gibt, was sie mit der Bemerkung entschuldigt, daß der erste Act in sich selbst eine vollendete Dichtung bilde, während die erste Scene des zweiten Acts auf bewunderungswürdige Weise die eigenthümliche Gemüthsstimmung des Dichters male. Der Band enthält nebstdem einige Auszüge aus Schiller's „Jungfrau von Orleans". 12.

Literarische Anzeige.

Im Verlage von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Baltische Briefe.

Zwei Theile.

Gr. 12. Geh. 2 Thlr. 20 Ngr.

Reisebemerkungen und geistreiche Schilderungen einer Dame, nach englischen Originalen bearbeitet, die allen Denen, welche sich für **russisches Leben** und besonders für die **Zustände der Ostseeprovinzen** interessiren, eine willkommene Gabe sein werden.

Verantwortlicher Herausgeber: **Heinrich Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 334. — 30. November 1846.

Dramatische Bücherschau.

Vierter und letzter Artikel.

(Beschluß aus Nr. 333.)

70. König René's Tochter. Lyrisches Drama von Henrik Hertz. Im Versmaße des dänischen Originals übersetzt von F. A. Leo. Leipzig, Lorck. 1846. 8. 10 Ngr.

Es ist für unsern Stolz nicht wenig niederschlagend, daß der Preis des poesiereichsten unter den diesjährigen Dramen unzweifelhaft einem Erzeugniß des Auslandes, und noch dazu eines Landes, das uns selbst seine heutige dichterische und Kunstbildung verdankt, zuerkannt werden muß. Unter allen in unserer Bücherschau erwähnten Poeten hat allerdings Keiner ein an zarter poetischer Blüte so reiches und des dauernden Bestehens so würdiges Gedicht geliefert als die vorliegende Arbeit des dänischen Dichters ist. Zwar ist, wie auch der Titel andeutet, das vorwaltende Element in derselben weniger ein stoffartig und dramatisch wirkendes als ein in lyrischem und epischem Äther sich verklärender Gedanke; allein wenn das dramatische Interesse auch stellenweise zurücktreten muß, so ist die dramatische That doch vorhanden und von Anfang bis zu Ende fesselnd und spannend. Die gewählte Form ist daher gerechtfertigt und wurde mit allem Fuge ausersehen. Der Inhalt selbst ist einfach dieser: König René hat seine Tochter Iolanthe zur Schlichtung aller Kämpfe an Graf Tristan v. Vaudemont verlobt. Diese Tochter ist ein Jahr nach ihrer Geburt erblindet. Ebn Jahia, ein maurischer Arzt, ihre Herstellung im sechzehnten Jahre erwartend, hat sie in tiefster Einsamkeit in Pflege; ihre Abgeschiedenheit ist so groß, daß es möglich war, Iolanthe zu verbergen, daß ihr der Sinn des Gesichts vor andern Menschen fehle; sie glaubt zu sein wie alle Menschen:

So ist's mit Kindern ja. Erzählet ihnen
Von Gott, der Allmacht, einem andern Leben,
Und seht nur, wie sie horchen, wie verwundert —
Ein Zweifel . . .
Zwar leise nur, sich in dem Antlitz malet,
Und wie sie dann so rührend lauschen
Auf Das, was unbegreiflich ist für sie.
So ist die ganze Welt nur für Iolanthe,
Ein Räthsel, das sie grübeln macht. . . .

Indeß rückt die Zeit heran, von welcher der Arzt die Entscheidung erwartet, ob Iolanthe das Licht des Auges zurückkehre. Denn, sagt er zu René:

Ihr glaubt, es sei uns des Gesichtes Sinn
Ins Aug' gelegt; doch dies ist Mittel nur.
Die Kraft des Seh'ns strömt aus der Seele Tiefen,
Geht aus von des Gehirnes feiner Werkstatt.

Darum ist es nöthig, daß die Kranke nun ihren Zustand erkenne. Wie man noch über Mittel hierzu berathschlagt, gelangt Graf Tristan in die einsame Hütte. Er sieht, er spricht Iolanthe, und in einer Scene von hoher poetischer Schönheit erfährt sie von dem Liebenden was ihr fehle. Ihr Herz erwärmt sich für den Lehrer und die Liebe ist es, die ihr das verlorene Licht zurückgibt. Wie Ebn Jahia sein Amulet anlegt, kann sie sehen. Tristan erfährt, daß sie die ihm verlobte Braut sei; sie aber erkennt unter allen Dingen und Menschen allein den Geliebten so, wie sie ihn innerlich angeschaut hatte, während Freunde, Garten, Vater ihr fremde Dinge sind. Dieser poetische Kern der Dichtung ist mit hinreißendem Reiz bekleidet, die Verwandtschaft zwischen Licht und Liebe, der Gedanke, wie die Liebe Schöpferin des Lichts sei, den Iolanthe in Folgendem ausspricht:

Das Auge ist es nicht, womit man sieht.
Hier, nah' beim Herzen liegt uns das Gesicht.
Hier innen weilt im frohen Angedenken
Ein Nachhall von dem Lichte das mich traf,
Das Licht, dem hoffend ich entgegeneilte,

die ungemein zart und poetisch aufgefaßte Seelenlage Iolanthe's, die Trefflichkeit und Fülle der Sprache und der sanfte lyrische elegische Hauch, der im poetischen Schmucke über dem Ganzen ruht —: alles Dies will mehr genossen als zergliedert sein. Ist nun auch, wie wir zugeben müssen, die Fiction, welche dem Stücke zu Grunde liegt, kühn und eigenthümlich, streift sie auch fast bis an die Grenzen des Möglichen hin, so wird uns Dies während des Lesens doch dergestalt von dem poetischen Schleier verhüllt, mit dem der Verf. seinen Stoff umkleidet, daß wir durchaus nicht zweifeln, innerhalb der Grenzen der wirklichsten Natur zu stehen, und an das Märchenhafte des Stoffs kaum erinnert werden. Und so empfehlen wir denn diese ausgezeichnete Arbeit, deren Übersetzung vollkommen gelungen ist, zum Genusse allen Denen, die eine wahre tendenzlose Poesie noch zu genießen vermögen.

71. Cola Rienzi. Tragödie in fünf Aufzügen. Von Karl Gaillard. Leipzig, Lorck. 1846. 8. $22\frac{1}{2}$ Ngr.

Eine zweite Bearbeitung desselben Stoffs, in Form und Inhalt jedoch von der ersten wesentlich abweichend. Mehr dem historischen als dem poetischen Interesse zugewendet und deshalb auch in ungebundener Rede ausgeführt, stellt dies Stück sich auf einen ziemlich schmucklosen Standpunkt der Wirklichkeit, und läßt mit geschichtlicher Treue die Thatsachen an uns vorübergehen, während der schon angezeigte „Cola Rienzi" von Kirner (Nr. 4) die geschichtlichen Vorgänge ziemlich willkürlich in eine ideale Begebenheit auflöste und poetisch verwendete. Gegen die Gattung ist Viel zu erinnern: die Geschichte ist, aus einem höhern Gesichtspunkte aufgefaßt, immer ein Werk des Geistes und des poetischen Inhalts voll; diesen soll der Dramatiker, ja vielleicht selbst schon der Historiker, ergreifen. In dem vorliegenden Stücke fehlt es nun an der dichterischen Concentration, ohne die kein Kunstwerk entsteht, die Theile sind da, aber sie fallen auseinander, fallen ins Weite und runden sich zu einer That des Kunstgeistes nicht ab. Rienzi selbst, wie sein Widersacher Baroncelli, sind schwache, farblose Gestalten; am besten sind noch die Frauen: Vittoria, Eugenia, ihre und Rienzi's Tochter, gezeichnet. Wie Rienzi zuletzt dahin gelangt, sein Ziel in die Befreiung Italiens und die Vernichtung der Fremd-

herrschaft — durch den römischen Pöbel? — zu setzen, fehlt es ihm doch an Muth, Blut zu vergießen. „Meine reine Sache soll der Grundstein meiner Größe sein", sagt er. Armer Held, armer Volkstribun! Natürlich erliegt er bei solchem Heldenthum dem Adel, den er anfeindete, den Priestern, deren Herrschaft er bedrohte, der Niedrigkeit seines Anhangs, der nach Plünderung verlangte. „Meine Sendung ist zu Ende", sind seine letzten Worte, als der brennende Saal einstürzt und ihn begräbt. „Wehe Denen, die auf Erden leben." Dieser letzte Satz scheint ein lapsus calami zu sein, mit dem wir Nichts anzufangen wissen.

72. Der Talisman. Posse in drei Acten von Joh. Nestroy. Wien, Wallishauser. 1846. 8. 20 Ngr.

Der komische, aber Wahrheit enthaltende Gedanke, daß unsere Lebenslaufbahn oft von Geringfügigkeiten, wie etwa die Farbe unserer Haare ist, abhängig sei, und daß daher eine braune oder schwarze Haartour zum Talisman, wirksam vor Allen bei den Frauen, werde, ist hier höchst ergötzlich, wie immer bei dem Verf., durchgeführt. Wir lachen von Herzen über des armen Feuerfuchs gezwungene Verwandlungen und nehmen die mit Laune gegebenen Lehren in der besten Laune hin.

73. Jahrbuch für Theater und Theaterfreunde, herausgegeben von E. Lebrün. Erster Jahrgang. Neue Auflage. Mit einer Lithographie und acht Facsimiles. Hamburg, Schuberth und Comp. 1846. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Für den Inhalt dieses Bandes haben wir Ursache erkenntlich zu sein. Das Stammbuch des großen Schröder mit Facsimiles von Ramler, Mendelssohn, Lessing, Klopstock, Leisewitz, Kotzebue u. A. ist allein genügend, dieser Mittheilung volle Theilnahme zuzuwenden; wir sehen daraus, in wie großem Ansehen der deutsche Roscius und Garrick bei den Dichtern seiner Zeit stand. Nicht minder anziehend ist denn auch die Geschichte des alten hamburger Theaters, welche Veranlassung gibt, mehre antiquarische Curiositäten, als da sind die Zergliederung einer theatralischen Darstellung aus dem 17. Jahrhundert, „Irenaromachia", Tragikomödie vom Fried und Krieg, einen Theaterzettel von 1709, andere von 1725 und 1734, welche wahrhaft curios zu lesen sind und Dergleichen mehr mitzutheilen. Dies Alles nun müssen wir den Liebhabern solcher Sachen am Orte selbst nachzulesen überlassen, und wollen dagegen unsern langen Aufsatz mit den Versen schließen, welche der große Lessing (1780) in Schröder's Stammbuch schrieb, weil sie ebenso vielen Bezug auf den dramatischen Dichter wie auf den Darsteller darbieten:

Daß Beifall dich nicht stolz, nicht Tadel furchtsam mache!
Des Künstlers Schätzung ist nicht jedes Fühlers Sache.
Denn auch den Blinden brennt das Licht —
Und wer dich fühlte, Freund, verstand dich darum nicht.

19.

Lieder aus Rom von Bernhard von Lepel. Berlin, A. Duncker. 1846. 8. 1 Thlr.

Der Verf. dieser Lieder hat wahrscheinlich erst spät angefangen sich mit dem Dichten zu befassen. Rechte Jugend spricht sich darin nicht aus, und Übung auch nicht; dagegen zeigt sich in ihnen ein gewisser trockener Ernst, eine nüchterne Betrachtungsweise und eine ganz ehrenwerthe Überzeugung, wobei es einerseits ihm zum Vortheil gereicht allem Überschwenglichen, das so oft mit Unklarheit und mit noch viel Schlimmerm eins und dasselbe ist, glücklich aus dem Wege zu gehen, andererseits aber ein nicht zu leugnendes Misverhältniß zwischen der poetischen Form und dem sich meistentheils eng an das Prosaische haltenden Ausdruck und Inhalt hervortritt, wodurch im Ganzen kein wohlthuender Eindruck entsteht. Es gibt eine gewisse Nacktheit des Worts, welche wir häufig in Gemeinschaft mit der höchsten Gattung der Poesie auftreten sehen, wo sie die schlagendsten und ergreifendsten Wirkungen zu machen fähig ist. Man kann sich leicht vorstellen, wie ein wahrheitstreuer und wohlgesinnter, zu Versen aufgelegter jüngerer oder älterer Mann bei Wahrnehmung solcher Wirkungen auf den Gedanken kommen kann, durch ähnliche Mittel, welche sich ohnehin durch ihren realistischen Charakter empfehlen, Ähnliches zu erreichen. Nur müßte dabei vor Allem die Hauptsache nicht vergessen werden, nämlich daß es beim Dichten vorzüglich auf Poesie ankommt; daß die Gedanken, Anschauungen und Empfindungen des echten Dichters zwar ohne Zweifel Wahrheit und Wirklichkeit haben, aber ebenso ohne Zweifel dem Boden entrückt sind, auf welchem das Alltägliche sich ausspricht und seine Zwecke verfolgt. Apollo steht allerdings mit einem Fuße auf der gemeinschaftlichen und Alle tragenden und nährenden Erde, aber der andere ist beflügelt und erhoben, und des Gottes Auge trifft zwar in [illegible] und in Liebe die irdischen und sterblichen Dinge, aber der Blick selbst ist verklärt.

Der Verf. der „Lieder aus Rom" ist dem Papstthum nicht hold, was man ihm nicht übel nehmen kann, und drückt seinen Groll über den noch immer lebendigen Krater, der, zu schwach Steine und Lava auszuwerfen, die Welt mit Gift- und Pestdünsten heimsucht, gleich am Eingange aus, nachdem er der kleinen Sammlung, die zusammen etwa drei Dutzend Lieder enthält, eine Widmung an seinen Onkel vorangeschickt, welche uns, beiläufig gesagt, ihrer Frische wegen besser gefallen hat als manches der Lieder selbst. Nach jener Apostrophe an den Krater ist man denn auf Das was nachkommen wird, auf manches strafende Wort, auf manchen Ausbruch des [illegible] gegen Rom hinlänglich vorbereitet; nur wäre zu wünschen gewesen, daß Alles einen höhern Schwung und Flug genommen hätte und die Grazien nicht vergessen worden wären, [illegible] man gleich willig einräumt, daß der Verf. sie auch [illegible] eigentlich beleidigt hat. Wir mögen gern glauben, daß [illegible] in der Sixtinischen Kapelle das Collegium der Cardinäle in seiner Purpurpracht sitzen, das römische Ritual [illegible] vollziehen und Messe feiern sieht, während Michel Angelo's Jüngster Tag das Donnerwort der letzten Entscheidung von den Wänden herab in die Versammlung zu [illegible] scheint —, daß diese Zusammenhaltung in jedem [illegible] Zuschauer mannichfache und nur allzu nahliegende Gedanken hervorruft, die sich auch wol zu einem poetischen Vortrage vorzüglich eignen. Dies hat nun auch der Verf. zum Gegenstand eines seiner Lieder gemacht; er beschreibt denn also den [illegible] der umhersitzenden Kirchenfürsten, das herniedertönende „[illegible] Miserere", den „aus dem Meßbuch schreienden, mit goldenem Kleide behangenen" Dekan u. s. w.; Alles mit durchaus [illegible] ner alltäglicher Bezeichnung, ohne daß der Blitz eines glücklich getroffenen Wortes, oder die Helle eines aufleuchtenden Gedankens irgendwo hervorträte, und ohne daß das Ganze, wie [illegible] doch sein müßte, sich zu lebendigem Bilde abrundete. Dies ist nun in der That keine Poesie zu nennen, ja es ist nicht einmal lebendige Schilderung, sondern nähert sich wirklich der bloßen Aufzählung. Nachdem nun der Dichter auf diese Weise die Einzelheiten angeführt — was läßt er nachfolgen? Nichts weiter als folgende Strophe:

So thun sie ernst als ob sie etwas thäten
Und draußen harrt das Volk, dem viel gebricht —
Und draußen ringt die Welt, der viel gebricht —
Und von der Wand herab droh'n die Propheten,
Ernst mahnt Buonarotti's Weltgericht.

So schließt das „Die Sixtinische Kapelle" überschriebene Gedicht. Jedermann wird einräumen, daß dies erstaunlich [illegible] ist. Eine Art der Betrachtung, wie sie der Verf. hier zum Gegenstand eines Gedichts macht, erhebt sich nicht einmal hoch über den Ton alltäglicher Verwunderung, womit man die Leute sich bei tausend Anlässen äußern hört; etwa: „Wie ist's möglich! Hier schmausen die Menschen und in derselben Stadt gerade gegenüber sterben ganze Familien vor Hunger"; oder: „Es ist doch arg! dort stehlen Leute in dem nämlichen [illegible]

blicke, in welchem vor ihren Augen ein Dieb aufgehängt wird." So wenig als in diesen Äußerungen Poesie oder auch nur Geist oder Phantasie zu finden ist, so wenig kann man eines dieser Prädicate dem erwähnten Gedichte zugestehen. Der Verf. würde sogar viel besser gethan haben, wenn er zuletzt schlechtweg gesagt hätte: Dies Alles geschieht hier unten und von oben sehen die Propheten und Buonarotti's Jüngstes Gericht herab. Durch die Beifügung aber von „drohen" und „mahnen" verdirbt er sich selbst die schwache Wirkung, welche er durch die bloße einfache Gegenüberstellung beider Thatsachen ohne allen Beisatz hätte erreichen können. Ist nun die Wendung des Gedichts schon an sich sehr schwach, so wird das Ganze im eigentlichen Sinne fehlerhaft durch den mislichen Umstand, daß jenes Ende des Liedes schon zu Anfang ein mal vorkommt, und in der Mitte ein zweites mal, im Ganzen also drei mal. In der ersten Strophe nämlich heißt es von der Kapelle:

> Drin riesig Buonarotti's halbverblaßte
> Gestalten von den Wänden niederschau'n.

Und in der zweiten stehen wiederum die Verse:

> Und überm Hochaltar der heil'gen Halle
> Blickt ernst herab das große Weltgericht.

Das ist nun vollkommen unstatthaft, denn auf diese Art wickelt sich das ganze Lied in sich selbst auf. Der Verf. wird wol, wenn er sein Gedicht noch ein mal hiernach überdenkt, selbst den großen Fehler einsehen den er gemacht hat. An diesem Fehler aber leiden die meisten seiner Lieder. Liest man sie, so hat man fast immer kurz vor dem Schlusse jedes einzelnen ein Gefühl des Zweifels, ob und wie der Dichter es anfangen werde, so rasch mit seinem Gedichte fertig zu sein; man glaubt sich oft noch mitten in der Vorbereitung und Einleitung des Liedes zu befinden, sieht aber schon den Querstrich und das weiß gelassene Papier dicht vor sich, der Schluß ist also ganz nahe, man ist der schärfsten und einschneidensten Wendung gewärtig, statt dessen aber kommt entweder etwas schon Dagewesenes oder Etwas — das sich von selbst versteht. So ist die Pointe des „Ganganelli" überschriebenen Liedes:

> Euch aber frommt es nicht ihn nachzuahmen,
> Euch hat's allein gefrommt — ihn zu vergiften!

Es ist hier offenbar ganz derselbe Fehler gemacht wie im vorher angeführten Gedichte: nachdem Vielerlei, Betrachtung oder Beschreibung, vorangegangen, das einen bedeutenden Ausgang am Schluß um so unerlaßlicher nöthig machte, als die Betrachtungen an sich selbst nicht hinlänglich bedeutsam waren, endet das Ganze mit einem Verse oder zwei Versen, die nur schlechthin aussagen was ohnehin Jedermann wußte, und die eigentlich nichts Anderes sind als das in dürren Worten ausgesprochene Thema, auf welches der Verf. ein Gedicht hat machen wollen, das aber ebenso wenig ins Gedicht selbst hineingehört als die Auflösung ins Räthsel.

Wir machen Hrn. v. Lepel in bester Absicht auf seine Fehler aufmerksam, da wir in seinen Liedern einen entschieden ernsten und treuen Willen zu erkennen meinen, einen redlichen protestantischen und liberalen Ärger, keinen Weltschmerz, und überhaupt, was bei allen Graden des Talents hoch anzuschlagen, eine rechtschaffene Freiheit von der eitlen Sucht nach Effectreichem und Außerordentlichem. Aber dies Alles, so schätzenswerth es unter gewissen Bedingungen sein kann, genügt nicht zum Dichter. Vielleicht wird es Hrn. v. Lepel sehr leicht Verse zu machen; aber es ist bekannt, daß diese Leichtigkeit vielmehr ein Grund zum Mistrauen gegen sich selbst als zur Zuversicht ist. Nichts in aller Art von Production setzt mehr der Gefahr aus, sich in Unhaltbarkeiten und Widersprüche zu verwickeln als das Versemachen und Reimen. Dafür enthalten denn die Lieder des Verf. nicht wenig Belege, die wir aber keineswegs alle aufzuzählen gesonnen sind. Wir begnügen uns mit der Anführung von zweien. In einem Liede, worin Marc Aurel's capitolinische Reiterstatue besungen wird, heißt es, daß der ehemals von einem glücklichen Volke umgebene Held nun „still verlassen" auf die neue fremde Welt herabblicke. Gleich darauf aber, in dem Schlußverse desselben Liedes läßt der Dichter dieselbe Erzfigur den Vatican anschauen und „belächeln". Der Dichter hat hier offenbar vergessen, daß er es mit einer Statue zu thun hat, die nicht zugleich still verlassen herablicken und auf den Vatican sehend ihn belächeln kann. Übrigens wird man an dem Inhalt dieses Schlußverses abermals die Bemerkung bestätigt finden, die oben über die Pointen des Verf. gemacht worden. In einem andern Liede läßt der Verf. einen Ritter, welcher weder Guelfe noch Ghibelline zu sein erklärt, durch zwei andere Ritter erschlagen, die ihm während dieses Geschäfts zurufen: „Lerne dich entscheiden." Was hat der Ärmste noch zu lernen? Er wird ja todtgeschlagen!

Es gibt so viele überschwengliche Gedichte auf Rom und Italien, und dort genossenes Glück ist in so zahlreichen Liedern besungen worden, daß man nicht unzufrieden sein kann, zuweilen auch Laute des Misvergnügens und Zornes über jene Stätten zu vernehmen. Aber solche Laute können den rechten Eindruck nur dann machen, wenn sie nicht eintönig sind, sondern im Gegensatz auch zu heitern und begeisterten, zu welchen es in Italien doch sicherlich nicht an Gegenheit fehlt, vernommen werden. Von dem unzufriedenen Dichter verlangt man, daß er sich sein Recht zum Unwillen über das Schlechte durch das Zeugniß erkaufe, daß er das Schöne und Herrliche zu empfinden fähig sei. Nur der hochgestimmte Dichter hat die Erlaubniß zuweilen auch verstimmt zu sein. Unser Verf. flieht die Freuden, die Liebe, die Schönen, und als er „das Weib im heitern Kleide" sah, schloß er „den Blick vor ihrer Sonnenhelle". Aber was thut er statt dessen? Er „schweift einsam draußen in der Runde". Das ist nun weder poetisch noch überhaupt interessant; es ist die Sprache und Denkart der Hypochondrie, und diese Stimmung hat dem Verf. bei seinen dichterischen Versuchen offenbar geschadet. Die vier Nummern, welche er unter dem Titel „Genrebilder" vereinigt und in welche jener trübsinnige Humor keinen Eingang gefunden hat, sind ungleich lebendiger, freier, gelungener als die übrigen. Die Beschreibung des neapolitanischen Calessino ist munter und talentvoll, und in den Versen, welche Bocc'a terra (der bekannte Zuruf italienischer Räuber an die zu beraubenden Opfer, sich mit dem Gesichte zur Erde gekehrt niederzuwerfen) überschrieben sind, behandelt der Verf. seinen Gegenstand mit Geschick und Laune. Fährt Hr. v. Lepel zu dichten fort, so ist zu wünschen, daß er den unbestreitbaren Vorzug, welchen die vier zuletzt bezeichneten Lieder vor den übrigen haben, in Erwägung ziehe und den Wink der in diesem Unterschiede liegt nicht unbeachtet lasse. 62.

Bibliographie.

Auerbach, B., Schrift und Volk. Grundzüge der volksthümlichen Literatur, angeschlossen an eine Charakteristik J. P. Hebel's. Leipzig, Brockhaus. 8. 1 Thlr. 18 Ngr.

Bose, H. v., Handbuch der Geographie, Statistik und Topographie des Königreichs Sachsen. 2te völlig neu bearbeitete und vermehrte Auflage. Dresden, Adler u. Dietze. Gr. 8. 1 Thlr. 5 Ngr.

Carlén, Emilie (Flygare-), Der Einsiedler auf der Johannis-Klippe. Küsten-Roman. Aus dem Schwedischen. 1ster Band. Berlin, Morin. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Dalei, B., Das heilige Feld der Todten, in Reihen von Grabschriften. Zur Andacht und Erbauung auf Gräbern. Belle-Vue, Verlagsbuchhandlung. 16. 10 Ngr.

Ehrmann, D., Beiträge zu einer Geschichte der Schulen und der Cultur unter den Juden. Von der Rückkehr aus dem babylonischen Exil bis zum Schlusse des Talmuds. Prag. Gr. 8. 10 Ngr.

Gräße, J. G. T., Handbuch der allgemeinen Literaturgeschichte. 3ter Band. 1ste Lieferung. Dresden, Arnold. Gr. 8. 1 Thlr.

Groß-Hoffinger, A. J., Die Theilung Polens und die Geschichte der östreichischen Herrschaft in Galizien. Dresden, Arnold. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Grüneisen, C., Christliches Handbuch in Gebeten und Liedern. Stuttgart, Cotta. 16. 20 Ngr.

Gutzkow's, K., dramatische Werke. 4ter Band. Pugatscheff. Das Urbild des Tartüffe. Leipzig, Lorck. 1847. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Hell, Th., Dramatisches Vergißmeinnicht auf das Jahr 1847, aus den Gärten des Auslandes nach Deutschland verpflanzt. 24stes Bändchen. Dresden, Arnold. 8. 1 Thlr.

Hesekiel, G., Fräulein Therese. Altenburg, Helbig. 1847. 8. 1 Thlr.

Hitzig, F., Die Grabschrift des Darius zu Nakschi Rustam, erläutert. Zürich, Orell, Füssli u. Comp. Gr. 8. 24 Ngr.

Hundeiker, E. G. J., Der Fanatismus in der christlichen Kirche seit Arnold v. Tongern und Jacob Hoogstraten, bis auf Rupp's Ausweisung aus der 5. Hauptversammlung des Gustav-Adolph-Vereins in Berlin 1846. Zum Spiegel für unsere Zeit dargestellt in einzelnen Bildern. Wolfenbüttel, Holle. 1847. 12. 1 Thlr. 10 Ngr.

Jachenau, C. v., Der deutsche Bauernkrieg für den Mittelstand. Geschildert in 33 Erzählungen. 1ste und 2te Lieferung. Rottweil, Setzer. Gr. 8. à 7 Ngr.

Klemm, G., Allgemeine Culturgeschichte der Menschheit. 5ter Band: Die Staaten von Anahuac und das alte Ägypten. Leipzig, Teubner. Gr. 8. 2 Thlr. 22½ Ngr.

Kraut, W. T., Das alte Stadtrecht von Lüneburg. Göttingen, Dieterich. Gr. 8. 15 Ngr.

Die badischen Landtage von 1845 und 1846. Tagebuch eines unbetheiligten Beobachters, K. M. v. K. Stuttgart, Becher. 1847. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Meyer, E., Studien zu Goethe's Faust. Altona, Hammerich. 1847. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Molbech, L., Lund, Upsala und Stockholm im Sommer 1842. Etliche Blätter aus einem Tagebuche, mit einer Zugabe über die skandinavische Einheit. Aus dem Dänischen übersetzt von L. Clarus. Mainz, Kirchheim, Schott und Thielmann. 8. 1 Thlr.

Mügge, Th., Neue Novellen. 4ter und 5ter Band. Hannover, Kius. Gr. 12. 4 Thlr. 15 Ngr.

Neumann, K. F., Die Völker des südlichen Russlands in ihrer geschichtlichen Entwickelung. Eine von dem königl. Institut von Frankreich gekrönte Preisschrift. Leipzig, Teubner. Gr. 8. 1 Thlr.

Niedner, C. W., Geschichte der christlichen Kirche. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 3 Thlr. 24 Ngr.

Roth, K. L., Über Belisar's Ungnade, nach den Quellen. Historischer Aufsatz. Basel, Schweighauser. Gr. 8. 4 Ngr.

Schloß Norbury. Drei Bände. Hamburg, Laciß. 8. 6 Thlr.

Sächsischer Volkskalender für 1847. Herausgegeben von K. Steffens. Leipzig, Hartmann. 8. 12½ Ngr.

Wildenhahn, A., Johannes Arndt. Ein Zeitbild aus Braunschweigs Kirchen- und Stadtgeschichte in den ersten Jahren des 17. Jahrhunderts. Zwei Theile. Leipzig, Gebhardt und Reisland. 1847. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Zachariä, H. A., Die Gebrechen und die Reform des deutschen Strafverfahrens, dargestellt auf der Basis einer consequenten Entwickelung des inquisitorischen und accusatorischen Princips. Göttingen, Dieterich. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Zukrigl, J., Wissenschaftliche Rechtfertigung der christlichen Trinitätslehre gegen die Einwendungen ihrer neuesten Gegner, mit besonderer Rücksicht auf die Glaubenslehre des Dr. D. F. Strauß. Wien, Braumüller und Seidel. Gr. 8. 2 Thlr.

Tagesliteratur.

Gonzenbach, A. v., Über die englische Tarifreform und ihre muthmaßlichen Folgen für den schweizerischen Handel. Zürich, Orell, Füßli u. Comp. Gr. 8. 6 Ngr.

Heinzelmann, F., Andeutungen in Bezug auf das Reich Gottes in der heiligen Schrift und Geschichte für den Schul- und Confirmanden-Unterricht. Leipzig, Weichardt. 8. 4 Ngr.

Hummel, D., Salzbrunn im Sommer 1846. Kleine Ergänzungen zur Zemplin'schen Brunnenschrift. Leipzig, Literarisches Museum. 1847. 12. 10 Ngr.

Klopfleisch, C., Wovor die durch Rang und Stand Bevorzugten in unserer Zeit sich vorzugsweise zu hüten haben. Predigt. Jena, Frommann. Gr. 8. 2 Ngr.

Kühne, F., Haben und brauchen wir noch Jesum für Gottes Sohn zu halten? Eine Stimme vom Sunde. Belle-Vue, Verlagsbuchhandlung. Kl. 8. 5 Ngr.

Leist, B. W., Über die Entwickelung eines positiven gemeinen Rechts in der civilisirten Menschheit. Rede. Basel, Schweighauser. 8. 5 Ngr.

Die Organisation des Volksschulunterrichts. Eine Denkschrift der Regierung des Kantons Zürich, eingereicht von der Schulsynode. Zürich, Orell, Füßli u. Comp. Gr. 8. 12 Ngr.

Pelz, E. (Treumund Welp), Über den Einfluß der Fabriken und Manufacturen in Schlesien. 3ter und 4ter Brief: Die Handwerker auf dem Lande und Blicke auf den Zustand unserer Gewerbe. Leipzig, Literarisches Museum. 8. 10 Ngr.

Pohlmann, J. H., Münz-Zustände der Stadt Lübeck. Lübeck, v. Rohden. Gr. 8. 22½ Ngr.

Redenbacher, W., Das Lichtfreundthum, dem lieben evangelischen Volke freundschaftlich ans Licht gestellt. Dresden, Naumann. Gr. 8. 3 Ngr.

Redslob, G. M., Der Schöpfungs-Apolog 1. Buch Mose 2, 4—3, 24, ausführlich erläutert und kritisch geprüft. Zugleich als ein exegetisches Bedenken in der Symbolfrage. Hamburg, Meissner. Gr. 8. 25 Ngr.

Richter, J., Des Aeschylos Orestein herausgegeben von J. Franz und die Berliner Societät für wissenschaftliche Kritik. Berlin, Schroeder. Gr. 8. 5 Ngr.

Scheppau, J. v., Drei plattdeutsche Osterpredigten. Braunschweig, Leibrock. Gr. 8. 5 Ngr.

Schleswig-Holstein-Lauenburg. Der „offene" Brief des Königs von Dänemark und Protestation der Herzogthümer dagegen. Leipzig, Glück. 8. 7½ Ngr.

Schulz, W., Ein wichtiges Zeugniß von Karl Zeuner in Nordamerika über die Nichtswürdigkeit des heimlichen deutschen Gerichts. Belle-Vue, Verlagsbuchhandlung. 16. 5 Ngr.

Stiebel, S. F., Straf-Methoden sind keine Straf-Systeme. Zwei Vorträge in der gesetzgebenden Versammlung zu Frankfurt a. M. in den Jahren 1841 und 1843. Frankfurt a. M., Sauerländer. Gr. 8. 10 Ngr.

Grier, L. F. W., Evangelische Zeugnisse für das Reich Gottes. Stimme aus der Mitte eines Prediger-Vereins im Großherzogthum Sachsen-Weimar. Jena, Frommann. Gr. 8. 5 Ngr.

Das Treiben des Pfarrers Haag in Öffingen. Dargestellt von F. P. Z. Belle-Vue, Verlagsbuchhandlung. 16. 2 Ngr.

Vorschläge zur Reform der Medicinalverfassung Preußens, insbesondere die Pharmacie und die Visitation der Apotheken betreffend, von einem rheinpreußischen Apotheker. Darmstadt, Pabst. Gr. 8. 2½ Ngr.

Zustände der Russinen in Gallizien. Ein Wort zur Zeit. Von einem Russinen. Leipzig, Keil u. Comp. Gr. 8. 5 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 335. —— 1. December 1846.

Zur Nachricht.

Von dieser Zeitschrift erscheint täglich eine Nummer und der Preis beträgt für den Jahrgang 12 Thlr. Alle Buchhandlungen in und außer Deutschland nehmen Bestellungen darauf an; ebenso alle Postämter, die sich an die Königl. sächsische Zeitungsexpedition in Leipzig wenden. Die Versendung findet in Wochenlieferungen und in Monatsheften statt.

Zur Geschichte des thierischen Magnetismus.

Geschichte des thierischen Magnetismus. Von Joseph Ennemoser. Zweite, ganz umgearbeitete Auflage. Erster Theil. — A. u. d. T.: Geschichte der Magie. Leipzig, Brockhaus. 1844. Gr. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Kaum kann sich der Mensch unserer Tage fremder beim Eintritt in das Dunkel eines amerikanischen Urwaldes, in der Mitte seiner uncultivirten Bewohner, fühlen als in dem schaurigen und unheimlichen Gebiete, in welches uns der Verf. einzuführen das mühevolle Geschäft übernommen hat. Es ist ein Gebiet, das, verglichen mit der jetzigen Welt, sich verhält wie ein grauer, nordischer Nebeltag zu einem hellen, sonnigen Maimorgen. Man gewahrt bei dieser Vergleichung eben auch wie in so vielen andern Dingen, daß der Mensch, wie die ihn umgebende Natur, im Laufe der Zeiten ein ganz anderer geworden ist, daß seine geistige Natur eine Umwandlung erlitten hat, und daß gewisse Seiten seines geistigen Wesens in den Vordergrund getreten sind, während andere zurücktraten und nur noch als Rudimente hier und da sichtbar werden. Während der Mensch der Jetztwelt in der Region des Verstandes sich bis über die Wolken verstiegen hat, mit Hülfe dieses Seelenvermögens Alles zerlegt und zergliedert, Probleme löst und Schöpfungen zu Tage fördert, welche die Vorwelt für Wirkungen diabolischer Gewalten gehalten haben würde, ja während er in eitler Selbstüberschätzung sogar ein höchstes Wesen zu entbehren wähnt oder sich gar selbst an die Stelle der Gottheit setzt, lebte der Mensch der Vorzeit in dunkeln Gefühlen und Ahnungen, unter dem Einfluß vermeintlich übernatürlicher Kräfte und Einwirkungen, im festen Glauben an einen Gott oder mehre Götter, aber auch an feindliche Gewalten und an Kräfte und Einflüsse der Außenwelt, an deren Existenz die heutige Welt nicht mehr glaubt und sie als Erzeugnisse einer excessiven Einbildungskraft belächelt und verspottet. Ja, die heutige Verstandeswelt hat sich so daran gewöhnt, den Schlüssel zu allen Erscheinungen in den von ihr als wahr erkannten Naturgesetzen zu finden, daß sie Das, was nicht mit diesen Gesetzen zu vereinbaren ist, lieber geradehin leugnet als noch einen neuen Schlüssel dazu sucht.

Es verlohnt sich wol kaum der Mühe, die Frage aufzuwerfen, welche Zeit den Vorzug verdiene, ob die jetzige oder die frühere? Den Launen irgend eines neckenden Gottes oder Zauberers preisgegeben zu sein, seine Handlungen dem Vögelfluge unterordnen zu müssen, sich durch den unabwendbaren Ausspruch eines Orakels ängstigen, oder sich von neckenden Gnomen und Kobolden plagen zu lassen, der Rachsucht einer böswilligen Hexe zu verfallen, oder wol gar selbst der Hexerei oder Zauberei angeklagt zu werden, sind Vorstellungen, die uns eben nicht lüstern machen können, uns in die Zeiten zurückzusehnen in denen sie eine Rolle spielten. Gott Lob vielmehr, daß solche Zeiten hinter uns liegen. Der heutige Mensch hat an seiner eigenen Qual und an der die ihm seine Mitmenschen verursachen genug, als daß er nicht jener ihm durch die Einbildungskraft geschaffenen entrathen könnte. Freilich ist mit dem Hang zum Aberglauben auch der Glaube bei einem großen Theil der Menschen verloren gegangen, und die gemüthliche Stimmung, die neben der Furcht und dem Haß auch Gottesfurcht und Liebe in sich aufzunehmen fähig war, hat nur zu häufig dem Stolz und dem Egoismus Platz gemacht. In wissenschaftlicher Hinsicht aber hat der Verstand dergestalt alles Terrain occupirt, daß Das was ihm nicht bis zur Evidenz klar gemacht werden kann, für ihn auch nicht vorhanden ist, und daß jene wunderbaren Erscheinungen, die in dem Gefühlsleben ihre Wurzeln haben, bei dem größern Theil der Menschen gar kein Organ mehr finden. Die Nachtseite der Natur, der jene Erscheinungen beigezählt werden müssen, gehört bei ihnen in das Gebiet der Träumerei, der Schwärmerei und des Aber-

glaubens, und sie dünken sich im Besitz ihrer Tagesweisheit viel zu erhaben, um davon nur irgend Notiz zu nehmen. Dazu kommt, daß jene Erscheinungen selbst nur noch in solcher Zurückgezogenheit fortleben, beim Lichte des Tageslebens so leicht verbleichen, und nur in der Stille gedeihen, sodaß man sie nur mit Mühe in ihrer Verborgenheit aufsuchen muß und sie daher auch nicht vor aller Welt Augen ausstellen kann. Sie verschwinden wie das Leuchten des Glühwurms am Tageslichte. Gerade aber Dies ist es, was sie dem Verstande verdächtig macht. Alles was er nicht betasten und begreifen, unter die Loupe bringen und dem Experiment unterstellen kann, hat keine Berechtigung auf Wahrheit, ist blauer Dunst.

Und doch muß Ref. mit dem Verf. dieses Buches einräumen: es gibt dergleichen aus der Nachtseite der Natur stammende Erscheinungen, wunderbare Sympathien und Antipathien, Kräfte und Seelenäußerungen, die einem eigenen, bis jetzt noch unerforschten Gebiete der Natur angehören und weder aus physikalischen Gesetzen noch aus den gewöhnlichen Operationen der Seelenthätigkeiten begriffen und erklärt werden können. Namentlich sind hierher die Erscheinungen des thierischen Magnetismus zu zählen, dieses lange verkannten und verspotteten Kindes, welches wie das Geschöpf einer fernen Märchenwelt in unsere Zeit hereintritt und sich immer nur noch schüchtern und verstohlen in gebildeter Gesellschaft sehen lassen darf. Ihm sind wir es hauptsächlich schuldig, daß verwandte und längst vergessene Erscheinungen wieder aus dem Dunkel hervorgesucht worden sind und man dem Faden wieder nachgegangen ist, der sich durch alle Zeiten und Völker hindurchzieht und diese Erscheinungen zu einem Ganzen zusammenknüpft. Die Glaubwürdigkeit dieser Erscheinungen und was daran wahr ist findet größtentheils nur in ihm seine Begründung, mit ihm stehen oder fallen sie.

Aber wenn nun auch die den thierischen Magnetismus stützenden Thatsachen falsch sind? Dagegen läßt sich durchaus Nichts sagen als: Sehet und prüfet, und wollt ihr Andern den Glauben daran absprechen, so zählt die Häupter Derjenigen, die sich für die Wahrheit jener Thatsachen verbürgt haben und noch verbürgen, die doch nicht Alle Schwärmer, Betrogene und Betrüger sein können, und erwägt, daß alle Beobachtungen, wie sie bis jetzt aus allen europäischen Staaten vorliegen, den gleichen Typus an sich tragen und immer nur zu gleichen Resultaten geführt haben, was doch wol für eine innere, nicht von Zufälligkeiten oder von erträumten Einfällen abhängende Übereinstimmung zeugt. Daß ihr mit euern bisherigen Erfahrungen und mit euern als wahr anerkannten Gesetzen des organischen Lebens die Sache nicht deuten könnt und z. B. nicht zu erklären wißt, wie eine Somnambule mit der Magengrube lesen könne, da ja nur das Auge mit den zum Sehen geeigneten Organen ausgerüstet sei, geht uns Nichts an. Genug, das Factum ist da und nunmehr wol zum hundertsten male bestätigt. Es ist ja noch gar nicht ausgemacht, ob jenes Sehen ein wirkliches Sehen und nicht ein Wahrnehmen äußerer Objecte, ob es von anderer Weise ist als diejenige durch welche das Auge percipirt. Überhaupt ist mit allen Erklärungen der magnetischen Erscheinungen bis jetzt Wenig oder Nichts gethan. Daß die Nervengeflechte des Unterleibes für das Gehirn vicariiren, daß die Lebenskraft zur Seele erwache und dergleichen Deutungen mehr, machen die Sache nicht um ein Haar begreiflicher und lassen das Wunder unverrückt auf seiner alten Stelle.

Um eine Erklärung ist es aber auch eigentlich nicht zu thun, denn der letzte Grund jeder andern Naturerscheinung ist ebenso wenig aufzufinden, und wir können z. B. das Sehen des Auges mittels des auf der Retina sich abspiegelnden Gesichtsbildes ebenso wenig erklären als das Sehen in der Magengegend; aber daß sich die Phänomene des thierischen Magnetismus so wenig an andere bekannte Naturerscheinungen anreihen lassen, daß sich in ihnen nichts Analoges findet und sie ganz isolirt dastehen, Das ist es, was uns genirt und in Verlegenheit setzt. Weder die organischen Kräfte noch die rein geistigen bieten eine Seite dar, an die sie angeknüpft werden könnten. Es bleibt daher immer nur die Constatirung der Facta übrig, an die wir uns zu halten haben; sie allein sind es, die wir aufsuchen und feststellen müssen, so lange bis es dem menschlichen Geiste gelingt, den Schlüssel zur Erklärung zu finden. Einmal ist die Bahn gebrochen, und bereits fängt man auch in England an dem Gegenstande seine Aufmerksamkeit zuzuwenden, ein Umstand, der ihm jedenfalls gedeihlichere Erfolge verspricht als ihm von Seite der zwar für alles Neue empfänglichen, aber leicht die Grenzen der ruhigen Forschung überschreitenden und zur Verzerrung geneigten Franzosen zu Theil werden könnte.

In Hinsicht auf die genauere Ergründung des Gegenstandes hat der Verf. dadurch der Wissenschaft einen großen Dienst erwiesen, daß er sich der unsaglichen Mühe unterzogen hat, Alles was auf den thierischen Magnetismus Bezug hat und mit ihm in näherm oder entferntem Verband steht, aus dem Bücher- und Actenstaub vergangener Zeiten an das Licht zu ziehen. Er hat mit bewundernswürdigem Fleiße alle jene ungewöhnlichen Erscheinungen gesammelt und zusammengestellt, die man früher magische, jetzt magnetische nennt, und ihre geschichtlichen Spuren durch alle Zeiten und Völker verfolgt. Man staunt in der That, was ein einziger, mit gutem Willen für die Sache und Beharrlichkeit ausgerüsteter Mann zu leisten im Stande ist, und kaum dürfte die neuere Zeit ein Document deutschen Fleißes und deutscher Gründlichkeit aufzuweisen haben, das seinem Werke an die Seite zu stellen wäre. Kaum dürfte aber auch ein Anderer in einem Grade zu einem solchen befähigt gewesen sein als der Verf., da er nicht allein des historischen Stoffs vollkommen mächtig, sondern auch durch eigene vielfältige Erfahrungen mit den wunderbaren Phänomenen des thierischen Magnetismus hinreichend vertraut ist.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ein ehrengerichtlicher Proceß von F. Annеke. Leipzig, O. Wigand. 1846. Gr. 8. 15 Ngr.

Wie bereits schon in verschiedenen Blättern erwähnt worden, gab eine zu Preußisch-Minden an öffentlichen Orten durch den Lieutenant J. erzählte scandalöse Anekdote die Veranlassung, daß der Verlobte einer dadurch sehr compromittirten Dame, Hr. W., früher ebenfalls preußischer Offizier, ein an Lieutenant J. gerichtetes Schreiben seinem Freunde dem Lieutenant Annеke offen mit der Bitte zusendete, solches an seine Adresse weiter zu befördern. Hr. W. bezeichnete in diesem Schreiben die von J. erzählte Anekdote als eine niedrige Lüge und Verleumdung, warnte Diesen dieselbe weiter zu verbreiten und fügte schließlich noch hinzu: „Sollten Sie durch Vorstehendes sich vielleicht beleidigt fühlen, so bemerke ich Ihnen, um Ihnen unnöthige Mühe zu ersparen, daß ich mich auf Duellkindereien nicht einlasse."

Trotz dieser ungentlemanischen Äußerung nahm Lieutenant Annеke aber doch keinen Anstand, dieses Schreiben zu couvertiren und dem Lieutenant J. zuzusenden. Als nun Lieutenant J. Annеke deshalb zur Rede stellte und ihm bemerkte, daß weil W. zum voraus jede übliche Genugthuung mit den Waffen verweigere, er sich dieselbe von ihm (Annеke) als dem mit dem beleidigenden Inhalte jenes Briefes bekannten Weiterbeförderer desselben erbitten müsse, entgegnete Annеke: „Dieses fällt mir nicht ein, ich wüßte nicht wie ich auf diese Idee kommen sollte." In Folge dessen brachte Lieutenant J. diesen Vorfall zur Anzeige, worauf nach Maßgabe der im preußischen Heere bestehenden Bestimmungen ein Ehrengericht zusammenberufen ward. Da jedoch in erster Instanz sich nicht die zur Fassung eines gültigen, freisprechenden oder verurtheilenden Erkenntnisses erfoderlichen zwei Drittheile der Stimmen ergaben, so fiel die Entscheidung einem nur aus Stabsoffizieren zusammengesetzten Ehrengerichte zweiter Instanz anheim. Dieses verurtheilte nun den Lieutenant Annеke beinahe einstimmig 1) wegen der dem Lieutenant J. verweigerten Genugthuung und seiner verschiedentlich an den Tag gelegten, mit seiner Stellung als Offizier unvereinbaren Ansicht über das Duell, sowie 2) wegen seiner dem Communismus und Socialismus zugewendeten politischen Meinung zur Dienstentlassung, welche auch alsbald die höhere Bestätigung fand, wodurch aber der Lieutenant Annеke sich angeregt fand, in vorliegender Broschüre eine Darlegung aller auf jene Angelegenheit mehr oder minder Bezug habenden Verhältnisse, sowie seine vor jenem Ehrengerichte geführte Vertheidigung und den Ausspruch desselben nebst Entscheidungsgründen der Öffentlichkeit zu übergeben, respective an diese zu appelliren.

In dem hierzu vorangesendeten Vorworte bemerkt Hr. Annеke zuvörderst: daß, so viel auch in Preußen von der Einigkeit des Heeres und Volkes geredet werde, Dieses doch keineswegs so ganz der Fall sei, sondern vielmehr aus Veranlassung der Stellung des Offiziers zu den übrigen Ständen und namentlich in Folge des in einzelnen Offiziercorps vorherrschenden Kastengeistes, Dünkels und Hochmuths vielfältig zwischen Militair und Civil eine gegenseitige Abneigung stattfände. Meistentheils würde dagegen aber wieder das Militair vom Civil zu hart beurtheilt und häufig dem Einzelnen die Schuld beigemessen, die doch nur in den Verhältnissen und dem Ganzen, in der Erziehung und in der eigenthümlichen Stellung der Offiziere begründet sei. Solche Urtheile, denen man den Haß, die Erbitterung und gänzliche Unkenntniß der Verhältnisse ansehe, müßten nun aber nothwendig nur wieder Erbitterung erzeugen, und so würde denn jene Kluft zwischen Soldat und Bürger stets nur noch mehr vergrößert.

Inwiefern nun dieses Alles mehr oder weniger begründet sein möchte oder nicht, muß Ref. dahingestellt sein lassen. Darin dürfte jedoch Hr. Annеke jedenfalls vollkommen Recht haben, daß die Presse bisher, trotz der hohen Wichtigkeit der Sache, sich noch sehr wenig um die Zustände des Heeres und namentlich um jene des Offizierstandes bekümmert habe, oder wenn Dieses geschehen sei, es in der Regel in einer durchaus ungeeigneten Weise stattgefunden habe. Wenn Hr. Annеke Diesem jedoch noch weiter hinzufügt, daß er durch die Veröffentlichung dieses ehrengerichtlichen Processes vielen seiner ehemaligen Kameraden einen Dienst zu erweisen glaube, obschon die nervenschwache berliner „Militair-Literatur-Zeitung" nicht ermangeln werde darüber einen Jammerschrei auszustoßen, so muß Ref. Dieses doch sehr in Zweifel ziehen; ja er muß offen gestehen, daß er, obgleich er Nichts weniger als ein Anhänger der so häufig in der berliner „Militair-Literatur-Zeitung" breitgetretenen Grundsätze ist und auch nicht an schwachen Nerven leidet, denn doch durch die in vorliegender Broschüre zu Tage gebrachten Enthüllungen so mancher im preußischen Heere stattfindenden Zustände sich nicht nur auf das schmerzlichste berührt fand, sondern daß er in mancher Beziehung davon sogar wahrhaft erschüttert ward. Freilich finden sich auch noch in mehren andern Erscheinungen der neuern Militair-Literatur vielfache und leider nur allzu sehr übereinstimmende Fingerzeige, die darauf hindeuten, als wenn im preußischen Heere von einer gewissen Coterie dem unbedingtesten Servilismus der Denk- und Handlungsweise nicht nur das Wort geredet, sondern als wenn solcher selbst durch die extremsten Mittel propagirt, als wenn Meinungsunabhängigkeit auch in außerordentlichen Verhältnissen übel vermerkt, ja auf alle Weise verfolgt, mit Einem Worte, als wenn der schroffste Ultracismus gehegt und gepflegt würde.

Ob Dieses wirklich in vollem Maße der Fall ist, kann Ref. als Nichtpreuße zwar nicht hinlänglich beurtheilen, indessen gab es doch die Veranlassung, daß er sich durch die in der vorliegenden Broschüre hierüber mitgetheilten anderweitigen Beispiele nicht allzu sehr befremdet fand. Desto schmerzlicher mußte es ihn aber überraschen, aus denselben zu entnehmen, daß eine von ihm — freilich auch schon lange — gehegte Besorgniß anderer Art nicht minder als bewahrheitet sich darstelle, nämlich daß der jenem Ultratreiben abholde und in seinen Gesinnungen unabhängige und freimüthige Theil des preußischen Offiziercorps sich ebenfalls — von dem Wege der wahren Mitte zu entfernen beginne. Man braucht nämlich noch lange nicht zu der Classe der militairischen Exclusiven zu gehören, sondern nur ganz schlicht und einfach die Ansichten eines bürgerlichen Gentleman zu hegen, um wahrzunehmen wie wenig gentlemanische Gesinnung aus dem Schreiben des Hrn. W. an Lieutenant J. hervorleuchtet. Als fast noch ungentlemanischer aber muß es vollends bezeichnet werden, ein Schreiben solcher Art nach genommener Kenntniß des Inhalts an einen Kameraden zu befördern und trotz der hierdurch nothwendig entstehenden Solidarität der Verantwortung diese dennoch so zurückzuweisen wie Hr. Annеke es gethan hat. Da nun aber ein Offizier vor Allem Gentleman par excellence sein soll *), so kann Ref. auch nur das von dem Ehrengerichte zweiter Instanz gegen Hrn. Annеke in dieser Beziehung gefällte Urtheil als völlig begründet und durchaus angemessen erachten.

Dagegen muß es aber freilich um so mehr Erstaunen erregen, daß ein Mann wie Hr. Annеke sich in dieser Beziehung in so bedauerlicher Weise zu verirren vermochte, zumal ihm selbst seine Ankläger das Zeugniß ehrenhaften und sittenstrengen Lebenswandels und Charakters ertheilen und sogar das verurtheilende Erkenntniß ausdrücklich bevorwortet, daß von ihm

---

*) Wenn manche Ausdrücke wie z. B. Liberaler, liberale Gesinnung u. s. w. schon längst ihrer eigentlichen Wortbedeutung verlustig gegangen sind, so scheint es nachgerade auch mit dem eigentlichen Begriffe von Ritterlichkeit, Rittersinn u. s. w. ebenso ergehen zu wollen; und es mag in dieser Beziehung hin und wieder bereits dahin gekommen sein, daß z. B. der Ausdruck „ritterliches Wesen" kaum noch eine andere Vorstellung als die von einem jungen Menschen mit engen, prallen Hosen, mit einem mächtigen Hahnenfeiße auf dem Hute hervorruft. Ref. glaubte daher in dieser bedauerlichen Calamität zu den Ausdrücken Gentleman und gentlemanisch greifen zu müssen.

in keiner Weise vorausgesetzt werden könne, als habe er die von ihm erheischte Genugthuung aus Feigheit verweigert. Ref. glaubt sich deshalb diese Verirrung des Hrn. Anneke dadurch erklären zu dürfen, daß Derselbe ein bis zu einem gewissen Grade sehr löbliches Widerstreben gegen jenes obenbezeichnete militairische Ultrawesen über alle Grenzen hinaus ausgedehnt haben möchte, und dadurch zugleich in vielfachen Beziehungen auf höchst bedauerliche Abwege gerathen sei. Ob diese Verirrung aber wirklich sogar so weit gegangen ist, daß Hr. Anneke in voller Bedeutung des Worts als Communist oder Socialist betrachtet werden müsse, will Ref. jedoch dahingestellt sein lassen; ebenso ob die solcher politischer Richtung beschuldigten bielefelder Freunde des Hrn. Anneke wirklich als Communisten oder nicht vielmehr als bloße Ultraliberale zu bezeichnen sein möchten. Die Begriffsbestimmung hierüber ist um so schwieriger, als unter Anderm ein commandirender General in einer aus Anlaß jenes ehrengerichtlichen Processes an die Offiziere und einjährigen Freiwilligen seiner Division gerichteten Ermahnung den Begriff von Communismus und Socialismus dahin definirt haben soll: „Socialist oder Communist zu sein heiße den erhabenen Intentionen Sr. Maj. des Königs den Rücken wenden.“ Hiernach müßten denn freilich unter Anderm auch die gegen das neue Ehescheidungsgesetz remonstrirenden Mitglieder des königlichen Kammergerichts zu Berlin oder die gegen die Ausbildung der Institution der Reichsstände votirenden Mitglieder des Staatsrathes ebenfalls als Communisten oder Socialisten bezeichnet werden. Dagegen dürfte aber wol jedem Unbefangenen, wessen Standes er auch sei, aus der Darstellung des fraglichen ehrengerichtlichen Processes in überzeugender Weise klar vor Augen treten, daß, so sehr auch immerhin das Duell als ein barbarisches Vorurtheil verschrien und so oft es sich als Kinderei erweisen mag, dasselbe aber doch trotz alle Dem im Vergleiche mit dem durch dieses ehrengerichtliche Verfahren veranlaßten Scandale als ein wahres Minimum eines Übelstandes erscheint.

Vor Allem widerwärtig ist der Eindruck der durch die Processform noch besonders hervorgehobenen dialektischen und casuistischen Spitzfindigkeiten in der Vertheidigungsschrift Anneke's; beklagenswerth das Drehen und Wenden, der vollkommene Mangel an Aufrichtigkeit in den Aussagen und Erklärungen fast sämmtlicher Betheiligten; grauenhaft, daß bei dieser Gelegenheit sogar Ausdrücke als „hinter die Ohren schlagen“, „Schweinehund“ u. s. w. zur Protokollirung kamen. Wie ganz anders würde sich aber wol diese Angelegenheit gestaltet haben, wenn die Bestimmung nicht bestanden hätte, wonach jedem Duelle ein ehrengerichtliches Verfahren vorausgehen muß? Aller Wahrscheinlichkeit nach würde nämlich Hr. Anneke alsdann dem Lieutenant J. die gefoderte Genugthuung nicht verweigert haben und es würde mithin zwischen Beiden zum Duell gekommen sein, worin möglicherweise und alsdann allerdings auch sehr bedauerlicherweise der Eine oder der Andere den Tod oder Verstümmlung hätte finden können, was aber höchstwahrscheinlich damit geendet haben würde, daß der Eine oder der Andere eine tüchtige Schramme davongetragen haben dürfte, mit deren Heilung zugleich die ganze Sache vernarbt und abgethan gewesen sein würde, während die stattgefundene ehrengerichtliche Abmachung der fraglichen Angelegenheit leider nur allzu sehr die Symptome einer Kadmeischen Saat von Drachenzähnen an sich trägt. Sollte aber vollends noch bei jener ehrengerichtlichen Aburtheilung ein Verfahren stattgefunden haben wie dieses S. 64 und 72 der vorliegenden Broschüre mit vielem Anscheine der Begründung behauptet wird, dann dürfte hierdurch die Institution der Ehrengerichte in ihren Grundfesten erschüttert worden sein. Jedenfalls würde ein solches fortgesetztes Verfahren jener Institution alle und jede Wirksamkeit und alle und jede moralische Geltung rauben, indem hierdurch nothwendig die Verwirklichung der Idee des Rechtsprechens gänzlich beiseite gesetzt und die theilnehmenden Richter systematisch demoralisirt werden würden. Ein nicht nach Pflicht, Gewissen und Überzeugung urtheilender Richter ist überhaupt fast schlimmer als ein Räuber oder Mörder, denn er mordet den Glauben und raubt das Vertrauen an die jedem Staatsverbande zum Fundamente dienende Idee des Rechts.

Darum würde es auch als der Übel Größtes bezeichnet werden müssen, wenn man einen Verein von Offizieren, welche nach dem Wortlaute der betreffenden gesetzlichen Bestimmungen zusammenberufen werden, um als Ehrenmänner ohne Leidenschaft nach Pflicht und Gewissen Recht zu sprechen, durch äußere Einwirkungen, Drohungen und Einschüchterungen zu einem zum voraus angedeuteten Ausspruche zu veranlassen trachten würde. Denn wer sich hierdurch in seiner richterlichen Pflichterfüllung influenciren lassen und wider seine Überzeugung stimmen würde, der mag immerhin ein guter Landsknecht bleiben, aber nimmermehr wird er jemals wieder so fühlen und handeln können, als wie es von einem ritterlichen Offizier zu erwarten steht. Auch ist es wol klar, daß man von Jemand der seinen Richtereid gering achtet überhaupt nicht voraussetzen kann, daß er seinen Unterthanen- und Soldateneid höher halten wird. Je ehrenwerther daher ein Charakter ist, um so mehr wird und muß sich ein solcher auch durch solche Anmuthungen, welche die vollkommenste Felonie gegen alles ritterliche Gefühl unterstellen, verletzt, ja im tiefsten Innern empört finden; und somit kann es denn leicht kommen, daß gerade ein solcher pflichtbewußter Richter, hierdurch leidenschaftlich erregt, über das wahre Recht verblendet und aus einem Richter zu einem Anwalte des Angeschuldigten verwandelt wird. Ref. ist deshalb der Ansicht, daß, wenn eine solche Einwirkung in der fraglichen Sache versucht worden sein sollte, wie Dieses wenigstens von Hrn. Anneke behauptet wird, alsdann auch gerade darin der Schlüssel des Räthsels gefunden werden dürfte, daß Hr. Anneke nicht schon gleich von dem Ehrengerichte erster Instanz verurtheilt wurde.

Hegte Ref. nicht den trostreichen Glauben, daß die meisten Übel zugleich auch ihr Heilmittel in sich selbst zeitigen, so müßte er die durch vorliegende Broschüre aufgedeckten beklagenswerthen Zustände auch noch als eine unheildrohende Erfüllung gewisser unlängst von einem ehrenwerthen Veteran des preußischen Heers ausgegangenen Prophezeiungen bezeichnen *); so aber gibt er sich der zuversichtlichen Hoffnung hin, man werde allerseits ob des zu Tage gebrachten namenlosen Scandals zur Besinnung kommen und an einem nicht allzu fernen Punkte auf dem Wege der rechten Mitte wieder zusammentreffen.

M. von Ditfurth.

*) Man vergleiche den Abschnitt „Monarchisches Ultrawesen“ in den dem Vernehmen nach von einem preußischen General verfaßten „Aphorismen über Krieg, Kriegsübung und Kriegerstand“ (Leipzig 1844), sowie deren Beurtheilung in Nr. 296 d. Bl. f. [illegible]

Literarische Anzeige.

In meinem Verlage erscheint soeben und ist in allen Buchhandlungen zu erhalten

Berichte

über die erste evangelische

Generalsynode Preußens

im Jahre 1846.

Mit einem Anhange der wichtigsten Actenstücke

herausgegeben von

Gustav Krüger,

Pfarrer zu Schenkenberg, Mitglied der Generalsynode.

Gr. 8. Geh. 1 Thlr. 15 Ngr.

Leipzig, im December 1846.

F. A. Brockhaus.

Verantwortlicher Herausgeber: **Heinrich Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 336. — 2. December 1846.

Zur Geschichte des thierischen Magnetismus.

(Fortsetzung aus Nr. 335.)

Als ein Archiv für alle mit dem thierischen Magnetismus verwandten Erscheinungen ist das Buch unschätzbar, und nicht zu leugnen ist es, daß sich diese Erscheinungen wie der rothe Faden durch alle Zeiten und Völker hindurchziehen. Aber was an ihnen wahr und was Täuschung, Betrug, Spiel der Einbildungskraft ist, bleibt eine sehr schwer zu lösende Aufgabe. Wir möchten sagen, der Himmel bewahre uns, daß alles Das wahr sei, was uns hier berichtet wird, ja, wir möchten kaum eine einzige von den vielen aus alter Zeit uns überkommenen magischen Thatsachen zugeben, bevor sie nicht durch neuere Erfahrungen und durch glaubwürdige Zeugen bestätigt ist. Wir müssen bedenken, daß die ältere Zeit für alles Wunderbare, Dämonische offenen Sinn hatte und Naturerscheinungen, für die sich in der spätern Zeit gar oft der natürliche Schlüssel fand, auf magische und fabelhafte Weise ausschmückte. Hüten wir uns daher wohl, solchen Gegenständen ein Pförtchen zu öffnen, wenn sich nicht aller alte Aberglaube und aller Heren- und Teufelsspuk mit seinem Gefolge wieder hereindrängen soll. Der Verf. scheint Dies wohl gefühlt zu haben, wenn er in der Vorrede sagt:

> Wenn manche Dinge, die darin verhandelt werden, nicht immer den vollen Stempel der unfehlbaren Wahrheit tragen, oder auch manche Grundsätze, auf die sie gestellt werden, nicht die festesten sein mögen: so wird man auch nicht leicht sagen können, daß sie erlogen, oder daß Alles nur Trug sei. Wenn sie aber wirklich wahr wären, wie denn in der That viele solche hier vorkommen, so wird man wenigstens hin und wieder Veranlassung finden, weiter und allgemeiner darüber nachzudenken und den Nutzen ihrer Anwendung zu prüfen, um vielleicht einmal dahin zu kommen, auch hinter den seltenern Wirkungen constante Kräfte zu entdecken; manche Schwierigkeiten wegzuräumen, welche die gemeinen Wissenschaften nicht heben; der menschlichen Thätigkeit ein vielseitigeres Feld der Wirksamkeit zu eröffnen, und endlich das erhabene Ziel der Geistesbestimmung in der Ferne zu finden.

Den letztgenannten wissenschaftlichen Nutzen müssen wir unbedingt zugeben, dennoch aber sind wir der Meinung, daß der Verf. sich nicht selten zu weit von dem Gegenstande habe hinreißen lassen, und nicht immer diejenige Kritik geübt habe, die in dergleichen Dingen unerlaßliche Bedingung sein muß. Er hält Dinge für wahr, oder gibt sich wenigstens die Mühe sie in den Kreis magnetischer Erscheinungen einzureihen, die wir entweder geradezu für Betrug oder für Selbsttäuschung erklären müssen. Der Verf. dürfte uns zwar einwenden, daß, wenn wir die eigenthümlichen und bis jetzt noch nicht zu erklärenden Erscheinungen des thierischen Magnetismus zugeben, wir ja mit gleichem Rechte auch jene verwandten Erscheinungen zugeben müssen, denn auch sie können ja ebenso gut wahr sein als es jene sind; allein wenn wir bedenken, in welche dunkle Zeiten die letztern fallen, mit wie vielen Ansichten und Meinungen sie gepaart sind, die wir jetzt als irrthümlich, als Trugschlüsse des Verstandes und als Verblendungen der Phantasie erkennen müssen, und aus welchen trüben Quellen zum Theil die sie stützenden Thatsachen fließen: so bleibt es keinem Zweifel unterworfen, daß sich die Kritik hier mit doppelter Strenge zeigen müsse, um nicht Falsches statt Wahres einzutauschen, und statt die Naturwissenschaft zu bereichern, dem alten Aberglauben die Zügel in die Hände zu geben. Der Ernst des Gegenstandes fodert Dies, und die Sache des thierischen Magnetismus, die noch ein großer Theil selbst erleuchteter und denkender Zeitgenossen zu den Träumereien zählt, würde es büßen müssen, wenn wir uns in der Abwägung von Thatsachen und Erscheinungen zu nachgiebig und gläubig zeigen wollten, die deshalb weil sie erzählt und von Denen die sie erzählen für wahr gehalten wurden, noch lange nicht würdig sind als Zeugnisse für eine an sich wahre Sache zu dienen.

Der bedeutende Umfang des Werkes gestattet uns nicht, in eine ausführlichere Darstellung desselben hier einzugehen; nur den Weg, welchen der Verf. in seiner Untersuchung nimmt, wollen wir in der Kürze bezeichnen.

In der Einleitung sucht Derselbe den Begriff des thierischen Magnetismus zu entwickeln, seinen Werth und Zusammenhang mit andern Erscheinungen des Lebens genetisch zu zeigen, sowie die Richtigkeit seiner Verhältnisse zu den übrigen Wissenschaften darzuthun, und endlich die Methode und den Gang zu bezeichnen, welchen die historische Darstellung seiner Entwickelung und Schicksale verfolgt. Der Verf. weist nach, daß, gleichwie in dem Niedern das Höhere enthalten und beide nur verschiedene

Digitized by Google

Stufen eines Ganzen sind, sich auch dieselben Fähigkeiten des Menschen nach jeder Richtung schon in der Kindheit des Menschengeschlechts in Hinsicht der magnetischen Erscheinungen zeigten, sowie wir sie jetzt, künstlich hervorgebracht, als ganz natürliche Zustände zu würdigen wissen. Der Unterschied ist aber vorzüglich der Art, daß, wie in der Kindheit das Schlafleben und weniger selbstbewußte Traumleben überwiegt, und wie bei jeder Entwickelung nur allmälig aus dem Niedern das Höhere emporsteigt — in der alten Zeit das somnambule Schlafleben auch allgemeiner war und weniger auffiel als in spätern Epochen der Geschichte, wo das wissenschaftliche Erwachen die mit jenen somnambulen Zuständen verwebten unwesentlichen Nachtgebilde einer schwärmerischen Phantasie immer mehr zu verscheuchen begann, leider aber damit häufig dahin gerieth, auch das Wahre mit dem Falschen zu verwerfen. War der allgemeiner verbreitete Magismus der alten Zeit weniger seinem Wesen nach erkannt und nicht zum klaren Bewußtsein erhoben, mehr Sache des dunkeln Gemüths, aus dessen Tiefe oft plötzlich das klare Bild wie der Blitz aufleuchtete mit dem Eindrucke der unmittelbaren Gewißheit: so war wol Nichts näher als anzunehmen, die Erscheinung stamme nicht aus der eigenen Tiefe, sondern sie komme von außen und sei wirklich objectiver Art. War das Gedankenbild von großer Deutlichkeit, und wiederholten sich die Erscheinungen öfter in derselben Lebhaftigkeit, so offenbarten sie sich in Geberden und mit ungewohnter Sprachweise oft in ergreifenden Reden auch den Umstehenden, und so erschien ihnen das geisterhaft Dämonische als ein göttliches Wesen, das die Begeisterten erfüllte. Aus solchen Anschauungen, Erregungen und Handlungen entstand der weitschichtige Bau der Naturreligion. So entstand, möchten wir hinzufügen, aber auch Täuschung und Betrug. Offenbar war das Vermögen der magischen Wirksamkeit, des Schauens, der Weissagung in jenen Zeiten ebenso wenig ein Gemeingut der Menschen als es jetzt ein solches ist; die damit Begabten und Bevorzugten konnten es daher wol zu Nebenzwecken zu benutzen suchen, um sich Ansehen zu verschaffen u. s. w.

Im ersten Abschnitt handelt der Verf. „Von der Magie und ihren Theilen im Allgemeinen" und zeigt, daß sich die Magie bis in die ältesten Zeiten der Vorwelt und in die entferntesten Gegenden des Orients, Indien, Persien, Chaldäa und Ägypten, verliere. Namentlich enthalten nach neuern Forschungen die Zendbücher, Manu's Gesetze und die jüdischen Traditionen in der Kabbala die ältesten Urkunden. In der letztern finden sich die Grundlehren der spätern Magie vorgebildet, und namentlich ist das Hexenwesen ganz in effigie abgebildet.

In der ersten Abtheilung wird gezeigt, daß „Die Visionen" nicht immer blos Wirkung eines rein physiologischen Processes der Phantasie und der Sinnesorgane, sondern oft von hyperphysischen Einflüssen bedingt sind, und zwar von solchen, welche ganz und gar außerhalb des Bereichs der Phantasie und der Sinnesorgane liegen. Man kann sie in solche schlechthin, in die Ekstase und in die höhere Begeisterung abtheilen. Zu den Visionen niederer Art gehören die flüchtigen Bilder und vorüberschwebenden traumartigen Erscheinungen, die nicht haften und aus der Erinnerung verschwinden wie sie wesenlos sich eingestellt haben. Einen höhern Grad bildet die Verzückung, Ekstase, wozu vorzüglich contemplative und religiös gestimmte Gemüther geneigt sind, wenn sie in ein dieser Anlage entsprechendes Verhältniß der Umstände gesetzt sind. Hierin steigern sich die Thätigkeiten der Seele, insbesondere der Vorstellungen und der Phantasie, oft zu einer wunderbaren Höhe, daß man leicht versucht wird, in dem Verzückten eine völlige Verwandlung der Persönlichkeit oder das Einsprechen und Besitznehmen fremder Wesen in derselben anzunehmen. Diese Art spielt die Hauptrolle durch die ganze Geschichte der Magie von den ältesten Völkern her, und sie ist es auch, welche bei den magnetischen Erscheinungen jetzt noch das größte Aufsehen erregt. Endlich eine noch höhere Stufe ist das Hellsehen und die echte Begeisterung. Schon auf den beiden vorgenannten Stufen zeigt der Mensch, wie mit seiner aufrechten Stellung ein Emporragen in eine über die Erde gelegene Region und eine Fähigkeit, Mehr zu sehen und wahrzunehmen als was die feinste Schärfe der thierischen Sinne erreichen kann, ihm gegeben ist. Wir sehen an ihm ein Bewegen des Geistes mit einer Geschwindigkeit, der die Schnelligkeit des Sturmwindes, ja der Blitz des Lichts nicht nachkommt. Aber die wahre Selbständigkeit und die höchste, in die übersinnliche Welt eingreifende Freiheit des menschlichen Geistes beurkundet erst das wahre Hellsehen und die echte Begeisterung. Das Schauen und Wirken der religiösen Begeisterung insbesondere ist das höchste Selbstbewußtsein, ohne die schwankenden Wechsel und ohne die ruckweisen Unterbrechungen, welche auf den untern Stufen noch stattfinden. Wie der Zweck über alles Irdische hinaus ein göttlicher ist, so bekommt in der Begeisterung der an sich oft sehr schwache Leib eine übermenschliche Kraft, und die Naturdinge in ihrer Schwere und Trägheit dienen dem Begeisterten wie ein leichtes, selbstbewegliches Spielzeug. Die stammelnde Zunge wird ein feuriges Sprachorgan von dem Heiligen Geiste bewegt mit Worten des Lebens, und der innern Demuth und Selbstaufopferung folgen äußere Liebeswerke und Tugendhandlungen.

Von mannichfachem Interesse sind in der zweiten Abtheilung des Verf. Bemerkungen über „Die Träume". Die Traumbilder sind zuweilen so lebhaft, daß sie beim Erwachen die äußern Gegenstände überscheinen und gar nicht verschwinden. Die Sinnesbilder der Träumenden sind nicht immer bekannte und leicht verständliche Erscheinungen, häufig sind es überraschende Symbole, deren Bedeutung erst mit Mühe in die Worte der Umgangssprache zu übersetzen ist, die der Träumende selbst meist nicht zu enträthseln weiß. Es ist aber ursprünglich die Sprache der Poesie und der Propheten überhaupt symbolisch, d. i. Bild und Sache sind Eins, und es scheint,

daß die wahre angeborene Sprache und die Sprache Gottes zu den Menschen eine symbolische Bildersprache war. Die Sprache des Traums ist bei den verschiedensten Menschen und Völkern dieselbe; die Propheten und Seher, der wahre Dichter, der magnetische Hellseher und der prophetische Traumgenius haben die magische Sprache sämmtlich häufiger als die gewöhnliche Umgangssprache. Es liegt in jener eine Fülle von Bedeutungen und Combinationen, von Sachen und Zeiten, daß sie die weitläufigste Prosa nicht auseinanderzulegen im Stande ist. Einige allegorische Träume mögen auch hier eine Stelle finden. Dr. X., ein Freund des Universitätslehrers Sachs in Erlangen, eines Albino, hatte in der Nacht nach einem Abend, den er in naturwissenschaftlichen Gesprächen mit Diesem, seinem Lehrer, zugebracht hatte, folgenden Traum:

Ich bestieg einen Berg, auf dem ein Tempel sich befand. Als ich sein Inneres betrat, sah ich in einem schwarz behangenen Saal ringsum Freimaurer sitzen. Ich hörte einen herrlichen, ergreifenden Trauergesang. Auf meine Frage: Wem der Gesang gelte? erhielt ich die Antwort: Dem Bruder Sachs. Ein Vierteljahr darauf, als ich die Universität verlassen hatte, erhielt ich die Nachricht von Sachs' Tode, der sich bei Besteigung eines Berges eine tödtliche Krankheit zugezogen hatte. Ein halbes Jahr nachher wohnte ich in einer Loge zu N. der Todtenfeier bei, die dem Bruder Sachs gehalten wurde.

Als im J. 1831 in Berlin die Cholera ausbrach, war man in Brandenburg voll Angst. Der Schullehrer K. aber sagte:

Ich sah im Traum ein Ungeheuer von Osten kommen bis in die Nähe von Brandenburg. Da machte es einen großen Sprung links und rechts. Brandenburg wird frei bleiben.

So traf es pünktlich ein.

In der dritten Abtheilung: „Das Wahrsagen", werden die verschiedenen Arten dieser Erscheinungen besprochen. Merkwürdig ist auch hier, daß Vorbedeutungen und Ahnungen, wovon sich in der neuern Zeit noch so viele Beispiele vorfinden, bereits den Alten bekannt waren. So bekamen die Lacedämonier kurz vor der Schlacht von Leuktra eine wichtige Vorbedeutung. In dem Tempel des Hercules fingen die Waffen von selbst an zu klingen und das Bild des Hercules von vielem Schweiß zu triefen. Zu derselben Zeit sprangen, wie Kallisthenes erzählt, auch zu Theben die Schlösser und Riegel in dem Tempel des Hercules auf, und fielen die Waffen, welche fest an den Wänden hingen, auf den Boden. Ferner werden hierher gezählt: das Wahrsagen im Schlafe und im Traume, kurz vor dem Tode, das Nachtwandeln, das zweite Gesicht (second sight), wovon außer den bekannten Beispielen auf den schottischen Inseln auch noch andere aus andern Gegenden vorkommen, die Visionen in Krankheiten u. s. w. Befreunden können wir uns aber nicht mit der Ansicht des Verf., daß die niedere magische Ekstase und die Inspiration der heiligen Seher und Propheten wesentlich verschiedene Zustände seien. Gern geben wir zwar zu, daß die Motive bei beiden nicht ein und dieselben sind, aber das Grundvermögen, aus dem beide ihre Wurzel haben, ist höchstwahrscheinlich dasselbe. In beiden Fällen ist es eine innere und mächtige Begeisterung, welche zum Schauen und zum Wahrsagen treibt, mögen auch die dieser Begeisterung zum Grunde liegenden Motive sein welche sie wollen, und wenn der Verf. meint, die Ekstase der wahren Heiligen gebe Zeugniß von einer höhern unsichtbaren Ordnung der Dinge, die herüberwirken in die natürliche Welt des Menschen, so setzt Dies eine unmittelbare göttliche Eingebung und Einwirkung voraus, an die wir, vom Stande des Protestantismus aus, wenigstens nicht glauben können. Der Annahme einer solchen unmittelbaren Einwirkung bedarf es auch gar nicht, wenn wir nur einräumen, daß der Mensch durch religiöse Betrachtungen und durch frommen Wandel einer höhern Entwickelung jener in ihm liegenden magischen Kräfte fähig werde. Eben deshalb können wir aber auch bei den Entzückungen einer heiligen Katharina von Siena nicht mit dem Verf. ausrufen: „Hier ist göttliche Erscheinung und Heiligkeit und Wunder!" noch weniger aber an die von betrügerischen oder leichtgläubigen Pfaffen verbreiteten Erzählungen von der Nonne A. K. Emmerich in Dülmen, oder der noch lebenden Maria v. Mörl zu Kaltern und der gleichfalls noch lebenden Müllerstochter Domenica Lazari zu Capriana in Tirol und der an ihren Leibern sichtbaren Kreuze und Wundmale glauben. Wenn dergleichen Zeichen in Folge der Einbildungskraft, der sie der Verf. zuschreibt, wirklich hervortreten könnten, was für Gemälde müßten da an den Leibern mancher Hypochondristen und Wahnsinnigen zu schauen sein, bei denen die Trugbilder der Phantasie doch gewiß nicht weniger lebendig sind als dort?

In der vierten Abtheilung werden die „Theoretischen Ansichten der Alten über das Wesen des Magismus im Allgemeinen" betrachtet.

(Die Fortsetzung folgt.)

Uranus und Neptun vor dem Gerichtshofe der Sternkundigen.

Das „Athenaeum" enthält in einer der letzten Nummern unter der Überschrift „Astronomical police report" folgende launige Darstellung der Auffindung des neuen Planeten. Ein Individuum von schlechtem Aussehen (an ill-looking kind of body), welches durchaus seinen Namen nicht angeben wollte, wurde vor die Akademie der Wissenschaften gebracht unter der Anklage, einen Herrn mit Namen Uranus auf offener Heerstraße angefallen zu haben. Der Kläger war eine ziemlich jungenhaft aussehende Person, die sich in zwei bis drei Röcke eingeknüpft hatte; auch hätte sich wol nicht leicht eine frostigere Gestalt denken lassen, wenn nicht der Angeklagte daneben gestanden, der die ganze Zeit über wahrhaft mit den Zähnen klapperte.

Der Scharwächter Le Verrier sagte aus, daß er Klägern längs des gepflasterten Wegs hinwandeln, — aber dann und wann zur Seite torkeln, zuweilen auch an das Geländer des Bürgersteigs anrennen und ganz seltsame Sprünge machen sah. Zeuge schloß daraus, daß ihn Jemand beim Rocke zupfen oder anderweitig Hand an ihn legen müsse. Es war so finster, daß Zeuge Nichts sehen konnte; aber er glaubte, wenn er auf die Richtung Acht gäbe, in welcher die nächste ungebührliche Bewegung erfolge, könne es ihm vielleicht gelingen, Etwas herauszukriegen. Als der Augenblick gekommen war, trug er einem

Kameraden in einer andern Abtheilung der Scharwacht, einem gewissen Brunow, auf, an dem bezeichneten Orte wohl Wache zu halten; und Brunow wurde, als er eben an dieser Stelle auflauerte, auch des Burschen habhaft, der sich seinerseits anstellte, als ginge er blos seinen Geschäften nach. Zeuge hatte schon lange vorher geargwöhnt, daß dort in der Gegend Etwas herumstrolche.

Hierauf ward Brunow aufgerufen und er bestätigte in Bezug auf die Verhaftung die Aussage seines Kameraden.

Hr. Arago. War Kläger nüchtern?

Le Verrier. Ja, Ew. Gnaden. Nimmermehr wird Jemand, der auch nur einen Schluck im Leibe hat, so frostig aussehen wie er.

Hr. Arago. Saht Ihr, wie der Anfall stattfand?

Le Verrier. Ich kann gerade nicht behaupten, daß ich ihn sah, aber ich gab Brunow genaue Weisung, wo Kläger niedergestaucht werden würde — wie es auch geschah —

Hr. Arago (zu Brunow). Saht Ihr den Anfall?

Brunow. Nein, Ew. Gnaden; aber ich erwischte den Angeklagten.

Hr. Arago. Wie wußtet Ihr, daß überhaupt ein Angriff stattgefunden?

Le Verrier. Ich schloß, daß es nicht anders sein könnte, als ich an Kläger das seltsame Hin- und Hertaumeln auf dem Pflasterwege wahrnahm.

Hr. Arago. Ihr folgertet und rechnetet! Nun, Ihr wollt mir doch wol nicht weismachen, daß ihr Nachtwächter zu Hause sitzen und mittels des Rechenbuchs Alles herauskriegen könnt, was auf der Straße vorgeht? Habt Ihr je vor mich einen Fall wie den gegenwärtigen gebracht?

Le Verrier. Nun, halten zu Gnaden, Herr Richter, die Scharwacht wird eben von Tag zu Tag flinker. Wir können nicht wohl anders — es kommt eben über uns.

Hr. Arago. Ihr seid mir wahrlich schon zu gescheit. Was weiß Kläger von der Sache?

Kläger sagt aus, was er davon wisse, sei, daß er zu wiederholten malen von Jemandem hinten am Rocke gezupft worden. Auf weiteres Befragen gestand Kläger, daß er Beklagten oft gesehen, daß er jedoch seinen Namen nicht kenne, auch nicht wisse, auf welche Weise er seinen Lebensunterhalt gewinne; in der letzten Zeit habe er freilich vernommen, daß er Neptun heiße. Er, Kläger, selbst hingegen habe schon eine hübsche Reihe Jahre Steuern und Abgaben bezahlt; auch besitze er eine Familie von Sechsen, wovon Zwei bereits ihr eigenes Hauswesen gegründet.

Der Angeklagte erklärte, zu seiner Vertheidigung aufgerufen, es sei eine gewöhnliche Rauferei gewesen. Er habe Klägern Eins versetzt und Dieser den Stoß zurückgegeben. Sie hätten einander schon geraume Zeit gekannt und wären stets in Zwist gelegen; er wisse eigentlich nicht weshalb. Er vermuthe, es liege einmal in ihrem Wesen. Ferner sagt Angeklagter aus, Kläger habe über sich selbst Falsches vorgebracht; er streiche unter verschiedenen Namen herum: zuweilen nenne man ihn Uranus, zuweilen Herschel und dann und wann Georgium sidus; auch stände er in seiner Nachbarschaft eben nicht im Rufe ordentlichen Lebenswandels. Wirklich werde er zuweilen plötzlich auf lange Zeit unsichtbar.

Auf Befragen gab Kläger nach kurzem Zögern zu, daß er Angeklagten auch gestoßen und gezupft habe. Aus dem Wortwechsel, welcher hierüber sich erhob, ließ sich doch kaum errathen, welcher von Beiden angefangen haben mochte; auch schienen die ehrenwerthen Richter dem Glauben Raum zu schenken, daß Beide zugleich mit dem Streit begonnen hätten.

Hr. Arago. Angeklagter, habt Ihr Familie?

Angeklagter fand sich nicht veranlaßt, auf eine sofortige Beantwortung der Frage einzugehen. Er meinte, die Sicherheitswache könne, ob er deren habe oder nicht, doch ebenso leicht auskundschaften wie das Andere.

Hr. Arago erklärte, er sei selbst nicht sehr verschiedener Meinung. Am Schlusse richtete er seine Rede an Kläger und Angeklagten zugleich und erklärte ihnen, daß, wenn sie ihren Zwist nicht ohne Raufhändel auf der Heerstraße schlichten könnten, er sie sicherlich das nächste mal verurtheilen werde. Zugleich foderte er Beide auf, das Protokoll zu unterschreiben; die Scharwächter hingegen wies er an, ein wachsames Auge auf beide Burschen zu haben, da, wie er hinzufügte, bei Angeklagtem wol noch für lange Zeit eine solche genaue Beaufsichtigung am Platze sein möchte und Kläger in dieser Hinsicht nicht um ein Haar besser erscheine.

Literarische Notizen aus Frankreich.

Beitrag zur Geschichte Asiens im 17. Jahrhundert.

Nur selten dringt eine Kunde von den frühern Verhältnissen des fernen Asiens zu uns. Wenn auch die Quellen eigentlich nicht spärlich fließen, so sind sie, ungeachtet des Aufschwungs, welchen die orientalischen Studien seit einigen Jahrzehnden genommen haben, doch immer noch nicht in dem Maße zugänglich, daß man von einer wirklichen Geschichte der asiatischen Reiche reden könnte. Einen interessanten Beitrag zur nähern Kenntniß jener Zustände erhalten wir durch die Bemühungen des Orientalisten Theodor Pavie. Dieser rühmlich bekannte Gelehrte, Dessen Schilderungen aus Indien in der „Revue des deux mondes" eine lebhafte Auffassung und geschmackvolle Darstellung bethätigen, gibt uns unter dem Titel „Tarik-l Asham. Récit de l'expédition de Mir-Djumlah au pays d'Assam", die Beschreibung einer Expedition vom Jahre 1661. Dieselbe wurde auf Veranstaltung des Kaisers der Großmongolei unternommen, der schon seit längerer Zeit seine eroberungslustigen Blicke auf Assam gerichtet hatte. Die Beschreibung dieser Unternehmung wurde von einem Augenzeugen Wali Ahmed-Schahâb-Uddin-Tâlish abgefaßt, und dem wir sie hier — aber auf Grundlage einer hindostanischen Bearbeitung von Mir-Huçaini — erhalten. So glücklich der kriegerische Einfall anfangs war, eine so unselige Wendung nahm er in der Folge. Schon hatte man sich der Hauptstadt bemächtigt und die Unterwerfung des ganzen Landes schien vollendet, als die Regenzeit eintrat und Unglücksfälle aller Art sich mit verderblichen klimatischen Einflüssen zu verbinden schienen, um die ganze Expedition scheitern zu lassen. Wir können hier nicht auf einzelne Züge eingehen, von denen uns einige ein lebendiges Bild der damaligen Zustände liefern. Wir wünschen, daß der Herausgeber fortfahren möge, uns die Hülfsmittel zu einer genauern Kenntniß des Orients in seiner geschichtlichen Vergangenheit zugänglich zu machen.

Versificirte Reisebeschreibung.

Wir erhalten gegenwärtig unter dem Titel: „Un touriste en Algérie, par le docteur Prosper Viro", eine Reisebeschreibung in Versen. Vielleicht hat dem Verf. das bekannte Gedicht von Lebrun über Griechenland vorgeschwebt; aber wenn auch hier zwar das Descriptive überwiegt, so gibt es denn doch bei einer Schilderung der historischen Monumente Griechenlands ganz andere Anregung als bei einer flüchtigen Rundreise an der Küste von Nordafrika. Lebrun wird vom Schwunge einer philhellenischen Begeisterung getragen, welche seinen Versen zum Theil selbst da, wo sie in eine nackte Beschreibung auszuarten drohen, noch einen poetischen Anflug verleiht, während Viro durchaus sich nur auf dem Boden der Prosa bewegt. Das descriptive Genre ist bekanntlich überhaupt bedeutend im Werthe gesunken und es dürfte im Allgemeinen wenig Nachfrage danach sein; aber wenn die versificirte Beschreibung so wenig vom Hauche der Poesie durchdrungen ist wie hier, so darf sie kaum noch irgend einen Anspruch auf poetische Geltung erheben. Wir könnten hier als Beleg für unsere kritische Notiz Stellen anführen, welche mit leichten Veränderungen in die nüchternste Prosa verwandelt werden können.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 337. —— 3. December 1846.

Zur Geschichte des thierischen Magnetismus.

(Fortsetzung aus Nr. 336.)

Der zweite Abschnitt bespricht den „Magnetismus bei den alten Völkern, insbesondere bei den Orientalen, Ägyptern und Israeliten". Es zeigt sich hier in den drei Hauptperioden der orientalischen, griechischen und germanischen Magie im Wesentlichen überall derselbe Grundcharakter der Phantasieschöpfungen; aber es ist auch hier, wie in allen Lebensrichtungen, eine gewisse Verschiedenheit und Eigenthümlichkeit sichtbar, wie Dieses sich auch in der Romantik der Völker und Zeiten ausspricht. Man hat daher, um zu einem richtigen Urtheil über die noch so sehr in Zweifel gezogenen Erscheinungen zu gelangen, auf die Eigenthümlichkeit des Volkes und der Zeit überhaupt zu sehen; auf das Naturel und den Charakter des Geistes; wie dieser durch religiöse Überlieferung, Erbtheil der Sitten, des Glaubens und der Beschäftigung durch die Sinne und Handlungen einen Nationalbestand angenommen hat; wie die Modificationen, Veränderungen und Verwandtschaften von dem Lande, Klima, der Nahrung und Beschäftigung, von der Beschaffenheit der äußern Zeiteinwirkungen und den Mischungen mit andern Völkern abhängig sind. Im Orient gestaltete sich der Geist der Menschheit auf eine ganz eigenthümliche Weise schon von seinem ersten Auftreten auf dem Schauplatz der Geschichte an, und er blieb gewissermaßen stationnair bis auf den heutigen Tag. Das magische Wesen hat sich demnach auch seit der ältesten Zeit nicht wesentlich verändert, während die Formen der griechisch-römischen Magie beinahe ganz verschwunden sind, und selbst in der germanischen Zeit sich schon mehrfach verändert haben. Die Einförmigkeit des Lebens und die schroffe Sonderung von der occidentalischen Welt; die Beharrlichkeit an Ort und Sitte; die alte Lehre der Väter über Gott und Welt gestattete keinen Wechsel der Ansichten und keine freie Beweglichkeit, wie wir Dieses in der Mannichfaltigkeit der Formen und Richtungen des Lebens bei den sinnigen und beweglichen Griechen und bei den Welteroberern, den Römern, sehen, bei denen eine sehr vielseitige Empfänglichkeit und Thätigkeit, der Trieb des Suchens und Wanderns eine reichere und tiefere Naturanlage verräth, eine vielseitigere Bildung des Geistes zuläßt und daher auch eine mannichfaltigere Verwandlung der Phantasieproducte herbeiführen mußte. Der germanische Genius hat Etwas von dem orientalischen Ernste und von der occidentalischen Beweglichkeit, und in der Magie des Mittelalters kamen auch wieder die orientalischen Geister mit den griechischen Ideen zusammen; sie übernahm von beiden die Grundelemente und stellt daher bei dem eigenthümlichen, noch zwischen Roheit und Sitte schwankenden Standpunkte der Civilisation ein Gemälde der sonderbarsten, oft verzerrtesten Art in Rissen und Zeichnungen dar, das erst im Laufe der Zeit richtiger begrenzt, geschieden, schattirt und harmonisch ausgefüllt zu werden bestimmt war.

Als feste Anhaltspunkte der Beleuchtung und zur richtigen Einsicht in die magischen Erscheinungen bei den verschiedenen alten Völkern schickt der Verf. folgende Resultate voraus: 1) Das somnambule Element liegt in der Anlage des menschlichen Geistes als eine instinctive Eigenschaft verborgen und erscheint nur unter gewissen Bedingungen jezuweilen. 2) Diese Bedingungen sind entweder allgemein und normal, Träume, Ahnungen, mehr oder weniger stark hervortretende subjective Productionen des innern Sinnes und der Phantasie; oder speciell und abnorm, Hallucinationen, Visionen von Geistern, Somnambulismus, ekstatisches und magnetisches Hellsehen. 3) Die subjectiven Bilder der Phantasie sind oft in der Vorstellung so deutlich und lebendig, daß sie sich nicht nur unter die objectiven Wirklichkeiten stellen, sondern dieselben ganz verdrängen, wodurch der ausgebildete Wahnsinn entsteht, indem sogar das Gefühl der eigenen Persönlichkeit untergeht, und das Bild an die Stelle desselben tritt, was das dämonische Besessensein charakterisirt. 4) Die Begriffe von den übersinnlichen (übermateriellen) Dingen und der religiöse Glaube geben die Farben und die Scenerien zu den Gebilden der Phantasie, die nie als eine absolute Schöpferin selbst Etwas macht, sondern nur das schon Vorhandene und Überlieferte nach einer subjectiven Gesetzmäßigkeit verbindet und nach einer gewissen Methode umgestaltet und zwar oft in den abenteuerlichsten Spiegelungen und Aufzügen. 5) Das in jedem Menschen schlummernde somnambule Element kann sehr lange, besonders bei einer sehr nach

der äußern Welt gerichteten Sinnesbeschäftigung ganz unthätig schlummern, latent bleiben, und bei Individuen, außer den Träumen (wie bei Völkern), gar nicht zum Vorschein kommen. Auf einmal kann es aber unversehens in die Erscheinung treten, und nun dichtet der plötzlich erwachte Poet in seiner Weise und steckt wie ein Lichtfunkeauch seine Umgebung oft in weiten Kreisen und auf Jahrhunderte an. 6) Die Veranlassung zu den häufigern oder seltenern Offenbarungen der magischen Zustände liegen theils in der erblichen Disposition, theils in äußern Ursachen, welche auf das subjective innere Element erregend einwirken; diese sind die psychische traditionnelle Mittheilung und physischen geographischen Ortsverhältnisse, sowie die Lebensart, die Beschäftigung und die Nahrungsmittel. 7) Das magische Wirken auf Andere und in die Ferne ist der active Pol der Seele und Lebenskraft, wie das instinctive Gewahrwerden in der Sinnesanschauung der passive Pol derselben ist. 8) Dieses Factum zeigt, daß die Lebenssphäre in der gegenseitigen Wechselwirkung der Kräfte überhaupt und der einzelnen Lebendigen insbesondere besteht; daß also ein allgemeiner Rapport und eine durchgreifende Sympathie stattfindet, die weder räumliche noch zeitliche Grenzen hat. 9) Hiernach scheint zugleich hervorzugehen, daß Seele und Lebenskraft auch bei den Individuen nicht zweierlei, wenigstens nicht getrennt sind, weil die Seele nie mehr eine Wirkung bei erloschener Lebenskraft äußert, und weil nur das (organisch) Lebendige beseelt ist. Ebenso ist nun aber auch begreiflich, wie zwischen zwei lebendigen Individuen ein eigenthümlicher Wechselverkehr möglich ist, wie die psychische Seelenwirkung des Einen auf die Lebenskraft des Andern sympathisch wirken und wie die modificirten Lebenskräfte auf die Seele zurückwirken können, und zwar nicht nur unmittelbar in der Nähe, sondern unter Umständen gleichsam atmosphärisch in die Ferne, was die Erscheinungen des Magnetismus in der neuen, und jene des Magismus in der alten Zeit beweisen. 10) Wenn auch Übersinnliches, Übermaterielles auf die beseelte Lebenskraft aus ungemessener Ferne hereinscheint (imaginatio passiva), also Wirkungen stattfinden zwischen Geistigem und Leiblichem, wobei aber die dunkelempfindende Seele keine klar bewußte Erkenntniß hat, so ist die unmittelbare geistige Gemeinschaft und Einwirkung nicht zu leugnen; denn auch was geistig ist, ist nicht separat geistig, und alle Wunder der Geisterwelt lösen sich am Ende im Wunder unsers eigenen Geistes. Ob aber Geister an sich absolut übernatürlich, übermateriell sind oder nicht, woher sie wirken und ob mittelbar durch Kräfte, oder unmittelbar selbst polarerregend auf die Phantasie oder Lebenskraft, läßt sich gar nicht bestimmen, und ebenso wenig abweisen als beweisen.

Aus obigen Punkten wird nun gefolgert: 1) Daß es in der Natur allerdings einen allgemeinen Zusammenhang und ein gegenseitiges Wechselverhältniß nach sympathischen und antipathischen Gegensätzen gebe, was aber nicht mit den wachen Sinnen begriffen werden kann, daß es jedenfalls Etwas gibt wofür die Sinne kein unmittelbares Zeugniß ablegen. 2) Daß die Welt kein mechanisches Uhrwerk sei, das nur nach einer zwecklosen Nothwendigkeit abläuft und sich selbst blind wieder aufzieht; daß die Welt auch nicht eine entgeisterte Natur sei. 3) Daß man aber auch von einem absoluten Geisterreich außer der Natur gar Nichts wisse. 4) Daß die lebendige Seele in einem sympathischen Verhältnisse nicht nur mit ihrem Leibe, sondern auch mit den Naturqualitäten außer demselben stehe, zwischen welchen die Fäden oder das ausgespannte Netz der Anziehungen und Abstoßungen unsichtbar sind, deren Grenzen keine Mathematik zu messen vermag. 5) Daß ein geistiger Wechselverkehr wie zwischen Mensch und Mensch, so auch zwischen Mensch und übermateriellen Potenzen nicht wegzuleugnen sei, weil in aller Geschichte ein solcher Verkehr nicht nur geahnt, sondern dunkel empfunden oder gar zur subjectiven Überzeugung erhoben wurde. 6) Daß sich die Propaganda der Vernunftaufklärung umsonst anstrengt und sicher nie im Stande sein wird, den in solchen Ahnungen, Empfindungen und Überzeugungen festgewurzelten Glauben oder Aberglauben mit Stumpf und Stiel auszurotten, und alle Schlösser und Thüren der Burgen und Klöster so zu verriegeln, daß nicht nach wie vor die Gespenster, Revenants, zu ihren Rendezvous sich wieder einstellten. 7) Daß aber auch der dramatische Glaube ebenso wenig im Stande sein wird, alle Gespenster durch den Exorcismus zu vertreiben und die bösen Geister zu bannen, welche als Visionen die Köpfe verwirren und sich in den Winkeln der Gemüther verstecken. 8) Endlich, daß in der deutschen Wissenschaft über Natur und Geist, über Seele und Leib, über die Möglichkeit und Wirklichkeit der gegenseitigen Wirkungen u. s. w. noch gar Nichts fixirt ist.

Wenn man nun auch über alles Andere mit dem Verf. einverstanden ist, so kann man es doch nicht mit Nr. 6 und 7 sein. Wie reimt sich damit Nr. 8? Wie der darauf folgende Ausspruch: „Die wahre Magie ist in den geheimsten innersten Kräften unsers Geistes"? Sind wir berechtigt einen Wechselverkehr mit übermateriellen Potenzen da anzunehmen, wo wir in das Dunkel gewisser Erscheinungen nicht einzudringen vermögen? Doch wol nicht jener Rendezvous von Gespenstern und Revenants wegen, die gewöhnlich nur da ihr Unwesen treiben, wo es in den Köpfen noch so finster aussieht wie an den Orten die sie zum Schauplatz ihrer Erscheinung erwählt haben? Und gesetzt, sie seien gesehen worden, müssen wir ihnen deshalb objective Wirklichkeit zuschreiben, oder gar an übermaterielle Einflüsse denken? Gibt es nicht Visionen, denen notorisch nichts Objectives entspricht? Müssen Gespenster existiren, weil man sie sieht? Zeugt nicht schon ihre seltenere Erscheinung in den neuern Zeiten dafür, daß sie keine Realität haben? Und müssen wir nicht fürchten, daß, wenn wir ihnen von Seite der Wissenschaft eine Zufluchtstätte einräumen, sich auch Hexen und Teufel wieder einfinden? Wir unsers Theils verbürgen uns, was den menschlichen Aberglauben und seine erneute Einbürgerung betrifft, für Nichts, aber wir be-

Digitized by Google

gen auch das Vertrauen zu der menschlichen Vernunft, daß sie dem Lichte der Wahrheit treu bleiben und dergleichen Auswüchsen, wo sie sich auch noch verborgen halten mögen, mit der Zeit vollends den Garaus machen werde. Fänden sich nur aller Orten, wo man noch an Gespenster glaubt, Männer wie Wier, F. Spee, Thomasius, sie würden bald friedlich in ihren Gräbern schlummern.

Der Verf. geht nunmehr zur Magie der einzelnen Völker über, bei deren Betrachtung er einen reichen Schatz der interessantesten Thatsachen vor uns ausbreitet.

Erste Abtheilung: „Die Magie der Orientalen.“ S. 314 gedenkt der Verf. des besonders in Indien sehr mächtigen Einflusses der Sonne und des Mondes auf Kranke und führt besonders aus eigener Erfahrung einen merkwürdigen Fall von dem wohlthätigen Einfluß des letztern auf eine Somnambule an, dem Ref. einen ähnlichen Fall an die Seite stellen kann, wo die Frühlingssonne, so oft sie aus den Wolken hervortrat, antipathisch die Krankheitszufälle verschlimmerte, ohne daß außer diesem ein anderer schädlicher Einfluß aufgefunden werden konnte. S. 325 finden sich einige merkwürdige Beispiele von der Sehergabe der Brahmanen aus Jones Forbes' „Oriental memoirs“ (London 1813).

Zweite Abtheilung: „Die Magie bei den Ägyptern.“ Es wird insbesondere gezeigt, daß die Behandlung der Kranken und die Erscheinungen bei den Orakeln in den Tempeln vollkommen unserm magnetischen Somnambulismus entsprechen. Mehre bei Montfaucon abgebildete bronzene Hände mit mehren Figuren sind Votivbilder, die durch magnetische Behandlung geheilte Personen der Isis und dem Serapis geweiht haben. Auch ganze Scenen des Magnetismus finden sich dargestellt. Auf einer Mumienhülle bei Montfaucon steht vor einem auf einem Bette oder Tisch liegenden Kranken mit einem braunen Habit und mit offenen Augen eine Person mit der Hundkopfsmaske des Anubis. Das Gesicht derselben ist gegen den Kranken gewendet. Die linke Hand legt sie auf die Brust und die rechte hebt sie über den Kopf des Kranken empor, ganz in der Stellung eines Magnetiseurs. An den beiden Enden des Bettes stehen zwei weibliche Figuren, die eine mit aufgehobener rechten, die andere mit aufgehobener linken Hand. Unter dem Bette endlich befinden sich vier Kanopen, welche den Isiskopf, den Sperberkopf, den Hundskopf und einen menschlichen Kopf, die Symbole der vier heilenden Gottheiten, der Isis, des Osiris, des Anubis und des Horus, tragen. Ähnliche, die magnetische Behandlung charakterisirende Vorstellungen kommen auch in Denon's „Reise nach Ägypten“ vor.

Dritte Abtheilung: „Die Magie bei den Israeliten.“ Welche reiche Ausbeute hier dem Verf. die heiligen Schriften des Alten Testament dargeboten haben, läßt sich leicht ermessen. Wenn der Verf. das magische Hellsehen von der prophetischen Begeisterung unterscheidet, so können wir darin nicht mit ihm übereinstimmen. Wenn auch beide einer verschiedenen Form unterliegen und der Zweck ein verschiedener sein mag, so meinen wir doch, daß ihnen eine gemeinschaftliche Ursache, ein und dasselbe, und zwar menschliche Vermögen zum Grunde liege, ein Vermögen, das in dem Propheten nur höher potenzirt erscheint als in dem Magier und in dem Somnambulen. Einen besondern, göttlichen, über die Schranken der dem Menschen von Anbeginn einwohnenden natürlichen Seelen- und Körperkräfte hinausreichenden Beruf können wir auch bei dem erstern nicht annehmen, wenngleich wir damit nicht ableugnen, daß es göttliche Führungen sind, durch welche die Wirkungen jenes Vermögens zum Segen der Menschheit werden. So wie dem alten, so widmet der Verf. auch dem neuen Bunde und dem Christenthume eine besondere Unterabtheilung.

(Der Beschluß folgt.)

Felix Fistel, ein Künstler und Virtuose unserer Zeit. Ein musikalischer Hohlspiegel von Moritz Hanemann. Berlin, Nicolai. 1846. Gr. 8. 15 Ngr.

Die Schrift schildert die Schicksale eines Virtuosen und die Stellung eines solchen in der Gegenwart, insbesondere dem Publicum gegenüber.

Felix Fistel, der Sohn eines Musicus in einer kleinen Stadt, erhält von Diesem seine erste gründliche musikalische Bildung und wird, nachdem er die nöthige Reife erlangt hat, nach Berlin gesendet, um sich dort eine feste Stellung zu erwerben. Alle Versuche indeß schlagen fehl. Es gelingt ihm trotz seiner Tüchtigkeit nicht, im Opernhause zu einem öffentlichen Auftreten zu gelangen. Nachdem er Monate lang gewartet, erhält er von der Direction ein abschlägliches Schreiben. Auch in andern Verhältnissen ist ihm das Glück nicht hold. Bald nach seiner Ankunft wird er von dem Director eines Gartenconcerts ersucht, an die Stelle eines erkrankten Cellisten zu treten und ein Solo zu übernehmen. Kaum jedoch hat das Tutti davon begonnen, als die Gesellschaft bis auf wenige Personen den Saal verläßt. Indignirt unterbricht der junge Künstler sein Spiel; er kann sich um so weniger die Schuld beimessen, als das Publicum noch keinen Ton von ihm gehört hatte. Bald indeß klärt sich das seltsame Ereigniß auf. Man hatte in der Nähe einen Luftballon steigen lassen, und um diesem Schauspiel beizuwohnen, hatten sich die Meisten entfernt. Fistel verläßt Berlin, durchwandert Deutschland, sieht sich indeß überall nur durch die kärglichsten Einnahmen belohnt. Etwas besser gestalten sich seine Verhältnisse in Rußland. Im Begriff jedoch sich von dort wieder zu entfernen, wird ihm alles Erworbene gestohlen. So muß er fort und fort mit den widrigsten Lebensschicksalen kämpfen. Endlich trägt sich ihm der Geschäftsführer eines italienischen Virtuosen, dessen Contract mit Diesem zu Ende ging, in derselben Eigenschaft an. Eben bei einer Organistenprüfung, obschon der Tüchtigste unter seinen Mitbewerbern, durchgefallen und verstimmt, vertraut er sich der Leitung dieses Mannes, und jetzt nehmen seine Verhältnisse plötzlich eine andere Wendung. Der Geschäftsführer fragt sogleich nach allen Kunstfertigkeiten seines Protégé, so, ob er nicht drei Töne auf dem Horne zugleich blasen könne — Anspielung auf den Hornisten Vivier, welcher im letzten Winter Deutschland bereiste, und durch diese Charlatanerien sein Glück machte —, und Fistel erwidert, daß er sich solcher Kindereien aus seinen Knabenjahren erinnere. Das Alles wird hervorgesucht. Der Geschäftsführer schreibt Zeitungsberichte und Broschüren, bestellt Nachtmusiken, bezahlt Leute, welche bei dem Nachhausefahren aus dem Concert dem Künstler die Pferde ausspannen u. s. w. und das Glück seines Herrn ist gemacht. Als Dieser endlich ein dem Gusikow'schen ähnliches, nur weit größeres Instrument erfindet, welches er, darauf tanzend, mit den Füßen spielt, kommt Geld

die Fülle, und in Spanien namentlich steigt der Enthusiasmus bis auf den höchsten Punkt. Als reicher Mann zieht er sich ins Privatleben zurück u. s. w.

Der Verf. ist Kammermusicus in Berlin, und hatte demnach Gelegenheit das künstlerische Treiben näher kennen zu lernen. Seine Schrift enthält manche hübsche, aus dem Leben gegriffene Bemerkung und Anspielung, und kann daher Musikliebhabern zu heiterer Unterhaltung empfohlen werden. Auch eine Betrachtung ernsterer Art — über Gewerbefreiheit in der Musik und die Auflösung des Instituts der Stadtmusiker — findet sich, die uns richtig und beherzigenswerth erschienen ist. Neues, im höhern Sinne, fanden wir nicht. Was die erzählenden Schilderungen betrifft, so sind darin zuweilen die Farben etwas stark aufgetragen; auch in der Wahl der Namen für seine Personen ist der Verf. nicht glücklich, und Manches gestaltet sich gar zu fragmentarisch. Indeß muß man, um die Schrift richtig zu beurtheilen, einen besondern Gesichtspunkt geltend machen. Wollte man so nach den strengen Foderungen, welche man an eine gute Erzählung auf dem Gebiete der Literatur zu machen berechtigt ist, prüfen, so würde Viel zu wünschen übrig bleiben. In Bezug auf Musik ist Das anders; es erscheint so Wenig in dieser Art auf musikalischem Gebiet, und bei alle Dem verdient die Sache so viel Aufmunterung, daß man nachsichtiger verfahren muß. Daß insbesondere der Verf. als praktischer Musiker sich einer solchen Aufgabe unterzog, finden wir vorzugsweise anerkennenswerth. 111.

Literarische Notizen aus Frankreich.

Zur Charakteristik Cobden's.

Eines der großartigsten Ereignisse der neuesten Zeit ist wol der vollständige Sieg, welchen der unerschütterliche Cobden nach einem siebenjährigen Kampfe über die verjährten Vorurtheile und über den geschlossenen Widerstand der ersten Staatsmänner seiner Nation davongetragen hat. Nichts ist geeigneter die Macht des Worts und die Allgewalt der im Lichte der Öffentlichkeit sich entfaltenden Association in ihrem ganzen Umfange kund zu thun. Ein einfacher, schlichter Mann tritt hier mit vernünftigen Grundsätzen auf; seine ersten Äußerungen werden mit Hohn begrüßt, Feindseligkeiten gegen ihn gesponnen, Hindernisse ihm in den Weg gelegt; aber ruhig und mit festem Schritte geht er seinen Weg. Die Zahl Derer, welche sich um sein Panier scharen, wird immer größer, bis wir endlich sehen, daß das ganze Gebäude der Misbräuche unter seinen Streichen zusammengesunken ist und er ruhmbedeckt und selbst von seinen frühern Gegnern anerkannt und gefeiert am Ziele seiner Laufbahn steht. Freilich kann eine solche Erscheinung wol eigentlich nur in England ans Licht treten und zur Geltung kommen. Die deutschen Verhältnisse sind für eine solche Persönlichkeit zu kleinlich und beschränkt, und selbst in Frankreich würde ein Charakter wie Cobden sich nicht vollständig entwickeln können. Man begnügt sich in Deutschland wie auf der andern Seite des Rheins, den Helden des Tages, jetzt da er seinen Kampf durchgefochten hat, anzustaunen, ihm Bewunderung zu zollen und seinen Namen zu verherrlichen, während noch vor nicht langer Zeit unsere Tagesblätter, welche sich im Gegensatz zu den französischen Blättern so gern ihrer größern Vollständigkeit rühmen, von dem großartigen Treiben dieses Mannes nur auf eine sehr oberflächliche Weise Notiz nahmen. Freilich bekümmerte man sich in Frankreich um die ganze Angelegenheit, deren Folgen noch gar nicht zu berechnen sind, viel weniger, kaum daß der Name Cobden's genannt oder die Anti-corn-law-Ligue im Vorübergehen erwähnt wurde. Nur wenige Publicisten wußten die wahre Bedeutung dieser großartigen Vereinigung zu würdigen. Zu diesen rechnen wir Fréd. Bastiat, welcher schon Monate lang vor dem endlichen Triumphe Cobden's den Ausgang des Kampfes mit Sicherheit voraussagte und in einer eigenen Schrift: „Cobden et la ligue, ou l'agitation anglaise pour la liberté du commerce", den ganzen Stand der Dinge mit Klarheit auseinandersetzte. Wir erhalten hier ein interessantes Gemälde der verschiedenen Phasen, welche die Agitation durchlaufen hat. Der Verf. hat seine Schilderung belebt durch eine passende Auswahl aus den zahlreichen Reden, durch welche Cobden den Grundsätzen einer gesunden Nationalökonomie bei seiner Nation Eingang zu verschaffen gesucht hat. Diese Reden erscheinen um so bedeutender, als Cobden eigentlich in der Regel, den Prunk der Schönrednerei verschmähend, sich mit seiner einfachen aber gedrängten Argumentation an den schlichten Menschenverstand richtet, und nur selten sich vom Schwunge des Gedankens zur Leidenschaftlichkeit des Ausdrucks hinreißen läßt. Im Allgemeinen verdient die Schrift Bastiat's alle Beachtung und wir halten es selbst jetzt noch nicht für überflüssig, darauf hinzuweisen, obgleich der Verein, um dessen Thätigkeit es sich hier handelt, weil er sein Ziel erreicht hat, gegenwärtig aufgelöst ist. Was die politische Ansicht des Verf. selber betrifft, so bekennt er sich offen zu den Anhängern des Freihandels und hat bereits früher in andern Schriften, z. B. in seinen „Sophismes économiques", in denen er die Lehren der Schutzzöllner in ihrer Erbärmlichkeit aufdeckt, ähnliche Grundsätze verfochten.

Moralisirender Roman.

Die fehlgeschlagenen Verbindungen, das Unheil verschrobener ehelicher Verhältnisse, die traurigen Folgen häuslicher Zerrüttungen, die Vereinigung von Personen welche sich nicht gegenseitig befriedigen, kurz, die Tausend Zerrbilder Dessen was man moderne Ehen heißt — alles Das ist so unzählige male Gegenstand der romanhaften Erfindung geworden, daß dieses Thema fast gänzlich erschöpft scheint. Und doch wird diese wichtige Frage in allen diesen Darstellungen niemals unter das volle Licht der Wahrheit gestellt. Statt den wahren Grund dieser ehelichen Zerrissenheit aufzudecken, wird der Zwiespalt mit einem flimmernden Phrasenspiel übertüncht, und statt die Heiligkeit wieder in ihren vollen Glanz treten zu lassen, laufen alle diese wühlerischen Dichtungen auf eine Verflachung und unwürdige Auffassung derselben hinaus. Wie manches überspannte Gemüth hat nicht aus der unseligen, vergifteten Lecture jener Romane, welche, statt den Ernst der einmal geschlossenen Verbindungen zu schildern, ein verzerrtes Bild von der Aufgabe des Lebens verhalten, einen gefährlichen Ekel an den freiwillig eingegangenen Banden gesogen. Wie nüchtern und prosaisch erscheint dann nicht das wirkliche Leben jener Seelen, welche sich im trügerischen Wahne für „unbegriffen" halten, der prunkenden, innerlich ebenso hohlen und faulenden Poesie gegenüber, wie sie uns in den unwahren Gestaltungen des Romanlebens geboten wird. Nur selten hat sich ein Schriftsteller, der im Leben Mehr als eine Romanlüge sieht, der undankbaren Aufgabe, den Unsinn der „emancipirten Weiber" und der „femmes incomprises" aufzudecken, unterzogen. Und wenn es geschehen ist, so hat gewöhnlich der gute Wille dem Erfolge nicht entsprochen, noch im Talente die nöthige Unterstützung gefunden. Wir freuen uns daher, endlich einmal ein Werk anzeigen zu können, in dem die heilige Aufgabe der Ehe von einer Seite dargestellt wird, welche von der gewöhnlichen Auffassung, auf welche sich unsere Romantiker geworfen haben, himmelweit abweicht. Dazu kommt, daß die Dichtung „L'expiation, ou l'esquisse d'une vie de femme" Zeugniß ablegt nicht blos für die würdigen Gesinnungen, sondern ebenso für das unverkennbare Talent des ungenannten Verf. Die nächste Tendenz, welcher das Werk gewidmet ist, geht gegen die Ehescheidung, deren Übelstände und selbst sündhaften Elemente hier mit überzeugenden Gründen nachgewiesen werden. Es wird hier in einer Verkettung innerlich nothwendiger Ereignisse dargethan, wie entsittlichend schon die blose Möglichkeit einer Auflösung auf das ganze eheliche Verhältniß einwirken muß, und wie durch dieselbe mit der Religion zugleich alles moralische Gefühl verletzt wird. 17.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 338. —— 4. December 1846.

Zur Geschichte des thierischen Magnetismus.

(Beschluß aus Nr. 337.)

Dritter Abschnitt: „Die Magie bei den Griechen und Römern." Erste Abtheilung: „Die Magie der Griechen." Es eröffnet sich bei diesem Volke von solcher poetischen Natur eine reiche Fundgrube für magische Gegenstände. Das ganze Griechenthum ist dem Verf. eine lebendige Magie. Besonders ausführlich ist er über die „Orakel", bei deren Zeichnung seinem forschenden Auge nichts Wesentliches entgangen zu sein scheint.

Zweite Abtheilung: „Die Magie bei den Römern." Hier nehmen die Sibyllen eine bedeutende Stelle ein. Ueberraschend für den Unkundigen sind die hier nach dem heiligen Augustin („De civitate Dei", lib. XVIII, c. 23) citirten 27, die Ankunft Christi und seine Leiden voraussagenden Verse der erythräischen Sibylle:

In die feindlichen Hände der Untreuen wird er gerathen; mit giftigem Speichel werden sie ihn bespeien, ihn auf den heiligen Rücken schlagen; sie werden ihn mit einer Dornenkrone krönen, und zur Speise werden sie ihm Galle, zum Trank Essig geben. Der Vorhang im Tempel wird reißen und mitten am Tage wird eine Finsterniß sein drei Stunden lang; und er wird sterben, drei Tage im Schlafe ruhen und dann im freudigen Lichte als der Erste wiederkommen.

Aber nach allen darüber angestellten Untersuchungen geht als Endresultat hervor, daß die Sibyllinischen Bücher überhaupt viel spätern Ursprungs sind und von mehren Verfassern herrühren, welche meist im Zeitalter Hadrian's und der Antonine lebten. Merkwürdig ist es, wie klar schon Jamblichus die Erscheinungen des Hellsehens aufgefaßt hatte. Es heißt bei ihm unter Anderm („Jamblichi Chalcidensis ex Coelesyria de mysteriis Aegyptiorum"):

Bei der Annäherung einer solchen göttlichen Wahrsagung im Traume fängt sich an das Haupt zu neigen, und die Augen schließen sich unwillkürlich; es ist gleichsam ein Mittelzustand zwischen Schlafen und Wachen. In den gewöhnlichen Träumen schlafen wir fest und vollkommen; wir können nicht genau unterscheiden, was sich unserer Einbildung darstellt. Allein wenn der Traum von Gott kommt, dann schlafen wir nicht, wir erkennen genau alle Gegenstände und noch viel deutlicher, als selbst im Wachen. Und in dieser Art von Träumen ist das Wahrsagen gegründet. Das Leben unserer Seele ist doppelt; ein Theil hängt dem Körper an, ein Theil kann sich davon trennen und ist göttlicher Natur (altera corpori annexa, altera divina et separabilis). Im Wachen gebrauchen wir fast immer nur die körperliche Seele; im Schlafe hingegen werden wir gleichsam von jenen Banden des Körpers gelöst und bedienen uns jener freien, vom Körper getrennten Seele, und dann erwacht dieser geistige oder göttliche Theil alsobald in uns und handelt nach seiner eigenen Natur. Weil nur das Gemüth die Wesen betrachtet und die Seele den Grund aller Erzeugnisse schon in sich enthält, so ist es kein Wunder, wenn aus einer allgemeinen Ursache auch die Zukunft vorhergesehen wird. Wenn aber die Seele ihre doppelte Natur mit dem allgemeinen Geist, aus dem sie genommen ist, d. i. das Leben des Körpers und Verstandes, vereinigt, dann wird sie ein viel vollkommeneres Wahrsagen erlangen; dann wird sie mit aller Wissenschaft des Allgemeinen erfüllt, sodaß sie auch erfährt, was in den obern Welten geschieht u. s. w.

Es gibt aber verschiedene Arten dieser göttlichen Eingebungen; daher sind auch die Erscheinungen verschieden. Entweder wohnt Gott in uns selbst, oder wir weihen uns ihm ganz. Zuweilen werden wir der höchsten, mittlern oder untersten göttlichen Macht theilhaftig, zuweilen ist Gott in seiner bloßen Gegenwart vor uns, zuweilen ist es eine Gemeinschaft durch Eingebungen. Wieder nimmt nur die Seele an den Eingebungen Theil, oder der Körper zugleich mit und so der ganze Mensch (totum animal). Nach dieser Verschiedenheit gehen die verschiedenen Zeichen an den Begeisterten hervor: Einige nämlich werden am ganzen Leibe bewegt, Einige an gewissen Gliedern, Andere hingegen bleiben völlig in Ruhe. Zuweilen wird eine wohlgeordnete Harmonie vernommen, ein Tanz, oder ein übereinstimmender Gesang, zuweilen von diesen das Gegentheil. Zuweilen scheint ihr Körper in die Höhe zu wachsen, zuweilen in die Breite; zuweilen scheint er in der Luft zu schweben. Zuweilen vernehmen sie eine gleiche wohlklingende Stimme; wiederum die allergrößte Verschiedenheit durch Zwischenräume, durch höhere oder tiefere Töne u. s. w.

Eine der interessantesten Partien des Werkes sind des Verf. Forschungen über Magie in der Mythologie. Es wird hier unter Anderm auf eine sehr einleuchtende Weise dargethan, daß der ursprünglich wesentliche Inhalt der Mythologie ein naturwissenschaftlicher sei, daß die Magie schon vor der historischen Zeit in den Mysterien enthalten sei, deren Inhalt, Naturwissenschaft und Religion vorzüglich als Stoff zu der nachfolgenden Homerischen Mythologie diente; daß, sowie Naturwissenschaft, Poesie und Religion in der Urzeit ihrem innersten Wesen nach genau verbunden waren, so die ältesten geschichtlichen Überlieferungen alle drei miteinander vereinen, insbesondere aber die Arzneiwissenschaft mit Poesie und Theologie; daß man durch Vergleichung der neuen magnetischen Erfahrungen mit den alten mythischen Symbolen an mehre in dem höchsten Alterthum geltende

Sätze von der allgemeinen Wirksamkeit der Naturelemente gemahnt werde; daß die Naturpoesie die physiologischen und pneumatischen Wunder personificirte, woraus die Mythen hervorgingen, die eine physikalische Grundlage haben. Das Chaos, die Nacht, das Wasser, die Luft, das Feuer und das Licht, Elektricität und Magnetismus, in den Bildern der Zwillingssöhne Kastor und Pollux versinnlicht, der Magnetismus und die Hercules-Mythe, die zu dem Herculischen Mythenkreise gehörenden Daktylen und Bätylien, andere damit zusammenhängende mythologische Gegenstände und Symbole des Feuers: das Feuer der Vestalin, des Hermes, der Cybele, des Pan, das elektrische Feuer und die samothrazischen Ringe, als magnetisch-elektrische Baquete und Leitungsmittel u. s. w., werden in dieser Beziehung einer besondern Betrachtung unterworfen.

Vierter Abschnitt: „Die Magie bei den Germanen.“ Wir sehen hier, in der dritten und letzten Periode der Geschichte, die Magie in einem etwas andern Gewande, nämlich dem religiösen christlichen. Auch die Lehre des Christenthums unterliegt dem allgemeinen Gesetze der sich fortbildenden Entwickelung, und das germanische Volk scheint bestimmt, der vorzüglichste Träger jener Entwickelung und Verbreitung zu sein, nachdem sich der mythologische Proceß bei den Griechen geschlossen hatte. Der Zauberglaube behielt jedoch auch im Christenthume seine Macht, und obgleich Christus der Schlange den Kopf zertrat, so lebte sie doch nach und nach wieder auf und erlangte namentlich im Mittelalter jene furchtbare, bisher unerhörte Macht.

Nachdem der Verf. in der ersten Abtheilung die „Magie bei den alten Deutschen und bei den nordischen Völkern“ einer nähern Betrachtung unterworfen hat, führt er uns in der zweiten Abtheilung in das Gebiet der „Magie des Mittelalters“, der Zauberei, des Hexenwesens, der Hexenprocesse, des Besessenseins und der epidemischen Krämpfe: magische Zustände, die leider auch in unserer Zeit ihren alten Klang noch nicht ganz verloren haben, und als Auswüchse einer an sich wahren und nicht abzuleugnenden Reihe von Erscheinungen erst mit dem weitern Fortschreiten der Naturwissenschaften ihre Deutung und Erledigung finden werden. Auffallend ist es, daß, sowie in der heidnischen Zeit, so im Mittelalter hauptsächlich Frauen, aber in einer andern Bedeutung des Wortes als derjenigen, in welcher sie es jetzt noch sind, als Zauberinnen angesehen wurden. Frauen, nicht Männern, war das Auslesen und Kochen kräftiger Heilmittel angewiesen, wie die Bereitung der Speise ihnen oblag; Salbe fertigen, Linnen weben, Wunden heilen mochte ihre linde weiche Hand am besten verstehen. Weibern verliehen Erfahrung und behagliche Muße alle Befähigung zu heimlicher Zauberei. Frauen waren Priesterinnen, Wahrsagerinnen; je nach Verschiedenheit der Volksmeinung berühren sich Nornen und Völven, Valkyrien und Schwanjungfrauen mit göttlichen Wesen oder Zauberinnen.

Eine merkwürdige, bis jetzt noch nicht erklärte Erscheinung ist die Unempfindlichkeit gegen die stärksten äußern Reize, wie sie zuweilen beim Starrkrampf, im Wahnsinn und in der Entzückung, aber auch bei magnetisch Hellsehenden vorkommt. In Paris hat vor einigen Jahren eine Hellsehende das Abnehmen einer verhärteten Brust sich selbst im Schlafe verordnet, und als diese auch nachher im Schlafe weggenommen wurde, war sie sehr verwundert darüber, denn sie hatte die Operation nicht empfunden. Ähnliches hat auch der Verf. beobachtet, und Ref. hat wenigstens mehre male Somnambulen gesehen, welche sich Aderlässe verordneten, und als diese vorgenommen worden waren, davon im wachen Zustande Nichts wußten. Das auffallendste Beispiel der Art aber begegnete ihm jüngst in einer kleinen englischen Schrift, deren Titel seinem Gedächtniß entschwunden ist. Der Berichterstatter erzählt, daß einem Manne, in Gegenwart mehrer glaubwürdigen Zeugen, im magnetischen Schlafe ein Bein abgenommen worden sei, ohne nur einen Schmerzenslaut ausgestoßen, und ohne im wachen Zustande auch nur eine Spur von Rückerinnerung an die Operation gehabt zu haben. Die Beobachtung wurde dem Collegium der Ärzte in London vorgelegt, aber ihr die Aufnahme in ihre Annalen einstimmig versagt. Die Herren hielten die Sache für ein Märchen, weil — sie mit wissenschaftlichen Principien nicht zu vereinigen war! Zu den Zeiten des Hexenwesens nannte man eine solche Unempfindlichkeit den Teufelsschlaf. Interessant sind die analogen und mit Zauberei Nichts zu thun habenden Fälle, welche der Verf. aus der neuern Zeit anführt und welche wohl geeignet sind, die Aufmerksamkeit der Ungläubigen unter den Ärzten und Physiologen auf sich zu ziehen. So erzählt Horst in seiner „Zauberbibliothek“ (V, 395), daß ein Kaufmann Löhnig aus Schlesien unter Kaiser Paul's Regierung zu 175 Knutenhieben verurtheilt worden sei. Zugleich erhielt ein Zweiter 30, ein Dritter 50 Hiebe, wovon Löhnig den Erstern vor sich sterben, den Andern mit den Füßen wegstoßen sah. Und als die Reihe endlich an ihn kam, verlor Löhnig von diesem Augenblick an unter den Streichen der Knute das Bewußtsein und alle Empfindung. Er erhielt die volle Zahl der Hiebe, es wurden ihm beide Nasenlöcher aufgerissen und die Stirn gebrandmarkt, und Löhnig hatte von diesem Allen nach seiner Versicherung Nichts empfunden. Auch Heim erzählt (Horn's „Archiv für praktische Medicin und Klinik“, Bd. 6, Nr. 3) von temporairem Verluste des Bewußtseins und der Empfindung bei sonst gesunden Individuen. Unter Anderm bekam ein Soldat von zwei Unteroffizieren 50 Prügel, die er aushielt, ohne ein Zeichen von Schmerz von sich zu geben und ohne sich zu rühren. Nach dem Aufhören sagte der Mishandelte zu dem commandirenden Offizier: „Ich bitte um Verzeihung, daß ich in Ihrer Gegenwart eingeschlafen bin.“

In der dritten und letzten Abtheilung gibt der Verf. „Mystische Ansichten und Versuche der philosophischen Aufklärung über die Magie im Mittelalter“, wobei besonders Theophrastus Paracelsus', Baptista van Helmont's, Hein-

rich Cornel [Agrippa von Nettesheim's, Robert Fludd's, M. Maxwell's, Athanasius Kircher's, Tenzel Wirdig's, Samuel Swedenborg's, Jakob Böhme's u. A. Lehren in Auszügen vorgeführt und zum Theil beleuchtet werden. Es ist nicht zu leugnen, daß sich darin manche Wahrheiten und manche tiefe Blicke in das Gebiet der magischen Erscheinungen finden, aber das Meiste ist doch dergestalt in die Nebelwolken der Schwärmerei versenkt und trägt so das dunkle Colorit der Zeit der es entstammt, daß man selbst in einem gewissen Grade von der Schwärmerei angesteckt sein muß, um es genießbar zu finden.

K. Hohnbaum.

Zur Tagesliteratur.

Für die preußische Verfassungsfrage ist folgende Schrift höchst interessant:

1. Über Gegenwart und Zukunft der preußischen Verfassung von Konstantin Frantz. Halberstadt, Frantz. 1846. Gr. 8. 20 Ngr.

In den Anfangspunkten stimme ich mit dem Verf. vollkommen überein. Der preußische Staat ist etwas Besonderes, was besonders zu erkennen, wenn man über seine Gegenwart und Zukunft richtig urtheilen will. Er ist vorzugsweise deshalb besonders, weil ihn nicht eine Nation, sondern die Regierung gebildet hat. Er ist reiner Staat, d. h. regierte Gesellschaft. Daher stimme ich auch in dem Ausgangspunkte mit dem Verf. überein, daß der preußische Staat das Politische und Sociale in sich vereinigen und Demokratie (freie Bewegung der Meinungen) mit Geistesaristokratie (wahrer Beamtenherrschaft der Erfahrung) unter einem starken Königthume darstellen werde. Aber in Bezug auf den Weg vom Anfange zum Ausgange vermag ich nur in zwei Punkten mit dem Verf. zusammenzugehen, nämlich darin, daß die constitutionnelle Repräsentation nicht der Hebel des Fortschritts ist, und darin, daß das zu Conservirende in Preußen die Gewalt der Regierung ist, damit sie progressiv wirke. Des Verf. System der Berufung, um die „politische Quintessenz" des Geistes des Volkes zu erhalten für den Dienst der Regierung, ist eben solche Phrase als der Verf. den Liberalen vorzuwerfen an vielen Stellen eifrig genug ist. Wäre es ein sicheres Mittel, so hätte der Verf. nicht Noth gehabt gegen seine Ausartung das moralische Gewicht der ständischen Repräsentation herbeizurufen, abgesehen, daß in unserm trug- und gewaltvollen Leben die gewünschte Wirkung von solcher Ursache nicht ausgehen, und auch abgesehen davon, daß die Regierung in jedem einzelnen Falle ihre Berufung zu rechtfertigen im Stande sein wird. Ich gebe dem Verf. das Princip der Stände zu, wiewol er consequent es für Preußen verwerfen müßte; denn es läßt sich nicht zusammenreimen, daß in Preußen keine Nation sein solle und doch von Ständen emphatisch bewundert ist, wie sie das Resultat einer tausendjährigen Nationalentwickelung wären. Doch der Verf. ist nicht zu selten enragirt für preußische Conservation; mag es bei diesem Patriotismus sein Bewenden behalten. Ich gebe auch zu, daß die ständische Repräsentation der Interessen eine ganz vernünftige Sache sei; wiewol hier der Verf. von der preußischen Staatsbewegung nicht ganz genau unterrichtet ist oder sein will. Die ständische Repräsentation gehört nach den Reformideen aus den Jahren 1808 fg. zu den Provinzial-Regierungsbehörden, damit durch sie, wie die Verordnung vom 26. Dec. 1808 sich ausdrückte, die öffentliche Administration mit der Nation in nähere Verbindung gesetzt, der Geschäftsbetrieb mehr belebt und durch Mittheilung von Sach-, Orts- und Personenkenntniß möglichst vereinfacht würde. Daß die Provinziallandtage der Stände diesem naturgemäßen Wege vom örtlichen Gesellschaftswillen zum örtlichen Regierungshandeln entrissen und in eine schiefe, Handlung zu erzeugen unfähige Stellung zur Centralregierung gebracht sind, verdanken wir leider dem Historischen, wie der Verf. auch einstimmen möchte. Aber das ist Alles noch nicht der Weg des Staats. Der Verf. sagt selbst, der Staat scheide sich in Regierung und Unterthanen, nicht in Regierung und Stände. Die Staatsgenossen als Unterthanen sind also nicht blos Standesgenossen, sondern auch Menschen. Jeder Mensch ist nun nach seinem Willen einzeln für sich. Er hat seine Meinungen. Was aber die Menschen in einer Gegenwart oder in einem Staate wollen, ist geschichtliches, ihnen angeborenes Product. Und nun kann der Verf. die Thatsache des politischen Willens und der politischen Meinungen der preußischen Unterthanen hinwegleugnen? Wenn man also hier eine Thatsache zugestehen muß und wenn das allgemeine Wohl Princip der preußischen Staatsregierung ist, wie in aller Welt kann Denen wohl sein, deren zur Zeit natürliches geistiges Bedürfniß in seinen Trieben unterdrückt und gehemmt ist? Das System der Berufung von Beamten, die kein anderes Amt haben als was ihnen vorgeschrieben ist, die auch selbst als Berufene und Erleuchtete Nichts selbst thun dürfen, kann jenem Streben nicht genügen. Und hier ist mein erster nothwendiger anderer Weg. Sollen die Beamten eine wahre geistige Herrschaft ihrer Erfahrung haben, nicht blos den Zwang ihres Amts anlegend, so müssen sie auch frei in dem Urtheile ihrer Erfahrung sein; frei von jeder Meinung der Regierung. Der zweite nothwendige andere Weg ist, daß, wenn die gegenwärtige Repräsentation Nichts tauge, daraus nicht zugleich folgt, daß der neben der Erfahrung nothwendige Inhalt des Staats, die Meinung, die an den Unterthanen, um das Wort des Verf. beizubehalten, zu Tage geht, gar nicht mitwirken solle. Der Verf. selbst ist für Demokratie, d. h. nach heutiger Bedeutung des Worts für freie Bewegung der Meinungen, unter einem starken Königthume. Ganz gut. Beides, Demokratie und starkes Königthum, haben in Preußen Anknüpfungspunkte. Jene darin, daß Jedermann in Preußen Freiheit hat, seine Meinung dem Staatsoberhaupte zu sagen. Diese Freiheit ist nur nach Rechtsformen zu regeln. Das ist aber gewiß, und dem Verf. beizustimmen, daß nicht vorzugsweise opponirend und controlirend jene Freiheit wirke, sondern mit der Liebe Herzen, helfend und fördernd. Das ist christlicher Wille. Wenn dazu, als zur Quelle des Heiligen Geistes der Liebe, der Staat an den Busen der Kirche gelegt wird, habe ich gegen den Verf. Nichts einzuwenden; wenn er aber wiederum an einer andern Stelle von der Nothwendigkeit eines Glaubensbekenntnisses für den preußischen Staat spricht, so ist Das gewiß auch nur eine Phrase, an denen, wie der Verf. wohl weiß, die Zeit so reich ist. Das Gesetz vom 22. Mai 1815 ist in seiner Bedeutung vom Verf. ganz falsch beurtheilt. Es ist nicht nur nicht ganz gleichgültig für die Beurtheilung der preußischen Verfassungsfrage, sondern sogar sehr wichtig; nicht zwar wegen der versprochenen Repräsentation, sondern der in diesem Versprechen liegenden Anerkenntnisse auch des Staatsoberhaupts in Betreff seiner Pflicht, die Regierung fortan nur mit Hülfe der Unterthanen zu führen. Es ist von dem Verf. an vielen Stellen sehr treffend darauf aufmerksam gemacht, daß es Wille der preußischen Regenten von jeher gewesen, ihre Pflichten nicht zu bemänteln, und wenn der Verf. das Gesetz über die Meinungsfreiheit der preußischen Unterthanen näher ansehen wollte, so wird er finden, daß daselbst den Vorgesetzten der Departements die Pflicht auferlegt ist, die Anzeigen und Foderungen der Unterthanen zu beachten, dem Könige aber nicht; und eben aus der Anerkenntniß auch dieser Pflicht ist die Verordnung des Jahres 1815 entsprungen. So ist diese eine durch die Geschichte bewirkte Ergänzung der bestehenden preußischen Landesverfassung dahin, daß die Meinungsfreiheit, nach dem Willen des Königs, auch gegen ihn zur Foderungsfreiheit werden soll; und die Verwirklichung ihres Sinnes ist also noch heute ein Object gerechter Foderungen.

Einen Act der preußischen Staatsregierung beurtheilt:

2. Über das Verbot ganzer Verlagsfirmen von Heinrich Bernhard Oppenheim. Karlsruhe, Groos. 1846. Gr. 8. 6 Ngr.

und zwar erstens nach der privatrechtlichen Seite. Hier soll das Verlagsverbot das Eigenthum an den betroffenen Büchern gänzlich aufheben. Das ist unrichtig. Es wird der Nutzen geschmälert, insoweit ihn der Verleger Hr. Julius Fröbel und Comp. in Zürich aus dem Verkaufe seiner Artikel in Preußen etwa mehr ziehen könnte. Auch das sogenannte geistige Eigenthum des Schriftstellers, unter welcher Bezeichnung ich nur verstehen kann, daß der Schriftsteller Freiheit habe, solche geistige Wirkungen zu verbreiten, von denen sein geistiges Eigenthum die Ursache ist, wird nicht aufgehoben; seine Wirkungen werden eben nur für Preußen behindert. Hat nun freilich der Autor ein Recht, seine Freiheit zu gebrauchen, d. h. sein geistiges Eigenthum wirken zu lassen, was aus der Wissenschaftlichkeit seines Geistes zu erkennen sein wird, so ist das Verbot seiner Wirkung für die im Umkreise eines Staats lebenden Menschen ein Unrecht an deren Geiste und am Geiste selbst, insofern er durch einen Schriftsteller wirkt und wissenschaftlich zu wirken gerechte Freiheit seines Wesens ist. Doch Dieses auszuführen hat der Verf. nicht angetreten. Er ist nur der Meinung, daß diejenigen Schriftsteller, welche wissenschaftliche Werke im Verlage von Fröbel hätten, dieselben jetzt bei einem preußischen Buchhändler unterzubringen denken könnten; und warum? um davon zu leben? Aber wie selten lebt der Schriftsteller vom Verlage seiner Werke; mit dem Honorar ist er für eine Auflage abgefunden. Er würde nur die Aussicht auf einen Gewinn aus einer zweiten Auflage verlieren, weil eben der Debit des Werkes behindert worden. Unmittelbaren Schaden also scheinen auch die Autoren nicht gelitten zu haben, die auf Honorarbedingung der Fröbel'schen Buchhandlung ihre Werke übergeben haben, insofern jene Bedingung von dieser vollständig erfüllt oder, auch nach dem preußischen Verbote, zu erfüllen von der Buchhandlung nicht geweigert worden ist. Freilich wol ist es von dem Verf. richtig hervorgehoben, daß die Buchhandlung nicht schuldig ist; sie hatte keine Verpflichtung sich die Kenntniß der preußischen Gesetze zu verschaffen. Aber der ganze Fall liegt nicht in der Arena des Privat- oder besondern Strafrechts; er ist nur bedeutend für Unterdrückung gerechter geistiger Wirkungen durch das Mittel des Fröbel'schen Verlags, welche Seite aber vom Verf., wie schon angeführt, viel zu wenig hervorgehoben ist, und als Frage des friedlichen Verkehrs. Der Verf. redet dabei von einem internationalen Privatrechte, einen ganz unverständlichen Ausdruck gebrauchend. Das Privatrecht ist nie international. Aber es ist mit diesem Modeausdrucke so, wie Plutarch von den Geographen seiner Zeit erzählt; wenn sie die Bewohner einer Gegend nicht kannten, gaben sie ihnen frischweg den Namen Scythen. So redet auch der Verf. unrichtig von einer Beleidigung des Staats Zürich, als wenn dessen öffentlicher Wille mit dem Privatwillen des Buchhändlers, der vorzugsweise nur seine Kasse im Auge gehabt hat, etwas gemein oder ihn gebilligt oder autorisirt hätte. Es ist Nichts weiter als die Handlung aus der Vorstellung der Regierung, daß direct feindselige Tendenzen gegen sie durch die Presse verübt werden. Aus dem Grunde sind Zeitungen verboten, wenn sie auch neben allerlei unschuldigen Dingen solche Artikel enthielten, die auf jene Vorstellung beziehen zu müssen die Regierung geglaubt hatte. Wollte also der Verf. Etwas thun, so müßte er die Unrichtigkeit dieser Vorstellung bekämpfen. Das wichtige Object also, das der Verf. sich gewählt, ist überall nur mit schwachen Kräften angegriffen worden. Man braucht zu solchen Dingen nicht blos guten und warmen Willen, der überall gezeigt ist, sondern auch beißende Zähne, Verstand, welcher fehlt.

(Der Beschluß folgt.)

Friedrich Leopold Graf zu Stolberg.

Die „Blätter für literarische Unterhaltung" enthielten in Nr. 315 u. 316 eine Anzeige meiner unter obigem Titel erschienenen Schrift. Zur Würdigung sowol jener Anzeige als der Schrift selbst mögen folgende wenige Worte dienen. Dem Kenner der Stolberg'schen Werke wird der Name meines seligen Vaters bekannt sein; er wird wissen, daß Dieser den Grafen nach Italien begleitete und daß er bis an seinen Tod der innigst treu gebliebene Freund der gräfl. Stolberg'schen Familie blieb, — wie ich Dies in meiner „Denkschrift auf G. H. L. Nicolovius" näher dargestellt habe. Unter solchen Verhältnissen ist es wol natürlich, daß mein Herz den Namen des in Rede stehenden Mannes von früher Jugend an mit Hochachtung umfaßte, und so waren denn auch die einzigen Quellen meiner Schrift eigenhändige Zeugnisse und, mit Steffens zu sprechen, was ich erlebte. Die in der erwähnten Anzeige aus dem Texte gerissenen Worte, welche mich dem Hohngelächter preisgeben sollten, sind die eigenen Worte des Grafen. Ich habe die Schrift mit der Äußerung begonnen, daß meiner Ansicht nach eine Lebensbeschreibung in dem nämlichen Grade sich der Vollkommenheit nähere, in welchem sie den Charakter einer Selbstschilderung gewinnt, und die gesammte Familie des seligen Grafen F. L. zu Stolberg hat mir die durchaus richtige Auffassung Desselben bezeugt.

Alfred Nicolovius.

Literarische Anzeige.

In meinem Verlage ist neu erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Weltgeschichte

in

Umrissen und Ausführungen

von

F. W. Loebell.

Erster Band.

Gr. 8. (39 Bogen.) Geh. 2 Thlr.

Eine Weltgeschichte in erzählender Form, von einem Umfange, der zwischen compendiarischer Kürze und erschöpfender Ausführlichkeit die Mitte hält, wie sie der dem größern Publicum durch die mehrmalige Herausgabe der Becker'schen Weltgeschichte bereits bekannte Verfasser dieses Werkes durch dasselbe zu geben beabsichtigt, ist nicht allein für den Gelehrten von Fach, sondern überhaupt für alle Diejenigen Bedürfniß geworden, welche nicht in den Vorhallen der Geschichte stehen bleiben, sondern die Ergebnisse der heutigen Wissenschaft kennen lernen wollen. Wie die Begebenheiten, die Zustände, alle Erscheinungen in der Geschichte eines Volkes einander bedingen; wie sie mit dem Kreise seiner Anschauungen und Gedanken zusammenhängen; wie sie eine fortgehende, auf- und absteigende Entwickelungsreihe ausmachen; welche Bedeutung die Eigenthümlichkeit des Volkes und seiner Cultur in ihren Beziehungen zur Geistesbildung anderer Völker, zur Weltcultur haben: — das Alles, insofern es ermittelt ist, wird durch den Verfasser von der Schulsprache entkleidet vorgeführt, sodaß der Zweck des Werkes auch bei denjenigen Lesern nicht verfehlt werden wird, die keine gelehrten Vorkenntnisse besitzen.

Leipzig, im December 1846.

F. A. Brockhaus.

Verantwortlicher Herausgeber: **Heinrich Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig.**

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 339. —— 5. December 1846.

Kulb und Berghaus.

1. Länder- und Völkerkunde in Biographien von Ph. Hedw. Külb. Erste bis achte Lieferung. Berlin, Duncker und Humblot. 1845—46. Gr. 8. 2 Thlr.
2. Die Völker des Erdballs, nach ihrer Eigenthümlichkeit in Regierungsform, Religion, Sitte und Tracht. Geschildert von Heinrich Berghaus. Mit 150 colorirten Abbildungen. Erste bis neunzehnte Lieferung. Brüssel, Muquardt. 1845—46. Ler.-8. 6 Thlr. 10 Ngr.

Zwei vortreffliche literarische Unternehmungen, auf welche man kaum anders als mit ungetheiltem Beifall blicken kann. Ref. hat auf die allmälige Entwickelung dieser Werke ein sehr aufmerksames Auge gerichtet und er muß gestehen, daß ihm dadurch ein großer, durch Nichts getrübter Genuß zu Theil geworden ist. Beide schließen eine reiche Fülle von allgemein bildender, allgemein interessirender Belehrung in sich und geben Alles mit so richtigem Takte, auf so anziehende Weise, daß sie die gebildete ganze Lesewelt recht warm für sich befreunden werden. Populair zu sein ist beider Zweck, aber ihre Volksfaßlichkeit besitzt eine edle Höhe, zu der sich die gelehrtesten Leser gern herablassen mögen, zu der sich das gebildete große Publicum ebenso gern hinaufführen läßt. Gehören nun auch beide mit in die Classe der leichten, unterhaltenden Weltreiselecture, vermeiden auch beide mit streng durchgeführter Absicht allen Ernst wissenschaftlicher Forschungen, so erkennen wir darin Nichts weniger als eine Schwäche, sondern sogar eine in vieler Hinsicht wichtige starke Seite, welche nicht dringend genug der sorgfältigsten Beachtung und Nachahmung zu empfehlen ist. Durch Werke von so unverdorbenem, kerngesunden Geiste wird es allein nur möglich, den schrecklichen Folgen der unreinen Flut der neuesten inländischen und ausländischen sogenannten schönen Literatur einen schützenden Damm entgegenzusetzen; durch solche Werke kann die in unserer Zeit so stark misbrauchte, überspannte und übersättigte Lesewelt sich wieder kräftigen und in einen erquicklichen geistigen Culturzustand, bis zur einfachen Natur zurückkehren. Vor 30, 40 Jahren fühlte man überall, aber vorzugsweise in Frankreich, daß es an der Zeit sei, der damals Alles beherrschenden Sentimentalität, der weichlichen, übersüßen, empfindelnden Schreibweise entgegenzuarbeiten; — man legte allmälig Hand an, den Geschmack wieder an derbere Kost zu gewöhnen, gerieth aber dabei gar bald so stark in Eifer, daß des Guten viel zu Viel geschah. So wurden auf der direct entgegengesetzten Seite immer raschere, kühnere Schritte vorwärts gethan und man kam aus der Charybdis in die Scylla. Die jetzt waltende Schreibart bildete zu der vorhererwähnten einen noch viel schädlichern Gegensatz. Die vom großen Publicum beachtete Lecture ist ein wunderliches Gemisch von affectirter Kraft und unwahrer, unnatürlich feiner Gemüthstiefe, von widernatürlicher Roheit und nackter bitterer Wirklichkeit — ein wildes Losstürmen auf Alles was früher zum guten Geschmacke gehörte —, eine Nervenerschütterungsmanie. Der alte Maßstab des Schönen wird verhöhnt, mit Füßen getreten, einen neuen hält man für überflüssig. Das ist ein gefährliches anderes Extrem. Es ist hohe Zeit, daß man wieder umkehre, um zur goldenen Mitte, zur einfachen und wahren Natur und Kunst zurückzukommen. Und weil nun unsere Werke diesem ernsten Wunsch nicht entgegenstehen, weil sie den Blick auf den Menschen der Erde richten, wie derselbe in seiner einfachsten Natur angetroffen wird, und lebhaft dafür zu interessiren wissen, so begrüßen wir sie mit inniger Freude und hoffen von ihren Einflüssen das Beste.

Der Titel „Länder- und Völkerkunde in Biographien", wie ihn unser erstes Werk an der Stirn trägt, ist allerdings ein ganz richtiger, aber nicht gerade ein stark anziehender, weil er zu sehr den Klang der Nachahmung an sich hat. Daher mag es mehre Leser geben, welche wie der Ref. mit einem gewissen Vorurtheil sich an das Buch machen, aber dann gar bald sehr angenehm enttäuscht und dauernd gefesselt werden. Man fühlt, der Verf. tritt ganz selbständig auf, ist weit entfernt von bloßer Nachahmung. Auch darf man dem Gegenstande nur einiges Nachdenken schenken und es springt klar vor die Seele, daß eine Länder- und Völkerkunde sich fast noch besser zu einer biographischen Behandlungsart eignet als die Weltgeschichte.

Alles was wir von unserer Erde und ihren Bewohnern wissen ist ursprünglich an die Eigenschaften, Schicksale und Thaten einzelner hervorragender Menschen geknüpft. Daher ruht das allgemein wahrgenommene Interesse des gebildeten großen Publicums für Weltgeschichte in Biographien auf einem sehr naturgemäßen

sichern Grunde, und die Erd- und Völkerkunde, mag sie der Weltgeschichte über- oder untergeordnet auftreten sollen, gewinnt ihre allgemein anziehenden und wahrhaft bildenden Momente ganz sicher ebenfalls erst auf diesem von Natur vorgezeichneten biographischen Felde. An die populairen Bestrebungen eines Bredow, Böttiger, Schwarz in Hinsicht der biographischen Weltgeschichte schließen sich die Versuche von Bürck, Hermes, Külb in Hinsicht der biographischen Ethnographie würdig an. Diese Behandlungsweise beider Wissenschaften scheint für den ersten Augenblick ganz neu zu sein, aber sie ist es nur im Vergleich zu den von dem Mittelalter bis auf unsere Zeit eingeschlagenen Wegen: — Herodot, Strabo, Cäsar, Tacitus gegenüber ist sie es aber gar nicht.

Der Begriff der Biographie wird jetzt gar oft zu eng nur auf das Leben eines einzelnen Menschen bezogen, und daher kommt es, daß man den Titel des Külb'schen Werkes auch ebenso beschränkt deutet. Die Biographie kann aber recht gut auch zur Lebensbeschreibung eines ganzen Staats, zu einer Entwickelungsgeschichte, zur Charakteristik ganzer Länder und Völker erweitert werden, und es ist dann der Geschicklichkeit des Biographen anheim gegeben, zur rechten Zeit das Thema richtig zu nehmen, sodaß dasselbe sich bald nur auf die Erlebnisse eines alleinstehenden Menschen, bald auf die Schicksale und Eigenthümlichkeiten ganzer Völker und Staaten bezieht. Und in diesem Punkte ist unsers Verf. Leistung ungemein zu loben. Das Individualisiren ist einer jeden Biographie vornehmster Zweck, aber nicht weniger auch das möglichst allseitige richtige Kennenlernen des Individuums. Da nun ein Mensch, Volk, Staat, Land nie allein steht, sondern immer in Beziehung auf ähnliche, benachbarte, feindliche, freundschaftliche, einflußreiche andere Menschen, Völker, Staaten, Länder, so versteht es sich von selbst, daß in den richtig angelegten und durchgeführten Biographien nicht blos das biographische Subject, sondern auch alle sein Handeln, Leben und Sein bedingenden Objecte sorgfältig mit in die Betrachtung gezogen werden müssen. Aus den Biographien der Welteroberer, der Begründer der Staaten, Künste, Wissenschaften und Kirchen, der Urheber und Lenker großer Volksbewegungen ist das Gebäude der Weltgeschichte zusammengesetzt, und aus den Biographien der Weltreisenden, der Entdecker und Beschreiber neuer Länder und Völker auf Erden ist nach und nach die Erdkunde entstanden. Will man also die Erdkunde genetisch begründen, so muß man mit Hülfe von Biographien der Epoche machenden Weltreisenden den ersten Grund legen. Und in diesem Sinne gibt uns Külb ein ganz vortreffliches Material.

In dem naturgemäßen Gedankengange eines jeden gebildeten Selbstdenkers liegt es unverkennbar tief begründet, daß er bei dem geistigen Blicke auf ein Land und seine Bewohner nach der Geschichte des allmäligen Bekanntwerdens fragt. Er will nicht blos Aufschluß haben über den unmittelbar vorliegenden Stand der Dinge, sondern er will auch erfahren, wie Alles zur Zeit der ersten Entdeckung war und wie es nach und nach zur gegenwärtigen Höhe emporgestiegen, oder durch welche Vorgänge und Ursachen es vielleicht gesunken, zersplittert, vernichtet worden ist. Eine solche Geschichte der Länder und Völker ist es, wofür sich Jeder interessirt, der die bewohnte Erde denkend ins Auge faßt, der darin Mehr sieht und sehen will als eine beiläufige Veranlassung zur angenehm unterhaltenden Tagespolitik und Handelsspeculation. Daß nun Hr. Külb sich hauptsächlich hat angelegen sein lassen, diesen denkenden Freunden der Erdkunde einen befriedigenden Aufschluß über alle diese und damit verwandte Fragen zu geben, Das wird sein Buch zu einem geschätzten Lieblinge des Publicums machen.

Ein warmes Interesse für diese Biographien möchte wol so leicht Niemandem fehlen, der sich die Mühe gibt sie zur Hand zu nehmen; — dadurch ist aber schon ein Großes gewonnen für die Liebe zur Erdkunde, denn ein solches Interesse kann ohne einen geographischen Unterbau und Ausbau nicht gut bestehen. Es macht das Studium der Erdkunde nothwendig, und eine solche Nothwendigkeit ist durchaus keine drückende Last, nein, es ist ein unwillkürlich sehr gern gethanes Geschäft.

Das Buch hat auf seinem Titel den gar oft misbrauchten Zusatz „für Schule und Haus“ nicht, man darf aber seinem Inhalte nur einige Aufmerksamkeit schenken, so ist der gerechte Anspruch auf diese zwiefach praktische Eigenschaft ganz unverkennbar. Für das Haus ist es, sobald darin ein solider Sinn für geistige Anregung, für allgemein belehrende, veredelnde Lecture noch die gesunde Oberhand behalten hat, sobald Vater und Mutter, Sohn und Tochter, überhaupt die gebildeten Erwachsenen alle noch nicht verfüttert sind mit dem modernen französischen Wucherwuchse und der nachahmenden deutschen jungen Feder, welche leider am schöpferischsten zu walten versteht in dem leichtfertigen Übersetzungshandwerke leichtfertiger Romane und Lustspiele. Unsers Verf. Werk ist eine in einem ehrlich deutschen Kopfe gereifte gute Frucht, an deren Genuß sich der gesunde Geschmack gesund erhält und der verweichlichte, kränkelnde wieder erstarken und genesen kann. Darum ist Külb gut für das Haus. Aber er ist auch gut für die Schule, besonders für den Lehrer, und Dies nicht blos für die strebsamen jüngern, welche in dem genialen Ritter den Gründer unserer heutigen Erdkunde bewundern und ihm Schritt für Schritt nachfolgen, sondern auch für die der ältern oder vermittelnden Schule, welche von der jungen Wissenschaftlichkeit noch nicht den segensreichen Erfolg erkannt zu haben behauptet. Külb steht neutral und befreundend zwischen allen Methoden der Erdkunde; er erkennt in jeder das Gute an und gibt ihr in unbefangener Bereitwilligkeit die trefflichsten Mittel und Wege zum Besserwerden. Auch für den Schüler besitzt das Buch seine guten Seiten, aber wol nicht in der Schule als Schulbuch, sondern zu Hause als interessantes Lesebuch. Und als solches ist es ebenso in erdkundlicher wie in stilistischer Hinsicht belehrend, anregend und belebend

Es besitzt ganz die Gabe sich den Jüngling zum Freunde zu machen und in jeder Beziehung wohlthätig für die Beschäftigung und Ausbildung des jugendlichen Geistes zu sorgen. Selbst für Gelehrte, für Geographen, Historiker, Natur-, Sprach- und Alterthumsforscher von Fach zeigt es anerkennenswerthe gründliche Studien und ist ganz dazu geschaffen noch Manchen von ihnen mit hinüber zu nehmen auf die von ihm betretene fruchtbare Bahn. Das wäre sehr wünschenswerth, denn es fehlt hier nicht an gutem Boden, aber noch sehr an geschickten cultivirenden Händen und Köpfen.

Die Biographien unsers Werkes folgen sich ziemlich genau in chronologischer Ordnung. Der erste Band zerfällt in drei Bücher, wovon das erste das Alterthum ins Auge faßt und, so weit es der Mangel an Nachrichten über die Individualität der Entdecker gestattet, von den hervorragenden Weltreisenden der Phönizier, Karthager, Griechen und Römer handelt. Der Verf. nimmt gerade in diesem Buche die Nachsicht seiner Leser in Anspruch. Er sagt selbst:

Kein einziges der gewiß in nicht geringer Anzahl vorhandenen Tagebücher phönizischer, griechischer und römischer Reisenden ist in seiner ursprünglichen Gestalt auf unsere Zeit gekommen und sogar die Echtheit der wenigen Bruchstücke, die sich in spätern Überarbeitungen erhalten haben, wird bezweifelt. Es blieb deshalb kein anderer Ausweg, als die in geschichtlichen Werken niedergelegten Berichte, welche aus unmittelbarer Kenntniß der geschilderten Länder und Völker flossen, an die noch aufzubringenden spärlichen Notizen über die Lebensverhältnisse der Verfasser anzuknüpfen und in einen wenigstens scheinbaren Zusammenhang zu bringen; denn manche Lücke war in der That schwer auszufüllen, manche kaum zu verdecken. Über manche Kluft hätte zwar eine kecke Brücke von gelehrten Hypothesen geschlagen werden können, der wahrheitliebende Leser mag es dieser schlichten Darstellung aber Dank wissen, daß sie es vorzog, den gesammelten Stoff lieber in seiner Dürftigkeit zu zeigen als ihn durch fremdartige Zusätze zu bereichern oder vielmehr zu verunstalten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Zur Tagesliteratur.

(Beschluß aus Nr. 338.)

Mit Sachkenntniß und gesundem Urtheile ist geschrieben:

3. Die Justitiarien, Schattenriß von E. R. M—ch. Charlottenburg, Bauer. 1846. Gr. 8. 20 Ngr.

Die wahre Schattenseite der Justitiarien, daß sie nicht als unmittelbare Staatsdiener betrachtet würden, auf Staatspension für sich und ihre Witwen keine Aussicht hätten, von Kündigungen abhingen, ist treffend hervorgehoben worden. Vorzüglich auf eine Foderung des Verf. ist aufmerksam zu machen, daß collegialisch geformte Landgerichte zu bilden seien. Dahin wird die Gegenwart des mündlichen Verfahrens im Civilprocesse führen. Der einzelstehende Civilrichter wird dem inquirirenden Staatsanwalte insofern zur Seite zu stehen kommen, als er nur die Thatsachen für das Urtheil eines Collegiums, das überall als der wahre Richter zu sein seine Zukunft hat, zu sammeln haben wird.

Der Verfasser von

4. Demokratie oder Bureaukratie? Preßfreiheit oder Censur? Zwei Zeitfragen, beantwortet von einem Staatsdiener. Nordhausen, Förstemann. 1846. Gr. 8. 6 Ngr.

ist für Bureaukratie, weil der Beamtenstand in der Fachbildung und Erfahrung bezüglich der Staatsverwaltung und auch in der geistigen Befähigung im Allgemeinen excellire. Das Letztere ist geradezu eine Lüge, und solche crasse, daß darüber kein Wort weiter zu verlieren. Erfahrung freilich ist nöthig; aber auch Freiheit derselben. Wo ist die in der Bureaukratie wie sie jetzt ist zu finden? Man gebe erst diese dem Urtheile des Beamten und dem Demos die Freiheit seiner Meinungen, dann wird die Erfahrung, wie sie soll, die Meinung recht zu beherrschen und zu leiten im Stande sein. Der Verf. ist auch für Censur, weil sie die gemeine Gefahr aus einer unrichtigen oder ungeschickten Anwendung der Naturkraft der Presse verhüte und die freie Presse nur im Dienste der Parteien stehe. Letzteres ist jedoch kein Unglück, weil es auch Regierungsparteien bekanntlich gibt. Was aber die Verhütung der gemeinen Gefahr anlangt, so ist der gegenwärtigen Erfahrung nach gewiß, daß die Censur nur vermocht hat die Worte von den Sachen zu versüßen, aber nicht diese selbst dahin zu führen wie gewünscht wird. Die Censur ist ein Mittel mehr zur Lüge, zur großen Krankheit und Gottheit unserer Tage. Ist der Verf., wie es scheint, ein preußischer Staatsdiener, so excellirt er wenigstens gewiß nicht in der Erfahrung der Gesetze. Er müßte wissen, daß es Jedermann in Preußen freisteht, seine Meinung in Staatsangelegenheiten dem Staatsoberhaupte vorzutragen. Bis jetzt ist Dieses nur schriftlich möglich gewesen. Es ist also in Preußen jedes Buch als dem Könige gehörig zu betrachten. Soll Der nun aber belogen und durch absichtliche Wirkung seiner eigenen, ihm zur Treue verpflichteten Beamten über die Wirklichkeit der Sachen in Unkenntniß gehalten werden?

Das sehr witzige Schriftchen

5. Mir nach! Zur Medicinalreform. Von Menapius. Krefeld, Funcke und Müller. 1846. Gr. 8. 10 Ngr.

zeigt uns unter der Hülle eines lächerlichen medicinischen Heilverfahrens die Lächerlichkeit des Beginnens der Staats-Heilkünstler. „Wer das Licht will, muß auch den Schatten sich gefallen lassen; weg mit aller willkürlichen Beschränkung der Freiheit!" Self-government zeigt uns die Hand auf dem Titelblatte.

6. Über die Freisinnigkeit innerhalb des Gesetzes. Von Alexander Jung. Kiel, Bünsow. 1845. Gr. 8. 7½ Ngr.

stellt die Autorität des Gesetzes als den Boden, das Land des Geistes dar, innerhalb dessen der Proceß der geistigen Kämpfe sich entwickeln müsse. „Die Freisinnigkeit außerhalb des Gesetzes ist der Fanatismus der Anarchie; die einseitige, undurchdrungene, unfehlbar sich dünkende Autorität innerhalb des Gesetzes ist der Fanatismus der Despotie." Ist nun aber jene Autorität das Bestehende oder das zu Bildende? Man erfährt auf diese Frage aus dem Buche zu wenig Antwort. Es ist aber gewiß, daß im Geiste, als dem menschlichen Thun für seine Erde, d. i. den Staat, Nichts besteht, sondern Alles was da scheinbar ist, nur ein Moment eines zu Bildenden ist. Für den Staat besteht keine Autorität. Selbst das gegebene Gesetz beginnt damit außerhalb des Gesetzes zu sein und kommt auch nicht zu ihm. Wie will man Dieses von der Meinung verlangen? Anders ist es in der Kirche. Da ist das von Gott Gegebene ewiges Gesetz. Die Zukunft steht vor uns da wie die Vergangenheit der Natur hinter uns. Zwischen diesen beiden Angeln schweben wir im Staate auf und nieder, fortschreitend wie die auf einer Stelle auf- und niederschwingende Woge des Meers; das ist unsere Bewegung. Was der Staat heute ist, war er vor Tausenden von Jahren. Das zu Bildende erreicht er nie. Der Geist kommt nur durch die Kirche jenseits zu seinem Ziele, zu sich. Nichts kann diese Ansicht von dem träumerischen Fortschwingen des Staats, von der Gleichheit der Gegenwart besser unterstützen als die gegenwärtige sogenannte sociale Bewegung, welche schon im römischen und den griechischen Staaten eine Gegenwart war. Hebung der arbeitenden Classe ist

Digitized by Google

von jeher Object der Handlungen freisinniger Staatsmänner gewesen und zwar durch die Mittel des Besitzes und der politischen Rechte; und noch heute, trotz Christenthum und Revolutionen, nachdem so viel Liebe und so viel Blut in den Staat geflossen, ist man gerade auf derselben Stelle wie zur Zeit der Gracchen in Rom. Der Despotismus römischer Kaiser ist noch heute nicht unmöglich. Was uns hinzieht und länger leben läßt als die antiken Republiken, ist unsere langweilige Zähigkeit und Feigheit. Wo der Römer mit der Hand rasch zugriff und mit Leib und Seele dabei war, fragen wir erst nach Principien. Die Principien thun Alles; die Individuen freilich werden dann Nichts thun; da sie es aber sollen, so schleppen wir uns eben langweilig an unsern Principien-Krücken wie bettelnde Arme und mühselig im Kreise fort und herum. Aber nicht genug unsers Grabens in den Stollen der Principien; über unsern Häuptern schweben unzählige Stimmen aus dem Auslande im sinnverwirrenden Tongemenge. So haben wir auch hier

7. Stimmen aus dem Auslande über sociale Zustände. II. W. E. Channing's Vorlesungen über die Hebung der arbeitenden Classe der Staatsbürger. Aus dem Englischen übersetzt von A. E. Ott. Freiberg, Engelhardt. 1846. Gr. 8. 6 Ngr.

Der Verf. ist der Meinung, daß die gegenwärtige Civilisation den Principien des Christenthums zuwider sei, daß sie so nicht auf die Länge bestehen könne; daß sie aber nicht wie die Civilisation des alten Roms in Blut ersäuft zu werden verdammt sei, daß vielmehr durch stufenweises Fortschreiten und Verbessern der gegenwärtigen Zustände eine erfreulichere Zeit kommen werde; unter den Verbesserungen sei eine der vorzüglichsten die intellectuelle und moralische Verbesserung der arbeitenden Classen. Aber wie nun, wenn die Arbeiter auch so weit intellectuell gebessert sind, wie das Beispiel in England zeigt, daß sie ihrer Menschenrechte, d. h. ihrer Meinungs- und Foderungsfreiheit im Staate sich bewußt sind und sie heben wollen? Soll nun die moralische Besserung die sein, daß sie den Mund halten, allenfalls hoffen und warten, bis die gebratenen Tauben auch zu ihnen kämen? Moralität ist Willenskraft. Blut soll nicht fließen. Aber der sehr intelligente und sehr moralische Arbeiter bleibt unzufrieden, wenn er im Staate nicht mitwirken kann. Das ist die Hebung, die er will. Staatseinrichtungen müssen vorhanden sein, nach denen dieses Wirken in gerechter und freier Weise vor sich gehen kann, und da die Regierungen einen christlichen Staat wollen, so sind sie zuerst aufzufodern, Hand ans Werk zu legen und ihre Meinungsfreiheit der Liebe zu unterwerfen, daß sie achte auf die Meinung ihrer Unterthanen, die gewöhnlich die öffentliche genannt wird. Mit veredelnden Phrasen lockt man nicht den Hund hinterm Ofen hervor.

Ebenfalls als ein Beitrag für unsern angeblichen Fortschritt kann gelten

8. Das Duell, als Emancipation der Ehre, oder Beleuchtung des Duells vom geschichtlichen, moralischen und politischen Standpunkte. Freiburg, Herder. 1846. Gr. 8. 20 Ngr.

eine in jeder Beziehung vortreffliche Schrift, der nur Wirkung zu wünschen wäre.

F. Marquard.

Bibliographie.

Ambach, E. v., „Gott über uns!" oder ohne Tugend und Glaube kein Heil. Zeit- und Seelengemälde. 1ster Band: Lotteriespiel und Aberglaube oder des Sünders Rückkehr zu Gott durch ein Zeichen der Vorsehung. Regensburg, Pustet. 8. 12½ Ngr.

Beta, Physiologie Berlins. Mit Federzeichnungen von W. Scholz. 1stes Heft. Berlin, Weinholz. Kl. 8. 7½ Ngr.

Bluntschli, Geschichte des schweizerischen Bundesrechts von den ersten ewigen Bünden bis auf die Gegenwart. Zürich, Meyer u. Zeller. Gr. 8. 21 Ngr.

Bürger, K., Liebesbriefe ohne Liebe. Leipzig, O. Wigand. 12. 20 Ngr.

Derblich, W., Über den Werth und die Bedeutung der Himmelskunde und deren Einfluss auf die menschliche Gesellschaft. Breslau, Kern. Gr. 8. 2½ Ngr.

Dumas, A., Joseph Balsamo oder Memoiren eines Arztes. Deutsch von H. Bourdin. 1ster bis 3ter Band. Leipzig, Berger. 1847. Gr. 18. à 10 Ngr.

Euler's, L., Briefe an eine deutsche Prinzessin über verschiedene Gegenstände der Physik und Philosophie. Aufs Neue nach dem Französischen bearbeitet. Mit einem Supplemente, die neuesten Ergebnisse und Bereicherungen der Physik in Briefform behandelnd von J. Müller. In drei Theilen. 1ster Theil. Stuttgart, Müller. 1847. 8. 15 Ngr.

Förster, F., Preußens Helden im Krieg und Frieden. Eine Geschichte Preußens seit dem großen Kurfürsten bis zum Ende der Freiheitskriege. In Biographien seiner großen Männer. 1ste Lieferung. Berlin, Hempel. Lex.-8. 5 Ngr.

Freuler, B., Die Helminen. Tragödie. Glarus. Gr. 16. 1 Thlr. 15 Ngr.

Fröhlich, A. E., Der junge Deutsch-Michel. 3te Auflage. Zürich, Meyer und Zeller. Kl. 8. 21 Ngr.

Gottschalck, F., Genealogisches Taschenbuch für das J. 1847. 17ter Jahrgang. Dresden, Gottschalck. 16. 1 Thlr.

Hülsen, C. Graf v., Gedichte. Altenburg, Helbig. 1847. 8. 18 Ngr.

Kalidasa, Urwasi, der Preis der Tapferkeit. Ein Drama in 5 Akten. Herausgegeben, übersetzt und erläutert von *F. Bollensen.* St.-Petersburg, Gräff's Erben. Lex.-8. 5 Thlr.

Kinkel, G., Otto der Schütz. Eine rheinische Geschichte in 12 Abenteuern. Stuttgart, Cotta. 16. 15 Ngr.

Kurts, F. G. G., Denkwürdigkeiten aus der Geschichte der Stadt und Standesherrschaft Wartenberg. Wartenberg. 8. 22½ Ngr.

Lingard's, J., Geschichte von England seit dem ersten Einfalle der Römer. 15ter Band. — A. u. d. T.: Lingard's Geschichte von England. Von 1688 bis auf unsere Tage fortgesetzt von de Marles. Aus dem Französischen vom Pfarrer F. X. Steck. 1ster Band. Tübingen, Laupp. 1847. Gr. 8. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Lohner, C., Die Münzen der Republik Bern. Zürich, Meyer und Zeller. Gr. 8. 2 Thlr.

Mager, Die Encyklopädie oder die Philosophie der Wissenschaften als Propädeutik und Hodegetik für abgehende Schüler der gelehrten und Bürger-Gymnasien und angehende Studirende auf Hoch- und Fachschulen, so wie für andere Liebhaber wissenschaftlicher Bildung. 1ste Lieferung. Zürich, Meyer und Zeller. Schm. 4. 1 Thlr. 21 Ngr.

Mommsen, Th., Nachträge zu den oskischen Studien. Berlin, Nicolai. Gr. 8. 25 Ngr.

Muchar, A. v., Geschichte des Herzogthums Steiermark. 3ter Theil. Grätz, Damian u. Sorge. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Polignac, Fürst J. v., Historische, politische und moralische Studien über den Zustand der europäischen Gesellschaft um die Mitte des 19. Jahrhunderts. Von dem Verfasser genehmigte und vermehrte Originalausgabe aus dem Französischen. Zwei Bände. Regensburg, Manz. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Prat, J. M., Geschichte des heiligen Irenäus, Kirchenlehrers, Martyrs und II. Bischofs von Lyon. Aus dem Französischen von J. N. Dischinger. Regensburg, Manz. 8. 25 Ngr.

Ravigneau, X. v., S. J., Conferenzen. Gehalten in der Metropolitankirche von Paris während der Fastenzeit 1846. Eingeleitet, erklärt und übersetzt von J. A. M. Brühl. Tübingen, Laupp. 1847. 8. 11¼ Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 340. —— 6. December 1846.

Külb und Berghaus.

(Fortsetzung aus Nr. 339.)

Das zweite Buch ist dem Mittelalter gewidmet. Hier sind schon mehr sichere und reichere Anhaltspunkte. Besonders gilt Dieses von den höchst wichtigen Berichten arabischer Reisenden, welche erst in der neuesten Zeit die Aufmerksamkeit der Gelehrten erregt haben, und das Külb'sche Werk gibt die interessantesten Proben hiervon und läßt deutlich fühlen, wie groß hier der Gewinn für die Länder- und Völkerkunde werden kann. Auch die Entdeckungen der Normannen, welche durch die Thätigkeit der Königlichen Gesellschaft für nordische Alterthumskunde zu Kopenhagen so schön wieder ins Leben gebracht worden sind, läßt der Verf. nicht unbenutzt. Er schließt sich Wilhelmi und Hermes an. Dann blickt er mit Wohlgefallen auf die tüchtige Bearbeitung des Marco Polo von A. Bürck und wünscht, daß recht bald in ähnlicher Weise andere Reiseberichte in unsere Gegenwart gerückt werden möchten. Er sagt:

> Besonders wäre Dieses dem bis jetzt wenig beachteten Reiseberichte unsers deutschen Landsmannes Hans Schildtberger zu wünschen, der gewiß in der Geschichte der Erdkunde eine weit größere Berühmtheit erlangt hätte, wenn er kein Deutscher wäre.

Das dritte Buch bezieht sich ausschließlich auf Afrika und Asien und zwar auf den Zeitraum von 1415—1550. Hier mußte J. de Barros, der portugiesische Livius, hauptsächlich als Quelle dienen.

Jedem Buche ist eine Vorbemerkung und eine Schlußübersicht, sowie jeder Biographie ein einleitender Anfang, eine vergleichende Beziehung zu den verwandten andern und zu dem gegenwärtigen Standpunkte der Länder- und Völkerkunde beigegeben. Dadurch wird Alles so viel als möglich zu einem in sich abgeschlossenen Ganzen.

Wir wollen nun zum genauern Bekanntwerden mit dem Inhalte des Buches einige Abschnitte zur Mittheilung bringen und wählen dazu den mit „Abu Seid" überschriebenen Artikel.

Ein glücklicher Zufall hat uns eine ausführliche im Jahre 851 von einem Unbekannten verfaßte und von Abu Seid el Hasan Siraf um das Jahr 880 berichtigte und erweiterte Beschreibung dieser Reiseroute (nach China) erhalten und uns in Stand gesetzt, den Arabern auf ihren Fahrten nach Osten zu folgen. Die meisten Chinafahrten, sagt der Bericht, liegen zu Siraf, wo sie die Waaren, die von Basra und Oman dahin gebracht werden, laden, denn weiter in den persischen Golf und in das Rothe Meer segeln sie nicht der Untiefen und der häufigen Stürme wegen. Haben sie ihre volle Fracht, so steuern sie nach Maskate (an der arabischen Küste), wo sie Wasser und Lebensmittel einnehmen, und von da nach Indien, wo sie, wenn der Wind günstig ist, nach Verlauf eines Monats zu Kaukammeli (Culan) landen. Hier versehen sie sich aus den Brunnen mit frischem Trinkwasser, wofür sie eine Abgabe entrichten müssen und setzen nach kurzer Rast ihre Reise fort nach dem Herkendmeere (zwischen Indien und Ceylan), in welchem die Inseln Robaihat (die Malediven), 1900 an der Zahl, liegen. Sie sind eine bis vier Meilen voneinander entfernt, sämmtlich bewohnt, und werden von einer Königin beherrscht. Die Eingeborenen sind ihres Kunstfleißes wegen berühmt und verfertigen aus den Fasern der Cocospalme, die hier sehr gut gedeiht, ein äußerst feines Gewebe, welches fast der Seide gleich kommt. Aus Cocosholz bauen sie auch ihre Häuser und Schiffe. Ihre Münze besteht in kleinen Muscheln (Kauris), welche bei unruhigem Meere auf der Oberfläche des Wassers erscheinen und mit Palmzweigen, an die sie sich festhängen, gesammelt werden. Man findet auf diesen Inseln auch den grauen Ambra, sowol in gewöhnlich großen Stücken als auch in kleinern, welche ausgerissenen Pflanzen gleichen. Er wächst auf dem Meeresgrund; hier wird er von heftigen Stürmen losgerissen und ans Ufer geworfen, wo man ihn in Gestalt von Schwämmen und Trüffeln findet ... Man hat lange diese Ansicht über die Entstehung des Ambra getheilt, jetzt betrachten ihn die meisten Naturforscher als Gallensteine des Kachelots ... Jenseit der Robaihat liegt Serendib (Ceylan), die größte der indischen Inseln, welche von zwei Königen beherrscht wird. In der Mitte derselben erhebt sich der Berg Rahun (Adam's Pik), auf welchem man einen 70 Ellen langen Fußstapfen sieht, der von Adam herrühren soll, welcher mit dem einen Fuße auf diesem Berge und mit dem andern im Meere stand. Am Fuße dieses Berges findet man viele Edelsteine, Rubine, Opale und Amethyste, welche meist durch Regengüsse aus den Schluchten und Spalten hervorgespült, selten durch Nachgraben gewonnen werden; königliche Beamten beobachten sorgfältig die Leute, welche zum Einsammeln derselben angestellt sind. Die Insel ist auch reich an Aloeholz, Gold, Perlen, die man an den Küsten fischt, und sehr großen Muscheln, deren man sich als Trompeten bedient ... Die Religionslehrer und Gesetzkundige dieser Insel sind die berühmtesten in ganz Indien, und von allen Seiten strömen ihnen Schüler zu, um ihren Unterricht zu genießen. Auf die Tempel werden bedeutende Summen verwendet und in einem derselben steht ein großes Götzenbild von feinem Golde. Übrigens findet man hier sehr viele Juden und Anhänger anderer Sekten, denen der König unbeschränkte Religionsfreiheit gestattet ... Wenn ein König stirbt, so legt man ihn rücklings auf einen Wagen, sodaß der Kopf hinten herabhängt und die Haare im Staube nachgezogen werden. Eine Frau folgt ihm und fegt fortwährend mit einem Besen Staub

auf den Kopf des Todten, während Andere mit lauter Stimme rufen: „Leute, seht euern König, der gestern noch euer Gebieter war, jetzt ist seine Herrschaft über euch dahin. Rechnet nicht auf die unsichere Hoffnung des Lebens!" Drei Tage zieht man mit dem Wagen umher, dann hüllt man den Körper in kostbare Stoffe und Wohlgerüche, verbrennt ihn und streut die Asche in alle Winde. Häufig stürzen sich auch die Weiber des Königs in die Flammen und verbrennen sich mit ihm; doch sind sie nicht verbunden Dies zu thun ... Die Bewohner von Serendib sind ungewöhnlich ausschweifend und liederlich, ohne sich Dieses als Schande anzurechnen, weshalb auch die mohammedanischen Lehrer den jungen Leuten streng verbieten, diese Insel zu besuchen. Mit unbezähmbarer Leidenschaft sind sie dem Damspiele und der Lust der Hahnenkämpfe ergeben. Die Hähne sind in diesem Lande sehr stark und haben ungewöhnlich große Sporen, die man noch mit eisernen Spitzen versieht. Man verwettet auf den Ausgang dieser Kämpfe beträchtliche Summen Gold und Silber, Ländereien und andere Besitzthümer. Noch unbegreiflicher ist ihre Wuth im Damspiel, denn nicht selten wagen liederliche Leute, wenn ihre ganze Habe vergeudet ist, um nur spielen zu können, die Fingerspitzen, und man kann ihrem gefährlichen Treiben nicht ohne ein ängstliches Gefühl zusehen. Neben ihnen steht auf einem Feuer ein Gefäß mit Nuß- oder Sesamöl und zwischen ihnen liegt ein kleines scharfes Beil. Der Verlierende legt sogleich seine Hand auf einen Stein, der Gewinnende nimmt das Beil und haut ihm mit der größten Gleichgültigkeit die Fingerspitzen ab. Ebenso ruhig steckt darauf der Andere den verstümmelten Finger in das siedende Öl, damit die Wunde verharsche, und setzt hartnäckig das Spiel fort, welches oft nicht eher aufhört, als bis einer der Spieler sämmtliche Fingerspitzen verloren hat. Um aber doch ferner seiner Leidenschaft fröhnen zu können, greift er zu einem andern Mittel und legt, statt mit Fingerspitzen zu bezahlen, ein in Öl getauchtes und angezündetes Stück Docht auf irgend einen Theil seines Körpers und läßt es verbrennen. Während die Mitspielenden sich an dem Geruche des verbrannten Fleisches ergötzen, verräth er auf keine Weise irgend ein Gefühl von Schmerz.

Indem wir hier die Besprechung des Külb'schen Werkes schließen, blicken wir zugleich mit froher Erwartung auf eine möglichst baldige Fortsetzung und Vollendung des Ganzen. Möge die günstige Aufnahme des ersten Bandes dem Verf. ein fördernder Sporn zum Weiterarbeiten sein!

Wenden wir nun unsere Aufmerksamkeit dem Berghaus'schen Werke zu, so finden wir zunächst nicht blos eine nahe Verwandtschaft zwischen seinem Inhalte und dem des vorigen, sondern es steht dazu in einem so innigen Verhältniß wie Fortsetzung und Schluß zu Anfang und vorausgehende Begründung. Wenn Külb hauptsächlich das Historische der Ethnographie ins Auge faßte, wenn er seine Leser Theil nehmen ließ an dem allmäligen Bekanntwerden der Länder und Völker unsers Erdballs, so will Berghaus das Historische auch nicht gerade unberücksichtigt lassen, aber er will dasselbe nicht als Hauptsache herausheben: ihm ist darum zu thun, ein möglichst fertiges Gemälde von unserm gegenwärtigen Wissen über das Leben und Wirken der Erdvölker vor die Seele zu führen. Der Eine macht seine Entwickelung von der Zeit und dem glücklichen Zufalle der Entdeckung abhängig, der Andere nimmt die in der Natur begründete Verwandtschaft zur Richtschnur. Behandelt der Eine das Was und Wie von dem Bekannten, Vorhandenen, so sucht der Andere nachzuweisen, wie und wodurch jenes und als solches geworden ist. Das ist eine Verschiedenheit, welche keines der Werke zum Vorzuge berechtigen kann, welche der freie Gang wissenschaftlicher Bestrebungen nun einmal so mit sich bringt. Übrigens ist das Berghaus'sche Werk auch mit derselben sachverständigen, leichtverständlichen, interessanten Feder geschrieben wie das Külb'sche; es ruht wie dieses auf einem höchst fruchtbaren populairen Boden, und unterscheidet sich nur zuweilen in kleinen Excursionen davon, wo es dann etwas dichter an der Gelehrtensphäre vorüberstreift; er läßt sich zuweilen in sprachliche und naturwissenschaftliche Erörterungen ein, beruft sich auf Autorschaften und Quellen, wovon bei Külb Nichts vorkommt. Aber dennoch wird von beiden Werken derselbe Grad der Bildung ihrer Leser vorausgesetzt und das eben erwähnte Höhere der gelegentlich gespannten Saite liegt genau betrachtet doch immer noch auf der populairen Oberfläche, tiefe Gelehrsamkeit wird nirgend zur Schau getragen. Das eine nimmt nur keinen Anstand Das sehen zu lassen, was das andere mit der möglichsten Sorgfalt zu verdecken sucht. Und wenn nun auch Berghaus in einzelnen Punkten wirklich etwas gelehrter auftreten sollte als Külb, so wird Dies durch andere wieder ausgeglichen, welche noch populairer dastehen. Berghaus unterstützte seine Schilderungen der Völker noch mit ungemein ansprechenden, colorirten Illustrationen, während Külb sich überall nur mit Wortfarben und Wortbildern begnügen mußte. In eben berührter Hinsicht ist sogar Berghaus' Werk als eine zweckmäßige Ergänzung des Külb'schen anzusehen.

(Der Beschluß folgt.)

Rinaldo ardito di *Lodovico Ariosto*, frammenti inediti pubblicati sul manoscritto originale da *J. Giampieri* e *G. Ajazzi*. Florenz 1846.

Welcher Freund der italienischen Literatur und des Ariosto insbesondere hätte nicht mit freudigem Erstaunen die Nachricht vernommen, es habe sich ein nicht unbedeutendes Bruchstück eines bisher unbekannt gebliebenen Heldengedichts des Ariosto unter seinen Papieren gefunden, und nicht so schnell als möglich dafür gesorgt diesen Schatz mit eigenen Augen zu sehen. So ist es auch Ref. ergangen, obgleich sich schon bei der ersten Nachricht und noch mehr während der ziemlich langen Zeit, die da immer vergeht ehe man neue Werke aus Italien erhält, mancherlei Bedenken und Zweifel ihm aufdrängten. Wenn, so mußte er sich fragen, ein solches Werk von Ariosto vorhanden gewesen, wie kommt es, daß wir bisher so gut wie gar keine Nachricht davon erhalten haben? Denn die Notiz des halbverrückten Doni, es habe Ariosto nach Vollendung des „Orlando furioso" ein neues Heldengedicht „Rinaldo ardito" in zwölf Gesängen ausgearbeitet, womit er am Ende nur die „Cinque canti" kann gemeint haben, welche erst 12 Jahre nach dem Tode des Ariosto erschienen, das war doch eigentlich Alles was man je von der Sache gehört hatte, und die fleißigsten Literarhistoriker Ap. Zeno, Mazzuchelli, Tiraboschi und der gründliche Biograph des Ariosto, Barotti, hatten diese Äußerung des Doni entweder ganz unbeachtet gelassen, oder mit der gebührenden Verachtung behandelt. Indeß, sagen die Herausgeber,

ein Lügner kann auch einmal die Wahrheit sagen. Zugegeben, aber wie kommt es, daß der Bruder des Ariosto, Gabriello, daß sein Sohn Virginio, welche mit der größten Pietät den Nachlaß des Dichters gesammelt, Einiges noch ungedruckte herausgegeben, Einiges sogar erst vervollständigt haben, dieses Gedicht in zwölf Gesängen nicht gefunden haben sollten, und daß sich auch unter den Notizen des Virginio über das Leben seines Vaters nicht die geringste Spur davon findet? Wann sollte Ariosto dies Gedicht geschrieben haben, da er bis an seinen Tod mit der Verbesserung des „Orlando furioso" beschäftigt gewesen und seine letzten Jahre auf eine neue, unvollendet gebliebene Dichtung, die „Cinque canti", verwendet hatte? Wann sollte er Lust und Muße zu einem so bedeutenden Werke gefunden haben? Doch man mußte das Opus selbst erwarten.

Es kam, und schon der erste flüchtige Blick auf einige Stanzen konnte den Gedanken gar nicht aufkommen lassen, daß man hier ein Werk des Ariosto vor sich habe. Um so neugieriger griff man nun zur Vorrede, worin die Herausgeber doch ohne Zweifel die Authenticität des Werks mit unumstößlichen Gründen mußten dargethan haben. Was sagt nun die Vorrede? Erstlich was wir Alle längst wußten, daß Niemand früher eine Ahndung von der Existenz des Werks gehabt, bis auf die Notiz des Doni; daß dieses Werk in die letzten Jahre des Dichters fallen müsse, da die Schlacht von Pavia darin erwähnt werde, was ganz richtig ist; daß Lanzoni (gest. 1730) das Manuscript besessen, aber freilich nie davon geredet habe; die Herausgeber hätten es von einem Kanonikus Vincenzio Faustini erhalten, der es von seinem Vater geerbt habe, und daß es dasselbe sei, von welchem Baruffaldi der Jüngere (im vorigen Jahrhundert) in seinem Leben des Ariosto sage, daß es sich in den Händen Lanzoni's befunden habe. Daß diese Beweise der Echtheit nicht eben allzu stark seien, fühlen die Herausgeber wol selbst, aber was sie sonst noch zur Bestätigung ihrer Behauptung aufstellen, z. B. daß das Manuscript genau solche Wasser- und Stockflecke habe wie die übrigen Manuscripte der echten Werke des Ariosto in der Bibliothek zu Ferrara, was da beweise, daß es mit diesen zusammen, an dem nämlichen Orte aufbewahrt worden sei (was aber nach den Herausgebern selbst doch nicht der Fall gewesen ist), diesen Beweis möchten wol nur die Herausgeber allein für entscheidend halten. Etwas mehr würde es noch allenfalls bedeuten, wenn sie sich die Mühe gegeben hätten das Papier genauer zu untersuchen und etwa aus dem Wasserzeichen, wenn es dergleichen hat, die Identität mit dem Papier der echten Manuscripte hätten nachweisen können. Aber sie haben freilich auch einen bessern Beweis beigebracht. Der Vorsteher nämlich der Bibliothek in Ferrara hat ein hier abgedrucktes Zeugniß ausgestellt, von vier Personen mit unterzeichnet, daß die Handschrift des Manuscripts genau übereinstimme mit den auf der Bibliothek befindlichen echten Handschriften des Ariosto. Allerdings ein scheinbar sehr wichtiges Zeugniß. Allein wenn man weiß, daß noch bis auf den heutigen Tag über die Echtheit der Handschrift des Petrarca im Virgil der „Ambrosiana" gestritten wird; daß die Handschriften der frühern Jahrhunderte eine so große Familienähnlichkeit haben, daß es überaus schwer ist die Handschrift der einzelnen Personen zu unterscheiden, wie es uns Europäern schwer wird die einzelnen Individuen der Mongolen oder Negerrace zu unterscheiden, wird man doch nicht so ganz gewiß sein diesem Zeugniß unbedingten Glauben zu schenken, um so mehr, als sämmtlich Mitunterzeichnete devote Bibliotheksbeamte sind, die es wol kaum wagen durften der Ansicht des Herrn Oberbibliothekar zu widersprechen, und der einzige nicht in diesem Falle Befindliche, wenn er nicht eben auch als Abschreiber bei der Bibliothek angestellt ist, ein Schreibmeister, wol ein trefflicher Kalligraph, aber wahrscheinlich doch kein sonderlicher Paläograph sein wird. Auch gestehen die Herausgeber in einer bitterbösen Note zu diesem Zeugniß, daß es Leute gebe, welche mit unbegreiflicher Hartnäckigkeit und Verblendung diesen überzeugenden Beweis der Echtheit des von ihnen gefundenen Schatzes nicht so ganz wollen gelten lassen. Das ist Alles was die Herausgeber an äußern Gründen für die Echtheit ihres Funds vorzubringen wissen, und Jedermann wird gestehen müssen, daß, die Wasserflecke abgerechnet, die Sache des armen Ariosto auf schwachen Füßen stehe, wenn er sie nicht selbst besser zu führen weiß. Sehen wir also das Werk selbst an.

Es sollen Bruchstücke eines „Rinaldo ardito" sein. Nun kommt allerdings Rinaldo, oder vielmehr, wie er hier stets in bäurischer Form genannt wird, Ranaldo, in den Bruchstücken vor, aber Nichts in der Welt läßt ahnden, daß er der Hauptheld sei; vielmehr ist vom Ferraguto und besonders vom Orlando mindestens ebenso viel die Rede als von ihm. Doch Das könnte die Wirkung eines tückischen Zufalls sein; denn wir haben hier eigentlich nur Bruchstücke von Bruchstücken. Die Herausgeber haben sie zwar in fünf Gesänge getheilt, wobei aber auf den ersten nur 10, auf den zweiten 110, auf den dritten 34, auf den vierten 58 und auf den fünften 30 Stanzen kommen, und jeder ist wieder noch von Lücken unterbrochen und das Ganze so incohärent, daß man kaum weiß was Anfang oder Ende sein möchte, und die Herausgeber selbst genöthigt gewesen sind die Blätter des Manuscripts anders zu ordnen als sie sie gefunden. Doch das Alles würde Wenig sagen und könnte auch dem edelsten Gedichte widerfahren sein, wenn nur der Inhalt, der Ton, der Stil, die Poesie und die Sprache einigermaßen an den großen Meister Lodovico erinnerten. Aber, o Himmel, in welche Welt finden wir uns versetzt! Alles was Italien im 16. Jahrhundert an geistlosen Producten der Art dutzendweise hervorgebracht, wird von dieser Poesie weit überboten. Wir kennen von den in jener Zeit wie die Pilze aufgeschossenen Ritterromanen freilich nur einige wenige, und es mag wol in Italien selbst schwer sein, das Meiste dieser längst vergessenen Dinge aufzufinden; aber wir kennen die „Spagna", wir kennen den unglücklichen Fortsetzer des Bojardo, Niccolò degli Agostini, wir kennen die „Leandra" und Mehres der Art, aber das Alles ist Gold, reines edles Gold gegen dies unerträgliche Blei, welches uns hier als das Werk des größten romantischen Dichters Italiens geboten wird. Es läßt sich gar nicht sagen, wie roh, wie platt, wie geistlos, wie plump und abgeschmackt hier jedes Wort, jede Wendung ist, wie jammervoll dürftig und geistlos die Eingänge der Gesänge, wie ungeschickt die alle Augenblicke eintretenden Unterbrechungen der Geschichte, wie hölzern die ganze Erzählung ist. Die mehrmals abgebrochene Beschreibung einer Schlacht zwischen Sarazenen und Christen zieht sich durch das Ganze, ohne daß man zu errathen im Stande wäre, wer denn nun die Hauptanführer, woher der ganze Streit. Ein Aufzug der Frau Venus wird uns vorgeführt von einer Alles überbietenden Plattheit, wie denn unter Anderm, da die Verirrungen der sinnlichen Liebe hier systematisch vom leichtern bis zum schwersten Vergehen aufgeführt werden, als das Allerschlimmste, nach Erwähnung der Päderastie und Bestialität, die Verbindung von Christen mit Beschnittenen aufgezählt wird. Und nun endlich die Sprache! Da finden wir: ciambra und mesona für stanza; scio, scia, sciai für so, sai, sa; accarecciar für accarezzare; gargiono für garzone. Die Verbalformen andon für vanno; odea, odiate für udea, udiate; avioro für aviarono; serai und serrai für sarai; arai für avrai. Stets cum, nuoi, vuoi für con, noi, voi; ricce, vacce für ricche, vacche; qual durchaus für il quale. Die durchaus verwerflichen Verstümmelungen: col., don., ferr., carr., torr., fal., parol. für collo, donna, ferro, carro, torre, fallo, parola und unzählige andere, wovon sich auch nicht eine Spur in der durchaus reinen und gebildeten Sprache des Ariosto findet. Und doch sind Das nur die allerauffallendsten Mängel, denn die Gemeinheit und Plattheit des Ausdrucks, auch wo keine Sprachrohheiten sich finden, läßt sich nicht wohl im Einzelnen nachweisen. Zur Erbauung Derer die den Ariosto kennen, nur die eine Stanze (V, 10):

Bradamante che amor la dama vede
Fra gesto tanta et ode lamentarla,
La causa di tal cosa a un pagan chiede,
Qual le rispose che volean brugiarla,
Nè più risposta poi a quella diede:
Ma Bradamante che ode lamentarla,
Soffrir non puote e la visera abbassa,
La lanza arresta e contra al capo passa.

Wenn wir nun unsere Meinung über dieses geistlose Product aussprechen sollten, so wären wir geneigt es einem der unzähligen obscuren Romanschreiber der damaligen Zeit (Anfang des 16. Jahrhunderts) zuzuschreiben, welcher vermuthlich in Ferrara gelebt, da die Sprache mit der des echten Bojardo allerdings einige Ähnlichkeit zeigt, aber freilich ebenso wie das Glas mit dem Diamant, und Dessen verunglücktes Werk vielleicht selbst damals schon zu schlecht erschien, um einen Verleger zu finden; wenn es nicht gar, was durchaus nicht unmöglich wäre, nur ein Bruchstück aus der Handschrift eines jener unzähligen auch gedruckten, jetzt kaum mehr aufzufindenden Romane ist, wovon man die unendliche Liste bei den italienischen Literarhistorikern findet.

Als Zugabe zu diesem trostlosen Opus wird uns hier der Abdruck einer ebenfalls angeblich dem Ariosto gehörenden Canzone geboten, welche von Rezzi zuerst (Rom 1838) bei Gelegenheit einer Hochzeit, wie es in Italien gebräuchlich ist, herausgegeben worden und deren Handschrift sich in der Barberiniana befinden soll. Es ist begreiflicherweise sehr schwer, wo nicht unmöglich, über die Echtheit eines solchen ganz vereinzelt dastehenden Gedichts zu urtheilen. Für die Authenticität spricht allerdings der Umstand, daß Ariosto eine Geliebte Namens Ginevra gehabt, deren Abreise nach Frankreich wie es scheint er nun hier unter dem Bilde eines in ein ungünstiges Klima versetzten Ginebro (besser freilich Ginepro) in zehn Stanzen besingt; wie auch die Sprache allenfalls die seinige sein könnte. Gegen diese Vermuthung aber scheint, nach unserm Gefühl, die Mattigkeit des Ganzen, die ewige Wiederholung des nämlichen Bildes, welches geradezu todt gehetzt wird, und auch der Umstand zu sprechen, daß die Stanzen jede eine andere Form haben, worin die Rimalmezzo ungebührlich oft vorkommt. Wir gestehen, daß wir, ohne gerade die Möglichkeit zu leugnen, daß auch Ariosto einmal ein so schwaches Product gedichtet habe, wenigstens überzeugt sind, daß er es unter die Rime rifiutate geworfen und mit dem Eifer der dies Gedicht zum Druck befördert schwerlich sehr zufrieden gewesen sein möchte.

Nach Dem was wir über beide Stücke gesagt, müssen wir es uns nun freilich gefallen lassen, von den Herausgebern in die Zahl der ignoranti, maligni, da bassa invidia mossi, und wie sie weiter heißen, geworfen zu werden, deren mente storta e contrafatta nicht im Stande ist die Trefflichkeit der hier gebotenen Gaben zu erkennen. 63.

Literarische Notizen aus England.

Die Stuarts auf der Bühne.

Ein englischer Geistlicher, James White, hat mit der Herausgabe zweier Trauerspiele: „The Earl of Gowrie“ und „The king of the commons“ (London), seinem dem letztern beigegebenen Vorworte zufolge eine Reihe Trauer-, Schau- und Lustspiele aus der Geschichte der königlichen Stuarts von Schottland eröffnet, will also für diese von Robert II. bis mit Jakob VI. Das sein, was Shakspeare für die Häuser von York und Lancaster und Raupach für die Hohenstaufen gewesen sind. Das Unternehmen muß von vornherein Jedem, der die fragliche Geschichte einigermaßen kennt, ein gewagtes erscheinen; es ist unstreitig keck und kühn, einen Stoff für die Bühne behandeln zu wollen, der so hoffnungslos und unfügsam, so leer an dramatischem Interesse und dramatischen Erfodernissen ist wie die Geschichte der Stuarts. Deshalb hängt Viel von der Frage ab: Was der Dichter geleistet, wie die zwei Probestücke seines Vorhabens ausgefallen sind? Und wenn die Antwort lautet: So gut und so schlecht als es unter den gebotenen Umständen möglich war, so ist Das ebenso sehr ein Lob für den Dichter als keine Auffoderung, sein Unternehmen auszuführen — eine Auffoderung schon deshalb nicht, weil er in seinen zwei Tragödien mit Jakob V. und Jakob VI. angefangen hat, diese zwei Regierungen aber noch das beste und ergiebigste Material für seinen Zweck enthalten. Die Eigenthümlichkeit Jakob's V., seine persönliche Tapferkeit, seine poetischen Sympathien, seine Beschützung der Künste, sein heißer Haß gegen die Douglas und seine Treue gegen seine Freunde, Dies und der ganze Geist einer Zeit, in welcher Ordnung und Gerechtigkeit nach hohem Maßstabe eingeführt wurden und der Kampf zwischen Papstthum und Reformation sich vorbereitete — alles Das sind wol Elemente, aus welchen Tüchtiges hervorgerufen werden kann, während der Charakter Jakob's VI. bei aller Ungelenkigkeit immer noch so viele Anomalien darbietet, daß er entweder für sich allein oder mittels Contrastes als wirksamer Hebel in einer dramatischen Combination zu benutzen ist. Daß der Dichter Dies wie Jenes gethan, begründet sein Lob. Beide Tragödien haben ein gewisses Gepräge geistiger Kraft und originaler Behandlung. Sie sind keine Nachahmungen des ältern Drama, wo moderne Gefühle, Ansichten und Motive unter der Maske veralteter Phrasen und im Schaugepränge vergangener Zeiten auftraten. Noch ähneln sie trotz ihrer historischen Gestalt den französischen Tableaux, die sich so schnell und wohlfeil berühmt gemacht haben. Sie streben nach einem höhern, einem legitimen Ziele, wollen nicht fragmentarische Skizzen und einzelne hingeworfene Züge, sondern vollständig ausgeführte Gemälde liefern, Gemälde der Zeit in welcher die Handlung sich bewegt, und der Menschen die ihre Träger sind. Das hat der Dichter nach Möglichkeit gethan, und wenn dessenungeachtet seine Dichtungen mangelhaft geblieben, so ist Das eben nur die Schuld seiner Wahl, nicht seines Talents.

Bunsen's Werk über Ägypten.

In einer langen und gediegenen Anzeige des trefflichen Werkes von Bunsen: „Ägyptens Stelle in der Weltgeschichte“, Bd. 1—3, Hamburg 1815, im Aprilhefte des „Edinburgh review“, äußert sich der Verf. folgendermaßen: „Herr Bunsen ist der Erste, der es kühn unternommen hat, die gesammten 30 Dynastien zu bewältigen, und hat es mit einem Erfolge gethan, der, wenn nicht erschöpfend, doch gewiß die Erwartungen selbst seiner wärmsten Freunde weit übertrifft. Ist er nicht im Stande gewesen, der furchtbaren Hydra jedes einzelne Haupt abzuschneiden, hat er sie mindestens kampfunfähig, hat es ihr unmöglich gemacht, ferner den Anbau der Wildniß zu hindern wo sie bisher gehaust. Er betrat das Kampffeld ausgerüstet mit allen Hülfsmitteln einer in alle Richtungen gehenden Gelehrsamkeit, einem unermüdeten Fleiße und dem Vollbesitze jener anschaulichen Combination, wodurch die deutsche Schule der Historischen Kritik sich vor allen andern auszeichnet — der Sinn dafür in ihm geschärft und gereift durch frühen und häufigen Umgang mit dem größten Meister derselben, seinem hochstehenden Freunde und Gönner Niebuhr. Müssen wir hinzusetzen, daß wir uns genöthigt sehen werden, in Betreff einiger Hauptpunkte seines Systems das Wert wider ihn zu ergreifen, so wird uns Das schon deshalb nicht für Parteilichkeit gedeutet werden können, weil wir von vornherein zugeben, daß sein System als System tadellos ist, er der Erste und Alleinige einen festen Kern beglaubter Geschichte in der ganzen Reihe Manethonischer Dynastien nachgewiesen hat — einen Kern, der seit der Kindheit der menschlichen Gesellschaft mehre Tausend Jahre umfaßt vor dem Ursprung unserer heutigen Civilisation.“ 16.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 341. —— 7. December 1846.

Kúlb und Berghaus.

(Beschluß aus Nr. 340.)

Berghaus' Name hat in Allem was zur Erd- und Völkerkunde gehört einen längst bewährten sehr guten Klang. Aus seiner fleißigen Feder ist schon viel Gediegenes geflossen, durch seine geschickte Hand sind schon viele getreue Abbildungen der Erde ins Leben gerufen, welche das Gepräge der neuesten wissenschaftlichen Gründlichkeit so offen auf der Stirn tragen, daß seine Meisterschaft als Geograph für jetzt und alle folgenden Zeiten fest begründet ist.

Alexander v. Humboldt und Karl Ritter, diese großen Schöpfer unserer heutigen, von der ganzen gebildeten Welt angestaunten Erdkunde, haben viele Herzen mächtig bezäubert, viele Talente ins Leben gerufen und zu sich emporgezogen. Und in der glänzenden Reihe dieser Talente steht Berghaus als einer der Ersten. Sein Geschick und seine Thätigkeit im Mitbegründen, im Fort- und Ausbau des durch jene beiden Heroen begonnenen großen Werkes ist ebenso gewichtvoll wie unermüdlich, und dabei ist ihm die seltene Gabe wahrhaft populair zu schreiben im vollsten Maße zu Theil geworden, welche er nie und ganz besonders in dem vorliegenden Werke nicht unbenutzt gelassen hat. Wo Berghaus auftritt ist er populair und das immer für alle gebildeten Denker. Hierzu rechnen wir von dem großen Kreise des Gesammtvolkes weder das enge Centrum der Studirten noch den weiten Umfang der Gewerbtreibenden allein, sondern das ganze Areal, welches beide miteinander verbindet, zu einem innigen Ganzen macht. Diese für die Fortbildung des Gesammtvolkes passende Popularität beherrscht Berghaus meisterhaft. Das vorliegende Werk gibt eine glänzende Probe davon. Man darf nur einen Blick hineinthun, so bezaubern die brillanten Farben und die natur- und kunstgetreue Zeichnung der Repräsentanten der Völker unserer Erde jedes Auge; so ziehen die Charakter- und Sittengemälde in den schon gewählten und mit Eleganz verbrauchten Wortfarben mächtig an; so zeigt das Buch durchweg nur Schönheit und Nützlichkeit, athmet es überall frisch und kräftig mit vorurtheilsfreier Brust in jeder Sphäre des Völkerlebens; sieht es mit immer warmer Menschenliebe und kerngesundem Urtheile klar und scharf in das unendlich mannichfaltige Treiben, Sein und Glauben der Menschen auf Erden; so entwickelt es eine Fülle von Eigenschaften, wofür sich Mann und Frau, Jung und Alt in den Palästen wie in den Hütten gleich stark interessiren.

Das vorliegende Buch beginnt mit einer ganz allgemein gehaltenen einleitenden Betrachtung über den Menschen überhaupt. Die Ansicht, daß die Natur nur Eine Menschengattung erschaffen habe, ist ihm weder ganz unumstößlich noch ganz unbedingt bewiesen; man sei zu dieser Annahme gekommen durch den einfachen Grundsatz, daß nie mehr Ursachen angenommen werden als zur Erklärung eines Phänomen erfoderlich sind. Er sagt selbst:

> Wenn nun der Einfluß des Klima und der Lebensweise hinreicht, um das Entstehen der verschiedenen Menschenvarietäten genügend zu erklären, so scheint es nicht nur überflüssig, sondern auch unnöthig, mehre Schöpfungen und verschiedene Gattungen anzunehmen. Zwei vollkommen gleiche Gestalten sind in der Natur nirgend zu finden, und wie groß auch der Abstand zwischen einem Europäer und Mongolen, und zwischen Diesem und dem Neger von Guinea ist, so verschwimmen dennoch alle Varietäten unmerklich ineinander und bilden jene geheimnißvolle Kette, durch welche die Natur alle Menschen, vom physiologischen Standpunkte betrachtet, zu Einer Familie verbunden hat.

Man erkennt aus Diesem zur Genüge, daß der Verf. sich zu der jetzt herrschenden Ansicht, welche vor einiger Zeit von Weerth („Die Entwickelung der Menschenracen") ebenso umfassend wie befriedigend behandelt worden ist, bekennt. Er zerlegt das Menschengeschlecht in drei Hauptstämme: 1) in den kaukasischen oder weißen, 2) in den mongolischen oder gelben, und 3) in den äthiopischen oder schwarzen Menschenstamm. Danach zerfällt sein Werk auch in drei Haupttheile, wovon der vorliegende den Völkern des mongolischen Menschenstammes gewidmet ist. Seine Rundschau der Völker des Erdballs eröffnet er mit dem chinesischen Volke und verweilt dabei verhältnißmäßig am längsten. Auch wir wollen gerade hiervon des allgemeinen Interesses wegen und zur nähern Kenntniß des Buches einige Mittheilungen machen:

> Der Chinese hat eine sanfte und milde, eine biegsame und leutselige Gemüthsart. In seinem Benehmen und in seinen Geberden zeigt sich, selbst unter dem gemeinen Mann, niemals das Rohe, Wilde und Unbändige, welches bei den gesitteten Nationen Europas nicht selten zum Vorschein kommt. Ein heftiges und auffahrendes Wesen ist ihm verhaßt, nicht weil es ihm an Lebhaftigkeit und Feuer mangelt, sondern weil er von frühester Kindheit an Selbstbeherrschung gewöhnt wird. Ein europäischer Reisender traf ein Mal auf einer Straße mit

mehren Wagen zusammen, die sich entgegenkamen und bei der Schmalheit des Weges nicht gut einander ausweichen konnten. Wie wunderte er sich, als er sah, daß die Fuhrleüte anstatt gegenseitig in Schimpfreden auszubrechen oder gar mit den Peitschen aufeinander loszuschlagen, wie das in den gesitteten Ländern Europas zur Regel zu gehören pflegte, — sich so freündlich grüßten, als wären sie die ältesten Freünde, und sogleich hülfreiche Hand anlegten, um Platz zu machen. Bescheidenheit ziert einen jeden Chinesen vom höchsten bis zum niedrigsten, vom gelehrtesten bis zum unwissenden.

In ähnlicher Weise fährt er noch lange fort das Charaktergemälde des Chinesen auszumalen. Dann geht er über auf die Beschreibung der Sitten dieses merkwürdigen Volkes und weiß nun seine Leser ganz vorzugsweise angenehm zu unterhalten. So ist z. B. die Beschreibung eines chinesischen Gastmahls von einem europäischen Augenzeugen, dem berühmten Naturforscher Meyen, mitgetheilt so außerordentlich interessant, daß wir es uns nicht versagen können Einiges davon mitzutheilen:

Das Mittagsmahl begann, indem uns der Wirth zum Zulangen von den feinen Aufsätzen nöthigte, wobei er beständig auf den Wohlgeschmack oder auf die Seltenheit dieses oder jenes Gegenstandes aufmerksam machte, und man aß, indem man die Speisen mit den zwei Stäbchen so zu sagen aus der Schüssel (denn ein kleiner Napf war das größte Gefäß, welches während des ganzen Essens auf den Tisch kam) in den Mund führte. Da die Chinesen auf ihre Tische keine Tücher legen, so haben sie dafür eine höchst nachahmungswerthe Sitte eingeführt; sie haben große Platten, welche sie auf den Tisch legen und, sobald der Gang abgegessen ist, wieder mit Allem, was darauf steht, abnehmen lassen, worauf sogleich eine neüe Platte, mit neüen Sachen besetzt, aufgetragen wird. Es war diese Vorrichtung außerordentlich bequem, besonders da die chinesischen Tische nur von drei Seiten besetzt werden. Die Tafel fand unter anhaltender Musik und Gesang statt, die im Nebenzimmer aufgeführt wurde und zuweilen so rauschend war, daß man nicht ohne Verdruß zuhören konnte. Besonders zeichneten sich die Sänger aus, welche mit ihrer Fistelstimme ein gewaltiges Geschrei machten, wobei dann die großen Metallglocken, der Gong-Gong, kräftig ertönten. Sobald der erste Gang der Speisen abgetragen war, wurde zu jedem Gedecke noch eine kleinere Tasse gestellt und diese zum Trinken des heißen Samtschus gebraucht, welcher bei der chinesischen Tafel die Stelle unsers Weines vertritt, aber an Stärke dem Arak gleicht. Es ist der Samtschu ein gegorenes Getränk von Reis, welches stets kochend aufgetragen wird. Bedienten gehen mit großen silbernen Kannen herum und gießen überall diesen Nektar ein, der auch besonders durch seine Hitze sehr bald zu wirken anfängt. Die Chinesen beobachten bei dem Trinken desselben beinahe dieselbe Regel wie die Engländer beim Weintrinken; sie fodern zum Trinken auf, halten dann die Tasse mit beiden Händen und indem sie sich gegenseitig Glück wünschen, trinken sie mit einem Zuge aus, worauf sie die innere Seite der Tasse dem Gegner zukehren und zeigen, daß sie jeden Tropfen ausgetrunken haben. Als wir einmal eine Tasse nicht austrinken wollten, hielt uns der Chinese die seinige beständig vor und nickte so lange, bis auch wir die unserige ausgetrunken hatten. Die Speisen, beständig in kleinen Obertassen aufgetragen, wurden jedesmal den Gästen vorgesetzt, wenigstens fand dieses in den ersten 20 Gängen statt. Die Zahl der Speisen war unglaublich, doch war der Geschmack nicht so vielfach verschieden; alle Fleischspeisen waren ganz klein geschnitten und kamen immer in Form von Ragouts auf den Tisch, wozu die Brühen stets mit Schwalbennestern und Trepang, mit Haifischfinnen und allen jenen sonderbaren indischen Leckerbissen zubereitet waren. Sobald der erste Abschnitt des Mittagsmahls, welches vielleicht aus 60 Gerichten bestand, vorüber war, kamen die mehr suppenartigen Speisen zum Vorschein; sie wurden in kleinen Näpfen in die Mitte des Tisches gesetzt, und hier aß denn Jeder mit seinem kleinen Porzellanlöffel aus der Schüssel. Von diesen Sachen wurden gewöhnlich vier, fünf bis sechs verschiedene Schalen aufgetragen, und dazwischen wurden noch in kleinen Tassen den Gästen verschiedene andere Sachen aufgesetzt, worunter mannichfaltig zubereitete Pasteten, Confectsachen, kräftige Hühnerbrühen und viele andere Sachen der Art vorkamen. In der Hühnerbrühe ist das Fleisch ganz fein geschabt und die Brühe selbst außerordentlich kräftig. Zwischen den verschiedenen großen Abtheilungen des Mittagsmahls wurde Thee gereicht und Taback geraucht, wobei man sich etwas ausruhen konnte, um alsdann von neüem mit allen Kräften zur Fortsetzung zu schreiten. Nachdem einige Abtheilungen vorüber waren, wurden vor dem Halbkreis der Tische noch fünf kleine Tische gestellt, welche mit gebratenen Schweinen und mit Geflügel aller Art ganz bedeckt wurden. Hierauf traten zehn Köche in den Saal, welche ganz gleichmäßig und sehr hübsch gekleidet waren, und begannen die Braten zu zerlegen. Es stellten sich vor jeden Tisch zwei Mann, und mit langen Messern fingen sie an die hartgebratene Haut aller dieser Braten zu zerklopfen, was durchaus taktmäßig geschah und nicht wenig überraschte. Andere Diener, welche vor den Tischen standen, legten die kleinen Stückchen, in welche alle diese Braten zerlegt wurden, auf kleine Teller und setzten diese alsdann in die Mitte unserer Tische. Zu Ende des ganzen Mahles kamen noch die Köche in den Saal und mußten sich für die Ehre bedanken, welche ihnen dadurch zu Theil geworden, daß sie für die hohe Gesellschaft hätten kochen dürfen.

Die Holzschnitte sind zum Theil wahre Meisterstücke und mit einer Sauberkeit und einem feinen Geschmacke colorirt, daß das Auge darauf mit dem größten Wohlgefallen ruht. Als ganz vorzugsweise ausgezeichnet nennen wir den Bewohner des Libanon, die Japanese im Galakleide, den chinesischen Mandarin vom Civilstande, das junge chinesische Mädchen. Die Abbildungen richten sich nicht nach dem Texte, welchem sie beigegeben, dagegen beobachtet der Text doch immer die Regel, daß er sich nie auf Abbildungen bezieht, welche in den bereits ausgegebenen Lieferungen nicht schon vorgekommen wären. Auch wird in dem Prospecte darauf aufmerksam gemacht, daß ein alphabetisches Register der Namen aller Völker, nebst Angeben der Pagina, auf welcher im Buche selbst die Beschreibung zu finden ist, am Schlusse des Werkes nachgeliefert werden soll, wodurch das Ganze auch als ethnographisches Handwörterbuch mit Nutzen anzuwenden ist.

Man überzeugt sich von der Wahrheit, daß Verfasser und Verleger Alles aufgeboten haben, um ein nützliches und interessantes Werk in schöner, vollendeter Form auszuführen. Möge nun die Fortsetzung diesem herrlichen Anfange ganz ebenbürtig zur Seite gestellt werden können! Dieser Wunsch ist nicht ohne Grund, denn es ist bekannt genug, daß Berghaus in einigen seiner populairen Thätigkeiten nicht gerade eine sehr rühmenswerthe Ausdauer bewiesen hat, daß er viel mehr gelungene und vollkommen befriedigende Anfänge als Fortsetzung und letzte Vollendung geliefert hat. Indeß ist es doch aber auch wahr, daß der Verf. gerade in dem eben erwähnten Punkte sehr bittere Erfahrung gemacht hat, die ihn zum Bessermachen, zum Wiedergutmachen stark anspornen möge. Das alte Klagelied wird sicher nicht

wiederkehren. Dazu ist die schönste Hoffnung auch in der Hinsicht zu fassen, daß sich der Verf. hier ein Thema gewählt hat, woran er mit ungetheilter starker Liebe sein ganzes Leben hindurch gehangen, welches einzeln behandelt in allen seinen Schriften die schönsten Glanzpunkte seiner geographischen Thätigkeit ausgemacht hat. Auch deutet der Verleger zur Beruhigung der vielleicht besorgten Subscribenten noch darauf hin, daß diese Völker des Erdballs in vierzehntägigen Lieferungen ohne Unterbrechung erscheinen würden, da bereits alle dazu erfoderlichen Holzschnitte gravirt seien.*)

H. Birnbaum.

Romanliteratur.

1. Der Prairie-Vogel. Scenen aus den Wildnissen des westlichen Nordamerika. Von Karl August Murray. Nach dem Englischen von Wilhelm Corte. Zwei Theile. Zerbst, Kummer. 1846. Gr. 8. 3 Thlr.

Dieser Roman ist ganz in der Cooper'schen Manier geschrieben, wenigstens wird man durch die Gleichheit des Schauplatzes, der Indianerscenen und der Abenteuer an diese erinnert. Dem mit den Cooper'schen Romanen noch unbekannten Leser muß das vorliegende Werk viel Genuß und Belehrung gewähren durch die Eigenthümlichkeit des amerikanischen Lebens, welches lebendig geschildert wird; Neues wird indeß nicht gebracht und das Alte nicht in neuer Gestalt. Für den Roman selbst spricht nur wenig Erfindungsgabe. Des jungen Ethelstone Erlebnisse in Deutschland und England erhöhen nicht das Interesse des Romans, sondern stören dessen Einheit; man meint alles Mögliche sei zusammengetragen, um zwei Theile zu schreiben, und der Leser ist undankbar gegen die einzelnen so lebendigen, oft humoristischen Schilderungen, die ihn vom Hauptweg abführen. Eduard Ethelstone und Reginald Brandon sind die Helden des Buches; Beide sind die Söhne von Ansiedlern. Die Ältern des Erstern erliegen dem Unglück; ihre Besitzungen werden von Indianern verwüstet, ihre kleine Tochter wird entführt. Sie sterben und Eduard Ethelstone wird mit Brandon, von dem Vater des Letztern aufgenommen, erzogen, später nach England zu einer Caricatur von einem englischen Edelmann (Pferde- und Jagdliebhaber) geschickt. Er macht einen Feldzug in Deutschland mit, kehrt dann nach Amerika zurück, wo er seine Schwester wiederfindet, unter dem Namen des Prairie-Vogels bei den Indianern, wo sie als Priesterin verehrt wird, Kranke heilt, Wunden verbindet, lehrt und wohlthut und von mehren Häuptlingen geliebt wird, welche vergebens sich um ihre Neigung bewerben. Von einem Verhaßten wird sie entführt, die Andern verfolgen sie und suchen sie zu befreien. Daß es bei dieser Gelegenheit nicht an spannenden und bewegenden Scenen fehlt, wobei sowol die Sitten und Gebräuche der Wilden als auch die Naturerscheinungen und Eigenthümlichkeiten jenes Landes vorkommen, versteht sich von selbst. Der Prairie-Vogel liebt Reginald Brandon und heirathet ihn, nachdem sie von dem tyrannischen Liebhaber befreit worden. Brandon's Brief am Schluß des zweiten Theils versichert, daß sie sowol als auch die andern Helden und Heldinnen des Romans glücklich sind. Eins der anziehendsten Capitel ist unstreitig das von der Heirath des Oberst Brandon und von den Folgen derselben. Obgleich diese Episode auch nicht zur Entwickelung der Geschichte gehört, so ist sie doch rührend und fesselnd dargestellt. Die Schwächen des vorliegenden Werkes hat der Verf. schon selbst in seiner Vorrede angedeutet, indem er dem Leser die Möglichkeit der Langweile zugesteht. „Sollten", sagt er, „Sie blos Unterhaltung verlangen, so werden Sie sich wahrscheinlich getäuscht sehen; denn es war zugleich mein Zweck, Ihnen Gelegenheit zu geben, sich genau über Sitten, Lage und Charakter der nordamerikanischen Indianer zu unterrichten, sowie auch über Diejenigen, welche an das Gebiet jener Völker grenzen. Ich habe auch verschiedene Vorfälle in die Erzählung verflochten, die auf wirklichen Ereignissen beruhen; einige davon, sowie auch manche der Charaktere sind nach persönlichen Beobachtungen skizzirt." Der Verf. hat bei den Pawnee-Indianern gewohnt. Sein Buch ist eine Art von Potpourri und besteht aus Bemerkungen, Anekdoten und Beobachtungen, die in seiner nordamerikanischen Reise nicht Platz fanden.

*) Das Berghaus'sche Werk ist seit der Abfassung des vorstehenden Aufsatzes bis zur 22. Lieferung, das Kulb'sche bis zur 12. Lieferung vorgeschritten. D. Red.

2. Der warnende Hausgeist. Eine schwedische Predigeridylle von Theodor Schwarz (Melas). Leipzig, Rein. 1846. 16. 18 Ngr.

Ob die Ehen welche die Liebe schließt oder die von der Vernunft geschlossenen die glücklichen sind? Das ist die im vorliegenden Werkchen aufgeworfene und durchgearbeitete Streitfrage. Der warnende Hausgeist ist ein Geist der Liebe, der überall eingreift wo die kalte Vernunft ihr Reich aufschlagen will, wo bei irgend einem Streit die Liebe sich zurückzuziehen droht. Er wird gebannt durch die Heirath der Urenkel-Nichte, welche ihrem Herzen folgt und einen jungen Geistlichen heirathet, den sie liebt, nachdem sie andern Bewerbern und selbst dem vernünftigen Zureden des Vaters widerstanden hat. Die Erzählung ist einfach, die Ereignisse sind unbedeutend, die Charaktere wenig heraustretend und das Verdienst des Büchleins beruht größtentheils in den Gesprächen der hochwürdigen Herren Geistlichen und anderer Personen, wobei die heiligsten Angelegenheiten der Menschheit und das Für und Wider der aufgestellten Sätze mit Umsicht, Verstandesschärfe und in heiliger christlicher Anschauungsweise verhandelt werden. Für gewöhnliche Leser, welche nur Unterhaltung des Augenblicks suchen, ist das Büchlein freilich nicht, wer aber gern in der Werkstätte der Gedanken arbeitet, wer nach Klarheit strebt, nach Wahrheit forscht, der wird manches Wort für ein unbewußtes Gefühl finden, auf manchen Anhaltepunkt für das Weiter — denken stoßen.

3. Mittheilungen aus den Papieren eines wiener Arztes. Herausgegeben von Gustav von Franck. Leipzig, O. Wigand. 1846. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Die ersten drei Mittheilungen geben nur wenig Bedeutendes; unzählige Novellen erzählen Ähnliches auf interessantere Weise. Das Verdienst der Wahrheit, wenn es wirklich existirt, verschwindet, indem dem Leser Das was wahr sein könnte ebenso viel werth ist. Man vermißt Charakterentwickelungen, die Begebenheiten sind so leicht hin skizzirt, daß sie nicht zu interessiren vermögen. Sie sind wie ein gemalter Vorhang, hinter welchem die Handlung vor sich gehen soll, man vermuthet das Leben dahinter; doch wird der Vorhang nicht aufgezogen, der Leser muß sich mit den Skizzen begnügen. Der englische Verf. der „Denkwürdigkeiten eines Arztes", welche vor mehren Jahren in der Übersetzung erschienen, verstand es viel besser, obgleich er kein Arzt war, seinen Mittheilungen den ärztlichen Charakter zu geben und durch die Schilderungen der Krankenmysterien zu fesseln und zu bewegen. Anziehender sind die Reiseblätter, welche frisch und treu empfangene Eindrücke wiedergeben. Die Mittheilungen über Hyères und dessen klimatische Einflüsse auf die Gesundheit sind für Brust- und Nervenkranke welche nach warmen Zonen geschickt werden, und für die Ärzte des Nordens welche solche Schicksalssprüche über ihre Kranken thun, von Bedeutung. „Ein Besuch beim Vladika von Montenegro", „Ein Ausflug nach Algier" gibt wenn nicht gerade Neues, doch einzelne unterhaltende Momente, die

man gern noch ein mal an sich vorüberführen läßt. „Die Salonscenen" sind zwar unbedeutend an und für sich selbst, doch mit Humor und Witz gewürzt. „Die Dampfrede über den Dampf, gehalten in einem wiener Salon", hat manche brillante Stelle, obwol auch manchen gemachten und an den Haaren herbeigezogenen Witz.

4. Das rosenrothe Buch. Märchen und Erzählungen von Friedrich Oskar. Erlangen, Heyder. 1846. 8. 10 Ngr.

Umschlag und Inhalt dieses Büchleins sind auf rosenrothes Papier gedruckt, die kurze grüne Vorrede aber auf grünem Papier. Dieses zur Nachricht, damit nicht etwa der Leser die charakteristische Färbung in dem Inhalt suche. Ob dieses Büchlein wol für Kinder ist? Der Titel gibt Solches nicht genau an; aber schreibt man im 19. Jahrhundert noch für Kinder Gespenstergeschichten, die sich nicht aufklären? Schreibt man für Kinder wol Geschichten, wo die Kinderwärterin ihren Liebhaber erwartet, wenn die Ältern nicht zu Hause sind? Nein, für Kinder können diese Märchen und Geschichten nicht geschrieben sein. Also für Erwachsene? Solche müßten sich allerdings sehr kindlich erhalten haben, wenn sie an diesen Rosablättern mit den ganz gewöhnlichen Erzählungen ohne Interesse, den schlechten Gedichten, den der Poesie und Anmuth ermangelnden Märchen nur einen Augenblick Gefallen und Zeitvertreib finden könnten. 40.

Literarische Notizen aus Frankreich.

Französische Zustände.

Ein sehr trauriges Bild von den religiösen Zuständen in Frankreich erhalten wir in folgender Schrift: „De l'état et des besoins religieux et moraux des populations en France." Dieses Document muß in seiner Bedeutung um so ernster und wegen seiner Folgerungen gewichtiger erscheinen, als der Verf., J. Bennetat, selbst dem geistlichen Stande angehört, und er in seiner Eigenschaft als Abbé in Betreff der Kirchlichkeit nicht leicht mit Behauptungen hervortreten dürfte welche der Begründung ermangelten. Man kann sich des Staunens nicht erwehren, wenn man die Schilderungen welche uns hier vor Augen gestellt werden mit der häufig wiederholten Behauptung, der kirchliche Sinn sei in Frankreich auf eine erfreuliche Weise im Steigen, zusammenbringt. Bennetat versichert mit nackten Worten, daß der zehnte Theil unter den Männern sich des Glaubens an Gott vollständig entäußert hätte, während von den übrigen neun Zehnteln mehr als die Hälfte die Annahme von der Unsterblichkeit der Seele zurückwiesen. Das Verhältniß gestaltet sich noch trauriger, wenn man in Anschlag bringt, daß — wie hier behauptet wird — der beiweitem größte Theil der Übrigen der barsten Indifferenz und Gleichgültigkeit in Religionssachen verfallen ist. Daher kommt es denn, daß das göttliche Wort den Zugang zu den heilbedürftigen Herzen verloren hat und die religiösen Verrichtungen entweder ganz ohne Theilnahme bleiben, oder ohne einen nachhaltigen Eindruck in den Gemüthern zurückzulassen vorübergehen. Der Verf. hat sich aber mit der Bezeichnung der allgemeinen Krankheit nicht begnügt, sondern gleich das Gegengift und die Mittel angegeben, durch welche dem Übel entgegengewirkt werden kann. Er behauptet, man habe den Priesterstand, um ihn seines Einflusses zu berauben, aus dem Zusammenhange mit dem Volke gerissen und ihn vorzüglich der Einwirkung auf dasselbe mittels des kostbaren Werkzeugs, welches der öffentliche Unterricht bietet, beraubt. Aber sind Dies nicht die nämlichen sophistischen Beschuldigungen, welche jüngst noch mit so großer Dreistigkeit gegen die Einrichtungen und Bestimmungen des Staats erhoben sind? Von Seiten Derer, welche die Regierung in Händen haben, sollen die Priester ja nicht von dem Unterrichte verdrängt und zurückgehalten werden: denn die Bedingungen und Foderungen, welche man ihnen auferlegt, sind Nichts als die gemeinschaftliche Garantie der Tüchtigkeit und Befähigung, welche der Staat nicht allein berechtet, sondern sogar verpflichtet ist von Jedem zu fodern, der sich dem wichtigen Geschäfte der Volkserziehung widmen will. Was für ein Ideal aber dem Verf. und seiner Partei vorschwebt, erkennt man recht deutlich daraus, daß er meint, das Volk müsse einmal in einer steten Bevormundung erhalten und auf die Erkenntniß der eigenen Unfähigkeit, sich ein selbständiges Urtheil zu bilden, hingewiesen werden. Nur auf diese Weise könnte es vor den Gefahren der Aufklärung und Überbildung geschützt und gesichert bleiben. Man kennt die schönen Redensarten schon und weiß, was eigentlich „des Pudels Kern" ist. Mit großem Nachdruck fodert Bennetat auch ferner die Erneuung des bekannten Gesetzes vom 18. Nov. 1814, welches zwar — so viel wir wissen — nicht durch eine förmliche Verfügung abgeschafft, aber doch allmälig außer Gebrauch gekommen ist. In dieser gesetzlichen Bestimmung wird auf eine strengere und umfassendere Feier des Sonntags gedrungen. Der Verf. hofft, daß, wenn der bürgerlichen Gewerbthätigkeit und den geräuschvollen Zerstreuungen, welche an den Sonntagen mehr und mehr wieder überhand genommen haben, erst Einhalt gethan sein wird, das müßige, der Langweile preisgegebene Volk sich allmälig wieder dem Gottesdienste und den kirchlichen Verrichtungen mit wachsendem Interesse zuwenden würde. Wie er meint, würde sich aus der Langweile die Gewohnheit, und aus der Gewohnheit das Bedürfniß entwickeln. Ein größerer Einfluß der Priester auf das Erziehungswesen und eine strengere Feier des Sonntags sind also die Hauptfoderungen, welche hier gestellt werden, und mit deren Erfüllung der Verf. eine Belebung des religiösen Gefühls bewirken zu können glaubt. Daß aber an dem Verfall der Religiosität und an der Entsittlichung der Nation auch der Priesterstand selbst einen Theil der Schuld trägt — davon scheint ihm keine Ahnung in seine Seele geschlichen zu sein, und doch will es uns bedünken, als hätte der Klerus, statt von der Einwirkung auf das Volk zurückgedrängt zu werden, in Misachtung seiner Aufgabe sich dieser heiligen Pflicht selbst entzogen.

Übersetzung russischer Homilien.

Die homiletische Literatur der griechischen Kirche ist nicht eben sehr reich, wenigstens ist es eine seltene Erscheinung, wenn sich ein Erzeugniß derselben in unsere Gegenden verschlägt. Wir erhalten gegenwärtig eine Lebensäußerung der morgenländischen Kirche, welche wir als eine schöne, reife Frucht eines Baumes begrüßen müssen, den wir fast versucht gewesen wären für abgestorben anzusehen. Es ist Dies die Übersetzung der Homilien von Innocenz, welche ein Alexandre Stourdza — wir wissen nicht, ob es der giftige Ankläger gegen das deutsche Universitätswesen ist — unter dem Titel „Homélies à l'usage de ceux qui se préparent à la pénitence et à la sainte communion, prononcées à Kiew par le recteur R. P. Innocent, aujourd'hui archevêque de Charcov" einer weitern Verbreitung übergibt. Die Reden, welche uns hier geboten werden, zeugen von einem frischen, wahrhaft religiös-innigen Geiste, welcher fern von der leeren, giftigen Tagespolemik in der Entwickelung der ewigen Gotteswahrheiten seine vollste Befriedigung findet. Nur hier und da kann man es aus einzelnen Zeichen abnehmen, daß ein griechischer Priester zu uns redet; im Allgemeinen tritt uns das rein christliche Element als der eigentliche Kern seiner Lehre ungetrübt und ohne allen äußerlichen Beisatz entgegen. Es wäre zu wünschen, daß diese Reden — aber aus der Ursprache selbst und nicht erst aus zweiter Hand nach dieser französischen Bearbeitung, so ansprechend dieselbe auch ist — auch ins Deutsche übersetzt würden. 17.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 342. —— 8. December 1846.

Zeitgedichte.

1. Zeitgedichte von Richard Morning. Leipzig, Gebauer. 1846. 12. 27 Ngr.
2. Weckstimme eines Deutschen, zur allgemeinen Belebung des deutschen Volkes. Erlangen, Palm. 1846. 16. 15 Ngr.
3. Neujahr. Ein Drama oder ein Gedicht, wie man es will. Von Karl Schäffer. Darmstadt, Ollweiler. 1846. Gr. 8. 8 Ngr.

1. Wir hätten gemeint, Alles was sich sagen läßt von einem Dichter, der mit der Gegenwart unzufrieden ist und auf die Morgenröthe einer andern Zeit hofft, sei nun ausgesprochen, und kräftiger, poetischer, witziger als Dies von A. Grün, Herwegh, dem Nachtwächter, Prutz, Hoffmann von Fallersleben, Freiligrath geschehen, lasse sich die Misstimmung nicht in Verse hauchen. Aber da erscheint ein neuer Dichter, den wir bisher nur als besonnenen Mann und Schriftsteller gekannt, und singt Lieder, die in ihrer Keckheit und ihrem zerschneidenden Witz dem Kecksten und Witzigsten von dem bisher Dagewesenen die Spitze bieten und in harmonischem Wohllaut der Verse Mehre der genannten Dichter noch übertreffen. Seiner Kühnheit gibt er selbst den Geleitsbrief durch die Dithyrambe (S. 30):

Tadle mir Keiner den Übermuth,
Der wie des Sturmwinds reißender Fittig
Über des Hochwalds strebende Kronen,
Über der Alp stolz ragende Zinnen
Leicht wie auf Schienen von dannen saust;
Der wie ein Dämon auf Menschenhäuptern
Und ihres Strebsinns kühnsten Entwürfen
Fest schreitet einher, daß nie ein Schwindel
Den keckhinwandelnden Fuß ergreift,
Der, wenn des Schicksals eiserne Faust
Mächtig ihn packt und hinab ihn schleudert,
Selbst noch im Sturze zum Wiederaufschwung
Die Schwingen prüft und, wie tief er falle,
Doch nie erliegt!

Diesem Übermuth hat er denn auf 183 Seiten gehuldigt, und es hält schwer zu sagen nach welcher Seite er am kecksten ausschlägt und wohin der Wurf ihm am besten geglückt ist. So viel vorausgeschickt; es ist nicht gelegentlicher Witz, der diesen Dichter stachelt, es ist nicht der Mismuth böser Laune, der einmal heraus muß, sein Unmuth ist zu einem System geworden, und aus der vollen Kraft der Gesinnung, nach einem wohlgeordneten Kriegsplane schleudert er ihn heraus in vollen Batteriesalven. Er greift nicht als ein neckischer Parteigänger schwache, lächerliche, zufällig heraustretende Seiten des Feindes an, er versificirt nicht Zeitungsartikel und Zeitfragen, er kennt seinen Feind, wie er zur Kenntniß seiner selbst und seiner Kraft gekommen ist, und beginnt nun einen Vernichtungskampf. So voraus und wohlgerüstet muß man sein, wenn man in solchem harmonischen Wohllaut, in so vollklingenden Versen seine Sache in einem ganzen Buche verficht. Daß unter so vielen Gedichten nicht alle gleich gut, gelungen und treffend sein können, versteht sich von selbst; aber die Mehrzahl sind Treffer, womit nicht gesagt sein soll, daß er der Erste sei der auf den Gegenstand gezielt und getroffen hat. Ebenso wenig geben wir um dieses Lobes willen, das hier vorläufig nur dem Kampfgeschick des Streiters und seinen Waffen gilt, unsere unbedingte Zustimmung zu seinem Denken, Thun und Treiben. Aber es bleibt immer ein merkwürdiges Zeichen, wenn nach den vielen Dichtern, die ihm vorausgingen, welche den Gegenstand bis auf die Hefen umgewühlt und erschöpft zu haben scheinen, und theils im Unmuth die Sache wieder verließen, weil sie ihre Arbeit für fruchtlos hielten, theils verdrossen oder gewonnen geradezu umkehrten oder ganz muthlos schwiegen, noch ein neuer Streiter in derselben Arena auftreten konnte, der mit solchem vollen Selbstbewußtsein und solcher Sicherheit den alten Feind von neuem angreift, und daß dieser Streiter kein Jüngling, sondern ein Mann ist, der sich in andern Lebensverhältnissen vielfach umgesehen hat. Das sind Symbole eines Wetterumschlags, den alle Declamationen der Vertheidiger des temporis acti so wenig fortdemonstriren werden als in dem Gedichte „Der schlafende König“ der Rath des vierten Rathes:

kühnlich zu verbreiten,
Das Murren habe gar Nichts zu bedeuten;
Von Aufregung sei keine Spur zu finden
Als im Gehirn von ein Paar jungen Leuten,

mehr Glauben anderswo in der Welt findet als bei Denen, welchen nicht gerathen sein will. Dieses Gedicht ist überhaupt in allen seinen Theilen das schärfste, ausdruckvollste und auch in seiner Form vollendet zu nennen. Wird man an der Gesinnung zweifeln:

Doch wolle nur — so ist es schon bestanden!
Ein kühner Sprung — und sieh, du hast gesiegt!
Doch wer da meint, allmälig aus den Banden
Sich zu befrei'n — der kämpft nur und — erliegt!
— — — — — — —
Darum steh' auf und hör' auf uns're Sendung,
Nicht auf die Märchen der Tausend und eine Nacht!
Längst ist es Tag — das Werk schreit nach Vollendung!
Schmach dir, — —, wird's ohne dich vollbracht.

Sage man nicht, daß der Deutsche nicht unermüdlich im Hoffen und Vertrauen ist! Aber Wen sollte auch die Trompete von Jericho erwecken, der unter dem Sturze seiner Mauern noch träumen kann, daß sie fest stünden!

Nächst diesem Gedichte, welches, wir wiederholen es, einen ersten Rang unter den politischen Zeitgedichten beansprucht, steht das andere: „Die Entwickelung der Kirche." Bildlicher, anschaulicher, witziger und zugleich gemüthlicher konnte die große Zeitfrage der protestantischen Welt schwerlich ausgedrückt werden. Wäre es zu wünschen, daß der Gegenstand zum Thema der Schenken und Gassen würde — ein Wunsch, gegen den wir indeß ernsthaft protestiren —, so könnte dieses Lied eine Bänkelsängerballade werden, die sich im Werth mit jeder der Art messen dürfte. Die protestantische Kirche ein Wickelkind! Ihr Schutzherr ruft zu Denen, welche das dreihundertjährige Schutzkind aus den Windeln losmachen wollen:

„Was kümmerst du ums Kindlein dich,
Das ich mir hab' erzogen?
Was geht dich meine Kindsmagd an,
Die mir das Kind muß stillen? —
Was sie auch thut und hat gethan,
Sie that's auf meinen Willen!

Also gebot ihr Eid es ihr —
Ist sie d'rum anzuschwärzen? —
Im Übrigen liegt mir wie dir
Der Kleinen Wohl am Herzen.

Doch abzutrotzen mir ihr Wohl,
Die Lust laß dich nicht prickeln!
Sie werde frei! — Allein sie soll
Sich aus sich selbst entwickeln."

Er sprach's und hieß sorgfältiglich
Sie neu in Windeln legen! —
Nun denn, mein Kind, entwickle dich!
Dein Herr hat Nichts dagegen.

Damit werden Viele einverstanden sein, ob aber ebenso Viele mit der Stelle in dem mehr witzig-eleganten als zur Überzeugung sprechenden Gedichte „König und Aß":

— — Merk' auf was gilt, was Noth thut!
Und thust du Das, geschieht durch dich, was Gott thut.
Denn Gott nur ist der Geist jedweder Zeit,
Und jede Zeit nur Gottes wechselnd Kleid.

Wir meinen, sehr Viele, die das Kind aus allen Windeln und Wickeln befreit wünschen mit dem Dichter, mögen doch den Glauben sich nicht nehmen lassen, daß Der den keine Namen nennen mehr ist als „der Geist jedweder Zeit". In diesem Sinne ist auch das Gedicht „Der erste Freiheitsheld", im Tone mit Heine'schen Anklängen. Der erste Freiheitsheld ist Adam, der gegen Absolutismus und Despotie Protest erhoben und deshalb aus dem Paradiese gejagt wurde. Die Stimme schallte ihm nach:

— — Im Schweiß des Angesichts
Sucht euer Brot, sonst kriegt ihr Nichts.

Adam erklärte: Wir wollen uns schon allein Etwas suchen, und wanderte mit Eva aus, um sich ein eigenes Haus zu gründen:

Es fehlt' ihm nicht an Sorg' und Noth,
Es ging ums Leben und liebe Brot.
Indeß bei aller Noth und Sorge
Ließ er sich wachsen kein graues Haar,
Und aß und trank und lebt' und liebte
Und ward neunhundertunddreißig Jahr'.

Der Ernst, wo es ihm selbst ernst ist, steht dem Dichter besser als das Frivole.

Nicht alle Gedichte reichen an den Gehalt jener beiden oben besprochenen, Salz ist in allen, bitteres in vielen, z. B. die Ballade „Klag' ihn nur an!" Wozu aber die, wenngleich geistvolle, Paraphrase der Bergphrasen gegen „die Hochgeborenen"? Gleich bittere Anschauungen enthalten die Epigramme „1813 — 1815" und „An das hoffende Jahrhundert". In den Versen:

Du heftest dich wie eine Klette
An sein Versprechen. Aber wie?
Wenn er nun sich versprochen hätte —
Was gibt dir das für Garantie?

liegt eine dem Dichter unbewußt entschlüpfte Lehre: rückwärts gehen Kämpfer in seinen Reihen, die immer auf das Versprechen zurückkehren, statt an die Nothwendigkeit zu appelliren. Daran reihen sich die trefflich versificirten „Versprechungen". Weshalb aber mußte ein Dichter, der den Dingen eine so neue plastische Anschauung zu geben wußte, das längst Abgetretene und Abgesprochene noch ein mal der Mühe werth achten, es im alten Schuh und Kleide, nur Etwas verbrämt, dem großen Publicum aufzutischen? Beurtheile der Leser selbst die ernster durchgeführten Gedichte: „Der Genius" und „Zum Gutenbergfeste"; eine ernste Wahrheit spricht auch „Der Jungen Rache" aus, das anhebt:

Verwundert euch, ihr Fürsten, nicht, wenn sich die Nachtigallen
In euern wohlumhägten Parks nicht sonderlich gefallen.
— — — — — — — —
So wundert euch nicht, wenn sich mit ihren Lobgesängen
Zu euern Höfen, wohlumschanzt, die Dichter nicht mehr drängen.

Dagegen hätten wir diesem Dichter gern das „Weberlied" erlassen. Der Communismus hat seine eigenen Poeten, schwerlich aber Viel mehr für sich anzuführen, was Poesie und Prosa nicht hundertfältig schon gesagt hätten. Die Romanze von Herrn Schuhu und Frau Nachtigall, die

— Beide werden in kurzer Zeit
Hofräth' und Professoren —

ist leider mehr wahr und wirklich als neu und erquicklich. Dasselbe gilt vom „Liede für Einen der im Trocknen sitzt". An beide schließt sich die Bußpredigt von Vater Noah an, mit der erbaulichen Nutzanwendung:

Darum thut Buß', ihr Atheisten,
Und werdet wieder fromme Christen!
Ihr glaubt gar nicht, wie gut ihr's kriegt,
Wenn ihr, wie ich, zu Kreuze kriecht.

Ein eigenthümliches Bild hat der Dichter für das Verhältniß von Dänemark zu Deutschland gefunden:

Deutschland ist ja das dumme,
Das alberne Kameel!
Und Holstein ist mit Schleswig
Des Höckers fetter Berg,
Und obenauf der Affe —
Mein Dänemark, der Zwerg!

Wird es dem Äfflein glücken? ruft er und antwortet: Nein! Wahrscheinlich nicht um deswillen, weil der hohe Bundestag seine höfliche Fassung ausgedrückt hat, daß Seine Majestät der König von Dänemark nicht so grausam sein werde den Agnaten ihr Erbrecht auf Holstein zu beschränken, sondern weil:

Sei Deutschland auch ein dummes,
Geduldiges Kameel —
Wenn's ihm erst in das Fleisch geht,
Fährt's ihm auch in die Seel'.
Es läßt sich drücken, zwicken
Und hänseln jahrelang;
Es läßt sich lausen, zausen,
Und sagt noch schönen Dank —
Doch treibt man's immer weiter,
Und macht man's gar zu schlimm:
Dann Weh' dem armen Schächer,
Den packt's in seinem Grimm!

Wohinaus geht des Dichters Ansicht? Hofft er oder verzweifelt er über die Zukunft? Er läßt uns darüber am Schluß in Zweifel; denn wiewol er seine Zeitgedichte mit der Reveille einfügt:

Wacht auf, wacht auf, und seid bereit,
's ist an der Zeit!

so schließt er doch mit zwei sich widersprechenden Gedichten. Das eine „Deutschlands Verjüngung" hebt an:

Deutschland, Deutschland, freue dich!
Deine Kraft erneuet sich!
Aller Orten, aller Enden
Denkt man dein mit Herz und Händen!

und nach einem langen Tabularium des schon Geschehenen schließt er mit der Zusicherung: Der Sieg ist dein, wogegen er gleich darauf in dem „Baufälligen Herzen" ausruft:

Ich wollte, daß ich stürbe!
Was thu' ich auf der Welt?
Mein Herz ist morsch und mürbe,
Mich wundert's wie es hält.

Aber, wenn er Klage führt, würde die Oberbaubehörde doch meinen: Es hält wol noch!

Die Oberbaubehörde
Hat einen tiefen Blick!
D'rum — nichts mehr von Beschwerde —
Ich lebe noch ein Stück.

Nach hundert Jahren, wenn die Kämpfe und Fragen von heut einer ruhenden Vergangenheit angehören, wenn diese gelöst, jene, hoffentlich in Frieden, ausgeglichen sind, und man in den literarischen Zeughäusern die Waffen, mit denen dazumal gekämpft wurde, gelegentlich als antiquarische Raritäten mustert, wird man sich gestehen, daß die Vorfahren mit einem großen Aufwande von Geist, Witz und Talent gestritten haben. Wird man sich aber nicht wundern, daß fast die ganze poetische Kraft der Nation auf Seiten der einen Partei stand? Wird man nicht fragen: Woher kam es, daß die Vertheidiger des Alten so gut wie gar keine Stimmen für sich hatten, während es doch gerade die Poesie war welche in Deutschland so gern auf Schutt und Trümmern weilte, und man ihr es am liebsten verzeiht wenn sie als Lobrednerin untergegangener Herrlichkeiten ihre Stimme erhebt? Die Antwort liegt nahe. Nicht, daß unter dem Untergehenden Nichts gewesen wäre, was die Dichtung zu betrauern, zu erheben, zu preisen, nach Kräften zu erhalten sich angeregt fühlte, aber — es fehlte die freie Luft! Warum hat das Alte in unserer Zeitungspresse so schlechte Vertheidiger, wo es doch nicht an Aufmunterung und Lohn fehlt für die Talente, welche ihre Feder dem weihen wollten? Warum sind diese Vertheidiger in England und Frankreich so geschickt, kräftig, zahlreich? — Es ist die freie Luft.

2. Die zweite Gedichtsammlung: „Weckstimme eines Deutschen, zur allgemeinen Belebung des deutschen Volkes" geschrieben, steht polarisch der vorigen gegenüber. Auch er will sein Volk wecken:

Ein Deutscher bin ich und ein Christ!
Mein Volk mir lieb und theuer ist;
Man soll es nicht in Fesseln schlagen,
Dafür will ich mein Leben wagen,
Es soll nicht selber sich verknechten,
Für Ehre und für Freiheit fechten.
Frei will ich es und glücklich seh'n,
Es soll zum Leben aufersteh'n.
Wer etwa schläft, der soll erwachen,
Und wo es Nacht ist soll es tagen.
Fest sollen Deutsche sich umschlingen,
In Eintracht jeden Feind bezwingen.
Es soll in Hütten und auf Thronen
Gerechtigkeit und Liebe wohnen,

aber nur

Im Glauben treu, im Herzen rein,
So wird mein Volk ein freies sein.

Es ist ein guter, altgläubiger, evangelischer Christ, doch kein Fanatiker darum. Nur festhalten soll der Deutsche am alten Glauben, denn

Des Menschen höchstes Gut
Ist ihm der Väter Glaube.
Es koste Alles ihm,
Er gibt es nicht zum Raube.
Ein Kleinod ist's für ihn,
Das ihm der Himmel beut,
Das ihm der Tod nicht nimmt,
Der ewig ihn erfreut;

dann wird er glücklich und frei sein und Alles erlangen, wonach er billigermaßen trachten kann. Den Emancipationsgedanken ist er abhold, denn Gott hat Jeden dahin gestellt wo er stehen soll, und ebenso wenig kann er die verschiedenen Vereine billigen: in der Vereinstrunkenheit vergesse man ein Christ zu sein. Aus den Landtagen kommt Wenig heraus, weil Stände und Regierung sich selten einen:

Weil nur die Wenigsten es treu und redlich meinen.
Die Meisten sind auf eig'nen Vortheil nur bedacht,
Und diese bilden eine starke Gegenmacht.

Die Schule soll sich nicht über oder neben der Kirche erheben wollen, sondern ihr subordinirt bleiben:

Die Mutter in der Kirche ehr'
Du, Schule, kränke sie nicht mehr,
Die Tochter in der Schule sieh,
Die Lieb' ihr, Küche, nicht entzieh.

Am allerwenigsten kann er es billigen, daß man die Kirche anfeinde. Was habe sie denn gethan?

Ihr trennt euch von der Kirche los;
Trug sie euch nicht im Mutterschoos?
Ihr wollet keine Kirche mehr:
Was lastet denn auf ihr so schwer?
Ihr sprecht von Druck und Sklaverei:
Wer als die Kirche macht euch frei?
Ihr wollet Wahrheit, Recht und Licht:
Gibt solches euch die Kirche nicht?
Ihr wünschet euch ein gutes Theil:
Will nicht die Kirche euer Heil? —
Wollt ihr euch nicht im Lichte steh'n,
Laßt ab die Kirche zu verschmäh'n,
Wollt ihr nicht geh'n auf falscher Bahn,
Nicht feindet mehr die Kirche an!
Wollt ihr entgeh'n dem Sündenjoch,
So haltet's mit der Kirche doch!
Und wollt ihr nicht verloren sein,
Geht durch die rechte Thüre ein!
Die Kirche kann nicht untergeh'n,
Auf festem Grund seht ihr sie steh'n.
Die Hölle selbst, wie Christus spricht,
Wird überwältigen sie nicht!
Von euch dies Wort vergessen ist,
Ihr setzend eine kurze Frist.

Man sieht, daß die Weckstimme eines Deutschen keine eben neuen Vorstellungen und Gedanken bringt, aber man hört, auch von der Seite gegenüber, vielleicht nicht ungern diese Stimme in ihrer schlichten, arglosen und unbefangenen Natürlichkeit. Ein solcher Glaube versetzt nicht Berge, aber der Glaube muß so angethan sein, der sich in den Stürmen und Strömungen der Zeit von ihnen unberührt an seinem Flecke erhalten will. Die Weckstimme könnte ein gutes Volksbuch werden.

3. Neujahr ist längst vorüber und bis diese Anzeige gedruckt ist, könnte das neue Neujahr eingetreten sein; wir müssen daher kurz weggehen über einen lustigen Fastnachtsschwank, der nach Muster Goethe'scher Vorbilder über allerhand Krankheiten der Zeit die Geißel schwingt, am stärksten zuletzt gegen das Treiben der Jesuiten. Ohne Faust und Mephistopheles können derzeit solche Untersuchungen und Spazierzüge durch den Markt der Thorheiten nicht unternommen werden. Die Jesuiten finden zu ihrer höchsten Überraschung in Mephistopheles ihren Herrn und Meister, der ihnen eine furchtbare Strafpredigt über ihr ungeschicktes Thun und Treiben in letzter Zeit hält:

Wer hieß euch auch es anzuschüren,
Mit Ablaßlöffeln in dem Brei zu rühren?
Steht er im Weg uns nicht schon selbst genug?
Er ist der Geist, der vorwärts geht,
Wie der, der sumpfig trübe steht,
Wo die Großmutter einst gestanden
Mit allen ihren Anverwandten;
Und ihr, die Klugen, seid so wenig klug,
Und kramt vor des Jahrhunderts Nasen
Noch eure Siebensachen aus,
Als ihr noch hättet schweigen müssen,
Und habt die Mäuler aufgerissen.
Das Feuer, das uns nun verzehrt,
Ihr habt es vorgeblasen,
Als es schon glücklich am Erlöschen kohlte!
Ihr wäret werth, daß euch der Teufel holte,
Wenn ihr nicht schon des Teufels wär't.

Amen! — Die Knittelverse sind markig und schwungreich, und erinnern nicht zu ihrem Nachtheil an den Meister, ohne den „Faust" noch heute vielleicht den Puppentheatern angehörte. 7.

Bibliographie.

Alt, H., Theater und Kirche in ihrem gegenseitigen Verhältniß historisch dargestellt. Berlin, Plahn. Gr. 8. 3 Thlr. 7½ Ngr.

Biographien salzburgischer Tonkünstler. Salzburg. 1845. 8. 6 Ngr.

Conscience, H., Geschichte von Belgien. Aus dem Flämischen von O. L. B. Wolff. Leipzig, Lorck. 1847. 8. 1 Thlr.

Dahl, F., Aus der Schrift! Geistliche Lieder. Altona, Hammerich. 16. 10 Ngr.

Foe, D. de, Robinson Crusoe's Abenteuer und Schicksale während seines 28jährigen Aufenthalts auf einer unbewohnten Insel bis zu seiner Befreiung. Aus dem Englischen. Mit Illustrationen von Grandville. Stuttgart, Erhard. 1847. Gr. 8. 1 Thlr. 5 Ngr.

Koechly, H., Zur Gymnasialreform. Theoretisches und Praktisches. Dresden, Arnold. Gr. 8. 15 Ngr.

Lieder in der Mundart des Salzburger Flachlandes. Salzburg. 1845. 8. 8 Ngr.

Rittershausen, D., Die Wünsche. Morgenländische Erzählungen und Mährchen. Berlin, Krüger. 12. 15 Ngr.

Salfinger, J. B., Rundschau in kirchlichen Lebensgebieten Deutschlands, Helvetiens, Frankreichs und Belgiens. Regensburg, Manz. 8. 10 Ngr.

Sauter's, S. F., des alten Dorfschulmeisters, welcher anfänglich in Flehingen, dann in Zaisenhausen war und als Pensionair wieder in Flehingen wohnt, sämmtliche Gedichte. Mit zwei Abbildungen. Karlsruhe. 1845. Kl. 8. 1 Thlr.

Schmidt von Lübeck, Lieder. 3te vermehrte und verbesserte Auflage. Altona, Hammerich. 1847. 12. 1 Thlr. 15 Ngr.

Schnezler, A., Gedichte. 2te vermehrte Ausgabe. Karlsruhe. 12. 1 Thlr. 21 Ngr.

— — Badisches Sagen-Buch. Eine Sammlung der schönsten Sagen, Geschichten, Märchen und Legenden des Badischen Landes. 1ste Abtheilung: Vom Bodensee bis zur Ortenau. Karlsruhe. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Soulié, F., Der Herzog von Guise. Roman. Deutsch von A. Lameth. Drei Bände. Leipzig, Berger. Gr. 8. 1 Thlr.

Taschenbuch für die deutsche Jugend, herausgegeben von F. Hoffmann. Jahrgang 1847. Mit 8 Bildern. Stuttgart, Schmidt und Spring. 8. 22½ Ngr.

Vernaleken, F. Th., Das deutsche Volksepos. Nach Wesen, Inhalt und Geschichte, mit einer erläuterten Auswahl aus den Nibelungen und der Gudrun. Zürich, Meyer und Zeller. Br. 8. 21 Ngr.

Veteranen-Huldigung oder Erinnerungen an die Feldzugsjahre 1813, 14 und 15. Von einem alten Unteroffiziere der königl. bayer. Armee. München. Gr. 8. 8 Ngr.

Wintergrün. Taschenbuch auf 1847. Begründet von G. Lotz, herausgegeben von dessen Witwe. Hamburg, Herold. 1847. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 343. —— 9. December 1846.

Moderne Rechts- und Staatsphilosophie in Frankreich.

Eine gedrängte Darstellung der neuesten Entwickelung der Rechtsphilosophie in Frankreich hat außer dem Interesse, welches aus der Universalität der deutschen Wissenschaftlichkeit von selbst folgt, auch noch dasjenige, das theils zu einer sehr ersprießlichen Vergleichung der deutschen staatsphilosophischen Ideen mit den französischen auffodert, theils aber den unmittelbaren Zusammenhang der Theorie mit dem Leben nachweist und so das Leben der Gegenwart deutlicher erkennen, die Erwartungen von der Zukunft aber sicherer beurtheilen läßt. Es ist indeß, um in dieser Hinsicht wirklich einige Andeutungen geben zu können, nicht möglich, sich blos auf eine Charakteristik derjenigen Disciplin der Rechtswissenschaft zu beschränken, welche in Deutschland und Frankreich früherhin unter dem Namen des Naturrechts gelehrt wurde. Was die Rechtsschulen in Frankreich für diese Doctrin geleistet haben, ist so unbedeutend, daß wir es gleich von vornherein auszuscheiden gedenken. Unter Napoleon hatte bekanntlich nur das Positive und Exacte Geltung und von Naturrecht und Philosophie überhaupt durfte keine Rede sein. Im J. 1819 wurden zwar Lehrstühle für Naturrecht, Rechtsgeschichte und droit administratif in Paris errichtet, allein schon 1822 hob man sie auf und setzte Völkerrecht und Pandekten an die Stelle des droit administratif und des Naturrechts. Seitdem ist zwar das Naturrecht hin und wieder getrieben worden; die Juristen haben indeß nur die Tendenz gehabt, die Jugend für die Examina zu präpariren, und da das Naturrecht im Studienkreise fehlte, so ist dafür von Seiten der Rechtsschule Nichts geschehen. Es ist das übelste Zeichen, daß man die Bücher von Burlamaqui und Felice neu gedruckt und Schriften wie Cotelle's „Abrégé du cours élémentaire du droit de la nature" benutzt hat. Erfolgreicher als an der Universität ward am Collége de France gewirkt, wo Lerminier und Jouffroy zu rechtsphilosophischen Vorlesungen berufen wurden.

Es wird daher nöthig sein den Ausgangspunkt geradezu von der Entwickelung der französischen Philosophie überhaupt zu nehmen. Die Gestaltung des allgemeinen wissenschaftlichen Bewußtseins hängt mit den rechts- und staatsphilosophischen Ideen so nahe zusammen, daß das Eine nur aus dem Andern zu verstehen ist. Frankreich hat dabei das Schicksal, daß sich seine rechtsphilosophischen Doctrinen keineswegs auf ähnliche Weise wie neuerdings in Deutschland jedesmal an bestimmte philosophische Systeme anschließen: die allgemeine Weltansicht ist noch so wenig einem Abschlusse angenähert, daß die Rechtsphilosophie nicht als nothwendiges Stück eines bestimmten Systems, durch dessen Sinn und Organismus sie ihrerseits bestimmt wird, erscheint, sondern nach besondern Ansichten und Neigungen construirt wird und nur in gewissen Grundzügen die Spuren eines allgemeinern Glaubensbekenntnisses zeigt. So ist denn natürlich für Frankreich die Grenze zwischen praktischer Politik und Rechtsphilosophie — die es, freilich aus einem ganz andern Grunde, auch in Deutschland nicht geben sollte — durchaus nicht festzuhalten, und wir werden Manches als Philosophie gelten lassen müssen, was in Deutschland für bloßes Reflectiren angesehen werden würde. Außerdem ist aber zu bemerken, daß die französischen Rechts- und Staatsdoctrinen seit der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts mit dem Leben in eine so unmittelbare Beziehung getreten sind, daß ihnen gewisse Parteien, die bei der ganzen Staatsaction eine thätige Rolle spielen, entsprechen, und die politische Geschichte auch die Geschichte der Principien, der politische Kampf ein Kampf der Principien ist. In Deutschland ist man jetzt ebenfalls fast unmerklich dahin gekommen, daß man sich für Das, was angeordnet wird, Principien unterschieben läßt und einen Streit um Principien acceptirt, den man nach Napoleon's Vorgange — welcher von Ideologen und Principien, die im Grunde gegen Interessen gekämpft hätten, Nichts wissen wollte — ganz decliniren könnte. Dieses unwillkürliche Einlassen auf Principienstreite verdanken wir dem Beispiele Frankreichs: hier ist das Verhältniß jetzt so klar ausgedrückt, daß eine Geschichte der staatsphilosophischen Lehren nicht blos eine Literaturgeschichte, sondern auch Geschichte der Ereignisse ist.

Der aus dem vorigen Jahrhunderte herübergebrachte Sensualismus hatte einen dauernden Einfluß auf die Rechts- und Staatsphilosophie nicht haben können. Schon unter der Napoleon'schen Herrschaft setzte ihm

Royer-Collard die schottische Philosophie entgegen, und damit wurden die Versuche von St.-Lambert und Volney, die sensualistischen Rechts- und Moralprincipien allgemein zur Geltung zu bringen, der Vergessenheit übergeben. Eines bedeutenden Ansehens erfreuten sich dagegen in Frankreich die sensualistischen Lehren Bentham's; allein wir dürfen schon hier bemerken, daß dieses Ansehen nur ein vorübergehendes war. Lerminier, Comte und zuletzt und am gründlichsten Jouffroy haben diese Lehren, die man in Deutschland keiner Widerlegung werth gehalten zu haben scheint, geprüft und zu leicht gefunden, und die Aussicht auf einen bemerklichen Einfluß derselben in Frankreich möchte damit für die Zukunft verloren sein. Vielleicht täuschen wir uns indeß nicht, wenn wir die empirisch-mechanische Richtung der französischen Jurisprudenz, welche allerdings zu dem philosophischen Geiste, aus welchem die ganze neuere Legislatur hervorging, in einem erheblichen Contraste steht, gerade den Einflüssen der sensualistischen Lehren zuschreiben.

Sensualismus, Eklekticismus und schottische Philosophie konnten somit die aus dem vorigen Jahrhunderte überkommenen verschiedenartigen Staatsansichten durch keine neue und durchgreifende Staatslehre ersetzen. Es blieb also auf der einen Seite die alte Lehre vom göttlichen Rechte, welche sich anstatt auf Philosophie auf Theologie stützte, auf der andern Seite aber die ganze Reihe der vom Republikanismus bis zum Constitutionalismus abgestuften liberalen Staatstheorien bestehen, deren Anhänger in den philosophischen Ansichten zu denen sie sich bekannten auch Stützpunkte für ihre politischen Glaubensbekenntnisse fanden. Die Unvereinbarkeit beider Lehren kam unter der Restauration zur deutlichen Erscheinung. Das Königthum gründete sich auf das göttliche Recht, auf die Lehre, daß die Gewalt als ein Besitzthum der Dynastie dieser nur um ihrer selbst willen, nur aus eigenem Rechte zustehe, daß ihre Verwendung für das Beste des Volkes nur eine Pflicht gegen Gott, nicht gegen das Volk, und in Ansehung dieses letztern eine Gnade sei. Diese Grundsätze sprechen sich in der Einleitung zur Verfassung vom 4. Juni 1814 aus. Im Widerspruche damit war aber doch eine Verfassung gegeben und somit die Nation als berechtigtes Subject anerkannt, sowie der constitutionell-liberalen Partei ein loyaler Anhaltspunkt gewährt. So lag in den öffentlichen Zuständen der Restaurationsepoche eine innere Unwahrheit: das Königthum von Gottes Gnaden mußte sich doch noch für höher als die von ihm octroyirte und beliebig zu revocirende Verfassung halten und dynastische Interessen den Volksinteressen vorziehen; die Nation aber sah im Königthume eine verfassungsmäßige Function und kein wohlerworbenes Besitzthum einer Familie. Lange Zeit ließ sich diese principielle Verschiedenheit von beiden Seiten verdecken, indem man auf der einen Seite nur von aufrichtigem Streben für Volkswohl, auf der andern von unbedingter Ergebenheit und Devotion sprach; in der That war aber der Gegensatz so schneidend, daß es endlich zum Bruche kommen mußte, und dieser Bruch sprach sich offen aus, als die Adresse der 221 mit den dürrsten Worten erklärte, daß die Staatsansicht der Regierung von der der Nation verschieden und an die Stelle einer Übereinstimmung Beider ein durchgängiges Mistrauen getreten sei. Nach der Julirevolution gewann alsdann die liberale constitutionnelle Partei die Oberhand, das göttliche Recht verlor seine officielle Geltung, und das bisherige Element der Opposition, welches die Doctrinaires und Eklektiker dargestellt hatten, ward zu der Leitung der öffentlichen Angelegenheiten berufen und damit zum conservativen Elemente gemacht.

Es würde zu weit führen, wenn wir die Geschichte der sämmtlichen staatsphilosophischen Doctrinen, der theologisirenden, der rationalistischen, der sogenannten socialen und endlich der mystischen Lehren, mit ihren verschiedenen Nuanceirungen seit 1830 zu schildern versuchten. Wir müssen uns darauf beschränken, die neuesten Entwickelungen zu bezeichnen, die Hauptsachen aus der vorhergehenden neuern Zeit aber als bekannt vorauszusetzen, und nur auf Einzelheiten, welche in Deutschland noch nicht die verdiente Aufmerksamkeit gefunden haben, hinzuweisen.

Nach der Julirevolution kam die bekannte Partei der Doctrinaires, in welcher sich Guizot, Villemain und Cousin auszeichnen, zur Geltung. Cousin repräsentirt die eigentlich philosophische Seite des Doctrinairismus, seine Richtung ist wesentlich conservirend, ohne indeß auf ein gewisses Maß von Freiheit und Autonomie der Gegenwart zu verzichten. Seine Lehre bildet bis jetzt den Kern und Mittelpunkt des ganzen, so streng centralisirten Unterrichtswesens, und er hat als Professor, Minister, Mitglied des Universitätsrathes und Mitglied der Pairskammer Gelegenheit genug gefunden, ihr eine fast officiell zu nennende Gültigkeit zu verschaffen, indem von ihm z. B. der Studienplan und das Register der zu benutzenden Lehrbücher entworfen ist.

Cousin's System, den Eklekticismus zu kritisiren, würde hier nicht der rechte Ort sein. Man kann sich des Gedankens nicht erwehren, daß Cousin die Philosophie etwa ebenso wie eine exacte Wissenschaft ansicht, die man lernt. La philosophie n'est pas à faire, elle est faite, sagt Cousin, und glaubt daher, man habe nur alle vorhandene Philosophie zu beobachten, um zur Wahrheit zu kommen. Er findet in der ganzen Geschichte vier Arten von Philosophie, Materialismus, Spiritualismus, Mysticismus und Skepticismus, die eben, weil sie nach der Beschaffenheit des menschlichen Geistes nothwendig sind, auch Wahrheit und Berechtigung haben, sodaß sich die wahre Philosophie in der Geschichte dieser Systeme offenbart. Die Methode ist also die Beobachtung; sowie Cousin sie auf die Geschichte der Philosophie anwendet, so muß auch jede einzelne Philosophie dieselbe zum Ausgangspunkte nehmen: La philosophie ne se distingue de la physique que par la nature des phénomènes à observer. In dem letzthin erschienenen vierten Bande seiner Vorlesungen nimmt Cousin nur drei Hauptrichtungen der Philosophie an: Sensualismus,

Spiritualismus und Mysticismus. Der Skepticismus ließ sich nicht recht in seiner Sammlung gebrauchen. Der Umstand, daß keine dieser Richtungen allein zur Wahrheit führt, leitet denn zum Eklekticismus hin. Cousin sagt:

Dieses ist keine künstliche und gemachte Combination, sondern das einzige Mittel, um nicht mit den gewissesten Thatsachen, mit unsern bestimmtesten Überzeugungen in Conflict zu kommen. Es ist nicht unsere Schuld, wenn Gott die menschliche Seele größer gemacht hat als alle Systeme. Sie ist eine bewundernswürdig organisirte Maschine, deren Leben gerade in der harmonischen Wirkung ihrer verschiedenen Bestandtheile liegt. Es gibt hier wol einen Hauptbestandtheil, ein Hauptstück, und das ist für uns die Vernunft. Wenn man indeß nur diese betrachtet und auf die übrigen Stücke keine Rücksicht nimmt, so zerstört man auch die Vernunft, denn allein kann die Vernunft gar nicht oder nur in ungeordneter Weise sich bewegen. So ist kein System, auch das beste nicht, an sich die Wahrheit, und man kann die Wahrheit nur in allen finden.

Wol ist hiermit das Bedürfniß eines Fortschritts, eines neuen Systems, welches die bisherige Einseitigkeiten durch ein höheres harmonisches Princip vereinigt und in welchem Vernunft, Glaube oder Gefühl und sinnliche Erfahrung — deren die Vernunft allerdings nicht entbehren kann — ihre Berechtigung finden, angedeutet. Cousin hat aber eben die Nothwendigkeit dieses Fortschritts nur angedeutet, statt des höhern Princips bietet er eine Combination der verschiedenen empirisch vorhandenen Systeme, und statt eines Systems die bloße Bemerkung über die Nothwendigkeit eines solchen; denn Das was bei ihm System sein soll, ist im Grunde nur eine rationalistische Combination anderer Systeme, also nichts Höheres, sondern, wenn es einmal System sein soll, ein äußerst magerer Rationalismus. Was Cousin dann noch über Psychologie und Ontologie geschrieben hat, ist unbedeutend und beruht, wo es auf deutsche Philosophie ankommt, auf Misverständnissen. Schon hiernach leuchtet ein, daß von Eigenthümlichkeiten der Cousin'schen Philosophie nicht die Rede sein kann: man lehrt an der Universität die Philosophie von Aristoteles, Platon, Cartesius, Leibniz, Bossuet und Fénélon, und das ganze Studium bleibt so wesentlich historisch, daß von einem bestimmtern Systeme als dem herrschenden gar nicht die Rede ist. Cousin selbst hat sich in dieser Hinsicht in der Pairskammer in der Sitzung vom 22. April 1844 folgendermaßen geäußert:

Man macht sich vom philosophischen Unterrichte die allerfalschește Vorstellung. Man glaubt, daß die Universität nach der Mode des Tages in ihren Schulen bald dieses, bald jenes System lehren läßt, bald Platon oder Aristoteles, Cartesius oder Locke, Reid oder Kant, Laromiguière oder Royer-Collard, und besonders Cousin, wenn Cousin eben im Conseil ist. Die Universität hat aber eine andere Ansicht. Sie bevorzugt oder verbietet von den vernünftigen Systemen keines, weil sie die Philosophie weniger an sich selbst als in ihrer Beziehung zu der Gesellschaft auffaßt. Die Geschichte der Systeme und das Schwierigere und Bedenklichere bleibt dann dem höhern Unterrichte, das Gewisse und zur moralischen und intellectuellen Kräftigung des Geistes Dienende dem Secundairunterrichte in den Colléges überlassen.

So schwere Vorwürfe man nun auch einer solchen Philosophie in wissenschaftlicher Hinsicht machen kann, so ist es doch nicht zu verkennen, daß sie gerade für Frankreich und gerade in der gegenwärtigen Zeit etwas Verdienstliches hat. Der philosophisch schöpferische Geist ist in Frankreich ausgegangen, und bei dem Wahne der Franzosen, daß ihr Vaterland an der Spitze der europäischen Civilisation stehe, bei ihrer Unbekanntschaft mit den Tiefen der deutschen Philosophie ist ein historisches und positives Studium der vorhandenen Systeme, zu welchem Cousin anleitet, noch das Ersprießlichste was ihnen zu Theil werden kann. Man behauptet nicht zu viel, wenn man annimmt, daß ohne Cousin die Franzosen jeder vernünftigen Geistesfreiheit entsagen und der von einem stupiden und fanatischen Klerus ausgehenden Verfinsterung verfallen oder sich in pantheistische und atheistische Systeme verlieren würden, die sie ganz unvermerkt wieder in den Materialismus des vorigen Jahrhunderts zurückführen müßten. Die Bekanntschaft mit deutscher Philosophie, wozu eben auch Cousin den ersten Anstoß gegeben hat, mag dann am Ende den Franzosen eine bestimmtere Richtung in der Philosophie geben. Daß Cousin es bei alle Diesem dennoch mit den beiden extremen Parteien verdorben hat, läßt sich leicht erklären. Mit dem Klerus hat er es verdorben, weil mit dem Katholicismus keine Philosophie verträglich ist; mit den über das juste-milieu hinausgehenden Liberalen aber, weil seine Philosophie keine bestimmte politische Consequenz enthält, sondern nur im Allgemeinen conservativ ist und das jetzt geltende System unterstützt. Eine bestimmte Rechts- und Staatslehre hat Cousin nicht geliefert, sondern nur einzelne Punkte gelegentlich berührt, z. B. die Lehre vom Eigenthum in der „Philosophie morale" (S. 15), wol aber folgt aus dem Geiste seines Systems die combinatorische Politik des Doctrinairismus: eine Verbindung von Monarchie, Aristokratie und Demokratie, eine Scheu vor dem Gelten der vollen Consequenzen zugelassener Principien und kluges Accommodiren und Vermitteln.

(Die Fortsetzung folgt.)

Historisch-artistische Briefe, geschrieben während einer Reise nach Rom von Wilhelm von Löw zu Steinfurth. Darmstadt, Leske. 1846. Gr. 8. 1 Thlr. 5 Ngr.

Einer der unnützesten Beiträge zu der italienischen Reiseliteratur, die schon so viel Unnützes producirt hat. Der Verf., welcher uns berichtet, wie schon in der Kinderstube Italien das Land seiner „Bewunderung und forschlustigen Gedanken" gewesen, reist über Mailand, Genua, Livorno, Civitavecchia nach Rom, das ihm, als er an Porta Cavallegieri hält, ein „Nest" scheint, und gibt seine naiven Bemerkungen über diese ganz neue Tour mit einem Heroismus zum Besten, der wahrlich Anerkennung verdient. Wie es mit dem „historischen" Theil des Buches steht, möge man daraus ermessen, daß Karl der Große im Longobardenreich „die Ordnung wiederhergestellt", Karl VI. von Frankreich den Gian Galeasso Visconti zum Herzog von Mailand gemacht haben soll, was König Wenzel that; daß das östreichische Regierungssystem in der Lombardei mit dem Ausdruck „vormundschaftliche Beschränkungen und vorsorgliche Maßregeln" charakterisirt wird, wodurch dem „Wankelmuth" der Mailänder Einhalt gethan werden soll; daß der

Verf. die „feste und humane Regierung" in Mailand daran erkennt, daß sie, „erhaben über kleinliche Rücksichten, dem beweglichen Charakter des Italieners den Anblick von Napoleon's Bildniß, von Caricaturen und Darstellungen der schändlichsten Scenen aus der französischen Revolution, ja sogar jene der Hinrichtung des unglücklichen Königs gestattet" (!!); daß die Schlacht von Marignano in das Jahr 1522 versetzt, die Leiche Heinrich's VII. von Clemens V. „geächtet", bei der heiligen Katharina von Siena das „Heiligen-Lexikon, Köln 1719" und bei einem mailänder Kloster der „Historisch-politisch geographische Atlas, Leipzig 1747" citirt wird, Niccolo und Francesco Piccinino als „zwei mailändische Feldherren von niederer Herkunft" bezeichnet werden und was solcher Dinge mehr ist. Dazu paßt denn der Stil des Buches mit seinen Sprachfehlern und Geschmacklosigkeiten, die Beschreibung der Dampfbootfahrt von Genua nach Livorno, welche dem Verf. Staunen, Beben, beklommenen Athem, starrenden Blick und große Angst über seine „Verwegenheit" verursacht, der schlimme Eindruck, welchen Civitavecchia auf ihn macht, wo er nicht einem einzigen nur einigermaßen reinlich oder gutgekleideten Menschen begegnet sein will, die Beschreibung der römischen Landleute, „von schreckenerregendem Äußern, Teufeln ähnlicher als Menschen". Man sollte sich billig schämen, solches Zeug drucken zu lassen. Daß der Name „Caspari Vicecomiti" frischweg als Nominativ gebraucht wird, die Latinisirungen Homodeus, Puteus (del Pozzo) u. A. neben modernen Namen vorkommen, weil der Verf. sie auf Grabsteinen las, mag nur nebenhin bemerkt werden. Daß der „artistische" Theil des Buches von gleichem Calibre ist, wird man mir unschwer glauben. Wozu soll es nützen, daß ein trockener, unkritischer Katalog der Brera-Sammlung gegeben, oder das Maß jeder Säule im mailänder Dom angeführt wird? Von Stil und Kunstgeschichte überhaupt weiß der Verf. offenbar Nichts. Das Atrium von S.-Ambrogio ist ihm „neugriechischer Stil mit wenig technischer Fertigkeit", der Dom zu Genua „in verdorbenem neugriechischen Stil", S.-Francesco di Castelletto daselbst „in gemischtem neugriechischen und deutschen Stil", Dom und Thurm von Pisa wieder neugriechisch. Die Bemerkungen über Basiliken zeugen von gänzlicher Unkunde der neuern Forschungen; von der mailänder Domfaçade heißt es, die Verzierungen in den Einzelheiten seien „in der That unbeschreiblich", von der Kanzel im pisaner Baptisterium: sie sei „ein bewundernswürdig reiches Werk aus seltenem Granit und Marmor, von dem berühmtesten Künstler des Mittelalters". Über S.-Lorenzo in Mailand stehen acht Zeilen im Buche; von den Kirchen des 16. Jahrhunderts heißt es, sie seien im „vermischten neuitalienischen Stil". Beim pisaner Dom wird Nagler's Künstlerlexikon als Quelle citirt. (Ich will die Brauchbarkeit des fleißigen Buches hiermit keineswegs anfechten!) Diese wenigen Proben werden hinreichen, die sogenannten „Historisch-artistischen Briefe" zu charakterisiren. Es ist noch als ein Glück zu betrachten, daß sie mit der Ankunft in Rom, wo es dem Gasthof des Herrn Franz (auf welchen das Sprüchwort Tedesco italianizzato Diavolo incarnato angewandt wird) übel ergeht, abbrechen, um hoffentlich nie fortgesetzt zu werden. 101.

Literarische Notizen aus England.

Polydor Vergil's Geschichtswerk.

Von des Italieners Polydor Vergil, eines Zeitgenossen Heinrich's VIII. und Cardinal Wolsely's, „History of England" sind kürzlich auf Kosten der London Society auch die ersten acht Bücher, die Geschichte Englands bis zu Wilhelm dem Eroberer umfassend, von Hrn. Ellis herausgegeben worden, nachdem früher schon auf gleiche Weise die drei letzten Bücher dieses Werks, die Geschichte der Regierungen der drei Heinriche, VI.—VIII., enthaltend, veröffentlicht worden waren. Die geschichtliche Ausbeute, welche der jetzt herausgegebene Theil dieses historischen Werks gewährt, ist der Natur der Sache nach weit geringer als die der frühern Veröffentlichung, worin der Verf., wenn auch gleichsam als Hofhistoriograph, doch gewissermaßen als Zeitgenosse berichtet. Doch gewährt auch diese Geschichte insofern Interesse, als man daraus ersieht, wie ein geistreicher und gelehrter Mann jener Zeit, der sein Leben an Höfen zugebracht, die geschichtlichen Begebenheiten betrachtet. Das Anziehendste des jetzt Veröffentlichten ist wol die Einleitung, worin er eine Schilderung des Zustandes des britischen Reichs zu seiner Zeit entwirft und eine Menge Charakterzüge der Nation mittheilt, die sich noch heute unverändert darin vorfinden. Merkwürdigerweise stimmt das ehrenvolle Zeugniß, welches ein Italiener vor vierthalbhundert Jahren dem Charakter der Engländer ausstellt, wesentlich mit Dem überein, was, wie jüngst in d. Bl. gemeldet wurde, kürzlich der Franzose Riofrey darüber Rühmliches erzählt. An einzelnen merkwürdigen Thatsachen ist auch diese Abtheilung seiner Geschichte nicht arm. So erfährt man unter Anderm, daß zu seiner Zeit die Römermauer im Norden Englands sich noch in ziemlich wohlerhaltenem Zustande befunden und daß selbst die kleinen umschanzten Thürme, welche in regelmäßigen Zwischenräumen daran angebracht waren, noch zu sehen waren. Auch wird von ihm eines Kometen Erwähnung gethan, „eines glänzenden Gestirns von wundersamer Größe", der zur Zeit der Schlacht von Hastings, „worin die ganze englische Macht und Herrschaft zum Untergang kam", mehre Tage am Himmel erschienen war. Wie sententiös die Schreibart des alten Historikers ist, mag aus einer Stelle erhellen, wo er sich in Betrachtungen über das letzterwähnte für die Geschichte Englands so folgenreiche Ereigniß ergeht. „Und so", bemerkt er, „ebben und fluten alle menschliche Dinge hin und her, sodaß Nichts so gewiß als die Ungewißheit selbst und der beständige Wechsel sei es zum Bessern, sei es zum Schlimmern."

Eine nordamerikanische politische Parteischrift sind trotz ihres Titels als historischer Urkunden die „Memoirs on the administrations of Washington and John Adams", welche Hr. Gibbs nach den Papieren des einstigen Secretairs des Schatzes in den Vereinigten Staaten, Oliver Walcott, herausgegeben hat. Es herrscht darin ein so hartnäckiger und ungestümer Parteigeist, daß trotz der amtlichen Quelle, aus welcher die Mittheilungen fließen, man ohne die Gegenseite zu hören nicht wol ein richtiges Urtheil über die darin dargestellten Ursachen der Entstehung und der Fortschritte der demokratischen Partei in den Vereinigten Staaten wird fällen können. Das Werk ist sehr umfangreich und enthält eine Masse von Briefen und Staatsschriften, die sich ihrerseits auch wieder größtentheils durch Weitschweifigkeit und schwülstige Redensarten auszeichnen. Auch der Commentar des Herausgebers theilt diese Mängel. Er scheint also nicht bei dem General Rough and Ready, wie die Amerikaner ihren Taylor nennen, in die Schule gegangen zu sein, Dessen Kriegs- und Siegsberichte als Muster einfacher und würdiger Darstellung gelten können. 12.

Literarische Anzeige.

Durch alle Buchhandlungen ist von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** zu beziehen:

Fülleborn (F. L.), Das reine Christenthum und die Weltreligion. Gr. 8. Geh. 4 Ngr.

——————, **Zwei Abhandlungen:** 1) Der Einheitstrieb als die organische Quelle der Kräfte der Natur. 2) Das Positive der von dem Kirchenglauben gesonderten christlichen Religion, durch die Einheitslehre anschaulicher gemacht. Nebst einer die Einheitslehre als Wissenschaft begründeten Einleitung. Gr. 8. Geh. 1 Thlr.

Verantwortlicher Herausgeber: **Heinrich Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig.**

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 344. —— 10. December 1846.

Moderne Rechts- und Staatsphilosophie in Frankreich.

(Fortsetzung aus Nr. 343.)

Ehe wir diese mehr in die praktische Politik hineinführende Consequenz des Cousin'schen Eklekticismus näher verfolgen, haben wir eines speciellen Werkes über Rechtsphilosophie von einem Schüler Cousin's zu erwähnen, den „Cours de droit naturel" von Jouffroy, von welchem 1842 der dritte Band und im December 1844 eine neue Auflage der ersten beiden Bände erschienen ist. Leider besitzen wir in diesem Werke nur die Prolegomena zu einer umfassenden Darstellung des Naturrechts, welche sich noch ganz innerhalb der Sphäre der Moralität im Gegensatze gegen das eigentliche Rechtliche halten. Jouffroy nimmt den Ausdruck Naturrecht in seiner weitesten Bedeutung und versteht die Gesammtheit der Regeln für das Verhalten des Menschen in allen Beziehungen darunter. Er findet, daß der Mensch in vier Beziehungen steht, zu Gott, zu sich selbst, zu den geschaffenen Dingen und zu seinen Mitmenschen. Hieraus folgen die vier Abtheilungen der religion naturelle, der morale personnelle, des droit réel und des droit naturel im engern Sinne, und letzteres umschließt die Pflichten des Menschen gegen seines Gleichen überhaupt, gegen seine Familie, und sobald das Leben in der Gesellschaft hinzutritt, das Privat- und öffentliche Recht. Die Organisation der Gesellschaft, die Sorge für ihren Wohlstand schließt Jouffroy ganz vom Naturrecht aus und überweist Beides der Politik und Nationalökonomie. Als fünfter Theil des Naturrechts tritt dann noch das natürliche Völkerrecht hinzu. In dem Folgenden setzt Jouffroy die letzten Begriffe von Gut und Übel auseinander; er zeigt vortrefflich, daß das Gute nicht in der Erfüllung besonderer Zwecke, sondern in einer allgemeinen Weltordnung bestehe, und findet zunächst drei Richtungen, in welchen der Mensch nach dem Guten strebt: eine natürliche, unmittelbare, eine reflectirte, egoistische und die auf Erkennen jener höhern Ordnung beruhende moralische. Hierbei wirken dann vier Principien: instinctive und primitive Neigungen, Fähigkeiten, welche gleichsam die executive Macht darstellen, die Freiheit über diese Fähigkeiten zu disponiren, und endlich die Vernunft. Wie folgt nun aber aus jener höhern Ordnung der Begriff von Pflicht? Da hier die Moralsysteme abweichen, so hält Jouffroy zunächst die Kritik für nöthig und liefert in der 4. bis 27. Vorlesung eine sehr beachtenswerthe kritische Exposition der wichtigsten Systeme. Alle diese Systeme reichen nun nicht aus, die unklare Idee des Guten, die uns leitet, zur Klarheit zu bringen: sie treffen die Sache selbst nicht, sondern geben nur Regeln zur Benutzung in den einzelnen Fällen. Jouffroy findet den Begriff des Guten in der aus seiner Natur erkennbaren Bestimmung des Menschen, deren Zusammenhang mit der Bestimmung der Menschheit näher untersucht wird. Aus dem Begriff des absolut Guten, der Bestimmung der ganzen Welt, folgt dann, da der Mensch frei und vernunftbegabt ist, der Begriff der Verpflichtung. Jouffroy liefert hierzu eine beachtenswerthe logische und psychologische Entwickelung, und findet die Bestimmung des Menschen mit Hülfe der Psychologie in der Befriedigung seiner natürlichen und rein menschlichen Instincte, Tendenzen, Neigungen, denen jedesmal gewisse Fähigkeiten (wie dem Wissenstriebe die Intelligenz u. s. w.) entsprechen und auf vernünftige und freie Weise dienen sollen. Wegen des Nähern verweist Jouffroy auf frühere Vorlesungen: wir können für Diejenigen, welchen die Sache eines tiefern Studiums werth scheint, hinzufügen, daß sich der Inhalt dieser frühern Vorlesungen in der „Revue encyclopédique" von Leroux und Carnot von 1832 (Januar, März und April) mitgetheilt findet, und bemerken nur noch, daß Jouffroy hier drei Grundtendenzen, den Wissenstrieb, Thätigkeitstrieb und Einigungstrieb, curiosité, ambition und sympathie, unterscheidet. Es folgt aber weiter, daß diese Bestimmung des Menschen sich auf der Erde nur unvollkommen erfüllen kann. Die Schuld liegt nicht an der Organisation der Gesellschaft, und deshalb helfen auch Socialsysteme Nichts, durch welche wol die Zahl Derer, die ihre Bestimmung verfehlen müssen, vermindert, nicht aber eine völlige Harmonie herbeigeführt werden kann. Das Hinderniß liegt in der Beschaffenheit der irdischen Dinge, wo Eines das Andere einschränkt, Eines nur auf Kosten des Andern seine Bestimmung erfüllt, und menschliche Klugheit hilft hier Nichts. Es ist aber nothwendig, da ohne dasselbe keine Tugend, kein wahres Glück möglich wären, welche beide die Besiegung von Schwierigkeiten zur we-

Digitized by Google

sentlichen Voraussetzung haben, und so der Kampf erst zur Begründung wahrer Persönlichkeit des Menschen führt. Es leuchtet hiernach ein, daß Jouffroy da, wo er die Bestimmung des Menschen, das absolut Gute, psychologisch deducirt, auf Abwege geräth; nur ein mal (III, 199) schimmert ein höherer Gesichtspunkt, vielleicht ein Anklang der durch Ahrens in Frankreich bekannt gewordenen Krause'schen Philosophie, durch. Dabei ist seiner ganzen Philosophie gleichsam die Spitze abgebrochen; denn ungeachtet seine Begründung des Guten und Sittlichen als eines Absoluten und Selbstberechtigten, im Gegensatze des Sensualismus und der daran knüpfenden agristischen Systeme, alle Anerkennung verdient, so macht doch seine Scheu vor allen durchgreifendern praktischen Consequenzen, seine Aversion gegen jede Berührung politischer und socialer Lehren einen eigenen Eindruck. Die Organisation der Gesellschaft scheidet Jouffroy als etwas Bedeutungsloses aus: Jeder soll für sich dem Guten nachstreben, die Hindernisse, die in der actuellen Organisation der Gesellschaft liegen, als Naturnothwendigkeiten hinnehmen und glauben, daß im Grunde der Wilde ebenso weit kommen könne als der Mitbürger eines civilisirten Staats. Hier liegt aber eben die Schwierigkeit: wird dem Menschen seine Bestimmung gezeigt, so folgt die weitere Frage, wie er sich gegen die ihm entgegenstehenden Hindernisse zu verhalten hat? Und hier liefert Jouffroy Nichts, was in dem begonnenen Streite des Bestehenden mit neuen socialen Systemen einem heilsamen Resultate näher führen könnte.

Eine ferner hier zu nennende Erscheinung sind die „Essais de philosophie" von Charles de Rémusat (Paris 1843). Der Verfasser gehörte schon unter der Restauration zu den Freunden Guizot's und trat mit Diesem und den übrigen Doctrinaires 1837 zur Opposition über. Im Thiers'schen Ministerium führte er das Portefeuille des Innern und scheint nach Auflösung dieses Ministeriums mit großem Ernste philosophischen Studien obgelegen zu haben. Die vorbemerkten „Essais de philosophie" enthalten, außer Expositionen verschiedener philosophischer Systeme, insonderheit eine sehr lesenswerthe Deduction über den Werth und die Wichtigkeit der Philosophie überhaupt, die er gegen die Geringschätzung der Liebhaber exacter Wissenschaften und des blos Nützlichen in Schutz nimmt. Der Verf. zeigt sehr eindringlich, wie die praktische Politik der Philosophie nicht entbehren könne, und beklagt sich über eine Richtung der Zeit auf das blos Nützliche, welche äußerst verständig und weise auftritt, aber im Grunde ohne Geist und Gemüth ist. Seine Bemerkungen berichtigen die Klagen über die materielle Tendenz der Zeit auf so treffende Weise und bezeichnen des Verf. jetzige Stellung zu den Doctrinaires so deutlich, daß wir eine Probe davon geben müssen. Er sagt:

Es gibt zwar noch Uneigennützigkeit und Edelmuth, aber den ersten Platz nimmt doch in der Achtung der herrschenden Partei die nützliche Verständigkeit ein. Der allgemeine Charakter des Handelns ist jetzt ein gewisses Maßhalten, wonach ein Zuviel im Guten wie im Bösen und jedes Opfer sowie jeder Misbrauch untersagt ist. Selbst wo sich Aufopferung zeigt, verdeckt sie sich doch mit dem Anscheine von Berechnung und macht glauben, daß ihre Werke ersprießlich angelegt sind und dabei die Voraussicht der Folgen nicht gefehlt hat. Staatsgewalt, öffentliche Meinung und Literatur sind nur bemüht die Pflichterfüllung nützlich zu machen und die Tugend zu interessiren. Sich eine Lage zu schaffen oder seine Lage zu verbessern ist jetzt Lebenszweck der Menschen, und da die moralisch guten Mittel die sichersten sind, so wird die Tugend zu einem einträglichen Capital und die Moral zu einem Abschnitte der Nationalökonomie. Geht diese Ansicht in das allgemeine Bewußtsein noch tiefer ein, so geräth die Gesellschaft in Gefahr, sobald dieselbe durch irgend eine Veranlassung erschüttert wird. Man weiß am Ende nicht was das Volk eigentlich glaubt, denn man weiß nicht was man selbst glauben soll. Die Interessen werden ihrerseits darüber besorgt, daß sie als Schutzwache nur andere Interessen haben. Und was sollte man auch für einen andern Schutz haben? Die Tradition? Sie existirt nicht mehr. Die Religion? Man will sie im Großen als Mittel zur Ordnung, ihre Einzelheiten, ihre Lehren, verlacht man. Die Philosophie? Damit wissen Künste und Gewerbe Nichts anzufangen. Und so läßt man es denn vor der Hand bei der Polizei bewenden . . . Was wird denn aber aus der Elite der Gesellschaft, aus der Aristokratie, welche durch Reichthum und Erziehung überall über die Menge erheben wird? Sie ist augenscheinlich intelligent und aufgeklärt, sie kennt ihr Interesse und sieht den Nutzen regelmäßigen Lebens und guter Aufführung. Sie wird gewiß immer vernünftig sein und überall die gehörige Mäßigung zeigen. Sie wird Starkgläubigkeit, Leidenschaftlichkeit, Strenge und Unbesonnenheit vermeiden, niemals fanatisch werden, sich niemals bis zu einer Unordnung oder einer Selbstaufopferung für edle Zwecke vergessen. Ihre Sitten werden sanft, ihre Empfindungen gemäßigt, ihre Gewohnheiten regelmäßig sein. Sie wird Nichts glauben, aus Furcht sich zu irren, sie wird Wenig denken, um sich nicht umsonst zu bemühen, sie wird Ideen für Systeme und den Glauben für Fanatismus erklären, sie wird Alles was sie beunruhigt für Thorheit, Alles was sie bedroht Verbrechen nennen und dem Volke Schlaffheit und Lauheit als die wahre Vernunft anpreisen. Ihre Devise ist nichts Überflüssiges, und Alles was ihr Besorgniß einflößt gilt ihr als Überflüssiges. Dennoch aber bleibt mitten in einer solchen Gesellschaft doch die Menschennatur unverloren, es gibt immer noch Einbildungskraft und Leidenschaften. Glaubt ihr also, daß diese scheinbar verständige Ruhe dauern wird? Wisset, daß es Geister gibt, die ein solcher Zustand gründlich langweilt.

Es läßt sich nicht leugnen, daß mit dieser Schilderung einer nüchternen Wohlgezogenheit das System der Doctrinaires getroffen wird. Die politische Lehre dieser Sekte ist eine eklektische; ihr Recept ist nach Lerour: „Prenez une dose de monarchie, une dose d'aristocratie et une dose de démocratie, vous aurez la restauration ou le juste-milieu, et ce sera l'éclectisme", und diese politische Seite wird — sowie die philosophische von Cousin, die literarische Seite von Villemain — von Guizot repräsentirt. Guizot's System ist bekanntlich der nach englischen Ideen zurechtgemachte Constitutionalismus, der sich durch die vielleicht ebenfalls nach englischen Mustern copirte Anhänglichkeit an das Bestehende und das Preisen von our happy constitntion wesentlich conservirend gestaltet. Da aber in Frankreich die Verfassung und die Staatsansichten nichts Altes und Lang begründetes sind, vielmehr nach der Negation des göttlichen Rechts das Recht des Volkes erschien, und als Volk vorerst nur die Bourgeoisie sich geltend machte, so

mußte das Conserviren schon von vornherein bei dem Processe des Werdens zu Hülfe genommen werden, und ist, so lange dieser Proceß dauert, mehr ein Reprimiren als ein Conserviren. Der Fortschritt der in diesem Systeme gegen die Vergangenheit liegt, ist die Aufhebung des Feudalismus, der Pfaffenwirthschaft, der Adelsbedrückungen und die Begründung einer Reihe von Institutionen, durch welche der moderne Staat zum Bewußtsein (wir bitten aus diesem Ausdruck keine Consequenz zu ziehen) des Menschen kommt. Damit soll nach dem système conservateur, wie jetzt der Doctrinairismus genannt wird, ein absoluter Gewinn für die Gegenwart gemacht sein, bei dem sich diese zu beruhigen und den Fortschritt zu größerer Freiheit, namentlich zur Theilnahme des Volkes an den für die Mittelclassen errungenen Vortheilen, der Zukunft überlassen soll. Der weitere Fortschritt wird also nicht als ausgeschlossen betrachtet, sondern nur entfernten Zeiten vorbehalten, womit denn der Übelstand eintritt, daß die Eifrigen und Unruhigen glauben, sie seien damit ad calendas graecas verwiesen, und die Frage: ob es Zeit zum weitern Fortschritt sei, praktisch lösen wollen, und daß also eine theoretische Frage der Debatte zwischen Emeute und Polizei verfällt.

So aufrichtig wir nun auch Guizot's Gelehrsamkeit und die Sincerität seines Charakters schätzen, so dürfen wir doch das Urtheil nicht zurückhalten, daß das système conservateur in dem jetzigen Kampfe der Ideen und Tendenzen nur ein Palliativ ist; daß es sich gegen Krone und Volk in einer falschen Lage befindet. Die Falschheit dieser Lage folgt aus der Verbindung zweier incompatibler Sätze: der Negation des göttlichen Rechts und der Beschränkung der damit statuirten Volksrechte auf gewisse Classen, auf die Aristokratie des Reichthums. Was die Krone betrifft, so fällt mit dem göttlichen Rechte Viel von dem Glanze der bloßen Persönlichkeit hinweg, und die Neigungen des Volkes werden mehr auf das Abstractum der Verfassung geleitet, sodaß bloße Personalien und Familienangelegenheiten nicht mehr die Bedeutung haben können, die sie unter dem alten Regime hatten. Man weiß, welche Mühe sich die Julidynastie gibt, gerade auf ihre Mitglieder allgemeine Sympathien zu concentriren: allein es ist nicht zu leugnen, daß der Erfolg zweifelhaft ist, weil sich die Absichtlichkeit mancher Maßregeln nicht verbergen läßt. Die Dotationsfragen liefern hierzu den besten Beleg. Guizot und sein College Duchâtel konnten nicht umhin gegen die Legitimisten im Jan. 1844 in der Kammer die Volkssouverainetät geltend zu machen, und Guizot hat sich ganz ähnlich wie früher bei andern Gelegenheiten geäußert:

On a parlé et agi au nom d'un droit qui se prétend supérieur à tous les droits, au nom d'un droit qui prétend demeurer entier, imprescriptible, inviolable, quand tous les autres droits sont violés, au nom d'un pouvoir qui n'accepte aucune limite, aucun contrôle complet et définitif; au nom d'un pouvoir qui ne peut pas se perdre lui-même, quelque insensé, et quelque incapable qu'il soit! de qui les peuples, quoi qu'il fasse, doivent tout supporter! C'est là ce qu'on appelle la légitimité. Voilà le principe de Belgrave-Square — — je suis profondément monarchique, je suis convaincu que la monarchie est le salut de ce pays, et qu'en soi c'est un excellent gouvernement; et la monarchie, je le sais, c'est l'hérédité du trône consacré par le temps: cette légitimité-là je l'approuve — mais toutes ces hérédités de race royale ont commencé, elles ont commencé un certain jour, et il y en a qui ont fini. La nôtre commence, la vôtre finit.

Gewiß sind diese Äußerungen nicht zu stark. Selbst nach Bossuet, dem Erfinder des göttlichen Rechts, ist der Sturz der Dynastien zuweilen nöthig, und der ganze Unterschied zwischen der Lehre Bossuet's und der der heutigen Minister besteht blos darin, daß nach Diesen das Volk den Umsturz vollzieht, nach Jenem aber eine unmittelbare göttliche Fügung, welche die Perversität der Menschen straft. Da diese Fügung sich immer menschlicher Werkzeuge bedient, so ist der Unterschied am Ende nicht groß. Dennoch aber sind jene ministeriellen Äußerungen am Hofe mit Ungunst aufgenommen, zumal sie einen Zusatz in der Adresse der Kammer veranlaßt hatten, der die Nationalsouverainetät entschiedener als je ausspricht, und wenn man über den Hergang und die Entstehung der Dotationsfragen genauer unterrichtet wäre, so würde man den Gegensatz zwischen Guizot's Staatsansichten und den Ansichten des Hofes schärfer bestimmen können. Jene Ansichten sind theoretische Überzeugungen, diese sind theilweise Wünsche und Interessen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Annehmlichkeiten des Auswanderers in Australien.

Die Sehnsucht, den heimischen Zuständen zu entfliehen, hat in Deutschland den Blick der Europamüden auch auf Australien gerichtet. Tacitus bemerkt im Eingange seiner „Germania", daß nur die große Vaterlandsliebe der Deutschen es erklären lasse, daß sie ein so unwirthliches Gebiet sich zum Wohnsitz ausersehen. Freilich hat sich in diesen beinahe 2000 Jahren in besagter Hinsicht Alles umgeändert; schon Petrarca und Macchiavelli vor Jahrhunderten wissen nicht Rühmens genug von der Annehmlichkeit Deutschlands, insbesondere der Rheingegenden, zu machen; aber — seltsame Ironie des Schicksals! — aus eben diesen gesegneten Rheingegenden sieht man heute scharenweise unsere Landsleute mit Hab und Gut aufbrechen und auf gut Glück einem ungewissen Schicksal entgegengehen, um über dem Meere sich eine andere bessere Heimat zu suchen. Man hat gut sagen, die dem Deutschen angeborene Wanderlust sei die Ursache dieser neuen Völkerwanderung. Alle Erfahrung spricht dagegen; es sind keine kriegerischen Geleite wie vor Alters, die daheim ohne Thatbeschäftigung mit dem Schwerte neue Reiche gründen und das Gesetz und die staatliche Ordnung der alten in die neue Heimat tragen. Diese „weltgeschichtliche Bestimmung" ist den Unterthanen des Deutschen Bundes aus den Händen gefallen; sie gehört den zur Manneskraft herangereiften germanischen Stämmen, den Engländern, Nordamerikanern — ja selbst Holländer und Franzosen nehmen Theil daran —, während der Deutsche überall, wo er nicht durch die äußerste Noth zum Gegentheil gedrängt wird, der Seßhafte bleibt, welcher dem Hange zur Beharrlichkeit am Wohnsitz Alles, Alles opfert — die Freiheit der Bewegung nicht nur — nein, auch die Freiheit des Gedankens, des Glaubens und der Speculation, seine eigenste Domaine von alten

Zeiten her. Und trotzdem die Thatsache der steigenden Auswanderung, dieser Auswanderung ohne äußern Anlaß, ohne Anregung und Unterstützung von oben — dieser unwiderstehliche Sporn für den neudeutschen Charakter —, ohne Bürgschaft und Sicherstellung ihres Erfolgs: — wahrlich, diese Erscheinung ist eine bitterere und schneidendere Kritik unserer Zustände als sie irgend ein Mann der schlechten Presse liefern könnte.

Wie gesagt, haben sich seit geraumer Zeit die Blicke unserer Auswanderer, namentlich Derer, welchen wegen Glaubenszwang die Heimat zum Kerker wurde, auch nach dem fernen Südseecontinente, nach Neuholland, gewandt. Ganze deutsche Niederlassungen sind dort entstanden, die mit ihrem Mutterlande in keiner andern Verbindung stehen als daß dann und wann in den deutschen Zeitungen ein Privatschreiben von dort an einen Anverwandten in Deutschland veröffentlicht wird, worin größtentheils die Lage jener Auswanderer so geschildert wird, daß Andere auch dahin verlockt werden. Liest man jedoch die Beschreibungen unbefangener Reisenden über die Zustände und die Natur jenes Landes, so wird man versucht, eine ähnliche Frage wie Tacitus sie an seine Landsleute in Bezug auf das alte Germanien richtete, unsern Auswanderern hinsichtlich Polynesiens zu stellen und ihnen zuzurufen: „Wer sollte die deutschen Gauen verlassen und auf langer und gefährlicher Seefahrt nach Australien wandern, es sei denn der Engländer, der auf jenen Küsten wie in allen englischen Niederlassungen sein Vaterland wiederfindet!" Welche Annehmlichkeiten den Auswanderer dort erwarten, erhellt aus einem jüngst erschienenen englischen Werke: „Reminiscences of Australia, with hints on the Squatter's life", von C. P. Hodgson.

Der Verf. entwirft ein schreckliches Gemälde der Gefahren, welchen die Pflanzer besonders in Südaustralien ausgesetzt sind. Giftiges Ungeziefer aller Art, furchtbare Stürme und Überschwemmungen und die Angriffe der zu thierischer Wildheit herabgesunkenen Eingeborenen bilden das fürchterliche Kleeblatt dieser Übel. Wir führen aus dem Buche als Beispiel hier die Stelle an, wo der Verf. von den giftigen Schlangen spricht, auf die man überall im Lande stößt. Der Biß vieler derselben tödtet augenblicklich. „Es sind mir selbst", erzählt Hodgson, „zu wiederholten malen deren aufgestoßen und ich bin Zeuge manches wundersamen Entgehens aus Todesgefahr gewesen. Einer meiner Freunde, der auf der Jagd gewesen, kam nach einigen Stunden ermüdet zu Hause und war im Begriff, ohne Ahnung irgendwelcher Gefahr, sich auf eine Pritsche zur Ruhe zu legen, als er von einem Anwesenden, welcher eine große braune Schlange, die auf der Decke zusammengeringelt lag, bemerkt hatte, schnell zurückgerissen wurde. Er war tödtlich erschrocken, aber wie durch die Vorsehung gerettet. Mit der Schlange wurde man freilich bald fertig. Ein anderer Freund gebrauchte auf einem Ausfluge seinen Sattel wie üblich als Kopfkissen während der Nacht, und als er am Morgen die Satteldeckel aufhob, fand er eine große Blindschleiche darunter liegen. Er ließ sogleich den Sattel fallen und erschlug das Gekreuch. Als wir eines Tages unsere Pferde tränkten, sah mein Geschwisterkind eine schwarze Schlange halb und halb außer dem Wasser; er erschoß sie und legte sie auf einen Ameisenhaufen, um zu sehen was die Ameisen damit anfangen würden. Während wir damit beschäftigt waren, kam das Weibchen auf uns zu und schlängelte sich in großem Zorn über meinen Fuß; es wurde gleichfalls mit der Flinte erlegt. Als wir weiter reisten, sahen wir eine Blindschleiche auf eine arme Wachtel zuschießen, die wie durch Zauber festgebannt sich an den Boden schmiegte; wir ließen den armen Vogel als Opfer fallen und suchten dann die Natter zu erlegen. Der geführte Streich erreichte den Zweck nicht, das Ungeziefer sprang drei Fuß weit auf meinen Freund zu, der jedoch unverletzt entkam; später gelang es uns dasselbe zu tödten. Als wir eines Tages am Main-Range lagerten, um Borke zu schneiden, mußte ich zu einer kleinen Lache hinuntersteigen, um Wasser zum Theekochen zu holen. Als ich mich zu diesem Zwecke bückte, kam eine große schwarze Schlange zischend und geifernd auf mich zugeschossen; ehe ich mich noch von meinem Schrecken erholen konnte, war sie über meinen Arm hinweg auf die entgegengesetzte Seite des Wassers gekrochen. Ich war zu erschrocken, um auf sie schießen zu können, obwol ich das Gewehr bei mir hatte. Noch zwei Beispiele werden genügen. Das Töchterlein eines meiner Freunde, das im Grünen spielte, war im Begriff Etwas aufzuheben, was sie für ein buntes Stück Holz hielt, so gerad und unbeweglich lag es da, als der Vater das Kind zurückrief. Die Schlange — denn als solche erwies sich das anscheinende Stück Holz —, welche sich sonnte, war eine große Diamantschlange gegen neun Fuß lang. Einst saß ich mit meiner Schwester, nachdem die Kinder zu Bett waren, noch auf und wir waren nicht wenig in Furcht, da wir vernommen hatten, daß während des Tages im Hause eine Schlange gesehen worden war. Während wir im tiefen Gespräch begriffen dasaßen, hörten wir auf den Schindeln und dem Sparrwerk des Daches ein seltsames Zischen und sahen zu unserm Schrecken eine scheußliche gelbe Schlange gerade über unsern Häuptern hängen, als stände sie im Begriff auf uns herabzuspringen. Entsetzt fuhren wir auf, schnell ward ein Gewehr herbeigeholt und das Ungethüm erlegt; ich fand zwei Mäuse in seinen Eingeweihten, um derentwillen es uns ohne Zweifel seinen Besuch abgestattet hatte." Von den Stürmen, welche fortwährend in dem Lande der Sehnsucht vieler unserer Auswanderer hausen, erzählt Hodgson Folgendes: „Ich habe ganze Waldungen ihres Laubes beraubt und so kahl gemacht gesehen, wie die Forste in England im Winter stehen; ich habe das Gras so zusammengeschmettert gefunden, daß auch nicht ein Halm aufrecht stand und die Erde aussah als wäre eine Schafheerde darübergejagt. Dies hatte im September durch ein Hagelwetter stattgefunden. Ich sah wie ein Schafhirt halbtodt zu Hause kam, vom Kopf zu Fuß voll Quetschungen und Blut, während 40 Stück seiner Heerde auf der Stelle todt geblieben waren. Ich habe eine Ebene 16 englische Meilen lang zum See umgewandelt gesehen, sodaß das Wasser meinem Pferde oft bis zum Halse ging und mein Hund ganze weite Strecken weit schwimmen mußte. Dies kann einen Begriff von unsern Regengüssen geben." Diese Thatsachen sollten unsere Auswanderer doch warnen, in ein Land zu gehen, wo sie im besten Falle die Kothsassen der Engländer werden.

26.

Literarische Notiz.

Cooper's neuester Roman.

Schon Paulus hat es gesagt, daß Alles seine Zeit hat. Auch die Leistungen des Schriftstellers. Er geht bergauf und — bergab. Wenigen gewiß, wenn Einem, war es beschieden, jahrelang zu schreiben gleich frisch, gleich elastisch, gleich kräftig. Und doppelt bemerkbar macht sich Das an Denen, die sich ein abgeschlossenes Fach gewählt. Also kein Wunder, wenn ein fast allgemeines Schicksal auch Fenimore Cooper erreicht, ihn, der von jeher nur in seinen Hinterwäldern und unter Indianern heimisch war und in einer eigenen Classe von Abenteuern sich zwanglos bewegte. Glücklicher als Andere, die, nachdem sie lange und Viel geschrieben, in Charakteren, Intriguen und Ereignissen sich wiederholen, wechselte er Scenen und Personen, war neu und schien unerschöpflich inmitten früherer Schilderungen. Auch sein jüngster Roman: „Raven's nest; or, the Red Skins" (3 Bde., London), ist noch keine Wiederholung, aber das Neue, welches er hineingelegt, verräth zu sichtbar den Wunsch neu zu sein, und die ermangelnde Kraft es wirksam sein zu können. Er speist die Leser mit politischen Betrachtungen ab, und der Novellenleser, der politische Betrachtungen überschlägt, beweist dadurch am schlagendsten, daß sie in der Novelle am unrechten Orte sind. Ganze damit angefüllte Capitel verzögern das Fortschreiten der Geschichte, die ohnedies von dürftiger Erfindung ist. Sie dehnt und dehnt sich, bis der Geduldsfaden des Lesers reißt und Cooper nicht mehr sein Liebling ist. 16.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 345. —— 11. December 1846.

Moderne Rechts- und Staatsphilosophie in Frankreich.

(Fortsetzung aus Nr. 344.)

Gegen das Volk ist die Stellung der Doctrine eine nicht minder falsche. Dieses läßt sich schon aus der Heftigkeit der Angriffe abnehmen, welche seit 14 Jahren gegen dieselbe gerichtet sind. Ist mit der Verneinung des göttlichen Rechts des Throns ein Recht des Volkes anerkannt, so wird sich nun auch das Volk desselben bemeistern wollen. Zunächst läßt man daher, um Ordnung zu bewahren, nur diejenigen Volksclassen zu, bei denen man Interessen für die Ordnung voraussetzt, und zieht, was sich noch aus der ersten Revolution herschreibt, die Grenze durch den Wahlcensus. Die weitere Entwickelung des einmal gegebenen Princips ist dann die Erweiterung dieser Grenze, und wo vom „Fortschritte" in den Einrichtungen die Rede ist, denkt man an Verminderung des Census und Zulassung der Capacitäten. Der Doctrinairismus hält an dem jetzigen Mittelzustande fest, ohne über die Gründe dieses Festhaltens klar zu sein. In Bezug auf den Census sagt Guizot (1. März 1843): „Das Cabinet glaubt nicht, daß solche Veränderung jetzt an der Zeit sei, es hält nicht aus systematischer Feindschaft gegen den Fortschritt, sondern im Interesse des Landes, im Interesse der öffentlichen Freiheiten den Augenblick dazu noch nicht für geeignet." Und in Bezug auf die Capacitätenfrage sagt Guizot (15. Febr. 1842), daß nach Auflösung der alten Stände die ganze Nation eine moralische Einheit bilde, und daß von politischen Rechten Niemand ausgeschlossen sei, indem der höher Besteuerte und Reichere immer den Ärmern repräsentire: „il ne l'exclut pas, il le représente, il le protége, il défend les mêmes intérêts." Wir können hier nicht tiefer in das System Guizot's eingehen, und wollen diese Gelegenheit nur benutzen, auf ein Buch von Ségoffin, in welchem dieses System mit Gewandtheit vertheidigt wird („Du système conservateur, examen de la politique de M. Guizot et du ministère du 29 Oct. 1840, par un homme d'état", Paris 1843), aufmerksam zu machen. Ebenso wenig würde hier der Ort sein, die sich vom système conservateur an bis zum Republikanismus hin abstufenden verschiedenen constitutionell-liberalen Parteien zu schildern: es würde fast gar nicht von wissenschaftlichen Leistungen die Rede sein können. Die Angriffspunkte, welche das système conservateur bietet, sind sämmtlich benutzt. Als zwei besonders bemerkenswerthe Angreifer wollen wir nur Thiers und Lamartine nennen. Thiers macht bei den Adreßdebatten von 1844 geltend, daß man sowol dem conservativen Element als dem Fortschritt Concessionen machen und beide vermitteln, nicht aber nur conserviren müsse. Er sucht also eben die Stellung einzunehmen, welche die Doctrinaires früher eingenommen hatten, und welche, wenn er wieder Minister würde, die Opposition gegen ihn einnähme. Lamartine hat in seinem Blatte „Le bien public", und in seiner Schrift „L'état, l'église et l'enseignement" besonders die Inconsequenz und Halbheit des système conservateur angegriffen. Von den beiden Principien einer Unterordnung des Staats unter Privatinteressen und dem der Herrschaft der allgemeinen Interessen habe letzteres gesiegt, und aus diesem Grunde sei die Politik, welche das Alte noch conservire und die Folgen dieses Siegs reprimire, falsch. Hieraus folgt Wahlreform, Abschaffung der Pairskammer u. s. w., und unter Anderm auch eine durchgängige Trennung der Kirche vom Staate. Lamartine bleibt dabei auf dem eigentlich politischen Felde und hält sich von socialistischen Tendenzen fern. Seltener sind dagegen — von einigen strengen Legitimisten abgesehen — die Angriffe auf das Princip des Constitutionalismus selbst. Wir können hier nur Henri Fonfrède nennen, Dessen nachgelassene Schriften jetzt herauskommen. Fonfrède hat einen Berührungspunkt mit Stahl in der Entgegensetzung des Willens der Einzelnen und einer höhern Macht, die im Staate herrschen soll, nur daß er nicht, wie Stahl, dennoch eine Repräsentativverfassung die ernstlich gemeint wäre für möglich hält.

Den Politikern, die unsere Regierungsmaschine organisirten — sagt er — fehlte es an Kenntniß der Natur des Menschen. Sie glaubten im menschlichen Willen die Quelle des Gesetzes und in der Wahl die Quelle der Gewalt zu finden. Ersteres ist unsinnig, Letzteres widersinnig: zwischen dem Willen und dem Gesetze existirt keine Beziehung, keine Analogie (Stahl spricht hier von freier Aneignung, der Unterwerfung unter Gesetze die man selbst gebilligt, und findet so eine Beziehung), zwischen der Wahl und der Gewalt aber herrscht unversöhnliche Antipathie. Die Wahl schafft keine Gewalt, son-

dern zerstört sie, jede gewählte Gewalt hört durch das Factum der Wahl selbst auf eine Gewalt zu sein und ist also zum Regieren unfähig.

Wenden wir uns nun von diesen praktisch politischen Richtungen zu den — freilich in Frankreich nicht scharf davon abzugrenzenden — mehr theoretisch und speculativ gehaltenen Leistungen, so sind die Arbeiten von Lerminier, Matter, Alletz und Schützenberger, auf die wir, als nicht der ganz neuesten Zeit angehörig, hier nicht eingehen können, noch nicht übertroffen. Eines bedeutenden Einflusses erfreuen sich noch immer Lerminier's Schriften. Lerminier wollte durch genaue Analyse der vorhandenen Gesetze und Berücksichtigung der Geschichte und Philosophie Das werden, was Montesquieu war: leider ist er indeß zu declamatorisch und zu oberflächlich, um sich diesem Ziele bemerkbar anzunähern, und diese Mängel scheinen zu sehr in der ganzen Zeitrichtung zu liegen, als daß wir von neuern Schriftstellern ein erfolgreicheres Arbeiten hoffen dürften. Bei Montesquieu findet man nach Dessen Maxime: „Il faut éclairer les lois par l'histoire et l'histoire par les lois", umfassende Detailstudien und freilich etwas enge, aber doch scharfe und präcise allgemeine Gesichtspunkte. Jetzt geht man in Frankreich, sobald man speculirt, dem Detail der Dinge gar nicht mehr so nahe, sondern hält sich in der Vogelperspective und sucht nach recht allgemeinen Kategorien. Mit einigen Classificationen und allgemeinen Anschauungen stellt man sich über die Geschichte der Menschheit und den ganzen Wirrwar der politischen und religiösen Ideen. In der Religion verblaßt und verschwimmt daher Alles zu pantheistischen Apperceptionen und philanthropischen Empfindungen, in Recht und Politik verliert man Familie, Gemeinde, Staat und alle concreten Einzelheiten, und richtet sich an die Menschheit oder die Gesellschaft — ein unbestimmtes vom Staate abstrahirendes Ding —, wofür man nach Geschmack, Empfindung und Symmetrie neue Organisationen aufbaut. Wir müssen diese Richtung des französischen Speculirens scharf ins Auge fassen, um zu erkennen, wie unbegründet der in Deutschland gegen Hegel ausgesprochene Vorwurf ist, als vernachlässige Derselbe das concrete Detail und verfahre dabei willkürlich und oberflächlich. Meist rührt dieser jetzt so oft nachgebetete Vorwurf von Solchen her, die sich entweder durch Angriffe auf Hegel Gunst verdienen wollen, oder seine Werke nie studirt haben und meinen, durch Anfeindungen eines einzelnen Detailpunkts ihn beurtheilen und sich über ihn stellen zu können. Haben wir aber jenen Vorwurf gegen die Franzosen aussprechen müssen, so soll damit nicht gesagt sein, daß wir in Deutschland viel Grund hätten, uns deshalb über sie zu erheben. Zunächst ist es nicht zu bestreiten, daß seit Krause und Hegel für Rechts- und Staatsphilosophie in Deutschland nichts Bedeutendes geschehen ist. Dann mangelt den Franzosen freilich eine Hauptsache, ein solides philosophisches System; aber auch in Deutschland fängt man jetzt an, bei Rechts- und Staatstheorien die philosophische Basis zu vernachlässigen, und dabei bleibt der Unterschied, daß die Franzosen immer mit Geist und Gewandtheit über hier einschlagende Gegenstände schreiben und brauchbare Gesichtspunkte liefern können, während die deutschen Politiker, welche kein philosophisches System haben, Nichts als breite Excurse machen, in denen sie sich mit den dürftigsten Kategorien und Redensarten begnügen, sodaß der Leser am Ende so klug ist wie am Anfange. Das Rotteck-Welcker'sche „Staatslexikon" enthält hierzu eine Beispielsammlung.

(Die Fortsetzung folgt.)

Zur Erklärung der „Divina commedia" des Dante.

Nuovo esperimento sulla principale allegoria della Divina commedia di Dante Allighieri fatto da *Marco Giovanni Ponta*. Rom 1843.

Die Werke des Genius enthalten den Keim eines ewigen Werdens; sie wachsen fort in der Zeit und tragen für jede Generation neue Wunderblüten. Keine Periode vermag die Erkenntniß ihrer Schönheiten zu erschöpfen; jede entdeckt neue, bis dahin verborgene und ahnt die, deren Enthüllung einer spätern Zeit vorbehalten ist.

Diese Räthsel in den Schöpfungen des Genius, die er erst unbewußt in sie legt, diese ewig neuen Offenbarungen, in die sie sich für jeden neuen Forscher verwandeln können, bilden wol vor Allem das heilige Mysterium, das dem literarischen Cultus zum Grunde liegt wie jedem andern; denn kein irdischer ruht blos auf dem Erkannten, dem klar Geschauten, sondern auf dem Gefühle der wunderbaren Geheimnisse, welche die heilige Scheu und das sehnsüchtige Streben des Nahens und Erkennens wecken.

So ist denn jene Sehnsucht, immer neuen Sinn in den erhabenen Worten des Dichters zu finden, immer neue Räthsel zu entdecken und zu enthüllen, auch die Seele des Dante-Cultus. Sie zieht die Verehrer tiefer in den heiligen Raum des hohen Werkes. Das umgibt sie wie ein gothischer Dom mit geheimnißvollen Schatten und feierlicher Luft. Doch Dem nur der lange hier weilt, der sein eigenes Selbst vergißt und sich ganz versenkt in die erhabene Umgebung, wird ihre wahre Bedeutung klarer; er nur empfindet voll das Geistige, das hinter der Erscheinung verborgen liegt, den Himmelsodem der um ihn in hohen Formen verkörpert ist.

Nicht jeder Dante-Forscher dringt so selbstvergessen hingebend in das große Werk. Das eigene Ich spiegelt sich häufig in den Erklärungen, häufig enthüllen die Commentatoren mehr den eigenen Geist als den des Dichters.

Ob auch Ponta, Verfasser des obengenannten Werkes, Dies gethan, vermag Ref. nicht zu entscheiden. Jedenfalls muß das beschauliche geistliche Leben das er führt, jenes ruhige, innige Eindringen in den fremden Geist begünstigen, jedenfalls scheint sein Streben, Dante durch Dante selbst zu erklären, sich in allen zweifelhaften Punkten an Dessen eigene anderwärts ausgesprochene deutende Worte zu wenden, die dunkeln Stellen durch Vergleichung mit Dessen Grundansichten, die in den verschiedenen Schriften sich aussprechen, zu erhellen, den Weg zu bezeichnen, auf dem man am freiesten von den Fesseln eigener Phantasie und eigenen Vorurtheils die wahre Meinung des Dichters erforschen könne; und jedenfalls kann eine solche Erklärungsweise nur das Ergebniß einer langen Beschäftigung, einer innigen Bekanntschaft mit den Werken des Dichters sein, sodaß man denn wol dies kleine Buch wie die abgerissene Blüte eines Baumes betrachten mag, der lange Jahre des Wachsthums bedurfte um eine solche zu tragen.

Wie erwähnt, ist es nicht der Zweck dieser Zeilen, ein Urtheil über die objective Wahrheit der Ergebnisse jener Studien

auszusprechen, sondern der allein, die für die Kritik befähigten Dante-Kenner zur Beachtung des Werkes anzuregen. Zu dem Ende wollen wir in Kürze dessen Inhalt skizziren.

In der Einleitung berührt Ponta die verschiedenen Bestrebungen seiner Vorgänger und nennt unter Diesen insbesondere Foscolo und Rosetti als Solche, die vermöge ihrer Alles negirenden ultrarevolutionnairen Gesinnung unbefähigt seien, den Dichter zu erklären, der Religion und Monarchie, die er kindlich verehrte, in seinem Werke, das, wie Petrarca sagt, eine Eingebung des spirito santo war, verherrlichen wollte. So deutet er zugleich den politisch-religiösen Standpunkt an, von welchem aus allein er ein Eingehen in Dante's Geist für möglich hält. Darauf erwähnt er die verschiedenen Allegorien, welche die Erklärer der „Divina commedia" in ihr voraussetzen: zuerst die älteste, die den selva oscura für das lasterhafte Leben des Dichters, in das er sich verirrte, die drei wilden Thiere für die Sinnbilder seiner Hauptlaster ansehen und unter dem leuchtenden Berge, che è cagion di tutta gioja, die Tugend und natürliche Glückseligkeit verstehen läßt und Bestätigung sucht in den Werten des Dichters: Fuori della retta via era smarrita und andern, in seinem Wunsche: di risauare della sua cecità, — di ritornare à casa per questa nuova strada, in dem Staunen Beatricens bei der ersten Begegnung des Freundes darüber, daß er es wage, dem Berge zu nahen, dove è l'uomo felice (also wo nach Dante's Grundsätzen der Tugendhafte lebte), in den Abschiedsworten an seine Wohlthäterin (Parad., c. 31): Si che l'anima mia che fatta hai sana, piacente a te dal corpo si disnodi. Darauf die zweite, die in dem Walde das Elend des Exils, in den drei wilden Thieren die drei Mächte Florenz, Frankreich und Rom, die sich Dante's Rückkehr in die Heimat widersetzen, und im „Veltro" den Can grande, von welchem Dante Hülfe für seine Partei erwartet, versteht und die Entstehung des Gedichts aus dem Wunsche, durch den mit demselben erworbenen Ruhm die Rückberufung aus der Verbannung zu erlangen, herleitet. Die dritte endlich, die unter dem Walde ebenfalls das Exil des Dichters, doch unter den drei wilden Thieren die Laster von Florenz, die ehrgeizigen Absichten Frankreichs, die unrechtmäßige Habsucht und Herrschsucht Roms versteht und dem Dichter einen höhern Zweck unterlegt, den: durch sein Werk eine religiös-moralische Restauration unter seinem Volke zu bewirken, sowie er eine politische von der Erscheinung des Can grande hofft.

Indem Ponta dann darlegt, daß keine dieser Allegorien wirklich ausschließlich im Gedicht gefunden werden könne, tadelt er an der ersten, daß sie sich nur auf die Person des Dichters beziehe, auf Dessen eigenes lasterhaftes Leben, während er wiederholt die Laster der Gesellschaft, der ganzen Welt geißle, die Bekehrung der erranti anschaue a pro del mondo errante (Purg., c. 32, v. 103; c. 33, v. 51) und sich über zu viel Lehren und Anweisungen, als die zu seiner eigenen Bekehrung nöthigen, verbreite; ferner daß sie unter den drei wilden Thieren Dante's Hauptlaster verstehe, während er doch schon aus dem Walde des Irrthums entflohen, also keine Bekämpfung desselben — für sich — mehr nöthig sei.

Von der zweiten Allegorie sagt er, daß sie dem Gedicht einen zu geringen Zweck unterlege, der auch durch ein anderes als dies heilige Werk erreicht werden konnte, in welchem übrigens die Florentiner so scharf gegeißelt sind, daß es ihm eher ein ewiges als ein verkürztes Exil gewinnen mußte.

An der dritten Auslegung endlich, die dem Gedicht die vorhergenannte Allegorie, aber einen andern Zweck: die moralische und politische Restauration der verführten Gesellschaft, unterlegt, tadelt er, daß sie, während die vorigen sich nur auf Dante's Persönlichkeit bezögen, ganz von dieser absähen, und doch gehöre Dante mit zu jenen Verführten; er befand sich mit ihnen im Walde verirrt, um seinetwillen verließ Beatrice den Himmel, für seine Rettung bemühten sich die drei göttlichen Frauen. Der Besuch der drei Reiche mußte zuerst in ihm eine moralische Restauration und dann sein Beispiel, seine Erzählung des Geschauten auf die Gesellschaft wirken. Ferner tadelt er an ihnen, daß nach ihnen Dante eine politische Restauration durch Can grande erwartet habe, während der klare Geist des Dichters zu ihrer Bewirkung einen Mächtigern, einen Kaiser erwarten mußte. Von der zweiten und dritten Allegorie aber sagt Ponta: „Sollte der Wald das Elend des Exils bedeuten, wie war Dante noch elend, da er ihm entfloh? Wie paßt zu der Annahme Beatrice's strenger Tadel? Warum gesteht er weinend, daß er neun Jahre lang in jenem Walde umhergeirrt sei? Warum führt ihn, den Reuigen, Mathilde zum Lethe, damit er die Erinnerung jeder Schuld verliere? (Purg., c. 30.) Wie konnte er im Himmel versichern, daß er „vom Menschlichen zum Göttlichen, von Florenz zu dem gerechten und gesunden Volke gekommen sei" (Parad., c. 3, v. 36), wenn er nur dem Elend des Exils entflohen war? Wozu die Abschiedsworte Virgil's? (Purg., c. 27, v. 142.) Warum sagt Dante, aus dem Fegefeuer emporsteigend: Io ritornai disposto a salire alle stelle? Wozu endlich der Schluß des Gedichts: All' alta fantasia etc.? Handelt er nicht allein von der Vergöttlichung des Wunsches und Willens des Dichters, von seiner geistigen Vervollkommnung ohne Berührung seiner Verbannung aus der Heimat?" „So", fährt Ponta fort, „kann uns zwar keine der Allegorien für den erhabenen Stoff des Werkes genügen, dennoch jede uns einen der Fäden reichen, aus denen sein geheimnißvolles Gewebe besteht."

Ehe er nun aber die von ihm selbst aufgefundene, durch Dante's eigene, in allen seinen Schriften dargelegte Grundsätze angedeutete und bestätigte Allegorie darstellt, nennt er diese Grundsätze Dante's, auf denen, wie alle seine Werke, auch die „Divina commedia" ruht. Sie sind nach Ponta folgende:

Gott gründete auf Erden zum Wohle der Menschen eine Ordnung, der gleich, durch die er die ganze Welt regiert (Monarchia, lib. 1, cap. 6, 7 u. 8). Wie er die Bewegungen der Himmel durch Vermittelung von Kräften (intelligenze) leitet, so mittels seiner Stellvertreter die der Erde, der Gesellschaft. Zweierlei Glück kann der Mensch erreichen, das zeitliche und ewige, zweierlei Stellvertreter Gottes sollen ihn zu diesem führen (Mon., lib. 3 Ende).

Also gibt es zweierlei Monarchien auf Erden: 1) die zeitliche, unsere Wohlfahrt im bürgerlichen Leben umfassend, für die Gott einen Stellvertreter bestimmte, den wir Kaiser nennen, den höchsten Richter der menschlichen Gesellschaft und Aller die sie in seinem Namen bilden (Mon., lib. 1, cap. 10, 11; Conv., trat. 4, cap. 4). 2) Die geistliche, die unsere himmlische Seligkeit bezweckt und über die des Kaisers erhaben ist. Hier ist Gottes Stellvertreter der Papst, der mittels ihm untergeordneter Führer — Bischöfe, Priester — den geistlichen Verband der Menschen, die Kirche, zur Gewinnung geistlichen Glücks leitet (Mon., lib. 3).

Die Kirche, ob sie zwar geistiger Natur und ihr Reich nicht von dieser Welt ist, bedarf doch, zur Erhaltung ihres Cultus, zur Ausübung von Liebeswerken eines eigenen Staates, wo ihr Haupt als kaiserlicher Vicar herrscht. So ist dieser weltliche Besitz kein ungerechter. „Venerunt bene ..... quia bene data" (Mon., lib. 3, cap. 10, 13).

Die päpstlichen Kirchengesetze, Decretalien, verehrt er, doch nicht so wie die Heilige Schrift, die allgemeinen Concilien und die Heiligen Väter.

In Allem ehrt er die Kirche, den Begriff des Papstthums, und richtet seinen Zorn nur gegen die Individuen, die ihr heiliges Amt befleckten, und obgleich er allenthalben in der „Monarchia" die irdische Unabhängigkeit des Kaisers vom Papste beweist, stellt er doch durch den Vergleich des Papstes mit der Sonne und den des Kaisers mit dem Monde (Mon., Ende) die päpstliche Würde viel höher.

Rom ist nach göttlicher Bestimmung der Sitz des Papstes und des Kaisers (Mon., lib. 2; Inf., c. 2, v. 119—124; Parad., c. 16, v. 103—110).

Er erkennt an, daß der Weg zur irdischen, natürlichen Glückseligkeit den Menschen durch die Philosophie und ihren Meister Aristoteles gezeigt ist; doch muß auch sie mit Anerkennung der kaiserlichen Autorität verbunden sein, um den Menschen nicht gefährlich zu werden, wie wiederum der Kaiser an sie sich halten muß, daß seine Macht nicht übergreife (Conv., trat. 4, cap. 7; Conv., cap. 6).

Ebenso muß die Philosophie alle einzelnen Fürsten leiten, damit sie innerhalb ihrer Grenzen und dem Kaiser unterthan bleiben (Conv., trat. 4, cap. 4).

Die beiden Glückseligkeiten nennt er: die eine das irdische, die andere das himmlische Paradies. Zur ersten gelangt man durch menschliche Vernunft, durch eigene Tugend mittels philosophischen Unterrichts; zur andern nur durch geistliche Belehrung, göttliche Offenbarung. Beide Wege zu beiden Seligkeiten zu suchen und zu verfolgen bedürfen wir der Führer, die uns anspornen und zügeln, bedürfen wir einerseits des Kaisers, andererseits des Papstes (Mon., lib. 3).

Die Tugend also geht nach Dante nur durch philosophisches Studium, durch Wissenschaft der Moral hervor. Wer philosophische Tugend ausübt, ist zeitlich glücklich (Conv., trat. 2, cap. 14).

Der Jüngling, um einzugehen nella città del ben vivere, muß gehorsam sein. Darum würde er den Weg aus dem Walde des Irrthums nicht finden, wenn er ihm nicht von Höhern gezeigt würde, wenn er ihrem Befehle nicht gehorchte (Conv., trat. 4, cap. 7, 14).

Der ist todt (gelangt nie zur Stadt des Lebens), der sich nicht zum Schüler macht. Menschlich leben wir nur, indem wir die Vernunft gebrauchen; sie verwerfend hören wir auf Mensch zu sein, werden Thiere in Menschengestalt (Conv., trat. 4, cap. 7).

Freiheit ist der freie, schnelle Gehorsam den Gesetzen, der freie Zug des Willens das Gesetz zu befolgen. Das Urtheil ist frei, wenn durch dasselbe erst die Begierde, die Neigung erregt wird, doch es ist Sklave, wenn die Begierde es veranlaßt.

Weisheit und Philosophie sind gleichbedeutend, denn die letztere ist nur die liebevolle Anwendung der erstern. Das Ganze der Philosophie begreift alle Wissenschaften (Conv., trat. 3, cap. 15).

Die Anwendung der Weisheit gibt Zufriedenheit; ihre Schönheit leitet, fesselt die Begierde, läßt sie allen natürlichen angewöhnten Lastern entsagen und veranlaßt jene Glückseligkeit, die Aristoteles operazione seconda virtù in vita perfetta nennt. Sie ist das Ziel des philosophischen Studiums.

Der Philosoph ist Freund der Philosophie. Sie liebt Alles in ihm und läßt keinen seiner Gedanken auf Anderes gerichtet.

Dante denkt sich die Philosophie als eine donna gentile, voll Barmherzigkeit, Sanftmuth, Lieblichkeit, sodaß man sie ewig anschauen möchte (Conv., trat. 2, cap. 13). Er nennt sie Schwester, Tochter, Gemahlin des Kaisers der Welt, ewige Kaiserin. Ihre Liebe „rettet vom Tode der Unwissenheit". Mit ihr schuf Gott die Welt. Ehe der Mensch wurde, liebte sie ihn; als er erschaffen war, erschien sie, ihn sich gleichzumachen (Conv., trat. 3 Ende; trat. 2 Ende; trat. 4 Ende). So gleicht dieser Preis der Weisheit Dem, was die Kirche auf das ewige Wort (das Fleisch ward) und auf die Jungfrau Maria anwenden könnte, welche auch Dante die regina del cielo nennt (Parad., cap. 32).

Wie die menschliche Vernunft und der Strahl göttlicher Offenbarung nothwendig sich vereinen müssen, die Wahrheit einer Idee darzulegen, zu beleben, so müssen auch hier Erde und Himmel vereint wirken (Mon., lib. 2, cap. 1).

Nachdem Ponta so die Hauptgrundsätze des Dichters aus seinen Schriften erforscht hat, sucht er sie zum Leitfaden zu machen, um in den Sinn des poetischen Gebäudes zu dringen. Er sagt unter Anderm: „Einen vierfachen Sinn enthält das Gedicht, den allegorischen, moralischen, mystischen und buchstäblichen"; den letztern verstehen alle Bewunderer der „Divina commedia" in gleicher Weise, über die drei ersten herrscht Zwiespalt. Diese hinter dem buchstäblichen aufzufinden, gleichsam die zweite Schönheit seiner Poesien zu entdecken, hat Dante selbst den Weg gezeigt, vor Allem in dem Commentar zu seinen Canzonen. Dort sagt er uns, daß der buchstäbliche und allegorische Sinn der hauptsächlichste sei, der mystische und moralische nur hin und wieder vorkomme, wie er denn z. B. den Spruch der ersten Canzone erst buchstäblich, dann allegorisch erklärt und erst bei der dritten Strophe, bei den Worten „L'anima piange, si ancor len duole . . . . ." die moralische Bedeutung beifügt (Conv., trat. 2, cap. 16). Nach dieser einen gibt er keine andere moralische Erklärung im „Convito", ebenso wenig irgend eine mystische, sondern hält sich nur an den allegorischen Sinn. Dieser, der, wie er uns sagt, sich sotto il manto di bella menzogna verbirgt, dessen Auffindungsweise er uns lehrt im Conv., trat. 2, cap. 1, wo er über die Orpheus-Fabel und die allegorische Bedeutung der Thiere, Steine, Bäume u. s. w. spricht, von dem, wie er sagt, die Theologen einen andern Begriff haben als die Poeten, deren Ansicht er folgen wolle, diesen müssen wir vor Allem als die zweite Schönheit seines großen Gedichts betrachten, ja können nach Dante auch den mystischen und moralischen in gewissem Sinne allegorisch nennen und so alle, außer dem buchstäblichen, unter einem Namen vereinen.

Daß aber nicht blos die Fabel, sondern auch die Geschichte diesen allegorischen Sinn enthalten kann, zeigt uns Dante in der Erklärung des Psalms: In exitu Israel de Aegypto etc., wo der Buchstabe eben nur ein geschichtliches Ereigniß schildert (Conv., trat. 2, cap. 7; Epist. a Can grande, §. 6); ferner im Conv., trat. 4, cap. 28, wo er sagt, daß Cato, in dem auf Erden alle moralischen und intellectuellen Tugenden leuchteten, im Fegefeuer den Geist bedeute, der die der Sklaverei des Fleisches und der Sünde entflohenen Seelen empfängt.

Als den Hauptgegenstand der Allegorie der „Divina commedia" nennt uns Ponta darauf: die Bekehrung Dante's vom Guelfenthum zur Monarchie durch die Philosophie, die er aus Liebe zu Beatrice studirte, die Erkennung der Wahrheit aus Virgil's Schriften: daß das Kaiserthum, und der aus den Lehren der Theologie: daß das Papstthum nothwendig zum Wohle der Menschen sei.

Solche Bekehrung und Erkenntniß sehen wir in der Allegorie an Dante bewirkt durch die wahre Weisheit (die Jungfrau Maria), die ihr Licht (die heilige Lucia) Beatrice, der Freundin Dante's, der Führerin zu den theologischen Tugenden, mittheilt, welche es wiederum in Virgil, dem Sänger des römischen Kaiserthums, dem Natur- und Moralphilosophen, abspiegelt.

Als unmittelbaren Zweck des Gedichts also nennt Ponta den: alle Welt zum Studium der Moralphilosophie und der Theologie, die, während Papst- und Kaiserthum unbefestigt seien, allein zu ewiger und zeitlicher Glückseligkeit führen könnten, zu ermahnen (Purg. 16; Parad., c. 27, v. 22).

Als mittelbaren Zweck nennt er den Frieden Italiens und Europas, eben durch die Erkenntniß gewonnen, daß Papst und Kaiser unabhängig voneinander, nothwendig für das Wohl der Gesellschaft sind.

„Philosophie und Theologie, heilige und Profangeschichte, Mythologie und Volkstradition, menschliche Vernunft, göttliche Autorität, Alles liefert davon die Beweise. So ist es wahr, daß «Erd' und Himmel Hand an dies Gedicht legten»" (Mon., lib. 2, cap. 1).

(Die Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 346. —— 12. December 1846.

Moderne Rechts- und Staatsphilosophie in Frankreich.

(Fortsetzung aus Nr. 345.)

Was nun das Einzelne betrifft, so enthält Paul Fleury's „Essai sur les caractères de la vérité dans les diverses séries d'études auxquelles s'applique l'esprit humain" (Paris 1843) einen Versuch, die religiöse und politische Wahrheit näher zu bestimmen. In einer noch allgemeinern Sphäre hält sich Charles Lemaire's „Initiation à la philosophie de la liberté" (Paris 1844). Der Verf. sucht das letzte metaphysische Gesetz, la cause universelle, zu bestimmen und leitet aus dessen Complicationen die Gesetze für die menschliche Gesellschaft ab. Die Formel des Gesetzes, unter dem die Menschheit steht, ist ihm: amour, science, liberté. Besonders hervorgehoben zu werden verdient dann noch Joseph Auguste Rey's „Théorie et pratique de la science sociale, ou exposé des principes de morale, d'économie publique et de politique" (Paris 1842), ein Buch, welches neben manchen Bizarterien dennoch manches eigenthümliche Verdienst hat. Um den Plan des Verf. im Allgemeinen zu bezeichnen, bemerken wir nur, daß Derselbe davon ausgeht, die Wahrheit müsse aus einer Combination der nothwendigen und unwandelbaren Gesetze und der Beobachtung des Zufälligen und empirisch Vorhandenen gefunden werden. Hier ist denn seine Methode eine ganz eigenthümliche: er erforscht zunächst die Grundlehren der Philosophie und der politischen Ökonomie und findet — worin man ihm freilich nicht schlechthin beistimmen wird — als höchstes Moralgesetz das intérêt bien entendu, als ökonomisches Princip, als Quell alles Reichthums aber die Arbeit. Im ersten Abschnitt ist zugleich mit Hülfe der Lehren von Gall und Reid ein ausführliches Schema der menschlichen Neigungen und Leidenschaften construirt. Um nun mit jenen allgemeinen Principien zu praktischen Resultaten zu gelangen, betrachtet der Verf. die Menschheit in sechs verschiedenen Zuständen, die sich vom Bessern zum Schlechtern abstufen. Im ersten Zustande fingirt er, daß alle Menschen nur gute Neigungen hätten und daß die schlimmen Tendenzen bis auf Null deprimirt wären; im zweiten fingirt er dieselbe Gesellschaft, in welcher indeß schon Bequemlichkeitsliebe und Trägheit eingedrungen sind. Bei beiden, dem état utopique und deutopique, schildert er dann die Verhältnisse, wie sie sich nach den gegebenen Voraussetzungen und jenen höchsten Gesetzen gestalten müssen. Wirkliche Menschen werden erst in den folgenden Abschnitten betrachtet. Der dritte setzt eine Gesellschaft (état social modèle) voraus, mit Menschen wie sie wirklich leben, aber durch eine eigene, vom Verf. im ersten Theile geschilderte Erziehung gebildet, und der letzte schildert dann den jetzigen Zustand, dessen Hinüberbildung in den état social modèle der Verf. für möglich hält, und als unmittelbar anzuwendende Maßregeln ein besonderes Banken- und Hypothekensystem, sowie die Verwendung der stehenden Heere zu productiven Arbeiten empfiehlt. Eigenthum gibt es nach dem Verf. bereits im état modèle, wo Das, was man unter organisation du travail versteht, durch ein Bankensystem vermittelt werden soll. So wunderlich der ganze Plan des Verf. auch erscheint, so findet man doch bei ihm eine Menge lehrreicher und interessanter Erörterungen.

Diese Schrift von Rey führt uns auf ein Gebiet, auf welches man gerade in Frankreich ein sehr scharfes Licht hat fallen lassen, auf die Verhältnisse der Gesellschaft selbst, ohne Rücksicht auf das Staatliche und Politische. Die Rechts- und Staatsphilosophie ist zu eng geworden: sie hat sich blos mit politischen Organisationen befaßt, und diese geben für die große Mehrzahl, deren äußere Lage sie davon ausschließt, gar keine Resultate. Dieser Mehrzahl kann für jetzt das Politische gleichgültig sein, und sie hat statt dessen eine Organisation der Gesellschaft überhaupt zu suchen, in welcher ihr erst wohl werden kann. In der Julirevolution hatte die Bourgeoisie gesiegt und auf der einen Seite das göttliche Recht aufgehoben, auf der andern Besitz und Eigenthum zur Bedingung politischer Rechte gemacht. Damit ward die ganze Lage der Gesellschaft in mehrfacher Hinsicht eine falsche. Sollte das göttliche Recht consequent negirt sein, so mußte auch die Erblichkeit des Thrones schwinden. Da man aber das Privateigenthum nicht negiren, es vielmehr zur Basis politischer Rechte machen wollte, so ließ man das wichtigste Stück des göttlichen Rechts, die Erblichkeit, bestehen, hob blos die Legitimität und die Herrschaft von Adel und Klerus auf und machte damit den Thron zu einem unklaren Mitteldinge zwischen Amt und Besitzthum. Ist es ein Amt, so kann es nicht erblich sein: ein einträgliches erbliches Amt wird sogleich zum Familienbesitzthum. Ist es letzteres, so muß man an der Legitimität festhalten,

denn wohlerworbene Privatrechte sind heilig, und die Lehre der Doctrinaires, daß die Gesellschaft, d. i. die Bourgeoisie, bei gewissen großen Gelegenheiten, unter besondern Verhältnissen — wie Guizot bei den Verhandlungen über das Regentschaftsgesetz die Sache darstellte — die Dynastie entsetzen könne, ist eine Inconsequenz. Auf der einen Seite war also der Masse des Volkes die Lehre gegeben, daß Privatrechte im geschichtlichen Fortschritte fallen und im Interesse der Gesellschaft geopfert werden können, auf der andern war der Thron seines Prästigiums entkleidet und zu einem bloßen Besitzthum, einem irdischen Vortheile, ohne göttliches Recht und göttliche Mission gemacht. Gewonnen hatte man Nichts, als daß die Krone der Vertreter des Eigenthums geworden, daß ihr und den Besitzenden ein gemeinsames Interesse, aber auch ein gemeinsamer Feind gegeben war. Diese Factoren riefen unter den Richtungen, welche Arbeit und Industrie nahmen, den Socialismus und Communismus hervor. Beherrscht und richtig geleitet hat man diese Richtungen nicht: Doctrinaires und Bourgeoisie waren auch mit ihren nationalökonomischen Ansichten in einer falschen Lage. Das laissez passer, laissez faire der alten Nationalökonomie galt und galt auch wieder nicht. Es galt, insofern es die Industrie nicht organisirte, den Individualismus und Egoismus stabilirte und dem natürlichen Gesetze, nach welchem die größern Capitalien am Ende Alles absorbiren, seinen Lauf ließ. Es galt nicht, sofern es auf die Vortheile der Besitzenden ankam, und diese wandten ihre politische Berechtigung dazu an, positive Maßregeln zur Hebung der Industrie in diesem Sinne, also Schutzzölle, Prämien u. s. w., zu erlangen. Eine vortreffliche Satire auf die nationalökonomischen Ansichten der Bourgeoisie hat Reybaud im „Jerôme Paturot" geliefert. Jerôme Paturot ist Industrieller und fabricirt baumwollene Mützen und ähnliche Dinge. Er kennt nur zwei Arten von Nationalökonomie: eine thörichte und kosmopolitische, welche dem Auslande eine Concurrenz — natürlich nur in seinen Artikeln, alle andern möchte er selbst gern billig kaufen — gestattet, und eine nationale und patriotische, welche baumwollene Mützen und Handschuhe im Zolltarif als prohibés bezeichnet. Es erklärt sich nach alle Diesem, daß das Geld Ziel und Zweck aller Bestrebungen, und die ganze Gesellschaft von einer fieberhaften Hast des Erwerbens ergriffen ist, daß das Höhere und Edlere in den Hintergrund tritt, und anstatt ächter moralischer Triebfedern nur jene nützliche, interessirte Wohlgezogenheit und Verständigkeit, welche politischen Excessen blos deshalb abhold ist, weil dabei die Geschäfte stocken, welche dem Throne blos deshalb anhängt, weil die jetzige Politik für Ruhe sorgt, sodaß die Geschäfte gut gehen, als die geistige Seite der herrschenden Classe erscheint, dieser herrschenden Classe aber eine nicht herrschende gegenübersteht und beim Mangel moralischer Kräfte nur durch die executive Gewalt im Zaume gehalten wird.

Die Bedeutung dieser Spaltung, sowie die wissenschaftliche Seite des Socialismus und Communismus ist in dem bekannten Buche von Stein vortrefflich auseinandergesetzt, sodaß wir uns hier auf dasselbe beziehen und nur eine Nachlese aus der neuesten Zeit liefern wollen. Zunächst zeigt uns der im Dec. 1843 vor dem Zuchtpoliceigerichte verhandelte Communistenproceß, daß die Gährung noch immer fortdauert. Nach den bekannt gewordenen Schriften und Reden der Angeschuldigten müssen die Grundlagen des ganzen socialen Übelstandes bei ihnen zu einem klaren Bewußtsein, zu einer fanatisirenden Überzeugung gekommen sein. In der That scheint die ganze Richtung immer weiter um sich zu greifen und der Fourierismus, der sich mehr an die wissenschaftliche Erkenntniß wendet, immer mehr Anhänger zu gewinnen, da Lamartine in seiner bekannten Rede zu Maçon so dringend auf die Gefahren communistischer Lehren hinweist. Das Hauptorgan der ganzen Partei ist jetzt die an die Stelle der „Phalange" getretene und von Victor Considérant redigirte „Démocratie pacifique". Seit seinem Eintritte in das Municipalconseil von Paris soll Considérant indeß den Fourierismus weniger zur Schau tragen. Abgefallen ist er aber dem Fourierismus nicht: er hat sich vielmehr im Herbst 1845 — wie es indeß scheint, ohne Erfolg — bemüht, demselben durch mündliche Vorträge in Brüssel Anhänger zu verschaffen. Eine neue literarische Production über den Fourierismus ist: „Charles Fourier, sa vie et sa théorie", von Tellarin (Paris 1843). Eine besondere Anerkennung verdient es dabei, daß man in Frankreich die blos negative und kritische Seite immer mehr zu verlassen und nach dem Positiven zu streben beginnt. Dieses Positive ist die Organisation der Arbeit. Die erste Revolution hatte die alte Organisation in geschlossene Innungen, Monopole und Privilegien zerstört, das laissez faire begann zu herrschen und aus dem damit gegebenen Atomismus entwickelte sich das Leiden der Plutokratie und der Pauperismus, ein Zustand, in welchem der Gewinn der Arbeit nicht dieser, sondern den Capitalien zufällt. Es kommt also auf eine neue Organisation an. Die doctrinaire Partei ist hier im Ganzen allen Planen zu einer Umgestaltung der Gesellschaft oder des jetzt herrschenden Systems der freien Concurrenz entgegen. Die nennenswertheste Arbeit ist hier Dunoyer's Schrift „De la liberté du travail" (Paris 1845). Gleichwol fehlt es nicht an solchen Umgestaltungsplanen. Eine Reihe von Vorschlägen, von Tarbé, Buret, d'Esterno, Simonde Sismondi u. A. müssen wir, sowie den Colonisationsplan von Louis Bonaparte übergehen, um nur das Wichtigste zu nennen. Abgesehen von den Vorschlägen, die stehende Armee zu industriellen Zwecken zu verwenden, bei Rey in der obgedachten Schrift, Durand („Des tendances pacifiques de la société européenne et du rôle des armées dans l'avenir") und Michel Chevalier (im „Cours d'économie politique" von 1842—43), ist zunächst Felix de Lafarelle („Plan de l'organisation disciplinaire de l'industrie") zu nennen. Lafarelle's Plan geht auf eine zeitgemäße Herstellung der Zünfte. Es werden für jedes Gewerbe communautés gegründet, Unter-Syndicaten.

Dann bekommt das Institut der Prudhommes eine größere Ausdehnung und an der Spitze steht ein Bureau central du commerce, des manufactures, des arts et métiers. Im Einzelnen wird hierdurch Alles polizeilich organisirt und geordnet und diese Ordnung scheint dann die Frage von der Theilung des Gewinns beseitigen zu sollen. Im Grunde möchte damit die Frage umgangen sein. Wie Lafarelle von den Zünften, so erwartet Jobard („Nouvelle économie sociale en monotaupole industriel, artistique, commercial et littéraire", (Paris 1845) von Verleihungen ewigdauernder Privilegien für alle neuen Erfindungen, also von einer Ausdehnung des jetzt schon bestehenden Patent- und Privilegienwesens, die Lösung jener Frage. Tiefer läßt sich der Plan von Louis Blanc („Organisation du travail") darauf ein. Es sollen auf Staatskosten ateliers sociaux eröffnet werden, in welche jeder rechtliche Arbeiter aufgenommen wird. Für das erste Jahr bestimmt die Regierung die Hierarchie der Functionen, nachher tritt Wahl ein. Der Nettogewinn wird in drei Theile getheilt. Ein Theil wird nach der Kopfzahl unter die Arbeiter getheilt, der zweite für Kranke und Alte bestimmt, sowie für Nothfälle und Stockungen, der dritte für Werkzeuge, Verbesserungen des Atelier u. s. w. Der Lohn ist zunächst ungleich, wird aber mit der Zeit gleich. Capitalisten können sich bei den Ateliers betheiligen, bekommen aber blos Zinsen, die ihnen der Staat garantirt, und keine Arbeitserträge. Louis Blanc hofft, daß die ateliers sociaux die Privatindustrie ganz absorbiren und somit die große Frage lösen würden. Michel Chevalier, den wir zuletzt nennen, hat sich bekanntlich von den socialistischen Ideen ganz losgesagt und den Saint-Simonismus, dem er früher anhing, aufgegeben. Er hält im neuesten Bande seines „Cours d'économie politique" im Gegentheil die Concurrenz für nothwendig, empfiehlt verschiedene policeiliche Einrichtungen, Sparkassen und Rentenkassen und hält dafür, daß alle weitergehenden Organisationspläne der Freiheit verderblich sein würden. Die Hauptfrage von der Theilung des Gewinns sei nur auf sittlichem Wege, durch christliche Gesinnungen des Herrn und des Arbeiters, zu lösen, die gewiß mit der Zeit immer mehr Wohlwollen und Sympathien füreinander fassen würden. Diese Hoffnung halten wir freilich für ebenso utopisch als manche Organisationspläne der Socialisten, glauben aber doch, daß diese Letzten in einer Einseitigkeit befangen sind, wenn sie die Sorge für materielle Bedürfnisse und Industrie und Gewerbe für die letzte und einzige Sphäre, in der sich die Menschheit bewegen solle, halten. Die Menschheit ist kein großes Fabrikvolk und die Erde kein bloßes Atelier, und von der Verwirklichung der socialistischen Pläne wäre eine Roheit und Brutalität vorauszusehen, schlimmer als die Folgen der Verwirklichung der Pläne Derer, welche auf ebenso einseitige Weise das Heil der Menschheit von politischen Reformen erwarten. Von beiden Arten apriorisch und willkürlich raisonnirender Philosophen und ihrer Reformirungspläne möchten wir Rabelais' Worte geltend machen: „Veu que les lois sont extirpees du mylieu de philosophie morale et naturelle, comment l'entendront ces folz, qui ont par dieu moins estudié en philosophie que ma mulle?"

(Die Fortsetzung folgt.)

Zur Erklärung der „Divina commedia" des Dante.

(Fortsetzung aus Nr. 345.)

So geht nun endlich Penta zur Exposition der Allegorie über und sagt in der Hauptsache: Papst und Kaiser (in der rechten Verkörperung der Idee) fehlen der Gesellschaft, die, ihrer Führer beraubt, in zwei Parteien zerfiel: die der Guelfen und der Ghibellinen, jede gleich im Irrthum, gleich bedacht, diese dem Papste, jene dem Kaiser das Übergewicht zu gewinnen. So verfehlt sie den rechten Weg zur irdischen und himmlischen Seligkeit. So ist die Erde gleich einem dunkeln Walde angefüllt von Stolzen, Neidischen, Lasterhaften, unter die auch Dante sich zählt (Parad., c. 6, v. 6). Dieser sucht sich zu retten durch das Studium der Philosophen Cicero, Seneca, Aristoteles und Anderer, und, der niedrigen Unwissenheit entflohen, gelangt er an den Berg der bürgerlichen Glückseligkeit, dessen Gipfel — cagion di tutta gioja — die Philosophie, symbolisirt durch die Sonne, erleuchtet (Inf., c. 1; Conv., trat. 1, cap. 1). Voller Hoffnung, auch seine Mitbürger zu diesem Gipfel zu leiten, sucht er sie durch philosophische Ermahnungen auf den Weg zu führen. Aber Widersacher stellen sich seinem Streben entgegen; die Laster der verschiedenen Lebensalter, so die der Jugend angehörende sinnliche Begierde (der Panther), der Stolz des männlichen Alters (der Löwe), die Habsucht des Greisenalters (die Wölfin), dem besonders die Geistlichkeit angehört.

So entmuthigt hält es der guelfische Reformator für unmöglich, seine Zeit zu verbessern, vernachlässigt sich und Andere (Conv., trat. 4, cap. 6).

Da erscheint Virgil (wenig bekannt der unwissenden Zeit, doch von Dante geliebt und studirt) und fodert Diesen auf, erst sich selbst zu reformiren, ehe er an die Reformation der Gesellschaft denke, deren drei Hauptlaster zu vertilgen die Erscheinung eines Mächtigern (der Windhund) nöthig sei, der vor Allem die Habsucht (lupa) bis in die Tiefe der Hölle treibe.

So gibt sich Dante ganz dem Virgil hin und beginnt die eigene Reformation durch die Reise durch Hölle und Fegefeuer, um das Schreckliche der ewigen Verdammniß und die Hoffnung Derer kennen zu lernen, „die vor der letzten Stunde bereuen". So unter Führung der Moralphilosophie dringt er aufwärts bis zum irdischen Paradies (Purg., c. 28). Hier endigt der helfende Einfluß der Moralphilosophie, und weiter zur ewigen Seligkeit, zum himmlischen Paradies, führen nur die Lehren der Theologie, die Ausübung ihrer Tugenden.

Ehe Dante die Reise antritt, zweifelt er, daß sie ihm möglich sei, da vor ihm nur Zwei, Äneas, der Gründer Roms, und St.-Paulus, der Verbreiter des Glaubens, der Erste auf das Kaiserthum, der Zweite auf das Papstthum deutend, sie gemacht haben und keins ihrer Verdienste in ihm sei (Inf., c. 2, v. 20). Virgil antwortet ihn ermuthigend, daß drei Frauen im Himmel seine Rettung beschlossen hätten: Maria, St.-Lucia und Beatrice, die aus Liebe zu ihm den Himmel verlassen und ihn selbst aufgefodert haben, den Dichter bis zum irdischen Paradies zu leiten, von wo sie ihn selbst zum himmlischen führen werden (Inf., c. 1, v. 112).

Da die Inspirationen, welche die liebende Beatrice dem verirrten Dichter im Traume und anders gesandt, Nichts für seine Umwandelung geholfen, ist das einzige Mittel zu seiner Rettung, das Reich der Untergegangenen und das der sich Reinigenden zu schauen, um so die Ursache aller Übel in der Gesellschaft und die Möglichkeit der Erlösung von ihnen zu erkennen und endlich im Anblick der Seligen zu empfinden, was Die erwartet, die hier Gott und seinen irdischen Stellvertretern Kaiser und Papst treu waren.

Durch diese Reise wird er jeder besondern politischen Par-

tei entrissen und erkennt die gegenseitige Unabhängigkeit jener beiden Herrscher und die Bestimmung von Rom als Hauptstadt der Christenheit.

Da dies Gedicht alle Irrenden zum Gipfel der Seligkeit führen soll, so ist es nicht in Latein, sondern in „gemeiner" Sprache geschrieben.

Darauf bespricht der Erklärer die Einzelheiten der dargestellten Allegorie, zuerst die Bedeutung der drei wilden Thiere, in denen er nicht mit den neuern Commentatoren die drei politischen Mächte, sondern mit den ältern die drei Hauptlaster der Gesellschaft erblickt, von Dante selbst, der die moralische Reform der Gesellschaft als Zweck seines Gedichts nennt (z. B. Purg., c. 14, v. 39), zu dieser Meinung geleitet, während er für die entgegengesetzte, für die Meinung, daß jene drei politischen Mächte Dante verfolgten und ihn zur Flucht selbst bis in die Hölle zwängen, keine Bestätigung im ganzen Werke findet.

Er zeigt, wie die von Dante gewählten Bilder völlig mit der in ihnen verborgenen Idee übereinstimmen; so der raubgierige behende Panther mit der gajetta pelle, die dem Dichter die Hoffnung zur Bekämpfung des Unthiers gibt, wie es die ora del tempo und la dolce stagione thut, da sie ihm Zeichen der Jugend, der Alters-Tages-Jahreszeit sind, wo alle guten Einflüsse die meiste Gewalt haben. Der Löwe mit dem stolzen Haupt paßt wohl zu dem Hochmuth des männlichen Alters, den Dante an verschiedenen Personen schildert (Purg., c. 11, 21, 26, v. 8); ebenso der abgemagerte gierige Wolf zu dem Begriffe des Geizes, dessen Sklave das Greisenalter so häufig ist. Daß Dante häufig vom Wolf mit besonderer Anwendung auf Rom spricht, kann kein Einwand sein; er wendet den Namen lupi ebenso oft auf die Florentiner und die Bewohner anderer Städte wie auf Rom an, ja die Stelle im Purg., c. 14, v. 50: Tanto più trova di can farsi lupi, die sich jedenfalls auf die Florentiner bezieht, könnte wol den Namen lupa-generatrice di lupi für Florenz im Ganzen zulassen, wie er diese Stadt denn auch in der Canzone: O patria degna ...... lupa rapace nennt. Daher möchte man, wollte man einmal nur die Idee einer Partei unter lupa verstehen, ebenso wol die guelfische wie die ghibellinische darunter denken. Doch eben die Gleichgültigkeit, mit welcher Dante bald den Papst, bald Florenz, bald Priester, bald Laien, ja Pluto selbst (Inf., c. 7, v. 8) lupo nennt, bezeugt, daß Dieser das Bild der Habsucht, wie sie allerwärts, in allen verschiedenen Gestalten erscheint und vom Dichter gegeißelt wird, darstellt, also nur generell, ohne besondere ausschließende Beziehung die Habsucht bedeute.

Nun auf den Veltro (den Windhund) übergehend, sagt Ponta ungefähr:

Ist die Wölfin das Bild des Geizes generell, so muß der Windhund, der sie verfolgt, Einer sein, dessen Macht sich weit in der Welt erstreckt; also kann er keinen der kleinen Herren Italiens (wie Can grande della Scala), sondern muß einen hohen Herrscher bedeuten. Die Hauptcharakterzüge des Veltro sind:

Ciberà ne terra ne peltro, verlangt also weder stati ne ricchezze, aber virtù, sapienza ed amore, welche Verbindung für Dante die Dreieinigkeit, die Offenbarung, die heilige Theologie bedeutet (Inf., c. 3, v. 5, 6);

sua nazion sarà tra Feltro e Feltro (nazion hier in der Bedeutung von Geburtsort);

fia salute dell' umile Italia, worunter der römische Staat verstanden ist (Inf., c. 1, v. 106).

Daraus wird gefolgert: Wird ein weltlicher Herrscher Land und Reichthum verschmähen? Sagt ja Dante selbst vom Weltherrscher, daß Alpen, Meere und Wälder sein (Mon., lib. 1, cap. 2).

Kann man sagen, der Kaiser mache die heilige Theologie zu seiner Speise? (Dante gibt dem Kaiser die Moralphilosophie, jene nur dem Papste zur Wissenschaft. Mon., lib. 3, letztes Cap.)

Der Geburtsort zwischen Feltro und Feltro paßt nicht für den Kaiser, da die Kaiser meist Deutsche waren und auch Dante ihn aus Deutschland erwartet (Mon., lib. 3, letztes Cap.); ebenso wenig der Ausdruck Heil des umile Italia, da der Kaiser ja Weltherrscher, nicht Italiens Herrscher sein sollte.

Alle jene Charakterzüge aber, die nicht auf den weltlichen Herrscher passen, finden sich in dem geistlichen, ja der Ausdruck tra Feltro e Feltro könnte auf eine bestimmte Persönlichkeit, auf den Papst Benedict XI. (gewählt 1303–5) deuten, auf seinen Geburtsort in der Trevisanermark, wo Feltre liegt, oder auf sein weltliches zwischen den beiden Feltri eingeschlossenes Leben.*)

So sieht Ponta, entgegen den neuern, aber annähernd den ältesten Erklärern, welche im Veltro Christus verstanden, in ihm zwar nicht Diesen selbst, doch einen an seiner Statt Gesandten, einen mächtigen frommen Papst, der, die geistliche Herrschaft über die Welt ausdehnend, der irdischen entzogen, Cäsar gäbe was Cäsar's ist, die Habsucht von Stadt zu Stadt vertreibe. Dante's Hoffnung, daß solch eine Verwandlung mittels Christus bewirkt werde, sieht Ponta in vielen Stellen ausgesprochen (Purg., c. 6, v. 118; c. 20, v. 113); mehrmale in „Paradiso", besonders c. 18 u. a., wo er den Heiland anruft, der Entweihung der Kirche, der Habsucht der Geistlichkeit, ihrem Übergreifen in die Rechte des Kaisers durch die Sendung eines würdigen Hirten abzuhelfen, der Gott und dem Kaiser das Recht gäbe. Die Meinung Mancher, daß Abhülfe, solche Einschränkung geistlicher Übergriffe müßte mittels der Sendung eines Kaisers bewirkt werden, erkennt Ponta als Dante's Grundsätzen gänzlich zuwider, der da sagt, daß Niemand in ein einem Andern von Gott verliehenes Amt eingreifen solle und z. B. die auf dem Wagen schwankende [illegible] deslade il carro per cui si teme uffizio non comesso (Purg., c. 10, v. 56) nennt, der Die, welche die päpstliche Würde (nicht die Päpste als Individuen) angriffen, wie Farinata, Ottavio Ubaldini, Friedrich II. und Andere, in der Hölle verdammt sieht, während er Kaiser, Könige und Andere, die gerecht und fromm waren, ihre Pflichten gegen Staat und Kirche erfüllten, unter den Seligen erblickt (Parad., c. 19, v. 13; c. [illegible], v. 115). Die ganze Bedeutung, die Dante dem pio [illegible] verstehen, muß man, sagt Ponta, lesen, was er in Mon. [illegible] cap. 3 von sich sagt: Illa reverentia ...... etc.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

*) Die Ansicht, daß der Windhund, der weder von Erde [illegible] von Erz sich nährt, den Papst Benedict XI., Dessen hohe Tugenden die schönsten Hoffnungen der ganzen Christenheit erregten, bedeute, sprachen auch De Cesare und Prof. Betti aus. Ja, der Letztere legt in einem interessanten kleinen Aufsatze dar, wie gerade diese [illegible] erkläre, warum der Wiederhersteller Italiens der Windhund und seine Geburt als zwischen Feltro und Feltro genannt werde. Nachdem er einige Stellen angeführt hat, in welchen Dante [illegible] nen seines Gedichts nach ihrem Wappen oder vielmehr [illegible] Wahlspruch bezeichnet, wie die im cant. 27 des Inf., [illegible] branche verdi sagt, um die Familie Ordelaffi zu bezeichnen, [illegible] eine weitere, wo er vom lioncel dal nido bianco spricht, [illegible] son des Mainardo Pagani damit andeutend, zeigt er, wie Dante, wenn er in prophetisch geheimnißvollen Worten die Ankunft des Dominicaners Benedict XI. ankündigte, möglicherweise [illegible] voll die Benennung Veltro auf ihn anwandte, da ja das [illegible] oder Wappen des Dominicanerordens ein Windhund [illegible] Fackel im Maule ist. Dem Ausdruck tra Feltro e Feltro [illegible] Prof. Betti beziehendlich auf Benedict die Erklärung, daß [illegible] nazione (seine Geburt, sein Ursprung), wie dies Wort [illegible] ersten Vätern der Sprache heißt, zwischen Feltro e Feltro, [illegible] Filz und Filz, stattgefunden habe, wie denn Benedict als [illegible] Hirten, der das niedere Wollenkleid trug, der Welt geboren [illegible] Kirche aber, als er das härene Gewand des Dominicanerordens [illegible]

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 347. —— 13. December 1846.

Moderne Rechts- und Staatsphilosophie in Frankreich.

(Fortsetzung aus Nr. 346.)

Wenden wir uns jetzt zu den Anhängern der reactionnairen Doctrinen des göttlichen Rechts, des Legitimismus und des Bundes zwischen Thron und Altar, so müssen wir zunächst auf den Unterschied aufmerksam machen, der zwischen diesen Doctrinen in Frankreich und Demjenigen, was ihnen in Deutschland entsprechen könnte, stattfindet. Ein Verhältniß, wie es in der mittelalterlichen Cäsaropapie vorlag, war in Frankreich nach den Ergebnissen des Nationalconcils von 1681, daß der Papst in der Kirche nur in der Beschränkung durch Concilien, daß die Kirche nur in geistlichen Dingen Gewalt habe, daß die Rechte und Gewohnheiten der französischen Kirche bestehen und die Entscheidungen des Papstes selbst in Glaubenssachen der Genehmigung der Kirche bedürften, nicht mehr möglich, vielmehr ward die Kirche von der Gewalt des Königs ganz unterjocht und bequemte sich zu einer Servilität, wie man sie bisher kaum erlebt hatte. Wir wollen nur an die Geschichte erinnern, die Madame de Sévigné erzählt: „Les minimes de votre province ont dédié une thèse au roi, où ils le comparent à Dieu, mais d'une manière qu'on voit clairement que Dieu n'est que la copie, etc." Die religiösen Publicisten leiteten die königliche Macht nicht nur aus göttlicher Verleihung ab, sondern parallelisirten auch dieselbe mit der göttlichen Macht. Hieraus folgte zunächst und für das Äußerliche, daß man alles vom Könige Ausgehende als Acte besonderer Gnade aufnahm, die unbedeutendsten Dinge aus seinem Privatleben mit Ehrfurcht und Andacht betrachtete, sie höchst wichtig fand und in einer diesen Empfindungen entsprechenden Sprache erzählte. Für das Verhältniß selbst folgte aber aus der göttlichen Natur der Königsgewalt, daß sie kein Amt, sondern ein Besitzthum und zwar ein unverlierbares war, und daß sie nicht um des Volkes willen und für dessen Zwecke, sondern blos um des Besitzers willen existirte. Demgemäß verbündeten sich mit dem Throne zwei von dem Volke geschiedene Stände, die Geistlichkeit und der Adel. Die Geistlichkeit war eine Stütze des Thrones, weil sich dieser auf religiöse Lehren stützte, und wer die tiefere Bedeutung des Bundes von trône und autel nicht einsah, mochte glauben, daß es dabei weniger auf tiefe Wahrheiten als auf Interessen ankomme, und sich von Voltaire's Erklärung dieses Bundes („Le roi disait au prêtre: Tiens, voilà de l'or, mais il faut que tu affermisses mon pouvoir, etc.") bestimmen lassen. Der Adel hielt sich für eine außer und über der Gesellschaft stehende Classe, die, als zu einem angestammten Rechte, zu allem Bessern und Angenehmern berufen sei. „Il est faux", schreibt der Graf Bougainvilliers in seiner « Dissertation sur la noblesse française », „que nous soyons nobles pour un autre intérêt que pour notre intérêt propre. Nous sommes sinon les descendants en ligne directe, du moins les représentants immédiats *de la race des conquérants des Gaules*; sa succession nous appartient: la terre des Gaules est à nous." Diese Vorstellung hat wirklich im französischen Adel geherrscht, und es ist keine bloße Redefigur, wenn bei Béranger der Marquis de Carabas die Leute en peuple conquis behandelt. Die Folgen davon sind dann klar; Volk und Land haben weder Rechte noch vernünftige eigene Zwecke, dergleichen hat blos Königthum und Adel. Alles Andere ist dazu da, den ganz persönlichen und subjectiven Zwecken dieser beiden Größen zu dienen. Der französische Adel sprach noch unter der Restauration ganz klar die Meinung aus, daß er nur dem Könige und Dessen Familie **persönlich**, ohne Rücksicht auf die politische und verfassungsmäßige Stellung der Dynastie, treu und ergeben sei, also nicht in der öffentlichen Stellung eines Unterthanen, sondern in der privaten des Dieners oder Domestiken einer Familie sich befinde, und die Dynastie verschaffte dafür dem Adel auf die bekannte Weise ein anständiges und meist luxuriöses Leben aus den Mitteln des für Privatzwecke vorhandenen Staats.

Dieses ist in der Kürze der eigentliche Kern der auf göttliches Recht zurückzuführenden Lehren der Legitimisten, Theokraten, Leute des Bundes von trône und autel und des parti-prêtre. In der Literatur sind dieselben noch immer durch die Werke von de Bonald, de Maistre und Montlosier vertreten: die neueste Zeit, mit welcher wir es hier zu thun haben, hat, abgesehen von dem schwachen Versuche des Abbé Clément, die öffentlichen Einrichtungen auf Lehren der Bibel zurückzuführen

(„Philosophie sociale de la Bible", Paris 1843), nur in einer Reihe von Zeitschriften Organe dafür gegründet.

Was zunächst die Legitimistenpartei betrifft, so eifert zwar die „Gazette de France" noch immer gegen les détestables doctrines, qui ont trois fois perdu la monarchie française: die ernstlichen Demonstrationen, welche von dieser Seite in den ersten Jahren der Julirevolution vorkamen, sind indeß zu leeren Spielereien entartet. Zunächst muß man beachten, daß die Partei in sich zerspalten ist: es gibt Legitimisten des 18. Jahrhunderts vom ancien régime und andere von 1789, also reine und halbconstitutionnelle, Tories mit englischen Ansichten und Anhänger der alten états généraux, endlich auch die graine der alten Hofvaletaille, die Nichts als Domestikentroß des Königs sein will und der das Politische gleichgültig ist. Die Wallfahrt der Legitimisten nach Belgrave-Square war denn auch Nichts als eine solche Spielerei: man machte damit gegen die jetzige bürgerliche Regierung eine kränkende Demonstration und hatte, was bei Vielen die Hauptsache gewesen ist, Gelegenheit in den Salons von seiner Theilnahme an einer zur Modesache gewordenen Tagesgeschichte mitzusprechen. Ein bestimmteres Hervortreten der legitimistischen Doctrinen hat das Ganze nicht zur Folge gehabt; Berryer, das parlamentarische Organ der Partei, hat in der Sitzung vom 15. Jan. 1844 die Sache auch als eine unschuldige, consequenzlose Zerstreuung dargestellt, und ebenso hat sich die „Gazette de France" geäußert. In literarischer Hinsicht verdient nur die kleine Schrift: „Du pélérinage à Belgrave-Square" als durch diesen Vorfall veranlaßt bemerkt zu werden, in welcher die Unverträglichkeit der legitimistischen Tendenzen mit dem jetzigen Zustande der Dinge und dem geleisteten Eide klar nachgewiesen wird. Die legitimistische Jugend beklagt sich, daß unter den jetzigen Verhältnissen, wo man sie nicht ihrer Geburt wegen vorzieht, keine Gelegenheit da sei, sich nützlich zu machen, sie hält die Concurrenz mit bürgerlichen Talenten nicht aus, oder versucht es gar nicht einmal sie zu bestehen; sie treibt sich in Salons und in Privatcirkeln umher, coquettirt mit gewissen politischen Lieblingsideen, spielt mit Büsten und Medaillen Heinrich's V., schmollt mit den jetzigen Machthabern und geht so einer gewissen Versumpfung entgegen. Charakteristisch für dieses Wesen ist das letzte Erzeugniß der legitimistischen Literatur: „Esquisses et portraits par M. de la Rochefoucauld, duc de Doudeauville" (Paris 1844), ein unendlich fades Buch, dessen Verf. in der Weise seines berühmten Ahnherrn und Labruyère's geistreich sein will, aber von Natur zu mittelmäßig sein muß, um mehr als manierirt und gespreizt zu werden. Wir wissen kein treffenderes Gegenstück zu gewissen, leicht zu errathenden Erzeugnissen unserer deutschen aristokratischen Literatur und ihrer sichern und oberflächlich absprechenden Weise, und würden das Buch gar nicht nennen, wenn es nicht das einzige moderne Erzeugniß des Legitimismus wäre, wenn der Verf. nicht selbst behauptete, que sous des formes légères son ouvrage a plus de portée politique, que beaucoup de lourds in-octavo, und wenn er nicht die legitimistischen Glaubensartikel, Vorliebe für das droit divin, Verachtung gegen das Bürgerthum, Zärtlichkeit für die Jesuiten und Haß gegen die Universität sehr deutlich ausspräche. Chateaubriand glauben wir, nach den in seinen neuesten Schriften, den „Études historiques" und den Bruchstücken seiner Memoiren, abgegebenen Erklärungen, nicht zur Legitimistenpartei rechnen zu können.

(Die Fortsetzung folgt.)

Zur Erklärung der „Divina commedia" des Dante.

(Fortsetzung aus Nr. 346.)

Nun hören wir von der allegorischen Bedeutung der Sonne, die nach Ponta bei Dante die Philosophie ist, welche gleichwie die Sonne erleuchtet und erwärmt, verschönt und befruchtet, die Erkenntniß der Tugend und ihre Werke wirkt (Conv., trat. 3, letztes Cap.). Der Berg des Fegefeuers, dessen Gipfel jene Sonne erleuchtet, ist also der Weg zum durch die Philosophie gewonnenen socialen Glück. Nur bei Tag — nur wenn diese Sonne ihn erleuchtet — ist der Berg zu ersteigen (Purg., c. 7, v. 44). Ohne das Licht der Philosophie kann der Mensch innerlich nicht fortschreiten, er muß stillstehen oder zurückgehen. So wanderte Dante durch die Hölle ohne die Sonne, von deren Licht dort nie die Rede ist. Dies Hinabsteigen zeigte ihm nur das Unglück Derer, die nicht den Weg zur Vollkommenheit suchten, aber erst als er wieder aus dem Berge aufsteigt a riveder le stelle, als er auf Cato's Geheiß zum lido hinabsteigt, wo die „Morgenröthe die Welle färbt", findet und betritt er den Weg, „den die Sonne il quale omai sorgeva, gli avrebbe mostrato" (Purg., c. 1).

Die ersten beiden male, da Dante auf den Klippen des Heiligen Berges entschlummert, erwacht er, der da noch Neuling in der philosophischen Wissenschaft, erst als die Sonne era alto già più di due ore (Purg., c. 19, v. 44 u. 37); aber beim dritten male, nahe der Vollendung der Reise, erhebt er sich al primo fuggire delle tenebre (Parad., c. 27, v. 112).

Die Sonne theilt ihr Licht mehr oder weniger den Sternen mit. Wie man sie wegen ihres Widerspiegelns selbst Sternen nennen mag, so nennt auch Dante Die, welche in ihren Handlungen das Licht der Philosophie gleichsam widerspiegeln, Sonnen, wie er z. B. Virgil anredet: „O sol che sani ogni vista turbata" (Inf., c. 2, v. 91).

Nun folgt die allegorische Bedeutung des Mondes, nach Ponta beim Dichter das Bild der menschlichen Vernunft, welche die Philosophie erleuchten muß, gleichwie des Mondes Licht von der Sonne abhängig ist. Der volle Mond ist also das Bild der vollkommen von der Philosophie erleuchteten Vernunft. Mit den Worten: E già jer notte fu la luna tonda (Inf., c. 20, v. 124) sagt daher Dante wörtlich: Der volle Mond führte Dante aus dem dunkeln Walde, — allegorisch: die durch das Studium der Philosophie erleuchtete Vernunft zeigte ihm den Weg aus dem Irrthum des Lasters.

In den auf la luna sich beziehenden Worten: la donna che regge nell' inferno (Inf., c. 10, v. 80), folgt Dante im wörtlichen Sinne der Mythologie, welche die Luna (Diana, Hekate, Proserpina) als Göttin der Todten dort herrschen ließ, im wörtlichen aber betrachtet er ihn als — la ragione umana, welche — nicht die Philosophie — im inferno herrscht (Inf., c. 10, v. 97 u. 99).

Darauf bespricht Ponta die fünf vorzüglichsten Personen, die sich um Dante's Rettung bemühten und welche

Dieser durch das ganze Gedicht als Solche schildert, deren Vorbilder schon auf Erden lebten, deren also jede zwei Charaktere hat: den persönlichen, auf der Erde getragenen, und den promisserisch erhaltenen, auf die Rettung des Dichters sich beziehenden.

So spricht Virgil, der (provisorisch) sein Führer aus dem Walde der Unwissenheit ist: Del suo corpo tolto a Brandisio e sepolto a Napoli.

So spricht Beatrice (ihrer irdischen Persönlichkeit nach die Jugendfreundin des Dichters, allegorisch seine Führerin in der Ausübung theologischer Tugenden, mystisch das liebende Wirken des Heiligen Geistes, der allein die Tugendkraft gibt [Conv., trat. 4, cap. 21]) von der wachsenden Schönheit: Quando passò da carne a spirito.

Der heilige Bernhard (allegorisch die Contemplation des Heiligsten, dessen Leitung Beatrice den Dichter im Hofe des regno giustissimo überläßt, da wo nicht mehr das Handeln, sondern die Betrachtung der himmlischen Dinge gilt) ist Derselbe che quaggiù godette contemplando della celeste pace.

Von Lucia — nemica di ciascun crudele (crudele nach Brunetto Latini für vizioso); wörtlich: die Beschützerin der Glaubenstreuen (or a bisogno il tuo fedele di te; Inf., c. 2, v. 98); mystisch-allegorisch: der unmittelbare Lichtstrahl der ewigen Weisheit, der, Dante's Geist erleuchtend, das Licht der Theologie und Moralphilosophie überstrahlt — wird gesagt: Che siede nella candida rosa di contro all' antico padre, gleich den andern Heiligen, welche auf Erden sotto l'incarco della carne di Adamo lebten.

Die donna gentile ist persönlich, wörtlich die Jungfrau Maria, wie Dies die Benennungen, die ihr Dante gibt: gentile, gleich mit leggiadro, nobile, augusta, regina del cielo e del mondo bezeugen; sowie seine Versicherungen, daß sie Dem, der sie anflehe, non pure soccorre, sondern oft liberamente al dimandar precorre (Parad., c. 33, v. 18), daß sie so mächtig sei, di frangere il duro giudicio lassù u. s. w.

Im allegorisch-mystischen Sinne erkennt Dante in ihr die ewige Wahrheit, welche er in seinem „Convito" die Philosophie oder vielmehr den liebenden Gebrauch der Philosophie nennt. Die Hauptbestätigung dieser Ansicht findet Ponta in der allegorischen Auslegung des Gebets des heiligen Bernhard an die Jungfrau Maria, welches im wahren Sinne an die göttliche Philosophie gerichtet ist. Dies unzweifelhaft zu machen, bemerkt er, daß Dante diese göttliche Philosophie im „Convito" figlia, suora, sposa di Dio, daß er sie in Gott seiend nennt quasi per eterno matrimonio, ja daß er in ihr das göttliche Wesen, den Begriff der heiligen Dreieinigkeit findet; denn drei Dinge nennt er im „Convito" als ihre Hauptbestandtheile: Erkennen, Lieben und Erkanntes, wie er dasselbe denn ausdrückt im Parad., c. 33, v. 124:

> O luce eterna che sola in te sidi
> Sola te intendi, e da te intelletta
> Ed intendente te ami ed arridi —

u. Parad., c. 13, v. 55:

> Quella viva luce che si mea
> Dal suo lucente, che non si disuna
> Da lui, e dall' amor che in lor s'intrea,

in welcher Terzine Ponta in luce die Bedeutung des Sohnes, in lucente die des Vaters, in amor die des Heiligen Geistes, in jenen Hauptbestandtheilen der Philosophie also die Theile der heiligen Dreieinigkeit findet, sodaß er schließt: die Philosophie ist das ewige Verständniß, die höchste Weisheit, unendlich liebend, oder in Einem Worte: sie ist der dreieinige Gott.

Ist nun die Philosophie göttlicher Natur, ist sie sposa di Dio, so ist sie auch Mutter des Sohnes Gottes, doch da der Sohn Eins mit dem Vater ist, ist sie als figlia di Dio ihre auch figlia di Dio il figlio; so erklärt sich die Anrede Bernhard's: O figlia del suo figlio.

Andere Stellen aus diesem Gebete gleich bezüglich auf die Jungfrau Maria wie auf die Philosophie führt Ponta an; so:

> Tu se' colei che l'umana natura
> Nobilitasti sì, che 'l suo fattore
> Non disdegnò di farsi sua fattura,

welche sich auf die unendliche gottähnlichmachende Veredelung der menschlichen Natur durch die Philosophie bezieht. Ferner die Nel ventre tuo si raccese l'amore etc., welche sagt, daß die Philosophie nicht nur die Menschen fähig macht, das Heil zu empfangen, sondern daß auch aus ihr selbst, Eins mit dem dreieinigen Gott, die erlösende Liebe hervorging; und so andere mehr bis zum Ende des Gebets.

Dieser Schluß und die Deutung die wir ihm geben, sagt Ponta, stimmt vollkommen mit allem dem Gebete Vorangegangenen überein. Auf der Reise trafen die Strahlen der Philosophie Dante nie direct, sondern sie brechen sich erst im Geiste Virgil's, der sie wieder mittels Beatrice's empfängt. Später empfängt sie Dante von Beatrice selbst, endlich von St.-Bernhard; zuletzt erbittet Dieser für ihn den directen Empfang von der donna gentile, wie es die Worte sagen: Perchè tu ogni nube gli disleghi . . . etc.

Nach dem inbrünstigen Gebet wird Dante Glied des himmlischen Kaiserreichs, braucht keinen Führer mehr, keine Mittelsperson, in der das Licht der Philosophie für sein schwaches Auge sich breche: er selbst, venendo sincera la sua vista, entrera più e più per lo raggio dell' alta luce.

Endlich, beim Verschwinden der Vision, die er alta fantasia nennt, zeigt er, Anfang und Ende des heiligen Gedichts vereinend, das hohe Wirken der göttlichen Philosophie, die während dieser Reise seinen Wunsch und seinen Willen ganz dem göttlichen gehorsam gemacht hat. . . .

> Ma già volgea il mio desio e 'l velle
> Siccome ruota che egualmente è mossa
> L'amor che muove il sole e le altre stelle.

Nun folgt die Erklärung der sieben Leuchter, sieben Sterne, sieben Lichter und sieben Nymphen, welche alle das Gleiche: die vier moralischen und die drei theologischen Tugenden bedeuten, wie denn die Nymphen z. B. sagen: Noi sem qui ninfe, nel ciel sem stelle (Purg., c. 31, v. 106). Ebenso sagt Dante vom Septentrion (Kleiner Bär mit sieben Sternen) des ersten Himmels, daß er dort faceva accorto del suo dovere la gente verace, gleich dem an unserm Erdenhimmel, che fa qui accorti i marinari che vanno a porto (unten führen uns die moralischen, oben die theologischen Tugenden in den Hafen des Glücks, Purg., c. 30).

In weiterer Erklärung dieser Allegorie sagt Ponta: „Das Licht der vier Sterne (moralische Tugenden) erleuchtete Cato, der sie alle auf Erden ausübte, in der Dunkelheit; am Abend verschwinden diese vier und es erheben sich die drei andern Sterne (theologische Tugenden) gleichwie wenn die Thätigkeit des bürgerlichen Lebens ruht, das contemplative religiöse beginnt." (Purg., c. 8, v. 89.)

Die gefärbte Luft, die hinter den heiligen Lichtern zurückbleibt, bedeutet die guten Werke, durch welche die Tugend ihren Weg bezeichnet. Dieser farbige Lufthimmel ist nur zehn Schritte breit, zu zeigen, daß die Ausübung dieser Tugenden sich auf die der Zehn Gebote beschränkt.

Aus zwei Abtheilungen besteht die Begleitung des Greifen: den vorausgehenden und den begleitenden und folgenden Büchern des Alten und Neuen Testament, alle unter der erleuchteten Luft der Tugenden, da diese wie jene ihre Ausübung befehlen, diese im Glauben an den kommenden, jene in dem an den gekommenen Christus, wie denn auch beide Abtheilungen den Greif, das Sinnbild des Messias, anschauen.

Die Lichter gehen zuerst voraus, dann in die Hände der Nymphen über, weil, ehe der Messias kam, die Tu-

Digitized by Google

genden in ihrem Urquell, dem dreieinigen Gott, wohnten und nur ihren Abglanz vorausschickten — in den Patriarchen und Propheten —, dann aber mit dem Messias in Person erschienen, nach seinem Auferstehen noch zurückblieben, in ihren Händen die Lichter als Zeichen des thätigen Wirkens haltend, und so die Kirche, die Wächterin der Theologie, begleiteten.

Auch die Kränze sind bedeutungsvoll. Die Seligen des Alten Testaments tragen Lilien (der Glaube an den kommenden Christus), die des Neuen dem Greif nächsten Lorber (Hoffnung auf den gekommenen Christus), die da folgen Rosen, die Liebe bedeuten, das Erkennungszeichen der Nachfolger Christi.

Die Purpurkleidung der moralischen Tugenden hat Beziehung auf die Farbe der Kaisergewänder.

Der Baum des Lebens im irdischen Paradies ist nach Ponta (auch nach Perez und Andern) das Sinnbild der Monarchie, die, wie jener weithin seinen Schatten breitet, ihre Macht erstreckt über alle einzelnen Gewalten der Erde. Ein Gebot in Bezug auf ihn (di non gustare del frutto dell' albero del bene e del male) war das Erste, dem sich die Menschen unterwerfen mußten; so ist Gehorsam gegen die Monarchie das erste Gebot, von dessen Erfüllung das Wohl oder Wehe der Gesellschaft abhängt.

So befanden sich schon unsere Urältern unter der geheimnißvollen Autorität der Monarchie. Den Zustand ihres Gehorsams stellt das irdische Paradies dar, in welchem Mathilde, Blumen auf Blumen, Tugenden auf Tugenden pflückend, das Sinnbild der Ausübung der moralischen Tugenden ist. Als aber Eva den Baum beraubte, wurde er vedova di fiori e di frondi und beschattete nicht mehr die Erde. So entstand aus dem Ungehorsam gegen die Autorität der Monarchie oder weil Eva der Tugend sich nicht hingeben wollte, che vuol freno a suo prode (Parad., c. 7, v. 25), alles Unglück des Menschengeschlechts. Hier begann il torcersi dalla via di verità e da sua vita (Parad., c. 7, v. 36).

In Erinnerung dieser Versündigung Adam's gegen den Lebensbaum singt das Geleite des Greifen nicht, als es ihm sich nähert, sondern tutti mormoravano: Adamo!

Der Greif, als Thier mit zwei Naturen, einer Himmels- und Erdnatur, das Bild des Gottmenschen, bindet das Holz der Deichsel an den Stamm des Baums (Purg., c. 32, v. 51) als Zeichen der Verbindung des Papst- und Kirchenthums (durch den Wagen und die Deichsel dargestellt) mit dem Kaiserreich und ihrer Abhängigkeit auf Erden von demselben. Weil Christus während seines Lebens die kaiserliche Autorität anerkannte, kaum geboren in die Register der römischen Monarchie eingeschrieben wurde, lehrte, Cäsar zu geben was Cäsars sei, dem Urtheil eines kaiserlichen Stellvertreters sich unterwarf — so die Versündigung der Menschen gegen die Monarchie sühnend —, singt das Gefolge des Greifen den Baum mit den Worten an (Purg., c. 32, v. 43):

Beato se' grifon, che non discindi
Col becco desto legno dolce al gusto etc.

Die Nothwendigkeit der Vereinigung zwischen Papst- und Kaiserthum und die Bestimmung von Rom zu beider Sitz spricht Dante aus in der Vereinigung des Baums und Karrens auf derselben terra verra (Purg., c. 32, v. 94); das irdische Glück, das diese Vereinigung herbeiführt, in der plötzlichen Bekleidung des Baums mit Blüten und Zweigen bei der Ankunft des Karrens.

Darauf geht Ponta noch genauer in die allegorische Bedeutung des Greifenwagens ein, der, wie gesagt, die Kirche darstellt. Die beiden Räder bedeuten die heilige Lehre und die Armuth, die beiden Grundsteine, auf denen die Kirche ruht, welche Erklärung uns Dante selbst reicht, indem er, als im Himmel des Franciscus Armuth und des Dominicus Lehre gelobt wird, versichert, diese seien le due ruote da Cristo lasciate alla chiesa onde vinca la sua civil briga (Parad., c. 12, v. 106).

Der Adler, der den Baum entblättert, der den Boden des Karrens und die beiden Räder (Armuth etc.) mit seinem Gefieder bedeckt, bedeutet den Kaiser (Konstantin), der durch die Verleihungen von irdischen Gütern an den Papst zuerst Geiz und Herrschsucht in der Kirche erweckte und so ihre Heiligkeit verwandelte. Der Drache, der mit giftigem Schweif den Boden des Karrens schlägt, ist Lucifer, der erste Neid, invidia prima, der durch die Erregung jener Begierden die Macht der Kirche zerstören will. Die Begierde nach irdischer Herrschaft selbst ist symbolisirt durch die donna sciolta, die sich aus dem mit den sieben gehörnten Köpfen (den sieben Hauptsünden) gekrönten Karren erhebt. Der Riese endlich aus dem Geschlechte, das den Kampf mit Gott begann, aus dem Goliath entsproß, stellt nach dem Dichter selbst die guelfische Partei dar (Epist. ad Henricum VII.), die sich der Gewalt die Gott dem Kaiser gab, widersetzte, angeblich im Interesse des Papstes, den sie an sich fesselte, in Wahrheit nur um ihrer eigenen Unabhängigkeit willen (Mon., lib. 1, cap. 3; Epist. ad Henr. VII., par. 9).

„So", fährt Ponta fort, „ist leicht zu errathen, Wer jener cinque cento dieci e cinque messo di Dio (Purg., c. 32, v. 43) sein wird. Kein Anderer als der Erbe des Adlers, der Kaiser, der sich allein im Kampfe mit dem Riesen messen, die Habsucht der Kirche tödten, sie in ihre Grenzen zurückweisen kann."

Diese Erklärung scheint uns der von der Bedeutung des Veltro, in welchem Ponta nicht einen mächtigen Kaiser, sondern einen frommen Papst sah, zu widersprechen.

Gegen andere Commentatoren, die im Drachen Mohammed sehen, sagt Ponta: daß er ja aus der Erde, wo nicht Menschen wohnen, sondern Lucifer, emporstieg, daß auch Mohammed eher eine Beraubung als eine Verführung der Kirche durch weltliche Gaben, wie es die Adlerfedern bedeuten, versuchte; daß ferner auch Dante's Sohn Pietro seiner Erklärung sich nähere, da er im Drachen den Antichrist, der ja doch Eins mit Lucifer ist, erblickt.

Ebenso sagt Ponta gegen Die, die im Riesen einen König, etwa den von Frankreich, sehen, daß ein solcher, den man immer (in Bibel und Mythologie) als eine Abnormität der Natur, als das Sinnbild von der Auflehnung ungeheurer Kräfte gegen rechtmäßige Autorität betrachtete, unmöglich einen rechtmäßigen Herrscher, wol aber eine große Partei, kolossale Kräfte umfassend, der weltlichen Herrschaft den Gehorsam versagend, bedeuten könne. Die Vergleichung des menschlichen Individuums im 19. Gesang des „Inferno", das alle irdischen Mächte umfaßt, bestätigt diese Auslegung.

Noch hören wir Einiges über die beiden kaiserlichen Höfe, welche, nachdem durch Christi Kreuzigung Jerusalem nicht mehr die priesterliche und königliche Stadt des erwählten Volkes sein konnte, nach Rom verlegt wurden. So wurde Rom Stadt des Weltalls, das Bild der himmlischen Gottesstadt; ihre Namen, Würden, Ämter sind nur Schatten der Namen, Würden und Ämter in der himmlischen. So regiert denn der ewige Kaiser in seiner Stadt, im Empireum, unmittelbar; in den andern neun Himmeln mittelbar durch die ihn vertretenden, von ihm beherrschten Intelligenzen; ivi non regge, ma impera (Inf., c. 1, v. 124).

Die Engel und Seligen sind gleichsam Würdenträger des himmlischen Roms. Durch solche Vergleichung der irdischen mit den himmlischen Römern erklären sich manche Benennungen der Letztern, z. B. cittadino romano etc., ferner die Namen von sacerdote und abate del collegio (Purg., c. 26, v. 132), welche Dante Christo, von senatore celeste, welchen er im Conv., trat. 2, cap. 6, dem Heiligen Geiste, von regina donna augusta und gentile, welche er der Mutter Gottes gibt.

(Der Beschluß folgt.)

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 348. — 14. December 1846.

Moderne Rechts- und Staatsphilosophie in Frankreich.

(Fortsetzung aus Nr. 347.)

Hinsichtlich der klerikalischen, ultramontanen Partei haben wir zunächst eine innere Spaltung wahrzunehmen. Die strengsten und consequentesten Anhänger dieser Lehre, wie Lamennais, sind Feinde des Gallicanismus, weil dieser dem Papste zum Besten der Staatsmacht Schranken zieht. Von dieser Seite kommen daher noch immer Angriffe auf die französische Nationalkirche vor. Die Übrigen halten sich an das göttliche Recht wie es Bossuet lehrt, und meinen es mit dem Bunde zwischen Thron und Altar aufrichtiger. Bedeutendere literarische Leistungen dieser Partei haben wir hier nicht zu nennen: ihre Wirksamkeit hat sich mehr in der praktischen Politik geäußert. Ehe wir diese Wirksamkeit näher bezeichnen, müssen wir indeß zuvor noch der neuesten Schriften Lamennais', gewiß des geistvollsten aller hierher gehörigen Autoren, gedenken. Lamennais ist bekanntlich von der Theokratie zur Demokratie übergegangen und befindet sich seit 1836 unter den Radicalen. Seine neuesten Schriften „Amschaspands et Darvands" vom J. 1843 und „Une voix de prison" vom J. 1844 enthalten womöglich eine Übertreibung dieser Richtung. Ihr Inhalt ist ein durchaus negativer: wir erhalten Nichts als die lebendigsten Ausmalungen des Verderbnisses unserer politischen und geselligen Zustände, bei welchen der so beredte Autor der „Paroles d'un croyant" die volle leidenschaftliche Glut seines Stils aufwendet. Für Diejenigen welche Lamennais' frühere Schriften kennen ist hiermit auch der Inhalt der jetzt vorliegenden bezeichnet, wir können uns daher des Anführens besonders prägnanter Stellen, die sich zahlreich genug darbieten, enthalten. Dieser Verfall an den ingrimmigsten Radicalismus scheint Manchen bei einem wirklich gelehrten und strenggläubigen Menschen unerklärlich: wir möchten darin einen sehr schlagenden Beweis finden, daß Glaubenseifer und Orthodoxie dem Radicalismus näher liegt als man in Deutschland, wo man Beides als Garantien politischer Ungefährlichkeit betrachtet, irgend zu ahnen scheint, und vielleicht aufrichtige und tief vom Glauben erfaßte Gemüther am allerleichtesten dazu hinführt. Lamennais ist ein frommer Skeptiker: gleich anfangs hat er sich im Zweifel an der Vernunft dem Glauben in die Arme geworfen. Er ist indeß zu geistvoll und von zu regem Interesse für die Menschheit erfüllt, um mit jener bekannten nüchternen Gemüthlichkeit — mit welcher man etwa protestantische Theologen die Todesstrafe vertheidigen hört — Alles was einmal ist auch vortrefflich zu finden, und zu gesinnungsvoll, um seine Orthodoxie zur Grundlage eines ganz gewöhnlichen Conservativismus zu misbrauchen. Er sieht also, daß die menschlichen Dinge wirklich noch weit von der Vollkommenheit entfernt sind, und Charakter und Schicksale bringen ihn hier zu einer so verzweiflungsvollen Anschauung, daß ihm Alles Perversität wird, und eine indolente, durch Gewohnheit und langen Druck abgestumpfte Mehrzahl ihm als das Opfer einer schlauen und habsüchtigen Minderzahl erscheint. Sein Eifer für das Wohl der Menschen ist aber nichts Positives, sondern ganz einfach Erbitterung gegen das Übel welchem die Menschheit verfallen ist, und in dieser negativen Richtung bemerkt er nicht, wie auf dem jetzigen Standpunkte der Geschichte den weiter Vorgedrungenen Vieles als ein Leiden der Gesammtheit erscheint, was nur ein solches wäre, wenn sie die Gesammtheit bildeten, jetzt aber keines sein kann, da die Gesammtheit Diejenigen straft oder im Stiche läßt, welche ihr das Abschütteln jenes imaginairen Joches anrathen.

Für die Tendenzen der klerikalischen Partei kommt nun zunächst die Stellung des französischen Klerus in Betracht. Derselbe besteht jetzt aus 15 Erzbischöfen und 65 Bischöfen. Von den 15 Erzbischöfen sind nur noch 3 aus der Zeit der Restauration, 12 verdanken ihren Titel der Julireglerung; von den 65 Bischöfen datirt noch einer (der Bischof von Arras, Cardinal Latour d'Auvergne) aus dem Consulate, 17 sind von der Revolution und 47 von der Restauration ernannt. Bekanntlich wird der Klerus vom Staate besoldet und es ist ihm die Leitung des Unterrichtswesens, welche der Universität anvertraut ist, entzogen. Es erklärt sich daher, daß er mit dem jetzigen Zustande nicht zufrieden ist: manche Mitglieder sind rein ultramontan und verabscheuen den Gallicanismus, 40 Bischöfe sollen offene und erklärte Gegner der Julireglerung und nur etwa 15 ihre zuverlässigen Freunde sein. Wie weit der Klerus den Legitimismus treibt, ist aus einem Buche des Bischofs von Mans: „Institutiones philosophicae ad

usum collegiorum et seminariorum", welches zum Unterrichte in den Seminaren dient, ersichtlich. In Bezug auf die Usurpation des Throns heißt es darin, daß die Unterthanen nicht blos dem legitimen Fürsten in allen öffentlichen Dingen Gehorsam leisten müssen, sondern auch den illegitimen Fürsten *privatim* tanquam publicum malefactorem occidere, si legitimus princeps id expresse jubeat.

Der Papst selbst befindet sich gegen die gallicanische Kirche in einem eigenen Verhältnisse: er muß im Grunde den jetzigen Zustand der Dinge in Frankreich für eine Usurpation und Beeinträchtigung seiner Rechte halten, und da er nie eine Concession macht, so ist seine Anerkennung auch nur eine halbe, indem er sich theils hütet, klar und deutlich Etwas zuzugestehen, theils aber jede Richtung des Ultramontanismus, welche dem Staate allzu feindlich ist, anzuerkennen. So hat der vorige Papst 1832 Lamennais' Lehren verdammt und später bei dem Streite wegen des Breviariums, wo mehre Bischöfe die Einführung des römischen Breviariums verlangten, für die gallicanische Kirche, also gegen die ultramontane Richtung entschieden. Die zahlreichen Erlasse der Bischöfe in der Unterrichtsangelegenheit neigen sich daher — wiewol die katholische Politik ein klares Aussprechen vermeidet und immer tergiversirt — theilweise im Ausdrucke und ganz unverkennbar in ihren Resultaten dieser Richtung zu. Am bezeichnendsten ist die Rede des Cardinal Pacca vor der Akademie der katholischen Religion zu Rom im J. 1843, welche den Stand der römischen Kirche und ihr Festhalten an allen ihren alten Ansprüchen deutlich zeigt und auf welche man allgemeiner hätte aufmerksam sein sollen. Der Theil derselben, welcher Frankreich betrifft, legt den Standpunkt des dortigen Klerus unumwunden dar. In Frankreich, heißt es, habe der Glanz und das Ansehen der Kirche 1682 eine schwere Beeinträchtigung erlitten; allein der Klerus habe seinen löblichen Eifer für die Kirche bewahrt. Nachher sei Frankreich ein Sündenpfuhl voll philosophischer und gottloser Lehren geworden, und zu den wüthendsten Feinden des Glaubens geselle sich dort die Universität. Dem Klerus, der dagegen rostro et ungulis streite, werden dann die größten Lobeserhebungen gemacht, und die am Schlusse der ganzen Rede ausgesprochene Hoffnung, daß gute und fromme Fürsten dem schweren Leiden der Kirche abhelfen würden, läßt sich auf Alles, auf die Artikel vom J. 1682, die Angriffe einer falschen Politik, einer philosophischen Impietät und auf die Functionen der Universität beziehen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Zur Erklärung der „Divina commedia" des Dante.

(Beschluß aus Nr. 347.)

Darauf bespricht Penta die in das Gedicht verwebten symbolischen Figuren, um durch sie die von ihm gegebene Hauptallegorie zu bestätigen. So ist ihm der Koloß von Kreta ein kolossales Bild der Monarchie. Er steht auf Kreta, der Insel, die inmitten der drei Theile der Welt liegt, wo Saturn, der erste König aller Menschen, durch seine weise Regierung das goldene Zeitalter herbeiführte (Parad., c. 21, v. 27), welches für Dante gleichbedeutend ist mit governo imperiale, monarchia universale, wo der Ida sich erhebt, auf dem die Adler, das Attribut der Monarchie, nisten. Dieser Koloß gleicht einem Greise, denn das Alter vereint Dante mit Klugheit und Gerechtigkeit (Mon., trat. 4, cap. 2). Die aus verschiedenen Metallen gebildeten Körpertheile bedeuten die Verschiedenheit der Regierungen; je ungeeigneter diese für das Glück der Nationen, je gemeiner sind die Metalle, je mehr Tropfen — Thränen der Bürger — entquellen ihnen. Das goldene Haupt, dem keine Thränen entquellen, stellt die Monarchie dar, die vollkommenste Regierungsform. Der rechte Fuß, auf den die Statue vorzüglich sich stützt, ist von gebrannter Erde; er bedeutet das aus solchem Material gebaute Haus, das Symbol der Familie, den Grund aller menschlichen Staatseinrichtungen. Der Greis schaut Rom an wie seinen Spiegel, also mit Wohlgefallen, und kehrt Ägypten seinen Rücken zu. Das bedeutet, daß der Osten der Ursprung der Monarchie ist, die von Kreta nach Troja, von da durch Äneas nach Alba und endlich nach Rom kam, das ihr Erscheinen ersehnt — die Witwe, welche Tag und Nacht rief: Cesare mio, perchè non m'accompagni!

Vom Thierkreis und Äquator sagt Penta, daß der erste den Kaiser, der zweite den Papst bedeute, daß sie nur an zwei Punkten, wo sie beginnen und endigen, sich berühren, weil Gott beider Anfang und Ende ist (Parad., c. 10). Wie die Ordnung in der Welt sich nur erhält, wenn beide in ihren vorgeschriebenen Gleisen bleiben, so ist es das Gleiche mit Kaiserthum und Papstthum.

Die Fabel vom Phaeton, eine von denen, welche beweisen, wie Ämter die Gott dem Einen verliehen kein Anderer straflos ausüben kann, wird dem Kaiser Konstantin und Allen, die unrechtmäßig die Grenzen ihrer Macht zu überschreiten suchen, eine Lehre (Purg., c. 29, v. 119).

Wie jene Fabel mehr eine Warnung für die weltlichen Herrscher ist, so ist Oza's Bild, die, weil sie unberufen die Bundeslade berührte, erschlagen ward, eine Warnung für geistliche Herrscher, die ihre Macht überschreiten (Purg., c. 10, v. 55).

Die demüthige Unterwerfung, die selbst höchste weltliche Herrscher Gott zeigen müssen, deutet Dante im Lobe David's an, der, des königlichen Schmucks sich entäußernd, andächtig vor der Bundeslade — Bild der Kirche — tanzt.

Auch über die häufig als profanirend getadelte Anwendung des Namens Jupiter auf Christus spricht Penta und schickt voraus, daß Dante selbst sagt, wie er unter dem Mantel der Fabel, nach Freiheit der Dichter, hohe Wahrheit verberge. Dann erwähnt er die Vielen so verabscheuungswürdige Stelle im Purg., c. 8, v. 118: Sommo Giove, che fosti in terra per me crocifisso, und sagt zu ihrer Berichtigung, daß nach Xenophon der Name Giove erstgeborenen Sohn des alten hohen Königs, Städtegründers etc. bedeute, es also nicht wunderbar sei, wenn ein Dichter des 13. Jahrhunderts, der zuerst in der eigenen Sprache der Kunst der alten Poeten nachstrebte, die Benennung, welche jene alten Poeten, Geschichtschreiber, Völker ihrer höchsten himmlischen Gestalt gaben, auf eine christliche anwandte, die eine ähnliche Idee umschloß und so mit einem Namen Dasselbe that, was die Priester mit alten heidnischen Monumenten gethan, die sie nach Rom bringen ließen und dort dem christlichen Cultus weihten. So weihte denn auch Dante's Poesie jenen heidnischen Namen zu einem heiligen, und in seinem Munde bedeutet Jupiter nicht mehr den Räuber der Europa, sondern den Eingeborenen Gottes.

Auch den Planeten Jupiter erwähnt Dante häufig, so Parad., c. 18: O dolce stella etc. Diese Terzine zu verstehen, müssen wir uns Dante's Ansicht von den neun Himmeln vergegenwärtigen, welche die himmlischen Intelligenzen bewegen. Diese theilen sich in drei Scharen, die erste dem Vater, die zweite dem Sohne, die dritte dem Heiligen Geiste zugegeben;

die ersten bewegen den Krystall- und Sternenhimmel und den Saturnus, die zweiten die des Jupiter, Mars und der Sonne, die dritten die des Mercur, der Venus und des Mondes. Darum sagen die im Monde lebenden Seligen:

Li nostri affetti, che solo infiammati
Son nel piacer dello spirito santo etc.

So ist es klar, daß hier la dolce stella di Giove seine Bewegung und seine Kraft im Geiste des ewigen Sohnes bedeutet, daß die Worte (Parad., c. 18, v. 115):

— — — che nostra giustizia
Effetto sia del ciel che tu ingemme

sich beziehen auf unsere Rechtfertigung durch Den, in dem und durch den jener Himmel sich bewegt, der für uns die Strafe der Auflehnung gegen die höchste Autorität erlitt und mit den Worten: „Gebet Gott was Gottes, dem Kaiser was des Kaisers ist" die Idee der weltlichen und geistlichen Autorität wiederherstellte.

Auch die Richtschnur, welcher Dante im Bestrafen und Belohnen folgt, gibt Ponta eine Bestätigung der Allegorie. Drei Arten von Sündern nimmt Dante an: die welche gegen Gott unmittelbar, andere welche gegen den Kaiser und die bürgerliche Gesellschaft, und solche welche sich gegen den Papst und die Religion vergingen. Zu den erstern gehört Lucifer mit den gefallenen Engeln, der Gott gleich sein, beide Autoritäten usurpiren wollte. Darum sind ihm, dem Herrscher im doloroso regno, die Sünder aller Art unterworfen, deren drei schrecklichste er aus jedem Munde seiner drei Gesichter spie: Judas, der in Christi Verrathung gegen das Hohepriesterthum sündigte, Brutus und Cassius, die in der Ermordung von Julius Cäsar gegen das Kaiserthum sündigten (Inf., c. 34. 36). Im Gedicht also sehen wir Alle, die sich irgendwie gegen Papst und Kaiser vergingen, Guelfen wie Ghibellinen, zu den Verdammten gezählt. Da der Uranfang des römischen Staats, des Hauptmittelpunkts des Weltreichs, durch den Trojaner Äneas gegründet ward, so werden Die welche sich gegen Troja aufgelehnt haben gleichwie Jene bestraft, so Achill, Diomed, Odysseus u. s. w. Alle im Gegentheil, welche im vollkommenen Gehorsam gegen die doppelte Monarchie lebten, sind zu den Seligen gezählt. Die aber, welche, obschon sich nicht der Monarchie widersetzend, doch gleichgültig gegen sie waren und nicht an das allgemeine, nur an ihr eigenes Wohl dachten, dürfen weder ins himmlische Reich, noch können sie in die Hölle aufgenommen werden; so erhalten sie einen besondern Aufenthaltsort ohne Farbe, ohne Namen — die Vorhölle.

Diese Gerechtigkeit Dante's gegen Guelfen und Ghibellinen, seine Verdammung der Päpste, welche das kaiserliche Recht (Nikolaus III.), und der Kaiser, welche das päpstliche Recht angriffen (Friedrich II.), beweist, daß Dante selbst keiner Partei anhing, über jede erhaben war und unter das Panier der wahren Monarchie sich geflüchtet hatte. Erst nach und nach aber sehen wir ihn (nach Ponta) im Gedicht zu dieser Höhe der Gesinnung gelangen. Er begann es als Guelfe, als Feind eines Theils der Monarchie; als solcher spricht er zum Ghibellinen Farinata (Inf., c. 10, v. 41): Guardomi un poco etc. Als solcher schilt er den Verräther der Guelfen, den Bocca degli Abati (Inf., c. 32, v. 109).

Unsicher in seiner Gesinnung ist er noch, als er Purg., c. 17, Marius über den Ursprung des Unglücks in Italien befragt.

Vom 30.—33. Gesang des „Purgatorio" sieht und hört er Dinge, die ihn immer mehr von der Nothwendigkeit des Kaiser- und Papstthums überzeugen, er bereut seinen frühern Irrthum, piange come un fanciullo battuto e cadde come morto da dolore. Er ist bekehrt, doch noch Neophit, noch der Lehren bedürftig. Sie gibt ihm im 6. Gesang des „Paradiso" Kaiser Justinian, der ihm sagt, che il santo segno del mondo e de, suoi duci — der Adler — keiner einzelnen Partei verliehen sei. Dante, fühlend, wie seine neue Gesinnung beide Parteien gleich gegen ihn erzürnen müsse, fragt im Parad., c. 17, v. 106, den Cacciaguida, ob er sie frei bekennen solle: Ben veggio, padre mio . . . Seinem Rathe folgend zaudert er nicht mehr, seine Bekehrung zu verkünden (Parad., c. 25). Con altra voce omai, con altro vello ritornerò poeta sagt er und meint damit: Mit anderm Parteinamen, weder guelfisch noch ghibellinisch, mit neuem Glauben kehre ich zurück, endige das Gedicht, a cui posero mano e cielo e terra (Theologie und Philosophie) zum Ruhme des Krummstabes und des Schwertes (del pastorale e della spada), zum Frieden und Troste des unglücklichen Italiens.

Auf die oft gethane Frage, warum Dante mehr von der Vertheidigung des Schwertes als des Krummstabes gesprochen habe, antwortet Ponta, daß zu jener Zeit des Streits zwischen Kaiser und Papst der Letztere im Besitz des loco santo war (Inf., c. 1, v. 22—24), während der Kaiser erst sein gleiches Recht auf den Besitz erringen sollte; dies ihm zu erlangen, mußte also geschrieben und gesprochen werden.

Noch spricht Ponta über die Länge der Zeit, die Dante im Walde verirrt zubrachte, und nimmt sie — durch Beweise, die ihm allerhand Stellen im „Purgatorio" (c. 31; c. 32, v. 2; c. 23, v. 115 u. v. 75), die ihm die Zeit von Beatrice's Tod und Dante's neue in der „Vita nuova" erwähnte Liebe geben, auf neun Jahre von 1291—1300 an.

Von der Zeit, wo Dante das Gedicht begann, sagt er: „Dante erwähnt im «Convito» (trat. 2, cap. 13), daß er, sich über Beatrice's Tod zu trösten, dem Studium der Philosophie sich ergeben habe und in weniger als 30 Monaten weit in ihr gekommen sei." Dies war denn wol, da Beatrice um 1290 starb, um 1295. Da also wahrscheinlich, und nicht erst 1300 oder 1307, begann er schon sein Gedicht, obgleich die traurige Verbannung dessen Vollendung verzögerte. Nicht blos Dante's heiße Liebe zu Beatrice, die ihn zur schnellsten Erfüllung des ihrem Andenken gegebenen Versprechens („Vita nuova", Ende) treiben mußte, sondern noch Anderes bestätigt Ponta in seiner Annahme: Graf Balbo sagt in der „Vita di Dante", daß die erste Idee zum Gedicht in seinem 25. Jahre entstand, daß sie in seinem 28. lebendiger ward, daß er die ersten sieben Gesänge Lateinisch schrieb und sie dann ins Italienische übertrug. Auch Boccaccio sagt in seinem Werke über Dante, daß er lange über das Gedicht gedacht und schon vor der Verbannung aus Florenz die ersten sieben Gesänge (in lateinischer Sprache) vollendet habe. Dachte nun Dante lange über das Gedicht, so bedurfte er auch langer Zeit dazu und er mußte, waren um 1300 schon die ersten Gesänge geschrieben, sich mehre Jahre vorher damit beschäftigt haben. Auch war gerade das Jahr 1300 für Dante so voller politischer Beschäftigungen, daß wir in ihm unmöglich den Beginn des aus tiefem, stillem Studium hervorgehenden Gedichts uns denken können. So denkt sich denn Ponta die Idee des Gedichts erstehen im J. 1294, im 29. Jahre Dante's, im dritten seiner Verirrung, im ersten seiner aufrichtigen Rückkehr zur Liebe für Beatrice.

Die letzte Bestätigung der von ihm dargelegten Allegorie sucht Ponta in einer Parallele, die er zwischen dem „Convito" und der „Divina commedia" macht, zu geben. Er sagt, daß im „Convito" Dante sich entflohen nenne aus dem Elend Derer, che cibano in commune colle pecore, und daß er Mitleid mit Jenen habe, die sich gleich Thieren nährten, während er zu Füßen jener Weisen weile, die beim gesegneten Mahle sitzen, und sich von Dem nähre, was abfällt von der Engelsspeise, wovon er gern Jenen auch mittheilen möchte. So ruft er denn die Menschen zu einem allgemeinen Gastmahle. Der Speisen, sagt er, werden vierzehn sein, vierzehn Canzonen der Liebe und Tugend (unter Liebe versteht Dante wie bekannt das Studium der Philosophie, die er la donna della sua mente nennt). Im trat. 4., cap. 1, schildert er den

Digitized by Google

Erfolg seiner Liebe: „Ich, der der Freund dieser donna geworden war, begann zu hassen und zu lieben nach ihrem Haß und ihrer Liebe, begann zu lieben die Nachfolger der Tugend, zu hassen die des Irrthums u. s. w."

Hier ist also die gleiche Idee mit der im ersten Gesang der „Commedia": die Flucht aus dem Elend des selva selvaggia, die Ankunft auf der öden Ebene, wo er den Berg erblickt, da das Mahl der Weisheit gehalten wird u. s. w. Auch nennt er im „Convito" den Zweck desselben gleich mit dem in der „Commedia": d'inducere gli uomini alla scienza ed alla virtù, di gridare alla gente che per mal cammino andavano, acciochè per dritto calle si dirizzassero. Diesem Zwecke setzen sich die Lasterhaften aller Menschenalter entgegen, die er im „Inferno" in den drei wilden Thieren personificirt und gegen die er auch im „Convito" spricht oder sprechen will, wie er denn trat. 14 eine Rede gegen den Geiz, später eine gegen die Begierde verheißt. So geht durch beide Werke vom Anfang bis zum Ende dieselbe Idee; der einzige Unterschied ist in der Ausführung, in der Verschiedenheit der Farben, der größern oder geringern Vollkommenheit, in der Verkörperung des ursprünglichen Grundgedankens. Dieser, die Menschen zur wahren Monarchie zu bekehren, tritt denn auch am Ende des heiligen Gedichts noch einmal hervor. Er wendet sich im „Paradiso", c. 30, gegen jene drei allegorischen wilden Thiere, in denen er eben sich Bürger denkt, welche der heiligen Speise bedürftig sind, und ruft, da die Länge der Zeit wol seinen Zorn gegen diese seine Verfolger gemildert, ihm aber nicht den im „Convito" ausgesprochenen Wunsch genommen hat, ihnen zu:

La cieca cupidigia che v'ammalia
Simili fatti v'ha al fantolino
Che muor di fame e caccia via la balia.

Die, welche er im Anfang als drei wilde Thiere, die ihn feindlich anfallen, darstellt, schildert er jetzt als blind, kranken, hungernden Kindern gleich. So enthalten drei Verse ganz voll Liebe dieselben Gedanken, wie die zornigen strengen Worte des ersten Gesangs.

Einen interessanten Anhang des Werkes bilden außer der kosmographischen Tafel, welche Dante's poetische Auffassung der abstrusesten Wissenschaften zeigt, und der von Ponta so scharfsinnig erfundenen und erklärten Uhr, welche uns erkennen läßt, nach wie strenger Regel Dante die Flüge seiner Phantasie leitete und zügelte, die Erklärung einiger schwer verständlichen Verszeilen des Gedichts, zuerst der: perchè io te sopra te corona e mitrio am Ende des 27. Gesangs des „Purgatorio". Ponta findet in diesen Worten corona e mitrio nicht wie die meisten Commentatoren die Benennung des königlichen wie des bischöflichen Schmuckes, sondern bezieht beide nur auf den ersten, was er denn sehr scharfsinnig auseinandersetzt. Virgil, der heidnische Philosoph, der, weil er die drei theologischen Tugenden nicht übte, für ewig an den Limbus gebannt war, konnte wol der Führer Dante's in den natürlichen, in den Moralwissenschaften sein, konnte ihm den Weg zur irdischen Glückseligkeit zeigen bis dahin, wo er keines Führers mehr bedurfte, sein eigener Kaiser (Repräsentant dieses Führers zur irdischen Glückseligkeit) sein könne, konnte ihn aber nicht bis zur himmlischen Seligkeit führen; dazu bedarf es Mehr als der menschlichen Vernunft: einer höhern Offenbarung. Diese erscheint in Beatrice, der Verkörperung aller Lehren der heiligen Apostel. Sie erst führt ihn dahin, wo er die Krone Sanct-Peter's empfangen kann, wie er hier die des Kaisers von Virgil empfängt mit den Worten: Perch' io te sopra te corona e mitrio; denn mehr — ein Symbol der Erreichung göttlicher Wissenschaften — hier zu erblicken, wäre Dante's vielbesprochenen Grundsätzen gänzlich zuwider. So bleibt allein die Frage, wie beide Worte corona e mitrio ohne Pleonasmus die einzige Idee der Kaiserkrone umfassen könne. Diese beantwortet Ponta dadurch, daß er den zweiten rund erhabenen Reif, den die Kaiserkrone außer dem einfachen Silberreif der königlichen hat, mitra nennt und diesen Namen vielleicht rechtfertigt, so dadurch, daß die lateinischen Schriftsteller denselben jedem Kopfschmuck verschiedener Völker und Stände gaben, daß sie dem Paris und Bacchus selbst und den tanzenden Chören Mitren aufs Haupt setzten (Carolus Paschalis, „Coronae", Marcus Antonius Mazzeronus, „De tribus coronis"), daß Paschalis in demselben Werke sage, Antonius habe erklärt, seine Söhne sollen nicht nur Könige, sondern Könige der Könige sein, eine doppelte, eine Kaiserkrone tragen; ferner durch die Beschreibung der Kaiserkrönung Otto's im J. 1209 (in dem „Ordo romanus"), wo der Papst dem knienden Kaiser die mitra und auf diese die Kaiserkrone aufs Haupt setzt. Die von einem raffinirtern Geschmack in eine Form vereinten Kronen sind also die corona mitritata, von welcher Dante durch Virgil's Mund spricht, ihr so eine tiefe Bedeutung gebend, indem er auf das zweifache Amt Dessen, der sie trägt, das Amt im Krieg und im Frieden, deutet.

Die andere zweifelhafte Verszeile, welche Ponta erklärt, ist die 48. im 6. Gesange des „Paradiso": „Ebber la fama ch' io volentier mirro." Dieses mirro findet Ponta weder, wie es einige Commentatoren thun, gleichbedeutend mit imbalsimo, conservo, noch leitet er es, ein r weglassend, von mirare (bewundern) ab, sondern läßt es so viel sagen wie ... ch' io volentier onero con mirra (dem zu Ehren ich gern gleich einer Gottheit Myrrhen verbrennen wollte). So wird mirrare synonym mit incensare, wie es dies mit venerare ist, und wie man die Handlung des Weihrauchverbrennens incensare nennt, so mag man wol das Verbrennen der Myrrhe durch ein Verbum mirrare bezeichnen; haben ja auch die Römer, wenn nicht das Verbum myrrhare selbst, doch seine Participien myrrhatus und murrhatus.

Daß diese Erklärung Dante's und des Kaisers, auf den sich die Stelle bezieht, würdiger sei als jene, die unter dem mirro die niedere Handlung des Einbalsamirens (des Einbalsamirens eines Ruhmes, che dura e durerà quanto il mondo lontana) versteht, ist wol einleuchtend. Diese Erklärung sucht Ponta zu rechtfertigen, indem er aus Juvenal, Plinius, Festus, aus den Schriften des Alten Testament Stellen anführt, die vom Gebrauche der Alten, Myrrhe zu Ehren berühmter todter und lebender Personen, ja zu Ehren der Gottheit zu verbrennen, reden und so eine Verbrennung der Myrrhe zu Ehren des Heldenruhms annehmbar erscheinen lassen. Solch eine Deutung ist denn auch Dante's Gesinnung über solchen Ruhm nicht zuwider; denn wie er ihn verehrt, spricht er vielfach in den Briefen an die Florentiner, an den König Italiens, in der „Monarchia" (lib. 2, cap. 8), im „Convito" (trat. 4, cap. 5) u. s. w. aus.

Mag nun Ponta manches von deutschen Dante-Forschern schon Gefundene und Erklärte bringen, mag er hier und da der bekannten Neigung der Italiener zum Allegorisiren zu sehr nachgegeben, sich vielleicht zu tief in die scholastisch-philosophische Richtung der Zeit des Dante versenkt haben: jedenfalls ist sein Buch ein neues Zeugniß, daß der große Dichter seinem Volk kein Todter ist, daß auch die jüngern Geschlechter Italiens sich mit Verehrung und Innigkeit dem Studium seines hohen Gedichts widmen, wie Dies denn in den letzten Jahren außer Ponta's, Betti's, De Cesare's und Anderer Schriften und Schriftchen, auch des P. Giambattista Giuliani 1844 zu Rom mit einem Kupferstich erschienene, im elegantesten Italienisch geschriebene Broschüre beweist, in welcher er auf Veranlassung des in Italien so freudig aufgenommenen Dante-Bildes des Prof. von Vogelstein, welches sich jetzt im Palast Pitti zu Florenz befindet, als wahrer Kenner des Gedichts dessen Hauptidee und ihre Verkörperung in Farben bespricht und mit großer Belesenheit fast alle Diejenigen erwähnt, welche vom Beginn dieses Jahrhunderts außerhalb Italiens über die „Divina commedia" geschrieben haben. 112.

Verantwortlicher Herausgeber: **Heinrich Brockhaus**. — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus in Leipzig**

Blätter für literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 349. —— 15. December 1846.

Moderne Rechts- und Staatsphilosophie in Frankreich.

(Fortsetzung aus Nr. 348.)

Die Julitegierung befindet sich dem Klerus und in gleicher Weise den Legitimisten gegenüber wo nicht geradezu in einer schiefen, doch in einer nicht durchaus klaren Stellung. Die Absolutisten und Theokraten sind Feinde der Revolution und der Aufklärung, und die Juliregierung ist nur insoweit Freundin dieser Dinge, als einmal vollendete Thatsachen vorliegen; sie unterscheidet sich also im Grunde von jenen reactionnairen Parteien nur dadurch, daß diese letztern auch das bereits vorliegende historische Resultat der Revolution und Aufklärung aufgehoben wissen wollen. Die Juliregierung hat daher doch noch immer einige geheime Velleitäten für die Reaction, denen sie freilich nicht durchaus nachgeben kann, ohne sich selbst zu opfern, die aber immer so viel wirken, daß man gegen Anfeindungen des jetzigen Verfassungszustandes verschieden verfährt, je nachdem sie von dem legitimistischen Adel und dem Klerus, oder je nachdem sie von den Radicalen ausgehen. Im letzten Falle ist man scharf und strenge, im ersten nicht, weil man im ersten noch einige geheime Sympathien für die Principien hegt, aus denen die Anfeindungen herfließen. Rehberg sagt in seiner Schrift über den deutschen Adel: „Unruhige Köpfe von geringer Abkunft sollten die Strafe des Hochverraths auf dem Schaffot leiden: Hochverräther von vornehmer Geburt wurden damit entschuldigt, daß sie nur politische Bewegungen zur Wiederherstellung alter Rechte versucht hätten." Dieses Misverhältniß ist auch in Frankreich nicht zu leugnen; das ministerielle „Journal des débats" ging bei Gelegenheit der Legitimistenumtriebe im Winter 1843—44 so weit zu äußern: wenn ein Trupp einfältiger misleiteter Bauern die weiße Fahne erhöbe, so schieße man sie nieder: was dagegen den adeligen Legitimisten geschehe? Ähnlich verhält es sich mit dem Klerus. Man weiß, mit welcher Heftigkeit derselbe gegen die Universität und gegen das neue Unterrichtsgesetz reagirt und wie er ganz offen Ansichten ausgesprochen hat, die mit dem gesetzlichen Zustande nicht verträglich sind. Im Januar 1844 hatten sogar der Erzbischof von Paris und vier Suffraganbischöfe dem Könige ein Memoire übergeben, welches die bekannten Prätensionen des Klerus sammt ganz offenen Drohungen aussprach, und schon deshalb nicht in der Ordnung war, weil Versammlungen und Berathungen der Bischöfe ohne Genehmigung der Regierung nicht stattfinden sollen. Es erfolgte indeß Nichts als eine sanfte Misbilligung, und der mitbetheiligte Bischof von Versailles ward sogar zum Erzbischof von Rouen erhoben. Als die Sache am 19. März in der Deputirtenkammer zur Sprache kam, bemühte sich der Cultusminister vergebens, den Vorwurf der Schwäche und Inconsequenz abzulehnen, und wußte in seiner Verlegenheit kaum den Schein eines Grundes anzugeben, sodaß wir wahrscheinlich wieder ein Beispiel haben, wie das jetzige Ministerium ein unmittelbares Eingreifen des Königs leichter duldet als irgend ein früheres. Was namentlich den Klerus betrifft, so ist in Frankreich unter der liberalen Partei die Ansicht herrschend, daß seit drei Jahren die Regierung durch ihre mit einer geheimen Sympathie für göttliches Recht verwandte Schwäche gegen denselben seine jetzt so laut gewordene Reaction hervorgerufen habe. Auf die allerzarteste Weise ist dieser Übelstand von Thiers in dem Berichte über das Unterrichtsgesetz mit folgenden Worten angedeutet: „S'il s'agit de l'administration intérieure, qu'on nous cite un jour, un seul jour, où le gouvernement actuel, s'obstinant dans un de ces choix, ait voulu imposer au Vatican l'institution d'un évêque. A en juger même, il faut le dire, par ce qui se passe, ce ne sont pas des ennemis de l'Église qu'il a choisis pour se choisir des amis à lui-même", die denn in der Kammer „sourires et chuchotements" hervorriefen.

Man könnte unter diesen Umständen versucht sein, eine ganz neue Combination für möglich zu halten. Tocqueville hat am 15. Jan. 1844 alles Ernstes in der Kammer darauf hingewiesen, daß die Kleriker zu Verwaltungsbeamten degradirt und Religion und Unterricht in das große Centralisationsschema der modernen Politik einrangirt würden. Wenn also der König ein Ministerium fände, welches die Philosophie nicht beschützte, sondern sie für negativ und verderblich und den Glauben für die einzige wahre Philosophie erklärte, so könnte bei jener Allgewalt der Regierung in Unterrichts-

sachen die Philosophie ganz verdrängt und der Glaube und die Frömmigkeit an ihre Stelle gesetzt werden. Es handelte sich dann blos darum, eine Wendung zu finden, diese Dinge als die wahre Philosophie geltend zu machen. Möglich wäre auf diese Weise ein Sieg des klerikalischen Obscurantismus; wahrscheinlich ist er indeß nicht. Theils kann man in einem aufgeklärten Lande mit freiern Verfassungsformen die Vernunft und Aufklärung von Seiten der Regierung nicht entbehren und müßte von ihrer Bekämpfung schwere Reactionen besorgen, theils weiß man, daß religiöser Fanatismus politisch gefährlicher ist als Aufklärung, und daß in Frankreich der Obscurantismus nicht blos ein beliebig zu benutzendes calmirendes Mittel, sondern der Quell einer religiösen Exaltation sein würde.

Was nun die neuern Reactionen der klerikalischen Partei betrifft, so können wir die französische Kirchenverfassung, in welcher der Grund zu diesen Reactionen liegt, nicht näher erörtern, sondern müssen auf die neuesten speciellern Werke darüber von Vuillefroy und Dupin verweisen. Die hauptsächlichste Beschwerde bestand in der Leitung des Unterrichtswesens durch die Universität, wodurch der Geistlichkeit ihr Einfluß darauf theilweise genommen und dem blinden Autoritätenglauben durch Philosophie und Aufklärung entgegengearbeitet wird. Es ist also ganz die alte und überall gemachte Prätension der Theologen, nicht blos auf Theologie und Religion beschränkt zu sein, sondern allgemein eine Policeiaufsicht über die Wissenschaft zu führen, damit diese die Leute nicht für die Frömmigkeit untauglich mache. Die neuesten Angriffe in Frankreich beginnen im J. 1843 zunächst mit den bekannten Drohungen der Bischöfe, aus den Schulen, in welchen Aufklärung herrsche, die Almoseniere fortzurufen, dann aber knüpfen sie sich an das den Kammern vorgelegte Gesetz über den Secundairunterricht. Über den ersten Punkt gibt eine Schrift des Professors Génin in Strasburg: „Les Jésuites et l'université" (Paris 1844), genauern Aufschluß, und die Verhandlungen über das Unterrichtsgesetz müssen wir hier als bekannt voraussetzen. Der Gesetzentwurf erkennt den Familien das Recht zu, ihre Kinder unterrichten zu lassen wo sie wollen, stellt aber den Unterricht selbst unter strenge Aufsicht des Staats. Wer eine Privatunterrichtsanstalt gründen will, muß versichern, daß er keiner verbotenen Congregation angehöre, und über seine Befähigung Universitätsdiplome sowie obrigkeitliche Sittlichkeitszeugnisse beibringen. Die geistlichen Secundairschulen, blos zur Bildung des Klerus bestimmt und also auf 20,000 Schüler beschränkt, welche für die untern Classen Professoren mit dem Grade von bacheliers-ès-lettres und für die obern Classen Professoren mit dem Grade von licenciés-ès-sciences haben, werden mit den Colléges und den Privatgelehrtenschulen gleichgestellt. Ihre Zöglinge sollen, ohne die Universität zu besuchen, und selbst wenn sie nicht wirklich in den geistlichen Stand eintreten, zu den Prüfungen für das Baccalaureat zugelassen werden. Sind ihre Professoren nicht graduirt, so können sie nur die Hälfte ihrer Zöglinge zum Baccalaureate präsentiren. Natürlich beschwerte sich der Klerus darüber, daß theils die Universität und nicht der Klerus das Recht habe, die zur Bedingung gemachten gelehrten Grade zu ertheilen, daß man die Congregationen von der Leitung des Unterrichts ausschloß, und daß man sich bei Geistlichen, welche eine Schule leiten wollten, nicht blos mit bischöflichen Zeugnissen begnügte.

Die Streitigkeiten, welche sich hier anknüpfen, haben ein um so größeres Interesse, als dabei die Lehren des theologisirenden und ultramontanen sowie andererseits des rationalistischen Staatsrechts nicht blos der Wissenschaft wegen, sondern in Bezug auf eine praktisch zu entscheidende Frage geltend gemacht wurden. Der Klerus kämpfte theils durch seine Journale, das „Univers", die „Revue catholique", theils durch die von den Bischöfen in den Journalen veröffentlichten Erklärungen, theils durch eine Reihe von Broschüren. Einer der eifrigsten Vorfechter des Klerus, sowol in der Pairskammer als auf dem literarischen Felde, ist der Graf von Montalembert. Die Vertheidigung gegen diese Angriffe ruhte dann hauptsächlich in den Händen der Doctrinaires, Cousin, Villemain und Guizot. Es würde zu weit führen in alle Einzelheiten einzugehen: unserm Zwecke kann schon durch einige wenige, nur auf das wissenschaftlich Erhebliche berechnete Notizen entsprochen werden.

(Der Beschluß folgt.)

Charles Lyell und die Amerikaner.

Derselbe Charles Lyell, der, 1797 geboren, seit 1832 Professor der Geologie am King's-College zu London ist und namentlich durch seine „Principles of geology" (3 Bde., London 1830—33; deutsch von Hartmann, Quedlinburg 1832—34) sich dem Auslande bekannt gemacht hat, bereiste 1841—42 einen großen Theil der Vereinigten Staaten, Canada und Neu-Schottland, wovon die Ergebnisse in seinem unter folgendem Titel erschienenen Werke vorliegen:

Travels in North America; with geological observations on the United States, Canada and Nova Scotia. By Charles *Lyell.* Zwei Bände. London 1845.

Hauptzweck des Verf. waren allerdings die auf dem Titel genannten geologischen Beobachtungen. Weil diese jedoch mehr der Wissenschaft als der allgemeinen literarischen Unterhaltung zufallen, der Verf. zugleich Seitenblicke auf die Sitten und Gewohnheiten der Amerikaner geworfen und es doppelt interessant ist, einen solchen Mann über den socialen Charakter der jungen Republik sprechen zu hören, einen Mann, der über Alles nachdenkt was er sieht und Nichts schreibt was er nicht genau geprüft, dadurch aber von dem bloßen Literaten wie von dem fashionabeln Touristen sich wesentlich unterscheidet: so mögen jene Beobachtungen andern Blättern verbleiben und sollen hier nur einige der Seitenblicke aufgefangen werden.

Der Verf. verließ am 20. Juli 1841 Liverpool und war nach zwölftägiger Fahrt in Boston. „Wenn ich mich erinnere", heißt es, „wie sehr bei meiner ersten Fahrt über den Kanal von Dover alles Französische in meinen Augen abstach, so muß ich mich wol wundern, daß nach einer Fahrt über den weiten Ocean Alles was ich hier sehe und höre den Dingen in meiner Heimat gleicht. Ohne diejenigen Theile von Wales, Schottland und Irland zu meinen, wo eine eigene Sprache geredet wird, habe ich auf unserer Insel so oft Provinzialdialekte kaum ver-

stehen können, daß ich hier erstaune, die Menschen so rein englisch zu finden. Ist daher die Metropole von Neu-England der Typus eines großen Theils der Vereinigten Staaten, so weiß ich nicht was höhere Anerkennung verdient, ob der Fleiß, mit welchem Sam Slick und Andere so viele lustige Amerikanismen und so viel originelles Kauderwelsch zusammengebracht haben, oder ihre Schöpferkraft." Nach einigen Ausflügen in die Umgegend von Boston begab sich der Reisende nach Newhaven in Connecticut und legte die ersten 100 (englische) Meilen auf einem herrlichen Schienenwege in drei und einer halben Stunde für drei Dollars zurück. In Newhaven, einer Stadt mit 21,000 Einwohnern und einer Universität, wohnte der Verf. dem presbyterianischen Gottesdienste bei und hatte deshalb um so mehr Mühe sich zu überzeugen, daß er nicht länger in seinem heimatlichen Schottland sei. Sobald er seine geologischen Forschungen beendigt, dampfte er nach Neuyork, 90 Meilen in sechs Stunden, und von da den Hudson hinauf nach Albany. Im Besitz des besten Empfehlungsschreibens, eines berühmten Namens, erfuhr er von den amerikanischen Geologen immer willige Aufmerksamkeiten, die seine wissenschaftlichen Zwecke bedeutend förderten. Von Albany wendete er sich nach Niagara, um die Fälle und die Ablagerungen an den Seen Erie und Ontario zu untersuchen. Auf diesem Wege kam er durch eine Menge neuer und blühender Städte, deren Nomenclatur fast im höchsten Grade lächerlich ist. „Im Laufe kurzer vier Wochen", erzählt der Verf., „waren wir in Syrakus, Utica, Rom und Parma, gingen von Buffalo nach Batavia, frühstückten in St.-Helena und mittagten in Elba. Wir sammelten Mineralien in Moskau und kutschirten nach Havana. Über Auburn nach Albany zurückgekehrt, führte man mich nach Troja, einer Stadt mit 20,000 Einwohnern, wo ich einen merkwürdigen Bergslip sehen sollte, indem gerade damals die westliche Seite des Olymps sammt einem anstoßenden Stück des Berges Ida in den Hudson hinabgestürzt war. Glücklicherweise haben doch einige indianische Namen sich erhalten; so Mohawk, Ontario, Oneida, Canandaigua und Niagara. Gesetzgebende Einmischung in Sachen des guten Geschmacks taugt freilich Nichts. Aber aus Rücksicht auf die Postverwaltung sollte der Congreß sich dareinlegen und die Vergebung desselben Namens an Dörfer, Städte, Grafschaften und Weichbilde für die Zukunft hindern. Daß mehr als hundert Orte Washington heißen, ist ein unerträgliches Ungebührniß."

Bei aller Lächerlichkeit ihrer Namen ist es eine erfreuliche, hoffnungsreiche Thatsache, daß es jetzt blühende Städte mit 20,000 Einwohnern gibt, wo vor 25 Jahren der erste Colonist seine Holzhütte baute. „Das mächtige Fortschreiten Einer Generation in so kurzer Frist ist eine natürliche Veranlassung, den fernern Gang des Wachsthums und der Verbesserungen zu überschätzen. Sieht aber der Reisende so viel Wohlstand, so gar Nichts von Mangel und Armuth, so viel Schulen und Kirchen inmitten der Wälder, so viel Begehr nach Unterricht, und sagt er sich zugleich, daß darüber hinaus ein großes Festland liegt, welches noch die Besitznahme erwartet, so müssen seine Gedanken fröhlich, seine Hoffnungen sanguinisch sein. Möglich, daß er auch an den Schatten des Gemäldes denkt, daß er sich sagt, wo so glänzende Erfolge errungen und kolossale Vermögen erworben worden, können rasche Speculationen und bittere Täuschungen nicht ausbleiben. Aber im Vorüberreisen drängt sich ihm Nichts der Art auf. Die gediegenen Früchte des Siegs umringen ihn und er vergißt, daß mancher wackere Kämpe im vordersten Gliede beim Sturmlauf gefallen ist. Auch müßte Der ein fischblutiger Mensch sein, der keine Sympathie empfände für ein junges, frisches, hoffnungsvolles Land, der hier fühlen könnte was manche Männer fühlen, die über die Blütenzeit ihres Lebens hinaus sind, wenn sie in Gesellschaft mit jungen Leuten voll Gesundheit und frohen Muth, voll Glauben und Vertrauen in die Zukunft sich befinden."

Nach Besichtigung der Niagara-Fälle und der bereits genannten Seen kehrte der Verf. nach Neuyork zurück, um nach kurzem Verweilen nach Philadelphia zu gehen. Auf dieser Reise traf er mit allerhand Leuten zusammen und hatte vortreffliche Gelegenheiten, den Nationalcharakter kennen zu lernen. Was in solcher Beziehung die Trollope und Andere zu langen Capiteln ausgesponnen haben würden, fertigt er in folgenden Zeilen ab. „Ich bat den Gastwirth in Corning, der sich gegen seine Gäste sehr aufmerksam bezeigte, mir meinen Kutscher zu rufen. Sogleich rief er in die Schenkstube hinein: «Wo ist der Herr, der den Mann hier gebracht hat?» Wenige Tage vorher hatte ein Pachter in Neuyork meine Frau «das Weib» titulirt, obschon er seine eigenen Töchter Damen nannte und, wie ich fest versichert bin, ihre Zofe ebenso genannt haben würde. Ich ließ mir erzählen, daß bei einer neulichen Untersuchungssache in Boston ein Zeuge ausgesagt: «er und ein anderer Herr hätten eben den Gassenkoth zusammengeschaufelt» u. s. w., sodaß es wirklich scheint, als habe der Geist gesellschaftlicher Gleichheit den Ausdrücken Herr und Dame nur die Bedeutung gelassen: männliches und weibliches Individuum." „Dagegen", fährt der Verf. fort, „besteht eine der ersten, dem Ausländer in den Vereinigten Staaten auffallenden Eigenthümlichkeiten in der dem weiblichen Geschlechte rücksichtlich seiner Stellung allgemein erwiesenen Hochachtung. Mit weniger Gefahr, in unangenehme Berührung zu kommen oder gemeine, verletzende Gespräche anhören zu müssen, können Frauen ganz allein in Landkutschen, auf Dampfschiffen und Eisenbahnen reisen — mit weniger Gefahr als in irgend einem Lande, das ich besucht. In dieser Hinsicht ist der Contrast zwischen Amerikanern und Franzosen sehr bemerklich. Unter Erstern herrscht ein Geist echter Ritterlichkeit.... Unsere Gefährten waren meist Krämer und Handwerker mit ihren Familien, insgesammt gut gekleidet, und soweit wir mit ihnen verkehrten, artig und gefällig. Viele machten kleine Vergnügungsreisen, worauf sie gern ihre Sparpfennige verwenden. Ein oder zwei mal in den jüngst angebauten Districten von Neuyork wurde uns zu verstehen gegeben, daß wir mit unserm Kutscher, gewöhnlich dem Sohne oder Bruder des Gutsbesitzers welchem das Fuhrwerk gehörte zu Mittag essen möchten. Wir thaten es und wurden durch das schickliche Benehmen, ein Ausdruck von Selbstachtung, ohne vorlaut zu werden, wahrhaft überrascht.... In diesem wie in jedem andern Lande müssen Reisende es sich gefallen lassen, dann und wann Menschen zu begegnen, die es sich bequem machen. Ich muß indeß gestehen, daß die zwei schlagendsten Beispiele gemeiner Vertraulichkeit, die wir erlebt haben, von Männern ausgingen, welche erst vor zehn Jahren von jenseit des Atlantischen Meers gekommen waren und aus niederm Stande sich schnell emporgeschwungen hatten. Was die hiesige Mittelclasse an guter Lebensart besitzt, ist gewiß kein ihr zugeführtes ausländisches Product, und wenn namentlich John Bull zu manchen amerikanischen Sitten den Kopf schüttelt, so thut er es oft nicht wissend, daß er sein eigenes Spiegelbild erblickt oder daß er eine Gesellschaftsclasse in den Vereinigten Staaten mit einer andern in seinem Vaterlande vergleicht, die, weil sie mehr Geld und mehr Muße hat, auch mehr Bildung und Verstand haben sollte."

Machte schon gute Lebensart dem Verf. das Reisen angenehm, so fand er eine weitere Annehmlichkeit darin, daß er nirgend Bettler traf, nirgend Zeichen von Mangel erblickte, überall unzweideutige Beweise von Wohlhabenheit und von raschen Fortschritten im Ackerbau, Handel und großen Staatsbauten. Übrigens sucht er den Grund jener Wohlhabenheit weder in der republikanischen Verfassung, noch in der absoluten Gleichheit religiöser Sekten und am wenigsten in dem allgemeinen Wahlrechte, sondern in der Fülle unbesessener Ländereien und in einem offenen Abzugskanale für den Überschuß einer arbeitsamen Bevölkerung.

Von Philadelphia begab sich der Verf. in den Kalkdistrict von Neujersey, dann westlich nach Pennsylvanien und beim Nahen des Winters wieder nach Philadelphia, wo er den 12. Oct. mit dem Lärm einer allgemeinen Wahl zusammentraf. Aufzüge, Musik, Fahnen und sonstige zweckdienliche Paraphernalien drängten sich in den Straßen und vom Stadthause läu-

Digitized by Google

tete den ganzen Tag die große Glocke, die Wähler an ihre Pflichten zu erinnern. Hieran knüpft der Verf. eine Reihe politischer und staatsrechtlicher Betrachtungen, die zwar in erster Instanz auf England abzielen, bei welchen man jedoch auch in Deutschland sich an der Nase zupfen kann und die Ref. verschweigt, unter Anderm mit Einem Worte aus Censurgründen. Von Philadelphia nach Boston zurückgekehrt, verbrachte der Verf. hier einen Theil des Winters und hielt Vorlesungen über Geologie. Die Zahl seiner Zuhörer berechnet er auf 3000, aus allen Ständen, von den Reichsten und Angesehensten in allen gelehrten Fächern bis herab auf den niedrigsten Handwerker, sämmtlich gut gekleidet und sich auf das anständigste benehmend. Der Besuch öffentlicher Vorlesungen scheint ein gemeinsamer Zug in den Gewohnheiten der Neu-Engländer zu sein. „Während ich in einer kleinen Stadt", erzählt der Verf., „in der Schenkstube des Gasthofs mich nach Etwas erkundigte, kam ein Zimmermann herein, frisch von beendigter Arbeit, und fragte, worüber des Abends gelesen werden würde. Herr M. über die Astronomie des Mittelalters, war die Antwort. Darauf wollte er wissen ob gratis. Nein, hieß es, Eintrittspreis 25 Cents (10 Ngr.). Da meinte er: er werde kommen, und ging nach Hause, sich umzukleiden." Es existiren aber zum Behuf öffentlicher Gratis-Vorlesungen eine Menge reiche Vermächtnisse. So im Staate Massachusetts, wo die im Laufe der letzten 30 Jahre zu religiösen, milden und literarischen Zwecken legirten Summen an sechs Millionen Dollars, über sieben Millionen Thaler, betragen.

Boston, anscheinend eine der aufgeklärtesten und reichsten Städte der Union, behagte dem Verf. ungemein. Institutionen wie Gesellschaft waren ganz nach seinem Geschmacke und er und seine Gattin „äußerten oft: in wie vielen Theilen Englands sie sich minder heimisch fühlen würden". Nicht blos Engländer, auch Deutsche und Franzosen, die in Amerika gereist sind, haben in den Amerikanern unangenehme Menschen gefunden. Darauf bemerkt der Verf.: „Es wäre gewiß wunderbar, wenn gebildete Menschen, die, ohne ekel zu sein, auf Reisen gehen, um das Leben kennen zu lernen, und deshalb zum Behuf des Charakterstudiums sich verpflichtet achten, mit allerhand Leuten zu verkehren, Jeden zu besuchen der sie einladet, und ihre Gesellschaft zu wählen ohne Rücksicht auf Gleichheit des Geschmacks, des Berufs, der Sitten und Meinungen, wenn solche Menschen nicht auch in ihrem eigenen oder in jedem andern Lande den Verkehr unerträglich fänden." Und Wer möchte Dem widersprechen? Sicher Niemand, der mit Ref. überzeugt ist, daß man nicht einmal die Stadt in welcher man wohnt zu verlassen braucht, um höchst unangenehmen, unausstehlichen „Prisen" zu begegnen

Im December brach der Verf. nach den südlichen Staaten auf und hatte dort zu seinen geologischen Forschungen das schönste Wetter, während die Leutchen in Boston, Lowell — der hübschen Fabrikmädchen nicht zu vergessen — und andern nördlichen Städten in ihren lustig aufgeputzten Schlitten über den gefrorenen Schnee carriolten. Der südlichste Punkt welchen er erreichte war Savannah in Georgien, und somit kam er durch die dicht bevölkerten Sklavendistricte, denen er einen beträchtlichen Theil seiner Aufmerksamkeit widmete. Nichts weniger als ein Freund des Sklaventhums spricht er doch von dem Zustande der dortigen Sklaven eher günstig als nicht. „Nach Allem was ich über die Leiden der Sklaven gelesen", sagt er, „war es für mich eine erfreuliche Überraschung, sie im Allgemeinen merkwürdig heiter und guter Dinge zu finden. Allerdings habe ich keine Trupps unter ihren Zuchtmeistern auf den Zuckerpflanzungen arbeiten sehen. Allein von den dritthalb Millionen Sklaven in den Vereinigten Staaten werden die Meisten so beschäftigt wie ich sie in Georgien und Süd-Karolina verwendet sah: beim Ackerbau und im Hauswesen. Tagelang bin ich mit Negern zusammengewesen, die mir zu Führern dienten, und immer schwatzten und plauderten sie gleich Kindern, brüsteten sich gewöhnlich mit dem Reichthume ihres Herrn und mit ihren eigenen Vorzügen. In einem Gasthause in Virginien fragte mich eine Sklavin, für wie viel Dollars ich wol glaube, daß ihr Herr sie aufs Jahr vermiethet habe. Ich nannte absichtlich eine kleine Summe. Da blitzte ihr die Freude aus den Augen als sie mir sagte, daß ich mich stark verrechnet, der Wirth jährlich 50 Dollars oder 10 Guineen für ihre Dienste zahle. In einem andern Gasthofe desselben Staats säumte ein lustiger Kellner nicht mir zu bemerken, daß sein Herr jährlich 30 Pf. St. für ihn erhalte. Die farbige Aufwärterin am Bord eines Dampfschiffs nahm Gelegenheit, uns ihren Werth wissen zu lassen und wie sie zu dem Namen Königin Victoria gekommen. Erwägen wir nun, daß die Dollars nicht den Sklaven gehören, so können wir kaum umhin, die kindliche Einfalt zu belächeln, womit sie ihre Freude über den hohen auf sie gesetzten Preis ausdrücken. Gleichwol ist dieser Preis eine richtige Probe ihres geistigen und sittlichen Werthes. Sie haben Ursache darauf stolz zu sein, und ihr Stolz ist wenigstens frei von allen schmuzigen und feilen Nebenrücksichten. Ich möchte sogar behaupten, daß die Motive ihrer Arbeit höher steht als bei den Weißen: — daß es das eigennutzlose Bestreben sei ihre Schuldigkeit zu thun. Dabei weiß ich recht gut, daß über diese eigenthümliche und hübsche Schaustellung der Eitelkeit sich philosophiren läßt, bis man in ihr das Merkzeichen äußerster gesellschaftlicher Erniedrigung entdeckt. Aber ich weiß auch, daß mein erster empfangener Eindruck ein höchst versöhnender, daß es mir unmöglich war, Menschen tief zu bemitleiden, die mit sich und ihrer Lage so durchaus zufrieden schienen."

Trotz alle Dem ist der Verf. weit entfernt das System des Sklavenhandels vertheidigen zu wollen. Er räumt ein, daß es eine Ungerechtigkeit hinsichtlich der Neger, daß es voll Gefahr für die an Zahl geringern Weißen und daß es die Ursache der vertheuerten Arbeit und vieler Nachtheile ist. Nur geht es ihm wie andern Philanthropisten, er weiß kein zur Genüge aushelfendes Mittel. Unverzügliche Abschaffung würde die Existenz der Weißen gefährden und die unversorgten und leichtsinnigen Schwarzen ins Verderben stürzen, Letzteres schon deshalb, weil sie gegen die klugen und unternehmenden Amerikaner nimmermehr aufkommen könnten. Sein Rath besteht daher kürzlich darin, daß die Pflanzer in ihrem eigenen Interesse ohne Zeitverlust anfangen sollen, die Neger zur Freiheit heranzubilden und Privat-Manumission zu befördern, um dadurch allgemeine Emancipation vorzubereiten.

Aus dem Süden zog der Verf. wieder nordwärts, verbrachte den Frühling 1842 in den großen Kohlendistricten am Ohio, besuchte nochmals Niagara und ging über Ontario, Queenston, Montreal und Quebec nach Neu-Schottland, von wo er sich im August nach England einschiffte. Schmeichelhaft wie seine Aufnahme in den englischen Colonien für ihn war, lobt er auch Diejenigen die sie ihm erwiesen. In Truro hatte er zwei Tage nacheinander an jedem zwei Paar Pferde gebraucht, und als er dem Postmeister das Geld dafür aufzählte, weigerte sich Dieser es anzunehmen. „Nein", sagte er, „wie ich höre untersuchen Sie das Land auf Ihre eigenen Kosten. So erlauben Sie mir, zu wissenschaftlichen, das allgemeine Beste bezweckenden Forschungen mein Scherflein beizutragen." Also — gehet hin und thuet Desgleichen.

21.

Literarische Anzeige.

Neu erschien soeben im Verlage von F. A. Brockhaus in Leipzig und ist durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Allgemeine

Kirchengeschichte.

Von

C. W. Niedner.

Gr. 8. 3 Thlr. 24 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 350. —— 16. December 1846.

Moderne Rechts- und Staatsphilosophie in Frankreich.

(Beschluß aus Nr. 349.)

Der Klerus geht im Sinne der katholischen Kirche davon aus, daß er verletzt sei, so lange ihm nicht alle Macht und aller Einfluß die er sich wünscht gegeben seien. Es ist die auch wol in andern Verhältnissen befolgte Taktik, einen Anspruch nicht durch Gründe aus der Sache selbst zu unterstützen, sondern ihn als gar nicht zweifelhaft hinzustellen und, so lange er nicht befriedigt ist, von vornherein über Beraubung und Verletzung zu klagen. Auf diese Weise erlangt man leicht Etwas, weil die Ungerechtigkeit einer Beraubung leicht zu deduciren ist. So findet man auch in allen Deductionen des Klerus keine Gründe für seinen Anspruch auf besondere Berücksichtigung beim Unterrichtswesen. Der Graf von Montalembert hat in seinen Reden in der Pairskammer und in seiner Schrift („Du devoir des catholiques dans la question de la liberté de l'enseignement", Paris 1844) die Sache ganz offen so gefaßt, als hätten die übrigen Stände alles Vorhandene in Beschlag genommen, und thäten sehr Unrecht dem Klerus sein Recht auf den Unterricht zu beeinträchtigen. Einst, sagt er in seiner Schrift, erkannten Politik, Jurisprudenz, Wissenschaft und Kunst die Oberhoheit der Kirche an und erhielten von ihr Befruchtung und Weihe. Alle diese edeln Vasallen sind dem heilsamen Einflusse der Kirche entrissen. Jetzt kommt die Reihe auch an den Unterricht. Hierbei tritt statt innerer Begründung nur eine historische Reminiscenz hervor, und es wird übersehen, daß in einer Gesellschaft, deren Elemente sich voneinander getrennt und befreit haben, den Theologen nur eben der Cultus, und auf den öffentlichen Unterricht und die Wissenschaft ebenso wenig als den Juristen oder Ärzten ein besonderes Vorrecht zustehen kann. Das Weitere ist dann, daß die klerikalische Partei die Philosophie der Universität und den philosophischen Unterricht so verabscheut, daß sie sich gar nicht auf Gründe einläßt, sondern von vornherein alle Philosophie für Gottlosigkeit und die von der Universität abhängigen Schulen für écoles de pestilence erklärt. Dieser obscure Fanatismus führt, wo er über bloßes Eifern hinaus und auf die Sachen selbst eingeht, zu Lächerlichkeiten. So behauptet der Bischof von Chartres, die Professoren der Universität rechtfertigten den Mord, den Diebstahl und jedes andere Verbrechen. Er beweist Dieses durch folgenden Satz aus Jouffroy's Werken: „Il est évident que si l'on peut parvenir à résoudre cette question (la question de savoir de quelle manière on peut prouver la spiritualité de l'âme humaine), la science des faits de conscience est la route; mais il n'est pas moins évident que, dans l'état actuel de cette science, *cette question est prématurée*", indem er schließt: wenn Jemand frage, ob er stehlen, morden dürfe u. s. w., so werde der Professor es mit den Worten: „Cette question est prématurée", gestatten. Dabei ist es nur auffallend, daß in den Seminaren des Klerus die Lehrbücher über Moral, welche von Jesuiten verfaßt sind, gebraucht werden, in denen man die heillosesten Lehren findet. Man lehrt geradezu den Probabilismus, nach welchem eine Handlung, für die sich nur ein guter Grund, wäre es auch nur die Autorität eines einzelnen Theologen, auftreiben läßt, gerechtfertigt ist; z. B. heißt es in dem „Compendium theologiae moralis" von Moullet: „Si quis delectatur de copula cum muliere nupta, non quia nupta, sed quia pulchra est, abstrahendo scilicet a circumstantia matrimonii, juxta plures autores haec delectatio non habet malitiam adulterii, sed simplicis fornicationis." Nach Pater Liguori ist diese Entscheidung sehr probabel. Nun ist aber die klerikalische Partei weit entfernt den Jesuitismus zu verleugnen: sie umfaßt ihn vielmehr mit der größten Zärtlichkeit, verdammt aufs neue Pascal als einen irreligiösen Schriftsteller, und der Bischof von Chalons erklärt in einer Publication aus dem Monat Jan. 1844 ganz offen, daß er wie jeder rechtgläubige Katholik dem Jesuitismus anhänge.

Bei der Intensität dieser ultramontanen Tendenzen ist dann ein Abfall vom Gallicanismus unausbleiblich, und Montalembert hat mit diesem Abfalle nicht nur seine individuelle Ansicht, sondern die Lehre seiner Partei in Rede und Schrift offen erklärt. Die Bischöfe sollten nicht blos Staatsbeamte sein, nicht blos die Leute politisch ruhig und gehorsam machen, Geburts- und Todesfälle in der königlichen Familie mit kirchlichem Pompe

feiern, und deren Mitglieder öffentlich haranguiren: sie würden vom Könige angestellt, aber doch hätten sie ihre Macht von Gott und zu höhern Zwecken. Dem Throne feindlich seien die Bischöfe nicht, aber die katholische Kirche habe sich auch nicht geändert, sie sei unter Gregor XVI. dieselbe, die sie unter Gregor VII. gewesen; wäre Dem nicht so, so hätte sie sich selbst verleugnet. Die Freiheiten der Gallicanischen Kirche seien unpraktische Erfindungen der Juristen, die vier Artikel von 1682 seien vom Papste nicht anerkannt und gelten also nicht. Man berufe sich auf jene Zeiten und habe doch durch die Julirevolution selbst den ersten dieser Artikel, der das göttliche Recht der Könige ausspreche, verletzt. Das Concordat von 1801 gelte zwar, aber es sei ein Vertrag, und wenn der Staat jetzt streng gegen den Klerus verfahre und ihm seine Einkünfte schmälere, so werde der Klerus auch das Concordat nicht respectiren. Die Organischen Artikel von 1802 gelten endlich nicht, weil sie der Papst nicht anerkannt.

Die heftigsten Schriften sind dann noch Desgarets' „Le monopole universitaire"; Ravignan's „De l'existence de l'institut des Jésuites", eine gemäßigte aber sehr schwache Apologie der Jesuiten, die z. B. ihre Moral damit entschuldigt, daß schon vor den Jesuiten andere Theologen Ähnliches gelehrt hätten; Védrine's „Simple coup d'oeil sur les douleurs et les espérances de l'Église aux prises avec les tyrans des consciences et les vices du 19me siècle", ein Buch, welches an blindem Fanatismus alles Glaubliche übersteigt; und besonders die Schrift des Abbé Combalot „Mémoire adressé aux évêques de France et aux pères de famille sur la guerre faite à l'Église et à la société par le monopole universitaire". Combalot, der nur in einer etwas herbern Form genau Dasselbe gesagt hatte was der Erzbischof von Paris in dem oben erwähnten „Mémoire" gleichfalls ausgesprochen, ward zu 4000 Francs Geldstrafe und vierzehntägigem Gefängnisse verurtheilt, dafür denn aber öffentlich von seiner Partei als Märtyrer der guten Sache gepriesen. Als Muster von Stupidität und frommem Hasse gegen Wissenschaft, Aufklärung und moderne Zeit kann auch das Buch von St.-Chéron, „La politique de Satan au 19me siècle", genannt werden.

Von der entgegengesetzten Seite sind dann außer den bekannten Schriften von Michelet, Quinet und Génin und einer im März 1845 im „Journal des débats" erschienenen genauen Erörterung des ganzen Streits und Musterung der einschlagenden Literatur von dem Prinzenerzieher Cuvillier-Fleury über den Jesuitismus besonders Cousin, Villemain und Guizot zu erwähnen. Alle Drei haben in den Kammerverhandlungen die richtigen Grundsätze über Unterrichtsfreiheit auf sehr beachtenswerthe Weise dargelegt und Cousin hat seine Ansichten in einer besondern Schrift „Défense de l'université" noch näher begründet. Am kürzesten und schlagendsten spricht auch hier Guizot:

„Es ist unsere — nicht der Universität, sondern der Regierung — Pflicht, die Fundamentalinteressen unserer Zeit zu vertheidigen, die Freiheit des Gewissens und des Gedankens, die erste unserer Freiheiten, durch welche wir die übrigen errungen haben. Man muß es aussprechen, daß Gewissens- und Gedankenfreiheit nicht durch Einflüsse der Religion erworben sind, sondern durch weltliche Einflüsse, weltliche Ideen, weltliche Mächte. Im Namen der bürgerlichen Gesellschaft ist diese Freiheit in die Welt eingeführt und nur weltlicher Einfluß kann sie behaupten. Es ist falsch, daß der Staat atheistisch sei; er ist aber ein Laie und weltlich und Das muß er zum Heil unserer Freiheiten bleiben. Seine Unabhängigkeit und Souverainetät ist das erste Princip des öffentlichen Rechts, und um dieses zu behaupten, müssen wir unsere Institutionen, die seinen weltlichen Charakter feststellen, vor Übergriffen sichern.

Außerdem ist noch eine Schrift von Troplong, dem bekannten Juristen („Du pouvoir de l'état sur l'enseignement d'après l'ancien droit public français"), in welcher die Unterrichtsfreiheit, wie sie der Klerus fodert, als historisch unbegründet dargestellt wird, und Dupin's „Manuel du droit public ecclésiastique français", welche im Geiste der alten Jurisprudenz und des Gallicanismus den heutigen Ultramontanismus bekämpft, vom Papste aber auf den Index gesetzt ward, bemerkenswerth.

Als Reaction gegen die von Seiten des Klerus gegen die Universität und die Philosophie gerichteten Angriffe trat ferner eine besondere Thätigkeit auf dem Gebiete der Philosophie hervor. Die Schriften älterer Philosophen sind in wohlfeilen Ausgaben neu gedruckt und vorbereitet, und außer der Förderung der Herausgabe von Jouffroy's nachgelassenen Schriften hat sich Cousin an die Spitze eines Unternehmens gestellt, welches von großer Wirkung sein kann. Es ist das bei Hachette erscheinende „Dictionnaire des sciences philosophiques", zu welchem die ausgezeichnetsten Mitglieder des Instituts und der Universität Beiträge liefern. Die wissenschaftliche und ernst moralische Haltung der bis jetzt erschienenen Lieferungen liefert die beste Widerlegung der maßlosen Verleumdungen des Klerus.

Eine andere, vielleicht nicht minder wichtige Reaction möchte in der Wiedererweckung der Aufmerksamkeit auf Voltaire und die Encyklopädisten liegen. Wir haben hierüber besonders auf einen Aufsatz von Saisset, Cousin's Schüler, in der „Revue des deux mondes" (Jan. 1845): „De la renaissance du Voltairianisme", hinzuweisen. Man erinnert sich, daß auf diese Weise den theokratischen und klerikalischen Tendenzen unter der Restauration nicht ohne Erfolg entgegengearbeitet ist. Jetzt läßt sich bereits ein Symptom einer ähnlichen Reaction bemerken. Die Académie française hatte eine Charakteristik Voltaire's zur Preisaufgabe gemacht, und Villemain nahm bei der Preisvertheilung am 29. Aug. 1844 Gelegenheit, der von Voltaire ausgehenden Aufklärung eine sehr unzweideutige Lobrede zu halten. Das „Journal des débats" hat dann überhaupt den noch lange nicht erloschenen Voltairianismus aufs neue als das wichtigste Moment der Nationalcultur, als das beste Palladium der Freiheit gepriesen und dringend auf die Nothwendigkeit eines Studiums seiner Schriften hingewiesen. In der That läßt es sich auch nicht leugnen, daß der Abdruck einzelner

Stücke aus Voltaire, z. B. des „Père Nicodème“, mehr wirken würde als was bisher die liberale Presse gegen Jesuitismus und Obscurantismus vorzubringen gewußt hat. 35.

Romanliteratur.

1. Schriften von Eduard Boas. Erster und zweiter Band. Leipzig, B. Tauchnitz. 1846. Gr. 8. 2 Thlr.

Von den zwölf Bänden, welche von diesen Schriften jetzt erscheinen sollen, liegen die zwei ersten uns vor. Der erste, „Heitere Novellen“ betitelt, enthält drei der angekündigten, und Referent muß gestehen, daß er lange nicht so heitere, anmuthige Erzählungen gelesen hat. Der Verf. weiß die verschiedenen Zustände der Gesellschaft auf sehr originelle Weise aufzufassen, freilich oft von der komischen Seite, wodurch er nicht ermangelt, dem Leser dann und wann ein Lächeln abzugewinnen. Die Novelle „Der Buchbinder“ bringt die Verhältnisse der Handwerker, althergebrachte Gesellengebräuche und Zunftgesetze, die, dem Mittelalter entlehnt, nur langsam der Cultur weichen. Lieder und Comment der Handwerker, ihre Vereinigungen und ihren Stolz weiß der Verf. sehr gut wiederzugeben, auch die Charaktere der Helden; der Buchbinder Bims ist sehr gut durchgeführt, von dem anspruchslosen schwärmenden Gesellen bis zum plötzlich reich gewordenen Parvenu. Die zweite Novelle, „Benno's Jugendleben“, beginnt mit Schülerschwänken, die sehr humoristisch in dem Ton der Schuljugend gehalten sind; nicht allzu vortheilhaft sind die Lehrer dabei behandelt, während die wilde Jugend einen nachsichtigen Beurtheiler findet. Weniger gelungen ist die Schilderung der Studentenzeit; sie ist allzu gemein gehalten, um poetisch zu sein. Auch in den fernern Begebenheiten in Benno's Leben tritt die Sucht nach komischen Scenen oft zu grell auf, die verschiedenen Charaktere werden Caricaturen, unter welchen es dem Helden nicht schwer wird sich vortheilhaft anzureihen; doch es muß auch solche Genrebilder geben, und man kann die vorliegenden unter die gelungensten zählen. Die dritte Erzählung, „Die historische Novelle“, ein Schwank, ist lebendig und geistreich. Drei schriftstellerische Freunde besprechen sich in der Weinhalle einer deutschen Universität über die Schwierigkeit, historische Novellen zu schreiben. Ein vierter Freund wettet mit ihnen, daß sie deren schreiben würden, läßt sie bei einem Spaziergang von seinen Leuten, welche als Räuber verkleidet sind, überfallen, führt sie auf sein Schloß und gebietet ihnen eine historische Novelle zu schreiben; Jeder hat 24 Stunden im einsamen Gemache Zeit dazu. Das geschieht, die Novellen werden fertig und der sich entlarvende Freund erklärt sie „nicht um ein Haar schlechter als hundert andere ihrer Gattung, die man in Almanachen mit Goldschnitt und Stahlstichen dem Publicum reicht“ — und wahrlich, er hat Recht. Der zweite Theil der Schriften von Eduard Boas heißt „Die Italienerinnen“, Romanzidyllen. Der ganze dicke Band, fünf Romanzidyllen enthaltend, ist in Versen (Trochäen) geschrieben, dadurch ermüdend und von unnöthiger Breite; die anmuthigen, heitern und tragischen Ereignisse, welche in dieser auffallenden Form mitgetheilt werden, würden in Prosa dem Leser viel mehr Genuß gewähren.

2. Gegen den Strom. Roman von Emil Althaus. Braunschweig, Rademacher. 1846. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Wundram, ein Maler, hat ein schönes Weib; ein Prinz liebt sie und will sie verführen, sein Secretair Berger will sie ihm verschaffen. Er beschuldigt Wundram eines Diebstahls und bringt selbst das Taschentuch des Prinzen in sein Zimmer. Wundram fodert den Fürsten, nachdem er ihm viele Grobheiten gesagt, zum Duell ohne Zeugen. Der Prinz stellt sich ein, doch im Augenblick, als Wundram die Pistole zum Schießen bereitet, wird er von hinten mit Knüppeln überfallen. Wundram wehrt sich, indem er mit dem Pistolenkolben um sich schlägt; die Lakaien laufen blutend davon, während der Prinz in allen lebenden und todten Sprachen der Welt schimpft und flucht. „Zeugen dieser Scene erscheinen unter den Bäumen“; diesen ruft Wundram zu: „Wer kein ungarischer Ochs ist, der komm' mir nicht zu nah“, und stürzt sich so auf den Prinzen. Er schleppt Letztern nach der Rasenbank, rafft die schlanke Gerte einer Hagebuche vom Boden auf und reitpeitscht ihn damit verdientermaßen im Angesicht der Männer und Lakaien. Nachdem der Act vorüber, zerbricht er das Executionswerkzeug, wirft es dem Prinzen vor die Füße und geht in Ruhe seinen Weg. — Verlangt der Leser noch andere Scenen aus dem vorliegenden Roman? Verlangt er noch Kritik desselben? Sollte der Titel „Gegen den Strom“ schon darauf vorbereiten, daß alle Zustände der Gegenwart unberücksichtigt bleiben? Der Maler muß von einem Ort zum andern, um den fürstlichen Verfolgungen zu entgehen. Er ist in Hamburg, in Kurhaven nicht sicher, endlich reist er nach Amerika und läßt seine Frau zurück, auf einem Leuchtthurm wohnend. Abermals entdeckt sie hier Berger. Um sie Dessen Verfolgung zu entziehen, läßt sich ein origineller Engländer mit ihr trauen! — mit der verheiratheten Frau!! Der Leser meint vielleicht, der Roman spiele vor einigen hundert Jahren, wo die Heimatsgesetze noch nicht bestanden. Gott bewahre, man conversirt von Madame Dalkeith Holms, welche im Jahre 1840 zu Pferd Frankreich durchreiste, und Madame Jameson, welche 1842 die amerikanischen Seen befuhr. Eine Menge burlesker und grotesker Scenen und Personen sind in diesen Roman eingewebt, welche durchaus nicht dazu gehören, durchaus nicht hineinpassen. Die Sprache ist roh und ungefeilt. Das Wort Kerl kommt häufig vor und scheint mit einer gewissen Vorliebe behandelt, da der Autor es oft wirklich mit den also bezeichneten Individuen gut meint. Das Ende berichtet den Tod unsers vielgeprüften und verfolgten Helden; der durchgepeitschte Prinz Heinrich kommt aber zur Regierung und ernennt seinen schuftigen Secretair zum Geheimrath, indem er ihn mit dem Comthurkreuz des Hausordens decorirt. Sollte diese Zusammenstellung des Unglaublichen, Unbegreiflichen, Heterogenen und Unsinnigen vielleicht für geistreich gelten wollen?

3. Skizzen aus dem häuslichen Leben. Aus dem Schwedischen. Zwei Theile. Leipzig, Brockhaus. 1846. 12. 1 Thlr. 15 Ngr.

Die gemüthlichen Schilderungen des schwedischen Familienlebens sind in frommer und humaner Richtung beschrieben; sie sind nicht sowol unterhaltend als vielmehr belehrend und erbauend. Ereignisse und Begebenheiten sind Nebensache, in dem freundschaftlichen Verkehr zweier Familien, der des Propstes und der des Richters, werden die ernstesten und heiligsten Motive des Lebens angeregt und besprochen. Die in sich beglückten Familien denken auch an andere; sie errichten Schulen auf dem Lande und machen sich den Nebenmenschen nützlich. Streng orthodox und bibelrecht ist die religiöse Richtung, die Augsburgische Confession wird bei allen Gelegenheiten vertreten. 46.

Bibliographie.

Andersen, H. C., Gedichte. Deutsch von H. Zeise. Kiel, Naeck. 12. 18¾ Ngr.

Beck, F. A., Das Kirchspiel Feldkirchen am Rhein. Neuwied, Lichtfers. 8. 20 Ngr.

Berger, J. B., Gedichte. Coblenz, Blum. 16. 20 Ngr.

Der Branntwein. Sein großer Nutzen und seine vielen Verdienste um die Menschheit. Ein humoristisches Gedicht xc. Mit 1 colorirten Titelkupfer von T. Hosemann. Leipzig, Jackowitz. 8. 5 Ngr.

Bürger, K., Liebesbriefe ohne Liebe. Leipzig, O. Wigand. 12. 20 Ngr.

Butler's, S., Hudibras, ein schalkhaftes Heldengedicht. Im Versmasse des Originals frei verdeutschet von *J. Eiselein*. Freiburg, Lippe. 8. 1 Thlr.

Dickens, C., Bilder aus Italien. Ins Deutsche übertragen von A. **Kretzschmar**. Grimma, Verlags-Comptoir. 16. 15 Ngr.

Der Erzähler oder das Buch für lange Winterabende. Von C. **Greif**. 1846. 1ster und 2ter Band. Grimma, Verlags-Comptoir. 8. à 1 Thlr. 10 Ngr.

Fischer, J. A., Die vereinigte Kirche oder Stimmen für den Ausbau einer deutschen vereinigten christlichen Kirche. Eine Zeitschrift rc. 1ster Band. 1stes Heft. Mannheim, Hoff. Gr. 8. 15 Ngr.

Frantz, A., Das Glaubens-Bekenntniß. Grundzüge zur dogmatischen Theologie. Magdeburg, Falckenberg und Comp. Gr. 8. 18 Ngr.

Fritze, E., Die Wollenweber von Stendal im J. 1530. Ein Volksbuch. Magdeburg, Falckenberg u. Comp. 16. 24 Ngr.

Gervinus, G. G., Die protestantische Geistlichkeit und die Deutsch-Katholiken. Mit Bezug auf zwei Streitschriften Dr. Schenkel's. 2ter Abdruck. Heidelberg, Winter. 8. 5 Ngr.

— — Die Mission der Deutsch-Katholiken. 3te Ausgabe. Beigefügt des Verfassers Antwort an Dr. Schenkel. Heidelberg, Winter. 8. 20 Ngr.

Gollenperger, Radicale Lieder. Leipzig, Gebhardt und Reisland. 1847. 16. 20 Ngr.

Groß-Hoffinger, A. J., Wien wie es ist. 1stes Heft: Spaziergang durch Wien. Illustrirt von T. **Hosemann**. Leipzig, Jackowitz. 1847. 8. 7½ Ngr.

Gumposch, V. P., Allgemeine Literaturgeschichte der Deutschen. Leitfaden zu akademischen Vorlesungen. 1ste Abtheilung. Augsburg, Rieger. Gr. 8. 1 Thlr. 3¾ Ngr.

Herloßsohn, C., Weihnachtsbilder. Eine Festgabe. Mit 1 Stahlstich. Leipzig, Baumgärtner. 1847. 8. 24 Ngr.

Heyne, C. T., Geschichte Napoleon's von der Wiege bis zum Grabe in Wort und Bild. Bearbeitet nach den anerkannt besten Quellen der deutschen und französischen Literatur. Neue Ausgabe mit 22 feinen Stahlstichen. 1ster Band. (1ste und 2te Lieferung.) Braunschweig, Westermann. 16. à 4 Ngr.

Körner, J., Die französische Revolution. Dargestellt für den Bürger und Landmann. Zwei Theile. Schneeberg. Gr. 8. 1 Thlr.

Krummacher, F. W., Neue Predigten. 1ster Band. — A. u. d. T.: Das Adventsbuch. Bielefeld, Velhagen u. Klasing. 1847. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Leber, F. v., Wien's kaiserliches Zeughaus zum ersten Male aus historisch-kritischem Gesichtspunkte betrachtet, für Alterthumsfreunde und Waffenkenner beschrieben. Zwei Theile. Mit 2 Titelbildern. Leipzig, Köhler. Gr. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Maimonides, M., Jad hachasakah oder Mischna Thorah. 1stes Buch. Maddah, oder: Von der Erkenntniß. Zum ersten Male herausgegeben von E. **Soloweiczyk**. (1stes Heft.) Königsberg. Berlin, Heymann. 8. 15 Ngr.

Mensch, F. A. de, Manuel pratique du Consulat. Ouvrage consacré spécialement aux Consuls de Prusse et des autres états, formant le Zollverein, ou l'association de Douanes et de commerce allemande. Suivi d'un Tableau des Consulats qu'ont les états de cette union à l'étranger. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

More, Hanna, Ein christliches Lebensbild nach Roberts und Thompson. Mit ihrem Bildniß und einem biographischen Register der vorkommenden Personen. Stuttgart, J. F. Steinkopf. Gr. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Newton, J., Kardiphonia oder Herzensergießungen in einem wirklich gepflogenen Briefwechsel mit vertrauten Freunden geschrieben. Aus dem Englischen von K. **Lütke**. Mit Vorwort von A. **Tholuck**. 2ter Band. Magdeburg, Falckenberg u. Comp. Gr. 8. 22½ Ngr.

Vier interessante Novellen. Breslau, Kühn. 1847. 16. 21 Ngr.

Pasig, J. L., Evangelischer Haussegen. Biblische Betrachtungen auf alle Tage des Jahres, aus Dr. M. Luther's Schriften ausgewählt. 1stes Heft. Grimma, Gebhardt. Gr. 8. 15 Ngr.

Reithmeier, W., Leben des heiligen Franz Xaver, Apostels von Indien und Japan. Schaffhausen, Hurter. Gr. 8. 22½ Ngr.

Schönwälder, A., Geschichtliche Ortsnachrichten von Brieg und seinen Umgebungen. 1ster Theil. Brieg. 8. 15 Ngr.

Staats- und Erbrecht des Herzogthums Schleswig. Kritik des Commissionsbedenkens über die Successionsverhältnisse des Herzogthums Schleswig von N. **Falck**, M. **Tönsen**, E. **Herrmann**, J. **Christiansen**, C. O. **Madai**, J. G. **Droysen**, G. **Waitz**, J. C. **Ravit**, L. **Stein**. Hamburg, Perthes-Besser und Mauke. Gr. 8. 18 Ngr.

Stelzhamer, F., Gedichte in obderenns'scher Volksmundart. III. Theil. — A. u. d. T.: Neue Gedichte. Regensburg, Manz. 8. 1 Thlr. 4 Ngr.

Souvenir. Ein Damen-Kalender für 1847. Berlin, Simion. 16. 20 Ngr.

Tanner, K. R., Heimathliche Bilder und Lieder. Ausgabe letzter Hand, vermehrt und vermindert. Zürich, Meyer und Zeller. 8. 1 Thlr.

Therese, Paris und die Alpenwelt. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 1 Thlr. 26 Ngr.

Venedey, J., Vierzehn Tage Heimathluft. Leipzig, Jurany. 1847. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Volks-Kalender für 1847. Herausgegeben von K. **Steffens**. Berlin, Simion. 8. 12½ Ngr.

Weber, C. F., Geschichte der städtischen Gelehrtenschule zu Cassel. Cassel, Fischer. Gr. 8. 2 Thlr.

Wigolais, Der Ritter mit dem Rade. Eine unterhaltende und abenteuerliche Historie. Mit schönen Figuren. Aufs Neu erzählt von O. H. F. **Schönhuth**. Reutlingen, Fleischhauer und Spohn. 8. 4 Ngr.

Der Zeitkrüppel. Ein Wiener-Roman von dem Verfasser des Tony und der Adalay. Herausgegeben von K. A. v. Terzky. Zwei Bände. Zürich, Meyer und Zeller. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Tagesliteratur.

Nürnberger Adresse an die Schleswig-Holsteiner, mit Unterschriften. Nürnberg, Korn. Fol. 4 Ngr.

Conversations-Lexikon der jüngsten Gegenwart und der Zukunft. Charlottenburg, Bauer. Kl. 8. 9 Ngr.

Erwiederung Rothschild's I., Königs der Juden, auf das von „Satan" an ihn gerichtete Pamphlet. Nach dem Französischen. 2te Auflage. Berlin, Weyl u. Comp. 1847. Gr. 12. 5 Ngr.

Gilbert, R. O., Eins ist Noth. Polemische Predigten gegen verderbliche Richtungen unserer Zeit. Nebst einem polemischen Anhange. Leipzig, Schwickert. Gr. 8. 1 Thlr.

Graul, K., Die Unterscheidungslehren der verschiedenen christlichen Bekenntnisse im Lichte göttlichen Worts rc. Leipzig, Dörffling. 8. 14 Ngr.

Hagenbach, K. R., über die Bedeutung des Religionsunterrichtes an höhern Bildungsanstalten. Schulrede. Zürich, Meyer und Zeller. 8. 5 Ngr.

Hopf, A., Spickaal auf der Berliner Kunst-Ausstellung im Jahre 1846. Genrebild. Mit 1 colorirten Titelblatte. Charlottenburg, Bauer. Kl. 8. 7½ Ngr.

Reichel, V. J., Dagon das Götzenbild unserer Tage, dargestellt in 6 Fastenpredigten im J. 1845. Grätz, Damian und Sorge. Gr. 8. 12½ Ngr.

Des Pfarrers Sohn oder die allein seligmachende Kirche. Herausgegeben nach vorgefundenen Papieren von einem Laien der römisch-katholischen Kirche. Breslau, Kern. Gr. 8. 15 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: **Heinrich Brockhaus**. — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 351. —— 17. December 1846.

Die neueste Literatur über Rußland.

Dritter und letzter Artikel. *)

Man sollte glauben, das Thema über Rußlands innere Zustände sei nun beinahe erschöpft; allein schreibselige Federn lassen nicht leicht von einem so mannichfaltig schillernden Gegenstande ab, und der Verf. des zunächst uns darüber vorliegenden Werkes „fürchtet nicht langweilig zu werden, obschon er bereits acht Bände über einen und denselben Gegenstand geschrieben; denn der gewählte Stoff", sagt er, „ist ein so umfassender und mannichfaltiger, daß hundert Bände kaum hinreichen würden, um dem wißbegierigen Publicum Alles mitzutheilen was es von einem Reiche wissen sollte, das fast die Hälfte des europäischen Continents einnimmt und dessen Thätigkeit in dem gegenwärtigen Schicksale so vieler benachbarten Völker sich so deutlich ausspricht und mit dem künftigen Geschicke derselben so unauflösbar verknüpft ist." Wir können nun aber nicht sagen, daß wir in den uns bekannten acht Bänden des Verf. so viel Neues gefunden hätten, das sich nicht füglich in zwei mäßigen Bänden hätte darlegen lassen, und glauben, wenn es nicht an thätigen Federn, es doch an langmüthigen Lesern fehlen dürfte, sich das Nämliche hundert mal wiederholen zu lassen. Darum werden wir uns bei unsern Lesern, die wol jetzt mit Dem, was sich wenn nicht von, so doch über den allerdings reichhaltigen, vielseitigen und wichtigen Gegenstand im Allgemeinen sagen läßt und nach den verschiedensten nationalen Ansichten gesagt worden ist, ziemlich bekannt sind, darauf beschränken, nur die Hauptpunkte in den vor uns liegenden Schriften zu berühren, theils zur Beurtheilung ihres Werthes und ihrer Tendenz, theils zur Beleuchtung der über Rußland gefällten mannichfachen Urtheile. Zu politischen Prophezeiungen fühlen wir uns nicht berufen. Die Schriften, die vor uns liegen, sind:

10. Das östliche Europa und Kaiser Nikolaus. Vom Verfasser des „Enthüllten Rußland" und der „Weißen Sklaverei". Aus dem Englischen von A. Kretzschmar. Erster und zweiter Band. Grimma, Verlagscomptoir. 1846. Gr. 8. 3 Thlr.

*) Vergl. den ersten und zweiten Artikel in Nr. 274—281 u. 320—325 d. Bl. D. Red.

11. Rußland im Jahre 1844. Ein Nachtrag zu dem „Enthüllten Rußland oder Kaiser Nikolaus und sein Reich", bearbeitet von Adolf Heller. Grimma, Verlagscomptoir. 1845. 8. 15 Ngr.
12. Russische Intriguen. Historischer Roman aus der Gegenwart von Fr. Lubojatzky. Drei Theile. Grimma, Verlagscomptoir. 1844—45. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Der unsern Lesern bereits aus den frühern Anzeigen seiner Schriften über Rußland bekannte Verfasser von Nr. 10: „Das östliche Europa und Kaiser Nikolaus", beschenkt uns oder zunächst England hier wieder mit einer auf drei Bände berechneten, bis jetzt uns aber nur in zwei Bänden vorliegenden Schrift, um Englands Politik dem ganzen Europa gegenüber den rechten Weg zu zeigen. Der Zweck, den er im Auge hat, ist nach der Vorrede (S. v) ein dreifacher. Er beabsichtigt 1) den schrecklichen Zustand der ausgedehntesten Sklaverei in der Welt und die unmittelbare und thätige Theilnahme des russischen Cabinets an derselben deutlich vorzuführen; 2) durch Beispiele aus der neuern Zeit zu zeigen, daß der furchtbare Zustand der Dinge, sowol in Rußland als in Polen, welcher kürzlich aus so vielen Quellen zur allgemeinen Kenntniß gekommen ist, keineswegs der Geschichte der Vergangenheit angehört, sondern sich täglich und stündlich wiederholt, und 3) die Aufmerksamkeit auf die ungeheuern politischen Veränderungen zu leiten, welche in nicht allzu entfernter Zeit das ganze östliche Europa zu durchzucken drohen.

Es ist fast unmöglich — sagt der Engländer —, daß wir im Falle eines großen Kampfes nicht direct oder indirect veranlaßt werden sollten uns auf diese oder jene, jetzt allerdings noch nicht vorherzusehende Weise darein zu mischen, da unsere Verbindungen mit der ganzen Welt jetzt so ausgedehnt sind, daß jede entfernte Schwankung, gleich der welche die äußern Spitzen eines Spinngewebes in Bewegung setzt, in dem Mittelpunkte fühlbar werden muß.

Der Kaiser Nikolaus erscheint dem Verf. als der Träger jenes schrecklichen Zustandes, auf den er fast die gänzliche Schuld der Übelstände wirft und Dessen Verhalten und Handlungsweise ins hellste Licht zu setzen er sich zur Aufgabe gemacht hat. Sein Hauptaugenmerk ist daher auf die 85—100 Millionen zählende slawische Nation gerichtet, die unter vier unbeschränkte Monarchien: Preußen, Östreich, Rußland und die Türkei, vertheilt ist

und mit der die Finnen, Magyaren, Italiener, Griechen (die Ionische Republik läßt der Verf. beiseite liegen) und Albanesen unter dem gleichen Joche seufzen, die aber nun angefangen hat zum Bewußtsein ihrer Lage zu erwachen, und die Mittel, welche sie bis daher aufgehalten haben, reichen nicht mehr hin die fortschreitende Bewegung zu hemmen. „Sie hat (nach S. VII) mit der zwiefachen Tendenz begonnen — einmal das System zu verdrängen, durch welches zahlreiche Völkerschaften in Erniedrigung und Unterwürfigkeit gehalten worden sind, und dann als Gegner gegen die germanische Race aufzutreten, welche sie als den Mitschuldigen ihrer Unterdrücker betrachtet und die in Wahrheit das Werkzeug derselben gewesen ist", und droht Rußland, Östreich, der Türkei und Preußen gleichen Untergang, wenn nicht die Gefahr abgewendet wird. Östreich kann sie abwenden, wenn es seine italienischen und deutschen Provinzen abschüttelt und sich um Ungarn wie um seinen Kern schart und ganz slawisch wird, wie schon Joseph II. in Überlegung nahm!!! Preußen kann sie abwenden, wenn es seine slawischen Provinzen fahren läßt, seine Liberalität nicht blos im Munde führt, alle Deutschen vereinigt und ihnen eine Constitution gibt. O Himmel! Wenn diese beiden großen monarchischen Staaten doch nur bald zu der Einsicht gelangten, daß ohne diese so leichte Operation ihr Untergang unvermeidlich ist; denn (S. IX):

die deutsche Geistesbildung, welche einst der slawischen Unwissenheit imponirte, hat ihren Einfluß darauf verloren, weil jetzt die fortschreitende Aufklärung die Slawen gelehrt hat, über Deutschland hinaus nach Frankreich und England zu blicken und von dorther die Begeisterung der Civilisation zu erwarten. Andererseits wird das deutsche Volk selbst (nach dem Verf. ein Gegenstand der Verachtung für alle übrigen Völker, wie wir Das von deutschen Patrioten aus Paris schon oft haben hören müssen) alltäglich ein unsichereres Werkzeug, das sich weniger den Händen Derer anschmiegt die sich zeither seiner bedient haben.

Was Rußland betrifft, so dürfte es am wenigsten zu retten sein; denn (S. X):

im russischen Reiche bedroht jene größere Hälfte der polnischen Nation, die es unter sein Scepter gebracht hat, gleich einem schadhaften Gliede, diesen Krebsschaden den Kosacken, einem Brudervolke, und durch dessen Vermittelung auch dem moskowitischen Kerne der Despotie mitzutheilen. Der Adel und die Freibürger Polens nahmen bei frühern Aufständen entweder ausschließlich oder hauptsächlich Antheil an dem Kampfe für die Unabhängigkeit der Nation (nein ihrer eigenen Willkür); jetzt aber hat die Religionsverfolgung auch die Kampfslust jedes polnischen Bauern aufgereizt und seinen Haß gegen die russischen Behörden mit seinem religiösen Glauben identificirt. Die andern Theile der polnischen Nation, welche jetzt zu Preußen und Östreich gehören, sind ganz von denselben Ansichten und Gefühlen belebt wie ihre Brüder unter der Herrschaft Rußlands, und werden daher diese drei Staaten einem gemeinsamen Schicksale weihen.

Der letzte Satz scheint uns doch, was das Volk betrifft, nach Dem was sich in Galizien gegen den Adel ergeben hat und sich in Preußen ohne die Wachsamkeit der Regierung auch würde ergeben haben, etwas problematisch. Der Verf. sieht voraus,

daß die scheinbare Kühnheit der Meinung, welche sich über solche, nach allgemeinem Dafürhalten so gigantische Staaten auf diese Weise ausspricht, auf den ersten Anblick gewagt und auffällig erscheinen wird. Rußlands kolossaler Despotismus, die 37 Millionen des Kaiserreichs Östreich, die 15 Millionen des militairischen Königreichs Preußen — alle scheinen, wenn man sie in einer Sache zusammenstellt, eine unüberwindliche Macht zu bilden, vor welcher alle Hoffnung für die Völker scheint verschwinden zu müssen, denen die Politik dieser Staaten die Wohlthat der Aufklärung und Civilisation verweigert.

(Welchem Volke versagt denn Preußens Politik die Wohlthat der Aufklärung und Civilisation?)

Der Verf. verweist auf die Karte, um zu erkennen, daß Nichts künstlicher ist als die Macht dieser [illegible] ten Reiche.

Sie haben zwischen sich ein Volk getheilt, welches der Zahl nach das zweite auf Erden ist — oder sie haben ganze Nationen unter ihrem Scepter vereinigt und dabei häufig ein und dasselbe Volk durch eine nur gedachte Grenze getrennt und dagegen andere blos auf den Grund gewisser Verträge und Zugeständnisse unter ein gemeinsames Regiment gestellt. Es würde, mit Ausnahme unbedeutender Provinzen dieses Namens, kein Östreich und kein Preußen übrig bleiben, wenn es den Herrschern dieser Staaten morgen einfallen sollte, ihre hinzugekommenen Bestandtheile mit einigen Federstrichen ihres Namens zu berauben (das ist uns nicht ganz verständlich); aber keine menschliche Macht kann Polen, Ungarn und Sarmatien aus dem Dasein vertilgen, ebenso wenig als England, Frankreich, Italien und Schweden. (Aber Deutschland!) Jener Vertilgungsproceß, welcher wahrscheinlich nie gegen ein sehr zahlreiches Volk ausgeführt worden ist, kann daher jene Massen und Millionen berühren, welche, praktisch unterrichtet, sich zu Gegnern vergänglicher Staaten und Königreiche erheben, die durch die Unterschriften eines Tractats [illegible] werden können, und welche vor einem Hauche der starken und einmüthigen Willenskraft auseinander stieben müssen wie Spreu vor dem Winde.

Und wenn der Sturm einbricht, soll nur England sich hüten sich der Herrscher anzunehmen.

Daher sind auch (S. XIV) alle Bündnisse Englands mit dem preußischen, östreichischen und (unter gewissen Umständen) mit dem türkischen Cabinet mehr als unnütz, obgleich die Freundschaft mit einer Nation zu verachten ist... Wenn eine Ausnahme zu Gunsten der Ottomanischen Pforte gemacht wird, hinsichtlich deren Englands unbezweifeltes Interesse der Civilisation (?) verlangt, daß es sie als eine Schranke gegen das Umsichgreifen der russischen Eroberungen aufrecht erhalte, so geschieht es nicht aus dem trügerischen Grunde den man gewöhnlich anführt, daß sie an und für sich einige Macht habe, um das Vorrücken der kaiserlichen Adler aufzuhalten, sondern weil, da sie gegen ihre slawischen Unterthanen verhältnißmäßig gerechter, milder und unbefangener (!) gewesen ist als Östreich und Preußen, diese Unterthanen jetzt danach trachten, sich nach dem Vorgange der Walachei, der Moldau und Serbiens (wohl zu bemerken alle unter russischer Einmischung) zu Föderativstaaten umzubilden und dann eine aufrichtige [illegible] unter ottomanischer Oberhoheit auszumachen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Civilisation und Musik. Von Theodor Hagen. Leipzig, Jurany. 1846. 8. 22½ Ngr.

Der Verf., bekannt als geistreicher Schriftsteller über Musik, unterwirft die in neuerer Zeit mehrfach angeregte Idee der Volksliedertafel in dem vorliegenden Werkchen einer ausführlichen Betrachtung und geht Dem entsprechend die verschiedenen Kreise der Gesellschaft durch, untersuchend, wo und unter welchen Bedingungen dieselbe Anwendung finden könne. Er will die Musik benutzt wissen als ein Mittel, die Arbeiter

des Volkes zu heben und zu verbessern, indem er sie als geeignet betrachtet, die ungeheuern Unterschiede der Bildung bei den verschiedenen Ständen auszugleichen.

„Die Musik läutert und erhebt, und deshalb ersetzt sie bei allen Denen die Erziehung, welchen unsere Gesellschaft blos vergönnt zu arbeiten und zu schlafen. Millionen Menschen sind so gestellt, daß sie vom zartesten Kindesalter an keine Zeit haben, die nothwendigsten Bedingnisse einer geistigen Bildung zu erfüllen. Bei Diesen muß die Musik allen Geist ersetzen und sie kann es auch, wenn ihr nur diese Stelle zuertheilt wird."

Der Verf. betrachtet diese Vermittelung, diese Verallgemeinerung der Bildung, woran auch die Gegenwart schon seit einer Reihe von Jahren arbeitet, als eine Hauptaufgabe der Zeit, nur mit dem Unterschiede, daß er die Volksclassen dem höhern Unterricht noch für unzugänglich hält und an dessen Stelle die Musik gesetzt sehen will.

„Wenn der Arbeiter sein Tagewerk vollbracht hat, so kann er nur noch genießen. Von einer Thätigkeit seiner geistigen Functionen kann nicht die Rede sein. Man muß demnach der ihm gebliebenen Function des Genießens eine Richtung geben, die ihn erhebt statt erniedrigt, die seine Seele kräftigt und seinen Geist dem Wissen zugänglich macht. Diese Richtung kann nur eine musikalische sein."

In der That, die Musik ist die mächtigste und beliebteste Kunst der Neuzeit, die der Gegenwart am meisten entsprechende, und würde schon darum unter allen das bereitwilligste Entgegenkommen finden: sie ist zugleich diejenige, welche am meisten mit dem Leben sich zu verschmelzen und Menschen der verschiedensten Bildungsstufen Theilnahme und Zutritt zu gestatten vermag. Nicht allein aber, daß so die Tonkunst bildend und fördernd auf das Leben in weitern Kreisen einwirken könnte, sie würde selbst dadurch die ersprießlichste Rückwirkung erfahren.

„Ich weiß es, es gibt Menschen, die jedesmal die Nase rümpfen, wenn man in künstlerischen Dingen vom Volke spricht. Sie pflegen die große Zahl der Halbgebildeten, des sogenannten Theaterpublicums, mit dem Volke zu verwechseln. Allerdings ist das Urtheil der Halbgebildeten, Derer die in der Regel alle Auswüchse der Civilisation zur Schau tragen, der freien Entwickelung der Kunst sehr gefährlich; aber was hat denn der Kern des Volkes mit diesen — Halbmenschen zu thun? Der Kern des Volkes — das sind die Laien, die zwar den Fuß der Civilisation auf ihrem Nacken fühlen, die sich aber dennoch die Naivetät der Empfindung, die Ursprünglichkeit im Genießen bewahrt haben und auf deren Bedeutung man nicht genug aufmerksam machen kann. Hätten unsere musikalischen Großmeister sie zu Richtern gehabt, so würden ihre Werke auf einen weit fruchtbarern Boden gefallen sein; wir würden musikalische Popularitäten aufzuweisen haben, wir würden schon lange Das unser nennen, was uns noch bevorsteht, nämlich die musikalische Volkssprache."

Unter diesen Gesichtspunkten bespricht der Verf. ausführlich die verschiedenen Gattungen der Tonkunst, welche mit den Massen in Berührung kommen: Straßen-, Tanz- und Militairmusik, endlich Kirchenmusik und Oper, und zeigt, wie nicht einmal jene erstgenannten, welche unmittelbar praktischen Zwecken dienen, überall das Ziel, Ausdruck des Volksgeistes zu sein, erreicht haben, geschweige die den höhern Stufen angehörigen Schöpfungen, wo die Kunst als solche auftritt.

Dies sind die Grundgedanken der Schrift; daß dieselben im Wesentlichen durchaus treffend und wahr sind, bedarf fast keiner Bemerkung. Sollte die Art, wie der Verf. dieselben entwickelt, namentlich für Leser welche ihn noch nicht kennen hin und wieder befremdend erscheinen, so erinnern wir daran, daß Derselbe einen nicht unwichtigen Theil seiner Bildung in Paris erhalten hat und darum in seinen Anschauungen überwiegend auf französischem Boden sich bewegt. Unter dieser Voraussetzung werden manche Schroffheiten und Wunderlichkeiten der Ansicht im Einzelnen, wird ein durchaus irriges Urtheil über David's „Wüste", wird insbesondere die französische Leichtigkeit, mit welcher Derselbe seine Reformen an die Stelle des Bestehenden setzen zu können glaubt, minder befremden. Frankreich fehlt die tiefe Anschauung der Geschichte, des Lebens, der gesellschaftlichen Institutionen, welche Deutschland errungen hat, und es ist darum schneller zur Unzufriedenheit geneigt, schneller geneigt Manches auszuscheiden, was uns lieb und werth ist; zugleich aber auch hängt es in Folge davon weniger fest an Veraltetem und schreitet mit neuen Ideen oftmals erfindend uns voran. Was die Behandlung in der vorliegenden Schrift im Allgemeinen betrifft, so müssen wir dem Verf. volles Lob spenden; abgesehen von der gewandten, meisterlichen Darstellung bringt Derselbe eine Fülle geistreicher Bemerkungen; insbesondere werden die näher mit der Tonkunst Vertrauten sich für die zum Theil wirklich ausgezeichneten Abschnitte über Kirchenmusik und Oper interessiren.

Rec. empfiehlt das Werk nicht allein allen Denen welche sich für Musik interessiren, es gilt Allen welche an den Fortschritten des Lebens und der Bildung überhaupt Antheil nehmen, und kann insbesondere dazu beitragen, die Kluft zu überbauen, welche die Tonkunst bisher von der Wissenschaft und Literatur schied, von der Betrachtung des allgemeinen geistigen Lebens ganz ausschloß. Dies ist ein Punkt von größter Wichtigkeit. Die Gelehrten und Geschichtschreiber, die Literarhistoriker, und überhaupt Alle welche ihre Blicke auf den geistigen Entwickelungsgang der Völker gerichtet halten, haben bis jetzt zu wenig Notiz von der Kunst der Töne genommen und nicht genug beachtet, daß das große Ganze nur dann vollständig der Betrachtung sich erschließen kann, wenn auch die Musik in ihrer Bedeutung und allgemeinen Weltstellung erfaßt ist. 111.

Literarische Notizen aus Frankreich.

Lacretelle's Geschichte der Kaiserzeit.

Die beiden ersten Bände der „Histoire du Consulat et de l'Empire", von Ch. de Lacretelle, sind zwar in d. Bl. bereits erwähnt worden*); aber es scheint um so angemessener darauf noch ein mal zurückzukommen, als sie in Deutschland, wo man das Erscheinen des Thiers'schen Werkes anfangs wenigstens mit so lärmenden Trompetenstößen begrüßt hat, bis jetzt so ziemlich unbeachtet geblieben sind. Und doch ist Dies eine Arbeit, welche sich schon von der überfirnißten Leere jenes vielbesprochenen Werkes durch Reichthum des Inhalts und Reife des unbestochenen Urtheils wesentlich unterscheidet. Schon der Name Lacretelle's, der in Frankreich einen guten Klang hat, sollte auch in Deutschland, das sich so gern seiner literarischen Unparteilichkeit rühmt, eine größere Anerkennung finden. Lacretelle hat Werke geschrieben, welche, wie seine „Histoire de la révolution française", „Histoire des guerres de religion", „Histoire de France pendant le 18me siècle", für gewichtige Erzeugnisse auf dem Gebiete der historischen Literatur gelten können. Überall zeigt sich bei ihm treue Gewissenhaftigkeit, und diese Eigenschaft ist unter den französischen Historikern, welche nur zu leicht ihren Stoff nach perfiden Parteiansichten modeln und arrangiren, nicht allzu häufig. Wenn man seine neueste Schrift mit dem Werke von Thiers vergleicht — und die Parallele liegt sehr nahe, da Lacretelle die Vergleichung durch die Wahl des gleichen Titels gewissermaßen herausfodert —, so sind so ziemlich alle Vorzüge auf Seite Lacretelle's. Zwar ist die Darstellung Thiers' vielleicht glänzender und flimmernder, aber nur ein sehr oberflächliches Auge läßt sich durch den Prunk dieser Paradehistoriographie bestechen, deren innere Haltlosigkeit bald ans Licht tritt. Sein früheres historisches Werk war mit jugendlicher Glut aufs Papier geworfen, und die Begeisterung in der es concipirt war übertrug sich auch auf die Leser. Jetzt ist bei ihm das frühere Feuer durch die Kälte einer längern Geschäftsthätigkeit gedämpft; er hat in derselben Viel gelernt und die erworbenen Resultate kommen seinem neuen Werke in vielfacher

*) Vergl. Nr. 113 d. Bl. D. Red.

Beziehung vielleicht zu gute. Aber wenn er jetzt in der Anordnung der Thatsachen um Vieles geschickter geworden ist, so hat er dabei die frühere Unmittelbarkeit, durch die er vorzüglich wirkte, verloren, und selbst wo vielleicht mancher ungeübte Blick die Sprache der Begeisterung zu sehen glaubt, stört uns die auf Täuschung der Menge angelegte Berechnung. Dazu kommt, daß er noch das kostbarste Gut des Geschichtschreibers, die Aufrichtigkeit, eingebüßt hat. Was hilft alles blendende Talent, der scharfe Blick und leichte, gefällige Gestaltung, wenn man es überall herausfühlt, daß er sich durch den bekannten jesuitischen Grundsatz Talleyrand's: das Wort sei dem Menschen zur Verbergung seiner Gedanken verliehen, leiten läßt? Ganz anders ist die Gesinnungstüchtigkeit Lacretelle's, der nie sein Urtheil nach wankelmüthigen Rücksichten bestimmen läßt, nirgend das Licht der Wahrheit wissentlich trübt, oder durch eine geschickte Auslassung sich eine Verlegenheit erspart. Wenn wir hier die Gewandtheit Thiers' der Gewissenhaftigkeit Lacretelle's entgegenstellen, so wollen wir keineswegs etwa dem Glauben Raum geben, als leide das Werk des Letztern an Schwerfälligkeit der Darstellung oder als vermisse man irgendwie die Abrundung wie sie die Historik erfodert. Im Gegentheil, auch was die äußerlichen Vorzüge anlangt, stellen wir Lacretelle höher als seinen berühmtern Concurrenten. Das flimmernde Phrasenspiel des Letztern durchschaut man bald an seiner Nichtigkeit, während die Gediegenheit des Erstern, welche wahre Kunst durchdringt, dauernder fesselt. Man hat in neuerer Zeit die Frage nach der Berechtigung des Historikers, die Ereignisse welche er selbst erlebt hat zu schildern, dahin entschieden, daß eine wahrhaft historische Behandlung der Zeitereignisse für den Augenzeugen und Zeitgenossen zu den schwierigsten Aufgaben gehöre. Dies mag wol sein, aber gerade bei der Darstellung der Zeiten, von denen Lacretelle und Thiers handeln, erscheint es uns ein eigenthümlicher Vorzug, wenn der Historiker sich die Vorgänge vor seinen Augen selbst entwickeln sah. Nicht etwa als glaubten wir, der Ältere könne eine größere Masse unbekannter Notizen und ein reicheres Material zusammenschaffen, oder als legten wir überhaupt hierauf ein überwiegendes Gewicht; aber wie es uns scheint, kann Derjenige, welcher z. B. die glänzenden Gestaltungen der Kaiserzeit mit eigenen Augen betrachtet hat, diesen ruhmreichen Zeitabschnitt ruhiger betrachten als Der, welcher aus den einzelnen Zügen das ganze Bild in seiner Phantasie schaffen muß. Die Sache scheint sich auf den ersten Blick freilich gerade umgekehrt zu verhalten. Die wunderbare Erscheinung Napoleon's ist aber von der Art, daß man bei Betrachtung seiner Großthaten sich leicht, wie es Thiers gethan hat, in eine ausschließliche Bewunderung reißen läßt, welche nirgend ein Gegengewicht hat. Wer wie Lacretelle den Ereignissen, welche aus der Ferne gesehen oft noch großartiger scheinen, nahe gestanden, und sich dabei einen klaren, unbefangenen Blick gesichert hat, kann viel leichter Das was Andern in phantastischer Größe entgegentritt auf sein richtigeres Maß zurückführen. So finden wir denn auch überall das Urtheil welches Lacretelle über die Helden seiner Zeit fällt viel gesunder und schlagender als die Art und Weise, wie Thiers seine Personen oft nach einem Schlagwort oder auf Grundlage vereinzelter frappanter Züge construirt.

Poesie der Restaurationszeit.

Es ist wirklich erstaunlich, wie schnell in unsern Tagen selbst gefeierte Namen der Vergessenheit anheimfallen und in wie kurzer Zeit oft der glänzendste literarische Ruf vergeht. Besonders consumirt die Bühne unzählige Kräfte, und die Dichter, deren Namen heute noch verherrlicht werden, haben morgen schon nicht das geringste Interesse mehr für uns. Ein recht schlagendes Beispiel dieser erschrecklichen Vergänglichkeit literarischen Glanzes wird uns in der Person des Dichters De la Ville de Mirmont, der vor kurzem seine dramatischen Poesien in vier Bänden gesammelt hat, vor Augen geführt. Es war etwa gegen Ende des Kaiserreichs, als er zum ersten male in der literarischen Welt als Verfasser eines Trauerspiels „Artaxerce" genannt wurde. Dieses Stück, bei dessen Abfassung dem Dichter ein Werk von Metastasio vorgeschwebt haben möchte, konnte nicht einmal den Anspruch auf den Werth einer Originaldichtung erheben; aber so wenig es eigentlich auch über die Linie des Mittelmäßigen hinausragte, so wurde dem Verf. doch durch den bedeutenden Erfolg den es auf der Bühne hatte die dramatische Laufbahn eröffnet. Zwar wurde er anfangs durch seine administrative Stellung der literarischen Production entzogen, aber bald wandte er sich, als sich ihm größere Muße bot, mit erneuerter Thätigkeit der dramatischen Poesie wieder zu, deren Lorber ihm in reichlichem Maße zu Theil wurde. So erwarb sich das Lustspiel „Folliculaire", welches auf dem Théâtre français zur Aufführung kam, den ungetheiltesten Beifall, und seine Tragödie „Charles VI" wurde durch den Glanz, welchen der Name Talma's dieser Dichtung verlieh, zu einem Lieblingsstücke. Die Herrschaft welche der Dichter auf der Bühne ausübte währte etwa bis ins Jahr 1830. Um diese Zeit war der Sieg der romantischen Schule vollendet, und die saubern, gefeilten Productionen Mirmont's wurden von den üppig wuchernden Dichtungen der Romantiker in Schatten gestellt. Er war klug genug, den Umschwung der Zeit zu fühlen, und verzichtete deshalb freiwillig auf den Ruhm, von den Bretern herab durch sein Wort auf die Menge zu wirken. Jetzt nun, nachdem er fern von dem literarischen Getümmel der Gegenwart mehre Jahre hindurch sich der schriftstellerischen Thätigkeit enthalten hat, tritt er mit einer Sammlung seiner dramatischen Dichtungen auf, durch die er gegenwärtig, da die literarische Strömung bereits wieder einen ruhigen Lauf genommen hat, seinen frühern Ruf einigermaßen wieder aufzufrischen hofft. Wir glauben indessen nicht, daß ihm Dies sonderlich gelingen wird; denn die Gabe der Poesie ist ihm nur im kärglichen Maße zuertheilt, und der Erfolg den er zu seiner Zeit gefunden hat läßt sich mehr aus dem überwiegenden Geschmack erklären, den man damals an einer gewissen formalen Vollendung an den Tag legte. Aber selbst in dieser Beziehung genügen seine Schöpfungen den erhöhten Federungen der heutigen Kritik nicht mehr; denn theils ist der Inhalt den diese Form bietet gar zu leer und nüchtern, theils leidet die Sprache an unerträglicher Monotonie, diesem Erbfehler der Zeit in welcher Mirmont die meisten seiner Stücke geschrieben hat. Nur sein „Charles VI" hat wahrhaft poetische Momente, und von den Lustspielen, welche in jenen vier dicken Bänden enthalten sind, verdient allein „Le roman" auch jetzt noch einige Bedeutung. 17.

Literarische Anzeige.

Lyrische und dramatische

Dichtungen

von

Alwin Reinbold.

Gr. 12. Geh. 1 Thlr.

Das traurige Schicksal des Dichters, der sein Leben verlor bei dem Versuche, einem verunglückten Arbeiter das seinige zu retten (vergl. Beilage zur Allgemeinen Zeitung vom 13. Nov.), veranlaßt mich, diese Dichtungen aufs neue der Theilnahme des Publicums zu empfehlen. Ich bemerke dabei, daß **der Ertrag des Verkaufs der in bedrängten Umständen hinterlassenen Witwe Reinbold's zu Theil werden wird.**

Leipzig, im December 1846.

F. A. Brockhaus.

Verantwortlicher Herausgeber: **Heinrich Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 352. — 18. December 1846.

Die neueste Literatur über Rußland.

Dritter und letzter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 351.)

Wir glauben mit dem Gesagten den Geist und die Tendenz der vorliegenden Schrift hinlänglich bezeichnet zu haben und wenden uns von der in der Vorrede niedergelegten politischen Weisheit des Verf. zu ihrem Inhalte selbst. Die drei ersten Capitel sind überschrieben: „Der Kaiser Nikolaus und die slawische Bevölkerung." Der Verf., der in seinem „Enthüllten Rußland" gestrebt hat zu beweisen, daß die Macht des russischen Selbstherrschers beiweitem nicht so furchtbar sei als sie scheine, und zwar besonders durch das allgemeine Raub- und Bestechungssystem der Gewalthaber vom Geringsten bis zum Höchsten, sucht hier nachzuweisen, daß noch andere Verhältnisse stattfinden, diese Macht zu schwächen, und wendet seinen Blick zunächst auf die Beschaffenheit der slawischen Bevölkerung, d. h. auf die 45 Millionen welche seit Jahrhunderten dem russischen Scepter unterworfen sind. Von diesen bilden 35 Millionen Moskowiter den Kern mit einem friedlichen Charakter, fern von Kampflust und Ehrgeiz: eine Nation blos zu friedlichen Geschäften geeignet, zum Ackerbau (dem sie abgeneigt) und zum Handel (dem sie sehr zugeneigt ist), denen sie gewaltsam entzogen wird, um zum unwillkürlichen Werkzeuge des Ehrgeizes und der Eroberungssucht zu dienen. Es ist vergebens diese für politische Pläne begeistern zu wollen; nur religiöse Vorurtheile können sie aufstacheln. Dagegen sind die übrigen 10 Millionen, die Kleinrussen (Ruthenen) und die Kosacken, ein ganz anderer Schlag. Die Erstern, früher mit Polen verbunden, von denen religiöse und politische Bedrückungen sie getrennt und gezwungen haben unter dem russischen Scepter Schutz zu suchen, übertreffen die Moskowiter an Geist und Charakter (Rußlands tüchtigste Gelehrte und Geschäftsmänner gehören ihnen an) und sind liberalen Ideen zugänglich; die Letztern besitzen einen unbezwinglichen Unabhängigkeitssinn. Beiden hat Rußland vorzüglich seine Größe zu danken; allein in Beiden regt sich die Begierde das Joch mit dem sie belastet und bedrängt sind abzuschütteln, und bei den Erstern erwacht die alte Wahlverwandtschaft mit den Polen, denen sie weit ähnlicher sind als den Moskowiten. Die gerühmte und wirklich stattfindende blinde Unterwürfigkeit und Anhänglichkeit gegen den Zaren findet nur bei den Moskowiten statt, die ihren Beherrscher für den Herrn der Welt halten, und zwar keine Anhänglichkeit an die Person, sondern an das Zarenthum, und noch mehr unter den Privatsklaven als unter denen der Krone und dem ihnen verhaßten Heerdienste, und am wenigsten unter dem eigentlich dem Autokraten feindlichen Adel. So wenig nun auch der Moskowiter an sich geneigt ist sein Joch gewaltsam zu zerbrechen (denn die nicht seltenen Sklavenaufstände sind nur immer local aus individueller Rache), so möchte es doch nach dem Verf. eine Frage sein, wie sie wol handeln würden, wenn eine Einwirkung von außen sie stützte, die mächtig genug wäre ihren Glauben an die zeitliche Allmacht ihres Zaren zu vernichten. Nach dem Betragen der Leibeigenen bei dem Aufstande Pugazew's unter Katharina II. und der französischen Invasion unter Alexander darf der russische Herrscher sich auf die blinde Ergebenheit seiner Moskowiter nicht zu viel verlassen. Pugazew erschütterte den Glauben an die zarische Allmacht, der er mit Glück trotzte, und die Leibeigenen schloßen sich an ihn an, wodurch der Aufstand besonders gefährlich wurde. (Sie hielten ihn für ihren rechtmäßigen Zaren, den seinen Mördern entflohenen Peter III., Dies beweist also Nichts.) Vom Kaiser Napoleon hofften sie die Lösung ihrer Ketten und waren geneigt (woher weiß der Verf. Das?) ihn als ihren Befreier aufzunehmen, bis er ihnen als Zerstörer ihrer Städte und Dörfer und ihrer religiösen Heiligthümer erschien und dadurch sich ihren bittersten Haß zuzog und alle Interessen gegen sich vereinigte. Sie sind also äußern Eindrücken nicht unzugänglich, und das Beispiel der Polen wird die Ruthenen und durch diese die Moskowiter anstecken. (Dies Beispiel möchte wol nicht so ansteckend sein.) Dies sind die leitenden Ideen, die der Verf. durchzuführen und von welchen er vorzüglich England zu durchdringen sucht, weil denn doch dieses genöthigt sein werde einzugreifen und er es vor dem Misgriff bewahren möchte, die Regierungen gegen die Völker zu unterstützen. Das Ganze aber ist eine Parteischrift des Panslawismus — nicht unter Rußland, denn das muß untergehen, sondern wie es scheint unter türkischer Ober-

herrschaft, die England zu seinem Zwecke erhalten und also auch natürlich beherrschen wird. Da nun diesen großen Plänen die Deutschen hinderlich scheinen möchten, so strebt der Verf. (der kein Bedenken trägt Nationen und Einzelne auf das frechste zu verleumden, wenn es in seinen Kram paßt), einmal die Engländer von dem Wahne zu heilen, daß sie mit den Deutschen näher verwandt seien: die sogenannten Sachsen seien wahrscheinlich selbst Skandinavier gewesen und deren Blut fließe in den englischen Adern, nicht deutsches (eine Ansicht, die auch schon in einer Anmerkung in der „Weißen Sklaverei" aufgestellt ist), und dann, nicht blos etwa die deutschen Regierungen, sondern die Nation selbst als keiner besondern Berücksichtigung in Hinsicht des Panslawismus werth darzustellen, da sie nicht allein numerisch den Slawen um zwei Drittel fast (30 Millionen, so viel will er uns nur zugestehen, gegen 85—100 Millionen) nachstehen, sondern auch, den Polen wenigstens, geistig: — eine Entdeckung, die den aufgeklärten Slawen selbst neu sein dürfte. Um dem slawischen Geiste Anerkennung zu verschaffen, widmet er mehre gar nicht uninteressante Capitel ihrer Poesie, wo denn der Panslawist Mickiewicz natürlich im höchsten Glanze strahlt. In dem neunten Capitel des zweiten Bandes (S. 156): „Die slawischen und deutschen Völkerstämme", macht es der Verf. aber so arg, daß der Übersetzer sich zu der Anmerkung bewogen sah: „Ohne uns auf die in diesem Capitel in Bezug auf Deutschland vorkommenden Entstellungen und Abgeschmacktheiten weiter einzulassen, da der gebildete Leser sie selbst wird zu würdigen wissen, theilen wir dieses mitunter ergötzliche Curiosum englischer Arroganz wortgetreu mit" — und wir begnügen uns mit der bloßen Hindeutung. Außer diesen lächerlichen politischen Extravaganzen ist dem Verf. gesunder Menschenverstand, Scharfsinn und Beobachtungsgabe und seiner Schrift mannichfaltiges Interesse nicht abzusprechen, und daß er auf Manches aufmerksam gemacht hat das wol Beachtung verdient. Wir verweisen nur auf die Geschichte der französischen Invasion, wo er aber die absichtliche Einäscherung Moskaus durch Rostopschin in Abrede stellt, die doch nun wol constatirt genug ist. Warum Rostopschin selbst sie öffentlich geleugnet hat, läßt sich leicht aus seinem Verhältnisse zu seinem Herrscher, Dessen Vollmacht er willkürlich angewendet hatte, und zu seinem Volke, dem Moskau die heilige Stadt ist, erklären. Wir gehen über auf das fünfte Capitel: „Die Polen in ihrem Verhältnisse zu Rußland", wo eine interessante Parallele zwischen beiden Völkern in Hinsicht des Ganges ihrer Bildung sich findet; auf das sechste Capitel: „Die polnische Auswanderung", wo von den verschiedenen Parteien in welche diese sich theilt und von ihren Cabalen die Rede ist; auf das siebente Capitel: „Attentate der Emigranten in den Jahren 1833 und 1836", in welch letzterm Jahre eine kleine Gesellschaft Emigranten — 40 meint der Verf. — eine neue Insurrection versuchte, wobei sich uns aber die Bemerkung aufdrängt: warum fand diese damals im russischen Polen beim Volke solchen Eingang, und warum nicht 1846 in Galizien und Preußen, wo das Volk sich gegen sie erhob? Die Lösung liegt doch wol in der verschiedenen Behandlung, welche das Volk unter russischem und unter östreichischem und besonders unter preußischem Scepter erfahren hat.

Die Herrscher Rußlands herabzusetzen verschmäht der Verf. kein Mittel; merkwürdig aber, daß er im Anhange zum zweiten Bande zwei gewinnende Züge vom Kaiser Nikolaus mittheilt: eine Handlung der Gerechtigkeit gegen die Schwester des unglücklichen dorpatschen Professors Ambos aus Zweibrücken, der unschuldig nach Sibirien in die Bergwerke gesandt war und dem die Schwester dort die Befreiung, die sie, hart abgewiesen von allen Ministern und Behörden, unmittelbar vom Kaiser bewirkt hatte, überbringen wollte, ihn aber nicht mehr lebend fand; und das Verfahren des Kaisers gegen einen 107 Jahre alten zu Katharina's II. Zeiten durch Potemkin aus Eifersucht wegen der schönen Prinzessin Zoumowski nach Sibirien verbannten Majors, der, dort erst unlängst zufällig aufgefunden, nach Petersburg berufen und auf das humanste und ehrenvollste behandelt wurde.

(Die Fortsetzung folgt.)

Schriftstellerische Erstlinge.

1. Resignation oder Befriedigung? Eine moderne Novelle von Fritz Farine dure. Malchin, Pieper. 1846. 8. 12 Ngr.
2. Judenlieder. Von August Janßen. Oldenburg, Schulze. 1846. Gr. 8. 20 Ngr.
3. Lyrische und dramatische Dichtungen. Von Alwin Reinbold. Leipzig, Brockhaus. 1846. 12. 1 Thlr.
4. Wilde Rosen. Zwölf Gedichte von Luise Aston. Berlin, Moeser und Kühn. 1846. 8. 10 Ngr.

Wenn irgend ein Beruf in den innersten, tiefsten Quellen des geistigen Lebens seinen Ursprung und sein Fundament haben muß, so ist es der Beruf des Schriftstellers und Dichters. Schon die Alten wußten Das und sagten deshalb: ein rechter Schriftsteller und Dichter sei dei plenus, gotterfüllt. Dieser Ausdruck spricht in seiner treffenden Kürze die Wahrheit aus, daß der Dichter selbst nicht angeben kann, woher ihm Das kommt was er mittheilt, und wie er Das macht was er schafft; jenes Woher und dieses Wie, Beides ist dem Dichter selbst unerklärbar; es ist etwas unbegreiflich Großes, und darum mag man es etwas Göttliches nennen.

Für diesen transscendentalen Ursprung aller Poesie haben Viele gar keinen Sinn; in Zeiten wo nur die materiellen Interessen, die Industrie, der trockene Realismus herrscht, wird das Wesen der Poesie nicht verstanden. Gegen eine solche Nüchternheit der Zeit hatte die romantische Schule hart zu kämpfen: Tieck und Arnim haben sie scharf genug persiflirt, diese poesielosen Prosaisten, diese ausgedörrten Wirklichkeitsmenschen, aber ihre Zahl ist immer die Mehrzahl geblieben. Was für ein Zetergeschrei erhoben diese praktischen Leute, als Heinse, Novalis, Schlegel und Andere sagten, die Poesie sei ein göttlicher Wahnsinn; ja noch vor einigen Jahren fand man, daß die damals vielgelesenen „Hallischen Jahrbücher" diesen und ähnliche Aussprüche der Romantiker über Poesie und poetisches Schaffen bekämpften — nein, nicht bekämpften, sondern nur unsinnig und belachenswerth nannten und die albernsten Consequenzen daraus zogen. Doch abgesehen davon, so viel ist gewiß, daß in Deutschland die Zahl der Werke welche aus wahrhaft poetischer Begeisterung hervorgegangen ist gering genannt

werden muß. Die gründliche Unfähigkeit zu poetischer Production veranlaßte um 1830 eine Anzahl von jungen Leuten, die sogenannte Tendenzpoesie in Mode bringen zu wollen; nun, die jungen deutschen Tendenzpoeten sind seit lange gerichtet. Mit gleicher Insolenz behaupteten einige Jünglinge, die lyrische Poesie, so wie wir sie bis jetzt gekannt haben, sei inhaltlos; sie müsse durch Gedanken bereichert werden, und zwar durch politische. Auf diese Weise entstand die politische Lyrik, das Erzeugniß einer gänzlichen poetischen Unproductivität, wenn man nicht strenger sein will und sagen, eines gänzlichen Mangels an Sinn für Poesie. Doch würde es eine große Ungerechtigkeit sein, wenn man bestreiten wollte, daß in den letzten Jahren manche poetisch werthvolle Sachen erschienen seien, wenngleich der große poetische Messias, auf den man seit 1830 mehrmals neugierig gemacht ist, sich bis jetzt noch nicht hinlänglich legitimirt hat.

Wir wollen jetzt versuchen, den Werth der vier oben angezeigten schriftstellerischen Erstlinge zu bestimmen.

Es geschieht sehr oft und ich finde es begreiflich, daß Jemand das Interesse welches er an poetischen Werken nimmt, mit der Fähigkeit selbst dergleichen zu schaffen verwechselt. So leicht Das geschehen mag, so bedauerlich muß es genannt werden: es gibt keine miserablere Creatur als einen schlechten, sogenannten Dichter; unser Decennium ist an solchen Unglücklichen reich. Es herrscht die Zeit der Selbstüberschätzung; Lehrjahre will selten Jemand bestehen, Studien will selten Jemand machen; Erfahrung, meint man, sei entbehrlich; es ist die Zeit des Dilettantismus: Jeder will Alles versuchen, Jeder will im Herüberfahren Alles erkennen. In diesem Dilettantismus sowie in jener Selbstüberschätzung liegt der Grund, daß man jetzt so oft Individuen trifft, welche weder an Das was sie sagen und lehren noch an Das was sie wollen und ausführen glauben; aber Derjenige dem dieser Glaube fehlt ist eigentlich nur eine Scheinexistenz, ein Schemen; ein Autor der an sich selbst und an Das was er darstellt nicht glaubt wird niemals von Denen die Sinn dafür haben für einen Dichter gehalten werden.

Es gibt nun zwar kein genaues systematisches Signalement für Das was man poetisches Talent nennt; aber es läßt sich doch aus gewissen allgemeinen Anzeichen beurtheilen, ob wir ein Talent vor uns haben oder nicht. Ref. hat darüber folgende Ansicht:

Das Talent kann nicht erkannt werden an der physischen und mathematischen Größe und Wichtigkeit des Gegenstandes den es behandelt; bei Werken der Kunst kommt es überall nicht auf den Stoff an; aus jedem Stoffe — wenn er nur nicht ein geradezu widerstrebender ist — bildet der echte Künstler ein Kunstwerk; das Hauptkennzeichen eines Kunstwerkes ist der Geist und die Form. Allein wer ein Talent für die Kunst hat, der vergreift sich auch im Stoffe nicht, der weiß den rechten Stoff sich zu wählen. So wird, um ein Beispiel zu geben, der talentreiche Lyriker auf die Lyrik nicht Politik pfropfen wollen; so wird der talentvolle dramatische Dichter niemals einen vorherrschend lyrischen oder einen vorherrschend epischen Stoff dramatisch bearbeiten. Glücklich ist Hr. Janßen in der Wahl seines Stoffes „Judenlieder" gewesen; Hr. Reinbold dagegen vergreift sich bisweilen in seinen Stoffen; er behandelt, um nur Eins zu nennen, einen durch und durch epischen Stoff, „Die Verstoßene", dramatisch.

Ferner läßt sich das Talent erkennen an der Freiheit mit der es seinen Gegenstand behandelt. Neue poetische Formen finden, Das ist nur selten einem Genie vergönnt; aber die vorhandenen Formen geistreich anwenden, Das ist ein Zeichen des Talents. Es ist kein gutes Zeugniß für die Tüchtigkeit eines Autors, wenn die Form ihm zu mächtig ist, wenn sie unter seiner Hand und vor dem Hauche seines Geistes starr bleibt, wenn er sie nicht bewältigen kann. In dieser Verlegenheit scheint Hr. Farine dure zu sein: die Form seiner Erzählung ist höchst unsicher, ganz schwankend; der Verf. wußte nicht, ob er ganz sachlich referiren oder ob er schildern wollte; er wußte nicht, ob er seine Erzählung ganz subjectiv oder ob er sie objectiv halten sollte; er wußte Das nicht, behaupte ich, weil er aus einer Manier in die andere fällt. Auch Hr. Reinbold ist mit der Form noch oftmals und bedeutend im Kampf. Ich will hier nicht von der Form einzelner Verse sprechen; ich erwähne es nicht, daß es ganz ungrammatisch ist zu sagen:

— die Räuber
Könnten noch im Walde weilen
Mit der Rache wild Verlangen,

statt mit dem wilden Verlangen der Rache; aber ich muß von der Form sprechen, die Hr. Reinbold dem Drama gibt. Was der alte Aristoteles über die Nothwendigkeit der drei Einheiten des Drama gesagt hat, Das ist noch bis auf diese Stunde nicht umgestoßen; es bleibt eins von den Kennzeichen eines dramatischen Stoffes, daß derselbe in diese Einheiten sich fügt. Es mag eine Pedanterie von Laube sein, wenn er sich Etwas darauf zu gute thut, daß sein „Struensee" in demselben Saale schließt in welchem er anfängt; allein so wie uns Hr. Reinbold in seiner „Verstoßenen" aus einer Localität in die andere hinüberreißt, Das ist zu arg und erscheint außerdem noch als Mangel an Geschick im Gruppiren von Scenen.

Ferner läßt sich das Talent erkennen an der Natürlichkeit. Das Talent ist nicht erworben, es ist angeboren, es ist eine Gabe der Natur; so muß auch das Werk, welches das Talent schafft, natürlich sein, d. h. frei von Künstelei, also von Schwerfälligkeit, von belästigender Zuthat und von störendem Beiwerk.

Ferner noch läßt sich das Talent erkennen an der Stetigkeit mit welcher sein Werk fortschreitet. Diese Sicherheit, Ruhe und Stetigkeit des Fortschritts findet sich schon in Goethe's Jugendwerken; sehr nachweisbar ist sie in „Werther's Leiden"; diese Stetigkeit ist ein sicheres Kennzeichen poetischer Größe. Die Novelle des Hrn. Farine dure und Hrn. Reinbold's Dramen zeigen wenig Spur davon.

Nach dieser kurzgefaßten Einleitung will Ref. noch über jedes Buch im Einzelnen Einiges mittheilen.

Hr. Farine dure wollte eine Novelle schreiben. Eine Novelle ist, wie Ref. es zu bezeichnen pflegt, eine kleine Neuigkeit oder eine neue Kleinigkeit; aber was für saubere, elegante Kunstwerke haben Spanier, Italiener und Deutsche im Gebiete der Novellistik aufzuweisen? Was für Effecte bewirken spanische, italienische und deutsche Novellisten durch die Natürlichkeit des Gedankens, durch Angemessenheit der Form, durch Neuheit und Wahrheit der Situation, durch Schönheit der Sprache! Von allen diesen Vorzügen findet sich in der Novelle des Hrn. Farine dure nicht die Spur. Motivirt ist in der ganzen Erzählung gar Nichts; die Verhältnisse werden nur durch den Zufall herbeigeführt; der Begriff einer moralischen Weltordnung fehlt in der Anordnung der Begebenheiten durchaus. Ferner stört es den Leser, daß die Lehrsätze einer ganz hyperorthodoxen Theologie in die Novelle eingemischt sind; es bleibe die grasse Orthodoxie für sich, mit der Novellistik kann sie nicht wohl in Verbindung gebracht werden. Ref. hielt einen Augenblick lang den Verf. für einen scharfen Ironiker, als er las, daß ein junger Mann einen andern von der Liebe, von der glühenden Leidenschaft zu einem schönen Weibe curiren will durch den Glauben an Jesum Christum; Ref. hat die Ansicht, daß ein Student, welcher eine große Liebhaberei für Beefsteak und rüdesheimer Wein, ferner für die Erforschung galanter Abenteuer, dabei aber stets den Glauben an unsern Herrn Jesum Christum im Munde hat, keine angenehme Erscheinung in einer Novelle ist, in welcher die Nothwendigkeit einer solchen Persönlichkeit durchaus nicht gerechtfertigt wird. Der eigentliche Held der Geschichte, ein Gutsverwalter, ist ein jämmerlicher Held, wie die Jugend heutzutage oft gefunden wird, voll hoher Ansprüche und kraftlos, ein verzagter Egoist, eine uninteressante Persönlichkeit. Wahrscheinlich wird dieser Gutsverwalter die Modernität repräsentiren sollen; der Verf. nennt nämlich seine Novelle „eine moderne Novelle". Der Leser ei-

ner solchen Novelle vergibt dem Verf. alle Fehler; einem rechten Roman- und Novellenleser ist es ganz gleichgültig, ob der Verf. richtig Deutsch schreibt oder falsch, in welcher Beziehung Manches zu rügen wäre; aber einen Fehler, den vergibt kein Leser, nämlich: wenn das Buch nicht interessant ist. Ref. glaubt, der Verf. wird nicht viele Novellen mehr schreiben; in der besprochenen liegen keine Keime zu neuen. Die Veröffentlichung dieses Büchelchens war offenbar eine Übereilung, welche vielleicht die Dame verschuldet hat der dasselbe dedicirt ist. In spätern Jahren, wenn der Verf. in seinem theologischen Systeme noch fester steht, wird es ihm ergehen wie dem Zacharias Werner, welcher seine „Weihe der Kraft" unter seine Jugendsünden rechnete.

Wir wenden uns zu den „Judenliedern" des Hrn. August Janßen. Derselbe bekundet einen richtigen Takt für das Wahre dadurch, daß er die sogenannte Judenfrage auf das Gebiet der Poesie hinüberwirft. Dahin gehört sie recht eigentlich: in lyrischer Form mögen die einzelnen Partien derselben behandelt werden; der Menschenfreund, der Sentimentale, der Demagog, der Judenfreund möge auf dem Gebiete der Poesie seinen Sympathien huldigen; aber in der Praxis des Staatslebens sollte man nicht vergessen, daß kein Staat, also auch der christliche nicht, seinen Todfeind in den eigenen Schoos aufnehmen wird. Jede Religion ist ihrem Wesen nach exclusiv; sie schließt die Fremden, weil sie feindlich sind, aus. So müssen auch in unsern Staaten, wenn sie christliche sein wollen, die Juden, als Nichtchristen, ausgeschlossen bleiben. Es ist eine Sophisterei, wenn man sagt, das Christenthum müsse tolerant sein, sobald man diese Toleranz so weit ausdehnen will, daß der Feind des Christenthums in den christlichen Staat aufgenommen werden soll. Ich begründe meine Behauptung noch von einer andern Seite. Wenn man behauptet, der Begriff „christlicher Staat" lasse sich in praxi gar nicht consequent festhalten, man müsse sich in der Politik auf den philosophischen Standpunkt stellen, und vom philosophischen Standpunkte erscheine es als Recht, die Juden als Gleichberechtigte in unsern Staat aufzunehmen; — wenn man Das behauptet, sage ich, so müssen auch die Juden sich auf den philosophischen Standpunkt stellen und ihre religiösen Gebräuche und Satzungen aufgeben, kurz, sie müssen nicht Juden und mit uns gleichberechtigte Staatsbürger sein wollen, sondern ihr Judenthum aufgeben für das verlangte Staatsbürgerthum.

Der Verf. der „Judenlieder" hat poetisches Talent. Der Reim macht ihm bisweilen Schwierigkeit; in dem hübschen Liede S. 38—40 fallen auf das Wort Auge durchweg die falschen Reime „tauche", „Hauche", „Rauche", „Strauche". S. 70 finden sich die Verse:

> Als ich ins Auge wieder sah dem Vater,
> Ich schweigend stand — nicht minder schweigen that er;

wo man außer dem verfehlten Reime „Vater" und „that er" noch den undeutschen Ausdruck zu rügen hat: „er that schweigen". S. 21 wird auf „Recht" gereimt „gächt", was doch eine durchaus falsche Form für „geächtet" ist. Ferner liest man S. 74:

> Was kaum Verwegenheit gewagt zu hoffen —
> Herz schlägt an Herz — der Himmel thut sich offen —;

den grammatischen Gesetzen zufolge muß man aber sagen: „der Himmel thut sich auf". Ebenso ungrammatisch ist es zu sagen:

> Beim König saß ein Rath, ein Bauer,
> Ein Bürger, Diener, Bettelmann;

es müßte heißen: „ein Bürger, ein Diener und ein Bettelmann". Ein falsches Bild ist in „Es ist eine Schande" (S. 62—64); nämlich der Begriff „die Weltgeschichte" leidet nicht gut eine so scharfe Personification, daß man von dem Daherziehen der Weltgeschichte, von ihrem staunenden, zürnenden Gesichte, von den Adern auf der Stirn der Weltgeschichte, die vor Zorn glühen, sprechen kann; Das ist eine durchaus verfehlte Personification.

Als sehr gelungene Gedichte bezeichnen wir: „Schulem Ben Gad" (S. 17); ferner „Des Judenmädchens Klage" (S. 38); „Rechnungsabschluß" (S. 56); „Der Rabbi und sein Sohn", (S. 81—93). Namentlich durch diese letztgenannten Poesien ist in Ref. der Wunsch erregt, der Dichter möge bald wieder Gelegenheit finden, einige von seinen Liedern zu veröffentlichen.

(Der Beschluß folgt.)

Literarische Notizen aus England.

Das Denkmal Cristoforo Colombo's.

Die Genueser setzen bekanntlich ihrem großen Landsmanne Colombo ein Denkmal. Der Grundstein dazu ward während der letzten Versammlung der italienischen Gelehrten in Genua im vergangenen Monat September gelegt. In der Kunst- und Gemäldeausstellung, die zu derselben Zeit in Genua stattfand, sah man auch den Entwurf dieses Denkmals. Es wird in der Mitte der Piazza del Aqua Verde nahe am Eingang in die Strada Balbi aufgestellt. Der Form nach viereckig wird es der Länge nach auf jeder Seite 12 Mètres messen. Auf drei Stufen soll ein Sockel zu liegen kommen, auf dessen Seitenwänden bronzene Inschriften angebracht werden. An den Ecken werden vier Piedestale ebenso viel sinnbildliche Gestalten tragen, welche die Wissenschaft, die Frömmigkeit, die Weisheit und die Beständigkeit vorstellen. Zwischen diesen Standbildern an den vier Façaden werden ebenso viel Basreliefs wichtige Begebenheiten aus der Geschichte des genueser Helden darstellen, und zwar: Colombo vor dem Rathe von Salamanca; beim Aufpflanzen des Kreuzes auf dem neuentdeckten Eiland; seine Einschiffung nach Europa in Fesseln; sein Erscheinen vor seinem Souverain zu Barcelona. Von der obern Fläche des Sockels wird sich ein hohes kegelförmiges und reich verziertes Piedestal erheben, welches eine Gruppe zu tragen bestimmt ist, die Colombo in dem Augenblicke wo er Amerika entdeckt darstellen soll. Die Zeichnung des Denkmals ist von Professor Michele Canzio, die Ausführung der letzterwähnten Hauptgruppe hat Bartolini übernommen; Aristodemo Castoli wird das Standbild der Weisheit und das Basrelief, welches Colombo beim Aufpflanzen des Kreuzes darstellt, Luigi Pampaloni das Standbild der Frömmigkeit und die Scene zu Salamanca vollenden, während der Genuese Guiseppe Gagaini, Professor der Bildhauerei an der königlichen Akademie zu Turin, die Gestalt der Wissenschaft und die Vorstellung des Colombo bei dem spanischen Monarchen zu Barcelona ausführen wird; endlich ist Emil Santarelli die Darstellung der Beständigkeit und Salvatore Revelli die Ausführung des Basreliefs, Colombo in Ketten nach Europa sich einschiffend, zugedacht worden.

Die Magna Charta.

Unter den englischen Alterthumsforschern und Diplomatikern war seit lange Streit darüber, auf welche Weise die Urkunden der alten sächsischen Verfassungen, besonders aber die Magna Charta ins Britische Museum gekommen. Lange Zeit galt die Sage, unter der Regierung Jakob's I. habe sie der bekannte Sir Robert Cotton den Händen eines Schneiders entrissen, der sie zu Streifen zum Maßnehmen zu zerschneiden im Begriff gestanden hätte. Durch die Herausgabe der dritten Serie der „Original letters illustrative of English history, including numerous royal letters from autographs in the British Museum, the State Paper office" u. s. w., wird das Ungegründete dieser Erzählung dargethan, indem darin ein Brief Sir Edward Dering's an erwähnten Sir Robert Cotton enthalten ist, worin Jener Diesem meldet, daß sich die Charter König Johann's wie die sächsischen Charters in seinem Besitz befänden, und er ihm dieselben bei erster Gelegenheit durch einen sichern Boten zusenden wolle. 12.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 353. —— 19. December 1846.

Die neueste Literatur über Rußland.

Dritter und letzter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 352.)

Ob Nr. 11: „Rußland im Jahre 1844", von dem nämlichen Verf. des „Enthüllten Rußland" ist? Es ist wol im nämlichen Geiste geschrieben, aber doch mit mehr Mäßigung und Anerkenntniß Deutschlands, und in der Einleitung heißt es:

Meine langen Dienste, eine vieljährige Staatspraxis und das Studium der russischen Einrichtungen haben mich, obschon von Geburt ein Ausländer, befähigt ihren Zustand und ihren Bereich zu ergründen. Die Ergebenheit gegen die Interessen des Kaisers und des Staats haben mich einzig bei Abfassung dieses Werkes geleitet und zugleich berechtigt dasselbe der Öffentlichkeit zu übergeben.

Nein, das ist ein Anderer und der Titel „Nachtrag" rührt wol von dem Bearbeiter Hrn. Heller her. Der Titel „Rußland im Jahre 1844" ist aber ein bloßes Aushängeschild, denn von diesem Jahre ist gar nicht die Rede in diesem Schriftchen, sondern es enthält eine Übersicht der russischen Rechtspflege, der Verwaltungen von allen Departements, und das Resultat ist, daß sie alle Nichts taugen: nicht etwa blos wegen ihrer Beamten, sondern in sich selbst, da sie durchaus dazu geschaffen scheinen, Geschäfte und Kosten um die Hälfte und darüber zu vermehren und Alles zu verwirren statt zu ordnen. Inwiefern die Vorschläge des Verf. zur Abhülfe, die auch nur sehr im Allgemeinen hingeworfen sind, zweckmäßig und ausführbar sein mögen, müssen wir dahingestellt sein lassen. Besonders trifft die Justizpflege, das Finanz- und das Militairsystem der größere Theil der Ausstellungen, und so viel geht wol aus Allem hervor, daß in diesen Zweigen besonders eine Radicalreform dringend nothwendig sei, der aber die Aufhebung der Leibeigenschaft vorausgehen müßte, und die Aufhebung der Rang- statt der Verdienstverhältnisse, und — die unmittelbare Einmischung des Kaisers in die Rechtspflege, die gewiß das Rechte beabsichtigt, aber jeden Rechtsgang unmöglich macht. Die Gewalt der Minister ist ganz ungemessen und das eine Institut scheint immer bestimmt die Wirkung des andern aufzuheben. Von einer Bildung für diese Institute ist nicht die Rede und da heißt es im eigentlichen Sinne: Wem Gott ein Amt gibt, dem gibt er auch den Verstand dazu. Diesem Übelstande wollte der Kaiser Paul durch die Junkerschulen bei den Ministerien abhelfen, und in Hinsicht der Rechtspflege durch die Rechtsschule des Prinzen Peter von Oldenburg, deren wir aber nirgend erwähnt finden.

---

12. „Russische Intriguen" wäre als Roman leicht mit Schiller charakterisirt: „Wann sich das Laster erbricht, setzt sich die Tugend zu Tisch." Der Fürst Schaschibanow, der in Paris an der Spitze der Verschwörung stand, die Alexander's letzte Tage trübte und am Thronbesteigungstage des Kaisers Nikolaus so kopflos ausbrach, wußte sich bei dem Kaiser geltend zu machen, als sei er mit der höchsten Loyalität in die Verschwörung eingegangen, um sie zu vernichten, indem er alle Theilnehmer und ihre Pläne verrieth, Unschuldige die er fürchtete zu Verräthern stempelte oder meuchelmordete, durch den Kammerdiener des bekannten Fürsten Trubetzkoi, den er für seinen Dienst gewonnen hatte, die Papiere und Briefschaften des Fürsten stehlen ließ und so Alles was gegen ihn zeugen konnte beiseite schaffte; warum nicht vernichtete, wird der Verf. am besten wissen, wahrscheinlich weil dann dieser Roman nicht füglich hätte geschrieben werden können. Er ist ein Trunkenbold, ein roher Wollüstling, ein schlechter Gatte, der seiner hochherzigen Gemahlin durch Mishandlungen aller Art das Leben verbittert und ihr, der Mutter seines einzigen Sohnes, um den er sich nicht bekümmert, zum Abscheu wird, sodaß sie, die Freundin der bekannten Frau von Narischkin, der zärtlichen Liaison Kaiser Alexander's, der Liebe eines höchst liebenswürdigen fremden Prinzen, der am petersburger Hofe verweilt, Gehör gibt. Wie Das eigentlich zugegangen, erfährt man nicht; allein man findet den Fürsten von dem Degen des Prinzen durchbohrt am Saume des Waldes unfern der Narischkin'schen Villa, auf welcher der Geburtstag der schönen Wirthin mit einem Feuerwerk gefeiert wird. Er wird auf Befehl des Kaisers, der zufällig dazu kommt, so heimlich als möglich in seinen Wagen und in sein Palais gebracht, die Fürstin ist in Verzweiflung, der Prinz muß um alles Aufsehen zu vermeiden Petersburg verlassen. Der Fürst, der von seiner schweren Wunde genest, findet es nicht für sich convenabel, sich von seiner

Gemahlin zu trennen; allein das Mädchen, von welchem sie heimlich entbunden wird, übergibt er einem Leibeigenen es zu tödten. Dieser findet es vortheilhafter das Kind an einen Seiltänzer zu verkaufen, der es zu seinem Gewerbe erzieht. In ihrem funfzehnten Jahre entflieht die Unglückliche und wir finden sie im höchsten Elende bei schneidendem Frost dem Hungertode nahe auf den Marmorstufen des Schaschibanow'schen Palastes, an dem ihre Mutter, die Fürstin, eben mit ihrer verhofften Schwiegertochter, der Prinzessin Eudoxia, anfährt, aber sie als der Hefe des Volkes angehörig nicht beachtet. Die Prinzessin aber jammert das junge Leben und sie gibt einem herzugekommenen Budotschnick (Straßenwächter) ein Goldstück mit dem Befehl sich der Unglücklichen anzunehmen. Da drängt sich ein gemeines Weib durch die umherstehende müßig gaffende Menge, schließt sie schreiend und weinend in ihre Arme als ihre blödsinnige, aus Hunger ihr entlaufene Tochter, die sie schon den ganzen Tag gesucht habe, und rührt so das Herz der Prinzessin, daß Diese ihr die volle Börse zuwirft. Das Weib ladet ihre Beute auf und eilt davon der eisstarren Newa zu, an deren jenseitigem Ufer sie wohnte, war aber eben im Begriff das Mädchen in einem der Eislöcher zu ersäufen, als ein Mann, der den Betrug gewittert hatte und ihr gefolgt war, sie daran verhinderte. Er hatte den feinen Zügen des Mädchens es angesehen, daß dieses Weib ihre Mutter nicht sein könne, und erkannte, ein Spion der Policei, in dem Weibe die unter dem Namen „die moskauische Katze" berüchtigte Diebin, die schon oft in den Händen der Policei gewesen war. Durch Furcht und Geld vermochte er sie nach einem heftigen Kampfe, der ihm selbst beinahe das Leben gekostet hätte, das erstarrte Mädchen mit sich zu nehmen und wohl zu verpflegen, bis er es gegen eine Zahlung von 100 Rubel von ihr abholen würde. Dieser Mann war ein reicher Wechsler am Gostinoi-Dwor (Bazar), der in seiner frühesten Jugend von seinem vermeintlichen Vater zum Hämmling verstümmelt worden und durch diese Mishandlung erbittert nur darauf dachte, die Menschen zu verderben. Wollust schien ihm dazu das beste Mittel und er rettete das wohlgebildete Mädchen, um es der Vorsteherin eines Freudenhauses für Vornehme und Reiche, deren Lieferant er in diesem Artikel war, zu überliefern.

Wir erblicken uns hier, bis auf die nur rangstolze, sonst edle Fürstin und besonders die höchst liebenswürdige, heitere, menschenfreundliche Prinzessin Eudoxia, in der verworfensten Gesellschaft von der Welt, und es treten noch wol ein Dutzend Gestalten ähnlichen Gelichters auf; allein als Gegenbild des Fürsten erscheint ein Fürst Termetjew, ein Opfer der Ränke des Fürsten, der seinen Sohn in Paris meuchlerisch erschossen und ihn selbst so in den Verschwörungsproceß verwickelt hat, daß er nach Sibirien transportirt wurde. Der hochgesinnte Verbannte hat Mittel gefunden aus Sibirien zu entfliehen und ist heimlich nach Petersburg gekommen, um den Fürsten zu entlarven und sich zu rechtfertigen. Die Beweismittel seiner Unschuld sind aber in den Händen des Vaters jenes Wechslers, eines niederträchtigen Geizhalses, den er von der Leibeigenschaft freigelassen und mit Wohlthaten überhäuft, der sich aber seiner Papiere und eines Theils seiner Kostbarkeiten bemächtigt hat und nun fürchtet, daß seine Schandthaten an den Tag kommen und er von dem gestohlenen Reichthum werde herausgeben müssen und daher die Papiere seines vormaligen Gebieters nicht ausliefern will. Außer dem Fürsten Termetjew befindet sich aber, ohne daß sie voneinander wissen, noch eine Marquise St.-Amand, Deren erster Gemahl eben der meuchlerisch erschossene junge Fürst Termetjew gewesen, mit einem Zeugen des Mordes, einem Grafen St.-Priest, in gleicher Absicht den Mörder ihres Gemahls zu entlarven, in Petersburg und am Hofe, und im Palast des Fürsten Schaschibanow selbst eine polnische Gräfin Malachowska mit ihrem Enkel, Dessen Vater nach Sibirien transportirt war, eine glühende Patriotin, die selbst unter Kosciuszko mitgekämpft. Sie hatte sich zum Fürsten, einem vertrauten Freunde ihres Sohnes, geflüchtet, um ihren Sohn zu befreien, und erfuhr hier von einem vom Fürsten ermordeten Leibeigenen, von Dessen Tode sie zufällig Zeuge war, daß der Fürst es sei der ihren Sohn verrathen habe, und schwur ihm die tödtlichste Rache. Sie erträgt die Demüthigung, im Palast ihres Todfeindes das Gnadenbrot zu genießen, nur um auf eine Gelegenheit zu harren, gewisser Papiere, welche der Fürstin in die Hände gefallen waren und womit Diese ihren Gemahl in Respect gegen sich hält, die also wichtige Zeugnisse gegen ihn enthalten mußten, habhaft zu werden, um Mittel zu seinem Sturze in ihrer Gewalt zu haben.

Eine liebliche Erscheinung ist aber eine arme Nähterin Natascha mit ihrer treuen Wärterin aus dem Findelhause, in welchem sie erzogen ist, und ihre reine unschuldige Liebe zu dem jungen Fürsten Schaschibanow, der sie in der Kirche gesehen und in gleich reiner Liebe für sie entbrannt ist, den sie aber nur als einen jungen Maler aus der Porzellanfabrik kennt. Mit Innigkeit ist diese anmuthige Idylle durchgeführt bis zu dem Augenblicke, wo der junge polnische Graf, der Vertraute ihres Geliebten, ihr in der Absicht, sie für seine Lüste zu gewinnen, das Geheimniß enthüllt, und daß der junge Fürst eben seine Verlobung mit der Prinzessin Eudoxia feiere. Fürst Termetjew, der auf der benachbarten Datscha (Villa) eines Freundes unter der Maske als Kunstgärtner sich verborgen und die liebenswürdige kindliche Nachbarin sehr liebgewonnen hat, findet sie in der höchsten Entrüstung und Verzweiflung. Auch er bezweifelt die Treulosigkeit des jungen Fürsten, den er als Porzellanmaler und Natascha's Bräutigam bei ihr kennen gelernt und liebgewonnen hat, und um der Sache auf den Grund zu kommen, führt er die Verzweifelnde geraden in den Palast Schaschibanow, wo wirklich der junge Fürst seiner Mutter und seiner Geburt seine Liebe zum Opfer bringen wollte. Als Natascha den Geliebten neben der schönen als Braut geschmückten Prinzessin er-

blickt, kann sie sich nicht des Angstrufs Sascha (Alexander) erwehren. Der Ton dringt zu seinem Herzen, er springt auf, eilt zur Thüre, wohin der Fürst Termetjew die Arme gezogen hat, stürzt zu ihren Füßen und erklärt sie zum Schrecken der Mutter, aber nicht gerade der Prinzessin, die schon längst den Zwiespalt in seinem Herzen geahnt hatte, für seine Liebe, der er einzig angehören wolle. Er bestürmt Natascha mit Fragen und als er den schändlichen Verrath des jungen Grafen vernimmt, geräth er in Wuth und stößt ihn, der zufällig eintritt, nieder. Alles ist in der höchsten Bestürzung, allein Fürst Termetjew ersucht die Fürstin, den im Hochzeitsaale anwesenden Grafen Benkendorf (Policeiminister) und ihren Gemahl in ein Nebenzimmer rufen zu lassen. Er gibt sich dem Grafen zu erkennen und verlangt arretirt zu werden, aber auch die Arrestation des Fürsten Schaschibanow als eines Hochverräthers.

Das ist der Anfang vom Ende. Es sind die ineinander laufenden und sich verstrickenden Fäden genügend für das Netz, das über den Bösewicht unentrinnbar niederfällt. Er ist verloren. Alles Übrige gleicht sich auf ziemlich gewöhnliche Romanweise, wir wollen nicht verrathen wie, gütlich aus; nur daß der Verf. den meuchelmörderischen Schurken noch zuletzt durch Natascha bekehren läßt, ist psychologisch und ästhetisch unverzeihlich und trivial. Unsere Leser werden vielleicht zweifeln, ob es denn der Mühe lohne nach diesem Romane zu greifen. Als Kunstwerk können wir ihn freilich nicht anpreisen. Es fehlt oft die nöthige Motivirung, der Unwahrscheinlichkeiten gibt es mehre, die Personen sprechen zuweilen so, wie sie in ihrer Lage schwerlich würden gesprochen haben, und der docirende Ton tritt manchmal störend hervor; und doch wird Der welcher das erste Capitel gelesen hat den Roman schwerlich ungelesen aus der Hand legen. Die unzähligen Fäden der Intrigue sind geschickt auseinander gehalten, daß sie sich nicht verwirren; die Charakterzeichnung, besonders der Personen aus dem Volke, ist mit großer psychologischer Wahrheit und Feinheit durchgeführt; die Situationen sind größtentheils interessant und spannend; wir werden durch alle Sphären der Gesellschaft geführt, von der niedrigsten Mörderhöhle bis zu den Prunkzimmern der höchsten Herrschaften, und sind Zeugen der verschiedenen Familienkreise, die der Verf. unverkennbar aus unmittelbarer Anschauung kennt. An geistreichen Natur- und Sittenschilderungen fehlt es nicht, und durch die Localfärbung gewinnt die Darstellung an Lebendigkeit und Wahrheit, was allerdings nur ganz von Dem empfunden werden kann, der damit aus eigener Anschauung bekannt ist.

Ist der Roman bestimmt uns ein treues Bild des wirklichen Lebens zu geben, so erfüllt er seine Aufgabe, wenn auch zuweilen mit zu greller Färbung und Beleuchtung: aber freilich weiches Lebens! Uns dünkt aber dieser Roman besonders der Beachtung werth als eine Stimme aus dem Innern, und zwar nicht wie in der „Weißen Sklaverei" des Hasses, sondern mehr der Liebe. Ist der Name des Verf. pseudonym? Ist dies eine Übersetzung? Wir werden darüber nicht belehrt. Zwei Druckfehler haben uns besonders amusirt: statt Sarafan, ein russisches weibliches Kleidungsstück, lesen wir hier Safran, und statt Hochverräther Hochverächter.

(Der Beschluß folgt.)

Schriftstellerische Erstlinge.

(Beschluß aus Nr. 352.)

Wir gehen zu Hrn. Reinbold's Gedichten über. Ein rechter Autor hat Respect vor dem Publicum, d. h. er meint nicht, jedes noch so flüchtig hingeworfene Product einer müßigen Viertelstunde verdiene gedruckt zu werden; ein rechter Autor hat Respect vor dem Publicum, und solche Nullitäten wie „Die Opfer", ein Trauerspiel, sollte Niemand publiciren; ein rechter Autor leugnet es nicht, daß sogar ein Genie Fleiß anwenden muß, wie Goethe mit Recht behauptet; ein echtes Kunstwerk muß mit Fleiß gearbeitet und überarbeitet sein: „die letzte Feile anlegen", das ist ein Ausdruck, der von dem Volke herrührt, dessen Kunstwerke noch immer als classische bewundert werden. Was die Gedichte des Verf. betrifft, so hat Derselbe Stoff aus der niederländischen Geschichte, eine böhmische Volkssage und Ähnliches in Verse gebracht; sogar eine „unüberwindliche Flotte" hat er. Neben dem vielen Vortrefflichen, was namentlich in der poetischen Erzählung unsere deutsche Literatur aufzuweisen hat, verlieren sich kleine Leistungen ganz; Eigenthümliches, Vortreffliches, Musterhaftes haben wir in den vorliegenden nicht gefunden. Dasselbe muß auch von den lyrischen Gedichten des Hrn. Reinbold gesagt werden, so lange nicht Jemand beweist, daß Stellen wie die nachfolgende unser Urtheil umstoßen:

> Lilafarb'ne
> Silberwölkchen
> Tanzen hell auf
> Purpurgrunde,
> Und Aurora
> Schüttet gold'ne
> Strahlen aus dem
> Rosenmunde.

Ref. will noch ein paar Worte über das Drama „Die Verstoßene" sagen. Er geht von der Behauptung aus, daß ein rechter Künstler mit geringen Mitteln Großes erreicht; der Anfänger häuft Großes auf Großes, und was er zu Stande bringt Das ist oft weniger als gering. Hr. Reinbold gebraucht für sein Drama eine ganz opernhafte Zurüstung, Gesang und Wechselchöre; er läßt einen Sturm auf der See sehen, ein untergehendes großes Schiff, ein rettendes Boot. Er hat, wie der selige Raimund wol that, die Bühne in zwei Stockwerke getheilt und in beiden wird zugleich gespielt. Der Verf. hat Scenen die an Franz Moor erinnern und noch verstärkt sind dadurch, daß die Höllengeister, von denen Franz blos redet, hier in figura erscheinen, als Rache, Eifersucht, Haß, Mißgunst. Er hat endlich eine Scene, die sogar an das Gretchen im „Faust" erinnert — und doch ist der Totaleffect ganz matt. Ja, es ist ganz unbegreiflich, wie der Verf. sich auf eine so auffallende Weise in seinem eigenen Werke hat verlieren können. Nämlich im dritten Act wird der Heldin des Stückes, Antonie, ihr Kind gestohlen von einem Bauerweibe, Deren Erstgeborenes gerade eben in demselben nahen Teiche ertrunken ist, in welchem Antonie das ihrige ersäufen wollte, weil sie sich vor der Schande fürchtet. Im vierten Act ist nun Antonie im Kerker, weil sie ihr Kind getödtet haben soll; die Assisen halten Sitzung. Diese ganze Situation muß entweder peinlich wirken oder lächerlich werden. Schon der Eingang ist nicht geschickt angelegt, daß nämlich ein Bauerweib, Deren Kind eben ins Wasser gefallen ist, heulend auf die Bühne kommt, daselbst im Grase ein Kind findet — nämlich Antoniens Kind, die gerade abseite gegangen ist und ihr Kleines hat im Grase liegen lassen — und mit dem fremden Kind

fortläuft und es für das ihrige ausgibt, damit ihr Mann, der bald nach Hause kommen soll, nicht ganz wüthend darüber werde, daß sie ihr Kind hat ertrinken lassen. Da nun das Publicum die Scene im dritten Act gesehen hat, wo das Kind gestohlen wurde, so kann in dem Zuschauer gar keine Mitleidenschaft für den vierten Act, worin Antonie peinlich angeklagt wird, erregt werden; denn in keiner Kreuzerkomödie würde man sich es gefallen lassen, daß Jemand, dessen Unschuld so ganz notorisch ist, zum Tode gebracht werde, nota bene so rein um Nichts, als damit der Ehemann eines Bauerweibes nicht böse wird.*)

Bei der Lecture dieses Reinbold'schen Buches wurde Ref. lebhaft an die Schwester des Verf., Adelheid, welche unter dem Namen Franz Berthold schrieb, erinnert.**) Ref. ist stets ein lebhafter Verehrer der Novellen von Franz Berthold gewesen: mit den einfachsten Mitteln erreichte Adelheid das Größte; wie einfach und wie gemüthaufregend und wahr ist z. B. ihr „Irrwisch-Fritze"; wie sicher, wie ruhig und stetig ist der Fortschritt in allen ihren Arbeiten, eine Stetigkeit, wodurch Goethe's Werke so groß sind. Mit Adelheid Reinbold's Tode ist Deutschland um eine Hoffnung ärmer geworden; ich glaube dieses Wort ist die schönste Blume, die ich auf ihr Grab legen könnte.

Wir wenden uns nun zu den „Wilden Rosen" von Luise Aston. Der Name der Madame Aston ist in diesen Monaten mehrmals in Zeitungen und Journalen genannt worden. Ref. schrieb vor ein paar Jahren an Bettina: „Ich theile die Weiber in drei Classen ein, erstens: Weiber, das ist die gewöhnliche Sorte, von denen dreizehn auf ein Dutzend gehen; zweitens: heroische Weiber; drittens: alte Weiber; nota bene, in diese Classe gehören nur Männer."

Ref. findet es begreiflich, daß, weil die Classe der alten Weiber, trotz aller Schnur- und Backenbärte, trotz aller Ordensdecorationen und Militairuniformen, so groß ist, in heroischen Weibern — und Madame Aston hat einen Zug vom heroischen Weibe — der Gedanke der Frauenemancipation entstehen und um sich greifen kann. Indeß das Reglement der Policei ist für die heroischen Weiber dasselbe wie für die Dutzendweiber. Die Grundsätze der Madame Luise Aston über das Recht und die Grenzen der Ehe müssen, ihrem höhern Sinne nach, der berliner Policei unverständlich gewesen sein; die Behörde hält sich nur an Wort und That; man hat der Madame Aston ihre Kinder abgenommen und ihr den Rath ertheilt, Berlin zu verlassen.

Die zwölf Gedichte, „Wilde Rosen" betitelt, haben zum Gegenstande die großen und für alle Lebensalter und Individuen wichtigen Interessen des menschlichen Herzens: der Liebe Freiheit und Sklaverei, der Liebe Sehnsucht, der Liebe Schmerz, der Liebe Glut, der Liebe Kraft, — ein reiches Thema, von der Dichterin reich variirt. Jedes Gedicht macht den Eindruck eines reellen Erlebnisses; die Gemüthszustände, die entweder gemalt oder als vorhanden vorausgesetzt werden, sind keine erkünstelten, keine phantastischen, sondern sie sind rein menschlich; alle Herzen von tieferm Gemüthswogenschlag werden Das begreifen. Die Sprache gibt durchweg den Eindruck der Wahrheit, der Ausdruck ist einfach, ungekünstelt, der Versbau nicht schlecht. Als eine Probe greifen wir heraus:

Lebensmotto.

Fromme Seelen, fromme Herzen,
Himmelssehnend, lebenssatt;
Euch ist rings ein Thal der Schmerzen,
Eine finst're Schädelstatt.
Mag in schreckenden Gesichten
Bang vor mir das Schicksal steh'n,
Nie soll mich der Schmerz vernichten,
Nie zerknirscht und reuig seh'n!

Leben — Meer, das endlos rauschend
Mich auf wellen Fluren trägt;
Deinen Tiefen freudig lauschend
Steh' ich sinnend, sturmbewegt.
Stürzt Gewittersturm, der wilde,
Jauchzend sich ins Meer hinein,
Schau' ich in dem Flammenbilde
Meines Lebens Widerschein.
Freiem Leben, freiem Lieben
Bin ich immer treu geblieben.

Liebe — von der Welt geächtet,
Von dem blinden Wahn verkannt,
Oft gemartert, oft geknechtet,
Ohne Recht und Vaterland;
Fester Bund von stolzen Seelen,
Den des Lebens Glut gebar,
Freier Herzen freies Wählen
Vor der Schöpfung Hochaltar.
Freiem Leben, freiem Lieben
Bin ich immer treu geblieben!

Und so lang' die Pulse beben,
Bis zum letzten Athemzug,
Weih' der Liebe ich dies Leben,
Ihrem Segen, ihrem Fluch!
Schöne Welt, du blühend Eden,
Deiner Freuden reicher Schatz
Gibt für alle Schicksalsfehden
Vollen, köstlichen Ersatz.
Freiem Lieben, freiem Leben
Hab' ich ewig mich ergeben.

21.

*) Des strengen Urtheils ungeachtet das hier über Alwin Reinbold's Dichtungen gefällt wird verdient der Verfasser die allgemeinste Theilnahme, da derselbe kurz nach dem Erscheinen seiner Arbeiten bei einem Versuche, einem verunglückten Arbeiter das Leben zu retten, das seinige verlor. Wir verweisen in dieser Beziehung auf eine in Nr. 331 d. Bl. abgedruckte literarische Anzeige.

**) Gesammelte Novellen von Franz Berthold. Herausgegeben von Ludwig Tieck. Zwei Theile. Leipzig, Brockhaus. 1842. Gr. 12. 3 Thlr.

Literarische Notiz aus Frankreich.

Moralisirender Roman.

Wir haben vor kurzem in d. Bl. einen neuen moralisirenden Roman, der unter dem Titel „Expiation" ohne Angabe des Verfassers erschienen ist, mit einigen allgemeinen Zügen gewürdigt.*) Eine andere Erzählung: „Lucile ou la lecture de la Bible", von A. Monod., von der uns neuerdings die dritte Auflage in die Hände gekommen ist, ruft uns jenes Werk, mit dem es dem Geiste nach in dem es abgefaßt ist so verwandt scheint, daß wir beide Productionen einem und demselben Autor zuschreiben würden, wenn nicht Gründe der äußern Composition dieser Annahme entgegenständen, ins Gedächtniß zurück. Das Thema, dessen Behandlung die Dichtung von Monod gewidmet ist, kann als eine Apologie der Heiligen Schrift, die natürlich an und für sich deren gar nicht bedarf, bezeichnet werden. Der Verf. beabsichtigt offenbar die Bibel in seinen Kreisen wieder zu empfehlen, wo man nur selten aus dem leichtfertigen Treiben des gesellschaftlichen Lebens zu einer ernsten Betrachtung flüchtet. Hieraus erklärt es sich, weshalb er gerade diese Form gewählt hat, welche er übrigens mit Gewandtheit handhabt. Im Allgemeinen kommt es bei einem Romane dieser Art weniger auf die Behandlung und die Vorzüge der Darstellung an; aber wir müssen dem Verf. nachrühmen, daß einige Partien seines Werkes wahrhaft hinreißend geschrieben sind.

17.

*) Vergl. Nr. 337 d. Bl. D. Red.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 354. —— 20. December 1846.

Die neueste Literatur über Rußland.

Dritter und letzter Artikel.

(Beschluß aus Nr. 353.)

Nach dem Schlusse dieses Artikels erhalten wir noch zur Anzeige:

13. Baltische Briefe. Zwei Theile. Leipzig, Brockhaus. 1846. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Eine einzelne, nicht uninteressante Gruppe aus dem großen Panorama des unermeßlichen Reiches, in welcher Deutschthum und Russenthum zusammenfließen auf einem beiden fremden Nationalboden. Der Titel ließ uns aber Mehr erwarten als uns hier geboten wird. Er schien uns die Ostseeprovinzen Rußlands überhaupt zu umfassen und es ist nur von den beiden Gouvernements Petersburg und Reval die Rede und zwar mehr noch von ihren beiden Hauptstädten als von dem Lande überhaupt. Es sind 25 Briefe einer englischen Aristokratin, die aus den londoner Salons der haute volée sich nach Reval wagt zum Besuche einer geliebten hier verheiratheten Schwester. Welch eine neue Welt für sie! Doch faßt sie dieselbe mit ziemlich nüchternem Blicke auf und ganz fremd ist sie ihr nicht; denn es ist eine stockaristokratische, deren Salonsformen überall fast die nämlichen sind, und ein Salonleben findet sie auch hier und zwar nicht blos in der kaiserlichen Residenz, sondern selbst in Reval. Andere Sphären haben sie auch nicht besonders interessirt, es wäre ihr denn ein Landmädchen oder ein Landbursche in einem Nationalaufzuge aufgefallen, die ihrem Crayon eine Skizze darboten. Der deutsche Bearbeiter des englischen Originals, dem diese Skizzen zu Gesicht gekommen sind, stellt in dem Vorworte, das vom Lesen des Werkes eher abschrecken als anreizen könnte, da es sogar sehr ungalant und ungerecht von Bornirtheit spricht, folgenden ästhetischen Satz auf:

Die zeichnende Kunst hat es mit dem Zuständlichen zu thun, — sie kann die höchsten Offenbarungen über den geistigen Werth oder Unwerth des von ihr Dargestellten gewähren, ohne daß ihr selbst auch nur ein dämmerndes Bewußtsein von demselben aufgegangen wäre; sie hängt lediglich an der Form, gibt nur diese wieder; sie treu und glücklich aufgefaßt, sie ebenso wiedergegeben zu haben, ist ihr höchstes Verdienst; der geistreichen Auffassung (des Beschauers?) bleibt es überlassen, den Geist des Gelieferten zu deuten.

Und er wendet diese Theorie zum Nachtheil der Verf. an. Wir gestehen, uns ist nicht leicht ein schielenderes Paradoxon aufgestoßen, wenn wir auch den vagen Ausdruck Zuständlich in Gegenständlich umdolmetschen. Wir glauben, daß die geistreiche Auffassung des Künstlers, bei dem wir die Technik voraussetzen, die Hauptsache ist und ohne diese eine geistreiche Deutung eines Bildes nicht möglich ist. Abgesehen davon, daß der Vorredner den Künstler blos als Copisten aufgefaßt zu haben scheint, so verlangen wir selbst vom Portraitmaler, daß er den Geist zur Anschauung bringe: die bloße Ähnlichkeit genügt uns nicht und verliert selbst, wenn dem Künstler nicht die geistige Auffassung zu Gebote stand, die nicht aus einem blos dämmernden oder gar ohne alles Bewußtsein hervorgehen kann. Dies scheint doch unserm Ästhetiker auch, ihm unbewußt, gedämmert zu haben, wenn er von dem Künstler verlangt, er soll die Form nicht blos treu, sondern auch glücklich auffassen und wiedergeben; und ist Das etwa blos dem Zufall zu überlassen, ohne alles Bewußtsein des geistigen Werthes oder Unwerthes des Gegenstandes, sodaß der Künstler eigentlich gar keinen Geist zu haben braucht? Dies auf unsere Briefschreiberin angewendet, so sind wir überzeugt, daß die höchst lebendige und anschauliche Schilderung des Sturmes, der die Reisende überfiel, nicht ohne volles geistiges Bewußtsein entstanden ist und sie also den Werth oder Unwerth der sich ihr darbietenden Zuständlichkeit gar wohl zu deuten wußte, sowie wir denn überhaupt nicht in der Verf. das Talent der Deutung gegen das der Darstellung zurücksetzen möchten. Wenn freilich damit hat bezeichnet werden sollen, daß nicht Alles was sie mittheilt von gleicher Bedeutung sei, so müssen wir ihm zugeben, daß ein unterhaltendes weibliches Salongeplauder in ihrer Darstellung überwiegend ist; doch wird es Niemand bereuen, der sich ihm in einem müßigen Stündchen hingibt in der im Ganzen fließenden Übersetzung oder Bearbeitung, wie der Vorredner seine Arbeit bezeichnet, und ein reeller Gewinn wird ihm auch nicht entgehen. Die Reisende berührte zuerst Kopenhagen. Sie erreichte es spät Nachmittag.

Betrachtet man seine Lage an der See und seine königlichen Besitzer, so bietet Kopenhagen keinen imposanten Anblick dar, wogegen die fruchtbaren Wiesen und die reiche Belaubung ringsumher ihm ein Ansehen von Frieden und Genüge geben.

Es ist etwas sehr Wohlthuendes um den Eintritt in einen ganz neuen Ort, wo man eine bestimmte Stellung weder einnimmt noch zurückläßt; wo man um sich gaffen und hinter sich schauen, und kurz von all den kleinen Ziemlichkeiten sich freigesprochen glauben mag, die man während der Kindheit mit entschiedenem Widersträuben erlernt zu haben noch so deutlich eingedenk ist. Wir wurden von einem Herrn in Empfang genommen und umhergeführt, an den wir Briefe hatten und der bis zum Übermaß gefällig war; allein unglücklicherweise schien er von den vielen Sprachen, die er theilweise kannte, sich keine bestimmte für seinen besondern Gebrauch ausgesucht zu haben. Unsere Unterhaltung war daher in hohem Grade vielzüngig, von einer wahren Verschwendung an pantomimischem Lächeln begleitet, das bei einigen jüngern Gliedern unserer Gesellschaft nahe daran war in etwas beiweitem nicht so Verbindliches überzugehen; und so wandelten wir durch die Straßen in einem sehr aufgelegten (?) Zuge, bis der Einbruch der Nacht uns wieder an Bord rief.

Dies ein Pröbchen von der Darstellung und dem Raisonnement der Reisenden. Am andern Morgen besuchte sie dann die Stadt wieder und nun heißt es:

Kopenhagen sieht sehr wohl aus wenn man darin ist. Breite, gerade Straßen, sowie enge, gekrümmte und altmodische mit Gebäuden von demselben abwechselnden Charakter, sammt Kanälen mit Schiffen besetzt, bilden ein malerisches und gefälliges Ganzes. Die Häuser sind meist artig und wohlgebaut; sie erinnern an die von Rotterdam, mit dem Vorzug vor diesen letztern, daß sie alle eine wirklich senkrechte Haltung haben.

Unsere Reisende besuchte die nach dem Brande von 1794 neu aufgebaute Residenz Christiansburg, die aber nicht von der königlichen Familie bewohnt wird, doch manches Sehenswürdige an Kunstwerken darbietet: damals noch die Niederlage der großen Schöpfungen Thorwaldsen's für sein Museum bestimmt; dann die berühmte Frauenkirche, das eigenste Denkmal des gewaltigen Genius mit seinem Christus und den zwölf Aposteln, welche die Engländerin andächtig bewunderte. Der Aufenthalt in der dänischen Königsstadt währte nur so lange, bis das im Sturme beschädigte Dampfschiff ausgebessert war, und nun ging es nach Kronstadt und von dort nach Petersburg unter den Mauthwiderwärtigkeiten, die unsern Lesern schon bekannt sind und welche die Reisende mit vieler Laune schildert.

Die Schilderung Petersburgs ist beiweitem belehrender und unparteiischer als bei Custine und es ist nicht leicht irgend ein Punkt von Bedeutung übergangen. Die Empfehlung die sie an den kaiserlichen Adjutanten und Platzmajor Baron von S. hatte, der sie mit der gastlichsten Aufmerksamkeit behandelte und sie überall selbst herumführte, eröffnete ihr alle Thüren, und als sie an einem Fieber erkrankte, fand sie im Hause des Barons die sorgsamste Pflege; und doch als der Winter hereinbrach und sie Petersburg verlassen muß, um noch so lange die Wege offen sind Reval zu erreichen, überfällt sie der Spleen und sie behauptet: Je déteste Pétersbourg sei der undankbare Ausspruch, den man aus jedem Munde höre. Dem widerspricht die Erfahrung, die vielmehr lehrt, daß der Ausländer der das Leben in Petersburg genossen hat sich schwerlich anderswo gefallen wird, und wenn er es verläßt, um seinen Wohnort zu vertauschen, gemeiniglich bald wieder dahin zurückkehrt. Wenigstens war Dies unter Katharina II. der Fall und zwar, was Manchem unglaublich scheinen wird, wegen der Zwanglosigkeit und Leichtigkeit des damaligen dortigen Lebens. Die Abenteuer der Verf. auf dieser kurzen Reise sind höchst amusant dargestellt, ja der Vorredner findet darunter einen Zug, der ihm das bei Frauen seltene Talent des Komischen und sogar des Hochkomischen beurkundet, nämlich daß die Verf. sagt: „Mich verlangte (in Narwa, wo die Ankunft einer vornehmen Engländerin die ganze Gesellschaft des Städtchens um sie belästigend versammelte) nach Schlaf und ich sah mich aufrecht auf einen harten Stuhl gepflanzt, der gerade da convex war, wo er hätte concav sein müssen." Die Verf. selbst muß an dieser Bemerkung Gefallen gefunden haben, denn sie kommt mehrmals darauf zurück. Endlich fuhr sie in Reval ein und einen steilen Abhang hinauf, wo die Pferde vor einem Hause hielten, an einem Platze oben; sie eilte die Treppe hinan und aus der Thüre trat ihr die geliebte Schwester entgegen. Wenige Tage nach ihrer Ankunft gingen sie aufs Land:

eine Tagereise durch eine reichbewaldete Landschaft und kamen um die Abendzeit vor einem großartigen, weitausgedehnten Gebäude an, das in Lage und Gestalt uns an die vielbewunderten Terrassen von Regentspark erinnerte ... Wenn das Äußere schon viel Schönes versprach, so übertraf das Innere alle Erwartungen weit, und ich brauche mein Auge blos für eine gewisse Roheit und Unfertigkeit zu verschließen, um mich in einem Königssitze zu wähnen.

Die Schilderung einer esthnisch adeligen Wirthschaft gibt uns ein treues ausführliches Bild derselben. Es findet große Einfachheit in der Fülle statt, die anheimeln würde, wenn sie nicht von allem höhern Geistigen entblößt wäre. Unsere Reisende fand selbst am Winter Behagen und an Waldpartien, trotz der Gefahr einer nicht eben harmlosen Begegnung mit Wölfen, die in großer Schar in den Wäldern umherstreifen und deren Fährte sich überall im blendenden Schnee durchkreuzt. Große Hunde begleiten die herrschaftlichen Spaziergänger und lassen oft ihr Leben zu deren Schutze, sodaß von ihnen Nichts übrig bleibt als wenig Zotteln blutigen Haares. Der esthnische Adel lebt meistentheils, mit einem zahlreichen männlichen und weiblichen Hofgesinde, auf seinem Gute und da ist im Winter die Gestaltung der Schlittenbahn wegen der Besuche die gegeben und empfangen werden ein wichtiges Thema der Beachtung (sowie auch wol wegen des leichten Transports der Producte der Flüsse und der Jagd in die Städte, durch ganz Rußland). Unsere Reisende führt uns auf einem Besuche am ersten Weihnachtsfeiertage 12 Werst weit in eine große Gesellschaft, reich an reizenden Frauen und Mädchen, und rügt die Apathie des jungen esthnischen Adels, der an Karten und Pfeife eine größere Anziehungskraft fand als an „Augen gleich Leitsternen und melodischen Zungen". Bei der reichen Tafel, die um 12 Uhr ihren Anfang nimmt, findet ein vis à vis statt, indem die Herren auf der einen und die Damen auf der andern Seite Platz nehmen; allein von diesem schönen vis à vis

(die esthnischen Damen sind bis auf die verdorbenen Zähne ihrer Schönheit wegen berühmt und sind auch meistens, wie in Rußland überhaupt die Frauen, gebildeter als die Herren) wird in der Unterhaltung keine Notiz genommen und nach der Tafel sondern sich die Geschlechter gänzlich voneinander ab. Der Engländerin war Dies sehr auffallend und anstößig, obgleich, wenn wir nicht irren, in England, wenn nicht bei so doch nach der Mahlzeit, eine ähnliche Scheidung stattfindet. Dergleichen Besuche und Festlichkeiten folgten einander bis zum 18. Januar, wo dann das gewöhnliche Stillleben wieder eintrat und vergönnte, sich mit dem Pinsel zu beschäftigen und Gegenstände dafür in der Volksstube aufzusuchen.

Und nicht selten ward eine schöngeleckte (lohhaarige) Magd aus der Mitte ihrer Kameraden herausgehoben und mit ihrem Spinnrad in unser Zimmer verpflanzt, wo sie, ihren eigenen Beruf bescheidentlich fortsetzend, zugleich den Stoff für den meinigen abgab. Eines Tages ward, um der Sache mehr Mannichfaltigkeit zu geben, ein schlanker esthnischer Bauer hereingerufen, der ein Billet von einer benachbarten Familie brachte, demzufolge man auf einige scherzende Nachfragen und Versprechungen hin den am besten aussehenden Mann, dessen das Gut sich rühmen konnte, gesandt hatte, um die Physiognomie und die Tracht seines Standes zu vertreten. Und in der That, es stand ein so feiner und gutaussehender junger Mensch vor uns, daß es sich der Mühe lohnte ihn ins Auge zu fassen. Zuerst erwiderte er unsere Blicke mit mehr Muth als ein Bauer (ungeachtet der Freilassung von der Leibeigenschaft, die für ihn eine sehr bedenkliche Seite hat) hier gewöhnlich zu zeigen wagt; aber nachdem man ihm die Bedeutung seines Erscheinens auseinandergesetzt, erröthete er wie ein Mädchen und schickte sich sofort an, die verlangte Stellung einzunehmen — mit einer mauvaise honte — die, es sei gestanden, anfangs sich nicht allein auf ihn beschränkte. Er trug die gewöhnliche Bauerntracht, das lange Haar auf die Schultern fallend; einen Rock aus ungefärbter schwarzer Wolle bis zu den Fersen, mit Metallknöpfen und rothen lederbesetzten Knopflöchern, und die Füße mit den nationalen „Pasteln“ oder Sandalen von ungegerbtem Kuhfell. Als der erste Eindruck überwunden, stand er ausdrucks- und respectvoll genug da, und da man ihm sein verkleinertes Facsimile gewiesen und erzählt, daß dasselbe mit nach England gehen werde, erkannte er es als vegga illus sehr schön an. Ein halber Rubel und ein Glas Branntwein machten ihn glücklich, und er nahm von uns Abschied, auf das beste zufrieden mit sich und mit uns. Aber wenige Tage nachher kam uns eine unheilvolle Folge dieses Abenteuers zu Ohren. Seine Donna, in der Überzeugung, daß eine Zauberin ihr Spiel mit ihm getrieben, sagte ihm den Kauf zu Gunsten eines Andern auf; seine Kameraden scheuten und mieden ihn; und bei dem Allen war das unglückliche Opfer selbst in der äußersten Angst — diese geheimnißvolle Abreißung seiner Person könnte der Vorläufer sein — einer Verbannung nach Sibirien oder nach — England. Es steht zu hoffen, daß seine persönlichen Reize den erstern Verlust bald wieder ersetzt haben werden, aber ich habe niemals wieder Etwas von dem unglücklichen Gegenstand meines Pinsels vernehmen können.

Ähnliche charakteristische, gut gezeichnete Bilder mit manchen interessanten Bemerkungen sind nicht selten in diesen Briefen, aus deren Detail wir uns herausreißen müssen, um im Allgemeinen zu bezeugen, daß Das was die Verf. über die esthnischen Adels- und Bauernverhältnisse sagt selbst über die religiösen Nichts weniger als bornirt ist, wie der Vorredner, ein rationalistischer Lichtfreund, will glauben machen. Im Februar war der dreijährige Adelstag in Reval, wo der neue Ritterschaftshauptmann gewählt werden muß, ein Ehrenamt von hoher Bedeutung für die Verwaltung der Provinz, das Organ durch welches sie mit der kaiserlichen Regierung verkehrt. Nach Reval — einer nicht unbedeutenden Handels- und Gewerbestadt am Finnischen Meerbusen, mit einem geräumigen und gesicherten Hafen, eine Station der Kriegsflotte, daher hier ein Zusammenfluß von mannichfaltigen Nationalitäten und Ständen — versetzen sich dann die adeligen Familien, die auf dem Domberg, einer steilen mit Mühe und im Winter nicht ohne Gefahr zu erklimmenden Anhöhe, ihre Häuser haben, wo sie, abgeschlossen von bürgerlicher Berührung der untern Stadt, in deren Einwohnerschaft Reichthum und Bildung weit mehr zu finden ist als da droben, ein wahres Schlaraffenleben führen.

Zum Erstaunen ist die Veränderung, welche durch die Übersiedelung in dem äußern Menschen hervorgebracht wird. Die gute, fleißige, häusliche Seele setzt sich um in eine moderne Salondame; der Landedelmann in Schlafrock und Pantoffeln schlägt aus in den modernen Weltmann, und Gesellschaften, Bälle, Theater und Club treten an die Stelle der stillen Gewohnheiten des Landlebens.

Hier wird um zwei Uhr zu Mittag gespeist. Die Verf. macht uns wol mit Persönlichkeiten der Gesellschaft bekannt, aber diese haften an bloßen Anfangsbuchstaben. Da gibt es einen schüchternen aber phantasiereichen Grafen M.., einen sehr witzigen aber zu fürchtenden Baron C.. und ähnliche. Mit den Namen ist die Verf. sehr zurückhaltend. Selbst den ihrigen oder den ihres Schwagers erfahren wir nicht. Nur bei einem Ausfluge nach Fall, bei endlich plötzlich eingetretenem Sommerwetter, einem Feensitze der gräflich Benkendorf'schen Familie, macht sie eine Ausnahme. Während des Sommers finden mehre Ausflüge nach schönen und merkwürdigen Punkten statt, an welchen Esthland nicht Mangel hat. So kam auch die Verf. nach dem festen Schlosse Lode, das als Staatsgefängniß gebraucht wurde und zuletzt noch für eine Prinzessin von Würtemberg, eine geborene Prinzessin von Braunschweig, das mehre unglückliche Frauen zählt (die erste Gemahlin Friedrich Wilhelm's II. von Preußen, Georg's IV. von England), und Deren Geschick den Mauern von Lode ein schauriges Interesse verleiht. Katharina II. hatte sie hierher verwiesen, aber nicht, wie der Verf. gesagt wurde, weil sie ein Staatsgeheimniß ausgeplaudert oder die Neigung ihres Sohnes Paul auf sich gezogen, sondern weil sie in die Intrigue ihres Gemahls, der Generalgouverneur von Finnland war und eine Verschwörung zu Gunsten des Großfürsten gegen Katharina anzettelte, verwickelt war. Ihr Gemahl hatte die Flucht ergriffen und sie blieb in der Klemme zurück. Die Verf. theilt die tragische Geschichte des Todes der durch einen Elenden aus Furcht vor dem Zorne der Kaiserin schändlich hingeopferten Unglücklichen so mit, wie wir sie früher gekannt haben, nur daß sie einen deutschen Namen nennt, wo uns ein vornehmer russischer genannt wurde. Die Sache

wurde vertuscht und ihr Leichnam in dem schaudererregenden Zustand in einem Keller des Schlosses beigesetzt, wo er wohlerhalten blieb, wie der bekannte des Duc de Croix im Dom zu Reval, und wunderbarerweise erst in neuerer Zeit in der nahgelegenen goldenbeckschen Kirche anständig beigesetzt wurde auf Betrieb eines dem Hause Würtemberg naheverwandten Prinzen. Mit den historischen Daten ist die Briefstellerin überhaupt nicht glücklich: sie läßt (II, 239) Kaiser Paul vom Grafen Pahlen mit dem Schnupftuche erdrosseln! Das Smolna-Monasteri (Jungfernkloster, Fräuleinstift, eine kaiserliche weibliche Erziehungsanstalt) ist auch nicht von der Kaiserin Maria Feodorowna gegründet, sondern bereits von Katharina II., aber von der Erstern bedeutend gehoben. Nur die kurze Geschichte des Militairaufstandes bei der Thronbesteigung des Kaisers Nikolaus hat sie aus guter Quelle.

Im Herbst nahm unsere Reisende Abschied von Esthland und stürzte sich in die Lustbarkeiten der hohen und höchsten Sphären in Petersburg. Wir müssen sie hier verlassen und wollen nur noch bemerken, daß sie diese Zuständlichkeiten ebenso geistreich auffaßt und darstellt als die esthländischen, und zu ihrer besondern Ehre, daß sie auch die Ateliers der Künstler Brülloff (bekannt durch sein großes Gemälde „Der Untergang von Pompeji", dem sie als Kennerin alle Gerechtigkeit widerfahren läßt), Klot (des berühmten Pferdegestalters), Jaques (gleichfalls ein geschickter Bildhauer), Lodaurnaire (Historien- und besonders ausgezeichneter Portraitmaler) — die beiden Ersten aus der petersburger Akademie hervorgegangen — besuchte und uns darüber dankenswerthe Notizen mittheilt, die wir in den übrigen neuern Schriften über Petersburg gänzlich vermissen.*) 57.

Literarische Notizen aus Frankreich.

Quinet.

In Quinet's ganzem Wesen liegt etwas Gemachtes und Forcirtes. An nicht wenigen Stellen seiner Schriften stoßen wir sogar auf berechneten Unsinn, der für absonderlich tief gelten will. Seinen Reden hat er besonders durch einen phantastischen Anstrich einiges Interesse zu geben versucht. Es ist ihm gelungen, mit dem Flitterwerk eines sich selbst unklaren Wortes seine Zuhörer zu blenden, und seitdem es ihm geglückt ist, durch seine religiös-politischen Faseleien sich förmliche Verfolgungen zuzuziehen, wird sein Name als der eines Märtyrers doppelt verherrlicht. Auch in seinem neuesten Werke „Mes vacances en Espagne" zeigen sich wieder alle Auswüchse einer verworrenen, umhertaumelnden Phantasie, welche ihre verschrobenen Aussprüche in Form von Orakelsätzen einkleiden möchte. Wir wissen nicht, ob wir eigentlich sagen können, daß wir uns durch die Lecture dieser neuen Production enttäuscht gefühlt haben. Im Grunde erwarteten wir nichts Anderes, aber wir dachten denn doch wol, der Verf. würde, indem er sich zu einer Touristenfahrt anschickte, seine hohlen Phantastereien und seine unerquicklichen Speculationen zurücklassen, um sich ungezwungen dem Genusse abwechselnder Reiseeindrücke hinzugeben. Wir finden nun zwar in der vorliegenden Schrift einige ansprechende Scenen, und da wo Quinet bei der Schilderung Dessen was er erlebt hat stehen bleibt ist sein Stil, man muß ihm diese Gerechtigkeit widerfahren lassen, klar und gefällig; aber im Allgemeinen ist doch in der ganzen Darstellung jene unselige, mäkelnde, sich selbst überschätzende Stimmung überwiegend, welche uns aus seinen letzten Vorlesungen her noch im widerwärtigen Andenken ist. Ja, es kommen hier ganze Capitel vor, in denen vielleicht irgend ein tiefer Sinn verborgen liegen mag, für deren Verständniß wir aber den Schlüssel nicht besitzen. Dahin rechnen wir vorzüglich die Stellen, wo Quinet von der Religion der Zukunft, wir wollen einmal diesen beliebten Ausdruck gebrauchen, träumt und phantasirt. Anziehend haben wir dagegen die Mittheilungen gefunden, welche der Verf. über die vorzüglichsten Vertreter der parlamentarischen Beredtsamkeit und über die bedeutendsten literarischen Notabilitäten macht. Diese Partien stechen aber auch schon durch ihre objectivere Einfachheit in der Darstellung hervor.

Geschichtliche Beleuchtung der afrikanischen Bevölkerungen.

Die Franzosen lieben es nicht, sich in die historischen Interessen fremder Nationalitäten zu vertiefen. Selbst da, wo dieselben wie in Algerien in enger Beziehung zu ihrer eigenen Politik stehen, pflegen sie nicht eben sehr über die Rinde der jüngsten Vergangenheit hinauszugehen. Erst in der letzten Zeit sind in Frankreich einige Werke aufgetaucht, in denen der historischen Vergangenheit der gegenwärtigen französischen Colonien eine ernstere Beachtung zugewendet wird. Wir bemerken unter denselben folgende Schrift: „Essai historique sur les races anciennes et modernes de l'Afrique septentrionale, leurs origines, leurs mouvements et leurs transformations", von P. Duprat. Der Verf. dieses gediegenen Werks gehört zu denjenigen Gelehrten, welche sich der Erforschung der afrikanischen Verhältnisse mit dem regsten wissenschaftlichen Eifer zugewendet haben. Er beginnt seine Erörterungen mit der Darlegung seiner Ansichten über die Verbreitung des menschlichen Geschlechts auf der Oberfläche der Erde und über die Beziehungen, welche zwischen der Erde selber und ihren Bewohnern stattfinden. Sodann wird der Charakter des afrikanischen Continents mit der Beschaffenheit der übrigen Welttheile verglichen. Aus Allem scheint für den Verf. hervorzugehen, daß das nördliche Afrika in einem engern Zusammenhange mit Asien als mit dem Continente steht, von dem es nur einen Theil ausmacht. So viel steht auch wol fest, daß jedenfalls zwischen der Nordküste von Afrika und Asien der lebhafteste Verkehr stattgefunden hat. Es scheint Duprat außer Zweifel, der ersten Bevölkerung vom nördlichen Striche Afrikas einen asiatischen Ursprung zu geben. Auf die libysche Race, welche von einem gewissen Ber ihren Namen erhielt, folgten die Phönizier. Die Griechen haben im Ganzen weniger Einfluß ausgeübt. Hierauf drängen sich die Römer, die Vandalen, die Byzantiner, die Araber und Türken. Von allen diesen zum Theil sehr verschiedenartigen Völkerschaften sind, wie Duprat behauptet, noch mehr oder weniger deutlich hervortretende Spuren und Überreste in der gegenwärtigen Bevölkerung jener Gegend vorhanden. 1[illegible]

*) Nachträglich führen wir noch folgende neuere Schriften über Rußland wenigstens ihrem Titel nach an:

1. Die Entwickelung der Staatskräfte Rußlands seit Peter dem Großen. Berlin, Schröder. 1846. Gr. 8. 25 Ngr.
2. Russische Geschichten. Herausgegeben von August Lewald. Zwei Theile. Hanover, Kius. 1846. 12. 2 Thlr.
3. Das östliche Europa und Kaiser Nikolaus. Vom Verfasser des „Enthüllten Rußland" und der „Weißen Sklaverei". Aus dem Englischen von A. Kretzschmar. Dritter Band: Kaiser Nikolaus und seine Rathgeber. Nebst Skizzen aus den östreichisch-, preußisch- und russisch-polnischen Provinzen. Grimma, Verlags-comptoir. 1846. Gr. 8. 1 Thlr. — Der erste und zweite Band ist unter Nr. 10 in d. Bl. besprochen worden. D. Red.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 355. —— 21. December 1846.

Eothen. Nach der vierten Auflage des englischen Originals von A. Kretzschmar. Grimma, Verlags-Comptoir. 1846. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Dieses vor einigen Jahren in England erschienene, mit Geist und Geschmack geschriebene Reisebuch hat dort großen Beifall gefunden, und mit großem Rechte. Ob es sich bei uns einer ähnlichen Aufnahme wird zu erfreuen haben, ist sehr zu bezweifeln; es ist nach Form und Auffassungsweise ganz englisch, die Beziehungen sind alle englisch, und auf England sind alle Spitzen des Humors gerichtet, welcher der Grundzug des Buches ist. Viele der schalkhaftesten Wendungen und Hindeutungen des Verf. müssen dem mit dortigen Dingen nicht vertrauten Leser unverständlich bleiben, und was die Haltung des Ganzen betrifft, so glauben wir nicht, daß die einfache Sicherheit durch die es sich auszeichnet, die Freiheit von allem Anspruch Neues, Abenteuerliches und Absonderliches zu bringen, den Neigungen desjenigen Theils der Lesewelt zusagen werde, in dessen Bereich es zu fallen das Schicksal haben wird. Da die Sprache des Verf. sehr elegant ist, und ungeachtet ihrer großen Feinheiten doch leicht, ungezwungen und bequem bleibt, was sich daraus erklärt, daß diese Feinheiten nicht durch Mühe und Absicht, sondern durch den Scharfsinn eines regen Humors hineingekommen, so war es, bei der überdies durchaus nationalen Farbe sowol des Inhalts wie des Stils, keine leichte Aufgabe, dieses Buch im Deutschen wiederzugeben. Wir wollen die vorliegende Übersetzung keineswegs tadeln, sie gehört in die Reihe der bessern welche der Markt bringt; aber freilich die Feinheit und Gewandtheit des Originals, die aufheiternde Wirkung der Anspielungen und Neckereien des Verf., die Mischung von feierlichem britischen Ernst und munterm weltbürgerlichen Sinn der den Verf. charakterisirt und sich auch in seiner Sprache auf interessante Weise ausdrückt —: dies Alles ist, wenn auch nicht ganz, doch aber großentheils auf dem Wege ins Deutsche verloren gegangen. Dafür ist der Übersetzer weiter nicht verantwortlich zu machen; denn es kann Niemandem zugemuthet werden, so viel Fleiß, Nachsinnen und Zeit als das Wiedergeben dieses Tones, wenn er sich überhaupt wiedergeben läßt, unvermeidlich erfodern würde, an ein Buch zu verwenden, das zwar große Vorzüge hat, doch aber nicht zu den bleibenden, sondern nur zu den vorübergehenden gehört. Vielleicht wäre es zweckmäßiger gewesen, dem Buche einen deutschen Titel, etwa: „Aus dem Osten", zu geben, statt ihm seinen griechischen: „Eothen", zu lassen, der Viele in den Fall bringen wird, das Ganze bis zu Ende gelesen zu haben, ohne hinterher zu wissen was die Aufschrift des Buches bedeutet.

Der Verf. von „Eothen" nahm seinen Weg nach Konstantinopel zu Lande über Belgrad in Begleitung eines Freundes Methley, und eines englischen Bedienten Mysseri. Die Gesellschaft war zu Pferde, wurde von einem ebenfalls berittenen Tataren, ehemaligem Janitschar (Dessen gespreizter Gang, dickwamsige Kleidung und überladener Reitaufzug gut beschrieben werden), begleitet oder vielmehr angeführt, und bildete mit den Suridschis, den armen mühebeladenen Lastthiertreibern, eine schon nicht unansehnliche Karavane. Sie besuchten die trojanische Ebene und gingen nach Smyrna, von wo Methley durch vorgefundene Briefe nach England abberufen wurde. Unser Reisende verfolgte nun seinen Weg allein, kam über Cypern nach Beirut, wo er der seitdem verstorbenen Lady Esther Stanhope einen Besuch machte, sah das Gelobte Land, das Todte Meer, ging über den Jordan und durch die Wüste nach Kairo, wo er die Pest vorfand. Von da kehrte er über Suez nach Gaza durch Syrien und über den Libanon nach Europa zurück.

Der Weg des Reisenden ist, wie hieraus zu ersehen, der allbekannte, tausendfach betretene und beschriebene; und ist die Reise keine ungewöhnliche, so sind es die Begegnisse die er mittheilt noch weniger. Was aber sein Buch, abgesehen von dem schriftstellerischen Verdienst, dennoch sehr schätzbar macht, ist die einsichtsvolle Wahl der Gegenstände auf welche er seine ernst-heitere Aufmerksamkeit richtet, die nüchterne, sich eng an den Gegenstand haltende Betrachtung die er ihnen widmet, das Interesse das er für den wichtigsten Endzweck alles Reisens, für die Kenntniß der Denk- und Gefühlsweise und gesellschaftlichen Zustände der fremden Völker zeigt und anzuregen weiß. Man überzeugt sich beim Lesen auf das klarste, daß der Verf. offenbar nicht darauf ausgegangen ist ein Buch zu machen oder einen Beitrag zur Erweiterung unserer gelehrten Kenntniß jener Gegenden zu liefern. Ebenso fern hält er sich von der Anmaßung, ein ins Detail gehendes genaues Bild dortigen Lebens geben zu wollen; denn er hat zu viel Geist und für die gewöhnlichen Schwächen der aburtheilenden und verallgemeinernden Reisebeschreiber einen zu richtigen Blick,

als daß er mit ihnen hätte in den Fehler verfallen können, einen Durchflug von wenigen Monaten durch so weite Strecken und so mannichfache, von den verschiedensten politischen, religiösen und Handelseinflüssen in Bewegung gesetzte Völkerschaften zur Aufstellung entscheidender Meinungen über sie für genügend zu halten. Er wählt den sicherern Weg und beschreibt die Lage des dort Reisenden selbst, woraus für den Leser das anschaulichste Bild der bereisten Länder durch den natürlichsten Reflex gewonnen wird.

Ref. traf vor mehren Jahren, aus Konstantinopel zurückkehrend, in einer östreichischen Quarantaineanstalt mit einem jungen, etwa 22—23 Jahre alten Engländer, der eben eine größere Reise durch Syrien und Ägypten gemacht hatte, zusammen. Beide befanden sich, ein seltener Fall, in der Anstalt allein, und waren füreinander der willkommenste und einzige Trost. Der junge Engländer war schweigsam, zurückhaltend, ja schüchtern, und suchte mehr zu hören als gehört zu werden. Erst nach einigen Tagen gelang es seinem Leidensgenossen ihn gesprächig zu machen. Mittheilungen über seine Reise von ihm zu erlangen war aber auch dann noch nicht leicht; der junge Mann schien eine Scheu davor zu haben; zuletzt überwand er auch diese, und nachdem er gestanden, daß der Respect vor dem nur allzu gerechten Vorurtheil, welches gegen seine umherreisenden Landsleute herrschend sei, ihn über das Capitel des Reisens und der Reisebeschreibung einmal für allemal wortscheu gemacht habe, theilte er seine Ansichten und Erfahrungen mit so gesundem Sinn, so gereistem Urtheil, so frei von dem Einfluß hergebrachter Meinungen und eitler Ansprüche mit, daß Ref. über dieses seltene Zusammensein von Besonnenheit und Jugend in Verwunderung war. Er drang in ihn, die erhaltenen Eindrücke und gemachten Wahrnehmungen niederzuschreiben und zu veröffentlichen; Das sei er, sagte der Ref. zu ihm, seinen Landsleuten schuldig, damit der üble Ruf in den sie als Touristen gekommen auf einmal durch ein Exempel besserer Art temperirt werde. Darauf antwortete der junge Mann nicht weiter. Beide trennten sich nach überstandener Quarantaine als Freunde und wechselten beim Abschiede ihre Karten, in welchem Austausche, beiläufig gesagt, Alles bestand was sie einander über ihre persönlichen Verhältnisse während der geraumen Zeit ihres Zusammenseins mitgetheilt hatten. Als nun drei Jahre nach diesem Zusammentreffen „Eothen" dem Ref. in die Hände kam, glaubte er sogleich am Inhalt sowol als an dem Charakter des Buches seinen Freund aus der Quarantaine zu erkennen. Er erkundigte sich deshalb brieflich und erhielt zur Antwort, der Name des anonymen Verf. von „Eothen" sei keineswegs Geheimniß; er heiße Alexander William Kinglake, und fungire dermalen als Rechtsanwalt bei einem londoner Gerichtshofe; außer jenem Buche habe er Nichts geschrieben. Ref. hielt nun diesen Namen mit dem der erhaltenen Visitenkarte zusammen; es war genau derselbe. Durch drei charakteristische Stellen hatte sich der Verf. für den Ref. besonders kenntlich gemacht. Die eine derselben ist folgende:

Er machte die Reise von Kairo nach Suez auf einem Dromedar; sein Begleiter und Führer, den er aus Nazareth auf Empfehlung von Franciscanermönchen in Damaskus mitgenommen, und der seine Unkenntniß der Gegenden schon früher verrathen hatte, war ebenso beritten, konnte aber mit seinem Thiere nicht vorwärts kommen. Darüber verlor unser Freund die Geduld und ritt, ohne sich um den Nazarener zu bekümmern, allein vorwärts. Nach kurzer Zeit hatte er seinen Führer aus den Augen verloren und überlegte nun, sich in der Wüste allein findend, ob er stehen bleiben und das zweifelhafte Herankommen des Führers, oder das noch ungewissere des schon früher mit dem Gepäck zurückgelassenen Dieners abwarten, oder getrost vorwärts in gerader östlicher Richtung reiten sollte, auf welcher er gewiß sein konnte, wo nicht Suez selbst, so doch das Rothe Meer zu erreichen. Hier lassen wir ihn selbst erzählen. Der Übersetzer wird die ganz unbedeutenden Abweichungen entschuldigen, womit wir das Original nach unserer Weise wiedergeben; es hat Jeder seine eigene. Der Reisende sagt:

Ich gestehe, ein Gefühl von Bangigkeit überkam mich, als mein Blick den weiten leeren Umkreis des Horizonts durchmaß, und ich mich mitten in der öden Wüste allein und ohne Lebensmittel sah. Aber eben diese Bangigkeit machte das Glück das ich über meine Fessellosigkeit empfand mir nur um so schmackhafter. Bisher war ich bei allen meinen Fahrten unter der Obhut Anderer gewesen; Matrosen, Tataren, Wegweiser und Dolmetscher hatten für mich gesorgt. Jetzt endlich in dieser afrikanischen Einöde war mein Leben nur mir allein anvertraut und Keinem sonst. So war es mir ganz recht. Der größte Theil des Tages lag noch vor mir, ich hatte ein ganz gutes Dromedar, einen Pelz, ein paar Pistolen; aber Brot und Wasser fehlten mir, nach Beidem mußte ich reiten und also ritt ich. Einige Stunden hielt ich mein Thier zu einem raschen, aber gleichmäßigen Schritt an, aber nun begann die Qual des Durstes. Noch hatte ich nicht lange zu leiden gehabt, als in weiter Ferne vor mir etwas Bewegliches erschien. Nahe herangekommen, sah ich, daß es ein Beduine war, der auf einem Kameel saß und einen andern Beduinen zu Fuß neben sich hatte. Beide machten Halt. Am Packsattel des Kameels hing wie gewöhnlich eine große lederne Wasserflasche, die wohl gefüllt schien. Ich steuerte mit meinem Dromedar bis dicht zur Seite des berittenen Arabers, ließ mein Thier niederknien, saß ab, ging, den Zügel in der Hand behaltend, ohne ein Wort zu sagen auf den Reiter los, ergriff seine Flasche, machte sie auf, und trank in langen und tiefen Zügen aus ihren ledernen Lippen. Regungslos und von sprachlosem Entsetzen ergriffen standen die beiden Beduinen wie eingewurzelt, und in der That, die Erscheinung, wenn sie etwa nie vorher einen Europäer gesehen hatten, mußte sie wol in Staunen setzen.

Der Reisende ritt nun getrost in derselben Richtung fort; sein Dromedar aber begann die Kräfte zu verlieren, ein zäher Schaum sammelte sich um das Gebiß des Thieres, es fing an zu stöhnen, aber der Reiter konnte ihm keine Ruhe gönnen, er mußte vorwärts und vorwärts. Endlich veränderte sich der Charakter der Gegend; statt der flachen Ebene kamen Sandhügel, Kalkfelsen, gekrümmte Hohlwege, die ihn immer unsicherer machten. Er aber nahm sich zusammen, „und zuletzt, als ich in meinem raschen Schritt hinauf auf die Höhe eines Kammes kam, Thalatta! Thalatta! beim Zeus! Ich erblickte das Meer!"

(Der Beschluß folgt.)

Die Ausgrabungen bei Upsala.

Stockholm, 15. Oct. 1846.

In den Zeitungen wurde bereits berichtet, daß man bei der Durchgrabung des Odinshügels in Alt-Upsala auf die Mauern einer Grabkammer gestoßen sei. So glaubte man damals, aber die Vermuthung ein solches Hypogeum anzutreffen hat sich bis jetzt nicht bestätigt. Es fand sich, daß die Steinmasse, welche man für den äußern Rand einer Mauer hielt, nur ein unordentlicher Steinhaufen ist, der die ganze Grabstätte bedeckt; da nämlich die Galerie 16 Fuß durch diese Steinmasse durchgeführt ist und man sich schon etwa mitten unter der Spitze des Hügels befindet, ist wenig Hoffnung da, einen leeren innern Raum zu finden. Die mit großer Geschicklichkeit und Kenntniß seit sechs Wochen betriebene Arbeit hörte am 26. Sept. auf, soll aber im nächsten Sommer fortgesetzt werden. Sind also die Entdeckungen geringer als Mancher sich vorgestellt hatte, so sind doch die Ergebnisse nicht unwichtig. Erstens ist der Hauptzweck gewonnen, nämlich der Beweis, daß diese Hügel nicht, wie Einige in der neuesten Zeit vermuthet hatten, von der Natur selbst gebildet, sondern wirkliche, zum Theil künstlich aufgeführte Grabhügel sind; zweitens haben wir jetzt sowol über den innern Bau dieser Grabstätten als über die altnordische Begräbnißsitte an diesem Ort und um diese Zeit Kenntniß gewonnen. Im Westen der Landeskirche zu Alt-Upsala, bekanntlich ehemals der Hauptsitz des heidnischen Cultus im ganzen Norden, zieht sich ein langer, aber sehr schmaler Sandrücken von Norden nach Süden fort; auf diesem Rücken erheben sich 25—30 Gipfel. Drei von ihnen, ganz in der Nähe der Kirche, unterscheiden sich durch Höhe und Umfang von den übrigen, und diesen werden von der Überlieferung die Namen der Götter oder der Könige Thor, Odin und Frey beigelegt. Daß diese wirklich nur Fürsten oder wenigstens sehr reichen und mächtigen Personen angehört haben, geht aus der ungeheuern darauf verwendeten Arbeit und den großen Kosten, die dem Leser sogleich klar werden sollen, deutlich hervor. Ein vierter Hügel, niedriger, platter, aber oben viel weiter im Umfange, wird der Tingshög, Gerichtshügel, genannt. Die übrigen sind in jeder Hinsicht weit geringer und zum Theil von den natürlichen Erhebungen des Sandrückens kaum zu unterscheiden.

Wenn ein Heidenkönig in Upsala verschied, so wurde an einem leeren Platz auf den genannten Sandrücken das Röthige zu seiner Verbrennung vorbereitet. Erstens breitete man über den Sand ein Lehmlager etwa 1 Fuß hoch und dicht zusammengepackt. Darauf erbaute man einen sehr ansehnlichen Scheiterhaufen, und auf diesen, wahrscheinlich in der Mitte, legte man den fürstlichen Leichnam mit seinen Waffen, seinem Schmuck und allerlei Geräthe. Einen Beweis davon geben die hier gefundene Lanzenspitze von verrostetem Eisen, das kleine Fragment eines Goldschmuckes mit erhabenen Kanten (zur Einfassung eines Edelsteins), eine Spange und das Stück eines Haarkammes. Wahrscheinlich erhob sich Allen sichtbar der königliche Leichnam, vielleicht auf einem besondern Bette ruhend; man fand Überbleibsel einiger Fichtenpfähle, wovon einer von 8 Zoll im Durchmesser noch aufgerichtet stand, übrigens theils inwendig vermodert, theils an den Seiten und am obern Ende verkohlt, aber an seinem untern Theile, wo er von den ihn umgebenden Steinen geschützt war, weniger beschädigt. Diese Pfähle konnten wol keinen andern Zweck haben als das Ruhebette des verstorbenen Königs zu stützen: Dies wird in unsern Augen durch den Fund eines drei Zoll langen Bindenagels bestätigt. In alten Sagen wird sogar erzählt, daß der Scheiterhaufen wie ein Haus gebaut wurde.

Um den Leichnam herum wurden Sklaven, Pferde und allerlei Vieh (vorher getödtet oder lebendig angebunden?) in größerer oder geringerer Entfernung hingelegt und danach das Ganze angezündet. Daß auch im Norden Sklaven und Vieh, vielleicht auch die Weiber, dem Fürsten im Tode zu seiner Bedienung im künftigen Leben folgten, wie es fast überall bei den Heiden Sitte war, bezeugen die vielen gefundenen Knochen von Menschen und allerlei Thieren, sogar (wie man vermeint) von Bibern. So reichlich auch das Holz zusammengehäuft werden mochte, so konnte doch das Feuer nicht alles Brennbare gänzlich vertilgen: der merkwürdigste Beweis davon ist eine im Lehmboden gefundene $2\frac{1}{2}$ Zoll lange, rothbraune Haarlocke.

Als der Scheiterhaufen niedergebrannt war, wurden die Knochen aufgelesen und in einer (oder mehren?) Urne aufbewahrt. Diese Todtenurne ist im Odinshügel noch nicht aufgefunden worden, wol aber Fragmente davon in einem kleinern Hügel daneben sowie in vielen andern in der Umgegend und anderswo. Sie wurden durch darüber und an die Seiten gelegte Steine vor dem Zerdrücken geschützt. Sie sind von ungebranntem Lehm, also zerbrechlich, übrigens roh und ohne irgend eine Bezeichnung. Die Urne wurde auf die Brandstätte selbst hingestellt, und rund um sie wurde ein sehr großer Steinhaufen aufgethürmt. Am äußern Rande ist dieser in dem Odinshügel nur zwei Steinlagen hoch, aber er erhebt sich allmälig bis auf sieben, sodaß die Steinmasse eine kuppelförmige Gestalt hatte; der Umfang war ansehnlich, etwa 32 Fuß im Durchmesser. Die Steine sind gewöhnliche Feldsteine von verschiedener Größe; an einigen zeigen sich auf einer Seite Spuren von Behauung. Da in der nächsten Umgebung von Alt-Upsala, jetzt wenigstens, keine größern Steine zu finden sind, so war Dies ein desto größeres Stück Arbeit. Endlich wurde der Steinhaufen von einer dicken Sandschicht bedeckt und somit das Grabmal fertig. Die Höhe des auswendigen Gipfels des Odinshügels über dem inwendigen Gipfel des Steinhaufens beträgt 18 Fuß; der bisher durchgegrabene Halbdurchmesser des künstlichen Hügels am Grunde beträgt 68 Fuß durch den Sand und 16 Fuß durch den Steinhaufen = 84 Fuß; also ist der ganze Hügel, insoweit er von Menschen bereitet ist, etwa 170 Fuß im Durchmesser; und wenn man bedenkt, welche Masse von Sand und Steinen zur Herstellung eines solchen Grabmals erforderlich ist, so begreift man leicht, was Sturleson erzählt, daß zu solchen Arbeiten der gemeine Mann von nah und fern aufgeboten wurde. 113.

Bibliographie.

Bernhard, G., Die Symbole. Eine komische Novelle. Bautzen, Schlüssel. 8. $22\frac{1}{2}$ Ngr.

Blessington, Gräfin v., Memoiren einer Kammerfrau. Ins Deutsche übertragen von A. Kretzschmar. 1ster und 2ter Band. Grimma, Verlags-Comptoir. 16. 15 Ngr.

Bölte, Amalie, Louise oder die Deutsche in England. Erzählung. Bautzen, Schlüssel. 8. 12 Ngr.

Boost, J. A., Die Geschichte und die Propheten die wahren Schlüssel zu den Pforten der Zukunft. Als Schluß der Reformations- und Revolutionsgeschichten von Frankreich, England und Deutschland. Augsburg, Rieger. Gr. 8. 25 Ngr.

Brockhaus, H., Speculative Erörterung der in Hegel's Einleitung zu seiner Encyklopädie der philosophischen Wissenschaften enthaltenen Principien. Königsberg, Theile. 8. $7\frac{1}{2}$ Ngr.

Capadose, A., Gedanken über den Zustand der Seelen in der Abgeschiedenheit zwischen Tod und Auferstehung. Übersetzt aus dem Holländischen von A. Dammann. Nebst 2 Anhängen: Die Lehre Plato's von der Zukunft der menschlichen Seele. Ein Versuch von E. Fabarius. Die ewigen Hütten vom Schul-Inspector C. H. Zeller. Düsselthal. 8. $7\frac{1}{2}$ Ngr.

Daub, J. H., Christliche Stimmen aus der Tiefe. 2te sehr vermehrte Auflage. Bielefeld, Velhagen und Klasing. 16. 20 Ngr.

Droste zu Vischering, C. A. Freiherr, Predigten, Betrachtungen und Unterweisungen, in früheren Jahren gehalten. 2te Auflage. Mit einem Lebensabrisse desselben und der zu Münster bei der Beisetzung gehaltenen Trauerrede. Münster, Aschendorff. Gr. 8. 1 Thlr.

— — Dessen kurzer Lebensabriß. Nebst Dr. Kellermann's Trauerrede. Münster, Aschendorff. Gr. 8. 5 Ngr.

Erlenmeyer, F. A., Die Sage von der Burg Adolphseck. In zwei poetischen Versuchen. Wiesbaden, Beyerle. 1845. 8. 2½ Ngr.

Fülleborn, F. L., Das reine Christenthum und die Weltreligion. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 4 Ngr.

Gemälde deutscher Dichter zur brandenburgisch-preußischen Geschichte. Nebst einer Sammlung biblischer Kernsprüche zur Erweckung und Befestigung der Vaterlandsliebe und einem brandenburgisch-preußischen Geschichtskalender. Erfurt, Müller. Gr. 8. 12 Ngr.

Hebel's, J. P., Werke. Ausgabe in 3 Bänden. 1ster Band. Mit Hebel's Bildniß, Facsimile und 4 Musikbeilagen. Karlsruhe, Müller. 16. 12 Ngr.

Hoffmann, L., Gedichte. Berlin. 8. 15 Ngr.

Klausner, C., Mondrosen. Novellen, Zeitbilder und Humoresken. Königsberg, Theile. 8. 22½ Ngr.

Laube's, H., Novellen. 2te Auflage. 1ster Theil. Reisenovellen. 1. Mannheim, Hoff. 16. 9 Ngr.

Merx, Eulalie, Mutter und Tochter. Ein Lebensbild. Magdeburg, Falckenberg u. Comp. 16. 15 Ngr.

Nürnberger, W., Die Erben von Schloß Sternenhorst. Novelle. Landsberg a. d. W., Volger und Klein. 8. 18 Ngr.

Rausse, J. H., Miscellen zur Gräfenberger Wasserkur. Zwei Theile. 3te stark vermehrte Auflage. Zeitz, Schieferdecker. 8. 1 Thlr.

Reber, B., Felix Hemmerlin von Zürich. Neu nach den Quellen bearbeitet. Zürich, Meyer u. Zeller. Gr. 8. 2 Thlr. 6 Ngr.

Soulié, F., Es war hohe Zeit, oder: Zu etwas ist Unglück doch gut. Nach dem Französischen frei bearbeitet von Isidor Orientalis. Bautzen, Schlüssel. 8. 22½ Ngr.

Stahl, F. J., Fundamente einer christlichen Philosophie. Abdruck des ersten Buches von des Verfassers Philosophie des Rechts. 2te Auflage mit Zugabe neuer Kapitel. Heidelberg, J. C. B. Mohr. Gr. 8. 1 Thlr.

Stehfest, C. A., Der Ablaßkrämer Johann Tetzel, eine biographische Erzählung aus dem 16. Jahrhundert zu Nutz und Frommen für Jedermann. Mit erklärenden Beilagen und 3 historischen Anhängen. Schneeberg. Gr. 8. 15 Ngr.

Stimmen der alten Dichter Ausonius und Venantius Fortunatus von der Mosel aus dem Lateinischen übersetzt von K. G. Neumann. Trier, Troschel. 16. 8 Ngr.

Tenelli, M., Die Atheisten. Historischer Roman aus der Zeit Ludwig XIV. 1ster Band. Grimma, Verlags-Comptoir. 16. 15 Ngr.

Volksbuch für das Jahr 1847, mit besonderer Rücksicht auf die Herzogthümer Schleswig, Holstein und Lauenburg. Herausgegeben von K. L. Biernatzki. Mit Kalender. Altona, Lehmkuhl. 8. 15 Ngr.

Waterkeyn, H. B., Kosmos hieros, d. i. das Werk der Schöpfung nach der Wissenschaft und nach dem Glauben oder die neueren naturwissenschaftlichen Theorien der Weltschöpfung im Vergleiche mit der heiligen Schrift. Grimma, Verlags-Comptoir. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Zur Geschichte des ehemaligen ostpreußischen National-Kavallerie-Regiments in den Feldzügen 1813—14. Mittheilungen und Erinnerungen aus den Tagebüchern eines Freiwilligen. Leipzig, Jurany. 8. 1 Thlr.

Tagesliteratur.

Actenmäßiger Abdruck der bei der Großherzoglichen Justiz-Canzlei zu Güstrow anhängigen Prozeßverhandlungen in Sachen des Gutsbesitzers Pogge auf Roggow, Klägers, I. gegen den Erblandmarschall v. Maltzahn auf Penzlin; II. gegen den Landrath v. Blücher auf Suckow und den Landrath v. Leers auf Schönfeldt. Leipzig. Gr. 8. 15 Ngr.

Actensammlung in Sachen des Justizraths 2c. Dr. Jasper in Schleswig wider Se. Durchlaucht den Generalfeldmarschall Friedrich, Landgrafen zu Hessen, so wie später dessen Erbmasse; wegen schuldiger Vergütung für gehabte Geschäftsführungen, Mühwaltungen und Auslagen. Herausgegeben von C. F. Jasper. Schleswig. Gr. 8. 1 Thlr.

Benfey, R., Die protestantischen Freunde und die Juden. Leipzig, Naumburg. 1847. Gr. 8. 7½ Ngr.

Berger, C., Zuruf eines alten Deutschkatholiken an seine Glaubensgenossen nach zurückgelegtem 1. Jahre ihrer Vereinigung. Magdeburg, Baensch. Gr. 8. 4 Ngr.

Eine Betrachtung über die Napoleons-Verehrung, oder eine Parallele zwischen Napoleon Bonaparte und Friedrich dem Großen. Berlin, Weinholz. Gr. 8. 5 Ngr.

Bräuhäuser, J., Lotterie und Sparkasse mit einander verbunden im Lotterie-Anlehen mit Loosen von geringem Betrage. Augsburg, Rieger. 4. 5 Ngr.

Faxen aus Sachsen. 1stes Heft. Mit 1 colorirten Titelblatte. Leipzig, Payne. 8. 5 Ngr.

Gelpke, E. F., Das Schul- und Unterrichtswesen des regenerirten Cantons Bern von seiner untersten bis zur höchsten Stufe. Nebst einigen Bemerkungen über die Schrift: Gedanken und Ansichten über das bernerische Schulwesen. Bern, Dalp. Gr. 8. 7½ Ngr.

Hopf, A., Spickaal als Beherrscher der Mosquito-Küste und die Emancipation unter den Wilden. Charlottenburg, Bauer. 8. 7½ Ngr.

Jenny Lind. Eine Skizze ihres Lebens und ihrer Künstler-Laufbahn bis zu ihrem ersten Auftreten in Wien. Mit dem Portrait der Künstlerin und einem ihrer schwedischen Lieder mit deutscher Übersetzung. Wien, Jasper. Gr. 8. 12 Ngr.

Körner, C. J., Bunte Gedichte der Zeit aus Schleswig-Holstein. Itzehoe, Nissen. Kl. 8. 25 Ngr.

Der Buchhändler Krebshold, wie er als Beförderer der Humanität ein armer Teufel wird, später als Beförderer der Charlatanerie sein Glück macht. Berlin, Weinholz. Gr. 8. 2½ Ngr.

Krüchten, R. v., Licht! Licht! d. i. neueste Aufräumung im Christenthum durch das offene Sendschreiben an die katholische Pfarre Siegburg 2c. Köln, Bachem. Gr. 8. 5 Ngr.

Krüger, G., Berichte über die erste evangelische Generalsynode Preußens im Jahre 1846. Mit einem Anhange der wichtigsten Actenstücke. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Miczovski, S. S., Der galizische Bauernchef oder die Blut- und Schreckensscenen in Galizien, während des polnischen Aufstandes. Grimma, Verlagscomptoir. 16. 15 Ngr.

Oppenheim, H. B., Über das Verbot ganzer Verlagsfirmen. Karlsruhe, Groos. Gr. 8. 6 Ngr.

Rechtsansicht betreffend die Zulässigkeit der Einräumung von Kirchen zum Mitgebrauche für den christkatholischen (deutschkatholischen) Gottesdienst. Breslau, Trewendt. Gr. 8. 6 Ngr.

Satan, Erbauliche und seltsame Historia von Rothschild I., König der Juden. Nach der 5ten Auflage des Französischen. Berlin, Reichardt u. Comp. 8. 5 Ngr.

Schütz, W. v., Die frommen katholischen Alt-Sarmaten und die neuen heidnischen Anti-Sarmaten. Zur richtigen Würdigung ihrer letzten Insurrection. Leipzig, Renger. Gr. 8. 15 Ngr.

Sintenis, W. F., Luther lebt noch! Predigt am 300jährigen Todestage Luther's. Nebst dem Altargebete vom Prediger F. A. Klusemann. Magdeburg, Baensch. Gr. 8. 4 Ngr.

Tabak, ein pestilenzialisches Kraut! Zeitgemäße Warnungen an Alt und Jung von einem practischen Arzte und Chemiker. Grimma, Verlags-Comptoir. 8. 7½ Ngr.

Waltmenich, C. v., Über die von den Ausschüssen der II. Kammer als Art. VIII beantragte Ergänzung des Eisenbahn-Gesetzentwurfes. München, Franz. Gr. 8. 4 Ngr.

Wolff, F., Über die Geldverlegenheit und ihre Abhülfe. Berlin, Reimer. 8. 3 Ngr.

Wuttke, H., Polen und Deutsche. Politische Betrachtungen. Schkeuditz, W. v. Blomberg. Gr. 8. 9 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 356. —— 22. December 1846.

Eothen. Nach der vierten Auflage des englischen Originals von A. Kretzschmar.

(Beschluß aus Nr. 355.)

Die zweite der drei oben bemerkten Stellen ist diese. Der Verf. hat eben von der Sitte der Frauen griechischer Confession, die Feiertage am Fenster auf die Straße hinaussehend zuzubringen, mit misbilligender Miene gesprochen. Er ruft aus:

> O, ich will nun für immer nachsichtig sein gegen alle Schriftsteller, alle Redner, alle Prediger! Habe ich mich nicht eben, mich der ich ein Laie bin und den Niemand zum Schreiben zwingt, auf dem üblichen salbungsvollen Ton ertappt der gemeinhin angestimmt wird? (Der Übersetzer gibt hier die Worte: „chiming in with some tuneful cant" mit: „in das allgemeine Lied einstimmen" wieder, wodurch aber das Salz der ganzen Betrachtung verloren geht.) Ich habe allerdings die Stirn gehabt mich über die verderblichen Wirkungen der griechischen Festtage zu ergehen. Meine Worte aber sollen stehen bleiben als niederschlagender Beweis, daß auch ich dem unausweichlichen Geschick anheimfalle, welches Jeden der eine Feder in der Hand hat verführt, dann und wann eine Ansicht zu äußern die nicht die seinige ist. . . . Ich kämpfe so tapfer ich kann gegen dies unerträgliche Verhängniß, ich thue was ich vermag um euch nicht zu täuschen, meine in mir lebenden Gedanken niederzuschreiben, und Nichts auszusprechen was ich nicht wirklich fühle — aber kaum lasse ich mich selbst einen Augenblick aus den Augen, so ist es als ob ein Dämon sich meiner rechten Hand bemächtigte und mich nöthigte so zu schreiben, als dächte ich. . . . u. s. w.

Die dritte Stelle endlich, an welcher der Verf. für den Ref. erkennbar war, ist nicht allgemein interessant genug um ausgeschrieben zu werden; es ist die, in welcher der Verf. sagt, daß er, von Natur langsam, träge, und wenig unternehmend, diese Reise gemacht habe um seinen Willen zu stählen. Die Leser werden nun wol ungefähr beurtheilen können, mit welcher Art von Reisenden sie es hier zu thun haben, und einsehen, daß diese Art keine von den geringern und gewöhnlichen ist. Um aber doch auch von dem Inhalte seines Buches eine Vorstellung zu geben, wollen wir ihm hier einiges Wenige nacherzählen.

In der Nähe des Jordan traf er auf einen Haufen lagernder Araber, die so armselig waren, daß sie weder Brot noch Salz hatten, und sich von einem säuerlich schmeckenden Kraute, womit Reisende sich zuweilen den Durst zu löschen pflegen, nährten. Er schildert diese Leute als furchtbar häßlich, von der niedrigsten Geberdung, diebisch und räuberisch; während sie sich verstohlen und in einem Dialekt der seinem Führer unverständlich war miteinander besprachen, merkte er, daß sie schlimme Absichten auf ihn hatten. Mit diesen Leuten trat der Dolmetscher unsers Reisenden wegen der Überfahrt über den Jordan in Unterhandlung und gewann sie so, daß sie alle ihre räuberischen Absichten, über welche sie bereits stundenlang untereinander auf das heftigste disputirt hatten, sofort aufgaben, die Reisegesellschaft sicher an die Furt geleiteten, ihr mit Sack und Pack über das Wasser halfen, sich mit einer äußerst geringfügigen Bezahlung zufrieden erklärten und überhaupt vollkommen gut benahmen. Und was war es, was diese Wirkung auf sie ausübte? Nichts Anderes als das Versprechen eines ihnen schriftlich auszustellenden Zeugnisses ihrer guten Aufführung. Der Vorschlag hierzu, sagt der Verf., ward nicht nur augenblicklich und einstimmig von der gesammten Horde angenommen, sondern erregte unter ihnen den lebhaftesten Enthusiasmus, sie stürzten auf ihn zu wie toll, überschütteten ihn mit Danksagungen und Glückwünschen und küßten ihm Hände und Füße. So groß ist das Ansehen eines Europäers dort, so viel gilt sein Wort, seine Verwendung, daß sich die Eingeborenen darum wie um den besten Gewinn bemühen, und zwar nicht um davon wiederum bei Europäern, etwa bei Reisenden oder bei Agenten europäischer Mächte, sondern bei ihren eigenen Landsleuten, bei ihren Chefs oder ihren Verfolgern Nutzen zu ziehen. Über dieses Verhältniß machte unser Verf. noch eine interessantere Erfahrung als die eben angeführte, da er nämlich in Nablus (dem alten Sichem), nachdem er kaum dort angekommen war, auch sogleich eine Deputation griechischer Katholiken empfing, die seine Verwendung zur Befreiung einer gewaltsam zum Islam bekehrten Christin nachsuchte. Er besaß weder Amt noch Macht noch Namen; man wandte sich an den eben eingetroffenen Fremdling einzig deshalb weil er ein europäischer Christ war. Was der Verf. bei diesem Anlaß sagt ist bemerkenswerth, und für die Richtigkeit seiner Betrachtungen bürgt das einstimmige Urtheil aller einsichtsvollen Reisenden die den Orient kennen gelernt haben. Wir folgen an dieser Stelle der Übersetzung des Hrn. Kretzschmar:

Die Gewalt womit Mehemet Ali die Insurrection der mohammedanischen Bevölkerung zermalmte hatte das Haupt des Islam gebeugt. Ein so vollständiger Sieg wie dieser würde, wenn er von einem gewöhnlichen asiatischen Machthaber errungen worden wäre, eine Stabilität zur Folge gehabt haben. Das sich so leicht beugende Gemüth des Orientalen würde sich tief und lange unter die Füße eines Eroberers gebeugt haben dem Gott so viele Kraft verliehen. Aber Syrien war kein Feld für echte asiatische Kriege — Europa war mit im Spiele, und obgleich die großen Massen ägyptischer Truppen es festzuhalten schienen, so wußte und fühlte doch jeder Bauer, daß in Wien, Petersburg oder London vier bis fünf blaß aussehende Männer saßen, die den Stern des Paschas mit einigen Fetzen Papier und Tinte herabreißen konnten. Das Volk wußte, daß des Paschas Stärke in seinem französischen General, seiner französischen Taktik und seinen englischen Maschinen lag; überdies sahen sie, daß Person, Eigenthum und selbst die Würde des niedrigsten Europäers mit der ängstlichsten Sorgfalt bewacht ward. Die Folge von allem Diesen war, daß die Einwohner von Syrien unbestimmt aber zuversichtlich von Europa neue Veränderungen erwarteten. . . Jedermann wollte wissen, nicht Wer sein Nachbar sei, sondern Wer sein Herrscher sein werde, Wessen Füße er küssen solle, und von Wem seine Füße zuletzt würden geprügelt werden. Besonders das Ansehen der Engländer war so groß, daß ein Muselmann der irgend einer Nachstellung zu entgehen suchte bei dem früher so verachteten Hut den Schutz suchte, den der Turban nicht länger gewähren konnte, und selbst hochstehende Beamte glaubten, sie hätten das große Loos oder auf alle Fälle doch ein sehr werthvolles Lotteriebillet gewonnen, wenn sie von einem schlichten Reisenden eine schriftliche Belobung ihres Verhaltens in Händen hatten.

Besonderes Interesse mag in England die Beschreibung des Besuchs erregt haben, den der Reisende der berühmten und außerordentlichen Lady Esther Stanhope machte. Man wird dieser Beschreibung auch bei uns mit Spannung folgen. Er schildert das Ansehen dieser merkwürdigen Enkelin des großen Chatham wie das einer Prophetin. Sehr schön bemerkt er:

Ich weiß nicht wie es kommt, aber es gibt eine Sehnsucht nach dem Morgenlande, von welcher gewöhnlich stolz gesinnte Menschen ergriffen werden, wenn Gram und Kummer sie verfolgt.

Ihre Verbindung mit den Beduinenhäuptern soll sie durch ein Geschenk von 500 Pf. St. eingeleitet haben; der Verf. meint, gerade so hoch habe sich auch ihr Ansehen bei ihnen belaufen, auf 500 Pf. St., nicht mehr und nicht weniger. Er hatte eine sehr lange Unterredung mit ihr, worin sie ihren Glauben an das Wunderbare, an astrologische Wissenschaft und Magie mit strömender Beredtsamkeit entwickelte und von der eiteln vorgeblichen Wissenschaft der Europäer mit entschiedener Verachtung sprach. Es gebe allerdings auch verwerfliche magische Künste, wie solche z. B. Ibrahim Pascha, ein verwegener schlechter Mensch, besitze, der sich schuß- und stichfest zu machen verstehe, und nach einer Schlacht die Kugeln aus den Falten seines Shawls wie Staub herausschütte. Sie sagte auch, daß eine fürchterliche Umwälzung der Welt bevorstehe, welche den dermalen anerkannten Werth alles Eigenthums vernichten werde. Nur Die, welche zur Zeit der großen Veränderung im Orient wären, in dem neuen Leben welches mit schnellen Schritten herannahe, könnten hoffen groß zu werden. Wenn sie von Religion sprach und die Ankunft des Messias verkündete, deutete sie dabei fortwährend auf ihren eigenen himmlischen Rang hin. Während der ganzen Unterredung saß die Sibylle in ein weitfaltiges weißes Gewand gehüllt, einen Kaschemirturban auf dem Kopf und die brennende türkische Pfeife im Munde.

Liest man einen solchen Reisebericht, und vergleicht damit einige ähnliche, welche in neuern Zeiten von Deutschen und Franzosen erschienen sind, so kann das Ergebniß der Zusammenstellung, auch wenn man das Alter unsers Engländers nicht mit in Rechnung bringt, unmöglich zu Gunsten jener ausfallen. Diese Zusammenstellung könnte sogar Anlaß zu recht ernsten Betrachtungen werden, denen wir uns aber hier nicht zu überlassen gesonnen sind. Nur das Eine sei bemerkt. Auch der Verf. von „Eothen" spricht, wie Dies alle Reisende deren Berichte nicht zu den streng wissenschaftlichen gehören zu thun gewohnt sind, sehr Viel von sich selbst. Sogar begegnet man dem englischen I, wie Dies in der Üblichkeit der Sprache liegt, noch öfter als dem deutschen Ich. Dennoch merkt man es bei dem Engländer kaum, und zwar darum, weil Das was er an seine Person knüpft jedesmal ein von dieser unabhängiges und sachliches Interesse hat. Der Verf. zeigt hier einen Takt, der zwar immer ihm angerechnet werden muß, der aber nicht ganz und gar sein Verdienst, sondern zum wesentlichen Theile das des Publicums ist für welches er schreibt. Ein Engländer dürfte nicht wagen, ja es kann ihm gar nicht einfallen, seine Leser mit so geringfügigen, seine eitle Person angehenden Dingen zu beschäftigen, sich mit so viel Selbstgefälligkeit zum Mittelpunkt seiner Beschreibungen zu machen, als wir leider so häufig bei unsern Schriftstellern antreffen. Ein Engländer schreibt für sein Land, ein Franzose für Paris, ein Deutscher für seine Vettern. Wir reden hier natürlich nur von einer in bestimmten Grenzen der Bildung und Ansprüche eingeschlossenen Kategorie von Reisenden. Ein Werk wie z. B. Fallmerayer's „Fragmente" ist in keiner Literatur übertroffen, und in seiner Eigenthümlichkeit sogar außer dem Bereich einer Vergleichung.

Über den Humor und die trockene Ironie des Verf. ist hier absichtlich nicht näher gesprochen worden, theils weil jede Übersetzung schon an und für sich diese Schärfen abstumpft, theils auch weil sie meistentheils bei Anlässen zum Vorschein kommen, von welchen sich der englische Humor (wie z. B. von Sitten, Ritus, gesellschaftlichen Satzungen) gewöhnlich scheu entfernt hält, sodaß unser Verf. dortigen Lesern manchen piquanten Genuß verschaffen konnte, für welchen man aber bei uns minder empfänglich ist. Das Meiste dieser Art geht überdies, wie mehrfach bemerkt, schon durch die Übersetzung verloren. So, um nur ein einziges Beispiel anzuführen, muß jeder Engländer lächeln, wenn der Verf. im Genuß seines orientalischen Behagens die englischen Gesellschaftsqualen aufzählt und erwägt: „How many poor devils are living in a state of utter respectability." Liest aber ein Deutscher an dieser Stelle: „wie viele arme Teufel in einem höchst achtbaren Zustande leben",

so geht Das spurlos und sogar halb unverstanden an ihm vorbei, während dem Engländer das Wort „respectability“ einen der ihm geläufigsten Begriffe ausdrückt, mit welchem er sogleich den Gedanken an eine zahllose Menge von Vorurtheilen und Satzungen, und ganz besonders die Vorstellung der entsetzlichen Anstrengungen verbindet, die oft gemacht werden um „respectability“ zu erlangen. 62.

Altfranzösische Lieder und Leiche aus Handschriften zu Bern und Neuenburg. Mit grammatischen und literarhistorischen Abhandlungen von Wilhelm Wackernagel. Basel, Schweighauser. 1846. Gr. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Wenn unsere Kunde von der altfranzösischen Lyrik noch um Vieles ungenügender ist als die von der spanischen, provençalischen, italienischen und deutschen, so mag der Grund davon theils in der Seltenheit wohlgeordneter und zuverlässiger Handschriften zu finden sein, theils aber liegt er ohne Zweifel in dem geringen Fleiße, den mit wenig Ausnahmen bisher die Franzosen selbst ihrem alten Minnegesange zugewandt haben. Nach den ältern Arbeiten von de la Ravallière (dem Herausgeber der „Gedichte des Königs Thibaut von Navarra und Champagne“) und de la Borde („Essai sur la musique“) ist fast nur Paulin Paris' „Romancero français“ nennenswerth. Mit um so größerm Danke ist aufzunehmen was gleichzeitig mit und unabhängig von den Mittheilungen Adalbert Keller's (in der „Romvart“) Hr. Professor Wackernagel hier uns bietet. Eine berner Pergamenthandschrift, im 13. Jahrhundert mit vieler Sorgfalt geschrieben, liefert eine Auswahl von 519 Gedichten, unter denen 238 anonym sind, die übrigen aber 106 Dichtern (deren Namen sich jedoch wie es scheint auf 92 zurückführen lassen) beigelegt werden. Zweiundvierzig unter diesen waren bisher auch nicht einmal dem Namen nach bekannt. Aus diesem großen Reichthum gibt Hr. Wackernagel indeß nur eine Auswahl von 52 Gedichten, von denen einige zwar schon gedruckt waren, hier indeß in wesentlich verbesserter Gestalt erscheinen. Für diese Gedichte nennt die Handschrift 21 Verfasser; 18 sind unbenannt. Der Text ist getreu nach dem Manuscripte abgedruckt; einzelne Berichtigungen gibt der Herausgeber S. 122—124. Außerdem theilt Hr. Wackernagel bei Gelegenheit einer Untersuchung über geistliche Lieder, die aus einer Umbildung verbreiteter Volks- und Minnelieder entstanden sind (S. 185—188), noch Proben aus einer in Neuenburg (Neuchatel) aufbewahrten handschriftlichen Sammlung altfranzösischer Gedichte mit.

Den Gewinn den diese Publicationen für die Literargeschichte nordfranzösischer Poesie gewähren genauer festzustellen und auszubeuten, möge Kundigern überlassen bleiben, hier aber noch über die beigefügten, den größern Theil des Büchleins (S. 86—253) umfassenden Abhandlungen kurz berichtet werden. Nächst den genauern Angaben über den Inhalt der berner Handschrift und das bei dem Abdrucke beobachtete Verfahren (S. 86—124), auf welche im Obigen bereits Rücksicht genommen ist, erörtern dieselben theils sprachliche (S. 124—161) und theils literargeschichtliche Fragen.

So interessant nun auch die Untersuchungen über Schreibung und Aussprache des Altfranzösischen und namentlich über Entstehung und Weiterbildung der romanischen Sprachen, vorzugsweise der französischen, durch allmälige Umbildung der lateinischen Grundsprache sind, so scharfsinnige Combinationen und so seltenen Reichthum, entlegene Sprachgebiete umfassenden, gründlich erwogenen Stoffes sie bieten, so würde doch ein Auszug oder gar eine weitere Erörterung des Geleisteten sich nicht für diese Blätter eignen, wäre auch der Verf. dieser Anzeige, wie er es nicht ist, auf diesem Gebiete einheimisch. Wir wenden uns daher sofort zu den literargeschichtlichen Abhandlungen, welche den Charakter der nordfranzösischen Lyrik an sich und im Verhältniß zur provençalischen besprechen, dann aber die Beziehungen dieser beiden zu der deutschen und italienischen genauer untersuchen.

Nicht neu aufgestellt, wol aber neu und mit vieler Umsicht begründet ist zunächst die Behauptung, daß die nordfranzösische Lyrik, deren Heimat Hr. Wackernagel ausschließlich in der Champagne und Flandern nebst Artois nachweist, nicht nur gegen die Mitte des 12. Jahrhunderts durch Einwirkung der provençalischen entstanden sei, sondern sich auch nie zu einer höhern Stufe als zu der einer bloßen aller Selbstkräftigkeit entbehrenden Nachahmung aufgeschwungen habe. Statt des Stoffreichthums provençalischer Dichtungen, unter denen die strafenden und streitenden, keck in das Treiben der Fürsten und Herren eingreifenden Sirventesen eine so wichtige Rolle einnehmen, finden sich im Nordosten von Frankreich fast nur frostige Liebesgedichte ohne Lebenswahrheit des Gefühls und ohne unterscheidende Individualität. Daneben etwa noch geistliche Lieder. Vermuthet wird dabei (S. 175 u. 176 in der Anmerkung), daß die Kunst der Trouvères nicht so wesentlich wie die der provençalischen Troubadours mündlichen Gesangs-Vortrag erfodert, sondern sich wol häufig auf ein stummes Niederschreiben beschränkt haben möge.

Wie in Umfang und Behandlung der Liederstoffe im Vergleich mit der Provence größere Dürftigkeit eintritt, so wird auch die Form nicht mit der gleichen Sorgfalt und Kunst wie dort gehandhabt. Zwei Formen indeß gehören nach Hrn. Wackernagel dem nördlichen Frankreich eigen: der „Lai“ (zu Deutsch „Leich“) und die „Pastourelle“. Der „Lai“ ist seinem Inhalte nach dem epischen Tone angenähert, in der Form minder streng und kunstreich als das Lied, der Art des Vortrags nach dem letztern ursprünglich dadurch gegenübergestellt, daß er der Musik sich unterordnet, nicht wie das Lied von dieser nur begleitet wird. Diese Lai nun, aus epischen Volksgesängen hervorgegangen und in Frankreich weit verbreitet, scheinen erst von hier aus in die Provence eingedrungen zu sein. Ähnliches gilt von der „Pastourelle“, einer Frucht der Rückwirkung der in den niedern Ständen lebendig gebliebenen Volkspoesie auf die höfische Dichtkunst der Trouvères.

Vorzugsweise wichtig ist die fünfte Abhandlung, in der Hr. Wackernagel völlig überzeugend nachweist, daß, nachdem das französische Ritterthum mit dem Beginne des 12. Jahrhunderts für ganz Europa ein Vorbild der Ritterlichkeit geworden, und nachdem, wie ergötzliche Beispiele (S. 194 fg.) Dies belegen, Nachäffung französischer Rede und Manier bis herab in die niedern Stände wie in neuern Tagen gemeinsame Untugend des deutschen Volkes geworden war, auch die Dichtkunst aus Flandern und der Champagne durch den Niederrhein in Norddeutschland eindrang und die in Nordfrankreich übliche Dichtweise weithin verbreitete. Für das Epos war dies Verhältniß längst schon anerkannt, nicht so für die lyrische Dichtung; und doch scheint gerade für sie das französische Vorbild weit schneller zur allgemeinen Geltung gekommen zu sein als für das Epos. Diese ausländischen Einflüsse fielen aber auf einen fruchtbaren und nicht mehr unbefruchteten Boden; denn die lateinische Kirchenpoesie hatte die deutsche Lyrik vorbereitet, und so sagt denn unser Verf.: „es sei die letztere wol aus eigenem heimischen Boden gewachsen, mit deutschen Samenblättern und wol auch in deutsches Laub; aber die Blüte habe ein Staub gefärbt und befruchtet, der von jenseit der Maas herübergeweht werden.“ Während nun aber die französische Lyrik ihr provençalisches Vorbild beiweitem nicht erreicht, so übertrifft die deutsche das ihrige noch in größerm Maße. Die mittelhochdeutschen Lyriker ernten auf manchem der Gebiete wieder, welche die Franzosen unbearbeitet gelassen hatten, und sind weit entfernt, gleich diesen ausschließlich „Minnesänger“ zu sein. Das Gefühl das in den Liebesliedern sich ausspricht ist wieder ein selbsterfahrenes und lebendiges, nicht blos erdichteten Herrinnen

zugewandtes. Auch durchzieht das Lied wieder als Gesang die Lande, statt wie in Frankreich nur als geschriebenes Blatt von Hand zu Hand zu gehen. Endlich entwickelt nach längern unreifen Versuchen die Form sich zu einer Künstlichkeit und Vollendung wie sonst nirgend; so künstlich, daß der Regel nach jedes Lied seine besondere, nur ihm eigene Form haben mußte, und es schon als Verfall galt, wenn ein Dichter wie Reimar von Zweter einer größern Zahl von Gedichten dieselbe Form gab.

Ist nun dieses Ergebniß ein unerwartetes, eifriger Vaterlandsliebe wol gar unwillkommenes, so wird der Inhalt der sechsten Abhandlung für manchen Leser gewiß nicht minder überraschend sein. Die Italiener nehmen mindestens seit dem 16. Jahrhundert allgemein an, ihre alte Lyrik habe sich unter dem alleinigen Einflusse der provençalischen entwickelt. Dante indeß bezeugt einestheils, daß die Anfänge der italienischen Poesie nicht über die zweite Hälfte des 12. Jahrhunderts hinausreichen, und versetzt sie anderntheils ausdrücklich nach Sicilien an den Hof der Hohenstaufen. („Vita nuova", Commentar zu dem Sonette „Io mi senti' svegliar", §. 25, S. 56 der Torri'schen Ausgabe. Vergl. meine Anmerkungen zu Dante's „Lyrischen Gedichten", S. 9 in der Note. „Vulgare Eloquium", I, 12.) Es lag nun in der That nahe vorauszusetzen, daß die an dem Hofe schwäbischer Fürsten entstandene oder doch fortgebildete Poesie unter dem Einflusse des schwäbischen Minnegesanges, der auf dem Hohenstaufen Pflege und Schutz gefunden hatte wie sonst nirgend, werde gediehen sein. Um so näher lag diese Annahme, als von den Fürsten des schwäbischen Hauses selbst uns lyrische Gedichte in der einen und andern Sprache erhalten sind. In der That haben die altsicilischen Gedichte sowol in der poetischen Auffassung als in der äußern Form mit denen der sogenannten Minnesänger eine auffallende, mit den provençalischen dagegen eine vergleichungsweise untergeordnete Verwandtschaft. Auf diese Beobachtungen hatte ich nun bereits vor zehn Jahren („Der Minnegesang in Italien", in Reumont's „Italia", I, 108—136, besonders S. 110, 115 fg.) die Behauptung gestützt, daß der provençalische Einfluß sich ursprünglich auf den Norden von Italien beschränkt habe und daß eben dort eine einheimische Poesie erst später gediehen sei, während im Süden die Keime volksmäßiger epischer Dichtung sich nur unter dem Einflusse deutschen Minnegesanges zu lyrischer, demnächst nach Norden hin weiter verbreiteter Blüte entfaltet haben.

Weiter ausgebildet, insbesondere aber genauer begründet finden wir diese Ansicht auf den letzten 14 Seiten der vorliegenden Schrift. Einzelne Proben in beiden Sprachen wiederkehrender Gedanken, wie deren auf S. 242 und 243 geboten werden, dürften nach Hrn. Wackernagel's eigener Bemerkung zu einer sichern Überzeugung allerdings noch nicht genügen. Bemerkenswerth ist dagegen die S. 245 hervorgehobene Verwandtschaft des deutschen Wortes dichten (Dichter) mit dem italienischen dettare (Dettatore) und in noch höherm Maße was S. 246, 249—251 über das Verhältniß des deutschen Tanzliedes zur altitalienischen ballata und der kunstreichen Gliederung des deutschen Liedes zu der der Canzone des 13. Jahrhunderts gesagt wird. Neu und interessant ist auch S. 245 die Herleitung des Sonetts aus dem deutschen „Spruch".

Wenn dabei S. 244 und 248 auch des oft genannten Wechselgesprächs zwischen Liebendem und Geliebter von Ciullo d'Alcamo („Der Minnegesang in Italien", S. 122 u. 123) gedacht wird, so stimme ich zwar, wie ich darüber schon anderweitig in d. Bl. (Nr. 58) mich ausgesprochen habe, mit der Annahme, daß jener Dichter noch zu Ende des 12. Jahrhunderts geblüht habe, nicht überein, halte ihn aber für einen von dem Einflusse neuerer Kunstpoesie nicht berührten Zeugen altsicilischen Volksgesanges, wie derselbe aus byzantinischer, lange genug in Sicilien einheimischer Dichtweise hervorgegangen war. Noch bemerkt Hr. Wackernagel S. 244, daß die altitalienische Dichtkunst den Refrain, das Hauptmerkmal des Volksgesanges gar nicht kenne. Ich füge bestätigend hinzu, daß auch mir, frühere Beispiele als aus der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts, wo außer einzelnen Anwendungen in den „Canti carnescialeschi" insbesondere Girolamo Benivieni, der leidenschaftliche Anhänger Savonarola's, häufigen und sehr glücklichen Gebrauch davon macht, nicht bekannt sind.

Karl Witte.

Bibliographie.

Ahrens, E., Johann Hornung, der Schöpfer unserer Esthnischen Kirchensprache. Zur Ehrenrettung der Unterdrückten. Reval. 1845. Gr. 8. 15 Ngr.

Aretin, C. M. Freih. v., Wallenstein. Beiträge zur nähern Kenntniß seines Charakters, seiner Plane, seines Verhältnisses zu Bayern. Zur Feier des Ludwigstages auszugsweise gelesen am 25. Aug. 1845. München. Gr. 4. 1 Thlr. 15 Ngr.

Mütterliche Briefe an Töchter gebildeter Stände bei ihrem Eintritt in den Kreis der Erwachsenen. Breslau, Hirt. 16. 10 Ngr.

Fischer, L. W., Für nationale Rechtsreform. I. Die teutsche Justiz. II. Teutsches Volk und teutsches Recht. III. Die teutsche Rechtsreform. Stuttgart, Göpel. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Geramb, M. J. v., Betrachtungen über die letzten Dinge. Frei nach dem Französischen. Aachen, Hensen u. Comp. 12. 7½ Ngr.

Gotthold, F. A., Über die Nachahmung der italienischen und spanischen Versmaasse in unserer Muttersprache. Königsberg, Gräfe und Unzer. 8. 8 Ngr.

Haas, C., Populäre Kirchengeschichte, mit besonderer Berücksichtigung der Reformationsgeschichte. 2te verbesserte und vermehrte Auflage. Augsburg, Rieger. Gr. 8. 26¼ Ngr.

Hanhart, R., Erzählungen aus der Schweizer-Geschichte nach den Chroniken. Neue Ausgabe in 13 Heften. 1stes und 2tes Heft. Basel, Schweighauser. 1847. à 6 Ngr.

Köhler, W., Zur Geschichte des Dessauischen Hoftheaters von seinem Entstehen bis zur Gegenwart, und der Hofkapelle, soweit sie mit Ersterem in Verbindung stand. Dessau. 16. 10 Ngr.

Lobedanz, E., Des Bildschnitzers Tochter. Ein deutsches Volks-Drama aus der Zeit der Reformation. Kiel, Naeck. 16. 18¾ Ngr.

— — Gorm der Alte. Romanze. Kiel, Naeck. 16. 2½ Ngr.

Richter, A. L., Die evangelischen Kirchenordnungen des 16. Jahrhunderts. Urkunden und Regesten zur Geschichte des Rechts und der Verfassung der evangelischen Kirche in Deutschland. 2ter Band. Von 1542 bis zu Ende des 16. Jahrhunderts. Weimar, Landes-Industrie-Comptoir. Gr. 4. 5 Thlr.

Sand, G., Isidora. Tagebuch eines Einsiedlers in Paris. Nach dem Französischen frei bearbeitet durch Isidorus Orientalis. Bautzen, Schlüssel. Gr. 8. 18 Ngr.

Schiff, H., Geschichte Napoleon's. Mit 6 Stahlstichen. 1ste und 2te Lieferung. Leipzig, Naumburg. 1847. Gr. 8. à 5 Ngr.

Schulze, G. F. D., Das Lichtfreund-Triumvirat in seinem Kampfe gegen die heilige Schrift beleuchtet. — A. u. d. T.: Die Wahrheit der Grundlehren des Christenthums gegen die Angriffe der protestantischen Lichtfreunde vertheidigt und in möglichst populärer Weise zur Belehrung und Beherzigung des christlichen Volkes dargethan. 1ster Band: Die Lehre der heiligen Schrift. Magdeburg, Falckenberg u. Comp. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Villegardelle, F., Geschichte der socialen Ideen vor der französischen Revolution, oder: Die alten Denker und Philosophen, die Vorläufer und Verkämpfer der neueren Socialisten. Nebst Beweisstellen. Nach dem Französischen von Köppen. Berlin, Rieß. Gr. 8. 12 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 357. —— 23. December 1846.

Correspondenz des Kaisers Karl V. Aus dem königlichen Archiv und der Bibliothèque de Bourgogne zu Brüssel mitgetheilt von Karl Lanz. Zweiter und dritter Band. Mit vier lithographirten Tafeln. Leipzig, Brockhaus. 1845—46. Gr. 8. 8 Thlr.

Um die ganze Individualität von Fürsten kennen zu lernen und richtig beurtheilen zu können, die durch ihren Charakter, durch ihre politischen Grundsätze und Richtungen sowie durch ihre Thätigkeit auf das Zeitalter dem sie angehörten einen überwiegenden Einfluß ausübten und in Folge dessen als historisch merkwürdige Personen dastehen, dafür sind drei Hauptquellen denkbar; und diese finden sich entweder insgesammt wirklich vor oder es ist wenigstens die eine oder die andere vorhanden. Diese Quellen sind folgende: Schriften derjenigen Personen, die entweder in amtlicher oder in freundschaftlicher Beziehung oder in beiden Beziehungen zugleich zu einem Fürsten standen; amtliche oder privatliche Schriften des Fürsten selbst; Biographien von Zeitgenossen, die in keinerlei engerm Verhältnisse zu ihm standen. Wie wichtig die Schriften der beiden ersten Classen seien, gibt am besten das vorliegende Werk selbst zu erkennen, dessen ersten Band wir schon früher in d. Bl. nach Verdienst gewürdigt zu haben glauben *): nur durch dieses Werk erst ist es möglich geworden Robertson's Biographie Karl's V. zu berichtigen und überhaupt zu übertreffen. Bevor wir jedoch zu unserer eigentlichen Aufgabe übergehen, glauben wir unsern Lesern keinen unnützen Dienst zu erweisen, wenn wir dieselben von zwei Urtheilen unterrichten, welche zwei Zeitgenossen des merkwürdigen Kaisers über ihn abgegeben haben, um so mehr, da die betreffenden Werke theils nicht allgemein bekannt sind, theils nicht Vielen zugänglich sein möchten. Das auch für die gleichzeitigen Zustände und historischen Personen Deutschlands interessante und wichtige Werk „Relazioni degli ambasciatori veneti al Senato" (Florenz 1840 fg.) enthält im vierten Bande eine interessante Charakteristik Karl's V. und Philipp's II. Sie rührt von Marino Cavalli her, dem Gesandten der Republik Venedig am kaiserlichen Hofe. Der Gesandte spricht sich sehr vortheilhaft über den Kaiser aus. So heißt es z. B. an einer Stelle:

Karl ist nicht blutdürstig; übt keine Rache bis zum Untergange seiner Gegner; sein Bestreben ist darauf gerichtet sie zu schwächen, aber nicht zu vernichten. *)

Von besonderm Interesse ist aber die Vergleichung, welche ein Geschichtschreiber Venedigs, Paruta, im vierten Buche seiner „Istoria veneziana" zwischen Karl und seinem ritterlichen Rival Franz I. von Frankreich angestellt hat; und sein Urtheil verdient deshalb eine vorzügliche Beachtung, weil er, obschon ein ganz jugendlicher Zeitgenosse beider Fürsten, doch gewiß noch unter dem Einflusse des Eindrucks schrieb den dieselben auf ihr Zeitalter gemacht hatten. Wir erlauben uns Paruta's Parallele hier ganz mitzutheilen:

Era in Cesare grande accortezza e sagicità, maturo consiglio, gravità ne' negozj, somma pazienza e perseveranza, con le quali arti sapeva ed aspettare l'opportunità de' tempi, e dell' occasioni, e usarle con grandissimo suo profitto. Ma in Francesco riluceva una certa magnanimità d'animo, per la quale facilmente si moveva ad abracciare qualcunque cosa, che apportargli potesse laude di generosità ed onor di guerra; desiderava di superare il nemico più con vero valore, che con avantaggi ed insidie; il volto e le parole erano certi indizj de' suoi più secreti pensieri. A Cesare erano cari gli uomini d'ingegno astuto e militare, le parole erano scarse, profondissimi i suoi pensieri, ardeva l'animo suo d'ambizione ardentissima, ma non molto palese, sfordansosi sempre sotto apparenza d'onestà e d' interessi comuni di coprire i desiderj della propria sua grandezza. Ma Francesco favoriva ed abbracciava con inestimabile liberalità generalmente tutti quelli, ne' quali conosceva in qualcunque professione eccellenza d' ingegno; affettava laude d'eloquenza, d'affabilità, d'umanità, di liberalità, e principalmente si mostrava bramoso di gloria di guerra; nè questo suo desiderio nascondeva, ma in parole ed in fatti, volendo egli stesso ritrovarsi negli escerti, apriva la sua volonta ed i suoi pensieri.

Vergleicht man nun damit was Ranke im fünften Bande seiner „Reformationsgeschichte" über den Kaiser urtheilt:

Die Doppelseitigkeit seines Bestrebens spiegelt sich in den entgegengesetzten Eigenschaften die sich in seinem Charakter vereinigen. Karl V. ist zweideutig, durch und durch berechnet, habgierig, unversöhnlich, schonungslos, und dabei hat er doch eine erhabene Ruhe, ein stolzes die Dinge gehen lassen, Schwung der Gedanken und Seelenstärke. Seine Ideen haben etwas Glänzendes, historisch Großartiges.

so nimmt man leicht wahr, wie diese Urtheile theilweise

*) Vergl. eine Mittheilung über den ersten Band in Nr. 188 und 189 d. Bl. f. 1845. D. Red.

*) Wie wenig dieses Urtheil durch sein Benehmen in Deutschland gerechtfertigt wird, weiß jeder nur einigermaßen Geschichtskundige.

sich schnurstracks widersprechen; und es steigt deshalb ein Forum um so bedeutender in seinem Werthe, von welchem der Ausspruch der Wahrheit und Gerechtigkeit erwartet werden darf. Und für ein solches Forum müssen wir die „Correspondenz Karl's V." erklären, deren letzte Bände uns jetzt vorliegen.

Zuerst erregt im zweiten Bande die Aufmerksamkeit des Geschichtschreibers die Correspondenz zwischen dem Kaiser und dem Erzbischof von Lund. Dieser, Johann von Wese, vor seiner Vertreibung zugleich Secretair des Königs Christian II. von Dänemark, ein ebenso listiger als thätiger Mann, war eins der brauchbarsten Werkzeuge bei den politischen Bestrebungen und Plänen Karl's V. Mit Christian's III. Thronbesteigung (1533) hatte auch in Dänemark die Reformation obgesiegt. Dieser Erfolg konnte Karl V. als deutschem Kaiser und Gegner des Protestantismus aus verschiedenen Gründen keineswegs gleichgültig sein. Erstlich erhielt auf diese Weise die neue Kirche einen bedeutenden auswärtigen Stützpunkt, da Dänemark immer noch, trotz der Trennung Schwedens, die stärkste Macht im Norden war und im Falle der Noth der deutschen Opposition gegen den Kaiser leicht Hülfe leisten konnte, wie denn auch in der That Christian III. 1538 dem Schmalkaldischen Bunde beitrat. Sodann konnte es der Kaiser nicht vergessen, daß sein Schwager Christian II. mit Gewalt der dänischen Krone beraubt worden war und Dessen Familie bei den neuen Königswahlen keine Berücksichtigung außer von der Geistlichkeit erfuhr; mithin sah sich der kaiserliche Einfluß aus einem Lande verdrängt, welches dem stets berechnenden und voraussichtigen Karl nicht ungeeignet scheinen konnte, seinen deutschen Feinden bei irgend einer Gelegenheit im Rücken gefährlich zu werden. Bekanntlich nahmen im Dreißigjährigen Kriege Ferdinand II. und III. diesen Gedanken wieder auf. Um Christian III. zu bedrohen veranlaßte Karl V. die Schwiegersöhne Christian's II., Franz von Lothringen und Friedrich von der Pfalz, Ansprüche auf die dänische Krone zu erheben; und Karl sowol als seine Schwester Maria, die Statthalterin der Niederlande, unterstützten öffentlich deren Absichten. In dieser Angelegenheit insbesondere ward nun der oben erwähnte Erzbischof von Lund gebraucht. Allein Christian III. blieb seinerseits auch nicht unthätig; denn während er mit Gustav Wasa von Schweden zu Brömsebro 1541 ein Defensivbündniß schloß, verbündete er sich zugleich mit dem Könige von Frankreich und dem Herzoge Wilhelm von Kleve. Karl hielt es zuletzt für rathsam, die dänische Sache fallen zu lassen, um so mehr, da der niederländische Handel darunter litt und die deutschen Angelegenheiten eine immer drohendere Gestalt annahmen; 1544 ward zu Speier mit Dänemark Friede geschlossen. *)

Indem wir die Correspondenz übergehen, welche sich auf den Schwäbischen Städtebund bezieht, dessen Auflösung vergebens zu hindern versucht ward; sowie denjenigen Theil der Correspondenz hier unberücksichtigt lassen, die sich über die geheimen und offenen Versuche Frankreichs verbreitet, in Deutschland feste Anknüpfungspunkte bei den Gegnern des Kaisers zu gewinnen; und endlich nur im Vorbeigehen auf das lange Schreiben aufmerksam machen, welches vom 8. April 1535 datirt den Erzbischof von Lund so treffend als einen Mann charakterisirt, der dem Kaiser durch Thätigkeit und Schlauheit ganz vorzügliche Dienste zu leisten verstand: wollen wir etwas länger bei den sieben Briefen verweilen, welche der Kaiser über den Zug gegen Tunis theils an seinen Gesandten in Frankreich, Hannart, theils an seine Schwester Maria, theils an den schon öfters genannten Erzbischof von Lund gerichtet hat. Uns sind in neuester Zeit drei Monographien bekannt geworden, die über dasselbe Unternehmen nach den Quellen handeln. Die erste derselben ist: „Unternehmungen Kaiser Karl's V. gegen die Raubstaaten Tunis, Algier und Mehedia, aus den Quellen bearbeitet von E. Miens" (Münster 1832). Die zweite ist darum besonders wichtig, weil ihr eine arabische und zwar neue Quelle zum Grunde liegt; sie führt den Titel: „Fondation de la régence d'Alger, histoire de Barberousse. Chronique arabe du 16me siècle publiée sur un manuscrit de la Bibliothèque royale par MM. *Sander Rang* et *Ferdinand Denis*" (2 Bde., Paris 1837). Dieses Werk führt den sehr klaren Beweis, daß Karl's Sieg vor Tunis nicht sehr bedeutend war, woraus sich auch erklärt, warum er keine wesentlichen und dauernden Folgen hatte. Das Neueste findet sich am Schlusse des elften Bandes des bekannten Literarischen Vereins in Stuttgart. Hr. Lanz hat dort die umfangreiche Beschreibung mitgetheilt, die Karl's Geheimschreiber Anton Perrenin, der selbst dem Zuge gegen Tunis beiwohnte, zum Verfasser hat. Ebenso ist auch in der vorliegenden Correspondenz der soeben genannte Secretair mitunterzeichnet, und nur in dem Schreiben an die Königin Maria heißt es am Schlusse: „De la main de votre bon frere Charles", woraus hervorgeht, daß die übrigen Berichte nur im Auftrage des Kaisers, und nicht von Diesem selbst, sondern von Perrenin verabfaßt sind. Von besonderm Interesse ist das Bulletin über die Einnahme von Tunis am 23. Juli 1535. Dazu macht Hr. Lanz folgende Bemerkung: „Dieses Bulletin war zur Publication in den Städten und Provinzen bestimmt; daher fand sich's auch in verschiedenen städtischen Archiven. Aus einem «Registre de la ville de Nivelles» hat es die «Emancipation» (1834, Nr. 3) mitgetheilt, wonach ich den Schluß ergänzt habe. Ein Brief an J. Hannart vom 24. Juli ist bis auf den Schluß fast gleichlautend. Derselbe findet sich in der «Collection des papiers d'état de Granvelle», II, 363; ich mochte aber theils der Varianten, des Zusammenhanges dieser Berichte willen dies Bulletin nicht weglassen": — ein Verfahren, was nur gebilligt werden kann. Übrigens sieht man, daß es schon damals nicht an der Geschicklichkeit fehlte, Kriegsbulletins zu verabfassen. Wir wollen aus diesem

*) Nicht ohne eine gewisse Rache lehnte dafür auch der siegreiche Kaiser jede Vermittelung ab die Christian III. für die gächteten deutschen Fürsten bei ihm in Vorschlag brachte; das betreffende Schreiben steht II, 566 fg.

Berichte des Kaisers jedoch nur die Stelle mittheilen, welche die Befreiung der Christensklaven betrifft, worauf sich der Sieger nicht nur selbst viel zugute that, sondern wodurch auch die ganze Unternehmung in der damaligen Zeit ein besonderes Relief erhielt. Die Stelle ist folgende:

Ay faict mettre en lilberte de XVIII a XXm desdicts captifz tant de mes subgets que aultres de diverses nations chrestiennes quavoient estez destenuz, et aulcuns plusieurs annees esclaves et enchaines et enferres esdictes prisons, fosses et caves, et oultrement durement, inhumainement et trescruellement traictez en tresgrosse pitie et miseres; si sont trouvez jusques a LXXI Francois, tant de ceulx qui furent prins avec les galeres du capitaine Portondo, questoient des serviteurs des daulphin de France et duc Dorleans, que aultres paravant et depuis captifz, lesquelz jay incontinent faict favorablement delivrer a lambassadeur du roy de France, pour iceulx renvoier salvement en leur' paiz. Et entre' aultres desdicts captifz et esclaves sont delivrez les artilleurs, gens de mestiers et de riemes, dont ledict Barbarossa se servoit par mer et ou navigaige, et se est demeure lartillerie quil avoit oudict chasteau avec grosse quantite de munition et aussi de biscuyt et plusieurs armes, tellement que par ce luy a este oste le moyen de en tous advenemens pouvoir de long temps faire effort par la mere.

Daß der Kaiser sein Vorhaben gegen Algier aufgab und über Sicilien nach Neapel zurückkehrte, hatte seinen Grund namentlich in den Verwickelungen, in die er abermals mit Franz I. von Frankreich gerieth; doch nehmen auch die ungarischen und türkischen Verhältnisse sowie die Zustände Deutschlands seine Aufmerksamkeit im hohen Grade in Anspruch. Dies beweist die vorliegende Correspondenz. Nach allen diesen Richtungen hin entwickelt der Kaiser in Verbindung mit Ferdinand und seinen Agenten eine lebhafte, das Ganze stets im Auge behaltende Thätigkeit.

Derjenige Theil der Correspondenz, der sich über die so verhängnißvollen Jahre 1546 und 1547 verbreitet, zeigt theils den Einfluß der Schmalkaldischen Bundesgenossen auf die öffentliche Meinung Deutschlands und der Schweiz, welchen Einfluß Karl V. zu bekämpfen strebt, theils des Letztern anfängliche Verlegenheiten; sie zeigt sodann ein gewisses Schwanken und Bedenken, ob man den Conflict mit den Verbündeten nur aus dem politischen oder zugleich auch aus dem religiösen Gesichtspunkte auffassen und danach verfahren solle; sowie endlich eine sehr ernste, fast derbe Sprache, besonders gegen den Herzog von Würtemberg, als die Wagschale des Kriegsglückes sich entschieden auf die Seite des Kaisers neigt. Bemerkenswerth ist Dessen Schreiben vom 1. August 1546 an die Eidgenossenschaft. Man ersieht aus demselben recht klar, wie man sich bemühte die Verbündeten als Verleumder der kaiserlichen Majestät darzustellen und sie möglichst auch auf dieser Seite zu isoliren. Die Antwort des Kaisers auf Ulrich's von Würtemberg Entschuldigungs- und Unterwerfungsschreiben vom 11. Dec. 1546 ist beinahe rachsüchtig zu nennen: dem sonst so gemessen und zurückhaltend schreibenden Monarchen scheint die Siegesfreude das Gleichgewicht rauben zu wollen; sein drohendes Quos ego bringt ihn in Gefahr seine geheimsten Absichten gegen die deutschen Fürsten, deren Offenbarung noch nicht ganz an der Zeit war, vorzeitig zu verrathen. Es schmerzt noch nach drei Jahrhunderten, deutsche Fürsten, deutsches Land und Volk von einem Spanier — denn dieser war und blieb Karl V. durch und durch — so behandelt zu sehen. Zwar ward mit dem Herzoge zu Ulm ein Vertrag abgeschlossen*) im Jan. 1547, aber mit der im Stillen genährten Hoffnung, der Herzog werde den Vertrag nicht halten, sodaß man dann jeder Schonung und Rücksicht überhoben sei: der Erzherzog Marimilian sollte in diesem Falle das erledigte Herzogthum erhalten. Es war dies der alte Plan der Habsburger im Herzen Deutschlands festen Fuß zu fassen.

Mit der Zuversicht auf einen vollständigen Sieg wächst die Abneigung des Kaisers gegen Verzeihung und vermittelndes Einschreiten eines Reichstags. Daher wird das Entschuldigungsschreiben des Herzogs Philipp von Barnim und Pommern zurückgewiesen mit der Drohung, daß nach Gebühr gegen ihn verfahren werden soll. Und in dem Schreiben vom 2. Febr. 1547 erklärt Karl seinem Bruder ganz offen, daß die Abhaltung eines Reichstags nicht eher eintreten dürfe als bis die Geächteten vertilgt wären. Dann hoffte er als Sieger ohne Opposition seine weitern Pläne durchsetzen und ihnen die reichstagliche Sanction verschaffen zu können.

(Der Beschluß folgt.)

Zur Tagesliteratur.

Der Streit über Emancipation der Schule von der Kirche, wenn er nicht vorzugsweise gegen die äußere Oberaufsicht der Geistlichen geführt wird, hat seinen Grund und Boden in der Thatsache, daß der Religionsunterricht auf den Schulen nicht genügt; und Die, welche danach nur Verstandesbildung den Schulen zur Aufgabe stellen, diejenige, welche sie vor der christlichen Kirche lange schon gehabt habe, urtheilen richtig, daß eine Vermehrung der Religionsstunden den Glauben nicht erziehen werde. Denn der Verstand zwar sammelt und erkennt das Verschiedene, und er mag so durch die Verschiedenheit der Stunden angeregt werden, aber für den Glauben, der die Einheit der Gemüther zur Basis hat, können zerstreute Worte keine Nahrung sein. Gleichwol muß er erzogen werden; er ist es gerade, den man neben den Unterricht als Resultat der Erziehung stellen muß; Religion ist der wahre Idealismus. Wenn nun auch dem in Nr. 293 d. Bl. ausgesprochenen Gedanken einer gänzlichen Trennung von Unterrichts- und Erziehungs-, Real- und Idealschulen, welche letztere nur von der Kirche ausgingen, für den Augenblick wenig Erfolg vorherzusagen — wiewol was man unter Volksschulen, wenn sie nicht allein als Unterrichtsschule eines Standes, der Arbeiter, die man das Volk zu nennen gewohnt ist, was man unter Pestalozzi'schen Waisenhäusern sich vorstellt, gerade Erziehungsschulen sind, die Das thun sollen was das unsittlich und gottlos gewordene Haus zu thun nicht mehr im Stande ist —: so wären wenigstens, um das Gefühl der Gemüthseinheit der Menschen schon in der ersten Gemeinschaft zu wecken, in welche die Kinder der Menschen eintreten, allgemeine, Gemüth und Glauben erweckende Ansprachen der Directoren der Schulen bei passenden Gelegenheiten vorzunehmen, damit das Kind, welches ursprünglich von sich nur als von des Menschen Sehn weiß, auch im Gemüthe aus dem Glauben den Willen empfange, ein Kind Gottes zu werden. Dann nur

---

*) Man vergl. den Brief des Kaisers an seinen Bruder Ferdinand und das Schreiben des Stepperus an Maria vom 3. Jan. 1547.

werden die auf die Schule folgenden Gemeinschaften, die Wirklichkeit von Familie und Staat, Nutzen von der Schule haben, und die Kirche wird als der Grundfelsen des menschlichen Seins sich bewußt werden und sich als festes Land dem Streben auf der Woge der Welt zeigen.

Ansprachen der erwähnten Art sind die

1. Schulreden über Fragen der Zeit, von A. F. C. Vilmar. Marburg, Elwert. 1846. Gr. 8. 20 Ngr.

Sie haben als Grundgedanken: Für den Christen sind die Kinder Kinder Gottes; für den Christen ist Erziehung Gottesdienst; das kirchliche Bewußtsein ist in den Schulen zu pflegen. Daß nun in den vorliegenden Reden eine ungeheuchelte Überzeugung unumwunden, nicht ohne Liebe ausgesprochen ist, wird Niemand bezweifeln der sie ohne Vorurtheil lesen mag. Anders steht es um die Einwendungen. Auf die, daß in der Sache selbst, in der Foderung der Erziehung zu Gott durch die Kirche, als die Besitzerin der Wahrheit, geirrt werden, von Denjenigen ausgehend, welche Gott als das ewig Unfindbare und die Kirche als das ewig Unmögliche sich verstellen, ist hier nicht der Ort einzugehen; vielmehr auf die, daß die Schule ein untaugliches Mittel zu solcher Erziehung sei. Als solche wie sie ist, ist sie es auch; nicht aber wie sie sein soll. Die Schulen sind die Flüsse in das Meer des öffentlichen Lebens. Entspringen nun die der Natur aus der zerrissenen Ebene der Gegenwart? Aus der Einheit der Felsen kommen sie, und wenn sie daher die Weihe der Tiefe und den Willen zu fließen empfangen, dann erst durchströmen sie jeder für sich verständig, thätig die Ebene, jedoch nur um wiederum in eine äußere Einheit sich zu vereinigen, welche sehnsüchtig träumend um die auf der innern ruhenden Feste spielt und sich daran emporzuranken strebt (Staat und Kirche). So soll der Geist des Kindes aus dem Glauben in den Verstand gehen und von erstern den Willen nehmen, hinauf nach dem Idealen zu streben. Es ist aber klar, daß durch zertheilte Religionsstunden solche Erziehung nicht gegeben werden kann. Dasselbe Urtheil ist auch aus

2. Der evangelische Religionsunterricht in den Gymnasien. Ein Gutachten von W. Landfermann. Frankfurt a. M., Brönner. 1846. 8. 15 Ngr.

zu entnehmen. Der Verf. spricht es selbst aus: „Ein Hauptgrund der häufigen Unwirksamkeit des Religionsunterrichts in den Gymnasien ist gerade der, daß der Lehrer außer ein paar Religionsstunden keine Berührungspunkte mit den Schülern und keine Gelegenheit hat zu zeigen, daß eine geläuterte Weltbetrachtung nirgend mit der christlichen Wahrheit in Widerspruch tritt, vielmehr erst in dieser ihre Vollendung findet." Nun aber soll doch wol der Religionsunterricht wirksam sein, also müssen solche Berührungspunkte gegeben werden; es muß zuvor der ganze Schüler, seine Seele, sein Gemüth erzogen werden zur Erkenntniß der in Christus erschienenen Wahrheit, des festen Ankers, daß Er die Wahrheit ist und wir sie durch ihn haben. Diese Erkenntniß ist zu geben durch Entwickelung der Geschichte der Sache selbst und Widerlegung der subjectiven Urtheile darüber, der eigenthümlichen Meinungen Einzelner. Diese positive und negative Thätigkeit bilden die Richtungen der vorgeschlagenen Kirchenschulen zum Glauben, zur Erkenntniß der Zukunft; ihr geht voraus die Volksschule als eine bloße Körperschule, zur Gesundung und Kräftigung der Basis alles menschlichen Lebens und Dessen worin der Geist gegenwärtig ist; ihr folgt die Staatsschule als Verstandesschule, für Erkenntniß der Natur, der Vergangenheit, in welcher der Verstand der Herr ist (regnum hominis in natura). In solchen Formen können nur die Requisite des Religionslehrers von Nutzen und Wirksamkeit sein wie sie der Verf. aufstellt: „Wohlbegründete und umfassende Kenntnisse in der systematischen, exegetischen und historischen Theologie, vorzügliche Lehrgabe, dialektische Gewandtheit, Bekanntschaft mit dem Entwickelungsgange der Philosophie, mit den Haupterzeugnissen der schönen, besonders der vaterländischen Literatur, weil aus dieser Quelle in unsern Tagen die Jugend der obern Classen vornehmlich ihre Weltbetrachtung schöpft, welche der Religionslehrer als einen wesentlichen Factor für die Wirksamkeit seines Unterrichts betrachten und berücksichtigen muß." Was hilft all dieser reiche und großartige Besitz, wenn er nicht ebenso großartig auch angelegt werden kann? Die „paar Religionsstunden" geben nur Gelegenheit zu Wuchergeschäften. Es ist der bestehenden Praxis nach dem Lehrer unmöglich zu bewirken, „nicht durch eine geschlossene, wenn auch noch so vollkommen dialektisch entwickelte Darstellung der christlichen Wahrheit allein, sondern dadurch, daß der der christlichen Erfahrung entsprechende Zustand in dem Geiste des Schülers hervorgerufen wird, durch ein Eingehen auf die Thatsachen des natürlichen sittlichen Bewußtseins und seine halbwachen, sittlichen und religiösen Bedürfnisse den Schüler Befriedigung derselben in dem Evangelium finden und ihn so zu der Gewißheit christlicher Erfahrung gelangen zu lassen". In der Theorie ist das Buch überall vollkommen, aber leider das summum bonum ist nur da, das summum malum in der Praxis. Zu solchem Unheil schlägt auch das Auswendiglernen von Bibelsprüchen aus, zumal wenn es „Thorheit ist, nur völlig Verstandenes auswendig lernen lassen zu wollen, da es einem Inhalt gelte, an dem auch ein männlicher Verstand fort und fort zu thun behalte". So bleibt das Gelernte immer nur auswendig. Aber der Verf. schlägt durch dieses Urtheil seine eigenen Bemühungen todt. Wenn der männliche Verstand ein Recht hat an der Wahrheit umherzugehen und sie zu untersuchen, dann ist aller Religionsunterricht, d. h. eben Unterricht in der Wahrheit, ein unnützer Kram; die Wahrheit ist jedoch nicht zu verstehen, sondern zu glauben; die Wirklichkeit (Natur) ist es, und nur aus Wahrheit und Wirklichkeit, Vergangenheit und Zukunft, Verstand und Glaube, Freiheit und Gebundenheit kann die Gegenwart, Ich, die Schönheit bilden und eine fördernde Wohnung haben. Der Verf. verlangt einen Religionsunterricht im Sinne der Kirche, nicht nach individuellem Belieben. Da es sich hier um evangelischen handelt, so heißt, nach Lage der Sache, im Sinne der Kirche: im Sinne der orthodoxen Partei, nach dem Inhalt der Symbole. Daher urtheilt der Verf. auch: „Der allein den Verhältnissen entsprechende Gang des evangelischen Religionsunterrichts in den Gymnasien ist der, von der Heiligen Schrift aufbauend auszugehen, in dieser den Schüler heimisch zu machen, an ihr sein Bewußtsein von Gott und Welt und seinem eigenen Selbst während seiner ganzen Schulzeit ununterbrochen zu bilden und zu reinigen, ihn in der die Offenbarung der wahrhaften Weltordnung und die heiligende Kraft des Evangeliums finden zu lassen, und auf dieser Grundlage in den obern Classen eine systematische Erkenntniß zu begründen, wo dann auch die Bekenntnißschriften, insonderheit das Augsburgische Bekenntniß, ihren angemessenen Platz finden." Aber — tant de bruit pour une omelette?! —

(Der Beschluß folgt.)

Literarische Anzeige.

In meinem Verlage ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Paris und die Alpenwelt.

Von

Therese,

Verfasserin der „Briefe aus dem Süden" ꝛc.

Geh. Gr. 12. 1 Thlr. 26 Ngr.

Leipzig, im December 1846.

F. A. Brockhaus.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 358. — 24. December 1846.

Correspondenz des Kaisers Karl V. Von Karl Lanz. Zweiter und dritter Band.

(Beschluß aus Nr. 357.)

Im Anfange des J. 1547 sah das nördliche Deutschland, insbesondere das Kurfürstenthum Sachsen, den Krieg wie eine unheilschwangere Gewitterwolke düster und drohend heranziehen. Die Entscheidung ließ nicht lange auf sich warten: sie kam selbst schneller als beide Parteien erwartet hatten; sie fiel bekanntlich bei Mühlberg am 24. April 1547. In der Freude seines Herzens schrieb Karl am folgenden Tage noch aus seinem Lager an der Elbe an seine Schwester Maria und verkündigte ihr den leicht errungenen Sieg. Der Brief ist zwar nicht eigenhändig verabfaßt, aber, fügt er in einem kurzen Postscriptum bei, „me remectant a ce quest dit". Da dieser Brief bis dahin noch nicht bekannt war und ihn folglich auch v. Langenn in seinem „Kurfürsten Moritz" nicht unter den so sorgfältig berücksichtigten und zusammengestellten Quellen mit aufführen konnte, so werden es unsere Leser gewiß nicht unzweckmäßig finden, wenn wir ihnen denselben hier ganz mittheilen:

Madame ma bonne seur, vous aurez entendu par mes precedentes portees par le Sr. de Humbercourt, mon partement Degher, et que javoye continue mon chemin sans reposer, et jusques a XXIme du present mois, que arrivis a Leitznich, et que a trois diverses fois este deffaictes XIIII ensrignes de pietons du banny jadis electeur de Saxen. Et le lendemain XXII partis dudit Leitznich et vins camper a trois lieues de Myesen, ayant entendu, que ledit banny y estoit avec son camp en deliberacion de soy fortifier joinct a laditte ville quest au bord de la riviere de Lalbe, et saccommoder et servir du pont dicelle. Et pour ce que ledit jour estoit le Xe, quavois chemine avec tout le camp, comme dit est, me sembla debvoir reposer le lendemain pour si loccasion se fut addonnee de rencontrer lennemy, estre plus frais, et aussi cependant recongnoistre le chemin plus convenable pour lendomaiger. Et a cest effect se feirent ledit jour grandes escaramouches, ou il y eust plusieurs desdicts ennemys prins, et les aultres tellement poursuis que en les chassant les myens courrurent jusques aupres laditte ville qui donna tel estonnement audit jadis electeur, pensant, que toute larmee les suyvoit, que soubdainement sans en actendre plus de certitude habandonna laditte ville et brusla le pont dicelle en telle haste, que plusieurs des syens neurent loysir de sortir, et entre aultres deux gentils hommes, freres de Hientzfeld, lung en son conseil et laultre de la maison, et aucuns commissaires de vivres. Et le soir ceulx de laditte ville se vindrent rendre. Et ledit ennemy enchemina ledit jour tout son camp deux lieues tirant au bas de laditte riviere en lieu fort avantageux, et mena ung pont de barques pour sa commodite, supposant, comme il est vraysemblable que sestant rendue le Myesen je prendroye mon chemin contre Wittembergh, et delaisseroye Torgau comme lieu non fort et de peu dimportance, et que en le sommant se rendroit facillement. Mais comme dez le mesme soir javoys entendu le chemin que ledit ennemy prenoit feis incontinent partir le pont que menoye, et dez le point du jour que fut le XXIIII. marcher tout ledit camp contre laditte riviere droit ou vraysemblablement ledit ennemy pouvoit estre pour illec jecter ledit pont, et fis user de telle dilligence, que environ les neuf heures du matin toute laditte armee, ayant ja chemine deux grandes lieues, arriva a quart de lieu pres du rivaige de laditte riviere. Et descouvrans le duc Dalve avec les chevaulx legiers trouvarent le pont desdits ennemys, estant de laultre coust dix enseignes de pietons pour la garde dicelluy, qui tirarent plusieurs harquebusades pour empescher ausdits chevaulx legiers le passaige. Quoy oyans les Espaignols qui estoient a lavantgarde y accourrurent. Lesquels pour le mesme desir quils avoient eulx rencontrer avec ledit ennemy, encores que la bruyne avoit este grande tout le dit jour et commencoit seulement a sesclaircir, escarramoucharent tellement, qui chasserent ceulx qui estoient sur ledit pont, lequel ils gaignerent avec grant perte desdits ennemys qui le coupparent en trois parties, pensans enmener lune au bas de leau; mais six desdits Espaignols se despoullarent deux desquels portarent en nageant leurs espees aux dens, et lung en arrivant aux barques tua trois et feit fuyr huict desdits ennemys dont partie fut tuee par larquebuserie questoit au bort qui tiroit si a menu, quelle ne donnoit loisir auxdits ennemys eulx servir de la leur. Lesquels pour renforcer leur gens et donner lieu au bagaige et reste de leur armee de suyvre leur chemin, envoyarent au bort de laditte riviere trois esquadrons de chevaulcheurs, qui furent si bien salves par larquebuserie espaignole, quils furent contrains fuyr jacoit quils eussent grosse artillerie et desja tire plusieurs coups; mais aucunes pieces de la myenne qui y arriva au mesme instant les feit prestement desloger. Et comme entrant lon serchoit tous moyens pour passer laditte riviere, lon trouva ung guey. Et encores que du commencement il fut dangereux, toutesfois aulcuns Espaignols et houssars le passerent en nombre denviron XVIII. Lung desquelles houssars sadvanceant meit luy seul aucuns dedits ennemys en fuyte, craignant la suyte. Et continuant lon trouva ledit guey assez bon, que lors plusieurs des chevaulcheurs prindrent en crouppe chacun ung harquebusier, et passarent en moins de demy heure ledit duc Dalve, le duc Mauris et plus de quatre mil chevaulx et environ cinq cens desdits harquebusiers espaignolz qui poursuyvirent lesdits ennemys. Et

cependant passa aussi le roy, monsieur notre frere, et moy, et se refeit ledit pont, et passa la reste de la chevalerie et jnfanterie espaignole. Et donna lon la chasse ausdits ennemys qui prindrent la fuyte, et les poursuyvis environ trois lieues au trot tellement quil estoit impossible, que les gens de pied les peurent suyvre. Et enfin ils furent rattaints par lesdits duc Mauris et Dalve et chevaulx legiers et houssars en nombre environ XXII cens au pied dung bois, ou ils sestoient arrestes, et avoient dresses ung escadron des gens de pied, et devant jceulx ennemys approcher lesdits gens de cheval, tirarent tous joinctement leur harquebuserie. Et lors incontinent les feis charger par laditte chevalerie tellement, quils se meirent en desordre et entrarent au bois, lequel lesdits ducs avec iceulx chevaulx legiers et houssars environnarent. Et furent lesdits ennemys poursuys si vivement, quil y demeura mort plus de mil hommes et environ deux mil chevaulx sans les prisonniers qui sont en tres grand nombre et leur artillerie prinse avec toute la municion et leur bagaige. Entre lesquels prisonniers est ledit jadis electeur, et comme lon tient pour certain, son fils aisne tue, et prins le duc Ernst de Brunswyck, quest celluy qui print le marquis Albert de Brandenbourg. Et a dure ceste chasse jusques a mynuit que suis seulement retourne avec le roy, notredit frere, et nos nepveurs ses enfans, sans y avoir perdu de mon coustel plus de sept ou huict hommes. Dont je nay voulu delaisser djncontinent vous advertir, saichant le plaisir quen aurez.

Nach diesem Briefe läßt Hr. Lanz aus einer Urkunde ein genaues Verzeichniß der Truppengattungen des kaiserlichen Heeres und deren Stärke folgen. Auf die Correspondenz, die sich auf Philipp von Hessen bezieht, können wir unsere Leser blos im Allgemeinen aufmerksam machen; finden aber bestätigt was Ranke bemerkt hat, daß der Kaiser mehr über diesen Fürsten als über den gefangenen Friedrich aufgebracht war: Karl würdigte die Wichtigkeit des Landgrafen gewiß richtig; er sah und fürchtete zugleich in ihm den thatkräftigern Mann. Übrigens schließt die Correspondenz mit einem Schreiben des Landgrafen an Heinrich II. von Frankreich, datirt vom 15. Juni 1547; es werden in demselben die Gründe entwickelt, weshalb er sich zu einem Vertrage mit dem Sieger veranlaßt gefunden habe. Nachträglich sind noch einige Auszüge aus der Correspondenz des Kaisers, namentlich mit seiner Schwester Maria in den J. 1536—38, am Schlusse des zweiten Bandes zu lesen; sie beziehen sich vorzugsweise auf den Krieg mit Frankreich und dessen rückwirkenden Einfluß auf die Niederlande.

Nach Beendigung unserer vorstehenden Mittheilung über den zweiten Band kommt auch der dritte Band, der den Schluß des ganzen verdienstlichen Werkes bildet, in unsere Hände. Wir säumen nicht unsern Lesern auch über diesen Band einen Bericht zu geben, der aber um so kürzer sein kann, da in demselben gleiche Einrichtung und gleiche Grundsätze herrschen wie in den beiden ersten Bänden. Der äußere Umfang und sein historischer Werth ist ebenfalls von Bedeutung. Und man kann mit gutem Gewissen sagen: Finis coronat opus. Sonderbar muß es aber auch uns so gut wie Hrn. Lanz erscheinen, daß die Schmidt'sche „Zeitschrift für Geschichte“ das ganze Unternehmen für eine Ilias post Homeros erklärt, da Robertson's und Ranke's Werke dasselbe unnöthig gemacht hätten. Selbst wenn man den Lorber, den jüngst Lord Brougham um des Schotten Robertson Schläfe gewunden hat, als verdient anerkennen und auf Schlosser's Einwendungen dagegen das verdiente Gewicht nicht legen will: so wird doch jeder Kenner der Quellen, aus denen Karl's V. Geschichte zu schöpfen ist, zugestehen müssen, daß Robertson in bedeutendem Nachtheile stand gegen einen Historiker, der in unsern Tagen eine Biographie des berühmten Habsburger zu schreiben unternehmen will. Und ist es nicht auch von Bedeutung, sich bei einer solchen Biographie auf einen durch umfangreiche historische Grundlagen gesicherten deutschen Standpunkt zu stellen? Was Ranke betrifft, so ist von Demselben das Archiv zu Brüssel, aus dem auch Hr. Lanz seine Correspondenz geschöpft hat, trefflich benutzt worden. Allein abgesehen davon, daß das vorliegende Werk Mehr gibt als Ranke benutzt hat, ist es denn nicht von Werth, der Gesammtheit der Historiker zur Beurtheilung und Benutzung vorzulegen was bis dahin nur Einem zu sehen und für seine Zwecke zu verwenden vergönnt war? Übrigens eröffnet uns Hr. Lanz die Aussicht, daß er seinen archivalischen Forschungen eine Fortsetzung geben werde: denn die Quelle für Karl's V. Geschichte ist noch keineswegs erschöpft. Möge Wien von der Liberalität keine Ausnahme machen, die der Herausgeber der „Correspondenz“ in so reichem Maße anderwärts in Erfahrung brachte.

Schließlich machen wir unsere Leser ganz besonders aufmerksam auf die Correspondenz vom J. 1552: sie ist beiweitem die umfangreichste und wichtigste des ganzen dritten Bandes. Wer unmittelbar aus der Quelle ersehen will, wie schwer Karl V. an die Befreiung der beiden gefangenen Fürsten, Johann Friedrich's und Philipp's, ging, welche Thätigkeit er entwickelte und welche Springfedern er in Bewegung setzte, um sich aus dem Netze zu befreien, womit ihn die damaligen Verhältnisse umstrickt hielten, der muß jenen Theil der „Correspondenz“ lesen. Das Ganze derselben schließt übrigens mit einem Briefe des Kaisers, worin Dieser seinem Bruder die Niederlegung der Kaiserwürde und seine demnächste Einschiffung nach Spanien meldet. Wir beendigen unsere Anzeige nicht ohne ein lebhaftes Dankgefühl für den Fleiß und die Ausdauer des Herausgebers der „Correspondenz“ sowie mit dem Wunsche, daß wir ihm bald wieder auf diesem Felde der deutschen Geschichtsforschung begegnen mögen.

Karl Zimmer.

Zur Tagesliteratur.

(Beschluß aus Nr. 357.)

Gegen eine „Richtung der Philosophie, die, weil sie eine sittlich-religiöse Weltanschauung nicht zuläßt und den Glauben an eine göttliche Leitung des Menschengeschlechts vernichtet, verderblich ist“, sind:

3. Über eine Schattenseite unserer Literatur, und über die Bestimmung der Universität, nach dem Statut der Universität Jena. Zwei Prorectoratsreden von C. Fr. Bachmann. Darmstadt, Leske. 1846. Gr. 8. 7½ Ngr.

herausgegeben worden. Die Absicht ist ganz schön; aber wenn der Verf. die Selbstsucht als das bewegende Princip der Zeit

und klagend ausruft: „Die kleinste Entdeckung, jeder
itten eines Gedankens, jeder witzige Einfall, Alles muß
us, und man kann die Zeit nicht erwarten, bis man ihn
uckt vor sich sieht": — glaubt er denn, er stehe so hoch und
ine so große Autorität, daß man nicht auch dieselben Pfeile
n ihn wenden könnte? Mit einer im J. 1838 gehaltenen
ectoratsrede löscht man auch nicht das Feuer. Den „jün-
Gelehrten" wirft er vor, daß sie nicht mehr in der „stil-
leißigen Forschung ihr Glück finden". Aber was können
Ärmsten dafür, daß die Zeit nun einmal von ihnen fodert,
bloße Gelehrte, sondern auch Staatsmänner zu sein?
n ich nicht ganz irre, wollten die „alten Classiker" auch
as davon. Gerade wäre den Gelehrten zuzurufen, mit
Idee eifrigst in den Staat herniederzusteigen und die ma-
lle Spreu von der Tenne zu fegen, wenn sie davon wahr-
ten. Nach dem Statut der Universität Jena soll sie das
re, Schöne, Gute und Heilige nicht nur in sich bewah-
sondern auch immer mehr verbreiten. Es ist aber jetzt
mehr die Zeit, daß man glauben darf, für solche Ver-
ung genug gethan zu haben, wenn man einzelne Jüng-
bildet: die Massen sind heute zu bilden; denn eben daß
diese geistige Bedürfnisse und geistigen Besitz haben, Das
as Unterscheidende der Zeit. Die Universitäten müssen po-
ir werden. Dahin deutet:

Die Universität. Überblick ihrer Geschichte und Darstellung
hrer gegenwärtigen Aufgabe. Von Emil Anhalt. Jena,
Rauke. 1846. Gr. 8. 11¼ Ngr.

Die Universität ist die hohe Volksschule, sagt der Verf.;
producirt das Volksbewußtsein. Es fragt sich nur wie?
Verf. verlangt sie organisirt als eine Schulgemeinde mit
derm Gemeinderechte, namentlich Gleichberechtigung mit
andern Volksgemeinde, und Autonomie, enthaltend die
fesseren- und studentische Gemeinde. Jedoch möchte die in-
Organisation für den Zweck der Popularität von geringer
utung sein; vorzugsweise ist es die äußere Beziehung.
ür ist die Foderung des Verf. von Wichtigkeit, daß „Alle,
gebildet sind und sich selbständig weiterbilden wollen, die
ersität müßten besuchen dürfen; es sei durchaus einseitig,
i Besuch nur von der Gymnasialreife abhängig zu ma-
. Es ist dabei an die hohe Bedeutung zu erinnern, welche
nglischen Universitäten in Folge solcher Einrichtung für
eistige Kraft und Mannheit der Engländer erhalten ha-
Mit Einem Worte, die Universität hat nicht Eleven des
rungsdienstes abzurichten, sondern Männer zu bilden, und
Männer bilden das Volk. Die Universität muß Dem zu-
öffentlich und mündlich werden. Das Wesen ihrer Öf-
chkeit ist ausgesprochen. Der Mündlichkeit genügt sie
den Vortrag eines Collegiums zwischen vier Wänden
lange nicht. Im nachgeschriebenen Collegienhefte wird
Mündlichkeit sofort absorbirt; so hat die Universität gar
Daß es nicht lächerlich erscheinen möchte, an die Weise
innern, wie die großen Lehrer der Griechen herumreisten,
die Wohnungen der Menschen mit Ideen zu befruchten,
man sich hindrängte zu ihrer Mündlichkeit und selbst aus
Geiste des gemeinen Arbeiters, wenn solcher damals war
ie Gemeinheit ist eine Bezeichnungsmanier der Gegenwart
der Enthusiasmus für die Idee Funken sprühte. Welche
ung solche Lehrweise vermag, Das glaube ich haben zur
ige die kirchlichen Vorgänge unserer Tage gezeigt. Die
igkeit von Beamten und Lehrern, ein Umhergehen im
e ist nicht nur antike, sie ist auch germanische Weise —
heute bei den obersten Richtern in England in voller be-
der Kraft —; sie ist also eine menschliche Nothwendigkeit.
unter uns ist Alles eingepfarrt, eingeschult, eingekreist,
sessen; Alles hat seinen Sitz und keinen Gang. Die Ge-
envereine, die unter sich essen, trinken und reden, gehen
einen Schritt vom Hause auf die Straße hinaus, selbst
sie heute in Frankfurt a. M. und morgen in Königsberg
n. Die weltlichen Lehrer müssen in das Volk untertau-
chen; diesen Enthusiasmus mögen sie von den geistlichen annehmen, der für diese ein Irrthum war. Der deutsche Fürst thäte das folgenreichste Werk, welcher Hallen für Rhetoren baute, versuchsweise als bessere Mittel vor pennsylvanischen Gefängnissen oder Armen-Suppenanstalten, wodurch immer mehr und mehr die Gemeinheit zu einer breiten Straße gepflastert würde, auf der die gemeinen Meinungen sich bequem tummeln könnten.

Blicken wir in dieser Nacht zum Himmel und sehen was uns bringen

5. Die Gestirne und die Weltgeschichte. Gedanken über Raum, Zeit und Ewigkeit von F. N. Breslau, Schulz. 1846. Gr. 8. 6 Ngr.

Einen Traum! Eine Unmöglichkeit; höchstens ein „grand-peut-être"! Denn möglich ist nicht, wie der Verf. sagt, Das was den Gesetzen des Denkens nicht widerspricht: Das ist logisch; sondern Das was den Gesetzen der Erfahrung nicht widerspricht. Wenn also die ganze Schrift sich darum handelt, daß Jemand, von den Sternen zur Erde hin sich bewegend, je nachdem das Licht von der Erde an die Örter seines Wegraums gelangt, so die Geschichte der Zeit auf der Erde vor seinem Auge sich aufrollen sähe, und so in gewisser Weise Raum und Zeit einen Vereinigungspunkt in der Thätigkeit dieses Auges hätten —: so ist diese ganze Vorstellung sehr richtig geschlossen, aber aus unmöglichen Voraussetzungen. Denn ein Auge, worunter wir nur das menschliche verstehen können, da wir von andern Nichts wissen, kann nicht durch Wände und Mauern sehen, wie der Verf. schließlich selbst berichtigt hat; es ist ihm nach seinen eigenen Worten nur zu thun gewesen um das Interesse der Schönheit und den poetischen Inhalt der Anschauung. Wer nicht Mehr sucht wird Dies finden; und vielleicht einen dauerndern und unangefochtenern Inhalt als von irdischen Dichtungen.

Haben wir uns doch so lange gefreut, ungestört fragen zu können: Was ist des Deutschen Vaterland? und nun wird Arndt durch die Schrift:

6. Das Volkslied: Was ist des Deutschen Vaterland? Würdigung desselben von Ferdinand Delbrück. Nebst Zuschriften an E. M. Arndt und Erwiderung von ihm. Bonn, Marcus. 1846. Gr. 8. 5 Ngr.

aufgefodert, sein eigenes Kind als einen ekeln Bastard zu verleugnen und zu verstoßen. Der Tadel des Verf. betrifft zwei Punkte: erstens, daß die Frage hätte bei den besondern Völkernamen beginnen sollen, um zu zeigen, daß sie nur Benennungen einer Einheit, eines Wesens des deutschen Vaterlandes seien. Dieser Tadel wäre nicht ohne Grund, wenn er eine Abhandlung beträfe, die auf dem Wege der Entwickelung von der Wirklichkeit zur Wahrheit gelangen wollte, wie etwa die Astronomen von der scheinbaren Sonne ausgehen. In diesem Sinne wäre die Lächerlichkeit des vom Verf. gegebenen Beispiels, zu fragen: Was ist des Geistes Körper doch? Ist es der Kopf? u. s. w. mit Recht vorgestellt. Aber des Geistes Körper ist ein Gegenstand der Wissenschaft; des Deutschen Vaterland: des Willens. Der Dichter fragt nicht: Was ist des Deutschen Vaterland? weil er es nicht versteht oder meint, die Leser verständen es auch nicht, sondern weil er weiß, daß die Leser es wollen, es ihnen werth und theuer ist und er sie daher durch diese Frage sich und dem Gedichte günstig stimmt und sie anregt dieses zu verfolgen. Das ist Zweck und Stütze der Dichtkunst. Der zweite Vorwurf ist der, daß die endliche Antwort auf die anfängliche Frage nichts Befriedigendes gegeben, daß die Antwort des Liedes sei: Des Deutschen Vaterland ist ein Luftgebilde, ein Hirngespinnst, ein Unding. Hiergegen zumeist vertheidigt sich Arndt. Er hebt hervor, daß er zuerst den Leib des Vaterlandes habe feststellen wollen und dann in den bekannten Versen: Wo Treue hell u. s. w. dessen Geist und Seele. Gegen die Idee dieses Verfahrens ist Nichts einzuwenden; nur die Meinung des Dichters wird heute nicht

mehr die öffentliche oder gegenwärtige sein; der „Franzmannen" Haß hat heute keinen Anklang mehr und daher kann eine lieblose Betrachtung ein Luftgebilde erblicken. Heute zwar hat der deutsche Wille ein anderes Vaterland zu erstreben als ein Franzmannen und Wälschen feindliches. Aber dessenungeachtet wird durch ein paar Worte einer Kritik Erinnerung und Liebe zum Gedichte nicht ausgelöscht werden; schaffe der Verf. der Kritik etwas Besseres, dann wird er dem Gedichte sich gegenüberstellen können, welches, wie jedes Volkslied, über der Kritik steht.

F. Marquard.

Bibliographie.

Auerbach, B., Der Gevattersmann. Volksbuch für 1847. 3ter Jahrgang. Mit 34 eingedruckten Holzschnitten. Braunschweig, Westermann. 8. 4 Ngr.

d'Avalon, C., Anekdoten aus dem Leben Napoleon Bonaparte's und aus der Zeit des französischen Kaiserreichs. 2te Auflage. 1stes bis 4tes Heft. Quedlinburg, Basse. 16. à 5 Ngr.

Blessington, Gräfin, Romane und Novellen. 1ster Theil. Strathern 1. 1stes Bändchen. Mannheim, Hoff. 16. 3¾ Ngr.

Burdach, K. F., Anthropologie für das gebildete Publikum. Unter Mitwirkung des Verfassers umgearbeitet und neu herausgegeben von dessen Sohne Prof. E. Burdach. 2te vermehrte Auflage mit 3 Kupfertafeln und zahlreichen in den Text eingedruckten Holzschnitten und dem wohlgetroffenen Portrait des Verfassers. 1ste Lieferung. Stuttgart, Becher. Gr. 8. 18 Ngr.

Entstehungs-Kunde der vier Evangelien (von G. A. Fleck). Wittenberg, Zimmermann. 8. 10 Ngr.

Frauenrosen. Eine Sammlung der schönsten Frauenbilder, nach Zeichnung von Decker und Andern, in Stahl gestochen. Mit Text von J. N. Vogl. 1ste Lieferung. Wien, Tendler und Schäfer. Gr. 4. 20 Ngr.

Fuchs's, H. C., komisches Heldengedicht der Mückenkrieg. Nach der Ausgabe von 1600 und 1612 mit einer Einleitung herausgegeben von F. W. Genthe. Neue Ausgabe. Eisleben, Kuhnt. 8. 10 Ngr.

Funk, W., Neueste Schwänke zur Polterabend-Feier. Frankfurt a. O., Harnecker u. Comp. Kl. 8. 15 Ngr.

Gaede, J. W., Napoleon's Geschäftsträgerin, oder: Die Geheimnisse von Danzig. Ein geschichtlicher Roman. 2te Auflage. 1ste und 2te Lieferung. Berlin. 8. 7½ Ngr.

Komischer Hausschatz für die ganze Welt. Eine Sammlung des Neuesten und Ausgezeichnetsten zum Vortrage in geselligen Kreisen. 1stes Heft. Berlin, Hofmann und Comp. 8. 5 Ngr.

Kehrein, J., Die weltliche Beredsamkeit der Deutschen. Beitrag zur Literaturgeschichte. Mainz, Faber. Gr. 8. 15 Ngr.

Öffentliche Leistungen und stilles Verdienst. (Von Paul Jngwersen.) Altona, Lehmkuhl. Gr. 8. 6 Ngr.

Lichtenstein. Oper in fünf Aufzügen. Text nach W. Hauff von F. Dingelstedt. Musik von Lindpaintner. Stuttgart. Gr. 8. 6 Ngr.

Lindau, F., Erinnerungen eines Soldaten aus den Feldzügen der Königl.-Deutschen Legion. Mit einem Vorwort von Pastor F. G. F. Schläger. Hameln. Gr. 8. 20 Ngr.

Loewenberg, J., Die Geschichte Preußens in gebundener Rede. Mit 4 illustrirten historischen Karten und 2 Tabellen. Berlin, Hofmann u. Comp. Qu. 4. 20 Ngr.

Maurus, Rhabanus, Die Mufti-Wahl in Stambul, eine Komödie. Freie Übersetzung. Altenburg, Helbig. Gr. 8. 3 Ngr.

Ratio, G., Über die Sicherheit der Meß- und andern Fundationen. Ein Auszug aus einer noch ungedruckten Schrift: Ueber die Verwaltung der bischöflichen Diöcese Breslau. Altenburg, Helbig. Gr. 8. 10 Ngr.

Weyl, L., Rebbenhagen auf dem Berliner Corso. Ein Genrebild. Mit 1 Titelkupfer. Berlin, J. Schmidt. 1845. 12. 10 Ngr.

Tagesliteratur.

Adresse der großen Mehrzahl der Mitglieder der Breslauer Jsraeliten-Gemeinde an Herrn Dr. W. Freund. Breslau, Trewendt. Lex.-8. 1 Ngr.

Althaus, T., Eine Rheinfahrt im August. Den Kölnern, den Schleswigholsteinern und Allen die den Rhein lieben gewidmet. Bremen, Schünemann. Gr. 8. 2½ Ngr.

Apelt, E. F., Wie muß das Glaubensbekenntniß beschaffen sein, das zur Vereinigung aller Confessionen führen soll? Jena, Hochhausen. Gr. 8. 3 Ngr.

Bayrhoffer, Das wahre Wesen der gegenwärtigen religiösen Reformation in Deutschland. Mannheim, Hoff. Gr. 8. 2 Ngr.

Belani, H. E. R., Geschichte des Jesuitentreibens und der Freischaarenzüge in der Schweiz. Dem deutschen Volke erzählt. Seitenstück und Fortsetzung zu Duller's: „Jesuiten". Berlin, Schultze. Kl. 8. 4 Ngr.

Büchsel, C., Von der Gotteskraft des Evangeliums in Christo. Antritts-Predigt am Sonntage Rogate gehalten. Berlin, Thome. Gr. 8. 2½ Ngr.

Cassander, H., Die Parteien. Gemälde alla prima. Augsburg, Schmid. Gr. 8. 6 Ngr.

Dael, F., Die Nothwendigkeit einer Änderung der Übergangssteuer, welche von süddeutschem Wein bei dessen Eingang in die nördlichen Staaten des deutschen Zollvereins zu entrichten ist. Mainz, Faber. Gr. 8. 7½ Ngr.

Erwiederung auf die Flugschrift betitelt: Der Kornmarkt in Zürich und des Beweises des Mißverhältnisses zwischen Kornpreis und Brodpreis, als Folge der Taxenaufhebung im Jahre 1835, und die Darstellung der Hülfsleistungen durch Staatsfrucht in der Vorzeit rc. Winterthur. Gr. 8. 4½ Ngr.

Florencourt, F. v., Fliegende Blätter über Fragen der Gegenwart. No. 3. Czerski. Leipzig, Melzer. Gr. 8. 5 Ngr.

Horarik's, J., Kampf mit Hierarchie und Kirche in den Jahren 1841—45. Leipzig, Jurany. 1847. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Lösch, E., Predigt am Erndtefest über Haggai 1, 9. Nürnberg, Korn. Gr. 8. 3 Ngr.

Münchmeyer, E. H. W., Kritische Blicke auf das Medicinalwesen Deutschlands im Allgemeinen rc. Lüneburg, Engel. Gr. 8. 15 Ngr.

Protestantismus und Pietismus. Zur Charakteristik der kirchlichen Verhältnisse unserer Zeit namentlich in Württemberg. Ein freies Wort an Geistliche und Nichtgeistliche von einem württembergischen Theologen. Baden, Zehnder. Gr. 8. 9 Ngr.

Schauer, J. K., Die jetzige Jahreszeit — ein außerordentlich gutes Zeichen Gottes. Predigt. Jena, Hochhausen. Gr. 8. 2 Ngr.

Sieben Reden über die geistlichen Werke der Barmherzigkeit, insbesondere über christliche und häusliche Erziehung. Von einem römisch-katholischen Geistlichen. Aachen, Hensen und Comp. 12. 7½ Ngr.

Teufelspillen, Geißelhiebe und kosmopolitische Hebelgriffe vom Höllenprovisor X. 2te Auflage. Berlin, Schartmann. 8. 12 Ngr.

Valenti, de, Beantwortung einiger Grund- und Lebensfragen, die neuesten kirchlichen Ereignisse im Kanton Waadt betreffend. Bern. Gr. 8. 10 Ngr.

Wunder, E., Schulrede am Stiftungsfeste der Königl. Landesschule zu Grimma am 14. September 1846. Grimma, Verlags-Comptoir. Gr. 8. 3 Ngr.

Wilisch, H. D., Mein Glaube bei des Glaubens Wirren. Eine Reformationsgabe am 31. Oct. 1846. Grimma, Verlagscomptoir. 8. 3 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: **Heinrich Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 359. —— 25. December 1846.

Friedrich Karl Freiherr von Moser.

Friedrich Karl Freiherr von Moser. Aus seinen Schriften sein Geist an das 19. Jahrhundert. Von Hermann vom Busche. Stuttgart, Hallberger. 1846. Gr. 8. 1 Thlr. 18 Ngr.

Es geht mit dem Organismus der Weltgeschichte wie mit jedem andern Organismus: wenn er einen Wachsknoten bildet, um einen neuen Schößling zu treiben, so sammelt er eben in diesem Punkte seine ganze Lebenskraft, und es zeigt sich dann recht deutlich, was ein solcher Organismus bisher Lebendiges geschaffen hat, was in ihm wirkende Kraft war; denn Dies bricht durch die harte Scholle, durch das Geröll und den Schutt der Jahre hindurch als frischer, kräftiger Keim, der sich zum weitschattenden, fruchtreichen Baume entwickelt.

Daß unsere Gegenwart aber eine solche Zeit des Keimens, ein neuer Sproß der Weltgeschichte werden wird, mag wol Niemand mehr leugnen; daß dazu aber auch große Anstrengungen, harte Kämpfe und schmerzvolle Krisen nöthig sind, daß fieberhafte Aufregungen nicht fehlen, darf gleichfalls nicht geleugnet werden. Wenn man daher hier und da die Gesetze des Kampfes verletzt, wenn man in Extreme ausschweift, so darf man der Geschichte und ihrer Bewegung keine Vorwürfe darüber machen, weil Dies nur dem Einzelnen zur Last fällt, welcher dadurch sowol dem Weltgericht der Geschichte, noch mehr aber dem seiner Gegner unterliegen wird. Vertritt der Einzelne jedoch nicht seine Privatinteressen, sondern allgemeine, findet er Beistand von Gleichgesinnten, macht er Partei, so steht er auf weltgeschichtlichem Boden, von dem ihn weder Policei noch Gewaltmaßregeln verdrängen dürfen noch können. In stürmischen, nach Fortgestaltung ringenden Zeiten ist es aber nicht nur Pflicht eines jeden Einzelnen, seine Stimme offen abzugeben und sich zu Gleichgesinnten zu scharen, sondern man muß auch die Lebenskraft der ganzen Geschichte selbst auf Einen Punkt concentriren, indem man an die Vergangenheit anknüpft und darstellt was die Vorfahren gewollt und errungen haben, damit der Organismus der Geschichte nicht gestört, die natürliche Entwickelung vielmehr gefördert werde.

Da nun die deutsche Geschichte wieder eine volksthümliche werden will, welche den Liberalismus zu einer welthistorischen Gestalt verarbeitet, da sie die Consequenzen ihrer großen neuesten Vergangenheit im Ernst zu ziehen bestrebt ist, so ist es ganz natürlich, daß sie auch die Vorkämpfer für deutsche Nationalität und Volksfreiheit dem Volke vorführt, um es durch dies Hinanziehen in den geschichtlichen Proceß des deutschen Volksbewußtseins für die Gegenwart zu erziehen, zum Kampfe zu weihen und zu begeistern.

Unter diese Vorkämpfer der Volksrechte und des Volksthums gehört vor Allen aber Moser, Dessen zwar in der Literatur- und Culturgeschichte oft Erwähnung gethan wird, der aber im Allgemeinen doch nur Wenigen näher bekannt sein mag, sodaß es ein verdienstliches Werk des Herausgebers ist, den deutschen Patrioten einen Auszug aus Moser's Werken darzubieten. Freilich nur einen Auszug; denn Moser's Werke sind theils zu zahlreich, theils enthalten sie Vieles was für unsere Zeit ohne Interesse, was nur Geschichtsforschern zu wissen nöthig ist. Es finden sich aber dennoch so viel Treffliches und Gediegenes, so viel echt deutsche Biederkeit und Kraft, so viel Aussprüche, welche wie auf unsere gegenwärtigen Zustände gezielt zu sein scheinen und zwar in einer Darstellung, die jetzt kein Censor würde passiren lassen, daß es ein großer Verlust wäre, wenn Moser's Gedanken dem Volksbewußtsein fernerhin noch unbekannt bleiben sollten. Zugleich erhalten wir aber auch durch die Lecture der Moser'schen Schriften den beschämenden Beweis, wie wenig wir im Grunde, trotz aller officiellen Versicherungen von den riesenhaften Fortschritten der Zeit, vom Flecke gekommen sind, wie nur die Zeit, nicht aber das Volk in seiner Bildung fortschritt, wenn man unter Bildung nicht die engbrüstige Schule, sondern die Volksbildung in staatsbürgerlicher Hinsicht versteht.

Weil jede Volksbildung eine nationale, eine sittlichstaatliche sein muß, so will ich den Vereinen für Volksbildung und Volksbibliotheken das vorliegende Buch zur weitesten Verbreitung dringend empfehlen. Unser Volk bedarf kräftiger Speise, es muß zum Bewußtsein seiner Geschichte und damit seiner selbst kommen, es muß seine Zustände und seine Interessen kennen lernen. Wer sollte aber hierzu geeigneter sein als unser Moser, dem diese Selbsterkenntniß so sehr in Fleisch und Blut über-

gegangen war, daß sie bei ihm zur festen Gesinnung, zu sittlicher Thatkraft geworden war?

Der Herausgeber hat diese seine Aufgabe sehr wohl begriffen, indem er sagt (S. VII):

In diesem Sinne (wenn Manche Das als Nichtrevolutionnair zu billigen und zu lieben begännen, was sie bisher als Revolutionnair betrachteten und ganz natürlich haßten) will die belehrende Stimme des vorigen Jahrhunderts, welche in dieser unserer Schrift erschallt, laut werden und sich erneuern. Lehren und ernst auffodern will sie zum Festhalten des Guten, zum Erringen des Bessern, zum Vertilgen des Schlechten. Sie will beitragen zum allgemeinen Besten, sie will nützen.

Um Moser richtig zu beurtheilen, muß man seine Zeit und seine Schicksale kennen, weshalb Beides vom Herausgeber vorausgeschickt ist, wofür man ihm um so mehr danken muß, da die Schicksale der beiden Moser, des Vaters und Sohnes, in neuester Zeit ihre Gegenstücke gefunden haben.

Moser's Vater, Johann Jakob Moser, lebte 1701—85, war Lehrer und Begründer des deutschen Staatsrechts, wurde aber wegen seiner rechtlichen Gesinnung und unerschrockenen Vertheidigung der Volksrechte als Landschaftsconsulent von dem „tyrannischen" Herzog Karl von Würtemberg am 12. Juli 1759 verurtheilt in Hohentwiel gefangen gesetzt zu werden, „damit", wie es im Decret hieß, „seine Sache durch die allerschärffste Inquisition untersucht werde, weil alle Meine bisher gegen ihn erlassenen Resolutionen Nichts gefruchtet, sondern die Landschaft mit respectwidrigen und ehrenrührigen Schriften fortfährt". Zugleich wurde unser Moser, weil er der Sohn des Verurtheilten war, ohne Verhör cassirt und ihm sogar die Erlaubniß nicht gegeben, die angebotene Oberhofmeisterstelle beim Fürsten Ysenburg anzunehmen. Erst nach drei Jahren durfte der brotlos Gemachte außer Landes gehen. Sein Vater wurde während der Zeit auf Hohentwiel wie ein gemeiner Verbrecher behandelt, durfte vier Jahre lang sein Zimmer nicht verlassen, entbehrte jede Bequemlichkeit, ja nicht einmal ein Prediger wurde zugelassen als Moser dem Tode nahe zu sein schien. Als ihn die Gicht dermaßen befiel, daß er Krücken gebrauchen mußte, wurde ihm nicht einmal ein Wärter bewilligt. Erst 1763 erlaubte man ihm, in Begleitung eines Offiziers auf den Wällen spazieren zu gehen. Als Unterhaltung wurden ihm eine Bibel und Steinhofer's „Evangelienpredigten" gegeben, die Schreibtafel hingegen, welche ihm seine Gemahlin sandte, wurde ihm ohne Schreibstift überliefert, sodaß Moser mit der Spitze seiner Schuhschnalle und mit dem Stiel eines silbernen Löffels auf das Pergament, dann auf die weißen Linien zwischen den Bibelzeilen, auf die weißen Streifen der Briefe, welche der Commandant zuvor freilich erst stark beschnitt, und endlich mit der Lichtputze, welche er zu diesem Zwecke an dem eisernen Ofen schärfte und am Eichenstuhl polirte, an die Wand schrieb. Auf diese Weise schrieb er so viel Lieder, daß sie später 114 Druckbogen füllten. Währenddem verwandte sich Friedrich der Große und auf seine Auffoderung auch England und Dänemark vergeblich in Wien für Moser's Freilassung; erst als die Landschaft sich 1764 beim Reichshofrath beschwerte, „daß es bei den von bösen, Herren und Land schädlichen und ungetreuen Rathgebern ertheilten violenten consiliis um weniger nicht als um gänzliche Zernichtung und Mundtodtmachung derjenigen landständischen Mitglieder zu thun sei, welche für die Aufrechterhaltung der landständischen Gerechtsame zu wachen mit schweren Eiden belegt seien", erging vom Herzog die Ordre, Moser zu entlassen, „wann er diese Entlassung als eine unverdiente Gnade erkennen, um Solches nochmalen schriftlich unter Bereuung seiner großen Fehler und Vergehungen bitten, auch einen bereits im J. 1759 anerbotenen Revers ausstellen wird". Moser weigerte sich diese Bedingungen einzugehen, da er weder Verbrechen begangen noch überhaupt wisse, weshalb er eigentlich gefangen sitze. Zu gleicher Zeit befahl der Reichshofrath Moser's Freilassung, welche der Herzog 1764 auch bewilligen mußte, nachdem Moser eine Caution unterschrieben und nebenbei erfahren hatte, daß er „wegen erheblicher und wichtiger, auch vornehmlich besonderer Staatsursachen wegen" gefangen gesetzt sei. Im J. 1770 wurde Moser mit 1500 Gulden Pension aus seinem Amt als Landschaftsconsulent entlassen.

Welchen Einfluß ein solcher Vater auf einen talentvollen Sohn gehabt hat, spricht Dieser selbst aus:

Ich hatte das Glück, in meinem Vater zugleich meinen Freund und Führer zu haben, von ihm selbst geleitet und von früher Jugend an in die Grundsätze der Rechtschaffenheit, in die Geheimnisse des wahren Patriotismus eingeweiht zu sein. Noch mehr aber als seine Lehren und sein Unterricht leuchtete mir auf dem Wege meines Lebens sein Beispiel vor. Nun (1786) selbst meinem Ziele nahe, nun selbst Mann und Greis (63 Jahre alt) darf ich, nach allen Abwechselungen meines Lebens, nach allen Verirrungen, wozu mich Eigenliebe und Gutmüthigkeit, Vorurtheile und Leichtgläubigkeit, Mangel von Fürsten-, Welt- und Menschenkenntniß, falsches Vertrauen auf mich selbst und auf Andere zuweilen verleitet, mir noch sagen, seinen Ermahnungen und Vorbild nicht untreu, von dem wahren patriotischen Glauben nicht abtrünnig geworden zu sein, der Wahrheit, dem Gewissen, der Pflicht gegen Gesetz und Vaterland, wie er, ebenfalls mein reines Opfer gebracht zu haben. Mit froheſter Ergießung eines dank- und empfindungsvollen Herzens darf ich es für mein erstes zeitliches Glück schätzen, der Sohn eines solchen Vaters zu sein, darf mich, bei allem Ungemache, das auch mir um der Wahrheit und des Gewissens willen zu Theil geworden, seines frommen Segens erfreuen, und bei minderm Umfange von Verdiensten dennoch um der Nacheiferung willen einst in der deutschen patriotischen Leidensgeschichte das schöne Zeugniß hoffen und erringen: Vater und Sohn.

Wie sich nun Vater und Sohn in biederer, ehrenhafter Gesinnung, in der Festigkeit des Kampfes für Recht gleich waren, so traf den Sohn wie den Vater die Rachsucht und Bosheit der kleinen Höfe, so hat auch unser Moser Viel deshalb leiden müssen, weil ihm Pflicht mehr galt als Fürstengunst, und Recht ihm heiliger war als Hab' und Gut.

Nachdem Moser in Jena studirt hatte, ward er 1747 im 24. Lebensjahre Kanzleisecretair des Landgrafen Friedrich von Hessen-Homburg, zwei Jahre darauf Hofrath, worauf er und sein Vater in Hanau an der Staats- und Kanzleiakademie angestellt wurden, von wo sein Va-

ter 1751 nach Würtemberg als Landschaftsconsulent ging. Da der Landgraf zu gleicher Zeit starb, so nahm seine Gemahlin Karl Moser in Dienst, bis ihn Ludwig VIII. von Hessen-Darmstadt zu seinem Legationsrath in Frankfurt machte. Im J. 1759 schrieb Moser hier sein berühmtes Buch „Herr und Diener", trat 1763 in hessenkasselsche Dienste als Geheimrath, ward 1766 kaiserlicher Reichshofrath und von Joseph II. in den Freiherrnstand erhoben, nachdem Franz I. ihn und seine Brüder 1763 in den Adelstand erhoben hatte. Da Moser seit 1770 die Grafschaft Falkenstein verwaltete, mithin in der Nähe Hessen-Darmstadts war, so ward er dorthin 1772 als Präsident und Kanzler berufen, um 1780, nachdem seine Gönnerin, die verwitwete Landgräfin, gestorben war, aus dem öffentlichen Staatsdienst entlassen zu werden. Moser's Geradheit, Pflichttreue und Redlichkeit hatten ihm an dem sittenlosen Hofe viel Feinde gemacht, welche jetzt offen hervortraten mit allerlei Verleumdungen und dadurch den jungen Landgrafen, welcher Moser soeben ein treffliches Entlassungszeugniß gegeben hatte, dermaßen gegen Moser aufhetzten, daß er nach drei Jahren von Moser einen Nachweis über Verwendung von 98,000 Gulden verlangte und in Folge dieses Processes den Umgang mit Moser und seinen Brüdern verbot.

Hier hebt Moser's lange Leidensgeschichte an, ein Kampf gegen Intriguen, Cabalen, Gewaltstreiche und Verleumdungen aller Art, gegen welche Moser weder seine Unbescholtenheit noch das Reichshofgericht zu schützen vermochten. Vergeblich war Moser's Bitten um Gerechtigkeit; er wurde ohne Urtheil und Recht Landes verwiesen, mußte seine Habe unter dem Preise verkaufen, um in Wien sein Recht zu suchen. Von hier aus wurde der Landgraf zwar angehalten, über Moser in rechtlicher Form Gericht zu halten; aber dieser Befehl gab nur zu neuen Gewaltthaten gegen Moser Anlaß, welche der hessische Hof unter rechtliche Formen zu verstecken wußte. Es fand sich eine Commission zu Gießen bereit zur Verurtheilung, welche ihre Gewissenlosigkeit so schamlos trieb, daß sie weder die Acten benutzte noch den Verklagten verhörte. Außerdem drückte man Moser auf alle mögliche Weise, legte ihm Stillschweigen über seine Verurtheilung auf, weigerte sich ihm die Acten vorzulegen und confiscirte seine Güter. Um nur Ruhe zu haben, bat Moser den Landgrafen mehrmals inständig um Zurücknahme des Processes, weil er gern Unrecht leiden wolle; aber diesen Wunsch eines bedrängten, müde gehetzten Mannes legten die Höflinge für Schwäche aus und wurden nur noch frecher und übermüthiger, sodaß Moser seine Erklärung zurücknehmen und sich nochmals nach Wien mit der Bitte um Rechtschutz wenden mußte. Der Reichshofrath verwarf das ganze hessische Verfahren; aber dennoch wurde Moser's Lage immer drückender, sodaß er wiederum erklärte, um Ruhe zu haben wolle er nicht nur sein Vermögen opfern, sondern sich auch dem Festungsarrest unterziehen, wenn es der Landgraf auf sein Gewissen nehmen wolle. Er selbst wolle sich auf der Festung sein letztes Thränenbrot verdienen, doch solle man ihm zwei Dienstboten mitzunehmen erlauben. Die officielle darmstädter Zeitung posaunte Das als Beweis für Moser's Schuld auf eine so unverschämte Weise aus, daß Moser sich genöthigt sah, seine Erklärung zurückzunehmen. Der Reichshofrath übertrug den Proceß der kieler Universität, welche Moser freisprach; da aber der Landgraf hiergegen appellirte, so zog sich der Proceß in die Länge. Endlich starb der Landgraf (1790) und sein Nachfolger schlug sogleich beim Antritt der Regierung den Proceß nicht nur nieder, sondern entschädigte Moser für die erlittenen Verluste und gab ihm eine Pension von 3000 Gulden. Moser lebte von 1780 — 83 auf seinem Gute Zwingenberg, von 1783—90 zu Manheim und von da bis zu seinem Tode 1798 zu Ludwigsburg, indem er sich mit literarischen Arbeiten beschäftigte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Franzose Bureaud-Riofrey über England.

Das Werk über England von Leon Faucher ist in diesen Blättern bereits besprochen worden.*) Ein anderer Franzose, Dr. Bureaud-Riofrey, hat sich in seinem Werke „Londres et les Anglais" einen ähnlichen obwol speciellern Gegenstand gewählt. Ein jahrelanger Aufenthalt in der Hauptstadt Englands als Arzt, die vielfachen Berührungen in die ihn sein Beruf mit allen Classen der Bevölkerung brachte, der scharfe Blick der Beobachtung welcher ihm eigen, gibt den Ergebnissen seiner Beobachtungen, die er in den beiden Bänden seines Werkes niedergelegt hat, unserer Ansicht nach ein für die Beurtheilung englischer Zustände weit genaueres Rechtmaß als die Schrift seines Landsmannes Leon Faucher, der, obwol mit anerkennungswerther Loyalität, doch durch die Brille socialistischer Theorien die Zustände jenes Wunderlandes der neuern Industrie betrachtet und was er dort vorgefunden weniger nach seiner geschichtlichen Entwickelung und seinem Wesen als nach gewissen ideellen Anfoderungen der Gegenwart und den Bedürfnissen der Zukunft beurtheilt hat.

Auch Bureaud-Riofrey ist damit einverstanden und legt den Grundsatz seiner Beurtheilung der englischen Zustände zu Grunde, daß von dem materiellen Wohlbefinden, dem materiellen Wohlstand eines Volkes die Fortschritte in Gesittung, Bildung, Gesundheit und Glück im Allgemeinen abhängen; aber seine Beobachtungen in dieser Hinsicht lassen ihn zu dem Resultat gelangen, daß eben England in ersterer Beziehung den größten Vorrath besitzt und in nothwendiger Folge in Vergleich zu andern Völkern auch der letztern Güter in weit größerer Ausdehnung theilhaftig ist als diese. „Meiner Meinung nach", äußert er, „belehrt uns die Geschichte viel weniger durch große Katastrophen als durch das Studium des gesellschaftlichen Lebens. Blitz und Donner nehmen freilich unsere Aufmerksamkeit gefangen; während wir auf der andern Seite nur zu geneigt sind, die Pflanze zu übersehen, welche langsam dem Boden entwächst, aber den Menschen mit ihren Früchten bereichert. Mein Werk über London stellt die Gesellschaft dar, wie sie durch eine Menge im Allgemeinen unbeobachteter aber nichtsdestoweniger vorhandener Umstände hindurchgeht: von einem Zustande des Siechthums zu dem der Gesundheit, von Armuth zur Wohlhabenheit, von Unterdrückung zur Freiheit, von Verwilderung zur Gesittung." Er verkennt die tiefern Übel die noch vorhanden sind keineswegs; nur ist er nicht so befangen, ihren Ursprung der Ge-

*) Vergl. Nr. 229 – 236 d. Bl. D. Red.

genwart zur Last zu legen. „Größtentheils", bemerkt er, „sehen die Leute die Thatsachen blos in ihrer Vollendung. Für sie zeigt der Uhrenzeiger die Stunde blos an, wenn die Glocke sie schlägt. In meinem Werke zeige ich die Stufen, auf welchen England langsam aber mit Erfolg zu seiner hohen Bestimmung gelangt ist." Die deutschen und französischen Socialisten haben, um ihre Anschauungen und Auffassungen der gesellschaftlichen Lage der Gegenwart und der zu deren Verbesserung nothwendigen umgestaltenden Maßregeln als richtig darzuthun, mit einem wahren Triumph auf die dunkeln Schattenbilder hingewiesen, die einige der Ihrigen, wie Leon Faucher, Engels u. A., von dem Zustande der Massen in den englischen Städten, namentlich Londons, entworfen haben. Wer sollte nicht schaudern, wenn er von diesen Schriftstellern in die Höhlen des Elends von St.-Giles, Spitalfields, Whitefriars ꝛc. geführt wird! Aber sie haben nicht gewußt oder verschwiegen, daß man den gleichen Erscheinungen und in weit höherm Grade in andern Städten und Gegenden anderer, selbst der entlegensten Länder und Zeiten begegnet; daß, wenn die Leuchte der Öffentlichkeit in die Zustände der Länder des Continents und des Orients so scharf hineinfallen könnte wie in die englischen, aller Vermuthung nach weit scheußlichere Dinge zu Tage kommen würden als die auf welche man als England ausschließlich eigenthümlich jetzt die Blicke lenkt. Hören wir einmal was unser Arzt von London sagt. Er nennt diese Stadt geradezu „die gesundeste Stadt der Welt" und zwar „trotz der Feuchtigkeit des Bodens worauf sie steht und der Unwirthlichkeit ihres Dunstkreises"; er weist dabei darauf hin, daß eben dieses London in frühern Zeiten der ungesundeste Ort der Erde war, wo Jahrhunderte hindurch, wie heute noch in den Städten des Morgenlandes, Pest und Seuchen aller Art ihren dauernden Herd hatten. Diese Umgestaltung aber ist, wie Dr. Riofrey erwähnt, nur dadurch erzielt worden, daß man die Straßen erweitert, Abzüge und Schleusen mit ungeheuern Kosten hergestellt, bessere Häuser errichtet, Rasenplätze und Gärten mitten in der Stadt angelegt; durch die kostspieligsten Wasserleitungen die Bevölkerung mit gutem Trink- und Waschwasser versorgt und dadurch dieselbe zur Reinlichkeit und Sauberkeit gewöhnt. „Die englische Nation", äußert der Verfasser, „hat gewissermaßen die Geschichte jedes menschlichen Bedürfnisses und der unzählbaren Wege, auf denen jedes solches Bedürfniß von Einzelwesen gefühlt wird, dargestellt. Sie hat für alle zu sorgen gewußt durch die zusammengehäufte Einsicht ihrer aufeinanderfolgenden Geschlechter — Geschlechter so voll Glaubens in ihre Vergangenheit und doch so erfinderisch und fortschreitend. In England und besonders in London ist die Luft selbst voll praktischen Menschenverstandes. Sie dringt durch jeden Sinn des Menschen und liegt unter jedem seiner Tritte." Ein anderes Tüchtigkeitszeugniß das der Verf. den Engländern ausgestellt lautet wie folgt: „In London genießt das Volk der Freiheit von der Geburt an. Dort bewegt sich Jeder uneingezwängt, geräuschlos in seinem eigenen Kreise mit einer zur Gewohnheit gewordenen Würde, weil er in seiner Achtung vor des Andern Rechten die seinem eigenen Rechte gebührende Achtung findet. Im Handel und Wandel, in den Künsten, den Wissenschaften ist Viel dort zu lernen; denn alle Zweige des menschlichen Wissens stehen dort in Wechselwirkung zueinander und schreiten zusammen vorwärts. Die Engländer sind allen andern Völkern zuvor, weil sie die kühnsten, unternehmendsten und ausdauerndsten Versuchmacher (experimentalists) unter dem Menschengeschlechte sind." Die Vergleiche welche Riofrey zwischen den Zuständen früherer Jahrhunderte und den jetzigen in England zieht, und die er mit Schilderungen derselben von Seiten seiner berühmten Landsleute Montesquieu und Voltaire belegt, zeigen die Riesenfortschritte welche Großbritannien in dieser Zeit beinahe nach allen Seiten hin gethan in ihrem ganzen Umfange, und weisen besser als Alles die Thorheit Derer nach, die in den vorhandenen Übelständen das non plus ultra aller Entartung und aller staatlichen und gesellschaftlichen Verhältnisse erblicken; da sich umgekehrt, jenen Unterschied zwischen den beiden Zeiträumen und dem ernstlichen Willen der heutigen Gesellschaft, im Wege wirksamer Verbesserung rüstig vorzuschreiten, zum Maßstab genommen, mit Gewißheit berechnen läßt, daß ein großer Theil jener Übel welche auf den Massen lasten im Wege friedlicher Fortschritte in England in nicht zu langer Zeit werde entfernt werden, ohne daß man zu den verderblichen Maßregeln der Gütertheilung oder der Abschaffung persönlichen Eigenthums seine Zuflucht nimmt, gerühmte Heilmittel, welche unzweifelhaft den Tod des gesellschaftlichen Körpers den man damit retten will herbeiführen müssen. Wahr ist endlich, was der Verf. Rühmliches von der Sorge der englischen Regierung für alle, selbst die niedrigsten ihrer Unterthanen überall in der Welt sagt, und da das Gegenstand uns in Deutschland so nahe liegt, lassen wir am Schlusse die Stelle folgen: „Zu allen Zeiten hat die englische Regierung, ob Whig oder Tory, die Wichtigkeit, ihr Volk zu schützen, verstanden. Es ist sicherlich eine hohe Auszeichnung, einem Lande anzugehören, dessen bloßer Name seine entfernten Leiber schützt. Wenn ein Monarch seinen Unterthanen irgend persönliche Würden oder Titel zu verleihen wünscht, könnte er nicht Besseres thun als Dies: es wissen und fühlen lassen, daß wer immer einem seiner vereinzelten Unterthanen zu nahe tritt, die Nation und ihn selbst angreift. Wir lesen, daß wer im Morgenland sicher reisen will, mit einem Ferman vom Großherrn versehen sein muß. Auf solche Weise hat die englische Regierung ihren Unterthanen einen Ferman ausgestellt, der ihnen Achtung durch die ganze Welt zusichert." 21.

Literarische Anzeige.

Ouvrages à l'usage des Diplomates, publiés par la librairie F. A. Brockhaus à Leipzig.

Dictionnaire ou Manuel-lexique du Diplomate et du Consul. Par le baron ***F. de Cussy.*** In-12. 1846. 3 Thlr.

Histoire des progrès du droit des gens en Europe et en Amérique, depuis la paix de Westphalie jusqu'à nos jours. Avec une introduction sur les progrès du droit des gens en Europe avant la paix de Westphalie. Par ***Henry Wheaton.*** Seconde édition, revue, corrigée et augmentée par l'auteur. 2 vols. In-8. 1846. 4 Thlr.

***Mensch (F. A. de),* Manuel pratique du Consulat.** Ouvrage consacré spécialement aux Consuls de Prusse et des autres États formant le Zollverein, ou l'association de douanes et commerce allemande, suivi d'un tableau des Consulats qu'ont les États de cette union à l'étranger. In-8. 1846. 1 Thlr. 15 Ngr.

Recueil manuel et pratique de traités, conventions et autres actes diplomatiques, sur lesquels sont établis les relations et les rapports existant aujourd'hui entre les divers États souverains du globe, depuis l'année 1760 jusqu'à l'époque actuelle. Par le baron ***Ch. de Martens*** et le baron ***F. de Cussy.*** En cinq vols. En vente: tomes 1 à 4. In-8. 1846. 10 Thlr. 16 Ngr.

Guide diplomatique. Par le baron ***Ch. de Martens.*** 2 vols. In-8. 1832. 4 Thlr. 15 Ngr.

Causes célèbres du droit des gens. Par ***le même.*** 2 vols. In-8. 1827. 4 Thlr. 15 Ngr.

Nouvelles causes célèbres du droit des gens. Par ***le même.*** 2 vols. In-8. 1843. 5 Thlr. 10 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 360. — 26. December 1846.

Friedrich Karl Freiherr von Moser.

(Fortsetzung aus Nr. 359.)

Nach dieser Mittheilung über Moser's Lebensverhältnisse zeichnet der Herausgeber Moser's Stellung zur Opposition und Literatur der Vergangenheit und Gegenwart sehr klar und anziehend.

Die politische Opposition wurde in Deutschland durch die Stellung der Fürsten zum Kaiser hervorgerufen, insofern sich Beide nämlich als Partei entgegentraten, die voneinander unabhängig zu sein strebten. Die Lehnsverfassung hatte zwei widerstrebende Pole: der Kaiser verlangt als Lehnsherr unbedingten Gehorsam der Vasallen, er strebt nach der absoluten (oder erblichen) Monarchie; die Vasallen hingegen wollen Souverains werden und, statt dem kaiserlichen Interesse zu dienen, Privat- und Familienzwecke verfolgen. Die Völker befanden sich aber unter Reichsschutz viel besser als unter der Herrschsucht der souverainen Vasallen, weshalb sich die meisten Publicisten der damaligen Zeit auf die Seite des Kaisers stellen, indem sie Reichseinheit verlangen. Hr. vom Busche theilt diese Opposition in eine theoretische und praktische, von denen jene im 15. Jahrhundert mit Peter von Andlaw und Dessen Werke „De imperio romano" beginnt. Dieser Andlaw ist zwar streng monarchisch gesinnt, sieht sich aber doch genöthigt zu gestehen, daß „alle Menschen ursprünglich zur Freiheit bestimmt sind", weshalb man „die Fürsten versagen müsse, sobald sie ungerecht werden".

Noch bestimmter tritt Sebastian Brant in seinem „Narrenschiff" auf die Seite der Opposition, indem er sich auf den Satz stützt, daß allen Menschen ursprünglich Freiheit gegeben sei; erst vom Teufel, welcher sie um diese Gabe, die er selbst verloren hatte, beneidete, sei die Dienstbarkeit eingeführt.

Neben diese theoretische oder literarische Opposition trat durch die Reformation die praktische, welche von Luther und Melanchthon entschieden vertreten wurde, indem Beide das Dasein von Fürsten aus der Verderbtheit und Sündhaftigkeit der Menschen ableiten, weshalb Luther nach seiner derben Weise „die Fürsten und Könige Gottes Stockmeister, Henker und Büttel nennt". Gleich heftig erklären sich Münzer, Sickingen und Hutten. Da durch die Reformation die deutsche Reichsverfassung einen gewaltigen Riß bekam, weil die kirchliche Opposition der Fürsten gegen den Kaiser nothwendig eine politische wurde und werden mußte, und da sie ihre Souverainetät durch Einziehung der Kirchengüter und durch die übernommene Oberaufsicht über die Kirche bedeutend verstärkten, so war der Weg zum Absolutismus gebahnt, den die Entsittlichung des Volkes durch den Dreißigjährigen Krieg einführen half.

Die innere Auflösung der Reichsverfassung trotz ihres äußerlichen Fortbestehens, die einbrechende Demoralisation des Egoismus, das Aussterben des Gemeinsinns und des Nationalgefühls führte den politischen Tod bis in die entferntesten Glieder des Staatskörpers. Die Stellung der Stände zueinander wurde eine naturwidrige, der rohe, liederliche Adel behielt das Vorrecht auf viele hohe Civil- und Militairstellen, der Bürger wurde rechtlos, der Adel an den Höfen gesinnungslos; von allen Seiten brach das geistige Verderben herein. Das Reich zerfiel in Staaten und Staatchen, diese in Stände, welche sich in die Privatinteressen der Individuen verloren und dadurch das Reich in Atome auflösten. Natürlich zerfiel nun auch die Opposition, kein politisches großes Interesse legte Widerspruch ein, sondern hier und da erhob ein Patriot seine Stimme, hier und da stemmte man sich gegen locale oder temporaire Unbequemlichkeit; aber diese Zusammenhangs- und Principlosigkeit der Opposition lähmte ihre Macht. Weit und breit herrschte Willkür, Muthlosigkeit, kleinliche Zänkerei und philisterhafter Stumpfsinn gegen das Große und Edle.

Die Friedensjahre nach dem Dreißigjährigen Kriege gaben endlich der Opposition wieder eine bestimmte Richtung, namentlich trat man gegen den moralisch und materiell heruntergekommenen Adel mit wilder Heftigkeit auf; so Moscherosch, Opitz, Lipsius, Ertels, selbst Puffendorf. Metzger, Schinder, Räuber, Quecksilber, Halunken, Fuchsschwänzer, Tyrannen u. dgl. sind die Titulaturen mit denen man den Adel, besonders den Hofadel, anredet. Aus dieser Richtung, welche aus der kirchlichen Lehre von der Gleichheit der Menschen mag hervorgegangen sein, entwickelte sich im Laufe der Zeit das Naturrecht, die Aufklärung und das Staatsrecht. Es war Dies die eine Frucht des reformatorischen Princips,

die Dinge in der Welt und das Recht ihrer Existenz durch Vernunftgründe zu erkennen.

Ein solcher Rechtsreformator, ein solcher politischer Luther war unser Moser; wenn er auch nicht eine so gewaltige Umwälzung der Rechtsverfassung hervorrief, wie Jener in der Kirche, so gleicht er ihm dennoch an sittlicher Tüchtigkeit, an Entschiedenheit, Muth und an derber Sprachkraft. Mit Recht bemerkt der Herausgeber hier, daß trotz der heftigen Ausfälle Moser's und der ihm verwandten Schriftsteller es in Deutschland deshalb zu keiner gewaltsamen Staatsumwälzung gekommen sei, weil diese Männer eben Aufklärung verbreiteten, weil die Revolution in Deutschland eine rein geistige, ein Umschwung der Gedankenatmosphäre war.

Auch in Betreff des Stils welchen Moser sich angeeignet und der von vielen Zeitgenossen getadelt wurde, muß man den Rechtfertigungsgründen Moser's und seines Herausgebers beistimmen; denn seine Darstellung hat ungemeine Kraft, frisches, süddeutsches Colorit und trägt bis in die kleinsten Satzverzweigungen hinein das Gepräge sittlicher Tüchtigkeit, reiner Gesinnung und schöpferischer Gedankenkraft.

Versuchen wir nun die Peripherie zu ziehen in welcher sich Moser bewegt und bis wohin die Radien seiner Bestrebungen reichen, um sodann den Mittelpunkt zu finden und zu bestimmen von welchem die treibende Kraft ausging.

Der Herausgeber hat die Auszüge aus Moser's 55 Schriften, deren Titel u. s. w. im Anhange in chronologischer Ordnung aufgeführt sind, in 11 Abschnitte vertheilt: „Nationalgeist und Reichsverfassung", „Religion und Kirche", „Patriotismus", „Publicität", „Freiheit, Gewähr derselben", „Landstände, Hof und Staat", „Politische Aufklärung und Versündigung", „Der Adel", „Gehorsam und Despotismus", „Das geheime Cabinet", „Lob der Fürsten". Natürlich entbehren diese Abschnitte der Form, wie sie gegenwärtig als nöthig erscheint, nämlich der begrifflichen Entwickelung, da diese weder bei Moser zu suchen noch bei einer Auswahl aus seinen Schriften möglich ist; man findet daher nur eine Perlenschnur trefflicher Aussprüche, Kraftstellen und Rhapsodien, welche vom Herausgeber so geschickt verbunden sind, daß jeder Abschnitt ein Ganzes bildet und auch ein gewisser Zusammenhang der Abschnitte nicht fehlt.

Um Moser's Stellung richtig aufzufassen, muß man sich zurückversetzen in die Zeit der Fäulniß des Staatskörpers, wo Leichengeruch namentlich Frankreich und Italien durchzog wie ein erstickender Schwefelschwaden, wo das Fundament des Heiligen römischen Reichs morsch, seine Säulen gesprungen und gespalten waren; wir müssen der Folgen des Dreißigjährigen Kriegs gedenken, des Kampfes der Glieder gegen das Haupt, seit welchem den deutschen Völkern das Bewußtsein des tiefen Falls, ihrer Knechtschaft, ihrer sittlichen Versunkenheit aufdämmerte, seit welchem ihnen die Ahnung aufging, daß die Reformation nur halb vollzogen sei, weil nämlich nur das Laienthum der Kirche, nicht aber das des Staats aufgehoben war. Welchen unermeßlichen Nachtheil die Reformation selbst dadurch erlitt, daß sie den Händen des Volkes entnommen und in das Cabinet der Fürsten verlegt wurde, hat Duncker in seiner „Krisis der Reformation" nachgewiesen. Deutschland wurde durch die Reformation in zwei Hälften zerrissen; der Kaiser blieb im Grunde nur Parteihaupt, und dieser Gegensatz trat schroff heraus in der Selbständigkeit Preußens. Zunächst entwickelte sich aber aus der Schwächung der kaiserlichen Gewalt, aus der Aufhebung der Klostergüter und aus dem steigenden Einfluß des französischen Hofes der undeutsche Absolutismus, sozusagen die politische Nachgeburt des Papismus, mit seinen demoralisirenden Folgen. Wie ein fressendes Gift drang er in das deutsche Staatsleben ein und entstellte es um so ekelerregender, je kleiner die Fürsten und je unverhältnißmäßig größer ihre Anstrengungen waren, den französischen Königen es gleich zu machen.

Die nächsten Folgen des Absolutismus ist Erstarrung des Staatslebens, ist Lähmung der Volkskraft, ist Verschleppung der Demoralisation des Hoflebens in die niedern Volksschichten, ist allgemeine Lüge und Heuchelei; Furchtsamkeit und Egoismus, die da verheerend einziehen, wo das Volk von der Laune eines Fürsten, dessen Günstlingen und Maitressen bevormundet wird. Die Justiz wird Cabinetsjustiz; die Höfe werden die Eiterbeulen frecher, schamloser Laster; die Wissenschaften erstarren und verflachen; der Glaube wird Heuchelei, der Patriotismus zu Lobhudelei und Speichelleckerei. Gegen eine solche geistige Syphilis des Volksbewußtseins verordnet unser Moser das Gegengift der unverhüllten Wahrheit, des Spottes, der sittlichen Entrüstung; gegen sie führt er das Messer und die Brennmaschine, schreibt er Hungercur vor.

Am meisten schmerzt Moser der deutsche Indifferentismus, das Philisterthum und der daraus hervorgehende Mangel an Patriotismus. „Die Schlafsucht", sagt er, „ist vielleicht unserm politischen Himmelsstriche eigen." Daß uns aber der Gemeingeist fehle, habe die Reichsverfassung verschuldet, weshalb Moser am heftigsten gegen diese veraltete, wurmstichige Verfassung kämpft, an deren Uhr erst so viel Räder aufgezogen, so viel Gewichte erst angehängt werden müßten, bis sie in Bewegung kommen kann, daß sie natürlich immer einen halben Tag später geht als die übrigen in Europa.

Die kaiserliche Autorität ist eine bedeutungslose, daher Unordnung, Bedrückung und Widerspruch überall, sodaß die meisten Stände des Reichs nur darin vollkommen einig sind, daß das Recht, die Unterthanen zu quälen, ein wahrer und wesentlicher Ausfluß der uralten ständischen Landeshoheit sei, und daß der Mensch, wenigstens vom Edelmann bis zum Bauer, eine bloße Maschine sei, mit welcher man alse aus Macht und Vollkommenheit der im Westfälischen Frieden festgestellten Souverainetät nach eigenem Gutdünken schalten und walten könne.

Daher ist Moser's Ansicht, daß Deutschland Ein Reich werden müsse, daher seine Vorliebe für Östreich und seine Abneigung gegen Preußen.

Weil aber dem Deutschen Gemeinsinn fehlt, so verzichtet er dadurch auch auf Patriotismus, auf Publicität, Freiheit und politische Aufklärung. Es tritt ein ekelerregender Auflösungsproceß ein, indem ein Reichsglied nach dem andern vom Ganzen losfällt und selbst ein Organismus sein will. In Folge dieses verkehrten Strebens artet die Fürstengewalt ins Maßlose aus, wobei natürlich die Volksfreiheit um so viel verkürzt wird als jene wächst, sodaß die Länderchen einer englischen Caricatur mit dickem Kopfe und spindeldürren Armen und Beinen nicht unähnlich waren. Unter Patriotismus verstand man

bei genauer Zergliederung bloßen Gehorsam gegen die Befehle des Oberherrn, ein geduldiges Beugen unter das Joch der Regierung, welches man unter jenen süßen und prächtigen Namen dem Unterthanen ebenso angenehm und erträglich zu machen suchte, als wenn dem schwer beladenen Maulthiere die drückenden Lasten mit schönen Decken, Schellen und Büschen verhängt und umsteckt werden. Der wahre Patriotismus soll aber nicht auf blindem Vorurtheil beruhen, sondern den trägen, mechanischen Hang zum vaterländischen Boden in eine gewisse Überzeugung von den wahren Vorzügen des Vaterlandes verwandeln; denn er entsteht aus einer einsichtigen und geprüften Kenntniß des wahren Werthes der Gesetze.

Weil den Deutschen aber der Gemeingeist, die Einheit fehlt, so gibt es auch keine richtige Definition vom deutschen Patrioten; denn

wer in dem einen Lande dafür erkannt und verehrt wird, heißt etliche Meilen weiter ein schlechter Mensch, ein Feind, ein Verräther des Vaterlands... Der wahre Patriot muß Gott mehr gehorchen als den Menschen.

Weil uns dieser umsichtige Patriotismus fehlt, so fehlt uns auch die Freiheit,

welche der Stein der Weisen für uns ist, von dem man sagt, er sei wirklich in der Welt. Unsere Väter haben ihn gesucht und sind darüber gestorben, ja zum Theil verdorben; wir suchen ihn auch, es wird uns aber wol nicht besser gehen als ihnen.

Es ist daher eine natürliche Folge dieses politischen Laienthums der Deutschen, daß sich die Bureaukratie wie ein wucherndes Unkraut überall hin verbreitet, welches die letzten Sprößlinge der Freiheit, die Publicität, erstickt. Denn

schon der geringste Staatsbediente hält sich für so heilig, daß ihm kein Mensch Etwas vorwerfen kann, wenn es auch die größten Gewaltthätigkeiten wären. Über Alles zu schweigen gehört nach europäischen Begriffen zur Liebe des Vaterlandes.

So fehlt uns die Freiheit, weil diese verlangt, daß man Alles erwägen, prüfen, durch Wort und Schrift eröffnen darf, was dem innern politischen und moralischen Wohlstande eines Landes überhaupt zuträglich oder nachtheilig sein möchte.

Wenn man in dieser Hinsicht Deutschlands Zustand überschaut, so sieht es eben nicht erfreulich aus, denn

das Vaterland und die Helden der Deutschen gleichen den italienischen Gemälden, die man nie zu nahe betrachten muß, um nicht die Hochachtung gegen sie zu verlieren. Ein Blatt weiß Papier hier angebunden läßt jedem Leser so viel Raum, die eigenen Anmerkungen über sein besonderes deutsches Vaterland zu verzeichnen. Ja ein französischer Staatsgefangener ist oft noch besser daran als in manchem Land ein sogenannter freier Deutscher.

(Der Beschluß folgt.)

Literarische Notizen aus Frankreich.

A. Brizeux.

Wir haben, wenn auch nur im Vorübergehen, die letzten Erzeugnisse des liebenswürdigen Dichters A. Brizeux in d. Bl. bereits erwähnt; aber seine Poesien sind so ansprechende Erscheinungen, daß man gern wieder einmal darauf zurückkommt. Innigkeit des Gefühls und Zartheit des Ausdrucks sind Eigenschaften, welche sich niemals zu häufig finden, und bei den Poesien, in denen sie vereinigt sind, wird man gewiß mit Vergnügen verweilen. Die Anhänglichkeit an seine Geburtsgegend, die Bretagne, zieht sich durch alle seine Dichtungen und spricht sich in innigen Weisen aus, die sich von allem leeren Pathos frei halten. In seinen „Les Bretons“ ruft er bei der Schilderung seiner Rückkehr nach seinem Vaterlande:

O landes! ô forêts! pierres sombres et hautes,
Bois qui couvrez nos champs, mers qui battez nos côtes,
Villages où les morts errent avec les vents,
Bretagne, d'où te vient l'amour de tes enfants?
Des villes d'Italie où j'osai, jeune et svelte,
Parmi ces hommes bruns montrer l'oeil bleu d'un Celte,
J'arrivais plein des feux de leur volcan sacré,
Mûri par leur soleil, de leurs arts enivré;
Mais dès que je sentis, ô ma terre natale,
L'odeur qui des genêts et des landes s'exhale,
Lorsque je vis le flux, le reflux de la mer,
Et les tristes sapins se balancer dans l'air,
Adieu les orangers, les marbres de Carrare;
Mon instinct l'emporta, je redevins barbare,
Et j'oubliai les noms des antiques héros,
Pour chanter les combats des loups et des taureaux.

In diesem Gefühle wurzelt der Dichter, dieses Gefühl trägt und begeistert ihn zu seinen Gesängen. Es ist ein wunderbares Gemälde, welches er vor uns aufrollt; Alles erscheint darin fremd und es ist uns, wenn wir es betrachten, als wären wir plötzlich um Jahrhunderte zurückversetzt, so fern liegen die Scenen, welche an uns vorübergeführt werden, den gleichförmigen, lebensmatten Sitten der Gegenwart gegenüber. Dessenungeachtet macht sich auch hier die Klage Luft, daß die lebensfrischen Gestalten mehr und mehr verblassen und einem verschwimmenden Einerlei Platz machen. Der Dichter legt einem Greise, der noch die bunte Mannichfaltigkeit in ihrem ganzen Umfange kannte, eine wahrhaft rührende Klage über den Verfall der altväterlichen biedern Sitte in den Mund. Was dem Dichter bei seinen Schilderungen besonders zu statten kommt, das ist die reiche Sagenwelt und die Fülle zarter und duftiger Überlieferungen, welche in der Bretagne mehr als in irgend einer andern Gegend Frankreichs im Munde des Volkes leben. Man sieht an der Art und Weise, wie er diese Sagen und Legenden behandelt, das lebhafte Vergnügen, welches er daran empfindet. Er sagt in dieser Beziehung selbst irgendwo:

Les soirs d'automne, après une humide journée,
Il est doux de causer devant la cheminée,
Tous en rond, les enfants assis sur nos genoux,
Et le chien gravement installé devant vous.
Tandis que les fuseaux tournent aux doigts des femmes,
Il est doux d'écouter, les deux mains sur les flammes,
Des contes merveilleux de pays enchantés,
Et depuis des mille ans les vieux airs répétés,
Où revit la Bretagne avec toute sa gloire,
Et dont le noble peuple a gardé la mémoire.

Die große Einfachheit in der Anlage, welche man dem Dichter zum Vorwurf gemacht hat, bietet für uns gerade einen Reiz, welcher uns um so höher angeschlagen werden zu müssen scheint, als der größte Theil der jetzigen Dichter durch forcirte Verschlingungen des Planes und durch willkürliche Sprünge uns schon hinlänglich abgespannt hat. Dazu kommt, daß die

einfachen Gestalten, welche er zu den Hauptträgern seiner Gedanken macht, liebliche, sinnige Schöpfungen einer reinen Poesie sind, die auf empfängliche Gemüther auch ohne unnützes Beiwerk ihre Wirkung auszuüben pflegt.

Volkssagen aus der Normandie.

In Deutschland hat man mit einer wahren Wuth in letzter Zeit alle Märchen, Legenden und volksthümlichen Traditionen gesammelt und zahllose Bände geben Zeugniß von einem Eifer welcher zu glühend ist als daß ihm eine lange Dauer zu prophezeien wäre. Wahrlich wir beneiden unsern geehrten Collegen nicht, dem die Danaidenarbeit geworden ist die literarischen Productionen, welche sich innerhalb des Gebiets der Volkssage bewegen, die Revue passiren zu lassen. In Frankreich hat man sich, bis jetzt wenigstens, noch nicht auf dieses ergiebige Feld geworfen. Die Sammelwerke, welche sich die Aufgabe stellen, einen Überblick über die gesammte Sagenwelt Frankreichs zu liefern (z. B. „Légendes et traditions populaires", vom Grafen Beaufort, 1840), können sich nicht eben einer großen Vollständigkeit rühmen; und in Bezug auf solche Schriften, in denen die Traditionen einzelner Provinzen und Gegenden in größerer Ausführlichkeit und Gründlichkeit zusammengestellt sind, ist die Literatur noch nicht sehr reichlich bedacht. Unter den Erscheinungen der letzten Zeit, welche in diese Kategorie fallen, erwähnen wir „La Normandie romanesque et merveilleuse; traditions, légendes et superstitions populaires de cette province", von Amélie Bosquet. Die Normandie hat, obgleich sie von den Wellen der modernen Civilisation vielfach bespült ist und manche Eigenthümlichkeit verloren haben mag, doch Vieles was ihr ein individuelles Gepräge verleiht. Sie ist reich an interessanten Sagen, in denen mancher eigenthümliche Zug auf die ältesten Zeiten dieser Gegend hinaufführt. Wer es versteht die jüngere französische Schale zu durchbrechen, wird sich nicht selten an dem derben, alterthümlichen Kerne den er darin verborgen findet erfreuen können. Einige von den Traditionen der Normandie reichen über die engen Schranken des Provinziallebens hinaus und sind gewissermaßen ein Gemeingut der französischen Nation geworden; ja, es gibt deren sogar einige, welche dadurch, daß sich namhafte Dichter ihrer bemächtigten, die allgemeinste Verbreitung gefunden haben. Dahin rechnen wir die Geschichte von Robert dem Teufel und von Richard ohne Furcht. Wenn es darauf ankäme, die Wichtigkeit der Volkssagen überhaupt durch die Bedeutung der historischen Beziehungen welche sich daran knüpfen nachzuweisen, so würden diese beiden Traditionen reichlichen Stoff darbieten. Wir finden nämlich in den beiden Hauptgestalten, welche in diesen Mythen auftreten, charakteristische Typen des mittelalterlichen Lebens. Robert der Teufel zeigt in der ersten Hälfte seines abenteuerlichen Wandels ein Bild des mittelalterlichen Feudalwesens; dann schlägt er plötzlich um und wird durch die Reue und unter dem Einflusse der Religion ein Muster des strengen kirchlichen Bußlebens, wie es uns gleichfalls das Mittelalter bietet. In Richard erscheint der vollendete christliche Ritter, in dem Kampflust und Geschmack am Abenteuerlichen mit kirchlichem Sinne gepaart sind. Außer diesen beiden Geschichten, deren Wichtigkeit wir wenigstens mit ein paar Umrissen hervorheben wollten, finden sich in vorliegender Sammlung, deren fleißige Ausführung und geschickte Zusammenstellung gerühmt zu werden verdienen, manche nicht minder interessante Züge. Das Einzige, was wir aussetzen möchten, ist, daß die Herausgeberin zuweilen bei solchen Sagen mit zu großer Ausführlichkeit verweilt, welche die Normandie mit vielen andern Gegenden Frankreichs gemeinschaftlich hat, und durch deren kürzere Darstellung Raum für eine detaillirtere Behandlung solcher Legenden gewonnen wäre, welche in dieser Provinz ausschließlich heimisch sind. 17.

Bibliographie.

Aebli, J. P., Die drei himmlischen Führer auf dem menschlichen Lebenswege. Oder: Glaube, Liebe und Hoffnung. Mit 1 Stahlstich. Winterthur, Literarisches Comptoir. 8. 18 Ngr.

Bötticher, W., Lichtblicke durch das Helldunkel in der evangelischen Kirche des 19. Jahrhunderts oder die Schule Schleiermacher's und die Samariterin am Jakobsbrunnen. Ein populairer Beitrag zur geschichts-philosophischen Würdigung der Schleiermacher'schen Theologie. Berlin, Grobe. Gr. 8. 20 Ngr.

Folengo's, T., Moscaea oder Mückenkrieg. Ein komisches Heldengedicht in macaronisch-lateinischen Versen. Mit Worterklärungen und Anmerkungen herausgegeben von F. W. *Genthe.* Eisleben, Kuhnt. Gr. 8. 10 Ngr.

Frantz, C., Stimmen aus Zion auf einer Wanderung durch Kanaan. Religiöse Gedichte. Mühlhausen, Dannert. 12. 10 Ngr.

Germaniens Völkerstimmen, Sammlung der deutschen Mundarten in Dichtungen u. s. w. Herausgegeben von J. M. Firmenich. 2ter Band. 1ste Lieferung. Berlin, Schlesinger. Schm. gr. 4. 15 Ngr.

Krabbe, C. F., Leben Bernard Overberg's. 2te vermehrte Auflage. Mit Overberg's Bildniß. Münster, Aschendorff. 12. $12\frac{1}{2}$ Ngr.

Leben des Cardinals Robert Bellarmin. Von einem Priester in Franken. Augsburg, Kollmann. 1845. 12. $17\frac{1}{2}$ Ngr.

Lechner, G. S., Schicksale und Zustände des Gymnasiums in Hof bis in die ersten Jahre des 19. Jahrhunderts. 1ste Abtheilung. Hof. Gr. 4. 10 Ngr.

Luther's, Dr. M., Auslegung der Epistel St. Pauli an die Galater, ins Deutsche übersetzt von J. Menius. Aufs Neue zum Drucke befördert von Pastor J. H. L. Schröter. 1ster Band. Culm. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Lützow, K. v., Das Bagno von Toulon. Nach Le Bonnet vert par J. Méry frei übersetzt. Neue Ausgabe. Schwerin, Kürschner. 8. 15 Ngr.

Schankweiler, H., Reise nach Java und den übrigen Sunda-Inseln und Aufenthalt daselbst in den Jahren 1829—1838. Lüdenscheid. 8. 15 Ngr.

Tagesliteratur.

Ein Abend im Berliner Handwerker-Verein. Ein Genre-Bild nach dem Leben von C. S. Mit 1 colorirten Federzeichnung. Leipzig. 8. $7\frac{1}{2}$ Ngr.

Dräger, J. F. W., Über französische Volksschulen und deren Lehrer. Zwei Vorträge. Berlin, Grobe. Gr. 8. 4 Ngr.

Funck, F., Wie ist der Theuerung abzuhelfen? Frage und Versuch der Beantwortung. Frankfurt a. M., Lehmann. 8. 2 Ngr.

Heine, A., Die Säcular-Geburtsfeier Pestalozzi's am 12. Jan. 1846 zu Hildburghausen. Hildburghausen, Kesselring. Gr. 8. 8 Ngr.

Marot, S., und A. Kober, Rede am Sarge und Predigt zum Gedächtniß des selig entschlafenen Pastors an der Neuen Kirche zu Berlin, Doctors und Consistorialrathes Hrn. Pet. Wilh. Heinr. Hoßbach. Berlin, Thome. Gr. 4. 4 Ngr.

Pestalozzi-Album. Lieder und Gedichte von Schleswig-Holsteinischen Dichtern und Dichterinnen. Herausgegeben von C. Schmarjé. Itzehoe, Claussen. 8. 6 Ngr.

Die Smidtfeier, ein Denkmal. Rückblick auf das Jubiläum des Hrn. Dr. Smidt, Bürgermeister der freien Hansestadt Bremen, am 26. April 1846. Seinen hiesigen und auswärtigen Freunden gewidmet. Mit dem Brustbild. Bremen, Schünemann. Gr. 8. 10 Ngr.

Wer erbt in Schleswig? Eine Rechtsfrage. Karlsruhe, Bielefeld. Gr. 8. 4 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 361. —— 27. December 1846.

Friedrich Karl Freiherr von Moser.

(Beschluß aus Nr. 360.)

Mit dem Indifferentismus der Deutschen, mit dem Verlust der Freiheit wurde auch die Gewähr der Freiheit, die Landstände, zur Illusion, zum Marionnettenspiel. Die Stände glichen und gleichen oft noch jenen Gipsfiguren mit dem Bindfaden zwischen den Beinen, durch den man sie nicken macht. Je mächtiger die Souverainetät der Fürsten sich entwickelte, je mehr mußten die Landstände eingeschränkt und eingeschüchtert werden, da sie, bei der Schwäche des Reichshofraths, ohne Schutz waren, wie das Schicksal der beiden Moser beweist. Daher bemerkt Moser sehr sarkastisch:

> In Wahrheit wäre es bei manchem Regenten nöthig, sie noch einen besondern Eid schwören zu lassen: daß sie es nicht übel nehmen wollen, wenn man sie an ihren ersten Haupteid erinnert.

Seitdem aber „Menschenfurcht und Menschengefälligkeit" die Landstände feig und gewissenlos machte,

> seitdem die Soldatenregierungen bei uns eingeführt wurden, seitdem die eine Hälfte des Volkes die andere ernähren muß, seitdem der kleinste Herr so viel Soldaten auf den Beinen hat als nöthig sind sein Land zu tyrannisiren, seitdem kommt es bei Vielen je länger je mehr nur noch auf den Willen an, ob der Fürst seinen Pflichten genügen, ob er seine Landstände considériren oder brutalisiren will ... So eröffnete 1683 der hanoversche Minister Hugo den großen Landtag mit den Worten aus dem Propheten Jesaias, welche auf alle andern deutschen Landtage passen: Eure Gedanken sind nicht meine Gedanken, eure Wege nicht meine Wege. Diese Schlechtigkeit der Landstände also ist der eine schwere Stein. Der andere liegt in dem zunehmenden Hochmuth, Eigendünkel, in der Hoheitssucht und Wahrheitsflucht vieler Regenten, welchen selbst die ehrerbietigsten und wehmüthigsten Vorstellungen schon als Verletzung ihrer Majestät erscheinen, welchen überhaupt die Wahrheit in allen Gestalten, Formen und Einkleidungen zum unerträglichsten Ekel ist.

Wich auf diese Weise das Volk aus seinen Rechten und Pflichten, so schritt die Regierung über ihre Rechte hinaus bis zu der Abnormität des l'état c'est moi. Die Person des Fürsten war der Staat, der Hof dessen Repräsentation. Daher wendet sich Moser's heftigster Zorn gegen die Höfe.

> Der Hof ist der Sitz der Knechtschaft und der Schmeichelei, es sind nur wenige Hauptacteurs, dem Parterre gebührt Staunen, Stillschweigen, stumme Verehrung. Man findet an den Höfen Leute, die drei Viertel Thier und ein Viertel Mensch sind.

Es entwickelt sich hieraus der Satz der absoluten Fürsten,

> daß ein Regent Niemandem als Gott von seinen Handlungen Verantwortung schuldig sei, und ein Despotismus der drückender erscheint als der orientalische. In Deutschland gilt daher nur Händeringen und Verstummen; es gehört zu unserer Freiheit, uns fressen zu lassen und zu schweigen.

In solchen und ähnlichen Ausdrücken eifert Moser gegen die Entartung der Höfe, gegen die Willkürherrschaft, und tadelt auf gleich scharfe Weise den Adel, welcher, anstatt eine Schutzwehr des Volkes gegen den Fürsten zu sein, den orientalischen Sklaven an hündischer Wegwerfung, an Speichelleckerei zu übertreffen sucht; tadelt er alle Beamte, besonders die Lehrer höherer Lehranstalten, daß sie so wenig sittliche Kraft haben, um die Pflicht des Vaterlandes höher zu schätzen als Hofgunst, um ihren Beruf durch politische Aufklärung und sittliche Kräftigung des Volkes zu erfüllen.

Aber bei dieser Entartung der Stände tritt eine gänzliche Umkehr aller Verhältnisse ein: Despotismus, Knechtschaft, indische Sonderung der Stände und widerlicher Kastengeist, Cabinetsjustiz, Cabinetspolitik, moralisches Elend und Versunkenheit überall.

Hier schließt sich die Kreislinie, indem sie wieder zu ihrem Anfangspunkte zurückkehrt. Aber fragen wir nun nach der Kraft des Mittelpunkts von welchem aus der Kreis gezogen wurde, so treffen wir wieder eine interessante Parallele mit unserer Gegenwart, so müssen wir wiederum in Moser einen tapfern Vorkämpfer der Bestrebungen unserer Zeit, wenn wir ihn nicht geradezu Propheten nennen wollen, erkennen.

Zunächst tritt Moser's politischer Rationalismus stark und charakteristisch hervor, jener Rationalismus, welcher als legitimer Sohn der Reformation die vernünftigen Gründe für die Existenz und jeweilige Beschaffenheit der Staatsangelegenheiten aufsucht und prüft. Einer solchen unbarmherzigen Kritik unterwirft Moser das Deutsche Reich mit seiner Verfassung; er untersucht die Zweckmäßigkeit, die Wirkungen und Ursachen der verschiedenen Formen und Erscheinungen des staatlichen Lebens des Vaterlandes, und erkennt, wie Luther die Bi-

bel, nur das Gesetz, das sittliche Volksbewußtsein als Autorität an, um die Götzen der Überlieferung, der Gewohnheit zu zerschmettern mit dem Donnerkeil der Vernunft.

Aber dieser Rationalismus ist kein abstractes System, kein ergrübeltes Schema, sondern er ist eine Kraft der Erkenntniß, des Willens geworden, der ganze innere Mensch hat sich bei Moser in diesem Punkte concentrirt: der Rationalismus ist ein **sittlicher Pathos** geworden, und erst hierdurch bekommt sein Rationalismus wirksame Bedeutsamkeit, erst durch diese gemüthliche Färbung, durch die gediegene, freie, reine Innerlichkeit, durch diese zum Charakter gewordene Gesinnung ergreift und begeistert Moser seine Leser, faßt er sie in ihrer innerlichsten Persönlichkeit, zwingt er sie, sich ihm zu ergeben, der Stimme der Wahrheit zu folgen. Daher ist Moser so rein von allen persönlichen Interessen, daher stehen seine Leiden und trüben Erfahrungen weit hinter ihm, und geben seiner Darstellung höchstens einen wehmüthigen, bisweilen einen satirischen Zug; daher die ergebene Märtyrerphysiognomie seines Stils und die Festigkeit seines Willens, der durch schwere Prüfungen erprobt, gehärtet, aber auch verklärt ist; daher endlich die saftige Frische des Colorits, die Liebenswürdigkeit und an Naivetät anstreifende Absichtslosigkeit seiner Schriften. In Moser scheint sich der norddeutsche verständige Ernst, die Schärfe der Erkenntniß und die kalte Ruhe mit der süddeutschen Phantasie, mit dem schwäbischen Tiefsinn und seiner warmen Begeisterung zu einem schönen Nationaltypus vereinigt zu haben. Ja, Moser ist ein deutscher Mann wie er uns als Ideal vorschwebt, er ist ein deutscher Patriot, er ist ein Märtyrer der deutschen Freiheit, ein Lehrer und Aufklärer seines Volkes gewesen, und als solchen wollen wir ihn in unsere Liebe aufnehmen, sein Andenken soll uns lieb und theuer sein, und in der Walhalla, welche das deutsche Volk seinen Helden tief in der eigenen Brust aufbaut, soll Moser wie eine verklärte Johannesgestalt prangen; denn er hat das Evangelium der deutschen Staatsbürger, Tugend und Vaterlandsliebe verkündet.

Friedrich Körner.

Tendenzromane.

1. Ein Roman in Berlin. Von L. **Mühlbach**. Drei Bände. Berlin, Mylius. 1846. 8. 5 Thlr. 10 Ngr.
2. Das deutsche Gespenst. Von **Klencke**. Drei Bände. Leipzig, Wienbrack. 1846. 8. 4 Thlr.
3. Faust und Don Juan. Aus den weitesten Kreisen unserer Gesellschaft von **George Hesekiel**. Drei Theile. Altenburg, Helbig. 1846. 8. 3 Thlr.
4. Berlin und Rom, oder Frömmler und Pfaffen. Aus der Gegenwart von **George Hesekiel**. Zwei Bände. Altenburg, Helbig. 1846. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

In welchen Gegensätzen unser ganzes heutiges Leben sich bewegt, wie sehr die alten Elemente der Gesellschaft und der Politik feindlich auseinander gefallen oder durch neue ersetzt sind, davon gibt uns die gegenwärtige prosaische Literatur ein sprechendes Zeugniß. Man könnte gar leicht den Standpunkt verlieren, von dem aus man sämmtliche Erscheinungen zu beurtheilen und anzuerkennen hätte, wenn man nicht die allgemeinen charakteristischen Merkmale der gesammten modernen Literatur vorher erkannt hat. Es machen auf dem Felde der prosaischen Literatur sich nicht allein noch die ältern Formen der sogenannten **Kunstromane** geltend, sondern neben dieser hat auch noch eine bereits sehr angewachsene und zum Theil mit Erfolg aufgenommene **Volksliteratur**, die ihre Stoffe dem Anschauungskreise der breiten Masse des Volkes entlehnte und für diese zunächst wieder zur Gestaltung bringt. Nicht minder zahlreich und mit Erfolg gekrönt ist die **sociale Literatur**, die zum Theil die Kunstform ganz verschmäht oder sie nur als gleichgültiges, bequemes Mittel zu einem andern höhern Zweck benutzt, während die vorzugsweise sogenannte **Tendenzliteratur** der künstlerischen Gestaltung als wesentlicher Form sich bedient und auf dem Wege der poetischen Production ihre Stoffe in das Volk zu verbreiten versucht. Auch unter den Schriftstellern selbst ist dieser Gegensatz, wie er bereits in der Literatur sichtbar geworden ist, sehr leicht zu erkennen; die Vertreter der einzelnen Richtungen sehen vornehm auf die Andern herab, schließen sich wechselsweise aus und dabei übersehen sie gar leicht, wie dennoch diese gesammten anscheinend spröd auseinander liegenden Elemente und Richtungen nur einen einzigen Mittelpunkt haben, durch welchen hin ihr ganzes Streben gerichtet ist. Die gesammte gegenwärtige Literatur hat und verfolgt den einen Weg nur, auch wenn die einzelnen Erscheinungen sich zu widersprechen scheinen, **sich mit dem Leben in allen seinen Erscheinungen zu vermitteln**; sie reicht **dem so reichbewegten Geiste der Zeit** eine mitstrebende **Hand, und sucht die gesammten Stoffe des Lebens ihrer ganzen Höhe und Tiefe nach** entweder **in dichterischen Gestaltungen zur Anschauung zu bringen oder sie auf leichte Weise wirksamer in Umlauf zu setzen**. Nur von diesem Standpunkte aus ist es möglich, die verschiedenen Richtungen zu beurtheilen, ihre Berechtigung anzuerkennen, um nicht fortwährend mit wenigstens einer derselben in Widerspruch zu gerathen und durch die Kritik von einem einseitigen beschränkten Satze aus den andern Richtungen Unrecht zu thun, sie in falschem Lichte anzuschauen.

L. **Mühlbach** verschmäht es nicht wie die Gräfin Hahn-Hahn, die sich fortwährend in ihren exclusiven hohen Kreisen gefällt, in die untersten Schichten des Lebens herunterzusteigen und daselbst die Fragen der Zeit aufzunehmen und sie in ihren Productionen zu verarbeiten. Als Frau legt sie mitunter mehr Takt und mehr Gefühl für die Bewegungen jenes Lebens als es selbst Männer besitzen an den Tag, und in geistreicher Weise weiß sie den Stoff durch Personen zur lebendigen Anschauung zu bringen. Der „Roman in Berlin" ist ein treffliches Sittengemälde für unsere modernen Zustände, namentlich die Berlins, wenn man auch hier und da nicht verkennen kann, daß die Farben zu grell und hart aufgetragen sind. Die Zustände die darin zur Anschauung gelangen sprechen klar dafür, daß unter den fortdauernden Verhältnissen, wo die religiöse Heuchelei sich paart mit der innern gesinnungslosen Hohlheit und Schlechtigkeit, wo die Religion zum Deckmantel aller möglichen Scheußlichkeiten gemacht wird, wo man in überspannter Verzückung auf das Leben, die menschliche Natur seine Bannsprüche fallen läßt und dabei heimlich doch lüstern nach allen ihren Reizen mit allen Händen gierig reicht, wo eine politische Reaction uns schnurstracks in die alten patriarchalischen Zustände zurückzuschleudern versucht — daß unter solchen Verhältnissen, sagen wir, das Leben in Staat, Kirche und Familie immer mehr unterwühlt wird, alles wahre Wesen von der Heuchelei angefressen werden und sich in Sitten- und Gesinnungslosigkeit auflösen muß, weil eben diese ganzen Zustände der historischen Wahrheit entbehren und auf einem Fundamente ruhen, das bereits von den Fluten der neuern Zeit unterwühlt ist. Wenn das Buch von L. Mühlbach wirklich als ein getreues Bild der gesellschaftlichen Zustände

als ein wenn auch nur zum Theil wahres Gemälde des sittlichen Lebens anzuschauen ist, dann ist bereits die nothwendige Folge jener äußern Heuchelei eingetreten und dies innere Leben zerbröckelt und zerstört seine alten Formen, ohne daß es im Stande ist, neue, freiere zu schaffen. Das ist entweder eine Welt, die wenn sie getreu geschildert ist tief in Sittenlosigkeit versunken erscheint, oder wenn solche Zustände aus der bloßen Fiction der Schriftstellerin hervorgegangen sind eine überreizte Phantasie kundgeben, die mit den höchsten Gütern der Menschheit ihr Spiel, ihren Spott treibt. Nehmen wir beispielshalber einige Charaktere zur Veranschaulichung des eben Gesagten aus dem Buche. Da haben wir Julie, ein Mädchen jung, schön, unschuldig; sie hatte einen Stiefvater, der sie mit seinen maßlosen verbrecherischen Wünschen verfolgte. Julie weist mit Abscheu dieselben zurück, um so energischer, da sie selbst liebte, „keusch, rein und züchtig"; aber der Mann welchen sie liebte verstand Nichts und wollte Nichts wissen von dieser Liebe ohne Genuß, von diesem Glühen und Schmachten ohne Erhörung und Erlösung. Er wollte eine Liebe des Diesseits wie sie eine Liebe des Jenseits. Sie liebte ihn grenzenlos, indem sie sich ihm versagte, — er sah nur das Versagen, nicht die Liebe, und er fühlte sich beleidigt. Er trocknete seine Thränen, aus ihrem Liebhaber war er ihr Feind geworden. Sie war unglücklich, bereute ihre Tugend und Stärke und gab ihm ein Stelldichein. Dieser Liebhaber rächte sich nun an ihr, indem er ihren Stiefvater Abends statt seiner zu ihr sandte und so das Verbrechen geschah. Julie erstach ihren Stiefvater. Da ist ferner die Gräfin Marsilla, von der die Verf. sagt: „Wer war schöner, wer war verführischer anzuschauen als die reizende Gräfin Aurelia Marsilla?" Sie heirathete aus Dankbarkeit den alten Grafen Marsilla, der bereit war, ihre leisesten Wünsche zu erfüllen und der in edlem Vertrauen ihr die größte Selbständigkeit gewährte, sie niemals beschränkte, ihr nie hindernd in den Weg trat. „Wen sollte sie lieben, wenn nicht ihn, Dessen feuriger, überlegener Geist ihn über allen Männern welche sie kannte hervorragen ließ, der mit dem edelsten Sinne die höchste Bildung vereinigte?" Ihr Gatte mußte in Familienverhältnissen längere Zeit verreisen, und während der Zeit ergab sie sich an einen Andern, von dem sie sich Mutter fühlte lange vorher ehe ihr Gemahl zurückkehrte. Da ist ferner die Baronin Elsleben. „Sie ward fromm, indem sie es lernte, ihr Gesicht in ernste Falten zu ziehen, ihr Haar zu scheiteln und Gott stets auf der Zunge zu führen, Conventikel zu gründen und solche zu besuchen, eine heilige Floskel stets bereitzuhalten." Sie verführte nach dem Tode ihres Mannes ihren eigenen Schwager, stürzte ihn in die schrecklichsten Schulden und ins Gefängniß; sie verkaufte ein armes Mädchen an einen üppigen Fürsten, um Denselben seiner Geliebten untreu zu machen und ihn für sich zu erobern. Da ist ferner dieses Mädchen selbst, Rosa Ollenthien, Deren Geliebter, ein leichtsinniger Verschwender, sie schlägt, vor die Thür weist, sie fast mit Füßen tritt und für den sie dennoch sich, ihre Unschuld und Ehre an einen Wollüstling verkaufen läßt, blos um ihrem Geliebten einige Tausend Thaler verschaffen zu können. Da ist ferner eine alte Primadonna, die ihrem treulos gewordenen Geliebten aus Rache ein Mädchen raubt und dasselbe, freilich unbewußt, an den Sohn dieses Mannes, also die Schwester an den Bruder, verkauft. Es ist sicher kein erfreuliches Gefühl das Einen befällt, wenn man diese weiblichen Charaktere überblickt, die durch ihre Leidenschaften und Neigungen die geselligen sittlichen Bande der Ehe überschreiten, das Familienleben untergraben und die eigene Achtung und menschliche Würde hintansetzen; es ist ein um so schlimmeres Resultat, wenn diese Charaktere aus dem berliner Leben wirklich genommen sind. Bei der Schilderung der weiblichen Charaktere ist jedoch immer noch eine gewisse Berechtigung, ein Leben aus der Leidenschaft heraus poetisch dargestellt; dagegen erscheinen die männlichen Charaktere, wie Dies bei George Sand und fast allen Blaustrümpfen der Fall ist, in einem weit schlechtern Lichte. An der Spitze derselben steht Graf Alexiew Panewski, Derselbe der Julie mit ihrem Stiefvater zusammengekoppelt hatte, Derselbe der die Gräfin Marsilla verführt und sie hernach schändlich verrathen hatte, Derselbe der sich als Türke kleidete und einen ganzen Harem, unter demselben unbewußt auch seine eigene blutjunge Schwester, hielt, und der als er es erfuhr daß sie seine Schwester sei, bedauert, daß er erschöpft und blasirt gegen die sogenannten Freuden des Lebens ist, und daß nur deshalb die Unschuld seiner Schwester unbefleckt geblieben sei; der ausrufen kann: „Ich stehe als Reiner und Gerechter da, während doch nur meine Schwäche die Schuld meiner Tugendstärke trägt!" Bei solchen Charakteren ist das Gebiet der Schönheit verletzt und die Schilderung schlägt ins Widerliche, Obscöne über. Nicht minder ist Dasselbe der Fall bei dem Prediger Gotthold, der eine alte Frau am Todtenbette mishandelt, mit Fäusten schlägt, weil sie gegen seine Erwartung ihr Vermögen nicht ihm, sondern milden Stiftungen verschrieben hat, während sie vorher auf seinen Rath ihre eigene Tochter verstoßen hatte. Hier artet die Bewegung in Grimassenhaftigkeit aus, das menschliche Gefühl wird verletzt und solche Scenen machen einen widerlichen Eindruck. Überhaupt haben fast alle Charaktere eine gewisse Spannung in ihrem Wesen, etwas Gereiztes in der Rede und Forcirtes in ihrer Handlungsweise; es ist eigentlich so nie ein einfaches Leben der Natur oder auch ein gesteigertes aber wahres Leben in der menschlichen Leidenschaft zu erblicken, überall ist durch eine zu große überbetene Civilisation die reine Natur verschwunden, oder durch die in ihrem Gefolge stehende Armuth zur Roheit und Gemeinheit entäußert. Selbst der Entschluß der Baronin Hermfeld, in die Familienhäuser zu ziehen und daselbst zu wohnen, um sich der Armuth zu übergeben und einen erbitterten Kampf gegen den Reichthum und die begünstigten Stände zu beginnen, hat trotzdem daß sie den größten Theil oder fast Alles von ihrem Vermögen verloren, eine gewisse forcirte Triebfeder und leidet etwas an Unwahrscheinlichkeit sowie ihre ganze Handlungsweise. Es mag wol vorkommen, daß ein solcher Fall eintreten kann; aber das einfache Dulden und Darben eines Weibes ist noch keine Handlung, das Leiden der Armuth noch kein Kampf gegen den Reichthum, die Entäußerung des Adels noch kein Krieg gegen Vorrechte; ihr Streben ist und bleibt daher eine bloße Illusion. Weit mehr kommt aber vor, namentlich in den geschraubten Verhältnissen Berlins, daß eine so heruntergekommene Adelsfamilie mit aller Kraft an ihrem Vorrechte sich festklammert, auf alle Weise ihre Armuth zu verbergen sucht; es ist weit gewöhnlicher, natürlicher, einen Adeligen zu finden, der sich mit den Lumpen des Vorurtheils aufspreizt, als daß er dieselben ganz beiseite legt.

Betrachten wir nun das Zusammengreifen der einzelnen Personen zu dem gemeinsamen Ganzen, dem Romane, so läßt sich nicht verkennen, daß dasselbe mit Geschick angeordnet ist; jedoch will es uns scheinen, als ob so recht eigentlich eine innere harmonische Zusammenbildung nicht statthabe; viele der Charaktere erscheinen mehr als äußere, zufällige Zuthaten; sie erscheinen, sagen wir, so durch die Darstellung, obgleich sie in der That es eigentlich nicht sind. Dagegen ist die Entwickelung wirklich mehr durch ein tableauartiges Hinter- und Nacheinander herbeigeführt als daß aus dem innern Organismus nothwendig und gleichmäßig ausschreitend die Handlung sich entfaltete, ohne daß aber dadurch das Interesse geschwächt würde. Die communistischen Gesinnungen der Baronin Hermfeld, die sie ihrer Schwägerin gegenüber entwickelt, haben so viel Naivetät, daß sie mitunter ins Komische hinstreifen, während es der Verf. doch damit ernst ist. Sie sagt: „Ich habe die Armen bestohlen, Das ist wahr, denn ich war reich und sie darbten; aber ich that es nur, weil ich damals noch nicht erkannt hatte, daß der Reichthum ein Diebstahl an der Noth und dem Elend der Armen sei." .... „Ich habe den Ruf vernommen, den der ewige Weltgeist an diese Zeit gethan und ich bin ihm gefolgt, ich nenne die Reichen meine Feinde

und die Armen meine Brüder und in dieser heiligen Gemeinde der Armuth und Noth will ich niederknien und beten zu einem Gotte welcher die Reichen nicht kennt, aber den Armen behütet mit seinem milden Vatersegen."

Während der „Roman in Berlin" die gegenwärtigen socialen und religiösen Fragen mehr im Gebiete der Familie und im Leben des Individuums behandelte, ist dagegen in dem „Deutschen Gespenste" von Klencke die Entwickelung mehr auf das allgemeinere Gebiet des großen Staatslebens selbst versetzt. Die Fragen der Zeit treten in ihrer praktischen Entwickelung gestaltend und gebieterisch den alten Formen entgegen mehr im Großen, sie suchen auf positive Weise in concrete Gestalten ihre Wirklichkeit zu setzen. Klencke hat außer diesen Hauptpunkten noch eine Anzahl anderer die Zeit bewegender Momente in seinen Roman eingeflochten und dadurch denselben gewiß für jeden Leser anziehend gemacht; jedoch wollen wir nicht verhehlen, daß die Gestalten dadurch vor lauter Reflexion zu keinem rechten Leben gelangen, und daß sie als Träger der Abstractionen mehr Schattenrisse sind, körperliche Schatten, die bleich und trüb an uns vorüberziehen. Das „Deutsche Gespenst", dessen Prädicat so recht eigentlich nicht paßt, da man es eher das „englische" nennen könnte, schildert Klencke folgendermaßen: „Es schleicht durch Deutschlands volksbelebte Städte und öde Dörfer ein finsteres, unheimliches Wesen, furchtbar anzuschauen in seiner bettelhaften Umhüllung: bleiche abgehärmte Wangen, kummervoll verzogene Lippen mit dem unterdrückten Laute der Verzweiflung, tiefe, verglimmende, blaue Augen und ein wirres, blondes Kopfhaar, ungekämmt den hagern Nacken umflatternd, tragen die Zeichen einer frühern untergrabenen Schönheit; der Hunger nagt an dem Herzen und verzehrt die Kraft der Muskeln, der Schmerz hat den sittlichen Muth gebrochen, die Bürde des Lebens die Brust zusammengedrückt; Nichts nennt es sein Eigenthum, und ohne Gegenwart und Zukunft, nur mit der furchtbaren Erinnerung einer verlorenen Vergangenheit, schleicht dieses entsetzliche Wesen durch Deutschlands Gauen, blickt es sehnsüchtig übers Meer nach fremden, wilden Gestaden, wohin es seine hungerigen Kinder sandte. Vergebens fleht es an der Thür des Mächtigen, es wird verächtlich zurückgestoßen, vergebens heult es Rache vor der Pforte seiner mitleidsvollen Freunde, es ruft nur Ohnmächtige zu Hülfe — und so wird dieses Gespenst ein entsetzliches Raubthier, Feinde und Freunde erwürgend und Schrecken erregend wo es sich zeigt." Dieses Gespenst ist die entsittlichende Armuth. Wenn man auch nicht unbedingt diese große sociale Frage als nicht vorhanden beiseite setzen kann, so läßt sich dagegen doch auch nicht verkennen, daß bei dieser Schilderung Klencke's die Phantasie zu stark mitgewirkt hat und daß in Deutschland, wenn auch in vereinzelten Orten bereits viele der geschilderten Punkte zutreffen mögen, es noch lange damit nicht so schlimm steht als der Verf. annimmt, und daß man die Hauptwirkung verliert, wenn man die Farben zu stark und grell aufträgt. Der Roman an und für sich bietet jedoch manche interessante Seite des öffentlichen Lebens dar und ist, wenn man die allzu langen Reden abrechnet, gut angelegt und ausgeführt, und namentlich werden einzelne Charaktere den Leser nicht ohne Befriedigung lassen.

George Hesekiel entwickelt eine erstaunliche Fruchtbarkeit sowol auf dem Gebiete der Historie als der Zeit- und Sittenzustände. Es kann bei einer so enormen Productionslust gar nicht ausbleiben, daß seine Werke allmälig immer weniger sowol für den Kritiker als auch für den Leser von Interesse sein werden; bei einem solchen Überstürzen von Production zu Production zerfährt sich nothwendig sehr schnell ein Talent, auch wenn es nachhaltig und nicht ganz oberflächlich ist, und das Bücherschreiben à tout prix mag zwar für den Autor persönlich nicht ohne Gewinn sein, aber für das Publicum ist und bleibt es eine ermüdende Erscheinung. In den beiden Bänden, die „Berlin und Rom" überschrieben sind, hat Hesekiel das Treiben der Jesuiten in Berlin zu schildern versucht. Die ganze Anlage schmeckt sehr stark nach dem „Ewigen Juden" von Sue; die Ausführung ist flüchtig, die Schilderungen, die namentlich auf die Geschlechtsverhältnisse sich beziehen, übertrieben, mitunter widerlich; die Sinnlichkeit ist zur Rohheit entartet und die Intrigue ist weiter Nichts als ein plumpes Gaukelspiel. Von Sue können die Nachahmer bei allen seinen Fehlern noch immer Viel lernen. Von seiner psychologischen Schärfe und der Feinheit mit welcher er seine Handlungen einleitet und ausführt ist jedoch in vorliegendem Buche Nichts zu finden; statt Dessen aber sind seine kleinen Kunststücke und Übertreibungen bis ins Unwahrscheinliche noch in potenzirtem Maße vorhanden. Die drei andern vorliegenden Bände, „Faust und Don Juan", desselben Verf. leiden an denselben Fehlern, und die Oberflächlichkeit mit der sie behandelt sind, die Unwahrscheinlichkeit die überall hervorlugt, werden bei dem Leser ihre Wirkung nicht verfehlen, er wird sich langweilen. 92.

Literarische Notiz aus England.

Die Druiden und ihre Bauten.

Unter den neuesten archäologischen Forschungen über die Druiden und deren Tempelbauten verdient die Arbeit eines englischen Geistlichen, E. Duke: „The druidical temples of the county of Wilts", rühmliche Erwähnung, obwol es an gewagten Behauptungen darin nicht fehlt und der Verf. dann und wann seiner Einbildungskraft die Zügel schießen gelassen zu haben scheint. In letzterer Hinsicht ist er des festen Glaubens, daß die Druiden im alten Britannien phönizische [illegible] und wie die mit ihnen verwandten persischen Magier, indischen Brahmanen und chaldäischen Wahrsager im Besitz von Geheimlehren und naturwissenschaftlichen Kenntnissen gewesen seien, so daß man sie als die Vorläufer der Pythagoräischen Schule ansehen könne. Unbestreitbar mußten sie die Weisesten und Gelehrtesten unter den Weisen und Gelehrten ihrer Zeit genannt werden; denn sie seien nicht nur in der Sternkunde und Zeichendeuterei tief eingeweiht, sondern auch mit den [illegible] Kräften vollkommen vertraut gewesen, wie sie auf der andern Seite die nothwendigen Rechtskenntnisse besessen hätten. Ihre Kenntnisse in den Naturwissenschaften, namentlich der Heilkräfte der Pflanzen, habe ihnen eine uneingeschränkte Herrschaft über die rohen Massen der keltischen Völkerstämme verschafft. Ihre astronomischen Kenntnisse, auf welche schon Pomponius Mela in der Stelle: „Hi (Druidae) terrae mundique magnitudinem et formam motus coeli ac siderum ac quid Dii velint scire profitentur" und Julius Cäsar anspiele, indem er von ihnen bemerke: „Multa praeterea de sideribus atque eorum motu, de mundi ac terrarum magnitudine, de rerum natura, de deorum immortalium vi ac potestate disputant et juventuti tradunt", diese Kenntnisse erhellten auf das deutlichste aus den von ihnen erbauten Tempeln zu Abury und Stonehenge, die ziemlich ebenso alt seien als die Pyramiden Ägyptens und die Höhlen von Ellora in Indien. Während der Verf. sich auf der einen Seite unstichhaltigen Vermuthungen und der daran geknüpften Symbolik einiger unserer berühmten deutschen Archäologen hingibt, macht er auf der andern Seite den [illegible] gen Kritiker, indem er zeigt, daß die Sage von einem [illegible] von Riesen, welches jene Tempel erbaut haben soll, [illegible] darin gefundenen menschlichen Gebeinen, alles Grundes entbehre, wie auch die Annahme, daß die Druiden ihre heiligen Stätten in Wälder oder Höhlen vorzugsweise verlegt, mit der Thatsache bekämpft wird, daß diese Tempel sich gerade in ganz [illegible] und waldlosen Ackerbaudistricten befinden und die Römer, [illegible] jene Tempel stehen ließen, doch gewiß keinen Grund gehabt hätten, an den harmlosen Wäldern ihre Rache zu kühlen. 12.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 362. — 28. December 1846.

Die Touristen im Orient.

Sechster und letzter Artikel.*)

9. Besuch in meinem Vaterland. Notizen gesammelt auf einer Reise nach Syrien und Palästina, im Jahre 1843. Von Ridley H. Herschell. Aus dem Englischen übersetzt von E. W. Basel, Schneider. 1846. 12. 15 Ngr.
10. Meine Reise nach Konstantinopel, im Jahre 1845. Von Maria Belli, geborene Gontard. Mit zwei Abbildungen. Frankfurt a. M., Sauerländer. 1846. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.
11. Wanderungen im Oriente, während der Jahre 1843—44. Von Karl Koch. Zwei Bände. Weimar, Landes-Industrie-Comptoir. 1846. Gr. 8. 4 Thlr. 7½ Ngr.

Wäre der Begriff und der Umfang der Touristen-Literatur nicht so geschmeidig, und fände dieser Ausdruck nicht auf so mancherlei abweichende Erscheinungen eine passende Anwendung, so würden wir füglich Anstand nehmen, eine Schrift von ganz sonderbarem Gepräge und von seltsamer Färbung den neuen Reigen, welchen wir unsern Lesern vorführen, eröffnen zu lassen. Nicht als hätte ihre Erscheinung überhaupt an sich etwas Seltenes oder Befremdendes; Denen welche in dem weinerlich salbungsreichen Tone moderner Missionsschriften einigermaßen bewandert sind muß sie vielmehr vollkommen bekannt und geläufig sein. Der Umstand, daß wir uns mit kühner Wendung, indem wir eben in einer Rundschau über eine Reihe von Touristenwerken eigentlichen Schlags begriffen sind, zu einem bibelfesten Eiferer wenden, mag in dem Wunsche, unserer langgestreckten Übersicht eine gewisse Abwechselung zu geben, einige Entschuldigung finden. In der That zeigt sich zwischen den gewöhnlichen, auf einen heiterern Kreis berechneten Erzeugnissen der Reiseliteratur und den schleppenden Ergüssen, in denen evangelische Sendboten der neuern Zeit neben sparsamer Belehrung und kümmerlicher Unterhaltung sich so oft ergehen, ein lebhafter Contrast.

Wir sind weit entfernt die beziehungsreichen Werke eines Gützlaff und ähnlicher Arbeiter am unvergänglichen Werke der Ausbreitung christlicher Gesittung mit dem phrasenhaften Stile der gemeinen Menge zusammenzuwerfen oder die unzähligen Aufschlüsse, welche die Wissenschaft dem rastlosen Eifer dieser Männer verdankt, herabzusetzen. Aber im Allgemeinen ist es doch nicht in Abrede zu stellen, daß von einem guten Theile solcher Missionnaire welche sich auf das schlüpfrige Feld schriftstellerischer Thätigkeit wagen die alte gelehrte, vielleicht etwas pedantisch schulgerechte Methode eines Amiot und Anderer mehr und mehr aufgegeben wird, ohne daß es ihnen gelänge, dafür eine unterhaltendere und ansprechendere Weise einzutauschen. Wer immer einen Blick in die zahllosen Missionsblätter gethan hat, welche allerdings meist nur in ihrem bestimmten Kreise auf eine nachhaltigere Wirkung berechnet sind, wird gewiß bei aller christlichen Milde und Nachsicht die in ihnen gepredigt wird nur ein sehr unbedeutendes stoffliches Interesse entdeckt haben. Entweder strömt in ihnen eine thränenreiche Rührung, oder ein heiliger Eifer schlägt in dem Maße über alles Ziel hinweg, daß man auf wahre Belehrung und ruhige Beurtheilung bestehender Verhältnisse von vornherein verzichten muß.

Der Verf. vorliegender Schrift, wir müssen es gleich am Eingange erklären, hat sich durch die allzu heiße Begeisterung welche in seinem Herzen wohnt den Blick getrübt. Seine Glut mag ihn stützen und tragen bei der Ausführung seines mühevollen und segensreichen Werkes; aber auf dem Gebiete schriftstellerischer Leistungen gehören nun einmal Mäßigung, Ruhe und Selbstbeherrschung zu den wesentlichsten Bedingungen.

Doch messen wir Jeden mit dem Maße mit dem er gemessen zu werden begehrt. Schriftstellerische Eitelkeit ist es offenbar nicht welche Herschell zur Abfassung seines Schriftchens angetrieben hat. Ein ähnliches Gelüst wie das welches Tischendorf zu dem Glauben verleitete, man könne ruhig der Vergleichung vergilbter Codices nachgehen und doch immer noch mit Aufwendung einiger müßigen Stunden sich Anspruch auf den Namen eines gefälligen Touristen erwerben, hat sich in seiner Brust nicht geregt. Sein Werk ist offenbar nur aus der Überzeugung hervorgegangen, daß einige schlichte Worte, mit einschlagenden Bibelstellen untermischt, zur Belebung und Anregung Gleichgesinnter förderlich sein würden. In diesem Sinne hat er seinen kurzen Reisebericht aufgesetzt, und ein befreundeter Mann hat ihm dann zur weitern Verbreitung seiner anspruchslosen

*) Den fünften Artikel theilten wir in Nr. [illegible]—330 d. Bl. mit. D. Red.

Blätter durch eine angemessene Übertragung ins Deutsche die Hand geliehen. Wie wir indessen aus der Vorrede erfahren, hat sich der von verschiedenen Seiten aufgefoderte Übersetzer zur Veröffentlichung und Herausgabe des Werkchens nicht sogleich willig finden lassen. Bedenken mancherlei Art stellten sich diesem Unternehmen entgegen. Es schien theils der polemische Ton, welcher an manchen Stellen etwas gar zu herbe hervortritt, störend und unangemessen, theils wichen die Ansichten des Bearbeiters besonders in Rücksicht auf die Taufe und die äußere Erscheinung der Kirche von den schroffen Behauptungen des Verf. zu sehr ab, als daß eine weitere Verbreitung derselben wünschenswerth hätte erscheinen können. Endlich aber überwog der Gedanke, daß namentlich Diejenigen, „welche sich für das Missionswerk unter Israel interessiren", mehrfach Belehrendes und der Berücksichtigung Werthes hier finden dürften, alle Zweifel und die Schrift wurde unverändert — weil eine Milderung der betreffenden Stellen und Tilgung anstößiger Partien unthunlich war — der weitern Öffentlichkeit übergeben.

Herschell ist ein Judenchrist und benutzte nun seine Verbindungen unter den ehemaligen Glaubensgenossen dazu, empfänglichen Israeliten das Verständniß des Evangeliums welches ihm selbst aufgegangen ist zu erschließen. Er erkennt, daß auf Israel ein schwerer Fluch lastet; aber zugleich lebt er der Überzeugung, „daß eine Zeit kommen wird, da, wenn die Decke von ihrem Herzen genommen ist, alle verheißene Segnungen ihnen zufallen werden" (S. 93). Das was er theils in einzelnen aphoristischen Bemerkungen, theils am Schlusse in abgerundeter, zusammenhängender Fassung über die Art und Weise sagt, wie man den Juden das Heil der evangelischen Lehre näher bringen müsse, weicht in manchen Punkten wesentlich von dem herrschenden Modus ab, der von den Judenbekehrern beobachtet wird; aber es verdient Beachtung, schon weil es von einem Manne herrührt, welcher wol am besten zu würdigen versteht, welche Saiten hier angeschlagen werden müssen und welches diejenigen Wege sind, auf denen man zum Ziele gelangen kann. Mit Recht aber bemerkt er, daß es bei der Gründung einer Judenmission von höchster Wichtigkeit ist ein geeignetes Personal ausfindig zu machen (S. 199):

Ein Mann kann Frömmigkeit und Eifer und Gelehrsamkeit haben und doch äußerst ungeschickt dafür sein. Wenn seine Frömmigkeit nicht mit einer brennenden Liebe zu den Juden als zu dem auserwählten Volke Gottes verbunden ist, so ist er ganz ungeschickt, Missionar unter ihnen zu sein. Wenn sein Eifer nicht geleitet ist von der Kenntniß des Charakters des Juden, seiner Gewohnheiten, seiner Vorurtheile, seines besondern Temperaments, dann wird er ein „Eiferer mit Unverstand" (Römer, 10, 2) sein. Und wenn seine Gelehrsamkeit nicht aus Dem besteht was die Juden für Gelehrsamkeit halten, so ist es für sie gar keine Gelehrsamkeit. Sie haben so wenig Verstand und Respect für Das was den Ruhm eines Gelehrten des ersten Ranges ausmacht, als die Männer von Oxford oder Cambridge für die Gelehrsamkeit des Talmud haben. Ein Judenmissionar muß im Stande sein, ihnen auf ihrem eigenen Boden zu begegnen, muß nicht nur Geduld haben ihre Fragen und Spitzfindigkeiten anzuhören, sondern auch Fähigkeit sie zu beantworten. Viele Dinge, die einem Heidenchristen blos als verfängliche Einwürfe vorkommen, sind wirkliche Schwierigkeiten, da er nun einmal durch früh schon empfangene Vorstellungen in einigen Punkten verschreben ist.

Man sieht, Herschell stellt Foderungen, deren Erfüllung mit bedeutenden Schwierigkeiten verknüpft ist. Dabei bleibt er aber nicht nur in der Theorie, sondern auch bei der Beurtheilung bestimmter Persönlichkeiten kritisch streng und gesteht es unverholen, daß er wenigen Judenmissionaren begegnet sei welche seinem Ideale nur einigermaßen entsprächen. Als Muster einer hingebenden Wirksamkeit nennt er vor Allen Dr. Dunkan zu Pesth und Dr. M'Caul, von denen besonders der Erstere Wunder der aufopfernden Liebe und Begeisterung verrichtet hat. Weniger sympathisirt er mit dem vorigen anglicanischen Bischofe von Jerusalem, dem er jedoch was Talent und Gesinnung betrifft volle Gerechtigkeit widerfahren läßt. Was ihm bei der Gründung jenes vielbesprochenen Bisthums, das neben andern Zwecken offenbar — wie schon die Wahl des ersten Oberhaupts beweist — auf die Ausbreitung des Christenthums unter den Israeliten Palästinas berechnet ist, als besonders tadelnswerth und verfehlt erscheint, ist die unzeitige Versöhnlichkeit gegen die abstoßendsten Formen unter denen das Christenthum im Oriente auftritt. Der Empfehlungsbrief von Sr. Hochwürden dem Lord Erzbischof von Canterbury für den Bischof Alexander, in dem Duldsamkeit gegen alle abweichenden christlichen Auffassungen gepredigt und jeder Schein als beabsichtige man eine protestantische Propaganda abgewiesen wird, gibt ihm ein um so größeres Ärgerniß, als dieses Document, welches S. 144 mitgetheilt wird, in arabischer Sprache in allen Schichten der Bevölkerung zu Jerusalem und in der Umgegend verbreitet worden ist. Statt es laut zu verkünden, daß man mit den übrigen christlichen Sekten des Morgenlandes, „denen die Palme des Vorrangs in der Schlechtigkeit eingeräumt werden muß" (S. 137), in Gemeinschaft zu treten beabsichtigte, hätte man, so behauptet Herschell, es zum allerersten Acte dieser Mission machen müssen, „wider diese abgefallene morgenländische Kirche zu zeugen" (S. 144). Überhaupt eifert er gegen Vermischung römischen und griechischen Kirchenwesens mit der reinen Lehre des evangelischen Christenthums entgegen und erklärt ausdrücklich (S. 62):

Was mich betrifft, so sage ich geradezu, daß ich sie durchaus nicht für Kirchen Christi halte; sie sind ein Heidenthum, gemischt mit gewissen christlichen Dogmen, die durch die Mischung ganz entkräftet werden. Der Eine Mittler zwischen Gott und den Menschen, die einzige Weise wie ein Sünder gerechtfertigt wird — kurz Alles was dem Christenthum eigenthümlich ist, Das wird in diesen Kirchen thatsächlich verleugnet.

Nicht allein in Jerusalem, wo ihm die christliche Lehre unter den Händen katholischer, griechischer und armenischer Priester besonders entartet erscheint — und er beruft sich vorzüglich noch auf das Zeugniß des ehrwürdigen Calman (S. 137) —, sondern überall wo er auf seinen Reisen katholisches Wesen und den griechischen Cultus erblickt, macht er seinem grollenden Zorne Luft. Besonders unheimlich ist es ihm an der Nähe

des Übels, in der Stadt wo der Nachfolger Petri seinen Stuhl aufgeschlagen hat (S. 9):

Wenn aber Einer der in Rom gewesen ist in gemäßigsten Ausdrücken vom Papstthum redet, so ist Das ein trauriger Beweis davon, wie die Liebe zu einem System und einer Partei einen Menschen dahin bringen kann, vorsetzlich „Böses gut und Gutes böse zu heißen".

Zur nähern Charakteristik des italienischen Treibens heißt es dann an einer andern Stelle:

Viele von dem unwissenden Volke in den päpstlichen Ländern sind ebenso vollständige Anbeter von Holz und Stein als die heidnischen Bewohner der Südseeinseln.

Als nähere Belege für die Verwerflichkeit jener Abgötterei und des schnöden Heiligendienstes wie er in Rom herrscht werden dann Bruchstücke aus den Gebeten an die heilige Anna mitgetheilt, von der, wie erzählt wird, Jemand behauptete, „sie sei die Großmutter Gottes" (S. 11). Was ferner über eine Sammlung charakteristischer Denkmünzen aus päpstlicher Fabrik gesagt wird, ist allerdings nicht wenig geeignet Anstoß zu erregen; wenigstens mag ein so eifriger Protestant wie der Verf. ist solche Sinnbilder, wie sie hier zum Hohne des Protestantismus und als Triumphzeichen päpstlicher Siege vorgezeigt werden, nicht ohne eine Anwandlung gerechten Unwillens zur Hand nehmen. Man kann sich übrigens schon denken, daß der Reliquienkram wie er in katholischen Ländern getrieben wird vor ihm keine Gnade findet. So heißt es bei Loretto (S. 17): „Dieser Ort ist durch eines der päpstlichen Lügenwunder berühmt."

Wennschon der Katholicismus dem Verf. als ein Ausfluß des Lügengeistes erscheint, so findet er die griechische Kirche nicht weniger verwerflich. In Korfu war es, wo er diesem Cultus zum ersten male beiwohnte (S. 23):

Wirklich erschrak ich darüber. Der dienstthuende Priester lapperte das Kirchengebet mit einer Schnelligkeit herunter, die es unmöglich machte irgend einen articulirten Ton zu hören.

Im gleichen Sinne wird auch an andern Stellen über Dogmen und Cultus der griechischen Kirche auf das schroffste und ohne Barmherzigkeit abgeurtheilt.

Auch innerhalb des Protestantismus stößt er sich an viel Verderbliches und Verfehltes. Zunächst hält er es für seine Pflicht, sich von „der puseyistischen Ketzerei" loszusagen und sie als ein Gericht zu bezeichnen, welches über die Kirche Englands wegen ihrer Sünde gekommen ist" (S. 14). Aber dadurch ist noch nicht alle Schuld gesühnt, und ein neuer Ausbruch der göttlichen Strafe steht bevor (S. 67):

Als ich über jenes gewisse prophetische Wort nachdachte und seine genaue Erfüllung sah, so fühlte ich mich gedrungen, dieselbe Warnung auf die Christenheit in unserer Zeit anzuwenden und unter allen Gegenden der Christenheit namentlich auf das hochbegnadigte England. Kein anderes Land besitzt so viel evangelisches Licht; wie Viele jedoch sind darin, die dieses Licht hassen und nicht darin wandeln wollen!

Die vorzüglichste Schuld am Verfall aller wahren Religiosität wird der äußern, sichtbaren Kirche beigemessen, welche sich unter den verderblichsten Einflüssen und unter Annahme unchristlicher Elemente auf dem Boden der Sünde entwickelt hat (S. 68):

Als Satan sein Reich angegriffen sah, vollführte er seinen höchsten Kunstgriff: er machte, daß die Welt in die sogenannte Kirche Christi eindrang, und so führte er die Verwirrung ein, die in der sichtbaren Kirche bis auf den heutigen Tag fortgedauert hat. Man hörte auf das Evangelium zu verkündigen; Menschenfündlein machten das Wort Gottes unwirksam und die Herrschaft des Irrthums erhielt weit und breit die Oberhand.

Nächst Dem bezeichnet er das Dogma von der Taufe (S. 57) als eine alle echte Frömmigkeit untergrabende Irrlehre. Alles Dies ist weder neu noch sonderlich tief und bedarf einer kritischen Beleuchtung von unserer Seite um so weniger, als es hier nur zur Charakteristik des Geistes in dem dieser seltsame Reisebericht abgefaßt ist angeführt werden soll.

Was die eigentliche Reiseroute betrifft, so ist sie leicht und mit wenigen Strichen gezeichnet. Herschell begab sich im Febr. 1843 mit J. Fuller Maitland nach Paris, wo er fühlte, „daß man sich nun befindet da des Satans Stuhl ist" (S. 3). Dann ging er über Lyon, Avignon, Nizza, Genua nach Rom. Welche Gefühle ihm seine Reise durch Italien und besonders sein Aufenthalt in Rom einflößte, haben wir schon gesagt. Auch in Athen kann ihn die Betrachtung der wundervollen Überreste der alten Welt für die Greuel der Gegenwart nicht ganz entschädigen, und selbst im Hinblick auf die Stelle wo Paulus stand, fällt es ihm schmerzlich ein, wie leicht es ist, bei Verehrung ausgezeichneter Menschen in Götzendienst zu gerathen (S. 25). Von Athen ging Herschell über Syra nach Smyrna, wo die verzögerte Abfahrt des Dampfschiffes nach Beirut einen Abstecher nach Konstantinopel möglich machte. Auf dieser Fahrt wurde unser Reisende durch das Zusammensein mit dem Bischof der nestorianischen Christen, Mar Johannan, und mit mehren amerikanischen Missionnairen, welche sich anschickten unter den Nestorianern ihre Thätigkeit zu beginnen, erfreut und angeregt, sowie auch die freundlichen Berührungen mit einigen trefflichen in Konstantinopel wirkenden Geistlichen für die Folge eine wohlthuende Erinnerung blieb.

Obgleich der Verf. im Allgemeinen, abweichend von der Sitte gewöhnlicher Touristen, den persönlichen Beziehungen in seinem Berichte nur eine sehr untergeordnete Stelle einräumt und ausdrücklich erklärt: „es sei nicht sein Zweck Personen, sondern Dinge zu beschreiben" (S. 180), so scheint ihm die Person Mar Johannan's doch bedeutend genug, um uns ein sorgfältiger ausgeführtes Bild von der äußern Erscheinung, der geistigen Bildung und Wirsamkeit dieses Mannes zu entwerfen, der während seines längern Aufenthalts in Amerika Gegenstand theologischer Discussionen geworden ist. Was von Herschell über die Nestorianer mitgetheilt wird, finden wir aber in dem bekannten Werke von Grant über dieses interessante Thema ausführlicher und befriedigender dargestellt. Die Bitte welche Mar an den Verf. richtete, Derselbe möge nämlich durch Vermittelung

der Königin Victoria eine Erleichterung in den Verhältnissen der Nestorianer beim Schah von Persien zu erwirken versuchen, veranlaßt folgenden patriotischen Erguß, welcher für eine ziemlich deutlich hervortretende Richtung der englischen Sendboten charakteristisch genug erscheint (S. 40):

Dieses schlichte Zeugniß vom Einfluß Britanniens ergriff mich sehr. Wenn es seine Macht zur Ehre Gottes anwendete, wie viel Gutes könnte es unter den Nationen der Erde stiften!

Von Konstantinopel, wo der Verf. vorzüglich Schwartz und Schauffler kennen lernte, begab er sich über Rhodus, den Libanon, Baalbek, Damaskus nach dem eigentlichen Ziele seiner Pilgerfahrt, nach Jerusalem. Schilderung landschaftlicher Ansichten oder Scenen aus dem volksthümlichen Leben wird man bei einem Reisenden dieser Färbung nicht erwarten. Alles was ihm begegnet und aufstößt erscheint seinem gläubigen Gemüthe als ein verkörperter Ausdruck irgend einer biblischen Reminiscenz, und bei Damaskus gesteht er selbst (S. 54):

Das Interesse, welches dieser Punkt der Welt einflößt, liegt in etwas ganz Anderm als in der Schönheit der Gegend oder in der Pracht der Architektur; es besteht darin daß hier die Heimat der Bibel ist; darin daß Alles was man sieht irgend einen alten Gebrauch ins Gemüth zurückruft und fast jede Stelle mit irgend einem wichtigen oder interessanten Ereigniß in Verbindung steht.

Überall drängen sich ihm die Erinnerungen aus dem Alten und Neuen Testamente auf. Wenn ihm ein Zug beladener Kameele und Esel begegnet, so heißt es (S. 67): „Ihre Erscheinung erinnerte uns lebhaft an die Bibelzeiten", und selbst körperliche Eindrücke und momentane Empfindungen rufen ihm diese Beziehungen ins Gedächtniß, z. B. S. 77:

Es zeigte sich da an mir, wie so besonders angemessen das in der Schrift so oft gebrauchte Bild ist: „Es dürstet meine Seele nach dir; mein Fleisch verlanget nach dir in einem trockenen und dürren Lande, da kein Wasser ist."

Man kann sich wol denken, daß bei dieser Stimmung der Eindruck welchen Jerusalem auf ihn macht ein gewaltiger, überwältigender sein muß (S. 109):

Die Gefühle in einem solchen Augenblicke können nicht beschrieben werden; Die welche sie nicht erfahren haben können sich dieselben nur schwach einbilden. Jeder christliche Reisende schildert die Empfindung als überwältigend; was war sie erst für mich, der ich Christ und Jude zugleich bin!

Aber auch hier enthält er sich im Allgemeinen äußerer Schilderungen, und nur hier und da wird zur Zeichnung der örtlichen Verhältnisse irgend eine einschlagende Stelle des trefflichen Robinson citirt, der bekanntlich mit seinen nachhaltigen biblischen Nachforschungen viel von dem Gewirr falscher Behauptungen und unbegründeter Hypothesen aufgeräumt hat. Überhaupt hat Herschell, der keinen Anspruch auf den Titel eines selbständigen Forschers erhebt, sich öfter fremder Citate bedient, wie er denn auch in der Einleitung zu seiner Darstellung die Leser gleich darauf vorbereitet, er werde öfters „die Beschreibungen und Berichte anderer Schriftsteller benutzen, welche geschickter wären als er".

Von der stilistischen Darstellung hat man sich nach den mitgetheilten Proben, insoweit aus einer nicht ungeschickten Übersetzung das Originalgepräge eines Werkes überhaupt hervorleuchtet, bereits eine Vorstellung bilden können, und wir fügen nur noch hinzu, daß sie durch eine reiche, fast überreiche Fülle von mehr oder minder treffenden Bibelsprüchen gewürzt ist, welche theilweise zu den Ergüssen eines heiligen Eifers in guter Harmonie stehen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Literarische Notizen aus England.

Schriften von Richard James.

Die englischen Alterthumsgesellschaften, die, da sie meistens hohe Gönner und nicht nur zahlreiche, sondern auch wirklich reiche Mitglieder zählen, über bedeutende Geldmittel verfügen, sind rüstig darüber her, aus den Archiven und Bibliotheken Alles aufzustöbern und zu veröffentlichen, was nur irgend Anspruch auf ein geschichtliches, wenn auch noch so specielles Interesse machen kann. Die Chatham Society hat auf ihre Kosten kürzlich ein Gedicht aus dem J. 1636 von Richard James überschrieben „Iter Lancastrense", durch Ss. Chrw. T. Corser herausgeben lassen, worin der Dichter auf beinahe 200 Seiten einen von ihm dem Robert Heywood von Heywood-Hall abgestatteten Besuch und einen Ausflug in der Nachbarschaft, um die Männer des Tages dort kennen zu lernen, beschreibt. Auf dichterischen Werth kann die gereimte Prosa keinen Anspruch machen; doch enthält sie manche interessante Charakterzüge der Gesittung der damaligen Zeit. Der Verf. kam als Freund der als Mäcene der Wissenschaft bekannten Staatsmänner Camden und Sir Thomas Bodley mit den bedeutendsten Gelehrten seiner Zeit in Berührung. Lange Zeit bekleidete er das Amt eines Bibliothekars an der berühmten Büchersammlung des Letztgenannten in Oxford. Nachdem er unter den Augen Bodley's seine Studien vollendet, besuchte er auf einer längern Reise Rußland und kam selbst nach Grönland. Nach seiner Rückkunft ward er mit Sir Robert Cotton bekannt, dem er seine prächtige Bibliothek ordnen half, gegen den er sich aber später undankbar bewiesen haben soll, indem er ohne dessen Vorwissen ein handschriftliches Memoire unter dem Titel „Propositions for His Majesty's service to bridle the impertinency of Parliaments" veröffentlichen ließ. Außer einer Menge Predigten, die im Druck erschienen, schrieb er ein lateinisches Buch betitelt: „Decanonizatio Thomae Cantuariensis et suorum", an welchem er jahrelang gearbeitet. Er eifert darin gewaltig gegen die Laster und Verworfenheit der Mönchsklöster. Es nimmt in der Handschrift mehr als 700 Blattseiten ein und harrt noch der Herausgabe. Außer demselben sind nicht weniger als 43 Bände im Manuscript von seiner eigenen Hand geschrieben vorhanden, was einen Beweis von seiner Thätigkeit liefert, wenn man bedenkt, daß er im besten Mannesalter gestorben ist. Wenn freilich das darin Enthaltene nicht mehr Werth hat als seine „Lancastersche Reise", so wird bei dem Verbleiben dieser Schätze im handschriftlichen Schlummer der Bodley'schen Büchersammlung der Welt nicht Viel verloren gehen.

Hypothesen.

Der ungenannte Verf. einer unter dem Titel „The Percellwood papers" erschienenen Sammlung von kleinen Artikeln verschiedenen Inhalts bemüht sich in einem derselben den Satz durchzuführen, daß auch die Thiere unsterbliche Seelen haben; ferner sucht er zu zeigen, daß vor dem Sündenfall des Menschen der Tod in der natürlichen Welt nicht stattgefunden. Die sich bei dergleichen Untersuchungen aufdringende Frage: ob die für die Thierwelt in Anspruch genommene Unsterblichkeit der Seele sich auf alle Thierclassen ausdehne, oder bis wie weit in der Stufenleiter der thierischen Organismen hinab sich dieselbe erstrecke, läßt der Verf. unbeantwortet.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 363. —— 29. December 1846.

Die Touristen im Orient.

Sechster und letzter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 362.)

Wenn wir die Schrift Herschell's eine von den gewöhnlichen Touristenwerken abweichende Erscheinung genannt haben, so findet diese Bezeichnung auf die „Reise nach Konstantinopel" von M. Belli keine Anwendung. Diese Schrift ist nicht besser und nicht schlechter als die Erzeugnisse unzähliger Touristen, welche als eigentlicher Typus ihres Fachs gelten können. Selbst der Umstand, daß wir es hier mit einer Dame zu thun haben, welche auf ihre eigene Hand die früher so beschwerliche und selbst gefährliche Wanderfahrt nach dem ersehnten Morgenlande unternimmt, hat jetzt allmälig schon den Reiz der Neuheit verloren, nachdem mehr als eine „Reisendin" — wir bedienen uns eines von Fallmerayer aufgestochenen Ausdrucks der Gräfin Hahn-Hahn — den Orient auf flüchtiger Reise durchzogen hat. M. Belli gibt uns auch insofern ein recht deutliches Bild der planlos umherpilgernden Weltfahrtler, wie sie seit Heine's „Reisebildern" immer üppiger aufgewuchert sind, als sie eine solche Reise, wie es scheint, ohne die geringste Vorbereitung, und selbst ohne eigentlich zu wissen wohin sie das Ziel ihrer Wanderschaft verlegen sollte, ntritt. Sie erzählt uns nicht ohne eine gewisse Naietät, welche an das offene Geständniß zu Eingange der 'aube'schen „Reisenovellen" erinnert, sie habe sich ohne rgend eine klare Vorstellung und nur von dunkler Ahnung geleitet auf die Wanderung gemacht. In Nürnerg, das sie einem gothisch geschnitzten Schatzkästchen es 15. Jahrhunderts vergleicht, habe denn der Anblick es im maurischen Stile erbauten Hauses des Hrn. W. den bereits früher aufgestiegenen Gedanken den Orient u sehen wieder angeregt" (S. 1). Der schnell entworene Plan wird dann ungesäumt und ohne die Zeit mit Zorbereitungen zu verlieren ins Leben gesetzt. Die ousine in Wien redete zu, der Cousin machte die manerlei Mühseligkeiten und Beschwerden geltend, welche it einer solchen Reise verknüpft scheinen; aber selbst ie Vorstellungen des geistreichen Dr. Knispel, Dessen ame öfters auftaucht, waren nicht im Stande den edanken, der so plötzlich er auch aufgestiegen war doch hnell feste Wurzeln geschlagen zu haben scheint, zu erhüttern und wankend zu machen; denn „wer die wahre Reiselust empfunden hat wird wissen, daß das Abreden in gleichen Fällen nur noch mehr anreizt" (S. 15).

Gibt uns das Alles nicht das heitere, lebensfrische Bild einer entschlossenen Frau, der eine gewisse Leichtfertigkeit in der Ausführung einer Reisecaprice nicht übel steht? Wie viel trauriger erscheint uns dagegen die trübselige Bedenklichkeit, mit der Tischendorf in der Überzeugung, seine Reise gehe über „einen schwindelnden Steg", alle möglichen Gefahren in den düstersten Farben vergegenwärtigt! Da rede man noch von der Ängstlichkeit der Frauen, von ihrer Unentschlossenheit und der übertriebenen Sorgfalt, welche sie auf die kleinlichen Zurüstungen und Vorbereitungen verwenden sollen! Wie der Plan frisch entworfen ist, so wird er auch ausgeführt. Da finden wir Nichts von einer Überfülle lästigen Gepäcks, mit der sich die reisenden Damen sonst zu belasten pflegen, und der Zollbeamte zu Linz, welcher sie so „unbarmherzig" visitirte (S. 9), erscheint uns um so unartiger und tadelnswerther, als er es der Dame wol hätte ansehen können, daß sie sich auf einer improvisirten Touristenfahrt befand und in ihrem leichten Koffer keine verbotene Waare mit sich führte. Dafür weiß sie sich aber auch als emancipirte Dame — emancipirt wenigstens von den Bedenklichkeiten ihres Geschlechts — bei vorkommenden Gelegenheiten leicht zu helfen; und wenn es ihr auch in Konstantinopel einen Augenblick unangenehm ist, daß sie ihre bessern Kleider zurückgeschickt hat, so wird doch dem Übelstande schnell abgeholfen, und um das äußere Auftreten desto glanzvoller zu machen, hängt sie „die bei der frankfurter und mainzer Blumenausstellung erhaltenen Medaillen" als Orden auf die rechte Seite der Brust (S. 177).

Dieser anmuthigen Entschiedenheit gegenüber müssen die Aussetzungen der lästigen Kritik, welche vielleicht einwenden könnte, das Alles sei vielleicht liebenswürdig und angenehm, aber eine so flüchtig entworfene und leichtfertig ausgeführte Reise gewähre noch keine Berechtigung zum schriftstellerischen Auftreten, füglich verstummen. Die Versicherung: „sie wolle eine blos subjective Auffassung des Geschehenen wiedergeben und verzichte auf eine wissenschaftliche Darstellung des Wahrgenommenen", und die Hindeutung auf den Sterne'schen Gedanken: „wer beim Reisen mehr nachdenkt als empfindet, mache sich am Kerne die Zähne stumpf, statt die Frucht sorglos zu genießen", genügen überdies gewiß auch, bei bil-

lig denkenden Lesern alle kritischen Einwürfe und Zweifel aus dem Felde zu schlagen.

Auch Das wird man der Reisendin, Deren Befähigung zur Touristen-Schriftstellerei nicht ferner in Abrede gestellt werden soll, nicht zum Vorwurfe anrechnen dürfen, daß sie selbst bekanntere Gegenden unsers Vaterlandes, welche sie auf ihrem Fluge berührt, in ihrer Reiseroute ebenso sorgfältig verzeichnet als die Orte, auf welche sich ihre morgenländische Reise erstreckt. Abgesehen davon, daß sie sich hier auf namhafte Vorgänger berufen kann, welche sich ebenso wenig als sie das Vergnügen versagen mochten, selbst bei bekanntern Namen zu verweilen, weiß sie ja auch dieses dürre Gerippe mit anmuthigen Verzierungen zu beleben. So ist es gewiß Jedem interessant zu erfahren, daß Passau „einige sehenswerthe Gebäude, namentlich Kirchen besitzen soll, die theilweise historischen Werth haben" (S. 5), und man muß nur bedauern, daß die Dame durch die Erwägung: „Wir haben von der Walhalla so ausführliche Beschreibungen, daß ich hier wol darauf verzichten darf selbst eine solche zu geben", veranlaßt ist, sich noch umständlicherer Schilderungen zu enthalten. So ist sie denn meist bei dem etwas unbestimmten und verschwimmenden „es soll" und „man sagt" stehen geblieben.

Dazu kommt noch, daß M. Belli ihre Schilderungen durch geschichtliche Erzählungen gar fein zu verbrämen versteht. Wo ihr der Stoff der Rede auszugehen droht, da bietet sich irgend eine passende Notiz, aus dem nächsten Reisehandbuch zusammengerafft, zur geschickten Behandlung. Und die Ufer der Donau, welche gewissermaßen den befruchtenden Lebensstrom der ersten Bogen bildet, sind ja auch so reich an historischen Erinnerungen! Da ist Haibach mit seinem östreichischen Bauernkriege, Großpechlaren mit der Nibelungengestalt Rüdiger's, die Insel Lobau und ihre Siegeszeichen, Gran mit seiner bis zur Sündflut hinaufreichenden Tradition; da sind die Todesmale mörderischer Türkenkriege — alles Das sind ebenso viele frischsprudelnde Quellen zur Belebung des versiegenden Berichts. Zuweilen freilich macht die Verf. von diesem bequemen Hülfsmittel, der Darstellung ohne große Unkosten der Phantasie auf leichte Weise Mannichfaltigkeit und größern Umfang zu geben, fast allzu reichlichen Gebrauch. Das ist nicht zu billigen, weil dadurch die gefügige und bequeme Ausflucht athemloser Touristen zu sehr abgenutzt wird, und weil doch der Miscredit dem Misbrauche leicht auf dem Fuße folgen könnte. So erhalten wir bei Libycha (soll heißen Libyssa) eine lange historische Auseinandersetzung über Hannibal, welche dann auf eine ausführliche Erzählung der karthaginiensischen Zustände im behaglichen Redestrome hinüberleitet. Freilich heißt es gewissermaßen entschuldigend und beschönigend: „Diese Skizze wie andere ähnliche in diesen Blättern eingefügte widme ich meinen freundlichen Leserinnen; Männern würde ich darin nur allzu Bekanntes bieten" (S. 200); aber es ist denn doch nicht recht abzusehen, welches Interesse es den Leserinnen bei noch so freundlicher Stimmung einflößen kann, wenn sie erfahren, daß Syra (sonst Syros) Geburtsort von Pherekydes, dem Lehrer des Pythagoras, ist, oder daß Chio (im Alterthume Chios, nicht Ctios wie S. 214 steht) früher den beliebtesten Wein der Griechen lieferte, und wie die gelegentlich erwähnten Namen Hektor, Achilles, Alexander als Anknüpfungspunkte langer Entwickelungen dienen mögen. Oder sollte der Grund dieses gelehrten Notizenprunkes, den Jeder mit Hülfe des „Conversations-Lexikon" ohne allzu große Mühe treiben kann, aus einer kleinen Anwandelung weiblicher Eitelkeit herzuleiten sein? Fast könnte man versucht werden Dies zu glauben, da die Verf. an einer Stelle nicht ohne ein gewisses Behagen erzählt, wie ihre Reisegefährten ihr zur Anerkennung der gespendeten naturhistorischen Erklärungen versicherten: „sie hätte doch die Naturgeschichte aus der Jugend gut im Kopfe behalten" (S. 232).

Als einen andern Kunstgriff, mit leichter Anstrengung ein artiges Bändchen zu füllen, müssen wir ferner die Mittheilung unbekannter Autographen bezeichnen, deren Inhalt freilich mit der Reise selbst in keinem weitern Zusammenhange steht. So werden S. 21—33 Briefe Mozart's abgedruckt, welche M. Belli der Güte des eifrigen Autographensammlers Aloys Fuchs verdankt; S. 33 steht ein Brief von Ludwig von Baiern, und ein S. 299 abgedrucktes Schreiben von Haydn soll dann, wie es daselbst heißt, „mehre ebenbürtige Autographen-Abdrücke, welche einen Anhang dieser Schrift bilden, mit derselben vermitteln". Einigermaßen gerechtfertigt erscheint das Interesse, welches die Verf. diesen Documenten beizulegen geneigt ist, wenn man an andern Stellen die lebhafte Vorliebe durchblicken sieht, welche sie für künstlerische Bestrebungen zu hegen scheint. Sie verweilt mit besonderer Hingebung an den Gräbern großer Tonkünler, erzählt uns ihre persönliche Berührung mit der Hasselt-Barth und der Sängerin Löwe und scheint an den Gestalten des Bühnenlebens besonders Vergnügen zu empfinden. Wir würden diese Bemerkungen unterdrücken, wenn nicht die Verf. selbst auf objectiven Werth der Darstellung verzichtete und Alles nur von ihrer Subjectivität aus beleuchten wollte, und man sich also gern ein charakteristisches Bild ihrer Persönlichkeit entwerfen möchte. In diesem Sinne führen wir auch noch an, daß M. Belli bei ihrem Verweilen im Hafen von Varna dem Leibarzte des Pascha, einem Landsmanne, der lange Zeit schon außer allem Verbande mit den literarischen Erscheinungen seines Vaterlandes geblieben war, zur Auffrischung seiner patriotischen Sehnsucht Gutzkow's Werke als Geschenk hinterließ (S. 96).

Politische Aufschlüsse muß man von der Verf. dieses Reiseberichts nicht fodern; sie geht derartigen Betrachtungen vielmehr geflissentlich aus dem Wege oder begnügt sich (z. B. S. 121) mit einem Raisonnement über die türkischen Zustände, welches nur an der Oberfläche haftet. Um sich einen Begriff davon zu machen, in welchem Stile sie die Ränke und Verwickelungen der Diplomatie zu Konstantinopel zu behandeln geneigt ist, braucht man nur folgende Expectoration zu lesen (S. 108):

Die Gesandten unserer europäischen Mächte haben am türkischen Hofe eigentlich Nichts zu thun; sie bewachen gegen-

seitig nur die Intriguen, die einer oder der andere Staat eben anstellt, um Handelsvortheile zu suchen, und scheinen der russischen Gewaltherrschaft, deren Lüsternheit nach der Türkei bereits Näschereien zur Folge hatte, zu sagen: Wir sind auch da!

Was wir über die Sitten und Gebräuche der Türken erfahren, ermangelt gleichfalls der Neuheit und würde nur dann einiges Interesse gewinnen, wenn es der Verf. gelänge, diese bekannten und oft geschilderten Gegenstände plastisch zu gestalten. Sie verweilte übrigens auch nur zu kurze Zeit in Byzanz, um in ihrer Darstellung über die Trivialitäten hinwegzukommen. Das Leben und Treiben der Türken ist uns in neuester Zeit durch White und andere Reisende, welche in Folge eines längern Aufenthalts im Morgenlande überall nach der Natur zeichnen konnten, so geläufig geworden, daß von nun an die Touristen sich der Mühe ausführlicher Beschreibungen wol überheben könnten. Wir geben aber gern zu, daß es verführisch ist, wenn man einmal die Mühen und Beschwerlichkeiten einer weiten Reise ertragen hat, alles Fremdartige — als wäre es neu und unbekannt — in behaglicher Breite zu berichten, um so mehr, da in der Türkei jedem Reisenden beim Anblick der immer weiter sich verbreitenden Herrschaft europäischer Civilisation der Gedanke sich aufdrängen muß, als würde der Nachwuchs der Touristik späterhin statt der hervorstechenden Verschiedenartigkeit der gegenwärtigen Verhältnisse nur Abgeschliffenheit und Gleichförmigkeit vorfinden.

Unter denjenigen Partien, welche wir solchen Lesern, denen andere Quellen weniger zugänglich sind, empfehlen möchten, erwähnen wir vorzüglich die Erzählung eines Besuchs im Harem des Equim-Baschi (Leibarztes des Sultans) in Babek (S. 177), wo namentlich die mit Detailkenntniß ausgeführte Beschreibung des Frauenanzugs besonders für weibliche Leser anziehend sein wird. Über die tanzenden Derwische in Galata faßt sich M. Belli ziemlich kurz; dafür erhalten wir aber das Portrait des Obern der Derwische, welches sie dem Herrn Glavarny verdankte. Überhaupt hat sie Sorge getragen, daß wir für die Mängel der Beschreibung durch einige bildliche Darstellungen entschädigt werden.

Es erscheint fast pedantisch, wenn man bei einem so flüchtig hingeworfenen Werke wie das vorliegende offenbar ist einzelne Flecken und Unebenheiten der stilistischen Einkleidung aufdecken wollte, über welche die Mehrzahl der Leser gern und ohne Anstoß hinweggleiten wird. Sonst könnten wir nicht allein ein ganzes Register mangelhaft gebauter Sätze, hinkender Vergleiche, unzulässiger Metaphern entwerfen, sondern es würden sich auch nicht wenige Stellen auffinden, gegen welche Sätze wie: „Wien sich nähernd, fällt vor allen Dingen Kloster Neuburg auf" (S. 14), noch correct erscheinen. Dazu kommt, daß die Verf. bei der Verschiedenartigkeit des hier und da etwas zusammengewürfelten Inhalts an Übergängen und vermittelnden Wendungen nicht eben sehr reich ist. Redensarten wie: „Dabei fällt mir ein, daß u. s. w.", deren sie sich etwas allzu häufig bedient, um Ungleichartiges und Widerstrebendes zu verbinden, verrathen wenigstens keine große Biegsamkeit des Stils. Aber wozu diese Aussetzungen? Wahrlich, es wäre ungerecht, wenn man von einer Frau verlangen wollte, sie sollte correcter und besser schreiben als der größere Theil Derer welche sich zu Leitern der öffentlichen Meinung aufgeworfen haben; und so lange müssen wir wol bei anspruchslosen Erzeugnissen einer unbefangenen Reiselaune über Mängel und Flecken des Stils hinwegsehen, bis erst unsere schreibelustigen Gelehrten angefangen haben, bei ihren schriftstellerischen Producten eine schärfere Feile zu gebrauchen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die neuesten Ansichten von der Erdkunde in ihrer Anwendung auf den Schulunterricht dargestellt für Schulvorstände, Lehrer und Kartenzeichner. In einer Reihe methodologischer Dogmen, Kritiken und Analysen. Von Theodor von Liechtenstern. Braunschweig, Westermann. 1846. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Wen drängt nicht das natürlichste Gefühl zur Kenntniß seiner Umgebung, zuerst der nähern, dann der entferntern? Zwar das Kind findet zu Anfang an dem mütterlichen Busen seine Welt; aber bald führt der geistigere Sinn des Auges es über die Sphäre des Tastsinnes weiter und weiter hinaus; schon die Seele des Knaben ahnt die Unendlichkeit des Raumes und der Jüngling spürt mächtiger den Drang, der „sein Gefühl hinauf und vorwärts" treibt. Das Kind wie der Mann, der Wilde wie der Culturmensch, der einfache Landmann wie der weitgereiste Kaufmann oder der wissenschaftliche Naturforscher: sie Alle folgen demselben Triebe, den Raum zu erkennen in welchem sich ihr Leben bewegt, und nur die Weite oder Enge des Kreises auf welchen sich ihre Gedanken erstrecken bedingt den Unterschied. Und unter den gebildeten Völkern Europas ist längst kaum ein einzelner ganz Verwahrloster zu finden, der nicht seit der unbewußten Kindheit von Frankreich und Rußland, von Asien und Amerika gehört und Dessen wenn auch noch so matte Einbildungskraft ihn nicht weit über den Bereich seines Auges hinausgeführt hätte. Auf unserer heutigen Bildungsstufe, wo der Verkehr mit den entlegensten Erdgegenden jeden Tagen erregend oder hemmend in die Thätigkeit des niedrigsten Arbeiters einzugreifen vermag, ist eine möglichst anschauliche Kenntniß von der gesammten Erdoberfläche ein Bedürfniß für Jeden, und der Unterricht in der Geographie kann für Landschulen so wenig wie auf Universitäten entbehrt werden.

Aber wie wird dieses dringende und allgemeine Bedürfniß bisher befriedigt? Es ist leider ein unleugbarer Erfahrungssatz, den eine „Instruction für die Gymnasien der Provinz Westfalen" (1830) ausspricht: „Schlecht gegeben ist der geographische Unterricht eine Pein für Lehrer und Schüler." Und wie Wenigen, die in dem ersten Decennium unsers Jahrhunderts die früheste Schulbildung empfangen haben, möchte es erspart worden sein, diese schlimme Erfahrung auch an sich selbst zu machen? Ja, auch von so vielen der heutigen Schulen gilt es noch, daß man, wie Herder sagt, „unter Geographie nichts Anderes versteht als ein trockenes Namenverzeichniß von Ländern, Flüssen, Grenzen und Städten", wo sie dann „allerdings eine trockene, aber auch zugleich eine so unwürdig behandelte und misverstandene Wortkenntniß ist, als wenn man an der Historie Nichts als ein Verzeichniß von Namen unwürdiger Könige und Jahrzahlen kennt".

Und wie schmachvoll erscheint ein solcher Zustand, wenn man an die wahre Bedeutung der Erdkunde denkt, wenn man weiß, nicht etwa was die Geographie als Wissenschaft in den letzten Decennien durch den anerkannt größten aller Geographen, Karl Ritter, geworden, sondern was sie von jeher auch auf dem beschränktesten Standpunkte der Vorwelt nach der Auffassungs- und Darstellungsweise der großen Genien unsers Geschlechts (wir erinnern nur an Homer und Herodot) gewesen ist? Denn nach der oben angedeuteten Natureinrichtung ist die Erdkunde so alt wie das Menschengeschlecht. Sie bildet einen Hauptbestandtheil jeder Mythologie, so lange diese noch als

einziges Gefäß jeder höhern Kenntniß in poetischer Einkleidung die unentwickelten Keime aller besondern Wissenschaften enthält; sie verleiht der geschichtlichen Sage von den Helden der Vorzeit den Reiz der lieblichsten Abwechselung, und einer der wirksamsten Zauber der Poesie in den großen Dichtungen aller Zeiten, von Homer's „Odyssee" bis auf Schiller's „Tell", beruht auf geographischen Schilderungen. Erd- und Völkerkunde, wie wir sie in den hellenischen Mythen und in den biblischen Geschichten oder in den besten Reisebeschreibungen der Neuzeit finden, sind das geeignetste Mittel die Phantasie und das Nachdenken des Kindes anzuregen, und auch der Mann, ja der Greis fühlt sich immer von neuem zu diesen echtmenschlichen Bildungsmitteln hingezogen. Und sie gewähren wie die leichteste und erheiterndste Unterhaltung für den erschöpften Geschäftsmann, so den reichhaltigsten Stoff, ja die Grundlage aller seiner Abstractionen für den philosophischen Denker. Das Letztere aber gilt ganz besonders von der Geographie in der wissenschaftlichen, systematischen Gestalt, welche sie erst in neuester Zeit durch Karl Ritter erhalten hat. Denn Ritter hat zuerst den gesammten Stoff der Erdkunde, der allmälig durch die verschiedenartigsten Forschungen der Jahrtausende zusammengehäuft ist, nach einer höchsten leitenden Idee durchgreifend geordnet, und diese ist keine andere als die Erkenntniß der Wechselwirkung, welche unleugbar zwischen der Erde und ihren Bewohnern besteht. Wie fruchtbar dieser eine Gedanke an der Spitze der Wissenschaft für diese selbst und für das Leben ist, leuchtet jedem Denkenden auf den ersten Blick ein, und es wird weiter unten durch Andeutungen über die neuern Resultate der Wissenschaft in noch helleres Licht treten. Dieser Gedanke ist aber an sich Nichts weniger als neu, vielmehr wie Gottlob! alle Ideen welche das Menschenleben zu beherrschen bestimmt sind, von den frühesten Zeiten her bis auf die Gegenwart niemals völlig verkannt, sondern in Leben und Wissenschaft von Denen die mitten in jenem wie auf der Höhe von dieser stehen, bald dunkel geahnt, bald in einzelnen Fällen klar durchschaut; und nur Das ist das Neue und Verdienstliche in der wissenschaftlichen Thätigkeit Ritter's, daß er den Stoff der Wissenschaft, die er in einem früher nicht erreichbaren Umfange beherrscht, mit jenem ewig wahren Grundgedanken, der sich mit der fortgeschrittenen Forschung immer heller und heller herausgestellt hatte, durchdrungen hat. Noch jetzt hört man es aus dem Munde des einfachsten Landmannes in der Schweiz: „Jeder Canton ist verschieden an Menschen wie an Boden"; denn diese Wahrheit tritt dort jedem ruhigen Beobachter des Lebens unverkennbar entgegen. Und Das ist dieselbe Grundansicht, die sich bei den unsterblichen Alten mit ihrem klaren, auf das Leben gerichteten Sinne ausspricht und der gemäß Strabo in der Einleitung zu seiner „Allgemeinen Erdbeschreibung" beweist: „daß der Geograph auch Philosoph sein müsse und daß auch Diejenigen Philosophen waren, welche zuerst die Geographie in ihren Schriften berührten." An Beobachtungen welche zur Einsicht jener allgemeinen Wahrheit führen konnten (oder denen die Ahnung derselben vor ihrer Erkenntniß in abstracto zum Grunde lag) hat es zu keiner Zeit gefehlt und wir finden sie auch in den uns erhaltenen Schriftstellern, insbesondere Geschichtschreibern, der verschiedensten Zeitalter ausgesprochen, wie z. B. Eginhard bemerkt: daß die stets wiederholten Kämpfe zwischen Franken und Sachsen in dem Mangel einer Naturgrenze in der Ebene zwischen dem Unterlaufe des Rheins und der Weser ihren Grund haben. Heller tritt jene Idee dann erst in der neuern Zeit hervor, seitdem die Wissenschaft wieder eine vorzugsweise geistreiche, d. h. ebenso wol philosophische als praktische Behandlung erfuhr, — als seit der Mitte des 18. Jahrhunderts nach lange fortgesetzter Anhäufung eines todten Stoffes der Gelehrsamkeit das tiefere Bedürfniß des Geistes sich geltend machte und Wissenschaft und Leben nach den höchsten Ideen umzugestalten begann. Am bekanntesten aus jener Zeit sind für unsern Gegenstand Herder's Verdienste in seinen „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit", die in der That zum größten Theile auf Erforschung der innigen Wechselwirkung zwischen der Natur und dem Menschenleben beruhen. Wie Herder die Geographie zu schätzen wußte und welche Anfoderungen er an den Unterricht in derselben auf Schulen stellte, Das verdient in seiner „Schulrede von der Annehmlichkeit, Nützlichkeit und Nothwendigkeit der Geographie" auch jetzt noch nachgelesen zu werden, wenn auch nur, damit der Reiz, den jene Wissenschaft auf einen so reichen poetischen und philosophischen Geist übte, zu unserer eigenen Erhebung nachempfunden werde. „Lebenslang", sagt Herder von sich, „werden mir die Zeiten aus der Morgenröthe meines Lebens auch im Andenken ein angenehmer Traum bleiben, da meine Seele diese Kenntniß zuerst empfing und ich über die Grenze meines Geburtslandes hinaus in die weite Welt Gottes, in welcher unser Erdboden schwimmt, entzückt ward."

Wenn aber Herder in seinen „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit" mehr durch seinen Scharfsinn unser Interesse anregt als durch genaue und richtige geographische Darstellung, für welche die Zeit noch nicht erschienen war, befriedigt, so mußte doch nach dem einmal gewonnenen Standpunkte der Wissenschaft nun auch der Mann kommen, der mit philosophischem Geiste gerüstet ein weites Feld geographischer Anschauungen durchmaß. Ein Alexander von Humboldt mußte, auf den Reichthum seiner wissenschaftlichen Beobachtungen gestützt, die Gesetze der Natur entdecken, ehe Karl Ritter diese zur Richtschnur und zum Leitstern bei Sichtung des gesammten in allen Jahrhunderten aufgehäuften Materials, das Keiner in solcher Fülle wie er durchforscht hat, benutzen konnte.

Auf diesem Wege ist die Geographie durch Karl Ritter zu einer wahren Wissenschaft geworden; der Rückblick auf diesen Weg aber soll keineswegs dazu dienen, sein Verdienst herabzusetzen, sondern nur daran erinnern, daß Ritter wie Jeder, mit dem eine neue Epoche für die Wissenschaft beginnt, den wissenschaftlichen Standpunkt seiner Zeit erkannte und beherrschte und dadurch allein in Stand gesetzt wurde, den zeitgemäßen Fortschritt herbeizuführen.

Die gegebenen geschichtlichen Andeutungen über die Entwickelung der Geographie zu einer wahren Wissenschaft, auf welche der Verf. der angeführten Schrift seinem Zwecke gemäß nur beiläufig hinweist (Abschnitt II), ließen sich leicht noch vermehren, und insbesondere wäre es interessant genug, die Entstehung dieser „neuesten Ansichten" aus den gesammten Verhältnissen unserer Zeit, welche außer der Sphäre der Wissenschaft selbst liegen, aber, wie immer, mächtig auf die Gestaltung derselben einwirken, zu erklären. Doch müssen wir uns hier mit den Hinweisungen begnügen, daß die Entwickelung einer systematischen, auf die Wissenschaft gestützten Staatsverwaltung schon vor der französischen Revolution zu dem Arrondirungssystem nach Naturgrenzen geführt hatte; daß die neuere Administrationsweise nach Beseitigung der geschichtlich basirten Provinzeneintheilung sich gleichfalls nach Naturgrenzen zu statistischen Zwecken umsah; daß für Deutschland insbesondere der wiederholte Wechsel der politischen Begrenzungen es der Geographie selbst für den nächsten praktischen Gebrauch zum Bedürfniß machte, die natürlichen Verhältnisse des Bodens zur Grundlage der Wissenschaft zu wählen; daß von einer andern Seite her gleichzeitig die Kriegskunst, namentlich Napoleon's Scharfblick in militairischer Benutzung der Bodenverhältnisse, eine sorgfältige Terrainkunde als Basis der Militairgeographie erscheinen ließ; daß die immer wichtiger gewordenen Straßen- und Kanalbauten, wie in neuester Zeit ganz insbesondere die Eisenbahnen, bei denen die Niveauverhältnisse die Hauptrolle spielen, den Blick der Wissenschaft auf dieselben Betrachtungen lenkten u. s. w.; wobei jedoch nicht übersehen werden darf, daß alle diese Verhältnisse mit der durch sich selbst fortschreitenden Wissenschaft in den vielfältigsten Wechselwirkungen stehen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 364. — 30. December 1846.

Die Touristen im Orient.

Sechster und letzter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 363.)

Wenn man von einem so stoffarmen und formlosen Buche kommt wie das von M. Belli ist, so hat man allen Grund sich an der derben, gesunden und ansprechenden Kost zu erfreuen, welche von Koch in seinem neuesten Werke geboten wird. Schon eine frühere Schrift aus derselben Feder hat in der gelehrten Welt die gebührende Anerkennung gefunden, und die besondere Begünstigung, welche von Seiten des preußischen Gouvernements dem Verf. bei seiner zweiten größern Reise zu Theil geworden ist, erscheint um so zweckmäßiger angewandt, als der Bericht über diese neue Wanderung, welcher doch wol nur der Vorläufer einer die wissenschaftlichen Resultate derselben umfassenden Darstellung sein soll, des Guten und Brauchbaren nicht Wenig enthält. Nur im Anfange hätten wir die Darstellung etwas straffer und gedrängter gewünscht; denn wenn wir es einem Reiseschriftsteller von novellistischem Anfluge nicht allzu ehr verargen dürfen, daß er um des lieben Stoffes villen selbst bei den bekanntern Gegenständen verweilt nd keinen Punkt seiner Irrfahrt unausgebeutet läßt, dürfte doch ein Mann, Dessen wissenschaftliches Geräge sich nicht verkennen läßt, gleich die Sache selbst m besten ergreifen. So finden wir, daß der Verf. im lingange überall zu weit ausholt und sich mit Dingen erumschlägt, über die sich ein Jeder selbst genügende luskunft holen kann. So erscheint es denn anfangs fast ls sei der Verf. in Verlegenheit sein Tagebuch zu füln, und als müßten lange subjective Ergüsse die Stelle ner gegenständlichen faßlichen Darstellung vertreten. Mit echt könnte man wol fragen, wozu sollen die unpassenden usbrüche des Unmuths über die lästigen Mauthlinien l, 2) und die Speculationen über Das, was nach eir stets sehr mislichen historischen Wahrscheinlichkeitschnung hätte geschehen können, wenn Masséna nicht n Rückzug nach der Insel Lobau gedeckt hätte? Wer cht solche Betrachtungen in einem Werke, welches die Ballastes um so weniger bedarf, als der Verf. der lehrten Ladung genug mit sich führt?

So hätten wir auch wol gewünscht, daß der Verf. in Bezug auf Ungarn etwas kürzer gefaßt hätte, oder wenn er es überhaupt für nöthig erachtete auf eine Beleuchtung des ganzen Donaugebiets einzugehen, daß er dann wenigstens etwas Mehr gegeben hätte als Das was schon in so vielen Reisewerken niedergelegt ist. Die obligate Anführung des bekannten Ausrufs hochherziger Ungarn zu Gunsten Maria Theresia's konnte füglich unterbleiben, sowie auch manche historische Notiz, ohne den Werth der Darstellung zu beeinträchtigen, recht gut hätte gestrichen werden können. In Rücksicht auf die Parteien in Ungarn, deren Wechselspiel in unsern Tagen Viel von sich reden macht, finden wir keine genügende Auskunft, und wenn es bei Erwähnung der plötzlichen nationalen Entwickelung unter den Madjaren heißt: „sie hätte etwas so Großartiges, daß die Geschichte kein zweites Beispiel an die Seite stellen könnte" (I, 31), so hätten wir ein näheres Eingehen und überzeugendere Belege um so mehr gewünscht, als etwas weiter oben die Behauptung aufgestellt ist: „die Sprache der Madjaren wäre noch zu roh und verdiente als Schriftsprache kaum einer Erwähnung" (I, 9). Wie es uns scheint fehlen beide Sätze, welche sich zwar nicht widersprechen, aber doch nicht recht zusammenpassen mögen, in ihrer übertriebenen Fassung. Denn bei aller Achtung vor der madjarischen Nationalität, der treffliche Elemente nicht abzusprechen sind, läßt sich doch aus manchen Zeichen der Zeit abnehmen, daß die Ungarn sich ungeachtet freier Institutionen doch noch nicht zu einer wahrhaft sittlichen Haltung durchgebildet haben, während andererseits ihre Sprache und Literatur keineswegs noch so im Argen liegt als der Verf. annehmen möchte. Besonders lebhaft betreiben die Madjaren das historische Studium ihrer Sprache in der Hoffnung, an den Fäden etymologischer Forschungen zu einer sichern Grundlage ihrer Vorgeschichte zu gelangen. Koch verspricht sich freilich von diesen Studien nicht sonderlich Viel, schon weil, wie er meint, „die Leichtigkeit, mit welcher ein Volk seine Sprache verlernt, den Beweis der Abstammung unmöglich macht" (I, 12). Diese Überzeugung ist auch wol der Grund, weshalb er jene Bestrebungen (I, 32), durch sprachvergleichende Untersuchungen Licht über die frühere Vergangenheit des madjarischen Stammes zu verbreiten, so kurz, und man kann wol sagen, ungenügend abfertigt. So lächerlich wie er sie darstellt sind nämlich diese Forschungen, über die man sich übrigens aus ziem-

lich naheliegenden Quellen, z. B. aus der augsburger „Allgemeinen Zeitung", genauer unterrichten kann, durchaus nicht, und wenn auch die historischen Wissenschaften keine sehr umfassenden Resultate davon zu erwarten haben, so wird doch der vergleichenden Sprachkunde, deren Grenzen sich täglich erweitern, mancher Aufschluß dadurch gewährt werden.

Die Wlachen, welche als Nachkommen der alten Dacier einen römischen Ursprung in Anspruch nehmen, scheinen dem Verf. mehr Zusammenhang mit slawischen Stämmen zu haben. Auch ihre Sprache wäre, so behauptet er, durchaus nicht in dem Maße aus lateinischen Bestandtheilen gebildet als man gewöhnlich anzunehmen geneigt ist, indem es ihm, „wenn er aufmerksamer ihren Gesprächen zuhörte, leicht wurde, slawische Wörter zu unterscheiden" (I, 95). Hier bedurfte es denn freilich aber, wenn Koch die bekannte Annahme, daß die dacoromanische Sprache oder das Wlachische eine römische Töchtersprache sei, über den Haufen werfen wollte, wiederum entscheidenderer Gründe und einer genauern Bekanntschaft sowol mit dem eigentlichen Sprachschatze als mit der grammatikalischen Ausbildung und Entwickelung desselben. Bei der Lösung einer so wichtigen Frage wie die ist welche hier angeregt wird, genügte es noch nicht, „aufmerksam den Gesprächen des Volkes zuzuhören", indem nur ein tieferes Eindringen und sorgfältigere Studien zu einer entscheidenden Stimme berechtigten.

Sehr gehaltreich dagegen ist was im ersten Bande, welcher — wie auch ein besonderer Titel besagt — „Die Reise längs der Donau nach Konstantinopel und Trebisond" umfaßt, über die Sitten und Gebräuche der Türken geboten wird. Wenn auch nicht Alles neu noch überall gleich wichtig ist, so fühlt man es doch der ganzen Darstellung gleich an, daß man es hier nicht mit einem schnell zusammengerafften Materiale, wie es die modernen Touristen am Wege aufzulesen pflegen, sondern mit einer auf scharfer Beobachtung und gewissenhafter Forschung begründeten Schilderung zu thun hat. Als Gelehrter von Fach, dem das systematische Bedürfniß nothwendigerweise anklebt, weiß der Verf. stets die einzelnen Notizen in einen gewissen Zusammenhang zu bringen, und wenn auch hier und da Wiederholungen und Längen nicht ganz vermieden sind, so wirkt doch die Übersichtlichkeit und klare Entwickelung im Gegensatz zum zerfahrenen Wesen Anderer wohlthuend und befriedigend. Besonders anziehend ist Das was über die einzelnen Beschäftigungen und das Rangverhältniß der Türken, sowie über die innern Beziehungen des häuslichen Lebens angeführt wird. Auch das Bild, welches wir von der örtlichen Beschaffenheit der „Mutter der Welt" (Umm-ed-Dünja) — wie Konstantinopel von den Osmanen genannt wird —, von der Lage, dem Umfange, den öffentlichen Plätzen und hervorstechenden Bauwerken dieser Stadt erhalten, ist reich an lichtvollen Partien, obgleich wir freilich hier Farbenpracht und plastische Gestaltung des „Fragmentisten" vermissen könnten.

Bemerkenswerth ist was Koch über die Bedeutung dieser Weltstadt für den Bewohner der türkischen Provinzen sagt (I, 121):

> Wie der Glaube jedem Anhänger des falschen Propheten befiehlt, einmal im Leben nach der heiligen Stadt im Araberlande zu wallfahren, so zieht ein Etwas die Türken mächtiger nach der großen Kostantinije, dem Sitze seiner Khalifen.

Diese Ansicht macht zwar keinen Anspruch auf Originalität, aber sie erscheint uns gerade jetzt um so bedeutender, als sie bei der Frage, welche neue Form sich aus den zerrütteten Verhältnissen des alten byzantinischen Reiches herauswinden wird, von Gewicht ist. Man erinnert sich, mit welchen beredten Worten Fallmerayer die phantastische Meinung, als würde aus dem Schutt der vermorschten Türkei eine Reihe neuer jugendlich frischer Staaten hervorwuchern oder als ließe sich „durch politische Rechenexempel der Eine strahlende Weltkörper osmanischer Monarchie in ein Planetensystem getrennter Staaten ohne Sonne auseinanderschlagen", als sinnverwirrend bekämpft, und wie er nachweist, daß, so lange in Konstantinopel noch ein Stein auf dem andern ruht, alles Leben selbst der entlegenen Provinzen mit unwiderstehlicher Gewalt nach diesem Mittelpunkte getrieben wird.

Von besonderm Interesse ist Das was der Verf. über die medicinische Schule beibringt (I, 242), welche Sultan Mahmud mit der selbstzufriedenen Inschrift: „Alle die auf dieses Gebäude schauen werden: Es ist wohlgethan! ausrufen", zu Konstantinopel errichten ließ, und die schon längere Zeit unter der trefflichen Leitung von Bernard, jetzt unter Spitzner besteht. Der Berichterstatter zeigt sich hier als kundiger Führer, sowie auch vorzüglich alle diejenigen Partien ihrer Brauchbarkeit wegen hervorgehoben werden können in denen über die Erzeugnisse der Agricultur und besonders der Gartenbaukunst gehandelt wird. Aus den mancherlei Bemerkungen welche in diesen Capiteln niedergelegt sind greifen wir nur die Notiz heraus, daß die bei unvorsichtigem Genuß leicht gefährliche Apricose von den Türken vorzugsweise mit dem Namen „Frankentödter" (Mata-franka) belegt ist (I, 171), und bemerken noch, daß er die irrthümliche Ansicht, als habe Lucullus dereinst die Sauerkirschen aus der Umgebung von Kerasus nach Rom übergesiedelt, widerstreitet (I, 175). Im Allgemeinen sieht man recht gut, daß, wenn einzelne Gegenden des türkischen Reichs durch Mannichfaltigkeit und Trefflichkeit der Naturerzeugnisse gesegnet sind, Dies mehr auf Rechnung der unerschöpflichen Triebkraft der Natur als des menschlichen Fleißes und der menschlichen Sorge zu setzen ist: denn (wie es II, 219 heißt) „an Anpflanzungen von Holz denkt Niemand; was mein Vater nicht für mich gethan hat, Das brauche auch ich nicht für meine Söhne zu thun", ist die gewöhnliche Antwort des Orientalen, wenn man ihn auf die Nothwendigkeit von Anpflanzungen hinweist. Das ist aber nicht genug. Der Türke enthält sich nicht nur jeder erhaltenden und ergänzenden Fürsorge, sondern in arger Kurzsichtigkeit be-

fangen, wüthet er sogar gegen Das was ihm in unverdienter Freigebigkeit die Natur gewährt. Nur einen Zug aus dem düstern Gemälde, welches uns aus allen Blättern entgegentritt (I, 179):

Leider gibt sich der Moslim ebenso wenig wie der Christ und Jude die geringe Mühe, den Baum auf eine Art seiner wohlschmeckenden Früchte zu berauben, daß das nächste Jahr die Ernte wo möglich noch reichlicher ausfällt, sondern auf unverzeihliche Weise bleibt auch hier der Morgenländer seinem zerstörenden Nationalcharakter treu und bricht oder haut die schönen Äste und selbst üppigen Kronen ab, nur um so bequem als möglich zu den Kastanien zu kommen.

(Der Beschluß folgt.)

Die neuesten Ansichten von der Erdkunde rc. Von Theodor von Liechtenstern.

(Fortsetzung aus Nr. 363.)

Der Verf. der uns vorliegenden Schrift hat sich zunächst das Ziel gesteckt, den neuesten Ansichten von der Erdkunde mehr Eingang in den Lehranstalten zu verschaffen, und Dieses ist eine sehr rühmliche Absicht, die er durch seine Darstellung unstreitig bei Vielen erreichen wird. Doch ist das Büchelchen allen den Gebildeten zu empfehlen, welche sich von Ritter's großer Idee der geographischen Wissenschaft angezogen fühlen, ohne daß sie Zeit finden, sich durch umfassendere Studien mit dem gegenwärtigen Standpunkte der geographischen Kenntnisse vertraut zu machen. Allerdings finden wir hier mehr die Ansichten hervorragender Geister, welche jetzt die Wissenschaft beherrschen, zusammengestellt (und zwar meistens in ziemlich ausführlichen wörtlichen Auszügen aus ihren Schriften) als eigenthümliche Ansichten des Verf. selbst; aber Dieses kann für Denjenigen welcher den gegenwärtigen Standpunkt der Wissenschaft kennen lernen will nur erwünscht sein; eine reiche Kenntniß der Literatur und ein „durch jahrelange praktische Lehrthätigkeit" geschärfter Blick bürgen im voraus für die Trefflichkeit der Auswahl die der Verf. getroffen hat. Auch fügt er öfter eigene Winke hinzu, die, wie er versichert, die Probe der Erfahrung bestanden haben.

Das Ganze besteht aus mehren lose unter sich zusammenhängenden Abhandlungen, die jedoch in einer (meistens) natürlichen Folge nach und nach zu einer richtigen Einsicht in die wahre Bedeutung des geographischen Unterrichts, die neuere Behandlungsweise desselben, die zeitgemäßen Hülfsmittel (Compendien und insbesondere Karten), wie zu einer gedrängten Übersicht der wichtigsten neuern Fortschritte in der Bodenkunde der gesammten Erdoberfläche verhelfen.

In Abschnitt I, „Promemoria für Schulbehörden, die Hemmnisse eines zweckdienlichen geographischen Unterrichts betreffend", erscheint die Foderung eines allgemeinern Studiums der Geographie auf Universitäten besonders ansprechend. Nach einem Aufsatze in der (berliner) „Literarischen Zeitung" vom Jan. 1844 heißt es hier: „Der mit der Idee der Universitäten selbst gegebene Grundsatz, daß der philosophische Unterricht die Grundlage von Allem was auf Universitäten getrieben wird sein muß, daß die philosophische Facultät die allgemeine Facultät ist, welche den Eintretenden empfangen, in ihm den wissenschaftlichen Sinn aufregen soll, ist längst und wol nicht am wenigsten durch die Vorschriften der Regierungen über die für das Staatsexamen nothwendigen Testate den Studirenden abhanden gekommen. Daher kommt es gegenwärtig recht eigentlich darauf an, die Studirenden auf der Universität durch besondere Vorlesungen, welche ihnen Förderung versprechen in ihren eigenen speciellen Fachstudien, zugleich zum Interesse und zur Achtung für die ihnen fremden Fächer des Wissens anzuregen. Wir wagen es, hierzu Vorlesungen über die Erdkunde zu empfehlen, und so entfernt wir sind, diese Wissenschaft als eine akademische Panacee zu betrachten, so zuversichtlich glauben wir, daß die Erdkunde als akademische Disciplin, vorgetragen von Lehrern welche sich der Idee der deutschen Universität deutlich bewußt sind, und welche auf dem Standpunkte stehen den Karl Ritter den Geographen angewiesen hat, recht eigentlich dazu geeignet ist, den Studirenden historischer wie den der Naturwissenschaften anzuziehen, anzuregen, zu gewinnen für eine höhere Betrachtungsweise sowol seiner eigenen Wissenschaft wie der auf dem entgegengesetzten Gebiete der menschlichen Forschungen liegenden, und so in Allen das Bewußtsein der Einheit und des höhern Zusammenhanges alles Wissens zu erwecken."

Nur auf diesem Wege wird auch recht bald die Gewinnung einer hinreichenden Zahl tüchtiger geographischer Lehrer für die Gymnasien, welche unser Verf. zunächst im Auge hat, zu erzielen sein. Doch erinnert Derselbe vor Allem daran, daß der geographische Unterricht von Seiten des Lehrers „der vollsten Energie bedürfe, um den jetzigen Anfoderungen zu genügen"; nicht minder aber „außer dem gehörigen Grade formaler Bildung einer alles Denken durchdringenden religiösen Wärme". „Aber", fügt er mit Recht hinzu, „jene formale Bildung, welche zur humanen und vielseitigen Auffassung aller Lebensverhältnisse stimmt, wird freilich nicht ausschließlich, wie Viele meinen, durch das auf Gymnasien betriebene Studium der Classiker und ein nachheriges akademisches Brotstudium erlangt; sie geht vielmehr von einer philosophischen Basis aus", (durch welche man sich) „den Organismus menschlicher Wissenschaft vergegenwärtigt und sich mittels einer encyklopädischen Bildung jenen Grad von Humanität aneignet, welcher für jeden Menschen, für alle Berufsverhältnisse und insbesondere für Erzieher und Lehrer zur vielseitigsten Wichtigkeit gereicht."

Abschnitt II: „Über die neuern Ansichten in der Behandlungsweise der Geographie überhaupt und für den Unterricht insbesondere", gibt, nebst interessanten Andeutungen über die Entstehung jener Ansichten (s. oben), mehre ausführliche Auszüge von Schriften, in welchen die Anfoderungen der Gegenwart an die Wissenschaft wie an die Unterrichtsmethode lehrreich und eindringlich ausgesprochen sind. Besonders überraschend und anziehend ist der Extract aus Johann Georg Müller's „Versuch über das Ideal einer Erdbeschreibung", in welchem der Verf. — bereits im J. 1789 — sich in folgender Weise vernehmen läßt: „In keiner andern Wissenschaft sind wie bei der Erdbeschreibung und Geschichte so alle Fächer unsers Wissens anwendbar, und keine ist nicht nur des Philosophen, des Geographen und Geschichtschreibers, sondern überhaupt des Weltbürgers, des Menschen, so würdig. Denn die Erdbeschreibung, nicht wie sie zur Zeit noch ist, aber wie sie nach den gelehrten Arbeiten so vieler vortrefflicher Männer werden kann, ist ein Gemälde des Erdbodens wie er ist und was der Mensch aus ihm zu machen weiß und wagt; eine Beschreibung des Himmels, der Erde, der Menschen und ihres Einflusses aufeinander."

Unter den unserm Verf. eigenthümlichen Ansichten über die Einrichtung des geographischen Unterrichts verdienen nach des Ref. Dafürhalten zwei unter sich nahe verwandte Vorschriften die größte Beachtung. Um die formale Bildung, den Hauptzweck alles Unterrichts und so auch des geographischen, möglichst vielseitig zu fördern, dringt der Verf. zunächst auf „die gleichmäßige Anziehung und Verschmelzung sämmtlicher Elemente der geographischen Wissenschaft, des logischen mit dem naturwissenschaftlichen und culturgeschichtlichen. Wie aber diese Vielseitigkeit überhaupt manchen der neuern Hülfsmittel für die Schule nach einer falschverstandenen Methodik völlig fehlt, so ist das Princip nach welchem mehre sonst ausgezeichnete Schulbücher die aufeinanderfolgenden Lehrstufen sondern, eben eine vollständige Trennung der geographischen Elemente, wodurch, oft wider den Willen der Verfasser (z. B. des trefflichen A. v. Roon), der Hauptfehler des frühern geographischen Unterrichts, das Einpfropfen todten Materials, besonders bei unerfahrenen Lehrern, allzu sehr befördert wird. Ganz im

Gegensatze hiermit fodert unser Verf. zweitens: daß auf jeder Lehrstufe zur „Aufstellung solcher Gesammtbilder bestimmter Erdräume hingewirkt werde, wobei sämmtliche geographische Elemente in einer Art und Weise zu einem organischen Ganzen vereinigt und verwebt werden, wie Dies jedem intellectuellen Standpunkte eines geographischen Auditoriums gerade zuträglich und ersprießlich ist." Nicht nach Verstandeskategorien der Wissenschaft muß der Lehrstoff für den Unterricht gesondert werden, sondern nach dem Bedürfnisse und darum nach dem geistigen Standpunkte des zu Bildenden. Diese Wahrheit wird sich jedem Leser aufdringen der weiß was echtmenschliche Bildung bedeutet, und Ref., der aus innerm Drange schon seit dem Beginne seiner Thätigkeit als Lehrer der Geographie nach dieser Methode unterrichtet hat, kann die Nützlichkeit derselben aus einer Erfahrung von mehr als 20 Jahren bestätigen. Es ist höchst erfreulich, daß endlich einmal wieder ein bedeutender Geograph dieser Methode kräftig das Wort redet, da die neuern Fortschritte der Wissenschaft selbst zu Überschätzung einer entgegengesetzten fehlerhaften Methode verführt haben, indem man meint, die rein räumliche Betrachtung, die jetzt mit Recht als Grundlage der wissenschaftlichen Geographie erkannt wird, nur durch vorläufige gesonderte Betrachtung zur völligen Klarheit erheben zu können. Wie unnatürlich aber ist es, dem Schüler zuerst nur die Umrisse aller Länder und Meere (horizontale Dimensionen), dann die sämmtlichen Flächen und Gebirge der Erde (verticale Dimensionen), wenn auch in noch so anschaulichen Bildern, einzuprägen, ehe er das Mindeste von der Naturbeschaffenheit derselben und von ihrer Bedeutung für das Menschenleben erfährt. Glücklicherweise ist auch hier die Praxis meistens besser als die Theorie; denn welcher gebildete Leser könnte es unterlassen, den so einseitig zugeschnittenen Stoff durch unwillkürlich eingestreute Bemerkungen über die reiche Fülle der Wirklichkeit zu beleben? In diesem Sinne spricht sich auch die Instruction einer (?) Ober-Studiencommission (in Lüdde's „Zeitschrift für vergleichende Erdkunde", 1844, Bd. 4, S. 362) aus. Und wahrlich, es ist von dieser Methode, wenn sie wirklich immer die Fassungskraft des Schülers zum Hauptaugenmerk macht, nicht zu besorgen, daß sie die Auffassung des räumlichen Bildes verdunkele oder das Interesse für diese schwäche; vielmehr wird nun gerade auch hierbei das Gedächtniß durch Belebung der Phantasie und Anregung des Verstandes die rechte Unterstützung finden.

Allerdings aber muß die anschaulichste Kenntniß von den rein räumlichen Verhältnissen der Erdoberfläche die Grundlage der wissenschaftlichen Geographie bleiben; denn die neuesten Fortschritte der gesammten Erdkunde beruhen gerade vor Allem darauf, daß die Dimensionen der Erdräume immer klarer erkannt und in ihrer Einwirkung auf alle übrigen geographischen Verhältnisse (Klima, Production, Entwickelung des Menschenlebens in der Geschichte und Gegenwart) gewürdigt sind. Leichter und früher erfolgt die Erkenntniß der horizontalen Dimensionen; zu einer richtigen Auffassung der verticalen Bodenverhältnisse haben erst Humboldt's Forschungen geführt und auf diese hat Ritter das System der Wissenschaft erbaut. Eine kurze Geschichte der in dieser Beziehung gemachten Fortschritte gibt unser Verf. in Abschnitt V: „Über das Relief der Erdoberfläche nach den neuern Ansichten" (welcher billig die Besprechung der gegenwärtigen Hülfsmittel für geographische Studien in Abschnitt III und IV voranstehen sollte). Hier heißt es in der Einleitung: „Zwei Ideen haben vorzüglich zur irrthümlichen Ansicht von der Oberflächenbildung der Erde mitgewirkt und wurden besonders durch Compendienschreiber und Kartenzeichner lange erhalten und befördert. Erstens wurde von der Ansicht ausgegangen, daß die Wasserscheiden sich auf den höchsten Erhebungen eines Erdraumes, sowie daß die Hauptwasserscheiden der Erdtheile sich auf deren höchsten Gebirgen vorfinden müßten. Zweitens wurde die Erdoberfläche mit einem Netz von Gebirgsketten überzogen, welche alle, von Centralpunkten oder Gebirgsknoten ausgehend, ihre Verlängerungen oder Glieder selbst unter dem Meeresspiegel fortsetzten."

Zur Widerlegung dieser verkehrten Ansichten durch die neuern Forschungen wird besonders auf die „Physikalische Geographie" von Friedrich Hoffmann (Berlin 1837) verwiesen. Wir erinnern hier nur an das großartigste und bekannteste Beispiel von den früher erträumten Gebirgen auf den Wasserscheidungslinien in Rußland; die Beobachtung hat statt derselben nur zwei niedere (höchstens 1200 Fuß hohe) Landrücken kennen gelehrt, von denen der eine weiter im Norden gelegene (uralisch-baltische) allerdings in seinem östlichen Theile bis zu den Waldaihügeln die Scheidelinie zwischen den Flüssen des Nordens und Südens bildet, weiterhin aber ebenso nahe an der Ostseeküste hinzieht wie der südlichere (uralisch-karpatische) an den Küsten des Schwarzen Meeres. Die Wasserscheidung im Innern Rußlands liegt demgemäß in der Vertiefung zwischen jenen Landrücken und bildet ein ungeheueres Sumpfland, die von diesem aus nach Nordwest oder Südost ziehenden Ströme durchbrechen die Landrücken in tief eingeschnittenen Betten. Der Gedanke von einem durchgängigen Zusammenhange der Gebirge (nach dem Bilde eines Gerippes oder von Stamm und Zweigen) ist gleichfalls durch die neuern Nachweisungen von isolirten Gebirgen, die sich frei aus ringsumliegenden Ebenen erheben, widerlegt (Dieses gilt z. B. vom Uralgebirge, von der Sierra de Santa-Marta an der Nordküste von Südamerika u. s. w.).

Daß man bei dem Relief der Erde überhaupt früher nur Ebenen und Gebirge in Betracht zog und diese letztern größtentheils in Kettenform darstellte, ist bekannt. Nach Humboldt's Forschungen unterscheidet die wissenschaftliche Geographie drei Hauptformen der verticalen Dimensionen: 1) Tiefland, 2) Hochland, 3) Gebirgsland. Tiefländer sind (nach Ritter) Länderstrecken die sich höchstens bis 500' über dem Meeresspiegel erheben (doch ist diese Grenze da, wo der Boden sich allmälig ansteigt, wol nicht streng festzuhalten). Sie sind meistentheils flache Länder mit sehr geringen relativen Erhebungen. Ref. möchte im Folgenden eine strengere Begriffsscheidung in Vorschlag bringen: Bei den verticalen Dimensionen ist theils die (absolute) Höhe über dem Meeresspiegel, theils die Gestalt des Bodens zu berücksichtigen. Nach jenem Eintheilungsgrunde zerfällt das Land in Hoch- und Tiefland; mit Beziehung auf den letztern zerfällt das Tiefland in Tiefebene und welliges Land, wie das Hochland in Hochebene und Gebirgsland. (In letzterm bilden sich Berge und Thäler.)

(Der Beschluß folgt.)

Literarische Anzeige.

Reisen in Dänemark

und den Herzogthümern

Schleswig und Holstein.

Von

J. G. Kohl.

Zwei Bände.

8. Geh. 6 Thlr.

Mit dem soeben ausgegebenen zweiten Bande ist jetzt dieses interessante Werk vollständig in den Händen des Publicums.

Leipzig, im December 1846.

F. A. Brockhaus.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 365. —— 31. December 1846.

Die Touristen im Orient.

Sechster und letzter Artikel.

(Beschluß aus Nr. 364.)

Dieselbe Sorglosigkeit, welche zuweilen sogar einen wahrhaft barbarischen Anstrich bekommt, offenbart sich in allen Richtungen des Lebens. Sie tritt überall da in plumper Roheit hervor, wo man den Blick auf solche Gegenden wendet, welche nicht eben häufig von Fremden besucht werden; in der Regel ist selbst die schlaffe policeiliche Ordnung nicht im Stande sie vollständig zurückzudrängen. Belege dafür lassen sich überall auch in vorliegender Schrift in reichster Auswahl nachweisen. So lesen wir (II, 106):

Brücken sind im Allgemeinen jetzt im Oriente eine Seltenheit, und wenn nicht eine frühere und bessere Zeit für die Nachkommenschaft gesorgt hätte, so würde in vielen Gegenden die Communication noch häufiger unterbrochen sein als sie es schon ist.

Bei einem Reisenden welcher solche Eindrücke empfangen und Dessen Finger überall selbst die wunden Stellen berührt hat, kann man natürlich keine Vorliebe für ein so entartetes Geschlecht voraussetzen. Das Schauspiel des tiefsten Verfalls welches sich ihm auf allen Punkten bietet, hat in ihm denn auch die Überzeugung entstehen lassen, daß die Zeit nicht fern sein kann, „wo Mohammed's grausame Bekenner zurück in ihre Wüsten, von denen sie ausgegangen, geschleudert werden, um mit Tigern und Hyänen ihr elendes Dasein zu erkämpfen" (I, 119). Alle Reformversuche müssen an der trägen, unbehülflichen und entsittlichten Masse scheitern und jedes Bemühen, europäische Institutionen dem zerfallenden Staatskörper der Türkei einzuimpfen, wie es im Hattischerif von Gül-Chaneh geschieht, der wie der Verf. sagt (I, 191) nur dann eine Wahrheit sein würde, wenn der Moslim aufhörte Moslim zu sein, trägt den Keim des Todes in sich oder ist vielmehr nie im Stande Lebenshoffnungen zu erwecken. Der gemeine Türke ist für alle wahren Verbesserungen, welche natürlich nur aus ihm selbst kommen können, unzugänglich; gefühllos schaut er dem umsichfressenden Verderben zu und spricht ein „Jardümüs Allah dan gelür" (unsere Hülfe kommt von Gott)! Diejenigen aber welche auf die moralische Erhebung der Nation einwirken sollten, stehen meist ebenso tief (I, 190):

Man mag einen türkischen Beamten oder einen lasischen und kurdischen Räuber von der Unrechtmäßigkeit seiner Handlungen mit Worten zu überzeugen suchen wie man will, er ist gar nicht im Stande den Sinn derselben aufzufassen; beobachtet man ihn hingegen und ergreift ihn beim ersten Übertritte des Gebots, um ihn einer derben Züchtigung zu übergeben, so wird er bald von seinem Unrechte überzeugt sein und sich bei anhaltendem Nachdrucke bessern.

Übrigens hatte Koch auch vielfach Gelegenheit sich zu überzeugen, daß „der Glaube an den Verfall der türkischen Herrschaft und an die Unfähigkeit der Nachkommen Osman's, das morsche Gebäude der Türkei ferner noch aufrecht zu erhalten" (II, 135), im Oriente allgemein verbreitet ist. Bemerkenswerth ist, was der Verf. versichert, daß ungeachtet der Niederlage von Ibrahim Pascha in Syrien und der mehrfachen Beschränkungen durch die man Mehemet Ali zu demüthigen versucht hat, doch die Blicke des Morgenlandes auf diesen Mann gerichtet sind, Dessen Persönlichkeit eine Energie ausstrahlt, welche selbst den Türken Achtung abzwingt.

Wir haben hier in einigen allgemeinen Zügen die Ansichten welche der gewissenhafte und leidenschaftslose Reisende aus einer vielseitigen Betrachtung der Thatsachen geschöpft hat anzudeuten und in kürzester Fassung zusammenzudrängen versucht. Ausführlichere Mittheilungen namentlich aus dem beschreibenden Theile, in dem überall Naturtreue uns entgegentritt, zu geben, verhindert uns der Raum. Wir könnten sonst eine ganz anziehende Lese gefälliger Landschaftsgemälde geben, welche um so werthvoller sind, als sie theilweise wenigstens solche Gegenden betreffen an denen sich bis jetzt noch keine europäische Feder versucht hat. In dieser Beziehung gewährt der zweite Band, welcher sich unter einer besondern Titelbezeichnung über „Die Reise im pontinischen Gebirge und türkischen Armenien" erstreckt, reiches Interesse.

Der Reisende hatte einen Theil dieses an Naturschönheiten reichen Gebiets bereits früher in Augenschein genommen und, wie er selbst am Schlusse des ersten Bandes versichert, es „überfiel ihn ein eigenes Gefühl, als er die paradiesischen Gegenden wiederum erblickte, in denen er sich schon 1836 eine längere Zeit aufgehalten hatte". Jene frühere Bekanntschaft mit dem Lande ge-

währte besonders den Vortheil, daß nun bei diesem neuen Besuche gleich die hauptsächlichsten Gesichtspunkte aufgestellt werden konnten auf die es bei diesen wohl vorbereiteten und von Seiten der preußischen Regierung aufs liberalste unterstützten Forschungen vorzüglich ankam. Rastlos durchwandert Koch das Gebirge in verschiedenen Richtungen, und nur selten mag er in sein Notizbuch „Diem perdidi" eingetragen haben. Er selbst sagt an einer Stelle (II, 25):

Als Naturforscher inmitten einer solchen paradiesischen Gegend mich nicht unter Gottes schönem Himmel unmittelbar zu befinden, däuchte mir Frevel, und so eilte ich hinab ins Freie und verweilte daselbst fast den ganzen Tag, so lange das Sonnenlicht über mir leuchtete und mein Körper nicht einige Ruhe verlangte.

Prof. Koch ist Botaniker, und wenn er auch bis auf die Anführung einiger botanischer Namen im Allgemeinen sich der wissenschaftlichen Terminologie enthält, so leuchtet seine Vorliebe für die Scientia amabilis, wie der Pflanzenkundige seine Wissenschaft vorzugsweise gern nennt, besonders im zweiten Bande überall hervor, ohne daß es indessen für solche Leser, denen diese Disciplin ferner liegt, irgendwie lästig würde. Im Gegentheil tragen die eingestreuten Bemerkungen über Pflanzengeographie, welche meist nur allgemein gehalten sind, nicht wenig zur Belebung und Ausschmückung der Landschaftsgemälde bei, und an solchen Stellen spiegelt sich dann die Farbenpracht einer saftreichen, üppigen Vegetation in dem sonst fast allzu nüchternen und einfachen Stile des Touristen.

Was den allgemeinen landschaftlichen Charakter der durchwanderten Gegenden betrifft, so vergleicht ihn Koch an verschiedenen Stellen — wir reden hier von den pontinischen Gebirgspartien und vom Hochlande Armeniens — mit der Totalansicht der Schweiz, und es schien zuweilen fast, als wenn schon früher gesehene Bilder sich vor seinen Blicken aufrollten (II, 155). In dieser Beziehung möchten wir denn aber doch daran erinnern, daß der treffliche Wagner, der Verf. der ausgezeichneten „Briefe eines deutschen Reisenden vom Schwarzen Meere", der mit einem Blick für landschaftliche Reize begabt ist wie Wenige, Dies eigentlich in Abrede stellt oder wenigstens — wenn wir nicht irren — den mannichfaltigen Schönheiten der Schweiz die Palme zuerkennt, mit denen sich auch nach dem Urtheile englischer Reisenden von bewährter Autorität kein anderes Gebirgsland der Welt messen kann.

Außer den Scenen aus dem Volksleben, welche der Verf. mit ethnographischen Bemerkungen von allgemeinerer Bedeutung untermischt, den pittoresken Schilderungen interessanter Gegenden und den flüchtigen Andeutungen, aus denen wir nur einen schwachen Begriff von der eigentlichen botanischen Ausbeute gewinnen, finden wir in dem umfassenden Reiseberichte noch Mancherlei berührt. Sprachliche Studien, in denen, wie wir oben mit Bezugnahme auf das Madjarische und Wlachische dargethan haben, die Stärke Koch's nicht zu beruhen scheint, sind im Ganzen von der Darstellung ausgeschlossen, was vielleicht schon deshalb geschah, weil sein Reisegefährte Dr. Rosen, Bruder des früh verstorbenen bekannten Orientalisten, sich ausführlichere Mittheilungen, welche sich auf das Gebiet der Linguistik beziehen, vorbehalten hat. Ebenso finden auch die antiquarischen Entdeckungen, welche von den beiden Gelehrten auf ihren Wanderungen gemacht sein mögen, nur untergeordnete Berücksichtigung. Außer einem medicinisch-antiquarischen Witze über eine Inschrift zu Mehadia („Mercurius Veneri", I, 81), einigen Bemerkungen über den giftigen Honig, welcher im Xenophon besprochen wird (II, 111), der Mittheilung über eine kufische Inscription (II, 282) und der Beschreibung des interessanten und beziehungsreichen Doppelthurms Tschifteh-Minareh auf dem Wege nach Erzerum, aus dessen von Prof. Stickel in Jena entzifferten Schriftzügen kufischen Charakters hervorgeht, daß seine Erbauung in das Jahr 935 n. Chr. fällt, erinnern wir uns nicht, daß der Verf. den Alterthümern, welche er auf seiner Reise besichtigt hat, besondere Aufmerksamkeit gewidmet hätte. Doch „Eins schickt sich nicht für Alle". Die Selbstbeschränkung welche er sich auferlegt hat ist für seine Darstellung nicht ohne Nutzen gewesen. Weshalb hätte er sich auch noch mit fremden Federn schmücken und aus vorhandenen Quellen einen unnützen Prunk von Scheingelehrsamkeit erborgen sollen, da er bei gewissenhafter Benutzung der vergönnten Mittel einen werthvollen Schatz selbständiger Beobachtungen zu sammeln im Stande war? G. F. Günther.

Die neuesten Ansichten von der Erdkunde ꝛc. Von Theodor von Liechtenstern.

(Beschluß aus Nr. 364.)

Richten wir jetzt unsere Blicke auf die allerdings immensen Fortschritte, welche sich in Folge der neuern Ansichten von der Erdkunde in der Einrichtung der jetzigen Hülfsmittel für den geographischen Unterricht zeigen, so ist es auch hier vorzugsweise und oft zu ausschließlich die Darstellung der räumlichen Verhältnisse in Wort oder Bild, welche die neuere Behandlungsweise der Geographie charakterisirt. Unser Verf. dringt [illegible] Recht auf eine allseitige Auffassung des geographischen Stoffes und [illegible] Mehr oder Minder desselben bedingt [illegible] ben den rein methodisch[illegible] urtheil über Karten und insbesondere Compendien.

Aus Abschnitt III: „Über einige der vorzüglichsten neuesten geographischen Lehrbücher und Compendien und deren Behandlungsweise", heben wir, dem Zwecke dieser Blätter gemäß besonders die Empfehlung der geographischen Werke von I. von Roon hervor, der wir uns nach eigenem langjährigen Gebrauche derselben aus vollster Überzeugung anschließen. Jeden Gebildeten, welcher sich mit dem Reliefe der Erde nach dem jetzigen Stande der Wissenschaft bekannt machen will, müssen wir hierzu vor Allem auf Roon's „Grundzüge der Erd-, Völker- und Staatenkunde" (2. Aufl., 1837 fg.) verweisen. Sehr wahr sagt unser Verf. von diesem Buche: „Die in gedrängter Kürze mit großer Anschaulichkeit gegebenen plastischen Bilder sind größtentheils ganz dazu geschaffen, um erstlich dem vielleicht durch Mangel an Zeit bedrängten Lehrer auch ohne weiteres Studium ein vorläufig genügendes und durch die zweckmäßige Herausstellung der Hauptmomente leicht zu bewältigendes Material für den Unterricht zu sichern, und zugleich den Schülern zur tüchtigen Recapitulation des Vorgetragenen zu dienen."

Dagegen rügt der Verf. — nach unserm Urtheile gleichfalls mit Recht —, daß in Roon's ganzem Werke „das historische Element gar nicht angezogen wurde und das naturhistorische nur höchst untergeordnet auftritt", sowie wir uns mit der Art des stufenweisen Unterrichtsganges, der zuerst lediglich die horizontalen, dann die verticalen Bodenverhältnisse zur Sprache bringt, dem oben Gesagten gemäß durchaus nicht einverstanden erklären können. In weit höherm Grade leiden übrigens an diesen Einseitigkeiten Berghaus' „Erste Elemente der Erdbeschreibung". Als eins der geistreichsten geographischen Werke im Sinne Ritter's ist aber den Freunden einer philosophischen Behandlung der Erdkunde besonders zu empfehlen das „Handbuch der vergleichenden Erdbeschreibung" von Friedr. v. Rougemont, deutsch bearbeitet von Ch. H. Hugendubel (1835, neueste Aufl. 1844); doch wird zum wahren Verständnisse dieses Buches eine logische Grundlage, wie sie Roon gewährt, vorausgesetzt. „Das Werk ist weniger dienlich zur Einübung des Stoffes als zur vielseitigen Anregung in der geistvollen Behandlung der Materialien." Dieses Urtheil gilt aber leider mehr oder minder von allen bisherigen Versuchen einer philosophischen Behandlung der Geographie, und eine Verschmelzung der von Roon gelieferten anschaulichen Bilder mit der Rougement'schen Betrachtungsweise würde ein tiefgefühltes Bedürfniß der Zeit befriedigen. Eine recht gute gedrängte Übersicht über das gesammte jetzige Gebiet des geographischen Wissens gibt Daniel Völter („Lehrbuch der Geographie", Eßlingen 1844), das zugleich den Vorzug großer Wohlfeilheit besitzt. Tiefe Blicke in den Zusammenhang des Völkerlebens mit den Raumverhältnissen liefert auch Mendelssohn's „Germanisches Europa" (Berlin 1836), ein Werk, das wie Rougemont oft von Denen verkannt ist welche nicht die erfoderliche Grundlage räumlicher Kenntnisse zu seinem Studium mitbrachten, obgleich es hier an anschaulicher Darstellung der Bodenverhältnisse für Denjenigen der mit dem gegenwärtigen Standpunkte der Wissenschaft in der Hauptsache vertraut ist nicht gebricht. Bei E. Kapp's neuerlich erschienener „Philosophischer Erdkunde" (Braunschweig 1845) vermissen wir wieder vielfältig anschauliche und genaue Schilderung der Bodenverhältnisse; doch ist auch dieses Buch von echt philosophischem Geiste durchdrungen und ein bedeutender Fortschritt zur Erreichung der Aufgabe welche dem Studium der Erdkunde in unsern Tagen für den Mann der Wissenschaft wie für jeden Gebildeten, für den Theoretiker wie den Praktiker einen unerschöpflichen Reiz verleihen muß, — wir meinen die im Vergleich zu ihrem unendlichen Umfange kaum begonnene Erkenntniß der Wechselwirkung zwischen der Natur und dem Menschenleben, jene Philosophie der Erdkunde und der Geschichte der Menschheit, welche uns in der Erde nach Ritter's Ausdruck „das große Erziehungshaus" der Menschheit erkennen lehrt, den Plan Gottes, welcher dem Ausbau dieses Hauses zu Nutz und Frommen seiner Bewohner zu Grunde liegt.

Auch aus Abschnitt IV: „Über kartographische Darstellungen für Schulzwecke nach den jetzigen Anfoderungen", wollen wir hier nur Einiges hervorheben, was geeignet ist jedem Gebildeten die möglichst rasche Gewinnung des jetzigen Standpunktes der Wissenschaft zu erleichtern. Gerade in diesem Zweige der Hülfsmittel, in Darstellung des Reliefs der Erde auf Karten, sind indeß die neuern Fortschritte nicht genug zu preisen, wie Jedem der auch nur eins dieser jetzigen Erdbilder einmal gesehen hat auf den ersten Blick einleuchtet. Unser Verf. selbst hat aber eben auf diesem Felde den Fortschritt wesentlich gefördert. Nach Humboldt's Ausspruch: „Nur leer scheinende Karten prägen dem Gedächtniß sich ein", drang er schon länger auf alleinige Darstellung des Wichtigsten auf einer Karte und beförderte insbesondere die Trennung des Physikalischen von dem Politischen (die übrigens auch zu weit getrieben werden kann, namentlich für Schulzwecke). Zwei einfache Mittel zur Veranschaulichung der Bodenplastik, die wesentlichen Fortschritte unserer Kartographie, verdanken unserm Verf., wenn nicht ihre Erfindung, doch ihre erste Anwendung für Schulzwecke. Es ist Dieses die Darstellung der Hoch- (Ebenen), Gebirgs- und Stufenländer in brauner Färbung" (mit Abstufungen nach den Niveauverschiedenheiten), sowie ganz insbesondere die anschauliche Heraushebung der Tiefländer durch (helle) Färbung. Dennoch gesteht der Verf., daß sein „Atlas der Erd- und Staatenkunde" (31 Bl., Berlin 1844) durch E. v. Sydow's „Methodischen Handatlas für das wissenschaftliche Studium der Erdkunde" (31 Karten, Gotha 1842—45) „entbehrlich gemacht werden" sei. Dasselbe bezieht er auf v. Sydow's „Wandatlas über alle Theile der Erde" (Gotha 1840—45), „wo für die Gebirge das braune Colorit gewählt wurde (bei welchem auch die dunkelsten Partien noch deutlich bleiben), für die Tiefländer das Grün (für Hochebenen Weiß und bei Wüsten Gelb), für alles Hydrographische aber das Blau, das Schwarz blos für Gradlinien, Pflanzen- und Niederschlagsgrenzen, Städte- und alle Schriftzeichen". Wir schließen uns innig dem Urtheile wie dem Wunsche des Verf. an: „Mögen diese Karten, welche sowol ihres behaglichen äußern Eindruckes willen eine Zierde jeder Stube bilden als auch durch ihren praktischen Gebrauchswerth vor allen bisher erschienenen Werken dieser Art den Vorzug verdienen und in keiner Schule fehlen sollten, sich eines ungehinderten Fortgangs erfreuen."

In ähnlicher Weise empfiehlt der Verf. den im Wesentlichen ebenso eingerichteten „Schulatlas in 30 Karten", entworfen von Daniel Völter (Eßlingen 1842), den er jedoch (wegen der etwas complicirten Darstellungen, bei denen leider öfter auch die nöthige Sorgfalt in der Illumination vermißt wird) mehr für Lehrer (und Gebildete überhaupt) als für Schüler geeignet erklärt. Diese freudige Anerkennung fremder Verdienste gereicht dem Verf. um so mehr zur Ehre, da er (sicherm Vernehmen nach) die Herausgabe eines neuen Schulatlasses beabsichtigt, dem wir mit Begierde entgegensehen. Wir erinnern hier noch an Völter's vortreffliche „Wandkarte von Deutschland" (Eßlingen 1841), die ein Schmuck jedes deutschen Hauses werden sollte, um dem Kinde schon früh ein klares, anschauliches Bild von der Bodenplastik des großen Vaterlandes zu gewähren.

Abschnitt VI: „Über die Bodengestaltung der Erdräume", enthält eine gedrängte Übersicht über das Relief der Erde nach den Resultaten der neuesten Forschungen, welche durch stete Hinweisung auf die frühern irrigen Vorstellungen von demselben noch instructiver wird. Wie in den übrigen Abschnitten erhalten wir auch hier einen raschen Überblick über die neuesten Fortschritte der Erdkunde, und wir verweisen Jeden, dem es um eine gründliche Kenntniß derselben zu thun ist, auf die eigene Lesung dieses Schlußcapitels wie des gesammten Werkes, dem wir nur in manchen Stellen eine etwas größere Leichtigkeit der Darstellung wünschten.

Zum Schlusse dieser Anzeige können wir es nicht unterlassen die Idee auszusprechen, daß Vorträge über die Erdkunde nach den neuesten Ansichten vor einem gebildeten Publicum von Männern und Frauen mit Veranschaulichung der Bodenverhältnisse durch die Sydow'schen Wandkarten um so zeitgemäßer und ansprechender sein möchten, als der größte Theil der jetzigen gebildeten Welt in seinen frühern Jahren keinen tüchtigen geographischen Unterricht genossen hat und die Zugänglichkeit der jetzigen philosophischen Auffassung der Wissenschaft in der Literatur noch immer allzu sehr erschwert ist. Die in mehren Städten bestehenden literarischen Abendcirkel würden zur Ausführung dieser Idee ein willkommenes Feld bieten. 75.

Bibliographie.

Pestalozzi'sche Blätter. Herausgegeben von Ramsauer und Zahn. 1stes Heft. Memorabilien J. Ramsauer's. Elberfeld und Meurs, Rheinische Schulbuchhandlung. Kl. 8. 10 Ngr.

Elze, K. F., Über Philologie als System. Dessau, Aue. 1845. Gr. 8. 10 Ngr.

Geschichte der Märtyrer alter und neuer Zeit, oder Schicksale und Verfolgungen der christlichen Kirche und ihrer Bekenner vom Erscheinen Jesu bis auf unsere Tage. 1ste Lieferung. Dresden, Grimm. Gr. 4. 5 Ngr.

Gotthelf, J., Bilder und Sagen aus der Schweiz. 6tes Bändchen. Die Gründung Burgdorfs. Solothurn, Jent und G. 8. 15 Ngr.

Karl der Zwölfte vor Friedrichshall. Eine Haupt- und Staatsaction in 4 Actus, nebst einem Epilogus. Mit einem Vorwort herausgegeben von H. Lindner. Dessau, Aue. 1845. Kl. 8. 15 Ngr.

Koenig, H., Stationen. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Laube's, H., dramatische Werke. 3ter Band. — A. u. d. T.: Die Bernsteinhexe. Historisches Schauspiel in 5 Akten. Nach Meinhold's Hexenprozesse: Marie Schweidler. Leipzig, Weber. 8. 1 Thlr.

Lichtenberg's, G. C., vermischte Schriften. Neue vermehrte, von dessen Söhnen veranstaltete Original-Ausgabe. 7ter und 8ter Band. — A. u. d. T.: Lichtenberg's Briefe. Herausgegeben von C. W. Lichtenberg. Supplement zu allen früheren Ausgaben. 1ster und 2ter Band. Göttingen, Dieterich. 16. 20 Ngr.

Mittheilungen aus Handschriften und seltenen Druckwerken. Von J. V. Adrian. Frankfurt a. M., Sauerländer. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Die National-Ökonomen der Franzosen und Engländer. Herausgegeben von M. Stirner. 5ter Band oder 9te und 10te Lieferung. — A. u. d. T.: Untersuchungen über den Nationalreichthum. Von A. Smith. 1ster Band. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Pischon, F. A., Vorträge über die deutsche und schweizerische Reformation, mit besonderer Beziehung auf die symbolischen Schriften der lutherischen und reformirten Kirche in Brandenburg, gehalten im Winter 1845 und 1846. Mit einem Anhange. Berlin, Reimer. Gr. 8. 1 Thlr. 25 Ngr.

Rupp, J., Erbauungsbuch für freie evangelische Gemeinden. Eine Sammlung von sonn- und festtäglichen Vorträgen. 1ster Theil. Neujahr bis Pfingsten. Königsberg, Gebr. Bornträger. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Rütjes, H., Die Geschichte des hochheiligen und allgemeinen Conciliums von Trient, dessen Kanones und Beschlüsse in ihrem Bildungsgange und wesentlichen Inhalte, Personen und Zustände nach Pallavicini mit Rücksicht auf Sarpi und Andere übersichtlich dargestellt. Festgabe zur 3. Säcularfeier der letzten Synode. Mit 1 Stahlstich. Münster, Theissing. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Scharling, C. E., Die neuesten Untersuchungen über die sogenannten Pastoralbriefe des Neuen Testaments, dargestellt in ihrer Bedeutung und in ihrem Verhältnisse zur Bibelkritik und zum Kanon. Aus dem Dänischen. Jena, Hochhausen. Gr. 8. 18 Ngr.

Thiers, A., Geschichte der französischen Revolution. Nach der 13. Original-Ausgabe von E. Burckhardt und Steger. Illustrirte Prachtausgabe. 1ste bis 4te Lieferung. Leipzig, Weber. Lex.-8. à 10 Ngr.

Volkskalender für Israeliten auf das Jahr 5607 (1847). Zur Belehrung und Unterhaltung von M. Troplowitz. Mit Beiträgen von Piorkowsky. 1ster Jahrgang. Creutzburg. 8. 10 Ngr.

Tagesliteratur.

Bagge, O., Zwei Predigten, gehalten an den Sonntagen Cantate und Rogate 1846 zu Altershausen. Coburg. 8. 4 Ngr.

Bäumer, W., Zwei Predigten über Ev. Luc. 16, 19–31 und Joel 2, 12–13, am 1. Sonntage nach Trinitatis und am Bußtage 1846. Dortmund, Krüger. Gr. 8. 5 Ngr.

Constitution des Staates Texas vom 27. Aug. 1845. Bremen, Schünemann. Kl. 8. 7½ Ngr.

Das Esthländische Credit-System in seinen jetzt gültigen Bestimmungen nach dem Allerhöchst bestätigten Reglement vom 15. Oct. 1802 und nach den bis 1845 von der garantirenden Gesellschaft gefaßten Beschlüssen. Reval, Eggers. Gr. 8. 15 Ngr.

Ditfurth, M. Frh. v., Zur Berichtigung einiger in der neuesten Auflage von Hormayr's Geschichte des Andreas Hofer abermals wiederholten Bezüchtigungen gegen den 1809 zu Innspruck verstorbenen königl. bayer. Obersten Karl Frh. v. Ditfurth. Kassel, Krieger. Gr. 8. 7½ Ngr.

Erkenntnisse zweiter Instanz in der Untersuchungssache gegen den Bürgermeister Dr. Scheffer und Genossen wegen versuchten Hochverraths, beziehungsweise Beihilfe zu hochverrätherischen Unternehmungen und sonstigen Vergehen, ertheilt von dem Criminalsenat des Oberappellationsgerichts zu Cassel, auf die von den Mitangeklagten Prof. Dr. Jordan, Dr. [illegible] erhobene Berufung gegen das Urtheil des Criminalsenats des Obergerichts zu Marburg vom 14. Juli 1843. Mit Anmerkungen von H. F. Eggena. Marburg, Elwert. Gr. 8. 20 Ngr.

Henne, A., Das Duell auf schweizerischen [illegible] der am [illegible] Juli 1846 in Bern beschlossene schweizerische [illegible] Bern, Huber u. Comp. Gr. 8. 4 Ngr.

Hennig, Die Somnambule in Nebelin in der Priegnitz. Kurzer Bericht und Anleitung zur richtigen Beurtheilung derselben. 4te vermehrte und verbesserte Auflage. Perleberg, Horvath. 8. 5 Ngr.

Des Buchbindermeisters A. Henß öffentliche [illegible] zwei verkappte Fuldaische Ritter und ihre Schildträger [illegible] lich des Fuldaischen Hirtenbriefes. Nebst Appellation an die christliche Brüder jedes Glaubensbekenntnisses. Weimar, Landes-Industrie-Comptoir. 12. 3 Ngr.

Holdheim, S., Die religiöse Stellung des weiblichen Geschlechts im talmudischen Judenthum. Mit besonderer Rücksicht auf eine diesen Gegenstand betreffende Abhandlung des Hrn. Dr. S. Adler in den Protocollen der 2. Rabbiner-Versammlung. Schwerin, Kürschner. 8. 10 Ngr.

Liepmannssohn, S., Sendschreiben als [illegible] zum Jahreswechsel an Hrn. Dr. Stern und seine Gemeinde, die „mosaischen Lichtfreunde“. Zugleich als Willkomm dem neuen Hirten, Dr. Holdheim, zu betrachten. Berlin, [illegible] Comp. Gr. 8. 4 Ngr.

Straten-Ponthoz, Baron A. van der, Forschungen über die Lage der Auswanderer in den Vereinigten Staaten von Nord-Amerika. Nach dem französischen Originale bearbeitet von H. F. Oßwald. Augsburg, Kollmann. 12. 15 Ngr.

Suum cuique! Daß doch endlich einmal dieser [illegible] des preußischen Königshauses an den im 17. Jahrhundert [illegible] der Recht und Vertrag ihrer Kirchen und Kirchengüter [illegible] ten evangelischen Gemeinden Schlesiens zur Wahrheit werden möge! Ein kirchenhistorischer und kirchenrechtlicher Bericht von einem evangelischen Geistlichen Schlesiens. Glogau, Flemming. Gr. 8. 12 Ngr.

Die Unverträglichkeit der Speculation mit [illegible] aus der Glaubenslehre des Hrn. Diaconus Peters [illegible] sen. Zur Charakteristik einer theologischen [illegible] einem evangelischen Geistlichen. Breslau, [illegible] 10 Ngr.

Becaueray, J. L., Halimar's Pfingst[illegible] Eine Stimme im Kerker über Strafgerichte, [illegible] sere Zeit. Ein Sendschreiben an Alle, die an [illegible] Offenbarung glauben. Coblenz, Reiff. 8. 10 Ngr.

Das Register zum Jahrgang 1846 ist unter der Presse und wird im Laufe des Monats [illegible] nachgeliefert.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Literarischer Anzeiger.

1846. № XII.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** erscheinenden Zeitschriften „**Blätter für literarische Unterhaltung**" und „**Isis**" beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum $2\frac{1}{2}$ Ngr.

Neue Unterhaltungsliteratur.

In meinem Verlage ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Die Schwärmerin.

Erzählung

von

Gräfin Taufkirchen-Englburg.

Gr. 12. Geh. 1 Thlr. 12 Ngr.

Bilder aus Schlesien.

In Novellen gefaßt

von

Walter Tesche.

I. Die Rose von der Pzerwa.

Gr. 12. Geh. 1 Thlr. 12 Ngr.

Leipzig, im Juni 1846.

F. A. Brockhaus.

Bei den Unterzeichneten erscheint soeben und ist durch alle soliden Buchhandlungen zu beziehen:

Naturhistorischer Wandatlas

zum

Gebrauch beim Unterricht in höhern Lehranstalten,

namentlich in

Seminarien, Gymnasien, Bürger-, Real-, Bezirks- und Secundarschulen,

nach methodischen Grundsätzen

herausgegeben von

PROFESSOR J. F. L. EICHELBERG.

Erstes Heft.

Mineralogie. Complet. 24 Tafeln mit 96 Krystallformen auf schwarzem Grunde.

Dieser Atlas, welcher nach vielseitiger Auffoderung in Übereinstimmung mit dem ebenfalls in unserm Verlage erscheinenden **Methodischen Handatlas des Hrn. Aug. Menzel** und nach denselben dort ausgesprochenen Grundsätzen bearbeitet wurde, schliesst sich zunächst an des Verfassers bekannten **Methodischen Leitfaden der Naturgeschichte**, ist aber so eingerichtet, dass er auch neben andern Lehrbüchern der Naturgeschichte selbst in den grössten Classen mit Erfolg beim Unterricht gebraucht werden kann. Die Tafeln haben eine Grösse von vier Quadratfuss, und die einzelnen Figuren sind so gross, dass sie auf eine Entfernung von 20—30 Fuss noch deutlich von einer ganzen Classe gesehen werden können. Die Krystallformen, welche alle einfachen Formen und die gemeinern Combinationen darstellen, haben vor den gewöhnlichen Krystallmodellen den grossen Vorzug, dass sie alle Flächen, Kanten und Ecken zugleich zeigen. Das ganze Werk erscheint innerhalb 2 Jahren in 4—5 Heften, jedoch so, dass die Abbildungen jedes Naturreichs ein Ganzes für sich bilden und einzeln bezogen werden können. Preis dieses Heftes:

3 Fl. RV., oder 1 Thlr. 20 Ngr.

Meyer & Zeller in Zürich.

Soeben erschien folgende höchst wichtige Schrift:

Der

Mensch und sein Gott

in und außer dem Christenthum.

Von

einem Weltlichen.

8. 6 Bogen. Geh. 27 Kr., oder 8 Sgr.

Diese Schrift zeigt, daß und weßhalb die Religion dem **Kindesalter** der Menschheit angehöre, daß nunmehr unsere Bestimmung sei, einer höhern Idee nachzustreben und diese **nur** auf Erden und in der Erreichung wahrhaft menschlicher Zustände zu suchen. Sie weist nach, daß von jeher **weltliche** Foderungen die einzige Triebfeder religiöser Bewegungen gewesen, die endlich von der Mehrheit erkannt, aber von neuem unter dem Titel „**Religion**" sich geltend zu machen sucht.

Offenbach a. M.

G. André,
Verlags-Buchhandlung.

Preisherabsetzungen.

Nachstehende als **Supplemente** zu allen Auflagen des **ConversationsLexikon** zu betrachtende Werke sind zu **herabgesetzten Preisen** durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Conversations-Lexikon der neuesten Zeit und Literatur.

Vier Bände.

Gr. 8. 1832—34. Ladenpreis 8 Thlr.

Herabgesetzter Preis 3 Thlr.

Conversations-Lexikon der Gegenwart.

Vier Bände in fünf Abtheilungen.

Gr. 8. 1838—41. Ladenpreis 12 Thlr.

Herabgesetzter Preis 5 Thlr.

August Wilhelm von Schlegel's sämmtliche Werke

herausgegeben von

Eduard Böcking.

Soeben sind der 4te und 6te Band fertig geworden und es sind nun ausgegeben und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

1ster u. 2ter Band: **Poetische Werke.** Vollständig in 2 Theilen.

3ter u. 4ter Band: **Poetische Übersetzungen und Nachbildungen nebst Erläuterungen und Abhandlungen.** Vollständig in 2 Theilen.

5ter u. 6ter Band: **Vorlesungen über dramatische Kunst und Literatur.** Vollständig in 2 Theilen.

Jeder Band ist geheftet für den Preis von 1 Thlr. einzeln zu haben.

Ferner ist erschienen:

Oeuvres

de

M. Auguste-Guillaume de Schlegel,

écrites en français

et publiées par

Edouard Böcking.

Tome 1.

Die sämmtlichen französischen Schriften A. W. von Schlegel's werden in 3 Bänden erscheinen, von welchen ebenfalls der Preis für jeden Band 1 Thlr. sein wird.

Leipzig, im Juni 1846.

Weidmann'sche Buchhandlung.

Durch alle Buchhandlungen ist zu beziehen:

Die

Fabrikgerichte in Frankreich.

Von

H. A. Meißner.

Gr. 8. Geh. 20 Ngr.

Leipzig, im Juni 1846.

F. A. Brockhaus.

Bei uns sind soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Volksbuch. **Luther's Leben, Streben und vollständige Geschichte der Reformation.** Nebst noch gar Vielem, was zu wissen jetzt Jedem noth, von welcher Confession er sei. Mit 10 Bildnissen und Darstellungen und der echten Handschrift Luther's. Zusammengestellt von Mehrern und herausgegeben von **G. Gentzel.** Dritte unveränderte Auflage. (10½ Bogen.) Preis 5 Sgr.

Erziehung thut noth! Hinweisung und Beispiel für die Jugend von **A. v. Möller,** Verfasserin von „Der Tante Kinderbuch". Preis 7½ Sgr.

Hans und Käthchen. Für die Jugend von **A. v. Möller,** Verfasserin von „Der Tante Kinderbuch". Preis 7½ Sgr.

Aus der Märchen-Welt. Für die Jugend von **Auguste Kühn** (E. Novis). Preis 7½ Sgr.

Wohlfeilste Volks-Bildergalerie. Enthaltend Bildnisse ausgezeichneter Personen und Darstellungen nach vorzüglichen Gemälden in Holzschnitt von **F. W. Gubitz** und unter dessen Leitung. Jedes Heft (acht Blätter enthaltend) 5 Sgr. Neunzehnte und zwanzigste acht Blätter.

Die Maler-Technik der Meister des 15. bis 18. Jahrhunderts, wiederentdeckt von Professor **Wilhelm Krause** in Berlin. Nach dessen Mittheilungen zum ersten Mal dargestellt von **L. B.** Nebst einem Anhange: Ein Gang durch das berliner königliche Museum; zur besondern Beachtung für Besitzer alter Gemälde. Preis 5 Sgr.

Das Jahr 1845. Von **Karl Stein,** Hofrath und Professor. Als Fortsetzung zu dessen Werke: Chronologisches Handbuch der allgemeinen Weltgeschichte von den ältesten bis auf die neuesten Zeiten. Preis 4 Sgr.

Zwei Predigten vor der deutsch-katholischen Gemeinde zu Stettin, von **G. Gentzel,** Pfarrer. I. Warum soll das Evangelium gepredigt werden? Predigt über Kolosser 1, B. II. Das Menschliche in der göttlichen Offenbarung. Predigt über 5. Mos. 30, 11—14. Preis 2½ Sgr.

Berlin.

Vereins-Buchhandlung.

In meinem Verlage ist neu erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Ninfa.

Eine Novelle.

Zwei Theile.

Gr. 12. Geh. 3 Thlr. 10 Ngr.

Leipzig, im Juni 1846.

F. A. Brockhaus.

In der Buchhandlung von **Louis Garcke** in Merseburg erschien soeben und liegt in allen Buchhandlungen zur Durchsicht aus:

Paläozoologie.

Entwurf einer systematischen Darstellung der Fauna der Vorwelt von

Dr. Christoph Gottfried Giebel.

Gr. 8. Geh. 1⅓ Thlr.

Dies ebenso umfassende als interessante Gebiet der Naturwissenschaften finden wir hier, und zwar zum ersten Male systematisch behandelt. Das rüstige Forschen des Verfassers und die eigenhändigen höchst schwierigen Ausgrabungen von Überresten der vorweltlichen Thierwelt erregten schon das lebhafteste Interesse eines hohen Cultusministeriums in Berlin. Wir glauben daher mit vollem Recht **auch alle Freunde der Naturwissenschaften** auf obiges Werk aufmerksam machen zu müssen.

Von demselben Verfasser erschien ferner:

Beschreibung und Abbildung zweier bei Quedlinburg ausgegrabenen kolossalen Rhinocerosschädel.

Mit 1 Tafel Abbildungen. Gr. 4. Geh. 15 Sgr.

Diese Monographie wird und ist nur auf feste Bestellung gegeben [illegible]

Digitized by Google

In meinem Verlage ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Lesebuch für Volksschulen

und die untern Classen der Gymnasien und Realschulen.

Zusammengestellt von

F. W. Wilde.

Gr. 8. Geh. 16 Ngr.

Eine reiche Auswahl des Vortrefflichsten aus den Werken der beliebtesten Jugendschriftsteller, biblische Geschichten, Fabeln, Märchen, Erzählungen, Beschreibungen aus der Länder- und Völkerkunde, Parabeln, Idyllen, poetische Erzählungen, Legenden, Lehraufsätze, Briefe und Sprichwörter, bilden den Inhalt dieses Lesebuchs. Scherz und Ernst sind hier nebeneinander gestellt, und wie dasselbe durch seinen lehrreichen und unterhaltenden Inhalt den Kindern für ihre ganze spätere Lebenszeit Gold darbietet, so ist es auch von Lehrern zu orthographischen, grammatikalischen und declamatorischen Übungen sowie zum Abschreiben und Nacherzählen anzuwenden.

Durch den außerordentlich billigen Preis dieses Lesebuchs (22 Bogen ökonomischen Drucks) wird dessen Einführung in Schulen bedeutend erleichtert werden.

Leipzig, im Juni 1846.

F. A. Brockhaus.

In **C. Gerold's** Verlagsbuchhandlung in Wien ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen Deutschlands zu erhalten:

Gedichte

von

Eduard Silesius.

Zwei Bändchen.

Gr. 12. Wien. 1846. Brosch. 2 Thlr. 10 Ngr. (2 Thlr. 8 gGr.)

Eine reichhaltige Sammlung der mannichfaltigsten Blüten eines dichterischen Gemüths und fein gebildeten ästhetischen Geschmacks; allen unbefangenen Freunden echter Dichtkunst bestens zu empfehlen.

Eugen Sue's neuester Roman.

Am 17. Juni d. J. wurde versendet und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Martin der Findling

oder

Memoiren eines Kammerdieners.

Deutsche Originalausgabe

unter Mitwirkung von **W. L. Wesché**

von **Eugen Sue.**

Taschenformat. Erstes Bändchen (½ Band).

Leipzig, Ch. E. Kollmann.

Preis für alle 6 Bände (12 Bändchen) nur 1½ Thlr.

Man darf diesem neuen Werke Eugen Sue's eine sehr günstige Aufnahme prophezeien, die mindestens der seiner „Mathilde" gleichen wird. Es ist ein lebensvolles höchst interessantes Sittengemälde aus der neuesten Zeit. (Die Handlung beginnt im October 1845.) Der Umfang besteht aus 6 starken Bänden, die ich zu dem niedrigen Preise von 1½ Thlr. liefere, ungeachtet der großen Opfer, die ich gebracht, um das Werk dem deutschen Publicum mehre Wochen früher liefern zu können, als die Franzosen selbst in Paris es lesen werden. Acht Tage später erfolgt die erste Lieferung des Werks in französischer Sprache zu dem mäßigen Preise von 3 Thlr. für alle 6 Bände in einer schön und höchst correct gedruckten Octavausgabe; mit dem zweiten Bändchen deutsch zugleich die mit großer Schrift gedruckte Octavausgabe des Werks, die nur bandweise ausgegeben wird.

Österreichische militairische Zeitschrift.

Für **Braumüller & Seidel,** Buchhändler in **Wien,** wird in allen Buchhandlungen des In- und Auslands mit 12 Fl. C.-M.

Pränumeration auf den Jahrgang 1846 der

Oesterreichischen militairischen Zeitschrift

angenommen.

Von diesem **Jahrgang 1846** ist soeben das **vierte Heft** erschienen. Dieses enthält folgende Aufsätze:

I. Nekrolog des k. k. österreichischen Obersten und Unterlieutenants der königl. lombardisch-venetianischen adeligen Leibgarde Karl Freiherrn von Birago. — II. Die Blockaden von Besançon und Auxonne, dann jene von Neu-Breisach und Schlettstadt 1814. (Schluß.) — III. Die Erstürmung von Romans am 2. April 1814. — IV. Kriegsscenen aus der Geschichte des k. k. Chevauxleger-Regiments Nr. 5, Fürst Karl Lichtenstein. 1) Gefecht bei Semlin am 22. Juli 1788. 2) Gefecht bei St.-Croix nächst Arlon am 7. Juni 1793. 3) Gefecht bei Arlon am 9. Juni 1793. 4) Gefecht bei Avesnes-le-sec am 12. September 1793. 5) Gefecht von Manheim am 18. October 1795. 6) Gefecht bei Frauenfeld am 25. Mai 1799. — V. Scenen aus der Geschichte des kroatischen Freicorps Graf Ignaz Gjulai im Feldzuge 1793 am Rhein. 1) Rheinübergang bei Gräffern am 25. August 1793. 2) Erstürmung der Weissenburger Linien am 13. October 1793. 3) Gefecht bei Imbsheim, in der Nacht vom 18.—19. November 1793. — 4) Gefecht an der Zinzel am 26. November 1793. — VI. Einiges über die Verpflegungen der Armeen im Felde. — VII. Neueste Militairveränderungen. — VIII. Der Feldzug des Königs Ferdinand III. von Ungarn und Böhmen 1634 in Deutschland. In einer Reihe gleichzeitiger Schreiben. (Fortsetzung und Schluß, Nr. 27—29.)

Ebenso kann man durch alle **Postämter** und **Buchhandlungen** des In- und Auslands die frühern Jahrgänge von 1811—45 erhalten.

Soeben ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Analekten für Frauenkrankheiten,

oder Sammlung der vorzüglichsten Abhandlungen, Monographien, Preisschriften, Dissertationen und Notizen des In- und Auslandes über die Krankheiten des Weibes und über die Zustände der Schwangerschaft und des Wochenbettes. Herausgegeben von einem Vereine praktischer Ärzte.

Sechsten Bandes zweites Heft. Gr. 8. 20 Ngr.

Der erste bis fünfte Band erschienen in 20 Heften 1837—45; jedes Heft kostet 20 Ngr.

Leipzig, im Juni 1846.

F. A. Brockhaus.

Digitized by Google

Im Verlage der Unterzeichneten ist erschienen:

Das Buch der Natur,

die Lehre der Physik, Chemie, Mineralogie, Geologie, Physiologie, Botanik und Zoologie umfassend.

Allen Freunden der Naturwissenschaft, insbesondere den Gymnasien, Real- und höhern Bürgerschulen gewidmet von Dr. **Friedrich Schödler**, Lehrer der Naturwissenschaften am Gymnasium zu Worms. Mit 251 in den Text eingedruckten Holzstichen. Ein starker Band in groß Median, auf feinem satinirten Velinpapier. Geh. Preis 1 Thlr. 10 Ngr. (1 Thlr. 8 gGr.) Auf 12 Exemplare ein Freiexemplar.

Dieses ausgezeichnete Buch soll den Lehranstalten und dem Selbstunterrichte Gebildeter das unserer Zeit und unserer Bildungsrichtung unentbehrliche Studium der Naturwissenschaften vermitteln helfen. Die Art und Weise der Behandlung des Gegenstandes, die Ausstattung des Buches durch zahlreiche und treffliche Abbildungen, sowie ein sehr niedriger Preis werden diese Tendenz wesentlich erleichtern. Der Verleger darf die Hoffnung hegen, daß das „**Buch der Natur**" in weiten Kreisen die Beachtung finden werde, welche es verdient.

Braunschweig, im Juni 1846.

Friedrich Vieweg & Sohn.

Vollständiges Taschenbuch

der Münz-, Maass- und Gewichtsverhältnisse, der Staatspapiere, des Wechsel- und Bankwesens und der Usanzen aller Länder und Handelsplätze. Nach den Bedürfnissen der Gegenwart bearbeitet von

Christian und **Friedrich Noback.**

Achtes Heft.

(Petersburg — Rio Janeiro.)

Breit 8. Preis eines Heftes 15 Ngr.

Das erste bis siebente Heft sind ebenfalls fortwährend zu erhalten; der Schluss des Werks ist nach den Versicherungen der Verfasser bald zu erwarten.

Leipzig, im Juni 1846.

F. A. Brockhaus.

In **Karl Mäcken's** Verlag in Reutlingen erschien soeben:

Vischer, Dr. F. T. (Prof. der Ästhetik und deutschen Literatur an der Universität zu Tübingen), **Ästhetik oder Wissenschaft des Schönen.** 1ster Theil: Die Metaphysik des Schönen. Gr. 8. 4 Fl. 30 Kr., oder 2⅔ Thlr.

Bei **Ed. Anton** in Halle ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Sommer, E., Sagen, Märchen und Gebräuche aus Sachsen und Thüringen. Erstes Heft. 8. Geh. 16 Sgr.

Die

Denkschriften und Briefe

zur

Charakteristik der Welt und Literatur.

Fünf Bände. Gr. 8.

enthalten aus dem reichen Schatze der [illegible]

Dorow'schen Autographen-Sammlung

die interessantesten Mittheilungen.

Um dieselben **leichter zugänglich zu** machen, habe ich den Preis von 8⅓ Thlr. bis Ende dieses Jahres auf

2½ Thlr.

herabgesetzt. Die einzelnen Bände behalten den frühern Preis von 1⅔ Thlr.

Berlin, im Juni 1846.

Alexander Duncker.

Bei **Meyer & Zeller** in Zürich ist erschienen und in allen soliden Buchhandlungen zu haben:

Ulrich von Hutten

in

siebzehn Gesängen

von

A. E. Fröhlich.

12. Schön brosch. 2 Thlr., oder 3 Fl. 36 Kr.

Wir glauben dieses ausgezeichnet schöne Epos des bekannten schweizer Dichters um so eher nicht blos allen Freunden der **Poesie**, sondern auch den Freunden der **Geschichte** angelegentlichst empfehlen zu sollen, als dasselbe eine Menge neuer und interessanter Beziehungen auf die verschiedensten Persönlichkeiten und Localverhältnisse der Vergangenheit enthält.

In meinem Verlage erschien soeben und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Toporoff, W., Deutsche Verslehre oder Lehrbuch der deutschen Dichtkunst nach ihren Formen. Für höhere Lehranstalten wie auch zum Selbstunterricht bearbeitet, und durch Beispiele aus classischen Dichtern erläutert. 8. Geh. 12 Ngr.

Mitau, im Mai 1846.

G. A. Reyher.

In meinem Verlage erschien soeben und ist in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Briefe eines deutschen Künstlers aus Italien.

Aus den nachgelassenen Papieren von

Erwin Speckter aus Hamburg.

Zwei Theile.

Gr. 12. Geh. 3 Thlr. 15 Ngr.

Leipzig, im Juni 1846.

F. A. Brockhaus.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

1846. № XIII.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften „Blätter für literarische Unterhaltung" und „Isis" beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.

Erwiderung

auf die in den „Blättern für literarische Unterhaltung", 1845, Nr. 209, enthaltene Recension.

In dem bezogenen Blatte wird dem Ostrow'schen „Handbuche der Weltgeschichte" die Neuheit der Idee*) einer Darstellung in Quellenauszügen abgesprochen, und auf Vorläufer, z. B. Eichhorn, Becker u. A., hingedeutet. Allein was das Eichhorn'sche in lateinischer Sprache geschriebene Werk betrifft, so bleibt dieses als ein blos für die Gelehrten bestimmter Leckerbissen außerhalb der Parallele. Was hingegen Becker anbelangt, so hat dieser nur hin und wieder einzelne Fragmente aus Quellen angeführt, keineswegs aber eine Reihe von Quellenauszügen entfaltet.

Zudem dürfte für das Ostrow'sche „Handbuch" der Sinnspruch der römischen Rechtsgelehrten: „Duo si faciunt idem, non faciunt idem", geltend gemacht werden. Wenn es richtig ist, daß das Alterthum von dem Fisch- und Austerndasein unserer Zeit sich vorzüglich durch das öffentliche Leben unterschied, wenn es ebenso richtig ist, daß die in den Werken der Alten vorkommenden Reden keine akademischen Tiraden, sondern Kämpfe und Gegenkämpfe, Beschlüsse, Staatshandlungen und veranlassende Ursachen der wichtigsten Erlebnisse waren, so sind sie kein Beiwerk, welches der moderne Schriftsteller wegschneiden dürfte, sondern sie sind ein sehr wesentlicher Bestandtheil der Geschichte der Griechen und Römer, ja die schönste Blüte, Schmuck und Frucht, der unmittelbarste und tiefinnerste Ausdruck ihres öffentlichen Lebens.

Welches Compendium liefert nun in dieser Beziehung eine reichere Ausbeute als das Ostrow'sche? Ist diese zum Verständnisse und zur Anschaulichkeit der alten Geschichte so nothwendige Partie in den übrigen Compendien nicht stiefmütterlich behandelt? Welches von zwei Werken bringt dieses Leben mehr zur Anschauung, etwa dasjenige, welches von der räumlichen Einrichtung des Forums, von der Gemeindeverfassung, d. i. von dem Bürger- und Stimmrechte und dergleichen handelt? Oder das andere, welches die Alten redend und gegenredend unmittelbar vorführt? Jenes, welches beiläufig sagt, daß Cicero und Demosthenes die größten Redner gewesen? Oder das andere, welches beide selbst sprechen läßt?

Der anonyme Hr. Recensent tadelt zwar solche Auszüge nicht, sondern bemerkt blos, damit denn auch das Tadelfreie nicht ohne Rüge hingehe, daß nicht genau unterschieden wurde, ob die Personen nach der sichersten Überlieferung wirklich so gesprochen haben, ein Einwurf, welchem schon in der Vorrede zum ersten Theile vorgebeugt wurde.

Das sogenannte Feld der Geschichte wurde bis jetzt der Länge und der Quere nach in der Art abgepflöckt, daß bestimmte Zeiträume angenommen und hierin die einschlägigen Völker und Völkerchen eingepfercht wurden. Allein weil diese altfränkische Darstellungsmanier oder die sogenannte ethnographisch-synchronistische Methode das Ganze der Weltepopöe in zahllose die Übersicht gründlich zerstörende Abschnitte zerstückelt, und nicht geeignet ist, dem Laien eine leicht faßliche Überschau des Ganzen zu verschaffen, so wurden im recensirten Werke andere Wege eingeschlagen, blos die tonangebenden Völker und Fürstenstämme, wie sie der Reihe nach einander die Hand bieten, ohne alle Rücksicht auf einzelne Zeitabschnitte herausgehoben, die Völker und Dynastien zweiten und dritten Ranges hingegen am betreffenden Orte, wo auf sie die Rede kommt, in kurzen Randanmerkungen berührt.*)

Dessenungeachtet vermißt unser Anonymus darin Ordnung und Zusammenhang (ohne nachzuweisen, worin die Unordnung bestehe, und wo der Zusammenhang fehle), geht hierauf ins Detail ein, bemerkt dictatorisch, was — wie er es gerade versteht — zu kurz, was zu lang behandelt worden, und bezeichnet als völligen Mangel, daß (horribile dictu) der Erhebung des preußischen Volkes im Jahre 1813 nicht mit einem Worte gedacht, und daß die Flucht Napoleon's von der Insel Elba nicht deutlich bezeichnet worden sei. Was das Letztere betrifft, so heißt es ja (Th. 2, S. 376): „Der Souverain der Insel Elba zog gegen den König von Frankreich zu Felde." Und was das Andere anbelangt, so wird bemerkt, daß der ganze Abschnitt, wie das Citat nachweist, aus Mignet übersetzt ist, welcher auch nicht verfänglich erscheint, wenn man die Sache unparteiisch betrachtet, denn wie sollte er des preußischen Volkes im Jahre 1813 erwähnen, nachdem dieses heidnische Volk schon längst und zwar von den deutschen Rittern mit Stumpf und Stiel ausgerottet worden war?! Versteht aber der Hr. Recensent unter preußischen Volk**) etwa den preußischen Staat, so hat Mignet das Seinige gethan und gesagt, daß das Cabinet von Berlin zuerst und überhaupt ganz Deutschland gegen Napoleon sich erhob.***) Fürwahr es läßt nicht fein, daß der sehr gelehrte Hr. Recensent in unserer Zeit von einem extra-preußischen Volk, aber nicht vom deutschen Volke oder von den Preußen nur als einem vorzüglichen Theile desselben reden will, und bei böswilligen Auslegern die Vermuthung rege machen könnte, daß er, der von Mangel an Ordnung und Zusammenhang, bunter Verwirrung in meinem Werke schwätzt, nicht einmal die Begriffe von Staat und Nation in seinem eigenen Kopfe gehörig geordnet und gesondert hat.

Die Quellen sind am Schlusse eines jeden Abschnitts bezogen, damit der Leser durch weiteres Nachschlagen sich nöthigenfalls überzeugen könne, daß eben diese ihm unverstümmelt und unverfälscht dargeboten werden. Auch diese Einrichtung mißfällt dem Hr. Kritiker, der hier die Rolle des Liberalen — zur Unzeit — spielt, und die Citate für Pedanterei erklärt, ohne zu bedenken, daß er, der mit so viel Autoritäten gegen das Werk ausrückte, gerade die ersten Notabilitäten der Gegenwart (z. B. Schlosser, Raumer, Ranke u. A.) in dieser Beziehung gegen sich hat, und daß a contrario manche Behauptung Becker's, Rotteck's, ja sogar Joh. Müller's, fester stünde, wenn sie auf Citate sich fußte.

Aber je frecher und unverschämter eine Recension, desto besser für den Autor.

*) Dies zielt wahrscheinlich auf die Anzeige des recensirten Werkes in der augsburger „Allgemeinen Zeitung" (Nr. 357, vom 23. Dec. 1845, Hauptblatt S. 2856), wo gesagt wird, daß das Werk nach einem glücklichen Gedanken angelegt sei.

*) So werden im Alterthume nur die Perser, Griechen, Macedonier und Römer, im Mittelalter die Deutschen, die Araber und die Hierarchie, in der neuern Geschichte nur die fünf Großmächte (Haus Habsburg, Haus Bourbon, die Engländer, das Haus Romanow und das Haus Hohenzollern) herausgestellt, und ihre Geschichte dem Leser nicht nach Epochen zerbröckelt, sondern gleichsam in einem Gusse dargereicht.

**) Stenzel schreibt eine Geschichte des preußischen Staats: warum nicht der preußischen Nation?

***) Ostrow's „Weltgeschichte" (Th. 2, S. [illegible]).

Bei dem gegenwärtigen Zustande der deutschen Tagesliteratur und Kritik, wo die schalsten Producte gelobhudelt und Werke besserer Art bekrittelt werden, dürfte Letzteres als das Pikantere mehr zur Empfehlung des recensirten Buches gereichen, besonders wenn der Leser zwischen den Zeilen liest und zuletzt entweder der Gerechtigkeit der Sache, oder der allenfälligen Belehrung, oder der bloßen Neugier willen, sich herbeiläßt, in die Acten und Beweisstücke, d. i. in das Buch selbst Einsicht zu nehmen. **M. R. v. D.**

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:

Zeitschrift
für die
historische Theologie.

In Verbindung mit der von **C. F. Illgen** gegründeten historisch-theologischen Gesellschaft zu Leipzig herausgegeben von

Dr. C. W. Niedner.

Jahrgang 1846.

Gr. 8. Preis 4 Thlr.

Inhalt des ersten Heftes.

Die historisch-theologische Gesellschaft zu Leipzig, im Anfang des Jahres 1846. — I. Vorlesung zur akademischen Gedächtnißfeier Luther's an seinem dreihundertjährigen Todestage am 18. Feb. 1846 in der Universitäts-Aula zu Leipzig. Vom Herausgeber. — II. Über einige Denkmäler der königl. Museen zu Berlin von religionsgeschichtlicher Bedeutung. Ein Vortrag, gehalten im wissenschaftlichen Kunstverein zu Berlin 16. Feb. 1846, von F. Piper. (Mit einer Steindrucktafel.) — III. Victor Cousin über die erste Periode der Scholastik. Dem wesentlichen historischen Inhalte nach mitgetheilt von J. G. V. Engelhardt. — IV. Beiträge zur Geschichte der dänischen Kirche im Mittelalter, nach ungedruckten Urkunden aus den päpstlichen Archiven. Von H. N. Clausen. — V. Kirchengeschichtliche Miscellen. Kraftworte aus dem Reformationszeitalter. Mitgetheilt von C. A. Peschek.

Diese Zeitschrift erscheint jetzt in meinem Verlage in vierteljährlichen Heften, von denen das erste soeben ausgegeben wurde.

Leipzig, im Juli 1846.

F. A. Brockhaus.

In **Karl Gerold's** Verlag in Wien ist erschienen:

Jahrbücher
der Literatur.

Hundertdreizehnter Band.

1846.

Januar. Februar. März.

Inhalt des hundertdreizehnten Bandes.

Art. I. 1) Arabum proverbia sententiaeque proverbiales edidit *G. W. Freytag*. Tom. III, pars prior. Bonnae 1843. 2) Rabbinische Blumenlese. Von Leopold Dukes. Leipzig 1844. 3) Specimen e litteris orientalibus arabice editum, latine redditum cura *Vaiglon*. Leydae 1844. — Art. II. Genus, incunabula et virtus Joannis Corvini de Hunyad, Regni Hungariae Gubernatoris, argumentis criticis illustrata per Georgium Fejér. Budae 1844. — Art. III. Der Geschichten von der Wiederherstellung und dem Verfalle des heiligen römischen Reiches erstes und zweites Buch. König Rudolf und seine Zeit. Von J. E. Kopp. Leipzig 1845. (Schluß.) — Art. IV. 1) Messager des sciences historiques de Belgique. Recueil publié par MM. *J. de Saint-Genois, C. P. Serrure, Ph. Blommaert, A. Voisin, A. van Lokeren.* Avec la coopération habituelle de MM. *de F. Reiffenberg* et *A. Schayes.* Gand. Année 1839—44. 2) Histoire des Belges à la fin du dix-huitième siècle, par *A. Borgnet.* Deux tomes. Bruxelles 1844. — Art. V. Meine Reise nach Nordamerika im Jahre 1844, von Dr. Salzbacher. Wien 1845. — Art. VI. Fünf Gedichtsammlungen in Volksmundarten von J. F. Castelli und Fr. v. Kobell. — Art. VII. Vier orientalische Staatsverträge betreffende Schriften. — Art. VIII. Lieder der Sehnsucht nach den Alpen, von J. L. Pyrker. Neue vermehrte Ausgabe. Stuttgart und Tübingen 1846. — Art. IX. Geschichte des deutschen Adels, urkundlich nachgewiesen von seinem Ursprunge bis auf die neueste Zeit von Dr. C. F. F. v. Strantz. Zweiter und dritter Theil. Breslau 1846.

Inhalt des Anzeige-Blattes Nr. CXIII.

I. Über die meraner Münze und die Übereinstimmung ihres ältesten Typus mit den Aquilini grossi oder Adlergroschen einiger Städte Oberitaliens. Von Jos. Bergmann. — II. Über den Bergsegen und die Bergleute Tirols, und die Münze von Hall vom Jahre 1450—1809. Von Demselben. — Cinquecentisten-Cameen des k. k. Münz- und Antiken-Cabinets. Beschrieben von Jos. Arneth.

Bei **Meyer & Zeller** in Zürich sind soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Neues
Schulgesangbuch
für die
allgemeinen Volksschulen.

Zweite verbesserte Auflage.

Dieses vom h. Erziehungsrathe von Zürich als obligatorisch anerkannte Schulgesangbuch kostet complet (18½ Bogen) nur 10 Ngr., oder 36 Kr.

Das erste Heft, enthaltend ein- und zweistimmige Gesänge. 5 Ngr., oder 18 Kr.

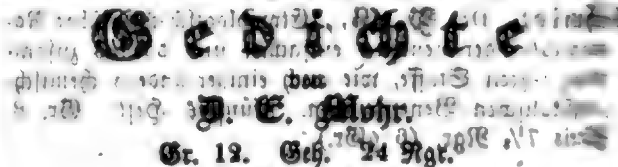
Das zweite Heft, enthaltend drei- und vierstimmige Gesänge. 5 Ngr., oder 18 Kr.

Das dritte Heft, enthaltend Choräle. 6½ Ngr., oder 24 Kr.

Sowol das Ganze als die einzelnen Hefte sind auch gebunden in Carton oder in Rück- und Eckleder sehr billig zu haben.

Von der Vortrefflichkeit dieses Lehrmittels dürfte wol am deutlichsten zeugen, daß die erste Auflage von 15,000 Exemplaren innerhalb 4 Monaten vergriffen war.

Von **F. A. Brockhaus** in Leipzig ist durch alle Buchhandlungen zu erhalten:



Gedichte
von
J. E. Mohr.

Gr. 12. Geh. 24 Ngr.

In dem Verlage der unterzeichneten Buchhandlung erscheint und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter zu beziehen:

Illustrirte Zeitung für die Jugend.

Herausgegeben

unter Mitwirkung der beliebtesten Jugendschriftsteller von

Julius Kell.

Wöchentlich eine Nummer von einem Bogen in schmal gr. 4. auf feinstem Velinpapier.

Mit vielen Illustrationen.

Preis des Jahrgangs 2 Thlr., des Quartals 15 Ngr., eines einzelnen Monatshefts 6 Ngr.

Der als Pädagog und Volksschriftsteller, sowie als Redacteur der Sächsischen Schulzeitung bekannte Herausgeber, Herr J. Kell, hat bereits seit einigen Monaten diese bisher von Hrn. Rob. Heller herausgegebene Zeitschrift wesentlich mit geleitet, und die neuern Monatshefte bezeichnen die von ihm einzuschlagende Richtung. Mit grundsätzlicher Vermeidung aller politischen und confessionnellen Streitfragen wird er auch in Zukunft durch die gebotenen Unterhaltungsgaben in Schilderungen aus der Tages-, Völker- und Naturgeschichte, in Erzählungen, Reiseschilderungen, Märchen, Dramen, Fabeln, Gedichten, Räthseln, Spielen u. s. w., allgemeine Menschenbildung im höchsten Sinne des Worts zu fördern suchen und in dem Blatte der Jugend aller Stände, Großen und Kleinen, Protestanten und Katholiken, eine gesunde Nahrung für Geist, Herz und Leben bieten. Die Mitwirkung der geachtetsten Jugendschriftsteller Deutschlands, sowie die für unsere Zeitung vorliegenden Illustrationen werden uns in Stand setzen immer Tüchtigeres und Mannichfaltigeres nach Inhalt und Bildern zu liefern, und wir ersuchen bei dem Beginn des neuen vierteljährigen Abonnements alle Ältern, Lehrer und Kinderfreunde sich durch Ansicht des Blattes, namentlich der neuern Nummern, von dem Werthe, der Mannichfaltigkeit und der eleganten äußern Ausstattung dieser Jugendzeitung zu überzeugen. **Der äußerst niedrige Preis macht es Allen zugänglich.**

☞ *Probenummern sind durch alle Buchhandlungen zu bekommen.*

Leipzig, im Juli 1846.

Brockhaus & Avenarius.

In der **Meyer**'schen Hofbuchhandlung in **Lemgo** und **Detmold** ist jetzt erschienen:

Helwing, Dr. E. (Professor an der Universität zu Berlin), Geschichte des preußischen Staats während des Dreißigjährigen Kriegs und im Zeitalter des großen Kurfürsten. (Der Geschichte des preußischen Staats dritter Theil.) Gr. 8. Preis 3 Thlr. 15 Ngr. (3 Thlr. 12 gGr.)

Keizmann, Dr. Fr., Die Realschule und der Zeitgeist. Gr. 8. Preis 7½ Ngr. (6 gGr.)

Schmidt, Dr. P. G., Etymologisch-chemischer Nomenclator der neuesten einfachen und daraus zusammengesetzten Stoffe, wie auch einiger andern chemisch-physikalischen Benennungen. Fünftes Heft. Gr. 8. Preis 7½ Ngr. (6 gGr.)

Spanische Literatur.

Rosa de Romances,

ó Romances sacados de las „Rosas“ de *Juan Timoneda*, que pueden servir de suplemento á todos los Romanceros, asi antiguos como modernos y especialmente al publicado por el señor Don *G. B. Depping*, escogidos, ordenados, y anotados por Don *Fernando José Wolf*. Gr. 12. Geh. 20 Ngr.

Dieses Werk bildet zugleich den dritten Theil des im Jahre 1844 bei mir erschienenen

Romancero castellano, ó coleccion de antiguos romances populares de los Españoles, publicada con una introduccion y notas por *G. B. Depping*. Nueva edicion, con las notas de Don *Antonio Alcalá-Galiano*. Zwei Theile. Gr. 12. 4 Thlr.

Leipzig, im Juli 1846.

F. A. Brockhaus.

Im Verlage von **Alexander Duncker**, königl. Hofbuchhändler in **Berlin**, erscheint soeben:

Lieder aus Rom

von

Bernhard von Lepel.

8. Geh. 1 Thlr.

Diese Dichtungen, zu denen die in Italien, namentlich in Rom empfangenen Eindrücke den Verfasser anregten, dürfen mit allem Recht sinnvoll und bedeutsam genannt werden. Mit dem klaren Blicke des Nordländers überschaut der Dichter jenen classischen Boden, Altes und Neues vergleichend, und neben ernstem männlichen Sinn gibt sich Humor und Tiefe des Gefühls in kräftiger, gediegener Sprache kund.

Bei **Perthes-Besser & Mauke** in **Hamburg** ist erschienen:

Poetische Versuche von Winfried.

Neue Sammlung.

8. Geh. Preis 20 Ngr.

In meinem Verlage ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Niccolo Machiavelli's Florentinische Geschichten.

Aus dem Italienischen übersetzt

von

Alfred Reumont.

Zwei Theile.

Gr. 12. Geh. 3 Thlr.

Leipzig, im Juli 1846.

F. A. Brockhaus.

Neu erschien soeben in meinem Verlage und ist durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Briefe
Joseph's des Zweiten.

Dritte Auflage.

Zeitgemäß eingeleitet und erklärt
von
Franz Schuselka.

Gr. 12. Geh. 1 Thlr. 15 Ngr.

Leipzig, im Juli 1846.

F. A. Brockhaus.

In meinem Verlage ist erschienen und durch alle Buch- und Musikalienhandlungen zu beziehen:

Der Pianist
oder
die Kunst des Clavierspiels
in ihrem Gesammtumfange theoretisch-praktisch dargestellt.

Ein Lehr- und Handbuch für Alle, welche Clavier spielen und diese Kunst lehren oder lernen, jedoch mit besonderer Rücksicht auf Dilettanten,
von
Gustav Schilling.

Preis 2 Thlr.

Osterode.

A. Sorge.

Soeben sind bei den Unterzeichneten erschienen:

ARISTOPHANIS
RANAE.
Emendavit et interpretatus est
Franc. Volkm. Fritzschius,
in Academia Rostochiensi eloquentiae et poesis professor.

8. Brosch. 3 Thlr. 10 Ngr., oder 6 Fl.

Idem. Editio in usum scholarum. 12. 9 Ngr., oder 33 Kr.

Letztere Ausgabe schließt sich dem Formate unserer beliebten Duodezausgaben des **Plato, Sallustius** und **Babrius** an.

Flavii Philostrati
quae supersunt
Philostrati junioris imagines Callistrati descriptiones
edidit
C. L. Kayser.
Pars secunda.

4. Pars I u. II. Brosch. 6 Thlr. 15 Ngr., oder 11 Fl. 42 Kr.

Wir erlauben uns darauf aufmerksam zu machen, daß **Philostratus** seit mehr als hundert Jahren nicht mehr edirt und noch nie in einer so schönen Ausgabe erschienen ist.

Meyer & Zeller in Zürich.

Österreichische militairische Zeitschrift.

Für **Braumüller & Seidel**, Buchhändler in Wien, wird in allen Buchhandlungen des In- und Auslands mit 12 Fl. C.M. **Pränumeration auf den Jahrgang 1846** der

Oesterreichischen militairischen Zeitschrift
angenommen.

Von diesem **Jahrgang 1846** ist soeben das **fünfte Heft** erschienen. Dieses enthält folgende Aufsätze:

I. Das Leben des k. k. Feldmarschallieutenants Karl Freiherr Schneider von Arno. — II. Das Treffen bei Neumarkt an der Roth am 24. April 1809. — III. Die Kriegsereignisse 1814 in Savoyen. — IV. Das Wirken des k. k. Husarenregiments Baron Blankenstein Nr. 6 (jetzt König von Würtemberg) im Feldzuge 1809. — V. [illegible]chs Kriegsscenen aus den Geschichten der k. k. Regimenter Kaiser Ferdinand Chevauxlegers Nr. 1, Grenzinfanterie Liccaner Nr. 1 und Szluiner Nr. 4, und Graf Auersperg Kürassiere Nr. 5. — VI. Literatur. — VII. Neueste Militairveränderungen.

Ebenso kann man durch alle **Postämter** und **Buchhandlungen** des In- und Auslands die frühern Jahrgänge von 1811—45 erhalten.

In unserm Verlage sind erschienen:

Briefe von und an **Göthe.** Desgleichen Aphorismen und Brocardica. Herausgegeben von Dr. **Fr. W. Riemer.** Gr. 12. Brosch. 2 Thlr.

Inhalt: Göthe's Briefe an Heinrich Meyer. — Göthe an Schiller. — Schiller an Göthe und Meyer. — Göthe und Graf Brühl. — Göthe an Adam Müller und Wilhelm v. Humboldt. — Göthe's Briefe an Riemer. — Briefe an Riemer von W. v. Humboldt, Fr. A. Wolf, Knebel, Zelter u. A.

Briefe von **Göthe und dessen Mutter** an **Friedrich** Freiherrn von **Stein.** Nebst einigen Beilagen. Herausgegeben von Dr. **J. J. H. Ebers** und Dr. **A. Kahlert.** Gr. 12. Brosch. 24 Ngr.

Briefe **Schiller's** und **Göthe's** an **A. W. Schlegel** aus den Jahren 1795—1801 und 1797—1824, nebst einem Briefe Schlegel's an Schiller. Gr. 8. Brosch. 10 Ngr.

Leipzig, im Juni 1846.

Weidmann'sche Buchhandlung.

In meinem Verlage ist neu erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Zeiten und Sitten.
Von
Levin Schücking.

Gr. 12. Geh.

I. **Die Ritterbürtigen.** Roman. Drei Theile. 4 Thlr. 15 Ngr.
II. **Eine dunkle That.** Roman. 2 Thlr.

Im Jahre 1843 erschien von dem Verfasser bei mir:

Ein Schloß am Meer. Roman. Zwei Theile. Gr. 12. Geh. 3 Thlr.

Leipzig, im Juli 1846.

F. A. Brockhaus.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

1846. № XIV.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften „Blätter für literarische Unterhaltung" und „Isis" beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum 2⅓ Ngr.

Neuigkeiten und Fortsetzungen,

versendet von

F. A. Brockhaus in Leipzig

im Jahre 1846.

№ II. April, Mai und Juni.

(Nr. I, die Versendungen von Januar, Februar und März enthaltend, befindet sich in Nr. XI des Literarischen Anzeigers.)

38. **Analekten für Frauenkrankheiten,** oder Sammlung der vorzüglichsten Abhandlungen, Monographien, Preisschriften, Dissertationen und Notizen des In- und Auslandes über die Krankheiten des Weibes und über die Zustände der Schwangerschaft und des Wochenbettes. Herausgegeben von einem Verein praktischer Ärzte. Sechsten Bandes zweites Heft. Gr. 8. Jedes Heft 20 Ngr.

39. **Briefe Joseph's des Zweiten.** Dritte Auflage. Zeitgemäß eingeleitet und erklärt von **Franz Schuselka.** Gr. 12. Geh. 1 Thlr. 15 Ngr.

40. **Conversations-Lexikon. — Allgemeine deutsche Real-Encyklopädie für die gebildeten Stände.** — Neunte, verbesserte und sehr vermehrte Originalauflage. Vollständig in 15 Bänden oder 120 Heften. Sechsundsiebzigstes bis achtzigstes Heft. Gr. 8. Jedes Heft 5 Ngr.

Diese neunte Auflage erscheint in 15 Bänden oder 120 Heften zu dem Preise von 5 Ngr. für das **Heft** in der Ausgabe auf Maschinenpapier; der **Band** kostet 1 Thlr. 10 Ngr., auf Schreibpapier 2 Thlr., auf Velinpapier 3 Thlr.

Alle Buchhandlungen liefern das Werk zu diesen Preisen und bewilligen auf 12 Exemplare 1 Freiexemplar.

Auf den Umschlägen der einzelnen Hefte werden Ankündigungen abgedruckt, und der Raum einer Zeile wird mit 10 Ngr. berechnet.

41. ——————— Neue Ausgabe in 240 Lieferungen. Vierundzwanzigste bis sechsunddreißigste Lieferung. Gr. 8. Jede Lieferung 2⅔ Ngr.

42. ——————— **Systematischer Bilder-Atlas zum Conversations-Lexikon. — Ikonographische Encyklopädie der Wissenschaften und Künste.** — 500 in Stahl gestochene Blätter in Quart mit Darstellungen aus sämmtlichen Naturwissenschaften, aus der Geographie, der Völkerkunde des Alterthums, des Mittelalters und der Gegenwart, dem Kriegs- und Seewesen, der Denkmale der Baukunst aller Zeiten und Völker, der Religion und Mythologie des classischen und nichtclassischen Alterthums, der zeichnenden und bildenden Künste, der allgemeinen Technologie ꝛc. Nebst einem erläuternden Text. Entworfen und herausgegeben von **J. G. Heck.** Vollständig in 120 Lieferungen. Siebenundvierzigste bis vierundfunfzigste Lieferung. Gr. 4. 1844—45. Jede Lieferung 6 Ngr.

43. **Dictionnaire ou Manuel-lexique du Diplomat et du Consul.** Par le Baron ***Ferd. de Cussy.*** Gr. 12. Geh. 3 Thlr.

In demselben Verlage erschien:

Recueil manuel et pratique de traités, conventions et autres actes diplomatiques sur lesquels sont établis les relations et les rapports existant aujourd'hui entre les divers États souverains du globe, depuis l'année 1760 jusqu'à l'époque actuelle. Par le Baron ***Ch. de Martens*** et le Baron ***F. de Cussy.*** Tomes premier et second. Gr. 8. 1846. Geh. 4 Thlr. 10 Ngr.

44. **Heinsius (W.), Allgemeines Bücher-Lexikon,** oder alphabetisches Verzeichniß aller von 1700 bis zu Ende 1841 erschienenen Bücher, welche in Deutschland und den durch Sprache und Literatur damit verwandten Ländern gedruckt worden sind. Neunter Band, welcher die von 1835 bis Ende 1841 erschienenen Bücher und die Berichtigungen früherer Erscheinungen enthält. Herausgegeben von **O. A. Schulz.** In Lieferungen zu 10 Bogen. Achte Lieferung. (Leuchs — Missale.) Gr. 4. Jede Lieferung auf Druckp. 25 Ngr., auf Schreibp. 1 Thlr. 6 Ngr.

Die erste bis siebente Lieferung (1843—45) kosten auf Druckpapier 5 Thlr. 25 Ngr., auf Schreibpapier 8 Thlr. 12 Ngr.

Der erste bis siebente Band von Heinsius' **Bücher-Lexikon** kosten zusammengenommen im herabgesetzten Preise 20 Thlr.; auch sind einzelne Bände zu verhältnißmäßig billigeren Preisen zu haben. Der achte Band, herausgegeben von O. A. Schulz, welcher die von 1828 bis Ende 1834 erschienenen Bücher enthält, kostet auf Druckpapier 10 Thlr. 15 Ngr., auf Schreibpapier 12 Thlr. 20 Ngr.

45. **Lanz (K.), Correspondenz des Kaisers Karl V.** Aus dem königlichen Archiv und der Bibliothèque de Bourgogne zu Brüssel mitgetheilt. In drei Bänden. Dritter Band. Gr. 8. 4 Thlr.

Der erste und zweite Band (1844—45) kosten ebenfalls jeder 4 Thlr.

46. **Lentz (C. G. H.), Geschichte der evangelischen Kirche seit der Reformation.** Ein Familienbuch zur Belebung des evangelischen Geistes. In zwei Bänden. Viertes Heft. Gr. 8. Jedes Heft 9 Ngr.

Der erste Band ist mit dem dritten Hefte geschlossen und kostet 27 Ngr.

47. **Normann (W. von), Gesammelte Schriften.** Zwei Theile. Gr. 12. Geh. 2 Thlr. 20 Ngr.

Inhalt: Vorwort von Alfr. Reumont. — Die Reise auf den St. Gotthardt. — Mosaik. Heinrich's IV. erste Liebe. — Sicilien. — Der deutsche Bauernkrieg. — Lido. — Lyrisches. — Vermischtes.

48. **Reinhold (Alwin), Lyrische und dramatische Dichtungen.** Gr. 12. Geh. 1 Thlr.

Von der Schwester des Dichters, **Adelheid Reinhold (Franz Berthold),** erschien 1842 in demselben Verlage:

Gesammelte Novellen. Von **Franz Berthold.** Herausgegeben von **L. Tieck.** Zwei Theile. Gr. 12. 3 Thlr.

49. **Rosa de Romances,** ó Romances sacados de las „Rosas“ *de Juan Timoneda*, que pueden servir de suplemento á todos los Romanceros, asi antiguos como modernos y especialmente al publicado por el señor Don *G. B. Depping*, escógidos, ordenados, y anotados por Don ***Fernando José Wolf.*** Gr. 12. Geh. 20 Ngr.

Dieses Werk bildet zugleich den dritten Theil des im Jahre 1844 in demselben Verlage erschienenen:

Romancero Castellano, ó colleccion de antiguos romances populares de los Españoles, publicada con una introduccion y notas por *G. B. Depping*. Nueva edicion, con las notas de Don *Antonio Alcala-Galiano*. Zwei Theile. Gr. 12. 4 Thlr.

50. **Schücking (Levin), Eine dunkle That.** Roman. Gr. 12. Geh. 2 Thlr.

Dieser Roman bildet die zweite Abtheilung einer Sammlung unter dem Titel: **Zeiten und Sitten**; die erste Abtheilung führt den Titel: **Die Ritterbürtigen.** Roman. Drei Theile. 4 Thlr. 15 Ngr.

Früher erschien von dem Verfasser ebendaselbst:

Ein Schloß am Meer. Roman. Zwei Theile. Gr. 12. 1843. Geh. 3 Thlr.

51. **Vollständiges Taschenbuch der Münz-, Maass- und Gewichts-Verhältnisse, der Staatspapiere, des Wechsel- und Bankwesens und der Usanzen aller Länder und Handelsplätze.** Nach den Bedürfnissen der Gegenwart bearbeitet von ***Ch. Noback*** und ***F. Noback.*** Achtes Heft. (*Petersburg—Rio Janeiro.*) Breit 8. Jedes Heft 15 Ngr.

52. **Tauffkirchen-Englburg (Gräfin), Die Schwärmerin.** Erzählung. Gr. 12. Geh. 1 Thlr. 12 Ngr.

53. **Tesche (Walter), Bilder aus Schlesien.** In Novellen gefaßt. Erstes Bändchen: **Die Rose von der Pzerwa.** Gr. 12. Geh. 1 Thlr. 12 Ngr.

In den Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig ist übergegangen und wird von jetzt ab nur von diesem debitirt:

Auerbach (Berthold), Spinoza. Ein historischer Roman. Zwei Theile. Gr. 12. 1837. 2 Thlr.

——————, **Dichter und Kaufmann.** Ein Lebensgemälde. Zwei Bände. 8. 1840. 3 Thlr.

Preisherabsetzungen.

Bis zum 31. December d. J. sind eine große Anzahl Werke aus dem Verlage von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig**

zu bedeutend herabgesetzten Preisen

zu beziehen. Die Verzeichnisse derselben, wovon das eine die **schönwissenschaftlichen** und **historischen**, das andere die **wissenschaftlichen Werke** enthält, werden durch alle Buchhandlungen gratis ausgegeben.

☞ *Bei einer Auswahl von **10** Thlrn. wird noch ein Rabatt von 10% bewilligt.*

Bei **Vandenhoeck & Ruprecht** in **Göttingen** ist erschienen:

Göttinger Studien. 1845. 4 Thlr.

Inhalt:

Combinatorische Bemerkungen; von Dr. *M. A. Stern.* 5 Ngr. (4 gGr.)

Untersuchungen über die magnetische Declination in Göttingen; von Prof. Dr. *B. Goldschmidt.* 5 Ngr. (4 gGr.)

Beitrag zur physiologischen Optik; von Prof. Dr. *J. B. Listing.* (Mit zwei lithographirten Tafeln.) 20 Ngr. (16 gGr.)

Das Ophthalmotrop, dessen Bau und Gebrauch; von Prof. Dr. *C. G. Th. Ruete.* (Mit zwei in den Text eingedruckten Holzschnitten.) $7\frac{1}{2}$ Ngr. (6 gGr.)

Über die Gesetze, nach welchen die Mischung von Flüssigkeiten und ihr Eindringen in permeable Substanzen erfolgt, mit besonderer Rücksicht auf die Vorgänge im menschlichen und thierischen Organismus; von Prof. Dr. *J. Vogel.* $7\frac{1}{2}$ Ngr. (6 gGr.)

Einige Beobachtungen und Reflexionen über die Skelettsysteme der Wirbelthiere, deren Begrenzung und Plan; von Prof. Dr. *C. Bergmann.* $11\frac{1}{4}$ Ngr. (9 gGr.)

Über die Bildung des Torfs in den Emsmooren aus deren unveränderter Pflanzendecke. Nebst Bemerkungen über die Culturfähigkeit des Bourtanger Hochmoors; von Prof. Dr. *A. Grisebach.* $17\frac{1}{2}$ Ngr. (14 gGr.)

Über die submarinen vulkanischen Ausbrüche in der Tertiär-Formation des Val di Noto im Vergleich mit verwandten Erscheinungen am Ätna; von Dr. *W. Sartorius v. Waltershausen.* $11\frac{1}{4}$ Ngr. (9 gGr.)

Zur Logik; von Assessor Dr. *F. Lott.* 10 Ngr. (8 gGr.)

Über den Begriff der Schönheit; von Prof. Dr. *H. Lotze.* 10 Ngr. (8 gGr.)

Über Cicero's Akademika; von Prof. Dr. *A. B. Krische.* $11\frac{1}{4}$ Ngr. (9 gGr.)

Die Delphische Athena; ihre Namen und Heiligthümer; von Prof. Dr. *Fr. Wieseler.* 10 Ngr. (8 gGr.)

Zur Topographie von Syrakus; vom Architekten *Saverio Cavallari* aus Palermo. (Mit einer Karte von Syrakus.) $7\frac{1}{2}$ Ngr. (6 gGr.)

Über die Lieder von den Nibelungen; von Prof. Dr. *W. Müller.* 10 Ngr. (8 gGr.)

Zur Geschichte der Eroberung Englands durch germanische Stämme; von Prof. Dr. *A. F. H. Schaumann.* 10 Ngr. (8 gGr.)

Über die gegenwärtige Productionskrise des hannoverschen Leinengewerbes, mit besonderer Rücksicht auf den Absatz in Amerika; von Prof. Dr. *W. Roscher.* 10 Ngr. (8 gGr.)

Vorstehende Abhandlungen sind auch in besondern Abdrücken einzeln zu den dabei bemerkten Preisen zu haben.

Soeben ist erschienen:

Schutt.

Dichtungen von **Anastasius Grün.**

Siebente Auflage.

Miniaturausgabe, mit Titelkupfer, in englischem Einband mit Goldschnitt. Preis 1 Thlr. 12 Ngr.

Die in gleicher Ausstattung erschienenen **„Spaziergänge eines wiener Poeten“** (4te vermehrte Auflage) kosten 1 Thlr.

Leipzig, 1. Juli 1846.

Weidmann'sche Buchhandlung.

Die dritte und wohlfeile Auflage von:

Auerbach,

Schwarzwälder Dorfgeschichten.

Brosch. Preis 1 Thlr.

ist soeben bei **Fr. Bassermann** in **Manheim** erschienen und durch jede Buchhandlung zu beziehen.

Digitized by Google

In **C. Gerold's** Verlagsbuchhandlung in **Wien** ist erschienen und in allen Buchhandlungen Deutschlands zu erhalten:

Il Tesoretto.

Hausschatz italienischer Poesie.

Auswahl aus den Werken

von hundert italienischen Dichtern seit den frühesten Tagen bis zur Gegenwart in chronologischer Folge, nebst biographischen Notizen über dieselben; zugleich

Handbuch

der

italienischen Poesie, Poetik und Geschichte der Poesie

von

Dr. O. L. B. Wolff,

Professor der neuern Literatur an der Universität zu Jena.

Erste und zweite Lieferung.

Der Beifall, den die vom Herrn Verfasser herausgegebenen Werke ähnlicher Art für deutsche und französische Poesie fanden, wurde ihm Veranlassung, der italienischen poetischen Literatur gleiche Sorgfalt zu widmen und eine Auswahl aus derselben zu veranstalten, die den Leser in den Stand setzen könnte, sich eine umfassende Kenntniß derselben ohne bedeutenden Aufwand von Zeit und Kosten zu verschaffen. So entstand dieser **Tesoretto**, der, als eine den vorzüglichsten Dichtern Italiens entnommene Sammlung charakteristischer Stücke aller Dichtungsarten, den Freunden der schönen italienischen Poesie mit vollem Rechte zu eifrigem Studium empfohlen werden kann. Das Ganze erscheint in 4 Lieferungen zu 7 Bogen, die Lieferung kostet 15 Ngr. (12 gGr.)

In der **Expedition des v. Arnim'schen Verlags** in **Berlin** ist erschienen und durch alle soliden Buchhandlungen zu beziehen:

Des Knaben Wunderhorn.

4ter Band.

Preis 2 Thlr. 10 Sgr. Preis des 1sten Bandes 1 Thlr. 20 Sgr.

Es ist überflüssig, eine weitere Empfehlung eines Werkes zu geben, welches schon längst eine berühmte Stellung in der deutschen Literatur eingenommen hat. Der dritte Band erscheint in kurzer Zeit.

Ein neu aufgefundenes Gedicht von Ariost.

Frammenti fin'ora inediti

del poema di Mess.

Lodovico Ariosto

intitolato

Rinaldo Ardito.

Herr Giampieri, Custos der großherzoglichen Bibliothek in Florenz, einer der tüchtigsten Kenner italienischer Bibliographie, fand dieses Manuscript in einem Verzeichnisse ferraresischer Schriftsteller erwähnt und gelangte, nachdem er Jahre lang die schwach angedeutete Spur verfolgt hatte, durch einen glücklichen Zufall in den Besitz desselben. Die Echtheit des Werkes ist durch die Forschungen Sachkundiger außer Zweifel gesetzt. Es erscheint binnen kurzem in Florenz, getreu nach dem Originaltexte, in einem Großoctavbande; ungefährer Preis 1 Thlr. 20 Ngr. (1 Thlr. 16 gGr.)

Den Debit für Deutschland besorgt

Friedrich Volke's Buchhandlung in Wien.

Soeben erscheint bei den Unterzeichneten und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Zeichnungen

von

ausgeführten, in verschiedenen Zweigen der Industrie angewandten

Maschinen, Werkzeugen

und

Apparaten

neuerer Construction.

Gesammelt und mit erklärendem Texte bearbeitet von

F. H. Kronauer.

Zweiter Band. Erste Lieferung.

Querfolio. à Lieferung 1 Thlr. 6 Ngr., oder 2 Fl. 6 Kr.

Der bereits complet erschienene erste Band kostet 8 Thlr. 8 Ngr., oder 15 Fl.

Obiges einen außerordentlichen Beifall findende Werk schreitet rasch vorwärts und enthält die neuesten Maschinen 2c. und zwar in vorzüglich schöner und genauester Ausführung. Zu einer nicht unwichtigen Empfehlung des Werkes möchte dienen, daß der Herr Herausgeber, ein ausgezeichneter ehemaliger Schüler des berühmten **Armengaud,** von Letzterm in seinem Unternehmen aufs freundlichste unterstützt wird.

Meyer & Zeller in Zürich.

Bibliotheca Koppiana.

In allen deutschen Buchhandlungen und bei allen Antiquaren ist zu haben, sowie auch von uns direct zu beziehen **der Katalog der hinterlassenen Bibliothek von Ulr. Fr. Kopp dem Paläographen, nebst einer Beilage.** Die Abgabe der Bücher aus dieser höchst bedeutenden Bibliothek hat bereits begonnen und wir bitten die Herren Interessenten, mit Bezug auf die im Katalog bemerkten Bedingungen, uns ihre schätzbaren Aufträge baldigst zukommen zu lassen.

Manheim, im August 1846.

Schwan & Götz'sche Hofbuchhandlung.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Götz, Dr. **F.,** Die Elemente der Physik nach mathematischen Principien zum Gebrauche für höhere Schulen und Gymnasien. Nebst 343 in den Text gedruckten Holzschnitten. Gr. 8. 2 Thlr. 18 Ngr.

Einführung in Anstalten zu erleichtern, gewähre ich ansehnlichen Nachlaß bei Abnahme von Partien.

Joh. Ambr. Barth in Leipzig.

Digitized by Google

Verlags- und Commissionsartikel
von
Brockhaus & Avenarius,

1846. № 2. April bis Juni.

Nr. 1 dieses Berichts befindet sich in Nr. X des Literarischen Anzeigers.

L'Echo. Journal des gens du monde. Nouvelle série. Deuxième année. 1846. Nr. 26—51. Klein-Folio; Preis des Jahrgangs 5 Thlr. 10 Ngr.

Eine erweiterte Fortsetzung des **Echo de la littérature française,** von dem vier Jahrgänge in gr. 8. erschienen sind, welche eine Auswahl des Besten aus der gesammten französischen Journalistik der letzten Jahre bilden. Um den Abonnenten auf das **Echo** in seiner neuen Gestalt auch die Anschaffung der ersten Serie zu erleichtern, werden alle vier Jahrgänge für den sehr ermässigten Preis von 6 Thlr. (anstatt 21 Thlr. 10 Ngr.) erlassen.

Die ersten Nummern des Jahrgangs 1845 stehen auf Verlangen als Probeblätter zu Diensten.

Inserate werden mit 1 Ngr. für die Zeile berechnet, besondere Anzeigen gegen Vergütung von 1 Thlr. beigelegt.

Illustrirte Zeitung für die Jugend. Herausgegeben unter Mitwirkung der beliebtesten Jugendschriftsteller von **Robert Heller.** Nr. 14—26. Wöchentlich eine Nummer von einem Bogen in schmal gr. 4. Mit vielen Abbildungen. Preis des Jahrgangs 2 Thlr.; ein Quartal 15 Ngr.; ein einzelnes Monatsheft 6 Ngr.

Probenummern sind durch alle Buchhandlungen und Postämter zu erhalten.

Inserate werden mit 2 Ngr. die Zeile berechnet, besondere Anzeigen gegen Vergütung von 1 Thlr. für das Tausend beigelegt.

Die Redaction dieser Zeitschrift wird vom Juli an der als Pädagog und Volksschriftsteller sowie als Redacteur der „Sächsischen Schulzeitung" bekannte Herr *Julius Kell* übernehmen.

Dumas (Alexandre), Mémoires d'un médecin. T. I, II. In-8. Geh. 1 Thlr.

Von demselben Verfasser erschien bei uns:
La Dame de Monsoreau. 6 vols. In-8. Geh. 3 Thlr.

Féval (Paul), Le fils du diable. T. I à III. In-8. Geh. 1 Thlr. 15 Ngr.

Der vierte Band, welcher den Schluss bildet, erscheint in kurzem und wird ebenfalls 15 Ngr. kosten.

Die Frauen der Bibel. In Bildern mit erläuterndem Texte. Erste Abtheilung. Frauen des alten Testaments. Lief. 1. (Esther.) Lief. 2. (Rebecca.) 4. Preis der Lieferung 8 Ngr.

Die erste Abtheilung wird aus etwa 20 Lieferungen bestehen. Prospecte und Subscriptionslisten sind in allen Buchhandlungen zu haben.

Imandt (J. A. C.), Italienische Sprachlehre nach Vergani's Methode. 12. Geh. 22½ Ngr.

Istrien mit den Quarnerischen Inseln. Geographisch-statistische Darstellung nebst 1 Kärtchen. Aus dem Allgemeinen geographischen Lexikon über das Kaiserthum Österreich des **Franz Raffelsperger** abgedruckt. 8. Wien. 10 Ngr.

Lütgen (B.), Deutsche und französische Gespräche, mit französischer und deutscher Interlinear-Übersetzung zum Gebrauche beider Nationen. 12. Geh. 12 Ngr.

Mickiewicz (Adam), Konrad Wallenrod. 16. Geh. 15 Ngr. Cartonnirt 18½ Ngr. Prachtband 22½ Ngr.

Früher erschien in unserm Verlage:
Malczeski, Marja. Powieść Ukraińska. 8. Geh. 22½ Ngr. Cartonnirt 27½ Ngr. Prachtband 1 Thlr. 2½ Ngr.

Montholon (General), Geschichte der Gefangenschaft Napoleon's auf St.-Helena. Zweiter Band. 8. Geh. 25 Ngr.

Mit diesem Bande ist das Werk als geschlossen zu betrachten. Unsere Ausgabe vereinigt die Vorzüge der französischen und der englischen, denn der erste Band derselben enthält Alles was in der französischen Ausgabe veröffentlicht wurde, der zweite aber die Dictate des Kaisers, welche sich nur in der englischen Ausgabe finden, in der wieder manche Mittheilungen fehlen, welche die französische Ausgabe enthält. Preis beider Bände complet 2 Thlr. 2½ Ngr.

Thiers, Histoire de la révolution française. T. I à III. In-8. Geh. 3 Thlr.

Wird in 6 Bänden vollständig sein.

Humboldt (Alexandre de), Cosmos. Essai d'une description physique du monde. Traduit par *H. Faye.* Première partie. In-8. Paris. 4 Thlr.

Kubrakiewicz, Essai sur le gouvernement paternel et les mystères de l'Autriche. In-12. Paris. 1 Thlr. 2 Ngr.

d'Orbigny, Mollusques vivants et fossiles ou Description de toutes les espèces de coquilles et de mollusques classées suivant leur distribution géologique et géographique. 1re livr. In-8. Paris.

Wird 10 Bände mit einem Atlas von 300 Kupfern bilden. Der Preis einer Lieferung von etwa 5 Kupfern mit Text, ist schwarz 1 Thlr. 22½ Ngr., colorirt 2 Thlr.

———, Paléontologie universelle des coquilles et des mollusques. 1re livr. In-8. Paris.

Wird in 8 Bänden mit einem Atlas von ungefähr 1500 Kupfern erscheinen. Der Preis einer Lieferung, die 20 enthält, ist 2 Thlr. 12½ Ngr.

———, Paléontologie des coquilles et des mollusques étrangers à la France. 1re livr. In-8. Paris.

Wird in Lieferungen von 20 Kupfern mit demselben Texte der „Paléontologie universelle" erscheinen. Jede Lieferung kostet 3 Thlr.

Redhouse, Grammaire raisonnée de la langue ottomane. Gr. in-8. Paris. 8 Thlr. 26¼ Ngr.

Ludewig (H. E.), The literature of American local history; a bibliographical essay. 8vo. New-York. 2 Thlr.

Soeben ist bei den Unterzeichneten erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Der Standpunkt des positiven Christenthums und sein Gegensatz. Replik auf die Entgegnung von G. G. Gervinus im Morgenblatte, von Dr. Daniel Schenkel. Für die Besitzer der ersten Auflage der größern gegen Gervinus gerichteten Schrift besonders abgedruckt. 8. 7 Ngr. (24 Kr.)

Die zweite, mit obigem Anhange vermehrte, sonst unveränderte Auflage der Schrift:

Die protestantische Geistlichkeit und die Deutsch-Katholiken,

kostet 22 Ngr. (1 Fl. 15 Kr.)

Meyer & Zeller in Zürich.

Im Verlage von **Alexander Duncker,** königl. Hofbuchhändler in Berlin, ist nunmehr erschienen:

Wilhelm Baron von Rahden,

ehem. Hauptmann in königl. preuß. und königl. niederl. Diensten, designirtem Capitain im kaiserl. russ. Generalstabe, zuletzt Brigadegeneral im Geniecorps der spanisch-carlistischen Armee von Aragon und Valencia,

Verfasser des **„Cabrera".**

Wanderungen eines alten Soldaten.

Erster Theil.

Befreiungskrieg von 1813, 1814 und 1815.

Gr. 8. Eleg. geh. 2½ Thlr.

Die augsburger Allgemeine Zeitung brachte bereits einige Proben aus diesem sehr interessanten Werke.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

1846. № XV.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** erscheinenden Zeitschriften „**Blätter für literarische Unterhaltung**“ und „**Isis**“ beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.

Bei **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Lyrische und dramatische

Dichtungen

von

Alwin Reinbold.

Gr. 12. Geh. 1 Thlr.

Von der Schwester des Dichters, **Adelheid Reinbold** (Franz Berthold), erschien im Jahre 1842 ebendaselbst:

Gesammelte Novellen. Von Franz Berthold. Herausgegeben von L. Tieck. Zwei Theile. Gr. 12. Geh. 3 Thlr.

Soeben ist bei **Meyer & Zeller** in **Zürich** erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Naturhistorischer Wandatlas

zum

Gebrauch beim Unterricht

in

höhern Lehranstalten,

namentlich in

Seminarien, Gymnasien, Bürger-, Real-, Bezirks- und Secundarschulen,

nach methodischen Grundsätzen

herausgegeben von

Professor **J. F. A. Eichelberg.**

Zweite Abtheilung: Zoologie.

Erstes Heft: **Säugethiere.** 12 Tafeln in Großfolio.

Dieser Atlas, der nach einem gemeinschaftlichen Plane mit dem ebenfalls in unserm Verlag erscheinenden „**Methodischen Handatlas von A. Menzel**“ bearbeitet wird, schließt sich zunächst an des Verfassers bekannten „Methodischen Leitfaden in der Naturgeschichte“, ist aber auch so eingerichtet, daß er neben jedem andern naturgeschichtlichen Lehrbuche mit Erfolg in den obengenannten Lehranstalten gebraucht werden kann. Derselbe soll beim naturgeschichtlichen Unterricht in der Hand des Lehrers zur Versinnlichung der Lehrobjecte dienen, während der genannte Handatlas in den Händen der Schüler zur Einprägung und Wiederholung bestimmt ist. Jede Tafel enthält auf einer Fläche von 4 Quadratfuß 3—6 Abbildungen von Thieren und Skeleten aus derselben Ordnung, welche mit möglichster Treue theils nach den besten und neuesten Originalien, theils nach der Natur gezeichnet wurden.

Das ganze Werk wird in 5 Heften erscheinen und zwar so, daß die Abbildungen jedes Naturreichs ein Ganzes für sich bilden und einzeln bezogen werden können. Der Preis dieses Hefts mit schwarzen Abbildungen ist 3 Fl. Rhein., oder 1 Thlr. 20 Ngr., der eines fein colorirten Prachtexemplars 5 Fl. 20 Kr. Rhein., oder 3 Thlr. Die vor einigen Wochen erschienene erste Abtheilung, die „**Mineralogie**“ complet enthaltend, 24 Tafeln mit 96 Krystallformen auf schwarzem Grunde, kostet 1 Thlr. 20 Ngr., oder 3 Fl.

Bei **Julius Groos** in **Heidelberg** ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Der Pietismus

geschichtlich und kirchlich beleuchtet

mit Beantwortung der Frage:

wie demselben auf die geeignete Weise zu begegnen sei?

Von dem evangelischen Prälaten

Dr. L. Hüffel.

Gr. 8. Geh. Preis 1 Fl. 12 Kr. Rhein., oder 20 Ngr.

Im Verlage von **Joh. Aug. Meissner** in **Hamburg** ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Hübener, Dr. ***J. W. P.***, Flora der Umgegend von Hamburg, städtischen Gebietes, holstein-lauenburgischen und lüneburgischen Antheils, enthaltend die Gewächse, welche in diesem Bezirke wild wachsen oder zu ökonomischem und technischem Bedarfe gebaut werden. Gr. 8. Geh. Weiss Masch.-Druckp. 2 Thlr. 20 Ngr. (2 Thlr. 16 gGr.) Schreibvelinp. 3 Thlr. 10 Ngr. (3 Thlr. 8 gGr.)

Preisherabsetzungen.

Alle Freunde der Literatur werden aufmerksam gemacht, daß eine große Anzahl interessanter und wichtiger Werke aus dem Verlage von F. A. Brockhaus in Leipzig

zu bedeutend herabgesetzten Preisen

zu beziehen sind. Die Verzeichnisse dieser Artikel, von denen das eine die **schönwissenschaftlichen** und **historischen**, das andere die **wissenschaftlichen** Werke enthält, sind in allen Buchhandlungen **gratis** zu erhalten.

☞ *Diese Preisermäßigungen gelten bis 31. Dec. d. J., und nach Ablauf dieses Termins treten die frühern Ladenpreise wieder ein. Bei einer Auswahl von 10 Thlr. wird noch ein Rabatt von 10% bewilligt.* ☜

Zwei werthvolle naturhistorische Werke,
welche in unserm Verlage erscheinen und durch alle guten Buchhandlungen bezogen werden können:

Die Käfer Europas.

Nach der Natur beschrieben von

Dr. H. C. Küster.

Mit Beiträgen mehrerer Entomologen.

5tes Heft.

Jedes Heft enthält die mit Genauigkeit ausgeführten Beschreibungen von 100 Käfern auf ebenso viel Blättchen, Register und 2 oder 3 Tafeln mit Abbildungen von Gattungsrepräsentanten; das nächste ist unter der Presse.

Preis eines Heftes 1 Thlr.

Conchylien-Cabinet von Martini und Chemnitz.

In Verbindung mit den D. D. Philippi, Pfeiffer und Dunker
neu herausgegeben und vervollständigt
von

Dr. H. C. Küster.

Lieferung: 58. Preis einer Lieferung 2 Thlr.

Eine Lieferung besteht aus einigen Druckbogen Text und 6 fein gemalten Tafeln in grossem Quartformat.

An neu eintretende Abonnenten werden auch zur Erleichterung der Anschaffung nach Begehren so lange monatlich 2 Lieferungen abgegeben, bis sie die allgemeine Continuation eingeholt haben.

Nürnberg, im August 1846.

Bauer & Raspe.

In meinem Verlage erschien:

Lüben, A., Die Hauptformen der äußern Pflanzenorgane in stark vergrößerten Abbildungen auf schwarzem Grunde. Für den Unterricht dargestellt. Gr. 8. 1 Thlr. 18 Ngr.

Die gleich bei ihrer Publication so überaus günstige Aufnahme dieser elementarischen Anleitung zur Pflanzenkunde bürgt für Erweiterung ihres Wirkungskreises ebenso wie die bereits in mehren kritischen Zeitschriften über sie gegebenen beifälligen Urtheile, daher ich sie dem lehrenden Publicum hiermit bestens empfehle.

Joh. Ambr. Barth in Leipzig.

Bei **Ernst Fleischer** in **Leipzig** ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Des **Pindaros** Werke, in die Versmaße des Originals übersetzt von *Joh. Tycho Mommsen.* Gr. 4. Brosch. Preis 2 Thlr. 15 Ngr.

Je mehr die Übersetzungskunst in unsern Tagen steigt und je allgemeiner das Verlangen geworden ist, die Werke der alten Meister zu lesen, desto erfreulicher muss es sein, wenn hier die Lösung eins der schwersten Probleme jener Kunst versucht wird. Somit glauben wir nicht nur den Philologen, welche Pindar erklären wollen, sondern auch allen Denen vorliegendes Werk empfehlen zu dürfen, welche durch Selbststudium — sei es in Vergleichung mit dem Original, sei es ohne dasselbe — in dies wunderbare Gebiet der antiken Kunst einzudringen wünschen. Wer Pindar's Siegeslieder — die einzigen vollständig vorhandenen Documente der griechischen Lyrik —, nach den vorangegebenen metrischen Schematen, jedes Versmass richtig lesen lernt und den beigegebenen Commentar berücksichtigt, der wird jedenfalls bei dem grossartigen Inhalt auch die Mannichfaltigkeit der variirten Formschönheiten inne werden. Die Erkenntniss des Pindar ist vom höchsten Interesse für das historische Verständniss der in und nach der Zeit der Perserkriege herrschenden Stimmung. Wol nirgend findet man ein stärkeres Beispiel von der politischen Freimüthigkeit des Alterthums.

Soeben erschien und ist in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Lentz (C. G. H.), Geschichte der evangelischen Kirche seit der Reformation. Ein Familienbuch zur Belebung des evangelischen Geistes. In zwei Bänden. Viertes Heft. Gr. 8. Jedes Heft 9 Ngr.

Der erste Band ist mit dem dritten Hefte geschlossen und kostet 27 Ngr.; der zweite Band wird ebenfalls aus 3 Heften bestehen und den Preis des ersten nicht überschreiten.

Leipzig, im August 1846.

F. A. Brockhaus.

Im Verlage von **Alexander Duncker,** königl. Hofbuchhändler in **Berlin,** ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Vergleichende

Cultur-Statistik

der

Grossmächte Europas,

von

Dr. Freih. *Friedrich Wilhelm v. Reden.*

Zwei Bände mit vielen Tabellen.

I. bis III. Lieferung. Gr. 8. Geh. 2⅓ Thlr.

Das Unternehmen, eine **„Vergleichende Cultur-Statistik der Grossmächte Europas"** zu schreiben, hat so sehr der allgemeinen Theilnahme auch ausserhalb Deutschlands sich erfreut, dass französische und englische Übersetzungen der Schrift vorbereitet werden.

Die früher ausgegebene **erste** Lieferung, obgleich der Gegenstand ihres Inhalts nach keineswegs geeignet ein besonders vortheilhaftes Urtheil über das **ganze** Werk hervorzurufen, ist mit Beifall und Lob aufgenommen.

Deshalb darf der Verleger auch auf die soeben ausgegebene II. u. III. Lief. der Cultur-Statistik um so mehr die öffentliche Aufmerksamkeit lenken, weil der darin behandelte Abschnitt „Bewohner" schon an und für sich ein lebhafteres Interesse zu erregen geeignet ist.

Von F. A. Brockhaus in Leipzig ist zu beziehen:

De materiae apud Leibnitium notione et ad monadas relatione commentatio auctore G. Hartenstein. Gr. 4. Geh. 12 Ngr.

Französische Romane zu billigen Preisen.

Eine Sammlung französischer Romane (61 Bände 18.), welche früher 20 Thlr. 10 Ngr. kosteten, erlassen wir jetzt zusammen für 8 Thlr. Einzeln kostet der Band 6 Ngr.

Saintine, Histoire de la belle cordière. 1 vol. — **Dumas**, La famille corse 1 vol. — **Balzac**, Les petits manèges d'une femme vertueuse. 1 vol. — **Kock**, Sans-cravate, ou les commissionaires. 1 vols. — **Reybaud**, Sans dot. 2 vols. — **Méry**, La Floride. 1 vol. — **Karr**, Pour ne pas être treize. 1 vol. — **Dumas**, Michel-Ange. 1 vol. — **Hugo**, Le Rhin. 2 vols. — Histoire complète de **Vidocq** et des principaux scélérats. 2 vols. — **Reybaud**, Gabrielle. 1 vol. — **de Lavergne**, La recherche de l'inconnue. 2 vols. — **Luchet**, Le nom de famille. 2 vols. — **Souvestre**, Une colonie. 1 vol. — **Banim**, La famille Nowlan. 3 vols. — **Beauvoir**, L'écolier de Cluny, ou le sophisme. 2 vols. — **Bergounioux**, Le conseil de guerre. 2 vols. — **Bernier**, Le château de Pierrefonds. 1591. 2 vols. — **Fouinet**, Roch le corsaire. 2 vols. — **Beauvoir**, Safia. 2 vols. — **Berthet**, La belle drapière. 1 vol. — **Berthet**, Le loup-garou. 1 vol. — **Cooper**, Le Bravo. 3 vols. — **Dumas**, Sylvandire. 2 vols. — **Dumas**, Ascanio. 3 vols. — **Dumas**, Le corricolo. 3 vols. — **Fouinet**, Le village sous les sables. 2 vols. — **Jacob**, Un duel sans témoins. 1 vol. — **Karr**, Sous les tilleuls. 2 vols. — **Marryat**, Mr. le Midshipman Aisé. 2 vols. — **Maynard**, Outre-mer. 2 vols. — **Musset**, Samuel. 2 vols. — **Vanault**, Marie-Ange. 2 vols.

Leipzig, im August 1846.

Brockhaus & Avenarius.

In **K. Gerold's** Verlagsbuchhandlung in **Wien** ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Des

Leibes und der Seele

vollständige

Gesundheits- und Erziehungslehre.

Briefe

über

Erziehung, Beförderung und Aufrechthaltung eines möglichst glücklichen Zustandes des Körpers und Geistes, in jedem Alter, für jedes Geschlecht, die verschiedensten Stände und Lebensverhältnisse, mit besonderer Berücksichtigung der neuesten Forschungen und Entdeckungen in diesen Fächern.

Ein unentbehrliches Handbuch

für

Gebildete überhaupt, und für Ärzte, Ältern und Erzieher insbesondere

von

Karl Heinrich Rosenberg,

der Medicin und Chirurgie Doctor etc.

Erste bis siebente Lieferung, oder Erster Band.

Gr. 8. Geh. Preis jeder Lieferung 12 Ngr.

Wir glauben dieses Werk sowol wegen seines wichtigen und Jedermann interessanten Gegenstandes als wegen der gefälligen und gewiß allgemein ansprechenden Form der Darstellung dem geehrten Publicum mit vollem Rechte empfehlen zu können. Diätetik und Pädagogik vereint bilden, in harmonischen Zusammenhang gebracht, den gediegenen Inhalt desselben. Ein von uns ausgegebener Prospect belehrt über die Tendenz des Werkes mit kurzer Angabe der darin behandelten Materien. Das ganze Werk wird im Laufe dieses Jahres vollständig erscheinen.

Soeben ist bei den Unterzeichneten erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Geschichte
des
schweizerischen Bundesrechtes
von
den ersten ewigen Bünden
bis
auf die Gegenwart.
Von
Dr. Bluntschli.

Erste Lieferung. 21 Ngr., oder 1 Fl. 12 Kr.

Das erste Buch dieses Werkes ist unter dem Titel:

Die drei Länder

Uri, Schwyz und Unterwalden

und

ihre ersten ewigen Bünde

à 13 Ngr., oder 45 Kr., auch besonders zu haben.

Von demselben Verfasser ist neulich bei uns erschienen:

Geschichte des Jesuitenkampfes in der Schweiz. 8. Brosch. 1 Thlr. 21 Ngr., oder 3 Fl.

Meyer & Zeller in Zürich.

Heute wurde an alle Buchhandlungen versandt:

Conversations-Lexikon.

Neunte Auflage.

Zweiundachtzigstes Heft.

Diese neunte Auflage erscheint in 15 Bänden oder 120 Heften zu dem Preise von 5 Ngr. für das **Heft**; der **Band** kostet 1 Thlr. 10 Ngr., auf Schreibp. 2 Thlr., auf Velinp. 3 Thlr.

☞ Von der **Neuen Ausgabe** (in 240 Wochenlieferungen à $2\frac{1}{2}$ Ngr.) ist die **erste bis zweiundvierzigste Lieferung** erschienen.

Von dem in meinem Verlage erscheinenden

Bilder-Atlas zum Conversations-Lexikon.

Vollständig 500 Blatt in Quart, in 120 Lieferungen zu dem Preise von 6 Ngr.

ist die erste bis achtundfunfzigste Lieferung ausgegeben und in allen Buchhandlungen einzusehen.

Leipzig, 18. August 1846.

F. A. Brockhaus.

Durch alle Buchhandlungen ist zu erhalten:

August Lewald's

gesammelte Schriften.

In einer Auswahl.

Zwölf Bände.

Gr. 12. 1844—46. Geh. 12 Thlr.

(Auch in vier Lieferungen à 3 Thlr. zu beziehen.)

Die letzte Lieferung (Bd. 10—12) dieser Gesammtausgabe von **Lewald's** Schriften wurde soeben versandt, sodaß dieselbe nunmehr **vollständig** in den Händen des Publicums ist.

Leipzig, im August 1846.

F. A. Brockhaus.

Österreichische militairische Zeitschrift.

Für **Braumüller & Seidel**, Buchhändler in **Wien**, wird in allen Buchhandlungen des In- und Auslands mit 12 Fl. C.-M.

Pränumeration auf den Jahrgang 1846 der

Oesterreichischen militairischen Zeitschrift

angenommen.

Von diesem **Jahrgang 1846** ist soeben das **sechste Heft** erschienen. Dieses enthält folgende Aufsätze:

I. Das Leben des k. k. Feldmarschalllieutenants Karl Freiherr Schneider von Arno. (Schluß.) — II. Kriegsereignisse 1814 in Savoyen. (Fortsetzung.) — III. Fünf Kriegsscenen aus der Geschichte des k. k. Husarenregiments Nr. 10 König Friedrich Wilhelm von Preußen. — IV. Neun Kriegsscenen aus den Geschichten der k. k. Regimenter Herzog von Sachsen-Koburg Husaren Nr. 8, Baron Haynau Infanterie Nr. 57, erstes Szekler Nr. 14 und zweites Szekler Nr. 15 Grenzer, und Erzherzog Karl Uhlanen Nr. 3. — V. Literatur. — VI. Neueste Militairveränderungen.

Ebenso kann man durch alle **Postämter** und **Buchhandlungen** des In- und Auslands die frühern Jahrgänge von 1841—45 erhalten.

Bei **Kirchheim, Schott & Thielmann** in **Mainz** sind soeben erschienen und in allen Buchhandlungen Deutschlands, Östreichs und der Schweiz zu haben:

Clarus, Lud., Darstellung der spanischen Literatur im Mittelalter. Mit einer Vorrede von **Jos. v. Görres.** Zwei Bände. Gr. 8. Brosch. 7 Fl., oder 4 Thlr.

Das vorliegende Werk, die Frucht jahrelanger Studien und eine in jeder Beziehung ausgezeichnete Arbeit, eröffnet uns die Aussicht in ein seither ganz unbekanntes Feld und gehört zu jenen seltenen Erscheinungen, die nicht allein dem deutschen Forscherfleiße, sondern auch dem deutschen Geiste Ehre machen. Die bedeutendsten kritischen Organe haben sich schon auf die anerkennendste Weise über dasselbe ausgesprochen.

Nicolovius, Dr. Alfr., Friedrich Leopold Graf zu Stolberg. Gr. 8. Brosch. 1 Fl. 20 Kr., oder 22½ Sgr.

Der verewigte Stolberg hat hier den schon längst ersehnten Biographen gefunden und sein Denkmal ist mit einer solchen Kenntniß aller Verhältnisse, mit so viel Einsicht und Milde ausgeführt, daß es sowol für Katholiken als Protestanten ein Buch der Belehrung und Erbauung geworden ist.

Im Verlage von **Friedrich Fleischer** in **Leipzig** ist eben erschienen und an alle Sortimentsbuchhandlungen versandt:

Historisch-biographisches Handwörterbuch.

Nach den neuesten und besten Hülfsmitteln bearbeitet

von **Dr. J. H. Möller,**

Archivrath und Bibliothekar zu Gotha.

In vier Bänden.

Erster Band. Erste Lieferung.

Es ist diese Abtheilung nur deshalb jetzt einzeln ausgegeben worden, um dem geehrten Publicum Gelegenheit zu geben, sich näher mit der Anlage des Werkes vertraut zu machen. Da ein solches Werk nur durch die Unterstützung der Gebildeten gedeihen, mit dieser aber sehr wohl gedeihen kann, so bitten Verfasser und Verleger diesem Probehefte eine freundliche Beachtung schenken zu wollen. **Der Preis jedes Bandes**, in zwei Abtheilungen à 25 Lexikonbogen, ist auf 3 Thlr. festgesetzt.

Bei **Julius Groos** in **Heidelberg** ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Die staatsrechtlichen Verhältnisse der

Deutschkatholiken

mit besonderm Hinblick auf

Baden

von

Dr. Friedrich Hecker.

Zweite Auflage.

Gr. 12. Geh. Preis 54 Kr. Rhein., oder 15 Ngr.

En vente chez **F. A. Brockhaus** à Leipzig:

DICTIONNAIRE

ou Manuel-lexique

DU DIPLOMATE ET DU CONSUL.

Par

le Baron ***Ferd. de Cussy.***

12. Broch. 3 Thlr.

Publications de la même maison:

Recueil manuel et pratique de traités, conventions et autres actes diplomatiques sur lesquels sont établis les relations et les rapports existant aujourd'hui entre les divers états souverains du globe, depuis l'année 1760 jusqu'à l'époque actuelle. Par le Baron ***Ch. de Martens*** et le Baron ***Ferd. de Cussy.*** Tomes premier et second. 8. 1846. Broch. 4 Thlr. 16 Ngr.

Guide diplomatique. Par le Baron ***Ch. de Martens.*** 2 vols. 8. 1832. 4 Thlr. 15 Ngr.

Causes célèbres du droit des gens. Par le Baron ***Ch. de Martens.*** 2 vols. 8. 1827. 4 Thlr. 15 Ngr.

Nouvelles causes célèbres du droit des gens. Par le Baron ***Ch. de Martens.*** 2 vols. 8. 1843. 5 Thlr. 10 Ngr.

Histoire des progrès du droit des gens en Europe et en **Amérique** depuis la paix de Westphalie jusqu'à nos jours. Par ***Henry Wheaton.*** Seconde édition, revue, corrigée et augmentée par l'auteur. 2 vols. 8. 4 Thlr.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

1846. №. XVI.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften „Blätter für literarische Unterhaltung“ und „Isis“ beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.

In meinem Verlage ist soeben neu erschienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Moslicheddin Sadi's Rosengarten.

Nach dem Texte und dem arabischen Commentar Sururi's aus dem Persischen übersetzt mit Anmerkungen und Zugaben von

K. H. Graf.

Gr. 12. Geh. 1 Thlr. 6 Ngr.

Sadi's Rosengarten bildet den 56. Band der „**Ausgewählten Bibliothek der Classiker des Auslandes**“, deren übrige Bände unter besondern Titeln ebenfalls einzeln abgegeben werden. Erschienen sind bis jetzt:

I. II. **Bremer**, Die Nachbarn. Vierte Auflage. 20 Ngr. — III. **Camoes**, Ignez de Castro, übersetzt von Wittich. 20 Ngr. — IV. **Dante**, Das neue Leben, übersetzt von Förster. 20 Ngr. — V. **Bremer**, Die Töchter des Präsidenten. Vierte Auflage. 10 Ngr. — VI. VII. **Bremer**, Nina. Zweite Auflage. 20 Ngr. — VIII. IX. **Bremer**, Das Haus. Vierte Auflage. 20 Ngr. — X. **Bremer**, Die Familie H. Zweite Auflage. 10 Ngr. — XI. **Prevost d'Exiles**, Geschichte der Manon Lescaut, übersetzt von Bülow. 20 Ngr. — XII. XIII. **Dante**, Lyrische Gedichte, übersetzt und erklärt von Kannegießer und Witte. Zweite Auflage. 2 Thlr. 12 Ngr. — XIV. **Tassoni**, Der geraubte Eimer, übersetzt von Kritz. 1 Thlr. 9 Ngr. — XV. **Bremer**, Kleinere Erzählungen. 10 Ngr. — XVI. **Bremer**, Streit und Friede. Dritte Auflage. 10 Ngr. — XVII. **Voltaire**, Die Henriade, übersetzt von Schröder. 1 Thlr. — XVIII. **Gustav III.**, Schauspiele, übersetzt von Öchel. 1 Thlr. 6 Ngr. — XIX. **Sjöberg** (Vitalis), Gedichte, übersetzt von Kannegießer. 20 Ngr. — XX—XXII. **Boccaccio**, Das Dekameron, übersetzt von Witte. Zweite Auflage. 2 Thlr. 15 Ngr. — XXIII—XXV. **Dante**, Die göttliche Komödie, übersetzt von Kannegießer. Vierte Auflage. 2 Thlr. 15 Ngr. — XXVI. Celestina. Eine dramatische Novelle. Aus dem Spanischen übersetzt von Bülow. 1 Thlr. 6 Ngr. — XXVII. XXVIII. **Somadeva Bhatta's** Märchensammlung, übersetzt von Brockhaus. 1 Thlr. 18 Ngr. — XXIX. XXX. **Bremer**, Ein Tagebuch. 20 Ngr. — XXXI. XXXII. **Tasso**, Lyrische Gedichte, übersetzt von Förster. Zweite Auflage. 1 Thlr. 15 Ngr. — XXXIII. Hitopadesa. Aus dem Sanskrit übersetzt von Müller. 20 Ngr. — XXXIV. XXXV. Indische Gedichte. In deutschen Nachbildungen von Hoefer. 2 Thlr. — XXXVI—XXXVIII. **Calderon**, Schauspiele, übersetzt von Martin. 3 Thlr. — XXXIX. XL. **Dante**, Prosaische Schriften, übersetzt von Kannegießer. 2 Thlr. — XLI. XLII. **Bremer**, In Dalekarlien. 20 Ngr. — XLIII—LIII. **Sue**, Der ewige Jude. 3 Thlr. 10 Ngr. — LIV. LV. **Machiavelli**, Florentinische Geschichten, übersetzt von Reumont. 3 Thlr. — LVI. **Sadi's Rosengarten**, übersetzt von Graf. 1 Thlr. 6 Ngr.

Leipzig, im September 1846.

F. A. Brockhaus.

Bei **F. H. Nestler & Melle** in **Hamburg** ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Controverse über die Frage: *Was ist Mineral-Species?* veranlasst durch die im Herbste 1845 beim Grundbaue der St.-Nicolaikirche in Hamburg entdeckten Krystalle, nebst einer *Charakteristik des Struvits* in Hinsicht seines Vorkommens, seiner Krystallisation, seiner chemischen, physischen, optischen Verhältnisse etc. 4. Geh. Preis 15 Ngr. (12 gGr.)

Versuch einer Materialrevision der wahren Pflanzennahrung, von **Wilh. Hirschfeld**. Mit einem Vorworte von Dr. **Chr. Heinr. Pfaff**, königl. dän. Conferenzrath und Professor an der Universität zu Kiel. Gr. 8. Geh. Preis 1 Thlr.

Gespräche eines Vaters mit seinen Kindern über das heilige Land, oder Geographie von Palästina in Unterredungen, mit beständiger Hinweisung auf die Heilige Schrift und mit vielen lehrreichen Bemerkungen, zur Erläuterung der biblischen Geschichte und Geographie, von **A. W. M. Seward**. 12. Mit einer Karte. Preis 10 Ngr. (8 gGr.)

Neu erscheint in meinem Verlage und ist in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Reisen in Dänemark und den Herzogthümern Schleswig und Holstein.

Von

J. G. Kohl.

Zwei Bände.

8. Geh. 6 Thlr.

Leipzig, im September 1846.

F. A. Brockhaus.

Deutsche Eisenbahnschienen-Compagnie.

Gemäss Directorialbeschlusses sollen im Laufe des Monats September von den im Portefeuille der deutschen Eisenbahnschienen-Compagnie aufbewahrten Actien (à 200 Thlr. Courant)

weitere zweitausend Stück mit 12% Aufgeld

begeben werden. Der Bezug derselben geschieht gegen Anschaffung des vollen Betrags in Baar, oder in couranten, zinstragenden Effecten, letztere zum Tagescours berechnet.

Wir knüpfen an diese Anzeige die Bemerkung, dass ein weiterer Actienverkauf **unter 50% Aufgeld nicht** geschehen wird, und folglich die gegenwärtige Emission eine sich nicht wieder erneuernde, vortheilhafte Gelegenheit bietet, sich noch bei einem Unternehmen zu betheiligen, welches unter den günstigsten Conjuncturen und den vortheilhaftesten Local- und Productionsverhältnissen entstanden, schon im nächsten Frühjahr zum schwunghaften Betrieb gelangt, und den Actionnairs, nebst **Fünf** Procent festen **Zins**, 12 bis 15% **Dividende** zuverlässig erwarten lässt.

Der **Plan** des Unternehmens und ein **Situationsriss** der Werke kann bei uns unentgeldlich abgefodert werden.

Hildburghausen, 31. August 1846.

Die Direction

der deutschen Eisenbahnschienen-Compagnie.

Vollständig ist bei **F. A. Brockhaus** in Leipzig erschienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Arnd (Ed.),
Geschichte des Ursprungs und der Entwickelung des französischen Volks,
oder
Darstellung der vornehmsten Ideen und Fakten, von denen die französische Nationalität vorbereitet worden und unter deren Einfluß sie sich ausgebildet hat.

Drei Bände.

Gr. 8. 1844—46. 11 Thlr.

Der erste und zweite Band kosten jeder 3 Thlr. 15 Ngr.; der dritte Band 4 Thlr.

In der **Schnuphase**'schen Buchhandlung in Altenburg sind soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Ludwig Fröhlich's Liederkranz für gesellige Cirkel. 1000 ernst- und scherzhafte Lieder und Trinksprüche. 3te stark vermehrte Auflage. 16. Brosch. 10 Ngr.

Alexandrine des Echerolles (Ehrendame des Annenstifts in München etc.), **Erinnerungen** aus meinem Leben. Übersetzt und mit von der Verfasserin selbst gelieferten Verbesserungen und Zusätzen vermehrt von **Wilhelmine Lorenz**. 8. 2te wohlfeile Ausgabe. 2 Bde. (548 S.) Brosch. 1 Thlr. 15 Ngr.

Karl Rösler, Die Thugs oder **Indischer Fanatismus.** Historischer Roman. 8. 2te wohlfeile Ausgabe. 2 Bde. (259 S.) Brosch. 20 Ngr.

Bei **Julius Groos** in Heidelberg ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Reformatoren-Album.
Vorkämpfer
für
Eine freie allgemeine Kirche.

I. Die Propheten und Apostel.

II. Deutsche Dichter und Weise.

Brosch. Preis 1 Fl. 12 Kr., oder 20 Ngr.

In der **Coppenrath**'schen Buch- und Kunsthandlung in **Münster** ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Producte der rothen Erde.

Gesammelt von **Mathilde Franziska**, verehelicht gewesene von **Tabouillot**, geb. **Giesler**.

Kl. 8. Cart. 650 Seiten. Preis 1 Thlr. 25 Sgr.

Inhalt:

Biographisches. Zwei Jugendgenossinnen Goethe's, von Fried. Steinmann. Friedrich Begemann, eine Erinnerung von Karl Ziegler. Pergolese, eine Skizze von Josef Seiler. Wilh. Kaulbach, seine Jugend und Lehrjahre bis zu seiner Meisterschaft, von Mathilde Franziska.

Novellistisches. Schloß Boring, Bruchstück aus dem Leben eines Engländers von Stande, Novelle von Otto von Wenkstern. Das Treibhaus, von Schwarz. Die Geliebte, eine Erzählung von Elise von Hohenhausen. Reminiscenzen und Memorabilien von Freimund Helmer. Ein Phantasiebild ohne Titel und Jahrzahl. Der wunderbare Vogel, Erzählung aus dem Munde des Volks, von Eduard Seippel. Die runde Tafel, von Josef Seiler. Eine Reise im Mai 1843, von Mathilde Franziska.

Lyrisches von C. von Brandenstein, Karl Coutelle, C. J. Diepenbrock, Annette von Droste-Hülshoff, J. F. F. Freiligrath, C. von der Goltz, F. Harkort, F. Helmer, Hüser, Junius, Wilh. Junkmann, J. Kipp, C. E. Kohlhauer, A. Lüdemann, Meyer, Fr. von Sallet, A. Schults, R. Schürholz, Strathmann, Schwarz, O. von Wenkstern, L. Wiese, F. von Wintersheim, F. Zumbrock.

Epigrammatisches. Scherz- und Sinngedichte, von Freimund Geissel, Rademacher etc.

Soeben ist bei **Meyer & Zeller** in **Zürich** erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Prabodhatschandrodaja
oder
der Erkenntnißmondaufgang.
Philosophisches Drama.

Meghaduta
oder
der Wolkenbote.
Lyrisches Gedicht.

Beides aus dem Sanskrit metrisch übersetzt von

Dr. Bernhard Hirzel.

Preis 1 Thlr. 6 Ngr., oder 2 Fl.

Legenden.
In Bearbeitungen
der namhaftesten Dichter Deutschlands.

Zwei Bände. 8. Geh. 2½ Thlr. Cartonnirt in Umschlag 3 Thlr.

erschien in meinem Verlage und ist in allen Buchhandlungen zu haben.

Joh. Ambr. Barth in Leipzig.

Vollständig ist jetzt erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Correspondenz
des
Kaisers Karl V.

Aus dem königlichen Archiv und der Bibliothèque de Bourgogne zu Brüssel mitgetheilt

von

Dr. K. Lanz.

Drei Bände.

Gr. 8. 1844—46. 12 Thlr.

(Jeder Band 4 Thlr.)

Leipzig, im September 1846.

F. A. Brockhaus.

Im Verlage von **Friedlein & Hirsch** in Leipzig ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

CORPUS LIBRORUM SYMBOLICORUM,

qui in ecclesia reformatorum auctoritatem publicam obtinuerunt. Continens;

I. Tres confessiones Helveticae. II. Confessio Gallicana. III. Confessio Anglicana. IV. Confessio Scotica. V. Confessio Belgica. VI. Canones Dordraceni. VII. Confessio Hungarica. VIII. Confessiones Polonicae. IX. Confessio Bohemica. X. Confessio Tetrapolitana. XI. Confessio Marchica. XII. Colloquium Lipsiacum. XIII. Declaratio Thoruniensis. XIV. Formula consensus Helvetica. XV. Catechismus Genevensis. XVI. Catechismus Heidelbergensis.

Novam collectionem instituit, dissertationem historicam et litterariam adjunxit, et indices rerum verborumque adjecit

Prof. Dr. **J. Ch. Augusti.**

Duo partes in uno volumine comprehensae.

Editio secunda.

8. maj. (VIII u. 674 Seiten.) Preis 4 Thlr. 15 Ngr.

Im Verlage von **F. A. Brockhaus** in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Gesammelte Schriften

von

Wilhelm von Normann.

Zwei Theile.

Gr. 12. Geh. 2 Thlr. 20 Ngr.

Inhalt: Vorwort von Alf. Reumont. — Die Reise auf den St.-Gotthardt. — Mosaik. Heinrich's IV. erste Liebe. — Sicilien. — Der deutsche Bauernkrieg. — Dthn. — Lyrisches. — Vermischtes.

Im Verlage von **Joh. Aug. Meissner** in Hamburg erschien soeben:

Heinrich der Sachsen-Held, ein erzählendes Gedicht von **C. Terpen.** Gr. 8. Geh. 1⅓ Thlr.

Früher erschien bei mir von derselben Verfasserin:

Der Diamant, ein Spiel der Phantasie. 1840. Gr. 12. Geh. 1⅓ Thlr.

und fand dieses letztere Werk die glänzendsten Beurtheilungen in Menzel's Literaturblatt, der dresdener Abendzeitung, der Zeitung für die elegante Welt u. s. w.

Durch alle Buchhandlungen ist gratis zu beziehen:

Verzeichniß von mehr als 1500 Werken in fremden Sprachen,

besonders englischer, italienischer, spanischer,

nebst vielen schönen Prachtwerken u. illustr. Ausgaben,

welche zu **sehr herabgesetzten Preisen** zu beziehen sind

von **Friedrich Fleischer,** Buchhändler in Leipzig.

In meinem Verlage ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Luther's Leben.

Erste Abtheilung:

Luther von seiner Geburt bis zum Ablaßstreite.
(1483—1517.)

Von

Karl Jürgens.

Zweiter Band.

Gr. 8. Geh. 2 Thlr. 15 Ngr.

Der erste Band wurde zu Anfang dieses Jahres ausgegeben und hat denselben Preis.

Leipzig, im September 1846.

F. A. Brockhaus.

Bei **Julius Groos** in Heidelberg ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Die

badische Gesetzgebung

und die

Deutschkatholiken

von

J. Küchler,

Vorsteher der deutschkatholischen Gemeinde in Heidelberg.

Gr. 8. Geh. Preis 24 Kr. Rhein., oder 7½ Ngr.

Soeben ist bei **Meyer & Zeller** in Zürich erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Schärer, Dr. Eman., Über den Standpunkt und die Aufgabe der Philosophie in unserer Zeit. Habilitationsrede, gehalten am 1. Mai 1846 in Basel. 8. 6 Ngr., oder 21 Kr.

— — Beiträge zur Erkenntniß des Wesens der Philosophie. Gr. 8. 12 Ngr., oder 42 Kr.

BEKANNTMACHUNG.

Dritter Neuhäuser Steinkohlen-Verein.

Zweck: Abbau des Kohlenfeldes JULIANE.

Flächengrösse: Etwa 8 Millionen Quadratfuss. — *Geschätzter Kohleninhalt:* Über 100 Millionen Centner. — *Abbauzeit:* 100 Jahre. — *Jährliche Förderung:* Circa 150,000 Centner.

Zins: 5½ Procent. — Dividende: 7 Procent.

Da weitere Eisenhüttenanlagen auch den Abbau meines Neuhäuser Kohlenfeldes **Juliane** gebieten, so soll derselbe in **gemeinschaftliche und halbe Rech-**

Digitized by Google

nung mit einer Actiengesellschaft unter der Firma: **Dritter Neuhäuser Steinkohlen-Verein,** geschehen. Das erfoderliche Capital, **400,000 Thlr. Ct.,** wird aufgebracht durch Ausgabe von 2000 Actien, à 200 Thlr. Ct. oder 350 Fl. im 24 Fl.-Fuss.

Das **Steinkohlenfeld Juliane**, kraft landesherrlicher Special-Beleihungsurkunde vom 13. Januar 1845 mein erbliches Besitzthum, liegt im herzoglich Sachsen-Meiningischen Bergrevier **Neuhaus** und wird von den Kohlenfeldern Bernhard, Sophie, Minna und Joseph begrenzt. Das bekannte **Neuhäuser Steinkohlenflötz** ist sowol an der Nordgrenze erbohrt worden als auch unfern der südlichen Feldgrenze, und hier mit der sehr grossen Mächtigkeit von **26 Fuss** in **bester** Qualität. Die Flächen**grösse** des Complexes ist 160,000 Geviertlachter oder etwa **8 Millionen** Quadratfuss und der geschätzte **Kohleninhalt** desselben, bei angenommener mittlerer Mächtigkeit von 13 Fuss, über **hundert Millionen Ctr.** Planmässig ist die **Abbauzeit** auf 100 Jahre berechnet, und die **jährliche Förderung** soll mindestens 750,000 Centner betragen. Es wird auf diese Förderung und auf die **niedrigsten** Verkaufspreise (24 Kreuzer per Ctr. Reinkohle und 12 Kreuzer per Ctr. Mischkohle) für die Actionnairs ein **jährlicher Ueberschuss** von etwa **sieben Procent** als Dividende bleiben, und ausserdem geniessen sie von ihrem Capital **fünf und ein halb Procent** Zinsen.

Ein **Sechstel** des gesammten Nettoertrags soll zur allmäligen **Capital-Amortisation** verwendet werden. Bewirkt wird dieselbe von dem Zeitpunkte rentabler Kohlenförderung an durch jährliche Actien**auslosung.** Die Inhaber der verlosten Actien, deren Rückzahlung innerhalb vier Wochen nach der Verlosung erfolgt, bleiben zum Fortbezug der Dividende noch auf die nächstfolgenden drei Jahre berechtigt. Dann ist ihr Antheil am Unternehmen erloschen.

Für das Actiencapital tritt der Unterzeichnete dem Verein das **halbe Abbaurecht** für das ganze Feld, beziehungsweise den halben Ertrag der gesammten Kohlenförderung bis zur vollständigen Amortisation des Capitals ab, er bestreitet auf seine Kosten das Abteufen eines **Hauptförder- und Maschinenschachts** von 200 □Fuss Querdurchschnittsfläche bis auf das Kohlenflötz, den Bau eines ausgemauerten, etwa 70 Lachter langen **Förderstollens**, die Ausführung sämmtlicher **Tagebauten,** die Anlage der nöthigen **Strassen und Schienenwege**, die Anschaffung und Aufstellung **zweier Dampfmaschinen** von zusammen etwa hundert Pferdekräften, die Construction und den Einbau der Apparate für **Förderung** und **Wasserhaltung** und die **Verzinsung** des Actiencapitals selbst für so lange, bis eine rentable Kohlenförderung im Felde **Juliane** eingetreten ist.

Ausserdem überlässt er dem Vereine vom 1. August an **auf die nächsten zehn Jahre** den halben Ertrag der gesammten Kohlenförderung auf seinem bereits in rentablem Betrieb stehenden Steinkohlenwerke **Vereinigter Nachbar** einschliesslich der vorhandenen Kohlenvorräthe und übernimmt den Ausbau des auf dieser Grube gegenwärtig im Abteufen begriffenen grossen Maschinenschachts mit Tagegebäuden, Pump- und Fördervorrichtungen auf seine alleinigen Kosten.

Von dem Zeitpunkt an, wo die Kohlenförderung im Julianenfelde beginnt, unterliegt die Rechnungsführung gesetzlich der **amtlichen Controle.** Der Rechenschaftsbericht der gemeinschaftlichen Grubenverwaltung wird am Schlusse jedes Rechnungsjahres gedruckt und den Actionnairs auf Verlangen mitgetheilt. Die Grösse der aus den Erträgnissen zu zahlenden **Dividende** wird anfangs Juli jeden Jahres durch die augsburger Allgemeine Zeitung, die Weser-Zeitung und den Hamburger Correspondenten bekannt gemacht.

Es geniesst dieses Unternehmen den grossen Vorzug, dass, **während** im Kohlenfelde **Juliane** das Schachtabsinken geschieht, ein **mit guter Ausbeute bereits in Betrieb** stehendes Kohlenwerk dem Vereine zur **gemeinschaftlichen** Nutzung auf mindestens so lange Zeit überlassen wird, als erfoderlich ist, um das Julianenfeld selbst zur vollen Rentabilität zu bringen, so **dass folglich** aus den Ueberschüssen der täglich wachsenden Kohlenförderung auf jenem Werke schon bei Verfall des **ersten** Zinscoupons **Dividenden** zur Vertheilung kommen. Diese Dividenden werden sehr **bedeutend** werden, denn nach Niederbringen des Maschinenschachts, wozu blos noch 8 Monate Zeit erfoderlich sind, wird die Kohlengewinnung auf 1200 Ctr. täglich steigen, für welche der Absatz, der an die deutsche Eisenbahnschienen-Compagnie zu 21 Kreuzer per Ctr. Koakkohle geschieht, zum Voraus gesichert ist. Es kann unsern Kohlen an Absatz überhaupt niemals fehlen. Die projectirten neuen Eisenhüttenwerke steigern den Brennstoffbedarf ins Ungeheure, und zudem kommen unsere Kohlenwerke im Julianenfelde nahe an den Bahnhofplatz der durch Staatsvertrag in der Ausführung sichergestellten Sonneberg-Neuhäuser **Eisenbahn** zu liegen, welche als Zweigbahn der Main-Weserbahn, und durch diese mit den süd- und norddeutschen Eisenstrassen zusammenhängend, nach allen Richtungen hin einen weit grösseren Markt eröffnet, als die Neuhäuser Kohlenproduction jemals bedarf und befriedigen kann.

In Bezug auf **Gefälle** und **Abgaben** sind die Kohlenwerke im Julianenfelde sehr begünstigt. Sie entrichten nur den **halben** Zehnten und sind durch landesherrliche Privilegien von allen übrigen Abgaben **befreit.**

Der **Angriff** der Arbeiten im **Julianen**felde ist bereits **geschehen.**

Actien und deren Beziehung.

1) Die **Actien**, welche auf den **Inhaber** lauten, sind für den Betrag von 200 Thaler Courant oder 350 Fl. im 24 Fl.-Fuss ausgestellt. Sie **datiren** vom 1. August dieses Jahres und geben von da ab **fünf und ein halb Procent Zinsen**, ausser den vom Ertrage der Kohlenförderung abhängigen, veränderlichen **Dividenden.** Für Zins und Dividenden sind den Actien 40 **Coupons** beigefügt. Die Beiträge der Coupons sind jeden **1. August** sowol bei der Hauptkasse hier, als auch bei den auf den Zinsleisten bemerkten Bankhäusern in Augsburg, Frankfurt a. M. und Berlin zu erheben.

2) Wer Actien bestellt, hat für dieselben innerhalb 8 Wochen **Zahlung** zu leisten. Es kann soche sowol durch portofreie Zusendung des baaren Betrags, oder durch kurze Rimessen auf deutsche Wechselplätze, oder auch durch Einsendung von zinstragenden, couranten deutschen Staatspapieren und Eisenbahn-Actien geschehen, die zum Tagescurs berechnet werden. Zahlungen an auswärtige Bankhäuser sind ebenfalls zulässig, bedürfen jedoch meiner vorherigen Genehmigung.

3) Alle **Actienbestellungen,** die **vor** dem 30. September **eingehen,** werden, soweit die zum Verkauf gestellte Partie reicht, zu 2 Procent über **pari** vollzogen. **Spätere** Aufträge unterliegen einem höhern **Aufgeld,** dessen Regulirung gegenseitiger Einigung vorbehalten bleibt.

Hildburghausen, am 30. August 1846.

Der Chef der deutschen Eisenbahnschienen-Compagnie
und Director der Neuhäuser Steinkohlen-Vereine:

J. Meyer.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

1846. № XVII.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften „Blätter für literarische Unterhaltung“ und „Isis“ beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.

Verzeichniss der Vorlesungen,

welche
an der königlich bairischen Friedrich-Alexanders-Universität zu Erlangen
im Winter-Semester 1846—47 gehalten werden sollen.

Theologische Facultät.

Dr. Kaiser: Übungen des exegetischen Seminariums der alt- und neutestamentlichen Abtheilung, biblische Einleitung, Genesis. — Dr. Engelhardt: Übungen des kirchenhistorischen Seminars, Kirchengeschichte, Dogmengeschichte. — Dr. Höfling: Übungen des homiletischen und katechetischen Seminariums, Homiletik, Liturgik. — Dr. Thomasius: Dogmatik, Dicta probantia, comparative Symbolik. — Dr. Hofmann: Evangelium des Matthäus, alttestamentliche Weissagungen auf Christus, alttestamentliche Geschichte. — Dr. von Ammon: kirchliche Archäologie, Übungen im Pastoralinstitute. — Dr. Schmid: kirchliche Statistik, Geschichte der neuern Theologie von Semler an.

Unter der Aufsicht und Leitung des königlichen Ephorus werden die angestellten vier Repetenten wissenschaftliche Repetitorien und Conversatorien in lateinischer Sprache für die Theologie Studirenden in vier Jahrescursen halten.

Juristische Facultät.

Dr. Bucher: Institutionen des römischen Rechts, äußere und innere römische Rechtsgeschichte, Erbrecht. — Dr. Schmidtlein: Encyklopädie und Methodologie der Rechtswissenschaft, gemeines und bairisches Criminalrecht, einzelne ausgewählte Lehren des Strafprocesses. — Dr. Schelling: bairisches Staatsrecht, gemeinen und bairischen ordentlichen Civilproceß, deutsches Bundesrecht. — Dr. von Scheurl: Pandekten, gemeines deutsches und bairisches Kirchenrecht, ausgewählte Stellen der Digesten. — Dr. Gengler: deutsches Privatrecht, gemeines deutsches und bairisches Lehenrecht, Vertheidigungskunst im Strafprocesse, bairisches Hypothekenrecht. — Dr. Ordolff: äußere und innere Geschichte des römischen Rechts, Philosophie des Rechts, Pandektenpraktikum, Lehre von den Verträgen nach heutigem römischen Rechte.

Medicinische Facultät.

Dr. Fleischmann: menschliche pathologische Anatomie, menschliche specielle Anatomie, Secirübungen. — Dr. Koch: Anleitung zum Studium der kryptogamischen Gewächse Deutschlands und der Schweiz, specielle Pathologie und Therapie der chronischen Krankheiten. — Dr. Leupoldt: allgemeine Pathologie und Therapie, Geschichte der Medicin in Verbindung mit der Geschichte der Gesundheit und der Krankheiten. — Dr. Roßhirt: geburtshülfliche Klinik, Krankheiten des weiblichen Geschlechts. — Dr. Heyfelder: Chirurgie, chirurgische Klinik, Cursus über Anlegung chirurgischer Verbände. — Dr. Canstatt wird seine Vorlesungen nach seiner Rückkehr von Italien besonders anzeigen. — Dr. Trott: Arzneimittellehre, medicinische Policei. — Dr. Will: allgemeine und medicinische Zoologie, Encyklopädie und Methodologie der Medicin, Naturgeschichte des Menschen, Examinatorium über vergleichende Anatomie und Physiologie, mikroskopische Übungen. — Dr. Fleischmann: Osteologie und Syndesmologie, Anatomie und Physiologie des Gehirns und Rückenmarks. — Dr. Wintrich: specielle Pathologie und Therapie, physikalische Diagnostik, Casuisticum medicum.

Philosophische Facultät.

Dr. Kastner: encyklopädische Übersicht der gesammten Naturwissenschaft, Geschichte der Physik und Chemie, allgemeine Experimentalchemie, Verein für Physik und Chemie. — Dr. Böttiger: Statistik, allgemeine Geschichte, Geschichte und Statistik des Königreichs Baiern. — Dr. Döderlein: Übungen des philologischen Seminars, Gymnasialpädagogik, Horazens Briefe und Ars poetica, griechische Literaturgeschichte. — Dr. von Raumer: allgemeine Naturgeschichte, Krystallkunde. — Dr. von Staudt: analytische Geometrie, Analysis. — Dr. Fischer: Logik und Metaphysik, philosophische Ethik, Encyklopädie des akademischen Studiums. — Dr. Drechsler: hebräische Sprache, Jesaja Cap. 1—35, Sanskrit. — Dr. Nägelsbach: Methodik des lateinischen Sprachunterrichts, Übungen der Seminaristen, Demosthenes' Rede de corona, Geschichte der hellenischen Theologie. — Dr. Weinlig: Finanzwissenschaft, Volkswirthschaftspolitik, Technologie. — Dr. Fabri: Technologie verbunden mit Excursionen, Finanzwissenschaft, politische Rechenkunst. — Dr. Winterling: Dante's Hölle, englische, spanische und italienische Sprache. — Dr. von Schaden: Psychologie und Anthropologie, speculative Ethik, Geschichte der griechischen Philosophie von Thales bis Proklus. — Dr. von Raumer: neuere Geschichte, von der Entdeckung Amerikas bis auf die Gegenwart. — Dr. Martius: Pharmacognosie des Thierreichs, Pharmacognosie des Pflanzenreichs mit Bezugnahme auf die neuesten Entdeckungen, Examinatorium. — Dr. Heyder: Logik und Metaphysik, Entwickelung der Platonischen Philosophie und ihres Verhältnisses zur neuern, Conversatorium über Hauptfragen der Propädeutik, Logik und Metaphysik. — Dr. Schnizlein: Pflanzengeographie in Verbindung mit den Grundzügen der Geologie, Repetitorium aus den gesammten Naturwissenschaften.

Die Tanzkunst lehrt Hübsch, die Reitkunst Flinzner, die Fechtkunst Quehl.

Die Universitätsbibliothek ist jeden Tag (mit Ausnahme des Sonnabends) von 1—2 Uhr, das Lesezimmer in denselben Stunden und Montags und Mittwochs von 1—3 Uhr, das Naturalien- und Kunstcabinet Mittwochs und Sonnabends von 1—2 Uhr geöffnet.

Neu erschien soeben in meinem Verlage und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Skizzen aus dem häuslichen Leben.

Aus dem Schwedischen.

Zwei Theile.
Gr. 12. Geh. 1 Thlr. 15 Ngr.

Leipzig, im September 1846.

F. A. Brockhaus.

Bei den Unterzeichneten sind soeben folgende

Schulbücher

und überhaupt für den Unterricht wichtige Werke
erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Hagenbach, Dr. **K. R.**, Über die Bedeutung des Religionsunterrichtes an höhern Bildungsanstalten. Schulrede. 8. 5 Ngr., oder 18 Kr.

Mager, Dr., Die genetische Methode des schulmäßigen Unterrichtes in fremden Sprachen und Literaturen, nebst Darstellung und Beurtheilung der analytischen und der synthetischen Methoden. Dritte Bearbeitung.

Auch unter dem Titel: Moderne Humanitätsstudien 3tes Heft. 2 Thlr., oder 3 Fl. 36 Kr.

Früher erschien:

Über Wesen, Einrichtung und pädagogische Bedeutung des schulmäßigen Studiums der neuern Sprachen und Literaturen, und die Mittel, ihm aufzuhelfen. Oder: Moderne Humanitätsstudien 2tes Heft. 18¾ Ngr., oder 1 Fl. 9 Kr.

Dübarle, H., Vollständige Darstellung der französischen Conjugation mit Elementarübungen theoretisch und praktisch bearbeitet. Mit einem Vorwort von Prof. **Conr. v. Orelli**. 8. 27 Ngr., oder 1 Fl. 36 Kr.

Eichelberg, J. F. A., Naturhistorischer Wandatlas zum Gebrauch beim Unterricht in höhern Lehranstalten, namentlich in Seminarien, Gymnasien, Bürger-, Real-, Bezirks- und Secundarschulen nach methodischen Grundsätzen. Erste Abtheilung: **Mineralogie** in 24 Tafeln mit 96 Krystallformen auf schwarzem Grunde. 1 Thlr. 20 Ngr., oder 3 Fl. Zweite Abtheilung: **Zoologie**. Erstes Heft. Säugethiere, complet, schwarz 1 Thlr. 20 Ngr., oder 3 Fl.; prachtvoll colorirt 3 Thlr., oder 5 Fl. 24 Kr.

Kronauer, J. H., Vorlegeblätter für Maschinenzeichnen. Eine Sammlung stufenweise geordneter Maschinentheile und deren wichtigsten Zusammensetzungen, mit einem Anhange von vollständigen Maschinen. Nebst den nöthigen Erklärungen auf den Vorlegeblättern selbst, in deutscher und französischer Sprache. Folio. Erste Lieferung. 1 Thlr. 15 Ngr., oder 2 Fl. 42 Kr.

☞ Diese Blätter sind zunächst für Gewerbsschulen bestimmt und deshalb die Figuren nicht nur in ziemlich großem Maßstabe gezeichnet, sondern auch die Maße zu allen Dimensionen gegeben. Die in der Sammlung enthaltenen Maschinentheile sind aus Werken von anerkannt tüchtigen Maschinenbauern entnommen. Der Herausgeber ist durch sein größeres Werk: „**Zeichnungen von ausgeführten, in verschiedenen Zweigen der Industrie angewandten Maschinen, Werkzeugen und Apparaten** &c." bereits vortheilhaft genug bekannt.

Meyer, C. Fr., Biblische Bilder und Gedichte für Schule und Haus. Nach den vorzüglichsten Werken herausgegeben. Großfolio. Lithographirt in Thondruck. 2te und 3te Lieferung. à 2 Thlr., oder 3 Fl. 36 Kr.

Hogner, R., The english Reader. Vol. II. Choice collection of miscellaneous pieces selected from the best english **Poets** designed for the use of schools and private teaching. 8. 1 Thlr. 3 Ngr., oder 1 Fl. 57 Kr.

Diese poetische Sammlung, wie die mit besonderm Beifall aufgenommene prosaische des nämlichen Herrn Herausgebers wird hiermit wegen der in jeder Hinsicht äußerst sorgfältigen Auswahl vorzüglich auch für den Unterricht der weiblichen Jugend bestens empfohlen.

Mager, Encyklopädie oder die Philosophie der Wissenschaften, als Propädeutik für abgehende Schüler der Gelehrten- und Bürger- (Real-) Schulen, Gymnasien und angehende Studirende auf Hoch- und Fachschulen. Erste Lieferung. Bogen 1—38. 1 Thlr. 21 Ngr., oder 3 Fl.

Das complete Werk kommt auf höchstens 7 Fl. zu stehen.

Menzel, A., Methodischer Handatlas zum gründlichen Unterrichte in der Naturgeschichte für Schüler höherer Lehranstalten, sowie zur Selbstbelehrung. 5te und 6te Lieferung. 8. Die Lieferung von 12 Tafeln mit Text à 5 Ngr., oder 18 Kr.

Die außerordentliche Billigkeit dieses bereits als vortrefflich anerkannten Lehrmittels macht dasselbe für Anschaffung in Schulen als Supplement zu allen naturhistorischen Lehrbüchern sehr geeignet.

Daz Maehre von Vroun Helchen Sünen aus der Ravennenschlacht ausgehoben von *Ludwig Ettmüller*. Mit Wörterbuch. Brosch. 27 Ngr., oder 1 Fl. 30 Kr.

Vernaleken, Theod., Das deutsche Volksepos. Nach Wesen, Inhalt und Geschichte, mit einer erläuternden Auswahl aus den Nibelungen und der Gudrun. 8. 21 Ngr., oder 1 Fl. 15 Kr.

Meyer & Zeller in Zürich.

Von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die NEUERE MEDICIN IN FRANKREICH.

Nach Theorie und Praxis.

Mit vergleichenden Blicken auf Deutschland.
Von
Dr. ***Emil Kratzmann.***

Erste Abtheilung.
Gr. 8. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr.

Dieses aus einem eifrigen Studium der französischen Medicin an Ort und Stelle und aus einer sorgfältigen Vergleichung und Benutzung der einschlagenden Schriften hervorgegangene Werk wird aus zwei Abtheilungen bestehen, von denen die erste den **allgemeinen Theil**, nämlich die fortlaufende Geschichte des Entwickelungsganges der neuern französischen Medicin enthält. Die zweite Abtheilung, der **besondere Theil**, wird sich über die speciellen Leistungen der neuern französischen Medicin verbreiten.

Bei **Joh. Ambr. Barth** in **Leipzig** ist erschienen:

Unger, Dr. E. S., Handbuch der Staats-Lotterie-Anleihen. Zweiter Theil, welcher von den kurfürstlich hessischen und grossherzoglich badenschen Anleihen, behufs des Baues der Eisenbahnen auf Staatskosten, sowie von dem Privatanleihen Sr. Majestät des Königs von Sardinien ausführliche Nachweisungen gibt. Mit einem Anhange, enthaltend die in den zehn stattgehabten Ziehungen herausgekommenen Serien der polnischen 500-Guldenloose, die gegenwärtig verzinsliche Staatspapiere sind. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Der erste Band dieses so beifällig aufgenommenen Werkes unter dem Titel:

Handbuch der Staats-Lotterie-Anleihen, enthaltend eine ausführliche Nachweisung über die gegenwärtig bestehenden Anleihen dieser Art, eine genaue Angabe des Standes derselben und des wahren Werthes der Loose vor und nach einer jeden Ziehung. Mit einer Einleitung, welche das Wesen dieser Anleihen in staatswissenschaftlicher und mercantilischer Hinsicht erläutert und Anleitung zur Ausführung aller auf dieselben Bezug habenden Rechnungen gibt. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

wird hierdurch aufs neue empfohlen.

In **Karl Gerold's** Verlag in **Wien** ist erschienen:

Jahrbücher der Literatur.

Hundertvierzehnter Band.

1846.

April. Mai. Juni.

Inhalt des hundertvierzehnten Bandes.

Art. I. Fünf Werke zur spanischen Romanzenpoesie von E. Rosseeuw-St.-Hilaire, V. A. Huber, Depping und F. J. Wolf. — Art. II. Drei Reisewerke über den Orient von G. Zachariä, A. Grisebach und J. Ph. Fallmerayer. — Art. III. Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation von Leopold Ranke. Vierter und fünfter Band. Berlin 1843. — Art. IV. Histoire de l'Artillerie, Ire partie; par M. *Reinaud* et M. *Favé*. Paris 1845. Mit einem Atlas in Quart. — Art. V. 1) Messager des sciences historiques de Belgique. Recueil publié par MM. *J. de Saint-Genois* etc. Gand 1839—44. (Sechs Jahrgänge.) 2) Histoire de Belges à la fin du dix-huitième siècle, par *Ad. Borgnet*. Deux Tomes. Bruxelles 1844. (Schluß.) — Art. VI. Allgemeine Culturgeschichte der Menschheit von Gustav Klemm. Dritter und vierter Band: Die Urzustände der Berg- und Wüstenvölker der activen Menschheit. Leipzig. — Art. VII. Reise in den Orient von Konstantin Tischendorf. Zweiter Band. Leipzig 1846.

Inhalt des Anzeige-Blattes Nr. CXIV.

I. Über das Entstehen vieler Jettons und Medaillen auf Gewerken, Bergwerks-, Kammer- und Buchhandlungsbeamte in den östreichischen Landen im 16. und im Anfange des 17. Jahrhunderts, nebst Angabe und historischer Erläuterung von 70 derlei Stücken. Von Joseph Bergmann. — II. Nachtrag zu Antonio Abondio im Anzeigeblatte des CXII. Bandes dieser Jahrbücher. — III. Rechenschaft über meine handschriftlichen Studien auf meiner wissenschaftlichen Reise von 1840—44. Von Prof. Dr. Tischendorf zu Leipzig. (Fortsetzung.)

Durch alle Buchhandlungen ist zu erhalten:

Der neue Pitaval.

Eine Sammlung der interessantesten Criminalgeschichten aller Länder aus älterer und neuerer Zeit.

Herausgegeben von

Dr. J. E. Hitzig und Dr. W. Häring (W. Alexis).

Erster bis neunter Theil.

Gr. 12. Geh. 17 Thlr. 24 Ngr.

Der erste Theil kostet 1 Thlr. 24 Ngr., der zweite bis neunte Theil jeder 2 Thlr.

I. Karl Ludwig Sand. — Die Ermordung des Fualdes. — Das Haus der Frau Web. — Die Ermordung des Pater Thomas in Damaskus. — James Hind, der royalistische Straßenräuber. — Die Mörder als Reisegesellschaft. — Donna Maria Vicenta de Mendieta. — Die Frau des Parlamentsrath Tiquet. — Der falsche Martin Guerre. — Die vergifteten Mohrrüben.

II. Fonk und Hamacher. — Die Marquise von Brinvillier. — Die Geheimräthin Ursinus. — Anna Margaretha Zwanziger. — Gesche Margaretha Gottfried. — Der Wirthschaftsschreiber Tarnow. — Die Mörderinnen einer Hexe. — Die beiden Nürnbergerinnen. — Die Marquise de Gange.

III. Struensee. — Lesurques. — Der Schwarzmüller. — Der Marquis von Anglade. — Jacques Lebrun. — Der Mord des Lord William Russell. — Nickel List und seine Gesellen. — Berthelemy Roberts und seine Flibustier.

IV. Cinqmars. — Admiral Byng. — Der Pfarrer Riembauer. — Der Magister Tinius. — Eugen Aram. — Der Mädchenschlächter. — Die Kindesmörderin und die Scharfrichterin. — Jean Calas. — Jonathan Bradford. — Der Ziegelbrenner als Mörder. — Der Herr von Pivardière. — Klara Wendel, oder der Schultheiß Keller'sche Mord in Luzern.

V. Warren Hastings. — Der Sohn der Gräfin von St.-Geran. — Ludwig Christian von Oinhausen. — Mary Hendron und Margaret Pendergras. — Zur Geschichte der englischen Highwaymen: 1) Spiggott und Philipps. 2) Hawkins und Simpson. 3) Ralph Wilson und William Barkwith. — Erner. — Der Doctor Castaing.

VI. Der Tod des Prinzen von Condé. — Rudolf Kühnapfel. — Jonathan Wild. — Urban Grandier. — Rosenfeld. — Die beiden Christusfamilien zu Jöllenbeck. — Matheo von Casale. (Mit einer lithographirten Tafel.) — Burke und die Burkiten. — La Roncière und Marie Morell. — Maria Katharina Wächtler, geb. Wunsch.

VII. Das papistische Complot. — William Lord Russell. — Der blaue Reiter. — Der verrätherische Ring. — Das Gelöbniß der drei Diebe. — Die Tragödie von Salem. — Jochim Hinrich Ramcke.

VIII. Cagliostro. — Die Halsbandgeschichte. — Der Sohn des Herrn von Caille. — John Sheppard. — Louis Mandrin. — Antoine Mingrat.

IX. Miguel Serveto. — Eine erste Conventiklerin. — Die Quäker in Boston. — Elizabide. — Die beiden Markmann. — Der Dieb als Vatermörder. — Der Sohn des Bettlers. — Contrafatto. — Wilster, genannt Baron von Essen.

Leipzig, im September 1846.

F. A. Brockhaus.

In der **Elwert'schen Universitätsbuchhandlung** zu Marburg ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Vangerow, Dr. K. A. von (Hofrath zu Heidelberg), Leitfaden für Pandektenvorlesungen. Dritten Bandes erste Lieferung, oder der Obligationen erste Abtheilung. **Zweite Auflage.** Gr. 8. Brosch. 1 Thlr. 15 Sgr. = 2 Fl. 42 Kr.

Erster Band: Allgemeine Lehren. S. g. Familienrecht. Dingliche Rechte. Rechte. **Dritte Auflage.** 3 Thlr. 18 Sgr. = 6 Fl. 15 Kr. **Zweiter Band:** Das Erbrecht. **Dritte Auflage.** 2 Thlr. 22½ Sgr. = 4 Fl. 27 Kr.

Die letzte Lieferung des ganzen Werkes wird binnen kurzem erscheinen.

Urtheil des Obergerichts zu Marburg in der Untersuchungssache gegen den Professor Dr. Sylvester Jordan, wegen versuchten Hochverraths. Nebst den Entscheidungsgründen. Neuer Abdruck. Gr. 8. Brosch. 11 Bogen. 15 Sgr. = 54 Kr.

Büchel, Dr. C. (Professor zu Marburg), Civilrechtliche Erörterungen. Zweite verbesserte und vermehrte Auflage. **Erster Band.** Gr. 8. Brosch. 30½ Bogen. 2 Thlr. = 3 Fl. 36 Kr.

Inhalt: I. Über die Wirkung der Klagenverjährung. — II. Über die Natur des Pfandrechts. — III. Über jura in re und deren Verpfändung.

Erkenntniß des Oberappellationsgerichts zu Kassel in der Untersuchungssache gegen den Professor Dr. Sylvester Jordan, wegen versuchten Hochverraths. Mit Anmerkungen und Actenauszügen begleitet von H. F. Eggena, Obergerichtsrath zu Marburg. Brosch. 20 Sgr. = 1 Fl. 12 Kr.

Bei **Julius Groos** in Heidelberg ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Galerie berühmter Männer

des

neunzehnten Jahrhunderts.

Von

Gustav von Struve.

Zweites Heft.

Gr. 8. Geh. Preis 42 Kr. Rhein., oder 12½ Ngr.

En vente chez **F. A. Brockhaus** à Leipzig:

Histoire des progrès du droit des gens en Europe et en Amérique

depuis la paix de Westphalie jusqu'à nos jours.

Avec une introduction sur les progrès du droit des gens en Europe avant la paix de Westphalie.

Par

Henry Wheaton.

Seconde édition,

revue, corrigée et augmentée par l'auteur.

Deux volumes.

Gr. 8. Broch. 4 Thlr.

In unserm Verlage ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die Frauen der Bibel.

In Bildern mit erläuterndem Texte.

Erste Abtheilung:

Frauen des Alten Testaments. 15—20 Lieferungen.

1.—5. Lieferung. Schmal gr. 4. Subscriptionspreis einer Lieferung 8 Ngr.

Bei Bearbeitung des **Textes** war es die Aufgabe des Herausgebers, in möglichst ursprünglicher, an die Bibel sich anschließender Darstellung die Charakterbilder biblischer Frauen zu zeichnen, Nichts hineinzutragen und Nichts hinwegzunehmen. Die **Bilder**, welche zu den **ausgezeichnetsten Leistungen moderner Kunst** gehören, liefern dazu einen lebendigen Commentar und werden jeden Beschauer für die lieblichen, sinnigen Frauengestalten einer alten, ehrwürdigen Zeit begeistern.

Die erschienenen Lieferungen enthalten: **Esther, Rebekka, die Tochter Jephtha's, Delila** und **Eva.**

Neue Shakspeare-Galerie.

Die Frauen und Mädchen in Shakspeare's *dramatischen Werken.*

Schmal gr. 4. 45 Stahlstiche mit Text, welche in 45 Lieferungen erscheinen.

Subscriptionspreis einer Lieferung: 8 Ngr.

1.—3. Lieferung: Miranda, Ophelia und Beatrice.

Jede Lieferung enthält ein Bild mit dem dazu gehörenden Texte, welcher in wenigen Zügen den Leser an die Hauptmomente des Stücks erinnernd, zugleich die dargestellten Charaktere besonders hervortreten läßt. Die Einleitung, welche nach Beendigung des Ganzen erscheinen wird, soll dem Leser eine Übersicht dieser verschiedenen Schöpfungen des Dichters gewähren.

Leipzig, im September 1846.

Brockhaus & Avenarius.

Erster Neuhäuser Steinkohlen-Verein.

Zins- und Dividenden-Erhebung.

Diejenigen Herren Actionnairs, welche den am 1. Juli d. J. verfallenen **dritten Coupon** noch nicht erhoben haben, werden zur Präsentation desselben hiermit aufgefodert. Er wird mit

14 Thlr. Ct., od. 24 Fl. 30 Kr. im 24-Fl.-Fuss

sowol an unserer Kasse **hier,** als von den Bankhäusern **B. Metzler sel. Sohn & Cons.** in Frankfurt a. M., **Anhalt & Wagener** in Berlin, und **Joh. Lorenz Schäzler** in Augsburg bezahlt.

Den Herren Actionnairs diene bei diesem Anlass zur Nachricht, dass die Kohlenförderung für Vereinsrechnung gegenwärtig über **6000 Ctr. wöchentlich** beträgt, für das **nächste** Betriebsjahr eine Förderung von **300,000 Ctr.** Rein- und Mischkohle beabsichtigt wird und ausser dem **Zins** eine **Dividende** von **10—12 Thlr.** für **jede Actie** von 200 Thlr. zu erwarten steht.

Hildburghausen, August 1846.

Die Direction.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

1846. № XVIII.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften „Blätter für literarische Unterhaltung" und „Isis" beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.

Orientalische Literatur.

Im Verlage von **F. A. Brockhaus** in Leipzig ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Die Märchensammlung des Somadeva Bhatta aus Kaschmir. Aus dem Sanskrit ins Deutsche übersetzt von **Hm. Brockhaus.** Zwei Theile. Gr. 12. 1843. Geh. 1 Thlr. 18 Ngr.

Hitopadesa. Eine alte indische Fabelsammlung. Aus dem Sanskrit zum ersten Male ins Deutsche übersetzt von **M. Müller.** Gr. 12. 1844. Geh. 20 Ngr.

Indische Gedichte. In deutschen Nachbildungen von **A. Hoefer.** Zwei Lesen. Gr. 12. 1844. Geh. 2 Thlr.

Moslicheddin Sadi's Rosengarten. Nach dem Texte und dem arabischen Commentar Sururi's aus dem Persischen übersetzt mit Anmerkungen und Zugaben von **K. H. Graf.** Gr. 12. 1846. Geh. 1 Thlr. 6 Ngr.

Kathâ Sarit Sâgara. Die Märchensammlung des **Sri Somadeva Bhatta** aus Kaschmir. Erstes bis fünftes Buch. Sanskrit und deutsch herausgegeben von **Hm. Brockhaus.** Gr. 8. 1839. Geh. 8 Thlr.

Prabodha Chandrodaya Krishna Misri Comoedia. Edidit scholiisque instruxit *Hm. Brockhaus.* Gr. 8. 1845. Geh. 2 Thlr. 15 Ngr.

In **K. Gerold's** Verlagsbuchhandlung in **Wien** ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Compendium
der populairen
Mechanik und Maschinenlehre.

Von

Adam Burg,

k. k. Regierungsrath, ordentlichem öffentlichen Professor d. Mechanik und Maschinenlehre am k. k. polytechnischen Institute in Wien, Ritter mehrer hoher Orden und Mitglied mehrer in- und ausländischer gelehrter Gesellschaften, Akademien und Vereine.

Zwei Abtheilungen
mit einem Atlas von 20 Kupfertafeln in Folio.
Wien 1846. Gr. 8. In Umschlag brosch. 5 Thlr.

Der Verfasser dieses zeitgemässen Werkes ist durch seine vielen gediegenen Arbeiten im Gebiete der reinen und angewandten Mathematik und Maschinenlehre bereits so rühmlich bekannt, und die Klarheit, mit welcher derselbe alle, selbst die schwierigsten Gegenstände so zu behandeln weiss, dass das Studium derselben angenehm und leicht wird, eine so anerkannte Eigenschaft aller Schriften dieses fruchtbaren und gründlichen Autors, dass es zur Anempfehlung nicht mehr bedarf als eine Hinweisung auf den reichen Inhalt dieses neuen Werkes, in welchem auf nur 38 Bogen fast alle aus dem Gebiete der technischen Mechanik und Maschinenlehre in der Praxis vorkommenden Sätze und Maschinen klar, bündig und ohne Anwendung eines höhern Calculs, daher auch dem minder vorgebildeten Gewerbtreibenden leicht fasslich abgehandelt worden.

Was aber den Werth dieses nicht sowol umfang- als inhaltreichen Werkes besonders erhöht und es auch dem praktischen Maschinenbauer vorzüglich empfehlenswerth macht, sind die vielen aus der Wirklichkeit entlehnten Beispiele, an welchen der Verfasser mit grosser Umsicht jedes Mal an den betreffenden Stellen die praktische Brauchbarkeit der deducirten Regeln erklärt und bewährt, sowie die beigegebenen Kupfertafeln, welche Originalzeichnungen enthalten, die selbst in dem kleinen Masstabe durch die sorgfältige und genaue Ausführung die Erklärungen wesentlich unterstützen und ergänzen.

Interssante Neuigkeit!

Ende dieses Monats wird fertig und kommt zu Anfang October zur Versendung:

Jahrbuch für Poesie und Prosa.

Mit Beiträgen von *E. Mörike, J. Kerner, E. Geibel, G. Kinckel, Hoffmann von Fallersleben, Karl Beck, R. E. Prutz, L. Storch, Titus Ulrich, H. Rollet, O. L. B. Wolff, J. P. Eckermann, Krug von Nidda* (†), *Fr. L. Jahn* u. s. w. u. s. w.

herausgegeben von ***Heinrich Pröhle.***

1847. Über 20 Bogen. 8. Geh. 1⅓ Thlr.

Dieses gediegenen Jahrbuchs ward schon vor dem Erscheinen in mehren Zeitschriften rühmlichst Erwähnung gethan, und wir wiederholen nur was ein Correspondent aus Berlin im Danziger Dampfboote, Nr. 101, am Schlusse seines Berichts sagt:

„Es ist zu hoffen und zu wünschen, dass das Publicum diesem neuen Vertreter der freien, productiven Literatur eine warme, lebendige Theilnahme zuwenden werde."

Merseburg, im September 1846.

Louis Garcke.

Von **F. A. Brockhaus** in Leipzig ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Der
Karthäuser.
Von
Eduard Habel.

Gr. 12. Geh. 16 Ngr.

Soeben ist bei den Unterzeichneten erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

The English Reader.

Vol. II.

Choice collection

of

miscellaneous pieces selected from the best english Poets designed for the use of schools and private teaching.

Compiled by

R. HEGNER,

Teacher of english language in Zürich.

8. Brosch. 1 Fl. 57 Kr.

Auch dieser Theil des so günstig aufgenommenen Werkes wird sich den nämlichen Beifall, welcher der englischen Prosa zu Theil geworden, um so eher erwerben, als auch hierbei mit Hinsicht auf den Inhalt in **jeder** Beziehung die **sorgfältigste** Auswahl getroffen wurde, sodaß das Werk vorzüglich auch für den Unterricht der **weiblichen** Jugend bestens empfohlen werden darf.

Meyer & Zeller in Zürich.

Neue Jenaische Allgemeine Literatur-Zeitung.

Jahrgang 1846. Gr. 4. 12 Thlr.

Wöchentlich erscheinen sechs Nummern. Insertionsgebühren für den Raum einer gespaltenen Zeile 1⅓ Ngr.; Beilagen werden mit 1 Thlr. 15 Ngr. berechnet.

September.

Inhalt: **E. F. Leopold:** Über die Perfectibilität des Katholicismus. — **L. Pelt:** Der Protestantismus nach seiner geschichtlichen Entstehung, Begründung und Fortbildung, von *F. A. Holzhausen*. — Collectivanzeige der auf die deutschkatholische Literatur bezüglichen Schriften, von *Ronge*, *F. Schaselka*, *F. T. Krause* u. A. — **Reuchlin:** 1) Die deutsche Reformation der Kirche, von *K. G. Bretschneider*. 2) Geschichte des evangelischen Protestantismus in Deutschland für denkende und prüfende Christen, von *Ch. G. Neudecker*. — **Troxler:** Wissenschaft der empirischen Psychologie in genetischer Entwickelung, von *P. Volkmuth*. — **Schrön:** Uranus, oder tägliche, für Jedermann fassliche Übersicht aller Himmelserscheinungen im J. 1846.. Zusammengestellt von *E. Schubert* und *H. v. Rothkirch*, und herausg. von *P. H. L. v. Boguslawski*. — **Grässe:** Übersicht der die Sage und das Märchen betreffenden Schriften aus den letzten acht Jahren. — **W. Graban:** Zur Charakteristik der Medicin der Gegenwart, von *J. M. Leupoldt*. — **G. F. Günther:** Manuel de Chronologie universelle, par M. *Sédillot*. — **Gutsav Klemm:** Nürnbergs Gedenkbuch, von *J. G. Wolff*. — **Preller:** 1) Handbuch der classischen Mythologie nach genetischen Grundsätzen, von *G. E. Burkhardt*. 2) Lehrbuch der Religionsgeschichte und Mythologie der vorzüglichsten Völker des Alterthums, von *K. Eckermann*. 3) Die Mythologie der asiatischen Völker u. s. w., von *K. Schwenck*. 4) Die Religion der Griechen und Römer, von *M. W. Heffter*. — **Thierfelder:** Die Krankheit zu Athen nach Thukydides. Mit erläuternden Anmerkungen von *H. Brandeis*. — **Karl Friedrich Gerber:** Deutsche Rechtsdenkmäler aus Böhmen und Mähren, von *E. F. Rössler*. — **Karl Wilhelm Ernst Heimbach:** Supplementum editionis Basilicorum Heimbachianae. Ed. *C. E. Zachariae a Lingethal*. — **Ernst Häusdörffer:** Philosophie der Grammatik, von *K. Schissen*. — **K. G. Jacob:** Ein Bild aus den Ostseeprovinzen oder Andreas von Löwis of Menar, von *K. L. Ern.* — Fichte's Vorschlag zu einer Philosophen-Versammlung; Gelehrte Gesellschaften; Beförderungen und Ehrenbezeigungen; Chronik der Gymnasien; Literarische u. a. Nachrichten; Preisaufgaben; Miscellen; Nekrolog.

Leipzig, im October 1846.

F. A. Brockhaus.

Antiquarische Kataloge

unsers Bücherlagers versandten wir vor einiger Zeit mit billigen Preisen:

Phil. Katalog. 20,000 Bde.
Historisch-geogr. mit Hülfswissensch. in 2 Abth. 30,000 Bde.
Medicinischer Katalog. 10,000 Bde.
Mathematik und Astronomie ꝛc. 3000 Bde.
Bauwissenschaftl. Katalog. 600 Bde.

und sind diese sowol als auch Bestellungen daraus durch die Buchhandlungen mit Beifügung unserer Firma zu beziehen.

Halle.

Lippert & Schmidt's antiq. Buchh.

Erschienen ist und in allen Buchhandlungen zu haben:

Johannes Huß und seine Zeit. Historisch-romantisches Zeitgemälde von L. Köhler. 3 Bde. 8. 4 Thlr. 15 Sgr.

Thomas Münzer und seine Genossen. Historischer Roman von L. Köhler. 3 Bde. 8. 4 Thlr.

Norwegen 1814. Historisch-romantisches Zeitgemälde von L. K. 8. 1½ Thlr.

Joh. Ambr. Barth in Leipzig.

Soeben sind in der **Schlesinger**'schen Buch- und Musikhandlung in Berlin erschienen:

Schleswig-Holstein meerumschlungen und **Deutschlands Antwort.** Volkslieder für 4 Männerstimmen, detto für eine Singstimme und Piano à 5 Sgr.

Vom 1. Januar k. J. ab erscheint, unter der Redaction des Lehrers **Karl Laaß**, in meinem Verlage eine Monatsschrift, unter dem Titel:

Deutsche Volksschule.

Ihr Bestreben wird dahin gerichtet sein, den Bürger und Landmann für die hochwichtigen Interessen der Schule immer mehr mehr heranzuziehen. In populairer Weise wird sie versuchen, die großen Fragen der häuslichen und öffentlichen Erziehung vor dem Forum des größern Publicums, und also nicht ausschließlich des Lehrerstandes, zu verhandeln. Sie wird eine volks-pädagogische Tendenz verfolgen. Prospecte dazu sind gratis durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Berlin, Ende September 1846.

A. Weinholz.

Im Unterzeichneten ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Leitfaden der Mnemotechnik
für Schulen
von **Karl Otto**,

Verfasser des von ihm unter dem Namen **C. O. Reventlow** herausgegebenen Lehr- und Wörterbuchs der Mnemotechnik.

Ungefähr 3000 mnemotechnisch bearbeitete Daten aus der Geschichte und Geographie enthaltend.

8. Velinpapier. Brosch. Preis 24 Ngr., oder 1 Fl. 20 Kr.

Der Verfasser, auf die Grundlage fussend, welche er in seinem Lehr- und Wörterbuche der Mnemotechnik gegeben, bietet uns hier eine Reihe von beinahe 3000 Anwendungen seiner Methode auf die Geschichte und Geographie. Durch diese Anwendungen wird man sich überzeugen, dass der praktische Nutzen der Mnemotechnik nicht mehr ein Problem ist, sondern dass dieselbe nachgerade als einen integrirenden Theil der Pädagogik sich gestaltet. Das Ziel, heisst es in der Vorrede, welches sich meine Mnemotechnik gesteckt, ist nicht das, Gedächtnisskünstler zu bilden oder der Vielwisserei Vorschub zu leisten, sondern die **Last** des Gedächtnisskrams, diese Legionen von Zahlen und Namen, von Zeichen und Terminis, womit die Fundamentaldisciplinen übersäet sind, zu bewältigen, und sie auch **Solchen** zugänglich zu machen, denen es anwidert und mit Recht anwidert, eine so geisttödtende, gedankenlose und noch dazu oft vergebliche Arbeit zu übernehmen, wie die ist, sich **auf die hergebrachte Weise** trockene Daten einzuprägen, die uns ebenso langweilig wie nothwendig erscheinen. In der That ist es an der Zeit, dass man auf Hülfsmittel bedacht ist, den ungeheuern, täglich wachsenden Stoff mit geringerm Zeitaufwand zu beherrschen, will man auch nur einigermassen den Anfoderungen genügen, die man jetzt nicht allein an den Gelehrten und Studirten, sondern an jeden Gebildeten zu stellen gewohnt ist; — muss man darauf bedacht sein, eine Eisenbahn des Gedächtnisses zu bauen, auf welcher alles Das, was nur Sache des Gedächtnisses ist, schneller und sicherer an seinen Bestimmungsort befördert wird. — Den Anfang einer solchen Bahn bildet für das Gebiet der Geschichte und Geographie das vorliegende Werk.

Stuttgart und **Tübingen**, im September 1846.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Bei **Julius Groos** in **Heidelberg** ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Zur
Rechtsbegründung
der
Besserungsstrafe.

Von
Dr. Karl D. A. Röder,
Professor des Rechts zu Heidelberg.

8. Geh. Preis $7\frac{1}{2}$ Ngr., oder 24 Kr. Rhein.

Soeben ist im Verlage der Unterzeichneten erschienen und daselbst, sowie durch alle Buchhandlungen zu haben:

Geschichte
der dramatischen Literatur und Kunst in Spanien.

Von **Adolph Friedrich v. Schack.**

3ter (letzter) Band. Gr. 8. Geh. 3 Thlr.

Band 1 u. 2, welche im vorigen Jahre erschienen sind, kosten $5\frac{1}{2}$ Thlr. Alle 3 Bände $8\frac{1}{2}$ Thlr.

In diesem Werke wird die reichste und glänzendste unter den dramatischen Literaturen Europas zum ersten Male in ihrem Entwickelungsgange von der ältesten bis auf die neueste Zeit dargestellt. Man findet darin nicht allein eine **Charakteristik aller bedeutenden spanischen Dramatiker**, sondern auch eine ausführliche ästhetische und kritische Würdigung ihrer Werke und Inhaltsanzeigen von den hervorragendsten derselben. Das Werk ist folgendermaßen eingetheilt:

Bd. 1 enth. Einleitung: Über den Ursprung des Dramas im neuern Europa. Erstes Buch: Die ersten Spuren des spanischen Dramas. Zweites Buch: Von der beginnenden literarischen Cultur des spanischen Dramas durch Juan del Encina bis zum Auftreten des Lope de Vega. — Bd. 2 enth. Drittes Buch: Die Blütenperiode des spanischen Theaters. 1ste Abtheil.: Das spanische Theater zur Zeit des Lope de Vega. — Bd. 3 enth. Drittes Buch. 2te Abtheil.: Das spanische Theater zur Zeit des Calderon. Viertes Buch: Verfall des spanischen Theaters im achtzehnten Jahrhundert. Einbrechen und Herrschaft des französischen Geschmacks. Neueste Bestrebungen. Anhang.

Berlin, im September 1846.

Duncker & Humblot.

In meinem Verlage ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Gesammelte Schriften
von
Ludwig Rellstab.

13ter bis 16ter, oder Neue Folge 1ster bis 4ter Band.

Gr. 12. Geh. 4 Thlr.

Die erste Folge, Band 1—12 dieser Gesammtausgabe, erschien 1843—44 in vier Lieferungen zu 3 Thlr. und enthält: **1812.** Dritte Auflage. — Sagen und romantische Erzählungen. — Kunstnovellen. — Novellen. — Auswahl aus der Reisebildergalerie. — Vermischtes. — Vermischte Schriften. — Dramatische Werke. — Gedichte.

Die ersten vier Bände der Neuen Folge enthalten: **„Algier und Paris im Jahre 1830.“** Zweite Auflage. — **„Erzählungen.“**

Leipzig, im October 1846.

F. A. Brockhaus.

Für Lehrer der neuern Sprachen!

Soeben ist in unserm Verlage erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Italienische Sprachlehre nach Vergani's Methode. Von J. A. E. Imandt. 8. Velinpapier. Geh. $22\frac{1}{2}$ Ngr.

Praktische Brauchbarkeit zeichnet diese für den Unterricht sowie zum Selbststudium gleich geeignete Sprachlehre aus.

Deutsche und französische Gespräche, mit französischer und deutscher Interlinear-Übersetzung, zum Gebrauche beider Nationen. Von **B. Lütgen,** Professor der deutschen Sprache in Paris. 8. Velinpapier. Geh. 12 Ngr.

Die bekannte Hamilton'sche Methode ist hier mit dem besten Erfolge auf Gespräche angewandt.

Früher ist erschienen:

Anleitung zur Erlernung der französischen Sprache nach der Hamilton'schen Methode. Nebst einer Anweisung zum Unterricht nach dieser Methode von D. von Steyber. In vier Abtheilungen. 16. Geh. 1 Thlr.

Diese höchst praktische Anleitung wird namentlich Allen willkommen sein, welche jungen Mädchen Unterricht im Französischen zu geben haben, bei denen sich keine ganz streng wissenschaftliche Methode befolgen läßt.

Le Magasin des enfants par Mad. ***Leprince de Beaumont.*** Revu et augmenté par Mad. ***Eugénie Foa.*** Nouv. édition. In-8. Papier vélin. 25 Ngr.

Diese neue Ausgabe einer anerkannt werthvollen Jugendschrift wird allen Lehrern der französischen Sprache, namentlich für den Unterricht junger Mädchen willkommen sein.

Leipzig, im October 1846.

Brockhaus & Avenarius.

In der **Elwert'schen Universitätsbuchhandlung** zu Marburg ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Vilmar, Dr. **A. F. C.** (Gymnasialdirector zu Marburg), Vorlesungen über die Geschichte der deutschen Nationalliteratur. Zweite verbesserte und vermehrte Auflage. **Erste Lieferung.** Gr. 8. Brosch. (Bogen 1—20.) 1 Thlr. = 1 Fl. 48 Kr.

Ungeachtet die zweite Auflage dieses werthvollen Werkes bedeutend vermehrt und schön ausgestattet dem resp. Publicum dargeboten wird, so haben wir dennoch den niedern Ladenpreis der ersten Ausgabe beibehalten, und, um noch anderweitig den Ankauf desselben zu erleichtern, lassen wir dasselbe in drei Lieferungen erscheinen, welche zusammen 2 Thlr. 15 Sgr., oder 4 Fl. 30 Kr. kosten und zur Michaelis-Messe d. J. vollständig in den Händen der Käufer sein werden. Wir glauben die Überzeugung aussprechen zu dürfen, daß dieses Werk in seiner gegenwärtigen Gestalt dazu beitragen werde, die Liebe und Achtung für die so gemüthvolle deutsche Literatur allgemein zu verbreiten und insbesondere deutsche Herzen in der Anschauung der trefflichen vaterländischen Meisterwerke mit hohem und edlem Selbstgefühl zu erfüllen.

——— Schulreden über Fragen der Zeit. Gr. 8. Brosch. $12\frac{1}{4}$ Bogen. 20 Sgr. = 1 Fl. 12 Kr.

Inhalt: Über den Communismus. — Von der Thatenlosigkeit unserer Zeit. — Von einigen vermeintlichen Vorzügen und wirklichen Mängeln unserer Zeit. — Von den Weltmenschen und den Hausmenschen. — Von der falschen Prophetie unserer Tage. — Von einigen Zeichen der modernen Barbarei. — Über die Frage: „Warum so viel Gutes, was in den Schulen gelernt worden, sobald wieder verloren gehe?" — Von dem Irrthum einer allgemeinen geistigen Gleichheit der Menschen. — Von der geschichtlichen Erziehung. — Dein Volk ist mein Volk, und dein Gott ist mein Gott. — Vom Amt der Schüler. — Von der Pflege des kirchlichen Bewußtseins in den Gelehrtenschulen. — Von dem Vorwurfe, welchen man den Gymnasien gemacht hat, daß sie den Geist der Auflehnung nähren. — Über das Verhältniß der Pädagogik zur Theologie. — Über die Erziehung, welche die Aufgabe der Gymnasien ist. — Über das Verhältniß der Gymnasialstudien zum christlichen Glauben und zur christlichen Kirche.

Collmann, Dr. **E.** (Gymnasiallehrer zu Marburg), Französische Grammatik für Gymnasien und Studirende. Nach **Friedrich Diez** bearbeitet. Erste Abtheilung. Formenlehre. Gr. 8. Brosch. $10\frac{1}{2}$ Bogen. 15 Sgr. = 54 Kr.

Die zweite (letzte) Abtheilung ist unter der Presse.

Zur Literatur Johann Fischart's. Reveille Mattin. Oder Wacht frü auf. Anmanung zu Christlicher Kinderzucht. Ermanung an die Bund Baepstler. Zuerst wieder veröffentlicht durch *A. F. C. Vilmar.* 4. Brosch. 4 Bogen. 10 Sgr. = 36 Kr.

Kasseler Katechismus von 1539. Herausgegeben von *F. Hassenkamp.* 8. Brosch. $3\frac{1}{4}$ Bogen. 5 Sgr. = 18 Kr.

Der heidelberger Katechismus mit Bibelsprüchen. Zum bessern Verständniß für die Katechumenen zergliedert und herausgegeben von Metropolitan Dr. **H. von Roques.** Fünfte verbesserte Auflage. 12. Brosch. 6 Bogen. 5 Sgr. = 18 Kr.

Hessisches Historienbüchlein. Zweite vermehrte Auflage. Gr. 12. Brosch. 7 Bogen. 5 Sgr. = 18 Kr.

Neu erschien im Verlage von **F. A. Brockhaus** in Leipzig und ist durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Handbuch der Pathologie und Therapie der
Geisteskrankheiten.

Für praktische Ärzte und Studirende bearbeitet von mehren Ärzten und herausgegeben

von

Dr. A. Schnitzer.

Zwei Theile.
Gr. 8. 4 Thlr.

Im Jahre 1843 erschien ebendaselbst:

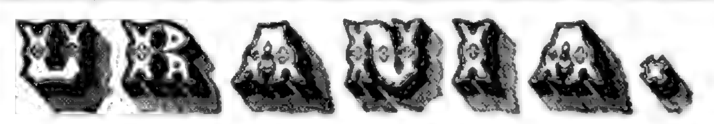
Handbuch der Kinderkrankheiten. Nach Mittheilungen bewährter Ärzte herausgegeben von Dr. *A. Schnitzer* und Dr. *B. Wolff.* Zwei Bände. Gr. 8. Geb. 6 Thlr.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

1846. № XIX.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften „Blätter für literarische Unterhaltung“ und „Isis“ beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.



Taschenbuch auf das Jahr 1847.

Neue Folge. Neunter Jahrgang.

Mit dem Bildnisse Berthold Auerbach's.

8. Eleg. cart. 2 Thlr. 15 Ngr.

Inhalt: 1. Sibylle. Novelle von **A. von Sternberg.** — 2. Interlaken. Novelle von **Therese.** — 3. Imagina. Novelle von **K. Gutzkow.** — 4. Die Tochter der Riccarees. Lebensbild aus Louisiana von **F. Gerstäcker.** — 5. Die Frau Professorin. Erzählung von **B. Auerbach.**

Von frühern Jahrgängen der **Urania** sind nur noch einzelne Exemplare von 1831, 1836—38 vorräthig, die im **herabgesetzten Preise** zu 12 Ngr. der Jahrgang abgelassen werden. Der erste bis achte Jahrgang der Neuen Folge kosten 1 Thlr. 15 Ngr. bis 2 Thlr.

Leipzig, im October 1846.

F. A. Brockhaus.

Bei **C. Gerold & Sohn,** Buchhändler in **Wien,** ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Grundzüge der Anatomie und Physiologie der Pflanzen.

Von

F. Unger, Med. Dr.,
Professor zu Grätz.

Wien 1846.

Gr. 8. In Umschlag brosch. 1 Thlr. 15 Ngr. (1 Thlr. 12 gGr.)

Der Verfasser liefert hier eine erweiterte Bearbeitung zweier Abschnitte der von ihm und Herrn Dr. *Steph. Endlicher* herausgegebenen «Grundzüge der Botanik». Die Resultate des Fortschrittes, den die Botanik in letzterer Zeit gerade in diesen Theilen erfahren, werden hier verwebt mit zahlreichen neuen, bisher noch nirgends publicirten Untersuchungen in gedrängter Kürze dargestellt. Ein solcher Überblick über einen der wichtigsten Theile der Pflanzenkunde kann einestheils Anfängern, um sich zu orientiren, anderntheils Kennern, indem der Verfasser grösstentheils aus eigener Erfahrung spricht, nicht anders als sehr erwünscht und willkommen sein. Die zahlreichen Holzschnitte, welche zur Erläuterung des Textes dienen, sind so gut ausgeführt, dass sie die Beigabe von Kupfertafeln überflüssig machen.

Im Verlage von **J. Urban Kern** in **Breslau** ist soeben erschienen:

Des Pfarrers Sohn,

oder die alleinseligmachende Kirche.

Herausgegeben nach vorgefundenen Papieren von einem Laien der römisch-katholischen Kirche.

8 Bogen. Gr. 8. Geh. 15 Sgr.

Bei **A. Wienbrack** in Leipzig ist erschienen:

Elisa, oder das Weib wie es sein sollte. Siebente durchaus umgearbeitete und verbesserte Auflage. Preis 1 Thlr.

Ein vortreffliches Werk für Jungfrauen und Frauen! Die ersten sechs Auflagen wurden schnell hintereinander abgesetzt und empfehlen wir auch die vorliegende siebente der fernern Gunst des Publicums.

Lloyd's Werke

zur Erlernung der englischen Sprache, im Verlage von **August Campe** in **Hamburg** erschienen und von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Lloyd, H. E., Theoretisch-praktische englische Sprachlehre für Deutsche. Mit faßlichen Übungen nach den Regeln der Sprache versehen. Siebente verbesserte Auflage. 8. 1844. 27 Ngr.

——, Englische und deutsche Gespräche; ein Erleichterungsmittel für Anfänger. Nach **F. Perrin** bearbeitet. Nebst einer Sammlung besonderer Redensarten. Zehnte Auflage. 8. 1846. 20 Ngr.

——, Übersetzungsbuch aus dem Deutschen ins Englische. 8. 1832. 15 Ngr.

——, Englisches Lesebuch. Eine Auswahl aus den besten neuern englischen Schriftstellern. 8. 1832. 25 Ngr.

Lloyd, H. E., und **G. H. Nöhden**, Neues englisch-deutsches und deutsch-englisches Handwörterbuch. Zweite Auflage. 2 Theile. Gr. 8. 1836. Cart. 2 Thlr. 20 Ngr.

Wichtige Nachricht.

In 10 Tagen erscheint im Verlage von **F. E. C. Leuckart** in **Breslau**:

Protokolle

der dritten Versammlung deutscher Rabbiner

abgehalten zu **Breslau** vom 13.—24. Juli 1846. **Preis für Vorausbesteller** 25 Sgr. = 1 Fl. 30 Kr. Rhein. Späterer Ladenpreis 1⅓ Thlr.

Alle Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen geneigte Aufträge entgegen.

Bei **Julius Groos** in **Heidelberg** ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Die vergleichende Seelenlehre.

Zur Aufklärung über diese Wissenschaft und als Einleitung zu Vorlesungen über dieselbe.

Von

Dr. G. Scheve.

Gr. 8. Geh. Preis 36 Kr. Rhein., oder 10 Ngr.

Österreichische militairische Zeitschrift.

Bei **Braumüller & Seidel**, Buchhändler in **Wien**, wird in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes mit 12 Fl. C.-M. **Pränumeration auf den Jahrgang 1846** der

Oesterreichischen militairischen Zeitschrift

angenommen.

Von diesem **Jahrgang 1846** ist soeben das **siebente Heft** erschienen. Dieses enthält folgende Aufsätze:

I. Der Feldzug 1800 in Italien. Erster Abschnitt. — II. Wallenstein's Erziehungsanstalten zu Gitschin, und besonders die dortige Ritterakademie. — III. Nekrolog des k. k. Feldmarschall-Lieutenants Anton Hartmann Edler von Hartenthal. — IV. Die Vertheidigung von Namur im Herbste 1792. — V. Kriegsscenen. I. Aus der Geschichte des k. k. Husarenregiments Fürst Reuß Nr. 7. 1) In dem Treffen bei Landshut am 21. April 1809. 2) In der Schlacht bei Aspern am 21. und 22. Mai 1809. 3) In der Schlacht bei Wagram am 5. und 6. Juli 1809. 4) Während dem Rückzuge nach Mähren vom 7.—12. Juli 1809. II. Aus der Geschichte des Kürassierregiments Graf Wallmoden Nr. 6. 5) In dem Treffen bei Eckmühl am 22. April 1809. III. Aus der Geschichte des Regiments Fürst Karl Schwarzenberg Uhlanen Nr. 2. 6) Gefechte in der Pfalz im April 1809. — VI. Literatur. — VII. Neueste Militairveränderungen.

Ebenso kann man durch alle **Postämter** und **Buchhandlungen** des In- und Auslandes die frühern Jahrgänge von 1811—45 erhalten.

In der unterzeichneten Buchhandlung erschien soeben:

Lukian's
Prometheus, Charon, Timon, Traum, Hahn.

Mit sprachlichen und sachlichen Anmerkungen und griechischem Wortregister,

herausgegeben von

Dr. **Friedrich August Menke,**

ordentlichem Lehrer der Gelehrtenschule in Bremen, Mitgliede der archäologischen Gesellschaft zu Athen.

Gr. 8. Geh. 1½ Thlr.

Wir glauben dieses Werk mit vollem Rechte den Herren Lehrern zur geneigten Beachtung empfehlen zu dürfen, indem wir die Versicherung hinzufügen können, daß der rühmlichst bekannte Herr Herausgeber einen vortrefflichen Commentar zu diesem Classiker geliefert hat.

Bremen.

C. Schünemann's Verlagshandlung.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Gaede, F. W., Napoleon's Geschäftsträgerin, oder die Geheimnisse von Danzig. Ein geschichtlicher Roman in Form eines Quodlibets von Skizzen aus den Jahren 1795—1813. 2te Auflage. In sechs Lieferungen. 1 Thlr. 15 Sgr.

Erste Lieferung 7½ Sgr.

(Die folgenden werden von 2 zu 2 Wochen ausgegeben.)

Joh. Ambr. Barth in Leipzig.

Illustrirte Zeitung für die Jugend.

Herausgegeben von **Julius Kell.**

Erster Jahrgang. 52 Nummern. Schmal gr. 4. 2 Thlr.

September. Nr. 36—39.

(Mit 22 Abbildungen.)

Inhalt: Ferienreise von Genf über die Alpen nach Italien. (Fortsetzung.) — Der Pascha von Damascus. — Der reuige Verbrecher. — Der Tochter Gebet. — Das Palais royal in Paris. — Heldenmuth eines Knaben. — Der jugendliche Lauscher. — Die Renne. — Der Erntekranz. — Die Porzellanfabrikation. — Habicht, Staar und Fuchs. — **Mannichfaches.** — **Rebus.** — **Schachaufgaben.** — **Literarische Anzeigen.**

Leipzig, im October 1846.

Brockhaus & Avenarius.

In Unterzeichnetem sind erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Iphigenie auf Tauris.

Ein Schauspiel

von

Goethe.

Elegante Taschenausgabe in englischem Einband mit Goldschnitt und einem Stahlstich.

Preis 27 Ngr., oder 1 Fl. 30 Kr.

Gedichte

von

Gustav Schwab.

Dritte Auflage.

Elegante Taschenausgabe in englischem Einband mit Goldschnitt und einem Stahlstich.

Preis 2 Thlr. 20 Ngr., oder 4 Fl. 30 Kr.

welche sich sowol in Format als typographischer Ausstattung den bereits erschienenen Theilen unserer mit so allgemeinem Beifall aufgenommenen Miniatur-Bibliothek aufs genaueste anschließen.

Stuttgart und **Tübingen**, im October 1846.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Leipziger Repertorium

der deutschen und ausländischen Literatur.

Herausgegeben von **E. G. Gersdorf.**

1846. Gr. 8. 12 Thlr.

Wöchentlich erscheint eine Nummer von 2—3 Bogen. **Insertionsgebühren** in dem dieser Zeitschrift beigegebenen „Bibliographischen Anzeiger" für den Raum einer Zeile 2 Ngr.; **Beilagen** werden mit 1 Thlr. 15 Ngr. berechnet.

September. Heft. 36—39.

Inhalt: **Theologie.** *Bruch*, Betrachtungen über Christenthum. 2. Th. — *Ebrard*, Das Dogma vom heiligen Abendmahl und seine Geschichte. 1. Bd. — *Günzburg*, Dogmatisch-historische Beleuchtung des alten Judenthums. — *Röben*, Der souveraine christliche Staat. — *de Saint-Cheron*, Histoire du Pontificat de Saint Léon-Le-Grand. Tom. I et II. — *Tugendhold*, Skazówki prawdy. — **Jurisprudenz.** Authenticum; ed. *Heimbach*. — Basilicorum supplementa; ed. *Zachariae a Lingenthal*. — *Biener*, Abhandlungen aus dem Gebiete der Rechtsgeschichte. — *Gerber*, Das wissenschaftliche Princip des gemeinen deutschen Privatrechts. — *Rosshirt*, Geschichte des Rechts im Mittelalter. 1. Th. — *Thöl*, Volksrecht. Juristenrecht. — **Medicin.** *Forcke*, Über das Medicinalwesen zunächst im Königreich Hanover. — *Heidenhain*, Die Medicinalreform im Sinne der Wissenschaft. — *Kiwisch von Rotterau*, Beiträge zur Geburtskunde. 1. Abth. — *Meissner*, Die Frauenzimmerkrankheiten. 1. Bds. 2. Abth. und 2. Bds. 1. u. 2. Abth. — *Schmidt*, Die Reform der Medicinalverfassung Preussens. — **Anatomie und Physiologie.** *Carus*, Über Grund und Bedeutung der verschiedenen Formen der Hand. — *Kölliker*, Die Selbständigkeit und Abhängigkeit des sympathischen Nervensystems. — *Vogt*, Physiologische Briefe. 1. u. 2. Abth. — **Mathematische Wissenschaften.** *Adams*, Die merkwürdigsten Eigenschaften des geradlinigen Dreiecks. — *Schmeisser*, Betrachtung einiger Lehren der reinen Analysis. 1. u. 2. Abth. — **Naturwissenschaft.** *Pouillet's* Lehrbuch der Physik und Meteorologie. 2. umgearb. Aufl. von *Müller*. — **Classische Alterthumskunde.** Isocrates; ed. *Baiter*. — Plutarchi vitae; ed. *Doehner*. Vol. I. — Thucydidis Singraphe; herausg. v. *Krüger*. 1. Bds. 1. Heft. — *Ullrich*, Beiträge zur Erklärung des Thucydides. — **Staatswissenschaften.** *Bülau*, Zeitfragen aus dem Gebiete der Politik. 1. Sammlung. — *de Martens* et *de Cussy*, Recueil de traités. Tom. I et 2. — **Länder- und Völkerkunde.** *Berghaus*, Allgemeine geographische Verhältnisse in graphischer Darstellung. — *Schaubach*, Die deutschen Alpen. 3. u. 4. Th. — *v. Tschudi*, Peru. 2. Bd. — **Numismatik.** *Binder*, Würtembergische Münz- und Medaillenkunde.

Leipzig, im October 1846.

F. A. Brockhaus.

Erschienen ist:

Sibylle

von

Ida Gräfin Hahn-Hahn.

Zwei Theile. Geh. 4¼ Thlr.

Die frühern Werke der Gräfin: Astralion. — Cecil. — Clelia Conti. — Erinnerungen an Frankreich. — Faustine. — Ilda Schönholm. — Die Kinder auf dem Abendberg. — Orientalische Briefe. — Der Rechte. — Reisebriefe. — Ein Reiseversuch im Norden — Sigismund Forster — Ulrich — Zwei Frauen — sind durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes fortwährend zu beziehen.

Berlin, im September 1846.

Alexander Duncker, königl. Hofbuchhändler.

In unserm Verlage ist vollständig erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Geschichte der Gefangenschaft
Napoleon's auf Sanct-Helena.

Von dem

General Montholon.

Mit der Todtenmaske des Kaisers nach Antomarchi.

Zwei Bände. 8. Velinp. Geh. 2 Thlr. 2½ Ngr.

Mit dem 2. Bande, dessen Herausgabe wir nach der von dem Verfasser veranstalteten londoner Ausgabe besorgten, welche beiweitem mehr enthält als in Frankreich bis jetzt veröffentlicht wurde, ist das Werk als vollständig zu betrachten.

Der 1. Band enthält die mit verschiedenen Dictaten des Kaisers durchwebte Geschichte seiner Gefangenschaft bis zu dessen Tode; daran schließen sich nebst einigen Mittheilungen geringern Umfangs die wichtigen und sehr ausführlichen Dictate „**Über die Armee**" und „**König Ludwig und Holland**", in welchem letztern die großen und auffallenden Lücken, die sich in den Feuilletons der „Presse" und in einer andern danach gearbeiteten deutschen Übersetzung finden, nach der englischen Ausgabe ergänzt sind.

Der 2. Band umfaßt nur Dictate, nämlich: Lage Italiens im Frühling des Jahres 1796. — Unterhandlungen mit der Republik Genua. — Tolentino. — Leoben. — Venedig. — Napoleon im Jahre 1797. — Der Friede von Campo Formio. — Napoleon in Paris nach dem italienischen Feldzuge. — Der Herzog von Enghien. — Über Staatsgefängnisse. — Über die Politik Englands und Östreichs. — Politik Spaniens gegen Frankreich während der Regierung Ferdinand's. — Angelegenheiten Roms und das Concordat von Fontainebleau. — Corsica. — Erinnerungen aus Ägypten. — Über die Bourbonen. — Beilage: Policeiverordnung, betreffend den Hafen von St.-Helena.

Leipzig, im October 1846.

Brockhaus & Avenarius.

Soeben sind erschienen und durch alle Buchhandlungen zu haben:

Dr. **Jost,** Neuere Geschichte der Israeliten vom J. 1815—45. Bd. II. 1⅚ Thlr.

Germaniens Völkerstimmen, Sammlung aller deutschen Mundarten. Herausgegeben von **Firmenich.** Lief. VIII. 15 Sgr.

Moore, Lalla Rukh. Romant. Dichtung aus dem Engl. von de la Motte Fouqué. ¾ Thlr.

Répertoire du théâtre français à Berlin. Nr. 321—326: La Polka en province, La rue de la lune, Gabrielle ou les aides-de-camp, Arthur, Les trois péchés du diable, La veille du mariage, Noémie. à 5 Sgr.

Théâtre français. Nr. 40—46: Le lorgnon, Le mari à la campagne, Le diplomate, Yelva, La berline de l'émigré. à 2½ Sgr.

Dr. **Zunz, Predigten,** gehalten in der neuen Synagoge zu Berlin. Neue unveränderte Ausgabe. ¾ Thlr.

Michel Brémond, drame par *Viennet* und **Le docteur noir,** drame.

Berlin.

Schlesinger'sche Buch- und Musikhandlung.

Bei **Meyer & Zeller** in Zürich ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Christliche Meditationen

nebst

einem Gespräch über die Versöhnung mit Gott.

Von

Heinrich Thiele, V. D. M.,

Prediger bei der königl. preuß. Gesandtschaft in Rom.

12. Brosch. 21 Ngr., oder 1 Fl. 12 Kr. Schön geb. 26 Ngr., oder 1 Fl. 30 Kr.

Von demselben beliebten Verfasser sind ferner bei uns erschienen:

Kurze Geschichte der christlichen Kirche für alle Stände. 1 Thlr. 11¼ Ngr., oder 2 Fl. 24 Kr.

Sechszehn Predigten, gehalten zu Rom. 26¼ Ngr., oder 1 Fl. 30 Kr.

Allgemeines christliches Gebetbuch. 16. 18¾ Ngr., oder 1 Fl.

Die Knechtsgestalt der evangelischen Kirche, oder Noth und Hülfe. 27 Ngr., oder 1 Fl. 30 Kr.

Die Kirche Christi in ihrer Gestaltung auf Erden. Ein Versuch zur Hebung verschiedener Irrthümer. 1 Thlr. 3¾ Ngr., oder 2 Fl.

In der **J. C. Krieger'**schen **Buchhandlung** in Kassel ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu haben:

Das Keyserrecht,

nach der Handschrift von 1372,

in Vergleichung mit andern Handschriften und mit erläuternden Anmerkungen herausgegeben

von

Dr. *H. E. Endemann,*

ord. Professor der Rechte zu Marburg.

(Mit einer Handschriften-Tafel.) Gr. 8. Brosch. (20 Bogen.) Preis 2 Thlr.

Bei **F. A. Brockhaus** in Leipzig erschien und ist in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Fülleborn (F. L.),
Zwei Abhandlungen:

1) Der Einheitstrieb als die organische Quelle der Kräfte der Natur.

2) Das Positive der von dem Kirchenglauben gesonderten christlichen Religion, durch die Einheitslehre anschaulicher gemacht.

Nebst einer die Einheitslehre als **Wissenschaft** begründenden **Einleitung.**

Gr. 8. Geh. 1 Thlr.

Das System des Verfassers, das auf keines der bisherigen philosophischen Systeme sich gründet, ist aus dieser Schrift, die in einer jedem Gebildeten verständlichen Sprache geschrieben, vollständig zu entnehmen. Christliche Religionsphilosophie und die Regeln der Natur stehen nach diesem Systeme in vollkommenem Einklang.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

1846. № XX.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** erscheinenden Zeitschriften „**Blätter für literarische Unterhaltung**" und „**Isis**" beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.

In meinem Verlage erscheint und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Rhea.

Zeitschrift für die gesammte Ornithologie.

Im Verein mit ornithologischen Freunden herausgegeben von

Dr. F. A. L. Thienemann.

Erstes Heft.

Mit einer illuminirten Tafel.

Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Inhalt:

Vorwort. — Zur Weihe. — Protokoll der ornithologischen Section der Gesellschaft deutscher Naturforscher und Ärzte. — Über die Wichtigkeit der Oologie für gesammte Ornithologie. Vom **Herausgeber**. — Über den Vogelzug mit besonderer Hinsicht auf Helgoland. Vom Prof. Dr. **J. F. Naumann**. — Bemerkungen über einige Vögel Pommerns. Von Hrn. **v. Homeyer**. — Beitrag zur Naturgeschichte des Raroh, Falco lanarius, Pall. Von **Joh. Wilh. Ed. v. Woborzil**. (Mit einer illuminirten Tafel.) — Kritische Revision der europäischen Jagdfalken. Vom **Herausgeber**. — Meine Schwalbe. Vom **Herausgeber**. — Verzeichniß der europäischen Vögel. Vom **Herausgeber**.

Leipzig, im October 1846.

F. A. Brockhaus.

Im Verlage von **Joh. Leonh. Schrag** in Nürnberg ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu haben:

Dr. med. **Aug. Kreitmair**,

ausübender Arzt in Nürnberg.

Die Kunst das Auge vor Krankheit und Schwäche zu bewahren,

zugleich eine Anweisung zur Pflege des kranken und schwachen Auges, mit besonderer Rücksicht auf Erziehung und Lebensweise,

nebst einer Einleitung über den Werth und die Beschaffenheit des Sehorgans,

geschrieben

für Ältern, Lehrer und zum Selbstunterrichte für Jedermann.

Gr. 8. 132 Seiten, in Umschlag. 1846. Preis 15 Ngr., oder 45 Kr.

Mit dieser populair-medicinischen Schrift beabsichtigt der Verfasser die Kranken vor Charlatanen zu bewahren, den Laien die Prodromen der Krankheiten, wie überhaupt den Zeitpunkt und die Zustände zur Kenntniß zu bringen, wo es unumgänglich nothwendig ist, ärztliche Hülfe zu suchen, die verkehrte Anwendung der Hausmittel zu verhüten, vor Allem aber eine rationnelle und ausführliche Diätetik darzubieten, welche theils vor der Krankheit schützen, theils dem ausübenden Arzte die Mühseligkeit beständiger, oft fruchtloser Ermahnungen ersparen soll.

Besondere Anerkennung verdient die Methode, vermittels welcher der Verfasser im ganzen Detail unserer Erziehung vom Kinde bis zum Manne den Ursachen nachforscht, und sie aufzeigt, welche den allgemein herrschenden und besonders unter der Jugend immer mehr überhand nehmenden Augenübeln zum Grunde liegen; diese in einer klaren Entwickelung zusammengestellt, verdienen ebenso sehr die Aufmerksamkeit des Arztes wie des Publicums. Der Abschnitt über den Gebrauch der Brillen ist durchgängig auf eigene Erfahrung gegründet; der Verfasser zeigt in demselben zur Genüge, wie nothwendig es sei, daß man die Wahl eines Brillenglases nie dem Opticus überlassen könne, sondern stets den Augenarzt zu Rathe ziehen müsse.

Am Schlusse gibt der Verfasser eine kurze Kritik der gebräuchlichsten Augenmittel, welche dazu dient, dem Misbrauch dieser Mittel, ohne Rücksicht auf den specifischen Charakter des Augenübels, zu steuern.

Neuestes Werk über Nord-Amerika.

Die

Vereinigten Staaten von Nord-Amerika,

deren Verfassung, Rechtspflege, Sektenwesen, Lehranstalten, Handel, Finanzen, Heer, Flotte, Sklaverei, Geschichte und Geographie.

Nebst Rathschlägen für Auswanderer und einem diplomatischen Anhange.

Von **Francis Wyse.**

Für Deutsche bearbeitet von Dr. Eduard Amthor.

Drei Bände. 8. Velinp. Brosch. **2½ Thlr.** = 4 Fl. 30 Kr. Rhein.

Bei der Wichtigkeit, welche für Deutschland eine möglichst genaue und wahrheitsgetreue Darstellung der gesammten nordamerikanischen Zustände haben muß, bedarf das Erscheinen einer deutschen Bearbeitung dieses interessanten Werkes keiner weitern Rechtfertigung. Ein **20jähriger Aufenthalt** in den Vereinigten Staaten befähigte den Verf. vorzugsweise, die Resultate seiner Erfahrungen mitzutheilen; weichen seine Ansichten auch häufig von denen anderer neuerer Reisender ab, so dürfte doch eben sein langjähriger Aufenthalt ihm eine genauere Kenntniß des Landes und seiner Verhältnisse verschafft haben, als dies bei einer nur flüchtigen Durchreise möglich sein kann.

Auswanderer werden vielen Nutzen aus diesem Werke schöpfen können; die Beifügung der nordamerikanischen Constitution in Original und Übersetzung dürfte willkommen sein.

Renger'sche Buchhandlung in Leipzig.

Zu ermäßigten Preisen sind für die Dauer dieses Jahres durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Herabg. Pr.

Charisi, Die ersten Makamen aus dem Tachkemoni oder Divan, des, nebst dessen Vorrede. Nach einem authentischen Manuscript aus dem Jahre 1284 herausgegeben, vocalisirt, interpungirt und ins Deutsche übertragen, wie auch sprachlich und sachlich erläutert und mit einer umfassenden Einleitung versehen von Dr. S. J. *Kaempf*. Lex.-8. Geh. 1⅓ Thlr. — ⅚ Thlr.

Dinarchi orationes tres, recognovit annotationem criticam et commentarios adjecit *Eduardus Maetzner*. Gr. 8. 1¹/₁₂ Thlr. — ½ Thlr.

Hahn, Werner, Das Leben Jesu. Eine pragmatische Geschichtsdarstellung. Gr. 8. Geh. 1⅓ Thlr. — ⅓ Thlr.

Hartmann von der Aue, Iwein mit dem Löwen. Eine Erzählung. Übersetzt und erläutert von Wolff Grafen von Baudissin. 8. Eleg. geh. 1½ Thlr. — ⅚ Thlr.

Berlin, im Herbst 1846.

Alexander Duncker.

Soeben sind bei **Meyer & Zeller** in Zürich erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Räber, Dr. **Balth.**, Felix Hemmerlin von Zürich. 2 Thlr. 6 Ngr., oder 3 Fl. 54 Kr.

☞ Wir erlauben uns, besonders alle **Theologen** auf diese interessante Biographie eines bedeutenden **Zeitgenossen der Reformation** angelegentlich aufmerksam zu machen.

Schenkel, Dan., Die protestantische Geistlichkeit und die Deutsch-Katholiken. Zweite, durch einen Anhang, betitelt: „Der Standpunkt des positiven Christenthums und sein Gegensatz", vermehrte Auflage. 22 Ngr., oder 1 Fl. 15 Kr.

Goldener Halsschmuck. Eine Mitgabe für christliche Jünglinge und Jungfrauen zur Admission. 3 Ngr., oder 12 Kr.

Zwingli, Huldreich, Kurze Unterweisung, wie man die Jugend in guten Sitten und Zucht erziehen solle. Zweite mit pädadogischen Aphorismen aus Zwingli's Schriften vermehrte Auflage. 6 Ngr., oder 21 Kr.

Geschichte von England,

von

Thomas Keightley.

Deutsch bearbeitet

von

F. K. F. Demmler,

Professor an der königl. Cadettenschule Sandhurst in England.

Mit einem Vorworte

von

Dr. J. M. Lappenberg.

Zwei Bände in 12 Lieferungen à 15 Ngr.

(Erscheinen bis Jahresschluß complet.)

Den Besitzern der Geschichtswerke von Rotteck, Böttiger, Kohlrausch &c. wird diese populaire Geschichte Englands hiermit bestens empfohlen; der ersten Lieferung, die soeben erschienen und in allen Buchhandlungen Deutschlands, Östreichs, Ungarns, in der Schweiz, Rußland, Schweden, Dänemark vorräthig ist, ist ein ausführlicher Prospect vorgedruckt.

Hamburg, im September 1846.

A. W. Laeiß.

Von dem in meinem Verlage erscheinenden Werke:

Gailhabaud's, Jules, Denkmäler der Baukunst aller Zeiten und Länder. Nach Zeichnungen der vorzüglichsten Künstler gestochen von *Lemaitre*, *Bury*, *Olivier* und Andern, mit erläuterndem Text von *de Caumont*, *Champollion-Figeac*, *L. Dubeux*, *Jomard*, *Kugler*, *Langlois*, *A. Lenoir*, *L. Lohde*, *Girault de Prangey*, *Raoul-Rochette*, *L. Vaudoyer* etc. Für Deutschland herausgegeben unter Mitwirkung von Dr. **Franz Kugler**, Prof. der königl. Akademie der Künste in Berlin, herausgegeben von **Ludwig Lohde**, Architekt und Lehrer am königl. Gewerbeinstitut in Berlin. 200 Lieferungen in Grossquart. 400 Stahlstiche und mindestens 100 Bogen Text. Preis einer Lieferung, deren monatlich zwei erscheinen, bei ungetrennter Abnahme des ganzen Werkes, 15 Ngr. (12 gGr.)

sind jetzt **neunzig** Lieferungen in den Händen der resp. Subscribenten, und liegen noch andere acht zur baldigsten Versendung bereit.

Probelieferungen sowie **complete Exemplare** dieses in künstlerischer wie culturgeschichtlicher Hinsicht so umfassenden und ausgezeichneten Werkes können in allen Buch- und Kunsthandlungen eingesehen werden; auch steht es den neu eintretenden resp. Subscribenten frei, die bereits erschienenen Lieferungen auf einmal oder nach und nach sich anzuschaffen.

Hamburg, im October 1846.

Joh. Aug. Meissner.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu erhalten:

Deutsches Volksblatt.

Herausgegeben

von Pfarrer Dr. Robert Haas.

Zweiter Jahrgang. 1846. Gr. 8. 24 Ngr.

Monatlich erscheint ein Heft von 3 Bogen. Insertionsgebühren für den Raum einer Zeile 2½ Ngr.; Beilagen werden mit ⅓ Thlr. für das Tausend beigelegt.

Zehntes Heft. October.

Inhalt: Astronomischer und genealogischer Kalender auf den Monat October. — Deutsche Volksfeste. Von Robert Haas. — Über die Unbehaglichkeit dieser Zeit. Von Chr. Feldmann. — Aus dem A-B-C der Erziehung. Von C. F. Laukhard. — Paul Gerhard, der deutsche Prediger, Liederdichter und Mann nach dem Herzen Gottes. Von Dr. J. Kromm. — Vierter Beitrag zur Chemie in ihrem Verhältnisse zur Landwirthschaft. Von Dr. L. Glaser. — Das Lotterieloos. Von Dr. Siemers. — Die gefährliche Wette. Von Karl Schwabhäußer. — Mannichfaltiges: Thierische Mutterliebe. — Ein Wort von Ulrich von Hutten.

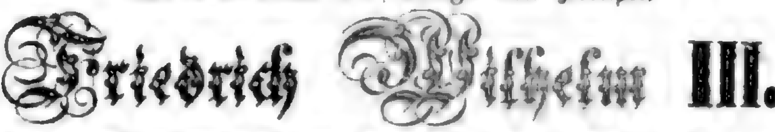
Leipzig, im October 1846.

F. A. Brockhaus.

Literarisches.

Charakterzüge und historische Fragmente

aus dem Leben des Königs von Preußen



Gesammelt und nach eigenen Beobachtungen und selbstgemachten Erfahrungen

von

R. F. Eylert,

der Philosophie und Theologie Doctor, evangelischem Bischof ꝛc. ꝛc.

Dritten Theils erste und zweite Abtheilung. Gr. 8. Magdeburg, **Heinrichshofen.** 1846.

(Aus einem Schreiben des Herrn Geheimen Legationsrathes **Varnhagen von Ense;** mit dessen Genehmigung veröffentlicht.)

„Der hochwürdige Herr Bischof **Eylert** hat hiermit ein Buch vollendet, welches in seiner Art wol einzig genannt werden kann, und indem es als ein Denkmal der Liebe für den unvergeßlichen theuern König dasteht, zugleich mit edlem Freimuthe ein hohes Zeugniß von Wahrheiten und Einsichten darbietet, die auch der Gegenwart und aller Zukunft ersprießlich zu erachten sind. Der Herr Bischof hat für sein schönes Unternehmen, außer dem gewiß reichsten Lohne des innern Bewußtseins, auch den seltenen der allgemeinen Anerkennung erlangt, sein Werk ist in die Nation gedrungen und von ihr mit begeistertem Danke aufgenommen. Möge der edle Verfasser diesen glänzenden Erfolg noch viele Jahre mit frischen Augen selber sehen und genießen! Er hat in diesem letzten Bande, dünkt mich, gleichsam einen neuen Anlauf von Rüstigkeit und Kraft dargethan, die zu jeder Hoffnung berechtigen.

Varnhagen von Ense."

Soeben ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Technologische Encyklopädie

oder

alphabetisches Handbuch

der

Technologie, der technischen Chemie und des Maschinenwesens.

Zum

Gebrauche für Kameralisten, Ökonomen, Künstler, Fabrikanten und Gewerbtreibende jeder Art.

Herausgegeben

von

Joh. Jos. Prechtl,

k. k. n.-ö. wirkl. Regierungsrathe und Director des k. k. polytechnischen Instituts in Wien ꝛc.

Vierzehnter Band.

Schraubenzieher und Schraubenschlüssel bis Seilerarbeiten.

Mit den Kupfertafeln 322—352.

Gr. 8. Ladenpreis 6 Fl. Rhein., Subscriptionspreis 4 Fl. 48 Kr.

Der vorliegende Band dieses mit allgemeinem Beifall aufgenommenen Werkes enthält die Artikel: **Schraubenschlüssel und Schraubenzieher, Schraubstöcke, Schuhmacherarbeiten, Schwarzfärben, Schwefel, Schwefelsäure, Schwungrad, Seidenfabrikation, Seife, Seifenfabrikation, Seilerarbeiten.** Diese Artikel bilden ebenso viele Originalabhandlungen, in denen jeder Gegenstand nach seinem wesentlichen und neuesten Zustande sachkundig und erschöpfend dargestellt ist, sodaß ein Jeder hier auf wenigen Bogen zusammengedrängt finden kann, was er selbst mit Benutzung einer bedeutenden Büchersammlung nicht aufzufinden im Stande wäre, da die einzelnen Artikel oft wichtige, den Verfassern eigenthümliche, noch nicht durch den Druck bekannt gemachte Erfahrungen und Beobachtungen enthalten.

Die nunmehr erschienenen 14 Bände, mit 352 Kupfertafeln, kosten jeder im Ladenpreis 6 Fl. Rhein. und im Subscriptionspreis 4 Fl. 48 Kr. Rhein. Zugleich können wir die erfreuliche Nachricht geben, daß der 15. Band bereits unter der Presse ist und die gänzliche Vollendung des Werkes nunmehr in verhältnißmäßig kurzer Zeit bevorstehen dürfte, was zu erfahren den verehrlichen Subscribenten gewiß von Interesse sein wird.

Stuttgart und **Tübingen.**

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Neu erscheint soeben und ist durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Baltische Briefe.

Zwei Theile.

Gr. 12. Geh. 2 Thlr. 20 Ngr.

Reisebemerkungen und geistreiche Schilderungen einer Dame, nach englischen Originalen bearbeitet, die allen Denen, welche sich für russisches Leben und besonders für die Zustände der Ostseeprovinzen interessiren, eine willkommene Gabe sein werden.

Leipzig, im October 1846.

F. A. Brockhaus.

Verlags- und Commissionsartikel
von
Brockhaus & Avenarius.

1846. № 3. Juli bis September.

Nr. 1 dieses Berichts befindet sich in Nr. X, Nr. 2 in Nr. XIV des Literarischen Anzeigers.

L'Echo. Journal des gens du monde. Nouvelle série. Deuxième année. 1846. Nr. 52—78. Klein-Folio. Preis des Jahrgangs 5 Thlr. 10 Ngr.

Eine erweiterte Fortsetzung des **Echo de la littérature française**, von dem vier Jahrgänge in gr. 8. erschienen sind, welche eine Auswahl des Besten aus der gesammten französischen Journalistik der letzten Jahre bilden. Um den Abonnenten auf das **Echo** in seiner neuen Gestalt auch die Anschaffung der ersten Serie zu erleichtern, werden alle vier Jahrgänge für den sehr ermässigten Preis von 6 Thlr. (anstatt 12 Thlr. 10 Ngr.) erlassen.

Die ersten Nummern des Jahrgangs 1846 stehen auf Verlangen als Probeblätter zu Diensten.

Inserate werden mit 1 Ngr. für die Zeile berechnet, besondere Anzeigen gegen Vergütung von 1 Thlr. beigelegt.

Illustrirte Zeitung für die Jugend. Herausgegeben unter Mitwirkung der beliebtesten Jugendschriftsteller von **Julius Kell.** Nr. 27—39. Wöchentlich eine Nummer von einem Bogen in schmal gr. 4. Mit vielen Abbildungen. Preis des Jahrgangs 2 Thlr.; ein Quartal 15 Ngr.; ein einzelnes Monatsheft 6 Ngr.

Probenummern sind durch alle Buchhandlungen und Postämter zu erhalten.

Inserate werden mit 2 Ngr. die Zeile berechnet, besondere Anzeigen gegen Vergütung von 1 Thlr. für das Tausend beigelegt.

Dumas (Alexandre). Mémoires d'un médecin. T. III, IV. In-8. Geh. 1 Thlr.

Von demselben Verfasser erschien bei uns:
La Dame de Monsoreau. 6 vols. In-8. Geh. 3 Thlr.

Féval (Paul), Le fils du diable. T. IV. In-8. Geh. 15 Ngr.

Wird in 7—8 Bänden vollständig sein.

Die Frauen der Bibel. In Bildern mit erläuternden Texte. Erste Abtheilung. Frauen des Alten Testaments. 3.—7. Lief. 4. Preis der Lieferung 8 Ngr.

Die erste Abtheilung wird aus etwa 20 Lieferungen bestehen. Prospecte und Subscriptionslisten sind in allen Buchhandlungen zu haben.

Raffelsperger (Franz), Allgemeines geographisches Lexikon des östreichischen Kaiserstaates. (In einer alphabetischen Reihenfolge.) Nach amtlichen Quellen und den besten vaterländischen Hilfswerken, von einer Gesellschaft Geographen und Postmänner. 18.—21. Heft. (Wien.) Gr. 8. Geh. Preis des Heftes 20 Ngr.

Neue Shakspeare-Galerie. Die Frauen und Mädchen in Shakspeare's dramatischen Werken. In Bildern englischer Künstler mit Erläuterungen. 1.—4. Lief. 4. Preis der Lieferung 8 Ngr.

Wird in 45 Lieferungen mit ebenso viel Stahlstichen erscheinen.

Delepierre, Examen de ce que renferme la bibliothèque du Musée britannique. In-12. Bruxelles. 15 Ngr.

Gérard (P. A. F.), Histoire de la législation nobiliaire. T. I. In-8. Bruxelles. 2 Thlr. 10 Ngr.

Guislain, La nature considérée comme force instinctive des organes. In-8. Bruxelles. 25 Ngr.

Hollaenderski (Léon), Les Israélites de Pologne. In-8. Paris. Mit schwarzen Kupfern 2 Thlr. 20 Ngr. Mit colorirten Kupfern 3 Thlr. 10 Ngr.

Lelewel (J.), Monnaies des évêques de Tournai. In-8. Bruxelles. 15 Ngr.

Michiels (Alfred), Histoire de la peinture flamande et hollandaise. T. II. In-8. Bruxelles. 2 Thlr. 15 Ngr.

Perreau (A.), Recherches sur les comtes de Loos et sur leurs monnaies. In-8. Bruxelles. 1 Thlr.

———, Recherches sur la ville de Maestricht et sur ses monnaies. In-8. Bruxelles. 1 Thlr.

Saint-Genois, Le château de Wildenborg, ou les mutinés du siége d'Ostende (1604). 2 vols. In-8. Bruxelles. 1 Thlr. 20 Ngr.

Sawaszkiewicz, Le génie de l'Orient, commenté par ses monuments monétaires. In-12. Bruxelles. 2 Thlr. 10 Ngr.

Scheler (A.), Histoire de la maison de Saxe-Cobourg-Gotha; traduction libre, augmentée et annotée. Gr. in-8. Bruxelles. 2 Thlr. 20 Ngr.

Warnkoenig, Histoire constitutionnelle et administrative de la ville de Gand et de la chatellenie du Vieux-Bourg jusqu'à l'année 1305. Traduite de l'allemand avec corrections et additions du traducteur par **A. E. Gheldolf.** In-8. Paris. 1 Thlr. 20 Ngr.

Zbior ustaw Towarzystwa Ziemskiego Kredytowego w W. Xięstwie Poznańskiém. Sammlung der den landwirthschaftlichen Kreditverein im Grossherzogthum Posen betreffenden Gesetze und Verordnungen. 3te Auflage. 4. Posen. 1 Thlr. 15 Ngr.

In der Verlagshandlung von **C. W. Leske** in Darmstadt ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Dr. C. Fr. Bachmann
über eine
Schattenseite unserer Literatur,
und über
die Bestimmung der Universität,
nach
dem Statut der Universität Jena.
Zwei Prorectorats-Reden.
Gr. 8. Geh. Preis $7\frac{1}{2}$ Sgr.

Im Verlage von **A. Urban Kern** in Breslau sind soeben erschienen:

Lieder und Sagen
von **Jean Kern.**
$12\frac{1}{2}$ Bogen. 16. Geh. 18 Sgr., englisch cart. $22\frac{1}{2}$ Sgr.

In meinem Verlage ist neu erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Bilder im Moose.
Novellenbuch
von
Julius Mosen.
Zwei Theile.
Gr. 8. Geh. 3 Thlr. 18 Ngr.

Von dem Verfasser erschien früher bei mir:

Gedichte.
Zweite vermehrte Auflage.
Gr. 8. 1843. Geh. 1 Thlr. 18 Ngr.

Leipzig, im October 1846.

F. A. Brockhaus.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

1846. № XXI.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** erscheinenden Zeitschriften „**Blätter für literarische Unterhaltung**" und „**Isis**" beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.

Neuigkeiten und Fortsetzungen,

versendet von

F. A. Brockhaus in Leipzig

im Jahre **1846**.

№ III. Juli, August und September.

(Nr. I, die Versendungen vom Januar, Februar und März enthaltend, befindet sich in Nr. XI, Nr. II, die Versendungen vom April, Mai und Juni, in Nr. XIV des Literarischen Anzeigers.)

54. **Baltische Briefe.** Zwei Theile. Gr. 12. Geh. 2 Thlr. 20 Ngr.

55. **Ausgewählte Bibliothek der Classiker des Auslandes.** Mit biographisch-literarischen Einleitungen. Sechsundfunfzigster Band. Gr. 12. Geh. 1 Thlr. 6 Ngr.

Die erschienenen Bände dieser Sammlung sind unter besondern Titeln einzeln zu erhalten:

I. II. **Bremer,** Die Nachbarn. Vierte Auflage. 20 Ngr. — III. **Gomes.** Ignez de Castro, übersetzt von Wittich. 20 Ngr. — IV. **Dante,** Das neue Leben, übersetzt von Förster. 20 Ngr. — V. **Bremer,** Die Töchter des Präsidenten. Vierte Auflage. 10 Ngr. — VI. VII. **Bremer,** Nina. Zweite Auflage. 20 Ngr. — VIII. IX. **Bremer,** Das Haus. Vierte Auflage. 20 Ngr. — X. **Bremer,** Die Familie H. Zweite Auflage. 10 Ngr. — XI. **Prevost d'Exiles,** Geschichte der Manon Lescaut, übersetzt von Bülow. 20 Ngr. — XII. XIII. **Dante,** Lyrische Gedichte, übersetzt und erklärt von Kannegießer und Witte. Zweite Auflage. 2 Thlr. 12 Ngr. — XIV. **Tassoni,** Der geraubte Eimer, übersetzt von Kritz. 1 Thlr. 9 Ngr. — XV. **Bremer,** Kleinere Erzählungen. 10 Ngr. — XVI. **Bremer,** Streit und Friede. Dritte Auflage. 10 Ngr. — XVII. **Voltaire,** Die Henriade, übersetzt von Schröder. 1 Thlr. — XVIII. **Gustav III.,** Schauspiele, übersetzt von Oelchel. 1 Thlr. 6 Ngr. — XIX. **Sjöberg** (Vitalis), Gedichte, übersetzt von Kannegießer. 20 Ngr. — XX–XXII. **Boccaccio,** Das Dekameron, übersetzt von Witte. Zweite Auflage. 2 Thlr. 15 Ngr. — XXIII–XXV. **Dante,** Die göttliche Komödie, übersetzt von Kannegießer. Vierte Auflage. 2 Thlr. 15 Ngr. — XXVI. Celestina. Eine dramatische Novelle. Aus dem Spanischen übersetzt von Bülow. 1 Thlr. 6 Ngr. — XXVII. XXVIII. **Somadeva Bhatta's** Märchensammlung, übersetzt von Brockhaus. 1 Thlr. 18 Ngr. — XXIX. XXX. **Bremer,** Ein Tagebuch. 20 Ngr. — XXXI. XXXII. **Tasso's** lyrische Gedichte, übersetzt von Förster. Zweite Auflage. 1 Thlr. 15 Ngr. — XXXIII. **Hitopadesa,** übersetzt von Müller. 20 Ngr. — XXXIV. XXXV. Indische Gedichte. In deutschen Nachbildungen von Hoefer. 2 Thlr. — XXXVI–XXXVIII. Schauspiele von **Calderon de la Barca,** übersetzt von Martin. 3 Thlr. — XXXIX. XL. **Dante's** prosaische Schriften. Mit Ausnahme der Vita nuova. Übersetzt von Kannegießer. 2 Thlr. — XLI. XLII. **Bremer,** In Dalekarlien. 20 Ngr. — XLIII–LIII. **Sue,** Der ewige Jude. 3 Thlr. 10 Ngr. — LIV. LV. **Machiavelli,** Florentinische Geschichten, übersetzt von Reumont. 3 Thlr. — LVI. **Sadi's** Rosengarten, übersetzt von Graf. 1 Thlr. 6 Ngr.

56. **Conversations-Lexikon — Allgemeine deutsche Real-Encyklopädie für die gebildeten Stände.** Neunte, verbesserte und sehr vermehrte Originalauflage. Vollständig in 15 Bänden oder 120 Heften. Einundachtzigstes bis fünfundachtzigstes Heft. Gr. 8. Jedes Heft 5 Ngr.

Diese neunte Auflage erscheint in 15 Bänden oder 120 Heften zu dem Preise von 5 Ngr. für das **Heft** in der Ausgabe auf Maschinenpapier; der **Band** kostet 1 Thlr. 10 Ngr., auf Schreibpapier 2 Thlr., auf Velinpapier 3 Thlr.

Alle Buchhandlungen liefern das Werk zu diesen Preisen und bewilligen auf 12 Exemplare 1 Freiexemplar.

Auf den Umschlägen der einzelnen Hefte werden Ankündigungen abgedruckt, und der Raum einer Zeile wird mit 10 Ngr. berechnet.

57. **Conversations-Lexikon** rc. Neue Ausgabe in 240 Lieferungen. Siebenunddreißigste bis achtundvierzigste Lieferung. Gr. 8. Jede Lieferung 2½ Ngr.

58. ——— **Systematischer Bilderatlas zum Conversations-Lexikon. — Ikonographische Encyklopädie der Wissenschaften und Künste.** — 500 in Stahl gestochene Blätter in Quart mit Darstellungen aus sämmtlichen Naturwissenschaften, aus der Geographie, der Völkerkunde des Alterthums, des Mittelalters und der Gegenwart, dem Kriegs- und Seewesen, der Denkmale der Baukunst aller Zeiten und Völker, der Religion und Mythologie des classischen und nichtclassischen Alterthums, der zeichnenden und bildenden Künste, der allgemeinen Technologie rc. Nebst einem erläuternden Text. Entworfen und herausgegeben von **J. G. Heck.** Vollständig in 120 Lieferungen. Fünfundfunfzigste bis Zweiundsechzigste Lieferung. Gr. 4. Jede Lieferung 6 Ngr.

59. **Encyklopädie der medicinischen Wissenschaften,** methodisch bearbeitet von einem Verein von Ärzten, unter Redaction von ***A. Moser.*** Zweite Abtheilung: Specielle Pathologie und Therapie. Zweiter Band. Gr. 12. Geh. 2 Thlr. 12 Ngr.

Diese Encyklopädie wird aus folgenden einzelnen Abtheilungen bestehen, deren jede ein vollständiges Lehrbuch bildet:

Anatomie; Physiologie; Medicinische Chemie und Physik; Geschichte der Medicin; Pathologie und Therapie; Semiotik und Diagnostik; Pathologische Anatomie; Materia medica; Heilquellenlehre; Chirurgie; Akiurgie; Gynäkologie; Kinderkrankheiten; Psychiatrik.

Hiervon sind bereits erschienen:

I. **Handbuch der topographischen Anatomie,** mit besonderer Berücksichtigung der chirurgischen Anatomie zum Gebrauch für Ärzte und Studirende. Von ***L. Hochmann.*** 1844. 3 Thlr.

II. **Handbuch der speciellen Pathologie und Therapie,** bearbeitet von ***L. Posner.*** Erster und zweiter Band. 1845—46. 4 Thlr. 12 Ngr.

III. **Die medicinische Diagnostik und Semiotik,** oder die Lehre von der Erforschung und der Bedeutung der Krankheitserscheinungen bei den innern Krankheiten des Menschen, bearbeitet von ***A. Moser.*** 1845. 2 Thlr.

60. **Allgemeine Encyklopädie der Wissenschaften und Künste** in alphabetischer Folge von genannten Schriftstellern bearbeitet und herausgegeben von **J. S. Ersch** und **J. G. Gruber.** Mit Kupfern und Karten. Gr. 4. Cart.

Jeder Theil im Pränumerationspreise auf gutem Druckpapier 3 Thlr. 25 Ngr., auf feinem Velinpapier 5 Thlr., auf extrafeinem Velin-

rapier im größten Quartformat mit breitern Stegen (Prachtexemplare) 15 Thlr.

Erste Section (A—G). Herausgegeben von J. G. Gruber. 43ster Theil. (Ferdinand I. — Fichtentinctur.)

Dritte Section (O—Z). Herausgegeben von M. H. E. Meyer. 41ster Theil. (Pflanzeisen — Phantasina.)

Den frühern Abonnenten, denen eine Reihe von Theilen fehlt, und Denjenigen, die als Abonnenten auf das ganze Werk neu eintreten wollen, werden die billigsten Bedingungen gestellt.

61. **Hülleborn (F. L.), Zwei Abhandlungen:** 1) Der Einheitstrieb als die organische Quelle der Kräfte der Natur. 2) Das Positive der von dem Kirchenglauben gesonderten christlichen Religion, durch die Einheitslehre anschaulicher gemacht. Nebst einer die Einheitslehre als Wissenschaft begründenden Einleitung. Gr. 8. Geh. 1 Thlr.

62. **Habel (Ed.), Der Karthäuser.** Gr. 12. Geh. 16 Ngr.

63. **Handbuch der Pathologie und Therapie der Geisteskrankheiten.** Für praktische Ärzte und Studirende bearbeitet von mehren Ärzten und herausgegeben von ***A. Schnitzer.*** Zwei Theile. Gr. 8. 4 Thlr.

Im Jahre 1843 erschien ebendaselbst:

Handbuch der Kinderkrankheiten. Nach Mittheilungen bewährter Ärzte herausgegeben von ***A. Schnitzer*** und ***B. Wolff.*** Zwei Bände. Gr. 8. Geh. 6 Thlr.

64. ***Hartenstein (Gst.)***, De materiae apud Leibnitium notione et ad monadas relatione commentatio. Gr. 4. Geh. 12 Ngr.

Von G. **Hartenstein** erschien ferner in demselben Verlage:

Die Grundbegriffe der ethischen Wissenschaften. Gr. 8. 1844. Geh. 2 Thlr. 15 Ngr.

Die Probleme und Grundlehren der allgemeinen Metaphysik. Gr. 8. 1836. Geh. 2 Thlr.

65. **Jürgens (K.), Luther's Leben.** Erste Abtheilung: Luther von seiner Geburt bis zum Ablaßstreite. 1483—1517. Zweiter Band. Gr. 8. Geh. 2 Thlr. 15 Ngr.

Der erste Band wurde zu Anfang dieses Jahres ausgegeben und hat denselben Preis.

66. **Kohl (J. G.), Reisen in Dänemark und den Herzogthümern Schleswig und Holstein.** Zwei Bände. 8. Geh. 6 Thlr.

67. ***Kratzmann (E.), Die neuere Medicin in Frankreich.*** Nach Theorie und Praxis. Mit vergleichenden Blicken auf Deutschland. Erste Abtheilung. Gr. 8. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr.

68. **Lenz (C. G. H.), Geschichte der evangelischen Kirche seit der Reformation.** Ein Familienbuch zur Belebung evangelischen Geistes. In zwei Bänden. Fünftes Heft. Gr. 8. Jedes Heft 9 Ngr.

Mit dem sechsten Hefte wird das Werk geschlossen sein.

69. **Meißner (H. A.), Specialgerichte für unsere Fabrikgewerbe.** Gr. 8. Geh. 28 Ngr.

Zu Anfang dieses Jahres erschien von dem Verfasser ebendaselbst:

Die Fabrikgerichte in Frankreich. Gr. 8. Geh. 20 Ngr.

(Der Beschluß folgt.)

Im Verlage von **J. Urban Kern** in **Breslau** ist erschienen:

Synchronistische Tabellen

zur vergleichenden Übersicht

der Geschichte der deutschen National-Literatur.

Zum Gebrauche beim Unterrichte in höhern Lehranstalten und für Freunde der Literatur.

Von **Karl Eitner.**

Erste bis vierte Lieferung. $17\frac{1}{2}$ Bogen in gr. 4. Geh. (Älteste Literatur bis 1791.) Preis $1\frac{5}{12}$ Thlr.

Auf dies gründliche, gediegene **Werk** machen wir alle Literaturfreunde aufmerksam.

Soeben ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Neue Oppositionsschrift

zur

Befestigung und Fortbildung

des

Protestantismus

für alle Stände.

Nach den Grundsätzen des in der Heiligen Schrift uns aufbewahrten göttlichen Wortes.

Herausgegeben von

L. Lange, Theol. Dr. und Prof. a. d. Univers. zu Jena.

Ersten Bandes erstes Heft.

Jena. (**Leipzig, Kollmann** in Commission.)

Preis für 3—4 Hefte 1 Thlr.

Inhalt des ersten Heftes: Über die Bedeutung des göttlichen Wortes für unsere Zeit und Kirche. Vom Herausgeber. — Der Protestantismus in seiner Negativität und Positivität. Von Dr. J. A. G. **Steuber,** Pfarrer in Zeitz. — Die Hoffnungen unserer protestantischen Kirche gegründet auf ihren dermaligen Zustand. Vom Herausgeber.

Soeben verließ die Presse und wurde an alle Buchhandlungen versandt:

M. von Thibiage's

Geschichte der berühmtesten

Ritterburgen und Schlösser

Frankreichs, Englands, Deutschlands, der Schweiz ꝛc. Nebst deren Sagen, Legenden und den Erzählungen der Heldenthaten ihrer Besitzer. Deutsch von L. Hain.

Zwei Bände. 8. Geh. $1\frac{1}{2}$ Thlr.

Merseburg, 15. October 1846.

Louis Garcke.

Bei **E. F. Steinacker** in Leipzig ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Das Buch von den Wienern. Historischer Roman von **Eduard Breier.** 3 Bände. 8. Geh. 4 Thlr. 15 Ngr.

In Unterzeichnetem sind erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Physiologische Briefe

für Gebildete aller Stände,

von

Karl Vogt.

Zweite Abtheilung.

8. Velinp. Brosch. Preis 20 Ngr., oder 1 Fl. 12 Kr.

In der ersten Abtheilung dieser Briefe hat der Verfasser mit vielem Glück angefangen, die Lehre von den Verrichtungen des Körpers, wie sie sich nach den neuesten Forschungen und Entdeckungen in der Physiologie darstellt, in gemeinfaßlicher

rm zu entwickeln, sodaß es dadurch dem allgemein Unterrichteten leicht wird, in diesem wichtigen Punkte seine Bildung zu ergänzen. Nachdem in der ersten Abtheilung Blutlauf, Verdauung, Athmung, thierische Wärme, Absonderung und Aufsaugung besprochen worden sind, werden in der vorliegenden zweiten in acht weitern Briefen der Bau und die Wirkungsweise der Nerven, des Rückenmarks und des Gehirns, das Wesen der Seelenthätigkeit, das Auge und das Ohr, die Muskelbewegungen, Stimme und Sprache abgehandelt. Auf diesen Gebieten haben in neuester Zeit die wissenschaftlichen Anschauungen so große Umwandlungen erlitten als auf irgend einem. Diese Verrichtungen sind aber, wie die obersten, so für den Menschen wichtigsten und interessantesten, und der Gebildete wird es sich angelegen sein lassen, in diesen tief eingreifenden Beziehungen seine Begriffe zu berichtigen.

Stuttgart und **Tübingen**, im October 1846.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Im Verlage der Unterzeichneten sind folgende Bücher für Gymnasien, Gewerbe-, Real- und Bürgerschulen erschienen und durch sämmtliche Buchhandlungen Deutschlands, Östreichs und der Schweiz zu beziehen:

Cicero's Rede für Sextus Roscius aus Ameria. Mit Einleitung und Commentar von Prof. Dr. *Ed. Osenbrüggen*. 8. Velinpap. Geh. Preis 20 Ngr. (16 gGr.)

Ciceronis, M. T., de officiis libri tres. Cum selectis Io. Mich. et Iac. Frid. Heusingerorum suisque notis scholarum in usum edidit *Carol. Timoth. Zumptius*. 8. Geh. Preis 25 Ngr. (20 gGr.)

Fischer, J. G., Naturgeschichtliches Lesebuch für Schule und Haus, oder anschauliche, leicht faßliche Belehrungen über die vornehmsten Gegenstände aus dem Thier-, Pflanzen- und Mineralreiche. Mit 66 in den Text eingedruckten Holzschnitten. Gr. 8. Fein Velinpap. Geh. Preis 20 Ngr. (16 gGr.)

Hellmuth's Elementar-Naturlehre. Elfte sehr vermehrte Auflage. Nach dem Tode des Verfassers zum vierten Male bearbeitet von **J. G. Fischer.** Auch unter dem Titel: Elementar-Naturlehre für Lehrer an Seminarien und gehobenen Volksschulen, wie auch zum Schul- und Selbstunterrichte methodisch bearbeitet. 30¹/₂ Bogen Druck-Velinpap. Mit 258 in den Text eingedruckten Holzschnitten. Gr. 8. Geh. Preis 1 Thlr.

Ladvig, Prof. Dr. **J. N.,** Lateinische Sprachlehre für Schulen. Gr. 8. Velinpap. Geh. Preis 1¹/₃ Thlr.

Melford, Dr. **H.,** Englisches Lesebuch, enthaltend eine zweckmäßige, zur Beförderung der Fortschritte in dieser Sprache besonders dienliche Sammlung von Lese- und Übersetzungsstücken, aus den besten neuern Prosaisten und Dichtern gezogen, nach stufenweiser Schwierigkeit geordnet und mit zahlreichen, unter dem Texte angebrachten Bedeutungen der Wörter, sowie mit lebensgeschichtlichen Anmerkungen versehen. Mit einem Vorworte von Dr. **K. F. Ch. Wagner.** Dritte vermehrte Ausgabe. Gr. 8. Preis 22¹/₂ Ngr. (18 gGr.)

Müller, Prof. Dr. **J.,** Grundriß der Physik und Meteorologie. Für Lyceen, Gymnasien, Gewerbe- und Realschulen, sowie zum Selbstunterricht. Mit zahlreichen in den Text eingedruckten Holzschnitten. Gr. 8. Fein Velinpap. Geh. Preis 2 Thlr.

Pape, Prof. Dr. **W.,** Hand-Wörterbuch der griechischen Sprache. Lexikonoctav. Geh. Zwei Bände, jeder von 80—90 Bogen; nebst einem dritten Bande von 27 Bogen, die griechischen Eigennamen enthaltend. Preis für das ganze Werk von drei Bänden 7¹/₃ Thlr.; für das Griechisch-deutsche Wörterbuch von zwei Bänden 6 Thlr.; für das Wörterbuch der griechischen Eigennamen 1¹/₃ Thlr.

———, Deutsch-griechisches Wörterbuch zum Schulgebrauch. Vierter Band des Handwörterbuchs der griechischen Sprache. Lexikonoctav. Geh. Preis 2 Thlr. 20 Ngr. (2 Thlr. 16 gGr.)

Poppleton, G., und **J. Bettac,** Englische Sprachlehre für Deutsche, mit Beispielen zur Erläuterung, und Übungen zur Anwendung der gegebenen Regeln. Achte verbesserte und vermehrte Auflage. 8. Preis 20 Ngr. (16 gGr.)

Schenkel, J., Elementare Arithmetik, theoretisch-praktisch dargestellt für Lehrer an Volksschulen und an den untern Classen der Realschulen. 8. Preis 17¹/₂ Ngr. (14 gGr.)

———, Praktisches Rechenbuch für Schüler in Volksschulen und in den untern Classen der Realschulen. Als Beilage zum Lehrbuche der „Elementaren Arithmetik". 8. Preis 12¹/₂ Ngr. (10 gGr.) — Auflösungen zum praktischen Rechenbuche für Schüler in Volksschulen und in den untern Classen der Realschulen. 8. Preis 2¹/₂ Ngr. (2 gGr.)

Schödler, Dr. **F.,** Das Buch der Natur. Die Lehren der Physik, Chemie, Mineralogie, Geologie, Physiologie, Botanik und Zoologie umfassend. Allen Freunden der Naturwissenschaft, insbesondere den Gymnasien, Real- und höhern Bürgerschulen gewidmet. Mit 281 in den Text eingedruckten Holzstichen. Ein starker Band in Großmedian, auf feinem satinirten Velinpapier, geheftet. Zweite unveränderte Auflage. Preis 1 Thlr. 10 Ngr. (1 Thlr. 8 gGr.)

———, Die Chemie als geistig bildendes Moment für den Unterricht in Gymnasien. Eine Rede. 8. Velinpap. Preis 5 Ngr. (4 gGr.)

Stöckhardt, Prof. Dr. **J. A.,** Die Schule der Chemie, oder erster Unterricht in der Chemie, versinnlicht durch einfache Experimente. Zum Schulgebrauch und zur Selbstbelehrung, insbesondere für angehende Apotheker, Landwirthe, Gewerbtreibende ꝛc. Zweite unveränderte Auflage. Mit 221 in den Text eingedruckten Holzschnitten. 8. Velinpap. Geh. Preis 2 Thlr.

Thieme, Dr. **F. W.,** Neues vollständiges grammatisches Wörterbuch der englischen und deutschen Sprache. In zwei Theilen. Zweite Ausgabe. 51¹/₂ Bogen. 8. Fein Velinpap. Geh. Preis 2 Thlr. In engl. Halb-Marokkoband 2 Thlr. 10 Ngr. (2 Thlr. 8 gGr.)

Wagner, Dr. **K. F. Ch.,** Neue vollständige und auf die möglichste Erleichterung des Unterrichts abzweckende englische Sprachlehre für die Deutschen. Erster oder theoretischer Theil. Fünfte Auflage. 1 Thlr. Zweiter oder praktischer Theil, welcher Übungen über die einzelnen Regeln enthält. Fünfte Auflage. 20 Ngr. (16 gGr.)

———, Theoretisch-praktische Schulgrammatik der englischen Sprache für jüngere Anfänger. Gr. 8. Velinpap. Geh. Preis 25 Ngr. (20 gGr.)

Um die Einführung dieser anerkannt vortrefflichen Schulbücher zu erleichtern, sind alle Buchhandlungen in den Stand gesetzt, bei Partiebestellungen Freiexemplare zu bewilligen.

Braunschweig, im October 1846.

Friedrich Vieweg & Sohn.

Bei **C. F. Winter**, akadem. Verlagsbuchhandlung in **Heidelberg**, ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen vorräthig:

Dramatische Dichtungen

von

Ludwig Uhland.

Ernst von Schwaben.

Ludwig der Baier.

Fein geheftet. (In Format und Ausstattung sich an die Octavausgabe von Uhland's Gedichten anschließend.)

Preis 1 Thlr. 24 Ngr., oder 3 Fl. Rhein.

Prachtausgabe auf feinstem Kupferdruckpapier mit breitem Rande. Fein geheftet. Royaloctav.

Preis 2 Thlr. 20 Ngr., oder 4 Fl. 40 Kr. Rhein.

Gedichte

von

Gottfried Keller.

Ein Bändchen in Taschenformat, zierlich gedruckt, fein geheftet, Velinpapier, 1 Thlr. 20 Ngr., oder 3 Fl. Rhein.

Einzelne von Keller's Dichtungen waren früher in Zeitschriften u. s. w. erschienen, und wurden mit großem Beifall begrüßt. Welche Aufnahme nun die hier gesammelten Gedichte in der deutschen Literatur gefunden haben, davon mögen die folgenden Urtheile angesehener Zeitschriften Zeugniß geben:

„Schöpfungen eines ausgezeichneten Talents, die, wie die Keller'schen, an Form und Inhalt so originell und frisch, so kräftig und lieblich, so humoristisch und voll tiefen Ernstes sind, werden sich auch außerhalb der Schweiz Bahn brechen —"

(Morgenblatt.)

„Sie reihen sich dem Besten deutscher Lyrik an, und oft sind sie ein Bestes. Da haben wir endlich wieder einen ganzen Dichter. neben dem großen Haufen der halben und zerrissenen."

(Jahrbücher der Gegenwart.)

In **C. Gerold's** Verlagsbuchhandlung in **Wien** ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Biblische Erziehungslehren

für

Ältern und Erzieher

zusammengestellt und erläutert

von

Franz X. Johann Richter,

Doctor der Theologie, geistlichem Rathe, emeritirtem öffentlichen Professor und Universitäts-Bibliothekar, dann mehrer gelehrten Gesellschaften Mitgliede.

Mit einer

Beilage ausgewählter Stellen

über

Erziehung der Knaben von Papst Pius II. (Äneas Sylvius Piccolomini).

Zweite verbesserte und vermehrte Auflage.

Wien 1846.

8. In Umschlag brosch. Preis 20 Ngr. (16 gGr.)

Der Vorrede des Herrn Verfassers zufolge ist dieses höchst verdienstvolle und zweckmäßige Werkchen „ein Versuch, Bibelstellen über Erziehung zusammen zu ordnen und Erziehungslehren daraus abzuleiten. Es wurde dabei nicht sowol auf streng wissenschaftliches System und Vollständigkeit, als vielmehr darauf Rücksicht genommen, was in unserer Zeit zu sagen und mit biblischen Worten einzuschärfen vorzüglich Noth thut. Die Wiederauflage der Schrift dürfte aber um so weniger überflüssig erscheinen, als jenes Bedürfniß fortdauert und frommen christlichen Ältern auf solche Weise ein wohlfeiles Handbüchlein zugemittelt wird, darin sie sich ohne vielen Zeitverlust in zweifelhaften kritischen Fällen Raths erholen können, um sich entweder vor kostspieligen Fehlgriffen zu hüten oder auf das göttliche Ansehen der Bibelstellen sich stützend ihr Gewissen zu beruhigen." Zur nähern Charakteristik der kleinen und dabei so gehaltvollen Schrift verweisen wir auf die gediegene Beurtheilung derselben im Hauptblatte der Wiener Zeitung vom 24. Juni d. J.

Soeben ist bei den Unterzeichneten erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Der Zeitkrüppel.

Ein Wiener Roman

von dem Verfasser des „Tony" und der „Adalay".

Herausgegeben von

Karl August von Trozky.

8. 2 Bände. Brosch. 2 Thlr. 26 Ngr., oder 5 Fl.

Meyer & Zeller in Zürich.

In unserm Verlage ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Konrad Wallenrod.

Przez

Adama Mickiewicza.

Schöne Miniaturausgabe. Geh. 15 Ngr. Cartonnirt 20 Ngr. Prachtband mit Goldschnitt 25 Ngr.

Eine deutsche Übersetzung erschien von **K. L. Kannegießer** unter dem Titel: „Konrad Wallenrod. Geschichtliche Erzählung aus Lithauens und Preußens Vorzeit." Gr. 12. 1834. 8 Ngr.

Früher erschien in unserm Verlage:

Malczeski, Marja. Powieść ukraińska. Mit einer Biographie des Dichters von **Severin Goszczynski**. 8. Geh. 22½ Ngr. Geb. 27½ Ngr. In Prachtband mit Goldschnitt 1 Thlr. 2½ Ngr.

——— **Maria.** Ukrainische Erzählung übersetzt von **C. R. Vogel.** 8. Geh. 1 Thlr.

Vorlesungen über slawische Literatur und Zustände. Gehalten von **Adam Mickiewicz.** Deutsche Ausgabe. 4 Theile in 6 Abtheilungen. 8. Geh. 7 Thlr. 25 Ngr.

Ein umfassendes Werk, für dessen Bedeutung der Name des Verfassers bürgt.

Leipzig, im November 1846.

Brockhaus & Avenarius.

Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

1846. № XXII.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** erscheinenden Zeitschriften „**Blätter für literarische Unterhaltung**“ und „**Isis**“ beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.

Neuigkeiten und Fortsetzungen,

versendet von

F. A. Brockhaus in Leipzig

im Jahre **1846**.

№ III. Juli, August und September.

(Beschluß aus Nr. XXI.)

70. **Mosen (Jul.), Bilder im Moose.** Novellenbuch. Zwei Theile. Gr. 8. Geh. 3 Thlr. 18 Ngr.

Von dem Verfasser erschien in demselben Verlage:

Gedichte. Zweite vermehrte Auflage. Gr. 8. 1843. 1 Thlr. 18 Ngr.

71. **Der neue Pitaval.** Eine Sammlung der interessantesten Criminalgeschichten aller Länder aus älterer und neuerer Zeit. Herausgegeben von **Jul. Ed. Hitzig** und **W. Häring (W. Alexis).** Neunter Theil. Gr. 12. Geh. 2 Thlr.

Inhalt: Miguel Servete. — Eine erste Conventikelin. — Die Quäker in Böhmen. — Elizabide. — Die beiden Markmann. — Der Dieb als Vatermörder. — Der Sohn des Wucherers. — Contrafatte. — Wilster, genannt Baron von Essen.

Der erste Theil kostet 1 Thlr. 24 Ngr., der zweite bis achte jeder 2 Thlr.

72. ***Posner (L.)*, Handbuch der speciellen Pathologie und Therapie.** Zweiter Band: Chronische Krankheiten. Erster Theil. Gr. 12. Geh. 2 Thlr. 12 Ngr.

Der erste Band: Acute Krankheiten (1845), kostet 2 Thlr.

73. **Recueil manuel et pratique de traités,** conventions et autres actes diplomatiques sur lesquels sont établis les relations et les rapports existant aujourd'hui entre les divers Etats souverains du globe, depuis l'année 1760 jusqu'à l'époque actuelle. Par le Baron ***Ch. de Martens*** et le Baron ***F. de Cussy.*** En cinq volumes. Tomes troisième et quatrième. Gr. 8. Geh. 6 Thlr.

Der erste und zweite Theil, die zu Anfang dieses Jahres ausgegeben wurden, kosten 4 Thlr. 16 Ngr.

Von **Ch. de Martens** erschien in demselben Verlage:

Guide diplomatique. 2 vols. 8. 1832. 4 Thlr. 15 Ngr.

Causes célèbres du droit des gens. 2 vols. 8. 1827. 4 Thlr. 15 Ngr.

Nouvelles causes célèbres du droit des gens. 2 vols. 8. 1843. 5 Thlr. 10 Ngr.

Ferner von **F. de Cussy** ebendaselbst:

Dictionnaire ou Manuel-lexique du Diplomate et du Consul. 12. 1846. Geb. 3 Thlr.

74. **Rellstab (L.), Gesammelte Schriften.** Funfzehnter und sechszehnter oder Neue Folge dritter und vierter Band. Gr. 12. Geh. 2 Thlr.

Die erste Folge von **Rellstab's** Schriften erschien in 12 Bänden 1843—44 und kostet 12 Thlr.; dieselbe enthält: **1812.** Dritte Auflage. — **Sagen und romantische Erzählungen.** — **Kunstnovellen.** — **Novellen.** — **Auswahl aus der Reisebildergalerie.** — **Vermischtes.** — **Vermischte Schriften.** — **Dramatische Werke.** — **Gedichte.** — Der Neuen Folge erster bis vierter Band enthält: **Algier und Paris im Jahre 1830.** Zweite Auflage. (2 Thlr.) — **Erzählungen.** (2 Thlr.)

75. **Rhea.** Zeitschrift für die gesammte Ornithologie. Im Verein mit ornithologischen Freunden herausgegeben von **F. A. L. Thienemann.** Erstes Heft. Mit einer illuminirten Tafel. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Von dem Herausgeber erscheint in demselben Verlage:

Die Fortpflanzungsgeschichte der gesammten Vögel, nach dem gegenwärtigen Standpunkte der Wissenschaft, mit Abbildung der bekannten Eier. Mit 100 colorirten Tafeln. In zehn Heften. Erstes Heft. Gr. 4. 1845. 4 Thlr.

76. **Moslicheddin Sadi's Rosengarten.** Nach dem Texte und dem arabischen Commentar Sururi's aus dem Persischen übersetzt mit Anmerkungen und Zugaben von **K. H. Graf.** Gr. 12. Geh. 1 Thlr. 6 Ngr.

77. **Skizzen aus dem häuslichen Leben.** Aus dem Schwedischen. Zwei Theile. Gr. 12. Geh. 1 Thlr. 15 Ngr.

78. **Historisches Taschenbuch.** Herausgegeben von **F. von Raumer.** Neue Folge. Achter Jahrgang. Gr. 12. Cart. 2 Thlr. 15 Ngr.

Die erste Folge des Historischen Taschenbuchs, zehn Jahrgänge (1830—39), kostet im herabgesetzten Preise zusammengenommen 10 Thlr.; der erste bis fünfte Jahrgang 5 Thlr., der sechste bis zehnte Jahrgang 5 Thlr., einzelne Jahrgänge 1 Thlr. 10 Ngr. Der erste, dritte und vierte Jahrgang der Neuen Folge (1840, 1842 und 1843) kosten jeder 2 Thlr., der zweite, fünfte bis siebente Jahrgang (1841, 1844—46) jeder 2 Thlr. 15 Ngr.

79. **Urania.** Taschenbuch auf das Jahr 1847. Neue Folge. Neunter Jahrgang. Mit dem Bildnisse Berthold Auerbach's. 8. Cart. 2 Thlr. 15 Ngr.

Von frühern Jahrgängen der Urania sind nur noch einzelne Exemplare von 1831, 1836—38 vorräthig, die im herabgesetzten Preise zu 12 Ngr. der Jahrgang abgelassen werden. Der erste und zweite Jahrgang der Neuen Folge (1839 und 1840) kosten jeder 1 Thlr. 15 Ngr., der dritte bis sechste Jahrgang (1841—44) jeder 1 Thlr. 20 Ngr., der siebente und achte Jahrgang (1845 und 1846) jeder 2 Thlr.

80. ***Wheaton (Henry)*, Histoire des progrès du droit des gens en Europe et en Amérique depuis la paix de Westphalie jusqu'à nos jours.** Avec une introduction sur les progrès du droit des gens en Europe avant la paix de Westphalie. Seconde édition, revue, corrigée et augmentée par l'auteur. Deux volumes. 8. Broch. 4 Thlr.

81. **Zeitschrift für die historische Theologie.** In Verbindung mit der von C. F. Illgen gegründeten historisch-theologischen Gesellschaft zu Leipzig herausgegeben von

C. W. Riedner. Jahrgang 1846. In vier Heften. Gr. 8. 4 Thlr.

Im Verlage von **August Campe** in **Hamburg** erschien und wird sowie der übrige Verlag dieser Firma von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** debitirt:

Lloyd (H. E.), Englische und deutsche Gespräche. Ein Erleichterungsmittel für Anfänger. Nach **J. Perrin** bearbeitet. Nebst einer Sammlung besonderer Redensarten. Zehnte Auflage. 8. 20 Ngr.

Preisherabsetzungen.

Alle Freunde der Literatur werden aufmerksam gemacht, daß eine große Anzahl interessanter und wichtiger Werke, **schönwissenschaftlichen, historischen** und **wissenschaftlichen Inhalts**, aus dem Verlage von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig**

zu bedeutend herabgesetzten Preisen

zu beziehen sind. Das Verzeichniß dieser Artikel ist in allen Buchhandlungen gratis zu erhalten.

Diese Preisermäßigungen gelten bis ***31. Dec. d. J.****, und nach Ablauf dieses Termins treten die frühern Ladenpreise wieder ein. Bei einer Auswahl von* ***10 Thlr.*** *wird noch ein Rabatt von* ***10%*** *bewilligt.*

Das von Herrn Giampieri, großherzogl. Bibliothekar in Florenz **neu aufgefundene, soeben erschienene Gedicht des Lodovico Ariosto:**

RINALDO ARDITO

DI

LODOVICO ARIOSTO.

Frammenti inediti, pubblicati sul manoscritto originale

da

J. Giampieri e G. Aiazzi.

Gr. 8. Florenz. 1846. Preis 1 Thlr. 12½ Ngr. (1 Thlr. 10 gGr.)

ist vorräthig in

Friedrich Wolke's Buchhandlung in **Wien.**

In unserm Verlage erscheint:

Das Zeitalter der Revolution.

Geschichte der Fürsten und Völker Europas seit dem Ausgange der Zeit Friedrich's des Großen.

Von Dr. **Wilhelm Wachsmuth,**

ordentlichem Professor der Geschichte an der Universität zu Leipzig.

In monatlichen Lieferungen à 6 Bogen gr. 8. Velinp., deren 5—6 einen Band bilden. Subscriptionspreis für jede Lieferung ⅓ Thlr. = 30 Kr. Conv. = 36 Kr. Rhein.

Freimüthigkeit, Wahrhaftigkeit und **Gründlichkeit**, rühmliche Eigenschaften und Vorzüge dieses Werkes, sichern demselben einen ehrenvollen Platz in der neuern historischen Literatur; die **ungeschminkte, klare** und **ansprechende Darstellungsweise** des Verf. wird **jedem Gebildeten** ein reges Interesse an der **Geschichte des noch nicht ausgelebten Jahrhunderts der Aufklärung und Revolution** einflößen und geeignet sein, diesem Werke, dem Ergebnisse vieljähriger Forschungen, eine große Anzahl Freunde **unter allen Ständen** zuzuführen.

Ein so geistreiches und interessantes Werk **verdient die allgemeinste Verbreitung:** wir haben deshalb die **Ausgabe in Lieferungen** gewählt, um so auch Minderbemittelten die Anschaffung zu erleichtern; wo es jedoch gewünscht wird, kann die Zusendung **in completen Bänden** erfolgen.

Der **Umfang des Ganzen** ist auf **sechs Bände** berechnet, wovon die **ersten vier** bis zum Jahre 1815 reichen, der **fünfte** die Zeit von da bis 1830, der **sechste** die Geschichte der Zeit nach der Julirevolution umfassen wird.

Lieferung 1—5 ist bereits erschienen; die folgenden werden auf das pünktlichste von Monat zu Monat ausgegeben. Ausführliche Prospecte sind in allen Buchhandlungen zu erhalten.

Leipzig, im October 1846.

Renger'sche Buchhandlung.

Österreichische militairische Zeitschrift.

Achtes Heft. 1846.

Dieses soeben erschienene Heft enthält folgende Aufsätze:

I. Der Feldzug 1800 in Italien. Zweiter Abschnitt. — II. Über den Vortrag der vaterländischen und Kriegsgeschichte als Mittel zur Steigerung der moralischen Kraft einer Armee. — III. Der Feldzug des Jahres 1793 am Oberrhein, an der Donau und in Tirol. Zweiter Abschnitt. — IV. Kriegsscenen. 1) Die Belagerung von Fort Louis im Spätherbst 1793. 2) Die Unternehmung auf Rüdesheim am 9. September 1796. 3) Gefecht von Koburg Dragoner bei Maubeuge, bei Mühlheim am 1. Mai 1793. 4) Zurückweisung des Ausfalls bei Maubeuge am 7. Mai 1793. 5) Überfall bei Hollenburg und Wolfsberg am 31. Mai 1809. — V. Scenen. I. Aus der Geschichte des k. k. Kürassierregiments Baron Sunstenau Nr. 2. 1) In der Schlacht bei Aspern am 21.—22. Mai 1809. 2) In der Schlacht bei Leipzig am 16.—19. Oktober 1813. II. Aus der Geschichte des k. k. Grenz-Infanterieregiments Peterwardeiner Nr. 8. 1) Eroberung des Luziensteigs am 14. Mai 1799. — VI. Kartenankündigung. — VII. Neueste Militairveränderungen.

Preis des Jahrgangs 1846 12 Fl. Conv.-M.

Ebenso kann man durch alle **Postämter** und **Buchhandlungen** des In- und Auslandes die frühern Jahrgänge von 1811—45 erhalten.

Braumüller & Seidel
in **Wien.**

Bei **C. F. Kius** in **Hanover** ist erschienen:

Literarhistorisches Taschenbuch.

Von **R. E. Prutz.**

V. Jahrgang 1847. Preis 2⅔ Thlr.

Inhalt: Anton Reiser, von Alexis. Die Geschichtschreibung der Griechen, von Rogge. Die berliner Monatsschrift, von Meyen. Mendoza, von A. Stahr. Über die Epochen der deutschen Literatur, von Schaefer. Die politischen Gedichte der provençalischen Troubadours, von Brinckmeier. Die Alkestis des Euripides, von Köchly. Schubart, von Prutz u. s. w.

Digitized by Google

Vierteljahrs-Schrift 1846. 4tes Heft.

In Unterzeichnetem ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

das 4te Heft der deutschen

Vierteljahrs-Schrift

für 1846.

October — December.

Preis des Jahrgangs von 4 Heften von je mehr als 20 Bogen 12 Fl., oder 7 Thlr. 10 Ngr.

Inhalt:

Versuch einer Zollvereinsverfassung. — Münchens Beruf. — Das Recht und die Bedeutung der Staatserbfolge in Schleswig-Holstein. — Zur Verständigung in den Bewegungen der Gegenwart. — Technische Bemerkungen über Münzwesen. — Zur Spruchpoesie des spätern Mittelalters. — Kurze Notizen.

Stuttgart und **Tübingen**, im October 1846.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Soeben erschien und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Jahrbuch

für

Poesie und Prosa.

Mit Beiträgen

von

K. Beck, J. Blau, J. P. Eckermann, E. Geibel, A. Harnisch, A. Hesse, Hoffmann von Fallersleben, Fr. L. Jahn, K. Julius, J. Kerner, Th. Kerner, G. Kinkel, Krug v. Nidda, K. A. Mayer, E. Mörike, H. Ottenheimer, A. Peters, H. Pröhle, R. E. Prutz, H. Rollet, F. Saß, H. Schiff, G. Schwetschke, L. Storch, T. Ullrich und O. L. B. Wolff

herausgegeben

von

Heinrich Pröhle.

1847.

Merseburg.

Louis Garcke.

Gubitz' Volks-Kalender für 1847.

In allen Buchhandlungen des In- und Auslandes ist jetzt zu haben:

Deutscher Volks-Kalender

für

1847.

Herausgegeben von **F. W. Gubitz.**

Mit 120 Holzschnitten von Demselben und unter dessen Leitung.

Preis 12½ Sgr.

Daß dies ein echtes, unsere Zeit und unsere Zustände in ernster und humoristischer Weise kräftig besprechendes Volksbuch ist, das bezeugt der Grimm, womit auch dieser Jahrgang schon von Dunkelmännern und Verfechtern des Rückschritts verleumderisch angefallen wurde.

Berlin.

Vereins-Buchhandlung.

Landwirthschaftliche Dorfzeitung.

Herausgegeben von **William Löbe.** Mit einem Beiblatt: Gemeinnütziges Unterhaltungsblatt für Stadt und Land.

Siebenter Jahrgang. 1846. 4. 20 Ngr.

Leipzig, bei F. A. Brockhaus.

Wöchentlich erscheint 1 Bogen. Insertionsgebühren für die gespaltene Zeile 2 Ngr. Beilagen werden für das Tausend mit ¾ Thlr. berechnet.

October. Nr. 40—44.

Inhalt: Über Baumpflanzungen an den Straßen. — Die grüne Spannerraupe und ihre Vertilgung. — Beantwortung der Anfrage in Nr. 28 d. Bl., die Trockenlegung der Wiesen betreffend. — Erfahrungen der Mitglieder des Lesevereins zu Helmsdorf über den Brand im Weizen. — Welches sind die Ursachen der Unfruchtbarkeit der Kühe? — Die Bearbeitung der Kartoffelpflanzungen mit der Hand. — Über Arbeiternoth mit Rücksicht auf die Forstwirthschaft. Vierter Artikel. — Erntebericht von der Herrschaft Reichenberg in Böhmen. — Die Kartoffelkrankheit im reussischen Voigtlande. **Landwirthschaftliche Neuigkeiten u. s. w.**

Hierzu **Gemeinnütziges Unterhaltungsblatt für Stadt und Land,** Nr. 40—44.

Bei **Wilhelm Engelmann** in Leipzig ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Bibliotheca HISTORICO-NATURALIS.

Verzeichniss der Bücher
über
Naturgeschichte,
welche in
Deutschland, Skandinavien, Holland, England, Frankreich, Italien und Spanien
in den Jahren 1700—1846
erschienen sind.
Von **Wilhelm Engelmann.**
Erster Band:
Bibliographie. Hülfsmittel. Allgemeine Schriften. Vergleichende Anatomie und Physiologie. Zoologie. Palaeontologie.
Mit einem Namen- und Sachregister.
Gr. 8. 1846. 786 Seiten. ord. 3⅔ Thlr.

Soeben sind bei den Unterzeichneten erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Bluntschli, Dr. **J. C.,** Geschichte des schweizerischen Bundesrechtes von den ersten ewigen Bünden bis auf die Gegenwart. Erste Lieferung. 21 Ngr., oder 1 Fl. 12 Kr.

——————, Die drei Länder Uri, Schwyz und Unterwalden und ihre ewigen Bünde. Abdruck aus dem Obigen. 13 Ngr., oder 45 Kr.

Fröhlich, A. E., Der junge Deutsch-Michel. 3. vermehrte Auflage. 21 Ngr., oder 1 Fl. 12 Kr.

Lohner, C. (gew. Landammann), Die Münzen der Republik Bern. Mit drei Münztafeln. 2 Thlr., oder 3 Fl. 36 Kr.

Minnich, J. Aloys, Les eaux thermales de Baden en Suisse, leur analyse chimique et leurs vertus thérapeutiques, constatées par l'expérience avec un aperçu descriptif et géognostique des environs de Baden, leur histoire etc. 1 Thlr. 6 Ngr., oder 2 Fl.

Neuhaus, Schultheiß von Bern. Mit dessen lithographirtem Bildniß. Aus der „Eidsgenössischen Monatsschrift" abgedruckt. 8. 18 Ngr., oder 1 Fl.

Tanner, K. R., Heimatliche Bilder und Lieder. Ausgabe letzter Hand, vermehrt und vermindert. 8. 1 Thlr., oder 1 Fl. 45 Kr.

Meyer & Zeller in Zürich.

In der **Mechitaristen-Congreg.-Buchhandlung** in **Wien** ist zu haben und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Raphael's
Bilder zur biblischen Geschichte
des
Alten Testamentes.

Vierzig Stahlstiche mit kurzem erklärendem Texte in gr. 4.
Elegant gebunden. Preis 1 Thlr. 5 Sgr.

Im Verlage von **G. A. Reyher** in **Mitau** ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Entwurf der Logik.

Ein Leitfaden für Vorlesungen
von Dr. **Strümpell,**
außerordentl. Professor a. d. Universität Dorpat.
8. Geh. Preis 22½ Ngr.

Von demselben Verfasser erschien 1844 bei mir:
Die **Vorschule der Ethik;** ein Lehrbuch.
Gr. 8. Preis 1 Thlr. 20 Ngr.

Leipziger Repertorium

der deutschen und ausländischen Literatur.
Herausgegeben von **E. G. Gersdorf.**

1846. Gr. 8. 12 Thlr.

Wöchentlich erscheint eine Nummer von 2—3 Bogen. **Insertionsgebühren** in dem dieser Zeitschrift beigegebenen „**Bibliographischen Anzeiger**" für den Raum einer Zeile 2 Ngr.; **Beilagen** werden mit 1 Thlr. 15 Ngr. berechnet.

October. Heft. 40—44.

Inhalt: **Literaturgeschichte.** *Jordan*, Geschichte der russischen Literatur. — **Theologie.** Codex Friderico-Augustanus; ed. *Tischendorf*. — *Fleck*, System der christlichen Dogmatik. 1. Thl. — *Matzke*, Die natürliche Theologie des Raymundus von Sabunde. — **Jurisprudenz.** *Danz*, Lehrbuch der Geschichte des römischen Rechts. 2. Thl. — *Invernizi*, De publicis et criminalibus judiciis Romanorum. — *Marezoll*, Lehrbuch der Institutionen des röm. Rechts. 3. völlig umgearb. Aufl. — *Schilling*, Lehrbuch für Institutionen. 3. Bd. — *v. Wächter*, Erörterungen aus dem römischen, deutschen und würtembergischen Privatrechte. 2. Thls. 3. Heft. — **Medicin.** *Hager*, Die Entzündungen und Eiterungen am menschlichen Körper. — *Neumann*, Beiträge zur Natur- und Heilkunde. 2. Bdchn. — *Romberg*, Lehrbuch der Nervenkrankheiten des Menschen. 1. Bds. 3. Abth. — **Philosophie.** *Waitz*, Grundlegung der Psychologie. — **Staatswissenschaften.** *Baltisch*, Eigenthum und Vielkinderei. — *Bleibtreu*, Politische Arithmetik. — *Frantz*, Über Gegenwart und Zukunft der preussischen Verfassung. — **Statistik.** *Schubert*, Handbuch der allgemeinen Staatskunde des preussischen Staats. 1. Bd. — **Geschichte.** *Droysen*, Vorlesungen über die Freiheitskriege. 1. Thl. — *Neumann*, Geschichte des englisch-chinesischen Krieges. — *Voigt*, Hildebrand als Papst Gregor VII. und sein Zeitalter. 2. vielfach veränderte Aufl. — Urkunden zur Geschichte Maximilian's I.; herausg. von *Chmel*. — Staatspapiere zur Geschichte des Kaisers Karl V. Mitgetheilt von *Lanz*. — **Schul- und Unterrichtswesen.** *Müller*, Grundriss der Physik und Meteorologie. — *Schulze*, Heimathskunde für die Bewohner des Herzogthums Gotha. 1. Bd. — *Zajotti*, Die literarische Bildung der Jugend; a. d. Ital. von *Stieglitz*. — *Zschille*, Elementar-Schreibeschule. — **Eisenbahnwesen.** *v. Reden*, Eisenbahnjahrbuch für Bahnbeamte und Staatsbehörden. 1. Jahrg. 1845.

Leipzig, im November 1846.

F. A. Brockhaus.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

1846. № XXIII.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften „Blätter für literarische Unterhaltung" und „Isis" beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.

In allen Buchhandlungen ist zu erhalten:

Historisches Taschenbuch.

Herausgegeben
von
Friedrich von Raumer.

Neue Folge. Achter Jahrgang.
Gr. 12. Cart. 2 Thlr. 15 Ngr.

Inhalt: I. Benvenuto Cellini's letzte Lebensjahre. Von **Alf. Reumont.** — II. Wilhelm von Grumbach und seine Händel. Von **J. Voigt.** (Schluß des im vorigen Jahrgange abgebrochenen Aufsatzes.) — III. Der Hofrath Beireis in Helmstädt und das Universitätswesen seiner Zeit. Ein Vortrag, gehalten in der Versammlung des Wissenschaftlichen Vereins zu Berlin am 29. März 1845 von **H. Lichtenstein.** — IV. Zur Geschichte der ständischen Verhältnisse in Preußen. (Besonders nach den Landtagsacten.) Von **Max Töppen.** — V. Über die öffentliche Meinung in Deutschland von den Freiheitskriegen bis zu den Karlsbader Beschlüssen. Von **K. Hagen.** Zweite Abtheilung: Die Jahre 1815—19.

Die erste Folge des Historischen Taschenbuchs (10 Jahrg., 1830—39) kostet im **herabgesetzten Preise 10 Thlr.**; der erste bis fünfte Jahrg. zusammengenommen 5 Thlr., der sechste bis zehnte Jahrg. 5 Thlr.; einzelne Jahrgänge 1 Thlr. 10 Ngr. Die Jahrgänge der Neuen Folge kosten 2 Thlr. bis 2 Thlr. 15 Ngr.

Leipzig, im November 1846.

F. A. Brockhaus.

Bei **A. Sorge** in **Osterode** ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu bekommen:

***Baumgarten*, Chirurgischer Almanach.** 1844—45. 7ter und 8ter Jahrg. 1 Thlr.

Vollständige Blumensprache, oder sinnreiche Deutung der Blumen. 2te Auflage. Eleg. geh. 7½ Ngr. (6 gGr.)

***Brund*, Lesebuch** für die Mittelclassen evangelischer Volksschulen. 3te Auflage. 8. 15 Ngr. (12 gGr.)

Dieses Buch hat bei recht Vielen eine freundliche Aufnahme gefunden, und ist theils durch Recensionen, *theils* Selbstprüfung bekannt geworden, sodass in Zeit von zwei Jahren *drei neue Auflagen erscheinen mussten.*

Bei Einführungen in Schulen kostet das Exemplar 5 Ngr. (4 gGr.)

Confirmationsscheine. 48. 20 Ngr. (16 gGr.)

Deutscher Liederkranz. 2 Theile. Geh. 4te Auflage. 10 Ngr. (8 gGr.)

***Meyer's* Betrachtungen für Bergleute.** 15 Ngr. (12 gGr.)

***Rippking*, Hand der Rache.** 15 Ngr. (12 gGr.)

***Schultze*, Forstliche Berichte.** 2tes Heft. Enth. Literatur des Jahres 1843. Gr. 8. 20 Ngr. (16 gGr.)

Desselben 1stes Heft. Enth. Literatur 1842. Gr. 8. 20 Ngr. (16 gGr.)

Bei **Huber & Comp.** in **St. Gallen** und **Bern** ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Winkelried. Ein Trauerspiel in fünf Acten von **Karl Völker.** 7 Bogen. 12. (Zum Besten der Pestalozzi-Stiftung auf dem Neuhof.) Geh. Preis 7½ Ngr.

In Unterzeichnetem ist nunmehr vollständig erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Mozin

Vollständiges Wörterbuch

der deutschen und französischen Sprache,

nach den neuesten und besten Werken

über Sprache, Künste und Wissenschaften.

Dritte Auflage aufs Neue durchgesehen und vermehrt

von

Dr. A. Peschier,

ordentl. Professor an der Universität Tübingen.

Vier Bände. Lexikonoctav. Subscr.-Preis 8 Thlr. 10 Ngr., oder 14 Fl.

Stuttgart und **Tübingen**, im October 1846.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Bei uns ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen für 1⅓ Thlr. zu haben:

Jahrbuch deutscher Bühnenspiele.

Herausgegeben von **F. W. Gubitz.**

Sechsundzwanzigster Jahrgang, für 1847.

Inhalt: „Thomas Thyrnau." Schauspiel in fünf Aufzügen von Charlotte Birch-Pfeiffer. — „Ideal und Leben." Drama in fünf Aufzügen von E. Raupach. — „Ein Wort des Fürsten." Schauspiel in fünf Acten von A. P. — „Die Maßlosen." Drama in fünf Aufzügen von Daniel Leßmann. (Nachlaß.) — „Die Talentprobe." Lustspiel in einem Act von F. W. Gubitz.

Berlin.

Vereins-Buchhandlung.

En vente chez **F. A. Brockhaus** à **Leipzig**:

RECUEIL

MANUEL ET PRATIQUE

DE TRAITÉS, CONVENTIONS

et autres actes diplomatiques, sur lesquels sont établis les relations et les rapports existant aujourd'hui entre les divers états souverains du globe, depuis l'année 1760 jusqu'à l'époque actuelle.

Par le baron ***Ch. de Martens***

et le baron ***F. de Cussy.***

Cinq volumes. En vente: Tomes 1 à 4.

In-8. Broch. 10 Thlr. 16 Ngr.

Le grand *Recueil de traités de paix, d'alliances, de commerce, etc.*, formé par **G. F. de Martens**, à partir de 1760 jusqu'à nos jours, est parvenu au delà de 30 volumes, et son prix de librairie se monte à près de 400 francs. Cette collection (la seule de cette nature qui se continue) offre sans aucun doute de précieuses archives à la science du droit des gens et à l'histoire, — mais dans la pratique des affaires, elle est devenue d'un usage presque impossible; les *Tables* nombreuses qui l'accompagnent, sont même impuissantes pour guider les recherches au milieu d'une si prodigieuse quantité d'actes de toute nature et de tout pays, dont non-seulement la classification n'a pu avoir lieu d'après un ordre chronologique régulier, mais dont le nombre s'est surtout accru depuis 1828, où l'on y a fait entrer une foule innombrable d'actes, de mémoires et d'autres pièces, qui le font sortir tout à fait de la spécialité d'un Recueil de traités et de conventions diplomatiques. — Un remaniement de ce grand et important ouvrage était devenu nécessaire, et il était depuis longtemps généralement désiré. Deux auteurs déjà connus se sont chargés de la tâche difficile de faire du grand Recueil de l'illustre publiciste, un *livre usuel et pratique*, et qui réponde aux besoins actuels. Le *Recueil manuel et pratique*, dont ils ont écarté tous les documents qui n'ont plus qu'un intérêt purement historique, et qui se composera (à partir de 1760 jusqu'à l'époque actuelle) de cinq volumes, sera désormais un livre indispensable pour les hommes d'état, pour les diplomates, ainsi que pour les agents politiques et consulaires de tous les pays. L'ouvrage est divisé en deux parties; la 1re (formant 2 vols., 4 Thlr. 16 Ngr.) renferme les Traités et actes signés depuis 1760 jusqu'à la paix de Paris, 1814; la seconde (formant les autres 3 vols. dont le premier et second viennent de paraître) est consacrée aux Traités conclus à partir du Congrès de Vienne jusqu'à nos jours. Le 5me vol., déjà sous presse, sera publié incessamment.

Ouvrages de Mrs. de Martens et de Cussy qui se trouvent également à l'adresse indiquée:

Guide diplomatique. Par le Baron ***Ch. de Martens.*** 2 vols. 8. 1832. 4 Thlr. 15 Ngr.

Causes célèbres du droit des gens. Par ***le même.*** 2 vols. 8. 1827. 4 Thlr. 15 Ngr.

Nouvelles causes célèbres du droit des gens. Par ***le même.*** 2 vols. 8. 1843. 5 Thlr. 10 Ngr.

Dictionnaire ou Manuel-lexique du Diplomate et du Consul. Par le Baron ***F. de Cussy.*** 12. 1846. 3 Thlr.

Neue Publicationen
von
Alexander Duncker,
königl. Hofbuchhändler in Berlin.

Hahn-Hahn, Ida Gräfin, Clelia Conti. 8. Geh. 2¼ Thlr.

———, **Sibylle.** Eine Selbstbiographie. 2 Thle. 8. Geh. 4¼ Thlr.

Geibel, E., Gedichte. 6te (Miniatur-) Ausgabe. 16. Geh. 1 Thlr. 24 Sgr. Eleg. geb. mit Goldschnitt 2¼ Thlr.

Lepel, Bernhard von, **Lieder aus Rom.** 8. Geh. 1 Thlr.

Reden, Freiherr **F. W.** von, **Vergleichende Culturstatistik der Großmächte Europas.** 1ste—3te Lieferung. Gr. 8. Geh. 2¼ Thlr.

Rahden, Baron **W.** von, **Wanderungen eines alten Soldaten.** 1ster Theil. Gr. 8. Geh. 2½ Thlr.

Reumont, Alfred, Dichtergräber. Ravenna, Arqua, Certaldo. 8. Geh. ½ Thlr.

Die Rückkehr. Vom Verfasser der Briefe eines Verstorbenen. 1ster Theil. 8. Geh. 2¼ Thlr.

Romberg, M. H., Lehrbuch der Nervenkrankheiten des Menschen. 1sten Bandes 3te Abtheilung. Gr. 8. 1⅔ Thlr.

Schaumann, A. F. H., Geschichte der Grafen von Valkenstein. Mit Titelkupfer und Vignetten. Lex.-8. Geh.

Ernste Stunden. Andachtsbuch für Frauen von einer Frau. 8. Geh. ½ Thlr.

Im Jahre 1845 erschien unter Anderm:

Barthold, F. W., Die geschichtlichen Persönlichkeiten in Jakob Casanova's Memoiren. 2 Bde. 8. Geh. 3 Thlr.

Carus, Dr. **C. G., England und Schottland im Jahre 1844.** 2 Thle. 8. Geh. 3¾ Thlr.

Rötscher, H. Th., Seydelmann's Leben und Wirken. Gr. 8. Geh. 2 Thlr.

Zu **sehr ermäßigten** Preisen
sind — jedoch nur bis Ende dieses Jahres —
durch alle Buchhandlungen zu haben:

Cooper, Die Schweiz. 2 Bde. — Dorow, Denkschriften. 3 Bde. — Erwin, Wendenfürst. 2 Bde. — Fouqué, Goethe. — Holtei, Katze. — D'Israeli, Henriette Temple. 3 Bde. — Italia. 1ster u. 2ter Jahrg. — Kopisch, Gedichte. — Mügge, Novellen. 3 Thle. — Mügge, Die Vendéerin. 3 Bde. — Niendorf, Aus der Gegenwart. — Laube, Französische Revolution. — Skepsgardh, Drei Vorreden. 3 Bde. — Temme und Nörner, Proceß Lafarge. — Warburg, Das Waldhorn. — Charisi, Makamen. — Dinarch, Ed. Maetzner. — Hahn, Leben Jesu. — Hartmann, Iwein. — Medicin.-chirurg.-therap. Wörterbuch. 3 Bde. — La chirurgie de Mr. Dieffenbach. — Dieffenbach, Klinische Vorträge. — **Die beliebten Jugendschriften** von Eitner, Gräfin Germanie, Thekla von Gumpert und endlich **Kletke's Neuer Kinderfreund 2 Bde.**

Soeben ist bei den Unterzeichneten erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die
genetische Methode
des schulmäßigen Unterrichts
in fremden
Sprachen und Literaturen
nebst
Darstellung und Beurtheilung
der
analytischen und der synthetischen Methoden.
Von
Dr. Mager,
fürstl. schwarzb.-sondershausenschem Educationsrathe.
Dritte Bearbeitung.
Preis 2 Thlr., oder 3 Fl. 36 Kr.

Wir erlauben uns alle Erziehungsbehörden sowie alle Lehrer der Sprachen und Literaturen auf dieses höchst interessante Werk angelegentlich aufmerksam zu machen.

Meyer & Zeller in Zürich.

Im Verlage der **Voss'schen Buchhandlung** in **Berlin** und **Renouard & Comp.** in **Paris** ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu erhalten:

Dix ans
à la cour du Roi Louis Philippe
et
Souvenirs
du tems de l'Empire et de la Restauration.
Par
B. APPERT,
de la Société royale des prisons de France.
3 volumes grand in-8vo. Br.
Preis 4 Thlr. 21 Sgr.

Bei **L. Fernbach** jun. in Berlin ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

M. B. Lessing, Chirurgische Diagnostik. Zwei Bände. 8. 72 Bogen nebst vielen Tabellen und zwei Registern. Ladenpreis 4 Thlr.

Im Verlage von **F. A. Brockhaus** in Leipzig ist neu erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Meißner (H. A.), Specialgerichte für unsere Fabrikgewerbe. Gr. 8. Geh. 28 Ngr.

Zu Anfang dieses Jahres erschien daselbst von dem Verfasser:
Die Fabrikgerichte in Frankreich. Gr. 8. Geh. 20 Ngr.

Bei **Wolfgang Gerhard** in Leipzig ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Actenmäßiger Bericht

über

die erste Versammlung

deutscher Schriftstellerinnen,

gehalten zu Weimar am 5., 6. und 7. October 1846. Herausgegeben von den Secretairinnen. Eine Weihnachtsgabe für Freunde und Freundinnen der schönen Literatur. Gr. 8. Elegant brosch. 15 Ngr.

☞ Eine freie Satire auf die deutschen Schriftstellerinnen aus der Feder eines unserer bekanntesten Autoren.

Vollständig ist jetzt in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Geschichte

der

evangelischen Kirche

seit der Reformation.

Ein Familienbuch zur Belebung des evangelischen Geistes.

Von

C. G. H. Lentz,

Generalsuperintendent in Blankenburg.

Zwei Bände.

Gr. 8. Geh. 1 Thlr. 24 Ngr.

(Auch in 6 Heften à 9 Ngr. zu beziehen.)

Leipzig, im November 1846.

F. A. Brockhaus.

Bei **Kirchheim, Schott und Thielmann** in Mainz sind soeben erschienen und in allen Buchhandlungen Deutschlands, Östreichs und der Schweiz zu haben:

Geständnisse eines im Protestantismus aufgewachsenen Christen über religiöse Erziehung und Bildung. 8. Geh. 1 Thlr. 10 Sgr., oder 2 Fl. 20 Kr.

Das vorliegende Werk gibt uns die merkwürdigsten Aufschlüsse über die jüngste Vergangenheit und den gegenwärtigen Zustand des Protestantismus und ist in manchen Beziehungen noch interessanter als Hurter's Geburt und Wiedergeburt.

Molbech, C., Lund, Upsala und Stockholm. Etliche Blätter aus einem Tagebuche mit einer Zugabe über die skandinavische Einheit. Aus dem Dänischen übersetzt von **L. Clarus.** 8. Geh. 1 Thlr., oder 1 Fl. 45 Kr.

Unter den gegenwärtigen Verhältnissen, wo Aller Augen dem Norden zugewendet sind, dürfte die gegenwärtige Schrift ein hohes Interesse erregen, zumal sie von einem Manne herrührt, der mit Recht zu den geistreichsten Sprechern des dänischen Volks gezählt wird.

Roßhirt, Dr. C. Fr., Geschichte des Rechts im Mittelalter. Erster Theil. Kanonisches Recht. Gr. 8. Geh. 3 Thlr. 5 Sgr., oder 5 Fl. 24 Kr.

Tiefes Quellenstudium, eine klare Darstellung und entschiedene Gesinnung charakterisiren diese neueste Schrift des berühmten Rechtslehrers, die bereits für alle Theologen und Juristen, die es ernst mit ihrer Wissenschaft meinen, ein unentbehrliches Handbuch geworden ist.

In dem Verlage von **Brockhaus & Avenarius** in Leipzig ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

MÉMOIRES D'UN MÉDECIN

par

Alexandre Dumas.

Vol. 1 à 5. In-8. Papier vélin. Prix du volume 15 Ngr.

Dieser die ganze neuere Zeit umfassende Roman von dem lebendigsten Interesse, begreift in seiner ersten Abtheilung die Zeit von der Verheirathung Marie Antoinette's bis zum Jahre 1786; die zweite Abtheilung wird die Epoche von 1789—93, der Schluß die Zeiten des Directoriums, des Kaiserreichs und der Restauration enthalten.

Eine schöne typographische Ausstattung empfiehlt diese Ausgabe; die Fortsetzung wird so schnell geliefert als sie in Paris erscheint.

Féval. **Le Fils du diable.** Vol. 1 à 7. In-8. Prix du volume 15 Ngr.

Der 8. Band dieses Romans ist unter der Presse. Ein ausgezeichneter Kritiker sagt von diesem Roman:

„Indépendamment d'un drame fortement conçu, et développé avec le plus grand art, on trouve encore dans cet ouvrage des scènes remplies d'intérêt, surtout pour des lecteurs allemands. La vie de nos compatriotes à Paris; la confiance et la sympathie qu'inspire leur probité sévère; leurs habitudes d'ordre et d'économie contrastant avec la vie au jour le jour du prolétaire parisien, tout jusqu'à leurs plaisirs, encore empreints des souvenirs nationaux, se trouve décrit avec une vérité touchante. *Le Fils du diable* est sans contredit la meilleure production du jeune auteur que les *Mystères de Londres* avaient de prime saut placé au rang des meilleurs romanciers contemporains."

Montholon, **Histoire de la captivité de Sainte-Hélène.** Avec le masque de l'empereur d'après Antomarchi. In-8. Papier vélin. 1 Thlr. 4 Ngr.

Diese schöne und billige Ausgabe enthält Alles, was bisher in Frankreich veröffentlicht ist, die ganze Geschichtserzählung, sowie die Dictate des Kaisers, überhaupt Alles, was andere Ausgaben in mehren Bänden zu liefern pflegen.

Thiers, **Histoire de la révolution française.** Nouvelle édition en 6 vols. Vol. 1 à 4. In-8. Papier vélin. Prix du vol. 1 Thlr.

Diese mit großer Sorgfalt veranstaltete und sehr wohlfeile Ausgabe dieses umfassenden Geschichtswerks enthält nicht blos sämmtliche „Notes et pièces justificatives" der neuesten Originalausgabe in 10 Bänden, sondern die hinzugefügten **Marginalien** geben zugleich den Inhalt jeder Seite an, und machen dadurch diese Ausgabe für die Lectüre wie dauernde Benutzung höchst bequem.

Früher erschienen in gleicher typographischer Ausstattung:

Dumas, **La dame de Monsoreau.** 6 vols. In-8. 1845—46. 3 Thlr.

Sand, **Indiana.** 1 vol. In-8. 1846. 20 Ngr.

Molière, **Oeuvres choisies.** 2 vols. In-8. 1845. 1 Thlr. 15 Ngr.

Beaumont (Madame ***Leprince de***), **Le magasin des enfants.** Revu et augmenté par Mad. ***Eugénie Foa.*** Nouvelle édition. In-8. 1846. 25 Ngr. Mit Titelkupfer. Cart. 1 Thlr.

Diese neue Ausgabe einer seit fast einem Jahrhundert viel gelesenen Jugendschrift wird allen Lehrern der französischen Sprache wie Unterrichtsanstalten willkommen sein.

Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

1846. № XXIV.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** erscheinenden Zeitschriften „**Blätter für literarische Unterhaltung**" und „**Isis**" beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.

Neue medicinische Encyklopädie.

Im Verlage von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** erscheint und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Encyklopädie
der
medicinischen Wissenschaften.

Methodisch bearbeitet von einem Verein von Ärzten unter Redaction von

Dr. A. Moser.

Gr. 12. Geh.

Jede Abtheilung dieser Encyklopädie ist einzeln unter besonderm Titel zu erhalten; erschienen sind:

I. Handbuch der topographischen Anatomie, mit besonderer Berücksichtigung der chirurgischen Anatomie zum Gebrauch für Ärzte und Studirende, bearbeitet von Dr. ***L. Roehmann.*** 1844. 3 Thlr.

II. Handbuch der speciellen Pathologie und Therapie, bearbeitet von Dr. ***L. Posner.*** Erster und zweiter Band. 1845—46. 4 Thlr. 12 Ngr.
(Der erste Band: „Acute Krankheiten", kostet 2 Thlr.; der zweite Band: „Chronische Krankheiten. Erster Theil", 2 Thlr. 12 Ngr.)

III. Die medicinische Diagnostik und Semiotik, oder die Lehre von der Erforschung und der Bedeutung der Krankheitserscheinungen bei den innern Krankheiten des Menschen, bearbeitet von Dr. ***A. Moser.*** 1845. 2 Thlr.

In **C. Gerold's** Verlagsbuchhandlung in **Wien** ist erschienen:

Jahrbücher der Literatur.

Hundertfunfzehnter Band.
1846.
Juli. August. September.

Inhalt des hundertfunfzehnten Bandes.

Art. I. Remarques sur la langue française etc. par M. *Francis Wey.* Paris 1845. — Art. II. Gustav Adolf, König von Schweden, und seine Zeit. Von A. F. Gfrörer. Zweite, umgearbeitete Auflage. Stuttgart 1845. — Art. III. 1) Der Frühlingsgarten von Mewlana Abdurrahman Dschami. Aus dem Persischen übertragen von Ottocar Maria Frhrn. v. Schlechta-Wssehrd. Wien 1846. 2) Chrestomathia persica edidit et glossario explanavit *Fridericus Spiegel.* Lipsiae 1846. — Art. IV. Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation, von Leopold Ranke. Vierter und fünfter Band. Berlin 1843. (Schluß.) — Art. V. Die deutschen Ortsnamen rc. Von Dr. Joseph Bender. Siegen 1846. — Art. VI. Französische Staatsgeschichte von L. A. Warnkönig. Mit zwei Geschichtskarten. Basel 1846. — Art. VII. 1) Aeschyli Orestea etc. Recensuit *F. A. Paley.* Cantabrigiae 1845. 2) Des Aeschylos Oresteia, Griechisch und Deutsch von *Johannes Franz.* Leipzig 1846. 3) Aeschyli Eumenides recognovit et notis instruxit *G. Linwood.* Oxonii 1844. — Art. VIII. Anfangsgründe der chinesischen Grammatik, von Stephan Endlicher. Wien 1845. — Art. IX. Ein Bild aus den Ostsee-Provinzen, oder Andreas von Löwis of Menar, von K. L. Blum. Berlin 1846. — Art. X. Weimars Musenhof von Wilhelm Wachsmuth. Berlin 1844. — Art. XI. Gesammelte Schriften des Wilhelm von Normann. Zwei Theile. Leipzig 1846. — Art. XII. Allgemeine Culturgeschichte der Menschheit, von Gustav Klemm. Vierter Band. Leipzig 1846. (Schluß.)

Inhalt des Anzeige-Blattes Nr. CXV.

I. Epigraphische Excurse. Von J. G. Seidl. (Fortsetzung.) — II. Andeutungen über einige vaterländische Rechtsbücher des Mittelalters. Von J. P. Kaltenbaeck. — III. Das neuentdeckte heidnisch-alemannische Todtenfeld bei Oberflacht in Schwaben. — IV. Ueber das ursprüngliche Doppelelement der Bevölkerung zu Galtür in Tirol. Von Joseph Bergmann.

URANIA.

Taschenbuch auf das Jahr 1847.

Neue Folge. Neunter Jahrgang.

Mit dem Bildnisse Berthold Auerbach's.

8. Eleg. cart. 2 Thlr. 15 Ngr.

Inhalt: 1. Sibylle. Novelle von **A. von Sternberg.** — 2. Interlaken. Novelle von **Therese.** — 3. Imagina. Novelle von **K. Gutzkow.** — 4. Die Tochter der Riccarees. Lebensbild aus Louisiana von **F. Gerstäcker.** — 5. Die Frau Professorin. Erzählung von **B. Auerbach.**

Von frühern Jahrgängen der **Urania** sind nur noch einzelne Exemplare von 1831, 1836—38 vorräthig, die im **herabgesetzten Preise** zu 12 Ngr. der Jahrgang abgelassen werden. Der erste bis achte Jahrgang der Neuen Folge kosten 1 Thlr. 15 Ngr. bis 2 Thlr.

Leipzig, im December 1846.

F. A. Brockhaus.

Allgemeines

Bücher-Lexikon etc.

Von

Wilhelm Heinsius.

Neunter Band, welcher die von 1835 bis Ende 1841 erschienenen Bücher und die Berichtigungen früherer Erscheinungen enthält.

Herausgegeben von

Otto August Schulz.

Erste bis neunte Lieferung.
(A—Pfeil.)

Gr. 4. Geh. Jede Lieferung auf Druckpap. 25 Ngr., auf Schreibpap. 1 Thlr. 6 Ngr.

Die ersten sieben Bände des „Allgemeinen Bücher-Lexikon" von **Heinsius** (1812—29) sind jetzt zusammengenommen **im herabgesetzten Preise** für 20 Thlr. zu erhalten; auch werden einzelne Bände zu verhältnißmäßig erniedrigten Preisen erlassen. Der achte Band, welcher die von 1828 bis Ende 1834 erschienenen Bücher enthält, kostet auf Druckpap. 10 Thlr. 15 Ngr., auf Schreibpap. 12 Thlr. 20 Ngr.

Leipzig, im December 1846.

F. A. Brockhaus.

Bücher-Versteigerung.

Am **11. Januar 1847** werden in Aschaffenburg die hinterlassenen Bibliotheken der Herren Freih. von Mergenbaum, Prof. Dr. **Heilmaier**, Appell.-Ger.-Rath **Hoffstadt** versteigert. Es kommen darin vorzügliche, zum Theil sehr seltene und werthvolle Werke aus der Philologie, Geschichte, Philosophie, Medicin, Kunst, Landwirthschaft, sowie auch aus andern Fächern vor; der Katalog, der 4069 Werke aufführt, ist durch alle Antiquare und Buchhandlungen von **Th. Pergay** in Aschaffenburg zu beziehen.

Lesecirkel, Leihbibliotheken

und alle Freunde ausgezeichneter schönwissenschaftlicher Literatur machen wir aufmerksam auf die

Neue billige Taschen-Ausgabe

der trefflichen Schriften des „**großen Unbekannten**", die hier zum ersten Mal gesammelt und mit dem Namen des Verfassers, in schöner Ausstattung, unter dem Titel:

Charles Sealsfield's

gesammelte Werke.

13 Theile. Groß Taschenformat. Geh.
8 Thlr. 20 Sgr., oder 13 Fl.

soeben **vollständig** ausgegeben worden. Die 13 Theile enthalten folgende Schriften des berühmten Verfassers in dritter

Auflage:

Der Legitime und die Republikaner. 3 Thle.
Der Virey und die Aristokraten. 3 Thle.
Morton, oder die große Tour. 2 Thle.
Lebensbilder aus der westlichen Hemisphäre. 5 Thle. (Howard's Brautfahrt. Doughby's Brautfahrt. Pflanzerleben. Die Farbigen. Nathan, der Squatter-Regulator.)

Durch den **höchst billigen** Preis dieser neuen Ausgabe — in der 1sten u. 2ten Ausgabe kosteten diese 13 Theile 21 Thlr., oder 32 Fl. 12 Kr. — ist nun ermöglicht, daß diese bisher noch viel zu wenig bekannten, lebensfrischen, echt nationalen Schriften erst recht eindringen in den Kern der Nation und die verdiente ausgedehnteste Verbreitung finden in allen Ländern deutscher Zunge. Nach der glänzenden Aufnahme, welche der neuen Ausgabe, noch ehe sie ganz ausgegeben war, bereits geworden, dürfen wir jetzt, da sie **fertig** vorliegt, zuversichtlich erwarten, Sealsfield's Schriften bald in den weitesten Leserkreisen eingebürgert zu sehen. — Vorräthig in allen Buchhandlungen Deutschlands und des Auslandes.

Soeben sind bei **Meyer & Zeller** in **Zürich** erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Räber, Dr. Balth., Felix Hemmerlin von Zürich. 2 Thlr. 6 Ngr., oder 3 Fl. 54 Kr.

☞ Wir erlauben uns besonders alle **Theologen** auf diese interessante Biographie eines bedeutenden **Zeitgenossen der Reformation** angelegentlich aufmerksam zu machen.

Schenkel, Dan., Die protestantische Geistlichkeit und die Deutschkatholiken. Zweite durch einen Anhang betitelt „**Der Standpunkt des positiven Christenthums und sein Gegensatz**" vermehrte Auflage. 22 Ngr., oder 1 Fl. 15 Kr.

Goldener Halsschmuck. Eine Mitgabe für christliche Jünglinge und Jungfrauen zur Admission. 3 Ngr., oder 12 Kr.

Zwingli, Huldreich, Kurze Unterweisung wie man die Jugend in guten Sitten und Zucht erziehen solle. Zweite mit pädagogischen Aphorismen aus Zwingli's Schriften vermehrte Auflage. 6 Ngr., oder 21 Kr.

Magazin für die

Literatur des Auslandes.

Herausgeber: **J. Lehmann.** Verleger: **Veit & Comp.** in **Berlin.**

Jährlich 156 Blätter in Fol., mehr als 600 Artikel über Erscheinungen der historischen, politischen, geographischen, kirchlichen, socialen und schönwissenschaftlichen Literatur der Franzosen, Engländer, Nordamerikaner, Italiener, Spanier, Skandinavier, Slawen ꝛc. mit steter Rücksicht auf dieselben Erscheinungen in Deutschland enthaltend.

Preis bei allen Postämtern (in Preußen ohne Portoaufschlag) und Buchhandlungen 3 Thlr. jährlich, 22½ Sgr. vierteljährlich.

Reisen in Dänemark

und den Herzogthümern

Schleswig und Holstein.

Von

J. G. Kohl.

Zwei Bände.

8. Geh. 6 Thlr.

Mit dem soeben ausgegebenen zweiten Bande ist jetzt dieses interessante **Werk vollständig** in den Händen des Publicums.

Leipzig, im December 1846.

F. A. Brockhaus.

Im Unterzeichnetem sind soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Otto der Schütz.

Eine rheinische Geschichte
in
zwölf Abenteuern
von
Gottfried Kinkel.

Elegante Taschenausgabe. Brosch. 15 Ngr., oder 48 Kr.
In englischem Einband mit Goldschnitt 26 Ngr., oder 1 Fl. 24 Kr.

Don Carlos,
Infant von Spanien.

Ein dramatisches Gedicht
von
Schiller.

Elegante Taschenausgabe in englischem Einband mit Goldschnitt und einem Stahlstich.
Preis 2 Thlr., oder 3 Fl. 12 Kr.

welche sich sowol in Format als typographischer Ausstattung den bereits erschienenen Theilen unserer mit so allgemeinem Beifall aufgenommenen Miniaturbibliothek aufs genaueste anschließen.

Stuttgart und **Tübingen**, im November 1846.

J. G. Cotta'scher Verlag.

In meinem Verlage ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Paris und die Alpenwelt.

Von
Therese,
Verfasserin der „**Briefe aus dem Süden**" rc.

Geh. Gr. 12. 1 Thlr. 26 Ngr.

Leipzig, im December 1846.

F. A. Brockhaus.

Österreichische militairische Zeitschrift.

Neuntes Heft. 1846.

Dieses soeben erschienene Heft enthält folgende Aufsätze:

I. Der Feldzug 1800 in Italien. Dritter Abschnitt. Mit drei Plänen. — II. Scenen aus der Geschichte des k. k. Husarenregiments Szekler Nr. 11 in den Feldzügen 1793—98. Erste Abtheilung. (Fortsetzung.) 7) Gefechte an der Soor bei Weiersheim vom 20.—23. November 1793. 8) Gefecht bei Weiersheim am 25. November 1793. 9) Gefechte bei Gambsheim vom 1.—3. December 1793. 10) Gefecht bei Hertisheim am 4. December 1793. 11) Gefechte bei Bischweiler und Hannhofen an der Soor am 12., 15. und 20. December 1793. 12) Rückzug von der Motter, Lauter und Queich über den Rhein, Ende December 1793. — III. Eine Instruction des Prinzen Eugen, aus Borgoforte am 31. Juli 1702, über Dasjenige was vor und in, während, auch nach der Action zu observiren. — IV. Scenen. I. Aus der Geschichte des k. k. Linien-Infanterieregiments Erzherzog Franz Karl Nr. 52. 1) Gefecht bei Gombion am 31. October 1805. 2) Im Feldzuge 1809 in Italien. II. Aus der Geschichte des k. k. Grenz-Husarenregiments. 3) Überfall auf Dachau am 7. September 1796. 4) Treffen bei Memmingen am 22. September 1796. 5) Treffen bei Weingarten am 30. September 1796. — V. Neueste Militairveränderungen. — VI. Miscellen und Notizen, Nr. 1 und 2.

Preis des Jahrgangs 1846 8 Thlr., oder 12 Fl. C.-M.

Braumüller & Seidel
in Wien.

In meinem Verlage erscheint soeben und ist in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Berichte

über die erste evangelische

Generalsynode Preußens
im Jahre 1846.

Mit einem Anhange der wichtigsten Actenstücke
herausgegeben von
Gustav Krüger,
Pfarrer zu Schenkenberg, Mitglied der Generalsynode.

Gr. 8. Geh. 1 Thlr. 15 Ngr.

Leipzig, im December 1846.

F. A. Brockhaus.

In meinem Verlage ist neu erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Bilder im Moose.

Novellenbuch
von
Julius Mosen.
Zwei Theile.
Gr. 8. Geh. 3 Thlr. 18 Ngr.

Von dem Verfasser erschien früher bei mir:

Gedichte.
Zweite vermehrte Auflage.
Gr. 8. 1843. Geh. 1 Thlr. 18 Ngr.

Leipzig, im December 1846.

F. A. Brockhaus.

Zur Goethe-Literatur!

Soeben ist in meinem Verlage erschienen und in allen Buchhandlungen Deutschlands, Östreichs, der Schweiz u. s. w. zu haben:

Studium zu Goethe's Faust.

Von
Eduard Meyer.
Gr. 8. 21 Bogen. Geh. 1⅓ Thlr.

Wir machen die zahlreichen Freunde des **Faust** auf dieses Werk aufmerksam, das zum **gründlichen Verständniß** dieser herrlichen Dichtung viel beitragen wird und eine allseitige Übersicht der auf die Faust-Sage bezüglichen Gegenstände, in literarischer und historischer Hinsicht, in **geistreicher Weise** darbietet.

Altona, im December 1846.

Joh. Fr. Hammerich.

Für die gebildete deutsche Lesewelt.

Bei **G. C. E. Meyer** sen. in **Braunschweig** ist soeben vollständig erschienen:

Die römischen Satiriker.

Für gebildete Leser übertragen und mit den nöthigen Erläuterungen versehen
von **H. Düntzer.**
26 Bogen. Lex.-8. Velinp. Geh. Preis 2 Thlr.

Wir glauben mit dieser ersten Gesammtübersetzung der römischen Satiriker einem längst gefühlten Mangel abzuhelfen, da eine von **einem** Geiste belebte, geschmackvolle, das Verständniß durch die nöthigen Erläuterungen vermittelnde Übertragung dieser höchst anziehenden, in ästhetischer wie historischer Hinsicht gleich belangreichen Dichter bisher vermißt wurde.

Grund, Handbuch für Auswanderer nach Nordamerika.
Zweite Auflage.

In Unterzeichnetem ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Handbuch und Wegweiser für Auswanderer

nach den **Vereinigten Staaten** von **Nordamerika** und **Texas.**
Mit einem statistischen Anhang und einer illuminirten Karte.
Von
Francis J. Grund.
Zweite vermehrte Auflage.
8. Velinp. Brosch. Preis 20 Ngr., oder 1 Fl.

Dieses Buch gibt den Auswanderern die ausführlichste Belehrung über alle jene Dinge und Verhältnisse von Amerika, welche sie vor Allem zu wissen **nöthig** haben, und wird sie zugleich gegen Übervortheilung, Fehlgriffe im Ankauf von Ländereien und Verluste aus Unkenntniß der Gesetze, Sitten und Gebräuche sicher stellen, welchen unsere Landsleute in jenem Welttheile so vielfach ausgesetzt sind. Auf seiner letzten amerikanischen Reise hatte der Herr Verfasser neuerdings Gelegenheit, mit manchen Nothständen seiner deutschen Landsleute in den Einschiffungshafen, auf den Schiffen selbst und bei ihrer Ankunft in Amerika bekannt zu werden; er hat daher auch über diese Gegenstände einige Winke und Rathschläge beigefügt, deren Befolgung er nicht dringend genug sowol den bemittelten als unbemittelten Auswanderern anempfehlen kann.

Stuttgart und **Tübingen**, im November 1846.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Bei **Huber & Comp.** in **St. Gallen** und **Bern** ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die Helminen. Tragödie von **B. Freuler.** 21 Bogen. 12. Geh. Preis 1½ Thlr.

Soeben erscheint im Verlage von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** und ist in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Schrift und Volk.

Grundzüge der volksthümlichen Literatur, angeschlossen an eine Charakteristik J. P. Hebel's,
von
Berthold Auerbach.
Gr. 12. Geh. 1 Thlr. 18 Ngr.

Nachstehende Schriften des Verfassers sind jetzt von derselben Verlagshandlung zu beziehen:

Spinoza. Ein historischer Roman. Zwei Theile. Gr. 12. 1837. 2 Thlr.

Dichter und Kaufmann. Ein Lebensgemälde. Zwei Bände. 8. 1840. 3 Thlr.

Leipzig, im December 1846.

F. A. Brockhaus.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

1846. № XXV.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften „Blätter für literarische Unterhaltung“ und „Isis“ beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum 2⅟₂ Ngr.

Il vient de paraître chez **F. A. Brockhaus** à **Leipzig**:

Manuel pratique du Consulat.

Ouvrage consacré spécialement aux Consuls de Prusse et des autres États formant le Zollverein, ou l'association de douanes et de commerce allemande. Suivi d'un tableau des Consulats, qu'ont les États de cette union à l'étranger.

Par

F. A. DE MENSCH.

In-8. Broch. 1 Thlr. 15 Ngr.

Ouvrages publiés par le même éditeur:

Dictionnaire ou Manuel-lexique du Diplomate et du Consul. Par le baron *F. de Cussy.* In-12. 1846. 3 Thlr.

Histoire des progrès du droit des gens en Europe et en Amérique, depuis la paix de Westphalie jusqu'à nos jours. Avec une introduction sur les progrès du droit des gens en Europe avant la paix de Westphalie. Par *Henry Wheaton.* Seconde édition, revue, corrigée et augmentée par l'auteur. In-8. 1846. 4 Thlr.

Recueil manuel et pratique de traités, conventions et autres actes diplomatiques, sur lesquels sont établis les relations et les rapports existant aujourd'hui entre les divers États souverains du globe, depuis l'année 1760 jusqu'à l'époque actuelle. Par le baron *Ch. de Martens* et le baron *F. de Cussy.* En cinq vols. En vente: tomes 1 à 4. In-8. 1846. 10 Thlr. 10 Ngr.

Guide diplomatique. Par le baron *Ch. de Martens.* 2 vols. In-8. 1832. 4 Thlr. 15 Ngr.

Causes célèbres du droit des gens. Par *le même.* 2 vols. In-8. 1827. 4 Thlr. 15 Ngr.

Nouvelles causes célèbres du droit des gens. Par *le même.* 2 vols. In-8. 1843. 5 Thlr. 10 Ngr.

Bulwer's neuester Roman.

Soeben erschien bei **Metzler** in **Stuttgart**:

Lucretia

oder die Kinder der Nacht. Roman von **E. L. Bulwer.** Aus dem Engl. von **Th. Oelkers.** In Schiller-Taschenformat. 1ster Theil. (Auch unter dem Titel: **Bulwer's** sämmtliche Romane. 68ster Theil.) 5 Sgr., oder 18 Kr.

Lucretia wird in dieser Ausgabe 5 Theile umfassen, die sämmtlich rasch folgen sollen. — Vorräthig in allen Buchhandlungen Deutschlands und des Auslands.

Soeben sind bei den Unterzeichneten erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Kaiser Karl der Große

und

das fränkische Jungfrauenheer.

Ein Beitrag zum unvergänglichen Lobe der Frauen in 23 Liedern

von

Frauenlob dem Jüngern.

12. Schön brosch. 2 Thlr. 6 Ngr., oder 3 Fl. 54 Kr.

Columbus.

Epische Dichtung

von

Salomon Tobler,

Verfasser der „Enkel Winkelried's“.

8. Brosch. 2 Thlr. 9 Ngr., oder 4 Fl.

Meyer & Zeller in Zürich.

Wir empfehlen zum Schulgebrauch und zur Unterhaltung das

Répertoire

du théâtre français à Berlin,

welches bis jetzt 328 der besten Komödien, Vaudevilles, Tragödien und Dramen von Scribe, Dumas, Hugo, Melesville, Delavigne, Ancelot, Sue, Bayard, Ponsard, Duport etc., die classischen Komödien von **Molière**, **Beaumarchais**, **Regnard**, und die Tragödien von **Corneille**, **Racine**, **Voltaire** etc. enthält. Wir fahren fort, alle in Paris und hier mit einstimmigem Beifall gegebenen Stücke darin aufzunehmen. Subscriptionspreis für 6 Nummern (6—8 vollständige Theaterstücke gr. 8.) 1 Thlr., einzeln à 5—10 Sgr. Das Verzeichniss des Répertoire gratis.

Théâtre français. 50 comédies. Kl. 18. à 2⅟₂ Sgr.

Durch **alle soliden** Buchhandlungen zu haben.

Schlesinger'sche Buch- und Musikhandlung in **Berlin.**

Im Verlage von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Snell (K.), Einleitung in die Differential- und Integralrechnung. Erster Theil. (Vom ersten Differentialquotien.) Mit 3 lithographirten Tafeln. Gr. 8. Geh. 1 Thlr. 12 Ngr.

In demselben Verlage erschien von dem Verfasser:

Lehrbuch der Geometrie. Mit 6 lithographirten Tafeln. Gr. 8. 1841. Geh. 1 Thlr. 5 Ngr.

Das Pfennig-Magazin
für
Belehrung und Unterhaltung.

Neue Folge. Vierter Jahrgang. 1846.

Schmal gr. 4. Preis des Jahrgangs 2 Thlr.; des Monathefts 5 Ngr.

Wöchentlich erscheint eine Nummer. Insertionsgebühren ür den Raum einer Zeile 4 Ngr.; Beilagen werden mit ¼ Thlr. für das Tausend berechnet.

November. Nr. 201—204.

Inhalt: *Das Martinsstift in Erfurt. — Die Weiber von Weinsberg. — Begräbniß eines birmanischen Priesters. — Das Märchen von Elip dem Schmied. — *Aus dem Volksleben Neapels. — *Aurikel. — General York und seine Grenadiere. — Ein Weltwunder. — Der Auerochs. — Ein echter Zecher. — Undankbarkeit eines Hundes. — Die Arbeit. — *Friedensthal bei Pyrmont. — Die goldene Repetiruhr. — Nordamerika. — *Der australische Ameisenfresser. — *Nicolas Poussin. — Die Gottesurtheile. — Aus dem Kriegsleben. — Hase und Marder. — Die verschiedenen Maßverhältnisse der Menschenracen. — *Ernst August, König von Hanover. — Statistisches über die Schweiz. — Ein gelehrter Schmied. — Die Vegetation in Sibirien. — *Der Siebenjährige Krieg. — Über den Einfluß der Eisenbahnfahrten auf die Gesundheit. — *Freiburg an der Unstrut. — Die Neptunstaufe. — *Die kasansche Kirche in Petersburg. — *Der transuranische Planet. — Straßenbau in Amerika. — **Miscellen.**

Die mit * bezeichneten Aufsätze enthalten Abbildungen.

Die **erste aus 10 Jahrgängen bestehende Folge** des **Pfennig-Magazin** wurde **im Preise herabgesetzt:**

I.—X. Band (1833-42) zusammengenommen 10 Thlr.
I.—V. Band (1833-37) zusammengenommen 5 Thlr.
VI.—X. Band (1838-42) zusammengenommen 5 Thlr.
Einzelne Jahrgänge 1 Thlr. 10 Ngr.

Der **Neuen Folge** erster bis dritter Jahrgang (1843—45) kosten jeder 2 Thlr.

Zu **herabgesetzten Preisen** sind fortwährend zu beziehen:

Pfennig-Magazin für Kinder. 5 Bände. 2 Thlr. 15 Ngr.
National-Magazin. 1 Band. 20 Ngr.
Sonntags-Magazin. 3 Bände. 2 Thlr.

Die letztern beiden Werke zusammengenommen **nur 2 Thlr.**

Leipzig, im December 1846.

F. A. Brockhaus.

Bulwer's neuester Roman:

Lucrezia oder die Kinder der Nacht.

Auf Veranstaltung des Verfassers
aus dem Englischen übersetzt.

In 3 Bänden. 12. Geh. 3 Thlr.

ist heute in unserm Verlage erschienen und daselbst sowie in allen Buchhandlungen zu erhalten.

Berlin, den 5. December 1846.

Duncker & Humblot.

In **C. Gerold's** Verlagsbuchhandlung in **Wien** ist soeben erschienen und daselbst sowie in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Repertorium
der
Photographie
von
A. Martin,
k. k. Custos an der Bibliothek des Polytechnischen Instituts.

Enthaltend:

I. Vollständige Anleitung zur Photographie auf Papier.
II. Literatur der Photographie auf Metall.

Wien 1846.

12. In Umschlag brosch. Preis 20 Ngr. (16 gGr.)

Der Verfasser hat sich seit der Bekanntmachung der Daguerre'schen Methode die Bilder der Camera obscura zu fixiren vielfach mit diesem Gegenstande beschäftigt, und bei dem in letzter Zeit neuerdings erwachten Interesse für die Photographie auf Papier dürfte seine Schrift allen Freunden dieser Kunst eine willkommene Erscheinung sein. Sie umfaßt **alle von den Gelehrten** in den verschiedenen Zeitschriften **angegebenen Methoden, und enthält in einem eigenen Abschnitte die Erfahrungen des Verfassers in deutlicher, ausführlicher Beschreibung.** Die Bilder, welche man nach dieser Methode erhält, entsprechen vollkommen den Anfoderungen, die man an diese schöne Kunst zu machen berechtigt ist. Man kann auf diesem Wege Portraits erzeugen und Ansichten von Gebäuden aufnehmen, in welcher letzten Beziehung die Methode für Reisende und Architekten bei weitem **einfacher** und **sicherer** ist als die Daguerre'sche. Zum Schlusse findet der Leser die Literatur der Photographie auf Metall nach den verschiedenen Operationen zusammengestellt, durch welche Einrichtung diese Schrift nicht nur für den Photographen interessant wird, sondern auch einen selbständigen wissenschaftlichen Werth hat.

In **Friedrich Volke's Buchhandlung** in **Wien**, Stock-im-Eisenplatz 875, ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Beiträge zur Siegelkunde des Mittelalters
von
Dr. Eduard Melly.

Erster Theil, nebst dazu gehörigem Anhange: **Vaterländische Urkunden,** 1stes Heft, enthaltend 111 Urkunden deutscher Kaiser und Könige, östreichischer und anderer Regenten.

44 Bogen in gr. 4., auf feinstem Velin, mit 12 Kupfertafeln und 20 Holzschnitten. Ladenpreis 3 Thlr. 22½ Ngr. (3 Thlr. 18 gGr.)

(Einige auf franz. satin. Schreibpapier gedruckte Exemplare à 10 Thlr.)

Wir erlauben uns die Vorsteher von Alterthums- und historischen Vereinen, von Archiven und Bibliotheken sowie überhaupt alle Freunde und Kenner mittelalterlicher Archäologie und Geschichtsforschung auf das Erscheinen dieses Werkes aufmerksam zu machen, dessen nächster Band zur Ostermesse 1847 zu erwarten ist.

Hebel's Schatzkästlein mit Holzschnitten.

In Unterzeichnetem ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Schatzkästlein
des rheinischen Hausfreundes
von
J. P. Hebel.
Mit 60 Holzschnitten.

8. Brosch. Preis 1 Thlr., oder 1 Fl. 36 Kr.

Der Name des unübertroffenen Volksdichters und einfachen zum Herzen redenden Erzählers überhebt uns jeden Lobes dieses ebenso zweckmäßig bearbeiteten als kernigen, inhaltreichen Lesebuches, das durch seine schöne Ausstattung zu einem würdigen Festgeschenk sich ganz besonders eignen dürfte.

Stuttgart und **Tübingen**, im November 1846.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Weihnachtsgeschenk für die Jugend.

In allen Buchhandlungen ist vorräthig
der vollständige **erste** Band (Jahrgang 1846) der

Illustrirten
Zeitung für die Jugend.

Herausgegeben
unter Mitwirkung der beliebtesten Jugendschriftsteller
von
Julius Kell.

52 Bogen mit etwa 250 Illustrationen, in schmal gr. 4. auf feinstem Velinpapier.

In elegantem Umschlag geheftet nur 2 Thlr., sauber gebunden 2 Thlr. 8 Ngr.

Der vorliegende vollständige Jahrgang unserer Illustrirten Zeitung für die Jugend ist das die **mannichfachste Unterhaltung** gewährende Geschenk, welches man **in einer Familie machen kann, wo Kinder verschiedenen Alters sind.**

Bestellungen auf den neuen Jahrgang 1847 werden ebenfalls bereits in allen Buchhandlungen und Postämtern angenommen. Der Abonnementspreis auf einen Jahrgang von 52 Nummern ist 2 Thlr., auf ein Quartal 15 Ngr.

Mit grundsätzlicher Vermeidung alles Politischen und Confessionellen wird der Herausgeber auch in Zukunft durch die gebotenen Unterhaltungsgaben in Schilderungen aus der Tages-, Völker- und Naturgeschichte, in Erzählungen, Reiseschilderungen, Märchen, Dramen, Fabeln, Gedichten, Räthseln, Spielen u. s. w. **allgemeine Menschenbildung** im höchsten Sinne des Worts zu fördern suchen und in dem Blatte der Jugend aller Stände, Großen und Kleinen, Protestanten und Katholiken, eine gesunde Nahrung für Geist, Herz und Leben bieten. Die Mitwirkung der geachtetsten Jugendschriftsteller Deutschlands sowie die für unsere Zeitung vorliegenden Illustrationen werden uns in den Stand setzen, immer Tüchtigeres und Mannichfaltigeres nach Inhalt und Bildern zu liefern, und wir bitten nur, sich durch Ansicht des Blattes, namentlich der neuern Nummern, von dem Werthe, der Mannichfaltigkeit und der eleganten äußern Ausstattung dieser Jugendzeitung zu überzeugen. **Der äußerst niedrige Preis macht sie Allen zugänglich.**

☞ **Probenummern des neuen Jahrgangs sind durch alle Buchhandlungen und Postämter zu bekommen.**

Leipzig, im December 1846.

Brockhaus & Avenarius.

Im Verlage von **A. D. Geisler** in **Bremen** ist erschienen und in allen namhaften Buchhandlungen Deutschlands vorräthig:

Nagel, W. (reformirtem Prediger zu St.-Remberti in Bremen), Erbauungsstunden. Zusammenstellung von Predigten. Gr. 8. Geh. 2 Thlr.

Die beste Empfehlung gibt wol der Ruf des Verfassers und der reiche Inhalt des Werkes, als: Die Predigt. — Die Waffenrüstung. — Das Neue Testament. — Die christliche Gemeinde. — Die Vernunft. — Die Erlösung. — Die Versöhnung. — Die Rechtfertigung aus dem Glauben. — Die Gnade Gottes in Christo. — Der Ruhm der christlichen Gemeinde. — Der Gruß des Paulus. — Der Kern der Religion Jesu. — Der Friede Gottes. — Das Leiden der Jugend. — Weß Geistes Kinder? Eliä? oder Jesu? — Das Maß der Lebenssorge. — Das Vater Unser. — Sprüche der Bergpredigt. — Der Gottesdienst. — Das Abendmahl. — Weihnachten. — Die Passion. — Der Weg zum Siege. — Die Verläugnung des Petrus, unsere eigene Geschichte. — Das Bild der Welt. — Was wir hoffen? — Der Grund der Gemeinde. — Der innere Mensch.

Durch alle Buchhandlungen ist von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** zu beziehen:

Fülleborn (F. K.), Das reine Christenthum und die Weltreligion. Gr. 8. Geh. 4 Ngr.

——————, **Zwei Abhandlungen:** 1) Der Einheitstrieb als die organische Quelle der Kräfte der Natur. 2) Das Positive der von dem Kirchenglauben gesonderten christlichen Religion, durch die Einheitslehre anschaulicher gemacht. Nebst einer die Einheitslehre als Wissenschaft begründeten Einleitung. Gr. 8. Geh. 1 Thlr.

In Unterzeichnetem sind soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Novellen

von

Eduard von Bülow.

Zwei Theile. Gr. 8. Velinp. Brosch. Preis 3 Thlr., oder 5 Fl. 15 Kr.

Inhalt: I. Der Verstand des Zufalls. — Das Gewissen. — Ein Frühlingstraum. — Die Brunnencur. — Die neueste Melusine. — Ein Wiedersehen. — II. Das neue Leben. — Der Mönch. — Traum um Traum. — Die Offenbarung. — Der Schatz. — Die schwarze Burg.

Der Herr Verfasser entwickelt in diesen Novellen die innere Geschichte eines halben Lebens, welches die höchsten Fragen seiner Zeit und seines Daseins in sich aufnimmt, sie poetisch-individuell beantwortet und löst. Es liegt in denselben gewiß nicht weniger Confession als freie Gestaltung, wie dies wol überhaupt mit keinem Kunsttalente jemals anders sein kann, dem es ein heiliger Ernst mit sich selbst ist. Einzelne derselben sind schon früher zerstreut in Zeitblättern erschienen, und im Publicum wie in kritischen Zeitschriften mit so großer Aufmerksamkeit und Beifall begrüßt worden, daß sie hier zusammengestellt, vielfach verbessert und umgearbeitet nicht mindere Beachtung erregen werden.

Stuttgart und **Tübingen**, im November 1846.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Bei **A. W. Hayn** in **Berlin** ist soeben erschienen und daselbst sowie in allen Buchhandlungen zu haben:

Drieberg, Friedrich von, Physikalische Streitschrift über den Luft- und Wasserdruck. Geh. Preis $7\frac{1}{2}$ Sgr.

Conversations-Lexikon.

Neunte, verbesserte und sehr vermehrte Originalauflage.

Vollständig in 15 Bänden.

Diese neue Auflage, welche den Inhalt aller frühern Auflagen und Supplemente des **Conversations-Lexikon** in sich aufgenommen hat, wird ausgegeben:

1) in **120 Heften**, von denen monatlich 2 erscheinen, zu dem Preise von 5 Ngr.
Erschienen: 90 Hefte.

2) **bandweise**, der Band auf Druckpap. 1 Thlr. 10 Ngr., Schreibpap. 2 Thlr., Velinpap. 3 Thlr.
Erschienen: 11 Bände.

In einer neuen Ausgabe

3) in **240 Wochenlieferungen**, zu dem Preise von $2\frac{1}{2}$ Ngr. Erschienen: 60 Lieferungen.

Subscribentensammler erhalten in jeder Ausgabe auf 12 Exemplare 1 Freiexemplar.

An alle Auflagen und Nachbildungen des **Conversations-Lexikon** schließt sich an:

Systematischer
BILDER-ATLAS.

Vollständig 500 Blatt in Quart, in 120 Lieferungen,

zu dem Preise von 6 Ngr.

Erschienen: 68 Lieferungen.

Leipzig, im December 1846.

F. A. Brockhaus.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

1846. № XXVI.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** erscheinenden Zeitschriften „**Blätter für literarische Unterhaltung**" und „**Isis**" beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum $2^1/_2$ Ngr.

Deutsche Allgemeine Zeitung.

Auf diese auch im Jahr 1847 unter der Redaction des Professors **F. Bülau** in der bisherigen Weise erscheinende Zeitung werden bei allen Postämtern und Zeitungsexpeditionen des In- und Auslandes Bestellungen angenommen. Der Preis beträgt in Sachsen vierteljährlich 2 Thlr.; in den übrigen Staaten wird derselbe nach Maßgabe der Entfernung von Leipzig erhöht. Die Insertionsgebühren werden für den Raum **einer** Zeile mit 2 Ngr. berechnet.

Leipzig, im December 1846.

F. A. Brockhaus.

Soeben sind bei den Unterzeichneten nun **complet** erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Flavii Philostrati

quae supersunt

Philostrati junioris Imagines Callistrati descriptiones

edidit

C. L. Kayser.

4. maj. Brosch. 8 Thlr. 9 Ngr., oder 15 Fl.

Dieses Werk reiht sich dem Formate nach an unsere beliebte Quartausgabe von **Plato**, *Ed. Orelli, Baiter et Winckelmann.*

C. Lucilii

Saturarum Reliquae.

Edidit, auxit, emendavit

Fr. Dor. Gerlach.

8. 2 Thlr., oder 3 Fl. 36 Kr.

Meyer & Zeller in Zürich.

Im Unterzeichnetem ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die

Seherin von Prevorst,

Eröffnungen über das innere Leben des Menschen und über das Hereinragen einer Geisterwelt in die unsere.

Mitgetheilt von

Justinus Kerner.

Vierte vermehrte und verbesserte Auflage.

Mit 8 Steintafeln.

Preis 2 Thlr. 15 Ngr., oder 4 Fl.

„Wenn diesem merkwürdigen Buche", schreibt ein tüchtiger Mann, „eine seiner ganzen Tendenz mehr oder weniger entgegenstehende frühere Erziehung und Geistesbildung nicht vollkommenen Eingang in alle Gemüther verschaffen konnte, so hat es doch überall ein tiefes Eingehen in sich selbst befördert, eine Menge Fragen im Innern hervorgerufen, und den Blick auf Regionen des menschlichen Geistes und Gemüthes hingezogen, die früher entweder gänzlich unbeachtet blieben, oder doch kaum eines leichtfertigen, oder wol gar verächtlichen Seitenblickes gewürdigt wurden."

Diese neueste Auflage ist durch geistreiche und interessante Vergleichungen und Erörterungen eines unserer tiefsten Naturforscher vermehrt worden. Der zweiten Abtheilung der „Eröffnungen über das Hereinragen einer Geisterwelt in die unsere" sind noch Bemerkungen beigegeben, die von den spätern Forschungen des Herausgebers in diesem Felde sprechen und hauptsächlich den Wunsch ausdrücken: es möchten diese Phänomene, wie der Verfasser später versuchte, mehr auf naturforscherischen als religiösen Boden gezogen und auf solchem verfolgt und weiter erforscht werden.

Stuttgart und **Tübingen**, im November 1846.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Im Verlage von **A. D. Geisler** in **Bremen** ist erschienen und in allen namhaften Buchhandlungen Deutschlands vorräthig:

Dr. Joh. Wilh. Schaefer, Grundriss der Geschichte der deutschen Literatur. Vierte verbesserte Auflage. Gr. 8. 11 Bogen. $12^1/_2$ Ngr. (10 gGr.)

Das einstimmige Urtheil der Kritik und die weite Verbreitung dieses Grundrisses hat über den Werth desselben längst entschieden. Er erscheint in dieser **vierten** Auflage sorgfältig verbessert und mit **chronologischen Tabellen** vermehrt. Dennoch ist der frühere niedrige Preis beibehalten worden.

Neu erschien soeben im Verlage von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** und ist durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Allgemeine

Kirchengeschichte.

Von

C. W. Niedner.

Gr. 8. 3 Thlr. 24 Ngr.

Zu **5** Kr., oder **1⅓** Sgr. das Bändchen

erscheint bei **Metzler** in **Stuttgart** eine neue **Cabinets**-ausgabe von

Bulwer's sämmtlichen Romanen.

Aus dem Englischen von

Fr. Notter und **Gust. Pfizer.**

Dieselbe wird 96 Bändchen enthalten, die zu dem höchst billigen Preise von 5 Kr. oder 1⅓ Sgr. das Bändchen in 16 Lieferungen ausgegeben werden. Titelbilder sind dieser Ausgabe nicht beigefügt. Jede Lieferung enthält einen vollständigen Roman, die letzte die kleinern Novellen. Alle 14 Tage erscheint eine Lieferung. Die erste Lieferung, **Eugen Aram** in 6 Bändchen, ist ausgegeben und vorräthig in jeder Buchhandlung.

Mit 15 trefflichen Stahlstichen,

die als **Titelbilder** zu jedem der 14 größern Romane eine Scene desselben und Bulwer's Bildniß darstellen, kostet die Cabinetsausgabe von

Bulwer's sämmtlichen Romanen, übersetzt von **Notter** und **Pfizer**. 96 Bändchen mit 15 Stahlstichen. 6 Thlr. 12 Sgr., oder 9 Fl. 36 Kr.

Diese Ausgabe mit Stahlstichen liegt bereits complet vor, und ist **sogleich vollständig** zu haben in allen Buchhandlungen Deutschlands und des Auslands.

Leipziger Repertorium

der deutschen und ausländischen Literatur.

Herausgegeben von **E. G. Gersdorf.**

1846. Gr. 8. 12 Thlr.

Wöchentlich erscheint eine Nummer von 2—3 Bogen. **Insertionsgebühren** in dem dieser Zeitschrift beigegebenen „Bibliographischen Anzeiger“ für den Raum einer Zeile 2 Ngr.; **Beilagen** werden mit 1 Thlr. 15 Ngr. berechnet.

November. Heft. 45—48.

Inhalt: **Theologie.** *Baumgarten-Crusius*, Commentar über die vier Evangelien und über den Brief an die Galater. — *Cureton*, The antient Syriac Version of the Epistles of St. Ignatius. — *Cureton*, Vindiciae Ignatianae. — *Redslob*, Der Schöpfungsapolog 1. B. 2, 4—3, 24 ausführlich erläutert. — *Ritschl*, Das Evangelium Marcions und das kanonische Evangelium des Lucas. — *Schenkel*, Das Wesen des Protestantismus aus den Quellen des Reformationszeitalters dargestellt. 1. Bd. — *Schmid*, Geschichte der synkretistischen Streitigkeiten in der Zeit des Georg Calixt. — **Leibnitiana.** Erster Artikel. — **Medicin.** *Henle*, Handbuch der rationellen Pathologie. 1. Bd. — *Stark*, Allgemeine Pathologie. 2. Bd. — **Mathematische Wissenschaften.** *Doppler*, Beiträge zur Fixsternkunde. — *Jolly*, Anleitung zur Differential- und Integral-Rechnung. — **Naturwissenschaften.** *Boissier*, Diagnoses plantarum orientalium novarum. — *Bruch* et *Schimper*, Bryologia Europaea. Fasc. 29—31. — *De Candolle*, Prodromus systematis regni vegetabilis. Pars 10. — *Dozy* et *Molkenboer*, Musci frondosi. Fasc. 2. — *Hooker*, Icones plantarum. Vol. 8. — *De Lessert*, Icones selectae plantarum. Vol. 5. — *Presl*, Botanische Bemerkungen. — *Presl*, Supplementum tentaminis pteridographiae. — *Sullivant*, Musci Alleghanienses. — **Geschichte.** *Schmidt*, Geschichte von Frankreich. 3. Bd. — **Länder- und Völkerkunde.** *Buddeus*, Zur Kenntniss von St.-Petersburg im kranken Leben. — Les Khouan. 2. Edition. — **Biographie.** *Lisch*, Liscow's Leben. — *Reber*, Felix Hemmerlin von Zürich. — **Schöne Künste.** *Lange*, Werke der höhern Baukunst. 1. Heft.

Leipzig, im December 1846.

F. A. Brockhaus.

Im Verlage der **Stiller**'schen Hofbuchhandlung in **Rostock** ist soeben erschienen:

Die Lehre vom Einfluß des Processes auf das materielle Rechtsverhältniß. Historisch und dogmatisch dargestellt von Dr. **Herm. Buchka.** 2 Bände. Brosch. Preis 2½ Thlr.

Trotz des großen Interesses, dessen sich der Gegenstand der vorliegenden Schrift seit der Entdeckung des veronesischen Gajus zu erfreuen gehabt, zeigte sich in Bezug auf Denselben in der juristischen Literatur bis jetzt insofern eine sehr fühlbare Lücke, als die bisherigen Bearbeiter ihre Untersuchungen nicht über das ältere römische Recht hinaus erstreckt und somit die für das heutige gemeine Recht entscheidend wichtige Frage nach den Veränderungen, welche die Lehre seit der Zeit der classischen römischen Juristen erlitten, ganz vernachlässigt hatten. Indem nun der Verf. diese Lücke auszufüllen bestrebt gewesen ist, hat er die Lehre in allen Stadien ihrer Entwickelung von den classischen römischen Rechte an bis zur heutigen gemeinrechtlichen Praxis hin verfolgt. Bei dieser auf **die Eruirung des heutigen gemeinen Rechts gerichteten Tendenz** des Werks hat dasselbe nicht allein eine theoretische Bedeutung, sondern macht es gleichfalls darauf Anspruch, **der Praxis** als willkommene Stütze zu dienen.

Soeben erschien:

Achim v. Arnim's Nachlaß.

1ster Band: **Der echte und falsche Waldemar.**

Preis 1 Thlr. 20 Ngr.

2ter Band: **Päpstin Johanna.**

Preis 2 Thlr. 15 Ngr.

Der Name des tiefpoetischen Achim v. Arnim wird hinreichend sein, um die Aufmerksamkeit des Publicums auf diesen „**Nachlaß**“ zu lenken.

Expedition des v. Arnim'schen Verlags in Berlin.

Soeben erschien bei uns in Commission und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Jahresbericht der Deutschen morgenländischen Gesellschaft für das Jahr 1845. Gr. 8. Geh. 20 Ngr.

Zeitschrift der Deutschen morgenländischen Gesellschaft. Erster Jahrgang. Erstes Heft. Preis des Jahrgangs von 4 Heften 2 Thlr. 20 Ngr.

Auch sind die **Statuten** derselben fortwährend von uns gratis zu erhalten.

Leipzig, im December 1846.

Brockhaus & Avenarius.

In Unterzeichnetem ist erschienen:

Militair-Karte

von

Deutschland

in 25 Blättern,

auf dem topographischen Bureau des königl. bairischen Generalstabes entworfen

von

Anton Klein.

Blatt Nr. 13.

Die darauf vorkommenden Hauptorte sind: **Amberg. Aschaffenburg. Bamberg. Baireuth. Koburg. Darmstadt. Frankfurt. Heidelberg. Hof. Marburg. Nürnberg. Würzburg.**

Preis 1 Thlr. 5 Ngr., oder 2 Fl.

Mit diesem Blatte ist die vortreffliche Karte nunmehr vollständig erschienen.

Stuttgart und **Tübingen**, im November 1846.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Im Verlage von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** ist neu erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Baltische Briefe.

Zwei Theile.

Gr. 12. Geh. 2 Thlr. 20 Ngr.

Reisebemerkungen und geistreiche Schilderungen einer Dame, nach englischen Originalien bearbeitet, die allen Denen, welche sich für **russisches Leben** und besonders für die **Zustände der Ostseeprovinzen** interessiren, eine willkommene Gabe sein werden.

In unserm Verlage ist vollständig erschienen und an alle Buchhandlungen von uns verschickt worden:

Vorlesungen über die Geschichte der deutschen National-Literatur.

Von

Dr. A. F. C. Vilmar.

Zweite mit Anmerkungen und einem Register vermehrte Auflage.

45¼ Bogen. Gr. 8. Velinpapier. 2 Thlr. 15 Sgr., oder 4 Fl. 30 Kr.

Wir können nach dem Urtheile unparteiischer, sachkundiger Männer in diesem Werke ein mit tief eindringendem Geiste, mit gründlicher, umfassender Kritik ausgearbeitete, alte und neue Zeit begreifende deutsche Literaturgeschichte darbieten. **Sie ist für Alt und Jung geeignet, ein Hand-, Lehr- und Lesebuch, ein Herz und Kopf bildendes Werk für die Jugend, für die Söhne und Töchter solcher Familien, welche eine edle Belehrung und genußreiche Unterhaltung wünschen,** schon auch deswegen, weil, was in Geschichtswerken so selten ist, der Stil desselben blühend, kräftig, rein, die Form dem Gegenstande überall angemessen ist. Wir haben die feste Überzeugung, mit diesem Werke eines auf dem Gebiete der deutschen Literatur auch sonst bekannten Gelehrten die ausgezeichnetste, geistreichste, gemüthvollste und kunstgemäßeste Darstellung unserer National-Literatur darzureichen.

Marburg, im December 1846.

Elwert'sche Universitäts-Buchhandlung.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Herausgeber: **J. Lehmann.** Verleger: **Veit & Comp.** in **Berlin.**

Jährlich 156 Blätter in Fol., mehr als 600 Artikel über Erscheinungen der historischen, politischen, geographischen, kirchlichen, socialen und schönwissenschaftlichen Literatur der Franzosen, Engländer, Nordamerikaner, Italiener, Spanier, Skandinavier, Slawen rc. mit steter Rücksicht auf dieselben Erscheinungen in Deutschland enthaltend.

Preis bei allen Postämtern (in Preußen ohne Portoaufschlag) und Buchhandlungen 3 Thlr. jährlich, 22½ Sgr. vierteljährlich.

Lyrische und dramatische

Dichtungen

von

Alwin Reinbold.

Gr. 12. Geh. 1 Thlr.

Das traurige Schicksal des Dichters, der sein Leben verlor bei dem Versuche, einem verunglückten Arbeiter das seinige zu retten (vergl. Beilage zur Allgemeinen Zeitung vom 13. Nov.), veranlaßt mich, diese Dichtungen aufs neue der Theilnahme des Publicums zu empfehlen. Ich bemerke dabei, daß **der Ertrag des Verkaufs der in bedrängten Umständen hinterlassenen Witwe Reinbold's zu Theil werden wird.**

Leipzig, im December 1846.

F. A. Brockhaus.

Digitized by Google

Zeitschrift
für die
historische Theologie.

In Verbindung mit der von **C. F. Illgen** gegründeten historisch-theologischen Gesellschaft zu Leipzig herausgegeben von

Dr. C. W. Niedner.

Jahrgang 1846.

Gr. 8. Preis des Jahrgangs in vier Heften 4 Thlr.

Inhalt des zweiten und dritten Heftes.

Die theologische Doctrin Wycliffe's. Nach den Quellen dargestellt und kritisch beleuchtet von **E. A. Lewald.** — Einführung und Fortgang der Reformation in Schweden bis auf den Reichstag zu Westerås 1527. Von **P. E. Thyselius.** — Der freie Protestantismus im Fürstenthum Anhalt. Eine historische Skizze von **J. C. G. Johannsen.** — Über die allmälige Verwandlung der ursprünglichen israelitischen Staatsverfassung in eine Monarchie. Von **G. E. Müller.** — Über den neu-hebräischen Begriff כנסת ישראל und die mit ihm verwandten Vorstellungen. Von **W. Wessely.** — Über die Christologie des Beryllus von Bostra. Von **H. O. F. Fock.** — Die Lehre des Eusebius von Cäsarea über die Gottheit des Sohnes. Aus der Demonstratio Evangelica dargestellt von **Ch. R. W. Klose.** — Das Dogma vom Heiligen Geist bei den Häretikern des Mittelalters. Dargestellt von **Ch. U. Hahn.** — Luther's Hausrechnung, nebst zwei Briefen. Aus dem dresdener Staatsarchiv mitgetheilt von **J. K. Seidemann.** — Zwei noch ungedruckte Briefe **Melanchthon's**, mit Erläuterungen von **Ch. W. Spieker.** — Dreizehn ungedruckte Briefe Melanchthon's; aus dem Archiv des protestantischen Seminars zu Strasburg herausgegeben von **C. Schmidt.** — Edelmann's Leben. Nach ihm selbst beschrieben von **Ch. R. W. Klose.** — Verbreitung der evangelischen Lehre, ihre Schicksale und Folgen im Stift Fulda und in den angrenzenden Orten der buchonischen Ritterschaft. Ein Beitrag zur Geschichte der Reformation von **G. F. Büff.** — Miscellen. Mitgetheilt von **E. Schmid, K. E. Förstemann** und **C. A. Peschek.**

Leipzig, im December 1846.

F. A. Brockhaus.

In C. Gerold's Verlagsbuchhandlung in **Wien** ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Beiträge zur Lehre
von den
Erzlagerstätten
mit besonderer
Berücksichtigung der vorzüglichsten Bergreviere der k. k. östreichischen Monarchie.

Von

Dr. *Wilhelm Fuchs*,

k. k. Bergrathe und königl. Oberhüttenverwalter des niederungarischen Bergdistrictes.

Mit drei Kupfertafeln.

Wien 1846.

Gz. 8. In Umschlag brosch. Preis 1 Thlr.

Der Hauptzweck dieser Schrift ist eine kritische Beleuchtung der verschiedenen Ansichten über die Entstehung und Bildung der Erzlagerstätten, sie behandelt somit einen Gegenstand, der nicht blos für den Naturforscher, sondern insbesondere für den Bergmann von höchstem Interesse ist. Das Neue was darin über diese Frage enthalten, gründet sich lediglich auf eigene, und wir können sagen umfassende Beobachtungen des Verfassers, dessen Sorgfalt in dieser Beziehung durch sein früheres Werk über die Venetianer Alpen (Solothurn 1843, Fol.) jedenfalls vollkommen gerechtfertigt sein dürfte.

Die Erfahrungen desselben, aus den wichtigsten Bergrevieren der östreichischen Monarchie geschöpft, veranlassen die Besprechung einer Reihe von Notizen über die geognostischen Verhältnisse dieses Staates, die sonst nur in einzelnen Journalen zerstreut, oder zum Theil gar nicht bekannt, hier streng geordnet sich gesammelt finden.

Soeben verließ die Presse und wurde an alle Buchhandlungen versandt:

M. von Thibiage's

Geschichte der berühmtesten

Ritterburgen und Schlösser

Frankreichs, Englands, Deutschlands, der Schweiz rc.
Nebst deren Sagen, Legenden und den Erzählungen der Heldenthaten ihrer Besitzer. Deutsch von **L. Hain.**

Zwei Bände. 8. Geh. 1⅓ Thlr.

Merseburg.

Louis Garcke.

In meinem Verlage ist neu erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Weltgeschichte
in
Umrissen und Ausführungen
von
F. W. Loebell.

Erster Band.

Gr. 8. (39 Bogen.) Geh. 2 Thlr.

Eine Weltgeschichte in erzählender Form, von einem Umfange, der zwischen compendiarischer Kürze und erschöpfender Ausführlichkeit die Mitte hält, wie sie der dem größern Publicum durch die mehrmalige Herausgabe der Becker'schen Weltgeschichte bereits bekannte Verfasser dieses Werkes durch dasselbe zu geben beabsichtigt, ist nicht allein für den Gelehrten von Fach, sondern überhaupt für alle Diejenigen Bedürfniß geworden, welche nicht in den Vorhallen der Geschichte stehen bleiben, sondern die Ergebnisse der heutigen Wissenschaft kennen lernen wollen. Wie die Begebenheiten, die Zustände, alle Erscheinungen in der Geschichte eines Volkes einander bedingen; wie sie mit dem Kreise seiner Anschauungen und Gedanken zusammenhängen; wie sie eine fortgehende, auf- und absteigende Entwickelungsreihe ausmachen; welche Bedeutung die Eigenthümlichkeit des Volkes und seiner Cultur in ihren Beziehungen zur Geistesbildung anderer Völker, zur Weltcultur haben: — das Alles, insofern es ermittelt ist, wird durch den Verfasser von der Schulsprache entkleidet vorgeführt, sodaß der Zweck des Werkes auch bei denjenigen Lesern nicht verfehlt werden wird, die keine gelehrten Vorkenntnisse besitzen.

Leipzig, im December 1846.

F. A. Brockhaus.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google